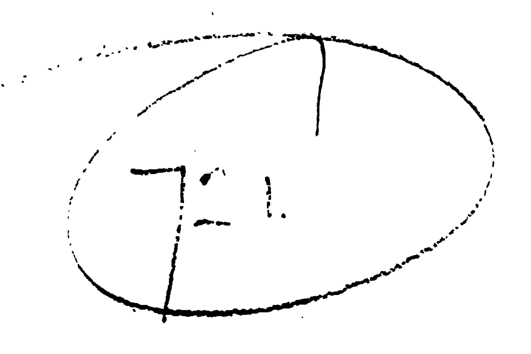
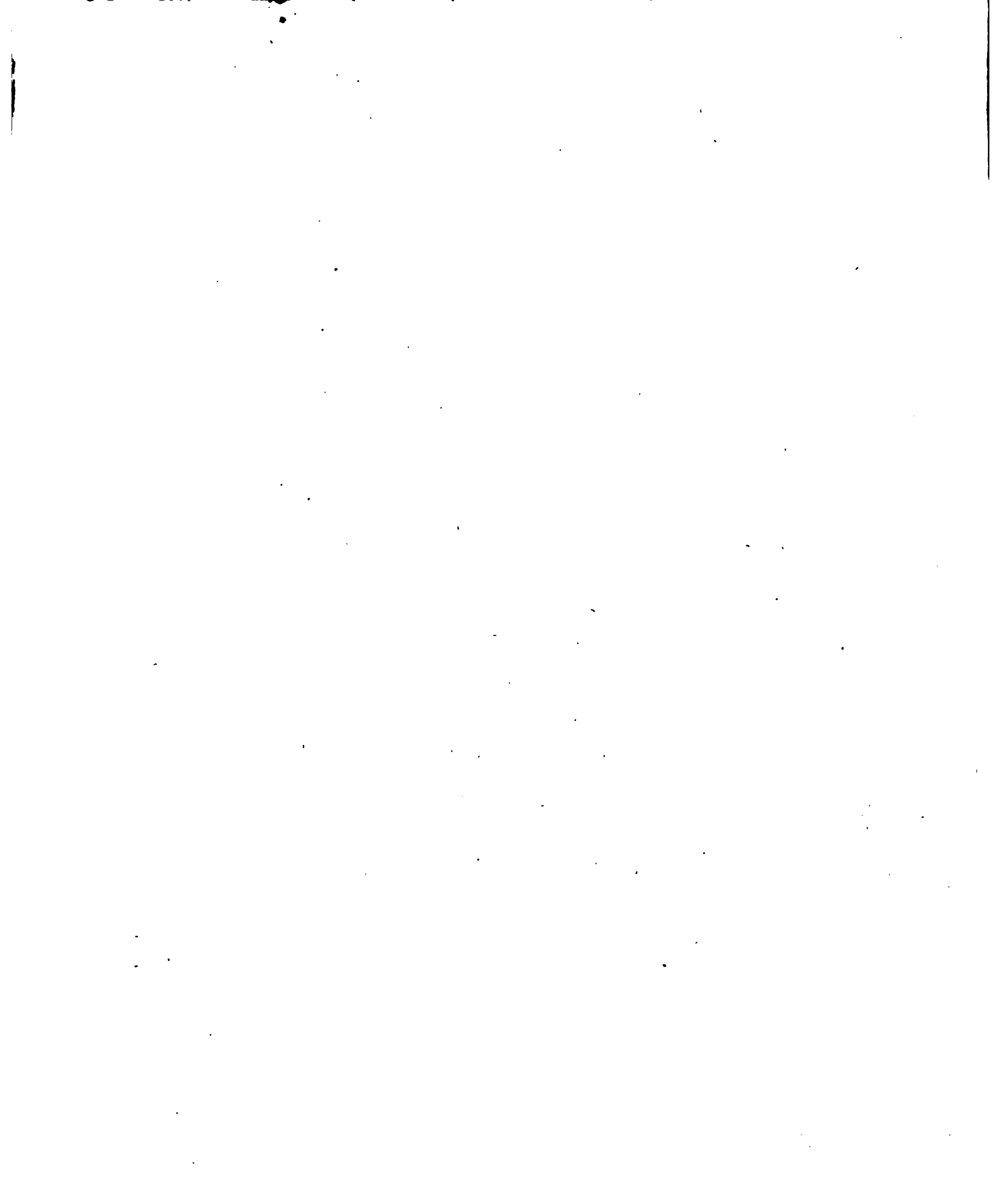






JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

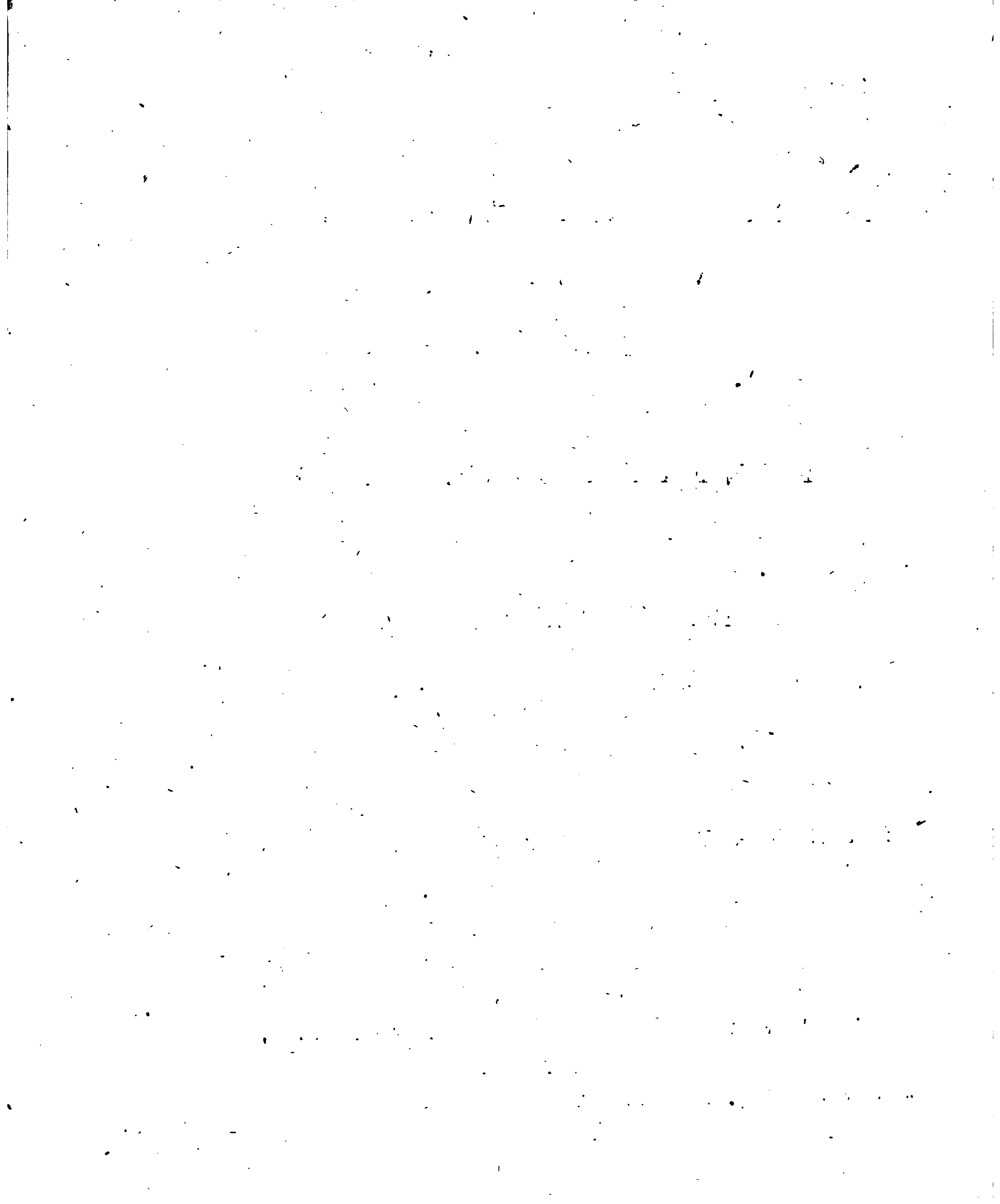
ERSTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1808.



NEUE UNTERHALTUNGEN
ÜBER
VERSCHIEDENE GEGENSTÄNDE DER KUNST
ALS FOLGE DER NACHRICHTEN
VON DEN WEIMARISCHEN KUNSTAUSSTELLUNGEN.

Das verflossene Jahr ist in unserer Gegend, aus leicht begreiflichen Ursachen, an Kunstereignissen kein fruchtbares gewesen. Vier, vom Hn. v. *Kügelchen* in Dresden wohlgemalte, besonders aber in Hinsicht auf Ähnlichkeit sehr schätzbare, Brustbilder, die Herren Fernow, Öhlenschläger, Seume und Adam Müller darstellend; einige vom Hn. Hofbildhauer *Weiser* verfertigte, ebenfalls sehr ähnlich gerathene, Portraitbüsten, und verschiedene treffliche Handzeichnungen des Landschaftsmalers, Hn. *Chaaz*, von welchen vorzüglich eine braungetuschte Aussicht von der Insel Ischia gegen das Cap Misene, Neapel und den Vesuv hin, unter die reichsten und erfreuendsten Bilder dieser Art kann gerechnet werden, sind ausser einigen Bronzen und geschnittenen Steinen die einzigen Kunstwerke von Bedeutung gewesen, denen wir begegnet sind. Allein, wenn wir theils für die Zukunft auf die Wiederkehr günstigerer Umstände hoffen dürfen, theils die jährlichen Unterhaltungen in diesen Blättern mit vielen und gleichgesinnten Freunden und Liebhabern der Kunst nicht gerne unterbrechen möchten: so wollen wir, anstatt über eingegangene Kunstwerke zu urtheilen, in dem gegenwärtigen Falle verschiedene andere, die Kunst betreffende Dinge, nach Beschaffenheit kürzer oder ausführlicher, abhandeln und mittheilen.

I.

Erinnerungen über schöne Gartenkunst.

Nicht leicht hat irgend ein Fach der Künste in unseren Tagen sich einer so durch alle Stände verbreiteten lebhaften Theilnahme und so vieler begüterter Liebhaber zu erfreuen, als die schöne Gartenkunst. Über keine andere Kunst ist so fleissig geschrieben, gelesen, auch die Vorschläge der Schriftsteller von den Liebhabern so häufig praktisch benutzt worden. Dennoch sind keine sehr erheblichen Vorschritte geschehen, der Geschmack der Gärten hat sich seit Kurzem weder viel verändert noch verbessert, und zwar nach unserer Muthmasfung vornehmlich darum, weil der ächte Kunstbegriff von schönen Gartenanlagen wohl noch überhaupt nicht gehörig entwickelt ist, ja wenn er es auch wäre, schwer zu fassen und noch schwerer in Ausübung zu bringen seyn mag. Ein Dilettant in der schönen Gartenkunst — und gewöhnlich sind diejenigen, welche Anlagen machen, nichts weiter — pflegt sein Werk damit anzufangen, dass er ledige Flecke mit Büschen bepflanzen, andere aber lichten läfst; er leitet alsdann zwischendurch bequeme Wege, und stellt, was allerdings wohlgethan ist, Sitze zum Ausruhen hin; endlich werden Strohhütten und Tempel, und Burgen und Ruinen eingestreut, wie man Lust hat, oder das Vermögen es gestattet, und zweifelt sodann keineswegs, die Sache sey zum besten ausgeführt, ein Kunstwerk sey entstanden.

Doch wiewohl meistens der Fall seyn wird, dass die einen solchen Ort Besuchenden mit den gemachten Anlagen zufrieden sind, indem ihre Foderungen sich nicht weiter erstreckten, als in angenehmer Jahreszeit bey trockenen bequemen Wegen hier und dort einer freyen Aussicht, bey schwülen Sommertagen des frischen Schattens zu geniessen, und nöthigen Falls Obdach gegen vorbeyziehende Regenschauer zu finden: so hat man darum der Kunst noch nicht Genüge geleistet, welche strenger urtheilt und prüft, nicht nur ob dasjenige, was jetzt wirklich vorhanden ist, leidlich sey und gefalle; sondern auch, was unter den gegebenen Umständen nach dem besten Geschmack hätte geschehen können und sollen.

Wir stehen nicht an, die Kunst, Gartenanlagen zu machen, mit der Landschaftsmalerey zu vergleichen, ja, sie in gewissem Betracht für noch schwerer zu halten, als diese. Der Landschaftsmaler sowohl, als der Gartenkünstler, haben es im Grunde mit einerley Gegenständen zu thun; nur bedient sich jener, um seine Ideen auszudrücken, todter Werkzeuge, von Leinewand, Farben und Pinsel, denen er mit unbedingter Freyheit zu gebieten vermag, dieser hingegen staffirt sein Gemälde mit lebendigen Pflanzen, wirklichem Wasser, Felsen u. dgl., kann aber eben darum nicht vollkommen willkührlich über ihre Formen und Verhältnisse herrschen, und ist überdem genöthigt, sich Bedingungen zu fügen, wie der Zufall sie auf dem Raum seiner Anlagen vereiniget hat. Daraus folgt nun, dass die Gartenkunst überhaupt in Lösung der Aufgabe besteht, einem gegebenen Stück Land vermittelst Anpflanzungen, allenfalls auch mit Hinzufügung passender Werke der Baukunst, die möglichste malerische Schönheit zu ertheilen, deren es seiner Beschaffenheit nach fähig ist.

Wer von den Künsten im Allgemeinen würdige Begriffe hat, wird also ohne Mühe einsehen, dass die Gartenkunst zu nichts weniger, als zum blossen Spielwerk, zu mühe- und anstrengungslosem Zeitvertreib geeignet ist; sondern vielmehr die grösste Gewandheit des Genies, den gebildetsten Geschmack, das Mitwirken mehrerer Künste und Kenntnisse in allen erfodert.

Beyspiele aus der Architektur und Malerey können darthun, dass es nur sehr vorzüglichen Künstlern, und zwar nur selten gelang, Schwierigkeiten der Localbedingungen vollkommen glücklich zu besiegen. Aber ein einziger Garten heischt für Parthieen von verschiedenem Charakter, für mannichfaltige Ansichten von malerischem Interesse, welche er gewähren soll, schon eine beträchliche Zahl solcher Kunststücke, wo der Künstler sich dem Local glücklich gefügt, oder vielmehr einen Sieg über dasselbe davon getragen hat. Nun überlege man, welcher Aufwand von Talent, von Erfindungsgabe, von Wahl und Geschmack hiezu nöthig ist.

Das scheint uns für Dilettanten, oder für diejenigen, welche die Gartenkunst ohne den rechten Ernst treiben, das Verlockende zu seyn, dass die Vollkommenheit des Materials, dessen sie sich bedienen, die begangenen Fehler zudeckt. Büsche und Bäume, bewachsene Felsen, fallende Bäche u. dgl. geben immer einen angenehmen Anblick; nur etwa in der schlechten Situation, in der grotesken Form der Gebäude, fällt die Dürftigkeit der Gedanken, der falsche Geschmack klar in die Augen.

Mit diesen Betrachtungen verbinden wir zwar keinesweges die unfreundliche Absicht, so manchem Ehrenmanne, der Lust am Pflanzen hat, die Sache zu verleiden; aber ganz übel mag es doch auch nicht seyn, wenn wir da, wo die Kunst so oft verkannt und entwürdigt wird, auf die höheren Zwecke derselben hinweisen.

II.

Über die antike Gruppe, Castor und Pollux, in der königlichen Sammlung zu St. Ildefonso in Spanien.

Wir dürfen hoffen, besonders den Alterthumsforschern, einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir ihnen hiermit aus der Handschrift eines kunsterfahrnen Beobachters, welcher vor wenig Jahren durch Spanien gereiset, über den Zustand und die Restaurationen dieser berühmten Antike Nachricht ertheilen.

„Die Gruppe *Castor und Pollux* ist viel beschädigt „und schlecht zusammengesetzt; ursprünglich mochte sie wohl aus einem einzigen Marmorblock gearbeitet seyn, wenigstens sind die Platte, worauf die Figuren stehen, ihre Füsse, der kleine Altar nebst „der kleinen räthselhaften Figur an der Seite noch „aus Einem Stück. — Im Ganzen ist die hintere Seite der Gruppe besser als die vordere erhalten. Die „geradestehende vordere Figur hat überhaupt weniger gelitten, als die andere, und mit Ausnahme der „beiden Arme ist sie bis unter die Kniee ganz; am „rechten Fuss bemerkt man viele schlecht gerathene „Ergänzungen: der linke erhobene Arm dieser Figur ist unter dem Ellenbogen gebrochen, geflickt, „und scheint nicht gehörig angesetzt; die Hand hält „ein kleines Stück von dem Stiel einer Fackel, von „welcher man das Übrige aus Holz gearbeitet beygelegt hat. Der rechte niedergehaltene Arm ist an „der Schulter gebrochen und die Fackel unter der „Hand bis auf den Altar mehrere Male."

„An der zweyten Figur, die sich an die vorige „anlehnt, hat sich der Rumpf ebenfalls bis an die „Kniekehlen ganz erhalten, doch die Seite des Rückens besser als der Vorderleib, denn dieser hat „mehrere eingefressene Risse, welche über den Leib „so wie über die ganze rechte Lende gehen. Die „Nase ist angesetzt, der Hals zerbrochen, der aufgelegte linke Arm ist an der Schulter und über der „Hand gebrochen, der rechte Arm, der die Schaale „hält, scheint nach Massgabe der Farbe des Marmors „neu zu seyn, überdem ist bey demselben an der „Brust ein eingesetztes Stück. Die Beine sind schlecht „angesetzt, unten sind beide Füsse zerbrochen, der „hängende linke zweymal, über dem Knöchel und „über den Zehen; der rechte Standfuss ist nach hinten zu sehr geflickt, und hat über dem Knöchel ein „neues eingesetztes Stück von etwa drey Fingern „breit. In der Kniescheibe ist ein kleines, rundes „Stück ausgebrochen und restaurirt. Die bekleidete „kleine weibliche Figur, welche vermuthlich dem „gerade aufrecht stehenden Jündling, dessen Beschädigungen und Ergänzungen zuerst betrachtet „worden, zum Halt dienen sollte, ihrer weiteren „Bedeutung nach aber von keinem Alterthumsforscher befriedigend hat erklärt werden können, ist „über der Spanne gebrochen, so auch ihr Postement, „welches nur vorne mit der Platte oder Sokel, worauf die ganze Gruppe steht, eins ist, indessen scheint „doch alles an ihr alt und ursprünglich zu seyn. In „der Hand hält sie einen Apfel."

Sey es uns erlaubt, hier noch zur weiteren Berichtigung obiger Nachrichten beyzufügen, dass der berühmte Alterthumsforscher, *E. Q. Visconti*, im 6ten Bande des *Mus. Pio Clem.* p. 63 anmerkt: „Er habe in dem Kopf der einen Figur dieser Gruppe das Lotusbekränzte Bildniss des Antinous erkannt." Wir, die wir einen guten Gypsabguss des Werks zu betrachten täglich Gelegenheit haben, stehen nicht an, mit Hn. *Visconti* zu glauben, der niederschauende Kopf des sich anlehnenden Jünglings stelle das Bildniss des Antinous wirklich dar, besonders da man nun erfahren hat, dass die Nase angesetzt, also auch ohne Zweifel modern ist. Hieraus darf aber nicht etwa geschlossen werden, die ganze Gruppe sey zu Hadrians Zeit verfertigt. Man betrachte, vergleiche diesen Antinouskopf mit dem Kopf der anderen aufrechtstehenden vorderen Figur, welcher, vermöge der gegebenen Nachricht, niemals vom Rumpf getrennt gewesen zu seyn scheint, und es wird sich gleich eine ganz andere strengere Behandlung, vor-

nehmlich in den Haaren desselben, zeigen, eine höhere Idee, und überhaupt der ächte griechische Geist würdigster Art in der ganzen Gestaltung, wie er Werken aus der Zeit vor Alexander inzuwohnen pflegt. Wenn nun ferner noch aus der Nachricht hervorgeht, dass der Hals der sich anlehnenden Figur zerbrochen ist: so darf man kaum noch zweifeln, der erwähnte Kopf des Antinous sey bloss willkührlich aufgesetzt, und habe ursprünglich durchaus nicht zu dieser Gruppe gehört.

III.

Da es gegenwärtig, wenn auch von Künstlern und Kunstrichtern nicht immer klar genug begriffen, doch allgemein zugegeben ist, dass in der bildenden Kunst ein grosser Unterschied zwischen günstigen und ungünstigen Gegenständen obwalte, jene dem Künstler für seine Werke die erheblichsten Vortheile gewähren, diese hingegen grosse, ja zuweilen gar unüberwindliche Hindernisse ihm in den Weg legen: so dürfen wir hier in Bezug auf das, was über diese Sache von uns schon anderwärts (*) ist geäussert worden, verschiedene dahin zielende Betrachtungen ohne vorauszuschickende Einleitung mittheilen.

Über Neigung und Abneigung tauglicher Gegenstände zu den verschiedenen Arten von Kunstarbeiten.

Gegenstände der bildenden Kunst, wenn sie auch im Allgemeinen die zur Darstellung erforderlichen Eigenschaften haben, werden doch allemal mehr für die eine als für die andere Art von Kunstarbeiten geeignet seyn. Laokoon z. B. würde vielleicht nie so glücklich in einem Gemälde dargestellt werden, als es in Marmor geschehen ist, und Niobe mit ihren Kindern müsste vom Maler ganz anders gedacht, anders dargestellt werden, als vom Plastiker. Eben so qualificiren sich manche Gegenstände vorzüglich für das Basrelief, und würden sich weder gemalt, noch in ganz runden Figuren, so gut ausnehmen. Wir gehen weiter und sagen, dass Dinge, welche leicht, abgelöset, freystehend, durchbrochen seyn müssen, und wenig imposante Massen haben dürfen, sich weit besser für Arbeiten in Erz, als für Arbeiten in Marmor schicken werden; auf geschnittenen antiken Steinen sogar haben wir Gegenstände wahrgenommen, welche schwerlich für irgend ein anderes Kunstfach gleich gut und günstig seyn möchten; denn ein jedes derselben hat seine besonderen Foderungen, Schwierigkeiten und Vortheile, welche der Künstler mit genauer Sorgfalt erwägen, ausweichen oder benutzen muss. Dieses alles noch etwas näher und umständlicher darzuthun, soll im Folgenden versucht werden.

Das allerhöchste, einfachste, würdigste in der Kunst scheint vorzüglich der Bildnerey in Statuen anzugehören. Freylich lässt sich mit strenger Genauigkeit nicht bestimmen, was und wie viel in jedem Fache vom Genie kann geleistet werden; doch würde nach unserem Ermessen ein gemalter Jupiter Olympius kaum das seyn können, was des Phidias Statue desselben war. Diese sass im Tempel; es war zwar nicht der Gott selbst, aber *der Repräsentant des Gottes, sein Ebenbild.* Ein Gemälde bleibt seiner Natur nach immer eine Art von Betrug und Hexerey, und stimmt darum mit jener hohen Würde, Ernst und Wahrheit nicht recht überein. Es prätendirt nicht nur die Sache vorzustellen, sondern wirklich *Sie selbst zu seyn*, und, je besser es ist, desto stärker wird die Täuschung, die aber eben darum, weil sie Täuschung ist, nicht länger als einen Moment dauern kann; sobald sie verschwunden, bewundern wir nur noch das Kunststück, und die Gestalt imponirt uns nicht mehr. — Bey der Statue hingegen bedarf es schon einer gewissen Abstraction, um auf die Kunst an derselben überzugehen. Als Gestalt, als Vorstellung, kann eine Statue die möglichst vollkommene seyn. Als wirkliche Darstellung ist ein jedes Gemälde immer noch schwach, Nachahmung des Unerreichbaren, ein blosser Schatten. Werke der Bildhauerey erniedrigen sich, wenn sie in das Gebiet der Malerey übergreifen, und ihre Wirkungen bezielen. Sie entehren sich durch die Absicht zu täuschen. Bemalte Statuen sind wie geschminkte Frauen, welche Reizungen borgen wollen, indem sie den Mangel an eigenthümlichen empfinden.

Das Basrelief hat noch weniger Ansprüche auf Wahrscheinlichkeit und Darstellung zu machen, als Statuen: es *bedeutet* bloss, und kann für eine Art von figurirter Hieroglyphe gelten. Wir nehmen desswegen auch keinen Anstand, die zwey und dreyfache Handlung, oder einen zusammenhängenden Cyklus, wie auf mehreren antiken Denkmälern vorkommen, im Basrelief für zulässig und sogar für angemessen zu halten. Alles muss scheinbar nur ein Ganzes ausmachen, und aus diesem Grunde dürfen die Abtheilungen, wenn man dergleichen anbringt, nicht zu auffallend seyn. Der Bildhauer vergesse niemals, dass er überhaupt keine Illusion erregen kann, am wenigsten aber im Basrelief; er vermeide jede Gelegenheit, wo man ihn dessen beschuldigen könnte, um die Beschämung sich zu ersparen, nach diesem Zweck gehascht, und denselben verfehlt zu haben. Seine Kunst mag und soll er in der Schönheit der Formen, im Geschmack, in gefälliger Anordnung, in Bedeutung und Ausdruck sehen lassen; allein es ist ihm fast vor allen anderen Künstlern Noth, die Grenzen seines Fachs zu kennen; er unternehme daher auch niemals Dinge, welche ausser demselben liegen, wo schon der Stoff, in welchem er arbeitet, ihm unbesiegbare Hindernisse entgegen setzt. Landschaften, Wolken, perspectivisch stehende Reihen von Gebäuden u. dgl. können im Marmor oder Erz unmöglich mehr, als nur angedeutet werden, können nur Zeichen seyn. Jeder Versuch genauer Nachahmung, wirklicher Darstellung derselben, wird nothwendig misslingen und keinen Beyfall verdienen.

Die Malerey hat ein viel weiteres Reich, eine

(*) Propyläen, ister Band im isten und 2ten Stück.

freyere Natur, als die Plastik. Der Stoff, womit sie arbeitet, ist ungleich williger; und da überdem noch Farben, Licht und Schatten ganz in ihrer Macht sind, so kann sie jeden Naturgegenstand, oder wenigstens den Schein desselben, täuschend nachahmen. Daher kömmt es auch, dass alles scheinbar lebendige, bewegliche, alles schwebende und leichte, bey gleichem Aufwand von Kunst und Fertigkeit allemal dem Maler besser als dem Bildhauer gelingen wird. Das ausschliessliche Eigenthumsrecht der Malerey an alles, was täuschende Natürlichkeit haben soll, bedingt aber auch hinwieder, dass in einem Gemälde eigentlich nichts erscheinen darf, was an sich völlig unwahrscheinlich ist. Also wäre die doppelte, drey- und vierfache Handlung, welche oben für das Basrelief vertheidigt worden, weil sie dort den Cyklus bedeutet, im Gemälde weniger an der rechten Stelle. Wenn daher der Maler es übernimmt, einen Cyklus darzustellen, so müsste solches, um nach der besten Weise zu verfahren, eigentlich in abgesonderten Bildern geschehen. — Vorzüglich tadelhaft, ja ermüdend, ist die doppelte Handlung in Fällen, wo der Maler sich ihrer zum Zweck grösserer Deutlichkeit bedienen wollte, aber demungeachtet seine Absicht nicht erreicht hat, wie man solches z. B. an einem zwar sehr schön ausgeführten, doch in der Wahl des Gegenstandes völlig missrathenen Bilde des N. Poussin in der münchener Gallerie gewahr wird, wo Midas den Bacchus bittet, die verliehene Gabe, alles in Gold zu verwandeln, wieder von ihm zu nehmen, und im Hintergrunde noch einmal dargestellt erscheint, im Flusse Paktolus sich badend.

Hingegen ist das Zusammenrücken zweyer auf einander bezüglicher Handlungen, wie in der Verklärung von Rafael, kein Fehler. Denn gesetzt auch, die Wahrscheinlichkeit der Scene leide etwas darunter, so bleibt doch immer noch ein Schein von Möglichkeit übrig, und höhere Kunstfoderungen, nämlich die der Klarheit, der Bedeutung, des vollen inneren Gehalts, haben gewonnen auf Kosten des Raums unbedeutender Nebenwerke. Wir geben indessen gerne zu, dass man die Sache nicht gar zu weit treiben dürfe, und dass ein solches Verfahren vom Gegenstande nothwendig erfodert, und durch glücklichen Erfolg, wie in dem angeführten Beyspiel, gerechtfertigt werden müsse.

Nebenwerke, besonders landschaftliche und was zu denselben gehört, dürfen bey einem zum Fach der Geschichts-Malerey gehörigen Kunstwerk keineswegs vernachlässigt oder zu flüchtig behandelt werden; sie müssen sich in der Ausführung nach der Ausführung der Figuren, als den Hauptgegenständen, richten, und mit diesen übereinstimmen, nur seyen sie einfach und angemessen. Pracht, Überfluss und Geräusch sind sehr selten wohl angebracht.

In Gemälden des Fachs der Landschaft dürfen die Figuren, besonders menschliche, nicht zu gross oder zu auffallend seyn. Belebte Natur hat in der Darstellung allemal ein grösseres Interesse und zieht den Beschauer mehr an, als die unbelebte, welche bey Landschaften den Hauptgegenstand ausmacht, und folglich herrschen soll. Am meisten läuft der Künstler Gefahr zu irren, wenn er mit Geschichten staffirt, wie in vielen übrigens vortrefflichen Werken geschehen ist. Durch geschichtliche Bedeutung vermehrt sich das Interesse der Figuren; die Landschaft wird von ihnen überwältigt oder wenigstens aufgewogen, und so entsteht eine Zweydeutigkeit, welche dem Kunstwerk zum Nachtheil gereichen muss. Wir wissen zwar sehr wohl, dass einige bewundernswerthe Beyspiele von gelungenen Ausnahmen gegen diese Regel anzuführen sind: dort steht aber jedesmal die dargestellte staffirende Geschichte im innigsten Bezug mit der Landschaft selbst, und es ist weder das *Genre*, noch die Kunstfertigkeit in der Ausführung, was unser Wohlgefallen vorzüglich aufregt, sondern der grosse reine Eindruck eines harmonisch gedachten Ganzen.

Die Bildniss-Maler müssen wir vor den sogenannten historischen Bildnissen warnen, als gefährlichen Gegenständen, bey denen wahre Kunst und Geschmack durch den Widerspruch der Gestalt und Züge mit dem prätendirten Charakter beleidigt werden. Wir erinnern uns, einst ein treffliches Mignatur-Gemälde von *Joseph Werner* gesehen zu haben, wo der genannte Künstler einen bejahrten kränklichen Herrn dargestellt, mit grosser Alonge-Perücke, und übrigens als Mercurius costumirt. Selbst unter den antiken Statuen finden sich einige Bildnisse römischer Kayserinnen in der Stellung und mit — Attributen der Venus, wo aber Gesichtszüge und Haarputz dem Ideal von dieser Gottheit sehr entgegen sind. Unsere Zeitgenossen begehen oft ähnliche Sünden, und pflegen unter anderen die Schauspieler in ihren Lieblingsrollen als Hamlet, Richard, Medea, Ariadne u. s. w. darzustellen. Man bedenke aber, dass durch den beygelegten Charakter das Bildniss leidet, und hinwieder auch mit dem Bildniss der Charakter verpfuscht werden muss. Wenn die bildende Kunst eine Heldenfigur darzustellen unternimmt, so muss sie derselben eigenthümliche Gestalt und Züge geben, in zweckmässiger Übereinstimmung aller Theile zum beabsichtigten Ganzen. Einem bildenden Künstler würde — wenig Lob zu Theil werden, wenn er den Ulysses und den Agamemnon, beide in ähnlicher Gestalt, darstellen wollte; wohl aber könnte derselbe Schauspieler heute in dieser und morgen in jener Rolle auftreten, und in allen beiden mit Beyfall spielen. Sollte nun aber dieser Schauspieler in beiden Rollen portraitirt werden, so müsste er als Agamemnon, so wie als Ulysses, immer dieselben individuellen Züge erhalten, und ein Bildniss würde sich also von dem anderen nur durch die Verschiedenheit des Anzugs, der Handlung und des Ausdrucks unterscheiden, welches aber für die höheren Kunstzwecke durchaus unzureichend ist. — Um das Ausserordentliche in Kräften und Thaten eines Heldencharakters als wahrscheinlich darzustellen, pflegt der bildende Künstler von ächtem Geschmack sich ausserordentlicher und idealer Formen zu bedienen; al-

lein in dem angenommenen Falle würde dem gemalten Alltagsgefichte niemand zutrauen, dafs es einen Helden angehöre, so offenbarte sich also schnell die eitle, übelberechnete Verkappung, und wie die Kunst nur eine andere Kunst, und zwar von der schwachen Seite darzustellen sich erkühnt habe.

So wie ein jeder Zweig der bildenden Kunst durch zweckmäfsige, ordnungsmäfsige Wahl der zur Bearbeitung übernommenen Gegenstände sich entweder Vortheile verschafft, oder mit desto gröfseren Schwierigkeiten kämpfen mufs, so ist solches auch bey dem blofs nachahmenden Fach der Kupferstiche der Fall. Da sie den Vortheil der Farben nicht haben, und blofs durch hell und dunkel in weifs und schwarz wirken müssen, so folgt daraus nothwendig, dafs diejenigen Gemälde, in welchen Colorit überhaupt, oder harmonisches Spiel der Farbenmassen wesentlich in die Bedeutung eingreifen, niemals mit gutem Erfolg können in Kupfer gestochen werden, weil der Kupferstich die besagten Eigenschaften auszudrücken nicht im Stande ist. Doch wir wollen uns hierüber nicht weiter ausbreiten, und berufen uns, um nicht in unangenehme Wiederholungen zu verfallen, gegen diejenigen, welche sich etwa für diese Sache besonders interessiren möchten, auf frühere Worte zu beynahe ähnlichem Zweck (*).

Von Vignetten und anderen Kupferstichen, womit die Bücher verziert werden, ist indessen noch einiges besondere zu gedenken. Sie scheinen rücksichtlich auf die darzustellenden Gegenstände, nicht so wie die übrigen Werke bildender Kunst, dem Gesetz absoluter Klarheit und durch sich selbst deutlich sich aussprechenden Inhalts unterworfen zu seyn, denn da sie in dem Buche blofs als Zierrath stehen, mithin vom Text abhängig sind, so dürfen sie auch ihre Erklärung von demselben erwarten. Der Leser des Buchs mag es allenfalls gern sehen, wenn bildende Kunst seiner Einbildungskraft zu Hülfe kommt, und ihm Scenen der Geschichte angenehm für Augen stellt. Er weifs schon, oder hat wenigstens die Pflicht auf sich, es zu wissen, was der Kupferstich darstellen soll, und hat kein Recht, über Undeutlichkeit Beschwerde zu führen. Freylich wird der bildende Künstler seine Kunst edler ausüben, wenn er diesen Behelf zu verschmähen weifs, und darstellt, *was im Buche nicht steht*, d. i. wenn er den Schriftsteller supplirt, wenn er die Vortheile seiner Kunst dahin benutzt, dasjenige, was jener mit Worten nur unvollkommen ausdrücken konnte, in Bildern zur wirklichen Anschauung zu bringen, alsdann hat er sich von dem dienenden Beruf Ornamente zu machen gelöst, und ist Mitarbeiter des Schriftstellers geworden, indem er zur Vervollkommnung und mehrerer Vollendung des Werkes beyträgt. Unterdessen wollen wir eingestehen, dafs dieses Ideal von Kupferstichen und Vignetten zu Büchern zwar wünschenswerth ist, aber wohl schwerlich allgemein in Gebrauch kommen dürfte, bevor die Kunst auch im Allgemeinen einen höheren und freyeren Schwung angenommen haben wird.

(*) Propyläen 2ten Bandes 1stes Stück S. 153 ff.

IV.

Vom Wunderbaren; besonders von wunderbaren Thiergestalten als Gegenständen der bildenden Kunst.

Der bildende Künstler hat eben das Recht wie der Poet, sich des *Wunderbaren* zu bedienen, nur mufs er sich näher und sorgfältiger zum Wahrscheinlichen halten. Er mufs dem Auge ein deutliches, bestimmtes Bild vorlegen, und der Imagination weiter keinen Spielraum übrig lassen, welche zu beschäftigen nur die Poesie allein sich anmafsen darf.

Es läfst sich daher vermuthen, dafs in Werken der bildenden Kunst nur diejenigen Wundergestalten glückliche Wirkung thun können, in denen mehrere Naturen vereint, den darzustellenden Charakter versinnlichen und verstärken helfen, wie z. B. an den Centauren und Greifen, wo bey den ersteren die Natur eines rüstigen Mannes mit der eines tüchtigen schnellen Pferdes zum Ganzen verbunden ist; woraus ein Charakter, eine sinnliche Darstellung von roher Agilität und Kraft entstanden, welche auf dem natürlichen Wege durch einzelne Abbildung eines Menschen oder Pferdes, oder auch eines Reiters unmöglich zu erhalten war. Gleichmäfsig ist im Greifen die Gewalt des Löwen mit der Geschwindigkeit und Gier des Adlers gepaart. Der Leib und die Tatzen des Löwen haben den vollkommensten Ausdruck thierischer Stärke, und der angeführte Adlerskopf mit krummen Schnabel erregt ohne allen Zweifel den Begriff von zerreifsendem Grimm sinnlicher und stärker als die Gestalt des Löwen ohne Zusatz der Veränderung würde gethan haben. Die Flügel zieren theils, theils fügen sie noch den Begriff von grofser Schnelligkeit hinzu, durch sie hält die Vogelnatur der Natur des vierfüfsigen Thiers das Gleichgewicht, und so entsteht eine gemischte Thiergestalt, welche in ihrer Art nicht weniger vollkommen ist, als die Bildung des Centauren; indem alle ihre Theile, so wie an jenem der Fa[illegible]t, völlig zweckmäfsig sich zum charakteristischen Ganzen vereinen.

Wir dürfen hoffen, diese Bemerkungen durch entgegengesetzte Exempel von der Sphinx, der Chimära und dem Cyklopen noch besser ins Klare zu setzen.

Die Sphinx soll auch stark, schnell, wild und reifsend erscheinen, darum hat auch sie Körper und Klauen vom Löwen, nebst Adlersflügeln, aber mit diesen Theilen will sich der Kopf und die Brust einer Jungfrau nicht gut vereinigen, sie widersprechen sogar dem bezweckten Charakter, oder vielmehr, sie heben denselben auf. In den besten alten Sphinx-Figuren griechischer Kunst, bemerkt man, dafs alle Theile, welche zum Löwen gehören, zarter gehalten sind, und sich der Gestalt eines Hundes zu nähern scheinen, durch dieses Auskunftsmittel kömmt nun freylich mehr Einheit in das Ganze, es wird für den Charakter, wiewohl nic[illegible] für den zuerst beabsichtigten, etwas gewonnen hingegen, entsteht daraus auch wieder die Unbequemlich[illegible]eit, dafs dergleichen Bilder des Sphinx die Fabeln und Er-

zählungen von derselben anschaulich zu widerlegen scheinen.

Die Chimära, wie wir sie an Vasen-Gemälden, geschnittenen Steinen, und einer bekannten grofsen Bronze zu Florenz gebildet sehen, ist aus Löwe, Schlange und Ziege zusammengesetzt; allein der dem Rücken entwachsene Ziegenkopf ist überflüssig, und ein Zusatz, welcher nichts zur Verstärkung des wilden grimmigen Charakters dieses Ungeheuers beyträgt. Dasselbe stellt sich darum weder stärker, noch schneller, noch grausamer und reifsender dar, und ist überhaupt mehr nicht als eine Mifsgeburt vom Löwen. Die Schlange als Schweif gleicht, ihrer Gestalt nach, dem natürlichen Schweif eines Löwen, und fällt also zu wenig auf, um lebhaft sinnlichen Eindruck zu machen.

Die Sphinx und die Chimära wären demnach Beyspiele wunderbarer Thiergestalten, welche als Gegenstände für die bildende Kunst nicht wohl geeignet sind. In der Sphinx (ursprünglich eine ägyptische Hieroglyphe) konnte selbst die vielvermögende Kunst der Griechen, den Charakter, den sie nach der Fabel eigentlich haben sollte, nicht zur Erscheinung bringen die Chimära scheint für die bildende Kunst noch widerstrebender, und ganz allein in das Gebiet der Poesie zu gehören. Wenn man die Erzählung von einem solchen Ungeheuer liest, oder anhört: so wird Löwe, Schlange und Bock jedes gleichsam einzeln gedacht; die Einbildungskraft hat Mühe, diese verschiedenen Naturen zusammen zu setzen, sie beschäftigt sich damit, und macht sich ein gemischtes, seltsames und unbestimmtes Bild davon, welches eben dem Zweck des Dichters gemäfs ist. Bildner oder Maler hingegen müssen alles zur Anschauung bringen: wir sind berechtigt, von ihnen Einheit und Übereinstimmung der Gestalten zu fodern. Daher sind sie näher beschränkt, und genöthigt, das Unnatürliche selbst scheinbar natürlich zu machen, oder wenn man so sagen darf, das Ungereimte zusammen zu reimen. Vielleicht könnte gar behauptet werden, dafs Versinnlichung oder bildliche Darstellung von Dichtungen solcher Art der Dichtkunst selbst nachtheilig sey. Niemand, der einmal Bilder von der Sphinx oder von der Chimära gesehen hat, wird sich nachher wieder eine solche fürchterliche Vorstellung von denselben machen können, als sonst wohl geschehen ist, weil seine Einbildung nunmehr bestimmte Formen für beide gefunden hat.

Diese eben gemachten Bemerkungen lassen sich ganz bequem auch auf den Cyklopen anwenden. Beym Homer und anderen Dichtern ist derselbe ein Ungeheuer, seiner gigantischen Gröfse, seiner Stärke wegen, und weil man das einzelne Auge auf der Stirn in der Einbildung nicht recht an Platz bringen kann. Die bildende Kunst aber, wenn sie sich genau an die Beschreibungen der Dichter halten will, vermag nichts anderes, als eine etwas plumpe Riesengestalt darzustellen; das einzige Auge auf der Stirne dem Cyklopen anzubilden, ist eine unmögliche Aufgabe. Sie mufs ihm drey Augen geben, oder wenigst[illegible] für die zwey natürlichen den Raum übrig lassen, wodurch aber dasjenige keineswegs erreicht wird, was die Dichtkunst ihrer Seits bezweckt und erreicht hat.

Das hier Gesagte soll indessen ja nicht mifsverstanden und also ausgelegt werden, als ob wir die Figur des Cyklopen überhaupt für verwerflich hielten. Die Fabeln von ihm enthalten im Gegentheil viel günstigen Stoff zur Darstellung; und wir haben, wie unseren Lesern wohl noch im Angedenken seyn mag, selbst bey Gelegenheit einer Preisaufgabe davon Gebrauch gemacht. Jetzt aber redeten wir eigentlich in Bezug auf das Vorhergegangene blofs von dem einen Auge auf der Stirn als ungünstig zur Darstellung für die bildende Kunst. Es mag aber auch den Künstler besonders noch erinnern, dafs er immer genau erwägen soll, was zum Gebiet seiner Kunst gehört oder nicht gehört, und dafs er nie unüberlegt nur ein blofser Nachbildner der Worte des Dichters seyn darf.

V.

Einige einzelne Gedanken und Betrachtungen eines Kunstfreundes.

Allgemein geschieht an die selbstständige Kunst die Foderung, dafs sie dienen soll. Die Menschenmasse, die man das Publicum nennt, die Grofsen, die Reichen, die Priester, die Moralisten, die Romanschreiber, die Zeitungsfreunde, die Naturforscher u. a. m., verlangen sämmtlich, die Kunst soll nach ihrem Sinne, ihren Launen, zu Beförderung ihres besonderen Zwecks und Nutzens sich hingeben. Wie schwer, ja wie fast unmöglich ist es nun bey solchen Anmafsungen, dafs der bildende Künstler sich wahrhaft frey mache, selbstständig strebe sich zum höchsten Zweck empor zu arbeiten!

Die Kunst hat einen idealischen Ursprung, man kann sagen, sie sey aus und mit Religion entsprungen. In den ältesten Zeiten diente die Kunst jederzeit der Religion, indem sie gewisse, strenge, trübe, seltsame und gewaltsame Vorstellungen ausbildete. Defswegen fing die bildende Kunst nirgends vom Natürlichen an, sondern überall mit einer Art von barbarischem Sinn und Geschmack. So bey den Ägyptern, die sich auch aus der Knechtschaft dieses dunkeln Zustandes nie befreyeten; bey den Griechen, die sich nach und nach daraus loswanden; bey den neueren Italiänern, welche mit den Griechen in ähnlichem Falle, aber nicht so weit wie dieselben gekommen waren. Wenn die Kunst der Religion dient, geniefst sie den Vortheil, dafs ihr diese keine Schranken setzt; wenigstens ist solches bey der Religion der Griechen und der katholisch-christlichen der Fall gewesen, indessen gedenkt man hiermit nicht zu leugnen, dafs jene der Kunst überhaupt noch günstiger war als diese.

Es ist ein artiges Mährchen, dafs der Schatten eines Liebhabers zur Erfindung der Zeichenkunst Anlafs gegeben habe; allein die Neigung beschränkt das Gefühl, wenn die Religion hingegen es erweitert. Eine Kunst, die vom Porträt anfing, käme

in Gefahr niemals vorwärts zu gehen; der Kunst auf ihrer untersten Stufe bleibt noch immer die Fertigkeit, ein leidliches Porträt zu machen.

Die ächte Kunst hat einen idealen Ursprung und eine ideale Richtung; sie hat ein reales Fundament, aber sie ist nicht realistisch.

Die Natur ist schön, bis an eine gewisse Grenze. Die Kunst ist schön durch ein gewisses Mass. Die Naturschönheit ist den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen, die Kunstschönheit den Gesetzen des höchstgebildeten menschlichen Geistes, jene erscheint uns darum gleichsam gebunden, diese gleichsam frey.

VI.

Nachstehendes ist uns aus Rom von einem Freunde zugesendet worden, und betrifft ein vor Kurzem fertig gewordenes Bild des daselbst seit ein paar Jahren studirenden wackern Künstlers, Hn. *Wagner* aus Würzburg, von welchem eine den Ulysses darstellende Zeichnung, der den Polyphem die Schaale reicht, bey unserer Ausstellung im J. 1804 den Preis erhalten und damals in diesen Blättern bekannt gemacht worden ist,

„*Die griechischen Helden vor Troja*, ein Ölgemälde von Figuren über Lebensgröfse. Die Helden sind dargestellt als aufserhalb des griechischen Lagers, die Zurückkunft des auf Kundschaft ausgesandten Diomedes und Ulysses erwartend. Der Gegenstand, an und für sich betrachtet, scheint wenig vortheilhaft zu seyn, um desto mehr erregt es Bewunderung wie der Künstler denselben zu behandeln gewufst, und mit kluger Überlegung gestrebt hat, ein schönes Charakterbild daraus zu machen. Die tiefe Trauer des Agamemnon über das Unglück des vorigen Tags, der greise Nestor, welcher durch kluge Reden denselben scheint trösten und aufmuntern zu wollen, der gefafsten Menelaus, nebst dem über Agamemnons Kleinmuth erzürnt scheinenden Meriones, bilden einen schönen Kreis des verschiedenartigsten Ausdrucks in den Köpfen. Dieser Ausdruck wird noch durch die geniale Art von Beleuchtung erhöht, deren sich der Maler bedient hat, in dem der schmerzgebeugte Agamemnon ganz beschattet da sitzt, aber gleichwohl auf den ersten Blick als der Heerführer erkannt wird. Und dieses ist nicht etwa durch den Behelf überflüssigen Prunks, einen goldenen Harnisch, einen Purpurmantel, der in weiten Falten ihn umgiebt, und dergleichen bewirkt; sondern die Figur ist beynahe ganz unbekleidet, bloss im Schmuck des ihr gebührenden hohen Charakters der Formen dargestellt. Sehr kunstreich ist daher der Gegensatz, der durch die Figur des Meriones hervorgebracht wird, welche, obgleich in vollem Licht prächtig in einen Mantel gehüllt, beynahe die Mitte des Bildes einnimmt, doch nichtsdestoweniger gleich auf den ersten Anblick einen geringeren, roheren Krieger zu erkennen giebt, und mit ihrem Licht nur dazu zu dienen scheint, die beschattete Figur des Königs desto mehr zu erheben, zu dessen bedeutender Geberde und schönem Kopf man immer wieder zurückkehrt. Den Hintergrund macht eine ziemlich kahle Ufergegend, auf welcher hin und wieder Leichname zerstreut liegen, und die vom anbrechenden Tag beleuchtet ist. Um eine Felsenecke sieht man Diomed und Ulysses herannahen auf den Pferden des von ihnen erschlagenen Rhesus; ein Theil von Troja zeigt sich auf der rechten Seite des Bildes.

Wenn man auf den mechanischen Theil dieses Gemäldes eingehen will, so muss man nicht nur die richtige Zeichnung, sondern auch den von Hn. *Wagner* so glücklich aufgefafsten grofsen Styl rühmen, der durch die starken ausgearbeiteten Muskeln vielleicht an die grandiosen Arbeiten des Jul. Romanus erinnern möchte. Und welche Verschiedenheit wird man hier in der Zeichnung gewahr! Welchen Charakter in jeder einzelnen Figur! Agamemnon ist seinem Körperbau nach der gröfste Held, und nur der ältere Ajax wäre mit ihm zu vergleichen. Meriones, welcher der Heldenfigur des Königs Schaden thun könnte, ist ganz bekleidet, und Idomeneus in den Hintergrund gerückt, so dafs nur Kopf und Oberleib zu sehen ist. Menelaus ist kleiner gehalten, und schwächer als sein Bruder, obgleich übrigens diese Figur in Hinsicht der guten Zeichnung vorzüglich empfohlen zu werden verdient, nicht weniger auch um des Lebendigen der Bewegung willen, die ihr der Künstler gegeben hat. Hinter Agamemnon sitzt der weise Nestor bekleidet: denn sein greises Alter konnte als nackte Figur kein schöner Vorwurf für den Künstler seyn. Von der Beleuchtung des kalten Morgenlichts ist oben schon gemeldet worden, wie passend und schön es die Scene erleuchtet. Auch möchten wenige Bilder neuerer Meister nachzuweisen seyn, worin eine so zahlreiche Figurengruppe mit so vieler Leichtigkeit sich darstellte, mit solcher Klarheit sich in einander und aus einander schöbe, so wenig eine künstliche Anordnung, sondern vielmehr eine leichte Darstellung der Natur selbst zu seyn schiene. Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit ist die besonders anziehende Eigenschaft aller Compositionen des Hn. *Wagner*. Kaum braucht man es zu erwähnen, dafs auch die Behandlung des Pinsels in diesem Gemälde sehr meisterhaft ist. Die Gemälde sind nicht allein des Geschmacks wegen, mit dem sie in Falten gelegt, sondern auch um der guten Art willen, womit sie durchgängig gemalt und ausgeführt sind, merkwürdig; sie scheinen wahrhaftes Tuch, und wenige neuere Maler dürfen sich rühmen, ein Gewand besser, oder auch nur so gut gemalt zu haben, als z. B. das des alten Nestor ist, wenn schon in Rücksicht des Faltenwurfs dieses Gewand noch immer nicht für das gelungenste des Bildes gelten kann. Nicht weniger schön als das eben beschriebene Gemälde sind auch verschiedene andere Zeichnungen und Entwürfe, die man bey Hn. *Wagner* antrifft,

alle durchaus äusserst original in der Idee und Zusammenstellung, und wer das zarte, innige Gefühl erwägen will, womit diese Erfindungen aufgegriffen und behandelt sind, dem wird unser Künstler darin fast ein anderer Mensch erscheinen, als in jenem grossen Bilde, welches bey aller Vortrefflichkeit doch beynahe glauben läfst, als habe der Maler damit seinem eigentlichen Genius so zu sagen Gewalt angethan, um ein grosses Studium von Helden-Figuren zu machen, und sich durch dieses Studium zu anderen, würdigen und mehr das Herz rührenden Gegenständen vorzubereiten.

Beyläufig merke ich von dem besagten grossen Gemälde der griechischen Helden vor Troja noch an, dass es hier in Rom durch seine Originalität und durch das unverkennbare Gepräge von Grossheit viel Sensation macht. Der berühmte *Guattani* hat solches auch schon zeichnen und stechen lassen, um in seinen *encyklopädischen Blättern* eine ausführliche Beschreibung davon zu geben.

Von der grossen Menge schöner Zeichnungen des Hn. *Wagner* kann ich mich nicht enthalten, wenigstens einige anzuführen. Der Leichnam der heil. Jungfrau von Engeln zu Grabe getragen, und von Aposteln begleitet. In den Wolken erscheint zugleich ihre Seele von Engeln emporgehoben, und von dem himmlischen Erlöser empfangen, der ihr einen Stuhl neben dem seinigen zur Herrschaft der Welt bereitet hat. Um Werke von eben solcher Innigkeit des Gefühls anzutreffen, müsste man bis zu den Zeiten des Giov. Angelico du Fiesole und des Masaccio zurückgehen; aber dieses *Wagner*ische Werk verbindet mit eben so vieler Innigkeit und Einfalt, auch noch diejenigen Vorzüge, welche die neuere Zeit durch ein erleuchteteres Studium sich angeeignet. Eine andere, sehr zierliche Zeichnung stellt den Saturn dar, von den Horen umtanzt, und eine dritte den Leichnam Moses, von den Engeln ins Paradies getragen; der Kopf des alten Gesetzgebers ist hier sowohl als in einer vierten Zeichnung, wo er das Wasser aus dem Felsen schlägt, ein Meisterstück von Charakter und Ideal. Diese und noch viele andere Zeichnungen des Hn. *Wagner*, die ich der Kürze wegen eigens anzuführen unterlassen will, sind eben so vortrefflich in der Ausführung, welche durch Niedlichkeit, Reinheit und Einfachheit gefällt, als original in der Idee."

VII.

Das dem gegenwärtigen Programm beygefügte Kupfer zeigt den Gedanken, wonach man einem verdienten preussischen Helden und Staatsbürger, der am 14 October gleichfalls sein Leben zugesetzt, ein Monument errichten wollte, welches aber in der Folge nach einer anderen Zeichnung geschah. Ist die dargestellte Allegorie deutlich, so bedarf sie keiner näheren Erklärung; und wir fügen desshalb nichts weiter hinzu, als dass wir uns unseren Freunden und Gönnern auch für dieses Jahr bestens empfehlen.

Weimar,
den 1 Januar
1808.

W. K. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR 1808.

THEOLOGIE.

HALLE, b. Curts Erben u. LONDON b. Payne und Mackinlay: *Novum Testamentum Graece.* Textum ad fidem Codicum, Versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adjecit D. *Jo. Jac. Griesbach.* Volumen II, Acta et epistolas Apostolorum cum Apocalypsi complectens. *Editio secunda*, emendatior multoque locupletior. 1806. XL, 684 u. Append. 40 S. 8. (3 Thlr.)

Wir bezeugen unsere aufrichtige Theilnahme an der Vollendung der zweyten vermehrten Ausgabe dieses Neuen Testaments, die das Resultat der literärischen Beschäftigungen des Herausgebers während seines ganzen Lebens enthält. Sie ist zwar nicht sowohl die Frucht des Genie's, als eines pünctlich genauen Fleisses; aber unser Zeitalter hat noch nicht aufgehört und kein Zeitalter müsse aufhören, auch diesen zu schätzen und dankbar zu erkennen. Es ist nun darin das Merkwürdigste in eine genaue Übersicht gebracht, was die früheren kritischen Ausgaben und Variantensammlungen von Mill, Bengel, Wetstein und Matthäi, Treschow, Alter und Birch, Savatier und Bianchini, Hensler, Knittel und Aurivillius, Bode und Adler, Münter und Storr, Michaelis, Marsh und Bowyer, und manche kleinere Abhandlungen anderer Gelehrten zum kritischen Apparat des N. T. zerstreut gegeben haben. Der Vf. hat es selbst bemerklich gemacht, dass keine Ausgabe irgend eines alten Schriftstellers eine so reiche Variantenlese, auf so engem Raum, für einen so wohlfeilen Preis liefere. Und es gehörte allerdings ein langer steter Fleiss dazu, so vieles aus der Zerstreuung auf einen Haufen mit den möglichst wenigen Versehen zusammenzubringen, und nur die Reihe von Jahren, die sich der Vf. dazu nahm, macht die glückliche Vollendung einer Arbeit, die sonst allen Geist abstumpft, begreiflich. Möge nun das lebendige Genie in Zukunft die todte Materie, die hier in ihrer ganzen Fülle beysammen liegt, beleben, und dieselbe, mit Dankbarkeit für den Vf., der so mühsamen Fleiss aufgewendet hat, zur Schöpfung neuer Aussichten in der Kritik des N. T. gebrauchen!

Seit der ersten Ausgabe, welche der Vf. von der Apostelgeschichte, den paulinischen und den katholischen Briefen und von der Apokalypse 1775 gegeben hat, sind die wichtigsten Handschriften, die Alexandrinische, Cambridgische, Börnerische durch Woide, Kipling und Matthäi Wort für Wort abgedruckt worden; Birch hat Auszüge aus mehreren wichtigen Handschriften, besonders aus der Krone von allen, der Vaticanischen, gegeben; White hat die Philoxenische Version der Apostelgeschichte und der katholischen Briefe drucken lassen; Matthäi hat den kritischen Apparat durch das ganze N. T. hindurch aus Moskauer Handschriften reicher gemacht; andere haben nur einzelne Beyträge gegeben; und wie weit diese neuen und die älteren Hülfsmittel gebraucht worden, sagt die Vorrede und das Handschriftenverzeichniss: 1) bey der Apostelgeschichte und den katholischen Briefen, die Handschriften A—G und 1—98; 8 Lectionarien, 13 von Matthäi verglichene Moskauer Handschriften nebst einigen Euchologien und 11 von Dobrowsky verglichene slavonische Codices; 2) bey den paulinischen Briefen die Handschriften A—I und 1—112; 7 Lectionarien, 33 von Matthäi verglichene Handschriften vom Text sowohl als von Euchologien und Homilien des Chrysostomus; 3) bey der Apokalypse die Handschriften A—C und 1—46; 5 von Matthäi verglichene griechische und 3 Leipziger der Vulgata; zwey Handschriften vom Commentar des Andreas; und 11 von Dobrowsky verglichene slavonische Autoritäten (theils Handschriften, theils Ausgaben). So gross ist der Reichthum der zusammengebrachten Hülfsmittel: aber merkwürdig bleibt es, durch grosse und zum Theil sehr wichtige Vermehrungen des kritischen Apparats dieser zweyten Ausgabe ist doch der Vf. zu keinen bedeutenden Veränderungen seines einmal festgestellten Textes in diesem Bande veranlasst worden; die Resultate seiner Kritik treffen in demselben, wie bey der ersten Ausgabe, fast überall mit den Bengelschen zusammen; nur in der Exposition derselben ist er freymüthiger geworden. So hat er nun Apostelgeschichte 20, 28 gerade zu τοῦ Κυρίου statt τοῦ Θεοῦ, und 1 Timoth. 3, 16 ὃς statt Θεὸς aufgenommen u. s. w. Was hätte es auch in unseren Tagen noch für ein Interesse haben können, bey solchen Stellen eine theologische Reticenz zu beobachten?

Jene Harmonie mit sich selbst und mit den Resultaten der Bengelschen Kritik liegt in den kritischen Grundsätzen, die der Vf. befolgt hat, in seinem sogenannten Recensionensystem. Wie Bengel einen grossen Werth auf den alexandrinischen Codex legte: so ist derselbe auch dem Vf. wegen seiner Übereinstimmung mit den griechisch-lateinischen Handschriften von grossem Gewicht bey der Entscheidung über einzelne Lesarten. Und ist man nur erst mit des Vfs. Recensionensystem einverstanden, so wird man gegen seine Aufnahme und Verwerfung der Lesarten im Ganzen wenig einzuwenden haben, obgleich in einzelnen Fällen dennoch immer Verschiedenheit im Urtheil bleiben wird. Der Werth der zusammentreffenden Autoritäten leidet auch bey glei-

chen allgemeinen Grundsätzen immer noch eine verschiedene Schätzung; im Augenblick der Entscheidung wird der eine auf dem Beytritt dieser oder jener Autorität mehr, der andere weniger Gewicht legen, und dadurch zu abweichenden Urtheilen geführt werden. Aber wo wäre in Sachen der Kritik und Auslegung, die es mit lauter Wahrscheinlichkeiten zu thun haben, auch bey völlig gleichen Grundsätzen volle Übereinstimmung zu hoffen, oder zu erwarten, oder nur zu wünschen? Dazu kommen noch manche andere Ursachen unvermeidlicher Divergenzen.

Schon in der Classification der vorhandenen kritischen Autoritäten wird man sich schwerlich ganz mit dem Vf. vereinigen können. Was Bengel mit so starken Worten ausgedrückt und gelehrt hat, dass die kritischen Autoritäten des N. T. in Familien müssten getheilt werden, das möchten nur Wenige gegenwärtig gänzlich leugnen: vielmehr wird es fast allgemein Semlern als ein besonderes Verdienst angerechnet, den Weg, welchen Bengel gezeigt hat, weiter verfolgt, und der Vergessenheit, die ihm durch Wetsteins Ansehen drohete, entrissen zu haben. In seine Fussstapfen trat nun *Griesbach*, und suchte den Weg, den Semler oft aufs Gerathewohl fortgeführt hatte, nach festeren Regeln abzustecken, und das, was der Unstätigkeit seines Lehrers, Semler, nicht möglich war, zu bewerkstelligen, nämlich ihn bis an das Ende des Gebietes, das er zu durchschneiden hat, nach allgemeinen Grundsätzen fortzuführen und gangbar zu machen. Dieses war die Arbeit, der allein *Griesbach* sein ganzes literärisches Leben widmete; und wer sollte auch bey einem sehr kleinen Resultat den grossen Aufwand nicht zu ehren wissen? Nur leider! ist die zum Grunde liegende Classification der kritischen Autoritäten bloss im Allgemeinen zu rechtfertigen; im Einzelnen ist noch viel Willkührliches, Schwankendes, Ungewisses, was nichts als Verschiedenheiten in das Urtheil über einzelne Lesarten bringen muss. Daran ist die Mangelhaftigkeit der Auszüge aus den Kirchenvätern und den alten Übersetzungen Schuld, vor deren genauer Vergleichung an keine *sichere* Feststellung der so genannten Recensionen nach den einzelnen dazu gehörenden Autoritäten, und keine *sichere* Bestimmung des Werths und Gewichts, das jede hat, möglich ist. Und doch reicht die Bestimmung der Familien im Allgemeinen, mit der Jeder, der da nur will, leicht ins Reine kommen kann, nicht hin zu der Specialkritik, deren Anwendung man gegenwärtig bey einer neuen Recension des N. T. mit Recht fodert. Man muss es daher bedauern, dass der Vf. die 25 Jahre, welche zwischen der ersten und zweyten Ausgabe seines N. T. verflossen sind, nicht zu der Vorarbeit einer genauen Vergleichung der Kirchenväter und der wichtigsten alten Übersetzungen angewendet hat, sondern auch bey der zweyten (die Auszüge aus Origenes abgerechnet) bey dem stehen bleiben musste, was Andere gegeben und zusammengetragen hatten. Hierin liegt eigentlich der eine Hauptgrund, warum der vermehrte kritische Apparat dieser Ausgabe in der Feststellung des Textes keine besondere Veränderung hervorgebracht hat: er ist nur aus Handschriften, und nicht aus Kirchenvätern und Übersetzungen (was vor allem Noth wäre) mehrt worden.

Ein anderer Hauptgrund der Gleichförm des festgestellten Textes in beiden Ausgaben i Ausschlag, welcher den so genannten Recens bey Textesverschiedenheiten eingeräumt wo Die Zurückbringung der kritischen Autoritäte Familien kann und soll beym N. T. nur die Übe des kritischen Apparats erleichtern, und eine re Hülfe seyn, durch die man schnell zur allg nen Schätzung einer Lesart gelangt. Das Z mentreffen und Abweichen der Familien, ur getheilten Stimmen einer jeden entscheiden fi allein noch nichts; sie dienen bloss der Aufmer keit zur Leitung, die durch sie und ihr Verhä unter einander kennen lernt, worauf besonde achten sey. Die Entscheidung über den Wertl Unwerth einer Lesart muss aus inneren Gründe vorgehen, da ja der Augenschein nur zu oft dass häufig die ältesten und wichtigsten Autor in einer falschen Lesart übereinstimmen; der nach geben die äusseren Autoritäten nur Secu beweise, und verstärken die Kraft der inneren de; nur wo keine inneren Gründe einer von de schiedenen Lesarten, die in einer Stelle angetr werden, kein Übergewicht geben, fällt äussere toritäten die Entscheidung zu. Man sorge nicht, dadurch Willkühr und Ungewissheit in die des N. T. komme: diese ist nur da, wo Einseiti nicht aber wo Vollständigkeit der Gründe b wird; sie ist nur da, wo Missbrauch, nicht abe rechter Gebrauch der Classificationen der vorh nen Autoritäten in der Beurtheilung zu finde das Gewicht, das auf die Übereinstimmung d genannten Recensionen gelegt wird, hat aber i len Stellen des N. T. die richtigen Lesarten nicht wieder in die Stellen eingesetzt, aus we sie durch die Zeit und verändernde unkritische de verdrängt worden. Könnte wohl sonst noch nur aus vielen ein paar Beyspiele zu geben) das senartige ἐν πειθοῖς σοφίας λόγοις statt des vo licheren ἐν πειθοῖ σοφίας 1 Corinth. 2, 4 in den aufgenommen? Oder 1 Corinth. 7, 34 πῶς ἀρέ γυναικί· Μεμέρισαι ἡ γυνὴ καὶ ἡ παρθένος gebl seyn, da innere Gründe der Lesart καὶ μεμέρ γυνὴ κ. τ. λ. mehr als eine Empfehlung zur v ren Erwägung geben? Könnte ohne Vorliebe fi Recensionensystem 1 Corinth. 15, 44 ἔστι σῶμα. κὸν καὶ ἔστι σῶμα πνευματικόν seine Stelle im behalten, und nur der weiteren Prüfung würdi klärt worden seyn? würde bey 2 Corinth. 10, 1 das οὐ συνιοῦσι· ἡμεῖς δὲ seiner Ächtheit wegen angefochten geblieben seyn, wäre nicht dem bl Recensionensystem die Entscheidung einger worden?

Deutscher Jüngling, dem es nach einem I des Verdienstes gelüstet, auch in dem Gebiete Wortkritik des N. T. sind noch grosse, fruch Felder zu einer Ärndte dir überlassen. Mach' f bar, bestelle sie, und ärndte! Du siehst in dieser gabe des N. T. den ganzen kritischen Vorrath irgend merkwürdig ist, durch deutschen Fleiss

sammen gebracht. Vor allem ergänze, was ihm noch abgeht, und dann fichte ihn, unbefangen und ohne Vorliebe für ein System! Die Handschriften kannst du (bis auf wenige wichtige Ausnahmen, die noch gar nicht, oder nicht vollständig und nicht genau genug verglichen sind) im Staub und Moder der Bibliotheken ruhen lassen: ihrer sind schon nahe an drittehalb Hundert, und mehr und weniger bey den verschiedenen Theilen des N. T., verglichen: aber den angestrengtesten Fleiss verdienen noch die wichtigern Kirchenväter, mitunter auch die Conciliensammlungen und alten Übersetzungen, von denen nur einige genau, die übrigen entweder gar nicht, oder nur sehr oberflächlich und flüchtig verglichen sind. Hast du den Vorrath beysammen, dann erforsche die Verwandtschaft deiner einzelnen Autoritäten, und bringe jede zu ihrer Familie. und in jeder Familie jede wieder in Reihe und Glied! Hier ist noch viel Unbekanntes zu erforschen, viel Belehrendes auszumitteln, viel Unbestimmtes zu bestimmen. Die griechisch-lateinischen Handschriften sind noch in vielem ein Räthsel, ob sich gleich ihr kritischer Werth durch keine Sophismen bestreiten läfst; der Ursprung der verschiedenen Familien, in welche die kritischen Autoritäten des N. T. zerfallen, sind noch ein Problem, das noch kein Scharfsinn hat lösen können, ob sich gleich ihr Daseyn nicht ableugnen läfst; die Schicksale derselben in den folgenden Zeiten nach ihrem Ursprung sind so verwickelt und verworren, dafs sich noch niemand an seine Entwirrung hat wagen mögen; aber sie muss vorausgehen, ehe man ihre kritische Ausbeute gebrauchen will, weil ohne diese Vorarbeit die Regeln fehlen, nach welchen man sie mit Sicherheit brauchen kann. Erst nach langem Erwägen dieser und anderer Gegenstände kann die Verarbeitung des grofsen kritischen Apparats zur Feststellung einer neuen Recension des N. T. folgen, die aber wieder bey der Beurtheilung eine ausgebreitete Sprachkunde, nicht blofs der griechischen und griechisch-hebräischen, sondern auch der morgenländischen Dialekte, zur reifen Prüfung der inneren Wahrscheinlichkeit der Lesarten erfodert. Man hoffe oder befürchte nicht, dafs durch eine solche kritische Anstrengung bey dem N. T. etwa eine neue Christologie oder Anthropologie werde ausgemittelt werden. Diese Furcht und jene Hoffnung wäre zu grofs: nein, ein Text alter Schriftsteller würde zum Vorschein kommen, durch die wichtigsten Hülfsmittel, die sich fast aus allen Jahrhunderten dargeboten hätten, so berichtigt und kritisch erläutert, wie noch sonst kein alter Schriftsteller, weil von keinem ein solcher Reichthum von Hülfsmitteln aus fast allen Jahrhunderten vorhanden ist, hat berichtiget und kritisch erläutert werden können. Möge dieser Reichthum an Kenntnissen, das Talent und die gelehrte Mufse, welche zu so einer vollendeten Ausgabe des N. T. erfodert werden, bald in einem Deutschen, dessen Nation schon so viel in diesem Fache geleistet hat, nach Wunsch zusammentreffen!

Ein gutes Omen dafür mag es seyn, dafs Deutschland auch die erste Prachtausgabe des N. T. vollendet hat:

Leipzig, b. Göschen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum Graece* ex recensione *Jo. Jac. Griesbach*, cum selecta lectionum varietate. Tomus *Secundus*, Evangelia Lucae et Joannis. 1804. 271 S. Tomus *Tertius*, Pauli Epistolae. 1806. 317 S. Tomus *Quartus*, Acta, Epistolae catholicae et Apocalypsis. 1807. 308 S. klein Folio. Jeder Band mit einem schön gearbeiteten Kupfer.

Der Eindruck, welchen die Form der Buchstaben auf den Recensenten gemacht hat, ist unverholen bey der Anzeige des ersten Theils dieser Prachtausgabe (J. A. L. Z. 1804 No. 2) dargestellt worden, und das Urtheil, das jene Anzeige enthielt, haben Zeit und Erfahrung nicht abgeändert. Wir rühmen nur noch die vorzügliche Schärfe und Reinigkeit des Drucks, die der Officin, aus der die Ausgabe erschienen ist, grofse Ehre macht; und bedauern nur, dafs nicht auch das Papier deutsches Fabrikat, sondern englisches Velin-Papier ist, und wir diese Ausgabe nicht auch von dieser Seite ein deutsches Kunstprodukt nennen können.

Noch ein dritter Abdruck der Griesbachischen Recension ist als Handausgabe erschienen:

Leipzig, b. Göschen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum Graece*, ex recensione *Jo. Jac. Griesbach* cum selecta lectionum varietate. T. I. II. 1805. 615 S. Aufser der Vorrede und dem aus der gröfseren Ausgabe genommenen Conspectus potiorum observationum criticarum et regularum. 30 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Diefer Abdruck ist auf Unbemittelte berechnet, welche sich die gröfsere kritische Ausgabe nicht anschaffen können. Um ihm wenigeren Umfang zu geben, sind an seinem Rand nur die, für die Prachtausgabe ausgewählten Lesarten (doch mit einzelnen Zusätzen) bemerkt, in den Text aber die, das Urtheil über die Lesarten enthaltenden, kritischen Zeichen angebracht worden, die in der Prachtausgabe, zur Beförderung der Einheit im Druck, weggelassen werden mufsten. Da die Bedürfnisse mannichfaltig sind, so wenden wir gegen diesen besonderen Abdruck nichts ein; wünschen aber doch, dafs er dem Gebrauch der gröfseren Ausgabe nicht schmälern möge. Der Druck ist zwar elegant mit völlig neuen dazu gegossenen Lettern, aber angreifend für die Augen, wofern nicht die Gewohnheit diese Unbequemlichkeit mindert.

Hof, b. Grau, *Novum Testamentum Graece*. Ad Codices Mosquenses utriusque bibliothecae SS. Synodi et tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbytanos, Langeri, Monachienses, Lipsienses, Nicephori et Zittaviensem, adhibitis Patrum graecorum lectionibus, editionibus N. Testamenti principibus et doctorum virorum libellis criticis, iterum recensuit, sectiones majores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit, primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae graecae designavit ac Synaxaria Evangeliarii et Praxapostoli addidit et criticis interpositis animadversionibus edidit *Christianus Fridericus de Matthaei*. Tom. II. continens Actus Apostolorum et epistolas catholicas. 1804. 327 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Leser dieser Blätter kennen schon aus un-

ferer ausführlichen Nachricht von dem erften Bande (Jahrg. 1803 No 1 ff.) Geift und Charakter diefer Ausgabe und ihre Kraftfprache in den Anmerkungen. Diefe Fortfetzung ift jenem Anfang in allen Stücken völlig gleich; wefshalb eine umftändliche Anzeige von ihr eine überflüffige Arbeit wäre. Auch die Griesbachifche Ausgabe mit dem vollftändigen Variantenapparat macht diefe des Hn. Collegienraths *von Matthäi* dem kritifchen Forfcher über das N. T. nicht entbehrlich, weil darin die vielen, bisher unrichtig fortgepflanzten Citationen aus Kirchenvätern, befonders aus Origenes, Chryfoftomus und Cyrillus, gebeffert und berichtiget werden. Die Polemik des Vf. gegen das fogenannte Recenfionenfyftem in der Kritik des N. T. fucht in den Anmerkungen hauptfächlich ins Licht zu fetzen, dafs die Corruptionen der fyrifchen Verfionen, des Beda und Codex D fammt den Latiniften in keinem Buche ärger feyen, als in der Apoftelgefchichte; dafs die Lesarten der Kirchenväter, befonders des Origenes und Chryfoftomus, auf welche doch in dem Recenfionenfyftem fo viel gebauet werde, äufserft mangelhaft ausgetragen wären; dafs infonderheit die neuere Kritik in den hier bearbeiteten Büchern häufig inconfequ verfahre, und auf manche Autoritäten das Gewi nicht lege, das fie ihnen anderwärts zuerkenne. V man darauf antwortet, dafs die Güte der Autor ten mit den Büchern des N. T. wechfele, ift eber bekannt, und alles, was fich in einem Zeitungsbl wo kein Ort zu umftändlichen Erörterungen ift, d über fagen läfst.

Den kritifchen Anmerkungen ftehen andere grammatifchen Erläuterungen zur Seite, die viel tes enthalten. Es fey genug, auf die Anmerkung ü συναλιζόμενος Apoftelg. I, 4; über προσεκλίθη προσεκλήθη Apftg. V, 36, und über σωτηρίαν XIII, zum Beleg diefes Urtheils zu verweifen.

Aufmerkfame Lefer werden die bey den kat lifchen Briefen durchgeführte Bemerkung nicht üb fehen, dafs weniger Corruptionen aus griechifcl Kirchenvätern in den Handfchriften diefer Briefe finden wären, weil fie nur felten von ihnen Gebrau machen. Es verfteht fich, dafs fie zur Beftreitu der in neueren Zeiten angenommenen alexandri fchen und occidentalifchen Recenfion von dem benutzt wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Ronneburg* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Über die fogenannten Recenfionen, welche der Hr. Abt Bengel, der Hr. Doctor Semler und der Hr. Geh. Kirchen-Rath Griesbach in dem griechifchen Texte des N. Teftaments wollen entdeckt haben.* Eine kritifch-theologifche Streitfchrift von *Chriftian Friedrich v. Matthäi*, ruffifch kaiferl. Collegien-Affeffor. 1804. 94 S. 8. (9 Gr.) Um fich die Überficht und die Beurtheilung der zum N. T. aus Handfchriften, Kirchenvätern und alten Überfetzungen gefammelten Lesarten zu erleichtern, theilte fie *Bengel* nach ihrer Verwandtfchaft unter einander in Familien ab; *Semler* brachte fie unter eine morgen- und abendländifche, fein Schüler, *Griesbach*, unter eine alexandrinifche, occidentalifche und conftantinopolitanifche *Recenfion*. — Hr. *M.* leugnete in allen feinen bisher edirten kritifchen Schriften über das N. T., am ausführlichften in diefer Streitfchrift, dafs es je folche Recenfionen gegeben habe: er kenne blofs neben richtigen Lesarten Corruptionen und Interpolationen (einen *textum nativum et adventicium*).

Kein Sachverftändiger kann in Abrede feyn, dafs das Wort *Recenfion* für die Sache, die damit bezeichnet werden foll, fehr unglücklich gewählt ift; es ift auch nur von der Semlerifchen Schule gebraucht worden, und wenn es durch unfere periodifchen Schriften ftark in Umlauf kam, fo rührt diefes blofs davon her, dafs fich diefelbe der meiften kritifchen Blätter bemächtiget hat. Andere felbftftändige Gelehrte, die auch verfchiedene, in verfchiedenen Gegenden der chriftlichen Kirche zur Herrfchaft gekommene, Texte des N. T. annahmen, haben fich vor diefer Benennung gehütet, weil fie die Sache fchlecht bezeichnete. Die Kritiker verftanden bisher (wie Hr. *M.* S. 50 fehr richtig bemerkt) unter Recenfion eines alten Schriftftellers eine von Einem oder Mehreren durch hinlängliche ächte Hülfsmittel oder Documente nach kritifchen Grundfätzen genau und glaubwürdig verfertigte Ausgabe deffelben, wie das *recenfuit* auf dem Titel der Ausgaben alter Claffiker, und das *ex recenfione* auf blofsen Wiederholungen eines feftgeftellten Textes deutlich fagt. Solche abfichtliche Ausgaben vom Text des N. T. verftand aber weder *Semler* noch *Griesbach*, wenn fie von *Recenfionen* deffelben redeten. Indeffen, da wir in Zeiten leben, wo man Worten einen neuen Sinn unterzulegen liebt, fo hätte diefes hingehen mögen, wenn nur Urheber und Nachfprecher diefes Ausdrucks beftimmt erklärt hätten, in welchem Sinne fie ihn nähmen. Im Gegentheil erwiederten fie auf jede Frage, nach dem wahren Sinn des von ihnen gewählten Namens, dafs jeder wiffe, was dabey zu denken fey; waren fie nun nicht felbft Schuld daran, wenn *Matthäi*, der das Wort in feinem unter Kritikern hergebrachten Sinn nahm, leugnete, dafs es je eine morgen- und abendländifche, eine alexandrinifche, occidentalifche und conftantinopolitanifche Recenfion gegeben habe, da Gefchichte keinen Kritiker, weder im Morgen- noch im Abe lande, weder zu Alexandrien noch zu Conftantinopel angi der je den Text des N. T. *recenfirt*, oder nach den dazu hörigen Hülfsmitteln fo feftgeftellt hätte, dafs eine *Recen* daraus erwachfen wäre?

Diefes alles geht aus der Schrift, die wir anzei unwiderleglich hervor: Recenfionen in dem Sinn, in welc die Kritiker das Wort brauchen, gab es vom N. T. nie. F man aber, ob darin auch die Sache, welche mit jenem unfchicklichen Namen belegt worden, in ihrer völligen N tigkeit dargeftellt fey, fo möchte ein unparteyifches Urt allerdings limitirter ausfallen. Es ift darin nicht gezeigt, nicht gewiffe Haupthandfchriften mit ihren eigenthümlic Lesarten in gewiffen Gegenden hauptfächlich zu Anfehen in Umlauf gekommen wären; dafs nicht gewiffe Lesarten den Kirchenvätern einer gewiffen Gegend häufiger als bey chenvätern anderer Gegenden gefunden würden; dafs d die kritifchen Autoritäten nicht nach diefer Verwandtfc in Claffen und Ordnungen gebracht und aufgeftellt wer dürften. Am wenigften möchte man billigen, wenn, im E des Widerfpruchs, die Claffification der Handfchriften n dem fogenannten Recenfionenfyftem für Verrätherey am N erklärt wird. Dagegen geht wieder aus diefer Schrift her dafs man bey einem genauen Gebrauch des kritifchen A rats des N. T. und bey vollftändiger Sprachkunde nicht woh die Abgötterey mit einftimmen könne, welche mit dem Re fionenfyftem in neueren Zeiten getrieben worden. Es f eine wahre Mafora des N. T. auf; es hat zur Einfeitig im kritifchen Urtheil und zu einer blofs mechanifchen handlung der Kritik des N. T. geführt. Doch erwartet felbe noch immer einen Gelehrten, welcher, was fo fch nicht ift, darthue, dafs es in fich felbft noch lange nicht hörig begründet fey. Materialien dazu finden fich in di Schrift, wie in den beiden Ausgaben des N. T., die *Mat* bisher beforgt hat: und wären fie in eine gute Ordnung ftellt, fo würde durch fie manche Schwäche des Recenfio fyftems deutlicher in die Augen fallen als bisher. Die p mifche Form ift daran Schuld, und gereizte Empfindlichk Aber follte das eigene Bewufstfeyn, dafs man mit einer ftrengung, die nur Wenige fich zumuthen möchten, für Bereicherung und Berichtigung eines Faches der Gelehrf keit gearbeitet habe; follten öffentliche Beweife, dafs d manche Zeitgenoffen diefes dankbar anerkennen; follte Hoffnung, dafs die unbeftechbare Richterin, die Nachv keiner vornehm herabfetzenden Miene, keines unverdie Spottes fähig fey — follten folche und ähnliche Erwägu das Verdienft nicht gleichmüthiger ftimmen können?

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 JANUAR, 1808.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Teſtamentum Graece.* Perpetua annotatione illuſtratum a *Joh. Benjamin Koppe.* Volumen IV complectens Epiſtolam Pauli ad Romanos. Editionem alteram novis obſervationibus et excurſibus auctam curavit *Chriſtophorus Fridericus Ammon.* 1806. XXIV u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Daſs durch die Beſorgung des Hn. D. *Ammon*, der ſich um die bibliſche Auslegung ſchon längſt bleibende Verdienſte erworben hat, dieſe Ausgabe des *Koppiſchen* Commentars ſehr viel an innerem Werth gewonnen habe, wird ſchon ein Jeder, der mit den früheren Schriften dieſes Gelehrten bekannt iſt, im Voraus vermuthen, noch deutlicher aber gehet es aus den beygefügten (und bald durch [] bald durch () bezeichneten) Anmerkungen und Excurſen hervor. Auch iſt die weiſe Sparſamkeit zu billigen, mit welcher Hr. *A.* ſeine Zuſätze geliefert hat, wodurch er bewirkte, daſs das ganze Werk nur um ein paar Bogen ſtärker worden iſt, als es in der erſten 1783 erſchienenen Auflage war. Da die Gelehrten ſchon längſt über den Werth des *Koppiſchen* Commentars entſchieden haben, ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daſs Rec. es bloſs mit den von dem neuen Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen zu thun haben kann, von welchen wir jetzt einige zur Probe ausheben und beurtheilen wollen, bevor wir über die angehängten Excurſen die nöthige Rechenſchaft geben.

Bey Cap. I, 16 wird gegen *Koppe* behauptet, daſs δικαιοσύνη θεοῦ nicht ſowohl die *Befreyung von Strafen*, als vielmehr *die Art und Weiſe* anzeige, *auf welche man den göttlichen Beyfall und Vergebung der Sünden erhalten kann.* Abgeſehen davon, daſs die im folgenden für dieſe Bedeutung angeführte Stelle (wo zweymal für צדק fehlerhaft אדק abgedruckt iſt) nicht beweiſend iſt; ſo leiden auch die folgenden Worte ἐκ πίστεως εἰς πίστιν (die hier ſehr gezwungen und willkührlich überſetzt werden: *ita ut credentes nova in dies fiducia utemur,*) dieſe Erklärung nicht. Δικαιοσύνη θεοῦ wird in dieſer Stelle offenbar τῇ ὀργῇ θεοῦ v. 18 entgegen geſetzt, und ſo wie dieſes *den gerechten und thätigen Unwillen Gottes über die Sünde* bedeutet, ſo muſs jenes *von der Bereitwilligkeit Gottes, unter anſtändigen Bedingungen Sünden zu vergeben*, verſtanden werden. Zu Cap. III, 9 wird bemerkt, daſs ὑφ' ἁμαρτίαν εἶναι anzeige, *der Macht und Herrſchaft der Sünde unterworfen ſeyn.* Dieſe Bemerkung ſcheint uns ganz überflüſſig, da *Koppe* in der vorhergehenden Note das nämliche ſagt, und nur den an ſich unzertrennlichen Begriff der Strafwürdigkeit damit verband. Bey der wichtigen Stelle Cap. V, 15 lautet die hinzugefügte Bemerkung ſo: *Poteſt tamen* οἱ πολλοὶ *etiam ad eos trahi, qui legis ignari, adeoque propriae culpae expertes tamen propter delictum Adami interierunt, qua obſervatione acueretur adhuc antitheſis. Sed diverſa plane eſt ratio delicti et beneficii: ſi enim propter unius delictum multi obierunt, a reatu peccati immunes, quanto munificentius abundat beneficium Dei gratuitum erga multos, culpae in ſe admiſſae onere depreſſos.* Wir zweifeln ſehr, daſs durch dieſe Erklärung die Antitheſe etwas an Schärfe gewinnen kann, da man deutlich ſiehet, daſs der Apoſtel nicht τοὺς πολλοὺς und τοὺς πολλούς, ſondern παράπτωμα und χάρισμα einander entgegenſetzen wollte. Auch kann dieſe Erklärung nicht die wahre ſeyn, da Paulus im 12 Vers ausdrücklich ſagt: ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον. Richtiger iſt die Behauptung, daſs ebendaſelbſt v. 16 κρίμα *ſententiam judicis adverſus unum latam* (Gen. III, 17) κατάκριμα *condemnationem totius generis humani mortis imperio addicti* bedeute. — Ganz gegen den Context und die ausdrückliche Erklärung des Apoſtels im 15 V. ſcheint uns auch die zu Cap. VII, 14 vorgetragene Bemerkung zu ſeyn, daſs γινώσκειν *von der kalten und ruhigen Überlegung des Handelnden* zu verſtehen ſey. — Ganz dem Herausgeber eigenthümlich iſt, ſo viel wir wiſſen, die Bemerkung, daſs die Cap. XII, 7 befindlichen Worte: εἴτε ὁ διδάσκων, ἐν τῇ διδασκαλίᾳ, εἴτε ὁ παρακαλῶν, ἐν τῇ παρακλήσει ſtehen ſollen für ἄλλος διδακτικός ἐστι ἐν τῇ διδασκαλίᾳ, ἄλλος δὲ παράκλητος (vielleicht παρακλητικός?) ἐν τῇ παρακλήσει *unus eminet docendi facultate in munere doctoris, alter ſtrenuus adhortator eſt in adhortatione publica.* Uns wundert, wie dem Hn. *A.* ſein Gefühl es nicht ſagte, daſs auf dieſe Art der Apoſtel in den Worten ἐν τῇ διδασκαλίᾳ und ἐν τῇ παρακλήσει einen ſehr unnöthigen Zuſatz geliefert habe. Weit natürlicher iſt es, wenn man auch dieſe Worte als eine Auffoderung zum guten Gebrauch der verſchiedenen Gaben und Fähigkeiten anſiehet, worauf auch der ganze Zuſammenhang der Rede führt. Und hätten dann nicht auch die vorhergehenden Worte κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως anders erklärt werden müſſen?

Wir kommen jetzt, um nicht zu weitläuftig zu werden, auf die angefügten Excurſus, die Hr. *Ammon* mit neun neuen vermehrt hat. Der *erſte* handelt *de ſpiritu ſanctitatis, quo Jeſus Dei filius declaratus eſſe dicitur.* Die Worte κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύ-

νης Röm. I, 4, werden in dem Sinne genommen, dafs fie bedeuten *fecundum edita a fpiritu fancto oracula.* Der *zweyte* hat die Überfchrift: *de exemplis Abrahami et Davidis, quibus utitur Apoftolus ad commendandam fidem, falutis fontem,* Rom. IV, 1 feq. Hier wird die bekannte Bemerkung vorgetragen, dafs der Beweis des Apoftels aus diefen Beyfpielen mehr für Juden als für Chriften berechnet gewefen fey. Der *dritte* befchäftiget fich mit der *natura δικαιώσεως et confectariis mortis Chrifti cum peccato Adamitico comparatis,* Rom. V, 1 feq. Auch in diefem Abfchnitt foll Paulus mehr auf die Juden als auf die Chriften Rückficht genommen haben, welches wir wohl in Hinficht auf die Form, aber nicht in Hinficht auf die Sache felbft zugeben können. Im *vierten* wird *de homine per Chriftum a fervitute peccati liberato* über Röm. VI, 1—23 geredet. Im *fünften de corpore humano, peccati fede* Rom. VII, 15 feq. Beide Unterfuchungen würden, nach Rec. Meinung, ein anderes Refultat geliefert haben, wenn die Behauptungen des Apoftels mehr nach wiederholten, und zwar unleugbaren, Erfahrungen wären beurtheilt worden. In dem *fechften* Excurfus wird die fchwere Stelle Röm. VIII, 19—24 fo überfetzt: *Omnis humanitas fummo defiderio exfpectat gloriam filiorum Dei proxime revelandam. Vanitati enim fubjecta eft humanitas, non fponte fua, fed vi creatoris, fperans tamen fore, ut et ipfa humanitas, mifera inanitatis forte defuncta, in libertatem filiorum Dei beatam vindicetur. Novimus autem, omne genus humanum ad hunc usque diem gravi dolore compunctum ingemifcere, et non folum homines in univerfum, fed etiam primis fpiritus fancti doni (donis) mactatos, quidquod nos ipfos fufpiria ducere, illuftrem Meffiae reditum exfpectantes, quo a corporis vinculis liberati, in filiorum Dei focietatem recipiamur.* Den *fiebenten* Excurfus *de fubfidiis φρονήματος πνευματικοῦ Chriftianis a Paulo commendatis Rom. VIII,* 2—39 müffen wir zum eignen Nachlefen empfehlen, fo wie den *achten, de voluntate Dei abfoluta vel περὶ τῆς θείας κατ' ἐκλογὴν προθέσεως ex mente Pauli Rom. IX,* 1—33. In dem 9ten endlich, welcher *de converfione Populi Judaici ad religionem chriftianam ex mente Apoftoli fperanda XI,* 1—36 handelt, wird die Hoffnung geäufsert, dafs die Vorherverkündigung des Apoftels noch in Erfüllung gehen werde. Noch müffen wir erinnern, dafs auch die in der erften Ausgabe befindlichen Vorerinnerungen zu diefem Brief mit einem neuen Zufatz über die Authentie deffelben, in welchem die neueren Einwendungen gut beantwortet werden, vermehrt worden find. αρ.

LEIPZIG, b. Barth: *Über den Geift und die Form der evangelifchen Gefchichte in hiftorifcher und äfthetifcher Hinficht* von F. A. *Krummacher,* Doctor und Prof. der Theol. zu Duisburg. 1805. X und 499 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Ein Werk, wie diefer Titel ankündigt, zumal da er auch mit dem „*äfthetifchen*" pranget, gehörte fchon längft unter die Wünfche des Rec. und gewifs jedes Bibelforfchers, der fich nur ein wenig über die gewöhnliche Anficht und Behandlung unferer heiligen Bücher erhoben hat. Die drey erften Evangelien befonders — die auch der Vf. allein in diefer Sc[hrift] bearbeitet hat — fchienen immer dem Rec. e[iner] freyeren, im wahren Sinne äfthetifchen, Behandl[ung] zu bedürfen. Indeffen hat diefes Werk, bey m[an-]chem Guten und Geiftreichen, den Foderungen, wir daran machen mufsten, nicht ganz entfproc[hen].

Es giebt nur drey mögliche Anfichten und [Be-]handlungsarten der drey erften Evangelien. Di[e er-]fte ist die *dogmatifche,* der auf der einen Seite [der] Infpirationsglaube, auf der anderen der Wunderg[lau-]be oder der Glaube an eine höhere Ordnung der [Din-]ge (eine höhere Natur in Chrifto u. f. w.) zum G[run-]de liegt, und die zwar das gegen fich hat, daf[s fie] nicht empirifch - kritifch beftätigt werden kann, [aber] auch darauf keinen Anfpruch macht. Die zweyt[e ift] die *(pfeudo)kritifche* und *(pfeudo)pragmatifche,* de[ren] Princip Rec. nicht anzugeben weifs, man müfste d[enn] einen Unglauben, der fich auf eine gemeine [be-]fchränkte Phyfik ftützt, und eine grenzenlofe V[will-]kühr für ein Princip halten. Die dritte ift die *h[ifto-]rifche,* die den fich eindrängenden Unglauben, [als] etwas blofs Subjectives, von fich weifend, aber [auch] keinen Glauben geradezu gebietend, bey dem [Er-]*zählten,* als dem einzig hiftorifch Erkennbaren, [ste-]hen bleibt. Der Unglaube der Zeit würde diefe [An-]ficht die *mythifche* nennen; allein hiftorifch betr[ach-]tet bleibt fie diefelbe, wenn man auch wieder zu [dem] Glauben zurück kehren wollte. Z. B. eine Heilu[ngs-]gefchichte der Evangelien würde rein hiftorifch [dar-]geftellt, aber, mit dem fubjectiven Unglauben [be-]trachtet, als Mythus erfcheinen; bewiefe fich [aber] durch irgend eine Erfahrung — wie man deren [in] der That hat — dafs folche ungewöhnliche Hei[lun-]gen denkbar feyen, oder fände man fich fonft be[wo-]gen, etwas Übernatürliches (d. h. über die *gew[öhn-]lichen* Naturgefetze hinausgehendes) zu glauben, hätte man als Hiftoriker *objectiv* (und objectiv [muss] ja der Hiftoriker arbeiten) nichts zurückzunehm[en,] und fo wäre die Hiftorie nicht mehr eine wächfe[rne] Nafe. — Man mag nun mit dem Rec. die letzte [Be-]handlungsart für die einzig richtige halten oder ni[cht,] fo wird man doch mit ihm von jedem Bearbeiter [der] Evangelien verlangen, dafs er fich zu einer von [den] dreyen beftimmt halten, und von feinem gewähl[ten] Standpunct aus confequent verfahren müffe. So [hat] die *Paulus'fche* Erklärungsart — es ift die zweyt[e —] obgleich nach unferer Meinung von einem falfc[hen] und nichtigen Princip ausgehend, doch das un[be-]ftreitbare Lob der Confequenz und Durchführ[ung] (infofern bey Willkühr Confequenz feyn kann), [und] der Urheber derfelben hat das bleibende Verdi[enst] um die Schrifterklärung, etwas Ganzes und Voll[en-]detes geliefert zu haben mit Gelehrfamkeit und [Ta-]lent. Schwer ift es zu fagen, zu welcher Beha[nd-]lungsart fich unfer Vf. halte. Von der *Paulus'*fc[hen] fagt er fich los: „bey aller Gewandtheit und tre[ffli-]chen Combinationsgabe des Vfs., fey der Comm[en-]tar über das N. T. der ftärkfte Beweis, dafs di[efe] Art zu interpretiren mit nichten geeignet fey, d[em] unbefangenen Lefer und Forfcher des hiftorifch[en] Sinnes ein Genüge zu leiften." (S. 32). Und we[nn]

man vorher (§. 18 f.) gelesen hat, dass die Evangelien *epischer Natur* seyen, dass sie mit Homer zu vergleichen und als ein in seiner Gestaltung begriffenes Epos zu betrachten seyen: so begreift man leicht diese Opposition gegen den Commentar über das N. T., und glaubt den Vf. auf guter Spur zu finden. Um so mehr aber fällt dann §. 33 auf: „Soll denn aber der kaltblütige Zuschauer und Leser überall die nämliche Ansicht haben wie die Evangelisten, überall Wunder sehen und glauben, wo jene sie sehen? Diess ist eine ganz andere Frage.... Sie hinaus zu interpretiren ist unmöglich, ohne allen historischen und grammatischen Sinn zu zerstören, und den Evangelisten gesunde Augen und gesunden Menschenverstand abzusprechen.... *Allein etwas ganz anderes ist es, die Ansichten der Evangelisten von dem Factum, ihr subjectives Urtheil von der Sache zu trennen*.... Nehmen wir die Jünger Jesu als solche, wie sie sich selbst darstellen, als sinnliche, leidenschaftliche, mit nichten vorurtheilsfreye, und wunderbegierige Menschen..... sollten sie nicht auch zuweilen da Wunder gesehen haben, wo Jesus keine that?" — Wir fragen jeden, der *Paulus* Commentar gelesen, ob diess nicht ganz dieselbe Ansicht sey, ob nicht auf das *Trennen des Urtheils vom Factum* sein ganzes Verfahren sich gründe. Und man urtheile, ob folgender Wundererklärungsversuch des Vfs. nicht ganz in diesem Geiste sey. §. 38. „So lässt sich die Stillung des Sturms auf dem See Genesareth natürlich erklären. Es war ein schnell entstehender Orkan oder Windstoss, die auf dem, von Gebirgen und Schluchten umgebenen, Landsee nicht ungewöhnlich sind. Jesus schlummerte ruhig im Hintertheil des Nachens. Man wecket ihn in der grössten Angst und Bestürzung. Er erhebt sich, wirft ihnen ihre Kleinmüthigkeit vor, bedräuet den Sturm, und die Wogen legen sich und der Sturm geht vorüber. — Jesus war überzeugt, dass nicht Sturm und Meer die Sache Gottes würde zerstören können; dass der Sturm in kurzem vorübergehen musste, war in der Natur des Orkans gegründet; aber nur der Besonnene dachte dieses. Dass die Jünger und Zuschauer die Apostrophe Jesu an den Sturm und das Aufhören desselben als Ursache und Wirkung verbinden, ist eben so natürlich als menschlich." (Aber war es nicht reine Charlatanerie von Jesus, wenn er dachte, dass der Sturm in kurzem vorübergehen müsste ohne sein Bedräuen, und ihn doch bedräute?) Und dennoch spricht der Vf. sonst von einem „historisch begründeten höheren Standpunct Jesu und von *seiner historisch erwiesenen Wunderkraft*." Wir fragen, ob irgend ein anderes Wunder mehr historisch begründet sey, als dieses, und welche Wunder der Vf. dafür gelten lassen wolle? Wahrscheinlich die, die wir nicht *erklären* können? Diess ist ein sehr relativer, misslicher Beweis! So erklärt der Vf. die Versuchungsgeschichte aus einer *parabolischen Erzählung Jesu*; die Verklärung als eine *Täuschung der schlaftrunkenen Jünger*; und andere Wunder mehr oder weniger nach *Paulus*'scher Manier. Dagegen streitet er (§. 93 f.) gegen die natürliche Erklärung dieses Schriftforschers von den Wunderheilungen, z.B. der des Wassersüchtigen. Gegen die Annahme, dass die Heilung nicht sogleich in dem Moment erfolgt sey, sondern erst später, sagt er: wenn diess auch factisch richtig wäre, so hörte doch darum die Begebenheit selbst eben so wenig auf, ein Wunder zu seyn, als die Weltschöpfung weniger ein Wunder seyn würde, wenn man annähme, sie sey in sechs verschiedenen Zeiträumen, Tagen, Perioden, oder wie man sie nennen wolle, oder in einem Momente geschehen. Jesus könne zu solchen allmälichen Heilungen eben so gut seine wichtigen Gründe gehabt haben, als er sie unstreitig zu dem in verschiedenen Fällen wiederholten strengen Verbot hatte, niemanden seine Heilung bekannt zu machen; „und ferner hatten nicht alle Wunder Jesu gerade die Absicht, ihn als den Gottessohn zu documentiren, sondern manche hatten zunächst Wohlthätigkeit und Hülfe zum Zweck." Gegen die zweyte Annahme des Commentators, dass Jesus sich bey manchen Heilungen gewisser äusserlicher Mittel bedient habe, die er für factisch richtig erkennt, erinnert er: darin liege kein Grund, der uns veranlassen könne, desshalb die Wunder im allgemeinen oder auch bloss diejenigen, die mit einer solchen äusseren Behandlung verbunden waren, aus dem N. T. weg zu exegesiren. Niemand werde behaupten wollen, dass die Evangelisten durch solche beygefügten kleinen Notizen hätten andeuten wollen, das vermeintliche Wunder sey ganz natürlich zugegangen:... Folglich seyen die Wunder wörtlich im Text der Evangelien, und könnten nicht anders als gewaltsam, keineswegs aber durch historische und grammatische Interpretation hinausexegesirt werden. — Kann wohl je ein Schriftsteller so in Widerspruch mit sich gerathen? Diesen Widerspruch aufzuklären dient nicht die beygefügte Note S. 203. „Es soll hiemit nicht geleugnet werden, dass man desshalb alle und jede Begebenheit, welche die Evangelisten nach ihrer Ansicht für ein Wunder hielten, auch für uns ein solches seyn müsse. Es giebt deren mehrere, welche der verständige Interpret, der auf den Geist des damaligen Zeitalters Rücksicht nimmt, natürlich erklären kann; mehrere, wo er sein Urtheil suspendirt, indem die fragmentarische Darstellung ihm nicht hinlängliche Data giebt, um zu entscheiden. Bey ihren Kenntnissen und Ansichten konnte ihnen leicht manches als Wunder erscheinen, was es nicht war; und nichts nöthigt uns, auch ihre Ansicht zur unsrigen zu machen. *Aber wo sie als Historiker und Augenzeugen erzählen, da müssen wir sie auch als solche anerkennen*, und nach eben den Gesetzen, nach welchen wir den Livius und Tacitus erklären, sie ebenfalls erklären, also bloss Gerechtigkeit ihnen widerfahren lassen und nichts weiter." Rec. bekennt, dass er nicht versteht, was der Vf. damit sagen will!

Diesem nach kann es dem Vf. nicht Ernst seyn mit der Behauptung, dass die Evangelien *epischer Natur* seyen, die dem Rec. anfangs so viel zu versprechen schien. Wenn sie einen Sinn haben sollte, so könnte es kein anderer als der seyn: dass den Erzählern, und daher auch uns, das Erzählte bloss Sache des *Sinnes*, der religiös-poetischen An-

schauung, nicht des historischen Verstandes sey. So z. B. wäre das schöne erhabene Bild der Verklärung Jesu, *als solcher*, das Einzige, was sie uns in der Erzählung geben wollen, und was wir durch diese empfangen; wie die Sache wirklich war, wie sie in die historische Reihe gehörte, wussten sie nicht, erzählten sie nicht, und können also auch wir nicht wissen wollen. Nach dieser Ansicht wäre die ganze Erscheinung Jesu in den Evangelien in eine überhistorische Sphäre emporgehoben, aus welcher wir, die wir bloss durch das Medium der Evangelien schauen, sie nicht herabziehen könnten und dürften. Epische Natur und historische Behandlung ist schlechterdings unverträglich mit einander. Wer fragt bey Homer nach der Geschichte, wem gelüstet nach dem dürren Gerippe der empirischen Wahrheit? Es wäre Unsinn, an so etwas bey Lesung dieses Dichters zu denken. Und warum? weil er bloss unseren poetischen Sinn in Anspruch nimmt mit mächtig anziehendem Zauber. Dass eine ähnliche Ansicht der Evangelien (wiewohl mehr vom religiösen Standpunct aus) sich nicht allen aufdringt, liegt an der unvollendeten Form derselben, an den mannichfaltigen Beziehungen auf die Geschichte und Gegenwart, und an den dogmatischen oder antidogmatischen Vorurtheilen der Theologen. — Wenn so die Wundererklärungsversuche des Vfs. in reiner Opposition mit jener früheren Behauptung stehen, so zeigt sich da, wo die epische Ansicht mit unwiderstehlicher Gewalt ihr Recht geltend machen will, in der Geschichte der Geburt Jesu, eine sonderbare Schwankung, Behutsamkeit und Scheu. Er hält diese Erzählungen für später entstandene Sagen, ja er glaubt, dass sie dem Matthäus erst später bey der Übersetzung aus der palästinensischen Volkssprache zugegeben worden; er sagt §. 63: „Eine solche historische Sage, deren erste Quelle sich nicht genau angeben lässt, und welche gewissermassen isolirt in der Geschichte steht, und nur episodisch in den Gang derselben verwebt ist, unterscheidet sich von dem eigentlichen historischen Factum." Und doch heisst es dann gleich darauf: „*so nahe sie übrigens an und für sich seyn mag*" u. s. w. und vorher: „mag eine solche Erzählung mangelhaft seyn, *so beweiset dieses eben ihre historische Wahrheit*."

Doch die Evangelien enthalten nicht lauter Wunder, und also auch Hn. *K's.* Schrift nicht lauter verfehlte Ansichten; vielmehr enthält sie im Übrigen vortreffliche Bemerkungen und Aufschlüsse über Beziehung, Zusammenhang, Bedeutung der einzelnen Begebenheiten der evangelischen Geschichte, über das Verhältniss der einzelnen Evangelien unter sich. Oft schien uns der Vf. die Dinge zu fein und zu spitz zu nehmen, mehr hineinzulegen, als darin zu finden ist, sich nicht ganz von Hypothesen frey zu halten — gewöhnliche Fehler des psychologisirenden Pragmatismus. Hr. K. sieht die Dinge nicht mit unbefangenem, ruhigem Blicke an, und überlässt sich nicht genug ihren Eindrücken. Besonders hängt ihm auch der Fehler des *Ästhetisirens* an. Löblich ist sein Bestreben, Alles dem Sinne näher zu bringen; allein der Sinn liebt nur das Natürliche, Einfache, nicht das Gesuchte und Geschraubte, und das allzuviele Entwickeln und Zerspalten zerspaltet und zersplittert die Eindrücke. Besonders verunglücken müssen die ästhetischen Entwickelungen des Vfs., wenn er vorher durch das Kritisiren und Psychologisiren Alles zerrissen und zerstückt hat. Z. B. nachdem er nicht undeutlich zu verstehen gegeben hat, dass die Verklärung eine Vision der schlaftrunkenen Jünger sey, setzt er hinzu: (§. 58) „Übrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, wie sehr der Gottheit würdig und in sich wahr diese Darstellung der Verklärung sey. Jesus und die göttliche Sendung erscheinen göttlich, im Lichte; — die Jünger menschlich, im Schatten, sinnlich, vermuthend, zitternd. Licht ist das Gewand der Gottheit, das Zeichen ihrer Nähe u. s. w." Gelungen scheint uns die Entwickelung des Verraths des Judas. Gegen die gewöhnliche Annahme, Judas habe gar nicht den Ausgang der Gefangennehmung Jesu erwartet, der wirklich eintraf; er habe vielmehr nur die Absicht gehabt, Jesum zu nöthigen, sich jetzt als König zu erklären, und sein irdisches Reich zu gründen, in welchem er (Judas) eine der ersten Stellen erwartet habe u. s. w., stellt der Vf. eine andere psychologische Erklärung auf. Der kleinliche Charakter des Judas, die niedrige Leidenschaft des Geizes, die er in seinem Betragen entwickelte, habe ihm die Achtung und Liebe seines Lehrers entzogen, und hätte schon nicht in seinem Herzen Platz gefunden, wenn noch einige Liebe zu ihm in demselben war; das Band der Liebe zwischen ihm und Jesus war also aufgelöst; *dadurch aber entstand in Judas Seele eine Leere, das Gleichgewicht derselben war gleichsam aufgelöst, Unmuth und Erbitterung traten an dessen Stelle.* Die sich vermehrende Zärtlichkeit Jesu gegen die anderen Jünger, die unbefangene Anhänglichkeit dieser gegen Jesus, die Reden Jesu, in welchen er auf die Untreue des Judas anspielt, und vielleicht manche andere, die er selbst aus bösem Gewissen auf sich anwandte — vermehrten diesen Unmuth, diese geheime Erbitterung und Unruhe. Ein solcher Zustand konnte, seiner Natur nach, nicht lange dauern, Jünger konnte er nicht bleiben — gleichgültig abzutreten war ihm eben so unmöglich — das natürlichste war, noch tiefer zu sinken und als erklärter Feind Jesu aufzutreten u. s. w. und so ist der ganze psychologische Gang bis zu Ende recht gut durchgeführt. Ganz misslungen scheint uns dagegen eine andere Erklärung, von der Stelle Matth. 3, 15, die er folgendergestalt paraphrasirt: „Jesus sagt: wir haben beide eine verschiedene Ansicht, es ist ein Kampf unter uns. Ich schlage den Mittelweg vor, dass ich meinem Gefühle, du deinem Berufe folgest. Dein Beruf ist, zu taufen und zum nahen Gottesreiche einzuweihen. Wohlan denn, so tauf auch mich (ἄφες ἄρτι), so geschiehet einem jeden sein Recht, und so geziemt es sich für uns beide! (πρέπον ἡμῖν). Das Übrige mag die Gottheit entscheiden!" Wie das in πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην liegen könne, sieht Rec. auch nicht durch die beygefügte Bemerkung ein: „in dem πρέπον liegt zugleich der Begriff: was wahr und was recht ist, die Entscheidung nach dem Zwist."

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 JANUAR, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché u. Müller: *Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst*, durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen, mit ununterbrochener Rückficht auf die bisherigen Systeme, von *Gottlieb Hufeland*, Hof- und Justizrath und ord. Professor der Rechte in Landshut. Erster Theil. 1807. XXXVI u. 387 S. 8. (2 Thlr.)

In der Vorrede werden die Verdienste der früheren Schriftsteller über die Staatswirthschaft gewürdigt, und zugleich Folgendes über den Zweck der vorliegenden Schrift von dem verdienten Vf. angeführt: „Ich gestehe es frey, dafs ich eine durchaus veränderte Hauptansicht dieser Wissenschaft darzustellen vorhabe, unter der sich, wie mir scheint, vieles bisher schon Behauptete fester begründen, und manche andere Lehre hervorgehen wird. Ohne diese Veränderung würde mir mein ganzes Vorhaben kaum der Mühe werth scheinen. Ich will indessen gar nicht, dafs man glaube, ich wolle lauter Neues sagen. Vieles habe ich von Anderen benutzt und benutzen müssen. — Immer hoffe ich, Unpartheyische werden mir zugestehen, es sey nicht alles, besonders nicht die Hauptansicht entlehnt; und wenn sie daneben noch überzeugt würden, dafs selbst bekannte Behauptungen und Entwickelungen durch die Verbindung mit anderen, allgemeinen und von mir behaupteten, zuweilen ein neues Licht erhalten hätten; so würde ich eine meiner angenehmsten Hoffnungen erfüllt sehen." Der Rec. ist der Überzeugung, dafs alle die, welche hier eine gültige Stimme haben, des Vfs. Bemühungen dankbar aufnehmen werden, indem daraus manche Belehrung für sie hervorgehen wird, sollten sie auch gerade der veränderten Hauptansicht nicht die grofse, folgereiche Wichtigkeit beylegen, oder ihr die Neuheit unbedingt zugestehen. Wenn aber auch wenig oder nichts Neues in dem Werke vorkäme — welches gleichwohl gar nicht der Fall ist —: so würde doch immer die Art, wie von dem Einfachsten zu dem Zusammengesetzten sorgfältig, ohne die Mittelglieder zu vergessen, ohne Sprung, fest und ernst fortgeschritten wird, ehrenvoll zu erwähnen seyn, und die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Klarheit des Ganzen, im Gegensatz gegen die auch in dieser Wissenschaft immer mehr einreifsende Barbarey seltsamer Terminologien, ohne neue bestimmte, die Wissenschaft erweiternde Begriffe, ihr Verdienst behaupten. Es ziemt sich nicht, in einem allgemein-literarischen Blatte in ein Detail einzugehen, welches für den Vf., den Rec. und die Ausmittelung der Wahrheit gleich zuträglich seyn würde; es ziemt sich nicht, hier Schritt vor Schritt den Autor zu begleiten, und alle Zweifel, Erinnerungen und Bemerkungen des Recensenten beyzufügen. Der letztere muss diefs billig auf andere Zeit und an einen anderen Ort versparen: allein eine Anzeige des Inhalts im Allgemeinen, eine Anzeige dessen, worin der Vf. vorzüglich von den bisherigen Ansichten abweicht, mit einigen Anmerkungen, läfst sich mit Recht auch hier erwarten.

In der Einleitung S. 1 — 14 wird von der Bestimmung, Wichtigkeit und Beschränkung der Staatswirthschaft, dafs sie ein Theil der Staatskunst sey, und von den neu vorgeschlagenen Namen für die Elementar-Lehre des National-Reichthums gesprochen. Alsdann wird I) von Gütern überhaupt, S. 17 — 58; II) von Gütern für Mehrere — S. 118; III) vom Preise, und zwar im Allgemeinen und Einzelnen, vor, in und nach dem Tausche, bis zu Ende gehandelt. — Was nun zuerst die Güter überhaupt betrifft, so wird vorzüglich darauf aufmerksam gemacht, dafs der Begriff eines Guts sich auf etwas Künftiges beziehe, und dafs dazu die Vorstellung eines Zwecks und der Beziehung der Sache, als Mittel auf jenen, erfoderlich sey; dafs auch neue Güter durch Vermehrung der Zwecke entständen; dafs Einzelne, Mehrere, Gesellschaften und der Staat solche Zwecke und Mittel, folglich Güter haben könnten; dafs aber der Ausdruck: Consumtion, von der Benutzung einer Sache gebraucht, mindestens zweydeutig sey. Dann folgt die Eintheilung der Güter in solche, welche unmittelbar benutzt werden können, und in solche, die nur als Quellen anderer, unmittelbarer Güter sich zeigen. Zu diesen letzteren werden Grund und Boden und die Talente und geistigen Kräfte der Menschen gezählt, deren grofser Einfluss nach dem Vf. bisher nicht hinlänglich gewürdigt worden. Alsdann wird von der Entstehung der Güter in der Sinnenwelt, welche aufser der Vorstellung vorhanden sind, gesprochen, und die Natur, und vorzüglich die menschliche Arbeit in Anschlag gebracht. Jedoch wird hier auch abermals bemerkt, dafs die Dinge durch Arbeit nicht Güter würden, sondern dafs diefs nur durch die Vorstellung von dem Werthe dieser Dinge und ihrer Tauglichkeit als Mittel zu einem Zwecke bewirkt werde, dafs also auch in dieser Rücksicht auf Gütervermehrung eigentlich vor anderen Ursachen Vielheit der Zweckhabenden und Mannichfaltigkeit der Zwecke wirke. Die Natur (heifst es S. 41) schaffe freylich allein den Stoff, jedoch erzeuge der Geist des Menschen die Vorstellung bey sich und anderen, und dieser schaffende Geist mache doch erst,

dafs die Sache ein Gut werde. Alsdann wird von den verschiedenen Arten der Arbeit, wodurch Güter hervorgebracht werden, gehandelt. Ferner von dem natürlichen, willkührlich hervorgebrachten, willkührlich erhöheten Güterwerth; von den verschiedenen Antrieben zur nützlichen Thätigkeit; von den möglichen und wirklichen Gütern. Ein Vorrath von Dingen, die Güter werden könnten, sey darum noch nicht wirklich den Gütern beyzuzählen, wenn das wirkliche Bedürfnifs oder der wirkliche Wille fehle, wie denn auch das Begehrungswerthe kein Gut sey, welches man vor sich sehe, zu dessen Behandlung als Gut aber die physische Möglichkeit fehle; z. B. wenn der Jäger das Wild blofs erst verfolge, und noch nicht erlegt oder in seine Gewalt gebracht habe. — Von dem Aufhören der Güter 1) der Wirklichkeit ihres Daseyns nach, durch natürlichen Untergang, durch willkührliche Aufhebung, die aber zum Theil der Gebrauch nothwendig machen könne, nur dafs nicht jede Benutzung auch ein Verzehren sey: 2) in Ansehung der Vorstellung durch Abänderung der Meinung über Zwecke und Tauglichkeit der Mittel dazu, wie das z. B. bey Modewaaren so häufig der Fall sey. Dann wird von der Erhaltung der Güter durch die Natur oder durch menschliche Willkühr gehandelt, indem man fest bey den Vorstellungen von Mittel und Zweck beharre, oder aber endlich durch Sparsamkeit. Von vorübergehenden und dauernden Gütern. — Diefs ist der vorzügliche Inhalt des ersten Abschnitts; und da hierin auch des Vfs. veränderte Hauptansicht der ganzen Wissenschaft liegt, so ist es billig, hierbey etwas zu verweilen. Niemand wird es dem Vf. abstreiten, dafs die Gegenstände in der Sinnenwelt dadurch Güter für den Menschen werden, dafs er sie als Mittel auf Zwecke beziehe. Dieser Satz spricht so für sich selbst, dafs es nicht nöthig ist, darüber viele Worte zu verlieren; auch bemerkt diefs unser Vf. selbst, und er fügt hinzu, es würde um so unbegreiflicher seyn, dafs so viele treffliche und scharffinnige Männer ihn übersehen hätten, wenn nicht die Geschichte aller Wissenschaften ähnliche Phänomene lieferte, dafs man den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen habe. Indefs scheint es dem Rec., dafs diefs hier gleichwohl nicht ganz so der Fall sey. Die Begriffe von Bedürfnifs, von Befriedigung desselben, vom Werth im Gebrauch, waren ja zuvor von Anderen erwähnt, angewandt, erläutert, und, wenn man will, genug gespaltet worden. Liegen denn aber diese Begriffe so weit weg von jenem der Tauglichkeit eines Mittels zum Zweck? War es ferner so unrecht, wenn man diefs eben als bekannt voraussetzte, um sogleich zur Beantwortung der schwierigern Frage überzugehen: wie die Mittel zu Befriedigung der Bedürfnisse oder der Zwecke hervorgebracht würden? Eben so wenig scheint es uns, dafs es von den früheren, besseren Schriftstellern übersehen worden, die Talente und geistigen Kräfte der Menschen, als Mittel zur Erwerbung und Hervorbringung von Gütern in Anschlag zu bringen. Abgesehen von den beiden neueren Autoren, die Hr. H. anführt, spricht nicht *Smith* schon ganz bestimmt an mehreren Orten davon? Z. B. in dem Abschnitte, wo er untersucht, warum bey verschiedenen Geschäften, auch bey voller Freyheit der Anwendung von Fleifs und Capital, der Lohn der ersten und der Gewinn des letztern gleichwohl so verschieden sey, und ferner, da, wo er vom stehenden Capital redet, wozu er alle, von dem Volk erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten rechnet. Wenn aber *S.* nicht einer besonderen Rente von den Talenten erwähnt, so scheint er defshalb leicht zu rechtfertigen, da er diese unter Arbeitslohn oder Capitalgewinn begreift. Wenn wir so bezweifeln, dafs diese beiden Puncte *inaudita* wären: so gestehen wir doch gern, dafs der Vf. sie recht trefflich herausgehoben, oft recht glücklich angewandt und dabey manche neue Aussicht eröffnet habe, und dafs, wie von ihm zu erwarten stand, manches Belehrende auch für die, welche in dieser Wissenschaft keine Fremdlinge sind, sich finde, obwohl hier alles diefs auszuzeichnen, ein unthunliches Unternehmen seyn würde.

Was den zweyten Abschnitt betrifft, welcher die Überschrift führt: *Güter für Mehrere*, so wird hier zunächst die Anwendung jenes Begriffs von einem Gut, der Vorstellung von Zwecken und dazu tauglichen Mitteln, auf Mehrere gemacht, und bemerkt, dafs durch solche Meinungen Mehrerer eine Masse (wie es hier heifst) von Zwecken, Mitteln und also Gütern entstehe, und dafs bey der Verschiedenheit der Ansichten der Subjecte eine Vergleichung der Güter und ein Tausch möglich werde. Es wird hier gleichfalls auf die Meinung und das Daseyn der Güter Rücksicht genommen, und der grosse Einflufs der Stimmung der Nation in dieser Rücksicht besonders bemerkt. Die Antriebe zum Geben und zum Arbeiten für Andere könnten, heifst es ferner, in Zwang, oder in der Willkühr bestehen, indem man aus Liebe oder Zuneigung, aus Wohlthätigkeit, oder um etwas wieder dafür zu erhalten, arbeite: das letzte wird begreiflich als das wichtigste behandelt, und manche sehr treffende Bemerkung beygefügt. Dann wird vom freywilligen und rechtlich begründeten Tausch durch Zwang geredet, und der erstere gleichfalls als der für die vorliegende Untersuchung wichtigste Theil, behandelt. Von der Wirkung des Tausches auf die Vermehrung der Güter. Hier wird, in einer Beziehung gewifs mit Recht, bemerkt, dafs der, welcher tausche, das, was er für das Weggegebene erhalte, höher schätzen müsse, weil sonst kein Tausch zu Stande kommen könne. Auch wird mit allem Recht sehr darauf gedrungen, wie oft das Anbieten, besonders bey Dingen die mehr entbehrlich wären, eben so gut, wo nicht mehr noch, als die Nachfrage den Tausch herbeyführe. Von der Abtheilung der Arbeiten und Gewerbe mit Rücksicht auf den Tausch; vom Handel nach *Smith*. Auch wird des Activ- und Passiv-Handels in den bekannten Bedeutungen gedacht. Rec. bemerkt, dafs man wohl thut, noch Activ- und Passiv-Schifffahrt u. s. w. von Activ- und Passiv-Handel zu unterscheiden, und jene Arten und Eintheilungen des Commerzes darauf zu beschränken, ob der Verkehr durch vaterländisches Capital betrieben werde oder nicht. Ein Volk kann einen Activ-Handel und eine Passi

Schiffahrt z. B. haben. — Verhältnisse der erzeugten Güter zu den erzeugenden Kräften der Natur, der Menschen oder der menschlichen Arbeit, zur vereinigten Wirkung der Kräfte der Natur und Menschen. Hierbey wird Fleiss und Kunstfleiss so geschieden, dass unter jenem die festgesetzte, beharrliche Arbeit, unter diesem die grössere Geschicklichkeit und zweckmässige Anwendung zum besten Erfolg verstanden wird. Der Unterschied ist in der Wirklichkeit sehr begründet; der Sprachgebrauch scheint aber einmal Industrie oder Kunstfleiss in einer anderen bekannten Bedeutung festgesetzt zu haben. Es wird die physische Beschaffenheit des Landes und ihre mannichfaltige Einwirkung auf die Erzeugung der Sachen, die Güter werden, in Anschlag gebracht, dem Einfluss der menschlichen Willkühr aber der Vorzug vor allem anderen eingeräumt. Zuletzt in diesem Abschnitte vom Markt, dem in- und ausländischen, und dass die Güter-Sphäre unabhängig vom Staat betrachtet werden könne und zum vorliegenden Zweck solle.

In dem dritten Abschnitte vom Preis, wird A) in der allgemeinen Übersicht von der Eintheilung des Werths geredet: Es folgt die *bekannte* Eintheilung vom Gebrauchs- oder Tausch-Werth. Der Rec. glaubt indess hier, in Bezug auf das, was oben von ihm bemerkt worden, das auszeichnen zu müssen, was S. 122 vorkömmt: so wichtig nun auch der *Gebrauchswerth, die Tauglichkeit einer Sache als Mittel zu einem bestimmten Zweck* seyn mag; so ist doch der Tauschwerth im menschlichen Verkehr und für die Gütermasse von einem viel ausgedehnteren Einflusse. — Da nun der Werth einer Sache in dem Verbrauche, der Benutzung oder endlich auch in der Anwendung derselben, um etwas anderes hervorzubringen, bestehen kann: so wird dieser Unterschied belehrend angewandt, und der einfache und zusammengesetzte Tauschwerth so unterschieden, dass unter jenem die Absicht zum eigenen Gebrauche, unter diesem die Hinsicht zur Tauglichkeit zu anderweitigem Tausch begriffen wird. Der verglichene Tauschwerth der gegen einander zu tauschenden Dinge wird hier ihr Preis genannt. Rec. hat, so viel er weiss, nebst mehreren Andern gemeinschaftlich, unter Preis den Tauschwerth der Sache, verglichen mit dem üblichen Tausch-Handels-oder Circulations-Mittel verstanden; er hat aber nichts erhebliches dawider einzuwenden, wenn es durch den Sprachgebrauch bestätigt wird, den Begriff, den man mit dem Worte Preis verbindet, auf die Weise, wie von unserem Vf., auch bereits von Anderen, geschehen ist, zu erweitern. — Der einseitige Preis wird darauf vom doppelseitigen so geschieden, dass unter jenem der Tauschwerth begriffen wird, den jeder der Tauschenden, vor dem Tausche, seinem Gute in Beziehung auf die dafür zu erwerbende Sache beyfügt, und unter dem doppelseitigen Preise wird die Bestimmung des Tauschwerths, worin sich beide vereinigen, verstanden. Der einseitige Preis wird hinwieder geschieden in den inneren, welchen der Weggebende, in den äusseren, welchen der Begehrende setzt. Der innere aber wird in einen wirklichen und willkührlich inneren getheilt; indem bey jenem auf die Kosten des Hervorbringens der Sache, bey diesem auf die Willkühr der Schätzung, wofür der Weggebende sie hingiebt, Rücksicht genommen wird. Diess wird denn auch auf den äusseren Preis angewandt, und wie die verschiedenen Theile der Tauschenden, durch den Gebrauch ihrer Kräfte, durch ein Herüber- und Hinüberziehen, im doppelseitigen Preise sich vereinigen, bemerkt. Zugleich wird anschaulich dargethan, wie denn hier ebenfalls Meinung auf Willkühr und diese auf den Preis wirke. Ferner, *dass der äussere Preis bey dem ganzen Güterverhältnisse die Hauptsache sey.* Vom Marktpreise, von der Gleichstellung der willkührlichen Preise unter sich, wo es heisst: durch den doppelseitigen Preis wird zwischen den einzelnen, durch den Marktpreis zwischen vielen, die Willkühr der Vertragschliessenden gleichförmig gemacht, und der willkührlich innere Preis mit dem willkührlich äusseren auf dasselbe Quantum gesetzt; die Willkühr ist indess nicht von dem Bedürfniss unabhängig, das bald mehr bald weniger dringend ist, wie denn bey der Anwendung dieser allgemeinen Sätze diess in der Folge mehr dargethan wird. Endlich wird gezeigt, wie der Gewinn, sowohl beym Tausche als auch ohne Tausch, durch die veränderte Meinung über den Werth des bereits Vorhandenen, sich fände und ändere. Diese Lehre vom Preis im Allgemeinen enthält, nebst manchem Bekannten, wie es nicht anders seyn konnte, viel Eigenes, Neues und Belehrendes. Der Rec. ist kein Freund vieler neuen Terminologien: denn die Sprache gehört nicht Einem, sondern Allen, und wie viel gehört dazu, bis man sich über neue Terminologien vereinige, und welche Verwirrung muss in jeder Wissenschaft entstehen, wenn jeder, der sich sonst darum verdient macht, ein Heer neuer Wörter creirt, und schon die schriftstellerische Eitelkeit die Veranlassung wird, dass jeder hartnäckig bey seiner Terminologie beharrt! Rec. ist dagegen ein groser Verehrer solcher Bemühungen, die sich auf die genauere Bestimmung der Begriffe, die schärfste Entwickelung der Verhältnisse, die sorgfältigste Wahrnehmung der Phänomene beziehen. Kann man aber hiebey, ohne neue Terminologien zu schaffen, auskommen, so ist es um so besser. Unser Vf. lässt hier die ganze Lehre vom Preis und die daran geknüpften Verhältnisse gleichsam historisch vor dem Leser sich ausbilden. Zwar fehlt es auch nicht an Terminologien, und selbst nicht an neuen, doch sind sie von der Art, dass sie sprachrichtig theils gebildet, theils leicht dem Unterrichteten von selbst verständlich sind. Vielleicht werden einige in den Sprachgebrauch aufgenommen. Indess hätten andere vielleicht auch entbehrt werden können, obschon die Verhältnisse zu entwickeln nöthig war. Manchem mögen endlich die Verhältnisse selbst mit unter zu sehr, zu fein anatomirt und gespaltet scheinen; aber wie dem auch sey, so ist das Ganze trefflich zu nennen. Die Anwendung der allgemeinen Lehre vom Preis aber, die unter B) vorkommt, oder die Zergliederung der einzelnen Arten der Preiss 1) vor, 2) in und nach dem Tausche, enthält gleichfalls viel Belehrendes. Die Kürze, deren wir uns hier befleissigen müssen, da wir uns auf die Angabe des Abrisses beschränken se-

hen, wird indess zureichen, die Aufmerksamkeit der Unterrichteten auf diess Werk rege zu machen, und so wollen wir bis zu Ende noch die Hauptpuncte angeben. Bey der Zergliederung des wirklichen inneren Preises vor dem Tausche, wird nun auf die bey der Hervorbringung der Sache gebrauchte Arbeit und das darauf gewandte Capital, wie sich von selbst versteht, Rücksicht genommen. Gegen *Smith's* Meinung, dass Arbeit der einzige unwandelbare Massstab des Werths sey u. s. w. ist der Vf. im Ganzen einstimmig mit dem, wie sich der Rec. an einem anderen Orte darüber erklärt hat. Bey der Arbeit wird a) auf die Menge und den Gesammtwerth des während der Arbeit Verbrauchten, b) auf die Vielheit der dabey gebrauchten verzehrenden Kräfte, c) auf die Zeit, die zur Hervorbringung nöthig war, Rücksicht genommen. Von Maschinen, von Vertheilung der Arbeit, vom Kunstfleisse und der freywilligen Arbeit. In Bezug auf das bey der Hervorbringung einer Sache weggegebene Capital wird der Begriff des letzten so gegeben, dass jeder Vorrath von Gütern darunter verstanden wird, insofern er zur Hervorbringung anderer Sachen erfoderlich ist. Von den Bestandtheilen des Capitals meist nach Smith. Es wird angemerkt, dass das, was *Smith* getrennt vom Capital den Vorrath zum unmittelbaren Verbrauch nennt, auch auf die Erzeugung neuer Güter als einwirkend angesehen werden könne. Diess wird in verschiedener Hinsicht gezeigt; unter anderen bemerkt, dass, da die meisten Güter Tauschwerth hätten, man auch alle die zum Benutzungsvorrath gehörigen Dinge wohl vertauschen könne, und somit jede Sache von Tauschwerth, mittelbar mit Erzeugungswerth begabt sey; folglich, dass auch eine gänzlich abscheidende Grenze zwischen den Benutzungs- und Erzeugungs-Fonds nicht zu geben sey. Rec. hält dafür, dass diess auch *Smith* gar nicht leugnet, sondern dass er den von ihm angemerkten Unterschied nur desswegen angiebt, weil er Statt finden kann, und um die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen, die Platz greifen können, gehörig aus einander zu setzen, je nachdem des Menschen Willkühr darüber bestimmt. Gegen *Lauderdale's* neuen Angriff auf die ausgedehnte Wirkung des Capitals, übereinstimmend im Ganzen mit der an einem anderen Orte, auch in diesen Blättern, vorgetragenen Widerlegung des Recensenten. — Vom Ersatz des Capitals. Alles aufgewandte Capital muss ersetzt werden durch das, was der Weggebende erhält; das umlaufende ganz, das stehende nach der Grösse der Gütermasse, die darin angelegt worden, nach dem Verhältnisse, inwiefern es durch den Gebrauch zerstört wird und Reparatur erfodert. Dann wird der Ersatz des Capitals in Bezug auf die Zeit, innerhalb welcher er Statt findet, betrachtet, welches denn von der Art des Geschäfts oder dem Credit abhängig ist. Auch wird die Möglichkeit des Verlusts eines gänzlichen Ersatzes in Anschlag gebracht. Bey der Zergliederung des willkührlich inneren Preises vor dem Tausch wird auf die Meinung besonders hingewiesen, die der Weggebende von dem Vorrath der Güter bey Anderen habe, die mit den seinigen concurriren können, welches belehrend auf die Meinung eines Mangels an Getreide angewandt wird; dann auf die Meinung über das Bedürfniss dessen, der die Sache eintauschen will; endlich auf die Neigung des Weggehenden zum Weggeben, die verschiedentlich begründet seyn könne. Bey der Zergliederung des äusseren Preises, vor dem Tausch wird auf die Meinung und Neigung des Begehrenden Rücksicht genommen und besonders auf sein Bedürfniss, seinen Wunsch, künftig mehrere solche Güter zu haben, und sein Vermögen. Eine Distinction *Steuarts* zwischen grosser, stark vermehrter, und zwischen hoher, und zwischen einer kleinen schwachen und zwischen einer niedrigen Nachfrage wird empfohlen. Endlich und zuletzt wird von der Zergliederung der einzelnen Arten der Preise in und nach dem Tausche gehandelt. Die tauschenden Theile vereinigen sich in einem Puncte nach einem Kampf entgegenwirkender Kräfte. In dieser letzten Abtheilung ist dann vorzüglich vom Gewinn am Arbeitslohn, am Capital, an den natürlichen Quellen der Güter (Boden und Talente) die Rede. Da hier vieles vorkommt, was auch von anderen bemerkt worden, obwohl hier durch Ordnung, Bestimmtheit und Klarheit ein neues Licht selbst auf bekannte Behauptungen fällt: so wollen wir uns nur auf einige auszuhebende Puncte beschränken. Dass der Credit sowohl für den Creditgebenden, als den Creditnehmenden eine neue Güterquelle werde könne, wird, wie sich von selbst versteht, angemerkt. Dann aber aus dem römischen Recht hinzugefügt, dass das weggeliehene Capital zur Folge bloss ein Recht auf Wiedererstattung und Gewinn, und somit nur eine Foderung gegen den Anderen begründe. Darin aber bestehe das Gut, und eben darum sey es nichts Körperliches. Diess wird aus der geringen Masse des vorhandenen Geldes und der grossen Staatsschuld Englands erläutert. Der Gläubiger habe kein Recht auf ein bestimmtes Geld als sein Gut. — Bey der Grundrente wird bemerkt, dass sie nur unter den Händen des ersten Besitzers und dessen Erben, nicht unter denselben Gesetzen stehe, als der Capitalgewinn. Komme aber das Land an einen anderen Besitzer, so dass das Capital dafür gegeben werde: so gehe alles nach den Regeln des Capitalgewinns. Doch sey zu bemerken, dass nach solcher Erwerbung jede Erhöhung des Gewinns an Landgütern abermals als Grundrente erscheinen könne, und dann wieder unter ihren Gesetzen stehe. Bey Vertheilung der verschiedenen Arten des Gewinns unter die Gewinnenden und die Höhe jenes, kommen gleichfalls sehr belehrende Bemerkungen und nähere und genauere Bestimmungen vor. Dass der Zinsfuss im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts noch überall zehn bis eilf Procent gewesen, dem ist nicht also. In den Hanse- und niederländischen Städten war er nicht nur damals, sondern auch weit früher schon, fünf und sechs Procent. Sehr richtig ist, dass der hohe und niedere Zinsfuss etwas Relatives sey, und dass aus dessen Höhe und Niedrigkeit nicht rasch auf den Reichthum der Nation zu schliessen sey, dass unter bestimmten Voraussetzungen der niedrige Zinsfuss nur sicher etwas erfreuliches sey. Bey der Auseinandersetzung der Gegenwirkung des Zinsfusses und des Preises der Landgüter auf einander, werden die Behauptungen des Gr. *Soden* geprüft und widerlegt. Die Höhe der Gewinne unter gewissen Umständen, ihre Gleichförmigkeit, der natürliche Preis und die Untersuchung darüber, dass der letzte Verbraucher den ganzen Preis zuletzt bezahle, dabey aber nicht verliere, und die Gründe, warum hier noch nicht auf dessen Erhöhung durch Abgaben Rücksicht genommen worden, machen den Beschluss. Der Rec. braucht kaum, nach allem bereits erwähnten, hinzuzusetzen, wie das mannichfaltig Belehrende in diesem Theile auf die Fortsetzung des Werks begierig mache.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 JANUAR 1808.

MEDICIN.

Nürnberg, b. Campe: *Fr. A. Marcus*, königl. bayer. Director der Medicinalanstalten der med. chirurgischen Schule etc. *Entwurf einer speciellen Therapie*. Erster Theil: die Entzündung und die Fieber. 1807. 349 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die wichtigsten Fragen in der ganzen Pathologie sind diese drey: was ist Schärfe? was ist Entzündung? was ist Krampf? Jene drey Qualitäten sind den verschiedenen Krankheiten eingeboren, und was an diesen qualitativ bestimmt ist, das ist es durch jene. Alle bisherigen pathologischen Theorieen durch alle Jahrhunderte und Schulen hindurch, hatten kein anderes Streben, als die Auflösung jener drey Probleme; — wenn diejenige ausgenommen wird, welche, alle dynamische Construction der Krankheit schlechthin verweigernd, jene drey Qualitäten für nichts sagende Worte erklärte, Krampf und Schärfe als nicht vorhanden betrachtete, und von der Entzündung nichts als das Wort stehen liess. Bemerkenswerth ist es auch, dass jene drey Principien sich abgesondert von einander, jedes als die Basis einer besonderen Schule, organisirten. So jenes der Schärfe in der humoral-pathologischen, jenes der Entzündung in der Schule von *Sydenham* und der Antiphlogistiker, jenes des Krampfes in der *Cullenschen* Krampf-Theorie, und in jener der Nervenpathologen. Alle praktischen Ärzte sind darin einverstanden, dass es einen Zustand von Anomalie der Sensibilität gebe, den sie Krampf nennen, und welcher eine eigenthümliche Curmethode, die antispasmodische erfodert: — eben so dass alles falsche anomale Produciren sehr bald eine bestimmte Richtung nehme, und nach einem besonderen Gesetze geschehe: solche Reproductionsfehler sind die Schärfen. Wo die Schärfen einmal sind, da muss die Anomalie des Bildungstriebes vertilgt, und ihr durch Antidota, durch Antiscrophulosa, Antarthritica, Antisyphilitica etc. entgegengearbeitet werden. Jede Krankheit ist eine Anomalie Einer der Grundfunctionen des Lebens: es giebt hier nirgends ein Mehr oder Weniger, eine Hypersthenie oder Asthenie weder des Lebens überhaupt, noch der einzelnen Functionen, noch auch eine graduale Verschiedenheit der Hypersthenie. Krankheit ist da, wo irgend etwas im Organismus nicht unmittelbar durch das Leben bekräftiget ist, wo das Zufällige (eine Relation) als das Wesen gelten, seine Realität in sich haben und nicht aus dem wahrhaft Realen herleiten will. — Den Beweis: dass die Entzündung eine solche Anomalie der Irritabilität sey, führt das angezeigte Buch, und es führt ihn auf eine durchaus befriedigende, alles erschöpfende Weise. Es ist hier kein Unterschied mehr zwischen Theorie und Empirie; in der Vernichtung dieses Gegensatzes zeigt sich das eigentlich Künstlerische, das in der Medicin ist; und insofern können wir das Buch auch als ein Muster der Darstellung preisen. Das hohe ärztliche Kunsttalent des Vfs. ist Allen sichtbar, die ihn in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; und aus diesem ist die ganze Lehre von der Entzündung und von dem Fieber hervorgegangen. *Marcus* konnte in der Erregungstheorie nicht einheimisch werden: — es ist eine Feindschaft zwischen seiner Natur und dieser Lehre: denn wo ist alles Künstlerische in der Medicin mehr vertilgt, als in dem System von *John Brown*? Dagegen wundert man sich, wie hier *Marcus* so bestimmt und wahr von der Entzündung und von dem Fieber spreche, dass jeder in seiner Erfahrung die dort verzeichneten Gestalten wieder erkennt, und keiner dem Gemälde Leben und Wahrheit absprechen kann. Hat er denn das Wesen der Krankheit erkannt, und wo hat er diess ausgesprochen? — ist er mit den Principien der allgemeinen Pathologie und Therapie im Klaren, worüber noch von keiner Seite etwas Befriedigendes öffentlich verhandelt worden ist? Nirgends hat er diess bewährt, und dennoch wohnt ihm stumm und verborgen die Erkenntniss bey. Diess ist nun Allen ein Ärgerniss, welche die Medicin als Kunst nicht begreifen; sie meinen, dass man mit der allgemeinen Pathologie und Therapie zuerst im Reinen seyn müsse, ehe es fromme, an die Bearbeitung des Details zu gehen. Aber so wird das Reich der Wissenschaft nicht gegründet. Sie werden überall das Einzelne früher entstanden finden, als seinen Begriff, so wie die Kunstwerke überall früher sind als die Kunstregeln.

Die praktische Seite der Lehre von der Entzündung und von dem Fieber ist bey Hn. *M.* entschieden die gelungenste. Rec. erwartet mit Zuversicht, dass durch sie eine Reform der medicinischen Praxis bey acuten Krankheiten bewirkt, dem verderblichen Sthenisiren bey Fiebern und grossentheils bey Entzündungen Einhalt gethan, und die antiphlogistische Curart in ihre Rechte wieder eingesetzt werde. Allein die *Brownsche* Lehre ist leider so tief in die Masse der Ärzte, und selbst in die Gilde der Barbiere ein-

gedrungen, dafs die letzten in der Gegend, wo Rec. lebt, gröfstentheils Brownianer find, und überall Opium, Naphtha etc. verfchreiben. Aber Ärzte, welche den Erfolg einer Curart zu beurtheilen im Stande find, werden aufmerkfam darauf feyn, dafs Hr. *M.*, welcher einer der eifrigften Brownianer war, und gewifs den Erfolg der Brownfchen Curmethode in ihren verfchiedenen Modificationen am Krankenbett zu beobachten Gelegenheit hatte, nun auf die Seite der antiphlogiftifchen Behandlung in der Mehrzahl der Krankheitsfälle von Entzündungen und Fiebern hinübertritt, und dafs in feinem Lehrbuche beynahe überall von Nitrum, Salmiak, Cremor tartari, Spiritus Mindereri, Calomel etc. die Rede ift. Die Anwendung der Säuren, der Neutralfalze, der Metallkalke und Metallfalze ift nämlich in der letzten Zeit auf eine höchft nachtheilige Weife in der Praxis zu fehr durch das hohle Wort: Afthenie eingefchränkt, ja beynahe aus ihr verbannt worden. Sehr ernftlich werden nun die Ärzte vom Hn. *M.* zur Prüfung diefes Gegenftandes, der fchon abgethan zu feyn fchien, aufs neue angetrieben. In der Fieberlehre ift wieder von einer *gastrica, biliofa, pituitofa, verminofa, putrida*, es ift von der Complication des entzündlichen Charakters mit dem nervöfen, faulichten etc. die Rede. Überhaupt erfreuet fich die Fieberlehre eines ungleich höheren Grades von Vollendung, als die Lehre von der Entzündung: und dankbar erkennt der Vf. in der Vorrede es an, wie vieles er hierin (und wir alle mit ihm) der *Epitome de curandis hom. morb.* von *J. P. Frank* verdanke. Durch die fpecielle Therapie von Hn. *M.* find die Anfichten der naturphilofophifchen Schule an die Erfahrungen älterer Zeiten, und an jene aller befferen Ärzte, welche jemals waren, angeknüpft; da alle neueren Verfuche diefer Art mehr ein Beftreben waren, fie von jenen loszureifsen. Hr. *M.* hatte auf die hier mitgetheilten therapeutifchen Maximen, welche von den jetzt beynahe allgemein angenommenen und von feinen eigenen früheren fo fehr abweichen, durch die Mittheilung mehrerer Krankheitsgefchichten von *febris biliofa, gastrica, rheumatica, catarrhalis etc.* in dem zuletzt erfchienenen Hefte feines Magazins für fpecielle Therapie fchon vorbereitet: und aus jener früheren Mittheilung ift zu erfehen, dafs diefe Grundfätze ächt praktifch, am Krankenbette von einem finnigen Gemüthe empfangen, und nach höheren Anfichten ausgebildet wurden. — Allein nicht derfelbe Grad von Gelungenheit möchte an der hier zum Grunde liegenden *Theorie* der Entzündung und des Fiebers bemerkbar feyn. Folgende Bemerkungen mögen diefs Urtheil des Rec. beftätigen.

Entzündung und Fieber find Hn. *M.* von einerley Abftammung: beide find Irritabilitäts-Krankeiten; die Entzündung ift das im Organe fixirte Fieber, das Fieber ift die Entzündung im ganzen Syftem. Alle Verfchiedenheit der einzelnen Fieber und Entzündungen beruhet einzig darauf, ob die Irritabilität in diefem oder jenem Syfteme, in diefem oder jenem Organe leide. Das Leiden der Irritabilität ift nun Hn. *M.* ein Gefunkenfeyn, eine Afthenie derfelben — unvermerkt hat fich wieder die alte Sünde, di Afthenie, eingefchlichen: und nun läfst Hr. *M.* di antiphlogiftifche Methode darin beftehen, dafs di Irritabilität hervorgerufen, potenzirt, kurz fthenifir werde. Die Entzündung ift aber eine Anomalie de Irritabilität, weder eine Steigerung, noch ein Gefun kenfeyn derfelben. Die Irritabilität leidet hier nur weil fie in ihrer Zufälligkeit, in ihrer blofsen Rela tion hervortritt. Sie ift ihrer Wurzel beraubt, chi märifch, aber exaltirt in dem, was nichtig und we fenlos an ihr ift. Wir zweifeln nicht, dafs Hr. *M* fich unter feinen Worten daffelbe gedacht habe; abe die Worte find falfch gewählt. Hr. *M.* würde da Unftatthafte in folchen Ausdrücken bald eingefehen haben, hätte er fich nicht an zu allgemeine Begriff gehalten. Nämlich die Vorftellung von abfoluter un relativer Cohäfion, von Expanfion und Contractio u. f. w. befchäftiget ihn zu fehr. Wenn man vo dem organifchen Leben, von Krankheit u. f. f. han delt, fo mufs von Fleifch und Blut, von Knochen und Nerven die Rede feyn. Die Vorftellung, daf die antiphlogiftifchen Mittel unter die Körper aus de minder cohärenten Reihe, z. B. der Metalle, gehö ren, veranlafst Hn. *M.* anzunehmen, dafs fie expan fiv wirken, die Expanfion hervorrufen; und darau gründet fich wohl feine Anficht von der Entzündung als einem Zuftande von gehemmtem Expanfiv-Stre ben des arteriellen Syftemes, von eingetretener Con traction in diefem. Die wichtigften Antiphlogiftic find doch immer die Aderläffe, das lauwarme Waf fer, die Mittelfalze. Waffer und Salz find nun vo einerley Natur; beide indifferent, jenes die Indiffe renz der beiden Formen der Elektricität, diefes di Wiederkehr der Indifferenz (des alkalifchen un des Säure-Principes) bezeichnend. Wenn nun jede Ding, als ein Ausflufs des allgemeinen Naturgeiftes in dem nur von diefem anfprechbaren Organismus nu dasjenige Streben hervorbringt, von welchem e felbft befeelt ift; fo kann das Waffer und das Sal auch nur indifferenzirend wirken, Gegenfätze aus gleichen, und anomale irritable Proceffe befchrän ken. Ganz falfch ift aber die Vorftellung, dafs be der Entzündung Contraction in der Arterie als Hem mung ihres expanfiven Strebens eingetreten fey Wir wollen zwar die Sache nicht fo anatomifch ve ftehen, und daran erinnern, dafs bey Entzündun gen die Arterien des entzündeten Organs fich erwe tern und konifch werden, da die Bafis des Kegel dem Organe zugekehrt, und die Spitze von ihm ab gewendet ift: — aber es liegt am Tage, dafs di Entzündung die arteriellen und venöfen Gefäfs überhaupt nichts angehe, fondern ihren Sitz im Ca pillargefäfs-Syftem habe, welches weder arteriel noch venös ift, fondern die Indifferenz beider fic entgegengefetzter Gefäfsepolaritäten ausdrückt. Selbi wenn die Gefäfshäute entzündet werden, find ihr Capillargefäfse der Sitz der Entzündung. Die dre wichtigften Erfcheinungen der Entzündung, Röthe

Hitze, Geschwulst, beziehen sich nur auf das Capillargefäfs-System, und auf die ihm eigenthümlichen vitalen Processe. Nämlich bey der Entzündung ist eben das Capillargefäfs-System des Organes, wodurch dasselbe in innerer Einheit und Selbstgleichheit besteht, in sich differenzirt, und in den Gegensatz von arterieller und venöser Gefäfsethätigkeit zerfallen. Die Entzündung ist daher ein Zustand von innerer Auflösung des Organes in Gegensätze, welche nicht durch das Leben in ihm affirmirt sind, welche daher dasselbe innerlich zu zerstören, seine Cohäsion zu vernichten trachten. Durch jene unrichtige Vorstellung von der Natur und vom Sitz der Entzündung entsteht auch in der sonst so trefflich gehaltenen Ätiologie der Entzündung eine Einseitigkeit. Nämlich mit Recht behauptet Hr. *M.*, dafs die Ursache aller Fieber und Entzündungen in Veränderungen der Atmosphäre liege, und dafs der Charakter derselben immer zunächst durch die Witterungs- und Jahres-Constitution bedingt werde. Da aber der Gegensatz von Kälte und Hitze dem Gegensatz von Contraction und Expansion gleichgeachtet wird, so kann auch nur die Kälte, nach Hn. *M.*, Entzündung hervorbringen: — da doch offenbar auch die übermäfsige Hitze, mit und ohne Wechsel von Kälte (und überhaupt alle atmosphärischen Influenzen), z. B. Leber-Entzündungen, biliöse Fieber, gelbes Fieber u. s. w. erzeugen. Auf die weitere Abhandlung hat die etwas unrichtig aufgefafste Ansicht der Entzündung weniger Einflufs. Vortrefflich gelungen ist die Darstellung der Ausgänge. Was im Fieber die Krise ist, das ist bey der Entzündung die Resolution, eine Wiederherstellung der Indifferenz, eine Ausgleichung. Wo bey sich selbst vernichtender Irritabilität auch die Reproduction des entzündeten Organs zuletzt vernichtet wird, da entsteht Eiterung. Erlischt die Irritabilität, mit ihr die Unterscheidbarkeit der Theile und Gebilde, so geht die Entzündung in Verhärtung über; erlischt die Sensibilität zuerst, so entsteht Brand. Von der nervösen, arteriellen und venösen (lymphatischen) Entzündung tendirt jede zu einem besonderen Ausgange. Jeder dieser besonderen Arten der Entzündung entspricht auch ein besonderes Glied in der Reihe der antiphlogistischen Mittel. Diese Reihe geht nach Hn. *M.* von dem Nitrum und den Salzen anhebend durch die Metallkalke, unter welchen das Calomel das vorzüglichste ist, bis zu dem Moschus hinauf. Diese Aneinanderreihung kann nur demjenigen hart scheinen, welcher vergifst, dafs bestimmte Arzneymittel nur in Beziehung auf eine bestimmte Krankheit eine besondere Reihe bilden, und dafs in Beziehung auf eine andere Krankheit auch ein ganz anderes gegenseitiges Verhältnifs derselben eintritt. Übrigens hätten doch die therapeutischen Maximen an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, und ihre scheinbare Härte verloren, wenn Hr. *M.* die Eintheilung der Entzündung in primäre und secundäre, in idiopathische und symptomatische beybehalten hätte. Denn da, wo bestimmte Krankheitsdiathesen, z. B. die katarrhalische, die rheumatische, die scrophulöse, die siphilitische Dyscrasie, die Entzündung veranlassen oder compliciren, darf auch, weil die Entzündung nicht mehr rein, sondern getrübt und complicirt ist, kein rein antiphlogistisches Curverfahren Statt finden, sondern es mufs zugleich jenen Dyscrasieen entgegen gewirkt werden.

Was nun die von Hn. *M.* behauptete Identität des Fiebers und der Entzündung betrifft, so ist diese schon von vielen geahndet, aber noch von Niemanden so treffend und beweisend, als von Hn. *M.*, dargestellt worden. Sogar die Ausgänge der Entzündung finden sich hier wieder: — die Resolution als Krise, die Eiterung als Depot, als kritische Ablagerung, die Verhärtung als Fieberkuchen, als Obstruction der Eingeweide (z. B. bey dem Wechselfieber) der Brand als solcher im Typhus. Treffend sind die einzelnen Fieberarten gezeichnet; und wenn andere die Symptome der Krankheiten auseinander reifsen, so das Bild derselben verzerrend, dafs niemand mehr in solchem Chaos die verborgene Einheit, wodurch sie zusammen gehalten werden, erkennt: so sind bey Hn. *M.* die Krankheits-Erscheinungen nur die einzelnen Züge des herrlichen Naturgemäldes, aus welchem uns das Bild der Krankheit in vollkommener Ähnlichkeit anspricht. Sehr wichtig ist die Diagnostik des Synochus in seinen verschiedenen Arten, als *febris biliosa*, *gastrica etc.* und die Unterscheidung des primär-nervösen Fiebers von jedem anderen in das typhöse Stadium nur übergegangenen Fieber.

Was wir über die Theorie der Entzündung von Hn. *M.* gesagt haben, dasselbe gilt auch von seiner Fieberlehre. Dieselbe Berichtigung des Grundbegriffes scheint uns auch hier nothwendig, und wenn diese Statt findet, so möchten dennoch Fieber und Entzündung etwas weiter aus einander zu stehen kommen, als ihnen hier ihre Stelle angewiesen worden ist.

Das ganze Gefäfssystem, obgleich in dem Gegensatz der beiden Gefäfsgeschlechter, des arteriellen und des venösen zerfallen, besteht dennoch wieder als eine Einheit und Totalität in sich. Nach allen Seiten ist es kreisig, in sich selbst wiederkehrend geschlossen, eine concrete Darstellung des Gegensatzes in der Einheit. Was nun im Capillargefäfs-System des besonderen Organes die Entzündung ist, das ist im ganzen Gefäfssystem das Fieber. Hier leidet das Bindende, die beiden Gefäfsegeschlechter zur Einheit eines Systemes Bildende. Die verborgene Einheit beider ist aufgehoben, und nun ist der Gegensatz der Arterie und der Vene ein ungebundener: es beginnt ein Conflict derselben, in welchem kein Mafs und kein Ziel mehr ist; das Blut wird hiebey zersetzt, wie im galvanischen Processe das Wasser. Das Fieber ist daher eine Krankheit des Gefäfsesystemes, wobey dieses in seine beiden Pole zerfällt, und seinen Gegensatz ungebunden hervortreten läfst. Darin liegt der Grund von der zeitlichen Bestimmtheit, und von dem periodischen Wechsel

laufe des Fiebers, von dem Wechsel des Paroxysmus und der Apyrexie. Das einfachste oder Stammfieber ist daher nicht, wie hier angegeben wird, die Synocha, sondern das Wechselfieber, dessen Paroxysmus und Apyrexie sich in dem anhaltenden Fieber als Exacerbation und Remission wiederholt. In dem Wechselfieber tritt das Fieber am reinsten als solches, am meisten von der ihm verwandten Entzündung unterschieden, hervor: daher auch die Wechselfieber so selten von endzündlicher Natur sind. Die Synocha aber bezeichnet den Moment, wo das Fieber mit der Entzündung zusammentrifft. Es giebt daher Febrifuga, directe dem Fieber entgegengesetzte Mittel (so wie es Antiphlogistica giebt welche aber bey der Synocha am wenigsten anwend bar sind, dagegen sie die Intermittens am sichersten he len. Es ist nicht schwer, einzusehen, wie die F brifuga, die Fieber-Rinde u. a. dem Gefässsystem gerade das Bindende des Gegensatzes wieder geben wie sie tonisch, die Reproduction in die Irritabilität l gend, wirken. — Wir schliessen diese Anzeig indem wir auf die Schrift selbst verweisen, und de Wunsch hinzufügen, sie möge auch von den blo ausübenden Ärzten nicht übersehen, sondern d darin Enthaltene möge gerade von ihnen am meist berücksichtiget werden. Wr

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Lusus medici orationibus expressi.* Insunt Gonorrhoeae et Calvitii Encomium Q. Calvi Venerei Funus indictivum et Exequiae. Parentavit D. *Christ. Gottf. Gruner*, Prof. Med. Jenens. Primar. Ord. Med. Senior. 1808. XVI u. 84 S. 8. (10 Gr.). Den Zweck dieser akademischen Reden drückt das Motto des Titels aus: *ridendo dicere verum*, und noch deutlicher die Vorrede (S. VI): *Quidni, dum licet et juvat, opinioni seculi et studiis hominum ita serviamus, ut, nisi argumentis atque praeceptis commoveri possint, certe ridiculo compellantur ad deponendos malos mores et mittenda vitia, et tandem aliquando redeant ad veram honesti contentionem ac stabilem corporis animique curam?* Der einsichtsvolle Vf. kannte ohne Zweifel sein Auditorium, und wusste, welcher Vortrag ihm zuträglich sey oder gar nothwendig. Für andere Leser werden einige ausgehobene Stellen bezeichnender seyn, als jede weitläuftige Charakteristik dieser Reden. Z. B. in der ersten Rede (S. 11): *Mentula male se habet, sed sua sorte contenta manet; mentula vehementer inflammata tumet, urit et torquet, at vero sensus veneris malignae labris compressis minuitur: mentula male tenditur chorda venerea, ut ista veteris gaudii nuncia pro adjumento mali est: mentula crebris amoribus lassa, debilitata, ausis lapsa, turpiter caduca et braccis laxis conclusa humum demisse ac prudenter respicit, humoremque acrem patienter destillat, aeger vero peccatorum probe conscius et solitudinis amans, non amplius grassatur in mulierum pudicitiam.* Bald darauf (S. 16): *Immundum cernitur indusium, contaminatur bracca liquore fulvo: atqui vero isthoc symptoma non tanti habendum existimemus, quanti censores morum duri et inexorabiles Catones decreverunt. Quid? si somnio suavi et ludibrio noctis tactus se circumcirca polluerit?* Und in einer anderen Rede (S. 53): *Ideone imbelles, inermes et inhabiles mulieribus viros eos habeamus, quibus vertex est cucurbita laevior, quibus crura longe gracillima, poplites minus validi ac firmi sunt? O viros prae ceteris ingeniosos, qui, cum non inguina, non vires ullas habere videantur, uxori quartas, meretricibus decimas dederunt! O homines bellos ac lepidos, qui sibi in militia Veneris dulcissima adeo indulserunt, ut ne pilum quidem pignori dare, vel comam adulterinam pro fumo vendere possent!* Die lateinische Sprache darf in dieser Hinsicht schon etwas wagen: eine deutsche Übersetzung ist weder zu erwarten noch zu wünschen; denn der Vf. bedient sich im Ganzen eines so gediegenen, kraftvollen, durch sinnreiche Antithesen gehobenen Ausdrucks, wie wir ihn heut zu Tage in den lateinischen Schriften unserer Zunftgenossen ni eben zu finden gewohnt sind. Darin und in der glücklich Farbengebung bey manchen Gemälden liegt der Hauptv dienst dieser Reden: auf eine kunstvolle Anordnung macht re Einfachheit keine Ansprüche. Ja, zuweilen scheint i dieser einfachen, populären Ideenfolge ein allzurascher (dankensprung kaum recht vereinigt werden zu können. B. (S. 24): *Vos ergo, commilitones, gonorrhoeam illustri s pe nobilitatam, claram divorum sobolem, excelsis atavis ge tam, et quasi per traducem nepotulis venereis traditam, temere spernite, sed summa honorate reverentia. Quae amasias, et committite pugnas etc. — sectamini castra di Veneris sine fide ac pietate, ut milites fortes decet, sed ag ut velites, ne crimen turpitudinis ac famae notam perpetu incurratis, abjicite fastum sublimen et spiritus altos, ut ha ti, ut principes, ut triarii in exercitu venereo esse labore (sunt enim posita in insidiis turpia Veneris trophaea) de que, o juvenes praestantissimi, si boni, si bene morati, si m te vegeti, si viribus corporis validi ac integri, si futurae lutis et connubii durabiles providi esse cupitis, fugite, o gite quam studiosissime amores vagos, inconstantes, promisc meretricios, (non enim tuto creditur ripae) fugite, o juve carissimi, mulieres arte amandi claras, amoribus callidas, corrumpendis moribus egregie institutas. ne flos corporis mique decor ante tempus infringatur, redite, donec res integra, ad doctos libros, etc.* Die Vorrede hat uns mit W muth erfüllt. Der ehrwürdige Veteran unserer Kunst sc dert darin seine Unfälle während der letzten Kriegsunru (S. VII): *Una nox multorum annorum fructus et veteres simonias abstulit, infesta belli vis, furor militaris, sacra bendi cupiditas, et ignis a tergo proximus me propriis a bus expulit. Vidi exul media nocte inter nebulas densas cendia urbis rutila etc. — Restituta securitate, in domum liatam, vacuam et destructam conjeci oculos. Eheu, jam pro divite nudus, pro Croeso Irus, spectator facinoris im riti, nec in publica miseria liber ab communi civium o adstiti quasi ab fulmine tactus et attonitus, ingemui, et continui lacrumas, cum doctas chartas humi sparsas, sc sordidas, bibliothecam misere turbatam atque confusam, c cula caede pecorum foeda, summa imis mixta perspice tandem, pacato paullisper animo, ut naufragus ille phil phus, exclamavi, cedo fatis, omnia mea mecum porto!*

C. S.

FORTSETZUNGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Theoretisch - praktisches Handbuch der Thierheilkunde;* oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der sämmtlichen Hausthiere, nach den neueren medicinischen Grundsätzen für denkende Ärzte, Thierärzte und Ökonomen von D. *Bernh. Laubender*, hochfürstl. Hohenlohe - Waldenburgischem Hofrathe u. s. w. 3ter Bd. 1806. XVI u. 496 S. 4ter Bd. 1807. XXXVI u. 628 S. 8. (3 Thlr. 2 Gr.). S. Recens. der beiden ersten Thle. 1805. No. 214.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhan gen zum Gebrauch praktischer Ärzte.* 24tr. Band 2tes S 1807. in fortlaufender Seitenzahl. 320 S. 8. (10 Gr.). S. cens. d. ersten Bde. 1807. No. 55.

Leipzig, b. Fleischer dem Jüng.: *Lexikon der vom 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller.* Aus beitet von *Johann Georg Meusel.* 7ter Band. 1808. 43 8. (2 Thlr. 8 Gr.). S. Recens. der 4 ersten Bände. N. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6. JANUAR 1808.

PHILOSOPHIE.

Paris, b. Hinrichs: *Histoire comparée des Systemes de Philosophie relativement aux principes des connoissances humaines* par *J. M. Degerando*, Correspondant de l'Institut national de France, des Academiciens de Turin etc. An. XII. 1804. Tome premier. LXXV u. 476 S. Tome second. 511 S. Tome troisième 581 S. 8. (5 Thlr.)

Marburg, in d. n. akadem. Buchhandlung: *Vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie mit Rücksicht auf die Grundsätze* (letzten Gründe) *der menschlichen Erkenntnisse*, von *J. M. Degerando*, Mitglied des Nationalinstituts. Aus dem Franzöf. übersetzt mit Anmerkungen von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, ordentl. Prof. der Philosoph. zu Marburg. 1806. I Band. 590 S. II Band. 530 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dass dieses Werk, der Intensität nach, das beste, und besonders in Ansehung der Kenntniss der neuesten deutschen Philosophie, das instructivste ist, das die Franzosen über Geschichte der Philosophie aufzuweisen haben. *Deslandes* (*ce vieil precieux ecolier*, wie ihn *Voltaire* nennt,) *Saverien* und *Gauthier* kommen damit in keine Vergleichung, und die Bemühungen eines *Batteux*, *Dutens*, und so vieler anderen schätzbaren Verfasser einzelner Abhandlungen, in den *Memoires de l'Acad. des Inscriptions et belles lettres*, haben den Umfang nicht. Der eigenthümliche, bis ans Ende festgehaltene, recht pragmatische Gesichtspunct einer Behandlung der Geschichte der Systeme; die feinsten und treffendsten Bemerkungen über die Entstehung der mannichfaltigen Systeme aus und neben einander; die scharfsinnige Darstellung der Extreme, nach welchen hin sie sich excentrisiren; die wahrheitsliebende Anstrengung, eine Mitteldurchfahrt durch diese Klippen zu finden; die Unparteylichkeit (denn Missverständnisse sind keine Fehler des Willens), mit welcher ausländische, und insbesondere deutsche Schriftsteller gewürdiget, und letzteren der Vorzug in Absicht auf die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie zugestanden wird; die Offenheit, mit welcher die Ursachen eingeräumt werden, warum die speculative Philosophie ihr Glück in Frankreich nicht habe machen können; der Ernst, mit welchem der Vf. die Nachtheile des neueren Mysticismus aufdeckt; die seltene, so ausgebreitete Bekanntschaft mit der ausländischen, besonders deutschen, philosophischen Literatur, wozu ihm die bey seinen Landsleuten eben so seltene Kenntniss der deutschen Sprache behülflich war; die geschmackvolle Schreibart, die oft so gedankenvollen, die Anschauung befördernden Bilder und Vergleichungen, ja selbst die unbewusste Annäherung zu dem ächten Kriticismus (obwohl nicht mit völliger Erreichung desselben): dieses zusammen machen die Hauptverdienste gegenwärtiges Werkes aus.

Dieses Lob werde aber nicht dahin gedeutet, als ob wir auch nur in dem Hauptresultat des ganzen Werkes, geschweige denn in den einzelnen Gedanken, mit dem Vf. übereinstimmen könnten, und seine *Erfahrungsphilosophie*, deren Verwechselung aber mit dem *blossen Empirismus* er sich so ernstlich und nachdrücklich verbittet, die unsrige wäre. Vielmehr glauben wir jetzt, nachdem durch die *Tennemannische* Übersetzung dieses Werk den Deutschen näher gebracht worden ist, die Achtung, mit welcher wir es geprüft haben, nicht besser, als durch eine eben so unparteyische und freymüthige Kritik, als der Vf. sich selbst angelegen seyn liess, bewähren zu können.

Es liegt schon in dem Ausdruck einer *vergleichenden Geschichte* der Systeme, dass man hier nicht bloss eine bequemliche Nebeneinanderstellung der verschiedenen Meinungen Älterer und Neuerer über die Hauptgegenstände alles Philosophirens suchen darf. Sie soll vielmehr die Systeme in Ansehung ihrer Entstehung, in Ansehung der Principien, von welchen sie ausgehen, der befolgten Methode, und des mehr oder minder glücklichen Erfolgs derselben, mit einander vergleichen, und gleichsam durch die Erfahrung (*a posteriori*) das belehrende Resultat geben, welche Methode, welche Principien allein die wahre Philosophie geben können; und die Haupttendenz des ganzen Werkes ist, auf diesem Wege zu zeigen: dass die *Erfahrungsphilosophie*, wie sie der Vf. nennt, so wie sie durch *Baco* eingeleitet, durch *Gassendi*, *Locke* u. a. weiter entwickelt, aber von keinem vollendet worden, die *einzige wahre sey*.

Es macht dem richtigen Blick des Vfs. Ehre, dass er die Hauptquelle der Verschiedenheit der Systeme in gewissen ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzungen über den Ursprung aller menschlichen Erkenntniss, über die letzten Gründe der Realität und Gewissheit derselben, und in den dadurch bestimmten Methoden zu philosophiren sucht, die Systeme aus diesem Gesichtspunct classificirt, und zeigt, wie und warum das System diesen Charakter annahm, wie und warum gerade diese, und keine anderen Resultate sich ergeben mussten. Es ist aus-

gemacht, dafs das erfte Problem aller Philofophie auf die Begründung der Realität unferer Erkenntnifs, alfo auf die Unterfuchung des Urfprungs und der letzten Gründe derfelben, geht, bey welchen wir ftehen bleiben müffen, (welche, *wenigftens für uns*, das Abfolute und Urfprüngliche, weiter nicht zu Erklärende find, und dafs ohne die Auflöfung diefes Problems keine Philofophie den Namen einer Wiffenfchaft verdiene. Wenn daher auch nicht alle Syfteme mit diefer Unterfuchung ausdrücklich anfangen, fo fieht man doch die ftillfchweigende Vorausfetzung darüber in jedem, auch der älteften, Syfteme. Thales z. E. geht von gewiffen *finnlichen* Wahrnehmungen aus, und zieht daraus analogifche Schlüffe. Pythagoras geht von *Ideen* aus, nach welchen er alles erklären, und der Natur Gefetze vorfchreiben will. Es mufs z. E. eine Gegenerde geben, wenn es gleich keine Wahrnehmung lehrt. Diefs erfodert die vorausgefetzte Idee der Vollkommenheit der Dekas und der Natur. Es ift daher ein richtiger Gefichtspunct eines Gefchichtfchreibers der Philofophie, welcher durch die Gefchichte belehren und warnen will, den abwechfelnden Gang des menfchlichen Geiftes in Bezug auf jenes Hauptproblem der Philofophie zu betrachten, und dasjenige, was freylich durch eine Kritik des Vorftellungsvermögens, welche auch dem Vf. nicht ganz fremd ift, *a priori* auszumitteln war, *a pofteriori* durch Thatfachen zu bewähren. Wie weit diefs dem Vf. gelungen fey, wird der Verfolg zeigen.

Das Werk zerfällt in 2 Haupttheile: der erfte foll nur eine gefchichtliche Darftellung der älteren und neueren Hauptfyfteme, immer mit Hinficht auf jenes Hauptproblem, enthalten, der zweyte aber fich mit der eigentlichen pragmatifchen Vergleichung derfelben, unter den Rubriken: *Spekulative Philofopie, Dogmatifmus, Idealismus* und *Materialismus, Skepticifmus, Empirifmus, Kriticifmus* und *Erfahrungsphilofophie* befchäftigen.

Die drey erften Capitel des erften Theils dienen ftatt einer Einleitung, fo dafs im 1 Cap. der Plan und Gegenftand des erften Theils angegeben, im zweyten die Literatur der Gefchichte der Philofophie durchgegangen, und im dritten über den Urfprung der Philofophie Betrachtungen angeftellt werden. — Die Literatur der Gefchichte der Philofophie zeichnet fich durch feltene Vollftändigkeit und unerwartete Bekanntfchaft mit den Werken der Ausländer, fo wie durch die *meift richtige* Würdigung derfelben aus. (Nur können wir es dem Vf. nicht vergeben, dafs er Plato und Ariftoteles einer *Entftellung* der Lehren ihrer Vorgänger befchuldiget.) Doch vermiffen wir unter den franzöfifchen Schriftftellern die paradoxe Schrift eines *Batteux: La Morale d'Epicure*, auch hätten die *Recherches* eines *Dutens* fo gut wie andere von gleichem oder noch geringerem Umfang eine Stelle verdient. Unter den Engländern und Italiänern hat Rec. einige, ihm vorher unbekannte, kennen gelernt. Aber die wichtigften Schriften über die Gefchichte der Philofophie, fagt *D.*, find in Deutfchland und bey den nö[...] chen Nationen Europens (welche find diefe, au[...] einigen Engländern?) entworfen und ausgef[...] worden. Es fey vorzüglich den franzöfifchen Sch[...] ftellern anzurathen, den Beyftand diefer fleifsi[...] deutfchen Nation zu benutzen. Doch verkenn[...] auch das Mangelhafte derfelben in Abficht auf [...] Form der Gefchichte nicht. Wir vermiffen d[...] *Meiners* Beyträge zur Gefchichte der Denkart de[...] ften Jahrhunderte nach Chrifti Geburt, und S. 4[...] der 27 Note hätte die *Tennemannifche* Einleitung[...] Gefchichte der Philofophie im erften B. gen[...] werden follen.

Was zu Ende über die Pflichten eines Gefchi[...] fchreibers der Philofophie gefagt wird, ift vort[...] lich, befonders in Abficht der Methode; fo wie [...] dasjenige, was von der Zweydeutigkeit der W[...] *Erfahrung* und *Vernunft*, über die, gar manc[...] ley Erklärung leidende Behauptung: dafs alle u[...] re Erkenntnifs aus der Erfahrung, alle unfere [...] griffe aus der Empfindung *entfpringen*, über die Zv[...] deutigkeit des *Entfpringens*, und der *Principien* [...] kommt, immer vor Augen behalten mufs. Das [...] te Capitel, über den Urfprung der Philofophie, [...] hält intereffante Betrachtungen über den Gang [...] menfchlichen Geiftes. Nur der behauptete Urfpr[...] der platonifchen Philofophie aus der zoroaftrifc[...] fetzt das Alterthum und die Ächtheit der zoroa[...] fchen Orakel voraus. Auch ift es unrichtig, dafs [...] Verehrung der Seelen der Vorfahren eine allge[...] ne Sitte der alten Völker fey. So lange ein V[...] originell bleibt, hat es keine Apotheofen.

Kurz ift die Darftellung der alten griechifc[...] Syfteme, in Vergleichung mit der ausführlichen I[...] ftellung von *Baco* an. Wir könnten die Entfc[...] digung des Vfs. S. 25 darüber gelten laffen, w[...] nicht diefe Kürze einige Unvollftändigkeit und fe[...] Unrichtigkeiten erzeugt hätte. Wir würden [...] zu weitläuftig werden, wenn wir Alles ergänzen [...] berichtigen wollten. Nur einige Proben. Wenn [...] von Empedokles heifst: er habe die Denkkraft [...] den erkannten Objecten durchaus *identificirt*, fo g[...] das vermuthlich auf den Grundfatz, *dafs Glei[...] nur durch Gleiches erkannt werde*; das heifst aber n[...] die Denkkraft und die erkannten Objecte *identi[...]ren*. Die Erklärung der fokratifchen Methode: fie [...] weiter nichts, als die philofophifche Analyfe u[...] der Form des Gefprächs, pafst nur auf feine *Ma[...]tik*, nicht aber auf die *Ironie*. Dafs Plato gel[...] habe: die Seele fey ein Ausflufs aus der oberften [...]telligenz, ift doch gegen die klare Bildungsart [...] felben im Timäus. Wir verftehen nicht, was [...] heifsen foll: Ariftoteles habe vorausgefetzt, dafs [...] Allgemeine in der Ordnung des Denkens auch [...] der Wirklichkeit vor dem Einzelnen vorausge[...] Diefs wären ja *univerfalia ante rem* ftatt der *unive[...]lium in re*. Auch über den *leidenden Verftand* [...] Ariftoteles nichts befriedigendes. Aus der meg[...] fchen Schule wird blofs des *Stilpo* gedacht. [...] im 2ten Theil S. 149 urtheilt der Vf., die meg[...]

sche Schule habe die Speculation verachtet. Gerade das Gegentheil. Euklides von Megara schloss sich an die Eleatiker an. Wie Heraklit zur sogenannten italiänischen Schule kommt, und wie der Vf. einen Leucippus, Demokritus, Empedokles noch immer mit *Brucker* zu den Eleatikern rechnen könne; da Leucippus gerade der Antipode der eleatischen Einheit ist, sehen wir nicht ein. Die Geschichte der neuen Akademie, oder Akademieen, so wie des Skepticismus, steht sowohl der chronologischen, als der Realordnung nach, am unrechten Orte. Die erste ist ohne Beziehung auf die stoische Lehre vom Kriterium der Wahrheit nicht verständlich. Daher sind auch die Gedanken des Carneides nicht deutlich genug entwickelt, und die Skeptik des Pyrrho und Timon zu kurz abgefertiget. An und für sich ist freylich, wie im Eingange des 8 Cap. bemerkt wird, ein Unterschied zwischen *Synkretismus* und *Eklekticismus*; allein in der neuplatonischen, in der Schule Plotins sieht man beides vereinigt. Dass Epikur ausgeschlossen wurde, hat wohl nicht, wie der Vf. glaubt, seinen Grund darin, dass er die Rechte der Erfahrung vertheidigte, sondern in seiner Theologie, welche sich mit keiner Emanation vertrug. Auch kann man nicht sagen, dass die stoische Philosophie keine Beyträge zur alexandrinischen geliefert habe. Sie ist doch dem Mysticismus und dem Aberglauben nicht ungünstig. Sie gab das Beyspiel der allegorischen Erklärungsart der Mythologie. Es wäre zu weitläuftig, alles, was über den Ursprung der *Gnosis* aus Plato, über das Verhältniss der Gnostiker zu den Alexandrinern, zwischen welchen *D.* fast gar keinen Unterschied in den Meinungen, und *völlige* Ähnlichkeit im Charakter findet, über die 3 Hauptcharaktere der Alexandriner, über den Ursprung ihrer Erwartung einer unmittelbaren Verbindung mit dem höchsten Wesen, und des Glaubens an Offenbarung, Wunder und Weissagungen *aus dem Judenthum* gesagt wird, zu berichtigen, oder die Behauptungen in Anspruch zu nehmen, dass Diogenes von Laerte der letzte Sprössling der epikurischen Schule gewesen, oder: dass die Juden schon im babylonischen Exil einige Kenntniss der Sprache, Literatur und Philosophie der Griechen erlangt hätten. Neu war dem Rec. in der Geschichte der arabischen Aufklärung der Umstand, dass Almamum dem griechischen Kayser Michael Balbus, einen Frieden dictirt, und darin zur Bedingung gemacht habe, dass er ihm eine bestimmte Anzahl seltener und schätzbarer Bücher schicken solle. In Bestimmung des Begriffes der scholastischen Philosophie folgt der Vf. *Buhle*. Er hätte aber von eben demselben lernen können, dass *Rousselin* und *Abailards* Meinungen über die Universalien nicht dieselben sind. Der Vf. gefällt sich hier manchmal in Vergleichungen und Ähnlichkeiten Älterer und Neuerer, wo keine oder nur entfernte sind, z. B. *Duns, Scotus* und *Kant* S. 187. *Albert des Grossen* und *Gall* S. 193. Und wie konnte der Vf. sagen, dass die Frage über die Universalien (diess Steckenpferd der Scholastiker) noch bis jetzt nicht völlig aufgelöst sey? Im 10-12 Cap. charakterisirt der Vf. die Philosophie des Baco, Locke und ihrer Nachfolger, die die Erfahrung als die einzige sichere Grundlage und Quelle der menschlichen Erkenntniss betrachten. Allein so sehr er, nach seiner eigenen Denkungsart, die Verdienste dieser Männer erhebt, lässt er doch die Mängel und Lücken, die sie übrig liessen, nicht unbemerkt. Zweyerley vermisst er S. 180 des II Theils beym *Baco*; *erstlich*: da die Erfahrung doch weiter nichts, als die Folge unserer eigenen Affectionen, so hätte er zeigen sollen, mit welchem Recht wir uns diesen Eindrücken anvertrauen, und von diesen inneren Modificationen unseres Seyns auf die *Existenz* und Eigenschaften der Aussendinge *schliessen* können. (Man bemerke diesen Ausdruck, da der Vf. weiter unten die Existenz gewisser Aussendinge nicht als etwas *erschlossenes*, sondern *unmittelbar durch Berührung gefühltes*, angesehen wissen will.) Baco hatte diese Frage selbst aufgeworfen, aber keinen Versuch zu ihrer Auflösung gemacht. *Zweytens* blieb die Frage übrig: durch welches Band isolirte Thatsachen vereiniget, durch welches Princip transitorische Facta in beständige Gesetze verwandelt werden, durch welche Schlüsse Facta, die unserem Sinn gegenwärtig sind, uns auf Wahrheiten führen können, die weder gegenwärtig, noch sinnlich sind? Wie nahe war hier der Vf. mit seinen Einsichten der Hauptaufgabe der Kritik: Wie *Erfahrungsurtheile im Kantischen Sinn* auch nur möglich sind! Und wie leicht konnte er sich überzeugen, dass diess ohne gewisse Begriffe und Grundsätze *a priori* nicht möglich sey! Wir werden im zweyten Theil sehen, wie der Vf. diese Lücke der Baconischen Erfahrungsmethode auszufüllen sucht. Beyläufig lernt man im XI Cap. einige nicht unbedeutende, aber nicht sehr bekannte italiänische philosophische Schriftsteller kennen. Auch verbreitet sich der Vf. über den freylich traurigen Zustand der Philosophie in Spanien. Eine Ausnahme macht der noch lebende *Anton von Verney*, Archidiakonus von Evora. S. 290 ff. Wenn Hobbes S. 296 getadelt wird, dass er allgemein (auch den *Betastungssinn* nicht ausgenommen) es für einen Irrthum erkläret, wenn wir die Empfindungen (die Beschaffenheit unserer Empfindungen) auf die Objecte übertragen, und doch S. 371 dem Mallebranche zum Verdienst angerechnet wird, dass er zuerst die grosse und wichtige Entdeckung gemacht, und in das hellste Licht gesetzt habe, dass die Empfindung nicht in dem Objecte befindlich, sondern nur Modificationen unserer Seele sind, so wissen wir das nicht zu vereinigen. Aus der Betrachtung über Hume ziehen wir nur einstweilen den Satz des Vfs. aus S. 334 Not. 86. Jede Nothwendigkeit, welche nicht das Resultat der *Identität* ist; (wie z. B. in bloss analytischen Sätzen), könne nur die Folge des *Gesetzes der Caussalität* seyn. Hume habe die Associationsgesetze mit ausgezeichneter Schärfe erörtert. Wie? Ist das Schärfe, wenn er das Gesetz der Caussalität als blosses Associationsgesetz betrachtet? Mit Jacobi erkennt der Vf. im

System des Spinoza die Identität der Ausdehnung und der Vorstellung. Und diess leidet wohl, nach der Stelle: *Eth. P. 1. prop. 7 Schol.* keinen Zweifel. Das Leibnitzische System nennt er einen *geistigen* Avtomatismus. Warum nur einen geistigen? Auch der *Körper* ist nach Leibnitz ein Avtomaton. Dass Leibnitz den Satz des zureichenden Grundes auf Induction der Erfahrung gestützt habe, — er, der ausdrücklich behauptete, die nothwendigen Wahrheiten seyen von der Erfahrung unabhängig — hätte der Vf. beweisen sollen, so wie diess: dass L. selbst gestanden habe, seine angebornen Ideen *entsprächen* den Lockischen Reflexionsbegriffen. Sonst ist die Charakteristik der Leibnitzischen Philosophie dem Vf. gelungen. Wenn er ihn aber den *deutschen Baco* nennt, so muss diess nicht über das *tertium Comparationis* ausgedehnt werden. Auch Wolfs Verdienste und Fehler sind richtig beurtheilt. Dass aber Tiedemanns Werk über die Geschichte der Philosophie, und Reimarus Logik das beste sey, was die Deutschen aufzuweisen haben, dass Platner den glücklichsten Versuch gemacht habe, Kant und Leibnitz zu vereinigen, so wie manche andere Urtheile über einige Neuere, sind nicht die unsrigen.

In der Geschichte des Kriticismus, im 16 u. 17 Cap., zeigt der Vf., warum die Franzosen bey der Erscheinung der Kantischen Kritik so gleichgültig, dass sie aber nicht so fremd darin geblieben sind, als man insgemein glaubt. — Er selbst legte vor mehreren Jahren dem Nationalinstitut einen ungedruckt gebliebenen aber gekrönten Aufsatz über die Kantische Philosophie, und zwey Jahre hernach noch eine andere ausführliche Nachricht vor. So ausführlich aber der Vf. ist, und so sehr man ihm das Bestreben ansieht, in den Geist des Kriticismus einzudringen, so ist dieser doch hin und wieder in Hauptpuncten verfehlt. So z. B. ist es gleich unrichtig, wenn S. 472. Not. 21 der Kriticismus als die Wissenschaft erklärt wird, welche die Möglichkeit bestimme, Grundsätze (synthetische) *a priori* aufzustellen, und *alle Erkenntniss aus einer Quelle a priori* abzuleiten. Doch diess hat schon der Übersetzer bemerkt, und wir schränken uns nur auf das ein, was uns ausserdem aufgefallen ist. Die Natur und Function *der productiven Einbildungskraft* ist nicht deutlich genug dargestellt. Dass Kants synthetische Urtheile diejenigen wären, welche Locke auf das Verhältniss der Coëxistenz gründe, und dass Kant selbst diese Vergleichung mache, ist nicht genau. Man sehe die Stelle selbst Prol. S. 31. In den Erscheinungen (*apparences phénomenales*) finden wir das Mysteriöse nicht, welches Hr. D. darin sieht, und welches man, diess sind seine Worte, einstweilen respectiren müsse, bis die Zeit seiner Prüfung herbeykomme. Erfahrung ist, nach Kant, nur möglich durch die Vorstellung einer *nothwendigen* und *objectiven* Verknüpfung gewisser Wahrnehmungen. Aber die Vorstellung dieser Nothwendigkeit beruhet auf gewissen Begriffen *a priori* z. B. der Causalität. Es ist daher de erste Grundsatz der Modalität, oder, wie es Kan selbst nennt, das erste Postulat des empirischen Den kens, ganz mangelhaft ausgedrückt: Was mit den fo mellen Bedingungen der Erfahrung, Raum und Ze übereinstimmt, sey möglich. Richtiger: Was mi den f. B. der Erfahrung, der Anschauung, (Rau und Zeit) *und dem Begriff nach*, (den Kategorieen) übe einstimmt, ist möglich. Was der Übers. gegen de Ausdruck des allgemeinen Princips der Vernunft e innert, hebt sich durch die von Kant gemachte Ei schränkung: *Wenn das Bedingte Etwas an sich ist*. Di *Amphibologie* (Amphibolie) der Reflexionsbegriffe i nicht verständlich gefasst, und eben so wenig würd man, ohne Kant selbst gelesen zu haben, wisse woher die Antinomieen der Vernunft entspringe Dass aber Kant die Realität gewisser Aussending in dem Verstande, wie sie der Idealist leugnet, un mithin die objective Realität der äusseren Empfi dungen, in eben diesem Sinn, nicht bewiesen hab darin ist Rec. mit Hn. *D.* einverstanden. De Werth des *moralischen Glaubens* an Gott, Freyhe und Unsterblichkeit, welchen er S. 500 ganz unric tig den *Glauben an die moralischen Wahrheiten* nenn weiss Hr. *D.* nicht gehörig zu schätzen. Er ve wechselt ihn mit dem *argumento ab utili*. Aber di eigentliche Schwäche der Kantischen Moraltheol gie, die Einmischung der Hinsicht auf Glückseli keit, hat er übersehen. Die Idee von Gott und ein moralischen Weltordnung, (kraft welcher doch en lich das Gute, die Sittlichkeit, das Böse überwi den wird, wodurch allein die Foderung der Ve nunft, unablässig auf den Zweck der Sittlichkeit z arbeiten, gerechtfertigt wird,) steht, auch ohne Hi sicht auf Glückseligkeit, als absolut nothwendiges B dürfniss der praktischen Vernunft, wenn sie nic an ihren eigenen Foderungen irre werden soll, fe ob es gleich ausgemacht auch wahr ist, dass die z versichtliche Erwartung einer dem Menschen ang messenen, und seiner würdigen Glückseligkeit, d. Zufriedenheit mit sich selbst, und mit dem jedesm ligen Lauf der Dinge, auch nur unter der Vorau setzung einer vernünftigen Einrichtung der We also der Idee von Gott, möglich ist. Die wahre Te denz der Kritik der Urtheilskraft ist nicht richtig a gefasst. Sie scheint dem Vf. nur eine neue Entwick lung und Darstellung der beiden Kritiken, eine Z sammenfassung derselben in einem gemeinschaft chen System zu seyn! Einige wirklich an das Inh mane grenzende Urtheile über Kant im XVII Ca mit welchen der Eingang des XVI Cap. auffalle contrastirt, hat schon der Übers. gerügt. Sonst die Geschichte der Nach-Kantischen Periode dem nicht missrathen, und die neuen Versuche von Rei hold, Aenesidemus, Jacobi, Salomo Ben-Maimo Fichte, Schelling, Bouterwek, Bardili meist n den eigenen Worten dieser Schriftsteller dargeste

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1808.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension

von

Degerando Geschichte der Philosophie.

Der zweyte Theil ist bey weitem das Interessanteste des ganzen Werkes. Hier bietet der Vf. alles auf, um eine gewisse *Erfahrungsphilosophie*, wie er sie nennt, als den einzigen richtigen Mittelweg zwischen den Extremen, wohin die übrigen Systeme sich neigen, empor zu bringen; und man muss gestehen, dass es dem Vf. sehr gut gelungen ist, die Blössen dieser Extreme aufzudecken, ohne jedoch den Mittelweg richtig gefunden zu haben. Wir würden der Versuchung nicht widerstehen können, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, wenn ein solches Verfahren nicht die Grenzen einer Recension überschritte, und ein eigenes Buch erfoderte. Wir können daher von den ersten 7 Capp., welche ganz gelesen werden müssen, nur den Hauptinhalt anzeigen, um noch einige Zeit bey den 7 letzten zu verweilen, worin man unter den Rubriken: Speculative Philosophie, Dogmatismus, Idealismus, Skepticismus, Empirismus, Kriticismus und Erfahrungsphilosophie erst recht mit dem Geiste des Vfs. bekannt wird.

Das erste Cap. giebt den Gegenstand und Plan dieses zweyten Theils an. Jener ist zu zeigen, wie die Vergleichung der verschiedenen Systeme in der Philosophie zur Gründung einer richtigen Theorie über die Entstehung der Erkenntniss dienen kann. Zu dem Ende classificirt der Vf. alle möglichen Systeme 1) nach den 3 Fragen: a) giebt es eine gewisse Erkenntniss? Hier zeigen sich die Extreme des *Skepticismus* und *Dogmatismus*. b) Welches sind die ersten Elemente unserer Erkenntniss? Daher die Extreme des *Empirismus*, oder Sensualismus auf der einen, und des blossen *Rationalismus*, oder der speculativen, contemplativen Philosophie, auf der anderen Seite. c) Welches ist die Realität unserer Erkenntniss? Der eine schränkt sie nur auf die Objecte des äusseren Sinnes ein. Daher die verschiedenen Arten des *Materialismus;* ein anderer nur auf die inneren Thätigkeiten des Verstandes. Daher die verschiedenen Arten des *Idealismus* (blosse Subjectivitätslehre). Zwischen diesen dreyerley Extremen giebt es unzählige Mittelsysteme, je nachdem sie sich mehr dem einen, oder dem anderen nähern. 2) *Nach den verschiedenen Fähigkeiten des Geistes,* mit welchen er zur Untersuchung der Wahrheit ausgerüstet ist, deren Vereinigung und Proportion oder Gleichgewicht für philosophische Forschung nothwendig ist. Giebt der menschliche Geist einem dieser Vermögen vor dem anderen Zutrauen und Gunst; verurtheilt er die andern entweder zu einer absoluten Ruhe, oder nur zu einer bloss untergeordneten Verrichtung: so entstehen abermals Übertreibungen. Ein mehr oder weniger vollkommenes Gleichgewicht giebt das Mittelmass. Da aber obige 3 Fragen sich auf Eine, die zweyte, zurückführen lassen, wodurch eine noch engere Verwandtschaft unter den Systemen gegründet wird: so vertheilt der Vf. im 2 Cap. alle philosophischen Ansichten unter einen einfachen und leichten Gesichtspunct. Abstrahirt man von allen äusseren und zufälligen Ursachen, welche auf die Revolutionen in der Philosophie eingewirkt haben, und schränkt sich bloss auf diejenigen ein, welche in der Natur des menschlichen Verstandes liegen: so hängen jene Abwechselungen von der Art und Weise ab, wie man gewisse Grundbegriffe, welche die erste Bedingung aller Systeme in sich fassen, aufstellte und bestimmte. Und diese wesentliche Bedingung kann keine andere seyn, als die *Meinung, welche man sich von dem Princip der Erkenntniss, von ihren Gesetzen, Umfange, Grenzen bildete.* Daraus entspringen alle Charaktere, welche die philosophischen Epochen unterscheiden, die Secten absonderen, ihre besonderen Benennungen hergeben, und die Ähnlichkeit oder Entgegensetzung der Systeme bezeichnen. Diess wird nun auf die interessanteste Weise von dem Vf. durchgeführt. Doch stösst man auch hier hin und wieder auf viel zu allgemeine und gewagte Urtheile. Z. B. die entgegengesetzten Übertreibungen des absoluten Skepticismus und des übermässigen Dogmatismus zeigten sich durchgängig als das Gefolge des Sittenverderbnisses. Was in diesem Capitel S. 16 Not, 3 über den Unterschied des *Empirismus* und der *Erfahrungsphilosophie* gesagt wird, versparen wir bis zum 12 und 14 Cap. Da es sehr natürlich ist, dass der Mensch seine Kräfte zu brauchen versucht, ehe er noch ihren Umfang ausgemessen hat: so muss *Dogmatismus*, i. e. der Hang, in seinen Behauptungen die Grenze unserer Vermögen zu überschreiten, die erste Verirrung des menschlichen Geistes seyn. Mit Vergnügen liest man im dritten Capitel: über den Gang des menschlichen Geistes in der Bildung der Systeme, die frappanten Vergleichungen und Analogieen zwischen Poesie und Philosophie, nicht nur in den ältereren,

sondern auch in den neueren Zeiten. Man personificirt und hypostasirt noch immer abstracte Begriffe und blofs logische Wesen, oft, ohne es zu wissen. Beyläufig erfährt man, was man hier nicht suchte, in der 39 Anmerk. S. 67 den eigenen Begriff des Vfs. von der Philosophie: Sie ist ihm *die Wissenschaft von den menschlichen Kräften* (sowohl intellectuellen, als moralischen) *und die Kunst, sie gut zu gebrauchen.* Unter den im 4 Capitel gerügten Vorurtheilen der Philosophen, welche fast alle daraus entstehen, dass man das wahre Princip der Erkenntnifs verkennt, sind manche, welche nur nach der Ansicht des Vfs. Vorurtheile sind. Z. E. dass es nur in Ansehung der nothwendigen Dinge Wissenschaft gebe. Freylich redet man auch von einer *Philosophie des Wahrscheinlichen;* allein darunter versteht man entweder die logischen Regeln, wornach alle Wahrscheinlichkeit geschätzt und gemessen wird: diess sind aber wirklich strenge und nothwendig allgemeingültige Vernunftwahrheiten, wonach *jeder Vernünftige,* und *ohne Ausnahme,* sich richten mufs: oder gewisse, nach jenen Gesetzen wahrscheinlich und präsumtiv allgemeingültige Sätze. Diese können dann doch wahrlich nicht Wissenschaft heissen. Ein anderes ist *wissen,* ein anderes *vermuthen.* — Er nennt es ein Vorurtheil, dass es nur ein einziges Princip der Wissenschaft gebe. Und doch giebt er zu, dass die Wissenschaft so lange unvollendet ist, als sie eine Mehrheit von Grundprincipien annimmt. Aber es sey die Frage, ob die Wissenschaft des Menschen dieses als möglich vorgestellten Grades der Vollkommenheit fähig sey. Sey es uns möglich, die absolute Einheit zu entdecken: so werde sie gewifs die letzte unserer Entdeckungen seyn. Sehr richtig! So wie auch die Bemerkungen über die viel zu frühzeitig und voreilig angenommenen Einheiten, mit welchen so mancher auf gut Glück in die Philosophie hineinspringt. Noch müssen wir, in Beziehung auf die Beurtheilung der Erfahrungsphilosophie des Vfs. bemerken: dass derselbe S. 117 dem Gedanken beypflichtet: dass man keine Idee, wenn sie auch noch so abstract sey, ohne Vermittelung einer Empfindung, *von welcher sie abgezogen worden,* vorstellen könne; aber gleichwohl die Folge für unrichtig erklärt, dass die allgemeinen Wahrheiten nichts anderes, als das Resultat der vergangenen Erfahrung seyn könnten. Denn es gebe zwey Arten allgemeiner Wahrheiten. *Einige* seyen das Resultat besonderer Thatsachen. Z. B. alle Körper sind schwer, (allgemeine synthetische *empirische* Wahrheiten.) Diese können das Recht der Allgemeinheit nur durch Erfahrung erlangen. *Andere* sind nur der Ausdruck eines *Verhältnisses der Identität* zwischen Ideen. Diese seyen unabhängig von dem Ansehen der Erfahrung, weil sie nichts anderes ausdrückten, als das: ich denke das, was ich denke. Also giebt es, nach dem Vf., nur analytische Sätze *a priori.* Synthetische Sätze *a priori* hält der Vf. für etwas ganz Widersprechendes. Das Beyspiel: *alle Körper sind undurchdringlich,* passt nicht hieher. Es ist ein empirischer Satz. Das fünfte und sechste Capitel: Über die allgemeinen Fo[rt]schritte der philosophischen Entdeckungen im Alt[er]thum und in den neuen Zeiten, ist eine interessa[nte] weitere Ausführung des 3 Cap. im ersten Theil. [Hr.] *Tennemann* weiss nicht, S. 125 (*), was *Degeran[do]* da er die Gesetze der Moral und der Astronomie v[er]gleicht, damit sagen will: *les unes et les autres s[ont] rendues plus sensibles par des figures.* Man darf [ihn] aber nur erinnern, dass hier *Figur* in einer dopp[el]ten Bedeutung genommen wird. Freylich ein Wo[rt]spiel! Aber, wie das *ἄπειρον des* Anaximander d[en] Keim zur Grundidee der Kantischen Philosophie e[nt]halte, vermögen wir nicht einzusehen, so wen[ig] als diess, wenn S. 187 gesagt wird: Kant beg[ehe] den Fehler, *dass er dem Raisonnement eine Stelle [vor] den ursprünglichen Eindrücken* einräume. Wo [hat] er diess gethan? Übrigens zielt Alles in diesen [bei]den Capiteln auf das Resultat hin: Je merklicher [sich] *die neuen Systeme* von der durch *die Erfahrungsm[e]thode* vorgeschriebenen Bahn entfernten: de[sto] schneller arteten sie entweder in den Skepticism[us] oder Dogmatismus aus. Noch müssen wir die Le[ser] auf die Gedanken des Vfs. über den Ausdruck: *ne[ue]re Philosophie,* und auf die versuchte Charakteri[stik] der englischen, französischen und deutschen Phi[lo]sophie aufmerksam machen. Die gemeinschaftlich[en] Ähnlichkeiten aller Schulen, welche Europa [in] der Mitte des 18ten Jahrhunderts theilen, bringt [der] Vf. auf 14 Puncte zurück. Wie gut wäre es, we[nn] der 2te Punct richtig wäre: Eine *allgemeine* Entf[er]nung von allen Meinungen, welche sich auf Schw[är]merey gründen, und der 9te: ein *allgemeiner* We[tt]eifer, sich allen Menschen verständlich zu mache[n]. Oder S. 197, dass die Widersprüche und Anti[pa]thien zwischen den Philosophen heutiges Tages w[e]niger heftig sind! Ob die Erfahrung so ziemlich [ih]ren Process gewonnen habe, S. 198, in dem Sin[ne] wie sich solches der Vf. denkt, wird sich bald au[s]weisen. *Rumores ante triumphum!* Sind gleich [im] 7 Cap. manche Desiderata, welche in Absicht auf [die] Grundsätze der menschlichen Erkenntnifs in d[er] Philosophie noch übrig seyn sollen, für denjenige[n], welcher den Geist des Kriticismus richtig aufgefa[sst] hat, keine Desiderata mehr, und sind sie gleich o[h]ne Noth gehäuft: so ist es doch sehr nützlich, auf manchen Gegenstand der Untersuchung hinzuw[ei]sen, welchen man nicht selten übersahe, und sch[on] längst für erlediget hielt. Allerdings ist es e[in] Hauptproblem (das 4te S. 214.): Da die Erfa[h]rungssätze (besser: Wahrnehmungsurtheile), b[e]sondere, für den Augenblick geltende Sät[ze] sind: wie geht es zu, dass die Erfahrung gleic[h]wohl allgemeine und unveränderliche Gesetze au[f]stelle und anerkenne? Wenn es aber gleic[h]wohl S. 215 heisst: diess sey eine Frage, üb[er] welche noch zu viel Dunkelheit ruhe — wie kon[n]te der Vf. sagen: die Erfahrung habe ihren Proce[ss] so ziemlich gewonnen?

Im 8 Cap. sucht der Vf. die Mängel der specul[a]tiven Philosophie, im 9ten des Dogmatismus, im 10te[n]

des Idealismus, im folgenden die Schwächen des Skepticismus, darauf des Empirismus, ferner des Kriticismus aufzudecken, um im 14 Cap. seine Erfahrungsphilosophie, wie er sie nennt, über alle zu erheben. Man darf nur S. 246 den zum Grunde gelegten Begriff der *speculativen Philosophie* lesen, um einzusehen, wie leicht sich's der Vf. gemacht hat, dieselbe herabzuwürdigen. Fälschlich setzt er voraus, dass die speculativen Grundsätze nichts weiter, als ein Ausdruck der Identität gewisser Begriffe, aus Vergleichung derselben nach den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs, wären — dass die speculative Philosophie nichts unmittelbar gewisses annehme, sondern alles durch Schlüsse bewiesen haben wolle u. s. w. Nein. Die wahre speculative Philosophie widersetzt sich vielmehr der Einbildung, dass man durch bloſse Vergleichung gewisser Begriffe seine Kenntnisse erweitern und Existenzen beweisen könne, und dass es keine anderen, als bloſs analytische Sätze *a priori* gebe. Sie sucht die Möglichkeit und Wirklichkeit synthetischer Sätze *a priori* darzuthun. Sie untersucht, welchen vorsichtigen Gebrauch man von den sogenannten Begriffen und Grundsätzen *a priori* machen könne; sie zeigt, dass die Begriffe und Grundsätze des reinen Verstandes nur zum Gebrauch *möglicher Erfahrung* dienen, und die Ideen der reinen Vernunft, theoretisch betrachtet, bloſs regulativ Principien sind; dass eine richtige und brauchbare Erfahrung, (im Kant'schen Sinn, um uns kurz auszudrücken) d. i. das Urtheil von einem nicht bloſs zufälligen und subjectiven Zusammenseyn, sondern von eines nothwendigen und objectiven Verknüpfung gewisser Wahrnehmungen, schon Begriffe und Grundsätze *a priori*, z. E. der Causalität, erfodere; dass selbst der Begriff von einem *Object*, d. i. von einem gewissen *Eins*, (welches Eins ja offenbar nicht empfunden, sondern nur gedacht werden kann) auf welches ein Mannichfaltiges ganz heterogener Erscheinungen, als nothwendig verknüpft, bezogen wird, den Begriff der Caussalität voraussetzte. Sie verschmäht nicht die Data der unmittelbaren Wahrnehmung, welche D. schon Erfahrung nennt. Sie behauptet nur, dass zum Denken einer nothwendigen Verknüpfung derselben gewisse Kenntnisse *a priori*, nicht bloſs analytische Sätze, vorausgesetzt werden. Der Rec. hat hierbey von neuem Veranlassung gefunden, den Manen eines Kant zu opfern und seinen Scharfsinn zu bewundern, da er ganz richtig einsahe, dass aller Werth der speculativen Philosophie auf der Frage beruhe: *Wie sind synthetische Sätze a priori möglich?* Was über den Dogmatismus, dessen verschiedene Arten und Quellen, über die Natur des Glaubens und die Geneigtheit zu glauben, über die nachtheiligen Folgen des Dogmatismus, und wie er endlich unvermeidlich den Skepticismus veranlaſst (denn wer zu viel getraut hat, wird endlich misstrauisch), oder auch in Fatalismus übergeht, gesagt ist, ist mit vieler Menschenkenntniſs und Belehrung geschrieben. Desto weniger thut uns das, was über den *Idealismus* gesagt ist, Genüge. Man kann, heiſst es S. 318, zuversichtlich behaupten, dass der Idealismus überhaupt noch nie auf eine siegreiche Weise sey widerlegt worden. Und freylich ist das nicht anders, so lange man dem Idealisten ableugnet, was man ihm zugeben muſs, und zugiebt, was man nicht einräumen darf, wenn man das *ausser uns* im *empirischen* Sinn mit dem *ausser uns* im *transcendentalen Sinn*, worauf es hier eigentlich ankömmt, verwechselt, und die *Empfindung*, z. B. das Gefühl, welches allemal in uns ist, von dem *Gedanken* oder Urtheil, welches sich in unserem gegenwärtigen Zustand nothwendig auf das innigste mit dem Gefühl vermischt, nicht unterscheidet, und nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf den *Ursprung* dieses Gedankens *aus uns selbst* und dessen Rechtfertigung richtet. Der Haupteinwurf des Idealisten, dass wir uns die Körper nicht anders, als mit dem Raum vorstellen können, dass aber die Objectivität des Raums auf lauter Ungereimtheiten führe, ist gar nicht berührt, und die Art, wie der Vf. die Entstehung unserer Vorstellung von Ausdehnung und Raum aus dem Gefühl (S. 337 u. 351 f.) erklären will, setzt schon den Raum, die Vorstellung von einem *Ausser*- und *Nebeneinander*, voraus. Schon die Alternative S. 332: diejenigen, welche die reale Existenz der äusseren Objecte annehmen, müssen sich auch entschliessen, diese Wahrheit in den Rang der ursprünglichen, unmittelbaren, keines Beweises bedürftigen Erkenntnisse zu setzen — diejenigen aber, welche nicht einwilligen, diese ursprüngliche Erkenntniſs des Daseyns anzunehmen, sondern bey dem Anfangspuncte ihrer Schlüsse sich auf bloſse Combinationen des Verstandes einschränken zu müssen glauben, müssen sich entschliessen, in den entschiedensten Idealismus zu versinken — läſst im voraus einsehen, dass es dem Vf. nicht gegen den Idealisten glücken konnte. Er geht vom *Gefühl* aus, aber nicht, wie es seyn sollte, unseres Körpers, welcher dem Idealisten doch auch zunächst nur eine Vorstellung ist, sondern von *etwas ausser unserem Körper*. Und nun glaubt er, dieses Gefühl enthalte unmittelbar, *ohne Darzwischenkunft einer anderen Thätigkeit des Verstandes*, die Überzeugung von dem Daseyn eines meinem Ich fremden Dinges, d. i. wenn es die Idealisten treffen soll, von etwas ausser mir, ausser meinem Bewuſstseyn, im transcendentalen Sinn. Man lese die Stellen S. 342, 359, 373, Zeile 10 ff. 404 u. a. m. Gleichwohl nimmt er selbst das Raisonnement zu Hülfe S. 346 ff. Und S. 181 hatte er selbst die Frage so gestellt: mit welchem Rechte man von den Eindrücken, welche doch nur *innere Modificationen* unseres Seyns sind, auf *die Existenz der Aussendinge* NB. *schliessen* könne? Ja S. 357 zu Ende heiſst es: Wir wollen nicht behaupten, dass, wenn die Reflexion in dem Augenblicke, wo sich das Factum (nämlich die ursprüngliche Wahrnehmung einer fremden Existenz) zum erstenmale darstellt, schon entwickelt und thätig wäre, man nicht vielleicht in diesem wichtigen Factum unsere

feine Operationen entdecken könne, welche uns nun durch die Wirkung *einer langen Gewohnheit* entgehen. Und fo ift es wirklich, Alles, was S. 346 ff. gefagt wird, giebt der Idealift zu. Denn das Phänomen, das wir unferen Körper und deffen Glieder nennen, ift ihm doch nur eine Idee. Es ift aber die Frage: ob diefelbe von Etwas aufser mir im transfcendentalen Sinn herrühre. Die Gedanken des Hn. *Destutt-Tracy*, in feiner Ideologie, (wir kennen denfelben auch aus einer Abhandlung: *Sur l'Acte du Moi*) welche der Vf. tadelt, fcheinen uns doch näher zum Ziel zu führen, und wir getrauen uns, die dagegen gemachten Einwendungen zu beantworten. Nur fehlt ein Mittelglied, nämlich: wie wir uns verfichern, dafs felbft das Phänomen, das wir unferen Körper nennen, von etwas aufser uns im transcendenten Sinn herrühre.

Dafs wir, ohne die Exiftenz äufserer Objecte (im transfcendenten Sinn) zu erkennen, nicht mehr die Exiftenz unferer eigenen Intelligenz erkennen könnten, indem alle unfere Erkenntniffe fich auf eine Unterfcheidung, und alle Unterfcheidung auf einen Contraft gründe — ift keine richtige Folge. Wenn auch alle fogenannten äufseren Empfindungen Producte der eigenen, nicht aber freyen, Thätigkeit der Intelligenz find: fo giebt es doch genug zu unterfcheiden, z. B. das allgemeine Bewufstfeyn, in welchem alles Mannichfaltige der Empfindungen enthalten ift, von diefem Mannichfaltigen felbft. Dafs, nach S. 339, bey Kindern die Idee von *realen äufseren Objecten* die ältefte von allen fey, und der Erkenntnifs ihrer eigenen Intelligenz vorausgehe, welches aus ihrem Handeln, z. B. dem Greifen nach Etwas, folge, ift eine Verwechfelung des aufser uns im empirifchen und im transfcendentalen Sinn. Noch bemerken wir, dafs *D.* bezweifelt, ob irgend einer der Sophiften auch den entgegengefetzten Empfindungen eines und eben deffelben Objects eine reale und objective Wahrheit beygelegt habe. Von Protogenes ift es doch gewifs.

So viel Gutes über den Skepticismus, über die Widerfprüche, worin er fich verwickelt, und über die Unmöglichkeit, auf diefem Wege das praktifche Ziel zu erreichen (denn diefes erfodert nach unferer Überzeugung, fchlechterdings Glauben an Wahrheit) gefagt ift: fo wird doch die Widerlegung deffelben fchon dadurch unzulänglich, dafs der Vf. dem Skeptiker zumuthet, einzugeftehen, dafs gewiffe Empfindungen uns ganz unmittelbar und geradezu von der Exiftenz äufserer Objecte belehren, weil fie uns in Berührung mit denfelben fetzen. Es giebt ja andere urfprüngliche Wahrheiten des inneren Gefühls fowohl, als des Verftandes, wodurch der fürchterliche εκβαλλων εις το απειρον des Skeptikers zurückgewiefen wird.

Wir nehmen das 12 und 14 Cap. über den *Empirismus* und die *Erfahrungsphilofophie* zufammen, und wollen erft fehen, wie der Vf. beide unterfcheidet. Schon S. 16 des zweyten Theils (vgl. mit S. 466) heifst es: der Empirismus und die Erfahrung haben, wenn man will, diefelben Materialien, nämlich die Thatfachen. Diefe bleiben aber für den e... ften ifolirt, zerftreut, unbelebt. *Keine allgemei... Wahrheit* tritt zwifchen fie in die Mitte, bildet fie u... und dehnt ihre Refultate aus. In der Erfahrung hi... gegen erlangen fie eine Fruchtbarkeit durch *allg... meine Gefetze*, (woher diefe?) welche fie verknüpfe... Der Empirismus fieht nur das Äufsere von dem Te... pel der Natur; die Erfahrung dringt in ihr Heili... thum ein. Der Empirismus ift ein Inftinct, die E... fahrung eine Kunft. Der Empirismus fieht nur Ph... nomene, die Erfahrung erhebt fich *von Wirku... zu Urfachen*. Der Empirismus bleibt bey dem G... genwärtigen ftehen; die Erfahrung lieft *das Kün... tige* in dem *Vergangenen*. Der Empirismus fol... als ein Blinder, die Erfahrung fragt methodifch. A... les ift unftät und flüchtig für den Empirismus. D... Erfahrung entdeckt hinter den Erfcheinungen r... gelmäfsige und fortdauernde Verbindungen. Do... unterfcheidet er *einen groben Empirismus*, der v... aller Philofophie vorhergeht, und das Unvermöge... das in den Feffeln der Unwiffenheit befangenen, un... in der Kunft der Vergleichungen fremden Verfta... des ift, und einen *fubtilen und fyftematifchen*, we... cher fehr feine Analyfen vorausfetzt. Diefer ift de... Zweifel eines durchdringenden Verftandes, der fic... die grofse Frage *über die Beziehung der Wirkunge... und Urfachen*, über die Verknüpfung der Thatfache... vorlegt, aber kein Princip für ihre Entfcheidun... entdeckt. Erwägt man nun, dafs jene urfprüngl... chen, abftracten, fpeculativen Wahrheiten, ode... *Wahrheiten der Umbildung*, wie fie der Vf. nenn... welche zwifchen die Wahrnehmungen in die Mitt... treten, fie fruchtbar machen, zu allgemeinen un... nothwendigen Gefetzen verhelfen follen, nach u... zähligen Äufserungen des Vfs. und auch nach S. 43... doch nichts weiter, als der Ausdruck eines bemerk... ten Verhältniffes totaler oder partialer Identität unte... gewiffen Begriffen find: fo ift man begierig zu e... fahren, wie folche fpeculative und blofs hypotheti... fche Wahrheiten jene Umbildung hervorbringen... Denn nach S. 444 ift die Fruchtbarkeit, welche jen... fpeculativen Wahrheiten in die factifchen Wahrhei... ten bringen, die Folge der Vereinigung der raifon... nirten Verknüpfung, welche die Speculationen un... ter den Erfahrungen ftiften. Auf einmal heifst e... nun: diefe Verknüpfung gründe fich auf das Ve... hältnifs der Wirkungen zu den Urfachen, und die... fes fey von der Vorausfetzung einer gewiffen Gleich... förmigkeit in der Wiederholung derfelben Phäno... mene abgeleitet. Diefe Gleichförmigkeit könne *au... den blofsen gegenwärtigen und vergangenen Erfahrun... gen blofs* vermittelft des Raifonnements der Umbil... dung, oder der *Identität*, abgeleitet werden. Alles... was der Vf. nun ausführlicher darüber fagt, dien... zu weiter nichts, und foll auch wohl zu weiter nicht... dienen, als die *Vermuthung* zu rechtfertigen, dafs... wenn wir bisher beftändig und ohne unleugbare Aus... nahme, eine gleichförmige Succeffion gewiffer Be... gebenheiten bemerkt haben, eine reale oder Cau... fal-Verknüpfung unter ihnen Statt finden möge.

(Der Befchlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 JANUAR 1808.

PHILOSOPHIE.

Beschluss der Recension
von
Degerando Geschichte der Philosophie.

An apodiktische und demonstrative Gewissheit ist hier nicht zu denken. Denn, um die Sache recht augenscheinlich zu machen, das ganze Raisonnement des Vfs. gründet sich *auf einen hypothetischen Schluss, wo a veritate consequentis ad veritatem antecedentis geschlossen wird.* Man weiss aber, dass diess nie einen apodiktischen, sondern unter gewissen Umständen nur einen wahrscheinlichen Schluss giebt. Z. B. wenn die kopernikanische Hypothese richtig ist, so müssen die Berechnungen, die man nach derselben anstellt, richtig seyn. Nun treffen diese mit der Erfahrung genau zusammen; also verdient jene Hypothese alle Aufmerksamkeit. So ist nun der Schluss des Vfs., in der Form ausgedrückt, dieser: *wenn zwischen A und B eine reale und Causal-Verknüpfung ist, so muss sich allemal die eine im Gefolge der anderen wiederholen. Atqui verum consequens, ergo et antecedens.* Der Vf. betrachtet das als eine *metaphysische* (den mathematischen ähnliche) *Gleichung.* Da nämlich das eine Glied, das *consequens*, mit der Erfahrung *identisch* ist (zusammentrifft): so erhält das andere, *antecedens*, von dieser letzten auch seine Realität S. 448. Dawider nun, als einen blossen Schluss grosser Wahrscheinlichkeit, und eine höchst vernünftige Vermuthung, haben wir nichts einzuwenden. Allein 1) woher haben wir den Begriff *eines Gesetzes im strengen Sinn*, und *einer Causalverknüpfung?* Denn der Schluss von Gleichförmigkeit der Folge auf Causalität setzt ja diesen Begriff schon voraus. Dasjenige, was ich vermuthe, ist ja von dem, woraus ichs vermuthe, nothwendig verschieden, und nicht mit demselben identisch. Also aus der Erfahrung gewiss nicht. Denn in der blossen Wahrnehmung einer gleichförmigen Folge liegt ja eingestandenermassen der Gedanke einer nothwendigen und Causal-Verbindung, einer Abhängigkeit des einen von dem anderen gewiss nicht. 2) Sieht ja der Vf. offenbar, dass von ihm selbst *bey dieser Vermuthung* schon gewisse Begriffe und Grundsätze *a priori* vorausgesetzt werden; 3) (und das ist die Hauptsache) hätte der Vf., um seine Erfahrungsphilosophie zu retten, den Satz aus der Erfahrung beweisen sollen: *dass alles, was geschieht, anhebt zu seyn, eine Ursache haben müsse;* oder er hätte darthun müssen, dass diese Wahrheit, von welcher wir überzeugt sind, ehe wir noch eine gleichförmige Folge bemerkt haben, sich auf das Verhältniss der Identität gründe — die einzige Gattung von allgemeinen Sätzen *a priori*, welche der Vf. zugiebt. Diese einzige Probe (denn der Vf. lässt ja selbst bey der Erfahrung alles auf das Gesetz der Causalität ankommen) sey genug, die nicht zu bedeckenden und zu ergänzenden Mängel der Erfahrungsphilosophie, im Sinne des Vfs., einzusehen, und sich zu überzeugen, dass sie dem Kriticismus gegen über sich schlechterdings nicht halten könne. Darin nähert sich der einsichtsvolle Vf. Leibnitz und Kant, dass er einsahe, die blosse noch so oftmalige gleichförmige Wahrnehmung, die blosse Induction, giebt nie den Gedanken von einer nothwendigen und objectiven Verknüpfung gewisser Erscheinungen; sondern dazu gehören gewisse andere Begriffe und vermittelnde Sätze *a priori.* Da aber diese, nach seiner Meinung, nichts als das blosse *wahrgenommene* Verhältniss *der Identität* gewisser Begriffe ausdrücken; da er selbst diese Sätze S. 432 insofern von der Wahrnehmung, oder Erfahrung abhängig macht, als ich wenigstens Bewusstseyn von dem Factum haben muss, dass solche Begriffe mir gegenwärtig sind; da er die Natur *synthetischer Sätze a priori* ganz verkennt, und sie S. 480 als etwas einer gesunden Logik widersprechendes ansieht, (bloss aus dem Grunde, weil er die unvollständige Alternative annimmt: Ein jeder Satz, der sich nicht auf das Verhältniss der Identität gründe, müsse *von der wirklichen Erfahrung* abhängen); da er also die Sätze übersieht, welche die Bedingung *der Möglichkeit der Erfahrung im Kantischen Sinn* enthalten; da er selbst *diesen Begriff einer sicheren und brauchbaren Erfahrung* verkennt (sonst würde er S. 506 Kant nicht einer Übertreibung beschuldigt haben, dass er die Untersuchung für nöthig hielt, wie Erfahrung, nicht blosse Wahrnehmung, möglich sey): so war es unmöglich, das Ziel zu erreichen; und so schön der Vf. die Übertreibungen und Extreme widerlegt hat, so wenig ist es ihm gelungen, den rechten Mittelweg zu treffen. Daher die so ungegründeten Vorwürfe und Beschuldigungen, welche er dem Kriticismus im 13 Cap. macht, die wir aber nicht rügen wollen, da sie der Übersetzer in seinen Anmerkungen schon gründlich genug beantwortet hat.

Diese Anmerk. sind, um zum Beschluss auch darauf zu kommen, zwar nur sparsam u. kurz, aber meist treffend. Sie berichtigen historische und geographische,

oft ganz komische Unrichtigkeiten, z. B. die unbegreifliche Verwechselung des Druckorts: Northumberland-Town mit dem Titel einer Schrift (Vorr. des Übers. S. XX); hauptsächlich aber die falschen Ansichten des Vfs. besonders in Ansehung des Kriticismus. Die Übersetzung ist treu und fliessend. Nur in einigen wenigen Stellen ist der Sinn nicht getroffen. Ein einziges Beyspiel: S. 327 u. 328 die Anmerk. *Degerando* sagt von Berkeley: *Il ne s'est soustrait lui même au Scepticisme absolu, qu'en recourant au grand principe metaphysique de la liaison des effets aux causes et en ramenant par son secours dans l'Univers anéanti l'image auguste de l'Etre des Etres.* Der Sinn ist ganz klar: Berkeley selbst entging dem absoluten Skepticismus nur dadurch, dass er zu dem Grundsatz der Verbindung der Wirkungen mit den Ursachen seine Zuflucht nahm, und durch dessen Hülfe das erhabene Bild des Wesens der Wesen in die (durch seinen Idealismus) vernichtete Welt zurückbrachte — (nämlich: Gott ist nach Berkeley die *wirkende äussere Ursache* aller unserer Vorstellungen von einer Körperwelt). Ganz gegen diese richtige Ansicht des Vfs. glaubte Hr. *T.* übersetzen zu müssen: Berkeley *warf sich selbst* dem absoluten Skepticismus nur in so weit *in die Hände*, als er auf das grosse metaphysische Princip u. s. w. Nein, dadurch warf er sich ihm nicht in die Hände, sondern eben dadurch entging er ihm. Ελϑ.

Leipzig, b. Martini: *Ideen zur Metaphysik des Schönen.* In vier Abhandlungen von *Fr. Bouterwek.* Eine Zugabe zur Ästhetik. 1807. VIII und 190 S. 8. (18 Gr.)

In der Ästhetik hatte Hr *B.* geäussert, dass zu einer Metaphysik des Schönen *immer noch Zeit sey.* Diese Aeusserung hatte Rec. besonders wohl gefallen; daher überraschte es ihn in der That etwas, dass Hr. *B.* diese Ideen zur Metaphysik des Schönen seiner Ästhetik so bald nachfolgen liess. Aber er kann den Lesern, die etwa fürchten, eine Metaphysik des Schönen ausser der Ästhetik müsse wohl sehr genau mit der eigentlichen Philosophie zusammen hängen, und sie also durch diese Ideen in die Labyrinthe eines philosophischen Systems geführt werden, die Versicherung geben, dass es damit nichts zu sagen hat. Hr. B. „wollte (nur) einmal versuchen, wie weit es wohl möglich sey, durch Verknüpfung des Begriffes des Schönen mit den *Urbegriffen* oder *Ideen* (im *neuesten* Sinne des Worts *Idee*) neue Einsicht zu gewinnen. Das *System* einer Metaphysik des Schönen, das er auf *diesem* Wege suchte, musste nun freylich — (freylich!) — in das *grosse* Fach der *unmöglichen* Wissenschaften (!) zurückgelegt werden. An seine Stelle traten ihm *philosophische Anmerkungen zur unausführbaren Idee* eines solchen Systems. (Also nicht nur Noten ohne Text, sondern Noten, die gar keinen Text haben können.) Diese Anmerkungen nennen sich (mit vieler Bescheidenheit) selbst Ideen, um an ihre Entstehung zu erinnern. Sie wollen keineswegs im Geiste der neuesten deutschen Modemetaphysik das Geheimniss der Ewigkeit durchdrin (und Rec. kann bezeugen, dass sie diesem löblic Vorsatz durchaus getreu geblieben sind). Aber beweisen, dass es sich um der Resultate, beson so weit die Ästhetik mit der *Psychologie* zusamn trifft, um der *psychologischen Resultate* willen, Mühe lohnt, der Verknüpfung des Schönen mit Urbegriffen des Vollkommnen, des Wahren, Guten und des Göttlichen *noch weiter* (als hier schehen) nachzustreben.“ So sagt die Vorrede; Einleitung dagegen giebt eine Metaphysik des Sc nen zu „genau in dem Sinne, wie es überhaupt ne Metaphysik oder Wissenschaft der Urbegi giebt.“ Urbegriffe aber oder Ideen „sind diejeni Begriffe, durch die sich der menschliche Geist *darum*, weil er *mehr als* ein thierischer Geist ist, unmittelbarer Beziehung (das soll wohl heissen: dem er sie bezieht; aber es wäre doch eigen, das die Begriffe, *durch welche* er hinaufkommt, nun zieht, und also über ihnen steht) auf den absolu Urgrund aller Dinge über die ganze Natur erhel kann.“ Da es nun, nach der Vorrede, keine M physik des Schönen geben kann: so scheint es, n Hn. *B.*, überhaupt keine Metaphysik geben zu k nen. Das mag seyn; dennoch gestattet er *eine Th rie* der Urbegriffe, wie es uns scheint, aus d Grunde, weil „doch die Ideen, die unmittelbar der Beziehung des Unendlichen auf das Endlicl Veränderliche und Zufällige im Innersten menschlichen Bewusstseyns erwachsen, dem V stande insofern unterworfen sind, als sich jene I ziehung *einigermassen* in Begriffen auffassen und *th retisch* verfolgen lässt.“ Ideen nun sind Hn. *B.* Begriffe des Wahren, Guten und Göttlichen; Schöne hält er nur für eine besondere Ansicht d ser Begriffe (welches in den folgenden Abhandl gen darzuthun beabsichtiget ist): daraus ist nun, n ihm zu reden, einigermassen begreiflich, was er n der Metaphysik des Schönen meint. Wundern mu man sich aber, dass er nach solchen Erklärungen a die Franzosen schimpft, denen Metaphysik des Sch nen ein leerer Gedankentraum seyn soll. Und no mehr muss man sich über die abenteuerliche V stellung wundern, die in Hn. *B's.* Kopfe noch in merfort über die neueste Philosophie spukt.

Was die Abhandlungen selbst betrifft, so halt sie sich in einer angenehmen Mitte zwischen „d französischen Vernunft, welcher die fünf Sinne fü Orakel sind,“ und „der Dignität der absoluten A schauungs- und Schöpfungs-Lehre,“ die man ne lich in Deutschland versucht hat, und werden dah hoffentlich auf den Beyfall Aller rechnen könne Wenigstens werden diejenigen, welchen gedient mit: *denn nun doch wohl, vielleicht, wohl gar, ein germassen, allenfalls, im Grunde, am Ende*, und w die herrlichen Wendungen, mit welchen Hr. *B.* e nen leichten Tirailleurkrieg zu führen pflegt, we ter heissen mögen, hier ihre volle Rechnung fi den; Keiner aber, von welcher Schule er auch sey mag, wird einigen Bemerkungen seinen Beyfall ve

sagen. Rec. begnügt sich, die einzelnen Abhandlungen anzuzeigen. Die *erste Abhandlung* (S. 11—66) führt die Überschrift: *vom Urbegriffe des Schönen*. Das Schöne hebt sich selbst auf, sobald es metaphysisch als *Etwas an sich* bestehendes gedacht wird; die Betrachtung des *Vollkommenen* hat auch nur einen indirecten Antheil an der Schätzung des Schönen. (Dabey eine Analyse der Vollkommenheit: *Kanten* wird seine Meinung vom Schönen, als sey es Zweckmäsigkeit ohne Zweck, recht spöttisch vorgehalten, wiewohl sie, *recht verstanden*, leicht so wahr seyn dürfte, als irgend eine *bouterweksche*.) Die ursprünglich verschiedenen Ansichten, die der menschliche Geist vom Vollkommenen überhaupt haben kann, bestimmen das Verhältnifs der Vollkommenheit zur Schönheit: — das sind die Hauptsatze, die hier weitläuftig erörtert werden. Das Resultat ist, dafs man das Schöne nur der metaphysischen Betrachtung unterwerfen könne vermittelst des Begriffs der Vollkommenheit; nur durch Verwechselung der Begriffe des Schönen und des Vollkommenen könne jenem An-sich-heit zukommen. Angehängt einige Gedanken über Platons Schönheitsidee. — Die *zweyte Abhandlung* ist überschrieben: *Von der ästhetischen Wahrheit und Wissenschaft*. Hauptsätze: Aller Schönheit liegt eine dunkele Beziehung auf metaphysische Wahrheit zum Grunde; mit der ästhetischen Ahndung metaphysischer Wahrheit überträgt die Phantasie den Begriff des Lebens in alle Formen der Natur; zugleich erwacht das Bedürfnifs des Wunderglaubens; diese Ahndung aber folgt dem Dualismus der Natur und der reinen Vernunft; sie begünstigt *den Glauben an eine Geisterwelt, deren Gesetze dem Typus der menschlichen Sinnlichkeit* entsprechen. — Wir erlauben uns keine Anmerkungen, weil wir zu weitläuftig werden müsten: aber das, was Hr. B. über den letzten Glauben sagt, kann nicht ganz übergangen werden. „Aller Zauber des Schönen, heifst es u. a., löset sich in ein gemeines Spiel der Lebenskräfte auf, wenn wir uns den Gedanken erlauben, einem höheren Geiste könne nach seiner Natur vielleicht ekeln vor den Göttergestalten, die uns nach den Gesetzen unserer Natur entzücken. Alle Objectivität des Schönen sinkt dann zur blofsen Vorstellungsart herab. Alle Würde, die das Schöne vor dem denkenden Geist behauptet, wird dann zu Nichts. Es giebt mit Einem Worte keinen Gedanken, der mehr als jener alle ästhetische Begeisterung zu Boden schlüge.“ Gott möge daher jeden ehrlichen Mann vor dergleichen üblen Gedanken in Gnaden bewahren; besonders defswegen, da sogar „unser Glaube an Wahrheit bey dieser sonderbarscheinenden — (ja wohl!) — Betrachtung auf dem Spiele steht.“ Es wird dabey bemerkt, dafs man die Idee eines allgemeinen Typus der Sinnlichkeit ganz falsch verstehen würde, wenn man die menschlichen fünf Sinne zum Kanon machen wollte. Edlere Naturen könnten unsere Sinne leicht weit übertreffen. „Warum sollte es durchaus nichts weiter als *Schwärmerey* seyn, was Pythagoras von einer Musik der Sphären *träumte*, die das Ohr der Geister vernehme? (Auch in der *Ästhetik* kommt eine Stelle vor, aus welcher zu erhellen scheint, dafs Hr. B. glaubt, Pythagoras habe unter der Musik der Sphären ein wirklich klingendes Concert gedacht.) Warum sollten nicht andere Augen ein Sonnensystem überschauen können, wie wir eine schöne Landschaft?“ — *Dritte Abhandlung* (S. 117—162): *Von der ästhetischen Sittlichkeit*. Hätte das Gute ausser dem gebietenden nicht noch einen anderen Charakter, so würde es nie mit dem Schönen zusammen treffen; es wird aber zum Schönen, wo es in seiner Liebenswürdigkeit und Gröfse ohne Imperative erscheint; in der ästhetischen Erscheinung des Guten vertreten auch das Schickliche und die sittliche Grazie die Stelle aller Imperative (dazu eine gute pädagogische Anmerkung: nicht befehlen soll man das Gute, sondern dazu ermuntern, indem man es in seiner Gröfse und Liebenswürdigkeit zeigt); sie selbst befördert den Glauben an eine bessere Welt. — *Vierte Abhandlung* (S. 163—190): *Von der ästhetischen Religion*. Wahre Religion, d. i. wahres Gefühl des Göttlichen in seiner reinsten Erhabenheit, schlägt jedes Interesse, ausser dem religiösen, folglich auch das ästhetische, nieder; dieses letzte erhebt sich zum religiösen Gefühl verschieden in der klaren Anschauung, verschieden im Mysticismus; wenn die Vernunft den wahren Unterschied des Natürlichen und des Göttlichen verfehlt, so geht das religiös-ästhetische Gefühl in Naturmysticismus über; durch ästhetische Anschauung moralischer Vortrefflichkeit erhebt sich das moralische Gefühl mit dem Ästhetischen zum Religiösen; nur polytheistische Religionen können ganz ästhetisch werden. — Wir überlassen den Lesern sich über diese Sätze, wenn sie ihrer bedürfen, Aufklärung aus dem Buche selbst zu holen.

Bx.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Oldenburg*, b. Stalling: *Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem Gaelischen Original* von *Chrn. Wilh. Ahlwardt*, des oldenb. Gymn. erstem Prof. u. Rector. 1807. 44 S. kl. 4. (10 Gr.) Die seit einer Reihe von Jahren durch die patriotischen Bemühungen der schottischen *High-land Society* vorbereitete Ausgabe der Gedichte *Ossians* im gälischen Original ist endlich im Laufe des jüngst entwichenen Jahres in drey Octav-Bänden, mit einer wörtlichen lateinischen Übers. von *Robert Macfarlan* und wichtigen kritischen Abhandlungen, zu London ans Licht getreten. Wir zählen diefs Werk mit Hn. *Ahlwardt* unter die merkwürdigsten Erscheinungen in der poëtischen Literatur unserer Zeit. Denn abgesehen von den wichtigen Subsidien, die dem Studium der gälischen Sprache durch dasselbe erwachsen sind: giebt es zugleich die unerwartetsten Aufschlüsse über das bestrittene und beynah verworfene Alter und die Ächtheit der von *Mac-a-Pherfoin*, (Macpherson) übersetzten Ossianischen Gesänge. Die Kritiken, *Laing's* und *Shaw's* unter den Engländern, *Wilhelm Schlegels* und *Adelungs* unter den Deutschen, hatten aus der Übers. zu beweisen gesucht, alle jene Gedichte seyen neuen Ursprungs, wahrscheinlich ein Machwerk *Mac-a-Pherfoin's*, eine von ihm angelegte Betrügerey: und diese Meinung war so ziemlich die herrschende geworden. Eine dem ersten Band der neuen Ausg. des *Ossian*

voranstehende, meist historische Abhandlung *on the authencity of the poems* von *Sir John Sinclair* giebt mit einemmal die entgegengesetzten Resultate, und beweist durch die wichtigsten Gründe, was *Blair, Clark* und *Smith* doch nur geahndet hatten.

Die Hauptmomente dieser Untersuchung sind: 1) *Mac-a-Pherson war nichts mehr, als Übersetzer, und obendrein ein sehr mittelmäsiger.* Es wird durch Vergleichung mehrerer Stellen mit dem Original genügend dargethan, dass *Mac-a-Pherson*, obgleich aus einer Gegend gebürtig, wo das Gälische noch gesprochen wird, dennoch dieses Idioms im höchsten Grade unkundig gewesen sey, indem er ganze Stellen und noch öfter einzelne Ausdrücke gänzlich verfehlt, und dafür reichlichen Schwulst und Bombast aus eigenen Mitteln zugebüsst habe. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, bey allem Studium seiner oft schleppenden und gedankenleeren Prosa in einer ihm so wenig befreundeten Mundart den Grad von Wohlklang, Energie und poetischer Vollendung zu geben, der im gälischen Original herrscht. Auch sind seine englischen eigenen Gedichte, *The highleander*, *Hunter* u. a. Producte eines Geistes, aus dem kein *Carthonn* oder *Fionghall* hervorgehen konnte.

2) *Die Gedichte Ossians sind ächte alte Poësie.* Innere Gründe müssen zwar hier das meiste beweisen; doch sind auch einige historische, wenn gleich nur negative vorhanden. *Mac-a-Pherson* gab 1760 seine ersten *Fragments of Gaelic Poetry* heraus. Von Freunden unterstützt, machte er nun eine Reise durch die Hochlande und die Inseln, wo Gälisch die Landessprache ist, um gälische Gedichte zu sammeln. Im Winter 1760 kehrte er zurück, und gab darauf zu Anfang des Jahrs 1762 den *Fionghall* und sechzehn kleinere Gedichte, 1763 nebst Fünf kleineren Gedichten die *Tighmora* (Temora) heraus, von der er zugleich den siebenten Gesang in der Ursprache abdrucken liess. Die Abgeschmacktheit der Annahme, ein Mensch, von dem *Sinclair* sagt, *er habe nicht einen einzigen leidlichen Vers ans Licht fördern können*, habe binnen zweyen Jahren *über zwanzig epische Gedichte*, von diesem Werth, und von ungefähr 15000 Versen geschrieben, sie ins Englische übersetzt und mit vielen Anmerkungen und zwey grosen Abhandlungen versehen, springt in die Augen. — Die einzige noch mögliche Einwendung wäre demnach, dass *Mac-a-Pherson* selbst betrogen sey. Indess zweifeln wir nicht, dass die verdienten Herausgeber ihr zu begegnen wissen würden: auch fällt sie durch den dritten Moment der Abhandlung so ziemlich weg.

3) *Diese Gedichte können eine Vergleichung mit den besten Werken älterer und neuerer Dichtkunst aushalten.* Diese Behauptung zu belegen, liefert Hr. *A.* hier den siebenten Gesang der *Tighmora* in einer deutschen poetischen Übersetzung in freyen, bald daktylischen, bald anapästischen Rhythmen, als Probe einer Verdeutschung des ganzen *Ossians*.

Eines eigentlichen Urtheils über diese Übertragung müssen wir uns zwar, als des Gälischen unkundig, enthalten; indess sind wir sehr erfreut, dass Hr. *A.* gerade sich dieser Arbeit unterzogen hat, da er sich durch seine früheren Übersetzungen aus anderen Sprachen mit allen Erfodernissen zu solchen Unternehmungen, tiefen philologischen Einsichten, reinem Sinn für jedes Schöne, Gewandtheit im Versbau und in der deutschen Sprache überhaupt, und den richtigsten Ansichten von den Zwecken eines Übersetzers trefflich ausgestattet beurkundet hat. Auch die vor uns liegende Probe haben wir mit dem höchsten Interesse gelesen, und sind durch sie ganz einstimmig mit *Sinclairs* Urtheilen geworden, weil wir hier freylich einen ganz anderen Dichter als in *Mac-a-Phersons* Paraphrase gefunden haben. Um so mehr müssen wir die baldige Vollendung von Hn. *A.* schönem Unternehmen wünschen.

Leider aber fehlen in der Originalausgabe folgende eilf Gedichte, von denen die Manuscripte nicht mehr unter *Mac-a-Phersons* Papieren gefunden, und wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Westflorida verloren gegangen sind. *Die Schlacht von Lora. Der Krieg von Inisthona. Der Krieg mit Caros. Oithona. Die Lieder von Selma. Darthula. Berrathon. Cuchullins Tod. Lathmon. Cathlin von Clutha* und *Sulmalla von Lumon.* Die Hoffnungen der Highland-Society, die Originale hiezu noch aufzufinden, scheinen sehr gering, da im letzten halben Jahrhundert diese Volksgesänge unter den Hochländern fast ganz verschwunden sind. P.

Hamburg, b. Schmidt: *Henriette. Leben einer deutsch Buhlerin.* Aus der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunder 1808. 287 S. 8. (1 Thlr.) Dieser Roman lässt seine Geschic in Gesprächen vorspielen, und zieht dabey aus einer gross Stadt Deutschlands in die andere. Der Aufzug seines Gew bes ist Gemeinheit, und der Einschlag Geschmacklosigke Die verfassenden Finger haben ihn „gewidmet denen, die rasch über Leidenschaft den Stab brechen, *die die Seele ni vom Körper trennen*, und vergessen, dass Natur Befriedigu bedarf." Gleich darauf haben sie folgende Worte aus der F der fliessen lassen:

> Ich kannte selbst ein Weib von hohem Geiste,
> Das in *der Leidenschaft Gefühl*, der Erde
> Weit näher war, als des *Olympus Schwung*.
> Sie hatte *Hochbegriff* von Seelenliebe,
> Sie *fühlte schön* der Frömmigkeit Gesänge,
> Sie liebte Unterhaltung des Verstandes,
> Sie war Verehrerin des feinen Witzes
> Und in der *Fülle körperlicher Triebe*
> Zerfloss der Seele Stärke, und sie fiel.

Ist das poetischer Unsinn in Prosa, oder prosaischer Unsinn i Versen? S. 145 heisst es: „du gabst mir einen *Kelch vo* Wonne, aber du gossest ein Meer von Bitterkeit hinein. (Wie mag man das angefangen haben?) Wir möchten zu Vf. sagen: du gabst uns ein Meer voll Albernheiten, un gossest auch nicht einen Tropfen Verstand hinein. M.

Berlin, b. Schüppel: *Herr von Schulterbein und sein Pe ter.* Eine joviale Erzählung in vier Büchern. Edirt von *H Stein*, Vf. der Amöna, Ludmilla u. s. w. 1807. 286 S. 8. (1 Thlr. Diess Romanbüchlein gewährt eine ganz angenehme Unterhal tung. So unbedeutend die Rolle ist, welche der dummschlau Peter spielt, so anziehend sind die Situationen, in denen sic Hr. v. Schulterbein gegen über seiner Geliebten befindet. De Fräulein Emma von Sendenhorst fehlt es nicht an Anbetern und dem Kammermädchen derselben nicht an Verschmitzthei und toller Laune, sie durch einander zu verwirren. Besonders spasshaft ist das von ihr angestellte Rendezvous der drey Liebhaber. Hr. v. Schulterbein, sonst ein liebenswürdige und gescheiter Mann, kann zu keiner rechten Aufklärung über seine Liebe kommen. Sie findet sich zuletzt, aber das Licht tritt vielleicht etwas zu rasch hervor. Bey dem jovialen Gange der Begebenheiten muss man das aber nicht zu genau nehmen. Die Sprache ist lebhaft, der Witz mitunter fein, die Anspielungen treffend. Dass ein paar Leute bey grosser Ehrlichkeit sich einen grosen Reichthum erworben haben, ist fast zu viel für Einen Roman; es wäre genug, wenn sich so etwas Einmal in zwey Romanen zutrüge. H.

Ansbach, b. Brügel: *Heinrich von Wild*, oder *die böse Tante und der gute Onkel*, von *P. C. W. Morus*, dem Vf. der Miscellaneen für Menschenkenntniss und Moralität. 1804. XV u. 168 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. macht keine Ansprüche auf den Beyfall derjenigen Leser, „die nur in einer künstlichen und nicht selten fabelhaften Erzählung, in der Erhitzung ihrer Einbildungskraft, in der stürmischen Aufregung aller Leidenschaften und wohl gar in verführerischen Scenen ihr Vergnügen suchen;" er schreibt vielmehr für solche Leser, die an einer minder kunstreichen Erzählung, an einer ruhigen Darstellung, an sanften Rührungen und an einem fortwährenden Hinstreben nach Moralität ein Behagen finden. Das gute Gemüth des Vfs. ist dabey nicht zu verkennen; auch ist er nicht ohne Talent; aber es fehlt ihm am richtigen Tacte, am schönen Ebenmasse. Seine Überschriften gleichen den langen Gebeten der Kanzelredner; sie sollen aufwecken, und schläfern ein. So ist das zweyte Cap. überschrieben: „Jünglinge und Mädchen, die Ihr diese Blätter in die Hand nehmt, Euch widme ich diesen zweyten Abschnitt meiner Geschichte! Vernehmt ihn und schaudert! — Danket dem Allbeglücker, dass er Euch unter günstigen Verhältnissen ins Daseyn rief; danket ihm, wenn er Euch Eltern und Lehrer gab, die schon frühzeitig den Saamen des Guten in Eure Herzen streuten" etc. Der Ton der Erzählung ist nicht so schwülstig und hochherfahrend: das Buch lässt sich gut lesen. B. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1808.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. d. Vf. u. in Commission der Waisenhaus-Buchh.: *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner* von D. *August Herrm. Niemeyer.* Thl. I und II, fünfte Auflage. 1805. und Thl. III, enthaltend Nachträge und Zusätze. 1806. 497 S. 8. (4 Thlr.).

Dass der verdienstvolle Vf. sich mit den Fortschritten der Erziehungs- und Unterrichts-Kunst vertraut gemacht hat, beweiset auch die diessmalige neue Auflage seines bekannten Werkes, vorzüglich der neu hinzugekommene dritte Theil. Es findet sich hier abermals ein Schatz sorgfältig zusammengetragener Erfahrungen und Beobachtungen, die ihren Werth auch für die behalten, die minder geneigt seyn möchten, dem Raisonnement des Vfs. beyzustimmen. Es sind einzelne treffliche Winke vorhanden, welche praktischen Pädagogen in ähnlichen Fällen sehr zu Statten kommen werden; und es ist besonders verdienstlich, dass auch die Art und Weise des richtigen Beobachtens selbst angedeutet ist. Aber eben desswegen, weil das Werk durch seine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit sich auszuzeichnen strebt, ist es nicht möglich, in alle Details einzugehen. Wir müssen daher den Geist desselben mehr aussprechen im Ganzen, um dadurch ungerechten Urtheilen eben so sehr, als einseitigen Lobpreisungen, auszuweichen.

Der Vf. betrachtet den Menschen als ein in der Erfahrung Gegebenes. Einen Gegenstand der Erfahrung kann man nur durch einzelne Äusserungen erkennen lernen; und folglich auch den Menschen. Die Natur ist alleinige Geberin, die Erziehung leistet ihr nur Hand. Der Mensch ist (S. 17. Thl. 3) ein Zögling des Nothwendigen in der Natur, des Zufälligen im Leben, der Vernunft durch die Erziehung nach Zwecken. (Das Nothwendige erzieht, nach Rec. Ansicht, nicht; sondern es zwingt. Das Zufällige im Leben erzieht eben so wenig, denn es kann nur negativ wirken. Der Mensch ist frey geboren. Wie er ist, so wirkt die Aussenwelt auf ihn ein. Derselbe Zufall und dieselbe Nothwendigkeit, die Einen bildet, kann den Anderen eben so leicht verbilden; kann sogar in verschiedenen inneren Zuständen, bey einem und demselben Individuum entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen.)

Die Erziehung nach Zwecken kann S. 21 nur beleben, unterstützen und richten. Man hat also den Menschen zu nehmen, wie er ist, man hat sich seinen Eigenthümlichkeiten anzuschliessen, man hat seinen Neigungen zu folgen u. s. f. Obschon der Zweck der Erziehung nur ein einiger ist, so giebt es dennoch verschiedene Wege ihn zu erreichen. Jeder Mensch will und kann sogar nur auf seine eigene Weise zum Ziele gebracht werden. Diese Weise liegt in seiner Individualität, welche abermals den Naturgaben gehört. Diejenige Art und Weise, welche nur der Individualität, so wie den Eigenheiten eines jeden Alters, am meisten angemessen scheint, ist naturgemäss, und die ihr entgegenlaufende naturwidrig.

So wie zur Erziehung die nächsten Umgebungen benutzt werden müssen, um den moralischen Charakter zu bilden: so fodert auch ein naturgemässer Unterricht eine Benutzung der nächsten Umgebungen und ein Ergreifen heller Momente, in welchen allezeit der Unterricht mehr Gegenstand der Unterhaltung, als ernste und anstrengende Beschäftigung seyn darf. Der strengere systematische Unterricht ist demnach dem frühesten Alter nicht zuträglich. Allmählich nur und mit den Jahren darf ein mehr positiver und endlich streng systematischer Unterricht anfangen.

Die Wahl der Gegenstände bestimmt sich theils durch ihre allgemeine Brauchbarkeit, theils durch die Verschiedenheit des einstigen Berufs eines jeden Individuums. Der Zweck ist Beförderung der Geistescultur durch mehrseitiges Wissen, und Erwerbung derjenigen Kenntnisse, die da frommen im Leben.

Es geht aus diesem allem hervor, dass der Erzieher nur dem Zöglinge nachzulaufen habe, und aufzuhelfen, wo er strauchelt; der Natur gewähren zu lassen, und nicht ihn da herausreissen zu wollen.

Die Grundsätze sind demnach S. 28: a) Wecke und bilde jede, dem Zögling als Mensch und als Individuum gegebene Anlage (S. 31): b) Bringe Einheit und Harmonie in die Ausbildung jener Anlagen und Fähigkeiten durch deutliche Vorstellungen von ihrer naturgemäsen Bestimmung und ihrem gegenseitigen Verhältniss (S. 32): c) Richte die erweckte Kraft auf alles, was der Vernunft als des Menschen würdig scheint, durch jedes Mittel, das mit den Rechten des Zöglings, als Vernunftwesens verträglich ist, d) Lass die Harmonie der Freyheit mit der Vernunft dein höchstes Ziel seyn, weil auf ihr der sittliche, folglich der unbedingt höchste Werth ruht (S. 35).

(Es leuchtet allerdings aus diesen Grundsätzen die Vielseitigkeit der Behandlung ein. Aber es fehlt, wie es scheint, das Zurückführen des Mannichfaltigen zur Einheit. Die Sätze stehen zu einzeln: so wie überhaupt alle Regeln. Es wird einem grossen Theil der Leser angenehm seyn, für einzelne Fälle sich Rath zu holen; aber es wird kaum einer zur Totalansicht und zur umfassenden Übersicht des ganzen Geschäfts der Erziehung geführt werden.) — Nach dieser allgemeinen Ansicht wenden wir uns zu den einzelnen Theilen. Denn es ziemt sich, dem Vf. eines jeden Werkes zu folgen, und nicht nach Prämissen, die ihm fremd sind, ihn zu beurtheilen.

Thl. III. S. 74—89 werden einige Erinnerungen gegen das Bestreben neuer Pädagogen gemacht, die als Parteygänger einer philosophischen Schule, der Pädagogik selbst das voraus-einstudirte System aufdringen wollen. Es liegt in diesen Anführungen viel Wahres, und es kann nicht geleugnet werden, dass Abstractionen und allgemeine Begriffe gerade im Gebiete einer so durchaus praktischen Wissenschaft, die es ohnehin immer mit Concreten zu thun hat, am wenigsten frommen. Es ist nur Schade, dass der Vf. bey dem Allgemeinen stehen geblieben ist; es wäre gerade hier der Ort gewesen, einmal zu zeigen, wie weit man der Philosophie überhaupt Eingriffe in die Pädagogik gestatten darf, und in welchem Verhältnisse sie zu ihr steht. Mit allgemeinen Principien der theoretischen Philosophie unmittelbar kann in der Pädagogik desswegen nichts gewonnen werden, weil die letztere überall erst da beginnt, wo jene schon aufgehört hat. Wie sich die Natur organisirt und individualisirt, ist ihr eben so fremd, als dem Mathematiker die Theorie desRaums. Nur dass mit philosophischem Geiste gehandelt werde, ist bey der Erziehungswissenschaft zu wünschen. Es ist ihr Einheit und Zusammenhang zu geben, und Consequenz in der Ausübung zu empfehlen. Die Hauptaufgabe einer Erziehungslehre würde sich wesentlich um eine reinpsychologische Geschichte der Entwickelung menschlicher oder, wenn man lieber will, geistiger Kraft, kreisen.

In dem Capitel über die Prüfung ursprünglicher Anlagen (I Th. S. 171, und III Th. S. 100 ff.) wird die Unzuverlässigkeit der Physiognomik, so wie der Krainoskopie, deutlich und fasslich aus einander gesetzt, und ihr geringer Gebrauch für die Pädagogik gezeigt. Mehr ist der Vf. geneigt, der Temperamentenlehre Gehör zu geben; desshalb werden auch einzelne Erziehungsmittel gegen die verschiedenen Temperamente angeführt. Aber in wiefern man überhaupt das Temperament beherrschen müsse, und wie weit es dem Erzieher gelingen kann, durch eine allgemeine Norm der Behandlung sich allenthalben Eingang zu verschaffen, und ob nicht einem jeden Temperamente eine Kraft entgegengesetzt ist, deren Aufregung es nur bedarf, um zum mindesten den Einfluss des Temperaments völlig unschädlich zu machen, (wenn man ja geneigt seyn sollte, zu glauben, dass es überhaupt der Freyheit entgegenstehe,) diess hat derVf. nicht gezeigt. Überhaupt ist R[illegible] der Begriff ursprünglicher Anlagen dunkel, die pr[illegible] sumirte Äusserung derselben völlig unbegreiflic[illegible] die Idee, sie leibhaftig schauen zu wollen, vollen[illegible] abenteuerlich.

Th. I, S. 42 ff. und III Th. S. 145 wird die A[illegible] und Weise aus einander gesetzt, wie man für d[illegible] intellectuelle Bildung der Kinder im frühesten A[illegible] ter zu sorgen habe. Es wird namentlich angeführ[illegible] dass eine jede Unterhaltung, wie sie der Zufall he[illegible] beyführt, ein jedes lehrreiche Gespräch, der bes[illegible] und zweckmässigste Unterricht sey. Bilderbüch[illegible] werden als Mittel dazu unter gewissen Bestimmun[illegible] gen empfohlen. (So angemessen auch immer ein[illegible] Unterhaltung mit den Kindern seyn mag: so tref[illegible] lich auch einzelne Winke sind, so wenig möchten s[illegible] das eigentliche Wesen des Unterrichts, wie er nach d[illegible] Rec. Ansicht fürs frühere Alter geformt seyn muss[illegible] erreichen. Unterricht ist nicht blosse Belehrung, so[illegible] dern positive Bildung; er sucht nicht den Erfahrungs[illegible] kreis zu erweitern, sondern zu verdeutlichen, nich[illegible] den Verstand zu bereichern, sondern aufzuklären[illegible] Das Lernen ist die Hauptsache hier, das Lehren nu[illegible] Mittel des Lernens; und das Lernen hinwiederu[illegible] nur Mittel des Denkens, des geistigen Handeln[illegible] überhaupt. Dazu führt aber keinesweges ein äusse[illegible] rer Reiz. Der innere Drang ist zu stählen. Diese[illegible] aber ist mit dem Pflichtgefühl eins und dasselbe[illegible] Also *Gewöhnung zu pflichtmässiger Beschäftigung* ver[illegible] bunden mit angemessener Anstrengung des Geiste[illegible] und Körpers ist die Haupttendenz des eigentlich bil[illegible] denden Unterrichts. Es fehlt hier ein durchgreifen[illegible] der und planmässiger Gang. Zu blosser Befriedi[illegible] gung der Neugierde sollte sich der Unterricht rech[illegible] eigentlich nie herablassen; noch vielweniger sollt[illegible] man wähnen, der Bildung aufzuhelfen, wenn ma[illegible] Belehrungen ausstreut. Spiel und Unterricht stehe[illegible] einander schlechthin entgegen. Es giebt kein an[illegible] deres Erziehungsmittel, als Unterricht, im strenger[illegible] Sinne genommen, es giebt keine gesonderte intel[illegible] lectuelle Bildung, eben so wenig als ein gesondertes[illegible] Intellectum.)

Thl. 3, p. 289 werden einige Bemerkungen über den Unterricht im Lesen, Schreiben und Zeichnen gemacht. In Ansehung der ersteren wird erinnert, dass keinesweges der Erfolg dieses Zweiges des Unterrichts der Methode allein beyzumessen sey, und dass man mit Unrecht gegen eine vorgeblich nur quälende Art und Weise des Leseunterrichts zu Felde ziehe, da es an wesentlichen, wenn auch mit weniger Geräusch aufgenommenen Verbesserungen nicht fehle. Demungeachtet würdigt der Vf. sehr Oliviers Verdienste, so wie er nicht minder auf die gelungenen Bemühungen des Hn. Krug aufmerksam macht. Indess scheint uns die Frage noch nicht genug berücksichtigt: darf man sich je von dem rein Praktischen im Elementarunterricht entfernen? Es mag nicht geleugnet werden, dass die Oliviersche Methode eine Vollständigkeit der Sprachelemente darstellt, wie sie sonst nicht vorhanden war; es mag

pädagogisch ganz richtig seyn; dieselben auch zum Bewusstseyn des Leseschülers zu bringen: aber es ist gewiss unpsychologisch, die Theorie in den ersten Unterricht mit einzustreuen, und chimärisch, die klarste Auffassung dieses Gegenstandes auch von den Elementarlehrern niederer Schulen zu erwarten. Das Zusammensuchen der Buchstaben auf der Olivierschen Tabelle, das Eingehen in die feineren Nüancen der Töne und ihrer Bezeichnung, das Durchwandern einer grosen Reihe von Kupfern, wobey die Aufmerksamkeit immer mehr auf das Bild als das Object des Lernens geheftet wird, und am meisten die wissenschaftlichen Terminologieen der Buchstaben, sind zum mindesten grose Verlängerungen des Weges zum Ziele des Lesenlernens. Soll nun dieses zum Hauptzwecke gemacht werden, so ist es unpsychologisch, Nebenzwecken so viel Zeit zu widmen. Die Pädagogen sollten also darüber einig zu werden suchen, ob das System des äusseren organischen Sprachmechanismus auch sogar theoretisch dem zartesten Alter vorzuführen sey. Wäre das letztere das Ziel, dann wären jene Übungen an ihrem Orte, und das Lesenlernen würde zu einem Nebenzweck. Wie dem auch sey, so werden sich viele der neuen Methodiker wohl kaum gegen den Vorwurf schützen können, etwas ins Breite gegangen zu seyn, und sich gefällig in Regionen gekreiset zu haben, durch welche die kostbare Zeit der Jugendbildung, und manche dabey noch zu berücksichtigende Nebenumstände kaum einen geraden Durchmarsch gestatten würden.

Sehr loben muss es Rec., dass Hr. *N.*, gegen den beynahe herrschend gewordenen Ton, das Studium der Grammatik, so wie überhaupt der Sprachlehre anempfiehlt. (Thl. I, §. 201 f.) Es wäre nur zu wünschen, dass eine Methodik des grammatikalischen Unterrichts angedeutet worden wäre. Im Allgemeinen leuchtet wohl ein, dass ein gründlicher grammatikalischer Unterricht in der Muttersprache der Erlernung einer jeden fremden Sprache vorangehen müsse. Aber freylich reicht man hier nicht damit aus, blosse grammatikalische Terminologieen verstehen zu lehren; sondern vielmehr ein langsames und bedächtiges Üben in dem Auffassen des gesammten logischen Zusammenhanges einzeln bezeichneter Vorstellungen kann eine allgemeine Vorbereitung abgeben. Es gehört wesentlich dazu, dass man nach dem ersten Elementarunterrichte sogleich angemessene Schriften in dieser Beziehung lesen lasse, und zerstreute Vorstellungen nach ihrem logischen Zusammenhange verknüpfen lehre. Dadurch wird man zu gleicher Zeit der Vielleserey entgegen arbeiten, und die Aufmerksamkeit des Schülers an die Sprachformen, so wie überhaupt an den Ausdruck, heften. Von dem mechanischen Erlernen einer fremden Sprache kann Rec. durchaus nichts halten. Es scheint überhaupt unnatürlich, gleiche Vorstellungen durch zwey Thüren eingehen lassen zu wollen, und es kann ohne Nachtheil nicht geschehen, dass zu gleicher Zeit zweyerley Formen des Denkens, die sich kreuzen und verwirren, exercirt werden. Wenn die Erfahrung lehrt, dass eine fremde, z. B. die französische Sprache, sich durch täglichen Umgang in den frühesten Jahren bald erlernen lässt: so sieht man nicht, wie viel dadurch der Muttersprache entzogen, nicht, wie viel Verworrenheit in den Gedankenzusammenhang gebracht wird. Zwey Sprachen können nicht Muttersprachen seyn, d. h. sie können nicht beide gleich unmittelbare Gedankenträger seyn. Alle Erfahrungen des Rec. stimmen darin überein: a) dass Kinder, die eine fremde Sprache nur mechanisch erlernten, ihrer Muttersprache nur mit der grössten Mühe und durch langen Fleiss mächtig werden konnten; b) dass die logische Vergleichung beider Sprachen ihnen viel mehr Schwierigkeiten verursachte, als anderen, die eine Sprache theoretisch erlernten; c) dass denselben eine eigene Ausarbeitung ungleich grössere Schwierigkeiten verursachte, als anderen, denen sie sonst überlegen waren; d) dass durch diese und noch viele andere Umstände dennoch ein grammatischer Sprachunterricht unerlässlich wurde. Man rechne eins ins andere, so ergiebt sich sehr leicht, dass diese so natürlich und leicht geachtete Methode des Sprachunterrichts manches Opfer kostet, und eine sehr langsame Reparatur erfodert.

So wie Hr. *N.* die Olivierschen Verdienste vielleicht ein wenig zu hoch angeschlagen haben möchte, so setzt er die Pestalozzischen zu sehr herab: Wenn auch zugegeben werden muss, dass die bisher erschienenen Pestalozzischen Lehrmittel zum mindesten sehr mangelhaft sind, und gewiss den Erwartungen nicht entsprechen konnten: so ergriff doch Pestalozzi die Menschennatur ungleich tiefer, warf einen umfassenderen Blick auf das sogenannte Feld der Menschenbildung, und arbeitete mit grösserem Ernste und grösserer Energie an der Durchführung seines Plans. Ein sehr groser Theil der Einwendungen des Vfs. gegen Pestalozzi scheint wenig haltbar; nur die Wesentlichen mögen hier berührt werden. S. 332. Th. 3 wird behauptet: der Unterschied zwischen Pestalozzi und seinen Vorgängern liege *bloss* in der Wahl des Objects, *nicht* in der *Vergeistigung* desselben. Das ist offenbar irrig. Die Quadrate sind keineswegs sinnliche Objecte, sondern nur sinnlich dargestellte Schemata geistiger Operationen; gerade die Behandlung, nicht das Object des Lernens, unterscheidet Pestalozzi's Verfahren; das lehrt ja der erste Anblick seiner Lehrbücher. Pestalozzi sucht Zusammenhang in den Vorstellungskreis des jungen Menschen zu bringen, die Verhältnisse zu combiniren, so wie überhaupt alles zufällig gegebene logisch nothwendigen Gesetzen zu unterwerfen. Rec. kennt keine andere Vergeistigung der Objecte. S. 333 f. wird getadelt, dass Pestalozzi's Methode so früh die kunstmässige Bildung beginne; indem es unvermeidlich sey, dass das Kind täglich von vielen hundert Gegenständen berührt werde; es könne dadurch das kräftige Wachsthum im Boden der Natur aufgehalten werden. Dem Vf. scheint die Ver-

wirrung, welche die blinde Natur durch ihre planlose Einwirkung in dem kindlichen Geist anrichten soll, nichts weniger als gefährlich; er erblickt in ihr die weiseste Erziehungsanstalt der Vorsehung, die wahre Urform der Freyheit u. s. f. Die Natur weiss von keiner Freyheit; der Mensch im Stande der Natur eben so wenig. Freyheit kann nur seyn, wo es Gehorsam giebt. Ihre Kraft äussert sich dadurch, dass sie sich unter das Gesetz thut. Wer von seinem Willen abhängt, ist sein eigner Herr. Der wild aufgewachsene Mensch hängt von den passiven Eindrücken ab. Eben hierin liegt das Fehlerhafte des philanthropinischen Verfahrens. Man hielt das Werk momentaner Neigungen für Sache eines freyen Wollens, und vergass, dass die Freyheit sich an Schranken hält, dass diese Schranken die Vernunft setzt, und der Erziehung eben aufgegeben ist, die Vernunft zu der ihr gebührenden Herrschaft zu helfen. Wäre der Pestalozzischen Methode die Tendenz anzumerken, die wissenschaftliche Bildung früh anzubringen, und folglich den Ideenkreis auszubreiten, zu belehren: so träfe sie jener Vorwurf mit Recht, und in diesem Sinne wäre die kunstmässige Bildung zu verwerfen. Allein diess tadelt ja gerade Pestalozzi, und thut auf eine schneidende Weise das Gegentheil. Die Bemerkungen gegen die Pestalozzischen Elementarpuncte berühren nicht das Wesen der Methode, weil Form und Zahlbegriffe hier zu gegebenen Objecten gezählt werden. Das ist aber nicht zulässlich; denn es giebt in der Natur weder eine reine Form, noch viel weniger eine Zahl. Es ist das Gesetz der Combination und Production, welches sich nur durch diese beiden Mittel versinnlichen lässt. Es wäre überhaupt keine Verdeutlichung der Verhältnisse möglich. Nur durch Zahl und Form gehen die Begriffe der übrigen Kräfte der Natur in uns ein. Selbst nicht einmal von der Schwerkraft, von Gewichten, so wie von keinem physikalischen Gegenstande, wäre uns eine zuversichtliche Kunde zugänglich, ohne arithmetische und geometrische Anschauungen.

Übrigens sollte man billig Pestalozzis Individualität und das rein praktische Streben seiner praktischen Gehülfen, von den Speculationen seiner philosophischen Commentatoren völlig sondern. Voreilige Lobredner, die durch einige Allgemeinbegriffe nnd einen absprechenden Ton ihre Unkunde zu decken wähnen, trifft gerechter Tadel.

Eine gedrängte Übersicht der Geschichte der Pädagogik in den letzteren Zeiten beschliesst das ganze Werk, welches überall nur zum praktischen Gebrauch bestimmt ist, und desswegen nicht minder dem eigentlichen Zwecke pädagogischer Bemühungen dienen wird, als manche mehr wissenschaftliche Arbeit, die aber nicht in das Detail gehet. Indess ist es der Pädagogik zu wünschen, dass man endlich bemüht sey, lange gesammelte Erfahrungen zu verarbeiten, in ihrem Zusammenhange darzustellen, und dem Ganzen das Willkührliche zu nehmen.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Duisburg* u. *Essen*, b. Bädeker u. C.: *Die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staats-Institute.* Mit besonderer Hinsicht auf die preussischen Provinzen in Westphalen. Ansichten, Wünsche und Hoffnungen eines katholischen Religionslehrers. 1805. 64 S. 8. (5 Gr.) Als Vf. dieser Schrift nennt sich am Ende der durch seinen hellen und liberalen Geist, wie durch seine vom Obscurantismus erlittenen Verfolgungen, gleich bekannte *J. Hoogen*, welcher Ehrwürdige seitdem in das Land des religiösen Friedens hinübergegangen ist. Als Menschenfreund wird jeder Leser dem Vf. in seinen Ansichten und Wünschen von Herzen beystimmen; die Sache von Seiten des Rechts betrachtet, und Kirche und Staat als zwey einander gegenüberstehende Parteyen angesehen, wird man ein tieferes Eindringen vermissen, auch überhaupt den Beweis nicht finden, den man, nach dem Titel der Schrift, zu suchen veranlasst wird. Aber wozu soll auch die Trennung dienen, da es einmal über allen Zweifel erhaben ist, dass nur durch die Vereinigung der Kirche und des Staats der höchste Zweck der Menschheit realisirt werden kann! Hievon abgesehen, muss man mit dem edeln Vf. wünschen und hoffen, dass die Scheidewand, welche unsere Volksschulen in *katholische*, *lutherische* und *reformirte* sondert, endlich niedergerissen und für die Jugend der drey Confessionen an jedem Orte eine *gemeinschaftliche* Schule errichtet werden möge. Diess ist eigentlich die ganze Tendenz der Schrift. Übrigens hegte der Vf. damals in Hinsicht dieser Reform viel Vertrauen zu dem preussischen Staate; wir wollen dieses Vertrauen, und zwar in Ansehung des gesammten Schulwesens, nicht tadeln, müssen aber doch gestehen, dass bis jetzt auch hier zwar viel geschrieben, aber noch nichts Bedeutendes geschehen ist. Öffentliche Blätter haben z. B. viel Aufhebens von den grossen Summen gemacht, welche die Clev-märkische Kriegs- und Domainenkammer zu Hamm zur Verbesserung des Schulwesens besessen haben soll; allein Recensent hat noch gelesen, dass zur Verbesserung des märkischen Schulwesens, welches, nach der Beschreibung des Predigers Busch, ganz erbärmlich ist, etwas von jenen grossen Summen aufgewandt worden wäre. Und leider! war zu fürchten, dass mit der Zeit die Quelle jener Summen vergessen, und das Geld zu anderen Staatsbedürfnissen verwandt werden möchte. Indessen loben wir das Vertrauen des Vfs. und bemerken schliesslich, dass die Protestanten nicht weniger als die Katholiken sich durchweg in diesem Büchlein spiegeln können. Möchten doch nur erst die *protestantischen* Prediger dem *katholischen Hoogen* gleichen!

ft.

Mannheim u. *Heidelberg*, b. Schwan und Götz: *Kurze Anweisung, auf welche Art die Jugend in den niederen Schulen zu unterrichten ist*, von *Joh. Ludwig Ewald*, grossherzogl. badensch. Kirchenrath in Heidelberg. 1807. 68 S. 8. (6 Gr.) Diese kurze Anweisung ist eigentlich für die reformirten Schullehrer in der Pfalz am Rhein bestimmt; Rec. kann aber dem Wunsche des Vfs., dass auch viele andere Schullehrer in Deutschland sich daraus unterrichten, und von diesem Unterrichte in ihrem Amte einen guten Gebrauch machen möchten, beystimmen, da alles, was darin gesagt und angerathen wird, in jeder niederen Schule zweckmässig und anwendbar ist. Möchte nur der Vf. seine Eigenheiten in der Orthographie, z. B. *Gebät*, *schwehreren*, *erzälen*, mit der gewöhnlichen Schreibart vertauscht haben!

O. m. r.

Druckfehler.

Im vorigen Jahrgange No. 211. S. 476. Z. 3 v. ob. statt *Serven* lies *Slaven*. — No. 263. S. 285. Z. 16 v. ob. statt *unrichtig* lies *unwichtig*. — No. 273. S. 364. Z. 23 v. ob. statt *Lehrer* lies *Leser*. — No. 288. S. 484. S. 29 v. ob. statt *Untersuchung* lies *Unterscheidung*; S. 487. Z. 4 v. ob. statt *episch-komischen* lies *episch-ionischen*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 JANUAR, 1808.

MATHEMATIK.

Paris, b. Curcier: *Tables Astronomiques, publiées par le bureau des longitudes de France.* Première partie, *Tables du Soleil* par *M. Delambre*; *Tables de la Lune* par *M. Bürg.* 1806. 20 Bogen Einleitung und 26 Bogen Tafeln. In 4to.

Das Gesetz, durch welches das Längenbureau von Frankreich errichtet wurde, machte die Vervollkommnung der astronomischen Tafeln zum Hauptgegenstande seiner Arbeiten. Der vor uns liegende Band ist die erste Frucht, die diese vortreffliche Anstalt in dieser Hinsicht liefert; er für sich allein wäre hinreichend zum Beweise des grofsen Nutzens, den eine solche Stiftung für Astronomie und Navigation haben mufste; jedoch wirkte das Bureau noch auf mancherley Weise zur Erfüllung seines Zwecks. In der Vorrede dieses Werkes finden wir eine Übersicht dieser Arbeiten. Es bereicherte die kayserl. Sternwarte in Paris mit neuen und genauen Instrumenten; es traf Veranstaltungen zum jährlichen Druck, der damit anzustellenden Beobachtungen; seine Mitglieder unterwarfen alle Theile des Weltsystems einer neuen Untersuchung, alle Perturbationen der Planeten wurden neu berechnet, die Tafeln der Jupiterstrabanten wurden nach tausenden von Beobachtungen verbessert, die des Jupiters selbst, und des Saturns, erhielten eine neue Vollendung, und nach und nach werden alle Planeten auf diese Weise bearbeitet seyn. Mit noch vielen, diesem folgenden, Bänden, wird uns das Bereau beschenken, und so wird es uns eine Sammlung von Tafeln liefern, die die Bedürfnisse der Astronomen befriedigen, und in allen Rechnungen eine Sicherheit einführen wird, die sie bisher in so hohem Grade nicht besafsen. Den unmittelbarsten Einflufs auf Schiffahrt haben die Mondstafeln, und das Bureau liefs diese defshalb eine seiner vorzüglichsten Sorgen seyn. Es setzte einen Preis auf ihre Vervollkommnung; Prof. *Bürg* trug ihn bekanntlich verdoppelt davon, und die schönen Früchte seiner Arbeit sind es, die der erste Band, den wir hier anzeigen, nächst den neuen Sonnentafeln von *Delambre* enthält.

Rec. geht nun zu einer speciellern Anzeige, der Tafeln sowohl, als der von Hn. *Delambre* gegebenen Erklärung derselben über. Zuerst die Sonnentafeln. Tab. I Längen und Breiten der Örter, wo astronomische Beobachtungen angestellt zu werden pflegen; gröfstentheils ein Auszug aus dem in den letzten Bänden der *Connoissance des Tems* befindlichen Verzeichnisse. Tab. II dient zur Verwandlung des französischen Kalenders in den Gregorianischen, und ist jetzt, da man jenen Kalender wieder abgeschafft hat, von wenigerem Gebrauche; ihre Anwendung ist leicht, und die desfalsigen Vorschriften sind klar. Tab. III. Epochen der mittleren Sonnenlänge, des Perigäums und der Argumente, die die Ungleichheiten reguliren. Die Form dieser Tafel, die sich von 1750 bis 1900 erstreckt, weicht von der bisher angenommenen darin ab, dafs die Epochen nicht für den Mittag, sondern für die Mitternacht gegeben sind. Das Bureau führte diese Neuerung ein, um die astronomische Zeitrechnung mit der im bürgerlichen Leben gewöhnlichen zu vereinigen; es fängt also die Tage 12 Stunden früher zu zählen an, als die Astronomen zu thun pflegen. Die Gründe, die zu dieser Änderung bewogen, finden wir in der Erklärung aus einander, und denen, die gegen sie sprechen, entgegen gesetzt; sie scheinen indess dem Rec. nicht überwiegend zu seyn. Die gesuchte Gleichförmigkeit wird nicht einmal erhalten, indem das Publicum sich schwerlich überreden lassen möchte, von seiner einmal angenommenen Gewohnheit abzugehen, und die Stunden, so wie die Astronomen es thun, von 0 bis 24 zu zählen, ohne am Mittage abzubrechen; auch glaubt Rec. nicht, dafs man dem vom Bureau gegebenen Beyspiele nachfolgen, und diese neue Art allgemein einführen wird. In der That sind solche Änderungen eigentlich Nebensachen, und man sollte, einer Nebensache zu gefallen, wenn sie auch mehr für sich hätte, eine alte Gewohnheit nicht umstofsen. Eine zweyte Änderung besteht darin, dafs statt des Apogäums, das Perigäum der Sonne in der Epochentafel enthalten ist. Obgleich auch diese nur eine Nebensache betrifft, so wird sie doch wahrscheinlich mehr Beyfall erhalten, als die vorige; sie kann keine Verwirrung veranlassen, und ist schon vor langer Zeit von den Astronomen vorgeschlagen, worden. *La Caille, Euler* u. a. haben in ihren Schriften stets die Anomalie von der Sonnennähe an gezählt, bey den Kometen geschieht es immer. Unter dem Zeichen M enthält die Tafel die mittlere Anomalie des Mondes in Tausendtheilen des ganzen Umkreises ausgedrückt; A ist die mittlere Länge des Mondes, weniger der mittleren Sonnenlänge; B, C, D, E, F sind die mittleren Längen der Erde, der Venus, des Mars, des Jupiters, des Saturns, N das Supplement des aufsteigenden Mondknotens. Die Einrichtung dieser Tafel erleichtert die Berechnung der Sonnenörter für vergangene und zukünftige Jahrhunderte, mehr als gewöhnlich. Denn vermöge der Tab. IV kann man sie durch die Addition einer einzigen Zah-

lenreihe auf fast 5000 Jahre ausdehnen. Tab. V enthält die Correctionen, die von der Säcularveränderung der Präcession, der Bewegung des Perigäums, der Mittelpunctsgleichung, und der Schiefe der Ekliptik herrühren; sie ist nach den Formeln berechnet, die Hr. *de la Place* in seiner *Mécanique celeste*, T. III, S. 157 gegeben hat, und denen die Massen des Mars und der Venus zum Grunde liegen, die Hr. *D.* aus *Greenwicher* Sonnenbeobachtungen folgerte. Mit der Zeit wird man diese Säcularveränderungen aus Beobachtungen bestimmen, und daraus die Massen der Planeten ohne Monde, mit vieler Sicherheit herleiten. Die Schiefe der Ekliptik für 1800, die *Del.* annimmt, ist = 23° 27′ 57″, 0, so wie er sie durch eigene Beobachtungen mit dem *Borda*schen Kreise fand; *Piazzi* bestimmte sie für diese Epoche = 23° 27′ 56″, 3; *Maskelyne* = 23° 27′ 56″, 6. Tab. VI. Bewegung der Sonne und der die Ungleichheiten regulirenden Argumente, für alle Tage des Jahres. Durch die oben erwähnte Veränderung von 12 Stunden, in dem Anfange der Tage, hat auch diese Tafel eine Änderung erlitten, und für die Schaltjahre wird (nicht so wie sonst in den beiden ersten) in den letzten 10 Monaten des Jahres ein Tag mehr genommen. Tab. VII enthält eine Correction, die man bey dem Argumente A anbringen muss, und die von den gröfseren Ungleichheiten des Sonnen- und Mond-Laufs herrührt. A ist, wie wir oben bemerkten, der Unterschied der mittleren Längen des Mondes und der Sonne, und man weiss, dass nicht dieses Argument die vom Monde herrührende Störung der Erde regulirt; bekanntlich hängt sie von dem *wahren* Längenunterschiede ab, und die Correction, die sich hierauf bezieht, kann sich bis auf 1″,2 belaufen. Tab. VIII. Zeitgleichung; und Tab. IX ihre Perturbationen bis auf Zehntheile von Secunden. Auch bey dieser 8ten Tafel hat Hr. *Del.* eine Änderung angebracht, die ihren Gebrauch erleichtert. Gewöhnlich zerfällte man die Zeitgleichung in zwey Theile, deren einer die Mittelpunctsgleichung der Sonne enthielt, während der andere die Reduction ihrer wahren Länge auf den Äquator angab: hier sind beide Theile vereiniget, und man nimmt aus dieser Tafel, deren Argument die mittlere Sonnenlänge ist, das Gesuchte auf *einmal*. Freylich erfodert diese Einrichtung die Anbringung einer ziemlich starken Säcularänderung, aber dennoch ist sie sehr bequem. Tab. X. Bewegung der Sonne, für Stunden, Minuten und Secunden. Tab. XI enthält mittlere Bewegung der Sonne, für die zwischen der mittleren Mitternacht und dem wahren Mittage verfliefsende Zeit, und hätte erspart werden können, wenn man die Epochen für den Mittag angesetzt hätte. Tab. XII. Mittelpunctsgleichung für 1810, mit der Säcularveränderung derselben. Diese Tafel war schon in den älteren *Delambre*schen Sonnentafeln enthalten, und eigentlich für das Jahr 1800 berechnet; spätere Untersuchungen zeigten, dass sie besser für das Jahr 1801,72 passe; und die neuesten Rechnungen bewogen den

Vf., sie für 1808 oder 1809 gültig anzunehmen, für hier in runder Zahl 1810 gesetzt ist. Sie ist 10 zu 10 Minuten berechnet und sehr bequem; in ihr enthaltenen Zahlen sind dadurch additiv macht, dass man für die negativen ihr Supple zu 12 Zeichen setzte. Tab. XIII. Mutation in ge, gerader Aufsteigung, Schiefe der Ekliptik Zeitgleichung, und in einem Supplemente di larnutation. Tab. XIV. Mittlere Bewegung der ne, während einer gegebenen Sternenzeit. Ta nebst zwey Supplementen, Störungen der durch den Mond. Die Haupttafel XV hat nu Argument, den oben erwähnten verbesserten V von A; die beiden Supplemente haben dop Eingänge. Rec. gesteht, dass er nicht einsieht, halb Hr. *Del.* diesen Tafeln eine solche Form die sämmtlichen folgenden Störungstafeln sin doppelten Eingängen. Durch diese Einrichtung te auch die Berechnung der Mondperturbation erleichtert werden können. So wie sie hier ist, man erst A verbessern, und dann drey versch ne, also in allem vier, Operationen machen, für man mit einer einzigen hätte ausreichen kö Die Tafeln XVI bis XX sind sämmtlich mit d ten Eingängen, und enthalten die Störungen, d den Planeten herrühren; alle sind additiv gen und dafür ist von den Zahlen der Taf. XII alle ben 45″ abgezogen. Die Störungen sind bis auf theile von Secunden angegeben, indess sind *dies* immer verlässlich, und man findet zuweilen S ge, die man bey der Genauigkeit, die man diese Tafeln mit Recht zu erhalten hoffen darf wegwünschen möchte. Der Vf. erklärt diese gelmässigkeiten selbst, und sagt, dass die Tafe doppelten Eingängen aus anderen gezogen wu die sämmtlich nur bis auf 0″,1 genau waren: d können sich die Fehler wohl bis zu einer halb cunde angehäuft haben. Es wäre ein leicht wesen, die Arbeit von diesem Vorwurfe zu rei Denn die speciellen Tafeln, aus denen die hi findlichen genommen wurden, hätte man n eine Decimalstelle mehr berechnen dürfen. I zen genommen kömmt bey den Tafeln mit d ten Eingängen selten viel heraus: denn gewö sind die Proportionaltheile so mühsam zu ne dass sie den Vortheil, den man sonst haben v wieder vernichten. Hier tritt indess dieser Fal ein, und dem Rec. hat der Gebrauch der *Del*schen Tafeln weit weniger mühsam geschiene man ihn durch Tafeln mit *einem* Argumente er könnte. Demohngeachtet glaubt Rec., dass eine bequemere Einrichtung möglich gewesen wäre, man die Argumente so gewählt hätte, dass die rung in den Vertikalreihen kleiner, und dageg in den Horizontalreihen gröfser ausgefallen wä diesen Störungstafeln zum Grunde liegende mein sind aus der *Mécanique celeste* von *Lapl* nommen. Die Massen des Mars, der Venus u Mondes, oder vielmehr die Maxima ihrer Stör bestimmte Hr. *Del.* aus einer Menge *Bradley*sch

Maskelyne'scher Sonnenbeobachtungen, die über diese Elemente nur sehr wenig Unsicherheit übrig lassen. Tab. XXI. Der veränderliche Theil der Aberration der Sonne, der bis auf 0",3359 gehen kann. Auch bey dieser Gelegenheit äussert sich Hr. *Del.* über die Constante der Aberration, die er nach den directen *Bradley*schen Messungen sowohl, als nach den Beobachtungen des ersten Jupiters-Trabanten auf 20",2518 zu setzen geneigt ist. Tab. XXII. *Radii vectores* der Erde; wegen der Constanten, die durch die additive Form aller Störungen nothwendig gemacht wurden, ist jede Zahl um 0,0001 verkleinert. Bey der folgenden Tab. XXIII, die die Logarithmen des *Radius Vectors* enthält, hat man aus demselben Grunde allenthalben 0,0001 subtrahirt. Tab. XXIV bis XXVII. Störungstafeln für den *Radius Vector*, auch mit doppelten Eingängen. Was wir oben gegen die Richtigkeit der Zehntheile der Secunden erinnerten, passt auch auf die 7te Decimale der in diesen Tafeln enthaltenen Zahlen. Tab. XXVIII. Eine Hülfstafel, um die Störungen des *Radius Vector* unmittelbar an seinen Logarithmen anbringen zu können. Tab. XXIX. Halbmesser, stündliche Bewegung und Horizontalparallaxe der Sonne. Die Halbmesser sind 0",9 grösser angenommen, als nach *Maskelyne*, 1"5 grösser als nach *Short*, und 0"5 grösser als nach *Lalande*. Tab. XXX. Zeit die der Sonnenhalbmesser gebraucht, durch den Meridian zu gehen, auch die Solarnutation. Tab. XXXI. Bewegung der Sonne in der Breite, nach den Formeln des Hn. *de la Place*, und Tab. XXXII die wegen der Breite der ☉ nothwendigen Correctionen ihrer Rectascension, Länge und Declination. Rec. würde noch die Verbesserung hinzugefügt haben, die die beobachtete Declination der Sonne erhält, wenn man aus ihr die Rectascension herleiten will. Diese Zahlen, welche ihre oftmalige Anwendung haben, wenn man eine beobachtete Nachtgleiche berechnen will, werden durch die Formel

$$-\,l\,\frac{\text{Cosin . Declin}\ \odot}{\text{Cosin . Obliq. Elipt.}}$$

gegeben, wobey l die Breite der Sonne ist. Tab. XXXIII. Wahre stündliche Bewegung der Sonne, in gerader Aufsteigung und Abweichung. Tab. XXXIV. Verbesserung der aus correspondirenden Höhen hergeleiteten Zeit, für die pariser Polhöhe. Tab. XXXV enthält diese Correction allgemeiner, für alle Polhöhen. Diese beiden Tafeln weichen von den bisherigen darin ab, dass sie sowohl für den Mittag als für die Mitternacht passen. Zu bedauern ist, dass das Format dieses Bandes Hn. *Del.* nicht erlaubte, die Tafeln so ausgedehnt zu geben, als er sie berechnet hatte. Eine neue Methode, die Mittelpunctsgleichung zu berechnen, endigt die Erklärung der Sonnentafeln. Sie gründet sich auf die Interpolationstheorie, und giebt das Gesuchte nicht unmittelbar, allein seinen Unterschied von einer gegebenen Zahl der Tafel; man kann so durch fortgesetzte Berechnung dieser Unterschiede, die Tafel construiren und am Ende eine Verification der Operation finden. Eine vollständige, mit Beyspielen erläuterte Anweisung zum Gebrauch der Tafeln übergehen wir mit Stillschweigen, da sie für die, welche die Tafeln nicht besitzen, kein Interesse hat.

In einer Nachschrift giebt Hr. *Delambre* Nachricht von den neuesten Sonnentafeln des Hn. *von Zach*. Diese wurden auf eigene Beobachtungen gegründet, die von *Delambre* auf *Greenwicher*, und auf viele Äquinoctia, deren Momente Hr. *Delambre* mit dem *Borda*'schen Kreise selbst bestimmte; dennoch ist die Übeinstimmung bewundernswürdig, und die Differenzen, die noch existiren, sind kaum der Rede werth. Die Epoche für 1800 ist nach *v. Zach* nur 0",9 grösser, die Länge des Apogäums 1",4, die grösste Mittelpunctsgleichung 0",17 kleiner, die hundertjährige Bewegung 3",0 grösser. Die Störung des Mondes kann nach Hn. *v. Zach* um 1",5 fehlerhaft berechnet werden; bey den anderen Störungen nahm Hr. *Del.* einige sehr kleine Glieder mit, die nicht über einige Zehntheile einer Secunde steigen, und die desshalb von Hn. *v. Zach* vernachlässigt wurden. Diese kleinen Differenzen scheinen zwar zum Vortheil der *Delambre*'schen Tafeln auszuschlagen; allein die oben erwähnte Unsicherheit in den Zehntheilen der Secunden kann einen eben so starken Einfluss haben, und es möchte sich nicht so leicht entscheiden lassen, welche Tafeln diese Kleinigkeiten mit grösserer Sicherheit angeben. In der That sind die Unterschiede leider so klein, dass selbst die genaueste Beobachtung nicht darüber entscheiden kann, und der einzige Schluss, der sich aus dieser Zusammenstellung ziehen lässt, möchte der seyn, dass man den Ort der Sonne jetzt eben so genau berechnen als beobachten kann.

Zu den, auf die *Delambre*'schen Sonnentafeln folgenden Mondtafeln vom Prof. *Bürg*, hat Hr. *Del.* eine, grösstentheils aus einem deutschen *Mémoire* des Vfs. gezogene, Einleitung geliefert. Die Methode, die Hr. *Bürg* bey der Construction dieser Tafeln anwandte, stimmt im Wesentlichen mit der von seinen Vorgängern *Mayer* und *Mason* gebrauchten, überein. Für jede Beobachtung (die Zahl der zum Grunde gelegten, betrug über 3200,) wurde nämlich eine Bedingungsgleichung formirt, und aus dieser suchte man alle Verbesserungen, die eine unabhängig von der anderen, herzuleiten. Man machte dabey die sehr erlaubte Voraussetzung, dass jede Ungleichheit in dieser langen Reihe von Beobachtungen, durch alle Werthe, die sie haben kann, gegangen sey, und dass die Summe aller dieser Werthe verschwinde. So leitete der Vf. die Epoche der mittleren Mondslänge für 1779 her, und eine, nachher mit den schon verbesserten Coefficienten der Ungleichheiten vorgenommene, erneuerte Bestimmung derselben war nur 1",4 davon verschieden, wodurch die Rechtmässigkeit des Verfahrens bestätiget wurde. Diese Epoche = 2ˢ12°40'40"4 sieht der Vf. als eins der am sichersten bestimmten Elemente der Astronomie an, und er glaubt, dass nicht die geringste Spur eines Beobachtungsfehlers dabey übrig geblieben ist. Mit fast eben so grosser Sicherheit wurde die mittlere Anomalie für 1779 festgesetzt, denn sie gründete sich auf den Complexum von 300 Beobachtungen. Sämmtliche Ungleichheiten des Mondes wurden so untersucht, und den Werthen, die sie in den Tafeln erhiel-

ten, liegen 9 bis 1200 Beobachtungen zum Grunde; einer einzigen nur 668. Die *Mayer*sche Mondtheorie gab noch Gleichungen an, die man bisher nicht in die Tafeln aufgenommen hatte; Hr. *Bürg* unterfuchte auch diefe, allein alle waren wenig beträchtlich, und die Coefficienten von nur 6 überftiegen eine Secunde; diefe wurden den Tafeln beygefügt, während die übrigen, ihrer Kleinheit wegen, vernachläffiget wurden. Hr. *Bürg* fucht die Zweifel zu heben, die man gegen die Rechtmäfsigkeit diefer kleinen Gleichungen anführen könnte; er fetzt es aus einander, dafs Beobachtungen fie wohl verrathen können, und belegt fein Urtheil mit einem Beyfpiele, welches dem Rec. fehr überzeugend zu feyn fcheint. Die Mittelpunctsgleichung des Mondes läfst fich nämlich durch eine, nach den Cofinuffen der Vielfachen der mittleren Anomalie fortgehende Reihe ausdrücken; ihr erftes Glied ift von der Ordnung der Excentricität, das zweyte von der Ordnung der Quadrate u. f. w.; *Bürg* beftimmte diefe Glieder feparat, und zu feinem nicht geringen Erftaunen fand er das zweyte 3″ von dem Werthe verfchieden, den es in der reinen elliptifchen Hypothefe hätte haben müffen. Lange war er zweifelhaft, ob er den gefundenen, oder den elliptifchen Werth gebrauchen follte; allein endlich entfchied die Überzeugung, dafs ein folcher Fehler in der Beftimmung des Coefficienten unmöglich fey, für jenen; fpäterhin erfuhr der Verfaffer aus der *Laplace*fchen Theorie, dafs das zweyte Glied wirklich nicht elliptifch feyn könne. Die Beobachtungen hatten alfo hier alle das Gewicht, das ihnen *Bürg* beylegte; follten fie bey den übrigen Gleichungen einen weniger richtigen Ausfpruch thun? — Für die Breite des Mondes hat *Bürg* die *Mayer*fchen Gleichungen nicht geändert, und nur die Neigung hat eine Verbefferung erhalten; auch wurde dabey die neue, dem Sinus der wahren Mondslänge proportionale, *Laplace*fche Gleichung, deren Coefficienten *Bürg* = 8″o fand, angebracht. Nach diefen Verbefferungen, ftimmten die berechneten Breit. mit den beobachteten immer bis auf 10″, wovon man einen grofsen Theil auf Rechnung der Unficherheit der Beobachtungen u. ihrer Reductionen fetzen kann. Der Knoten der Mondsbahn wurde nur einige Secunden von dem von *Mafon* angegebenen Orte verfchieden gefunden. Die Conftante der Parallaxe verkleinerte der Vf.; er fetzte fie = 57′1″o, u. ihre Ungleichheiten nach *Mayer*, die von der Ellipticität der Bahn herrührende ausgenommen, die mit der neu beftimmten Excentricität etwas verfchieden ausfiel. Den Halbmeffer des Mondes nahm *Bürg* nach eigenen Beobachtungen mit einem *Dollond*fchen Heliometer und nach mehreren Sternbedeckungen, die er desshalb berechnet hatte. Alle diefe Verbefferungen brachten in die Fehler der Tafeln eine Gleichförmigkeit, die in den älteren Tafeln nicht Statt fand, die die Sicherheit der neu beftimmten periodifchen Gleichungen bewies, die aber zugleich anzeigte, dafs in der Mondstheorie noch etwas fehle. Nach der Feftfetzung der Epoche 1779 wollte der Vf. nämlich die mittlere Bewegung des Mondes beftimmen. *Mafon* hatte fie unverändert aus den *Mayer*fchen Tafeln beybehalten, die fie augenfcheinlich zu grofs angaben. 200 Beobachtungen von *Flamfteed*, mit der Fundamentalepoche von 1779 verglichen, gaben die Verminderung der 100jährigen Bewegung = 27″,6, die *Mayer*fche von *Mafon* verbefferte Epoche von 1756 gab 54″,3, endlich gaben die *Greenwicher* Beobachtungen von 1765—1766, mit denen von 1792 und 1793 verglichen, 66″o. Anfangs nahm der Vf. die Verminderung von 27″,6 in feinen Bedingungsgleichungen auf; allein die *Greenwicher* Beobachtungen erheifchten eine viel gröfsere, denn die Längen der Tafeln waren von 1779 immer zu klein, nachher zu grofs, und diefer Fehler wuchs immer mehr und mehr an. Der Vf. entfchlofs fich, die aus den *Bradley*fchen und den neueren Beobachtungen folgende Säcularbewegung diefer vorzuziehen; und das defto lieber, je gegründeter feine Zweifel gegen die *Flamfteed*fchen Obfervationen waren. In diefer neuen Vorausfetzung berechnete er feine Tafel, und er hoffte, fie durch neuere Beobachtungen prüfen zu können; glücklicherweife boten ihm die vortrefflichen Inftrumente der feeberger Sternwarte die Mittel dazu dar, und er benutzte feinen dortigen Aufenthalt, um felbft eine fchöne Reihe v[on] Beobachtungen anzuftellen. Während mehrerer Lunationen fa[nd] er die Länge der Tafeln immer zu grofs; die Säcularbewegu[ng] hätte alfo noch mehr vermindert werden müffen, wenn man die[fen] Obfervationen hätte Genüge leiften wollen; allein das erlaubte [die] Epoche von 1779 nicht; man würde auf der einen Seite wegge[ge]ben haben, was man auf der anderen gewonnen hätte. We[nig] zweckmäfsig wäre es gewefen, eine Correction einzuführen, [de]ren Rechtmäfsigkeit man fo fehr bezweifeln konnte. Denn es [war] unleugbar, dafs die Bewegung des Mondes in der letzten Hä[lfte] des vorigen Jahrhunderts fich immer verminderte; aber wie [foll]te man das erklären, wo follte man das Gefetz und die Urfache [die]fer Verminderung auffinden? Endlich entdeckte Hr. *Laplace* [ei]ne Gleichung von der Form y Sin. (Apog. ☾ + 2 Long. ☊ ☾ - Apog. ☉), die die Schwierigkeit mit einem Male hob, und die v[or]her fo widerfpenftigen mittleren Bewegungen vereinigte. Die [An]wendung, die *Bürg* von diefer Gleichung machte, hatte in der T[hat] den Erfolg, dafs er fowohl alte als neue Beobachtungen mit ei[ner] Genauigkeit darftellte, die der der Beobachtungen felbft gleich [kommt], und die diefen Tafeln den wefentlichften ihrer Vorzüge vor a[llen] älteren, den der *fortdauernden* Harmonie mit dem Him[mel] verfpricht.

Sobald das *Bureau des Longitudes* diefe Tafeln erhalten [hat]te, war es feine erfte Sorge, fie mit dem Himmel zu verglei[chen,] und dazu wurden 143 der neueften, in Greenwich, Paris und [See]berg angeftellten Beobachtungen genommen. Man entfchlofs [fich] hiernach eine kleine Veränderung der Epoche von 1801 vo[rzu]nehmen, und auch den von *Bürg* beftimmten Coefficienten [der] *Laplace*fchen Gleichung um 1″,4 zu verkleinern. In ihrer F[orm] erlitten indefs die Tafeln mehrere Veränderungen, die zur [Be]quemlichkeit der Rechnung beytragen, und von denen Hr. *De[l.]* [in] der Einleitung Rechenfchaft ertheilt. *Mayer* hatte in feinen [Ta]feln nur 14 Gleichungen, und diefe fo geordnet, dafs die Argu[men]te fo auf einander folgten, wie man fie am leichteften eins aus [dem] anderen formiren konnte; *Mafon* fetzte noch 8 Gleichungen [hin]zu, und liefs fie fämmtlich auf die *Mayer*fchen 14 folgen, wel[ches] auch *Bürg* mit feinen 6 neu hinzugefügten that; dadurch wa[r] die Bequemlichkeit der *Mayer*fchen Anordnung vernichtet, das Bureau fah fich veranlafst, eine neue Reihefolge anzuneh[men.] Auch hier werden, fo wie bey den *Delambre*fchen Sonnenta[feln,] die Epochen für die Mitternacht gegeben, die Anomalien [vom] Perigäum an gezählt, und alle Gleichungen durch Addition [einer] Conftante pofitiv gemacht. Statt der Breiten des Mondes [ent]halten die Tafeln feine Abftände vom Nordpole der Ekl[iptik,] eine Einrichtung, die allerdings ihren Nutzen hat. Es f[inden fich] noch einige Hülfstafeln, die zur Reduction einer Monds[beob]achtung dienen, auch eine Tafel, die die *Laplace*fchen [Re]fractionen, nach S. 27 des 4ten Theils der *Mécanique* [céleste] berechnet, enthält. Die Conftanten, die hier zum Grund[e lie]gen, beftimmte Hr. *Del.* aus den *Piazzi*fchen Obfervat[ionen] und aus einigen hundert Sonnenhöhen, die er mit dem *B[orda]*fchen Kreife felbft gemeffen hatte. Die Einrichtung diefe[r Ta]fel ift von der gewöhnlichen darin verfchieden, dafs fie der Refractionen ihre Logarithmen enthält, wodurch ma[n den] Vortheil hat, durch Addition zweyer Zahlen, die man i[n den an]gehängten Tafeln findet, unmittelbar den Logarithme[n der] für den Stand des Barometers und Thermometers corri[girten] Refraction zu erhalten; vorzüglich für kleine Höhen, un[d des]halb gröfsere Refractionen, ift diefe Einrichtung bequem[er als] die gewöhnliche. Intereffant ift eine Vergleichung diefe[r Ta]fel mit den bisher gewöhnlich gebrauchten; *Mayer* köm[mt ihr] am nächften, und nur am Horizonte weicht feine Ta[fel be]trächtlich ab. Die gröfsten Unterfchiede liegen in den [Verän]derungen wegen der Temperatur, welche *Laplace* fo annah[m, wie] fie aus den Verfuchen von *Gai-Luffac* folgen. Der Sic[herheit] halber wäre es wünfchenswerth, wenn ein anderer Phyfike[r diefe] Verfuche mit gleicher Genauigkeit und Vorficht wiederhol[te und] fo diefen Punct unveränderlich feftfetzte. In einem Anhan[g giebt] Hr. *Del.* eine Anweifung, wie man durch die Zahlen [A,] B, N, der Sonnentafeln, die Mondsphafen und die Ta[ge der] Finfterniffe finden kann.

Wir fchliefsen hiemit die Anzeige des erften Bande[s eines] Werkes, dem wir noch viele folgende wünfchen, deffen Werth ihm einen hohen Rang in der aftronomifchen L[iteratur] verfichert, und für deffen Erfcheinung das *Bureau des Lo[ngitudes]* unferen aufrichtigen Dank verdient.

LL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 JANUAR 1808.

PHYSIK.

PARIS, b. Duprat-Duverger: *Tableaux des vents, des marées et des courans, qui ont été observés sur toutes les mers du globe; avec des réflexions sur ces phénomènes*, par *Ch. Romme*, associé de l'instit. nat. et membre de la legion d'Honneur. Enrichis d'une Carte. 1806. Tom. I. VIII u. 422 S. Tom. II. 488 S. 8. (5 Thlr.)

Die Kenntnifs der in verschiedenen Weltgegenden herrschenden Winde, der Meeresströme und der Fluthzeiten ist für den Reisenden, welcher entfernte Gegenden besucht, so wichtig, dass eine Zusammenstellung alles dessen, was man hierüber weiss, ihm gewiss ein sehr angenehmes Geschenk seyn muss. Auch den Naturforschern glaubte Hr. *R.* einen Dienst zu erweisen, indem er diese möglichst vollständige Sammlung von Erfahrungen mittheilte, woran sie die vorhandenen und etwanigen künftigen Theorieen prüfen könnten.

Das Werk enthält 3 Haupttheile; nämlich das *tableau* der Winde, welches mit dem der Meeresströme den 1 Band ausmacht; und dann im 2ten Bande das *tableau des marées*. Der Unterabtheilungen sind überall 4, welche von den auf dem atlantischen, auf dem stillen, auf dem indischen Ocean und auf den kleineren Meeren angestellten Beobachtungen handeln, wozu denn noch einige Bemerkungen als Anhang kommen.

Das *tableau des vents* enthält zahlreiche Beobachtungen der auf allen Meeren, an allen Küsten und Häfen beobachteten Winde. Allerdings eine recht schätzbare Sammlung, die aber doch noch immer manches zu wünschen übrig läfst. Von so manchen Gegenden, wo Wind und Witterung fast nichts constantes haben, hält es schwer, in einiger Kürze etwas Befriedigendes zu sagen, und selbst das im allgemeinen Wahre, ist doch so vielen Ausnahmen unterworfen, dafs man nicht mit Sicherheit darauf bauen kann. Die Darstellung würde, wie es Rec. scheint, gewonnen haben, wenn die Beobachtungen nicht so sehr vereinzelt, sondern gröfsere Gegenden, zumal wo wir genaue Nachrichten haben, zusammengefasst wären. Manches z. B., was der Vf. von den brittischen Inseln sagt, gilt auch von den deutschen und ohne Zweifel von den holländischen Küsten, und es scheint uns daher, dafs mehrere dieser nördlichen Gegenden in eins zusammen genommen, und allenfalls dann besondere Umstände von jeder nachgetragen werden konnten. Dadurch wäre Raum für umständlichere Erzählungen gewonnen, und die Übersicht erleichtert, statt dafs wir uns jetzt manchmal mit etwas dürftigen Nachrichten begnügen müssen. Um die Art der Behandlung zu zeigen, mag hier der Artikel, welcher die holländischen Küsten betrifft, S. 66, vollständig stehen. „Nach Musschenbroek hat man auf diesen Küsten im September zweyerley starke Nordwinde; die am häufigsten kommenden Winde sind die westlichen, und diese bringen Nebel und Regen; die Südost-, Süd- und Nordwest-Winde sind selten. Öfterer ist der Wind Nord, und Ostwind hat man mehr oder minder in allen Monaten des Jahres. So lange dieser herrscht, ist die Witterung trocken. Im Winter weht der Ostwind vier Monate (*pendant quatre mois*), und die Häfen sind durch Eis geschlossen." Diese Nachrichten sind doch viel zu unbestimmt und nur halb wahr, und man sollte denken, dafs sich über Holland leicht etwas Umständlicheres und genauer Bestimmtes hätte sagen lassen. Bey den Beobachtungen aus entfernteren Weltgegenden führt Hr. *R.* häufig die Namen der Beobachter an, und wir glauben allerdings, dafs seine Nachrichten, der Unvollkommenheit ungeachtet, die er auch selbst beklagt, den Reisenden von Nutzen seyn können.

Auch von den Seeströmen sind zahlreiche Beobachtungen aus allen Weltgegenden gesammelt, und da diese Ströme wohl meistens beständiger sind, als die Winde, so kann man wahrscheinlich auf diese Nachrichten sicherer bauen; und dann kann es nicht fehlen, dafs diese Sammlung von Nachrichten für Schiffer äusserst nützlich seyn muss. Bey dem Einzelnen hier länger zu verweilen, scheint uns unzweckmäfsig; wir gehen daher zu dem Anhange zum ersten Bande fort, welcher *allgemeine Bemerkungen über die heftigen Bewegungen der Atmosphäre* enthält, deren Inhalt wir näher mittheilen wollen. Art. 1. Da das feste Land hauptsächlich die Irregularitäten in Wind und Witterung zu veranlassen scheint, so hat man Grund zu glauben, dafs im stillen Meere, seiner ungeheueren Gröfse wegen, die Winde am regulärsten und so seyn müssen, wie sie auf einer ganz mit Wasser bedeckten Erde seyn würden. Hier herrschen auch die Passatwinde, nämlich der Südost südwärts und der Nordost nordwärts vom Äquator mit grosser Beständigkeit; der erste erstreckt sich bis 20 Grad südlicher Breite, der andere bis zu etwas gröfseren nördlichen Breiten; der Raum zwischen beiden, nahe um die Linie, hat häufig Stille, veränderliche Winde, und Orkane. In den gemäsigten

Zonen dieses Meeres sind die Winde zwar veränderlich, aber die westlichen herrschend und zwar ist in der nördlichen Westsüdwest, in der südlichen Westnordwest die herrschende Richtung. Der Vf. verweilt dann bey dem Einflufs, welchen die Nähe des festen Landes auf diese Winde zeigt, z. B. dass in der Nähe der westlichen Küsten von Süd-Amerika die Passatwinde erst in einer Entfernung von 150 bis 200 Lieues vom Ufer bemerkt werden. Auch auf dem südlichen grofsen Ocean zwischen Amerika und Afrika herrscht im südlichen Theile der heifsen Zone der Südostwind mit grofser Beständigkeit, und man bemerkt, dafs er sich etwas östlich hält, wenn die Abweichung der Sonne südlich ist, südlicher aber in den übrigen Monaten. Ein wenig südlicher folgt eine schmale Zone, wo Stillen und schwache Winde statt finden, weiter südlicher aber ist wieder Nordwest der herrschende Wind. — Dieser ganze Abschnitt enthält eine Reihe interessanter Beobachtungen und Bemerkungen, die wir dem, welchen die Meteorologie am Herzen liegt, sehr zu lesen empfehlen. Hieran schliefsen sich, im zweyten Artikel, theoretische Untersuchungen über die Ursache der Winde. Der Vf. verweilt lange bey der Wirkung eines entfernten, anziehenden Körpers auf unsere Atmosphäre, und findet, dafs diese einen östlichen, etwas gegen den Äquator gerichteten Wind, (wenn nämlich jener Körper im Äquator des Himmels steht,) erregen müsse. Die Formeln, woraus er dieses herleitet, sind ganz richtig; aber da jene östlichen Winde sich eben sowohl auch aus der Erwärmung der Luft erklären lassen: so bleibt es wenigstens zweifelhaft, welche Ursache hier die hauptsächlichste ist. Rec. erinnert sich nicht, je gelesen zu haben, dafs die Passatwinde vom Monde abhängig sind, und es scheint doch, dafs sie das in einigem Grade seyn müfsten, wenn die Attraction der Himmelskörper ihre Hauptursache wäre. So gut nämlich, als bey nördlicher Abweichung der Sonne der Passatwind in der südlichen heifsen Zone sich etwas südlicher hält, wie Hr. R. im vorigen erwähnt, eben so gut müfste er diefs dann auch bey nördlicher Abweichung des Mondes thun, und wenn dieses nicht der Fall ist, so scheinen sich darauf Zweifel gegen die Wirkung der Attraction gründen zu lassen. Wenn wir aber auch dieses unentschieden lassen, so bleibt dennoch der Einflufs der Wärme, wenigstens in der Nähe der Küsten, unverkennbar, und Hr. R. erklärt mit Recht daraus den Umstand, dafs man an den westlichen Küsten von Afrika und Amerika den Passatwind erst in grofser Entfernung vom Ufer bemerkt, an den östlichen Küsten aber bis ins Land hinein. Denn dort kömmt der aus Erhitzung des Landes entspringende Seewind dem Passatwinde entgegen, statt dafs er sich hier damit vereinigt.

Mit dem, was Hr. R. über die verschiedenen Grade der Erwärmung und der daher entspringenden Verdünnung der Luft sagt, ist Rec. nicht ganz einverstanden. Die Erwärmung verhält sich nämlich nach Hn. R. wie die dritte Potenz des Sinus der Sonnenhöhe, weil erstlich die auf eine gegebene Fläche treffende Menge directer Sonnenstrahlen sich wie dieser Sinus verhält, zweytens die Schwächung der Sonnenstrahlen, indem sie durch die Atmosphäre gehen, eben diesem Sinus umgekehrt proportional ist, und drittens auch die in die Luft zurückreflectirten Stralen in eben dem Verhältnisse weniger zur Erwärmung beytragen. [Rec. übersieht nicht, wie man den letzteren Umstand so in Rechnung bringen kann, dafs dadurch das Verhältnifs der Erwärmung der dritten Potenz des Sinus proportional wird.] Aber die Verdünnung der Luft soll nach Hn. R. sogar der sechsten Potenz dieses Sinus proportional seyn; denn sie sey, meint er, proportional der erlangten Wärme und der Quantität des aufgelösten [als Dampf in ihr schwebenden] Wassers, letzteres aber verhalte sich selbst wie die Wärme, also wie die dritte Potenz des Sinus. Rec. mufs gestehen, dafs ihm diefs nicht einleuchtet.

Auch die Gründe, aus welchen Hr. R. die in den temperirten Zonen der grofsen Meere herrschenden westlichen Winde erklärt, sind weniger überzeugend. Er glaubt nämlich zu finden, dafs der Druck der Luft in 26 Grad Breite am stärksten sey, und also dort Winde nach entgegengesetzten Richtungen veranlasse. Glücklicher scheint uns die Erklärung der Moussons oder periodischen Winde, die in manchen Gegenden der ostindischen Meere herrschen. Im chinesischen Meere nämlich, welches von den chinesischen Küsten, der ostindischen Halbinsel, den Sunda-Inseln, Borneo, Japan u. s. w. beynahe gänzlich eingeschlossen ist, wehen sechsmonatliche periodische Winde, die auf folgende Weise erklärt werden. Japan, der nördliche Theil von China, und die benachbarten Gegenden sind gebirgig und folglich kalt, es mufs daher während des Winters die untere Luft von hier dem wärmeren Meere zuströmen, und dem Passatwinde, der sonst herrschen würde, eine sehr nördliche Richtung geben, und so entsteht in dieser Jahreszeit der nördliche Mousson, welcher zuerst an den Küsten und später erst auf offenem Meere merklich wird. Die grofse Hitze, welche um eben die Zeit bey den Molucken und Sunda-Inseln Statt findet, trägt dazu bey, diesen Wind zu befördern, und ihn durch einen so grofsen Raum bemerkbar zu machen. Dieser Wind erstreckt sich bis über den Äquator hinaus, und da er hier in kleinere Parallelen kömmt: so mufs er hier etwas westlich erscheinen, wie er denn auch wirklich als Nordwest beobachtet wird. Bey dem Eintritt des Sommers in der nördlichen Halbkugel, entsteht im Gegentheil ein Südwind, weil die nördlichen Küsten und Theile dieses Meeres mehr erwärmt werden [das Übergewicht dieser Erwärmung erhellt hier nicht so gut, wie im vorigen Falle]. Dieser Südwind ist zuerst nur an den Küsten, später erst im offenen Meere merklich. In der Gegend von Tinian und den Marianen-Inseln herrscht er nur 4 Monate vom Junius bis October, und in den übrigen Monaten tritt der allgemeine nordöstliche Passatwind ein.

Was Hr. R. von den veränderlichen Winden

sagt, ist, wie eigentlich alles, was man bis jetzt darüber weiss, ziemlich unbefriedigend. Wahr mag das wohl seyn, dass eine warme, feuchte Luft, wenn sie in kältere Gegenden kömmt, oder an kalte Gegenstände trifft, Wasser niederschlägt, aber daraus lassen sich gewiss weder unsere Platzregen noch die Sturmwinde erklären. Auch ist ganz bestimmt durch Beobachtungen erwiesen, dass bey weitem nicht alle Winde daher rühren, dass sich die Luft in ein Vacuum stürzt, welches bey der Verwandlung der Dämpfe in tropfbares Wasser entstehen soll; denn gewiss manche, ja Rec. glaubt die meisten, Winde werden nicht an den Stellen, wo ihre Richtung hingeht, sondern da, wo sie anscheinend herkommen, am frühesten bemerkt. Um über die Ursachen dieser oft so überaus veränderlichen, plötzlich eintretenden Winde näher belehrt zu werden, hat Rec. längst Beobachtungen bey Gewittern gewünscht. Verbänden sich mehrere sachkundige Männer, um an zwanzig, in einem Umkreise von wenigen Meilen gelegenen Orten bey Gewittern Beobachtungen des Windes von Viertelstunde zu Viertelstunde anzustellen, und dabey die Stellung der Wolken und alle Umstände, die irgend Einfluss haben können, zu bemerken: so müsste man doch sehr bald mit entschiedener Gewissheit erfahren, wo die stürmischen Winde, die man so oft bey Gewittern bemerkt, entstehen, wie sie sich fortpflanzen, ob ihre Richtung überall parallel, oder convergirend, oder divergirend, oder irgend einem beständigen Gesetze unterworfen sey u. s. w. Diese Kenntniss würde uns dann vielleicht weiter führen, und uns einen Fingerzeig geben, was wohl da oben vorgehen mag, und neue Aussichten in einem noch so sehr dunkeln Felde eröffnen. Auch über den allgemeinen Gang der Witterung würde sich vermuthlich mehr bestimmtes sagen lassen, wenn man correspondirende Beobachtungen aus sehr entfernten Weltgegenden hätte; wenn man wüsste, ob unsere heissen Sommer es auch im mittleren Asien und im nördlichen Amerika sind, und welche Erscheinungen die gleichzeitigen Winter in der südlichen Halbkugel begleiten u. s. w.

Dieser Band enthält endlich noch am Schlusse Bemerkungen über die Fluthen, aus denen wir nichts Merkwürdiges auszuzeichnen finden, als eine Tabelle über die tägliche Verzögerung der Fluthen für einen ganzen Mondumlauf. Diese Tabelle ist theils aus älteren, auf Veranlassung der pariser Akademie angestellten, theils aus eigenen Beobachtungen des Vfs. hergeleitet.

Zweyter Band. — Zuerst noch einige Bemerkungen über Beobachtungen der Fluth. Man sollte nicht bloss die Zeit der höchsten Fluth und die Höhe, um welche sie steigt, angeben, sondern auch das Verhalten des Fluth- und Ebbestroms, der mit dem Steigen und Fallen nicht immer zu gleicher Zeit wechselt, und andere specielle Umstände. — Die folgende Tabelle, welche die Fluth für mehr als tausend verschiedene Orte angiebt, enthält auch, wo vollständigere Nachrichten zu erhalten waren, Angaben über die besonderen Umstände der Fluth; dagegen aber findet man bey anderen Orten noch sehr viel Ungewissheit selbst über die Zeit der vollen Fluth bey den Syzygien. Man kann leicht erachten, dass solche Ungewissheiten gewiss noch lange nicht alle gehoben werden, und dass daher diese Unvollkommenheiten das Verdienst des Vfs. nicht herabsetzen, und ihm den Ruhm nicht rauben, wahrscheinlich die vollständigste Tabelle der Art geliefert zu haben. — Auf dieses Verzeichniss folgen Beobachtungen, welche Hr. R. selbst im Hafen von Rochefort, während zweyer Monate täglich über alle Umstände der aufwachsenden Fluth (*marée montante*) angestellt hat. Ganz besonders merkwürdig ist bey diesen Beobachtungen das zuweilen Statt findende äusserst irreguläre Steigen, welches sogar zuweilen mit Abnahme der Höhe abwechselt. Unter den von dem Vf. beobachteten Tagen, war dies am 15 Prair. gleich nach dem letzten Viertel der Fall. In der 4, 5 und 6 Stunde nämlich beobachtete die Fluth folgenden sonderbaren Gang: 10 Min. Ruhe; $\frac{1}{4}$ Zoll Fallen in 5 Min.; $2\frac{1}{2}$ Zoll Steigen in 30 Min.; 10 Min. Ruhe; $2\frac{1}{2}$ Zoll Fallen in 35 Min. 10 Min. Ruhe; endlich noch ein Steigen von $26\frac{1}{2}$ Zoll in 2 Stunden 10 Minuten. Aus diesem Umstande erklären sich denn auch die an diesem Tage angesetzten doppelten Zeiten für den Anfang des Fluth- und Ebbestroms. Dieses auffallende Wechseln von Steigen und Fallen fand aber nicht etwa nur an diesem Tage Statt, sondern um die Quadraturen fast allemal, da hingegen um die Syzygien solche Oscillationen nicht zu bemerken waren. Um sich über diesen Umstand recht gewiss zu machen, stellte der Vf. noch mehrmals ähnliche Beobachtungen der Fluth um die Quadraturen an, und fand diese Oscillationen allemal; auch glaubt er, dass die schon von Lalande mitgetheilten Brester Beobachtungen von 1711 und 1712 diese Eigenheiten der Viertelmondsfluth, worüber die Theorie uns noch ganz im Dunkeln lässt, andeuten. Diese Oscillationen, welche der Vf. bey mehr als 30 verschiedenen Quadraturen beobachtet hat, verdienen gewiss alle Aufmerksamkeit, insonderheit die Aufmerksamkeit der grossen Mathematiker, von denen wir vielleicht theoretische Aufschlüsse hierüber erwarten können. Ehe man aber diese Aufschlüsse von der Theorie verlangt, müsste man sich freylich versichern, dass nicht locale Umstände Schuld seyn konnten, welches indess — wie auch der Vf. bemerkt — eben nicht wahrscheinlich ist. Man kann übrigens die Bestätigung dieser Bemerkung nur von Beobachtungen an sehr offenen Seeküsten erwarten, wo die Fluth nicht über sehr weitläuftige flache Gründe ans Ufer tritt: denn sonst möchten, wegen des grossen Widerstandes, welchen die Fluth findet, jene kleineren Irregularitäten unmerklich werden. B.

ÖKONOMIE.

Marburg, in der Kriegerischen Buchh.: *Forstwissenschaftliche Abhandlungen.* (Auch unter dem Titel: *Abhandlungen über wichtige Gegenstände des Forstwesens.*) I. Heft. 1806. 128 S. 8. (12 Gr.)

Dieses erste Heft enthält zwey Abhandlungen und einige Notizen. I. *Neue Methode die Grösse der* ...

ren Zwischenräume in einer Klafter Scheitholz zu bestimmen. Die Untersuchungen nach stereometrischer sowohl, als nach hydrostatischer Methode, wie man sie bisher anstellte, geben keine sicheren Resultate. Nach Vierenklees Untersuchungen betragen die leeren Zwischenräume 0,097, nach Oettelt 0,127, nach v. Wernek 0,134, nach v. Burgsdorf 0,474 des ganzen Klafterraums; nach dem letzten also mehr als viermal so viel, wie nach dem ersten. Auch Hartigs Vorsichtsmafsregeln entfernen die Fehler nicht, welche durch die Gebrechen der Methode selbst herbeygeführt werden. Durch Verbindung der statischen Methode mit der hydrostatischen wird nach dem Vorschlage des Vfs. den Unvollkommenheiten in den Methoden seiner Vorgänger abgeholfen. 1) Man suche das specifische Gewicht der zu untersuchenden Holzart, durch Abwägung eines willkührlich grofsen Stücks derselben (das jedoch nicht kleiner als ein Kubikzoll seyn darf) zuerst an freyer Luft und dann im Wasser bey einer Temperatur von 68° Fahrenheit, und durch Division des Gewichts an freyer Luft mit dem Gewichtsverluste im Wasser. 2) Mit dem gefundenen specifischen Gewichte der Holzart multiplicire man das Gewicht eines Kubikfusses Wasser, so giebt das Product das Gewicht eines Kubikfusses von dieser Holzart. 3) Mit diesem Gewichte multiplicire man die Zahl der Kubikfüfse, welche die zu untersuchende Klafter enthält, so giebt das Product das Gewicht eines Parallelepipedons von dieser Holzart, welches den ganzen Klafterraum als ein stetiger Körper ausfüllen würde. 4) Um die Holzmasse in kubikschuhen zu erhalten, setze man die Proportion an: wie sich verhält das Gewicht des soliden, den Klafterraum erfüllenden, Parallelepipedons (3) zu dem Gewichte der ganzen, die Zwischenräume ausfüllenden Holzmasse (4), so die Zahl der Kubikschuhe des ganzen Klafterraums zu der gesuchten.—Diese neue Methode, die Gröfse der leeren Zwischenräume in einer Klafter Scheitholz zu bestimmen, ist sinnreich, und giebt gewifs richtigere Resultate, als die bisher bekannten. Bey ihrer wirklichen Anwendung ist aber ein hoher Grad von Vorsicht und Genauigkeit nicht genug zu empfehlen. Besonders bezieht sich das auf die Bestimmung des specifischen Gewichts der zu untersuchenden Holzart, und die Auswahl des Stücks, welches man dazu gebraucht. Das statische Abwägen des ganzen Scheitklafters ist wohl nicht ohne alle Schwierigheit möglich; sollte man aber hierbey, um sehr genau zu Werke zu gehen, von diesem gefundenen Gewichte nicht noch das bekannte Gewicht von 216 Kubikfufs atmosphärischer Luft abziehen, um hiedurch das Gewicht der, die Zwischenräume erfüllenden Holzmasse desto richtiger zu bestimmen? Denn soviel verliert bekanntlich der, in freyer Luft abgewogene Klafterstofs von seinem Gewichte.

II) *Von der Wichtigkeit des Verkohlungsofens für die Forstwirthschaft.* „So grofs die Vortheile sind, welche der Verkohlungsofen der FW. dadurch verschafft, dafs er sie in den Stand setzt, den Werth der verschiedenen Holzarten als Brennmateriale nach dem Mafse ihrer Nutzbarkeit richtig zu bestimmen: so kommen doch solche mit denen noch in keine Vergleichung, welche er ihr dadurch zeigt, dafs er ihr ein Mittel darbietet, das unvernünftige Kohlenbrennen, Theerschwälen und Pottaschensieden in ihrer wahren Gestalt darzustellen, die gänzliche Abstellung der schrecklichen Holzverwüstungen, welche sie täglich anrichten, möglich zu machen, und so dem täglich drückender werdenden Brennholzmangel aufs kräftigste Einhalt zu thun. Wenn es nämlich auf der einen Seite entschieden ist, dafs bey dem gewöhnlichen Kohlenbrennen und Theerschwälen weder die Hitze des verbrannten, noch die des verkohlten Holzes sonst auf irgend eine Weise benutzt wird; dafs bey dem geschicktesten Kohlenmeister der Erfolg doch von Wind und Wetter so sehr abhängig ist, dafs der Unterschied einer guten oder schlechten Verkohlung schon deswegen blofs in der Quantität der Kohlen, ohne auf ihre verschiedene Güte zu sehen, leicht den vierten Theil des Ganzen beträgt; — wenn es dagegen auf der anderen Seite eben so entschieden ist, dafs 1) bey dem Verkohlen im Ofen alle aus dem verkohlten Holze ausgetriebene brennbare Theile aufgefangen, und wo nicht mit gröfserem Vortheile zu anderen Zwecken doch wenigstens als Brennmaterial zu Ersparung einer beträchtlichen Quantität Holz benutzt werden; dafs 2) bey dem Verkohlen im Ofen nicht nur die Hitze des verbrannten, sondern auch die des verkohlten Holzes, vollständig benutzt wird; dafs 3) das Verkohlen im Ofen eben so wenig künstliche Behandlungsvorschriften voraussetzt, als es den Einflüssen äufserer Umstände und Zufälle ausgesetzt ist, sondern dafs man dabey jedesmal in einer gewissen, leicht zu bemerkenden Zeit, durch die einfachste Behandlungsart eine gar gebrannte Kohle erhält; dafs 4) die Wirksamkeit einer gebrannten Ofenkohle beträchtlich gröfser ist, als die einer Meilerkohle: so wird wohl die Behauptung, dafs die fernere Fortsetzung des bisherigen Kohlenbrennens und Theerschwälens offenbar Raserey seyn würde, keinen weiteren Einwendungen ausgesetzt seyn."

Der Vf. spricht in der ganzen Abhandlung mit wahrem Enthusiasmus für die gute Sache, und schlägt zugleich einen verbesserten Verkohlungsofen vor. Sobald die versprochene Abbildung davon erscheint, wird Rec. seine Meinung darüber sagen. Die Einführung solcher Öfen ist von entschiedenem Nutzen. Es wäre die Sache der oberften Staatsbehörde, auf die Einrichtung eines zweckmäfsigen Ofens dieser Art Preise, so wie auf dessen Einführung Belohnungen zu setzen. Der Vf. zeigt die Vortheile einer solchen Verkohlung für die Eisenhütten des Fürstenthums Siegen, besonders mit Einführung des *Baader*schen Cylindergebläses. Rec. kennt diese Cylindergebläse von mehreren Orten her, und vorzüglich von der schönen laufacher Eisenhütte des Hn. *von Münch* im Spessart, wo sie in des Erfinders Gegenwart aufgestellt worden, und die besten Wirkungen zeigten. Bey den Mitteln, welche der Vf. vorschlägt, die aufser Brod gesetzten Kohlenbrenner zu ernähren u. s. w. ist Rec. oft anderer Meinung, sie gehören aber auch gerade nicht unmittelbar hieher. So ist es hier auch nur Nebensache, dafs der Vf. S. 38 den Kohlenstoff noch für ein Unding erklärt. Rec. mufs den Vf. auffodern, seine nutzbaren Arbeiten fortzusetzen.

Sbst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 JANUAR, 1808.

JURISPRUDENZ.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Über die Collation der Descendenten.* Ein civilistischer Versuch. Von *Karl Pfitzer*, Amtsschreiber in Stuttgart. 1807. XVI u. 632 S. in gr. 8. (3 Rthlr.)

Ein Buch, welches seinen Gegenstand zwar in vielen Hinsichten durch tieferes exegetisches Studium des römischen Rechts und im Ganzen durch eine geistvollere Darstellung auf eine höhere Stufe der Cultur bringt; aber auch mehrere nicht ganz befriedigende Neuerungen enthält, und noch manches zu wünschen übrig läfst. Der Vf. definirt §. 49 die Collation durch „*die auf eine Rechts-Vermuthung gegründete Handlung, vermöge welcher ein Descendent als Erbe seines Ascendenten, gewisse Objecte, welche er aus dem Vermögen seines Ascendenten, oder zwar von einem Anderen, aber in Rücksicht seines Ascendenten erhalten hat, in die gemeinschaftliche Erbschafts-Masse einwirft.*“ Sowohl für den durch die Anfangsworte dieser Definition angedeuteten Charakter der Collation, als für einen grofsen Theil des Details der Lehre ist von durchgreifender Wichtigkeit die Frage: ob die Verordnung der Collation eine Rechtsvermuthung über des Erblassers Wille sey, welche durch einen Beweis des Gegentheils elidirt werden könne, oder ob sie nicht vielmehr eine positive Bestimmung sey, welche nicht durch jeden Beweis eines entgegengesetzten Willens, sondern nur allein durch eine absichtlich ihr entgegengesetzte Erklärung des Erblassers unwirksam gemacht werde? Ob, um diesen erheblichen Unterschied auf den Fall eines errichteten Testaments anzuwenden, die Verfügung der Collation bey Testamenten in die Reihe der Testaments-Auslegungen und also in Verein mit den Auslegungen z. B. der Vermächtnisse des Hausraths, des Guthsinventars, oder nicht vielmehr in die Reihe der positiven Bestimmungen über den Inhalt des Testaments, und also in Gesellschaft z. B. der *legis Falcidiae* zu setzen sey? Rec. erklärt sich für die letztere dieser Alternativen, und zwar aus dem Grunde, weil es ganz bestimmt so die Worte der Nov. 18, C. 6 verordnen: „dafs, wenn Ascendenten sterben, ohne einen letzten Willen oder mit einem solchen, die Einwerfungen Statt finden, wenn der Erblasser nicht sich dagegen ῥητῶς (von ῥέω, *dico, loquor, certis verbis, expresse*, redend von seiner Absicht, dafs die Collation nicht geschehen solle) geäufsert hat.“ Vom Vf. ist diese in den wichtigen Unterschied zwischen Vermuthungen und positive Bestimmungen einschlagende Untersuchung eigentlich nicht angestellt worden, und daher kommt es, dafs man einiges Detail mifsbilligen mufs, während man dem Verf. in anderen Stücken beypflichten kann. Unrichtig ist es, wenn der Vf. §. 49 sagt: die Rechts-Vermuthung, welche bey der Collation im engeren Sinne zu Grunde liegt, ist das charakteristische Merkmal;“ wenigstens nur halbwahr ist es, wenn er §. 180 als Resultat der vorausgeschickten Untersuchung sagt: „es ist also aufser Zweifel, dafs der Wille der Ältern, ihre Kinder von der Collation zu befreyen, nicht nur ausdrücklich, sondern auch durch concludente Handlungen erklärt werden kann; und unrichtig ist es, wenn er zu diesen concludenten Handlungen §. 181 Verordnungen des Testirers zählt, „die offenbar zwecklos seyn“ würden, wenn man nicht eine Befreyung von der Collation annehme. Da aber bey dem Reden von der Absicht, dafs die Collation wegfalle, nicht nur die Worte: es soll keine Collation Statt finden, sondern auch Umschreibungen gebraucht werden können: so zählt der Vf. §. 182 sehr richtig in die Classe der eximirten Gegenstände, „Alles, was unter der Bedingung gegeben wird, dafs die Descendenten diefs aufser dem, was sie seiner Zeit erben werden, erhalten sollen.“

Es ist zu billigen, dafs der Vf. §. 1—47 die *Geschichte* seines Instituts, seinen Hauptbeziehungen nach, etwas ausführlich vorausschickte. Den Keim legte nach ihr der Prätor, als er durch seine *bonorum possessio* die *non suos* in die Gesellschaft der *suorum* rief, und es ihm doch zu viel Gunst für erstere, und zu viel Nachtheil für letztere zu seyn schien, wenn nun auch die *non sui* alles privativ für sich bey Lebzeiten des Vaters Erworbene behalten sollten, während die *sui*, die *dotem* der *filiaefamilias* ausgenommen, nichts für sich, sondern alles dem Vater erwarben. Eine in diesem Geiste bezweckte Gleichstellung der Kinder in Ansehung der Wirkungen des Familienverhältnisses artete allmählich in eine Gleichstellung der Kinder als Kinder aus. Den Anfang machte die Collation des Heirathguths, welche den Emancipirten nicht abgenommen, sondern den *suis* gleichfalls aufgelegt wurde, und welche auch den *suis* im Verhältnisse unter einander oblag. Weitere Fortschritte hierin machten die Imperatoren, mit denen der Vf. eine zweyte Periode anhebt, und vorzüglich *Leo* in der *const. 17 C. de coll.*, namentlich durch das Ausdehnen der Collation der *dotis* und der *donationis propter nuptias* auf das Verhältnifs der

Emancipirten unter sich. Dieses, und nach der dritten Periode Justinians bedeutende Reformen in Ansehung der Objecte der Collation, und seine Ausdehnung des Instituts auf die Testaments-Erbfolge, veränderten so viel, dass die prätorische Collation jetzt einem Stammglich, welcher gepflanzt zu seyn schien, um fremde Pfropfreiser zu tragen. Übrigens war jene Gleichstellung der Kinder nur unter der Voraussetzung beabsichtiget, dass der Erblasser nicht eine Ungleichheit gewollt habe; und weil nun ein solcher Wille des Erblassers höchstvermuthlich vorhanden sey, wenn er *testatus* stirbt, und von der Collation geschwiegen hat: so glaubt der Vf. §. 44. 45. 54. Justinians Übertragung der Collation auf die Testaments-Erbfolge sey dem Vorzug der stärkeren Vermuthung vor der schwächeren, mithin dem Geiste des Instituts nicht gemäss, und er scheint an ihrem legislativen Werthe zu zweifeln. Rec. redet der justinianischen Verfügung unbedenklich das Wort. Die Einführung der Verbindlichkeit zur Collation bey der Testaments-Erbfolge gehört zu den positiven Bestimmungen über den Inhalt einer letzten Willens-Verordnung, welche dem Testirer Mühe ersparen sollen, welche nicht seine Beystimmung, sondern nur die Abwesenheit einer ausdrücklichen Missbilligung erfodern, zu den Testaments-Projecten, von welchen der Gesetzgeber annimmt, dass die Erblasser sie durch ihr Stillschweigen unterschrieben haben. Wie oft beschäftigt nun den Geist des Testirers, besonders auf dem Sterbebette, nicht, statt einer totalen Regulirung der Succession nur eine partielle Abänderung der gesetzlichen Norm, z.B. durch Vermehrung des Erbtheils eines der Descendenten, durch Herbeyrufen eines Fremden zur Erbschaft, und wie verträglich mit dem Willen des Testirers, und wie nützlich ist dann nicht das Institut der Testaments-Collation! *Entwickelung der rechtlichen Grundsätze von der Collation. Einleitung.* Vorzüglich über Begriff und Grund der Collation. *I Abschnitt: Von den wesentlichen Bedingungen der Collation.* Der Vf. entwickelt darin den obigen Begriff der Collation. Dafür, dass der, welcher nicht Erbe seyn will, auch nicht zu conferiren brauche, würde Rec., gegen die Meinung des Vfs. §. 62, unbedenklich die *const.* 25 *C. fam. ercisc.* anführen. Denn, wenn sie auch ursprünglich nur auf die Collation nach der älteren Eingeschränktheit sich bezog: so bringt doch die neuere Ausdehnung des Instituts nichts mit sich, was ihre Anwendbarkeit untersagt, und nicht die ursprünglichen Verhältnisse einer Rechtsstelle, sondern die, in welche Justinian sie setzte, kommen bey Entscheidung der Processe in Betracht. Dass nach §. 63 das von den Ascendenten Erhaltene unbedingt erlangt seyn müsse, muss nach des Vfs. dafür angeführten Gründen beschränkt werden. Interessant ist es, wenn der Vf. §. 66, weil die drey Hauptconferenda, die *dos, donatio propter nuptias* und *militia*, die Absicht voraussetzen, dem unterstützten Descendenten dadurch zunächst einen pecuniären Vortheil zu verschaffen, den Grundsatz aufstellt: „nur diejenigen Unterstützungen, welche zunächst (*principaliter*) einen pecuniären Vortheil der Descendenten beabsichtigen, sind der Collation unterworfen,“ und so die bisherige gemeine Meinung der Rechtslehrer verläfst, nach welcher alles nicht besonders ausgenommene, womit Ältern ihre Kinder durch eine Handlung unter den Lebendigen unterstützten, conferirt wird. Recensent zweifelt, dass jener Grundsatz sein Glück machen werde. Dass die Absicht der Rechtsverfasser dadurch getroffen sey, kann man um so weniger annehmen, als jenes Merkmal nicht so scharf die Nichtconferenda, namentlich Alimente, Studiengelder, von den Conferendis absondert, als der Vf. zu meinen scheint. Auch jene haben offenbar zunächst einen pecuniären Zweck, und will man auf den entfernteren Zweck sehen, so ist er eben so häufig bey der *dote*, als bey Alimenten nichtpecuniär. *II Abschnitt. Von den Subjecten der Collation. III Abschnitt. Von den, der Collation unterworfenen Objecten. IV. Von den Fällen, in welchen die Collation nicht Statt findet. V. Von der Form der Collation. VI. Von dem Beweise der Collation. VII. Von den Mitteln, die Collation zu bewirken. VIII. Von den Wirkungen der Collation.* Hin und wieder sind Bearbeitungen des würtembergischen Land-Rechts hinzugefügt.

+.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Das Forstrecht nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft und in Verbindung des allgemeinen preussischen Landrechts für die königlich-preussischen Staaten* beurtheilt von *Heinrich Christoph Moser*, königlich preussischem Forstmeister. 1806. VIII u. 128 S. 8. (12 Gr.)

Dass zu einem guten Forstmeister eine gründliche Kenntnifs der deutschen Sprache gehöre, will Rec. nicht gerade schlechterdings behaupten. Dass aber billig Niemand als Schriftsteller auftreten sollte, der nicht wenigstens die Sprache versteht, in welcher er schreiben will, ist eine bekannte Regel. Schon der Titel des vorliegenden Buchs verräth indessen mehr noch, als bloss Mangel an Sprachkenntniss. Der Vf. erklärt in der Vorrede, dass er diese Schrift zum Compendium bey dem, ihm übertragenen *Forstlehrunterricht*, wie er sich ausdrückt, bestimmt habe. Der Titel lässt aber eine Kritik des Forstrechts nach allgemeinen Gründen der Forstwissenschaft erwarten; und da der Vf. das Forstrecht in Verbindung des preussischen Landrechts, wie er sich undeutsch genug ausdrückt, beurtheilt: so vermuthete Rec. hier eine Untersuchung zu finden, ob und wiefern die in das Forstrecht einschlagenden Vorschriften des preussischen allgemeinen Landrechts den Grundsätzen der Forstwissenschaft entsprechen oder nicht. Es ist aber hier in der That weiter nichts, als ein sehr mittelmässiges Compendium, ohne richtige Disposition, ohne klare Begriffe, ohne Literatur zu finden. Der Vf. hat ganz recht, dass die Gesetzgebung in Forstsachen niemals taugen kann, wenn es dabey an richtiger und vollständiger Kenntniss der Forstwissenschaft fehlt, und dass wegen oberflächlicher Kenntniss des

Forstwesens nicht selten dasjenige geboten wird, was verboten werden sollte, und umgekehrt. Aber dessswegen darf doch die Forstwirthschafts-Lehre keinesweges einen Theil des Forstrechts ausmachen, obgleich sie zur Vorbereitung und Erläuterung gewiss mit vielem Nutzen gebraucht werden kann. Hr. *M.* vermischt aber beides ganz mit einander; und hätte sein Buch in irgend einer Hinsicht mehr inneren Werth, so würde sich der gegenwärtige juristische Rec., wiewohl ihm auch die Forstwirthschaft nicht ganz fremd ist, verpflichtet gehalten haben, die Beurtheilung des ökonomischen Theils dieser Schrift einem competenteren Richter zu überlassen. So aber glaubt er mit gutem Gewissen versichern zu können, dass ihm auch in *der* Hinsicht nichts Neues oder Ausgezeichnetes, wohl aber manches, was Kenner schwerlich unbedingt zugeben würden, vorgekommen ist. Die Anlage des Ganzen ist nicht gut gerathen. Voraus geht die Einleitung vom Forstrecht überhaupt, wo der Vf. mehrere Beweise giebt, dass er sich auch des Gegenstandes, den er bearbeitet, keinesweges vollständig bemächtigt habe. So meint er z. B., der Inbegriff derjenigen Gerechtsame in Ansehung der Forsten, welche aus der Landeshoheit entspringt (soll heissen entspringen), werde forstliche Herrlichkeit, Forsthoheitsrecht, forstliche Obrigkeit, Forstbann genannt, und obgleich diese Ausdrücke nicht völlig synonym sind, so könnte den Vf. doch vielleicht hierin das Beyspiel angesehener Rechtsgelehrten schützen. Aber wenn er nun diese Forsthoheit lediglich auf die Gesetzgebung beschränkt, indem er sagt, die Ausübung derselben geschehe durch Landesforst-Ordnungen und andere Gesetze in Forstsachen: — so sieht man wohl, dass er sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, sich bey dem nächsten besten Lehrbuche des deutschen Privatrechts Raths zu erholen. Sonst würde z. B. *Runde* ihn belehrt haben, dass zur forstlichen Herrlichkeit alle Stücke der Landeshoheit, soweit Wälder ein Gegenstand ihrer Ausübung seyn können, gehört. — Übrigens besteht diese Schrift aus neun Capiteln. Den Mangel aller logischen Ordnung zeigt die Angabe ihres Inhalts: 1) Von der Waldausreuthung. 2) Von der Walddevastation. 3) Von gerichtlicher Untersuchung einer Walddevastation. 4) Von der gesetzlichen Cultur und Schonung der Forsten. 5) Gesetzliche Bestimmung über die Benutzung der Wälder. 6) Von der Jagdgerechtigkeit. 7) Von der Forstpolicey. 8) Von der Jagdpolicey. 9) Von Forstverbrechen und deren Bestrafung. Rec. glaubt, dass zuvörderst Forst- und Jagd-Recht hätten ganz von einander abgesöndert werden müssen. Im Forstrecht würde er sodann zuerst von der *Forsthoheit* sowohl im Allgemeinen, als nach ihren einzelnen Theilen, und dabey von der Forstpolicey, zu welcher der Vf. sonderbarer Weise jede forstwirthschaftliche Vorkehrung rechnet, gehandelt haben. Hierauf hätte er die *Rechte des Waldeigenthums* nach ihrem Umfange überhaupt, und nach ihrer gewöhnlichen Beschränkung durch die Forsthoheit, dargestellt; endlich aber die Anstalten und Verordnungen zur Ausübung der Forsthoheit und zur Sicherung des Waldeigenthums, wie man sie meistentheils in Deutschland anzutreffen pflegt, geschildert. Auf ähnliche Weise würde er das Jagdrecht behandelt haben. Bey beiden hätte es gewiss nicht an Gelegenheit gefehlt, die Forst- und Jagd-Wirthschaft auf eine zweckmäfsige Weise zu benutzen, und ohne ökonomische Maximen mit rechtlichen Bestimmungen zu vermischen und zu verwirren.

v. B.

BREMEN, b. Heyse: *Beyträge zur Kenntniss des vaterländischen Rechts.* Herausgegeben und zum Theil verfasst von *Johann Friederich Gildemeister.* I Band. 1806. XII u. 232 S. 8. (20 Gr.)

Bey Lesung des Titels fällt wohl Niemand auf den Gedanken, dass er in dieser Schrift zunächst bloss Aufschlüsse über das *Bremische* ältere oder neuere Stadtrecht zu suchen habe. Indessen sind doch diese Beyträge für jeden Freund ächt altdeutscher Rechte und Gewohnheiten nicht ohne Interesse, und Hr. G. verdient für deren Mittheilung allen Dank. Es sind überhaupt 5 Beyträge: No. I ist ein in einer Rechtssache vom Rathe der Stadt Bremen an das Reichskammergericht zu Wetzlar erstatteter Bericht auf die von dem einen Theile wider das vom Obergericht zu Bremen gesprochene Urthel eingewandte Appellation. Es sind in selbigem die Rechte der Kinder bey der ehelichen Gütergemeinschaft, welche auch in Bremen unter gewissen eigenthümlichen statutarisch bestimmten Einschränkungen Statt findet, aus einander gesetzt. Diese Lehre, welche schon früher durch Hn. G's. Disputation *de com. bonor. inter coniug. max. ex legib. Breman. Götting.* 1775, gut bearbeitet war, hat durch die Bekanntmachung dieses gründlichen Berichts neuerdings gewonnen. Beylaufig wird §. 55 und 56 die Frage: ob der Vater das *praemium emancipationis*, die Hälfte des Niessbrauches, von dem Vermögen seiner Tochter fodern könne, wenn diese sich mit seiner Genehmigung verheirathet, (man vgl. *L. 6. pr. et §. 3. C. de bon. quae liber. in potest. patr. VI.* 61) mit Recht verneint. Denn nach deutschen Sitten erlöscht durch die Verheirathung der Tochter schon an sich die väterliche Gewalt, und es ist nicht nöthig, dass die Emancipation durch Überlassung jener Hälfte des Niessbrauchs gleichsam erkauft werde. II) Erläuterung des 44 bremischen Statuts von der Befugniss, gegen eine gewisse Vergütung, von dem Miethcontracte über Erben (Erbgrundstücke) abzugehen. In dieser Abhandlung werden vorzüglich die Ausdrücke *Jahrschar, zu Jahrscharen miethen*, d. h. auf ein oder mehrere Jahre miethen, welche in allen Urkunden des 14 und 15 Jahrhunderts vorkommen, näher beleuchtet. Es giebt diese Abhandlung einen rühmlichen Beweis von der Bekanntschaft des Vfs. mit alten Stadt- und Landrechten. III) Erklärung des Worts *praecipitare* in deutschen Strafgesetzen, und über die Strafe der Bigamie. Das Wort *praecipitare* steht hier mit der Bigamie um desshalb in Verbin-

dung, weil es in einer alten Urkunde heisst, der Mann, welcher sich der Bigamie schuldig gemacht hat, *praecipitabitur*. *Brokes* hat diesen Ausdruck in seinen *select. observat. forens. obs.* 617 auf die Strafe des Schwerdts bezogen. Der Vf. sucht aus Parallelstellen darzuthun, dass diese Meinung unrichtig sey, und das Wort so viel bezeichne, als *ejicietur ex urbe*, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, dass die Bigamie in den ältesten Zeiten in Deutschland nicht mit dem Tode bestraft wurde, sondern die Todesstrafe erst in späteren Jahrhunderten, wahrscheinlich unter dem Einflusse der Geistlichkeit, in Aufnahme kam. IV) Ungedruckte Urkunde des bremischen Erzbischoffs Siegfried vom Jahre 1181, das der Stadt Bremen verkaufte Hollerland betreffend. Hr. G. hat sie mit einer schätzbaren Einleitung und mehreren erläuternden Bemerkungen versehen. V) Testament eines bremischen Bürgers vom J. 1278 mit Anmerkungen des Herausgebers. S. 221. Nach Recensentens Dafürhalten unerheblich. Selbst die Authenticität ist zweifelhaft, da Hr. G. das Original nie gesehen, sondern nur eine Abschrift von einer Abschrift genommen hat, auf welche letztere der nicht namhaft gemachte Eigenthümer die Bemerkung *ex orig. membr.* gebracht hatte.

Wir wünschen dass Hr. G. durch das Publicum hinreichend aufgemuntert werde, uns bald mit der Fortsetzung seines Werks zu beschenken. An Materialien dazu wird es ihm nicht gebrechen; möge er nur immerfort eine gute Auswahl treffen! K. W.

Oldenburg, b. Schulze: *Jetztgeltendes oldenburgisches Particularrecht in systematischem Auszuge.* II Theil. 1805. VIII u. 92 S. III Theil. 1 Abtheilung. 1805. 192 S. und 2 Abth. 1806. 435 S. 8. (1 Thlr. 22 Gr.)

Rec. hat Zweck und Einrichtung dieses schätzbaren Werks bey Beurtheilung des ersten Theils (J. A. L. Z. 1805. No. 289) angezeigt. Da die vorliegenden Theile nach eben dem Gesetz bearbeitet sind, so bezieht sich Rec. auf jene Anzeige sowohl in Rücksicht auf das Verdienst dieser Arbeit, als in Ansehung der dort gerügten Mängel, welchen hier leider noch nicht abgeholfen worden ist.

Der *zweyte Theil* enthält das *besondere bürgerliche Privatrecht*; aber nicht alle Theile desselben sind hier entwickelt. Der Ökonomie des Werks gemäss ist alles dasjenige, was auf Gewohnheitsrecht sich gründet, davon ausgeschlossen, und die Arbeit bezieht sich bloss auf den systematisch geordneten Auszug der schriftlich abgefassten Landesgesetze: woraus sich erklärt, dass das so wichtige bürgerliche Recht auf 92 Seiten, das Kirchen- und Schulrecht hingegen auf 627 Seiten abgehandelt ist. Dieser zweyte Theil zerfällt in fünf Bücher, von welchen jedes eins der, im Herzogthum Oldenburg geltenden, besonderen bürgerlichen Rechte, so weit dessen Vorschriften noch gegenwärtig anwendbar sind, umfasst: nämlich *Buch 1 das in der Stadt Oldenburg geltende besondere bürgerliche Privatrecht*, über welches, ursprünglich aus dem bremenschen Stadtrecht entstandene, Recht, der Herausg., Reg. R. v. *Halem*, nicht allein in seiner Geschichte Oldenburgs vortreffliche Bemerkungen gemacht hat, sondern auch hier in der Vorrede einige Nachträge liefert, und überdiess manche Observanzrechte anführt. *Buch 2, das Landrecht der Stadt und Butjadinger Landes*, und zwar in drey Abtheilungen, nämlich die vormundschaftlichen Rechte, die Rechte, welche einen Todesfall voraussetzen, und diejenigen, welche denselben nicht voraussetzen. *Buch 3, das Würderlandrecht. Buch 4, das Stedinger Landrecht* (S. 89—92) und *Buch 5, das Ammersche Landrecht*, aus welchem letzteren jedoch nur 2 §§ auf Einer Seite ausgehoben sind. Der Inhalt dieses Theils ist keines Auszugs fähig.

Der *dritte Theil* enthält in zwey Abtheilungen und fünf Büchern *die Verfügungen in Kirchen- und Schulsachen.* 1) *Von den Rechten der Kirchengewalt und dem Kirchenregiment überhaupt;* 2) *von den Kirchenämtern;* 3) *von den kirchlichen Gebräuchen oder dem äusserlichen Gottesdienste;* 4) *von Kirchensachen* und 5) *von den Schulen und Schulsachen.* Dieser dritte Theil geht in das genaueste Detail, besonders des Schulfachs und der Kirchenpersonen, und hat für das Ausland kein näheres Interesse, als die pragmatische Bekanntwerdung mit dem edlen, humanen und toleranten Geist besonders der gegenwärtigen oldenburgischen Staatsverwaltung, der hier allenthalben hervorleuchtet, und der Aufmerksamkeit und genauen Bestimmung, welche sie, so manchen anderen Ländern zum Beyspiele, allen Theilen dieses wichtigen Administrationszweiges widmet. M — St.. St.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig* b. Martini: *Georg Herrmann. Eine wahre Geschichte* von *D. V.* ... 1806. 402 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Wenn es wirklich wahr ist, was Hr. *D. V.* auf dem Titel angiebt, dass man hier eine wahre Geschichte lese: so wird man das doch nur von dem Gros der Begebenheiten zu verstehen haben; die Details sind wahrscheinlich ein Machwerk des Erzählers. Auf alle Fälle sind die Reden der handelnden Personen untergeschoben; denn es ist unmöglich, dass sich Menschen, und deutsche Menschen, immer so ausgedrückt und ausgesprochen haben sollten, als ihnen hier angemuthet wird. Das Gespräch zwischen v. Auenthal und Stelberg S. 207 ff. verdient in dieser Hinsicht mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Gegen das Ende hört man folgende Töne aus Stelbergs Munde: „Was? — Herrmann todt? sich selbst? — Bester Herr von Auenthal, sagen Sie mir — wie? — o Gott, du weisst es, dass ich die schändliche Absicht nicht hatte! — aber doch — wo soll ich hinsliehen? — Auf meinen Knieen bitte ich Sie, Auenthal, erbarmen Sie sich meiner, ja ich bin der Verläumder, aber — aber — o lassen sie mich u. s. f." In der darauf folgenden Schlussrede des besten Hn. v. Auenthal ist der Übergang vom *Sie* zum *Du* eben nicht zum Besten gerathen. „O Stelberg! hier finde ich keine Worte mehr für Ihre Abscheulichkeit, ich überlasse Sie den Quaalen Ihres Gewissens und dem ewigen Weltrichter; aber nie treten Sie mir wieder vor die Augen; nie wage es, Ungeheuer, Dich Carolinen zu nahen u. s. f." Was so beyläufig von Bemerkungen vorkommt, ist nicht weit her. Sg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 JANUAR 1808.

HOMILETIK.

1) Münster, b. Waldeck: *Predigten* von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten in Ronneburg. 1807. XXII u. 383 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig u. Elberfeld, b. Büschler: *Festpredigten von Friedrich Ehrenberg*, königl. preuss. Hof- und Domprediger zu Berlin. 1808. 488 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

3) Würzburg, b. Stahel: *Neue Fest- und Gelegenheits-Reden* von *Nic. Vincenz Glock*, ehemaligem Hofprediger zu Würzburg, nachmaligem Pfarrer zu Rothenburg an der Tauber, d. Zeit Pfarrer in Augsfeld. 1807. 396 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es ist sehr anziehend, an den Arbeiten mehrerer geistvoller Prediger das Jedem Eigenthümliche, ihn Auszeichnende zu bemerken, die Verschiedenheit in der Wahl und Behandlung des Stoffes, in der Beweisführung, in den Ansichten desselben Gegenstandes, in der Einkleidung, in dem Ton u. s. w. gewahr zu werden, und sich zu verdeutlichen, wie ihnen das verdiente Lob oft von ganz verschiedenen Seiten her beygelegt werden müsse. Diese Verschiedenartigkeit fliesst theils aus der gesammten Individualität des Predigers, theils aus dem sorgsamen Hinblick auf seine Gemeinde. Der Gang seiner Bildung, die Stimmung seines Gemüths, die Ruhe oder das Feuer seines Geistes, der Gang seiner Erfahrungen, sein Hang zum tiefen Forschen, oder seine Empfänglichkeit für warme Gefühle, müssen den unverkennbarsten Einfluss auf seine Art, die sittlich-religiösen Wahrheiten zu behandeln, äussern. Diesem Einfluss wird er selbst dann nicht ganz widerstehen können, wenn die geistige und sittliche Verfassung seiner Gemeinde ihm gebietet, eine Art der Behandlung zu wählen, zu der ihn sein Genius nicht freywillig geleitet haben würde. Gedankenfülle und Wortreichthum, Ruhe und Wärme lassen sich nicht erzwingen. Ein trefflicher Prediger kann daher einer bestimmten Gemeinde weniger leisten, als er einer anderen, ihm verwandteren, geleistet haben würde. Die Frage über dieses Verhältniss des Predigers zu seiner Gemeinde, die Frage, ob seine in den Druck gegebenen Predigten auch den Bedürfnissen derselben entsprochen haben mögen, gehört indess schlechthin nicht vor das Forum eines Recensenten: er kann sie nicht beantworten, denn er kennt die Bedürfnisse jener Gemeinde nicht; er hat sie nicht zu beantworten, denn er tritt nicht als Beurtheiler der Amtsthätigkeit des Predigers, sondern als Referent an das Publicum über die demselben vorgelegten Arbeiten auf. Selbst wenn eine Predigt wegen ihrer ganz speciellen Tendenz für Ein Geschlecht zu einem öffentlichen Vortrag sich nicht eignen sollte, wie diess gegen Hn. Super. *Schuderoff*, in Beziehung auf die 15te und 16te Predigt seiner Sammlung, öffentlich geäussert wurde, kann eine solche Arbeit im Drucke, weil sie da von denen, für welche sie geschrieben ist, ohne Vernachlässigung der Anderen beherziget werden kann, gerade als Befriedigung eines gefühlten Bedürfnisses empfohlen werden. Es wäre daher zu wünschen, dass von trefflichen Predigern nicht bloss vor gemischten Gemeinden gehaltene Predigten dem Drucke übergeben, sondern dass eigene Predigten für den Druck geschrieben, und in ihnen vorzüglich solche Materien behandelt würden, die sich nicht wohl für öffentliche Vorträge wählen lassen. Die wichtigen Pflichten des gesammten Hausstandes z. B. sind noch zu wenig für die Erbauung bearbeitet; und so zweckwidrig wir es fänden, wenn eigene Predigtbücher für Ehegatten, Herrschaften, Dienstbothen, Jungfrauen u. s. w. verfasst würden: so könnten doch in gedruckten Sammlungen die religiösen und sittlichen Bedürfnisse dieser Classen in einzelnen Vorträgen ins Auge gefasst, und diese dann jenen zur besonderen stillen Überlegung empfohlen werden. Überaus verschiedenartig nach dem Stande intellectueller und sittlicher Bildung, nach dem Grade der freyeren Ansicht religiöser Wahrheiten in verschiedenen Provinzen, nach besonderen Gemüthsstimmungen, nach der Ruhe oder Wärme des Gefühls, nach Alter und Stand sind also die religiösen Bedürfnisse des grossen Publicums, dem Predigten im Drucke vorgelegt werden; und die Hauptfoderungen an diese sind nur, dass sie die unerlässlichen Bedingungen erfüllen, ohne welche kein religiöser Vortrag seinem Zwecke je entsprechen kann, und dass sie dann in ihrer Art vorzüglich sind. Ihre Verschiedenheiten im Übrigen, in der Wahl des Stoffes, in der Ausführung und Ausschmückung, im Ton u. s. w., ist ein wahrer Segen. Es giebt achtungswerthe Christen, für welche eines *Reinhard*, *Löffler*, *Ammon*, *Schleiermacher* und Anderer Predigten nicht geschrieben sind, und es werden viele sich finden, von welchen dem Einen *Schuderoffs*, dem Anderen *Ehrenbergs* Predigten nicht zusagen. Das Urtheil, welches solche Arbeiten bald dieser bestimmten Classe von Lesern, bald jener zu-

weist, ist natürlich nach dem Inhalte und Geiste der grösseren Anzahl der in solchen Sammlungen befindlichen Predigten abgefasst.

Hn. *Schud.* Predigten sind für den gebildeten, ruhigen Denker, für den Mann, der mehr nach reicher, freyer Ansicht, als nach Erwärmung, mehr nach Belehrung, als nach Gefühlserregung sich sehnt, abgefasst, für jene Edleren, die nur des Anschauens der Wahrheit bedürfen, um von ihr ergriffen und zum Entschluss bewegt zu werden, für die, welche einfache Darstellung, nicht Schmuck der Rede suchen, für jene leicht erregbaren Menschen, welche auch leise Winke verstehen. Die Wahl der Materien ist für den geistig und sittlich Gebildeten überaus anziehend. Wer aber nicht auf dieser Stufe der Bildung steht, der kann und wird, ungeachtet der einfachen, deutlichen Sprache des Vfs., nicht verstehen, was für ihn nicht geschrieben ist. Dass manche dieser Vorträge, wie z. B. der 14te, 17te, 28ste und andere, keine moralisch-religiösen Vorträge, und also, nach dem eigenen Urtheile des Vfs. in seiner *Kritik der Homiletik*, keine Predigten sind, das können wir ihm nach seinen dortigen Äusserungen, nicht zum Vorwurf machen: so sehr wir auch wünschen, dass mehrere, unmittelbar religiöse Wahrheiten von ihm behandelt worden seyn möchten. Wir glauben, es fodere diess das Bedürfniss des Zeitalters. Die bekanntesten Religionswahrheiten sind oft in praktischer Hinsicht die verkanntesten; und wäre es auch nicht so: so würden sie doch durch geistvolle Behandlung aus neuen und höheren Gesichtspuncten auch neuen segnenden Einfluss auf die Gemüther gewinnen. Es verdient nähere homiletische Prüfung, ob wir uns nicht an unserer Wirksamkeit versündigen, dass wir die praktische Bearbeitung mancher heiliger Wahrheiten und Foderungen der Religion und Sittenlehre vernachlässigen, um nicht von denen, die der theoretischen Bekanntschaft mit ihnen sich rühmen, den Vorwurf hören zu müssen, wir hätten das Alltägliche gewählt. Trifft man doch z. B. in mehreren Predigtsammlungen nicht Einen Vortrag an, der den Glauben an die göttliche Vorsehung behandelt, obgleich dieser durch die Trübsale der Zeit in vielen redlichen Gemüthern so erschüttert wurde, und überhaupt in entscheidenden Augenblicken des Lebens so oft praktisch verleugnet wird. Und sieht man auf die Moralität der Menschen, so sollte man sich versucht fühlen, auch vor den Gebildeten zunächst über die zehn Gebote zu predigen, da ja von tausenden derer, die von reiner Sittlichkeit sprechen, nicht einmal sie befolgt zu werden pflegen.

Auch die Ausführung der hier behandelten anziehenden Materien eignet sich für die oben bezeichnete Classe von gebildeten Lesern. Der Charakter ihrer Darstellung ist Nüchternheit und Wahrheit. Der Vf. hat sich in seiner *Kritik der Homiletik* hinlänglich gegen die Überredung zu religiösen Entschliessungen erklärt, und ist seiner Ansicht treu geblieben. Er verschmäht jedes zweydeutige Mittel zur Bewegung der Leser; er gleicht nicht manchen geistlichen Ärzten, die gleich den leiblichen das sittliche Elend vergrössern, um zum Gebrauch der Heilmittel desto geneigter zu machen; er ruft nicht, wie der Vf. von No. 3, den heil. Geist an, um vorzutragen, was schon sorgfältig niedergeschrieben ist; man findet bey ihm kein Ausgehen von Gemeinsätzen, keine gedoppelte Ansicht der Lehren, so wie man sie gerade jetzt braucht, keine schielenden, halbwahren Sätze, keine schwachen Beweise, keinen polemischen Eifer, kein hartes Verdammen. Nur was zur Beweisführung und Erläuterung unumgänglich nöthig erscheint, wird beygebracht. Ob er aber gerade hierin nicht öfter zu karg sey, ob nicht manchen seiner Vorträge mehr Anschaulichkeit und Lebendigkeit durch concrete Darstellung, durch Gleichnisse, Beyspiele und Gemälde aus dem menschlichen Leben, selbst für gebildete Leser, ob manchen nicht mehr Kraft und Wärme zu wünschen sey, ob er nach seiner eigenen Foderung (*Krit. d. Homil.*): „die Predigt solle nicht bloss ein belehrender Vortrag seyn; es sey ein Hauptmerkmal von ihr Beabsichtigung der Entschliessung des Zuhörers, und eine, zu dem Ende mit Lebhaftigkeit und Wärme gemachte Darstellung" — in jedem seiner Vorträge „die Überzeugung zu *beleben* suche, dass man, um des Namens eines vernünftigen Menschen würdig zu seyn, sich auch betragen müsse, wie reine Moral und Religion es fodern? — das stellen wir ihm, als denkendem Homileten, zu eigener Prüfung anheim. Wären doch alle diese Vorträge mit der sanft belebenden Wärme geschrieben, mit welcher andere, deren Inhalt nicht besondere Veranlassung dazu gab, abgefasst sind, welchen höheren Eindruck würden sie bewirken! — Der Vf. wollte Anfangs die ohnehin schon kurzen Vorträge noch mehr abkürzen. Nur bey einigen ist es geschehen: wohl, dass es nicht bey mehreren geschah! Sie sind zum Theil ohnehin zu kurz; es gleichen manche mehr weitläuftigen Entwürfen.

Sollten wir an den auch sehr vorzüglichen Predigten von No 2 mehr zu errinnern finden, so möchte das zum Theil den grösseren Schwierigkeiten zuzuschreiben seyn, die sich bey der Bearbeitung von *Festpredigten* finden, und der nothwendigen grösseren Verschiedenheit der Ansichten, aus denen wir auf die historische Veranlassung mancher derselben blicken. Auch diese Predigten erfodern gebildete Leser, aber nicht in demselben Grade, wie die vorigen. Die meist sehr treffend gewählten und anziehenden Materien sind nicht so tief, wie bey Hn. *Schud.* aus dem Gebiete praktischer Religionsphilosophie und anthropologisch-psychologischer Beobachtung gewählt; sie liegen der Ansicht selbst der gewöhnlich gebildet sich nennenden näher; sie sind mit grösserer Anschaulichkeit, mit mehreren Wendungen und reicherer Darstellung, mit grösserer Wortfülle und ergreifenderer Wärme abgefasst; sie sind für ein grösseres Publicum, als jene. Ganz vortrefflich, belehrend und innig rührend sind viele dieser Vorträge: sie werden vielleicht, wenn nicht ihre Länge beklagt werden sollte, alle unbedingten Beyfall bey

denen finden, die den Gesammteindruck einer Predigt für ein unfehlbares Kriterium ihrer Trefflichkeit halten, und Erwärmung des Herzens für das Höchste achten, was durch religiöse Vorträge erzielt werden soll. Diese, welche mit Wohlgefallen nur auf das Ganze blicken, werden einzelne schwache Parthieen des schönen Gemäldes nicht bemerken. Aber der unbefangene Leser wird dagegen bisweilen fragen: Haben nicht diesen geistvollen Prediger manche Fehler gemeiner Homileten beschlichen? Erlaubt nicht auch er sich bisweilen überspannte Sätze und nutzlose Übertreibungen? Ist jede seiner Ausführungen wirklich beweisend? Was soll das heissen, was ich hier lese? Ist diese Stelle wahr? Wie folgt diese Behauptung aus dem aufgestellten Satze? Und wie vereinige ich sie mit jener an einem anderen Orte? — Schade, dass die Andacht sogleich bey der zweyten Predigt am Weihnachtsfeste zu solchen störenden Fragen veranlasst wird! Diese Predigt ist voll dunkler, unerwiesener, sich widersprechender Sätze, und hat alle Inconsequenzen des kirchlich dogmatischen Systems. Der Vf. berührt im Eingange eine Reihe von Betrachtungen, die, wie er spricht, unsre Andacht an diesem Feste würdiger und fruchtbarer zu beschäftigen scheinen, als spitzfindige Untersuchungen über die Person Jesu und das Unbegreifliche in seinem Daseyn und *Wirken*. Dennoch aber wählt er sogleich zum Gegenstand der Betrachtung den *Inhalt der Wahrheit: Jesus war der Sohn der Maria, und der Sohn Gottes*, und unternimmt die Lösung der spitzfindigen Frage: was Jesus als Sohn der Maria empfand, that und litte, und was er als Sohn Gottes sprach und vollbrachte. Die ganze Predigt ist also ein Sonderungsprocess der beiden Naturen in Christo. Doch, gleich die zweyte Weihnachtspredigt *über die herrlichen Wirkungen des Christenthums an Einem seiner ersten Zeugen*, und eine folgende Reihe ihnen ähnlicher trefflicher Vorträge verwischen diese unangenehmen Eindrücke wieder. Hatten wir übrigens Ursache, den *Schuderoffschen* Predigten mehr Umfang zu wünschen: so müssen wir die übermässige Länge dieser Predigten beklagen. Die meisten füllen 25 eng gedruckte Seiten in gr. 8. Aber manche seitenlange Eingänge sind auch gänzlich überflüssig, und manche Predigt hätte Stoff zu zweyen und dreyen dargeboten.

Der Vf. von No. 3 hatte bey der Abfassung seiner Predigten für die Feste seiner Kirche allerdings noch besondere Schwierigkeiten zu besiegen, und hat sie zum Theil glücklich besiegt. Das Andenken an die Heiligen der Kirche ist stets zur Bearbeitung praktischer Materien benutzt, und das Wenige, was aus der Geschichte oder Legende angeführt wird, ist mit Einsicht gewählt und mit Wärme sittlich gedeutet. Diese Festpredigten gehören, ihrer praktischen Tendenz, aber auch zum Theil der Ausführung nach, die so manche treffliche Stelle enthält, zu den vorzüglichern in der Kirche des Vfs., so viel auch die strenge homiletische Kritik gegen manches zu erinnern hat. Der Vf. ist ein strenger Dogmatiker und ein eifriger Verfechter des Ansehens und der Rechte der Kirche; aber er hat einen hellen praktischen Sinn und Blick, und nach diesem ist er ein edler Eiferer für die höchste Tendenz der Religion, für sittlich fromme Gesinnung; und so findet man denn in diesen Predigten theoretische Beschränktheit und praktische Freyheit des Blicks, Verwirrung der Begriffe im Dogmatischen, und helle Ansicht im Auffinden der praktischen Momente, aus welchen die verschiedenartigsten Äusserungen hervorgehen. Auch die Sprache des Vfs. ist rein und edel im Ganzen. Vortrefflich sind die Predigten: *Zeit und Ewigkeit*. Am Neujahrsfeste. *Von der eifrigen und treuen Erfüllung der erkannten Pflicht*. Am Feste Epiphanias. *Von der Rechtschaffenheit*. Am Feste des heiligen Josephus. *Die von Jesus selbst angegebenen Bedingungen zur Glückseligkeit*. Am zweyten Pfingstfeste. *Welche Sünder Hoffnung und Trost für sich schöpfen können?* Am Feste der Apostel Petrus und Paulus. *Vom Ärgernisse*. Am Feste des heil. Erzengels Michael, und einige andere. Weniger günstig wird die Kritik über andere urtheilen, die obigen am Gehalte und Tone unähnlich sind, und zu welchen vorzüglich diejenigen gehören, bey deren Ausarbeitung den Vf. der Eifer für das kirchliche System ergriff. Da findet man denn freylich schwache Beweise, bekannte Übertreibungen, eine schiefe Exegese, harte Urtheile, polemischen Eifer, Wendungen und Ausdrücke, bey denen man kaum das Lächeln zurückhält. *Das froheste und wohlthätigste Fest der Menschen*. Am zweyten Weihnachtsfeste. Eine ächt alt dogmatische Predigt ihrem theoretischen Theile nach; sehr brav ist aber auch hier der praktische Theil bearbeitet. „Christus kömmt, dass er die *gegenwärtigen* Folgen der Sünde von uns wegnehme." — soll im ersten Theile ausgeführt werden. Wohl, dass der Vf. es gar nicht versucht, diesen Satz zu beweisen! S. 53. „Nichts ist uns angenehmer und Trost und Freude bringender, als — Gott in der Gestalt eines kleinen Menschenkindes." S. 55. „Wir waren — so schildert der Vf. das allgemeine Menschenverderben. — Alle Gegenstände des göttlichen Missfallens. Keiner war mehr rein vor dem Heiligsten, *nicht einmal das Kind eines einzigen Tages*!" etc. „Doch erholen wir uns!" Ja wohl. *Über die gewöhnliche Sprache: Ich lebe nach meiner Überzeugung*. Am Feste Epiphanias. Eine Predigt voll schiefer Begriffe und Beweise. „Eine Überzeugung, die entweder die Vernunft allein oder die Bibel allein zu ihrem Leitstern nimmt, und dabey die lehrende Kirche verachtet, ist dem Vf. eine willkürliche, eigenmächtige und bloss geträumte Überzeugung. Es ist, nach ihm, nichts schwankenderes und gefährlicheres, als sich damit beruhigen wollen: ich habe mir eigene Überzeugung verschafft. Aber auch diejenige Überzeugung, welche auf vereintem Gebrauch der Vernunft und Bibel beruht, will er nicht gelten lassen. Die *Kirche* soll uns die Bibel erst verstehen lehren: die Kirche ist wegen der Einigkeit die bestimmte Unterrichtsschule;

an die wir gewiesen sind, und von der wir lernen sollen etc." Matth. 18, v. 17 übersetzt der Vf. S. 279: „Wer die Kirche nicht höret, dem wird das Loos der Heiden und Zöllner zu Theil." — Abgeleibte Seelen, Losschälung des Herzens, Heickelkeit, Jahnhagel, ausgeisternd, der Tauf, sind Ausdrücke, die der Vf. leicht hätte vermeiden können. V. Pf.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten, meistens bey besonderen Veranlassungen gehalten* von *J. C. Gass*, Assessor bey dem königl. pommerischen und camminschen Consistorio, Feldprediger des vacanten Infanterie-Regim. von Borke und Garnisonprediger in Stettin. 1806. 252 S. kl. 8. (20 Gr.).

Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, ein Religionslehrer müsse auf das, was auf dem grossen Schauplatz des öffentlichen Lebens sich ereignet, aufmerksam seyn, und diess sorgfältig zu religiösen Betrachtungen auf der Kanzel benutzen. Die vorliegenden Predigten beweisen auch, dass er selbst diese Regel glücklich befolgt habe. Ihm gaben besonders die neueren Zeitumstände (die Tage der letzteren Hälfte des Jahres 1805) Anlass zu heilsamen Lehren und Ermunterungen für seine Zuhörer. Es sind der Predigten zwölf, und Rec. gesteht, dass er sie grösstentheils mit Vergnügen gelesen hat. Vorzüglich haben ihm gefallen No. 1, am Neujahrstage. *Die weise Rücksicht auf die Zeit.* Sie muss sich zeigen als Hoffnung des Besseren, als Mitwirkung am Gegenwärtigen, als fromme Zuversicht auf den Herrn der Zeit. No. 3, am 7 Trinit. Sont. 1805, bey dem allgemeinen Brodmangel. *Richtung des Gemüths auf Gott, zur Zeit einer allgemeinen Noth.* No. 6, bey dem gefürchteten Ausbruche des Kriegs gehalten. *Die Forderungen des Vaterlandes an seine Bürger zur Zeit drohender Gefahren*, über Ps. 85, 9—12, eine vorzüglich schöne Predigt. Alle zeichnen sich durch einen zwar nicht hinreissenden, aber sanft erwärmenden Vortrag aus. Zu tadeln ist, dass die Materien nicht immer gehörig erschöpft sind. Zuweilen fehlt es an richtiger Darstellung und Bestimmtheit der Begriffe, wie z. B. in der 11ten Predigt, welche bey der öffentlichen Confirmation der Kinder gehalten worden. Das Thema handelt *von der Treue gegen das Christenthum*. S. 213 heisst es: Mit der Treue und Festigkeit bey einmal gefassten Entschliessungen und Bestrebungen bezeichnen wir jede bestimmte Richtung unseres Denkens und Wollens auf einen Gegenstand, und das ausdauernde Beharren bey demselben." Allein Richtung unseres Denkens und Wollens auf einen Gegenstand ist noch nicht Treue, sie wird vielmehr als ein Mittel zur Treue vorausgesetzt. In der ganzen Predigt wird daher bloss gezeigt, dass man wichtige Überzeugung von der Religion erlangen, sie wegen ihrer Vortrefflichkeit liebgewinnen, und durch That und Leben jene Überzeugung an den Tag legen müsse. Ker.

KURZE ANZEIGEN.

Katechetik. *Freyburg*, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln* von *August Theodor Leuchte*, Diakonus zu Haynichen. Erster Heft. 1806. 116 S. Zweyter Heft. 1807. 112 S. 8. (Beide Hefte 1 Thlr.) Man hat hier keine vollständigen Katechisationen, sondern nur Materialien zu dergleichen über die epistolarischen Perikopen zu suchen. Die Absicht des Vfs. war ausdrücklich, mehr für die *Erklärung*, als für die *Anwendung* derselben zu sorgen, obgleich auch für letztere hin und wieder Fingerzeige gegeben sind. Rec. muss bekennen, dass ihn weder die ersteren noch letzteren befriediget haben. Er hat keinesweges zu hohe Begriffe von den Fähigkeiten und Kenntnissen unserer Schullehrer, wie sie gewöhnlich sind; aber er glaubt doch, dass die meisten im Stande seyn werden, solche mitunter sehr dürftige Fragen aufzuwerfen, und mit den Worten des Textes, nicht immer glücklich, zu beantworten. Die Einleitungen und Inhaltsangaben sind gar zu oberflächlich und die jedesmal am Ende beygefügte Übersetzung konnte ohne Bedenken ganz wegbleiben. Der 2te Heft geht bis zum Sonntage Rogate. Nach der Vorr. soll das Ganze, das uns eine sehr überflüssige Arbeit zu seyn scheint, in 4 Heften beschlossen werden. —st—

Kinderschriften. *Posen*, in Commiss. b. Kühn: *Belehrungsbuch für die Jugend, bestimmt, den Kindern als Lese-Übung zu dienen, und ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken zugleich auf eine angemessene und nützliche Weise in Thätigkeit zu setzen. Vorzüglich für Süd- und Neu-Ostpreussens heranwachsende Jugend abgefasst, und ihren Schullehrern und Ältern gewidmet.* 1804. 71 S. gr. 8. (3 Gr.). Das Büchlein erfüllt seine Bestimmung: es ist mit Kenntniss des kindlichen Alters und des ihm Angemessenen zusammengetragen. Eine besondere Beziehung auf das einstige Süd- und Neu-Ostpreussen hat Rec. nicht gefunden. Die Vorrede charakterisirt einen Mann von gebildetem Verstande, und einer grossen Anhänglichkeit an sein — Vaterland? Möchten doch seine guten Wünsche bey der neuen Verfassung des Landes realisirt werden, und nicht bloss der Erdboden cultivirter — Ruinen, Schutthaufen, Sümpfe und Moräste verschwinden — und das Erdreich mit jedem Jahre ergiebiger werden, sondern sich auch der grosse Haufe der Menschheit von der tiefen Stufe der Cultur zu einer höheren emporheben! — — a —

FORTSETZUNGEN.

Landshut, b. Attenkofer: *Kurze Volkspredigten zur Beförderung einer reinen Glaubens- und Sitten-Lehre.* Zum Druck befördert von D. *Lorenz Kapler*, und besonders den Freunden und Abnehmern des kleinen Magazins für katholische Religionslehrer gewidmet. 5tes Bdchen. 1807. 166 S. 8. (16 Gr.). S. Recens. der vorhergeh. Bde. 1806. No. 281.

Leipzig, b. Hartknoch: *Ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte*, von D. *Joh. Georg Aug. Hacker*, kursächs. Hofprediger. 3te Samml. 1805. VIII. u. 214 S. 4 Samml. 1807. 186 S. 8. Auch unter d. Titel: Neue Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freye Texte. 1ste Samml. (18 Gr.) S. Recens. der 2t. Samml. 1806. No. 225.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Heinr. Jul. Willerdings*, Pastors an der Hauptkirche St. Petri und Scholarchen in Hamburg, *Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien* 17ter Jahrg. 1804. VIII. u. 240 S. 18ter Jahrg. 1805. VIII. u. 236 S. 19ter Jahrg. 1806. VIII. u. 248 S. 8. (3 Thlr.) S. Recens. des 16ten Jahrg. 1805. No. 84.

Ebendas.: *Auszüge aus den in der Jacobi Hauptkirche gehaltenen Vormittagspredigten* von *Bernhard Klefeker*, Pastor an gedachter Kirche und Scholarchen in Hamburg. 3te Samml. für das J. 1804. 272 S. 4te Samml. f. d. J. 1805. 268 S. 5te Samml. für das J. 1806. 276 S. 8. (3 Thlr.). S. Recens. der beiden ersten Samml. 1806 No. 9.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JANUAR, 1808.

GESCHICHTE.

Paris, b. Didot d. ä.: *Commentarii de bello Germanico*, auctore *Jo. Car. Serra.* Pars I. 1806. 72 S. Pars II. 1807. 86 S. 8.

Dieses Werk hat uns sehr angenehm überrascht, nicht sowohl durch den Inhalt, als durch die Darstellung. Von dem Inhalte, welcher die merkwürdigen Begebenheiten der neuesten Zeit, die der Titel ankündiget, in chronologischer Ordnung umfasst, ist wenig zu sagen. Neue Belehrungen, neue Aufschlüsse werden nicht gewährt. Es scheint nicht, dass der Vf. neue Quellen brauchte: überhaupt gedenkt er nirgends seiner Quellen; auch die französischen Bülletins, aus denen offenbar das meiste geschöpft ist, werden nicht erwähnt. Dafür aber weiss er die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung auf andere Art zu begründen. Mit dem ruhigen Selbstvertrauen eines urtheilsfähigen Zeitgenossen, ja zuweilen mit der erhebenden Zuversicht eines Augenzeugen, eines Theilnehmers, berichtet er in diesen Memoiren, wie einst Julius Cäsar in seinen Commentarien, die grossen Begebenheiten des Tages; beschreibt die Gegenden, wo sie vorfielen, und was seit Napoleons Thronbesteigung Ruhmwürdiges von der französischen Nation im Kriege geschah, in der raschen, zum Ziel hineilenden Erzählung gleichsam wetteifernd mit dem Fluge der Thaten, deren dauernde Folgen uns mit Staunen erfüllen, und nur da mit Gemüthlichkeit verweilend, wo die Charaktere der Helden, besonders des Einen, der vor allen hervorstrahlt, durch die Stellung und Schilderung der Thaten, nicht durch lobpreisendes Wortgepränge, das der ächte Historiker verschmäht, mit Kraft und Klarheit dargestellt werden konnten.

Eben in dieser Kunst der Composition, welcher die gediegene Schreibart entspricht, liegt das Überraschende dieser literarischen Erscheinung, in den Tagen der modernen Barbarey, von einem Verfasser, welcher als ernannter kaiserl. Resident zu Warschau, und als *chargé d'affaires* zu Danzig, an die Vereinigung der Talente eines Staatsmanns und Historikers bey den Alten, oder an das seltene Beyspiel eines *Hugo Grotius*, eines *Johannes Müller* erinnert, endlich aus einem Lande, wo man lateinische Productionen von solcher Vollendung weder zu suchen, noch zu finden gewohnt ist. An die erwähnten Commentarien des Julius Cäsar denkt man zuerst bey diesem Werke, das Titel und Form von jenen entlehnt hat; aber die Form nur in Bezug auf die Erzählung überhaupt, nach der Zeitfolge. Sonst nimmt man bald wahr, dass der Vf. sein Talent mehr nach dem ehrwürdigen Sallustius ausbildete, zum Theil auch nach dem, welcher mit eigener Kraft dem Sallustius folgte, dem gedankenreichen Tacitus. Erblickst du hier von jenem die Kunst, bekannte Begebenheiten auf eine neue, überraschende Art zu verbinden, anziehende Gemälde in grossen Umrissen für die Einbildungskraft aufzustellen, und die erzählten Thaten durch den genialen Ausdruck zu beleben: so wirst du an diesen oft durch das kunstvolle Zusammendrängen einzelner Begebenheiten unter ein Hauptfactum, durch die Energie der inhaltschweren Sprache, durch die Würde der eingemischten Reden erinnert, und durch das eigene lebhafte Gefühl des Vfs. und den Schwung seiner Phantasie erhoben werden. Denn, was die Hauptsache ausmacht, auch da, wo der Vf. nachahmt, bleibt er in gewissem Sinn original, indem er nichts weniger als seinen Charakter verleugnet. Wenn demnach neuerlich wieder die Frage aufgeworfen worden, wiefern es gelingen möchte, den Alten nicht bloss in der Art ihrer Productionen, sondern auch mit ihren Kunstwerkzeugen also nachzueifern, dass der Schriftsteller in einer fremden Sprache zugleich als selbstständiger Künstler erscheine: so zeigen Bücher dieser Art, die freylich heut zu Tage sehr selten ans Licht treten, in welchem Grade jenes Problem gelöset werden könne.

Eine genauere Inhaltsanzeige wird, was wir im Allgemeinen bemerkten, deutlicher machen. Das Werk ist in vier Bücher getheilt; jeder Band befasst deren zwey. Nur Einleitungsweise werden im ersten Buche die unglücklichen Zeiten erwähnt, *quibus Gallia, exactis regibus, pro libertate populares tumultus diversosque ad tempus specie aequalitatis magistratus habuit.* Hierauf die von den Engländern erregten Unruhen, und wie jetzt die hohe Wirsamkeit des Mannes, der zum Wohl des Staates aufgestanden war, sich weiter und weiter verbreitete: *Qui primus rempublicam, civilibus discordiis fessam, acceperat, et lege nova decennalis consul rexerat, mox perpetuum fieri, eique successorem sibi testamento scribendi jus esse consuluit senatus. Postremo ita publicae quietis, nimium bello artibusque inimicorum obnoxiae, interesse visum est, ut, civitate in imperium cedente, Galliarum imperator primus consalutaretur.* Die Erhebung zum Königsthron Italiens und was sonst erfolgte, ist bekannt, und von dem Vf. in einfacher Kürze treffend beschrieben. Lebhafter wird das Kolorit, wo er den Sieg bey Ulm, und was ihm leider vorherging, schildert. Wer erkennt nicht die sallustische Kunst in folgender Schilderung der Österreicher: *Cuncta illis in exercitu incerta: imperii honos penes Ferdinandum, penes Macum auctoritas. Ille prompto ad bellum animo aetatem et conditionem exce-*

debat: hic bello Neapolitano inglorius, haud aequo post voluntariam deditionem aufugio infra aucupatam (richtiger *quaesitam*) *sibi prius apud Germanos militaris scientiae existimationem descenderat.* — In dem zweyten Buche ragt besonders die Beschreibung der Thaten bey Austerlitz hervor. Aus den aufgestellten Prämissen das für die Deutschen niederschlagende Resultat: *Profecto praeter admirationem minime fuit, septuaginta hominum millia, quae in superbissimum ad Gallias invadendum exercitum coaluerant, gens haud ignara* (eine harte Wortfügung, nicht zu rechtfertigen durch eine ähnliche bey *Tacitus Annal. II*, 6), *et veterani quidem milites, nulla rerum inopia, neque mole cladium obruta, duodeviginti dierum spatio, modica a levibus certaminibus caede, captivitate vel fuga absumpta fuisse.* Desto herrlicher glänzt der Ruhm des Siegers, dessen wunderbar schnelle, allumfassende Wirksamkeit sehr schön in der Umfassung weniger sinnreich zusammengedrängter Perioden ausgedrückt wird: *Caesar, cum militem laudibus et praemiis, victos clementia, beneficiis socios prosecutus, tum fama nominis orbem amplexus, Vindobonam cum exercitu iter recipit. Hic auctoratis Vindeliciae et Bojorum regnis, Monachii post novi regis filiae cum privigno, qui in Italia prorex exemplo provinciam docuerat, reginam magnae Graeciae, novis rebus perjurio studentem, haud metui esse, celebratis nuptiis, Argentoratum vix tertio quo aberat mense revertitur. Deinde cum Augusta, praecellentis animis femina, quam in belli periculis aliquando, in exercitio virtutum nullo non temporis* (*tempore*) *virum comitari aspexi, et ipsam suavitate morum et beneficentiae caritate quaecunque domi forisque vincentem, senatu triumphum decernente, frequentissimis populi votis urbem ingreditur.*

Noch mehr zogen, aus begreiflichen Ursachen, die letzten beiden Bücher unser Interesse an sich. Ihr Gegenstand ist *bellum Borussicum, claritate hostis et magnitudine rerum prope nobilius.* Auch hier findet man dieselbe Gedrängtheit des Stils, welche, wie beym Tacitus, nicht von dem Ersparen unentbehrlicher Worte, sondern von der glücklichen Anordnung der Ideen herrührt. So gleich im Anfange, wo das unkluge Benehmen eines Fürsten geschildert wird, den die Preussen mit sich zu vereinigen wünschten: *Missis qui vetere conjunctum societate rursus sollicitarent, incepta male dilata sunt. Id Cattis pejus accedit. Dimisso qui fatum distulisset exercitu, inter concurrentes hinc inde acies inermium specie quiescunt: At stabili apud neutros gratia tanquam qui eventum expectare videbantur, ut fortunae consilium applicarent, praeda victoris paulo post fuerunt.* Denselben Ernst, dieselbe alterthümliche Würde der Erzählung finden wir in der Stelle, wo des Prinzen Ludwigs Heldentod (nicht nach der gewöhnlichen Sage) erwähnt wird: *Cum laevo Augeravius cornu Lanniusque ad Salam accedere jubentur. Qui Melocabo* (Coburg) *in itinere potiti, praeeuntem cum expeditis catervis patruelem regis offendunt. Suasorem belli juvenem, utut gloriae cupidum, nulla artis praecepta, nec jussa forte ducis, qui provinciae custos omnibus circum praefuit copiis, ab improvido fluvii trajectu deterruerunt. Audacia magis quam viribus suffulta res tristem exitum habuit. Acriter non diu pugnatum est. Superantur undique Borussi. Quingentis interfectis, bis totidem cum bellicis tormentis capti. Caeteros vel palus gurgite absumpsit, vel profugos silva abdidit. Princeps ipse, postquam fortissimi quidem militis munus obiisset, letali vulnere confossus, juvenilem errorem praeclara morte conclusit.* Wir würden diese Stelle meisterhaft nennen, wenn nicht das *forte* in der Mitte, welches kein Alter für *fortasse* gebrauchte, und am Schluss das *conclusit*, wofür vielleicht *expiavit* das richtigere wäre, einen Anstoss erregten. Jedoch solche Mängel der Sprache werden reichlich vergütet durch den über das Ganze verbreiteten *color Romanus*, welchen kein Grammatiker, ohne lebendigen Geist und Gefühl, sich verschaffen kann, wenn er auch die einzelnen Feinheiten der Sprache im Ohr und in der Feder hat. Wie möchte z. B. ein solcher eine so geistvolle Beschreibung dessen, was der Herzog von Braunschweig vor der Schlacht bey Jena that oder nicht that, und wie der Sieger den Fehler benutzte, mit gleicher Präcision entwerfen: *Brunsviacus raptim ac temere aciem instruxit, difficultatibus loci haud satis diffisus. Nam collatis ad Jenam signis, rhedariam viam copiis obsepivit, huic vero imminentem atque oppido tumulum magnum ad rem bene gerendam impedimentum, neglexit. Neque maturam occupandis saltibus — operam dedit. Admirationi fuit, quod expertus belli imperator unicam ferme in multitudine famaque militum victoriae spem reponere juberet.* Jetzt kam Napoleon an. *Confestim militi per confragosa loca et salebras semitam fodere imperatum est. Pedites assidue pertinaces adeo labori incumbunt, ut non tantum molliore ascensu ad summa evaderent, sed etiam in complanato jugo catervis explicandi se copiam fecerint* (*facerent*); *tormenta quidem in rupibus omnisque generis missilia quasi in muris disposita* u. s. w. Zuletzt von dem Ende des Herzogs mit ergreifender Kürze: *Quum itaque non tam pugnae ordine quam consilio peccatum fuit, imperatoris culpa bellica fama Borussorum et res evanuit. Culpam ipse, inter aciem oculorum glande ictus, dolore magis regiae suaeque* (*suaeque*) *ruentis fortunae, quam morte, paucis post diebus explevit.*

Wir sagten oben, dass der Vf. da, wo die Begebenheiten zur Charakterschilderung einluden, sich mit gemüthlicher Ausführlichkeit verbreitet. Sein Vortrag wird dann beredter, feuriger; seine Gemälde lebendiger und dichterischer, jedoch ohne die zarte Linie zu überspringen, welche die poetische und historische Malerey scheidet. Drey treffliche Stellen werden unsere Bemerkung erläutern. Die erste vor der Schilderung des bey Jena erfochtenen Sieges: *Major ferme ea die in retinendo milite, quam in hoste vincendo, Caesari labor fuit. Quum enim in omnes partes vigil discurreret, nomenque legiones acclamarent, nonnullae cum fremitu voces, procedendum postularunt. Licentiam severo vultu compescuit, declaravitque, tantum audaciae imberbes milites prodere, qui plus, quam imperatorem, de victoria atque exitu rerum sentire existimarent, neque minus continentiam in milite, quam animi magnitudinem, laudari.* Noch gelungener ist das Charaktergemälde, wozu der Vf. den bekannten Vorfall mit einem Fürsten zu Berlin (*e primoribus civitatis hominem, opibus et consuetudinibus p*

tentem, nennt er ihm, mit edler Scheu den Namen verschweigend,) im 2ten Bande benutzt hat. Der Sieger ging bey der Verurtheilung von dem Grundsatze aus, *nil incautius impunitate, quae maxima ad insidiandum victori rebellandumque illecebra est.* Vor ihm erscheint endlich die unglückliche Gattin des Beschuldigten. *Ad haec quum lacrumans illa coelum obtestaretur, ob invidiam et falsis denuntiari hominem testibus: En, inquit Caesar, index noxae; factum sodes purgato. Tunc conscium culpae epistolam feminae tradit. Ut gravida sinu mulier viri notas et consilia simul agnoscit, intercluso ferme spiritu concidit. Cujus miseritus rursus Caesar: Bonum animum habe. Indicium, quod manu tenes, abolere igni fas esto. Ubi nulla sceleris vestigia extare contigerit, nil tibi et reo metuendum erit. Paruit illa confestim dictis, redemitque conjugem conjunx, eminente inter pietatem clementia.* Aber die Krone von Schilderungen dieser Art ist die Erzählung von dem Eintritt des Siegers in Potsdam, und von seinem Verweilen an Friedrichs stillem Grabe. So glücklich, wie hier, hat der Vf. in dem Prägnanten und Sententiösen des Ausdrucks, wie in dem Sentimentalen der ganzen Beschreibung und der sinnreichen Verknüpfung der Begebenheiten, mit seinen römischen Vorbildern vielleicht nirgends gewetteifert: *Hic palatium principis, amplissimi juxta horti, atque haud procul omni vacuae cura verbo magis quam re tenus aedes* (Sansfouçi). *Statuae hortos, aedes picturae magnifico sumptu ornabant. Effulgebat ubique Fridericus M. Cubiculum, in quo ille vita excesserat, nulli post merito patiens heri, Caesar avide circumspexit, admiratus virum vir. Templum deinde iniit, ubi eadem ferme ante annum die Bastarnarum rex* (so nennt er überall den russischen Kaiser) *prima hujusce belli semina jecisse fertur. Major nunc hospes expers marmorei artificii sepulcrum Friderici invisit. Non adeuntem satellitium aut strepitus, non jacentem imagines et anaglypha indicant. Sociat praesentes inter silentia fama rerum. Pendebant muro ensis, balteus, insignia. Quae Caesar apprehendens manu, supervacuos, quandoquidem manet impletque locum nomen, tumuli honores detrahit. Transvehi Lutetiam formidata quondam a Gallis arma jussit, et emeritos, qui aetate aut vulnere graves, illic aere publico aluntur, milites tanto praemio donavit. Hi donum principis in aedibus Victoriae sublimi fastigio suspensum aliquando locarunt. Popularem inter publicum illud solenne laetitiam calamitas domestica turbavit, dicentique facundo ore Caesaris ac Friderici laudes tercentumviralis collegii principi justa compressit vocem querimonia. Ea quippe tempestate non tantum illae magni regis exuviae, sed etiam ipse regum domitor documentum humanorum casuum fuit. Virgineus ceu forte succiditur vomere flos, sive quem auster brevem veris amorem adurit, mors regium puerum extinxit. Hic Batavorum regis filius etc.*

Ungern versagen wir uns das Vergnügen, den Lesern mehr mitzutheilen. Auszüge aus einem Werke, von welchem zur Zeit vielleicht kaum drey Exemplare in Deutschland sind, werden nicht zwecklos scheinen; das Ausgezogene selbst aber wird den Wunsch rechtfertigen, dass das Werk, auch in Deutschland fleissig gelesen, den Eifer einer glücklichen Nachahmung wecke.

Wofern nicht Eine Bedenklichkeit obwaltete, möchten wir wünschen, dass dieses Buch, von einem Sprachkundigen hie und da noch mehr geglättet, durch die Bemühung eines deutschen Buchhändlers in allgemeineren Umlauf gebracht, und in den Schulen der deutschen Bundesstaaten eingeführt würde. Gewiss würde der Inhalt desselben, da er aus der Gegenwart geschöpft und mit den Verhältnissen unseres Lebens so innig verwebt ist, das jugendliche Gemüth mächtiger ergreifen und stärker fesseln, als die in den Schulen gewöhnliche Lectüre des Julius Cäsar, der *Vitae excellentium imperatorum* und anderer Schriften, deren Gegenstände unseren Sitten und Empfindungen so fern liegen. Für eine durchgängige Correctheit des sonst trefflichen und sogar bis auf die Umprägung der Städte- und Personen-Namen alterthümlichen Ausdrucks, müsste freylich noch durch neue Feile der Arbeit gesorgt werden. Einiges, wobey wir anstiessen, haben wir schon beyläufig bemerkt: von anderen Stellen, wo der verfehlte Ausdruck bald dem Leser Dunkelheit erzeugt, bald den Nachahmer zu Sprachfehlern verleiten könnte, wollen wir hier nur folgende noch berühren. Gleich in den ersten Zeilen der Vorrede würden wir *illius* mit *ipsius* vertauschen. Bald darauf wird ein richtiger Gedanke durch die Diction am Ende geschwächt: *Latinis literis, quibus tradita populi terrarum principis gloria aeternum durat, tanti memoriae viri pro viribus consuluisse juvit, quod operi convenientissime fieri aequi judices haud recusabunt.* S. 5. Die Verbindung der Glieder Einer Periode durch *tum — tum — sive — sive;* ist nicht lateinisch; eben so wenig *e contra* (II. S. 19), das öfter wiederkehrt; oder *feminilis indulgentia* (II. S. 67). Für *distantia locorum* (I. S. 30), sagte der Römer *intervallum*; für *pridie idus octobris* (I, 24, 34 u. öfter) *octobres.* In folgender Periode (I. S. 11): *Horum plerique per legatos novum regnum (Caesaris) agnoscunt; at quotusquisque bonum animum professus, perperam sincero gratulabatur*, bey welcher dem Vf. vielleicht *Tacit. Annal.* I, 3 vorschwebte, scheint uns die Sprachrichtigkeit *sincere*, und der Sinn die Weglassung des *perperam* zu fodern. — Solcher Verbesserungen liessen sich mehrere vorschlagen. E.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Giguet u. Michaud: *Les Tombeaux de l'Abbaye royale de St. — Denis. Par M. Treneuil.* Seconde édition, revue, corrigée et augmentée. 1806. 56 S. gr. 8. (30 Sous).

In der That mag es wenige Puncte in und um Paris geben, die so vielfache Erinnerungen und so mannichfaltige Empfindungen aufzuregen im Stande sind, als die Kirche des h. Dionysius. Der Heilige, dem sie geweiht ist, ausgesandt von Rom, im Gallien das Evangelium zu predigen, starb durch Henkers Hand am Ende des 3ten Jahrhunderts. Katulla, eine Heidin, gerührt durch die grausame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wusste sich den Leichnam des Apostels, der eben in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Christin, und erbauete auf seinem Grabe eine kleine Kapelle, die in der Folge erneuert, und von der h. Genoveva nach einem grösseren Plane aufgeführt; im 6ten Jahrhun-

dert zu einer der blühendsten Abteyen erwuchs. Noch steht der grosse, Ehrfurcht gebietende Bau der ältesten christlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde: rings war der Haupteingang, eine grössere Thür mit zween Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildnissen der ältesten Heiligen und der fränkischen Könige; das Innere der Kirche war gross und reich durch Geschenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunst; und in den weiten Gewölben unter dem Chor der Kirche ruhten die Leichname von mehreren Königen des ersten und zweyten, und alle Regenten des dritten Geschlechts von Hugo Kapet bis auf Ludwig XV. Jetzt — allen Heiligen und Königen am Eingange sind mit kunstvoller und zum Theil lustiger Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeisselt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerstörung und die Gewölbe — sind öde und leer: alle Leichname wurden herausgerissen. Gerade in dem Augenblick, den 16 Octbr. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV aus dem Gewölbe herauf; und nach einer tobenden Berathschlagung ward beschlossen, *alle* Leichname der Könige in Eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV und Ludwigs XIV, die sich noch sehr gut erhalten hatten und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleyernern Särge sofort dort auf der Stelle zu schmelzen, wie denn auch, was sonst noch von Bley an der Kirche sich fand, das ganze Dach z. B., abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen ward. Doch seit Napoleons Decret vom 20 Febr. 1806 ist St. Denis wieder zum Begräbnissorte der französischen Regentenfamilie bestimmt; man fängt an, das Innere der Kirche zu ordnen, zu weissen, Fenster von buntem Glase einzusetzen, und besonders nach einer neuen Idee in der Tiefe des Chors den Hochaltar zu schmücken. Schon prangt an dem marmornen Altargestelle in Gold ein grosses umstrahltes *N*; auf der Marmorfläche steht an der Ecke in natürlicher Grösse ein Adler, der aufblickt zu einer Gruppe, die man vorläufig auf Holz gemalt hingestellt hat: die Göttin Frankreichs als Minerva mit Helm, Harnisch, Lanze und Schild, in kolossaler Grösse, in den Arm fassend eine etwas alte Matrone, die ein Buch in der Hand hat, und auf ein Knie gesenkt zu der Beschützenden (flehend fast) aufblickt. — Die Gewölbe sind geräumt und neu geordnet; eine Doppelpforte, in schwarzen Marmorsäulen hängend, führt zu dem stillen dunklen Orte, wo im Hintergrunde zwey enge Nischen gewölbt sind, die Er, dem jetzt der Tajo und Ganges erzittern, sich und seiner Gemahlin zu Ruhestätten bestimmte.

Es ist nicht zu verwundern, dass, wer fromm und irgend reizbarer Phantasie war, durch den blossen Anblick, vielmehr noch durch Erinnerungen und Vergleichungen, sich hier zu poetischer Stimmung erhoben fühlte. *Chateaubriand* widmete in seinem *Génie du Christianisme* ein eignes Capitel der unglücklichen Abtey; in zwey sehr gelesenen Gedichten, *le Printemps d'un proscrit* von *Michaud* (es existirt davon schon die 4te Auflage) und *l'Imagination* von *Delille*, klagen einige der schönsten Stellen um das Schicksal des h. Denis; vorzüglich rühmt man das Gedicht einer Dame auf die königlichen Gräber, das Rec. nicht zu Gesichte gekommen, dem man aber höheren poetischen Werth zuschreibt, als dem vorliegenden schön gedruckten Gedichte des Hn. *Tr.*, das indess in einem Jahre zwey Auflagen erlebte, und mit lebhaftem Interesse gelesen worden ist. — Der Dichter, um Paris zu vergessen in jenen blutigen Tagen

> *Où furent asservis à d'homicides lois,*
> *Les larmes, le regard, le silence et la voix,*

wählt den einsamen Weg nach der altberühmten Abtey von St. Denis. Doch plötzlich ertönt auch hier wildes Geschrey, wie um Tadmors prachtvolle Trümmer der Schakale und Hyänen Gebrüll: man erbricht die Gewölbe; ihm, dem Alles erliegen zu müssen schien, dem Tode entreisst man seine Rechte und seine Beute, und der Tod selbst starret vor Schrecken. Keine Erinnerung rühret die Grausame: nicht der väterlichgute Heinrich, nicht der grossherzige Ludwig: sie alle wild durcheinander geworfen, empfängt eine Gruft. Da erscheinen die Geister der Könige der Phantasie des Dichters. Heinrich IV spricht:

> *Si jamais un héros, des factions vainqueur,*
> *Et ministre du ciel, devenu plus propice,*
> *Ramène dans l'état la paix et la justice;*
> *Si jamais il lui rend son trône renversé,*
> *D'un généreux oubli couvrant tout le passé,*
> *Puisse-t-il, comme nous, ami de la clémence,*
> *Pardonner en pleurant ces crimes à la France!*

Sich selbst trösten die aus ihren Ruhestätten Vertriebenen mit der Auferstehung. Doch die fortdauernde Zerstörung lenkt wieder des Dichters Aufmerksamkeit auf sich; er denkt zurück an das Entstehen, an die ehemalige Grösse der Abtey, an das Unglück derer, deren Unterthan er war:

> *martyrs après leur mort,*
> *De l'apôtre gaulois ils réclament le sort;*
> *Qu'ils en jouissent donc: la piété payenne*
> *Invite à ce devoir la charité chrétienne.*

Doch die Abgeschiedenen scheinen beruhiget.

> *Que ne pouvais-je, hélas! d'un Roi trop populaire,*
> *Trop faible, trop clément, consoler la poussière!*
>
> — — — — — — —
>
> *Qui l'eût dit que, déchu d'un empire si beau,*
> *On dût à ta misère interdire un tombeau,*
> *Ton nom à notre voix; à nos yeux ton image;*
> *Et qu'en ces jours de sang, de deuil et d'esclavage*
> *La seule piété, fidèle à tes malheurs,*
> *Viendrait furtivement te donner quelques pleurs?*
> *Reçois-en le tribut. etc.*
> *Ainsi de la grandeur le fantôme s'efface.*
> *La France a vu briller sur le trône des lis,*
> *Le sang de Charlemagne et le sang de Clovis:*
> *La race de Capet .... Une race nouvelle*
> *La remplace, fleurit, et doit passer comme elle etc.*

Unter den erläuternden Anmerkungen zeichnen wir nur eine aus: „Das Capitel des Hn. Kotzebue über St. Denis, in seinen Erinnerungen aus Paris 1804, ungenau in jeder Hinsicht, ist eine Art von Drama, worin spielen Hr. Kotzebue, *eine reizende Sterbliche*, und der Pförtner der Abtey, der ganz unter dem Bilde des Propheten Jeremias gemalt wird, wie er über die Trümmer des Tempels von Jerusalem weint. Die fromme Weichherzigkeit des Pförtners, die Möglichkeit, die Gebeine Heinrichs IV wieder zu finden, das mit Rasen bedeckte Grab der Könige, das alles ist von der Erfindung des Reisenden, oder Wirkung seiner Leichtgläubigkeit" u. s. w.

V. S. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Bions und Moschus Idyllen*, übersetzt und erläutert von *J. C. F. Manso*. 1807. 236 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der gelehrte Übers. hat Recht, wenn er die hier zu beurtheilende Arbeit selbst *eine neue Ausgabe*, statt *einer zweyten Auflage* nennt: denn von den Einzelheiten in seiner ersten Verdeutschung des *Bion* und *Moschos* (Gotha 1784) ist fast nichts unverändert gelassen, wie weiterhin gezeigt werden soll. Die Anordnung des Buches inzwischen ist in der Hauptsache die alte und ziemlich zweckmäsige geblieben. Auf eine Abhandlung: *über Bions und Moschus Leben und Gedichte*, die in der älteren Ausgabe sonderbar genug in zwey verschiedene Aufsätze zerfällt war, folgt S. 43—139 die Übersetzung der beiden Bukoliker und dreyer Idyllen, die unter der theokritischen Sammlung stehen. Die beiden gröseren, *der Rinderhirt* und *das Liebesgespräch*, waren in der ersten Ausg. unter die des Moschos gestellt. Neu hinzugefügt ist die dritte, *der Honigdieb*. Den Schluss machen theils einleitende und erklärende, theils die aufgenommenen Lesarten vertheidigende Anmerkungen. Hinzugekommen ist in der neuen Ausg. eine Dedication in schlechten Distichen an Jakobs; eine Vorrede, und am Ende einige schätzbare Beyträge zur Kritik der beiden Dichter, von Hn. *M.* Schäfer in Leipzig, der die Druckcorrectur besorgt hat.

Die Vorrede, um von vorn anzufangen, soll die Gesichtspuncte angeben, aus welchen Hr. *M.* das Geschäft des poëtischen Übers. überhaupt, und das des Übers. unserer zwey Bukoliker insbesondere betrachtet. Er klagt sich zuvörderst selbst an, in der ersten Ausg. durchaus den Hexameter des *Virgilischen Landbau's* nachgebildet, und auf diese Weise seinen *Alexandrinern* manchen ihnen fremden Rhythmus aufgebürdet zu haben. Wenn wir auch dem letzteren nicht widersprechen wollen: so können wir doch unmöglich dem ersteren beystimmen; denn wir gestehen, in jener Übers. keine Spur von dem kunstvollesten, gebildetsten und mannichfachsten aller heroischen Verse des Alterthums finden zu können. — Nunmehr hält sich Hr. *M.* überzeugt, dass der Übersetzer nicht sowohl einem selbstgebildeten, absoluten Verse nachstreben dürfe; dass er vielmehr die metrischen Individualitäten, durch welche sein Original von anderen hexametrischen Gedichten gesondert ist, hervorsuchen und in der Nachbildung möglichst zu erhalten suchen müsse, womit wir natürlich übereinstimmen. Wir hätten demnach eine Entwickelung des Hexameters unserer Dichter gewünscht und erwartet: wären jedoch auch befriedigt gewesen, wenn die Übers. selbst von einiger Einsicht in den Vers der griech. Bukoliker gezeigt hätte. Ausser dem Charakter des *alexandrinischen* Hexameters überhaupt, der sich indess vom *homerischen* nur auf negative Art unterscheidet, wäre hier besonders auf die bekannte *τετραποδία βουκολική* zu achten gewesen, unter der wir aber nur den Einschnitt nach einem *daktylischen Fusse* verstehn. Wenn diese Caesur auch nicht in jedem Verse Statt findet, so kann sie doch herrschend genannt werden. Valckenaer hat schon in der *Epistola ad Röverum* p. 15 vor dessen Ausg. von *Ursini Virgilius* bemerkt, dass Theokritos unter 927 Hexametern 711 bukolische habe. Unter den 240 Versen des Bion zählten wir 192 derselben, bey Hn. *M.* dagegen nur 87; und unter den 480 Hexametern des Moschos fanden wir jenen Absatz in 163 Versen nicht beobachtet, in der Übers. aber nur in 145 nachgebildet. Dafür bedient sich Hr. *M.* unzähligemale eines höchst übelklingenden und schleppenden Trochäus mit Cäsur am Ende der Thesis, als

Wehe! wehe! wiewohl im Garten || sterben die Malven:

Mosch. 3, 106, so auch Bion 1, 18. 35. 36. 42. 56. 59. 61. 71. 75. 76. 86. 88. 90. 94. 95; und in gleichem Verhältniss durch das ganze Buch. Sind wir auch überzeugt, dass der Trochäus keineswegs aus dem deutschen Hexameter zu verbannen sey: so sind wir doch auch gewiss, dass er im vierten Fuss nur dann geduldet werden darf, *wenn er die Cäsur nach der Arsis hat*, als:

Soviel peinlichen Schmerz erfuhr || ich mühsam gebährend.

oder auch, *wenn das Wort hinübergreift in den fünften Fuss*, und so das Ohr über den Absatz weghebt, als:

Zeuge Persephone mirs und die schöngeschleyerte Deo.

Mosch. 4, 75 u. 87. Beym Apollonios von Rhodos und beym Bion fängt das Wort durchgängig, beym Moschos meistentheils schon im dritten Fuss an, z. B.:

Θαλπόμενοι θέλγονται ἀεργίῃ τε καὶ ὄλβῳ. Bion 6, 6,

oder es schliesst sich der Artikel, die Präposition oder sonst ein unmittelbar dazu gehörender Redetheil so fest an das im vierten Fuss anhebende Wort, dass sie zusammen Eines bilden, wie

Τὼς καλάμως ἅμα πάντας ἐπ᾽ ἀλλάλοισι συνάπτων. Bion 2, 5.

wodurch der bezeichnete Zweck des Weghebens über die Cäsur am besten erreicht wird. Der reine *Spondeus*, auch ohne Einschnitt, ist dagegen im deutschen Hexameter an der vierten Stelle wohlklingend, und im allgemeinen nicht zu verwerfen, z. B. Mosch. 1, 2:

Sah mir Einer vielleicht auf dem Dreyweg || irren den Eros?

Dieses Recht aber kommt dem Übers. des Bion und Moschos nicht zu Gunsten. Zwar sind Hexameter, wie

ἀλλ᾽ ἔθι μευ Ἀργυρότοξ᾽, ὃς Χρύσην || ἀμφιβέβηκας. Il. 1, 37.

oder

ὡραίοις δ᾽ ὄρνιθας ἐπιδήμιον || ἀνθρώποισιν. Hesiod. op. et d. 756. Br.

bey den älteren griechischen Epikern sehr häufig; aber im alexandrinischen Zeitalter scheinen die Dichter diese Anordnung der Versglieder um so sorgfältiger vermieden zu haben, jemehr Mühe sie überhaupt auf die Form ihrer Gedichte wandten. S. Herm. ad Orph. p. 729. Beym Theokritos ist's auffallend, wie aus mehreren Idyllen (z. B. in der ersten bis zur siebenten) dieser spondeïsche Abschnitt gänzlich ausgeschlossen ist, und wie häufig er gleichwohl in anderen, gewiss ächt theokritischen (z. B. im Kyklopen und in den Adoniazusen) gefunden wird. Im ganzen Moschos kommt er nur dreymal vor 2, 41. 51. 5, 10. Bion aber, der überhaupt seinen Schüler in jeder Anmuth und Zierlichkeit übertrifft, scheint ihn ganz vermieden zu haben: denn gegen die zwey Verse, die man wider uns anführen könnte, lassen sich Zweifel erheben. Die eine Stelle 1, 61 ist als verdorben anerkannt, und von Brunck Anal. T. 4, p. 88 durch die Conjectur ἐμήναο nicht unglücklich wieder hergestellt. In der anderen aber, 7, 10, dürfte nach einer öfter vorkommenden Verwechselung (vgl. die Ausl. zum Apollon. Rhod. 4, 172) παρηΐσι anstat παρειῆς zu lesen seyn. — Wie dem aber auch sey, so folgert hieraus genugsam, dass ein Übers. des Bion und Moschos sich dieser Freyheit gar nicht, oder doch höchst selten bedienen darf. Bey Hn. *M.* kommt sie so unzählige male vor, dass sie wirklich als das einzige Charakteristische seines Verses angeführt werden kann. — Noch weit weniger ist in dieser Übers. die trochäische Cäsur im vierten Fuss, κατὰ τέταρτον τροχαῖον, zu dulden. Zwar hat Hr. Hermann Orph. p. 692 ff. mehrere Beyspiele von ihr gesammelt, denen noch Odyss. 11, 298 und Theokr. 18, 15 beyzufügen sind. Aber in unseren Dichtern kommt sie gar nicht vor, so wenig als im Apollonios von Rhodos, mit dem sie im Versbau durchgängig zusammenstimmen. Hr. *M.* dagegen hat sie ungebührlicher Weise im Bion achtmal, und im Moschos zwanzigmal angewendet. — Wie wenig der Übers. in dieser Rücksicht sein Wort gehalten hat, ergiebt sich hieraus zur Genüge. — In der anderen Hälfte ist von der metrischen und von der grammatischen Bildsamkeit unseres Idioms einiges sehr Unbedeutendes beygebracht. Hr. *M.* will keinen griech. oder römischen, sondern einen in sich vollendeten, harmonischen Hexameter geben, einen solchen, der nicht sowohl von gelehrten, als von ungelehrten Lesern vorgetragen werden kann. Er findet darum die kraftvollesten Rhythmen, z. B. palimbacchische Wörter, unstatthaft, und bildet selbst Verse, die freylich nur sehr ungeübten Ohren gefallen mögen, und sich durch schleppenden Gang und Weichlichkeit auszeichnen. Besonders hat er gar nicht auf das Verhältniss der Sylben geachtet, aus welchem allein unsere Metra zu bestimmen sind. Den wer wehrt es uns, rein proceleusmatische Versanfänge, als

Und in den Bergen umher weint jeglicher Quell um Adonis,

oder Reihen, wie

Jener entzückende Mund Kalliopens, *und du beseufztest* u. s. w.

(Bion 1, 34, Mosch. 3, 75) jambisch zu betonen, welches auch von den häufig vorkommenden pyrrhichischen Anfängen gilt, die dem Vers eine anapästische Basis zu geben scheinen, z. B. Bion 1, 10. 3[illegible] — Auch glauben wir nicht, dass Hr. *M.* für die Bequemlichkeit seines ungelehrten Publicums gesorgt hat, wenn er die schönsten Palimbacchien, als *Querflöte*, Bion 3, 7, *Jungfrauen*, Mosch. 2, 89, 101. 3, 6[illegible] *Stierrücken*, Mosch. 2, 121, *mannhafte*, Mosch. 4, 9[illegible] als Daktylen verarbeitet: wenn er aus Spondeen wie *einmal* Bion 1, 45, Trochäen macht: wenn er wie Mosch. 3, 23, doppelte Scansionen möglich macht, oder Verse baut, so übellautend, wie folgender:

Also wälzte sich auch in dem Feld Schildschwinger Iphikles.

Mosch. 4, 118, wobey wir zugleich bemerken, dass die Betonung der zweyten Sylbe in *Iphikles* unserer Art, griechische Eigennamen auszusprechen, entgegenläuft, und ein Gallicismus ist. Auch bey den lat. Dichtern kommt *Iphikles* immer als Amphibrachys vor. Noch wollen wir bey dieser Gelegenheit den gelehrten Übers. fragen, nach welcher Analogie er aus *Adonis* das oft wiederkehrende und übelklingende *Adon* gemacht habe —? An eine geistvolle Behandlung der ganzen Hexameter ist nun gar nicht zu denken: wir wollen aber nur zweyerley bemerken, um zu dem vielen noch Rückständigen Raum zu behalten. Das erste ist die ermüdende Gleichförmigkeit der Rhythmen in unzähligen Versen, wie

Tief in die Wellen | schreitet er ein und | unter dem Meere u. s. w.

Mosch. 7, 4. — Das andere betrifft die im eben angeführten Hexameter vorkommende trochäische Cäsur im zweyten Fusse nach vorherstehendem Daktylus, wodurch der Ausgang des voraufgegangenen Verses auf die unangenehmste Weise repetirt wird. Zwar hat Apollon. Rhod. 3, 34.

εἰ δὲ σοὶ αὐτῇ μῦθος ἐφανδάνει ἦτ' ἂν ἔγωγε etc.

dieselbe Caesur: wahrscheinlich ist aber nach einer gebräuchlichen Trennung dieser Pronominum (s. *Matthiä's* gr. Gramm. p. 177) εἰ δ' αὐτῇ σοι zu lesen. — Nach demselben Grundsatz sind in *Schlegels Rom* V. 1[illegible] und 135 falsch gebaut. —

Von der auf die Vorr. folgenden Abhandlung können wir rühmen, dass sie sich merklich von de[illegible]

französischen Geschwätzigkeit entfernt, die in der früheren Ausg. herrscht, wenn auch ihrem Styl noch vieles von der historischen Würde abgeht. Auch sind die Notizen zweckmäsig geordnet, und meist richtige Resultate gezogen. Dass Bions Vaterstadt Smyrna gewesen sey, dürfte doch noch vielem Zweifel unterworfen bleiben. Wir erinnern Hn. *M.* nur an eine übersehene Nachricht der Eudocia, die sich als Anekdoton in *Jo. Chrn. Wolf catal. fem. olim illustr.* p. 337 befindet, wo er ein Syrakusaner heisst. Dass Eudocia ihn einen Grammatiker nennt, darf uns nicht weiter irren, da Moschos eben als ein solcher beym Suidas vorkommt. — Die Meinung Mancher, Theokritos und Moschos seyen Eine Person gewesen, wäre nicht als ein leeres Hirngespinnst abzufertigen gewesen, da sie auf der Autorität zweyer Hdschr., der Eudocia und des Scholiasten zu Mosch. 3, 101 beruht. Diese und andere höhere Gründe sind neuerdings im *Athenäum* T. 3, p. 230 geltend gemacht, wo jedoch die vorgeschlagene Interpunction des 101 Verses der griechischen Sprache zuwider ist. —

Den beygefügten griech. Text hat Hr. *M.* grösstentheils nach der neusten *Valkenärschen* Ausg. abdrucken lassen. Wir haben nur folgende Abweichungen von ihm gefunden: *Bion* 1, 21, νήπεκτος mit *Brunck* und *Wakefield* statt νήπλεκτος, ohne Noth. 1, 36, ἀνὰ πᾶν νάπος nach *Wakef.* st. καὶ ἀνὰ πτόλιν. Für den Zweck einer ordinären Übers. ist die Conj. gut genug; strenger genommen aber entsteht durch die ausgelassene Copula ein schiefer Sinn. 1, 51, οἴχεαι mit *Pierson* Verif. p. 54 und *Brunck* st. ἔρχεαι, eine sehr unglückliche Verbesserung: ἔρχεσθαι wird eben wie οἴχεσθαι, nur — was hier für die alte Lesart das Wort führt — seltner in der Bedeutung von *Sterben* gefunden. Z. B. Eurip. Alcest. 161. Lips. 1, 60. 61. κυναγὲ-μέμηνας, nach *Valck.* Conj. statt: κυνάγεις-ἔμηνας. 1, 75 βάλλε δέ νιν etc. nach *Wassenbergh* st. δ' ἐνὶ. 1, 77. Συρίοισιν mit *Ruhnken* st. μύρτοισιν. Dasselbe hat *Wakef.* zu *Virg. Georg.* 2, 465 vorgeschlagen. 1, 83. 84 λεβήτι χρυσείῳ mit Recht st. λέβησι χρυσείοις, nach der Florent. Ausg. 1, 93. αἲ αἲ mit *Piers.* st. αὐταὶ. 1, 94. 95. Ἄδωνιν αἱ μὲν-ὑπακούει nach *Wyngarden* st. μιν-ἐπακούει. 2, 4 τὤρνεον mit *Valck.* st. ὄρνεον. 3, 1 ἡβῶοντι mit *Herel* st. ὑπνώοντι, welches unendliche Vorzüge vor der Conj. hat. 7, 8. 9. ἀγκὰς ἔχοισα ἀκρήβαν ἀγάπαξεν mit *Ruhnk.* und *Jakobs.* 7, 14 Φθισάνορ' Ἄρηα mit *Ruhnk.* 7, 21 θυμὸν ἀνέρος mit *Lennep.* 7, 24. Στάμονα καλὸν ἄειρε, τὰ δαίδαλα δ' ἄτρι ἐπήνει nach *Scaligers* und *Lenneps* vergeblichen Bemühungen. 7, 31 ἀργαλέα mit *Luzac.* 8, 7 ὁδοιπορέοντα λοχήσω nach *Ruhnk.* Fragm. 2, 2 Μηδ' ἐπὶ πάντ' ἄλλω nach *Valck.* - *Moschos*, 1, 22 πάντα μὲν ἄγρια ohne Grund mit *Pierson* und *Luzac.* Ἅλιον im folgenden Verse für den Sonnengott zu nehmen, ist des Übers. eigene, unglückliche Idee, da die griechischen Dichter die Gewalt der Liebe gern an allgemeinen Begriffen zeigen, wie Sophokles in der Antigone; auch ginge auf diese Art ein schönes Spiel verloren, da man doch den Sonnengott nicht als selber brennend denken kann. 2, 31 wird ἄναυρος richtig für jeden Giessbach angenommen, und klein geschrieben, auch 36 die alte und bessere Lesart ἠχῇ zurückgeführt. 2, 41 ἦγε οἱ αἵματος ἔσκεν, richtig mit *Valck.* 2, 109 ἀνεπήλατο nach *Is. Vossius* st. ἀνεπίλνατο. 2, 123. 124. ὄφρα μὴ αὐὴν δεύῃ nach *Auratus* und *Valck.* 2, 157 ἅπαντες st. ἅπασιν, so viel uns bekannt, Hn. *M.* eigene, unnütze Conj. Die alte Lesart hat *Wakef. ad h. l.* gut erklärt. Mit Recht ist am Ende dieses Gedichts der Vers: καὶ Κρονίδῃ τέκνα τίκτε καὶ αὐτίκα γίνετο μήτηρ weggelassen. 3, 7 λάμβανε die alte sinnlose und sprachwidrige Lesart, der *Valck.* schon durch die treffliche Conj. βάμβαλε abgeholfen hat. 3, 16 ist der von *Heskin* und *Brunck* verworfene Vers: οἷαν ὑμετέροις ποτὲ χείλεσι γῆρυν ἄειδεν wieder aufgenommen, und mit Recht. Übrigens finden wir weder mit *Valck.* eine Lücke an dieser Stelle, noch in dem eben angeführten Verse eine Corruptel mit dem Übers., der darin mit aller Gewalt den Orpheus sieht, und frisch weg übersetzt:

Wie um Eurydicen einst an euren Gestaden der Sänger (sang.)

ὑμετέροις geht auf die Schwäne, und der Vers vergleicht mit ihrem Gesange den des Bion. Wir würden etwa übersetzen:

Wie er Gesang vormals mit eueren Lippen gesungen

3, 50 ὑμεῖς statt *Valck.* ἡμεῖς. 3, 55 τεᾶς ἐπιβόσκετ' ἀοιδᾶς mit *Higt* und *Jakobs* st. τεὰς ἐπιβόσκετ' ἀοιδάς. Im Text hat Hr. *M.* die alten fehlerhaften Accente statt der Circumflexe auf τεᾶς und ἀοιδᾶς beybehalten. 3, 116 εἶλες mit *Is. Vossius* und *Valck.* unnöthiger Weise st. εἶδες. 3, 128. 129 ἐν Αἰτναίοισιν ἄγυιαι nach *Brunck* statt ἐν Αἰτναίαισιν ἀόσι. 4, 67 ὅς γ' ἐπιμετρήσειεν nach *Jakobs* trefflicher Verbesserung für ὅστις ἀριθμήσειεν. 4, 116 ἀνείρυσε τῶν π. mit *Brunck* statt ἀνειρύσῃ π. 4, 117 κρατερὴν mit *Jakobs* statt προτέρην. 5, 7 χὰ nach — *Teucher* statt des ganz unverdächtigen τάχα. — Es reicht eben hin, zu zeigen, wie gering Hn. *M.* Verdienste um den Text der beiden Dichter sind, indem er ganz ohne Consequenz aus den Lesarten gewählt und verworfen hat. Es ist kein Wunder, dass gründlichere Philologen eine Art von Widerwillen gegen die Übersetzer fassen, weil die meisten so leicht über die ersten Mittel zu ihrem Zweck hinweggleiten, und besonders keine Ahndung von wahrer Kritik an den Tag legen. Eine gute Übers. aber soll die endliche Blüthe des tiefsten philologischen und kritischen Studiums seyn, und es ist kein Paradoxon, sie den Gipfel allen Sprachkenntniss zu nennen.

Die hier vorliegende übertrifft alle früheren dieser Dichter bey weitem (dass einzelne von *Voss* übersetzte Idyllen auszunehmen sind, versteht sich von selbst). Von der früheren desselben Gelehrten ist sie so verschieden, dass nur folgende wenige Verse ganz unverändert gelassen sind: Im Bion: 6, (in der alten Ausg. 3) 1. 2 und 10, 2; im Moschos 2, (alte Ausg. 1) 54. 72. 84. 85. 113. 115. 3, (alte Ausg. 2) 2. 5, (alte Ausg. 7) 1. — Sehen wir nun aber auf den Charakter, welchen die zahlreichen, oft totalen Veränderungen in den übrigen Versen tragen; so ergiebt

sich bald, dass Hr. *M.* den Bion und Moschos noch zwanzigmal übersetzen, und dennoch immer ein ganz neues Buch liefern kann. Zwar macht Hr. *M.* in der Vorrede *Vossen* ein Compliment im Vorübergehen, und erkennt ihn als ersten Lehrer in der Übersetzungskunst an: aber im Text findet sich keine Spur von versuchter Annäherung an diess Vorbild, und man wird überall an französische Maximen erinnert. Auf dem hier eingeschlagenen Wege, wo nur ausgedrückt werden soll, *was ungefähr* der Dichter gesagt hat, nicht, *wie* er es gethan hat (was doch am Ende nicht einmal geschieden werden kann, ohne beide Rücksichten zugleich zu verletzen) zeigt sich eine so unendliche Menge von Schleich-Seiten- und Neben-Wegen, dass die Möglichkeit, aus diesem Gesichtspunct ganz guter Übersetzungen jedes Verses sich ins Unendliche ausdehnt. Wenn ein Mann mit redlichem Ernst und Eifer so etwas beginnt, muss er sich bald in einem Meer von Widersprüchen versenkt finden. Der wackere *Bürger*, der, auch von einseitigen Theorieen befangen, immer dem Wahren und Rechten zustrebte; der sich so wenig durch bequemen Leichtsinn, als durch kindische Vorliebe an irgend eine Meinung fesseln liess, hat in seiner *Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeyer der Venus* das warnendste Beyspiel solcher Verirrungen aufgestellt. Hr. *M.* aber scheint so etwas gar nicht zu ahnden; er gefällt sich in seinem unbestimmten Wesen; und versichert, sich oft an der Genauigkeit gewisser Übersetzer erlustigt zu haben. Wir gönnen ihm die Freude, wenn wir auch nicht leugnen können, durch seinen Mangel an Genauigkeit, seine Gewandtheit, den hinkenden Vers durch preciöse Einschiebsel auszugleichen, und überhaupt durch sein Bemühen, alles besser auszudrücken, als seine alten Dichter gethan haben, oft beleidigt zu seyn. Wir wollen an einer kleinen Probe seine frivole Gedankenlosigkeit entwickeln, und dazu gleich den Anfang des *Grablieds auf Adonis* wählen, von welchem wir gestehen, dass es in Vergleich mit den kleineren Gedichten für vortrefflich übersetzt gelten kann. —

Um den Adonis klag' ich. Dahin ist der schöne Adonis!
Hin ist, klagen mit mir die Eroten, der schöne Adonis!

Hr. *M.* legt, wie auch *Wakefield sylv. crit. T.* 5, *p.* 21 thut, die Worte ὤλετο καλὸς Ἄδωνις den Eroten in den Mund, welches sprachwidrig, und dann abgeschmackt ist. Denn warum sollen die entsprechenden Worte ἀπώλετο καλὸς Ἄδωνις dann nicht auch dem Dichter im speciellern Sinne beygeleg[t] werden? Dass Bion aber so wenig das Eine als das An[dere] gewollt habe, beweist der doppelte Refrain (6 [u.] 15. 67) wo offenbar das αἰάζειν auf das ganze Gedich[t] geht, und das ἀπώλετο κ. Ἀ. den Grund der Klag[e] angiebt. — Ferner hat Hr. *M.* die Symmetrie de[s] zweyten Verses durch Einschaltung seines Ausgang[s] in die Mitte gänzlich vernichtet, was um so unver[]antwortlicher ist, als beide Halbverse weiterhin vo[n] einander getrennt wieder vorkommen, wo ma[n] nun freylich nicht nach des Dichters Absicht erin[]nert wird, sie schon gelesen zu haben. Wie weni[g] unser Übers. überhaupt auf zarte Nüancen der A[n]achten gelernt hat, beweist unter anderen Bions dri[t]tes Gedicht. Es ist ein reizendes und bedeutung[s]volles Spiel, dass sich von diesen 13 Hexameter[n] 5 mit διδασκειν endigen, wovon Hr. *M.* nichts ge[]merkt hat. Auch *Voss* hat in seiner meisterha[f]ten Übertragung (im *Taschenbuch f. Damen.* 1807. [S.] 204) diesen Wunsch gelassen. — V. 3.

Schlaf, unglückliche Cypris nicht mehr in Purpurgewänder[n]

Es ist eine singuläre Idee, der Kypris ein purpurne[s] Negligée beyzulegen: wenn nur nicht der viert[e] Vers, den Hr. *M.* durch

Raffe dich auf und kleide dich schwarz, und schlag an de[n]
zarten Busen, u. s. w.

wiedergiebt, im Original gegen alle Purpurkleide[r] protestirte; denn κυανόςολος heisst einer, der schwar[z] gekleidet *ist*, nicht der sich schwarz kleiden *soll*. Φ[ᾶ]ρεα von φάραι, ὑφαίνειν, πλέκειν, *Hesych.* abgele[i]tet, bezeichnet hier die Gewänder und Decken, di[e] über die Ruhebetten gebreitet wurden (beym Anak[r.] 8, 2, ἁλιπορφύροι τάπητες.) Diese Bedeutung [ist] wahrscheinlich älter, als die andere, weil die griech[ischen] Gewänder bekanntlich nur kunstvoll drappirte, vie[r]eckige Stücke Zeug waren, die eigentlich durch d[ie] φάρεα bezeichnet werden. — Über das zwecklo[se] Hin- und Herwürfeln der Epitheten in diesen Ve[r]sen, wollen wir nichts sagen. Eben weil sie im dri[t]ten eben so schicklich stehen, wie im vierten, hät[te] man sie an der Stelle lassen sollen, wohin sie d[er] Dichter gebracht hatte. Der *zarte* Busen ist eine vo[n] des Übers. angenehmen Verbesserungen, wie V. [..] der *entzückende* Kuss. — Und nun gar: schlag' a[n] den zarten Busen! Wie eine bussfertige Pilgerin a[us] einer spanischen Romanze; wie zahm, wie ganz d[es] heiligen Wildheit des Liebesschmerzes entkleidet! -

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Prag, b. Widtmann: *Janua linguarum reserata aurea*, sive seminarium linguarum et scientiarum omnium h. e. Compendiosa, Latinam et quamlibet aliam linguam una cum scientiarum, artiumque omnium fundamentis perdiscendi methodus sub titulis centum, periodis mille comprehensa: a *Joanne Amos Comenio* latine composita et ab eodem in Bohemicum, ab aliis vero in Germanicum, Italicum, Gallicum, Polonicum, Anglicum, et Graecum idioma translata.

Zlatá brána gazykůw otewrená, aneb planisstě wssech řecj a uměnj, to gest: Krátký způsob z Latinského (a kteréhokoliw giného) gazyka spolu s začátky wssech uměnj swobodných pochopenj pod stem tytulůw w tisycých propowědjch obsazený. Od Jana Amosa Kamenya předně w Latinsků řeči složený, a od téhož na Oeskau, od ginych pak na Německau, Wlask[au], Francauzskau, Polskau, Englickau a Řeckau řeč přeložený.

Neu eröffnete goldene Sprachenpforte, oder Pflanzsch[ule] aller Sprachen und Wissenschaften, d. i.: Kurze und vorthe[il]hafte Anleitung die lateinische und alle andere Sprachen z[u]gleich mit den Gründen der Wissenschaften und Künste w[o]zu erlernen, in hundert Kapitel und tausend Sprüche gefas[st] von Joh. Amos Comenius zuerst lateinisch verfertigt, und [...] dann von ebendemselben in die böhmische, von anderen ab[er] in die deutsche, italiänische, französische, polnische, eng[li]sche und griechische Sprache übersetzt. Mit dem Bildniss u[nd] der Lebensbeschreibung des Vfs. Herausgegeb. von *Karl Ign. Tham.* 6te ganz neue verbess. Aufl. XXII u. 253 S. 8. (20 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Bions und Moschus Idyllen* übersetzt und erläutert von *J. C. F. Manso.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der 7te Vers hebt an: *Fern liegt in dem Gebirg* u. s. w., wovon nichts im Text steht, auch nicht stehen kann, weil die Scene des ganzen Gedichts *um* den Leichnam des Adonis gelegt ist. In κεῖται befindet sich dagegen die Nebenidee des *todt, unbeweglich* Daliegens, und darum fängt es den Vers kraftvoll und bedeutend an. — Das reizende Wortspiel im folg. V ist übergangen, und das Wort ἀνιᾶν durch *ängstigen* so schief als häfslich übersetzt. V. 9 hat ἀποψύχειν nicht die Bedeutung *aufathmen*, sondern *ausathmen, verscheiden*, wo βίον ergänzt werden mufs, wie Alkiphr. 3, 72, vollständig Soph. Ai. 1031 Br. — das: μέλαν εἴβεται αἷμα, *Ihm rinnt das Blut in dunkelen Strömen.* Da es dem Übers. an Kraft fehlt, schauervolle Bilder zu gestalten, sollte er uns wenigstens mit abschreckenden verschonen. Χιονέας κατὰ σαρκός, *über den Leib aus Schnee!* Dem Schneemann wäre abzuhelfen gewesen, wenn χιονέος auch als Adjectivum übersetzt worden; ὑπ' ὀφρύσι δ' ὄμματα ναρκῇ, *die brechenden Augen verlöschen*, giebt kaum die Idee vom Original wieder: überdiess wollten wir es, wenn uns das Papier nicht dauerte, bis ins Unendliche variiren, ohne uns weiter von der Urschrift zu entfernen. — Ἀμφὶ δὲ τήνω (χείλεϊ) θνάσκει καὶ τὸ φίλαμα etc. *rings um die Lippen stirbt der entzückende Kuss* u. s. w. *Rings um die Lippen!* das Bild ist zu ekelhaft, um lange dabey verweilen zu mögen. Aber wo ist das schöne καὶ geblieben, das einen so rührenden Gegensatz zwischen der irdischen Blüte der Lippen, und dem Kufs der himmlischen Göttin, den dennoch das Loos des Endlichen trifft, hervorbringt? Wie man nur seinen Sinn so gegen alle Lebensregung verschanzen kann, einen solchen Vers so wiederzugeben! Τὸ φίλαμα καὶ οὐ ζώοντος, *sogar der Kufs des Erblassten.* Es ist nicht die Idee des Erblassens, sondern des Entseelt- und Leblos-Seyns, was den Zusatz καὶ veranlasst. *Aber Adon fühlt nicht, wer ihn im Tode noch küsset.* Ein ungemein schlechter Hexameter, weil man beym ersten Lesen den dritten Fufs mit *ihm* schliessen wird, was hier gegen alle Regel und Vernunft in die Arsis verlegt ist. — Auf diese Art liesse sich das ganze Buch durch von Vers zu Vers fortfahren, um ein und dasselbe Resultat zum Überdruss zu wiederholen, dass Hn. *M.* die Fähigkeit, ein Individuum rein aufzufassen, oder die Luft, sich ein wenig herauszuheben aus sich selbst, gänzlich abgeht: dafs seine Übers., ohne eigentlich unrichtig zu werden, dennoch in einer fortwährenden Lüge beharrt, und dass diese neue Auflage als Übersetzung nicht den geringsten Vorzug vor der älteren hat, noch haben kann; ja wir gestehn dieser zu, weit anspruchloser, und in ihrer Art vollendeter zu seyn. Um aber die Geistlosigkeit der vorgenommenen Änderungen anschaulicher zu machen, stehe hier *Moschos* sechstes Gedicht aus beiden Bearbeitungen:

Alte Ausgabe.	*Neue Ausgabe.*
Innig schmachtete Pan für die Nachbarin Echo: die Nymphe	Heftig verliebt war Pan in Echo die Nachbarin; Echo
War in den Tänzer Faun, der Faun in Lyden entzündet.	War in den tanzenden Satyr, der Satyr in Lyden entzündet.
Was Gott Pan für die Nymph' empfand, empfand für den muntern	Sowie Echo den Pan, so entflammte der Satyr die Echo,
Faun die Nymph', und der Faun für Lyden. Es brannte die Liebe	Lyde den Satyr. In Gluth verzehrten wechselnd sich alle.
Unter ihnen im Kreis: doch jedes ward von dem einen 5	Denn mit dem Hasse, womit den Liebenden Jegliches hasste, 5
Mit dem Hasse gequält, mit dem es das andere quälte.	Ward der Liebende wieder gestraft, und die Qual ihm vergolten.
Euch von der Liebe noch nicht Gefesselten sing' ich die Lehre:	Allen, von Eros noch nicht Verwundeten, sing' ich die Lehre:
Liebt, wenn Amor gebeut, nur gegenliebende Herzen.	Sucht ein liebendes Herz, dafs Liebe den Liebenden lohne.

Zugleich ergiebt sich aus diesem Probestück, dafs Hn. *M.* Sprache zwar durchgängig exquisit und correct, aber nicht eben schön und gefällig ist. Auffallend ist es uns unter anderen, dafs er gern relative Sätze in *Adjectiva* verwandelt, welches allemal die strengste, didaskalische Prosa zuwegebringt. Z. B. Moschos 2, 160:

Λῦσε δέ οἱ μίτρην, καὶ οἱ λέχος ἔντυνον Ὧραι.

Löste den Gürtel auf dem von den Horen gebetteten Lager,

welcher Vers durch die falsche dritte Arsis vollends unausstehlich wird. Was hinderte, so zu übersetzen:

Löste den Gürtel ihr auf, und es schmückten das Bett ihr die Horen.

Eben so Mosch. 4, 13:

Σχέτλιος, ὃς τόξοισιν, ἅ οἱ πόρεν αὐτὸς Ἀπόλλων, κτλ.

Manso: Schreckliches Loos, mit dem vom Apoll ihm verliehenen Bogen, u. s. w.

besser: Schrecklicher, der mit Pfeilen, die selbst ihm gegeben Apollon u. s. w.

So wie in diesen beiden Versen die Bedeutung der Arsis ganz aus der Acht gelassen ist, so kommt es noch oft genug mehr oder minder auffallend vor,

und überzeugt uns, dafs Hr. *M.* fo wenig das Verhältnifs des Rhythmus zum Metrum, als das der deutfchen zur griechifchen Sprache verfteht.

Indefs liefs fich doch von einem fo berühmten und gelehrten Philologen, als für welchen Hr. *M.* anerkannt ift, die vollkommenfte Richtigkeit in Bezug auf den grammatifchen Sinn und auf die Worterklärung erwarten. Dennoch find auch hier unfere Hoffnungen oft genug getäufcht, und wir finden es nöthig, auf einige der auffallendften Fehlgriffe hinzuweifen.

Bion 1, 23: Ὀξὺ κωκύουσα, überf. Hr. *Manfo mit wildem Gefchrey*. Abgefehn von der Unfchicklichkeit einer folchen Schilderung der fchönen, um den Geliebten klagenden Göttin, liegt davon keine Ahndung in den Worten. Wenn ὀξὺς von Tönen oder Stimmen gebraucht wird: fo bezeichnet es die höchften und fchneidendften Accente des Sopran; und wird deshalb vorzüglich Singvögeln und weiblichen Stimmen beygelegt. Unferer Stelle ganz ähnlich ift Soph. Antig. 422. Erf. vrgl. auch Apollon. Rhod. 2, 1253. 4, 70. 624. Will man es hier als *Adverbium* annehmen, fo mufs es durch *fchnell* erklärt, und zu φορεῖται gezogen werden, vrgl. Eurip. Oreft. 1544. Porf. Am beften aber verbindet man es als *Accufativ* des Objects mit κωκύουσα, da alle einen Laut bezeichnenden Verba die nähere Beftimmung deffelben im Accufativ bey fich haben können. Z. B. κλάζειν. Aefchyl. Agam. 48. Soph. Antig. 112, γεγωνεῖν. Soph. Philoct. 241. Pind. Olymp. 2, 10, ἠπύειν. Orph. Argon. 6. — V. 36 wird νάπος durch *Haine* falfch gegeben, da es immer eine Vertiefung, hier alfo ein Thal bezeichnet. Abgefchmackt wäre es, mit *Lenz* in *Matthiae mifc. philol. T. I. Pars* 2, *p.* 186, an *paludes* zu denken, da hier ja von nichts weniger, als von dem Orte die Rede ift, an welchem Adonis fiel; auch νάπος ohne einen näher beftimmenden Zufatz dergleichen fpeciellere Erklärungen nicht geftattet. — V. 54. 55:

Ἐσσὶ γὰρ αὐτὰ Πολλὸν ἐμεῦ κρέσσων.
Stärker, als ich bin, bift du, Göttin.

Auch Hn. *Manfo* ift die wahre Bedeutung des Wörtleins αὐτὰ entgangen. Der unglücklichfte unferer Conjecturirer, Hr. *Lenz*, fchlägt dafür in den *Mifc. philol. T.* 2. *Pars* 1, *p.* 63 ἄνα zu lefen vor, wodurch er aber nichts erreicht, als dafs er fich der griechifchen Sprache zweymal unkundig zeigt. Denn wenn auch beym Pindar ἄναξ für ἄνασσα gefetzt vorkommt: fo hat doch Hermann (*ad Hymn. Hom. in Cer.* 58), bereits genügend dargethan, dafs bey Dichtern aus der alexandrinifchen Periode hievon nicht mehr die Rede feyn kann. Und dann wufste Hr. *Lenz*, wie es fcheint, nicht, dafs αὐτὸς gerade die Bedeutung fchon hat, die er erft in den Vers hineinfchnitzen wollte, indem fich alle Niedrigeren diefes Worts gegen Obere zu bedienen pflegten. Vgl. *Cafaub. ad Theophr. Char.* 2, 3, p. 34 *Fifcher*. Da inzwifchen Hr. *Lenz* felbft der Meinung ift, der Poet habe nur durch ein Ohngefähr, einen Zufall, ἄνα gefchrieben (*Forte dedit poëta*): fo geftehen wir, dafs für ein folches durch keinen Verftand, fondern durch eine todte Nothwendigkeit geleitetes Ereignifs, jene Hariolation gut genug ausgefallen ift. — Hr. *Manfo* hätte demnach *Herrinn* anftatt *Göttinn* fagen follen, weil diefes ja ein gleiches Verhältnifs, jenes aber das des Schwächeren zum Mächtigeren ausdrückt.

8, 8. Καλὸν δέ τ' ἐρασσομένῳ συνέρασθαι. Hr. *M.* überfetzt unrichtig: *Es ziemt, den Liebenden wieder zu lieben*, welches συνέρασθαι nie heifsen kann: und *Schäfer* emendirt p. 233, ohne Grund, wenn auch fcharffinnig, συναρέσθαι. Συνέρασθαι heifst allerdings nur *mit Jemand lieben*, wie aufser der von *Schäfer* citirten Stelle aus der Androm. auch Soph. Antig. 523 beweift, und diefen Sinn hat es auch hier, indem der Komaftes den Hesperos um Beyftand bittet, und ihn gleichfam zu guter Kameradfchaft einladet. Am beften wird diefe Stelle durch ein *Skolion*, bey *Brunck* das achtzehnte, *Anal.* T. 1, p. 158, (das, beyläufig bemerkt, nicht aus vier polyfchematiftifchen, fondern aus zwey Verfen, wie diefer *alkäifche*: μηδεν ἄλλο φυτευσῃς προτερον δένδρεον αμπελω, befteht) fowohl vertheidigt als erklärt.

Mofchos 3, 109: Ἄμμες δ', οἱ μεγάλοι καὶ καρτεροὶ ἢ σοφοὶ ἄνδρες.

Manfo: Aber nicht wir die ftarken, die weifen, die herrlichen Menfchen.

Wirklich ein Mufter fchlechter Überfetzung. Erft das nichts fagende *herrlich*, und dann zu überfehen, dafs οἱ μεγάλοι und οἱ καρτεροὶ durch καὶ, οἱ καρτεροὶ und οἱ σοφοὶ aber durch ἢ verbunden find, wodurch nur zwey fehr beftimmte, nicht drey fchwankende, Gegenfätze entftehn. Der Dichter nämlich trennt das äufsere Glück und Anfehn, οἱ μεγάλοι καὶ καρτεροὶ, fehr fchön von dem inneren, οἱ σοφοὶ; und unterfcheidet in jenem wieder das Vermögen, auf viele Untergeordnete einzuwirken, von perfönlicher Körperftärke, welchen beiden die σοφοὶ ἄνδρες trefflich gegenüber geftellt find. Auf deutfch etwa:

Aber die mächtigen wir und die kräftigen, oder die weifen.

5, 7. 8: Lieblich dünkt mir fogleich das Land und der fchattige Luftwald,
Wo, wenn mächtig der Wind fich erhebt, die Pinie fäufelt.

Am erften diefer zwey Verfe haben wir nichts Befonderes auszufetzen, als dafs Hr. *M.* fich in der Anm. zu ihm gar fehr über das matte τάχα ereifert; *Teuchers*, die Symmetrie des Verfes verletzende, Conj. χὰ vorzieht, fie in den Text nimmt, und dann — nach der alten angefeindeten, verworfenen Lesart überfetzt! Dafs er nach τάχα überfetzte, billigen *wir* zwar fehr, *ihm* aber können wir es nicht zum Verdienft anrechnen, da es ja ohne fein Wiffen, und fogar gegen feinen Willen gefchehen ift. Der zweyte Vers fagt reinen Unfinn. Wenn der Wind mächtig fich erhebt, pflegt die Fichte nicht zu *fäufeln*. Im Text fteht aber auch: καὶ ἢν πνεύσῃ πολὺς ὤνεμος:

Wo, wenn mächtiger Sturm auch weht, doch lispelt die Fichte.

Es soll ja eben die Stille des festen Landes dem Sturm des Meeres entgegen gestellt werden. Ἄνεμος sind Meerwinde, die die sichere Ruhe des Hains nicht erreichen und stören können.

6, 7, 8: Allen von Eros noch nicht Verwundeten sing' ich die Lehre:
Sucht ein liebendes Herz, dass Liebe den Liebenden lohne.

Ἀνεράστος hat zwar auch die passive Bedeutung: hier aber heisst es, wie der ganze Zusammenhang ergiebt, *einer, der, geliebt, die Liebe nicht erwiedert*; in welchem Sinn es auch beym Plutarchos vorkommt. Στέργειν heisst nicht *Liebe suchen*, sondern *willfährig seyn in der Liebe*. So schliesst das kleine Gedicht mit einer Warnung gegen das Sprödethun sehr schicklich. Wie Hr *M.* bey seiner Übers. das Ende in Bezug auf den Anfang gefunden hat, ist nicht wohl einzusehen. Wir übersetzen

Allen, die spröde der Liebe sich weigerten, sag' ich die Warnung:
Seyd den Liebenden hold, dass Lieb' euch Liebenden werde.

Wir begnügen uns mit diesen Einzelnheiten, weil sie genugsam für unser Urtheil zeugen. Über die Anmerk. haben wir nichts zu sagen; denn ihre kritischen Verdienste sind bereits erwogen, und was als Einleitung zu den einzelnen Gedichten gesagt worden, ist zu schwankend und unbestimmt, zu subjectiv, um es der Kritik unterwerfen zu dürfen.

Das Buch ist übrigens gut und correct gedruckt. Nur Moschos 2, 160 muss ἔντυον in ἔντυνον verbessert werden. P.

Paris, b. Gail im Collége de France: *Mémoire sur Thucydide.* Par *J. B. Gail*, Professeur de Littérature Grecque au Collége de France, de l'Académie royale des sciences de Goettingue, etc. 1807. 210 S. 4. Mit 2 Kpftn. (6 Fr. id. in 8. 4 Fr., pap. vél. in 4. 9 Fr., in 8. 6 Fr.)

Diess Memoire kündigt uns eine neue Ausgabe des Thucydides an, mit verbesserter lateinischer Übersetzung, mit den Varianten aus 13 Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, mit einer in Kupfer gestochenen Schriftprobe dieser Manuscripte, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, mit Landkarten und Kupferstichen; und als diess Memoire ausgegeben wurde, im vorigen Sommer, waren bereits vier Bücher des Thucydides mit Übersetzung und Varianten abgedruckt, und vor Ende des Jahres sollte das ganze Werk vollendet seyn. Die griechischen Scholien wird Hr. G. nicht mit drucken lassen, wiewohl er versichert in dem Mspt. auch mehrere unedirte gefunden zu haben. „*Qui, en France, à l'exception de dix à douze Hellénistes, liroit des scholies grecques? Si elles sont desirées par des savans étrangers, je me ferai un honneur et un devoir de répondre à leur voeu.*" Sollte nun unsere Stimme bis zu Hn. G. dringen, und bey ihm etwas gelten (er citirt wenigstens einmal *Journal d'Jena* 1806): so erklären wir ihm hierdurch im Namen mehrerer deutschen Philologen den Wunsch, dass er doch auch die Mühe übernehmen möchte, uns die aus den pariser MSS. verbesserten und vermehrten Scholien zu geben, versteht sich ohne Übersetzung, und am passendsten ohne, oder doch nur mit ganz kurzen Anmerkungen, aber nicht ohne Accente und kritische Zeichen, die bey den Varianten weggelassen seyen, weil ihre Beachtung weit mehr Zeit erfodert haben würde, und weil zwey Freunde, die bey der Collation halfen, diese *jüdische Genauigkeit* wenig schätzen. (Einmal haben wir bey Vergleichung von Handschriften nie gefunden, dass die Rücksicht auf die Accente uns aufgehalten hätte; andrerseits aber, da in der Regel in den MSS. nichts genauer gesetzt ist, als die Accente, erleichtern sie das Lesen und entscheiden oft einzig, wie der Abschreiber gelesen, z. B. ob ἄνθρωπον oder ἀνθρώπων; denn ων und ον klingt dem Neugriechen in der Aussprache gleich, und es ist daher in Handschriften sehr oft verwechselt.)

Das Memoire haben wir grossentheils mit einem ganz besonderen Interesse gelesen; und das Werk, welches dadurch angekündiget wird, wird ein sprechendes Denkmal von dem Enthusiasmus seines Vfs. für alte Literatur seyn. Wie ein Begeisterter führt er in den ersten Abschnitten S. 1—62 seinen Schriftsteller den Lesern vor, sie für ihn zu gewinnen; und wie diess einerseits vielleicht nöthig seyn mag, da griechische Literatur überhaupt in Frankreich nicht eben ausgebreiteter Achtung geniesst und gegen Thucydides insbesondere mehrere angesehene französische Literatoren, Rapin, La Harpe, harten Tadel ausgesprochen haben (*il est sec; dur; son style est pénible; il donne quelquefois une grande pompe à ses mots, presque jamais de mouvement à ses pensées*): so scheint sich andrer Seits des Vfs. Glut gerade an diesem Widerspruch lebhafter zu entflammen; es sind diese polemischen Partieen mit wahrer rhetorischer Kraft geschrieben, und wir können nicht umhin, dem muthigen Verfechter des Thucydides auch gegen seinen ungenannten Kritikus unseren Beyfall zuzurufen. — Doch hier bleibt sein Enthusiasmus nicht stehen. „*Il m'en a couté plus de dix mille francs pour la gravure des specimen des mss. de Xénophon et de Thucydide, pour les honoraires de mes lecteurs, etc. Je ne parle ici que des frais rélatifs aux manuscrits: je n'ose dire à quelle somme montent les frais d'impression.*" Ein französischer Gelehrter lässt in Frankreich, wo nach seiner eigenen Angabe ein 10 bis 12 Hellenisten sind, ein Werk in hellenischer Sprache von wenigstens 12 Alphabeten mit Kupfern und Karten auf seine eigenen Kosten drucken und stechen! Und man muss gerührt werden, wenn man weiter liest, wie er die Sache trieb, und wie er von diesem Treiben spricht: *J'ai longtems collationné seul les manuscrits. N'ayant ni secrétaire, ni lecteur, d'une main je tenois un texte imprimé; de l'autre un texte manuscrit. Quand j'avois lu un ou deux mots sur le texte imprimé, je passois au manuscrit; puis du manuscrit je revenois à l'imprimé. Ce passage successif et rapide de l'un à l'autre, ayant excessivement affoibli ma vue, je songeai à me procurer des aides. Il falloit en*

venir à un grand sacrifice: je m'y décidai. J'achetai une maison contiguë au College de France: pendant dix ans elle a été peuplée d'amis qui m'ont secondé. Deux divisions, composées chacune de trois personnes, se partageoient le travail; une d'elles lisoit un texte imprimé; les deux autres écoutoient et suivoient, chacune sur un manuscrit. Dès qu'une variante s'annonçoit, on la transcrivoit aussitôt u. s. w. *Puisse cette tâche bien utile, mais bien fastidieuse, à laquelle j'ai sacrifié mes goûts littéraires, mon repos, ma santé, mes yeux, et la plus grande partie de ma fortune, être accueillie par les savans avec un peu de bienveillance!*" Wer sollte sich nach allem dem dieser *bienveillance* entziehen können? Um ihm unserer Seits einen Beweis davon zu geben, heben wir gern noch aus, dass der Vf. bey dieser Arbeit vorzüglich im Auge gehabt habe *les instituteurs, soit français, soit étrangers* (die Stelle kömmt zweymal vor), und ganz besonders „*le voeu de l'Institut: cette compagnie célèbre invitoit tous les savans à fournir des notices, en m'efforçant de répondre à cette invitation, j'ai non-seulement examiné, mais encore collationné avec une scrupuleuse attention quinze à vingt manuscrits, dont plusieurs inédits.*" Das ganze Werk (denn diess *Memoire* macht zugleich den ersten Band der wirklichen Ausgabe des Thuc.) ist dem Kaiser von Russland dedicirt; und recht von Herzen wünschen wir dem Werke eine Aufnahme, welc[he] dem Vf. für sein aufgewandtes Vermögen und sein[en] redlich gemeinten Fleiss eine angemessene Entsch[ä]digung geben möge.

Was nun von dem Enthusiasmus des Vfs. f[ür] die Kritik und Erklärung des Thucydides zu hoffe[n] sey? Lassen wir es uns dankbar aufnehmen, dass [er] für einen classischen Autor die Varianten aus 13 M[a]nuscripten giebt, unter denen nur ein einziges ve[r]glichen war, (*cod. reg.* bey *Duker*, jetzt No. 1736[)]; die lateinische Übersetzung wird nach den angefüh[r]ten Proben manche kleine Verbesserungen erhalte[n]; von den Anmerkungen wünschten wir freylich, [sie] blieben ganz weg. Denn was uns Hr. G. auf zwe[y] langen Seiten S. 87 und 88 über Ἡραῖον als eine[n] ausserordentlichen Fund aus dem unedirten Scholi[a]sten giebt, dass es bedeute, ἐν ᾧ ἥρωες ἐθάπτον[το] (der Scholiast hat wahrscheinlich *l. c.* 24 Ἡρῷον g[e]lesen); was er uns gleich darauf über ὡς κατάξο[ν]τες sagt, dass es bedeute, *comme pour les ramene[r]* und dass also ὡς *I. cap.* 26 aus dem Text zu werfe[n] sey (ὡς bedeutet bekanntlich bloss die Absicht, [um] sie zurückzuführen), und die Weitläuftigkeit [be]y Kleinigkeiten, die, wer Thucydides liest, längst ve[r]gessen haben muss, lassen uns von diesem Theil der A[r]beit nicht viel Erspriessliches versprechen. E. v. [...]

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Penig*, b. Dienemann: *Esprit de la langue Française*, oder *kurze, fassliche und gründliche Anleitung zur baldigen und leichten Erlernung dieser Sprache* von *Jean François Augustin Belin*, der Rechte Baccalaur. und Sprachlehrer bey der kurf. Landschule zu Meissen. 1803. 205 S. 8. (10 Gr.). Hr. *B.* thut sich zwar in der Dedication an die Herren Musensöhne auf das Verdienstliche seines Buchs sehr viel zu Gute; aber wir bedauern, ihm sagen zu müssen, dass er weder seine Mutter- noch die deutsche Sprache hinlänglich verstehe, um sich als Lehrer der ersteren dem ganzen deutschen Publicum anzukündigen. Aus folgenden Belegen mag man urtheilen, ob dieses Urtheil zu hart ist! Was erstlich die Aussprache betrifft, so fragen wir: ist es wahr, dass nach S. 2 *ai* überall, z. B. auch in *gai, delai*, wie *e* gelesen wird? dass man *e* ohne Tonzeichen *beynahe* verschweigt? dass nach S. 3 *oi* und *oie* jetzt nur in dem Munde eines einzigen Franzosen wie *oä* lautet? — Ist es ferner, wenn wir auch nicht urgiren wollen, dass von *l, p, r,* u. a. von denen man wenigstens wissen will, ob sie am Ende stumm sind, nichts gesagt ist, ist es wahr, dass alle einsylbigen Wörter auf *a* vor *voyelles* apostrophirt werden? Zu Nutz und Frommen seiner Herrn Musensöhne nimmt der Vf. zwar vier Artikel an, allein wenn er es mit Franzosen zu thun hätte, meint er, würde er gar keine Artikel Statt finden lassen. *Le, la, l', les* sind ihm, wie er ausdrücklich S. 16 sagt, bloss Wörter, die Geschlecht und Zahl bezeichnen, und keine Artikel! — Unter die Wörter auf *ou*, die im Pluriel kein *x* annehmen, soll nach S. 18 auch *clou* gehören. — In der ganzen so dürren als unnützen Lehre von der Bildung des Féminin aus dem Masculin der Substantifs vernimmt man S. 31, dass *époux* sein Féminin auf eine *unregelmässige* Weise formirt, so wie man auch S. 36 unter den Adjectifs, die ihr Feminin unregelmässig bilden, auch noch *long, beau, nouveau, mou* und *vieux* und ... — Der Vf. schreibt *j'a i e, ils a i ent*. und spricht *j'étois* wie *j'été*. und *fois* wie *fé* aus. — Welchen Grund er wohl haben mag, die Sprachformen *en ayant, en aimant* u. s. w. unter die Gerondifs zu werfen? — Mit Verwunderung sieht man *faillir* und *assaillir* unter den *Verbes Irrégulie[rs]* aufgeführt. — Die Dedication rühmt, dass durch dies[es] Werk alle Schwierigkeiten, die der Gebrauch des ersten un[d] zweyten *Parfait* für Deutsche haben könne, gehoben seyen. Ob sie hierzu ein Recht habe, mag man schon daraus beu[r]theilen, dass die zweyten oder historischen *Parfaits, j'eus, j'aimai* u. a. überall übersetzt sind, ich habe gehabt, ich ha[]be geliebt. Unbehülflichkeit im deutschen Ausdruck zeig[t] sich durch das ganze Buch, und vornehmlich in den ange[]hängten deutschen Aufgaben. Da liest man z. E. der Schwe[]ster *ihre* Aufführung S. 143, des heil. Lukas *sein* Vogel S. 145 *schmiss*. Ebd. ich *schiebe* dir es in's Gewissen. S. 158, di[e] Kutsche, worinn wir uns setzen werden u. dgl. *Un maur[]* ein Maurer S. 31 wäre man geneigt, für einen Druckfehle[r] zu halten, deren sich mehrere im Buche befinden (z. B. S 30 *importeur* st. *imposteur*, S. 114, wo Z. 29 *ait* fehlt), wenn das franz. Wort mit einem *M* gedruckt wäre. — Hierz[u] kömmt, dass die grammatischen Terminologieen äusserst un[]befriedigend erklärt sind, wovon wir nur das, was S. 6[] von den *Modes* gesagt wird, zum Beweis anführen.

Für alle diese Mängel wird man durch die wenigen gu[]ten Bemerkungen, die man hin und wieder findet, nicht ent[]schädiget. Unter diese letzteren rechnen wir unter andere[n] die über *très* und *fort* S. 40, über die Redensarten, die der Superlatif ausdrücken S. 43, die von *vingt et un* S. 47, übe[r] die *Verbes* auf *oyer* S. 92, über *i'l y a, c'est* u. a. S. 108 ff., die Syntax der Präpositionen und einige andere.

Der Plan des Buchs ist übrigens zu loben. Es werden in jeder Lehre die unentbehrlichsten Regeln gegeben, und dann folgen eine Menge gut gewählter französischer Beyspiele mit daneben stehender Übersetzung, in denen theils Ausnahmen, theils minder wichtige, obgleich immer wissenswürdige, Fälle vorkommen, von denen ein besonnener Lehrer leicht neue Sprachbemerkungen abstrahiren wird. Schade, dass man mit der Ausführung dieses Plans so oft unzufrieden seyn muss!

N. m. h.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1808.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Cornelii Nepotis excellentium imperatorum vitas*, ad optimorum exemplarium fidem recenfitae atque prooemio, chronologia et indice rerum inftructae a *Carolo Henrico Tzfchucke*. 1804. XXXVI u. 150 S. Dazu der *Commentarius perpetuus in Cornelii Nepotis vitas etc.* 1804. 228 S. 8.

2) LEIPZIG, b. Rein u. C.: *Cornelii vitae excellentium imperatorum*. Mit grammatifchen und erklärenden Anmerkungen von *Chriftian Heinrich Paufler*, Rector an der höheren bürgerlichen Stadtfchule zu Neuftadt bey Dresden. 1804. XXIV u. 488 S. gr. 8. (2 Thlr.)

No. 1 macht den 4 Bd. der von Hn. *Ruperti* zu Stade beforgten Autorenfuite aus, deren 3 erften Bände in diefer A. L. Z. 1807. No. 218, 246 u. 264 von anderen Recenfenten beurtheilt worden find. Im Ganzen gebührt diefer Behandlung des Corn. das Lob einer durchdachten, fleifsigen und gelehrten Arbeit, welche fich unter den zahlreichen Bearbeitungen, die diefer Autor in den neueften Zeiten erfahren hat, fehr zu ihrem Vortheil auszeichnet. Ihre Mängel theilt fie mit allen bisherigen Ausgaben: fie dürfen nicht verfchwiegen werden, zumal, da man von ihnen nur bey folchen an fich vorzüglichen Ausgaben fprechen mag. In dem mit vielem Fleifse und vieler Gelehrfamkeit gefchriebenen *Prooemium* ist die Rede §. 1 *de Nepotis aetate*. Das Bekannte ift gefammelt, einiges durch Conjecturen weiter verfolgt; doch find weder alle Data, welche in dem Buche liegen, zufammengeftellt, noch die angeführten genau genug benutzt. Befonders hätte man wohl gern Vermuthungen über die Zeit feines Lebens, in welchem die Abfaffung des Buches fallen dürfte, gelefen: diefs verdient noch eine eigene Unterfuchung. §. 2 *de vita et moribus Nepotis*. §. 3 *de doctrina et fcriptis Nepotis*. Über das erftere weder beftimmt noch befriedigend; weitläuftiger über das zweyte. §. 4 *de vero auctore libri de vitis exc. imp.* §. 5 *de fide et fontibus Corn.* Über die Glaubwürdigkeit des Cornelius konnte das Räfonnement des Vfs. nur fehr fchwankend ausfallen, da er weder über den Zweck des Autors gefprochen hat, noch an die Foderungen erinnert, welche derfelbe in diefem Puncte bey feinem Zwecke an fich thun mufste, oder welche fein Zeitalter an ihn that oder nicht that. Dafs über jenen Zweck nichts feftgefetzt worden ift, hat auch fehr nachtheiligen Einflufs auf das gehabt, was hier über die Quellen des C. und ihren Gebrauch gefagt worden. Überhaupt bedarf diefer Punct ganz anderer Arbeiten, als einzelner gelegentlicher Vergleichungen. So können auch über die Frage, ob C. den Herodot gekannt und gebraucht habe, nach allem dem, was hier darüber gefagt ift, die Acten noch gar nicht für gefchloffen angefehen werden. §. 6 *de oratione Corn. Nep.*; mit vielem Fleifse gearbeitet. §. 7 *de codd. et editt.* Hr. *Tz.* hat keine neuen *Codd.* brauchen können. §. 8 *de hujus editionis indole et confilio, quod fequuta fit.* Es find die gewöhnlichen Zwecke der Editoren ohne neue Gefichtspuncte, welche doch wohl bey dem Cornelius zu faffen möglich wären.

Dem Texte jedes Feldherrn geht ein *Argumentum* voran. Den Zweck deffelben giebt der Vf. an, *ut fumma rerum narratarum contineri fine mora poffet.* Aber wie trocken, wie unfruchtbar und unnütz find fie alle! — Da ift kein Wort über den Gefichtspunct, aus welchem Cornelius feinen Feldherrn gefafst, über den Plan, nach dem er feine Materialien geordnet habe! Nirgends ein Wort, damit das Ganze als ein fchöngeordnetes Ganzes erfcheine! Da haben alle, auch *Epaminondas* und *Atticus*, nichts als ein ärmliches oft in affectirter Gedrungenheit vorgetragenes Inhaltsverzeichnifs der Capitel erhalten! —

Bey dem Texte, welchen uns Hr. *Tz.* giebt, liegt die Staverenfche Ausgabe von 1773 zum Grunde, wie fchon bey der erften Ausgabe des Hn. *Tz.* von 1793; daher auch der Text im Ganzen mit jener erften Ausgabe übereinftimmt, doch fo, dafs man den neuen Fleifs des Herausgebers nicht verkennen kann. Neue Lesarten find in den Text aufgenommen worden: *Milt. VIII.* 4 *communitas* (doch wohl zu rafch). *Themift. I*, 1 *Neoclis*, fo wie *Epam. I*, 1 *Polymnis. Alcib. II*, 1 *Periclis*; aber doch noch *de Reg. I*, 3 *Xerxi* als Dativus. (Hier ift es gewifs der Genitivus, und über jene Stellen läfst fich doch noch fprechen.) *Pelop. III*, 1 *propofita*, 2 *feverus*. (diefes letztere wohl mit Recht) *IV*, 2 ift das *in* vor *Leuctrica* mit Recht weggelaffen. *Agef. I*, 3 *Horum*. Rec. ift entfchieden für *harum*; indem die Worte *qui - fuerunt* nur als Parenthefe anzufehen find; aber auch um der Sprache willen. *Timol. I*, 1 *nefcio an nulli. De Regib. II*, 3 *majorque annis fexaginta natu*, fo auch *Hannib. III*, 2. Rec. glaubt, dafs man die gewöhnliche Lesart erklären müffe, ohne *major natus* zufammenzuziehen; und in der zweyten *annos* lefen ft. *annis*. X, 1 *exercuit* mit *Staveren*. *Attic. XI*, 2 *inftituerit* (nach *qui* freylich

nothwendig). *Attic. XVIII, 6 quinisve* mit Recht. Besonders sind jetzt in mehreren Stellen Worte ohne Bedenken aufgenommen worden, die vorher als zweifelhaft eingeklammert waren: so *Epam. VI*, 4 *legati ante p. Leuctr. Legati* würde Rec. haben fehlen lassen. *X*, 1 *quod liberos non relinqueret. Agesil. IV*, 2 *ejus* (mit allem Recht). *Hannib. VII*, 1 *itemque Mago fr. ej.* auch VII, 4 jetzt wie *Staveren. Att. I*, 1 *generatus; II*, 4 *eos; XIII*, 6 *scimus. XIX, Caesarem.* In der Interpunction ist mit Recht die fehlerhafte der ersteren Ausgabe *Pelop. II, extr.* nach *tempus* weggelassen. *Eumen. XII*, 1, 2 ist jetzt nach der schon ehemals vorgetragenen einzig richtigen Erklärung, besser abgetheilt worden. *Hannibal VII*, 4 ist jetzt wie bey *Staveren* interpungirt. — Aber nach aller dieser unverkennbaren Sorgfalt, ist doch noch manches für die *Worte*, mehr noch für die *Interpunction* des Textes, zu wünschen übrig geblieben. Hier nur einiges. Würde man wohl in irgend einem anderen Autor die unverkennbare Verwechselung *Aristid. II*, 1 *fusus* und *interfectus* so lange geduldet haben? Noch immer lesen wir *Milt. V*, 5 *profligarent* und *perterruerunt. Ages. VI, aucto numero. Attic. XI*, 2 *qui etiam*, wo gewiss *quin* zu lesen wäre und *instituit — jussit.* Denn die Stellen *Attic. VI*, 4, *XI*, 4 beweisen keineswegs für das *qui* an jener Stelle. Aber mehr muss Rec. klagen über die aus der ersten Ausgabe beybehaltene gewiss verfehlte Interpunction mehrerer Stellen. *Miltiad. V*, 3 statt *instructa nova arte, Them. I*, 3 *reperiebat, neque — erat:* denn mit *quod et* fängt erst Corn. an, die Worte des Thucydid. anzuführen; das vorige gab er aus Thuc. nach seiner Manier. *Aristid. II*, 2. 3 hält Rec. für entschieden besser: *Namque — Lacedaemonii; tum — tibi. Quos quo. — Alcib. V*, 6 sollte wohl stehen. — *Byzantium: neque. Iphicr. I*, 3 besser *mutavit. Quum uterentur; ille. Epam. II*, 1 wohl *relictus; eruditus. Epam. III*, 4 *facultatibus, fide. Epam. VI*, 3 *procreasset: hic. Epam. II*, 5, besser: *Itaque — currendo; et (at?) luctando. Attic. XIII*, 3 *posset; pari modo. Attic. III*, 1 möchte Rec. das Comma nach *infimis* wegwünschen; denn die Stelle muss durchaus so erklärt werden, als wenn es hiesse *ut, cum communis esset infimis, tamen par principibus videretur. Attic. X*, 4 wohl *hortantibus, tamen.* Über eine Stelle möge noch ein Vorschlag hier stehen. Sollte nicht *Attic. VIII*, 1 jenes *illud* auf das vorhergehende *periculum* sich beziehen? und nach *Caesare* das Punctum gesetzt werden müssen? Die folgende Periode lief dann fort bis zu *convictu*. Dafür scheint die Erzählung Cap. 8, 9 ganz entschieden zu sprechen.

Übrigens ist der Text, welchen Hr. *T.* uns giebt ziemlich fehlerfrey abgedruckt. Vielleicht sind folgendes die einzigen Druckfehler. *Alcib. III*, 4 *qui* st. *quae. Ages. V*, 1 *debilitate* st. *tae. Pausan. V, Chalcioeces* st. *cos.* Der erste Fehler war auch in der kleineren Ausg. Auch sollte wohl *Cim. V*, wie der Commentar verlangt, *pedisequi* st. *pedissequi* stehn. Über die Orthographie hat sich Rec. sehr gewundert. Hier steht *subfragia, obcupare, obcidit, obcasus, obtensus, obculi, dilabsurum, conloquium.* Dafür wäre me[illegible] Consequenz zu wünschen gewesen in den Derivat[en] von *ire.* Aber hier lesen wir auf wenigen Seit[en] *exisse, transiisse, redisset, prodiisset, exisset, exiisset.*

Die chronologische Tafel ist allerdings viel vo[ll]ständiger, als die gewöhnliche von *Bos*, und sie le[i]stet viel. Allein um vollständig zu seyn, fehlen i[n] noch manche Angaben, und um überall richtig [zu] seyn, wären ganz neue Untersuchungen nöthig g[e]wesen. So ist es jetzt auffallend, dass bey Olym[p.] 53, 1, steht *Pisistratus Athenarum tyrannus Milt. VII* 1, und nun, ohne das Jahr der zernichteten Her[r]schaft der Pisistratiden anzugeben, steht bey Ol. 7[?] 4, — *Miltiades — obit:* denn so ist die Stelle — *quae paucis annis ante fuerat* — doch nicht erläuter[t,] im Gegentheil wird mancher für den ersten Augen[]blick anstossen. Die Chronologie des Miltiades [z.] B. ist unvollständig und unrichtig. Nach des Re[c.] Untersuchung kommt Miltiades in den Chersones O[l.] 66, 4, und fährt nach Athen zurück *Ol.* 70, 4. S[.] *Herod.* VI, 31, 32, 33. Der erste Umstand ist gar nich[t] bemerkt worden, und seine Rückkehr ist hier ang[e]geben *Ol.* 68, 2, nach *Bos.* — Der Index ist m[it] verständiger Auswahl gemacht.

Der *Commentar* enthält die *kritische* Behandlun[g] der in dieser Hinsicht wichtigen Stellen, bringt di[e] nöthigen *exegetischen* Erläuterungen bey, und sprich[t] über die *historischen* Angaben des Cornelius.

Die Gründe für die Lesarten, welche Hr. *T*[.] entweder verworfen oder in den Text aufgenomme[n] hat, sind kurz und vollständig angegeben worde[n.] Absichtlich hat er Lesarten, die ihm entschiede[n] falsch schienen, ganz übergangen. Unter den Con[]jecturen, welche Hr. *T.* hie und da vorträgt, mus[s] sich Rec. entschieden gegen *judicarunt Milt.* I, 1, un[d] gegen *filium Them.* VIII, 4, erklären. Das erste er[]laubt der Sinn und Zweck des Satzes durchaus nicht[;] denn *cognitum* geht auf die Kenntniss, welche si[e] von ihm durch seine folgenden Thaten erhielten, un[d] *judicarunt* auf das Urtheil, welches sie in der Folg[e] bey und nach seinen Thaten von ihm fällten. We[r] des Nepos Manier im Gebrauch seiner Quellen kennt[,] wird schwerlich nach Thucyd. *filiam* verändern. — Aber dass *Eumen. XI, extr.* nach §. 2, stehen sollte hat auch Rec. immer geglaubt. — Bey *Dion.* 1, [?] hätte doch wohl auch *Heusingers* Vorschlag *Cic. Off.* 1, 36, 7 Erwähnung verdient. In dem kritische[n] Theile der Noten stören besonders folgende Druck[]fehler: S. 18 *flamma vindicari potest* — wohl statt *fama*, da Herodots ἐξηγγέλθη angeführt ist. — S. 19[?] *cumquam*, in dem Text mit Recht *umquam.* Die Note zu *Ages.* VI, 2 — über *quoque* fand Rec. dunke[l] ausgedrückt.

Die exegetischen Erklärungen haben an mehreren Stellen den Rec. nicht befriedigt. Wie schwankend sagt der Vf. *Praef.* 1, *commode est concinne, eleganter, apteque ad sonos musicos et leges artis.* — Wie einfach und bestimmt lässt es sich übersetzen! vergl. *Themist.* X, 1, und *Cicero pro Rosc. Amer.* 22. — Bey *pleraque Praef.* 6, hätte es wohl nichts mehr be-

durft, als es durch *multa* zu erklären, wie *Praef.* I, *Them.* IX, I, etc. — Zu *magnitudo* (*Praef.* 8) macht er die Bemerkung *igitur in summam hae vitae contractae supersunt, aut plures interciderunt.* Ja wenn *volumen* ein Band wäre nach unserem Maſsstabe, *conf. Caton. vit. extr. Milt.* I, 1 soll *omnium* von *maxime* abhängen? Freylich hat es schon *Heusinger* gesagt, aber die Sprachgesetze wollen es gewiſs anders.

Ist wohl *modestia* (*Milt.* I, 1) erschöpft durch die Bemerkung *praecipua dos in re publica vel libera civitate*? — — *Milt.* III, 1 soll *ipsarum* mit *urbium* zusammengenommen werden! — Der anscheinende Widerspruch *Milt.* VIII, 3, mit II, 3 lieſs sich viel bestimmter heben durch die Bemerkung, daſs *rex, regius, regia potestas* dem Römer noch etwas ganz anderes war, als den Griechen τυραννος und τυραννις, und alſo auch etwas anderes bey dem Cornelius *tyrannus.* Zu *Datames* IX hätte doch *corpus* eine Erklärung bedurft. Bey *Hannib.* X, 1 hätte zwischen den Constructionen *nihil egit quam* — und *nihil egit quam ut* — schärfer unterschieden werden sollen. Wo eine *res facti* als solche bezeichnet werden soll, steht nie *ut* — *Ages.* II, 5 — wo es *Bestreben, Bemühung* u. s. w. ist, da ist *ut* nothwendig — *Attic.* XI, 1. — Zu *Attic.* I, 3 ist *generosi* gewiſs unrichtig *non ad natalium splendorem sed ad animi virtutes* bezogen worden. Äuſserst mangelhaft ist auch jetzt, wie ehemals, die Stelle *Attic.* XIV, extr. bloſs mit einer Hinweisung auf XII, 2 erklärt. Rec. weiſs wohl, wie sehr die meisten Erklärer bey dieser Stelle straucheln, so bestimmt und zuverläſsig und der ganzen Ideenreihe angemessen sie sich auch erklären läſst. Aber darum hätte entweder mehr gesagt oder mehr gestanden werden sollen! — *Atticus lieſs sich in der Anwendung seines Vermögens nicht von der Gröſse desselben bestimmen, sondern von Grundsätzen.* Ein sehr richtiger Schluſs aus dem §. 2, 3 Gesagten.

Bey der Stelle *Attic.* XXI, 4 fehlt es auch gar nicht dem Autor an Bestimmtheit, aber der gewöhnlichen Erklärung an Richtigkeit. *Hoc* geht auf *per lumbos — erupit* — und bey *extremo tempore* ist nicht *morbi* sondern *vitae* zu verstehn, wie *Epam.* IX, 1, *Datames* X, 1, *Phoc.* II, 1. So viel von diesem Theile.

Am meisten aber hat Rec. in dem *historischen* Theile des Commentars zweckmäſsige und sorgfältige Behandlung dieses Gegenstandes vermiſst. Wirklich hat es unvermeidlich mancherley Nachtheile, wenn, so wie hier, neben einzelnen Stellen des Cornelius einzelne Stellen einzelner griechischer Schriftsteller gesetzt werden. Denn abgesehn davon, daſs auf diese Weise kein Leser des C. deutlich und umfassend das erhält, was ihm gegenwärtig seyn muſs, wenn er überall seinen Autor vollständig verstehen, und mit umschauendem hellem Blicke seiner Erzählung folgen will: so gewinnt durch jene Manier der Leser auch für die Beurtheilung des Cornelius rein nichts; denn weder erfährt er mit Sicherheit, ob nun dieses oder jenes dem C. Quelle war oder nicht, noch werden ihm die Rückſichten angegeben, nach welchen C. seine Quellen benutzte. Für den Bearbeiter selbst hat diese Methode die beynahe unvermeidliche Folge, daſs er überall Miſsgriffen ausgesetzt ist, weil ihm nie das Ganze seines Gegenstandes sichtbar wird. Hier nur einige Beyspiele von der zuletzt genannten Erscheinung! — *Milt.* II, 4 haben wir auch in diesem Commentar zu *Cares* — *Cares Pelasgi* — *Herod.* 6, *extr.* (nicht 5). Aber was soll das? Sind das nun carische Pelasger? oder pelasgische Carier? Und wo sind und waren die? — Die Sache liegt viel tiefer. Die Hauptstellen sind: *Herod.* I, 171. *Thucyd* I, 4. *Diod. Sic.* V, *extr. Conon narr.* 47. *Isocr. Panath. p.* 478, *ed. Wolf.* — Die Noten zu *Themist.* IV, 1 sind ein wunderbares und unfruchtbares Gemisch von Wahrem und Falschem. Hier hätte Hr. Tz. sich bloſs daran halten sollen, daſs Cornelius *astu* und *arx* wie Herodot αστυ und ακροπολις unterscheidet; (VIII, 51) allein davon nichts. — Dagegen *αστυ proprie est arx* — *Strabo* IX, p. 396. Aber erstlich wozu das? und zweytens sagt Strabo etwas ganz anderes; nach ihm ist ἀστυ — πετρα εντπεδιω περιοικουμενη κυκλῳ οικουμενη — und ist entgegengesetzt dem Piräeus. Dann heiſst es *sacerdotes* — *Herodotus tantum* ἱκεζας *memorat.* Nein! VIII, 51 nennt er ταμιας τε του ἱερου και πενητας ανθρωπους — und diese zusammen hernach (53) ἱκετας; so war jene, nicht diese Angabe, mit des Cornelius *sacerdotes* zusammenzustellen. Gleich darauf zu *non auderent* — wird gesagt: *contra Isocrates in Panegyr. c.* 27, *qui etiam socios — retinuisse addit, nimio ille laudandi studio abreptus.* Sehr richtig! Aber wozu nun diese Zusammenstellung mit dem Lobredner? Morus erinnert mit Recht bey Isokrates an die Geschichtschreiber Herodotus und Cornelius; aber hier kann eine solche Zurückweisung auf den Redner nur stören. Zu *regi*, in dem nächsten Satze, heiſst es — *Herodotus* VIII, 42 *e regio eum genere fuisse dicit.* — Wenn Rec. recht sieht, so sagt Herodot an jener Stelle gerade das Gegentheil: *e regio genere non fuit.* Und die unerträgliche Ungleichheit in der Bearbeitung! Zu einer Stelle erfahren wir einige nähere historische Umstände, und bey zehn dagegen entbehren wir sie! Bey einer Stelle werden die Worte des Griechen hingesetzt, bey hundert fehlen sie! und dieses in einer solchen Ausgabe mit Recht. — Daher Rec. sich des Gedankens nicht erwehren kann, daſs die Herausgeber des Cornelius entweder das Historische ganz liegen lassen, oder sich so vollständig darauf rüsten, und es uns eben so in seiner Art vollständig wiedergeben sollten, als sie es bey dem exegetischen Theile zu thun suchen. Sonst bleibt immer das widrigste Miſsverhältniſs und der unnützeste Überfluſs, durch das, was davon gesagt wird, bey dem drückendsten Mangel, durch das, was übergangen wird.

No. 2 zeugt auf alle Fälle sehr vortheilhaft für die Kenntnisse und den Fleiſs ihres Verfassers; allein um sowohl die Zweckmäſsigkeit und Brauchbarkeit dieser Ausgabe für das Publicum, als ihren inneren Werth genau und vollständig anzugeben, muſs Recens. das Eigene derselben, welches sie durch den besonderen Zweck des Herausg. erhalten hat, von dem

unterscheiden, was sie mit anderen Ausgaben gemein hat. Von jenem zuerst. Nach der eigenen Erklärung des Herausgebers hatte er die Absicht: „Lehrern, welche, um diesen Autor nach Amt und Pflicht zu erklären, selbst noch der dazu erfoderlichen Sprach- und Sach-Kenntnisse ermangeln, diese aber sich einzeln und aus ihren Quellen zu verschaffen, weder Lust noch Kraft haben, und zugleich auch durch ihre ökonomischen Umstände zu sehr eingeschränkt sind, als dass sie sich die zu jenem Studium nöthigen Hülfsmittel anschaffen könnten, jene Kenntnisse zusammengedrängt, in diesem Buche an (oder vielmehr in) die Hand zu geben." Rec. findet es aus mehreren Gründen für nöthig, sich laut und entschieden gegen diesen Zweck zu erklären. Denn 1) glaubt er, dass man solchen elenden Menschen, wenn es ihrer noch hie und da giebt, gar nicht helfen *sollte*, und noch mehr ist er 2) davon überzeugt, dass man solchen gar nicht helfen *kann*. Wer ist im Stande zu wissen, was Alles und wie viel solchen Armen fehlt, wie ist es möglich, ihnen alles das zu geben, was sie nicht haben? — und wer sieht nicht, dass Menschen, mit so wenigen Kenntnissen versehn, und von so wenigem Eifer belebt, als man hier voraussetzt, gar nicht im Stande sind, selbst das, was man ihnen mit so milder Hand reicht, mit Geschick und Glück zu benutzen; und wenn sie es thun könnten, es ganz gewiss nicht würden thun mögen! Der Vf. sagt selbst, dass sein Zweck es nöthig gemacht habe, Bemerkung auf Bemerkung zu häufen, und Gegenstände der Alterthümer, der Geographie, der Geschichte zu behandeln, welche schon aus den Hülfskenntnissen hätten bekannt seyn sollen, und Wörter in ihren Bedeutungen nach der Reihe zu erörtern. Aber was würde aus einer solchen Behandlung der Autoren herauskommen? und ist sie nicht die kostspieligste unter allen? — Wie weitläuftig auf der einen und wie unbefriedigend auf der anderen Seite solche Ausgaben werden müssen, zeigt eben diese Arbeit. In den Stellen, wo Cornelius *Delphi*, die *Cycladen*, die *Jonier*, *Naxos*, *Corinth*, *Carthago* nennt, erhalten wir sehr weitläuftige geographische und historische Notizen von diesen Städten, Inseln, Landschaften. Über *Orestes* und *Oedipus* ist zu *Epamin.* *VI* über Cyrus zu *Alcib. IX* sehr viel gesagt; allein wie sehr sticht es dagegen ab, wenn bey *Sylla* einzig auf die *Allgem. Welthistorie* und *Plutarchs Biographie*, bey *Lucullus* auf *Buhle's Geschichte der Philosophie*, bey *civile bellum* auf *Cäsars* drey Bücher von diesem Kriege verwiesen wird! Bey *Att. II* finden wir eine Geschichte der römisch. Tribunen und einen Abriss ihrer Rechte; bey *Att. I* dieses von den römischen Rittern; bey *Att. III* wird von dem *jus civitatis* in seinen 4 Abtheilungen gehandelt. Aber kein Wörtchen über die *Sesterzen*! Wir finden nicht nur von mehreren Wörtern die Bedeutungen der Reihe nach aufgezählt, sondern vernehmen überdiess noch, dass *manus* von μαρη abstamme, welches noch in ευμαρης übrig sey, und wobey auch an μαρναμαι erinnert wird; und bey *barbarus*, dass der Ursprung dieses Wortes in dem Chaldäischen בר zu suchen sey, und *Scaliger* es aus dem Arabischen abgeleitet habe; aber dann sahe sich der Vf. doch wieder genöthigt, auf *Schellers* groses Wörterbuch zu verweisen. Das sollen also die armen Menschen doch auch haben! — Aber haben sie das, wie viel konnten sie entbehren, was sie hier finden! — Was dieser Ausgabe auch eigen, aber gewiss weit nützlicher als der bisher genannte Apparat ist, sind die sehr sorgfältig angeführten Parallelstellen in dem Autor selbst und die Verweisungen auf die *Bröder*ische Grammatik, zuweilen auch auf *Schellers praecepta styli*, *Jani's ars poetica* und *Tursellin's* Buch *de particulis*. Aber auch das beweist, dass Hr. P. sich in seinen Voraussetzungen bey jenen Lehrern nicht gleich bleibt. — Doch wir wollen sehen, wie bey dieser Ausgabe das besorgt ist, was wir von jeder Ausgabe dieser Art erwarten. Der Text ist von Druckfehlern sehr rein. Rec. hat einen einzigen bemerkt, *Ages. VI*, 2. Weniger ist Rec. mit der Art von Text zufrieden, welchen Hr. P. uns giebt. So viel wir bemerkt haben, folgt er keiner der bisherigen Recensionen durchaus. Dieses hat seine grossen Nachtheile bey dem Gebrauche, indem er doch auch wieder nicht eine eigene, nach festen Grundsätzen entworfene, Recension liefern wollte, wenigstens nicht geliefert hat. Ganz unkritisch ist der Text z. B. in folgenden Stellen: *Lys.* 2, *divertisset*, *Ages. I*, *diligebatur*. *Attic. IV*, *Sestertiorum*, sonst *Sestertium*. — *Epam. IV*, *Tu, qui etc.* *Epam. II*, *quorum pervulgata sunt nomina; cantare tibiis etc.* — *Milt. V*, *profligarent — perterruerunt*. *Milt. II*, *domi creati*. — Noch weniger aber konnte Rec. mit der Interpunction besonders folgender Stellen zufrieden seyn: *Epam.* I, *contra ea una, urbe nostra.* — *Epam.* X, 3, *coepit* — *Ages. II*, *facere secum:* auch gleich darauf *Ages. III*, *impetum facturos: Attic. VII*, 2. *Nullum enim etc.* *Epam. VI*, 2, *indicare. Argivos etc.* — *procreasset: Hic etc.* — Auch zeigt sich in dieser letzten Stelle, so wie an mehreren, wie viel der Text an Deutlichkeit gewonnen hätte, wenn die in dem Text angeführten Worte der Redenden mit verschiedener Schrift wären gedruckt worden.

(*Der Beschluss folgt.*)

Neue Auflagen.

Braunschweig, in der Schulbuchhandl.: *Erster Leitfaden zum Schulunterrichte nach Funke's technologischer Naturgeschichte.* Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 4te verbess. Aufl. mit einer Kupfertafel.

Auch unter dem Titel:

Stoff zu Unterhaltungen mit Kindern über Gegenstände der Natur von *C. Ph. Funke.* 1807. 46 S. 8. (3 Gr.)

Ulm, in d. Stettinschen Buchhandlung: *Die Kunst 12 Sorten Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen für die Malerey und Zeichenkunst selbst zu verfertigen*, nebst einem gründlichen Unterricht, wie solche noch zu mancherley anderen Gebrauch auf Cattun, Leinwatte, Papier, Leder, Holz, Bein; Horn, Federn, Stroh, Bimsen und Rohrmark nützlich anzuwenden seyen. Neue verbess. Aufl. 1807. VIII u. 206 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1808.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Rein u. C.: *Cornelii vitae excellentium imperatorum.* Mit — Anmerk. v. *Chr. H. Paufler etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Neuer Gewinn ist dem Text des Cornelius nirgends geworden; auch war es wohl die Absicht des Herausgebers nicht. Am meisten hat man Ursache mit den *exegetischen* Anmerkungen zufrieden zu seyn. Hr. P. zeigt hier gründliche Kenntniss der Sprache und sehr genaue Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller. Es sind ihm wenige Stellen entgangen, welche er ohne alle oder ohne hinlängliche Erklärung gelassen, und meistens wird man mit den gegebenen Erklärungen zufrieden seyn können. Doch wäre z. B. über *Pauf.* III, 1, *non callida sed dem. rat.* über *Epam.* IV, 2, *namque orbis terrarum — caritate* etwas zu sagen gewesen. Was über *Hemerodromen* gesagt worden, ist nicht befriedigend. Das *idem — Epam.* X, ist durch die Hinweisung auf *Bröder* noch gar nicht hinlänglich erläutert; so auch *Agef.* V, 3. Die Ausdrücke *pontem facere — pontem rescindere, Milt.* III, versteht man dort noch nicht, wenn man sie nur übersetzen kann, *Brücke schlagen — Brücke abtragen.* Es hätte etwas von der Art sollen gesagt werden, wie jene Brücke errichtet worden war, und wie sie zernichtet werden konnte. Hätte der Vf. dabey Herodots Erzählung verglichen, so würden diese Ausdrücke und andere dieses Kapitels, z. B. *principes*, ja die ganze Stelle, mehr Licht erhalten haben. Die Vergleichung der griechischen Quelle hat der Rec. an mehreren Stellen ungern vermisst; auch bey *Pausan.* V, wo nach Vergleichung mit *Thucydides* und auch *Diodor.* das *quae* gewiss nicht mit *aedes* wäre verbunden worden. Auch *proditio* zu *Timoth.* III, hätte aus dem Griechischen erklärt werden sollen. *Epam.* II, 5 ist *ad eum finem* sehr richtig erklärt worden; aber konnte sich Hr. P. nach dieser Erklärung mit dem *currendo et luctando* vertragen? — Nach *currendo* muss interpungirt werden; auch wohl *ac* gelesen werden statt *et*. Zu *Pelop.* II, 5 sucht er *devenerunt* zu erklären; allein Rec. findet es wahrscheinlich, dass *deverterunt* zu lesen sey. Gleich darauf ist *tempus* gewiss nicht richtig durch *Gelegenheit* erklärt; es ist *Zeit*, *coelum vesperascens*. Bey *Epam.* III, 4 *fide ad alios sublevandos* — hätte Hr. P. nicht fragen sollen — *sua* — oder *amicorum*? — Wie zusammengehört *amicorum facultatibus*, so auch *amicorum fide*; — *das Zutrauen, welches seine Freunde zu ihm hatten*, und der Sinn der Stelle ist: „von dem Zutrauen seiner Freunde zu ihm machte er oft zu anderer Unterstützung einen solchen Gebrauch, dass man wohl sieht, es stand ihm das Vermögen seiner Freunde zu Gebote wie sein Eigenthum"; sogleich folgt auch ein Beleg dazu. Auch hat sich Rec. gewundert, *Cim.* IV, *extr.* die Worte *mors acerba* so schwankend erklärt zu sehen. Zu wortreich sind auch viele Erklärungen ausgefallen; so z. B. zu *Thrasyb.* I, 1, wo doch schon *Heusinger in specil. ad Cornel. Thrasyb.* alles geleistet hatte, auf dessen Erklärung auch der Verfasser endlich zurück kömmt. — Über den Zweck des Cornelius scheint Hr. P. selbst noch nicht gewiss zu seyn (s. Vorr. XVIII vergl. mit S. 365), und was er da und dort darüber sagt, davon trifft weder das eine noch das andere das Ziel. Von dem historischen Werthe des C. spricht er auch viel zu unbestimmt: es ist im Grunde nichts sagend, dass der Vf. den C. überall, wo er von glaubwürdigen Schriftstellern alter und neuer Zeit abweicht, geradezu des Irrthums beschuldiget. Dieses Urtheil über den historischen Werth des Cornelius, so wie jenes über seinen Zweck, beweiset, dass hier Hr. P. bey sich selbst noch manches aufs Reine zu bringen habe.

M. W.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Ulm, in der Stettinschen Buchhandl.: *Kurze gemeinfassliche französische Sprachlehre für den deutschen Bürgerstand zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche in deutschen Bürgerschulen.* Von M. *Johannes Lang*, Pfarrer zu Schnaitheim im Wirtenbergischen. 1807. XVI, 312 und CXLII S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Dictionnaire universel des Synonymes de la Langue Françoise, à l'usage des Allemands, oder Allgemeine französische Synonymik für die Deutschen*, nach den besten Nationalschriftstellern in alphabetischer Ordnung praktisch bearbeitet von M. *Joh. Lang.* 1807. VI u. 759 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

3) Lemgo, b. Meyer: *Vollständige Syntax der französischen Sprache; oder Anweisung zu einem französischen Style etc.* von *Joh. Christ. Quedenfeld*, Conrector der Schule zu Goslar. 1807. XIV u. 674 S. 8. (2 Rthlr. 4 Gr.)

4) Leipzig, b. Barth: *Neue Gespräche oder Übungen im Sprechen der französischen Sprache über alle Gegenstände und Verhältnisse im gesellschaft-*

fischen Leben von *Greg. Ferd. le Mang*, Lehrer der französ. Sprache in Köthen. 1807. XII u. 319 S. 8. (20 Gr.)

5) Stuttgard, b. Steinkopf: *Lectures élémentaires pour les premières années de la Jeunesse.* Avec une préface de M. *Stroehlin*, Professeur au Gymnase de Stoutgart. *Seconde édition*, revue et corrigée. 1806. XVI u. 240 S. 8.

6) Ebendas.: *Cours de Langue Françaiſe à l'uſage des Collèges.* Ouvrage commencé par feu *L. Alex. Lamotte*, Prof. au Gymn. de Stoutgart. Continué par un de ses amis. *Tome III.* 1807. 424 S. 8. (1 Rthlr.)

7) Frankfurt a. Main, b. Brönner: *Nouvelles Aménites littéraires*, à l'usage des jeunes personnes de l'un et de l'autre sexe. *Première partie.* 1807. IV u. 200 S. 8. (16 Gr.)

8) Darmstadt u. Giessen, b. Heyer: *Französisches Lesebuch für Anfänger und untere Schulclassen.* Bearbeitet von *A. de Beauclair*, grossherzogl. hess. Hofrath und Lector der französ. Sprache am grossherzogl. Gymnasium. 1807. 116 S. 8. (6 Gr.)

Es brennt ein gewaltiger Eifer um die Unterweisung in der französischen Sprache in Deutschland. Die Lehrer derselben wachsen an allen Enden hervor. Die öffentlichen Blätter werden nicht leer von Ankündigungen neuer Grammatiken, Regel-, Uebungs- und Lesebücher. Wenn jedes Exemplar nach dem Wunsche der Verfasser und Verleger angebracht und gehörig benutzt wird; wenn die wohl unterrichteten Schüler, vom Proselitengeist angefeuert, den Lehreifer noch zehn Jahre fortsetzen, und in ähnlichem Verhältnisse Schüler ziehen: so wird nach einigen Decennien die deutsche Sprache in den Schutt der Antiquitäten gefallen seyn, und nur noch in einigen zähen Köpfen, bey altmodisch gesinnten Leuten, und in dem Munde der Bauern fortleben. Diess zu verhüten, scheint Apollo kein anderes Mittel zu wissen, als dass er die Köpfe uneins macht, und jede Grammatik, jedes Regelbuch, durch ein folgendes verschlingen lässt, dessen Stätte man wenige Jahre hernach nicht mehr findet. Jeder preiset seine Waare; das meiste ist Mittelgut. Eine gute neue Grammatik zu schreiben, dazu wird, ungeachtet der vielen vorhandenen, noch immer nicht wenig Fleiss und Genauigkeit erfodert. Aber die Menge der zusammengestoppelten Lesebücher erweckt Verdruss. Wenn in irgend einem Fache der Literatur bloss von Fabrikarbeit die Rede ist: so ist es in diesem. Wir thun indessen unsere Pflicht, fassen ein Gebund von neuen Schriften dieses Fachs zusammen, und sagen über jede unsere Meinung kurz; auch mit Beleg, wo wir es für nöthig halten.

Der kundige Vf. von No. 1 hat ein schweres Geschäft unternommen, indem er, in Ermangelung guter Lehrer in manchen Gegenden Süddeutschlands, ein Lehrbuch abfassen wollte, durch welches die, im Ganzen noch immer schlecht unterrichtete *gemeine Bürgerclasse* in Stand gesetzt würde, sich [...]ne für das gemeine Leben und den gewöhnlich[en] Umgang mit Franzosen hinreichende Kenntniss u[nd] Übung der französischen Sprache zu verschaff[en], und zugleich *fähigere* deutsche Schullehrer, die [das] Französische noch nicht verstehen, dahin gebra[cht] würden, dass sie nach dieser Anleitung auch die [ih]nen anvertraute Schuljugend in den Anfangsgr[ün]den der französischen Sprache unterrichten könnt[en]. Wir fürchten sehr, es werde unter allen Wirtemb[er]gern, Bayern und Tyrolern, in kleinen Städten u[nd] auf dem Lande, keiner seyn, der diesen Selbstu[n]terricht nur eine Stunde aushalten könne. Der [Vf.] versichert, sich bey der Bezeichnung der Ausspra[che] nach dem Gehör der Süddeutschen gerichtet zu [ha]ben. Rec. aber, der jene Landschaften auch ken[nt,] weiss zu mancher Bezeichnung keine Ursache zu f[in]den. Man spreche doch folgende Töne aus, u[nd] höre, ob man sich was dabey denken kann! „*O[n] schön étransché ki sseschurrna gäkktan a Pari, étai[t] öhn schur o sspäktakl', d'manda a sson Mahntor, p[...] ssawoar sill sammüssätt affé: Mon Guwärnöhr! äh[] bien dü pläss?*"

No. 2, von demselben Vf., ist ein in aller Hi[n]sicht weit verdienstlicheres Werk. Zur Bearbeitu[ng] und Sicherstellung der französischen Synonymik [ist] seit dem Jahre 1718, da der Abbé Girard zuerst dar[in] auftrat, vieles geschehen. Ihm sind im Samme[ln] und Ordnen vornehmlich *Beauzée* und *Roubaud* g[e]folgt, durch deren und anderer französischer Schri[ft]steller Bemühungen im J. 1801 das zu Paris in [...] Octavbänden erschienene *Dictionnaire universel des S[y]nonymes de la Langue françoise, etc.* möglich war. Dieses ist bey dem vorliegenden Buche zum Grun[d] gelegt, und von Hn. *Lang*, besonders durch Be[i]fügung der Abstammung der Wörter aus dem Late[i]nischen, Griechischen und Französischen bereicher[t]. Wir verkennen die Mühsamkeit und den abgezielte[n] Nutzen dieser Arbeit nicht, dürfen aber die Beme[r]kung nicht zurückhalten, dass das Ganze mehr Sp[u]ren französischer Flüchtigkeit als deutscher Gründ[]lichkeit trägt. Dem Franzosen ist eine witzige E[r]hellung des Begriffs genug, der Deutsche will schar[fe] Abgränzung. Der Artikel, bey denen sich die[se] Mängel zeigen, sind zu viele; Rec. kann über d[ie] Auszeichnung keines mit sich einig werden. Auc[h] ist die Sinnverwandtschaft bey manchen in eine[m] zu weiten Sinne genommen worden. Z. B. S. 3[..] wo *acht* Wörter, *Alarme*, *Terreur*, *Effroi*, *Frayeu[r]*, *Epouvante*, *Crainte*, *Peur* und *Appréhension* für sy[]nonym gehalten und erklärt werden. Dass, wenig[]stens in unseren Zeiten, Cäsar, und nicht die Gram[]matiker, bestimmen, dazu findet sich ein Beleg S[.] 243, wo es heisst: „*Empire* bedeutet ein aus meh[]reren Staaten, Ländern, Nationen selbst von ver[]schiedener Staatsverfassung bestehendes Reich; an[]statt dass *Royaume* ein für sich bestehendes einzelne[s] Königreich bezeichnet, in welchem, wenn es auc[h] aus mehreren Nationen besteht, dieselben (von) sei[...]

nem Oberhaupte nach einerley Gesetzen und mit gleichem Grade der Unterwürfigkeit regiert werden." — Die Anwendung kann Jeder selbst machen.

Eine unnöthige Mühe hat sich der bereits verstorbene Vf. von No. 3 gegeben, indem er die syntactischen Regeln der französischen Sprache nach einander aufgestellt, und eine jede, auch die dem ersten Anfänger verständlichste, mit üppigen Beyspielen aus den besten Schriftstellern, die er zu diesem Behuf eigens durchlesen und excerpiren musste, geschmückt hat. Um zu beweisen, dass „das Subject mit seinem Anhange (?) an der Spitze des Satzes stehen müsse," werden de la Bruyere, Voltaire, Rousseau, Mercier, Florian und noch andere, aufgerufen. Durch dergl. Citationen meinte der sel. Vf. den Verstand aufzuklären und das Herz zu veredeln. Das ist nicht das Geschäft des Grammatikers; er wirke nur nicht entgegen. Indessen finden Lehrer der französischen Sprache in diesem mühsam zusammengelesenen Buche manches, das sie beym Unterrichte benutzen können. Es aber den Schülern in die Hände zu geben, ist weniger rathsam.

Immer sich selbst gleich bleibt der Vf. von No. 4. Diessmal beschenkt er uns mit 52 Lectionen, die aus übel zusammenhängenden Dialogen, auf deren jeden eine sogenannte Praktik und eine Reihe Anmerkungen folgen, bestehen. Er fängt wieder mit seinem gewöhnlichen *Bon jour*, *bonne nuit* u. s. w. an, und fährt mit allerley, nicht *allen*, Gegenständen fort. Wie sehr nöthig es sey, sich erst mit deutlichen Begriffen zu versehen, ehe man den Sprachlehrer spielen darf, zeigt Hr. *le Mang* durch sein trauriges Beyspiel. S. 15 befindet sich folgende Anmerkung: „Borgen, leihen, *emprunter q. ch. de q. q.* oder *emprunter q. ch. à q. q. prêter q. ch. à q. q.* Von diesen beiden *Wörtern* sind leihen nebst *prêter edler*, als borgen nebst *emprunter*. Das, was man leihet, *prête*, erhält man *gewöhnlich* zurück; was man aber *verborgt*, *emprunte*, ist oft verloren." — Ist es nicht unbegreiflich, dass der Mann den gemeinen Unterschied zwischen leihen und borgen nicht kennt? Den Beschluss machen einige Scenen aus *Don Juan* und *le Mariage forcé*: „Aus Moliere's *schönen* Werken, wie Hr. *le M.* in der Vorrede berichtet, die grosse *Schönheiten* der französischen Sprache enthalten, und sehr belehrend sind." Was Hr. *le M.* nicht weiss! Aber Moliere zur Bildung der Conversation im neunzehnten Jahrhundert? Man muss erstaunen. Hr. *le M.* hat diese Dialogen auch verdeutscht. Zur Probe geben wir gleich den Anfang. Sganarell sagt zu seinem Herrn, Don Juan, S. 264: *Ma foi, Monsieur, avouez que j'ai eu raison, et que nous voilà l'un et l'autre déguisés à merveille. Votre premier dessein n'etoit point du tout à propos, et ceci nous cache mieux que tout ce que vous vouliez faire.* Hier zu deutsch S. 265: „*In der That*, Herr, *Sie werden* gestehen, dass ich Recht gehabt habe, und dass wir jetzt beide herrlich *gekleidet* sind. Ihr erstes *Vorhaben* war gar nicht *rathsam*, und dieser Anzug verbirgt uns besser als alles andere was Sie *unternehmen* wollten." Wie gestümpert für einen Sprachlehrer!

No. 5 ist auch zu haben unter dem Titel: *Cours de Langue Française à l'usage des Collèges.* Ouvrage commencé par feu *L. Al. Lamotte*, Prof. au Gymnase de Stoutgart, continué par un de ses amis. Tome *premier.* Sec. édition etc. In der Vorrede des Hn. *St.* wird den Lesern die Nothwendigkeit, französisch zu lernen, in zum Theil recht eleganten Ausdrücken, sehr dringend ans Herz gelegt. Der Vf. hält dafür, dass man nicht mit der Grammatik anfangen müsse. Kurze Sätze, kleine Erzählungen, Dialogen, Züge aus der Natur- und Menschengeschichte, meint er, müssen vor allen logikalischen Grundlehren hergehen. Allmählig könne man diese mit einmischen, und durch den Schüler selbst entwickeln lassen. Rec. findet hiegegen nichts einzuwenden; dem geschickten Lehrer bleibt dabey immer das meiste überlassen. Über Mangel an Mannichfaltigkeit darf man bey diesem Buche nicht klagen. Der kleineren und grösseren Aufsätze ist eine starke Menge. Viele der Anekdoten sind aus dem Alterthum geschöpft, und zum Theil aus sehr geschätzten Schriftstellern entlehnt. Hinten folgt ein Verzeichniss der in dem Buche vorkommenden Wörter und Redensarten, auf 78 Seiten. Es ist, selbst für seinen Zweck, nicht vollständig genug.

Hieran schliesst sich No. 6, auch unter dem Titel: *Morceaux d'Eloquence, de Morale et de Philosophie, tirés des meilleurs Auteurs François.* Sie enthält grössere Abhandlungen, von ernsthafteren Inhalt und gemischtem Werth. Es fehlt auch nicht an langweiligen. — Diese Behauptung gilt fast noch mehr von No. 7, deren Herausg. Hr. Prof. *Römer* ist. Anfänger haben hier nichts zu suchen. Für sie ist in No. 8 besser gesorgt. Rec. stellt dieses Lesebuch ohne Bedenken dem Gedickeschen an die Seite, dessen Vorläufer es, der Bestimmung des Vfs. nach, seyn soll. Das angefügte Wortregister verdient noch einige Berichtigungen. Der Druck thut den Augen wohl. Cch.

Ragusa, b. Martechini: *De vetustate et praestantia linguae Illyricae ejusque necessitate ad populorum origines investigandas.* Dissertatio, quam *Franc. Maria Appendini*, e scholis piis, lexico Illyrico (des Gioch. Stulli) praemiserat. 1806. 99 S. in 8.

Der Eifer des Vfs. für Begründung einer slawischen Literatur ist bereits bekannt; bereits wissen wir, dass er Illyrien als die Gegend betrachtet, wo es am reinsten und wohllautendsten gesprochen wird. Bey der bedauernswerthen Verschiedenheit der Alphabete, worin diese Sprache geschrieben wird, scheinen auch, nach seiner Behauptung, unverkennbare Vorzüge dem *glagolitischen* zu gehören. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, wie weislich die Erfinder das Behalten desselben erleichtert haben. Es ist ein Spruch: *Az Buk Vid Glagoglje* Dobro Zest Divito Zelo (weiches z) Zimglje (zischen-

des 1) S Kako Ljudi Misli Nafs On Pokoj Ein Slawe Twardo: *Ich Gott Vit rede; es ist gut, von Früchten der Erde leben, und gesunt seyn wie Männer: das ist Ruhe; das sprecht aus stark.* Diese so einfache als reiche Sprache, deren Spur Hr. *Appendini* in allen anderen ihm bekannten Mundarten gefunden, hält er für die allgemeine der Japetiden. Aus derselben erläutert er mit Gelehrsamkeit und Witz eine Menge geographischer und historischer Namen und viele bis auf uns erhaltene Worte der Thracier und anderer ungriechischer Nationen. Hier kömmt viel auf eine schwer beantwortliche Frage an: sind diese und jene Wörter ursläwisch, oder auf den immerwährenden Wanderungen angenommen? Wie viel ist nun deutsch und jedem verständlich, das zu Ottfried's Zeit wohl niemand ahnete? Bey dem gänzlichen Mangel schriftlicher Denkmale, bey der Dunkelheit, welche die Geographie der ersten Sitze und die meisten Wanderungen deckt, ist schwerer zu entscheiden, als man glaubt, was der Slawe gab und empfing. Wir sind übrigens allerdings der Meinung, dass bey diesen ungebildeten, vielfältig unvermischten Stämmen eine sehr beträchtliche Menge Wörter sich aus dem ersten Sprachschatz erhalten mochte. Dadurch wird das slawische Sprachstudium sehr merkwürdig, dass manche Urbedeutung wohl noch da vergraben liegt, und hieraus neues Licht über die allgemeinen Vorstellungen der alten Welt verbreitet werden kann. Aus der Zusammensetzung der Resultate so patriotischer als wahrhaft gelehrter Forscher ist irgend ein grosses Factum, Schlüssel zu Vielem in der Universalhistorie zu erwarten. Der eiserne Fleiss und die mannichfaltige Gelehrsamkeit des Vfs. verdient seiner Abhandlung sowohl als dem Stullischen Wörterbuch die sorgfältige Prüfung sachkundiger (nicht wegwerfender, nicht absprechender) Männer, und wir wünschen auch zu dem Ende recht sehr die Erscheinung seines *Varro Illyricus* (S. 46), eines gewiss vorzüglichen Werkes.

Ths.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Landshut* b. Weber: *L. B. Bardili Beytrag zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre.* In einigen Bemerkungen über die *Tiefstrunkische* und *Schulzische* Logik. 1803. 69 S. 8. (10 Gr.). In der Vorrede bemerkt der Vf., dass man jetzt an der, von Kant für unverbesserlich erklärten Logik so viel Mängel gewahr wird, dass am Ende die vermeinte nur kritisch bemerkbare, aber nothwendige Vernunfttäuschung — auf jener Rechnung kommen werde. In den abgeleiteten Sätzen der durch ihn versuchten Reform der Vernunftlehre habe man sich bereits genähert, vielleicht sey diess auch in Hinsicht des Princips möglich. Geschähe diess letztere nicht, so sey an eine völlige Einstimmung über die logischen Fundamente nicht zu denken.

Hr. *Tiefstrunk* legt das Bewusstseyn zum Fundament der Logik und leitet aus den ursprünglichen Akten desselben den Inhalt derselben. Hr. *Bardili* fragt (S. 6) „wird überhaupt die Beschaffenheit der Vernunft erst durch die Natur des Bewusstseyns, oder die Natur des Bewusstseyns durch die Beschaffenheit der Vernunft, durch einen entweder stärkeren oder schwächeren Einfluss derselben auf das erstere bestimmt?" Hr. *B.* zeigt, in welche verfängliche Widersprüche die Annahme von beiden Hn. *T.* setzt. Ersterer thut dar, dass (S. 9) die Anfänge (Principien) einer Erkenntniss, hinaus über das gemeine Bewusstseyn, zwar in keinem *gesetzlosen*, selbstschaffenden *Ich*, aber desto unfehlbarer in der gesetzlichen Grundverfassung der Natur (Vernunft) überhaupt liegen, die sich uns bloss durch das *Medium eines Bewusstseyns* mittheilt, und das also auch nicht als der Menschheit allein zugehörig, sondern identisch *mit denen durch das Universum verbreiteten Gesetzen* angenommen, d. h. objectiv erklärt werden müsste — Verstand und Wille sind nur verschiedene Acte ein und derselben Vernunft (13). Es wird S. 17 gezeigt, dass die *Tiefstrunk*sche Logik eine Coalition mehrerer Theorieen enthält, welche sich contradictorisch entgegengesetzt sind, und also (S. 17) Widersprüche enthalte, also die *Logik und logisch sey.* Rec. setzt hinzu: Es ist ein eigener Zirkel, wenn die kantische Schule die auf die *infallible Logik gebaute Kritik* annimmt, und mittelst der deducirten Transcendentalismen, die *infallible* Logik nicht nur begründen, sondern sogar mit Hn. *T.* verbessern will.

Von Schulz sagt Hr. *B.*, es sey ihm unbegreiflich, wie er mit Kant, den er widerlegte, doch die Logik seit Aristoteles Zeiten für *unverbesserlich* erklären, und nur von einem verbesserten Vortrage desselben sprechen könne, letzteres sey indess kein Ernst, denn er liefere *eine wesentliche verbesserte Logik.* Um die Abweichungen der schulzischen von den älteren vorhandenen zu zeigen, da bemerkt Hr. *B.*, dass sein Grundriss der ersten Logik gar sehr benutzt und Folgerungen aus seinem aufgestellten Begriff des Denkens gezogen worden wären, ohne dass es Hr. *Schulz* ausdrücklich sagen und zugestehen wolle. Um die Vernunft nicht zu einer Quelle von Irrthümern zu machen, nimmt der Skeptiker Schulz an: dass es intelligible, nichtsinnliche Dinge gebe, die anstatt der intuitiven Erkenntniss zu widersprechen, diese ergänzen, und die man also für objectiv, d. h. für wahr halten müsse. — Ja, ihr Zeugniss sey etwas objectivreelles und einer Anschauung selbst gleichzuachtendes. Hr. *B.* zeigt, wie weit consequenter der von ihm widerlegte Kant verfuhr, und in welche Dunkelheit und Widersprüche er gerathe, daher verwandle sich (S. 32) unter seinen Händen das Objective wieder mit einmal in etwas Subjectives. Daher muss man die Anschauung, die *niemals irrt*, doch prüfen, damit man keine Täuschung befürchten dürfe. Diese und dergleichen Widersprüche, welche durch Vermischen des Reinen und Empirischen in der Kenntniss herbeygezogen werden, sind hier dargestellt. Auch hier wird gerügt, dass man Grund und Bedingung verwechsele, das Bewusstseyn ist Bedingung unseres Denkens, aber nicht Grund, so wie das Auge das Medium des Sehens, aber nicht das Sehen selbst sey: die Eintheilung der Erkenntniss in die mittelbare (abwesend vorgestellte) und unmittelbare (gegenwärtig vorgestellte) sey ganz unlogisch und gehöre in die empirische Psychologie. Das Denken sey, der Gegenstand möge da oder abwesend seyn, dasselbe — denn die Vorstellung sey dieselbe. Hr. *Bardili* tadelt, dass er das Denken zwar in einem Vorstellen durch *Begriffe* bestehen lasse — aber darüber weiter keine Auskunft gebe. — Ein *Widerspruch* könne zwar *vorgestellt*, aber nicht gedacht werden: denn derselbe beruhe auf einem Mangel des Denkens. Denken und Vorstellen sind zwey verschiedene Dinge. Die Vermischung von beiden, und die Nichtanerkennung seines aufgestellten Identitätsgesetzes erzeuge alle Widersprüche in der Schulzischen Logik. — Rec. setzt hinzu — der Logiker stellte sich in seinem Bewusstseyn die *Denkgesetze* und deren *Anwendung* vor; sie sind das Object seiner Vorstellungen, und nicht das Vorstellen selber. Freylich hat der Begriff des *Denkens* durch Hn. *B.* und *Reinhold* noch nicht das gehörige Licht erhalten. Ersterer nimmt die Vernunft, als *das realste Wesen*, als Urgrund aller Gründe, als Urmöglichkeit aller Möglichkeiten an. Sie ist das Gesetz aller Gesetze — die Regel aller Regeln. Da diese Gesetze und Regeln mit den Gesetzen und Regeln der Natur identisch sind: so ist das wirklich gedachte, das im Bewusstseyn vorgestellt ist, auch objectiv gültig und wirklich zu allen Zeiten wahr. Die Mathematik und Astronomie beurkunden die Gewissheit dieses Satzes, den Rec. zur Aufhellung des Begriffs vom *Denken* hinstellt.

G. B. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR 1808.

STATISTIK.

Ohne Druckort: *Der Deutsche zu den Deutschen.* Ein statistisches Handbuch der deutschen Bundesstaaten mit Bemerkungen über das was ist, was war und vielleicht seyn wird. 1808. 204 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In einer Nachschrift auf der letzten Seite bittet der Vf., bey Beurtheilung dieser Schrift nicht aus den Augen zu lassen, dass sie, ihrer ersten Anlage nach, bloss eine Reihe politischer Raisonnements habe vorbereiten, und ihn zur Einleitung dienen sollen. Diese seyen der Hauptzweck gewesen; die Ereignisse aber haben ihn genöthiget, dieselben zurück zu halten, und dafür die bereits gedruckten neun Bogen zu einer Statistik aller, selbst der neu hinzugekommenen, deutschen conföderirten Staaten zu ergänzen. Was es mit dieser Erinnerung eigentlich für eine Bewandtniss habe, ist nicht wohl abzusehen; denn aus den Äusserungen S. 8 und auch sonst erhelle, dass die ersten neun Bogen nach dem Friedensschlusse zu Tilsit zusammen geschrieben wurden. Welche Ereignisse hätten wohl seit dieser Zeit das Zurückhalten politischer Raisonnements mehr abnöthigen sollen, als bald nach Abschluss der rheinischen Conföderation? Indessen verliert dabey das Publicum nichts, denn nach den Pröbchen zu urtheilen, welche der Vf. in der kurzen Einleitung von seinen politischen Einsichten giebt, ist er der Mann gar nicht, welcher über so wichtige Angelegenheiten, als die rheinische Conföderation, richtige politische Urtheile zu fällen vermag. Nach ihm musste man wünschen, dass mit Deutschlands Verfassung eine Veränderung vorgenommen würde; aber man konnte nicht erwarten, dass zwischen den vormaligen Reichsständen ein Schisma entstehen, und ein Theil derselben sich von den Verpflichtungen, die ihm oblagen, ganz lossagen würde. Nach ihm war es die Frucht *langer Unterhandlungen*, die seit dem Abschlusse des pressburger Friedens zu Paris gepflogen worden waren, dass sich am ersten August 1806 eine Anzahl deutscher Reichsfürsten vom Reichsverbande ganz lossagte. Wer nur so viel von diesem grossen Factum zu sagen weiss, wer nicht weiss, was Jedermann hievon weiss, der bekennt laut seine Ungeschicklichkeit zu jedem politischen Raisonnement. Der Vf. bricht auch schnell hievon ab, und liefert die bekannte Note des französischen Ministers am Reichstage, die Erklärung einiger Reichsstände vom 1 August 1806, und eine Uebersetzung des pariser Vertrags vom 12 Julius 1806. Diese ist weder treu noch vollständig. Gleich im ersten Artikel heisst es: die Staaten der conföderirten Fürsten werden auf immer vom deutschen Staatskörper getrennt, und durch eine besondere Conföderation unter dem Namen der conföderirten *Stände* des Rheins unter sich vereinigt. Im Grundtext heisst es aber *Separés — du territoire de l'Empire germanique*, und wer wird hier *Etats* durch *Stände* übersetzen? Der zweyte Artikel ist ganz unrichtig. Nicht nur die Reichsgesetze, welche die contrahirenden Fürsten betreffen, sondern auch diejenigen, welche ihre Unterthanen, ihre Staaten, oder auch nur Theile derselben angehen, sind aufgehoben. Nicht die Rechte *an* Gläubiger, welche durch den Deputations-Recess von 1803, und durch den § 39 desselben, festgesetzt worden, sind hievon ausgenommen, sondern die Rechte *der* Gläubiger und *Pensionisten* u. s. w. sollen fortdauernd gelten. Der § 24 wimmelt von Schreib- und Druck-Fehlern, von denen wir einige weiter unten rügen werden. Wer Urkunden so übersetzt, der hat keinen Beruf, so oft übersetzte und gedruckte Urkunden noch einmal vorzulegen. Wir könnten noch viele solche Unrichtigkeiten und Auslassungen anführen, wenn nicht schon diese Proben genügten, unser Urtheil zu bestätigen. Auch mit Thatsachen nimmt es der Vf. nicht so genau. S. 31 heisst es: der Chef des Hauses Nassau werde *in Zukunft* den Titel eines Herzogs, und der Graf von der Layen jenen eines Fürsten führen. Beide werden ihn aber nicht nur künftig führen, sondern haben ihn gleich, nach der Lossagung vom Reichsverbande, wirklich angenommen. Ebendaselbst heisst es: die conföderirten Fürsten haben von den ihnen überlassenen Reichslanden sogleich Besitz genommen, in Ansehung der Territorien aber, über welche ihnen in der Acte die Souveränetät eingeräumt worden, sey dieses noch nicht überall geschehen, und es scheinen Schwierigkeiten eingetreten zu seyn, die in den Verhältnissen der conföderirten Fürsten theils zu einander selbst, theils zu den mediatisirten Reichsgliedern, theils zu anderen mächtigen Staaten ihren Grund haben. Wie konnte so etwas noch nach dem tilsiter Frieden gedruckt werden, da bekanntlich alle Besitznahmen schon im September 1806 vollzogen waren!

Nachdem uns der Vf. das Factum der Trennung erzählt hat, wirft er die Fragen auf: 1) ob die conföderirten Staaten, welche nun von Deutschland getrennt sind, hoffen dürfen, in dieser Conföderation

ein kräftiges und wirksames Mittel zur Befestigung des Friedens zu besitzen, der bisher zu ihrem grossen Unglücke so häufige Unterbrechungen erlitt? 2) Ist ihre politische Unabhängigkeit, die sie von häufigen grossen Gefahren umgeben sahen, von nun an auf eine so sichere und dauerhafte Grundlage gebracht, dass man sich schmeicheln darf, sie werde in den, durch den Drang der Zeiten herbeygeführten, Stürmen unangetastet bleiben? 3) Welche Folgen werden diese Veränderungen für Deutschland hervorbringen? Eine befriedigende Antwort, meint der Vf., lasse sich nur dann geben, wenn man von der politischen Stärke des neuen Bundes und von den mannichfaltigen politischen Beziehungen der Mitglieder richtige Begriffe habe. Der Vf. will daher die politischen Kräfte der rheinischen Souveräns berechnen, und dann untersuchen, in welchen Beziehungen diese Fürsten zu einander selbst, in welchen sie ferner zu den übrigen Staaten Deutschlands, desgleichen zu Österreich, Preussen und Frankreich stehen, um zuletzt die wichtige Frage: wie sie ihre Unabhängigkeit behaupten, und den Frieden im Innern befestigen werden — zu beantworten. Der Vf. liefert also nur einen sogenannten statistischen Commentar über den neuen Bund, geht zuvörderst die Staaten der Conföderirten vom 12 Julius 1806 durch, und läfst hierauf die neu hinzugekommenen folgen. Bey Bayern, Wirtemberg und Baden werden drey Epochen angenommen: der Stand vor dem pressburger Frieden, nach demselben und nach dem Abschlusse der Conföderations-Acte. In der Beschreibung der bayerischen Monarchie folgt der Vf. lediglich *Hassels* Angaben, nur mit dem Unterschiede, dass er die Veränderungen, welche durch den pressburger Frieden und den pariser Vertrag herbeygeführt worden, und die *Hassel* noch den vorigen Herrschaften zuschreiben musste, gehörigen Orts einschaltet. Die Varianten vermisst man fast ganz, und da, wo er *Westenrieder* und *Ockhard* anführt, sieht man leicht, dass er sie nur aus *Hassels* Werke kennt. Auffallend ist wohl, dass der Vf. bey Bestimmung der Volksmenge der bayerischen Lande im bayerischen Kreise von 1803, bey den einzelnen Landen *Hassels* Angaben hinsetzt, in der Hauptsumme aber doch dem bey *Hassel* als Variante angeführten *Ockhard* folgt. Als *Hassel* seinen statistischen Umriss schrieb, waren die neuen Eintheilungen des bayerischen Staats noch nicht bekannt, aber sie sind es nun, und wie kömmt es, dass der Vf. auch hier *Hassel'n* getreu abschreibt, ohne Volksangabe und Flächeninhalt nach den neuesten Organisationen zu classificiren, und ohne der inzwischen bekannt gewordenen Volkszählungen oder neuen Angaben zu gedenken? Dass er selbst diesen seinen einzigen Vorgänger oft nicht verstanden, oder irrig begriffen hat, davon wollen wir einige Belege geben. So setzt der Vf. für die Commenden Rohr und Waldstetten die von *Hassel* angenommene Zahl von 2768 Seelen, vergisst aber dabey, dass *Hassel* auch die Commende Freyburg mit hierunter begreift. So setzt er für Schwarzenberg 32000 Seelen auf $12\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, die freylich auch *Hassel* annimmt, aber nicht bloss für Schwarzenberg, sondern auch fürs Klettgau, welches bekanntlich unter badischer Souveränetät steht. Dieser Fehler ist um so unverzeihlicher, als der Vf. selbst bemerkt, dass von den unter Baden gefallenen Landen besonders gehandelt werden soll, dieses auch S. 88 wirklich geschieht, und dort die *Hassel*sche Angabe fürs Klettgau hingesetzt wird. Für das Fürstenthum Schwarzenberg selbst nimmt *Hassel* mit dem in allen statistischen Angaben so höchst unzuverlässigen *Bundschuh* 7 Quadratmeilen und 21000 Seelen an. Man weiss aber nun aus dem bayerischen Regierungsblatte vom April 1807, dass im Fürstenthum nur 9374 Seelen leben. In eben diesem Blatte, aus welchem so viele statistische Angaben in mehreren periodischen Schriften und politischen Zeitungen aufgenommen worden sind, hätte der Vf. die vielen übrigen irrigen Angaben *Hassels* berichtiget finden können. Diesem waren solche zu verzeihen, aber gewiss nicht dem, der *jetzt* einen statistischen Commentar herausgiebt. Von der beyspiellosen Nachlässigkeit oder Unwissenheit des Vfs. müssen wir noch ein Beyspiel anführen. Im pariser Vertrage wird bekanntlich die Reichsherrschaft Wiesentheid der Grafen von Schönborn der Souveränetät des Königs von Bayern unterworfen. Ein Ast dieser Familie nennt sich nach derselben, und besitzt nebst der Herrschaft noch 4 Ämter, die vorhin im reichsritterschaftlichen nexu standen, und mit der Herrschaft selbst nichts als den Besitzer gemein haben. Zwey von diesen Ämtern sind unter Bayern, zwey hingegen (Weiler und Crumbach) unter den Fürsten Primas gefallen. *Hassel* giebt diese 4 Ämter und die Herrschaft Wiesentheid, die er auch ein Amt nennt, unter der Rubrik: Reichslande, als Besitzungen des gräflich schönbornischen Astes zu Wiesentheid, an, und setzt für die Herrschaft selbst $\frac{1}{2}$ Quadratmeile und 1597 Seelen, für alle 5 Ämter aber $3\frac{1}{4}$ Quadratmeilen und 9200 Seelen. Unbekümmert um diese Verhältnisse giebt unser Vf. der Herrschaft Wiesentheid, die nach dem bayerischen Regierungsblatte nur 1346 Seelen hat, die von *Hassel* für *alle* Besitzungen des Grafen Schönborn bemerkte Summe. Was soll man von einem solchen Abschreiber denken? Auf gleich Weise verfährt er auch mit anderen Landen, z. B. mit den hohenlohischen Ämtern Kirchberg und Schillingsfürst, wo er ebenfalls *alle* Besitzungen dieser beden Linien unter bayerische Souveränetät setzt. Wir könnten noch mehrere Beyspiele anführen, wenn nicht schon die obigen unser Urtheil rechtfertigten, dass dieser sogenannte statistische Commentar eine von Fehlern wimmelnde Compilation sey. Einer besonderen Unterlassungs-Sünde hat sich der Vf. dadurch schuldig gemacht, dass er nirgends der reichsritterschaftlichen Besitzungen gedenkt, welche unter die Souveränetät der verschiedenen Souveräns gekommen sind. Sie sind doch wirklich ansehnlich genug, um hier aufgenommen zu werden. Bey Bayern besonders ist dieses unverzeihlich, da ausser den vielen einzelnen ritterschaft-

lichen Besitzungen in Schwaben und Franken die sehr ansehnliche Grafschaft Pappenheim (sie hat gegen 7000 Seelen, und ist also wichtiger, als so manche Reichsherrschaft) nur *sub hoc titulo* unter bayerische Souveränetät gekommen ist. Die angehängten statistischen und politischen Reflexionen des Vfs. über die bayerische Monarchie sind aus *Hassels* und anderer Schriften abgeschrieben, und was demselben S. 55 u. f. eigen ist, beweist, dass er den Stand der Dinge in Europa zu würdigen nicht versteht.

Das Königreich Wirtemberg ist ebenfalls ganz nach *Hassel* beschrieben, und man findet hier die nämlichen Mängel, wie bey Bayern. Wir verweisen Kürze halber nur auf die Beschreibung der Lande von Hohenlohe, Taxis, Stadion u. s. w. Nach dem Vf. ist das vormals mainzische Amt Krautheim zwischen dem Fürsten Salm und den beiden Grafen von Leiningen getheilt worden, die Neidenau und Billigheim erhielten. Diese waren nie Theile von Krautheim, wie der Vf. unten bey Baden, S. 91, behauptet; wohl aber hat Hohenlohe 1802 kleine Parzellen erhalten, deren der Vf. nicht gedenkt. Nicht der gröfste Theil dieses Amtes ist unter wirtembergische Souveränetät gekommen, sondern unter Baden. Von den Verträgen zwischen Wirtemberg und Baden, wegen Tuttlingen und anderen Stücken, weiss der Vf. nichts. Sie waren doch schon lange vor dem Tilsiter Frieden bekannt genug. Aus der fürstenbergischen Herrschaft, oder dem Ober-Vogteiamt *Neufra*, macht der Vf., drollig genug, eine Herrschaft *Neuhaus*, die dem Grafen von Ostein gehören soll, unten bey Baden, S. 86, aber Fürstenberg zugeschrieben wird. Rec. konnte lange nicht finden, woher ein so lächerlicher Irrthum kam, als er endlich bey *Hassel* las: Buxheim mit Westerhard und Neuhaus. Nur ein Blick in *Roeders* Lexikon hätte den Vf. belehren können, dass Westerhard, ein Dörfchen von 4 Höfen, unmittelbar zu Buxheim gehört, wo es liegt, Neuhaus aber, ein Dorf bey Leipheim im Burgau, wo die Karthaus Buxheim verschiedene Zins- und Pacht-Bauern, wie in vielen anderen Dörfern, besitzt, von jeher burgauische Hoheit erkannten. Beide stehen aber unter bayrischer Souveränetät. Noch drolliger vielleicht ist die S. 73 und 74 angebrachte Bemerkung: „die Äste zu Kirchberg und Schillingsfürst (ist falsch; es heifst: die *Ämter*) erkennen nach der Conföderations-Acte in Zukunft bayerische, die übrigen aber wirtembergische Landeshoheit; doch scheint man sich nicht eher in den wirklichen Besitz der Souveränetäts-Rechte setzen zu wollen, als bis alle Mifshelligkeiten zwischen Frankreich und Preussen, an welchem das hohenlohische Haus eine mächtige Stütze hat, ausgeglichen seyn werden." Was ganz Deutschland weiss, dass nämlich Preussen bey aller Vorliebe doch viele hohenlohische Ortschaften von 1796 an landsässig machte, und dass von gesammten hohenlohischen Landen von Bayern und Wirtemberg schon im Sept. 1806 förmlicher Besitz genommen wurde, das blieb unserm Vf. unbekannt.

Die Beschreibung von Baden wimmelt ebenfalls von Fehlern, von denen wir schon einige Pröbchen gegeben haben. Hier verweisen wir noch besonders auf Breisgau. Dass der Vf. von den Verträgen mit Wirtemberg und Hessen nichts sagt, versteht sich wohl von selbst, weil man bey Hassel nichts davon findet. Allenthalben suchten wir die Commende Biegle, bis uns endlich durch die pariser Acte einfiel, dass wohl damit die Commende Beuggen gemeint seyn möge. Die Natur der geographischen Einsichten des Vfs. lernt man schon aus der Bemerkung kennen, dass Baden ein *vollkommen* geründeter Staat sey. Dass der Vf. ein ganz blinder Abschreiber von Hassel sey, davon werden besonders unter Baden zwey merkwürdige Beyspiele geliefert. Hassel hatte statt Münzesheim — Münzeheim und statt Salem (Salmannsweiler) Grafschaft *Salm* gesetzt. Unser Vf. gab sich nicht einmal die Mühe, diese von Hassel am Schlusse seines Werks bemerkten Druckfehler zu verbessern, und so finden wir hier Münz-heim und mit grossen Buchstaben eine Graffschaft *Salm*. Dass sie so wie Petershausen Prinzen von Hause gehört, scheint der Vf. nicht zu wissen. Die Lande des Fürsten Primas kennt unser Vf. ebenfalls genau. Da finden wir eine Spiegelfabrik bey Lohr; da setzt Aschaffenburg seine Weine (und ausser Nutz- und Brennholz) seine Holzwaaren, seine Heidelbeeren nach Frankfurt ab; da hat Frankfurt Seiden- Sammt- Plüsch- Ziz- Kattun- Wachstuch- Saffian- und andere Fabriken; da erfreuen sich nur wenige deutsche Staaten einer so starken Bevölkerung. Der Vf. weiss also nicht, dass die lohrer Glasfabrik schon längst gänzlich eingegangen ist, und nur noch zu Weibersbrunn eine Glashütte besteht, dass Aschaffenburg bey weitem nicht so viel Wein baut, als es braucht, keinen verführt, sondern seine Weine von Frankfurt, Mainz u. s. w. bezieht, dass zwar viel Brenn- und Nutzholz den Main hinab geführt wird, von Fabrication an Holzwaaren aber durchaus nichts bekannt ist. Der Vf. bedenkt nicht, dass von der etwanigen Volksmenge von 200000 Seelen ungefähr 80000 in 4 Städten leben. Die primatische Regierung mag sich übrigens S. 98 mit hoher Weisheit gesagt seyn lassen, was sie thun muss, um den Handel Frankfurts in seinen *alten* Kanälen zu erhalten, und die Bemühungen der Nebenbuhler zu vereiteln! Über den Handel von Berg deraisonnirt der Vf. ein langes und breites, um zu beweisen, dass er seinen Gang und Umfang nicht kennt, nichts von den Vergünstigungen weiss, die der bergische Handel zum Theil von Frankreich erhalten hat, nichts von dem grossen Absatz im südlichen Deutschlande und nach Italien. Was der Vf. wohl mit nachstehendem Satze sagen will: „Ach! ja wohl ist der Krieg ein scheussliches Ungeheuer! Nichts als die gekränkte Ehre kann ihn entschuldigen. Doch — entschuldigen? — *heiligen* müssen wir ihn sagen. Die gekränkte Kraft, der verhöhnte Edelsinn hat nur ihn zur Schutzwehr. Drum sey er, der Schreckliche, Verderbliche, *gesegnet!*" S. 113 wird der schon am 15 Februar 1805 verstorbene Graf von Bassenheim

noch als jetzt lebender Burggraf angeführt. In der Beschreibung der grofsherzogl. hessischen Lande findet man wieder eine Menge Unrichtigkeiten. Heubach gehört schon geraume Zeit unter die Souveränetät von Baden; Breuberg hat nicht 5300, sondern etwa 9000 Einwohner; die Graffschaft Erbach hat nicht 32000, sondern höchstens 22000 Einwohner; die Herrschaft Ilbenstadt (nicht Illenstadt) gehört Leiningen-Westerburg; der stollberg-gedernsche Antheil an der Graffschaft Königstein gehört Wernigeroda, der Ortenburgische — Stollberg Rofsla. Beider Besitzungen enthalten nicht 2000, sondern etwa 6300 Seelen; die Graffschaft Wittgenstein enthält im Ganzen nicht 24300, sondern höchstens 15000 Seelen. Für den ganzen grofsherzoglich hessischen Staat bringt der Vf., wir wissen nicht wie, 487000 Seelen heraus; man weifs aber ziemlich officiell, dafs 525000 Seelen in demselben jetzt leben. Der grofsherzoglichen Regierung wird der Rath ertheilt, dem kostbaren Stolze zu entsagen, ein zahlreiches, schönes und geübtes Militär zu besitzen, denn stehende Heere seyen überall nur provisorische Stützen der Staaten. Übrigens ist es ganz etwas neues, dafs die hessen-darmstädtischen Lande an der Schwelle Frankreichs und im *Herzen* von Deutschland liegen. Von den nassauischen Besitzungen werden noch so ziemlich richtige Nachrichten gegeben, dagegen fehlen Hohenzollern-Hechingen und Salm-Salm, die der Vf. vermuthlich nicht als Souveräns anerkennt. Vom Fürsten von Isenburg weifs der Vf., dafs er sich durch seine rasche Thätigkeit dem ganzen Deutschland bekannt gemacht habe, und die Annalen des Vaterlandes einst viel von ihm zu erzählen haben würden. Von S. 137 an liefert der Vf. Nachrichten über die zum rheinischen Bunde neu hinzugetretenen Fürsten. Da bey diesen bekanntlich (Sachsen ausgenommen) keine Gebietsveränderung von Belang bis jetzt Statt gefunden hat, so stöfst man nicht auf solche grofse Fehler, wie bey ersteren. Sachsen ist am besten aus *Hassel*, *Leonhardi* u. s. w. dargestellt, und man findet hie und da manche gute Reflexionen; zum Theil aber auch sonderbare Ideen, z. B. S. 240 u. f., wo den Protestanten *ein* geistliches Oberhaupt, *ein* Hirt empfohlen wird. Die Länder von Schwarzburg (dessen staatsrechtliche Verhältnisse zu Sachsen der Vf. nicht kennt) *Reufs*, *Lippe*, *Waldeck* sind kurz abgehandelt, wie man etwa bey *Hassel* Nachrichten findet. Neu belegte Angaben, dergleichen man hat, darf man hier nicht suchen. Zuletzt folgt eine Beschreibung des Königreichs Westphalen, dessen Bestandtheile nach dem kaiserl. Decret vom 18 August 1807 aufgeführt werden. Wer *Hassel* vor sich hat, findet hier nichts, als veränderte Worte. Nun sollte man also wohl nach des Vfs. Versprechen die Beantwortung der Anfangs aufgeworfenen Fragen erwarten; man findet aber auf 10 Seiten nichts, als einige wohlgemeinte Warnungen, Hoffnungen und Wünsche, dafs die Deutschen Deutsche bleiben, dafs die Deutschheit erhalten und veredelt, dafs alles Eigenthümliche ausgebildet, alle Anbildung des Fremden entfernt werde. Hierauf bezieht sich nun wohl der Titel, von dem man sonst nicht wüfste, wie er diesem Werklein gegeben werden könnte. Und diese wenigen Seiten sind denn auch in einigen politischen Zeitungen unter dem Namen: *Worte eines Statistikers*, getreu abgedruckt worden, um eine hohe Meinung von einer Schrift zu erwecken, vor deren Ankaufe wir jeden, der sich eine statistische Übersicht von der rheinischen Conföderation zu verschaffen wünscht, warnen zu müssen, aus vorgelegten Gründen uns berufen fühlten. Diese geflissentliche Lobpreisung in politischen Blättern mufs uns zugleich entschuldigen, wenn wir bey diesem elenden Producte länger verweilten, als es an sich verdiente.

S. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *München*, b. Lentner: *Eine Wasserstrafse von München nach Tyrol und an den Bodensee könnte allein bey fallendem Preise dem bayerischen Getreide einen dauernden und vortheilhaften Absatz sichern, auch in Jahr und Tag vollendet seyn*, von *G. Porcia*. 1807. 62 S. 8. Dieses Machwerk verdiente kaum eine Anzeige in diesen Blättern, wenn Rec. es nicht für seine Pflicht hielt, das Publicum davor zu warnen. Der Vf. will nämlich von München aus eine Wasserstrafse nach dem Inn, von da über den Brenner nach dem Etschflufs führen, indem er zwischen dem Wildbache Eysach mit dem Wildbache Sill, eine Verbindung zu bewirken im Sinne hat, ohne auf die Topographie der Gegend, noch auf das Steigen der Gebirge und den Fall der Gewässer die mindeste Rücksicht zu nehmen. Er scheint nicht bedacht zu haben, dafs dieser Kanal, dem er eine Tiefe von 6′ und eine Breite von 40′ geben will, die Einkünfte des Königreichs Bayern auf ein Jahrzehend verschlingen, ja, dafs derselbe über 500 Schleusen erfodern würde, und mehrere Meilen weit durch Felsen gesprengt werden müfste. Fast eben so abentheuerlich sind seine übrigen Projecte, nach welchen er über Thäler und Berge Kanäle zieht, ohne daran zu denken, dafs man die Thaler mit Brückwasserleitungen zu übersteigen hätte, die bekanntlich in der Ausführung sehr kostbar sind, und eine zahllose Menge von Schleusen erfodern würden. Er macht auch noch den naiven Vorschlag (S. 36), dafs der Kronprinz von Bayern sich an die Spitze dieser Unternehmung stellen möchte, und das k. bayerische Ingenieur-Corps, dem die Ausführung seiner Vorschläge kein schweres Problem sey, indem es talentvolle Männer genug besitze, gleichwie in Frankreich, dazu verwendet werden könnte. Es ist ihm daher ganz fremd, dafs in Frankreich das *Corps des ingénieurs des ponts et chaussées* für den Entwurf und die Anlegung der Kanäle bestimmt ist, das Militair-Ingenieur-Corps aber eine ganz andere Bestimmung hat. Endlich tadelt noch der Vf. in dieser planlosen Schrift das neue Mauthsystem in Bayern (S. 54), durch welches viele hundert gemeinnützige Handwerksfamilien in einen bedauernswürdigen Zustand gekommen wären, und nimmt die abgeschafften grofsen Viehweiden in Schutz. Auf die Fruchtausfuhr will er Pramien gesetzt, und auf den Kaffee, Zucker und fremde Weine eine Auflage von 50 p. C. gelegt, mithin gerade das Gegentheil von dem ausgeführt wissen, was die neue Mauthordnung in Bayern, welche die am mindesten drückende in Europa ist, vorschreibt. Er bedenkt also nicht, dafs der Absatz des bayerischen Getreides im Auslande ohnehin erfolgt, sobald das Getreide in den angrenzenden Ländern so viel theurer als in Bayern ist, dafs aus dessen Verführung ein hinreichender Gewinn erwächst.

W. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22. JANUAR 1808.

NATURGESCHICHTE.

Genua, auf Kosten des Autors gedruckt b. Gravier: *Insectorum Liguriae species novae aut rariores,* quas in agro ligustico nuper detexit, descripsit, et iconibus illustravit *Maximilianus Spinola,* adjecto catalogo specierum (ab) auctoribus jam enumeratarum, quae in eadem regione passim occurrunt. Tom. I, Fasciculum I sistit. 1806. XVII u. 159 S. kl. Fol. nebst 2 Kpftaf.

Wir glauben, den Freunden der Entomologie in unserem Vaterlande einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen den Inhalt dieser Schrift, die, bey dem unvollkommenen Verkehr unseres Buchhandels mit den literarischen Producten des Südens, vielleicht Manchem weniger, als sie verdient, bekannt geworden seyn möchte, so viel es der Raum dieser Blätter gestattet, darzulegen versuchen. Wäre es auch nur darum zu thun, aus ihr das warme Streben eines Beobachters kennen zu lernen, der mit unbestochenem Sinn und offenem, geschärftem Blick, das reiche Leben der ihn unter einem schöneren Himmel umspielenden Insectenwelt durchschaut, und aus dieser gerade die geheimnissvolleste und anziehendste Familie, die, wie die freyeste Blüthe des in sich zerfallenden Insectenstamms, als ächtes Sonnengeschlecht dieser Sphäre, in Kunsttrieben, Geschlechtsverhältnissen, Formenwechsel und unendlicher Mannichfaltigkeit der Gestalt und Farbe, ein, wir dürfen beynahe sagen, noch unbekanntes Feld der Forschung darbietet, vorzugsweise zu seinem Gegenstande gewählt, und mit sichtbarer Liebe bearbeitet hat; — es wäre schon darum dieses Werk einer Anzeige werth: aber es liefert auch eine reiche Ausbeute neuer Entdeckungen und Beobachtungen, und verspricht noch grösseren Gewinn in seiner Fortsetzung, die der Vf. angekündigt hat, und bald liefern möge. *Rossis* unübertreffliche Fauna steht noch immer fast allein für uns da, um die entomologische Sphäre Italiens zu beleuchten, und wo ihr Licht hinfällt, bleibt selten Klarheit und helle Erkenntnifs aus. Wenn wir aber die weite Ausdehnung dieses Gebiets, den durch mannichfaltige Verhältnisse modificirten Einfluss seines Klimas zur Begünstigung des Insectenlebens, in Erwägung ziehen, und zugleich bedenken, dass unser Vaterland, bey der verhältnissmäsig sehr grosen Menge von Insectenfreunden, Sammlern, Beobachtern etc., die diesen Zweig seiner Fauna fast unaufhörlich bearbeiten, demungeachtet jährlich noch immer eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Entdeckungen hervorgehen läfst, und auch schwerlich noch so bald erschöpft werden möchte: so sind wir gewifs um so mehr geneigt, des Vfs. Äuserungen über die Zweckmäsigkeit seines Unternehmens in der Vorrede zu bestätigen, und von einer so thätigen Bemühung um diesen Gegenstand noch weit mehr Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten, als der Vf., mit fast zu groser Bescheidenheit, anzudeuten wagt. Fabricius *Systema piezatorum* bedarf einer immer weiter gehenden Sichtung, und zugleich einer endlichen Beziehung der darin aufgestellten Gattungsmerkmale auf die grose Menge der, theils blos nach dem Habitus subsumirten, theils, und zwar in weit gröserer Menge, noch gar nicht von ihm eingeführten Arten, die von Anderen früher oder später entdeckt oder beschrieben worden sind. Dazu eignet sich besonders eine neue, von anderen Standpuncten aus wiederholte, und mit den nöthigen Hülfsmitteln unterstützte, Durchforschung der Fauna einer Gegend, aus welcher Fabricius so viele Insecten aufgeführt, und Andere, nach ihm, verwandte, aber doch specifisch verschiedene Arten *ihrer* Gegend, aus Mangel der nöthigen Erläuterung, für identisch mit jenen gehalten, und unter solchen Namen in Sammlungen oder Schriften fixirt haben. Wenn aber an dem Bekannten die Fabriciussche *Methode der Gattungsbestimmung* auf diese Weise einen Prüfstein finden wird, so werden auf der anderen Seite an dem *Neuentdeckten* die *Grundsätze seiner Methode* sich läutern, und zugleich, bey fortgesetzter Beobachtung im Einzelnen, das eigentlich historische Element und die *Naturgeschichte* dieser anziehenden Geschöpfe in die beschreibenden Umrisse des Systems beseelend eingehen.

Der vor uns liegende erste Theil, der den ersten Fascikel enthält, zerfällt in 2 Abtheilungen. In der ersten werden von dem Vf., bis p. 48., 18 neue Arten aus der Classe der Piezaten beschrieben, und zugleich mancherley Bemerkungen, die alten oder neu errichteten Gattungen, wozu sie gezählt werden, betreffend, beygebracht. Die zweyte, grösere Hälfte des Werks enthält ein Verzeichniss der dem Vf. bis zum Jahr 1806 bekannt gewordenen Piezatenarten des ligurischen Gebiets, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Berichtigung der Synonymen, und mancherley interessanten Bemerkungen über die Gattungsmerkmale, Art- und Geschlechts-Verschiedenheit, und über die Lebensweise mehrerer der hier blos namentlich aufgezählten Arten. Wir wollen uns da-

mit begnügen, den Inhalt der ersten Hälfte dieses Werks näher anzugeben; aus dem 2 Abschnitte aber, oder dem *Catalogus Insectorum jam auctoribus enumeratorum, quae in agro ligustico occurrunt*, werden wir blofs einige Bemerkungen, die uns interessant scheinen, ausheben, und zugleich hin und wieder das Wichtigste von denjenigen Anmerkungen und Berichtigungen mit einfliessen lassen, die von dem Vf. zu einem Anhang seines zweyten Theils bestimmt, und aus Gefälligkeit dem uns mitgetheilten Exemplar auszugsweise beygeschrieben worden sind. Diese letzteren werden wir, wo wir davon Gebrauch machen, zum Unterschied mit Mspt. bezeichnen, unsere eigenen Anmerkungen aber in Häkchen () einschalten.

Insectorum Liguriae species novae, aut rariores. — No. 1. *Hylotoma ventralis: nigra, antennis 7 nodiis, ventre pedibusque flavis.* 1½ Linie lang; mit *Tenthredo ventralis* Panz. verwandt, aber doch durch standhafte Charaktere von derselben verschieden. (Die *Tenthredo salicis cinereae Degeer, Retz. p.* 73. No. 315, die der Vf., als vielleicht hieher gehörig, anführt, gehört zu den *Doleris Jurin*, da die *Hyl. ventralis* im Gegentheil ein *allantus Jur.* ist. Letztere kommt auch, wiewohl selten, in des Rec. Gegend vor.) In der handschriftlichen Anmerkung giebt uns der Vf. eine sehr scharfsinnige neue Anordnung der Blattwespen, auf die Verschiedenheit der Antennen und die Bildung der Mandibeln gegründet, die, da eine genauere Betrachtung der Fresswerkzeuge sowohl, als die Berücksichtigung des ganzen Habitus, der Lebensweise etc. hinlänglich beweist, dafs die Fabriciusche Gattungszerfällung, als solche, hier nur eine uneigentliche Bedeutung hat, und da die Merkmale dieser Gattungen, wie sie von Fab. aufgestellt werden, von Panzern sehr gut wieder auf die Einheit *eines* Gattungsausdrucks zurückgeführt worden sind, als Subdivision der einen natürlichen Gattung, sehr zweckmäfsig und richtig aufgegriffen scheint, und daher hier eine Stelle verdient. *I. Antennae capitatae, articulo ultimo fere sphaerico: Cimbex Oliv. Fab. — Tenthredo Jur. II. Antennae triarticulatae: Hylotoma Fabr. Cryptus Jur. a) Ant. in maribus pectinatae; cellula radialis appendicea e. g. Hylot. enodis, ustulata etc. — b) Ant. in maribus vix pectinatae; cellula radialis simplex, nervo appendiceo obsoleto, Hyl. angelicae etc. — c) Ant. in maribus furcatae, cellula radialis ut in praecedente subdivisione: Hyl. furcata. III. Antennae, in maribus saltem, ramosae: Lophyrus Latr. Pteronus Jur. IV. Antennae filiformes, 7—9 nodiae, mandibulae latere interno 3-dentato, infero unidentato: Tenthredo F. Allantus Jur. a) Cellulae cubitales 4. Allantus Jur. b) Cellulae cubitales 3. Spec. nonnullae e gen. Dolerus Jur. V. Antennae filiformes, 7—9—11—nodiae, mandibulae latere interno unidentato aut inermi, infero semper inermi: Nematus* (eine neu geordnete Gattung des Vfs.) *a) Cellulae duae radiales, cubitales 4.* Die Arten von *Hylot. Fab.* mit 7-gliedrigen Fühlhörnern, *Allanti Jur.* (hieher gehört auch die *Hylotoma ventralis* des Vfs.) *b) Cellulae radiales duae, cubitales 3*: die übrigen Jurinschen *Doleri.* — *c) Cellula radialis una, cubitales 4: Nematus Jur. Tenthredines F. d) Cellulae radialis una, cubitales 3.* Die 2te und 3te Familie der Gattung *Pteronus Jur.* — *VI. Antennae setaceae, multiarticulatae: Lyda Fabr.* — — No. 2. *Salius femoratus: niger, abdomine masculis 4 albis, femoribus 4, posticis rubris.* Kleiner als 6-*punctatus Fabr.*, mit dem er übrigens sehr nahe verwandt ist. Die Gattung *Salius Fabr.* ist eine gemischte Gattung, deren Merkmale nur auf *S. bicolor* und *unicolor* passen. Der *Sal.* 6-*punctatus* hingegen, von dem der Vf. hier mehrere Varietäten aufzählt, und dieser *femoratus*, müssen, wie *Latr.* muthmafste, und *Fabr.* selbst, nach der beygeschriebenen Note, nunmehr zugiebt, zu *Pompilus* gebracht werden, und zwar hat Hr. *Sp.*, seit der Erscheinung dieses ersten Theils, die Entdeckung gemacht, dafs sein *S. femoratus* das Männchen von *Pompilus* 10-*guttatus Jur.*, — der eigentliche 6-*punctatus Fabr.*, das Männchen eines neuen *Pompilus*, der im 2ten Bande dieses Werkes beschrieben werden soll, — und eine vermeinte Varietät desselben mit nur 4, zuweilen undeutlichen, Puncten des Hinterleibes, das Männchen des *Pompilus bipunctatus* sey. (Es bleibt indessen doch bemerkenswerth, dafs dem Rec. unter mehreren Stücken des *Pomp. bipunctatus*, die er jährlich in seiner Gegend antrifft, noch nie ein solches Männchen vorgekommen ist.) — Endlich soll auch noch eine angeblich ganz schwarze Spielart des 6-*punctatus*, als das männliche Geschlecht zum *Pomp. niger Fabr.* gebracht werden, (das Männchen des *Pomp. nigr.* charakterisirt sich doch sogleich als ein wahrer *Pompilus*, und dürfte schwerer, als die übrigen Abarten, auf den Sal. 6-*punctatus* zu beziehen seyn.) No. 3. *Chrysis refulgens: scutello producto, capite thoraceque viridibus, abdomine aureo, ano integro*, 5 Linien lang. (Von *Chrysis Panzeri* nicht nur durch die angegebenen habituellen Merkmale, sondern generisch verschieden. Sie ist eine wahre Chrysis, diese hingegen ein *Hedychrum*, wenn nicht, was eine weitere Untersuchung ausweisen muss, eine von beiden Gattungen abweichende Modification der natürlichen Gattungssphäre.) In dem Anhange zu dieser Beschreibung wird eine Eintheilung der Gattung *Chrysis* versucht, und *Chrysis calens F.* als eigene Gattung getrennt, (ob gleich in den aufgeführten analytischen Charakteren der Mundtheile noch kein hinlänglich scharfer Unterschied von *Hedychrum* zu liegen scheint. Das Labium ist nicht abgerundet, sondern tief 2-lappig, mit abgerundeten Lappen. Unterscheidender ist der Verlauf des Flügelgeäders, und, nach dem Vf., der nur 4-ringige Unterleib; doch dürfte die Zahl der Abdominalsegmente überhaupt nicht von solcher Wichtigkeit für Gattungsabtheilungen seyn, als der Vf. zu glauben scheint, und noch unsicherer bey der Gattung *Chrysis*, wo die letzten Abschnitte in eine häutige, mit dem Stachel zurückziehbare Röhre contrahirt sind, und daher leicht zu einer Täuschung Anlafs geben können. Die auffallende, im Habitus ausgedrückte, Differenz dieser Art muss also ihre constitutiven Gattungsmerkmale noch von wiederholten und neu angestellten Untersuchungen erwarten. Gegen den vom Vf. gewählten Gattungsnamen: *Stilbum*, haben

wir die Übereinstimmung mit einer von *Persoon* errichteten Schwammgattung in Anregung zu bringen.) — No. 5. *Pompilus elegans: niger thorace postice, abdomineque antice rubris, punctis tribus abdominalibus albis.* (Eine sehr zierliche Art, 5 Linien lang; vom *Pompilus variegatus*, mit dem ihn Hr. *Sp.* vergleichen möchte, schon durch seine Kleinheit, und durch die ganz verschiedene Farbenvertheilung sehr abweichend.) No. 6. *Larra micans, tota atra, coeruleo micans;* 10 Linien lang. Wahrscheinlich das Weibchen eines *Pompilus*, und fast nur durch die sehr beträchtliche Grösse von *Pompilus niger Panz.* zu unterscheiden. No. 7. *Larra 6-maculata Nigra, abdomine maculis 6. cinereis* — nur 3 Lin. lang. Sehr selten; wird nunmehr von dem Vf. gleichfalls den *Pompilis* zugezählt. Wir können darüber, da uns die Abbildung keine hinlänglich klare Anschauung giebt, nichts entscheiden; die *Larra micans* aber nähert sich in ihrem Baue sehr auffallend den dreyen dem Rec. bekannten Arten der Gattung *Tachytes Panz.* Nähere Untersuchungen müssen erst einem weiteren Urtheil vorarbeiten. — No. 8. *Astata nitida,* 4 Linien lang. (Kann nicht füglich zu *Astata Lat. Tiphia* (*Dimorpha*) *abdominalis Panz.* gebracht werden, sondern gehört vielmehr zu der Gattung *Tachytes*. Eine, dem Rec. bekannte, grösere, aber gleichfalls ganz schwarze Art mit silberschimmernden Möndchen auf den Ringen des Hinterleibs, verbindet sie, auch habituell, sehr schön mit dem *Tachytes tricolor*. Vielleicht ist aber auch diese ganze Gattung näher mit der Gattung *Pompilus* verwandt, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. No. 9, *Polochrum*, eine neu errichtete Gattung, die zwischen *Sapyga* und *Scolia* in der Mitte steht, und sich auf die sehr gute Zerlegung der Mundtheile der einzigen, von dem Vf. im Jahr 1805 entdeckten, Art dieser Gattung fest gründet. Ein vorzüglich ausgezeichnetes Merkmal gewähren die am Grunde hornartigen und bauchigen, oberwärts in einen kurzen, häutigen, schmalen, an der Spitze gewimperten und fast pinselförmigen Fortsatz auslaufenden Maxillen; die Mandibeln sind stumpf 3zähnig; die Maxillarpalpen 6-gliedrig, die Labialpalpen 4-gliedrig — beide mit kurzen, fast herzförmigen Gliedern. Die Lippe 3-theilig, ihre Seitenlappen kürzer als der mittlere, schmal, stumpf, der mittlere herzförmig, breit. Die hieher gehörige Art nennt *Sp. Polochrum repandum: nigrum, capite thoraceque flavo-maculatis, abdomine fasciis 6 repandis, flavis.* Länge des Männchens 9, des Weibchens 10 Lin. Die 2te Kupfertafel giebt sowohl von dem Aussehen des ganzen Insects, als von den Gattungsmerkmalen, eine sehr deutliche Vorstellung, und geht hierin den übrigen, auf den beiden dem Werk beygefügten Tafeln enthaltenen, Abbildungen, die fast alle hier als neu beschriebenen Arten darstellen, um vieles vor, obgleich es mehreren dieser letzteren gleichfalls nicht an dem erfoderlichen charakteristischen Ausdruck fehlt. Doch sind sie nicht die vorzüglichste Seite des Werks. No. 10. *Scolia abdominalis: hispida, nigra, abdominis segmentis duobus ferrugineis.* (Vielleicht eher eine *Tiphia*, oder doch mit mehreren aus dieser Gattung, z. B. der *Tiphia collaris F.*, zu einer neuen Gattung zu vereinigen.) No. 11. *Cerceris tricincta: nigra, abdomine segmentis tribus flavo — marginatis.* (Es giebt kleine Stücke des *Philanthus emarginatus Fabr.*, auf welche die hier angegebenen Merkmale und die Abbildung nicht übel passen, und der Vf. selbst scheint, nach einer Note, nicht abgeneigt, seine *tricincta* hieher zu beziehen.) No. 12. *Bombus ligusticus* — ist *Bremus scutellatus Jur.* — No. 13. *Bombus thoracicus: hirsutus niger, thorace, abdominisque basi fulvis* $7\frac{1}{2}$ Linie lang — wahrscheinlich neu. No. 14 (durch einen Druckfehler steht hier No. 12) *Megachile Latreillii: mandibulis tuberculatis, fronte cornigera, ventre lana nigra,* eine äusserst merkwürdige Art aus der Verwandschaft der *Anthophora bicornis, fronticornis etc.*, die sich durch den seltsamen Bau ihrer Kinnbacken sehr auszeichnet, und nach dem Vf. um Genua häufig vorkommen soll, Auch an dieser Art finden wir die Farbenverschiedenheit der Geschlechter, wie sie analogisch in der Familie *Apis* * * c. 2. δ. der Illigerschen Übersicht (Magazin für Insectenkunde 5tr Band) durchgreift. Das Weibchen schwarz mit metallisch bläulichem Hinterleibe, blass — oder gelblich behaart; das Männchen ganz metallisch, der Thorax stark rothgelb behaart, die schopfige Stirne unbewehrt, der Hinterleib fast nackt, sehr glänzend. Es unterscheidet sich von dem Männchen der *Anthophora bicornis* vorzüglich durch den sehr stark ausgerandeten After. — No. 15. *Apis mellifica ligustica*: Unstreitig der interessanteste Aufsatz des ganzen Werks, der aber, leider, seiner Ausführlichkeit wegen hier nur leicht berührt werden kann. Der Vf. hat es fast ausser allen Zweifel gesetzt, dass die südliche Honigbiene von der nördlichen specifisch verschieden, und nur durch ein Übersehen der Entomologen mit ihr blindlings verwirrt worden sey. Aristoteles erwähnt dieser Art als der emsigsten und vorzüglichsten: (vielleicht kannte er unsere Honigbiene gar nicht, sondern nur Varietäten eben dieser) die Neueren schrieben meistens Linné's von der nordischen Biene entlehnte Diagnose nach, oder wenn sie, wie z. B. *Reaumur: Mem. Tom. 6. Tab. 25. Fig. 16* — oder *Della Rocca* (*Traité sur les abeilles*) bey Aufzählung der Varietäten auf diese ligustische anzuspielen scheinen: so fügt sich doch ihre Schilderung nicht so in die eigenthümlicheren Merkmale derselben, dass man berechtiget wäre, diejenige Form, die sie vor sich hatten, für identisch mit ihr zu halten. Wir mögen übrigens, wie, nach des Vfs. Bemerkung (Mspt.), *Fabricius* bereits gethan hat, die *Apis ligustica* für eine eigne Art oder nur für eine merkwürdige, dem südlichen Himmel in Regsamkeit und Sitten angebildete Spielart des Einen Stammes, mit *Latreille* anerkennen — in jeder Hinsicht verdient Hr. *Spinola* für diese, von ihm mit so vielem Fleisse und Scharfsinn verfolgte Entdeckung den Dank der Naturforscher, und vielleicht selbst der *Ökonomen*. Die Unterscheidungsmerkmale der *Apis mellifica ligustica* (richtiger vielleicht, im Gegensatz mit der nördlichen, *australis* oder *meridionalis*, oder lieber mit Aristoteles *Apis varia*) stützen sich, nach des Vfs. Eintheilung, auf folgende Hauptrücksich-

en: — 1) Auf die Gröfse und Statur: sie ist kleiner als die nördliche (das Weibchen 9, die Geschlechtslose etwa 5 Lin. lang) etwas gedrungener; — 2) auf die Farbe: Kopf und Thorax schwarz, rothgelb behaart. Der Hinterleib des Weibchens nach vorne ganz rostgelb, das 2te, 3te und 4te Segment am Rande schwarz, das 5te und 6te ganz schwarz, die Schenkel schwarz, Schienen und Tarsen rostgelb. Bey der Arbeits-Biene sind die 3 ersten Segmente des Hinterleibes am Grunde breit, braungelb, in lebhafter Färbung. Auch die Haare des Körpers sind lebhafter gefärbt, als bey unserer Honigbiene. Bey Varietäten führt das Schildchen 2 braungelbliche Puncte; übrigens fand der Vf. alle Individuen eines ganzen Schwarms, die er genau untersuchte, völlig übereinstimmend, und bemerkte keine einzige im Übergang zu der unter uns einheimischen Art begriffene Bildung; — 3) Auch in Hinsicht der übrigen Eigenschaften weicht diese Art von der nordischen ab. Sie ist sanfter, behender und schneller im Fluge, und weit emsiger im Honigsammeln, auch soll ihr Honig besser und wohlschmeckender seyn, was wohl nicht allein der Beschaffenheit der sie umgebenden Pflanzen zugeschrieben werden kann; — 4) Sie scheint endlich, blofs in dem Süden Europas verbreitet, diesem vorzüglich anzugehören, welches gleichfalls als ein Theilmoment ihres specifischen Charakters von dem Vf. mit in Anschlag gebracht wird. — No. 16. *Melecta nigra: hirta, tota nigra, alis hyalinis, apice fuscescentibus;* (die *Melecta punctata*, die der Vf. hieher ziehen möchte, kommt zwar zuweilen, durch Abreibung, ganz schwarz vor, unterscheidet sich aber doch auch in diesem Gewande von der hier beschriebenen Art durch das bewehrte Schildchen, das von dem Vf. zwar nicht näher berührt wird, in der Abbildung aber als unbewehrt erscheint. Rec. kennt nur Weibchen der *Melecta punctata*. Sollte das Männchen sich vielleicht durch fehlende Schilddornen, nach Analogie verwandter Familien, auszeichnen?) — No. 17. *Melecta fasciculata: nigra, fronte, thorace antice, abdomineque fasciculis 4 albidis.* (*Andrena funebris Panz. LV.* 5, ist eine wahre Andrene, und kann daher hier nicht angeführt werden. Synonym dieser *Melecta* ist *Apis albopunctata Rossi.*) — No. 18. *Nomada rufiventris: nigra, cinereo pubescens, abdomine rufo, subtus linea e punctis nigris*, glaubt Hr. *Spinola* als das Weibchen der *Nomada germanica* betrachten zu müssen; dem aber widerspricht die *Panzersche* Abbildung, die von dem Herausgeber der deutschen Fauna selbst mit der *germanica* vereinigt worden ist. Wir müssen noch bemerken, dafs *Illiger*, nach *Kirby*, schon eine mit *Nomada flava* sehr nah verwandte Art mit demselben Namen aufgeführet hat, daher diese, wenn nicht vielleicht die *Kirbysche* Art in die Reihe der Spielarten zurücktreten sollte, einen anderen Namen erhalten müfste.

Da wir in der Darstellung dieses ersten Abschnitts, ohne es zu wollen, schon weitläuftiger geworden sind, als der Bestimmung dieser Anzeige gemäfs seyn dürfte, wollen wir die andere Hälfte dieser Schrift nur schnell vorübergehend berühren, — p. 60 (Mscpt.). Die sichersten Basen einer Gattungseintheilung der Ichneumoniden geben die Grundsätze des *Jurin*schen Systems, in Verbindung mit der Berücksichtigung der Zahl der Palpenglieder, und der Ringe des Unterleibs. Diejenigen Gattungen, deren Maxillarpalpen 5-, die Labialpalpen 4-gliedrig sind, lassen sich am füglichsten nach den Flügelzellen unterabtheilen. *Microgaster* und *Bracon*, beide mit 5-gliedrigen Maxillar- und 3-gliedrigen Labialpalpen, unterscheiden sich durch die Mandibeln, die bey letzterer Gattung klaffend vorgestreckt, und gleichsam in einen Schnabel verlängert sind. (Der Verfasser besitzt 27 Arten der Gattung *Bracon*, die sämmtlich um Genua gefunden werden.) Diejenigen Arten endlich, die durch 6gliedrige Maxillar- und 4 gliedrige Labialpalpen sich auszeichnen, zerfallen, nach der Zahl der Leibringe, in 3 Gattungen: *Chelonus*, mit einem einzigen Segmente, *Sigalphus*, mit 3—4, *Bassus* mit mehr als 4 Abdominalsegmenten. — Nach dieser Eintheilung wird der Vf. im 2 Theile, die Ichneumoniden des ligurischen Gebiets erläutern, und damit zugleich eine (sehr wünschenswerthe) Bearbeitung der Fabriciusschen Gattungen *Diplolepis*, *Cleptes*, *Eucharis* und der übrigen an diese Sphäre sich anschliessenden, kleinen Piezaten (die 5 und 6te Piezatenfamilie bey Latreille) verbinden. P. 68. *Pompilus gibbus F.* ist das Männchen des *Pomp. fuscus*, wie Rec. längst vermuthete. P. 73 zu *Bembex rostrata* fügt nun die beygeschriebene Note, als seit dem Erscheinen dieses Theils gemachte Entdeckung, noch die Arten: *Glauca F. olivacea F.* und *oculata Panz.* P. 76. *Scolia 4 punctata F.* ist *Scolia punctata Rossi.* Sie differirt auch in Deutschland mit 6—4 und selbst, doch sehr selten, mit nur 2 deutlichen Puncten des Hinterleibs. Dafs *Sc. signata Panz.* von *bifasciata F.* specifisch verschieden sey, scheint uns immer noch sehr zweifelhaft. P. 78. Von *Elis cincta* fand der Vf. nur Männchen, und konnte, aller angewandten Mühe ungeachtet, kein Weibchen entdecken. Er vermuthet daher, dafs dieses flügellos seyn möge. P. 82. *Eumenes coangustata* (*vespa coangustata Rossi.*) scheint, da dieses Insect im Ausdruck der Farben wechselt, mit *Eumenes petiolata Fab.* in Verbindung gebracht werden zu können. P. 84. Die *Vespa oculata Fab.* bildet bey dem Vf. eine neue, sehr schön begründete Gattung: *Rygchium* (*Rynchium* von ῥύγχος). — Über die künstlichen und habituellen Gattungscharaktere der kirbyschen Melitten wird viel Treffendes gesagt, wobey nur zu bedauern ist, dafs der Vf. von Kirbys Werk bey dieser Arbeit keinen Gebrauch machen konnte. P. 139. Die hier geäusserte Vermuthung des Vfs., dafs *Antophora tunensis* und *adunca Fab.* nur Geschlechtsverschiedenheiten seyn möchten, hat sich in der Folge vollkommen bestätigt. Er fand beide in *einem* Neste; die *Anthoph. adunca* ist das Männchen. — Wir können uns hier nicht bey den interessanten Folgerungen verweilen, die sich aus dieser Entdeckung herleiten liefsen, und glauben überhaupt genug gethan zu haben, um diese Schrift nicht ohne die, mit Recht zu fodernden, Belege den Entomologen zu empfehlen. Druck und Papier sind sehr schön; nur Schade, dafs die Nachläfsigkeit oder Unwissenheit des Setzers den Text mit so vielen entstellenden Druckfehlern belastet hat.

***s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1808.

GESCHICHTE.

Tübingen, gedr. b. Reufs u. Schmidt, auf Koften des Verf.: *Verfuch einer kirchlich-politifchen Landes- und Cultur-Gefchichte von Würtemberg bis zur Reformation*, in zween Theilen, von *M. D. F. Clefs*, Diac. in Göppingen (jetzt in Schorndorf). *I Theil.* 1806. 651 S. (3 fl.) *II Theil.* I Abtheil. Gmünd, gedr. b. Ritter, in Commiffion der Mezlerifchen Buchhandl. zu Stuttgart. 1807. VI u. 496 S. gr. 8. (2 fl. 15 kr.)

Über den Werth diefes Werkes darf, nach des Rec. Überzeugung, auch vor einem gröfseren Publicum, aufserhalb Würtemberg, die Rede feyn. Der *Gegenftand* betrifft einen Theil Deutfchlands und einen Theil der gemeinfchaftlichen alten Verfaffung und Lage, die, fo viel fie auch in älteren und neueren Zeiten die Aufmerkfamkeit auf fich gezogen, doch in mancher Rückficht noch nicht gehörig ins Licht geftellt find. Der Verf. hat zu feinem Unternehmen eine nicht gewöhnliche Bekanntfchaft mit einem wenig befuchten Gebiete der älteren Literatur mitgebracht; er ift überdiefs durch höhere Vergünftigung in den Stand gefetzt worden, *Archival*-Quellen zu benutzen, und er giebt nun, in leichtfliefsender Darftellung, das Refultat langer und mühfamer, und nur durch befondere Vorliebe für feinen Gegenftand rege gehaltener, Forfchungen.

Dadurch hat er gegründeten Anfpruch auf die Achtung und den Dank aller Gefchichtsfreunde, gefetzt auch, dafs der Plan, den er für die Darftellung feiner Unterfuchungen gewählt hat, nicht für alle befriedigend feyn follte.

Rec. will fein Urtheil noch weiter aus einander fetzen, und zugleich, insbefondere für Lefer, die das Buch noch nicht felbft kennen, auf das Wichtigfte des Inhalts und die dadurch gewordene reine Ausbeute für ältere Literatur und Gefchichte aufmerkfam machen.

Den Titel des Werks erklärt der Vf. felbft in der Vorrede näher: „Es foll eine Gefchichte Würtembergs enthalten, die vorzüglich aus dem Gefichtspuncte der allmählichen Bildung und Entwickelung feiner kirchlichen Geftalt ausgeht, und unter diefem alles dasjenige zufammenfafst, was fich von der Gefchichte feiner Verfaffung, feines Wachsthums, feiner fittlichen und intellectuellen Cultur fagen läfst. Die Gefchichte der Staaten, fetzt er hinzu, bietet zu einer folchen Arbeit fo häufige Belege und Auffoderungen dar, dafs man fich nur darüber wundern mufs, dafs keiner der weltlichen deutfchen Staaten eine dergleichen aufweifen kann." Der I Theil enthält gröfstentheils nur *allgemeine* Einleitung. Diefs foderte theils der Gegenftand, infofern die *vor*-würtembergifche *Landes*-Gefchichte mit der Gefchichte des übrigen füdweftlichen Deutfchlands zufammenfällt; theils der Plan des Vfs., um Lefer von verfchiedenen Claffen erft *vorzubereiten*. Das Letztere war bey einem Gegenftande, der bis jetzt aus Unkenntnifs noch fo manche Vorurtheile gegen fich hatte, nichts weniger als überflüffig. Das I Buch diefes Theiles geht bis zum carolingifchen Zeitalter, zeigt die älteften Zeiten der Alemannen, die Anfänge des Chriftenthums, und dann die Grundlage zur befonderen Landes- und Klofter-Gefchichte diefes Zeitraums. In dem erften Cap. ift nicht blofs ausgefchrieben, was wir in zehn anderen Einleitungen in die deutfche Gefchichte aus Cäfar und Tacitus fchon gelefen haben; es find vielmehr fowohl diefe Schriftfteller felbft, als die neueften Unterfuchungen darüber mit Sachkenntnifs geprüft, und die Refultate für die Landesgefchichte fogleich in nähere Anwendung gebracht. Rec. zeichnet hier nur aus, was über Privatlandeigenthum, S. 5, nach *Tac. Germ. c.* 26, und *Caef. de B. G. VI*, 22 gefagt ift. — Den Übergang zur Einführung des *Chriftenthums* macht die Unterfuchung über die erften *Bifchöfe* der umliegenden Gegend; ein Gegenftand, der längft einer genaueren Beleuchtung bedurfte. Anziehender und neuer ift die Gefchichte der *irländifchen Miffionairs*, die gleich mit Anfang des 7 Jahrh. in Ober-Deutfchland zu thun fanden. Der Vf. erläutert bey diefem Anlafs die Grenzen des Bisthums Coftanz aus der alten Urkunde K. Dagoberts I (S. 64). Dann die erfte Stiftung von Hirfau und Reichenau (S. 73, 75). Bey den Verdienften des Bonifacius, (der übrigens Alemannien nicht näher angeht,) find (aus dem *Indic. pagan.* bey *Eckard Rer. Franc. T. I.*) diejenigen *heidnifchen Gebräuche* ausgehoben, von welchen fich aus den älteften Zeiten noch Spuren erhalten haben, wiewohl dem Rec. fcheint, dafs verfchiedenes davon noch einer natürlichern Erklärung bedürfe, als bey *Eckard* gefchehen ift.

Mit Recht geht der Vf. fodann auf die Verdienfte der erften Mönche um die *Agricultur* über, als dasjenige, worauf die Klöfter *bey ihrem Anfang* vielleicht den meiften, wo nicht einzigen, öffentlichen Einflufs gehabt. Was *Hegewifch* zuletzt darüber gefagt hat, wird von dem Vf. in näherer Beziehung auf Schwaben unterfucht. Die älteften Spuren vom *Weinbau* werden aus *Neugart. Cod. dipl. Alem.* angeführt. Für die alte Topographie hat Hr. *Clefs* das befondere Verdienft fich erworben, dafs er aus den

ältesten Schenkungen an die umliegenden Bisthümer und Klöster zusammengestellt hat, was aus dem jetzigen würtemberg. Lande schon im 8 Jahrhundert genannt wird. (Man sieht daraus den frühen Anbau des Landes.) Beyläufig erklärt er verschiedene alte Benennungen: die *Baar*, Bertoldes Bara, ein oberschwäbischer Gau, bedeutet ohne Zweifel nichts anderes, als einen Verwaltungsdistrict (*Baronie*), welche schon unter den ersten fränkischen Königen an mächtige Familien verliehen wurde; (dabey hat man nicht nöthig, mit *Hüllmann bar*, *baro* für das Wurzelwort von *Bauer* anzunehmen, oder mit *Tschudi* die *Bojer* für die Einwohner der Baar zu halten.)

Das II B. des ersten Theils, welches das caroling. Zeitalter in sich begreift, enthält 2 allgemeine Abhandlungen von beträchtlichem Umfang. 1) *Kirchlich politische Einrichtungen* und *Gesetze* in Beziehung auf Alemannien (S. 124 — 275). Mit vorzüglichem Fleisse sind in diesem und in dem folg. Cap. die sämmtlichen alten Gesetzsammlungen, politische, kirchliche (und mönchische) gebraucht worden. — Zur Bestimmung von dem Alter des *alemannischen* Gesetzes wird beyläufig bemerkt, dass auch die späteren Zusätze zu einer Zeit verfasst worden seyn müssen, wo man von einer allgemeinen Zehendpflichtigkeit noch nichts wusste. (Sollte nicht auch das Alter des allgemein darin angesetzten Strafgeldes, der Schillinge, *solidi*, Aufschluss geben können?) — Die wichtigsten Gegenstände in der Geschichte der Klöster, die *Erwerbungen*, Erwerbungs*käufe*, die rechtlichen *Formen* und *Administration* des Erworbenen, sind gleich für diese erstere Periode von dem Vf. so viel möglich in ein System gebracht, worin aber jeder allgemeine Satz mit Beyspielen von schwäb. Klöstern erläutert werden konnte. Das nämliche findet auch Statt bey der Darstellung der äusseren Verhältnisse der Klöster. — 2) *Geschichte des Mönchswesens* (im caroling. Zeitalter), ist noch ausführlicher als das erste Cap. Die trockenen Auszüge aus Benedicts Regel u. a. hat der Vf. mit Anekdoten aus den schätzbaren alten SS. *S. Gall.* gewürzt. Diese Abhandlung geht übrigens beynahe ausschliesslich die Benedictiner-Klöster an, insofern eben dieser Orden auf die erste Cultivirung Alemanniens den meisten Einfluss gehabt hat. Wer schon aus *Schroeckh* und *Plank* das Allgemeine der Orden und den inneren Organismus der Klöster kennt, wird hier manche individuelle Züge mit Vergnügen bemerken. Für andere ist hier eine ziemlich genaue (um es so auszudrücken) Naturgeschichte der Mönche. Das 3te Cap. bereitet aus den bisherigen auf die nähere Geschichte der schwäbischen Hierarchieen (Bisthümer) und Klöster, ebenfalls im caroling. Zeitraume, vor. Das Leben verschiedener merkwürdiger Bischöfe, von dem Vf. hin und wieder angebracht, enthält Züge, die das Zeitalter sehr gut erläutern. Kritische Untersuchungen über die Stiftung von *Ellwangen* (S. 567) und dessen älteste Urkunden; über *Murrhard* (S. 586), *Laufen* (S. 593), *Oberstenfeld* (S. 595) beweisen, dass der Vf. hier nicht neu ist. Das letzte Cap. des II Buchs: *literar. Zustand Schwabens* und *Verdienste der Mönche um denselben*, von der Mitte des 8 bis Mitte 11 Jahrhunderts, giebt auch nähere Beyträge zu *Eichhorn's Gesch. der Künste und Wissenschaften* aus diesem Theile Deutschlands. Die wissenschaftlichen Fächer werden der Reihe nach durchgegangen. — Merkwürdig ist eine Nachricht von dem Glossarium des *Iso* von St. Gallen (S. 609). — Dass Hirsau an *Witichinds* Bildung Antheil habe, wird S. 618 gezeigt, und die Verdienste des *Herm. Contr.*, den wir in seiner neueren Gestalt dem P. *Ussermann* danken, werden mit Recht ausgehoben (S. 621). Möchten doch seine beiden, bis jetzt noch nicht aufgefundenen Lebensbeschreibungen von K. Conrad II und Heinrich III bey der gegenwärtigen Aufräumung der Klöster gefunden werden! — Dass und wie auch *Legenden* von dem Geschichtschreiber nicht zu verschmähen seyen, ist S. 626 recht gut gesagt. — Vom Mönch Herold wird erzählt, er habe als Seelsorger bey seinen Gemeinden sich ein so grosses Zutrauen erworben, dass auch Kranke sich schon halb geheilt glaubten, wenn er den schadhaften Theil nur berührte oder streichelte S. 632. — Das Verzeichniss von der reichenauischen Bücherey (Bibliothek) lässt wünschen, dass die Väter der Costanz. Kirchenversammlung das Entlehnte auch wieder zurückgegeben hätten.

Wie die ersten christlichen Institute, hauptsächlich unter den Händen der Mönche, und durch sie auf Landes-Cultur, auf politische, moralische und intellectuelle Cultur dieses Zeitalters *im Allgemeinen* eingewirkt, ist die Aufgabe des I Theils. — Der II Theil verfolgt nun, nach der Vorrede des ersten, die *besonderen* Gegenstände, welche in einer *kirchlichen Staatsgeschichte* in Erwägung kommen, bloss an der Hand der *würtemb.* Geschichte, und zwar mit noch besonderer Beschränkung auf die in *Alt-Würtemberg* gelegenen Klöster. Bey diesem Plane war es ein glücklicher Gedanke, *Hirschau* als Musterkloster voraus abzuhandeln (I B.). Es ragt unter den Klöstern dieses Zeitalters eben so hervor, als der Abt *Wilhelm* unter den Äbten. Was überdiess alle Klöster mit einander gemein haben, war hinreichend an Einem zu zeigen. Ihre individuellen Schicksale und die Eigenthümlichkeiten ihrer inneren oder äusseren Lage hat der Vf. unter den besonderen Abschriften, wohin diese gehören, als Beyspiele anzubringen nicht vergessen. — Das II B. giebt eine *Darstellung* der (jetzigen) *würtembergischen Lande* nach den *Besitzungen* der (abgegangenen) *schwäb. Dynasten:* 34 zum Theil berühmte Häuser, ohne den niederen Adel. Der Vf. scheint hier durch seine Materialien von dem bisherigen Plan abgeleitet worden zu seyn; man findet aber bald, dass auch hier das Verhältniss gegen die Klöster die Hauptidee ist. Die meisten dieser Häuser haben bey ihren Verdiensten um diese zugleich sich selbst geschwächt, nur Würtemberg nicht. Vaterländische Geschichtsfreunde erhalten hier zu den älteren Werken von *Sattler* u. a. manche gute Zusätze; Notizen, welche zum Theil auch schon pragmatisch zusammengestellt sind, wie der Abriss der Gesch. der Grafen von *Hel-*

fenstein (deren Verfall als Gegenstück von der gleichzeitigen Aufnahme der würt. Grafen aufgestellt werden könnte). Über das Einzelne erlaubt sich Rec. hier noch einige Bemerkungen einzuschalten.

Dafs die Stammväter von *Zäringen*, die *Bertolde*, Grafen des *Breisgaues*, mit den älteren gleichnamigen Grafen der *Baar* von einerley Stamm gewesen, S. 110, wird nur dadurch nicht wahrscheinlich, dafs das Haus Zäringen bey seinem Aufblühen und bey seinen ausgedehnten Besitzungen gerade in der Baar keine solche hat. — Der Vf. ist nicht abgeneigt, S. 155 die Herren von *Zimmern*, oder wenigstens die in Schwaben vorkommenden Ortsnamen von dieser Endung, von den alten *Cimbern* abzuleiten (die Unterschrift: *Comes de Cymberen* wäre auch nicht dagegen); allein es ist nur hier der Ort nicht, zu zeigen, a) dafs es sehr unwahrscheinlich ist, dafs die *cimbrischen* Horden vor oder nach ihrer Niederlage diese Gegend erreicht haben; b) dafs es eher die *Teutonen* waren, die aber durchaus von den Cimbern unterschieden werden; c) dafs überhaupt jeder Unbefangene sieht, dafs die Ortsnamen und Endungen *Zimmern* ein späteres deutsches Wort sind, wie die Endung *heim* u. a. — Die Aufnahme des würtemb. Hauses, zu einer Zeit, da viele andere abgingen, wird (mit *Spittler*, würt. Gesch. S. 14) hauptsächlich darin gesucht S. 223 f., dafs die Grafen den religiösen Ehrenpunct (das Stiften), der den anderen so verderblich war, glücklich zu umgehen wufsten. Dagegen ist zu bemerken, dafs gerade in der Periode der eigentlichen Stiftungen keines jener berühmteren Häuser arm geworden ist, sondern erst in den späteren Perioden, da die Klöster schon reich genug waren, sich als *Leih*häuser für die geldbedürftigen Dynasten aufzuwerfen; also nicht das *Stiften*, sondern das *Verpfänden* war das eigentliche Verderben der Familien. Wer einmal damit in die Hände der Mönche fiel, der war freylich verloren; das zeigt am auffallendsten die Geschichte der mächtigen Pfalzgrafen von *Tübingen*, die der Vf. auch sehr ausführlich und gründlich dargelegt hat. Die Grafen von Helfenstein machten die nämliche Erfahrung gegen die Stadt Ulm.

Was Hr. *C.* schon im I Th. S. 114, und II Th. S. 221 über die ältesten Nachrichten von dem Namen *Würtemberg* sagt, läfst es doch nicht ganz unwahrscheinlich, dafs *Wirtemberg* (so wird es ursprünglich geschrieben,) vom *Wirten*-*Gau*, Viroton-Gau, seinen Namen habe. Ein zweyter, nicht weit davon entlegener Gau hiefs Wirm-Gau. Die Einwendung des Vfs, dafs das *Schlofs* Wirtenberg durch den Neckar vom Wirtengau getrennt gewesen sey, und eher zum Remsgau gehört habe, könnte dadurch widerlegt werden, dafs Abweichungen dieser Art nicht ungewöhnlich sind. Das *Chron. Gotwác.* zählt *Ingersheim* zum *Murr-Gau*, ungeachtet es eine Stunde unter dem Einflufs der Murr ebenfalls auf der entgegengesetzten Seite des Neckars liegt. — Statt Gegen — Kayser Rudolph S. 221 mufs gesetzt werden: K. Heinrich IV.

Was der Vf. in dem letzten Cap. von den Verhältnissen des niederen Adels sagt, zeugt nicht allein von seiner Bekanntschaft mit einer Menge hieher gehöriger Urkunden, sondern auch von seiner Abstractions-Gabe, aus den einzelnen Fällen die allgemeinen Gesetze abzuleiten. Noch mehr zeugt für letzteres das III Buch: „*Allgemeine Betrachtungen* über den Zustand Deutschlands und Schwabens, und die darin liegenden *Veranlassungen*, *Klöster* zu stiften, oder reichlich zu *begaben*, und die Ursachen ihres *Wachsthums*.“ S. 237 — fin. Rec. hat diesen Abschnitt mit dem meisten Vergnügen gelesen, hauptsächlich weil durchgehends die besonderen Fälle aus der Geschichte der würt. Klöster so treffend angebracht sind. Er enthält sich mit Mühe, die näheren Belege hier auszuziehen, um den Lesern zu zeigen, dafs sie hier nichts weniger, als allgemeine, trockene Reflexionen finden.

Die vielen hieher gehörigen Numern, zum Theil nach denselben Gesichtspuncten wie im II B. des ersten Theils, lassen sich unter 3 Hauptparthieen bringen: 1) *Veranlassungen* zu Stiftungen, auch der Einflufs der *Kreuzzüge* wird berührt, aber nur zwey wirkliche Beyspiele konnten angeführt werden S. 239 f., dann die *Formen* und *Formalitäten* der Stiftungen; hernach die besonderen *Erwerbarten* bey kleineren Stiftungen: „Nichts zu verschmähen, wenn es auch noch so unbedeutend schien,“ blieb Hauptgrundsatz. Bey der ersten Dürftigkeit der Klöster wird ihr ferneres Verdienst um Agricultur, Wein- und Obstbau gewürdigt, S. 260. — Es darf vielleicht auf mehrere Urkunden angewendet werden, was aus der Stiftungs-Urkunde von Maulbronn gezeigt wird, dafs der dazu gewidmete Platz nur *damals* nicht angebaut war, S. 246; wiewohl der eigentliche Beweisgrund, dafs der Ort schon zehendbar gewesen, dem Rec. noch nicht erschöpfend scheint. — 2) *Sicherstellung* des Erworbenen durch *Privilegien* von Päbsten, Bischöfen, Kaisern, Landesherren. Hier wird hauptsächlich die wichtige Materie von den *Schirmvogteien* (Advocatien, Kastvogteien,) nach allen ihren Zweigen und Verhältnissen gründlich und befriedigend abgehandelt. Dann die Verhältnisse der Klöster zum *Reich*, zur *Landesherrschaft*, zufolge der durch die Privilegien erhaltenen Rechte und Gegenstände. Zuletzt die Verhältnisse der Klöster, besonders ökonomische, gegen die *Untergebenen*. In dem letzteren findet man eine wirklich recht anziehende Ausführung des bekannten: „Unter'm Krummstab ist gut wohnen;“ und schon in den allgemeinen Bemerkungen zeigt den Vf. (S. 420 f.), wie diese Verhältnisse nach den Begriffen *ihrer* Zeit, nicht nach *unseren* Ansichten geschätzt werden müssen. (Wie treffend hat *Montesquieu* gesagt: „*Transporter dans ces Siècles reculés toutes les idées du Siècle où on vit, c'est des sources de l'erreur celle, qui est la plus féconde.*“) Es wird sogar dem Leser eine wohlthätige Empfindung machen, über dieser Schilderung sich einige Augenblicke zu vergessen. 3) *Verfall* der Klöster, und Mittel, ihnen wieder aufzuhel-

fen; (ist zwar nicht in der Überschrift dieses dritten Buchs ausgedrückt, wird aber auch noch hier abgehandelt.) Es betrifft sowohl den moralischen, als ökonomischen Verfall. Unter der Aufschrift: ausgetretene Mönche, wird das Schicksal *Holzingers* eingeschaltet, der sich in der würtemb. Geschichte berühmt gemacht hat.

Die II Abtheilung des 2 Theils, die nächstens erscheinen soll, verspricht noch a) eine gedrängte *statistische* Geschichte der *Klöster* und *Stifter* von *Altwürtemberg*; b) einen kurzen Umriss der Geschichte des *geistlichen Staatsrechts*, und besonders der Verhältnisse der ehemaligen *Prälaten* zum *Lande* und zum *Reiche*, und das Benehmen der *würtemb. Grafen* gegen sie; c) endlich eine Geschichte der *Weltgeistlichkeit*, der religiösen Anstalten, der Volksstimmung, der Sitten, Gebräuche etc. der Gelehrsamkeit.

Diess sey hinreichend, um unseren Lesern zu zeigen, dass es diesem Werke nicht an Reichhaltigkeit fehlt. — Der Vf. hat, ohne es ausdrücklich zu sagen, mit dieser kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte nichts anderes als eine Geschichte der Klöster nach jenen Gesichtspuncten gegeben, und das ganz natürlich, weil diese lange Zeit, (bis zum Aufblühen der Universitäten) beynahe die einzigen und wichtigsten Institute zur Landes- und Volks-Cultur gewesen sind. — Nur ganz Unwissende könnten sagen, dass eine Geschichte jener Institute *nun* ganz überflüssig sey, da sie selbst nicht mehr sind. Unserer Zeit, die ihre letzten Überreste vertilgt hat, geziemt es, diese, von uns nur in ihrem letzten und entarteten Zustande gekannten, Institute unparteyisch nach ihrem wahren, ursprünglichen Werthe zu würdigen, so wie es hier ein Protestant gethan hat. — Es wäre zu wünschen, dass dasselbe auch nun mit der deutschen Reichsverfassung geschähe, nachdem sie, die so oft die Fehler der Zeit und der Menschen auf ihre Rechnung nehmen musste, vor unseren Augen zu Grabe getragen worden. —

In Ansehung des *Planes*, den der Vf. seiner Arbeit untergelegt hat, wird allerdings eine bestimmtere Einheit und eine leichtere Übersicht des Ganzen vermisst. Jenes gesteht der Vf. selbst, bemerkt aber zugleich, „dass das weit strengere Gesetz, Wiederholungen möglichst zu vermeiden, die bey solchen in einander laufenden Gegenständen sich sonst so oft unvermerkt einschleichen, (allerdings, besonders wenn derselbe Gegenstand durch mehrere Perioden hindurchgeführt wird,) ihn bewogen habe, Materien an Orten einzuschalten, wo sie eigentlich nicht hingehörten.“ Für die Erleichterung der Übersicht ist übrigens im II Theil bereits durch ein ausführliches Inhaltsverzeichniss gesorgt, und am Ende sollen die nöthigen Register nachgetragen werden. Auch die eingeschlichenen, ziemlich häufigen Druckfehler sind zur Verbesserung angemerkt. — Die Hauptsache ist: wir erhalten hier eine beträchtliche Sammlung reichhaltiger Materialien, bereits geprüft, nach den Hauptmaterien geordnet, und im Zusammenhange verarbeitet, so dass sie dem, der sie zu nützen versteht, schätzbare Resultate an die Hand geben werden. Möchte nur der Vf. in den Zeitverhältnissen Aufmunterung genug finden, seine Geschichte nicht bloss auf die Reformation, wo er sich an die gelehrten Arbeiten seines ehemaligen Lehrers, Dr. *Schnurrer's*, anschliessen will, sondern noch bis auf den Zeitpunct fortzuführen, wo die würtembergischen Klöster aufgehört haben, eine wichtigere Rolle in der Geschichte zu spielen.

— C. —

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Buchheister: *Des Räuberhaupts Exners' Leben, Thaten, Gefangenschaft, Flucht (auf dem Transport nach Sibirien) und schreckliches Ende.* Ohne Jahrzahl. 35 S. 8. (6 Gr.). Man findet hier einige von seinen Spitzbubenstreichen zusammengetragen, welche den Jahrmarktsbesuchern nicht unwillkommen seyn werden. Wie *E.* aber von seinem Transporte nach Sibirien entkommen, erfährt man nicht. Was S. 15 von seiner Gesichtsbildung gesagt wird, ist albern, übertrieben. „Seine Gesichtszüge, entfernt von *Zaghait* einer schwachen Seele sowohl, als von der Frechheit eines vollendeten Räubers, zeigten so viel Ruhe des Gewissens, Offenheit und Ergebung in das Schicksal, dass man sie vielleicht nur in dem Ideale eines Christuskopfes wiederfinden könnte.“ — Angehängt findet man den actenmäfsigen Bericht des königl. Justizcommissarius Ludwig in Goldberg über das Lebensende Exners, und ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen E. und dem schwarzen Friedrich. Diess letztere ist unter aller Kritik. Nur eine Stelle daraus zur Probe. „Es war in der Nacht — als wir zur Expedition ausrückten, nachdem wir uns vorher mit Speise und Trank recht bene gethan, und: Ein freyes Leben führen wir u. s. w. gehörig abgeorgelt, auch dem berühmten Verfasser Schiller, ohnerachtet derselbe schon das Zeitliche gesegnet, ein schallendes Vivat gebracht hatten, weil diess Lied nicht nur zu Thaten anfeuert und begeistert, sondern auch die Furcht vor Galgen und Rad so ziemlich verkleinert — wahrlich! hier wurden ihm für diese Verse mehr herzlicher und inniger Dank gezollt, als alle Bühnen Deutschlands, *inclusive* Strasburgs, durch die diesem Dichtergenie zu Ehren veranstaltete *Todtenfeuer* — für seine sämmtlichen Werke.“ — Ach! lasst sie ruhn die Todten!

r. o.

LEIPZIG und WIEN, b. Doll: *Schwänke, Erzählungen und Mährchen.* Von *Georg Gottfried Bürger.* 1803. 228 S. 8. (20 Gr.) Der Witz des Verfassers ist nicht ohne Würze, und seine Laune angenehm. Es herrscht ein fröhlicher Geist in seinen Gebilden, dem nur bisweilen noch die Manier, sich auszudrücken, abgeht. Besonders wohl gelungen ist die erste Erzählung: die segnenden Derwische, oder die Kraft des Buchstabens. Der Vf. hat das Mährchenthümliche wohl aufzufinden gewusst. Die dritte Erzählung, die Todtenköpfe, ist versificirt. Wir nehmen daraus eine Stelle zur Probe:

Der ungelenke Wagen droht
Vom ebnen Wege, Seine Gnaden
In nachbarlichen Sumpf und Koth
Des nahen Grabens auszuladen!
Doch Hanns verdoppelt Hieb und Stoss;
Was kümmert ihn die Geisterstunde?
Jetzt, schon um Mittagszeit, lässt er vom Höllenschlunde
Zehntausend frische Teufel los.
Er flucht, treibt an, und heidi! hott!
Wird's Fuhrwerk endlich wieder flott.

Der Ausgang des Rekruten ist matt, so wie überhaupt an der ganzen Erzählung nicht viel ist. Die Münchhausiaden, die den Beschluss machen, lassen sich gut lesen.

App.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 JANUAR, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Epigrammatifche Anthologie.* Herausgegeben von *Joh. Chriftoph Friedrich Haug* und *Friedrich Chriftian Weifser,* 1807. Erfter Theil. V und 253 S. Zweyter Theil. 309 S. 8. (2 Thlr.)

Als in dem alexandrinifchen Zeitalter der griechifchen Poëfie auch zur Nachahmung die Kraft oder die Luft erfchöpft war, begnügte man fich, aus den vorhandenen alten Dichterblumen neue Kränze zu winden, und *Anthologieen* fchliefsen den Cyklus der hellenifchen Bildung. *Italiens Petrarchiften* erneuten diefe traurige Erfcheinung, weil *auch fie* nach nichts Höherem ftrebten, als die Blüthen ihres grofsen Sängers mit unermüdlichem Spiel wieder und immer wieder neu zu geftalten, zu verbinden oder zu umgeben. Und die in *England* herrfchend gewordenen, fogenannten kritifchen Bemühungen um *Shakefpear* bezeichnen ohngefähr die nämliche Stufe der brittifchen Literatur, ihre erfchöpfte Productionskraft und verfiegte Energie. Auch in *Deutfchland* hat man feit einiger Zeit, zum Theil mit Fleifs und Aufwand, *Blumenlefen* veranftaltet, die jedoch nicht zu vermengen find mit dem fchönen Beftreben Einiger, vergeffenen oder dem gänzlichen Untergang nahen Denkmälern ältefter Poëfie neues Leben zu verleihn. Einer Seits zwar dürfen wir uns damit tröften, dafs bey uns jeder Schriftfteller zu ifolirt dafteht, um eine ganze literarifche Generation auf feinem Abwege nach fich reifsen zu können, fo wie auch Niemand einen Theil feiner Höhe oder Verderbtheit dem *Jahrhundert* zufchreiben darf, deffen Glied fich kein Deutfcher nennen kann. Anderer Seits aber ift diefe Befchloffenheit des Individuums in fich felbft die handgreiflichfte Bewährung von *Wilhelm Schlegels* Paradoxon, *Europa* 2ten Bnds. 1ftes St. S. 4. dafs wir eigentlich noch gar keine Literatur befitzen, nur ein Chaos von Strebungen, ohne inneren Zufammenhang, gemeinfchaftliches Ziel und naturgemäfses Entftehen aus etwas Früherem fowohl, als Zeugung etwas nothwendig daraus hervorgehenden Späteren. Der Kreislauf des Werdens, Blühens und Vergehens, deffen gröfstes Bild uns die organifche Gefchichte der griechifchen Kunft darbietet, kommt bey uns nur in jedem Einzelnen, oft in kaum bemerkbarer Kleinheit, zur Klarheit der Erfcheinung, und befchreibt feine Bahn, ftatt in der Freyheit Eines grofsen Völkerlebens, im verfchloffenen Inneren vieler unzufammenhängender Wefen. Wenn alfo der Hang zu Anthologieen in einer *Literatur* dem Genius der *Nation* fein Ende verkündet, fo kann er bey uns nur dem Anthologen felbft die Erfchöpfung feiner Originalität, und was daran hängt, andeuten. *Ramlers* ohnehin dürftiger Geift verknöcherte vollends über feinen kritifchen Studien, und *Matthiffons* Wifchen und Putzen an fremden Geifteswerken löfchte von feinen eigenen fpäteren den zauberhaften Farbenduft, der feinen früheren manchen Freund gewonnen hatte. Von der neueften Epigrammen-Sammler poetifchem Leben hat inzwifchen auch vorher nichts verlauten wollen.

Durch das bis hieher Gefagte foll darum dem Werth einer *mit hiftorifchem Sinn* unternommenen Anthologie nichts von ihrem Werth entzogen werden. Die Poëfie felbft ift der Poëfie treufte Gefchichte. Wem müfste alfo nicht, um fogleich die Anwendung auf unferen Gegenftand zu machen, eine nach der Zeitfolge geordnete Sammlung der deutfchen Epigrammendichter, von den erften Urfprüngen diefer Gattung anhebend, und mit hinlänglicher Literaturkenntnifs fowohl, als poëtifchem Sinn fortgeführt, eine willkommene Erfcheinung feyn? Dafs die Herren *Haug* und *Weifser* wirklich einen folchen wiffenfchaftlichen Zweck haben, dafs fie nicht frivoler Lefefucht huldigen und ihr Vorfchub thun wollen, fetzen wir billig voraus. Es ift alfo zu unterfuchen, in wie weit jenes würdige Ziel von ihnen erreicht worden; und defswegen vor allem die Einrichtung des Unternehmens, und der Inhalt der vor uns liegenden zwey erften Bände kurz anzugeben. — Sie enthalten in chronologifcher Ordnung folgende *fechs und zwanzig* Epigrammatiker vom Jahre 1584 an, bis 1729 herunter.

Weckherlin, von dem 24 Sinngedichte aufgenommen worden, unter die fich jedoch aus Verfehn zwey fremde gefchlichen haben, indem No. 23 von *Flemming*, unter deffen Epigrammen es fogar noch einmal N. 9 vorkommt, und N. 24 von *Adam Olearius* herrührt. *Zeiler*, 12 Epigr. *Zinkgref*, 14 Epigramme. *Opitz*, 104 Epigr., bis auf vier eigene, alle Überfetz. aus der griechifchen Anthologie, dem Martial, und einigen neueren Lateinern. *Adam Olearius*, 42 Epigr., von denen zu bemerken gewefen wäre, dafs fie alle aus der Überf. von *Schich Saadi's perfifchem Rofenthal* entlehnt feyen. *Von Logau*, 340 Epigr. *Scherffer*, 17 Epigr. *Homburg*, 9 Epigr. *Rift*, 10 Epigr. *Flemming*, 9 Epigr. *Schneuber*, 5 Epigr. — Der zweyte Theil fängt mit 41 Epigr. von *Tfcherning* an.

Ihm folgen *Greflinger*, 14 Epigr. *Andreas Gryphius*, 49 Epigr. *Von Hofmannswaldau*, 4 Epigr. *Löber*, 24 Epigr. *Johann Grob*, 108 Epigr. Wir wissen es den Herausgebern besonderen Dank, dass sie uns aus den in Deutschland so gut wie völlig unbekannten Gedichten dieses trefflichen *Tockenburgers* eine ausgezeichnete reiche Auswahl mitgetheilt haben, um so mehr, als sein eigener Landsmann, *Füssli*, nur zwey Epigramme von ihm in die *allgemeine Blumenlese der Deutschen* T. 6, p. 140 u. 257 aufgenommen. *Zesen*, 4 Epigr. *Prasch*, 15 Epigr. *Mühlpfort*, 2 Epigr. *Morhof*, 33 Epigr. *Paullin*, 12 Epigr. *Christian Gryphius*, von dem anzumerken gewesen wäre, dass er des *Andreas* Sohn sey, 20 Epigr. *Von Canitz*, 4 Epigramm. *Von Besser*, 12 Epigr. *Wernicke* endlich macht mit 193 Epigr. für diessmal den Beschluss. — Von jedem dieser Dichter sind — so weit sie bekannt — die Geburts- und Sterbe-Jahre, das Vaterland und die interessantesten Ereignisse seines Lebens kurz angegeben; doch so, dass man noch mancherley hinzu wünschen möchte: beym *Olearius* z. B. ist die für seine literarischen Arbeiten entscheidende Reise nach Persien mit keinem Wort erwähnt. Mit dem Text sind die Herausgg. eben so verfahren, wie *Matthisson* mit dem der *lyr. Anthologie:* die Epigramme sind nicht nur von den Archaïsmen der Schreibart und einzelner Ausdrücke gesäubert; sondern sie haben auch dem Schönheitssinn der Sammler an zahllosen Stellen *wesentliche* Änderungen zu danken.

Um eine zweckmässige Epigrammenlese zu veranstalten, müssen, unseres Bedünkens, die Herausgg. vor allen Dingen über die Grenzen ihres Gebiets mit sich selber einig seyn. Unsere Anthologen aber protestiren gleich in der Vorrede förmlich gegen Zumuthungen der Art, und wir haben uns demnach weniger zu verwundern, wenn wir eine und die andere bedeutende Lücke unausgefüllt finden. Denn hieraus besonders leiten wir es her, wenn wir *das Sonett* und *das Madrigal* ganz ausgeschlossen sehen, obgleich schon der alte *Caspar Ziegler* in der Vorr. zu seinen noch zu erwähnenden *Madrigalen*, S. 5, 6, die letzte dieser Dichtarten, und der neuere *Vincenzo Comaschi* in seinem 1792 erschienenen *Saggio su l' Epigramma Italiano* p. 3, 33, beide mit Recht unter die Epigramme zählen. Eine umfassende Definition desselben ist ziemlich leicht, wenn man sie, wie *Lessing*, *sämmtl. Schr.* T. I, S. 103, der von der Etymologie des Worts und seiner ersten Anwendung auf die vom Theseus am Isthmos errichtete Inschrift ausgeht, zuerst, *a priori* construirend, dahin festsetzt, *das Sinngedicht sey ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen*, und man sodann alles geradezu verwirft, was sich nicht in die willkührliche Regel fügen will. Es könnte doch *Lessing* nicht unbekannt seyn, wie später zu grosser Allgemeinheit gelangte Classen der griech. Poesie von einem speciellen Umstand eine höchst specielle Benennung empfingen, die sich auch in den Zeiten der Entwicklung erhielt, z. B. *die Tragödie;* dass ferner von den kleineren Gedichten das innere Wesen durch wenig feste Grenzlinien bedingt, und namentlich die *Elegie*, das *Eidyllion* und das *Epigramm* nur durch seine äussere Form oder Bestimmung, oft auch nicht einmal dadurch, unterschieden war. *Herder's* Theorie des Sinngedichts (*zerstr. Blätter T. 2, p. 105 ff.*) hat zwar unverkennbare Vorzüge vor der *Lessingschen*, weil sie von allumfassenderen Gesichtspuncten ausgeht; gleichwohl wird auch sie spitzfindig im Aufsuchen einer allgemeinen Charakterähnlichkeit, und durch die endlich S. 145 angenommene, *dass das Epigramm ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen festbestimmten Punct der Lehre oder der Empfindung poëtisch darstelle, oder wende und deute*, erscheint sie zu gleicher Zeit zu eng und zu weit: jenes, weil in unzähligen trefflichen Gedichten dieser Gattung, besonders in den erotischen, wie in vielen des *Meleager*, im vierten Buch des *Tibullus*, und, um auch einen lebenden zu nennen, unter *Goethe's* venezianischen, die gefoderte Pointe vergebens gesucht werden dürfte; zu weit aber wird sie, weil diese Bezeichnungen eben auf jedes einfache und auf fast alle Volkslieder passen, z. B. auf das schottische *O Edward, Edward* und *Grossmutter Schlangenköchin*, (*Wunderhorn* S. 19) auf das *Haidenröslein* u. a. m. — In einer anonymen Schrift: *Unvorgreifliche Gedanken von deutschen Epigrammatibus, Leipzig*, 1698 heisst es S. 73: *Ein Epigramm ist eine gebundene Rede, welche in einer deutlichen Kürze etwas scharfsinniges von einer Person, That oder Sache vorträgt.* Da der Vf. den Ausdruch *scharfsinnig*, aus seinen Beyspielen zu schliessen, überhaupt für *poëtisch* gebraucht, so können wir ihm unseren vollen Beyfall für das so schlicht und wahr ausgedrückte nicht versagen. Denn auch wir sind der festen Meinung, *dass jedes Bild des Lebens, jeder einzelne Anklang der menschlichen Brust, das Kleinste wie das Erhabenste, nur in anschaulicher Kürze dargestellt, sonst ohne irgend eine Regel für die Behandlungsweise, alles überhaupt, was sich nur irgend in die materiellen Bedingungen des Raums fügen will, dem Epigramm angehört.* Den Raum zu bedingen ist freylich im gewöhnlichen Sinngedicht eine unmögliche Foderung, woraus allerdings einzelne nie zu lösende Verwicklungen, z. B. zwischen *Elegie* und *Epigramm*, entstehn. So wird es bey einigen *Goethischen* Poësien, als *Röm. Eleg.* 8, 10, 11, und *Venez. Epigr.* 3, 101, 102, unmöglich seyn, zu sagen, welcher von beiden Gattungen sie mit dem grössten Recht angehören. Aber wie die Italiäner durch eine stillschweigende Übereinkunft das *Madrigal* in den Grenzen von 5 bis 15 Versen (in der älteren Zeit zwischen 6 und 12 s. *Fernows Gramm.* S. 832) erhalten, ein einziges sechszehnzeiliges vom *Gio. Battista Leoni* ausgenommen: so kann man dem Gefühl des Dichters, dem soviel anderes anheimgestellt wird, auch wohl die Regel des Masses im Epigramm anheimstellen. *Das Sonett* hat durch die Vollendung und liebliche Bestimmtheit seiner Form

entschiedene Vorzüge vor dem gereimten sowohl, als vor dem elegischen Epigramm, dessen Stelle es übrigens nebst dem *Madrigal* in der alten schönen Zeit der südlichen Poësie vertrat, so dass man das Sonett und Madrigal *das romantische Epigramm* nennen könnte. Denn jene Benennungen sind auch nur aus äusserlichen Bedingungen entsprungen, und ihre Objecte, so wie die Behandlung derselben, der von uns aufgestellten Definition des Sinngedichts völlig entsprechend. Vgl. *Schlegels Kritiken T.* 2, *p.* 87. Wirklich hat auch *Marini* mehrere Epigramme der griech. Anthologie, unter andern das berühmte *Platonische*, auf *Praxiteles Kypris*, *T.* 1, *p.* 170, 9. *Anal. Brunk*, als Sonette und Madrigale, und umgekehrt *Herder* die Sonette der *Faustina Zappi*, auch *Bouterwek* einige spanische des *Lupercio Argensola* und *Gongora*, in Distichen glücklich wiedergegeben. Ward auch *Alamanni* nach *Crescimbeni storia della volg. poes. T.* 1, *p.* 205, und *Quadrio storia d'ogni poes. T.* 3, *p.* 361, *späterhin* der Erfinder eines eigenen italiänischen Epigramms: so hat er doch nur in der *Form* eine Neuerung bewirkt, die nach *Comaschi* nicht einmal viel Nachfolger gefunden zu haben scheint, und auch durch ihre Willkührlichkeit im Streit mit den höchst nothwendigen Weisen der alten grofsen Dichter liegt, die das Bedürfniss ihrer weichen Sprache und der zerfliessenden Rhythmen in ihr besser gefühlt hatten. Demnach wäre zu wünschen gewesen, dass die Herausgg. auch aus den zahlreichen und oft trefflichen Sonetten und Madrigalen unserer älteren Dichter, eines *Weckherlin*, *Opitz*, *Schoch*, *Flemming* u. a. die vorzüglichsten ausgehoben hätten: um so mehr, als diese Nachahmungen südlicher Formen zu einer solchen Allgemeinheit gelangt waren, dass sie zum Charakter ihres Zeitalters gehörten, und uns ganze Madrigalensammlungen von dorther übrig sind. Wir nennen hier nur *Caspar Ziegler*, (geb. 1621, gest. 1690, nebst *Hassler*, der erste deutsche Madrigalendichter) *von den Madrigalen, nebenst etlichen* (50) *Beyspielen;* und *Heinrich Bredelou* aus Königsberg, um 1680, *neue Madrigalien*, 51 an der Zahl, unter denen noch manche jeder Anthologie würdige Blume verborgen ist. —

Was nun die an den einzelnen Epigrammen modernisirten Sprachformen betrifft, so bewundern wir die auf Nichts verwendete Mühe der Herausgg.; denn wir können ihnen hierfür um so geringeren Dank wissen, als *diese* Archaismen nirgends oder doch an höchst wenigen Stellen das Verstehn erschweren. Auch ganz davon abgesehen, dass diese Sammlung auf die erwähnte Art allen Werth für die *Geschichte* unserer Sprache verloren hat, so ist doch nicht weniger durch diese Säuberungen ihr *ästhetisches* Verdienst so gut als vernichtet. Denn wer möchte wohl behaupten, dass sich die alten Constructionen, die nicht überall geändert werden konnten, mit so modernen und geglätteten Wörtern und Ausdrücken behängt, anders als unbeholfen und pedantisch ausnehmen, da sie, umgeben von einer angemessenen Sprache, kaum auffallen würden? — Aber freylich durch eine unbeholfene Zusammenstellung des Alten und Neuen muss jenes veraltet und lächerlich scheinen, weil das überall Achtung gebietende Gefühl der Ganzheit dadurch aufgehoben wird. Es erfodert einen höchst verwöhnten Geschmack und ein absolutes Abhandenseyn des Sinnes für Totalität und deutsche Kernhaftigkeit, an diesem Abmodeln alles Originalen zu einer beliebten Manier ein Wohlgefallen zu finden; zumal wenn man dabey so gedankenlos zu Werke geht, wie unsere Herausgg. — Es ist eine von *Lessing sämmtl. Schr. T.* I, S. 104, ohne dass er es zur Absicht hatte, geistvoll entwickelte Eigenheit der alten Epigrammatiker, besonders des *Olearius*, das Sinngedicht gewissermasen schon in der Überschrift anzufangen, indem sie allein in dieser das Object nennen. So in *Logau's* unaussprechlich süssem Epigramm: *Der May:*

> Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
> Dass sie jetzo seine Braut, künftig seine Mutter werde.

Wem wird es nicht ungleich reizender in dieser seiner ursprünglichen Gestalt seyn, als nach der empfindsamen, soviel Charakteristisches verwischenden Änderung:

> Holder May, du bist ein Kuss u. s. w. — ?

Was aber die wesentlichen Correcturen an Worten und Ausdrücken, an Sätzen und ganzen Versen anlangt, so glauben wir uns dagegen nicht stark genug erklären zu können. Haben denn diese und andere Verbesserer gar keine Achtung vor fremdem Eigenthum; keine Ahndung von einem anderen Genius als dem ihren, dem sie alle untergeordnet machen wollen? Glauben sie, einem Gedicht, das einmal keinen inneren Werth hat, durch kleinliche Schnitzeleyen am Äusseren welchen geben zu können? und wo jener Statt findet, bedarf es da *ihrer* Nachhülfe? — Wollten sich die Herausgg. dieser mühseligen Arbeit, von der die wenigsten Epigramme verschont geblieben sind, durchaus nicht entziehen: so wäre doch wohl in der Vorr. von den dabey befolgten Grundsätzen Rechenschaft zu geben; wäre doch wohl vor allen Dingen ein Verzeichniss der ursprünglichen Lesarten beyzufügen gewesen. Dafür wissen wir jetzt niemals, *wen* wir lesen, und müssen uns überall auf den richtigen Sinn unserer Anthologen verlassen, von welchem man bey einiger Vergleichung unmöglich eine günstige Meinung fassen kann, da sie überall nur einzelne Worte im Auge haben, und darüber das Verhältniss der Theile oder die Idee des Ganzen häufig vernichten. So hat folgendes, wohlangelegtes Epigramm des *Andreas Gryphius:*

> Du lebst nicht, wie du lehrst: das ärgert die Gemein,
> Dass Lehr' und Leben nicht bey dir stimmt überein.
> Sie irret, du bist recht: du zeigest uns mit beiden,
> Durch Lehren was zu thun; durch Laster, was zu meiden.

diese entstellenden Veränderungen erleiden müssen:

> Du lebst nicht, wie du lehrst, *und wer es übel nimmt*
> Dass Lehr' und Leben nicht bey dir *zusammenstimmt*,

Thut Unrecht: denn du *zeigſt* mit beiden,
Mit Lehren, was zu thun, *mit Thaten*, was zu meiden.

wo höchſtens die Verwandlung von *Laſter* in *Thaten* entſchuldigt werden kann. — Wenn *Opitzens* Überſ. von *Martial*. 4, 59. *Die Natter im Bernſtein:*

Indem die Natter kreucht, wo fette Bäume ſtehn,
Fleuſst Bernſteinharz um ſie, und läſst ſie nicht entgehn.
Als ſie ſich nun ſo ſieht vom dicken Thau umgeben,
Verſtarrt ſie, und das Harz beſtrickt ihr Leib und Leben.
Dein königliches Grab vergleicht ſich nicht hierzu:
Dieſs Thier, Kleopatra, liegt edler noch als du.

durch unſere Anthologen ſo umgeſtaltet iſt:

Die Natter kreucht, wo fette Bäume ſtehn;
Das Bernſteinharz *läſst ſie nicht weiter gehn.*
Zuletzt, vom zähen Thau umgeben,
Erſtarrt ſie, und verliert das Leben,
Kleopatra, dein Grab war königlich:
Doch einer Natter Grab beſchämet dich.

ſo wollen wir nicht bey den vielen Verrenkungen und Verſchlechterungen im Einzelnen verweilen, ſondern nur überhaupt bemerken, daſs ſich hier, wie an unzähligen anderen Stellen, die Individualität der Herausgeber beſonders in der franzöſiſchen Tendenz zur metriſchen Formloſigkeit und zur Vernachläſſigung des metriſchen und mechaniſchen Theils, der im Epigramm nicht eben der unbedeutendſte iſt, ſehr vernehmlich ausſpricht. Gefiele es den Herren *Haug* und *Weiſſer* doch lieber, ſich ein Beyſpiel zu nehmen an dem Fleiſs und der Strenge ihrer alten wackern Vorgänger, als ſie zu ihrer eigenen unangenehmen Nachläſſigkeit hinunterzuziehn!

Daſs die Herausg. nicht bloſs urſprünglich deutſchen, ſondern auch verdeutſchten, Sinngedichten einen Platz in ihrer Sammlung beſtimmen, wird ihnen jeder Dank wiſſen. Nur ſcheint auch dabey ihre Art zu verfahren nicht die richtige; indem ſie uns aus dem Zeitalter, in welchem wir noch gar keine Überſetzungskunſt beſaſsen, eine Menge Verdeutſchungen, beſonders von *Opitz* und *Olearius*, mittheilen, deren vierter Theil ſchon hinreichend geweſen wäre, jene Periode zu charakteriſiren. Auch hätte man billig keine Stücke in alten Überſ. aufnehmen ſollen, von denen wir neuere und beſſere haben, welches von den meiſten *Opitziſchen* nach *Martialis* gilt. Endlich wäre es Pflicht der Herausgg. geweſen, bey den bloſs übertragenen Sinngedichten, mindeſtens durch Nennung des eigentlichen Vfs., darauf hinzuweiſen, und da wir ihnen ſonſt nicht nachſagen können, daſs ſie irgend eine Mühe ſcheuen, ſo hätten wir wohl auf eine vollſtändige Nachweiſung des jedesmaligen Originals hoffen dürfen, wobey ihnen unter anderen die *Breslauer* Ausg. des *Opitz* von 1690 ſehr behülflich geweſen ſeyn würde. Wenn ſie übrigens von den Männern, auf deren Überſetzungen ſie beſonders Rückſicht zu nehmen gedenken, nur *Ramler*, *Leſſing*, *Herder*, *Kuh* und *Kretſchmann* nennen: ſo wollen wir nicht hoffen, daſs die Weglaſſung der Namen *Voſs* und *Jakobs* hier von böſer Vorbedeutung ſey, da wir doch dem erſten die gelungenſten Überſetzungen, und dem letzteren die reichſte Auswahl aus den Epigrammen der griech. Anthologie (*Tempe, von F. J.* Leipz. 1803. 2 Bde.) verdanken.

Befremdend aber iſt es uns, daſs wir mehrere Dichter übergangen finden, die mit Ehren neben manchem der aufgenommenen beſtehen können, und auch durch ihr anderweitiges Einwirken auf den Geiſt der Zeit hier einen Platz erwarten durften. Zu dieſen rechnen wir beſonders *Georg Neumarck* geb. 1621. geſt. 1681; *Daniel Caſpar von Lohenſtein* geb. 1635. geſt. 1683; *Gottfried Finckelthauſen*, deſſen Periode uns J. 1640 fällt; *Heinr. Anſelm von Ziegler und Kliphauſen* geb. 1663. geſt. 1697, deſſen *Schauplatz der Zeit* mehr denn tauſend Epigramme enthält, und *Joh. Georg Schoch*, in der fruchtbringenden Geſellſchaft *der Grünende*, der um 1660 geblüht, und 400 Epigramme hinterlaſſen hat. Ferner führt *Koch*, im Compend. d. deutſch. Literaturgeſch. T. I. p. 210, einen *Georg Martini* an, der 1654 einen Band deutſcher Epigramme zu *Bremen* herausgegeben haben ſoll: und endlich hätten wir gern einige von *Almeſius* 1667 erſchienenen *Ringelgedichten* (*Muſae cyclades*, nicht *cyclopes*, wie beym *Jöcher* ſteht) aufgenommen geſehn, weil auch ſie unter das Epigramm gehören, und — wenn auch kein ſonderliches poëtiſches Genie — ſo doch eine bewundernswürdige Gewandtheit im Reimen verrathen.

(Der Beſchluſs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Leipzig*, b. Fleiſcher d. J.: *Gründliche Unterweiſung in der engliſchen Sprache* oder *Darſtellung aller Regeln der engliſchen Sprache, erläutert durch deutliche vom Leichten zum Schwerern aufſteigende Beyſpiele.* Verfaſst von *F. W. Hauſsner*. 1805. 400 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.). Wir können uns bey der Anzeige dieſer Grammatik ganz kurz faſſen. Ihr Inhalt hält in genügendem Grade, was der Titel verſpricht. Die Lehre von der Ausſprache iſt richtig, faſslich und ausführlich vorgetragen. Um die Erörterung der ſyntaktiſchen Regeln hat ſich der Vf. beſondere Mühe gegeben. Für Anfänger dürfte indeſſen dieſe Sprachlehre zu weitläuftig ſeyn. Sie iſt wohl vornehmlich den Lehrern des Engliſchen zu empfehlen, deren vielen es noch an einer richtigen Kenntniſs der Theorie mangelt.

Oh.

V[illegible]chte Schriften. *Über die Urſachen der gro-* [illegible] *[illegible]mmung um 16 Auguſt 1807 in München, den* [illegible] *[illegible]chten entgegengeſtellt vom k. bayeriſchen Obriſten Adrian von Riedl.* Dieſes Pamphlet, worin der Vf., ſonderbar genug, die bayeriſche Regierung des Leichtſinns beſchuldigt, ſoll zeigen, daſs dem Iſarfluſs eine Breite von 1000 Schuhen unterhalb München hätte gegeben werden müſſen. Es beweiſt aber die völlige Unbekanntſchaft des Vfs. mit den Elementen der Hydrometrie, und daſs die Regierung ſehr wohl daran gethan hat, ihn von aller Theilnahme an den Waſſerbaugeſchäften zu entfernen. Übrigens darf man auch nur ſeinen fehlerhaften Stromatlas von Bayern, von welchem in der Lentnerſchen Buchhandlung zwey Lieferungen erſchienen ſind, durchgehen, um ſich von der Ignoranz des Vfs. zu überzeugen, und zugleich einzuſehen, daſs der Iſarfluſs ſchon vor mehreren Jahren — vielleicht durch den Vf. ſelbſt — bis auf 300 Schuhe eingeſchränkt war. Auſserdem beweiſen die in der bayeriſchen Nationalzeitung No. 217 v. J. angegebenen Waſſerhöhen, daſs der Iſarfluſs eben zwiſchen den neueſten Bauwerken 5 bis 15 Schuhe niedriger, als oberhalb derſelben ſtand; ſo daſs es Unſinn wäre, dieſen die Anſchwellung vom 16 Aug. v. J. beyzumeſſen.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füssli und Comp.: *Epigrammatische Anthologie.* Herausgegeben von *J. C. Fr. Haug* und *Fr. Chr. Weisser* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Schönheitsgefühl, welches die Herausgg. bey der Auswahl der einzelnen Epigramme von jedem Dichter geleitet hat, können wir im Ganzen zufrieden seyn. In Erwägung der bey einigen Epigrammatikern, z. B. bey *Logau* und *Wernike*, ungemeinen materiellen Schwierigkeiten, und bedenkend, dass auch wir nichts als unser individuelles Gefühl dem der Herausg. substituiren würden, scheint es uns unbillig und unnütz, *seines poëtischen Werthes wegen* etwas weg oder hinzu zu wünschen, und wir enthalten uns gänzlich davon. Dagegen finden wir auf eine allgemeine und höhere Foderung beym Auslesen gar keine Rücksicht genommen. Unserer Meinung nach nämlich sollten die von jedem einzelnen Dichter mitgetheilten Epigramme so ausgewählt und geordnet werden, dass sie gleichsam die farbigen, für sich unbedeutenden Steinchen sind, aus denen der fleissige Künstler das Musivgemälde componirt, das den Genius so wie das erreichte Ziel ihrer Verfasser hieroglyphisch zu einer leichten und bestimmten Anschauung bringt. Wie wenig aber daran gedacht ist, von den verschiedenen Gattungen des Epigramms, die jeder Einzelne cultivirt hat, instructive Proben zu geben; wie sogar bey einigen Dichtern die Art, in der sie das vorzüglichste geleistet, ganz übersehen ist, davon nur zwey, aber desto auffallendere, Beyspiele. Unter den abgedruckten Epigrammen des *Opitz* befinden sich, wie gesagt, nur vier eigene (No. 35, 38, 77 und 79), in denen er als ein Mann von tüchtigem Verstand und gesundem Witz, doch nicht eben ausgezeichnet, erscheint; da er hingegen an Anmuth und Zartheit im erotischen Sinngedicht seinen griechischen Mustern nahe kömmt, und alle seine Zeitgenossen überglänzt. Wäre statt der unendlichen Übers. aus dem *Martialis* diess Sinngedicht:

> Ihr Lichter, die man sieht am hohen Himmel schweben,
> Ruft auf von ihrem Schlaf, erwecket mir mein Leben.
> Wollt ihr denn nicht? Gewiss, ihr merkt, wenn sie erwacht,
> Dass ihrer Augen Zier euch ganz zu Schanden macht.

oder das folgende:

> Als neulich ich mein Lieb umfing mit vielen Küssen,
> Erseufzt sie gar hoch, und machte sich betrübt.
> Ihr höchster Schmerze war, wie die Vermuthung giebt,
> Dass diese Schmerzen sich zu eilends würden schliessen.'

und noch einige diesen ähnliche nicht übergangen worden, so würde das aufgestellte Bild des *Opitz* nicht des schönsten und bedeutendsten Zuges ermangeln. — Des *Andreas Gryphius* strenger Geist erscheint im satyrischen Epigramm durchgängig derb und plump, niemals witzig, im objectiven oder rein poëtischen und im zärtlichen steif und geschroben. So sehen wir ihn in unserer Anthologie, weil sie nicht Eines seiner geistlichen aufgenommen hat, in denen er sich bewundernswürdig sinnreich und anmuthig zeigt, z. B. in dem *über die Geburt unseres Herrn Jesu:*

> Willkommen, süsse Nacht, die du des Tages Last
> Und des Gesetzes Joch ganz von uns weggenommen:
> Die du, indem das Licht ist von dem Himmel kommen,
> Anstatt des Monden: Gott; der Sterne: Engel hast.

oder in einem anderen: *über den Tod des Herrn.*

> Mein Leben wirkt den Tod, und Christus Tod mein Leben;
> Was nicht mein Blühen will, kann sein Verdorren geben.

Aber es hat bereits ein Bibliothekar der schönen Redekünste von *Matthissons lyr. Anthol.* bemerkt, sie könne witzig eine Satyre in 20 Bänden auf gewisse Neuerungen in unserer Poësie genannt werden: und wir glauben in diesem Überhüpfen der *geistlichen* Epigramme — so wie in einigen anderen, bereits erwähnten Lücken — eine ähnliche abwendende Offensive gegen das Bessere, ein schwaches Widerstreben gegen den mächtigen Strom von Poesie und Religion, der die Zeit zu verjüngen begonnen hat, wahrzunehmen. Oder haben die Herausgg. den frivolen Theil des Jahrhunderts zu beleidigen gefürchtet? Oder endlich, mangelte es ihnen an Umsichtigkeit, die charakteristische Tendenz des 17 Jahrh. zum Religiösen und Kirchlichen im äusseren Leben, wie in den Werken der besten damaligen Dichter, eines *Opitz*, *Flemming*, des von *Lessing* wieder aus dem Staube gezogenen *Andr. Scultetus* u. a. zu bemerken? Wir hätten sehr gewünscht, dass sie ihrem Versprechen, *keine Gattung des Epigramms auszuschliessen* (Vorr. p. II), treu geblieben seyn, und uns das Vorzüglichste aus *Ernst Stockmanns* (geb. 1634 gest. 1712) *hundert geistlichen Madrigalen* und aus *Sal. Franckens madrigalischer Seelenlust über das heilige Leiden unseres Erlösers; Arnstadt* 1697, nicht vorenthalten haben möchten.

Wenn wir aus eben dem Grunde, aus welchem wir das Übersehn von *Opitz* erotischen und von *Andr. Gryphius* geistlichen Sinngedichten rügten, nichts

einzuwenden haben gegen die grofse Anzahl der von einigen Epigrammatikern, als von *Opitz*, *Logau*, *Grob* und *Wernike*, mitgetheilten Stücke, weil uns nämlich dadurch etwas Charakteristisches von ihnen, ihre Fruchtbarkeit, gleichsam vor Augen gerückt ist: so müssen wir es natürlich desto stärker misbilligen, von anderen, besonders von *Mühlpfort*, *Hofmannswaldau*, *Zesen*, *Canitz* und *Schneuber*, so wenige Proben vorgelegt zu sehen, dafs es durchaus unmöglich ist, aus diesen einen allgemeinen Schlufs auf den Geist ihrer Verfasser zu machen. —

Wenn wir nach allem diesen den aufgewandten Fleifs und die Mühe der Herren *Haug* und *Weisser* nach ihrem Wesen betrachten, so finden wir, dafs diese, wie jener, nur mechanisch war. Am deutlichsten wird diefs, wenn wir uns in ihre historische Ansicht vom deutschen Epigramm, dessen Entstehungszeit sie erst in *Weckherlins* Periode anzunehmen scheinen, zu versetzen suchen: eine um so wichtigere Untersuchung, als nur aus ihren Resultaten der Geist *des ursprünglich deutschen Epigramms* entwickelt werden kann.

Als classisch in dieser Rückficht stehe hier eine merkwürdige Äusserung *Lessings* aus einem Brief an Herder, die zu sehr mit unseren Ansichten zusammentrifft, als dafs wir diesen nicht durch jene Gewicht geben sollten: „*Priameln*, wovon jetzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert eine Art von kurzen Gedichten, *die ich gern das ursprünglich deutsche Epigramm nennen möchte:* alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle vom züchtigsten Ausdruck. Die wolfenbüttler Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als Einer Hand geschrieben." *Sämmtl. Schr.* T. 29. S. 492, vgl. auch *Herders literar. Briefwechsel* im *T. Mercur.* Aug. 1782. S. 169. ff. und *Gräters Bragur.* T. 2. S. 332. Die Benennung *Priamel* ist von *Präambel* herzuleiten, daher es auch in dem von *Oberlin* edirten *Scherzischen Glossar* als „*Vorlauf daz der Harfner die luit im uff ze merken beweg*" erklärt wird: das Eigenthümliche dieser kleinen Gedichte aber besteht darin, dafs sich an eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Subjecte, oder an mehrere Vordersätze am Ende ein einziges Prädicat, oder ein lang aufgesparter, auf die ganze Reihe angewandter Nachsatz füget, in dem die Gleichheit oder Unverträglichkeit, der Werth oder Unwerth der voraufgeschickten Begriffe oder Dinge mit einemmal bestimmt wird. *Eschenburg* hat uns in den *Denkmälern altdeutscher Dichtkunst* S. 394—432 aus einer wolfenb. Handschr., aus derselben, welche die *Bonerschen Fabeln* enthält, f. *Lessings Beytr. zur Gesch. und Lit.* St. 5. S. 23, *drey und siebenzig* dieser *Priameln* mitgetheilt, die in der That den gnomischen Distichen der Griechen vollkommen analog sind, und *Lessings* angeführtes Urtheil bewähren. Mit diesen nun sollte eine geistvolle Epigrammenlese anheben, und sich sodann durch *Albrecht Dürer*, dessen wenige, aber *ächt* deutsche Sittensprüche in *Murrs Journal zur Kunstgeschichte* T. 7. S. 99 zu finden sind; durch *Matthias Holzwart*, von dessen sehr seltenem Buch *Kinderling* im *Bragur*, T. 3. S. 329 Nachrichten und Proben giebt; durch *Travendal* u. a. an *Weckherlin* und seine Nachfolger anschliessen: um so mehr, als man von diesen ethischen Gedichten, zu denen sich die älteste deutsche Poesie mit entschiedenem Glück neigte, wie von den Gemälden des *Aglaophon* und *Polygnotos* (Plin. h. n. 35, 36, 1. Quintil. inst. rhet. 12, 10, 3) rühmend sagen kann, dafs ihr einziger oder auch nur ihr höchster Werth auf ihrem Alterthum beruhe.

Das treueste Bild seines Zeitalters, beginnt das deutsche Epigramm mit einer beschränkten, fast klösterlichen Ansicht des Lebens, das noch keinen höheren Werth kennt, als den moralischen. *Gediegenheit* der Gedanken, und einfältige *Kraft* in Sprüchen, Lehren und Bemerkungen mehr als *Phantasie*, *leidenschaftlicher Ausdruck* oder *Wohlklang; fleissige* Ausführung mehr als *zierliche*; bezeichnen diese erste Periode. — So wie sich die menschliche Existenz erweiterte, ward auch der Charakter des Epigramms allgemeiner; der Werth des Daseyns war gestiegen; der Mensch in ein gröfseres Leben eingegangen; griechische und südliche Anklänge hallen im Sinngedicht wieder, das sich mit den ersten frischesten Blüthen von Phantasie und Liebe schmückt. Die fleifsige Darstellung wird anmuthig und reizend, ohne jedoch die ursprüngliche Strenge und Sorgfalt der Form zu verlassen. — Bis hieher haben uns die Herausgg. geführt, bis ans Ende der deutschen Literatur. Regen sich auch schon in einigen der jüngsten Dichter unserer Anthologie fremdartige Laute, so beginnt doch eigentlich erst mit *Benjamin Neukirch* die Tyranney französischer Regel, einer Tochter der Beschränktheit und der Arroganz. Das Epigramm hört auf Organ des Lebens zu seyn, weil man Kunst und Natur als unvereinbare Gegentheile betrachtet, und gemeine Wirklichkeit zur letztern zählt, weil man sie nicht unter die erste rangiren kann. Weil man verlernt hat in die Tiefe des Daseyns zu dringen, spielt man auf der Oberfläche, und um nicht langweilig zu werden, erschöpft man sich in Erfindung moralischer Carricaturen und physischer Frazzen. *Lessing* kannte das griechische Epigramm nicht genug, um dem Greuel, der sich auch immer mehr zu äusserer Formlosigkeit neigte, mit der gewohnten Kraft Einhalt thun zu können. *Herder* war zu wenig Sohn seiner Zeit, und ihr zu schnell vorangeeilt, um auf sie wirken zu können. *Goethe's* Epigramme endlich ergriffen, wie früher der *Werther* und der *Göz*, ihr Jahrhundert. Einzelne Männer, die Sinn haben für die ewige Bedeutung des Lebens, legten seitdem seine zartesten und vergänglichsten Blüthen in zarten, aber unvergänglichen Gedichten nieder, in denen sich die intellectuelle und wissenschaftliche Höhe des Jahrhunderts, die erreichte technische Fertigkeit und die Kunde aller gebildeten Idiome mit dem edleren Geist der Dichter vereinigt. Wir nennen nur *Fried. Schlegel*, besonders in seines Bruders und *Tiecks* Alma-

nach, S. 133—157, *Wilhelm Schlegel*, in seinen Sonetten und in der *Ehrenpforte* S. 11—20, und *Gustav von Brinkmann*.

Zwar die Herren *Haug* und *Weisser* gehören noch der alten französischen Partey an; indess läßt uns ihre Vorrede hoffen, daß sie mindestens *Goethe*, dessen Epigramme sie übrigens nicht so aus einander reißen mögen, wie *Matthisson* in der lyr. Anthol. gethan hat, in welche sie gar nicht einmal gehören, *Schiller* und *Brinkmann* nicht ausschließen; und daß theils metrische Schwierigkeiten, theils das Urtheil der Zeitgenossen, *diese* vor Verbesserungen gnädig behüten werden.

In den nächsten Bänden unserer epigrammatischen Anthologie, welche die französirende Periode befassen müssen, werden die Herausgg. ohne Zweifel etwas Genügenderes leisten, da hier weniger zu berücksichtigen ist, und das Charakteristische des Einzelnen sich in das große Meer allgemeiner Plattheit auflöst. Auch ihre kritische Silberwäsche wollen wir ihnen da vorläufig verzeihen, weil eben nichts zu verderben vorkommen wird, und weil sie nur im eigenen, längst bekannten und behandelten Stoff zu arbeiten haben. —

Hiemit hätten wir unsere Idee einer Epigrammenlese angedeutet, und die neueste unter den wirklich erschienenen danach geprüft. Wir könnten also für diessmal abtreten, wenn wir es nicht nothwendig achteten, bey weitläuftigeren und ihrer Bestimmung nach bedeutenderen Werken auch deren relativen Werth, ihren Standpunct und ihr wissenschaftliches Verhältniß zu den neuesten Behandlungen desselben Gegenstandes, kurz anzugeben.

Von den älteren Epigrammenlesen, durch *Ramler*, *Füssli* und *Jördens*, kann nicht mehr die Rede seyn, da sie vergessen sind, und sie es ihrer chaotischen Anordnung wegen nicht anders verdienen. Wir haben also allein auf die neuerdings erschienene und bereits von einem andern Rec. im Decemberstück vom Jahre 1806 No. 304 unserer A. L. Z. ausführlich angezeigte *Schützische* Rücksicht zu nehmen.

Da die Einrichtung ebenfalls nach *Matthissons* Vorbild getroffen ist, so bemerken wir gleich, daß es unverkennbar ist, wieviel vorbereiteter als Herr *Schütz* unsere Anthologen ans Werk gegangen sind, ohne daß sie darum von sich rühmen, „sich, weil sie „sich seit mehreren Jahren mit einer Darstellung der „Geschichte unserer vaterländischen Poesie beschäf„tiget, in dem Besitz aller dazu erfoderlichen Hülfsmittel zu befinden." — Wie sehr es daran Herrn *Schütz* gemangelt, oder wie nachlässig er sich ihrer bedient habe, ergiebt sich daraus, daß bey ihm nur *zehn* von den *sechs und zwanzig* Epigrammatikern der *Haug*- und *Weisserschen* Samml. vorkommen, während diesen Keiner aus der *Schützischen* abgeht. Wie viel reichhaltiger jene seyn muss, ergiebt sich auch noch daraus, daß der Periode, die Herr *Schütz* auf 172 S. abfertigt, dort 562 S. gewidmet sind, wonach sich der historische Werth, der als die erste Bedingung zu betrachten ist, und durch keine Supplemententbände hergestellt werden kann, unverkennbar auf die Seite der beiden *Stuttgardter* Sammler neigt. Dagegen können wir nicht leugnen, daß wir mit Hn. *Schütz's* Behandlung des Vorhandenen, (wenn wir einige grobe Versehn auf seine übertriebene Eilfertigkeit schieben,) ungleich zufriedener sind. Denn erstens hat er sich ungleich geringere und seltnere Freyheiten gegen den Text seiner Autoren erlaubt, in denen er auch darum weniger verdirbt, weil er sich fast ganz auf die Sprache einschränkt. Wo er der Pointe des Sinngedichts mehr Relief zu geben sucht, wird er meistens plump und grob, wovon *Wernikes Weiber von Weinsberg* (S. 150 bey *Schütz*, vgl. mit S. 32 der vollst. züricher, durch *Bodmer* besorgten, Ausg. von 1763.) ein auffallendes Beyspiel liefern. — Sodann hat er die Epigramme der einzelnen Dichter zweckmässiger auszulesen und wieder zusammen zu stellen gewusst, wovon die *Flemmingschen* am sprechendsten zeugen, dessen zärtliche denen von *Opitz* beynah gleichkommen, worauf die *Stuttgardter* Anthologie wirklich nicht führt. — Endlich danken wir es Hn. *Schütz*, daß er die kurzen Nachrichten vom Leben seiner Dichter auch mit literarischen Notizen über die besten Ausgaben derselben begleitet hat.

Auf diese Weise halten beide, auch dem äusseren Gewande nach gleich gefällige, Sammlungen, einander so ziemlich das Gleichgewicht, und machen es unmöglich, eine der anderen bestimmt vorzuziehen oder nachzusetzen.

Sollten wir das Verhältniß beider zu einander im Allgemeinen angeben, so würden wir sagen, in der *Schützischen* werde überwiegender Geschmack, richtigere Ansicht vom Zweck im Ganzen und von der Dichter Genialität durch Übereilung, Sorglosigkeit im Einzelnen, und unangenehmes Selbstvertrauen aufgewogen: während in der *Haug*- ung *Weisserschen* Bedachtsamkeit, mühsamer Fleiss an Nebendingen und Anspruchlosigkeit dem Zwang falscher Ansichten und absoluter Geschmacklosigkeit erliegen. —

Wir verbinden hiemit die Anzeige eines in mehrerer Hinsicht nah verwandten Büchleins:

ZÜRICH, b. Orell, Füssli und Comp.: *Epigrammatische Spiele* von *Joh. Chph. Friedr. Haug.* 1807. 122 S. 8. (12 Gr.)

Es ist eine alte Bemerkung, daß Leute, die Eine und dieselbe, wenn auch unrichtige, Aussage oft und unverändert zu wiederholen haben, endlich selbst an die Wahrheit derselben zu glauben anfangen. Die Überzeugung des Publicums pflegt bey so bewandten Umständen selten auszubleiben, und durch eine ganz natürlich hervorgehende Wechselwirkung befangen Sprecher und Hörer einander mehr und mehr, bis es zuletzt unmöglich wird, auszumachen, auf wen von beiden eigentlich die Schuld des herrschendgewordenen Irrthums falle. In unseren Tagen haben einige Dichtungsarten — namentlich die

Fabel, die *Satyre* und das *Epigramm* — das Schicksal erfahren, dass sich in jeder derselben Ein Invidduum, keineswegs durch Red' und Ausspruch, sondern energischer durch unermüdliche Bebauung des usurpirten Gebiets seinen Beruf urkundlich machend, als Herr und Meister constatirte. Weil ihre Fabeln, Satyren und Sinngedichte aus so unversiegbarem Born quollen und noch zu quellen scheinen, war es denn kein Wunder, wenn es allmählich Ton ward, sie für das anzuerkennen, wofür sie sich vielleicht selbst nicht halten. Das *Epigramm* hat Hr. *Haug* sich kräftigst vindiciret, seitdem er uns vor mehreren Jahren schon mit einem Tausend dergleichen beschenkte, zu welchem die vor uns liegenden *Spiele* abermals ein Doppelhundert in vier Büchern liefern. Dass in eine so enorme Menge von *Einfällen* — denn zum *Gedanken*, wie *Schiller* und *Brinkmann*, oder gar zum *Bilde*, wie in den *venezianischen Epigrammen*, versteigt sich Hr. *Haug* nie — mancher *einfältige* eingeschlichen ist, würden wir, als etwas Unvermeidliches, gern mit Schonung übersehn, wenn wir nur einigermassen durch sinnreich und bedeutend gewählte, durch gefällig und kunstvoll gebildete Formen an regen Sinn und liebevolles Streben des Epigrammatisten erinnert würden. Aber gegenwärtig sind wir im *modernen* Epigramm, dessen zeitiger Repräsentant Hr. *Haug* ist, nur poetische Unformen zu finden gewohnt, in denen keine höhere Nothwendigkeit obwaltet, als die Bequemlichkeit des Autors, welcher die Rhythmen, die Verslängen und die Reimverschlingungen nicht nach Regeln des Wohlklangs wählt, sondern sie auf gut Glück hinstellt, wie es ihm eben am leichtesten ist. — Bey den Epigrammen, die in eine ganz bestimmte, meist satyrische Spitze auslaufen, und nur auf die Überraschung, das heisst, auf Einmaliges Lesen, berechnet sind, möchte das noch so hingehn. Diejenigen aber, die, dem Spott entsagend, in den weiteren Kreis der antiken, elegischen Distichen streben — und deren finden sich in der vorliegenden Schrift eine Menge — ertragen diese Vernachlässigung nicht ungestraft, und rächen sich überdiess durch ihr Mislingen in anderer Hinsicht an Hn. *Haug*, der auch in diesen das ihm zur Gewohnheit gewordene Haschen nach einer Pointe niemals verleugnen kann. Selbst der alte *Brockes* hat verhältnissmässig mehr geleistet, und *Logau*, dessen unerschöpflicher Witz und feiner, oft bewundernswerth zarter Sinn den ersten Rang im modernen Epigramm verdient, kann unserem Autor noch immer als Vorbild empfohlen werden. — Dass übrigens unter den aufs Zwerchfell berechneten Sinngedichten nicht wenige bey der ersten Lectüre ihren Zweck erreichen werden, gestehn wir gerne zu.

Zur besonderen Zierde gereichen dem Büchlein die zahlreichen Aushängeschilder der überall angebrachten lateinischen und italiänischen Motto's.

P.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Basel*, b. Flick: *Das Wiedersehn. Von K. M. Erb.* Zwey Theile. 1803. 200 S. 8. (16 Gr.) Eine überspannte Einbildungskraft und eine unreife Schreibart sind der Charakter dieses Buchs. Alles übertreibt sich, und benimmt sich, von der Natur abweichend, seine Wirksamkeit: es schwebt kein freyer Geist über der kleinen Welt dieses Buchs. Ein sehr gutmüthiger Geist wohl; aber ohne Kraft, mehr als das zu seyn. Es wird zu viel empfindelt, als dass es zu einer Empfindung kommen könnte. Die Art, sich auszudrücken, werden ein paar Beyspiele am besten darstellen. Wir wählen sie von den ersten Seiten. „Indem er im Gemälde seines Lebens die Scenen des Unglücks nach und nach erlöschen sieht, erhalten seine Tugenden und Verdienste einen neuen, einen ewigen Glanz. (??) Aber, leider! schon im Lenze des Lebens webt sich so oft des Jünglings leichter betrüglicher Sinn einen Vorhang um diess Gemälde, und zerreisst die Knoten. welche sich seinen Wünschen *entgegen stemmen*: statt sie sanft aufzulösen." — „Schon frühe schwebte der hungrige Tod um die Fersen ihrer zärtlichen Ältern, und entführte sie (die Fersen?) den spielenden Knaben auf immer. Fühlbar machte diesen Verlust ein harter, gefühlloser Vormund. Dieser Listige, der Sklave niedriger Leidenschaften, webte um den Blumenpfad der beiden Brüder, den sie aus Ähnlichkeit ihrer natürlichen Anlagen, Hand in Hand betraten, tausend mannichfaltige Netze her, und füllte den goldenen Becher, der die jugendliche Einbildungskraft mit immer blühenden Rosen umwindet, mit einem tödtlichen und *hinterlistigen* Gifte."

ee.

Magdeburg, b. Creutz: *Die Flucht nach Spitzbergen. Ein geographischer Roman.* 1804. 238 S. 8. (18 Gr.) Man hat moralische, philosophische, psychologische u. a. Romane; zu diesen gesellt sich hier ein geographischer. Es ist nicht unangenehm, aus den füdlichen Zauber- und Schlaraffenländern sich einmal in die nördlichen Trauer- und Hungerländer versetzt zu sehen, und die Menschenschicksale auch bis gegen den starren Nordpol hin zu verfolgen, wo alles in Eis und Kälte hinstirbt, nur nicht die menschlichen Gefühle. Die Sehnsucht des Vfs. nach diesem eisbesetzten Gürtel der Erde contrastirt gut mit der jetzt Mode gewordenen Sehnsucht nach Süden, und indem uns der Vf. für sich einnimmt, zugleich aber auch die Scene seiner Schicksale mit Wahrheit und Treue schildert, gewinnt das Buch ein gedoppeltes Interesse für die Leser, doch ist das geographische stärker. Die Darstellung ist lebendig und nicht ohne Kraft; nur wenn sie zum Empfindelnden übergeht, verfehlt sie ihre Wirkung.

Mtr.

Eisenberg, b. Schöne: *Abentheuer, bestanden von Ehrenhaus und Sohn, nicht in Compagnie sondern von jedem auf eigene Hand. Vom Verfasser von Naphahns sieben Verwandlungen* u. s. w. *Zweyte Auflage.* Ohne Jahrzahl. 316 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Wenn man einmal zum *Zeitvertreibe* lesen *muss*, so mögen diese Abenteuer immerhin gelesen werden; um die Zeit zu vertreiben, sind sie gut genug. Sie machen bald begierig auf den Verlauf der Sache, und wissen das einmal daran genommene Interesse zu unterhalten. Die Aufschrift des ersten Capitels: „erzählt Alltagsvorfälle, die aber oft Grundlage interessanter Begebenheiten werden" könnte in einigen der folgenden Capitel so umgekehrt werden: „erzählt interessante Begebenheiten, welche Grundlage von Alltagsvorfällen werden." Etwas weniger Weitläuftigkeit wäre dem Buche zu wünschen, auch brauchte es nicht überall so deutlich zu seyn, als es an verschiedenen Orten ist. Die Sprache geht einen ganz gewöhnlichen Schlendergang.

Zr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JANUAR 1808.

RHETORIK.

Leipzig, b. Barth: *Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit*, mit besonderer Anwendung auf die Kanzelberedsamkeit, zum Gebrauch für Vorlesungen von *Heinrich August Schott*, ausserord. Prof. der Philos. und Baccal. der Theol. zu Leipzig. 1807. XVI u. 240 S. 8. (21 gr.)

Nachdem die neuesten philosophischen Untersuchungen über die Redekunst eine reiche Ausbeute origineller Ansichten geliefert haben, die man in den älteren Werken der Rhetorik vergebens sucht: so war zu wünschen, dass bey einer neuen Bearbeitung dieses Feldes von jenen Ansichten Gebrauch gemacht würde. Lange genug hat Einer dem Anderen seine Arbeit nach- und abgeschrieben, und es ist nicht leicht in irgend einem Fache weniger selbstständig und geistreich gearbeitet worden, als gerade in Verfassung homiletischer und rhetorischer Lehrbücher. Es war uns daher eine willkommene Erscheinung, in dem Vf. vorliegenden Werkes einen Mann zu finden, der nicht nur die Werke, die neuerlich am tiefsten in das Wesen der Redekunst eingedrungen sind (von *Heydenreich*, *Eberhardt*, *Bouterwek*, *Mniock*, *Greiling*, *Sauer*), fleissig benutzt, sondern sich auch ihren Geist auf eine eigenthümliche Art zu assimiliren gewusst hat. Er liefert ein Lehrbuch der Rhetorik und Homiletik zugleich, und es ist gegen diese Vereinigung nichts Erhebliches einzuwenden. Eine Homiletik, die nicht bis auf die innersten Grundsätze der Rhetorik zurückgeht, ist immer ein unhaltbares Machwerk, ein Gebäude ohne *Grundlage*, da hingegen aus einer gründlichen Rhetorik eine vernünftige Homiletik von selbst sich ableitet. Und da umgekehrt die Beredsamkeit im alten Styl nur allein noch in der geistlichen Redekunst einigermasen fortlebt: so können ihre Grundsätze für unsere Zeiten praktisch nicht besser belegt werden, als aus Beyspielen der Homiletik, die wieder für die Anwendbarkeit jener Grundsätze eine sichere *Unterlage* gewährt. Aber doch hätten wir gewünscht, dass der Vf. jede derselben besonders abgehandelt hätte, damit durch wahre Zusammenstellung der jeder Wissenschaft zukommenden Deductionen, der Schüler sich von dem Zweck und Wesen einer jeden eine leichtere Übersicht verschaffen könnte, und dem Vf. selbst keine nöthige Beziehung der einen auf die andere entgangen seyn möchte. So aber musste sich von ihrer älteren Schwester die jüngere oft zurücksetzen und verdrängen lassen. In unserer Anzeige werden wir um der Kürze willen bloss auf den rhetorischen Theil des Werks Bezug nehmen.

Der Vf. beginnt §. 1—19 mit einer *Philosophie der Redekunst*, worin er dasjenige getreulich wieder giebt, was die neuesten Philosophen darüber ans Licht gestellt haben. Den *Zweck der Beredsamkeit* fasst er ganz richtig auf, wenn er (§. 8) die Rede im engeren Sinn „eine Darstellung unserer Vorstellungen in Worten nennt, welche ganz dazu geeignet ist, durch gleichmässige Beschäftigung des Erkenntnissvermögens auf der einen, und die Einbildungskraft, Gefühle und Neigungen auf der anderen Seite den *menschlichen Willen zu bestimmen*." Auf Festhaltung dieser Ansicht, die den meisten Rhetorikern und Homileten nur dunkel vorschwebt, und die sich nie getrauen sie herzhaft auszusprechen, kam alles an; dem Vf. schwebt sie in allen Theilen seines Werkes vor. Auch da entgeht sie ihm nicht, wo sich (§. 21) diese praktische Richtung zwar nicht im Ausdruck des Hauptsatzes selbst, aber doch im Geist und Wesen des ganzen Vortrags unverkennbar zeigt, und er bemerkt sehr gut die drey vorzüglichsten Gesichtspuncte, auf die es bey einer Rede ankommt, dass sie bestimmen und darstellen soll a) das, was geschehen muss, b) die Art und Weise, wie es geschehen soll, c) die zum Handeln bestimmenden Bewegungsgründe. Selbst dann, wenn (§. 21. Anm. 2) der Hauptsatz nur *theoretisch* zu seyn scheint, kann (und soll, setzt Rec. hinzu) doch seine Ausführung in einer sehr genauen und von dem Redner beabsichtigten Verbindung mit dem *praktischen Leben* stehen. Damit Niemand diese durchaus praktische Tendenz der Rede aus den Augen verlieren möchte, dachte Rec. schon lange auf ein neues Wort zur Bezeichnung der Wissenschaft, die da lehrt, wie man den menschlichen Willen bestimmen könne, und er würde, wenn er künftig noch ein eigenes Lehrbuch darüber schreiben sollte, es *Thelematagogik* nennen, *vox barbara quidem sed significans*.

Fragen wir aber nach dem *Princip*, welches der Vf. seiner Wissenschaft zum Grunde legt, so scheint es eben mit diesem Zweck der Willensbestimmung in Eins zusammen fallen zu sollen. Allein der Zweck der Redekunst ist noch nicht das Princip ihrer Theorie und ihres Systems; es war indessen, nachdem er jenen Zweck ganz richtig angegeben und dadurch die Sache so gut eingeleitet hatte, von ihm zu erwarten, dass er es finden würde. In ihrer höchsten Vollendung gedacht, strebt zwar (§. 12) die Bered-

samkeit dahin, den Menschen allmählich dem Ideale einer vollendeten Menschheit näher zu führen, und die von ihm angestrebte Einheit des Menschen mit sich selbst hervorzubringen. Daraus folgt für die einzelne Rede die einzelne stufenweise Bestimmung des menschlichen Willens, gemäss jener von ihm postulirten Einheit. Aber jene Idee als Princip gedacht, ist für sich selbst zu vag und allgemein, als dass sich aus ihm für die Redekunst besonders fruchtbare Folgerungen ableiten liessen. Aus der letzteren aber würde sich vieles haben folgern lassen, wenn der Vf. sich zur einzelnen Willensbestimmung ihr höchstes Ziel, nämlich das der Einheit, deutlicher gedacht hätte. Da aber der Zweck der Willensbestimmung im Einzelnen jedesmal dem höheren unterliegt, dass er bestimmt werde gemäss der von dem Menschen angestrebten Einheit des Menschen mit sich selbst: so verbürgt sich der Redner dafür, ihn dieser Einheit immer näher zu bringen; er ist in den Augen des Zuhörers diese personificirte Einheit selbst und *Identification des Zuhörers mit dem Redner*, die sich, wenn man bedenkt, dass letzterer an die individuellen Neigungen und Bedürfnisse des ersteren sich anzuschliessen habe, bald in Identification des Redners mit dem Zuhörer zerspaltet ist, dasjenige Princip, in welchem sich der höchste mit dem einzelnen Zweck, das Ideelle mit dem Individuellen auf das genaueste vereinigt, und das, allseitig aufgefasst, zu den fruchtbarsten Folgerungen leitet, wodurch die ganze Theorie der Redekunst sehr vereinfacht, und erst zur Würde eines Systems erhoben wird.

Wir folgen nunmehr dem Ideengang des Vfs., der, da er die Willensbestimmung zur höchsten Aufgabe des Redners gemacht hatte, sich besonders die Frage beantworten musste: auf welche Art kann und soll der Wille bestimmt werden? — Es ist interessant zu sehen, wie er dieser Frage Genüge zu thun sucht. Er stellt 4 Hauptgeschäfte (*officia*) des Redners auf: 1) Erfindung; 2) Anordnung oder Eintheilung (beide den darzustellenden *Stoff* enthaltend), 3) Wahl und Haltung der Schreibart. 4) mündlicher Vortrag (beide die *Form* der Darstellung enthaltend), und widmet jedem dieser Geschäfte einen eigenen Abschnitt. — Nach Abschn. I. §. 27, kann, ohne *Erklärungen* und *Beweise* oder *Gründe* der rednerische Vortrag weder Deutlichkeit und Lebendigkeit der Einsicht, noch Festigkeit der Überzeugung bewirken, noch den menschlichen Willen kräftig bestimmen. Doch streitet es (§. 30) mit dem Wesen der Beredsamkeit, durch geprüfte und ausführliche Definitionen und Eintheilungen die Erkenntnisskräfte der Zuhörer in dem Grade anzustrengen, dass das Spiel der übrigen Geistesvermögen völlig dadurch beschränkt und gehemmt wird. Solche schulgerechte Form würde der ganzen Rede den Anschein geben, dass es dem Redner mehr um ein theoretisches, als praktisches Interesse zu thun sey. Es giebt in jeder Rede immer *einen* Begriff, der als ein *vorzüglich leichter Punct* im Ganzen erscheinen muss, wenn die Rede ihre Einheit behaupten und den bestimmten Zweck erreichen soll. — Jede Handlung oder Handlungsweise (§. 35), für welche der Wille bestimmt werden soll, muss in Verbindung mit einem gewissen Zwecke stehen, der sich als Zweck für den Menschen denken lässt. Unsere Bestrebungen vereinigen sich aber in einem Streben nach Einheit a) mit uns selbst: Trieb nach sinnlichem Wohlseyn, Erkenntnisstrieb, moralischer Selbstvervollkommnungstrieb, Liebe zu Gott, Sehnsucht nach einem höheren Daseyn; b) mit der Aussenwelt: Freundschaft, häuslicher Sinn, Vaterlandsliebe, Hochachtung menschlicher Rechte und Kräfte, allgemeine Menschenliebe, Theilnahme an der Wohlfahrt und Veredlung des Ganzen. Diese Richtungen der menschlichen Thätigkeit können von einer doppelten Seite betrachtet werden, 1) insofern die Aussprüche der Vernunft (die Pflicht und das Recht), 2) die menschlichen Neigungen und Gefühle dafür stimmen. Wir unterscheiden daher *verpflichtende* und *bewegende Gründe* zum Handeln. Der Redner sucht nicht bloss durch jene, sondern auch durch diese den Willen zu bestimmen. Denn wo ernstliche und dauernde Entschliessungen hervorgebracht werden sollen, muss das *ganze* menschliche Wesen gewonnen seyn. Der Redner, als solcher, berücksichtigt daher vorzüglich folgende Puncte: 1) damit höhere und niedere Geisteskräfte harmonisch beschäftigt werden, sucht er Gründe zu finden, deren Darstellung nicht die Erkenntnisskräfte allein beschäftiget, sondern auch der Einbildungskraft und dem Gefühle einen gewissen Spielraum eröffnet; 2) den beweisenden Theilen seines Vortrags sucht er durch die Verbindung verschiedenartiger Gründe, so wie durch die Zusammenstellung des Contrastirenden, bald grössere Klarheit, bald eine fester überzeugende Kraft und eindringendere Lebendigkeit zu geben; 3) vermeidet er Beweise, an denen man das Gekünstelte leicht bemerken kann. Glimpflicher als andere beurtheilt der Vf. die Überredungskunst der Alten. Ob er gleich den Schaden nicht verkennt, den sie öfters anrichtete: so wusste sie doch die mächtige Wirksamkeit der Einbildungskraft da sehr gut zu benutzen, wo sie durch Vergegenwärtigung der motivirten Handlung einen festen Glauben an ihre Ausführbarkeit, oder durch die lebhafte Darstellung einer Thatsache die feste Überzeugung von ihrer Wirklichkeit, hervorzubringen suchte; und da es allerdings eine *rednerische Accommodation* giebt, so liegt die Versuchung zur Überredung in Verbindung mit wirklich überzeugenden Gründen, auch den Rednern unserer Zeit, in der That sehr nahe. Hierin tritt Rec. ganz auf die Seite des Vfs.; auch findet er ihn darin mit sich übereinstimmig, dass eine Überredung, der schon wahre Überzeugung vorausgegangen ist (das ἦθος dem πάθος), nicht nur *möglich*, sondern sogar heilsam und moralisch zweckdienlich sey. Die Neueren schmähen nur darum so gern über sie, weil sie zu faul und ungeschickt sind, sie anzuwenden, wie manches alte

und schmuzige Weib über die Galanterie der jungen und reinlichen Frau sich ereifert, weil es eben zu alt und schmuzig ist, um sich so gefällig herauszuputzen, wie sie.

II Abschn. § 48. Der Redner bleibt der Natur seiner Kunst dann am getreuesten, wenn er sich zuerst an das Erkenntnissvermögen (Rec. ist der Meinung, dass er oft auf noch tiefere Grade, selbst bis zum Apperceptions- und Empfindungs-Vermögen zurückgehen könne) wendet, die hülfreiche Thätigkeit der Einbildungskraft damit verbindet, und sich so den Weg zur Beschäftigung des Begehrungsvermögens und dem innigen Totaleindruck bahnt, welcher aus dem ganzen Vortrag als Endresultat hervorgehen muss. Auch die Beobachtung der Gradation des allmählichen Fortgangs vom Schwächeren zum Stärkeren, vom Minderwichtigen zum Wichtigeren (schon jene Beschäftigung der Geistesvermögen war Gradation, und konnte mit dieser leicht in Verbindung gesetzt werden) äussert einen wichtigen Einfluss auf die Erreichung seiner Absicht. Hier hält sich nun der Vf. an die alten Benennungen: Eingang, Übergang, Thema, Ausführung des Thema in seinen Theilen, Schluss, welche zwar die *äussere* Aufeinanderfolge richtig bezeichnen, aber über den inneren psychologischen Gang der Rede nichts Bündiges aussagen. Wir hätten daher gewünscht, dass er über dieses Capitel die neuere Literatur besser benutzt, und sich z. B. an das gehalten hätte, was im *Schuderoff*schen Journale (3ten Jahrg. 2ten Bds. 2tes Stück), das ihm sonst nicht unbekannt ist, darüber gesagt wird: dann würden wahrscheinlich die über die §§. des ganzen Abschnitts gemachten Anmerkungen noch viel tiefer in das Wesen der Sache eingedrungen seyn.

III Abschnitt. Der *Styl* des rednerischen Vortrags hat Einfluss auf das Erkenntnissvermögen, auf die feinere Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gefühl- und Begehrungs-Vermögen. — Die allgemeinen nothwendigen Eigenschaften des Styls, sofern er sich 1) auf das Erkenntnissvermögen bezieht, sind: Reinheit und Correctheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Präcision. 2) Sofern er sich auf die Einbildungskraft, das Gefühl u. s. w. bezieht, Würde und Lebhaftigkeit. Letztere beruht auf dem schicklichen Gebrauch der *Figuren* und *Tropen*: Der figürliche Ausdruck im weiteren Sinn, unterscheidet sich von dem eigentlichen dadurch, dass Figuren und Tropen (§. 65) in Veränderungen des ursprünglichen Verhältnisses der dargestellten Vorstellungen bestehen, durch welche die Phantasie und Empfindung zu einer gewissen Thätigkeit veranlasst wird. Die Figuren im engeren Sinn (unterschieden von den Tropen) sind im Formen der Darstellung, durch welche das ursprüngliche Verhältniss der Vorstellungen, welche die Hauptvorstellung umgeben und begleiten, verändert und versinnlicht wird: Tropen hingegen diejenigen Formen, welche die Hauptvorstellung selbst so verändern, dass sie statt ihrer eigentlichen Bezeichnung eine uneigentliche, bildliche auftreten lassen. Wir finden diese Unterscheidung philosophisch genügender, als die bereits vor ihm versuchten, und besonders scharfsinnig die Art, wie er die einzelnen Figuren und Tropen in diese Hauptclassen mit eigenen Unterabtheilungen einzuführen weiss. Doch würde seine Definition noch an Deutlichkeit gewonnen haben, wenn er ohngefähr so gesagt hätte: Trope ist die Verwechselung des uneigentlichen sinnlichen Wortausdrucks mit dem eigentlichen, abstracten, zur *Erhellung* einer aus einer Gedankenreihe besonders hervorzuhebenden Idee; Figur aber die *Beleuchtung* einer ganzen Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen; jenes die Portraitirung einer einzelnen Sache, für welche der Redner eine gewisse Vorliebe hat, und auf welche er ein besonderes Gewicht legt; Figur das ganze historische Gemälde, wodurch eine Handlung lebhaft vor Augen gestellt wird. Wie aber das Portrait selbst oft mit Umgebungen begleitet ist, die es zum historischen Gemälde machen, so auch der Trope mit Figuren, wie z. B. in der Prosopopöie und Allegorie, daher man sie sowohl zu den Tropen als zu den Figuren zählen kann. Übrigens hätte der Vf. den durch *Adelung* und Andere gegebenen Wink, die Figuren auch nach ihrem Verhältniss zu den verschiedenen Gemüthskräften, welche durch ihren Gebrauch beschäftigt werden, zu würdigen, um so weniger geradezu von der Hand weisen sollen, da er die allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften des Styls vorher selbst in dieser Art behandelt hatte, und sie die Einheit in der ganzen Ökonomie seines Werks, nach der er nicht bloss auf die *Eigenschaften*, sondern besonders auch auf die *Wirkungen* der stylistischen Darstellung sehen musste, sehr befördert haben würde.

Aus dem bisher Gesagten wird der Leser finden, dass der Vf. in Lösung seines Problems auf dem rechten Wege ist, und bereits durch diesen Versuch die Wissenschaft ihrer Vollendung um ein Beträchtliches näher gebracht hat. Wir wünschen daher, dass dieses, auch durch seine scharfsinnigen Anmerkungen und zweckmässig erläuternden Beyspiele schätzbare, Lehrbuch als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen bald alle seine Vorgänger verdrängen möge. Sollte es dann eine neue Auflage erleben, so wird es unstreitig durch fernere fleissige Benutzung der theils vorhandenen, theils zu erwartenden Literatur und anhaltendes weiteres Nachdenken des Vfs. an Vollkommenheit noch viel gewinnen, und dadurch um die Bildung junger Kanzelredner, deren unser Zeitalter immer mehr bedarf, sich sehr verdient machen.

A. + X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden*, b. Arnold: *Musikalische Arbeiten.* Lieblingsstücke aus den neuesten Opern für Clavier und Gesang. IV und V. Heft. 1807. Quer-Fol. (1 Thlr. 16 Gr.)
Die Einrichtung dieses periodischen Werkes haben wir unse-

ren Lesern schon 1805. No. 21 bekannt gemacht. Das hier angezeigte vierte Heft enthält: die Cavatine: *Perdei del cor la pace etc.* und das Duett: *Al mio dolce e vivo ardore etc.* aus der Oper: *Alfonsina* von *Gnecco*, nebst der *Ouverture* und einem Marsche aus der Oper: *L'uniforme* von *Weigl*. In dem fünften Hefte findet man die Ouverture aus *Pärs* Leonore, für vier Hände arrangirt, und die Cavatine: *Noi siam nei primi istanti etc.* von eben demselben Meister.

Mit der für diese beiden Hefte getroffenen Auswahl werden die Liebhaber dieses Werkes Ursache haben zufrieden zu seyn, insofern sie den Titel: Arabesken, nicht berücksichtigen; denn für dieses leichtfertig tändelnde Genre sind alle diese angezeigten Stücke zu ernsthaft, und zu weit ausgeführt.

— O. —

Wien, b. Degen: *Das Kleid macht nicht den Mann.* Eine Posse in einem Act. Nach dem Französischen des Gersin frey bearbeitet von *J. B.*, Vf. der Verwandlungen. 1806. 72 S. 8. (4 Gr.) Diess Intriguenstück (zu einer Posse hat es nicht Geist und Freyheit genug) holt anfangs eben so weit aus, als es nachher die Handlungen und Vorgänge ungebührlich enge an einander drängt; die Fabel ist nicht ohne sinnreiche Mannichfaltigkeit, kann aber keine komische Wirkung thun, weil das Interesse für die Personen (der Punct, worauf der Streich gerichtet ist) zu sehr wechselt, und zuletzt alle Aufmerksamkeit und alle Kraft des Lächerlichen auf einen Bedienten zieht, der doch im Verhältnisse zu der Geschichte nur eine Nebenperson ausmachen sollte. Die Charaktere geben nicht Gelegenheit genug, die Geschichte zu komischen Auftritten gedeihen zu lassen. Das Ganze ist mit wenig Geist und Geschmack behandelt.

T. Z.

Vermischte Schriften. No. 1. *Berlin*, b. Dieterici u. *Leipzig*, b. Mittler: *Sendschreiben an Herrn G. S. über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin.* 1807. 22 S. 8.

No. 2. *Berlin*, b. Amelang: *Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage.* 1808. 115 S. 8.

No. 1. Sehr unbedeutend und dabey höchst nachlässig, fast in einer gemeinen Schreibart geschrieben. Der Vf. wendet sich an die zweyte Hälfte des Vfs. der *zwey Schreiben* (S. 1807. No. 294) um noch einiges hinzuzufügen. Die in Berlin Studirenden, meint er, würden einen zu guten Ton bekommen, zu sehr verfeinert werden, und sich dann auf dem Lande und in Provincialstädten nicht gefallen. Als wenn nicht die wissenschaftlich Gebildeten überall, wohin sie kommen, auch die Sitten und die Lebensweise verbessern sollten, und eben desshalb die besten haben müssten. Doch Jeder sieht, wie schief diess gedacht und gesagt ist. Dann meint er auch, die Armen würden von dieser Universität ausgeschlossen seyn, und das sey ein empörender, der Menschheit unwürdiger Gedanke. Als ob nicht in einem und demselben Lande sich immer eine theuere Universität bildete, und eine wohlfeilere, auf welche die Armen gehen müssen, wenn man ihnen nichts schenken will. Wahrlich, das heisst das Mitleid bis zum Lächerlichen treiben. Der dritte Gedanke auf diesen Blättern ist, dass die Universität alle Hülfsmittel hinwegnehmen werde, worauf andere öffentliche Anstalten Anspruch haben, und dass dagegen Frankfurt an der Oder, wegen Einschränkung der Messfreyheit ein *jus quaesitum* (so!) auf die neue Universität habe, die also zu der alten gelegt werden solle! — Wenn doch, wer nichts verständigeres zu sagen weiss, lieber nicht spräche über dergleichen Dinge!

No. 2 hat zwar in der That mehr untersucht, als beide Vorgänger, nennt sich aber doch mit Recht nur ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung. Es ist allerley hier angeregt, aber auch nur angeregt; dabey fehlt es dem Vf. hie und da an Festigkeit und Consequenz in seinen Betrachtungen, und er spricht nicht ohne Partéylichkeit gegen den Anschlag der Errichtung einer Universität in Berlin. Wo er es z. B. braucht, sagt er, es komme alles darauf an, dass nur die Studenten guter Art wären und Fleiss hätten, so würden sie den Mangel der in Berlin vorhandenen Hülfsmittel an einem anderen Orte leicht verwinden; wo es dagegen darauf ankommt, die Nachtheile des Projects zu zeigen, da geht er von der Voraussetzung aus, nur wenige Studenten würden sich in Berlin an ihre Bücher bannen lassen, und die grossen und schönen Formen der Hauptstadt würden ihnen die kleineren ihrer Vaterstadt oder ihres künftigen Aufenthaltes verleiden. Warum bringt er nicht die Wirkungen des Fleisses und der erhöhten Selbstständigkeit für beide Fälle auf gleiche Weise in Anschlag? Diese Ungleichheit findet sich in den wichtigsten Puncten, wie in Nebendingen, überall. Gewisse Dinge, hat er die Gabe, ganz schief darzustellen. So nennt er die Einheit des Geistes, das nähere Zusammenhalten, welches die Folge seyn würde, wenn Berlin die Hauptuniversität und die fast einzige wäre, diese nennt er die Einheit im Berlinismus. Den Vortheil z. B., welcher einer Univ. daraus erwachsen könnte, dass in Berlin schon eine grosse Menge wahrer Gelehrten aus den verschiedensten Fächern wirklich sind, verwirft er desshalb, weil für gute Docenten doch überall müsse gesorgt werden, und weil die Universität ihnen nicht nachziehen könne; und von der Bibliothek sagt er, die wäre freylich nothwendig, aber darum würde auch gewiss auf jedem Fall für eine gesorgt werden. Aber das ist es ja eben, dass es nicht möglich ist, irgendwo eine Bibliothek gleich auf der Stelle zu schaffen. Man erkundige sich nur, wie weit die neuen russischen Universitäten, ohnerachtet der ungeheuern Summen, die sie aufwenden, schon damit gekommen sind! Ist diess nicht ein sehr bedeutender Grund, um eine neue Universität dahin zu legen, wo schon eine Bibliothek ist? Eben so, wenn ein Reichthum von sehr emergirenden Docenten in allen einzelnen Fächern etwas sehr Wünschenswerthes ist, und dabey von keinem *Nachziehn* die Rede, sondern die Univers. sich erst etabliren und *einziehen* soll: ist diess nicht ein wichtiger Grund, um sie da einzurichten, wo es eine Menge solcher Docenten giebt, die aber auch ihrerseits der Universität nicht anderswohin würden nachziehen können? So wichtige Puncte so schief und oberflächlich behandeln, heisst weniger ein Vorspiel einer Untersuchung geben, als die Untersuchung aus der Hand zu spielen suchen, und verräth einen Mann, der der Sache nicht so gewachsen ist, dass er ein wünschenswerther Rathgeber bey ihrer Entscheidung seyn könnte. Auch schreibt unser Vf. den Univers. in Mittelstädten Vorzüge zu, die sie nicht besitzen. Z. B. dass der Professor fast alle seine Zuhörer kenne, und ihre Aufführung beobachte. Diess ist auf einer etwas besuchteren Anstalt nicht möglich. Der Prof. lernt die ausgezeichnetsten Jünglinge kennen als Lehrer, und die ausgelassensten als Obrigkeit; von den übrigen weiss er um so weniger Rechenschaft zu geben, je weniger Klätscherey und müssiges Neuigkeitstragen auf seiner Universität eingerissen ist. Das Übel des Lectionengebens der Studenten ist gewiss schon in Halle nicht geringer gewesen, als es in Berlin seyn würde, und ist nur an ganz kleinen Orten zu vermindern. — Es giebt noch andere Schiefheiten auch in der Schreibart; auch der letzte Gedanke ist eine, von einer Nachuniversität, die der Vf. lieber als eine eigentliche in Berlin etablirt wissen will, und die Vorwürfe, welche er dabey der dortigen Akademie der Wissenschaften macht; wie er sich überhaupt den Unterschied zwischen Universität und Akademie nicht recht deutlich gedacht zu haben scheint. Sonst sagt er auch recht gute beherzigungswerthe Sachen über den Werth des Studentenlebens, über die Duelle, über die akademische Freyheit. Manche Schwierigkeit einer Universität in Berlin setzt er recht gut aus einander. Aber will sich denn Niemand die Mühe geben, weder die Wege anzugeben, wie diese Schwierigkeiten am besten zu lösen sind, noch auch die Art, wie man alle Vortheile benutzen müsste, recht mit Liebe ins Licht zu setzen? Will man immer nur durch kleine Schriften der Regierung übles Spiel machen beym Publicum, ohne dass auch sie einmal etwas Reelles fände, wovon sie Gebrauch machen könnte?

Pr. H.

Fortsetzungen.

Cöln, gedruckt b. Keil, auf Kosten d. Verf.: *Handbuch der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst, mit allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beyspielen, Auflösungen und Erklärungen.* Für Lehrer und Schüler auf das zweckmäsigste bearbeitet von *Sal. Markus Cohen*, Lehrer der Rechenkunst in Crefeld. 4tes und letztes Heft. 1807. 302 S. 8. S. Recens. der 3 ersten Hefte. 1807. No. 276.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 JANUAR 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung (?) der Welt bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts.* Enthaltend das Leben, den Charakter und die Verdienste der gröfsten und denk (*merk*) würdigsten Personen aller (?) Zeiten, Länder und Stände (?!). Nach den zuverläffigsten Quellen (?) bearbeitet. Ein Handbuch für Kenner und Liebhaber der Geschichte, befonders für ftudirende Jünglinge. Von *Samuel Baur*, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. Erster Band. 1807. XVI u. 990 S. (in gespaltenen Columnen) gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Coburg und Leipzig, b. Sinner: *Neues allgemeines literarisch-artiftisches Lexikon* von D. *Heinrich Pertsch*. Erste Hälfte. 1807. XII und 468 S. — Zweyte Hälfte. 1807. XVI u. 375 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

So lange fich deutfche Gründlichkeit in der Literatur behauptet, und es wird jetzt mehr als je von den noch immer zahlreichen Machthabern in der deutfchen Gelehrten-Republik dafür geforgt werden, dafs fie fich behaupte, werden Wörterbücher über die Gefchichte und über Wiffenfchaften, in Deutfchland nie das Anfehen erlangen, deffen fie fich bey manchen unferer Nachbarn erfreuen. Sollen fie auf einigermafsen befriedigende Vollftändigkeit Anfpruch machen, fo entftehen voluminöfe Monftra, wie das *Zedler*fche und *Krünitz*fche; und find fie von geringerem äufserem Umfange, fo ermangeln fie der relativen Vollftändigkeit, welche ihnen Brauchbarkeit für eine beftimmte Claffe des Publicums zufichern könnte. Doch läfst fich bey hiftorifchen und literarifch-artiftifchen Handwörterbüchern, um uns auf diefe hier zunächft zu befchränken, ein zwiefacher Gebrauch annehmen, und damit ein Mafsftab beftimmen, nach welchem fie beurtheilt werden können. Einmal will fich der gelehrte Gefchäftsmann über einen hiftorifchen oder literärifchen Namen fchnell und auf den kürzeften Weg orientiren, und dann fodert er von folch einem Hülfsbuche, wenn daffelbe feinen gemäfsigten Erwartungen entfprechen foll, dafs es ihm die Hauptmomente, und befonders auch literärifche Nachweifungen, durch welche er fich weiter helfen kann, gebe. Zweytens bedarf der Studirende, und der nach Bildung ftrebende Dilettant einer Unterftützung, die ihn bey feiner Lectüre und bey literärifchen Befchäftigungen, in welchen ihm natürlich manches Neue, Fremde, Dunkle begegnen mufs, nicht verläfst, und ohne weiteren Aufenthalt ihm die nöthige Auskunft verfchafft. Beide Zwecke können fchicklich vereinigt und in einem und demfelben Buche berückfichtigt werden, wie es auch in den vorliegenden Handwörterbüchern wirklich gefchehen ift. Hr. *Baur* ift mit der Manipulation bey folchen Arbeiten durch mehrere Arbeiten der Art, welche zum Theil mit Beyfall aufgenommen worden find, fchon länger bekannt, und erklärt fich in der Vorrede S. VI folg. über den Plan, welchen er fich vorgezeichnet hat, verftändig und genügend; er hat fich bey feinem von dem *Ladvocat*fchen wefentlich verfchiedenen, und durchaus unabhängigen Handwörterbuche der bündigften Kürze und der ftrengften Auswahl befleifsigt; er hat die anerkannt zuverläffigften Gewährsmänner benutzt, und die beften Hülfsmittel, in welchen ausführlichere Nachrichten ftehen, nachzuweifen gefucht; fein Unternehmen ift im Ganzen gelungen, und nach dem oben beftimmten Gefichtspuncte beyfallswerth zu nennen; und die Befcheidenheit, womit er S. XII u. XIII um nachfichtige Beurtheilung bittet, macht ihm Ehre. Hr. *Pertsch* tritt etwas anmafsend auf, und hat es lediglich fich felbft, den Anfprüchen, welche er macht, und den Verheifsungen, welche die beiden Vorreden enthalten, zuzufchreiben, wenn fein Buch ein faft durchaus verunglücktes und unbrauchbares genannt wird. Es ift um fo nothwendiger, eine ernfte Kritik über diefes Machwerk ergehen zu laffen, weil der Vf. nicht ahndet, dafs ihm die erften Eigenfchaften zu einem guten Schriftfteller fehlen, dabey eitel genug ift, um eigene unbedeutende, und von Niemand bemerkte oder gekannte Erftlinge (1, S. 151. 2, S. 190) zu citiren, und mit naiver Überfchätzung von künftigen Werken (Vorr. 2. S. VII) fpricht, welche er herausgeben will. In feinem Lexikon foll kein Gelehrter, der eine Scienz begründet oder erweitert hat, kein Hauptumftand in deffen Leben, keine Hauptfchrift übergangen werden; auch Männer, welche nur fubalterne Rollen fpielten, find aufgenommen worden; und das Artiftifche liefert es in allgemeinen Überfichten. — Die Ökonomie des Lexikons ift höchft fehlerhaft. Gefetzt auch, man wollte die Zufammenftellungen darin, z. B. Architektur (Bildhauerkunft fehlt), Kupferftecherkunft, Malerkunft, Scholafticismus, Skepticismus u. f. w. dulden: fo müfsten doch die in diefen Artikeln vorkommen-

den Namen einzeln aufgeführt, und dabey auf den Collectiv-Artikel verwiesen werden; denn zum Lesen im Zusammenhange hat Hr. *Pertsch* doch wohl sein Lexikon nicht bestimmt, und wer den Architekten, Kupferstecher, Maler u. s. w., als solchen, nicht kennt, muss alle, oder die mehresten Zusammenstellungen der Art durchblättern, um ihn zu entdecken; dann hört aber das Hülfsbuch auf, ein Hülfsbuch zu seyn. Die Fahrlässigkeit, womit Hr. P. zusammengetragen hat, ergiebt sich schon aus der von ihm selbst bemerkten Auslassung der Namen *Bürger*, *Euler*, *Fischart* in der *ersten* Hälfte; und bey der *zweyten* ist ihm gar ein Unglück zugestossen (Vorr. S. IV), welches Lücken und Verwirrung zur unmittelbaren Folge gehabt hat; daher sind viele ältere Schriftsteller in die S. 265 folg. angehängte Liste der *lebenden* Gelehrten eingetragen worden; dort muss nun „*Acontius*, *Pet. v. Andlo*, *Beausobre*, *Bodmer*, *Breitinger*, *Caesalpinus*, *Chiabrera*, *J. A. Cramer etc. etc.*" gesucht werden; in diesem Anhange hat sich sogar ein Artikel „symbolische Bücher" verloren. S. 343. — Andere Namen stehen in Anmerkungen, wo auch geübter Scharfsinn sie schwerlich suchen dürfte, z. B. *Boscan* bey *Vega* 2, S. 216; *Th. Burnet* bey *Woodward* 2, S. 251; *Dalberg* bey *Akademie* 1, S. 22, *J. Gregory* bey *Thury* 2, S. 346. — *Ael. Antonius Nebrissensis* steht unter *Nebrissensis*, *Babrius* unter *Aesop*, *Bidpai* unter *Pilpai*; des grossen, edlen *Camerarius* geschieht einzig in einer entbehrlichen Note 1, S. 432 mit einem Seitenhiebe auf seinen Namen Erwähnung; *Cassini* steht in den Nachträgen S. 345 unter *Thury*; *Denis* unter *Sined*. Der biographische Theil ist bald armselig dürftig, bald verwirrt, bald überladen, fast immer aber geschmacklos und nachlässig in der Form. Die kirchenhistorischen und patristischen Artikel haben eine unverhältnissmässige Länge; und freylich war es leicht *Schröckh* zu excerpiren; überhaupt ist der Vf. unerträglich breit, wenn er ausführlichere Hülfsmittel, wie *Schröckh's Kirchengeschichte*, *Meiners Lebensbeschreibungen*, *Bouterwek's Geschichte der Poesie* u. s. w. benutzen konnte, und dagegen oft auffallend und anstössig kurz, z. B. in dem Art. *Lessing* S. 384 oder *Lipsius* S. 387. — Er behilft sich nicht selten mit Beywörtern, welche beynahe sinnleer werden, weil sie zu viel sagen oder die allgemeinste Allgemeinheit ausdrücken; *Agobardus* heisst „der verständigste", *Boethius* „der gelehrteste", *Eusebius* „der gelehrteste Mann" seiner Zeit; *R. Agricola* „gefiel unter den Deutschen den delicaten Italiänern *zuerst*"; *Calpurnius* wird „ein *armer* Dichter", *M. Chemnitz* „der gelehrteste Theolog der lutherischen Kirche", *Marmontel* „einer der *witzigsten* Köpfe die Frankreich hervorbrachte" genannt. Dass *Tych. de Brahe* die halbe Nase im Duell verlohren hat, ist kein Hauptmoment in seiner Lebensgeschichte; wenn in den *sieben* Zeilen von *Canitz* derselbe „ein feiner Weltmann (er war *preussischer geheimer Rath*)" heisst, so liegt darin Stoff zu einem höchst lächerlichen Fehlschlusse; *Marmontel's Geschichte der Regentschaft* erhält seltsame Lobsprüche; *Euripides Lebensgeschichte* füllt fast *drey* Seiten; aber von *Alfred's* Verdiensten um den Volksunterricht, von dem Inhalte und Charakter des Hudibras, von *Cellarius* grossen Verdiensten um Schulunterricht, von *Conring's* Mitwirkung zur praktischen Bearbeitung der Diplomatik, von *C. Gesner's* classischen literärischen Arbeiten, von *Klopstock's* Gelehrten - Republik und neuerdings erst allgemeiner anerkannten Verdiensten um deutsche Grammatik und Prosodie, und von vielem anderen, was jeder erfahrene und gebildete deutsche Literator bemerkenswerth gefunden haben würde, kein Wort. — In Urtheilen und Ansichten spricht sich eine fast bedauernswerthe Unkunde, Geschmacklosigkeit und, woran der mechanische Compilator gewöhnlich krank ist, Unsicherheit aus; einige Belege für diese Behauptung hebt Rec. aus: I. S. 166 von *Johann Chrysostomus* „bey aller seiner hochfahrenden Beredsamkeit (daher der Cicero der griechischen Kirche), bey allem Eifer für die Sittlichkeit, war er doch ein *einfältiger Mönch*." S. 194. *Petrus Damiani* „war ein mürrischer, nach Art jener Zeit, *gelehrter Andächtler*." S. 262. *Salomo Gesner* „ist *unerreichbar* in der idealisirenden (?) Einfalt und in der Zeichnung der ländlichen Natur. Er hat *wahre* bukolische *Meisterstücke, ganz vollendete Muster* der Idylle und der Schäfer - Epopöe geliefert." Der Vf. wird wohl thun, die Charakteristiken der Gebr. *Schlegel* zu lesen, ehe er sich weiter mit Bücher - Macherey und mit ästhetischen Urtheilen befasst. S. 377. *Lavater's* „theologische Ideen waren doch noch die *gemeinen* (?!), die ganz (?) *gewöhnlichen*." An den physiognomischen Fragmenten wird bloss die Diction gerühmt; und von des genialischen Mannes energischen, politischen Aufsätzen ist gar nicht die Rede. S. 391. *Lucanus* „prahlet mit Gelehrsamkeit." S. 411. *Malherbe* „war unter den Franzosen die nehmliche Erscheinung, wie unter den Deutschen *Ramler* war, die nämliche Beschränktheit des Gefühls und der Phantasie, den nämlichen feinen Tact in dem, was Poesie der Sprache genannt wird; doch stehet *M.* noch unter *R.* in Rücksicht der dichterischen Phantasie." II. S. 67. *Ramler* „der Horatius der Deutschen; jugendliche Energie und patriotischer Enthusiasm machten den R. zum *vorzüglichen* Dichter." — Wer, ungeachtet dieser Proben, nach mehreren Missgriffen lüstern ist, lese I. S. 305 ff. den Artikel *Homer*, und er wird eine anschauliche Vorstellung von Halbwisserey, Akrisie und chaotischer Verwirrung erhalten. — An gröberen, zum Theil durch Übereilung erzeugten, zum Theil vermuthlich durch das, über Hn. P's sibyllinische Blätter verhängte Unglück veranlassten Verstössen, ist kein Mangel. Nach S. 45 ist das *satyrische* Epigramm erst durch die in der Anthologie erhaltenen poetischen Spiele in Schatten gesetzt worden; S. 203 wird *Dio Chrysostomus Coccejanus* genannt, welches um so mehr auffällt, weil *Dio Cassius* fehlt; S. 355 heisst der K. *Julianus* der *Überläufer* statt *Apostata*; nach S. 40 stellte *Amyrault* unter den Protestanten das *erste* System der Moral auf; S. 449 steht: „Gewöhnlich schreibt man dem

lutherischen Theologen *G. Calixtus* die Trennung der christl. Tugendlehre von der Dogmatik zu u. s. w.; früher als *C.* gab der reform. Theolog *Lamb. Daneau* eine christliche Moral als eine besondere Disciplin heraus", und S. 143 findet man: „*Calixtus* schied *zuerst* die Moral von der Dogmatik und befestigte (?!) eine Kluft (?!) zwischen beiden Doctrinen"; in der Vorrede S. VII wird bemerkt, dass *Meusel* in seinem *Leitfaden* den Fehler begangen habe, den grossen *Calixtus* zum *Ersten* zu machen, der die Moral von der Dogmatik trennte!! — Die Verwechselung des *Tib.* und *Franz Hemsterhuis* S. 293 wird S. 288 als *grobes* Versehen berichtigt.

Von der Unvollständigkeit des Lexikons wird man sich überzeugen, wenn Rec. versichert, dass in den ersten *vier* Buchstaben des Alphabets folgende Namen fehlen: *Abdollatif*, *Achenwall*, *Achery*, *Achilles Tatius*, *Acidalius*, *G. Adams*, *Mich. Adanson*, *G. B. Adriani*, *Gg. Agricola*, *Peter d' Ailly*, *R. Akiba*, *Albergati*, *J. Alberti*, *Erasm. Alberus*, *Albinus*, *Aldus*, *Alkman*, *Almeloveen*, *Prosp. Alpini*, *Amerbach*, *Scip. Ammirato*, *Anonymus Ravennas*, *Antisthenes*, *Anton Ulrich*, Herz. v. Braunschweig, *P. Apianus*, *Archytas*, *Pietro Aretino*, *d'Argens*, die Gebrüder *Argensola*, *Aristarchus*, *Arrianus*, *P. Artedi*, *Th. A. d' Aubigné*, *Antonius Augustinus*, *J. Aventinus*, die Familie *Bach*, *Bacchylides*, *Bailly*, *Steph. Baluze*. *Th. Bang*, *Barday*, *Barnes*, *Is. Barrow*, *J. Beattie*, *Beaumarchais*, *H. Bebel*, *Mart. Behaim*, *Belidor*, *P. Bembo*, *Al. Benedetti*, *Berengarius Tour.*, *Tob. Bergmann*, *F. Berni*, die Familie *Bernoulli*, *Beroald*, *F. Berthoud*, *W. Beveridge*, *Gab. Biel*, *M. E. Bloch*, *J. Bodinus*, *Bohaoddin*, *Bojardo*, *R. Bombelli*, *Boner*, *J. Bongars*, *Bougainville*, *P. Bouguer*, *J. G. Brendel*, *Ph. Briet*, *Ch. de Brosses*, *Brunck*, *J. F. Buddeus*, *H. Gr. v. Bünau*, *Burkard Waldis*, *J. Byrge*, *Ch. du Fresne du Cange*, *W. Canter*, *Carnot*, *Ann. Caro*, die Familie *Carpzov*, *Casa*, *de las Casas*, *J. Caselius*, *Casti*, *B. Castiglione*, *J. Cats*, *Cavallieri*, *Tib. Cavallo*, *Caylus*, *Cazotte*, *Censorinus*, *la Cepède*, *L. v. Ceulen*, *Chalkondylas*, *Chaptal*, *Chariton*, *Charondas*, *P. Charron*, *Chaulieu*, *B. Ph. v. Chemnitz*, *S. Clarke*, *Ph. Cluver*, *Colbert*, *Christoph. Colon*, *Commelin*, *Condillac*, *Eur. Cordus*, *J. Cornarius*, *Coronelli*, *G. Corte*, *Th. Creech*, *R. Crocus*, *Crousaz*, *G. Cuper*, *S. Dach*, *J. A. Dathe*, *Davis*, *Delambre*, *Dicaearchus*, *Dio Cassius*, *Dionysius Periegeta*, *Dollond*, *Dolomieu*, *de Dominis*, *v. Dondis*, *Doneau*, die Familie *Dousa*, *Drakenborch*, *A. Dürer*, *Duker*, *Dusch*, *Duval*. — In *Bauer's* Handwörterbuch, dessen vorliegender erster Band A — D enthält, fehlen von den hier verzeichneten Namen (mit Ausschluss der Lebenden, welche mit Recht überhaupt nicht aufgenommen sind,) nur folgende: *M. Adanson*, *G. B. Adriani*, *Albergati*, *Sc. Amminato*, *Anonymus Ravennas*, *Th. Bang J. Beattie*, *F. Berthoud*, *Brunck*, *Casti*, *B. Castiglione*, *Cavallo*, *L. v. Ceulen*, *Davis*, *Dolomieu*. — Vergeblich siehet man sich bey Hn. *Pertsch* (um auch aus anderen Buchstaben den unumstöslichen Beweis der gänzlichen Unvollständigkeit des Lexikons zu führen, und dem Vf. jede Ausflucht und Einrede zu benehmen,) um nach *Filangieri*, *P. Frisi*, *Frugoni*, *Goguet*, *Graevius*, *Fel. Haemmerlein*, *G. Chr. Hamberger*, *S. Havercamp*, *J. E. Hebenstreit*, *B. Hederich*, *J. D. Heilmann*, *D.* und *N. Heinse*, *Henault*, *Henninges*, *Herbelot*, *Herodianus*, *Heumann*, *Hofacker*, *C. F. Hommel*, *de l'Hopital*, Familie *Hottinger*, *W. Hunter*, *Th. Hyde*, vergeblich nach *Saurin*, *Scheller*, *Scheuchzer*, *Schilter*, *I. E. Schlegel*, *Schmaus*, *Schöpflin*, *Ch. Schöttchen*, *Schottel*, *J. J. Schröder*, *Schubart*, *Edler von Kleefeld*, *Schurzfleisch*, *Scioppius*, *Sylax*, *Swarch*, *Seba*, *J. A. v. Segner*, *Sevigné*, *Alg. Sidney*, *Silberschlag*, *Ez. Spanheim*, *Stevin*, *J. Sturm*, *Süssmilch*, *Sully*, *G. v. Swieten u. s. w.* Bey dem Überblicke dieser Namen wird Hr. *Pertsch* doch selbst gestehen müssen, dass er ohne alle Umsicht und Überlegung gearbeitet habe? — War es ihm so sehr um ein kleines Volumen und um Wohlfeilheit seines Buchs zu thun, wie die beiden Vorreden aussagen: so hätte er manche minder bedeutende Namen (z. B. Abaris, Abati, Abgarus, Abuçara, Alkabety, Amphilochius, Bar Salibi, Charon, Marcellus Emp., Paepp, Schenkel u. m. a.) weglassen, viele Artikel um ein Drittheil verkürzen, die Abhandlungen (*Aera* ein weitschichtiger Auszug aus *Gatterer's Abriss der Chronologie*, und worin doch die franz. republik. Aera fehlt; Einleitung in das N. T. bey Jesus S. 325 —334; Inquisition 2. S. 219 bey *Lope de Vega*; Exegese bey *Woolston* S. 252 etc.) als hier nicht an ihrer rechten Stelle, unterdrücken, und aller unnützen, besonders der prunkenden orientalischen Gelehrsamkeit (*scilicet!*) z. B. 1. S. 16, 39 u. 195, 107, 198, 299, 349, 361, 409, 459. 2. S. 181, 203, 334 etc. sich enthalten sollen. Dadurch allein würde der Raum für die unerlasslich nothwendigen Artikel, welche Jeder hier zu suchen berechtigt ist, gewonnen worden seyn. Doch nicht allein Unvollständigkeit in Ansehung der Artikel ist zu rügen, sondern auch in den wirklich gelieferten Artikeln ist sie sehr gross. Oft sind gar keine Ausgaben namhaft gemacht z. B. bey *Abraham a. S. Clara*, *Äsop*, *Al Meidani*, *Brant's* Narrenschiff, *Butlers* Hudibras, *Condorcet*, *Muretus etc.*; bey *Abulfeda* fehlt die *Suhm-Adlersche* Ausgabe und doch werden auf derselben Seite die *Ann. Moslem.* T. 3. p. 165 citirt; bey *Apollodorus* ist bloss die *erste Heynesche* Ausg. angeführt; bey *Apulejus* fehlt die *Oudendorp-Ruhnkensche*, bey *Calpurnius* die *Becksche*, bey *Eusebius* die *Readingsche*, bey *Hölty* die *Stolberg-Vossische*, bey *Logau* die dem Vf. (2. S. 67) bekannte *Lessing-Ramlersche*, bey *Pindar* die zweyte *Heynesche*, bey *Propertius* die *Barthsche* und *Santensche* Ausgabe. Noch weit dürftiger ist die Angabe der Übersetzungen. — Viel seltener giebt das Bauersche W. B. Veranlassung zu ähnlichen Beschwerden z. B. S. 192 wird der *Schäfersche* Abdruck des *Athenäus* in *drey* Bänden aufgeführt, ohne zu bemerken, dass der erste Band nur den Anfang des Textes, der zweyte den der *Villebrun-*

schen Überf. und der dritte nur den Anfang des Casaub. Commentars enthält; S. 686 fehlen die Ausg. von *Camoens*; S. 757 *Condorcet Oeuvres*; S. 983 ist eine Verwirrung mit *Durandas spec. jud.*; aber im Ganzen sind Ausgaben und Übersetzungen ziemlich vollständig und mit besonderer Auswahl angeführt.

An literarischen Nachweisungen gebricht es dem P'schen Lexikon in der Regel gänzlich; nur die *hist. lit. de France*, *Schröckh's* Kirchengesch. u. s. w. werden öfterer angeführt, Monographieen sehr selten, und es würde leicht seyn, einige Blätter Ergänzungen zu liefern, wenn Zeit und Raum nicht Achtung verdienten. — Hr. *Bauer* hat fleissig und zweckmässig citirt; nur hat er sich künftig des Gallicismus (*Tacit. Suet. Strabo*, *Justin*, *Gibbon's* Geschichte, *Larrey hist. d'Anglet.*, ohne Anzeige des Bandes und der Seitenzahl, wie S. 49, 55, 182, 314, 330, 868, 901 u. s. w.) zu enthalten; auch können einige angeführte Schriftsteller nicht als die *zuverlässigsten* Gewährsmänner, oder gar als *Quellen* empfohlen werden z. B. S. 52 *Ribbek* Gesch. Deutschl., S. 147 *Bouginé*, S. 177, 249, 352 *Schiller* Gesch. des 30jährigen Kriegs, S. 208, 523 *Pauli's* Leben grosser Helden, S. 634 *Schmid* Anweis. der vorn. Bücher in der Dichtkunst, S. 671, 754 Olla Potrida u. s. w. — Über *Cyrillus* und *Methodius* hätte *Schlözer's* Nestor Th. 3. S. 149 u. s. w. die beste Auskunft gegeben.

Zuletzt hebt Rec., ohne weiter ein Wort der Ermahnung hinzu zu fügen, zwey kürzere Artikel, welche beide Bücher haben, aus, und stellt sie neben einander, um einem jeden Unbefangenen die Vergleichung zu erleichtern.

Bauer.	*Pertsch.*
Ausonius (*Decius Magnus*) ein Sprachlehrer, Rhetor und Dichter des 4 Jahrh., aus Burdegala (Bourdeaux) gebürtig. Der Kaiser Gratian, den er unterwies, machte ihn zum Consul von Rom. Man hat von ihm eine Sammlung vermischter Gedichte, meistens Epigramme und Idyllen, die sich für ihr Zeitalter sehr unterscheiden; auch hat er manche griech. Sinngedichte sehr glücklich ins Lat. übertragen. Ohne eigentliche Dichterader, ohne reinen Geschmack, war er doch im Besitz einer leichten Versification und der Gewandtheit und Fertigkeit im poet. Ausdrucke. *Opp. recens. etc. J. B. Souchay.* Paris 1730. 4. S. *C. G. Heyne Censura ingenii et morum Ausonii. Goett.* 1802. Fol. (ein Progr.)	*Ausonius* (*Magnus*; geb. Bourdeaux 309; † c. 394) ein Grammatiker, Rhetor und Dichter, und Lehrer des Kaisers Gratianus. († 383) Wir haben von ihm ein Buch Epigrammen; 20 kleine poetische Gemälde, die den Namen Idyllen führen; *parentalia*, in welchen er das Andenken seiner verstorbenen Anverwandten feyert, u. a. m. Ausgabe v. *Fleury.* 1730. 4; *S. Hist. liter. de la France T. 1. p. 2. p.* 281.
Calpurnius (*Tit. Jul.*) ein röm. Dichter aus Sicilien, um's Jahr 280 n. Chr. G. ist als Vf. von 11 Idyllen bekannt, in denen sich eine mit vieler Originalität verbundene Nachahmung Virgils zeigt: auch die Latinität verdient für dieses Zeitalter gelobt zu werden; *recens. adnott. et gloss. instr. C. D. Beck. Lips.* 1803. 8. Deutsch mit Anm. von *Fr. Adelung.* Petersb. 1804. 4. Übers. erläutert und beurtheilt von *C. C. G. Wiss.* Leipz. 1805. 8. S. *Fabric. bibl. lat. T. I.* 544.	*Calpurnius* (Fl. 284. a Chr.; aus Sicilien) ein armer Dichter, von dem wir noch 7 *Eklogen* (*Mietau* 1774. gr. 8) übrig haben. S. *Vossius de poetis lat. C.* 4.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Coburg*, mit Ahl'schen Schriften: *Einladungsschrift zur Feyer des Stiftungstages des Casimirianum* am 3 Julius 1807. von Dr. *Heinrich Pertsch.* 20 S. 4. Hr. *Pertsch* hat in der Vorrede zur zweyten Hälfte seines lit. art. Lexikons (S. VII) eine *allgemeine Geschichte der literarischen und ästhetischen Cultur* angekündigt, in welcher auf die scharfsinnigen Ideen des Hn. Hofrath *Ortloff* Rücksicht genommen werden soll. In dieser Piece, fügt er bescheiden hinzu, wird der *erste* Versuch gemacht werden, die Literatur- und Kunst-Geschichte als *Scienz zu constituiren.* Die vorliegende Einladungsschrift ist als Rechenschaft von den Grundsätzen, welche in der versprochenen Geschichte befolgt werden sollen, zu betrachten, denn sie enthält eine Einleitung und Skiagraphie der Lit.- und Kunst-Geschichte bis 1434, welche als Einladungsschrift zur Feyer der Stiftung einer höheren gelehrten Schule bey dem gebildeteren Theile des Coburger Publicums einen sonderbaren Eindruck gemacht haben mag. Es steht in diesen Blättern nichts als das allgemein Bekannte; die Methode, wodurch doch wohl die Gesch. der lit. ästhet. Cultur als Scienz constituirt werden soll, hat durchaus nichts charakteristisch-eigenthümliches; und was gerade das Publicum, für welches dergleichen Programme zunächst bestimmt sind, mit trockener Nomenclatur anfangen soll, ist schwer zu begreifen. Hie und da läuft eine Crudität mit unter; z. B. S. 10: *Julianus*, der *Überläufer*, will den Christianism *vertilgen* als Kaiser und Schriftsteller u. s. w." S. 14, 15 wird den Kreuzzügen, auf *Herder's* Autorität, viel Böses nachgesagt, als: an moralischer Cultur verlor Europa mehr, als es gewann; Europa sank auch tiefer in die Nacht des Aberglaubens; die Europäer brachten einen unaustilgbaren Hass gegen einander zurück; der päbstliche Despotism stieg u. dgl. m., was als *Herder*sche Paradoxie und als Gegenmittel der übertriebenen Lobeserhebungen von den wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge für Lit. u. Cultur seine Wirkung thut und gethan hat, aber auf *diese* Weise, in *dieser* Verbindung wiederholt, bloss dem Nachbeter Schaden thut, nicht dem Urheber. — S. 15 ff. wird das Studium der Lit. Gesch. auf Schulen empfohlen; auch desswegen, weil es den jungen Studirenden in den Stand setze, aus eigener Überzeugung sich für ein Brodstudium oder für eine Facultätswissenschaft zu entscheiden. — In Noten und Scholien gefällt sich Hr. *P.* sehr; Rec. will ihm diese Liebhaberey, welche für manche Schüler und Laien recht nützlich und wohlthätig seyn kann, keinesweges verleiden; aber er bittet ihn, sich *selbst* nicht so oft zu citiren, denn auf 17 Seiten hat er sich *dreymal* hier angeführt. — Sodann enthalte er sich gefälligst aller änigmatischen Ausfälle und Andeutungen, wie S. 19, wo auf eine „jetzt also *deflorirte*!? hohe Schule" hingedeutet wird. — Und endlich sey der Vf. doch aufmerksamer auf die Sprache, um einen so gemeinen Ausdruck: „die Zöglinge können den ganzen historischen Cursus von der zweyten Ordnung an nicht *mitmachen*" zu vermeiden. Überhaupt aber wäre zu wünschen, dass Hr. *P.* nicht auf Einmal durch Vielschreiben ein berühmter Schriftsteller zu werden suchte.

R.

Druckfehler.

No. 5. Col. 1. Z. 6 lies: *vieux* statt: *vieil.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 JANUAR, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Meine Eigenheiten*, eine Lectüre für Prediger und die es werden wollen, von *Friedr. Erd. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior und Consiorialassessor zu Merseburg. 1807. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer sich herausnimmt, dem Publicum seine Eigenheiten im Drucke zu übergeben, legt ihnen nothwendig einen originellen Werth bey, und hat die Absicht, entweder damit zu belehren oder zu belustigen. Alle Handlungen und Producte des Genie's sind Eigenheiten, die gröfstentheils unglückliche Nachahmer ziehen. Sie sind aber merkwürdig, weil sie die Fufstritte des Genie's in seiner selbstständigen Laufbahn bezeichnen, unterhaltend und lehrreich, weil sie die Leser und Beobachter aus der Sphäre des Alltagsmenschen emporheben in die Region einer höheren Geisterordnung. Aber auch der Alltagsmensch hat seine Eigenheiten, in denen er sich oft mehr gefällt und beliebäugelt, als der genialische Kopf sich in den seinigen. Er spricht mit schwatzhafter Redseligkeit fleifsig von ihnen, sie stehen ihm wie Lieblingskinder beständig vor Augen, und gerne möchte er sie, so sehr er sichs und Anderen zu verbergen sucht, zum allgemeinen Gesetz machen für Jederman. Gewöhnlich findet auch er sein Heer von Nachahmern, weil sie leicht zu erreichen sind, und der Mensch, der wenigstens dieses Ideals sich bemächtigt, sich immer einigen idealischen Schwung ertheilt zu haben glaubt. Das Genie zeigt und beschreibt seine Eigenheiten nicht vorsätzlich, aber es hat sie, und sie werden ohne seinen Willen bald genug aufgeforscht und weiter getragen. Der gewöhnliche Mann, der sie hat, thut sich selbst Abbruch, wenn er sie zeigt und beschreibt.

Recens. kann es aus diesem Grunde nicht billigen, dafs der Vf., der sich selbst bescheiden wird, nicht Original zu seyn, seiner zwar moralisch richtigen, aber darum nichts weniger als originellen Denk- und Handlungs-Art in der Darstellung ein orginelles, d. h. eitles Ansehen gegeben hat. In der Vorrede wird zwar berichtet, dafs dieses Buch, weit entfernt, ein Werk der Arroganz und Selbstgefälligkeit zu seyn, vielmehr das Product der unparteyischesten Selbstprüfung in einsamen Stunden sey; aber wer glaubt den Versicherungen der Vorrede, wenn sie durch den Ton und Inhalt des Werkes selbst widerlegt werden? Indessen wir glauben den Vf. von aller prahlerischen Ausstellung seiner selbst, blofs um gesehen zu werden, frey. So sehr er sich daher auch in seiner Selbstschilderung zu gefallen, und nichts mehr an sich zu vermissen scheint: so wollen wir doch die moralische Tendenz und Entstehungsart dieses, übrigens lesenswerthen Buchs, nicht anfechten, sondern denken, dafs es dem Alter, welches eine beträchtliche Strecke des Lebens glücklich zurück gelegt hat, meistens eigen ist, die Sprache der Zufriedenheit nicht sowohl mit sich selbst, als mit der Vorsehung zu führen, die ihm in seinen individuellen Kräften und Schickungen Gelegenheit zu einem nützlichen Berufsfleifs darbot, den es mit Ehren überschauen und rühmen darf.

Die Eigenheiten des Vfs. können am füglichsten auf eine dreyfache Art eingetheilt werden. Manche sind solche, die als Talente der Natur und des Schicksals dem Leser ein malerisches Bild von ihm entwerfen sollen; andere machen Anspruch auf Nachahmung von Predigern, und die es werden wollen; mit noch anderen kanns der nachdenkende, selbstständige Leser halten wie er will. — In die erste Classe gehört, was der Vf. im ersten Abschnitt von „seinen mehr allgemeinen" Eigenheiten in einem nur zu trivialen Ton, der wieder auf sein zunehmendes Alter schliefsen läfst, sagt, dafs er sich eines gesunden Körpers, einer guten Memorie, eines guten Judiciums, einer lebhaften Einbildungskraft, eines leichten, tiefen Gefühls u. s. w. zu erfreuen habe. Er spricht mit merklicher Vorliebe von seiner Thätigkeit, seinen Sitten und äufserem Benehmen, seiner Frömmigkeit und Religiosität, seinen Kenntnissen, seinen Ideen über das Amt des Religionslehrers, und prüft sich so glücklich über das alles, dafs der Leser mit ihm selbst glücklich wird. Die Vorsehung hat an ihm einen dankbaren Zögling gebildet, und liebenswürdig ist das Pathos, mit dem der Vf. sich über das Predigtamt ausdrückt. — In die zweyte Classe gehören seine *amtlichen* Eigenheiten. In diesem Abschnitt sagt er mit Herzlichkeit und Energie viel Zweckmäfsiges. Er geht alle Verhältnisse seines Amtes als Prediger, Liturg, Katechet, Schulaufseher, religiöser Freund der Leidenden und Irrenden in seiner Gemeinde durch, und zeigt, wie er in diesen verschiedenen Lagen zu handeln stets bemüht war. Neues fand zwar Rec. darin nicht gesagt, aber das Gesagte ist schon interessant durch die vollständige Aufzählung der moralischen und Klugheits-Maximen, die sich jeder Prediger einschärfen sollte. Wohl dem Manne, der sich am Abend seiner

Tage vor den Augen der Welt ohne Erröthen das Zeugnifs geben kann, so viel gethan und angestrebt zu haben. Hier wird es recht einleuchtend, was auch der Verf. S. 50 klar aus einander setzt, dafs der Prediger, um nützlich zu werden, sich gar nicht in Dinge zu mischen braucht, die nicht seines Amtes sind. Möchte aus diesem Abschnitte jene Heerschaar von geistlichen Cameralisten, Polizeydienern, Ärzten, Juristen und Hebammen, die aus Unkunde dessen, was sie zu thun haben, in alles pfuschen, ihren Amtskalender schematisiren! — In die dritte Classe gehören die Eigenheiten bey seinem Privatstudiren, seine häuslichen und gesellschaftlichen Eigenheiten im 3ten, 4ten und 5ten Abschn. Sie erstrecken sich, wie er zum Theil selbst zugesteht, nicht über seine individuelle Sphäre. Ganz vernünftig und hinreichend ist zwar für seine Zwecke und Bedürfnisse sein Privatstudiren, und wenn er S. 201 erklärt, dafs er sich mit „heterogenen, wissenschaftlichen Geschäften nicht befafst": so thut er seiner Seits zwar wohl, aber jeder hat seine eigene Art, sich und Andere scientifisch zu vervollkommnen, die sich nach dem Umfang seiner Combinationsgabe richtet. Da diese aber nach Verschiedenheit der Subjecte bald einen engeren, bald einen weiteren Kreis umschliefst, so ist der Begriff von „heterogen" ganz relativ, und jeder wird bey seinem Privatstudiren zunächst nicht an die lockenden Beyspiele Anderer, sondern an sich selbst gewiesen, um sich abzumerken, welcher Umfang und Reihenfolge von wissenschaftlichen Gegenständen und welche Gattung gelehrter Selbstthätigkeit seinen Neigungen und Fähigkeiten am meisten zusagt. Der Vf. wählt gerne zu Führern in den theologischen Wissenschaften die älteren Dogmatiker, Moralisten, Kirchenscribenten und Liturgen; ein Anderer, der weniger Musse und wieder seine besonderen Fächer hat, von denen der Vf. abstrahirt, schränkt sich auf die neueren ein, oder schöpft seine Theologie, sofern sie über das historische Stückwerk hinausreicht, aus den Abgründen der Naturwissenschaft, ohne darum ein weniger gründlicher Gelehrter und Theolog zu seyn als Hr. H. Der Vf. rückt seine Ausarbeitungen in homiletische Journale ein; Andere liefern solche *opera*, von denen nie in einem homiletischen Journale Erwähnung geschieht. Er wolle also mit seinen Eigenheiten nicht etwa eine bindende Vorschrift für seine Amtsbrüder anwinken und „beyfällig zu machen" suchen. Das häusliche und gesellige Leben des Geistlichen ist einer viel strengeren Wohlstandslehre unterworfen, als das aller anderen Stände. Der Vf. hat davon weder zu laxe, noch zu rauhe Begriffe. Aber wo er darüber das Allgemeingültige sagt, geht er moralisirend über seine Individualitäten hinaus, und wo er blofse Eigenheiten aufzählt, giebt er keine allgemeinen Gefetze, und es war nicht der Mühe werth, ihrer zu erwähnen. Die häuslichen Tugenden, auf welche er hält, sind Ordnung, Reinlichkeit, heitere Stille, wahre Einigkeit, zweckmäfsige Thätigkeit, häusliche Frömmigkeit: Tugenden, die auch jedes Laienhaus zieren dürften; aber jeder übe sie auf eine ihm eigene specifische Art, so wie er als Gatte und Vater, als Hausherr und Nachbar seine besonderen, darum nicht verwerflichen, Eigenheiten besitzen mag. Der Vf. ist ein Freund des geselligen Lebens, aber er liebt es nicht leidenschaftlich, er geht nicht gerne in gemischte Gesellschaften an öffentlichen Plätzen, sondern der gesellschaftliche Familienkreis hat für ihn ein besonderes Interesse; daran thut er wohl, aber noch bleibt uns und ihm ein Spielraum zu vielen häuslichen und geselligen Naivitäten, die er hoffentlich Niemanden zur Sünde anrechnen wird. A * S.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Braunschweig, in d Schulbuchh.: *Leitfaden beym christlichen Religions-Unterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend.* Zur allgemeinen Schul-Encyklopädie gehörig von *Joach. Heinr. Campe.* Sechste Auflage. 1804. 124 S. gr. 8. (4 Gr.)

2) Ebendas.: *Leitfaden bey dem Unterrichte in der Religions- und Tugendlehre*, nebst der Erklärung der vornehmsten, in diesem Leitfaden enthaltenen Begriffe. Von *Joh. Carl Friedr. Witting*, Pastor an der Magnuskirche und Religionslehrer der herzogl. Pagen in Braunschweig. 1805. IX. 164 u. 17 S. 8. (12 Gr.)

3) Giessen, b. Heyer: *Unterricht im reinen Christenthume für die Jugend*, von *Konrad Heinr. Rassmann*, Pred. zu Aslar im Solms-Braunfelsischen. Zweyte umgearb. und verb. Ausg. 1805. 120 S. 8. (4 Gr.)

4) Berlin, b. Maurer: *Grundsätze und Bekenntnisse zum Gebrauch beym christlichen Religionsunterricht, für Konfirmanden.* Entworfen von *C. F. W. Herrosee*, kön. Hofpred. und Insp. zu Züllichau. 1805. 75 S. 8. (4 Gr.)

5) Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Gedächtnifsübungen*, oder *Auswahl einiger kurzerklärten biblischen Sprüche und denselben beygefügten Liederverse über die wichtigsten Lehren und Vorschriften des Christenthums, wie auch einiger kurzen Denksprüche und Gebete zum Gebrauch in Schulen.* Herausgegeben von *C. F. W. Herrosee.* (ohne Jahrz.) VII u. 54 S. 8.

Die erste Auflage von No. 1 erschien im J. 1791 und war in einer Zeit von 6 Monaten vergriffen. Seitdem hat dieses immer noch empfehlungswerthe Lehrbuch sechs Auflagen erlebt. In der kurzen Vorrede zu der neuesten, vor uns liegenden, Ausgabe versichert der Vf., dafs er bey jeder neuen Auflage auf den jedesmaligen Grad der *öffentlichen Aufklärung des Zeitalters* Rücksicht genommen habe, wie jeder finden würde, der sich die Mühe geben wolle, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen. Rec. hat in einigen Capiteln die dritte Ausgabe, welche 1793 erschien, mit der gegenwärtigen verglichen,

und allerdings kleine Verbesserungen entdeckt, die theils in veränderten Ausdrücken, theils in Weglassungen einzelner Stellen bestehen. Im Ganzen aber ist Materie und Form unverändert geblieben.

No. 2 beginnt, wie schon der Titel vermuthen läst, mit der Religionslehre, an welche sich die Tugendlehre anschliesst. Dieser Leitfaden zeichnet sich durch eine sehr ins Detail gehende Ausführlichkeit aus, welche überhaupt die Schriften dieses Vfs. charakterisirt. Bey diesem Verfahren war denn allerdings eine angehängte besondere Erklärung der im Buche vorkommenden Begriffe nicht überflüssig. Der Vf. verweist bey diesen Begrifferklärungen, die zuweilen präciser abgefasst seyn könnten, auf *Campe*, *Thieme*, *Weland*, *Pischon* u. a. Eine kurze Religions- und Tugendlehre in biblischen Sprüchen macht einen zweyten Anhang aus. Trotz jenen Erläuterungen aber kann Rec. immer noch nicht recht einsehen, was der Vf. damit sagen will, wenn er S. 29 behauptet, unsere Tugend müsse auch *leutselig* seyn. Der für die Unsterblichkeit der Seele mit aufgeführte Beweis, der von der Gestaltlosigkeit der Seele hergenommen ist, konnte, wie manches andere, füglich wegbleiben.

Der Vf. von No. 3 läst die Tugendlehre den religiösen Belehrungen vorausgehen. Nach einer Einleitung über die Natur des Menschen, über Juden- und Christenthum, handelt er von den Pflichten in Ansehung unserer selbst, von den Pflichten in der häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, und dann erst von den Pflichten gegen alle andere Menschen. Auch den Pflichten in Ansehung der Thiere und der leblosen Schöpfung ist ein eigener Abschnitt gewidmet, welches wir nicht missbilligen. Die Pflichten in Absicht auf Gott folgen sehr richtig erst, nachdem Gottes Daseyn, Vorsehung, Offenbarung und über Jesus die nöthigen Belehrungen vorausgeschickt worden sind. Im ganzen Buche herrschen geläuterte Grundsätze. Anstössig war es dem Rec. S. 27 zu lesen: Wir dürfen uns nicht um die nöthigen *Bedürfnisse* bringen. In der Sprache des gemeinen Lebens wird allerdings das Wort: Bedürfniss auch in der Bedeutung genommen, in welcher es in der angezogenen Stelle gebraucht wird; aber da eine andere Bedeutung dieses Worts aus mehreren Redensarten, z. B. ein Bedürfniss fühlen u. s. w. eben so bekannt ist, als jene: so hätte der Vf. sich weniger zweydeutig ausdrücken sollen.

No. 4 ist in Form eines Monologs nach den 3 Rubriken: die Religion macht mich weise; die Religion macht mich gut und befestigt mich zugleich auch im Guten; die Religion macht mich froh und zufrieden, getrost und glücklich, in einer herzlichen Sprache und nach ziemlich geläuterten Grundsätzen abgefasst. Besonders sind die, den angeführten Bibelstellen beygefügten, kurzen Erklärungen nicht übel gerathen.

In No. 5 kommen, wie in so vielen anderen Spruchsammlungen, einige biblische Sprüche vor, die sich nach unserem Dafürhalten zum Auswendiglernen für Kinder nicht wohl zu eignen scheinen. Z. B. Ps. 50, 15 wo Gott redend eingeführt wird: Rufe mich an in der Noth u. s. w. Die nicht biblischen Denksprüche, welche man in dieser Sammlung findet, sind die aus unzähligen Fibeln bekannten moralischen Reimchen und einige nicht weniger unbekannte Liederverse. Z — d.

1) Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen.* Von *J. A. C. Löhr.* Erstes Bändchen. Zweyte Auflage. 1804. VIII u. 270 S. 8. (18 Gr.)

2) Wien, in der Camesinaischen Buchh.: *Theodors und Emiliens unterhaltendes Lesebuch.* Ein Geschenk für gute Söhne und Töchter. Von *Jakob Glatz.* Mit Kupfern. 1805. 255 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Berlin, b. Maurer: *Kinderfreuden.* Ein Seitenstück des Stoffes zur Bildung des Geistes und Herzens. Von *Karl Hahn*, Rector und Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels Durchl. Erstes Bändchen. Mit 2 Kpfn. 1805. XIV u. 380 S. Zweytes B. 1806. VIII u. 458 S. 8. (2 Thlr. 20 Gr.)

Wir verbinden die Anzeige dieser drey Schriften, die in der Hauptsache einerley Zweck haben und aus der Feder drey beliebter Jugendschriftsteller geflossen sind, deren Erzählungsmanier schon aus früheren Anzeigen bekannt ist. Alle drey besitzen das nicht gemeine Talent, auf eine, die Kinder anziehende, Weise mit einer gewissen Leichtigkeit zu erzählen. Jeder hat indess sein Eigenthümliches in der Wahl und Behandlung des Stoffs, das sich aber, ohne den gegründeten Vorwurf der Einseitigkeit zu befürchten, schwerlich in allgemeinen Formeln bestimmt auffassen läst. Hr. *Löhr* liefert in No. 1. 40 unterhaltende Erzählungen über lauter Gegenstände, die für Kinder Interesse haben können. Die Ausführlichkeit, mit der mancher Gegenstand behandelt wird, entschuldigt der Titel hinlänglich. Diese Erzählungen sollen sowohl zum Lesen als Vorerzählen benutzt werden. Die in kurzer Zeit nöthig gewordene zweyte Auflage spricht schon für die verdiente gute Aufnahme, welche dieses Büchelchen gefunden hat.

Hr. *Glatz* will ebenfalls in No. 2 in einer Reihe von Erzählungen, welche aber schon auf ein etwas höheres Alter berechnet sind, als die *Löhr*'schen Plaudereyen, seinen Lesern und Leserinnen eine angenehme Erholung verschaffen, und dabey Verstand und Herz nicht ganz ohne Nahrung lassen. In ein gefälliges Gewand werden mancherley nützliche Belehrungen über Naturerscheinungen, moralische und andere wissenswerthe Gegenstände des täglichen Lebens eingekleidet und zur Anregung und Belebung guter und frommer Gefühle benutzt. Die eingestreuten Gedichte machen zwar keinen Anspruch auf poetischen Werth, empfehlen sich aber durch Herzlichkeit.

Von No. 3 ist die erste Abtheilung des zweyten Bandes für ganz kleine Kinder bestimmt. Hr. *H.* giebt in dem ersten Auffatze zu diesen Bändchen die Erfodernisse solcher Kindererzählungen sehr gut an, und hatte, als Vater einer dreyjährigen Tochter und als Erzieher eines vierjährigen Prinzen, Gelegenheit, den Inhalt und Ton dieser Erzählungen durch eine, vor dem Druck derselben vorausgegangene, mündliche Mittheilung an diese beiden Kleinen, bewährt zu finden. Die erste und zweyte Abtheilung des 1 B., so wie die 2 und 3te des 2 B. sind für Kinder bis zum 8, 10 und 12 Jahre berechnet. Beiden Bändchen sind in einer vierten Abtheilung noch Erklärungen sinnverwandter Wörter beygefügt, die im Ganzen nicht misslungen sind. Übrigens schliessen sich das 1 B., und die letzten Abtheilungen des zweyten, an des Vfs. *Stoff zu Verstandesübungen* an. Die Darstellung in diesen Auffätzen ist auch im Ganzen dieselbe, welche der Vf. in jener Schrift wählte. Der prosaische Vortrag wechselt oft in einer Erzählung mit leichten Reimen ab, die grossentheils, einige wenige Härten im Metrum abgerechnet, fliessend sind.

Z — d.

1) Schnepfenthal, in d. Buchh. der Erziehungsanstalt: *Conrad Kiefers ABC - und Lesebüchlein*, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen. Von *C. G. Salzmann.* 1798. X u. 122 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Text zu Kiefers Bilderbuch.*

2) Ebendas.: *Conrad Kiefers Bilderbüchlein*, herausgegeben von *C. G. Salzmann.* 1s Heft 1803. 18 Bl. 8. 2s Heft 1804. 18 Bl. (3 Thlr. 15 Gr.)

Man sollte allerdings voraussetzen können, dass die Leselehrmanier, welche der würdige *Salzmann* No. 1 befolgt, schon vielen Lesern dieser A. L. Z. bekannt sey, da diese *Salzmann*sche Schrift bereits vor 10 Jahren erschien. Da aber die Erfahrung lehrt, dass in unseren Tagen sehr vieles nützliche Alte über dem Haschen nach dem Neuen und dem begierigen Ergreifen desselben leider! gänzlich vergessen wird: so dürfte es nicht überflüssig seyn, wenigstens eine Stelle aus der Vorrede auszuheben. S. VII: Man künstele nicht! man gebe schlechterdings gar keine Regeln, das Kind versteht sie nicht; man nenne jeden Buchstaben bey seinem wahren Namen, z. B. *st* nicht *ste*, sondern *Este*; *sch* nicht *sche*, sondern *Escha* u. s. w.; man buchstabire ferner jedes Wort so wie es geschrieben wird; die Kinder werden sich in Alles bald finden." Rec. ist keinesweges undankbar gegen die Bemühungen neuerer Elementarlehrer; aber er findet in dieser Äusserung eines ehrwürdigen Veteranen der Pädagogik nur einen Beweis mehr für seine schon oft aufgestellte Behauptung, dass es eben so wenig eine einzige, allein gescheidmachende Methode, als eine einzig allein seligmachende Kirche gebe, und dass ein und derselbe Zweck des Unterrichts auf verschiedenen Wegen leicht und glücklich erreicht werden könne, wenn Lehrer und Kinder mit Lust an die Arbeit gehen. Was die hier gelieferten Kupfer betrifft: so zeichnen sie sich durch eine gut getroffene Auswahl der Gegenstände eben so sehr, als durch sauberen Stich, zu ihrem Vortheil aus. Auch die, unserem Exemplare beygelegten Probekupfer, gewähren einen ungemein schönen Anblick, und erheben sich sehr über den grossen Haufen illuminirter Kupfertafeln. Der Text in No. 1, der ihnen zur Erläuterung dient, besteht theils aus kurzen Erzählungen in der bekannten Manier des väterlichen *Salzmann* vorgetragen, theils aus unterhaltenden Fabeln. Lernbegierige Kinder werden gewiss mit Vergnügen bey diesen Bildern verweilen, wenn zumal in *Salzmann*'scher Manier mit ihnen darüber gesprochen wird.

Z — d.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Salzburg*, in d. Mayerschen Buchh.: *Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder.* Von *P. Ägid. Jais.* Achte, einzig rechtm. Ausg. *Erstes Bändchen.* 1804. 93 S. *Zweytes Bändchen.* 1802. 118 S. kl. 8. (3 Gr.) Rec. hat schon vor 10 Jahren in einer protestantischen Schule manche Erzählung aus dieser Jugendschrift eines würdigen Religionslehrers der röm. - katholischen Kirche mit seinen Schülern gelesen, und sich mit ihnen über den Inhalt derselben unterredet. In den früheren Auflagen waren nur die häufig vorkommenden Provincialismen ein Stein des Anstosses für das, an ein richtiges Deutsch gewöhnte, Ohr. Dieser Übelstand scheint in dieser neuen Ausgabe vermindert zu seyn, ob man gleich auch hier noch ein *Knab* zu lesen bekommt. Das Bestreben des würdigen *Jais* geht vorzüglich dahin, einen praktisch-frommen Sinn in Kindern zu wecken und zu beleben, und ihre jungen Gemüther für die Grundsätze einer *reinen* Sittlichkeit empfänglich zu machen. Die Geschichtchen sind kurz, und lassen sich daher leicht behalten, und von Kindern wieder erzählen. In Land- und kleinen Stadtschulen römisch-katholischer Gemeinen verdient das Büchelchen eingeführt zu werden.

Z — d.

1) *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Kleines ABC Buch zum Behuf mancherley nützlicher Kenntnisse.* Zweyte verb. und verm. Auflage. Mit 24 illum. Kpfn. 1805. 88 S. 8. (12 Gr.)

2) *Berlin*, b. Schmidt: *Gustchens und Adolphs Wanderschaft durch die Bilder-Fibel.* Allen guten und fleissigen Kindern gewidmet. Mit 48 ausgem. Kpfn. Dritte Auflage. (ohne Jahrz.) 79 S. 8. (12 Gr.)

3) *Hadamar*, i. d. n. Gelehrten-Buchh.: *A, B, C, Buchstabir- und Lesebuch*, zum Gebrauch der kleinen Schuljugend. 1804. 37 S. 8. (2 Gr.)

Nur No. 1 verdient unter diesen drey Elementarbüchern eine Auszeichnung. Sowohl die vorangeschickte kurze Anweisung zum Lesenlernen, welcher das, schon vor Olivier bekannte Verfahren bey dem Antönen der Buchstaben zum Grunde liegt, als auch der, aus verständlichen kurzen Sätzen und leichtfasslichen Kindererzählungen bestehende, Inhalt des Buchs verrathen einen Vf., der über die Elementarunterrichtskunst gedacht hat.

Aus No. 2 lernen auch die Abcschützen, dass *St.* Sanct und *Off. Joh.* Offenb. J. bedeute; dass im J. 1804 der röm. deutsche Kaiser den Titel eines Erbkaisers von Österreich angenommen, und dass Deutschland *jetzt* 10 Kurfürsten habe (S. 54). Schon diese Angaben werden hinreichen, zu beurtheilen, welchen Beruf der Vf. hatte, sich zum Führer der kleinen Pilger durch das Land des Abc aufzuwerfen.

No. 3 enthält eine in Fragen und Antworten gestellte Theorie der Buchstaben- und Silben-Aussprache. Zur Übung im Lesen lateinischer Schrift wird das Gellertsche Gedicht: *Du klagst und fühlest die Beschwerden* u. s. w. zum Besten gegeben. Dass es sieben Sacramente giebt, können aber die Abcschüler hier mit deutschen Lettern lesen.

Z — d.

Monatsregister

vom

Januar 1808.

Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenfirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 FEBRUAR, 1808.

THEOLOGIE.

Kiel, in der neuen akadem. Buchh.: *Erklärung aller dunkeln Stellen des Neuen Testaments, theils in einem zusammenhängenden Commentar über einzelne Bücher, theils in einer treuen Übersetzung, mit eingeschalteten Erklärungen;* von Dr. *J. C. R. Eckermann*, ord. Prof. der Theol. zu Kiel. Erster Band: die Evangelien Matthäus, Marcus und Lucas. 1806. XVI u. 445 S. Zweyter Band: das Evangelium Johannes, die Apostelgeschichte und Paulus Brief an die Römer. 1807. XVI u. 384 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Diese Schrift, welche in drey Bänden das ganze neue Testament umfassen wird, hat eine dreyfache Bestimmung: für *Studirende*, welchen sie bey der Vorbereitung auf exegetische Vorlesungen über das N. T. das leisten soll, was in Absicht des A. T. die *Dathe*'sche Übersetzung leistet; für *Candidaten* und *Prediger*, welche sich über dunkele Stellen daraus belehren sollen, und für *Ältern* und *Hauslehrer*, welche sie ihren Kindern und Zöglingen in die Hände geben können, um denselben es leicht zu machen, mit Verstand und deutlicher Einsicht die Bibel zu lesen. Schon allein dieser letzte Zweck musste den Vf. veranlassen, alle philologischen und kritischen Bemerkungen wegzulassen, und blofs Erläuterungen des Sinnes und der Sachen zu geben; er glaubte es aber auch in Bezug auf die erste und zweyte Gattung seiner Leser thun zu dürfen, da er bey dieser die nöthigen philologischen und kritischen Kenntnisse voraussetzt, und was jene betrifft, seine Schrift keineswegs die Stelle gelehrter exegetischer Vorlesungen vertreten soll.

Nach der gedoppelten Methode, welche der Vf. bey der Entwerfung des Plans zu diesem Werke erkoren, und selbst schon auf dem Titel angegeben hat, hat er in dem *ersten* Bande das Evangelium *Matthäi*, nach gröfseren und kleineren, bisweilen etwas willkührlich gemachten, Abschnitten, in einer fortlaufenden und zusammenhängenden Erklärung, die Evangelien *Marci* und *Lucä* aber, bey jenem nur C. 1, 12 — 3, 35, so wie C. 4, 35 — 41, und bey diesem blofs die Genealogie C. 3, 23 — 38 ausgenommen, gröfstentheils nach der gewöhnlichen Capitelabtheilung in einer Übersetzung mit vorausgeschickten, oft ganz kurzen, Inhaltsangaben und eingeschalteten Anmerkungen geliefert. Unseres Bedünkens würde er seiner Arbeit mehr Vollkommenheit verliehen haben, wenn er die drey genannten Evangelien nicht von einander abgesondert, sondern in gegenseitiger Verbindung und selbst mit Einschluss der parallelen Abschnitte in dem Evangelium Johannis bearbeitet hätte. Die Sache hat zwar ihre grofsen Schwierigkeiten, aber es ist auch nicht der Fall, dass von dem Vf. eine Harmonie der Evangelien oder eine streng chronologische Zusammenstellung und Einreihung verlangt würde. Bey einer synoptischen Zusammenfassung, von welcher blofs die Rede ist, hätte demungeachtet Eines der Evangelien als Leitfaden zum Grunde gelegt werden können, und schon seines Gegenstandes wegen hätte der Vf. diesen Weg einschlagen sollen. Denn unsere Evangelien haben für uns eine höhere, als eine blofs gemeine literarische Bestimmung; wenigstens studiren und lesen sie diejenigen Personen, welche der Vf. bey der Ausarbeitung seiner Schrift im Auge hatte, nicht, um zu vernehmen, was ein Matthäus, Marcus und Lucas Merkwürdiges aus dem Leben Jesu berichtet; sondern sie wünschen überhaupt von diesen ältesten beglaubigten Zeugen über Jesu Thaten, Schicksale und Lehren als *ein historisches Ganzes* belehrt zu werden, welches ihnen die blofs singuläre Methode des Vfs. sehr erschwert hat. Denn die natürliche Folge davon ist, dass die Differenzen, die sich hin und wieder in den Berichten der Evangelisten finden, entweder gar mit keinem Worte berührt (Matth. 20, 29 ff. Marc. 10, 46 ff. Luc. 18, 35 ff.) oder nur kurz erwähnt werden (Matth. 8, 5 — 13. Luc. 7, 1 - 10), und überall nichts geschieht, um dieselben zu heben, ja jeder Versuch zur Ausgleichung sogar ausdrücklich von der Hand gewiesen wird (S. 252). Auch wären, wenn der Vf. seine drey Schriftsteller nicht isolirt hätte, die vielen, dem Leser lästigen, Zurückweisungen und manche Wiederholungen unnöthig geworden, und der Vf. wäre selbst von Widersprüchen frey geblieben. So wird bey Matth. 16, 23. S. 97, in der Anrede Jesu an Petrus, das Wort σατανα durch *Gegner, Feind*, hingegen bey Marc. 8, 33. S. 235, durch *Verführer* erklärt. Nach S. 157 gehören die Worte Matth. 24, 15, ὁ αναγινωσκων νοειτω Jesu an, und er spricht sie in dem Sinne: „das sollten sie sich bey Daniels Worten merken, so oft sie diese läsen; hingegen bey Marc. 13, 14. S. 260 wird bemerkt, dass der Evangelist diese Worte hinzusetze, und es scheint, dass sie der Vf. nicht auf Daniels Worte, sondern auf das zunächst vorhergehende ὁπου ου δει bezogen haben will.

Aber ohnerachtet dieser Unvollkommenheiten

bleibt dem Buche fein Werth gesichert, und wenn es auch zu einem Lesebuche der Jugend durchaus nicht geeignet befunden wird, fo entspricht es doch feiner übrigen Bestimmung gröfstentheils, und Rec., der es nicht ohne Gewinn forgfältig studirt hat, fühlt fich verbunden, daffelbe nicht nur allen Theologie Studirenden, Candidaten und Predigern, fondern auch überhaupt allen Freunden der historischen Interpretation des N. T. zu empfehlen. Hr. *Eckerm.* hat darin feine genaue Bekanntfchaft mit dem Geiste des apostolischen Zeitalters, und feinen unbefangenen exegetifchen Blick auf's Neue bewährt, und diefe Schrift trifft felbst der Vorwurf der Weitfchweifigkeit weniger, als einige feiner früheren. Sein glücklicher Scharffinn hat über manche dunkle Stellen neues Licht verbreitet, und find fie, denen es zu Theil geworden ist, auch nicht von grofser Anzahl, fo folgt man einer Exegefe, die einen festen und männlichen Gang hält, doch auch mit Vergnügen auf längst betretenen Wegen. Vor allem gut ist dem Vf., wie Rec. glaubt, die Entwickelung des Sinnes der parabolischen Vorträge und fententiöfen Ausfprüche Jefu gelungen. Zwar wird er weder hierin, noch in feinen Auslegungen überhaupt immer auf die Zustimmung prüfender Lefer rechnen dürfen, und felbst Recenf. wird unter den Proben, die er von des Vfs. Interpretationen vorlegen wird, auch folche ausheben und ausstellen, welchen er feinen Beyfall verfagen mufs; aber die Verfchiedenheit der Anfichten einzelner Stellen in alten Schriften ist in der Natur der Sache gegründet, und fie bleibt jederzeit fo lange nur etwas Subjectives, bis die Unrichtigkeit des Gegentheils evident erwiefen ist.

Wenn Hr. *Eckerm.* S. 7 zu Matth. 2, 1—15 zur Begründung feines Urtheils, dafs die Ankunft der Mager in Bethlehem noch vor die Darstellung Jefu im Tempel zu fetzen fey, darauf provocirt, dafs fie in einigen Wochen die Reife machen konnten: fo müfste man nicht nur den Ort, von welchem fie herkamen, genau kennen, fondern es müfste auch angenommen werden, dafs die Erfcheinung des Sterns mit der Geburt Jefu in einer wirklichen Zeitverbindung gestanden habe, welches felbst demjenigen widerfpricht, was der Vf. über die Beobachtung diefes Sterns von den Magern unmittelbar vorher fagt. — S. 12 werden die Worte Matth. 3, 7: *τις ὑπεδειξεν ὑμιν φυγειν απο της μελλουσης οργης*, recht gut in dem Sinne gefafst: „wem ist es wohl bisher gelungen, euch zur Befferung zu erwecken? und wie dürfte ich denn hoffen, dafs es mir gelingen werde?“ — S. 13 wird zu Matth. 3, 11 treffend bemerkt, dafs Johannes, welcher als ein zweyter Elias (Mal. 3, 24. 25) angefehen feyn wollte, den dunkeln Ausdruck: *βαπτιζειν εν πν. ἁγ. και πυρι* vermöge einer leicht erklärbaren Ideenverbindung nach Mal. 3, 2 (כִּי־הוּא כְּאֵשׁ מְצָרֵף) gebildet habe. Johannes konnte aber auch nach dem nämlichen Gange der Ideen die Gefchichte 2 Kön. 1, 10 ff. im Sinne gehabt, und hieraus das Bild der Feuertaufe genommen haben. — S. 61 wird zu Matth. 11, 22 mit des Rec. Beystimmung bemerkt, dafs Jefus wahrfcheinlich folche Menfchen im Sinne gehabt habe, welche ihn, wie Joh. 6, 15, nöthigen wollten, als König an ihre Spitze zu treten. — Die Erklärung des Wortes *τετραρχης* Matth. 14, 1. S. 77, durch „ein Fürst eines Theils von Galiläa“ ist nicht nur an fich unrichtig, fondern würde auch gar nicht einmal auf Herodes Antipas paffen, zu deffen Tetrarchie bekanntlich auch Peräa gehörte, wenn fich nicht S. 240 zu offenbaren fchiene, dafs der Vf. unter Galiläa auch das erwähnte Peräa begreift, welches zwar vordem von Mehreren gefchehen ist, aber wider die geographifche Genauigkeit ist, und fchon den Jofephus (B. J. 3, 3, 3) gegen fich hat. — S. 89 wiederholt der Vf. die von ihm fchon anderwärts gemachte Bemerkung, dafs Jefus die Matth. 12, 40 stehende Deutung von dem *σημειον Ιωνα* nicht gegeben haben könne, will fie aber S. 91 nicht als Suggestion von dem Evangelisten ableiten, fondern nimmt an, dafs Matthäus in feinem hebräifch. Evangelium den 40 V. gar nicht gefchrieben habe, fondern dafs er erst in der griechifchen Überfetzung von Jemanden an den Rand gefchrieben, und dann, obgleich in fehr frühen Handfchriften, in den Text eingerückt worden wäre (Vorr. S. XV). Der Vf. glaubt auch, dafs der Zufammenhang von V. 38-42 gewinne, wenn V. 40 herausgehoben werde; es werde V. 41 der Niniviten erwähnt, die dem Jonas glaubten, und fich durch denfelben zur Sinnesänderung bewegen liefsen, ohne von ihm ein Beglaubigungszeichen zu verlangen; denn eben das könne es nur feyn, was Jefus unter dem *σημειον Ιωνα* verstanden habe. Rec. ist zwar ebenfalls überzeugt, dafs jene Deutung des Zeichens Jona's (V. 40) nicht im Sinne Jefu fey, und nicht von ihm felbst gegeben feyn könne. Aber er fieht keinen Grund, warum fie nicht als ein Eigenthum des Matthäus angefehen werden dürfte, da die Evangelisten auch fonst noch (vergl. Joh. 2, 21. 22. 4, 38. 39. 16, 9—11) nach der Vollendung des Lebens Jefu manche feiner Ausfprüche in Bezug auf feine letzten Schickfale und einige Vorfälle nach feinem Tode in einem falfchen Sinne gefafst, und ihre Interpretamente ihrem vollendeten Lehrer bisweilen fogar in den Mund gelegt haben. Der Contrast macht die Annahme eines fpäteren Urfprungs des 40sten Verfes von einer fremden Hand keineswegs nothwendig; man mufs nur den Gedankengang Jefu von jenem des Matthäus unterfcheiden. Zwar glaubt Rec. auch, dafs das *σημειον Ιωνα* in nichts anderem als in dem *κηρυγμα Ιωνα*, oder in *Ιωνας ὁ κηρυσσων* gefucht werden dürfe; aber er kann es nicht *überhaupt* darin finden — denn auf den derben Ausdruck *γενεα πονηρα και μοιχαλις* erwartet man etwas Stärkeres als den matten Gedanken: „ihr müfst mich, fo wie ehemals die Niniviten den Propheten Jonas, ohne ein Beglaubigungszeichen zu verlangen, blofs meiner Lehrvorträge wegen, für einen göttlichen Gefandten anerkennen.“ Rec. fchränkt daher das *σημειον Ιωνα* blofs auf diefes Propheten Ankündigung des Untergangs Ninive's ein, als durch welche nur allein nach Jon. 3, 4. 5 das *μετανοειν* der Niniviten, wovon Je-

fus v. 41 fpricht, bewirkt worden ift. Der 41fte V. enthält alfo nicht eine Erklärung des σημειον Ιωνα, fondern blofs eine vergleichende Folgerung aus der Sache, woraus fich abnehmen läfst, dafs Jefus überhaupt in diefem Sinne gefprochen hat: „Die böfe und ruchlofe Brut fordert ein Zeichen! Ja es foll ihnen an mir werden, aber (f. Luc. 11, 30) fo wie es einft den Niniviten an Jonas zum Theil geworden ift, der ihnen den Untergang ihrer Stadt ankündigte. Doch liefsen fich diefe dadurch zur Änderung ihrer Denk- und Lebens-Weife bewegen, aber gegen jene vermag auch die härtefte Drohung, felbft aus dem Munde einer folchen Perfon nichts, die weit mehr Beglaubigung als Jonas hat." In diefem Sinne hat nun zwar Matthäus die Worte Jefu nicht aufgefafst; aber nur in dem Fall, wenn man annehmen müfste, dafs er den 41ften V. für eine Erklärung des σημειον Ιωνα angefehen hätte, könnte das unmittelbar vorher eingefchobene Interpretament nicht von ihm felbft herrühren. Aber er fahe gewifs V. 41 nur für eine Folgerung an, weil ja, nach den eigenen Worten feines Evangeliums, den Niniviten μετανοειν *auf* (εις und nicht δια *wegen*) το κηρυγμα Ιωνα erfolgt ift, woraus denn folgt, dafs er fich das σημειον und κηρυγμα Ιωνα nicht als eines und daffelbe gedacht habe. Wenn nun jenes in unferem gegenwärtigen gr. Matthäus von dem dreytägigen Aufenhalt Jonas εν τη κοιλια του κητους erklärt, und in eine Beziehung auf das dreytägige Liegen Jefu in der Grabeshöhle gefetzt wird, warum follte diefes Interpretament nicht von dem Apoftel Matthäus felbft fchon herrühren? — In der fchweren Stelle Matth. 23, 39, nimmt Hr. E. nach S. 152 ιδειν in der Bedeutung *anerkennen* (Joh. 6, 40) und die folgenden Worte ἑως αν ειπητε κ. τ. λ. bezieht er nach V. 38 auf die Zeit der Zerftörung Jerufalems, weswegen ihm der Sinn folgender zu feyn fcheint: „Denn jetzt oder von nun an fehe ich es voraus, dafs ihr mich nicht als Meffias anerkennen werdet, ehe es dahin kommt, dafs eure Stadt und euer Tempel zerftört werden; da dann noch einige von euch mich anerkennen und fprechen werden: lafst uns ihn verehren, der, vom Herrn der Welt gefandt, der einzige wahre Meffias ift." Allein απ᾽ αρτι fteht in einer nothwendigen Verbindung mit ἑως, und darf nicht von ιδητε getrennt werden. Auch wären, ιδειν in der Bedeutung *anerkennen* (nämlich als Meffias) genommen, die beiden Sätze offenbar tautologifch: denn ὁ ερχομενος ift weiter nichts, als ein Name des Meffias. Rec., der zwar auch der Meinung ift, dafs Jefus bey den letzten Worten diefes Verfes den Zeitpunct des Untergangs des jüdifchen Staates im Sinne hatte, und die Hoffnung, fo wie auch and. rwärts, zu erkennen gebe, dafs er nach diefer Kataftrophe von den Juden allgemeiner als der Meffias anerkannt werden würde, behält daher die gemeine Bedeutung von ιδειν bey, und glaubt, dafs Jefus in Beziehung auf die παρουσια Χριστου, zwar (wie immer) nicht in eigentlichem Sinne, gefprochen habe, aber doch von den Evangeliften alfo verftanden worden fey. — Matth. 18, 5 nimmt der Vf. S. 105 δεχεσθαι in der Bedeutung *als Lehrer aufnehmen* (Matth. 10, 40), und überfetzt S. 241 die Parallelftelle Marc. 9, 37 alfo: „Wer von einem folchen Kinde Belehrung annähme, weil ich daffelbe gelehrt hätte, der nähme von mir die Belehrung an; und wer von mir Belehrung annimmt, der nimmt fie an, nicht weil ich fie gebe, fondern weil Gott mich gefandt hat" (vgl. auch S. 345). Rec. zweifelt fehr, ob fich diefe Überfetzung mit dem Text vereinigen laffe, und der Sinn, der alfo angegeben wird: „feyd nicht ftolz darauf, dafs ihr meine Lehre vortragen follt! nicht weil ihr fie vortragt, fondern weil es meine Lehre, und weil es Gottes Lehre ift, wird man fie annehmen!" läfst fich, mit Beybehaltung der gemeinen Bedeutung von δεχεσθαι, weit leichter aus dem παντων διακονος V. 35 beftimmen. S. 243 verbindet der Vf. Marc. 9, 49 mit dem unmittelbar vorhergehenden: „im Feuer (της γεεννης V. 47) wird ein jeder gefehen werden, d. h. ein jeder wird durch die Vorwürfe feines Gewiffens nach dem Tode zur Erkenntnifs feiner Verkehrtheit erweckt werden." Rec. glaubt aber πυρι mit πας (כָּל־אֲשֶׁר לָאֵשׁ) verbinden zu müffen, bey ἁλισθησεται fubintelligirt er nach dem Parallelfatze ἁλι, und meint, dafs Jefus bey πας die πιστευοντες V. 42 und überhaupt, wie die letzten Worte des folgenden Verfes vermuthen laffen, den vorhergegangenen Rangftreit feiner Jünger V. 34 im Sinne hatte. Er überfetzt defswegen, nachdem er zu πυρι noch πυρωσις προς πειρασμον 1 Petr. 4, 12 vergleicht, alfo: „ein jeder, der in's Feuer (der Verfuchung zum Abfall) kommt, mufs mit Salz gefalzen werden, fowie (και = ו Sprüche Sal. 25, 20, 25) ein jedes Opfer mit Salz gefalzen werden mufs." Nun läfst fich der Sinn der ganzen Stelle V. 49, 50 ganz leicht auf diefe Weife angeben: „Ihr dürft fo wenig durch Zwietracht und Uneinigkeit unter einander irgend einem Glaubigen Anlafs zum Abfall von meiner Lehre geben, dafs im Gegentheil, da ihr, vermöge der euch mitgetheilten richtigen religiöfen Einficht, das Salz der Erde feyd (Matth. 5, 13, 14) und es auch bleiben müfst, ihr allein alles dasjenige, was in Fäulnifs überzugehen in Gefahr ift, immer wieder durchwürzen, d. h. diejenigen, die meiner Lehre ungetreu zu werden verfucht werden, im ftandhaften Bekenntniffe derfelben beftärken müffet." — S. 304 bemerkt der Vf. zu den Worten αχρι καιρου Luc. 4, 13: „Der Evangelift deutet auf die Zeit, während welcher Jefus ungehindert fein Lehramt führte; hernach, will er fagen, erregte der Teufel den Widerftand der Feinde Jefu im hohem Rathe gegen ihn, reizte Judas, ihn zu verrathen, und verfteckte feine verblendeten Gegner fo, dafs fie ihn an's Kreuz brachten." Diefe Bemerkung wurde fchon von Anderen gemacht, die fich auf Joh. 14. 30 und Luc. 22, 53 berufen haben. Rec. verweift hauptfächlich auf 1 Kor. 2, 8, wo unter den αρχοντες του αιωνος τουτου, welche τον κυριον της δοξης εσταυρωσαν, kaum etwas anderes als der Satan und fein Geifterheer zu verftehen find. — S. 380 Luc. 16, 8. „Nun ertheilte der Herr (der den Betrug nicht merkte) dem betrüglichem Verwalter (nach abgelegter fcheinbar richtiger Berechnung)

das Lob, er habe verständig seinen Dienst verwaltet.“ Allein φρονιμως εποιησεν kann sich nicht auf das ganze Dienstverhalten des Verwalters beziehen, sondern muss nothwendiger Weise auf die Verhandlungen mit den Pächtern bezogen werden; und der οικονομος φρονιμος Luc. 12, 42 kann nicht zum Beweise werden, dass φρονιμως ποιειν *ein Amt verständig verwalten* heisse. Auch müsste noch überdiess nach des Vfs. Ansicht der Parabel der Herr die *Treue*, und nicht die Einsicht des Verwalters loben. — S. 427 findet Hr. E. Luc. 22, 52 mit Recht in Widerspruch mit Matth. 26, 47, nach welcher Stelle nur ηλθε οχλος πολυς απο των αρχιερεων και πρεσβυτερων und also keine Hohenpriester u. s. w. in eigener Person dabey waren. Dem Vf. scheint bey Lucas ein Missverstand, den die Landessprache veranlasste, zum Grunde zu liegen, und Rec. möchte ihm beystimmen. Denn angenommen, dass in der aramäischen Quelle, aus welcher Lucas hier schöpfte, die Worte diese waren: ואמר לאתין לותיה די — מן כהניא ורברביא ומטכניא מטכניא דביח יי וסביא, so konnte diess eben so wohl von einem von den Hohenpriestern, Obristen der Tempelwache und den Ältesten abgeschickten Commando, als von einer Anzahl von ihnen selbst verstanden werden.

Für die schwierigsten Parthieen werden in den Evangelien diejenigen Abschnitte angesehen, welche Wundergeschichten enthalten; aber der Vf. hatte sich (Vorr. S. XVI) die Pflicht auferlegt, in ihrer Behandlung nicht über den Kreis des Auslegers herauszutreten. Sein Bemühen ist daher immer darauf gerichtet, zu erforschen, ob der Referent die Absicht zu erkennen gebe, etwas Wunderbares erzählen zu *wollen*. So lobenswerth diess ist, und so trefflich der Vf. vor dem eitlen Bestreben bewahrt, den Buchstaben der historischen Bücher des N. T., wie stark auch der Geist des Wunderbaren aus demselben spricht, durchaus zu naturalisiren: so scheint er doch bisweilen zu weit zu gehen. S. 125 behauptet er, dass die Erzählung von dem feyerlichen Einzuge Jesu in Jerusalem Matth. 21, 1 ff. das Gepräge des Wunderbaren in dem Umstande trage, dass Jesus zwey Schülern besiehlt, in den Flecken Bethphage zu gehen, wo sie eine Eselin angebunden finden würden. Aber das ευθεως v. 2, wofür Marcus das Bestimmtere ευθεως εισπορευομενοι εις αυτην und Lucas εν ᾗ εισπορευομενοι setzt, zeigt zu deutlich an, dass der Evangelist eine vorhergegangene Verabredung Jesu mit dem Eigenthümer im Sinne hatte und sagen wollte, dass Jesus die zwey abgeschickten Jünger örtlich genau instruirt hätte. So kann Rec. auch nicht beystimmen, wenn S. 308 Luc. 4, 30 in den Worten διελθων δια μεσου αυτων επορευετο eine Hindeutung auf ein wunderbares Entkommen gefunden wird, oder wenn es nach S. 348 wahrscheinlich seyn soll, dass Luc. 9, 33. 34 der Evangelist zu erkennen geben wolle, dass die Gegenwart Moses und Elias dem Petrus im Traume geoffenbaret worden sey, und dass beide in der Wolke wieder in den Himmel aufgefahren wären. Sonst fehlten die vermittelnden Ausleger gewöhnlich, in dieser Sache immer das Minimum anzunehmen; aber Interpreten, die auf dem freyen historischen Standpuncte des Vfs. stehen, müssen sich doch auch hüten, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu fallen, nach dem Maximum zu greifen. Indessen hat es Hr. E. nicht häufiger gethan, und mit seinen übrigen Ansichten der hieher gehörigen Relationen ist Rec. vollkommen zufrieden. Nur ist zu bedauern, dass derselbe zur *Erklärung* derselben gar nichts hat thun wollen, da er sie doch (S. XVI) bloss für subjective Ansichten hält, und von den, ihnen zum Grunde liegenden, eigentlichen Thatsachen unterscheidet.

In der *Übersetzung* war das Bestreben des Vfs., da er keine Nachbildung liefern wollte, auf Treue und Deutlichkeit gerichtet. Rec. hat es aber keineswegs in dem Grade gefunden, wie er es gehofft hatte, und er muss es dem Vf. zum Vorwurfe machen, dass er nur gar zu oft nicht mit der gehörigen Genauigkeit übersetzt, und auch nicht einmal immer auf die Wahl des Ausdrucks (*verthun* Luc. 15, 14, *das Gesicht zerbläuen* Luc. 18, 5, *steif und fest behaupten* Luc. 23, 5, *aushalten* Marc. 5, 26) die nöthige Sorgfalt verwendet hat. Zur Bewährung dieses Urtheils mag in Beziehung auf jene Sätze die Übersetzung von Marc. 9, 2—50 die Data liefern: v. 3 οια γναφευς επι της γης ου δυναται λευκαναι, „so weiss kann auf der Erde kein Wäscher Kleider machen,“ zu allgemein; denn οια steht mit τα ἱματια αυτου in Verbindung. V. 5 καλον εϛιν ἡμας ὡδε ειναι „es ist gut, dass wir hier sind,“ den Sinn verfehlend. V. 11 και επηρωτων αυτον λεγοντες „auch fragten sie und sagten,“ voller und richtiger: auch fragten sie ihn. V. 15 προστρεχοντες ησπαζοντο αυτον „sie eilten zu ihm, um ihn achtungsvoll zu empfangen,“ die Bedeutung des Wortes ασπαζεσθαι ist bestimmter. V. 17 ηνεγκα τον υιον μου προς σε „ich habe meinen Sohn zu dir gebracht,“ dem Context gemäser: — zu dir bringen wollen. V. 25 εξελθε εξ αυτου „verlass ihn,“ nicht erschöpfend. V. 38 ὁτι ουκ ακολουθει ἡμιν „weil er uns nicht angehörte,“ nicht bestimmt genug, und besser: weil er sich nicht zu uns hält. V. 39 μη κωλυετε αυτον „wehret einem solchen das nicht,“ als wenn es τοιουτον statt αυτον hiesse. V. 42 καλον εϛιν αυτῳ μαλλον „der hätte lieber wünschen mögen,“ sagt entweder zu viel oder zu wenig, je nachdem es genommen wird. V. 43 κυλλον εις την ζωην εισελθειν ἠ τας δυο χειρας εχοντα απελθειν εις την γεενναν, „hier verstümmelt, dort selig zu werden, als beide Hände hier zu behalten und dort in die Hölle zu gehen,“ wozu diese Trennung und matten Einschaltungen? Eben so bey V. 45 und 47. Der Vf. hat durchgängig seiner Übersetzung des Marcus und Lucas, so wie auch seiner Erklärung des Matthäus, den vulgaren Text zum Grunde gelegt, und nur äusserst selten (S. 197) nimmt er in den Anmerkungnn von abweichenden Lesarten Notiz. Auch dieses kann Rec. nicht billigen, weil er sich nicht überzeugen kann, dass die Früchte der neutestamentlichen Kritik dazu verurtheilt seyn sollen, in unseren Dissertationen und gelehrten Commentaren zu verwesen.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR 1808.

THEOLOGIE.

Kiel, in der neuen akadem. Buchh.: *Erklärung aller dunkeln Stellen des Neuen Testaments — — von J. C. R. Eckermann* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Noch ist Recens. den Lesern dieser Blätter die Anzeige schuldig, dass der Vf. seine vordem bekannt gemachte Meinung über den Ursprung der drey ersten Evangelien und über das Verhältniss derselben zu einander (*Theol. Beyträge* B. 5. S. 209) mit einer anderen verwechselt hat. Er erkennt sie nun für authentische Werke des Matthäus, Marcus und Lucas, und nimmt nicht mehr ein, ihnen zu Grunde liegendes, Urevangelium (S. 232) an, sondern sie erscheinen ihm als Werke dreyer von einander ganz unabhängiger Verfasser, die dieselben Erzählungen, wie sie sie gehört hatten, ein jeder auf seine Weise, in Kleinigkeiten verschieden, wieder erzählen (S. XI. 237. 250. 338). Dieser letzte Punct macht es sehr zweifelhaft, ob Hr. *E.* durch diesen Tausch etwas gewonnen habe, und es bliebe gewissermasen selbst räthselhaft, wie er nur diese Behauptung aufstellen konnte, wenn es sich in sehr vielen Stellen seiner Schrift nicht offenbarte, was ihn irre geführt hat. Sein Blick ist nämlich immer nur auf das Differente geheftet; das Übereinstimmende konnte ihm zwar nicht gänzlich entgehen, aber es ist nach seiner Schätzung nicht so gross, dass daraus auf eine Abhängigkeit der drey Evangelisten von einander geschlossen werden dürfte, und er meint, auch bey der Annahme, dass alle drey Evangelisten, ganz von einander unabhängig, ihre Evangelien geschrieben hätten, sich alles sehr wohl erklären zu können. Das Evangelium Matthäi wurde nämlich der Prototypus aller mündlichen Nachrichten von Jesu Geschichte und Lehre, die in *Palästina* weiter verbreitet wurden; kann es daher befremden, dass Marcus und Lucas, die ihre Nachrichten in *Jerusalem* gesammelt hatten, solche erhielten, die in Materie und Form mit Matthäus Evangelium eine auffallende Ähnlichkeit haben? (S. XII.) Rec. ist fest überzeugt, dass der Vf., wenn er diesen Gegenstand aufs Neue und tiefer erwägen, und besonders die grosse Übereinstimmung in allen möglichen Schattirungen der Gedanken, desgleichen in vielen Worten und Redensarten, sorgfältig beachten wird, selbst noch das Unzureichende dieser Erklärung einsehen, und die Lösung dieses Problems wieder auf dem Wege versuchen wird, welchen er verlassen hat. Denn darf keine spätere geflissentliche Conformation oder Assimilation dieser drey Schriften, wegen des Widerspruchs der Geschichte und der vielen, in ihnen noch vorhandenen, Differenzen sowohl dieser nämlichen als der grösseren Art, angenommen werden: so wird und bleibt die Abhängigkeit derselben von einander, oder von einer gemeinschaftlichen Quelle, eine nothwendige Voraussetzung.

Der zweyte Band dieses Werkes ist nach gleichem Plane, nach derselben Methode und den nämlichen Grundsätzen gearbeitet. — Da in den drey Schriften, über welche sich dieser Band verbreitet, so oft von dem *Geiste Gottes* oder heil. Geiste, welcher von Gott den Menschen durch Christus mitgetheilt werde, und welchen Christus selbst ohne Mass empfangen habe, die Rede ist: so schickt der Vf. sehr zweckmäsig als *Vorrede* eine dogmatische, aber in gemeinfasslicher Sprache geschriebene, Abhandlung voraus, worin er diesen biblischen Begriff zu entwickeln sucht. Das Resultat seiner Untersuchung ist dieses: Nach biblischem Sprachgebrauch ist *Gottes Geist in dem Menschen*, wenn das ihm anerschaffene Vermögen, dasjenige, was an sich selbst das Beste ist, zu erkennen und zu wollen, zu Kraft und Energie gelangt. — In der Einleitung in das *Evangelium Johannes* wird die innere Ökonomie dieser Schrift, in Bezug auf die verschiedenen Zwecke, welche der Evangelist vor Augen hatte, sehr gut dargelegt. Von der Authentie dieses Evangeliums hält sich der Vf. durch die historischen Zeugnisse der Alten vollkommen überzeugt; auch nimmt er die Integrität desselben insofern an, als er es nicht für unwahrscheinlich hält, dass die später eingeschalteten und hinzugekommenen Abschnitte Cap. V. 3. 4. VII, 53 — VIII, 11, und das 21 Cap., aus dem *schriftlichen Nachlasse* des Johann. genommen seyn möchten. Gern räumt Rec. mit Hn. E. diesem evangelischen Berichte, wegen der in demselben enthaltenen äusserst wichtigen Reden Jesu, den Vorzug vor den übrigen ein; aber wenn derselbe zwischen den von Johannes aufbehaltenen, und den in den drey ersten Evangelien befindlichen Reden Jesu, ohne Ausnahme, eine charakteristische Ähnlichkeit in Ansehung der Manier und des Vortrags findet: so fürchtet Rec., dass diess viele Leser seiner Schrift, bey genauer Vergleichung, gewiss nur bey einem sehr geringen Theile der letzteren werden bemerken können. Der Vf. scheint diesen Gegenstand, der über die schriftliche Genesis der Reden Jesu im Johannes, so wie der in den drey ersten Evangelien derselben nach Form und Colorit ähnlichen, ein sehr helles Licht verbreitet, noch nicht in seiner ganzen Tiefe erwegen zu haben, weil er sonst die, ihm doch selbst nicht unwahrscheinliche, Hypothese, dass sich Johannes mehrere Reden Jesu, bald nachdem er sie gehört hatte, aufgeschrieben habe, nicht der gar zu unbequemen Vermuthung nachgesetzt haben würde, dass Johannes die von ihm gelieferten Reden

Jesu durch öftere Wiederholung seinem Gedächtnisse unvergesslich eingeprägt hätte. Diess hat den Rec. um so mehr befremdet, da der Vf. demohngeachtet hernach äussert, Johannes möchte manche Reden Jesu und manche Theile seines Berichtes noch *vor* der Herausgabe des ganzen Werkes aufgezeichnet haben. Wenn nun also doch in Ansehung einzelner Bestandtheile ein *Prius* angenommen werden soll: warum will man es nicht in einen so frühen Zeitpunct hinaufrücken, von welchem aus sich Manches, ausserdem psychologisch Unerklärliche, in den von Johannes gelieferten Reden und Aussprüchen Jesu nur einzig und allein erklären lässt? Der Vf. beruft sich zwar auf die, unter Ungelehrten in jenen Zeiten gewöhnliche, Unkunde in der Kunst zu schreiben, und den Mangel eines von Jesu seinen Jüngern ertheilten Befehls, seine Reden aufzuschreiben; als ob diess letztere vorauszusetzen nothwendig wäre, und das erstere nicht seine Ausnahmen gehabt hätte, wie der Vf. in Ansehung des Johannes gewissermassen selbst einräumt, da die Annahme eines schriftlichen Nachlasses des Johannes auf eine schriftstellerische Betriebsamkeit führt, die nicht erst von einer, in späteren Jahren erlangten, Fertigkeit im Schreiben ausgehen konnte. — Den Beschluss der Einleitung macht die, auf den Anfang des Evangeliums vorbereitende, Bemerkung, dass in der Sprache der Juden der Inbegriff der göttl. Eigenschaften, die sich in der Welt offenbaren, oder die den Grund der Wirklichkeit alles dessen enthalten, was ausser Gott wirklich ist, das *Wort Gottes*, oder *das Wort* schlechthin, genannt zu werden pflegte. Nur eine *Auslegung* kann man das nicht nennen; denn dem Johannes, in dessen Evangelium die alte ächte orientalische γνωσις zum ersten Male in einem christlichen Gewande erscheint, war gewiss der λογος mehr als eine blosse Idee. Aus dieser Ursache kann man auch zuversichtlich behaupten, dass der Vf. alle übrigen Stellen, welche sich auf das θειον in Jesu beziehen, nicht im Geiste des Evangelisten aufgefasst hat, wie z. B. I, 18 — III, 31. 32, wo die individuelle Beziehung der Worte auf den Täufer und Jesus nicht hätte übersehen, und der Sinn der Gegensätze ὁ ων εκ της γης und ὁ εκ του ουρανου ερχομενος aus der Vergleichung von I, 6, 33. III, 28 hätte eruirt werden sollen. Eben so sind auch die damit verwandten eigenen Aussprüche Jesu schwerlich nach der Weise interpretirt, wie sie der Evangelist verstanden haben wollte, z. B. III, 13 (hier soll εν τω ουρανω nach einem Hebraismus so viel als εν τω Θεω seyn, und die moralische Ähnlichkeit mit Gott anzeigen) V, 19 ff. VI, 38. 62. VIII, 58. X, 30. XVI, 28. XVII, 5. Zwar will es Rec. unentschieden lassen, ob die Johanneischen Ansichten oder die *Eckermann*schen, zum Theil schon früher (*theol. Btr.* B. 2, St. 2 vgl. B. 1, St. 2) vorgetragenen Erklärungen dem Sinne, in dem Jesus sprach, am nächsten kommen; allein bemerkt hätte es doch werden sollen, dass derjenige, welchem wir die Erhaltung dieser Aussprüche Jesu über sich selbst verdanken, darin noch etwas Höheres gefunden habe; und diese Foderung muss nothwendig an jeden Erklärer des Johannes gemacht werden, da es psychologisch gar nicht anders möglich war, als dass derselbe dieser Gattung von Aussprüchen Jesu bey der Relation, auch in dem möglichsten Bestreben nach Treue, öfters ganz unvermerkt seine individuelle Ansicht aufgedruckt habe. Ein Umstand, der durchaus in Untersuchung gezogen werden muss, ehe man so weit kommen kann, den Sinn der Worte aus der Individualität Jesu selbst rein aufzufassen. — Den Zweck der *Apostelgeschichte* setzt der Vf. in die historische Begründung des Satzes, dass Gott in der innigsten Verbindung mit Christus *wunderbar* fortwirke, sein Reich auf der Erde zu stiften; sie sollte gleichsam ein factischer Commentar zu den Worten Jesu Matth. XXVIII, 20 seyn. Neu kann man diese Ansicht der Ap.G. nur insofern heissen, als der Vf. den Zweck derselben einzig und allein hierauf einschränkt; aber sie bestätiget sich nicht nur aus dem *ganzen* Inhalte des Buches, während andere Vorstellungen nur eine partielle Haltung darin finden, sondern nach ihr beantwortet sich auch am leichtesten die Frage: „warum Lucas so viele andere Begebenheiten, die er kennen musste, nicht erwähnt habe. Er wollte diejenigen Begebenheiten sammeln, bey welchen ihm die *wunderbare* Mitwirkung Gottes unverkennbar am Tage zu liegen schien." Um so weniger erlaubt sich daher der Vf., nach seinen schon in den Evangelien bewährten Grundsätzen, den Anstrich des Wunderbaren aus den meistens dahin strebenden Erzählungen dieser Schrift wegzuwischen. Indessen C. II, 6 ff. findet er das Sprachwunder doch nicht, sondern er glaubt, der Buchstabe spreche bloss dafür, dass die, aus lauter Galiläern bestehenden, Begeisterten die gemeinschaftliche hebräische Mundart der herbeygeströmten Juden v. 9 ff. *rein und deutlich* gesprochen hätten. Allein, wenn Rec. bedenkt, dass z. B. *Petrus* erst noch vor einigen Monaten so derb galiläisch sprach, dass ihn eine gemeine jüdische Magd darüber bereden konnte (Matth. XXVI, 69 ff.), und dass während dieser kurzen Zeit er und seine Freunde gar keine Veranlassung hatten, ihre Aussprache zu cultiviren: so sieht er hierin ein eben so grosses Wunder, als sonst der Buchstabenglaube darin gefunden hat. Denn, ob er gleich weiss, dass hohe begeisterte Zustände die menschl. Organe oft ungemein beleben, so glaubt er doch, dass es immer nur auf eine der natürlichen, wenn auch nur durch Angewöhnung dazu gewordenen, Beschaffenheit derselben gemässe Art geschehen kann; und es ist ihm unmöglich, sich zu überzeugen, dass durch sie augenblicklich bewirkt werden könne, was oft einer jahrelangen Mühe kaum zu bewirken gelingt, und nicht selten, wie vielleicht in dem hier vorliegenden Falle bey dem grossen Abstande der galiläischen und eigentlich hebr. Pronuntiation, ihr ganz und gar unmöglich wird. — Bey C. X, 22 hätte zum Beweise, dass Cornelius ein Heide war, nur auf C. XI, 1 ff. XV, 7 ff. verwiesen werden dürfen. C. XIX, 3 findet der Vf. den Beweis, dass damals bey der Taufe schon die Formel Matth. XXVIII, 18 gebraucht worden sey. — Da mit dem *Briefe an die Römer* die Reihe der paulinischen Briefe beginnt, so glaubte sich Rec. aus der Vorrede zu diesem Bande zu der Erwartung berechtiget, in einigen allgemeinen Vorbemerkungen eine kurze Erläuterung der wichtigsten, dem Paulus eigenen, oder doch von demselben besonders festgehaltenen dogmatischen Begriffe zu finden, wie z. B. von der πιστις εις Χριστον, in der, wie Hr. E. selbst sagt, sich alles concentrirt, was Paulus in

seinen Briefen lehrt. Allein der Vf. scheint dieses nicht für nöthig erachtet zu haben, obgleich dieser Mangel seiner Leserclasse keinen Vortheil bringt. Denn die Briefe Paulus lassen sich, ohne wenigstens mit den Hauptpuncten der paulinischen Lehre, sowie mit den Eigenthümlichkeiten der paulinischen Lehrart bekannt zu seyn, nur mit grosser Mühe verstehen. Am meisten gilt das von dem Briefe an die Römer, und in Bezug auf ihn hätte diesem Mangel wenigstens durch eine genauere, ausführlichere, in den Gang und die Verbindung der Ideen eindringende Inhaltsangabe abgeholfen werden sollen. Die Interpretation dieses Briefes beurkundet zwar die gute Bekanntschaft des Vfs. mit den paulinischen Schriften aufs Neue; aber in dem dogmatischen Theile desselben genügt sie dem Rec. nicht, weil sie denselben aus einem zu hohen Standpuncte betrachtet, und mehr Philosophie als jüdische Theologie darin findet. Zwar leugnet der Vf. die jüdische Gelehrsamkeit Paulus keineswegs ab, und macht hin und wieder auf die Spuren derselben aufmerksam; aber zum öfteren hat er sie übersehen, und wo er es auch nicht gethan hat, hat er es doch fast immer nur bey ganz allgemeinen, nicht erschöpfenden, Bemerkungen bewenden lassen, ohne zum vollkommenen Verständnis der Sache in das Besondere einzugehen, was ihm nach den trefflichen Vorarbeiten *Ammons* und Anderer so leicht gewesen wäre. —

Obgleich der Übersetzung, die in diesem Bande weniger auf wörtliche Treue Anspruch zu machen scheint, wieder der vulgäre Text zum Grunde liegt: so ist doch öfter auf abweichende Lesarten Bedacht genommen. Joh. XIX, 14 wird τριτη für ἑκτη in Schutz genommen, angeblich auf die Auctorität „der wichtigsten kritischen Zeugnisse." Ap. Gesch. XX, 28 wird in der Übersetzung κυριου ausgedrückt, ohne der gemeinen Lesart Θεου zu gedenken. Aus beiden Beyspielen ersieht man, dass sich Hr. E. nur durch historische oder dogmatische Gründe bewegen läfst, von dem vulgären Texte abzugehen. Um so mehr dürfte man daher C. XXVII, 5 zu den Worten εις Μυρα eine Anmerkung erwarten. Denn entweder muss man, wenn man mit *Bolten* annimmt, dass Lucas in dieser Parthie der Apostelgeschichte aus einem aramäisch geschriebenen Reisejournale referirt, einen Übersetzungsfehler vermuthen, oder zugeben, dass Lucas die beiden lycischen Städte Myra und Limyra mit einander verwechselt habe, in jedem Falle also *ex emendatione* εις Λιμυρα lesen.

Den dritten und letzten Band verspricht der Vf. auf die künftige Ostermesse, und Rec. freuet sich im voraus auf die Vollendung eines Werkes, welches die Verdienste seines Vfs. um die Beförderung eines vorurtheilsfreyen Bibelstudiums in ein neues Licht setzt.

1041
e. o.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Heilkunde der religiösen Gefühle.* Ein Buch für aufgeklärte und gute Menschen, welche für Kopf und Herz zugleich lesen wollen. 1803. XVI und 328 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Zwey Freunde, beide als Vorsteher und Aufseher öffentlicher Religionslehrer in zwey verschiedenen Ländern, wählen sich die Frage: „*wie sind vernünftig-religiöse Gefühle dauerhaft zu erwecken?*" zum Gegenstande ihres Briefwechsels; doch so, dass sie, um Einförmigkeit zu vermeiden, zum jedesmaligen Anfange eines Briefes zugleich auch von Amts- und Zeit-Vorfällen einander schreiben. Sehr wahr sagt der Vf. in der Vorrede: „Nichts ist für Sittlichkeit und Religion gefährlicher, als wenn man eine *unbegrenzte* Verstärkung der religiösen Gefühle zu befördern sucht: aber eben so bedauernswerth ist es auch auf *der anderen* Seite, dass viele Menschen für diese Gefühle so gleichgültig, ja fast gänzlich erstorben sind." Um für *beide* Classen nützlich zu schreiben, geht er so zu Werke, dass er aus dem Begriffe eines moralischen Schöpfers, Regierers und Richters diejenigen religiösen Gefühle abzuleiten sucht, denen *er* ausschliesslich und allein diesen Namen zugesteht. Aus dem Begriffe eines moralischen Weltschöpfers leitet er S. 108 die religiösen Gefühle der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Demuth ab. Vertrauen, Hoffnung, Zufriedenheit, Liebe und Dankbarkeit sind nach S. 109 die religiösen Gefühle, welche ihren Grund in dem zweyten Verhältnisse haben. Das dritte Verhältnifs Gottes zu uns und der Welt erzeugt nach unserem Vf. S. 111 und 112 das rel. Gefühl der Furcht und der Reue in uns.

Rec. verkennt nicht, dass der Vf. in näherer Beziehung auf seinen Zweck viel Wahres und Lehrreiches gesagt hat; das Ganze erhebt sich jedoch, wie man schon aus dem eben angeführten Inhalt des Buchs sieht, in Nichts über die gewöhnlichen Ansichten der kantischen Schule von der strengen Observanz. Gott ist ihm S. 29 ein auf der höchsten Stufenleiter der Wesen (?) über alles unendlich erhabenes Wesen, dessen eigener Wille das Sittengesetz, und dessen grenzenlose Macht der Verheissung dieses Gesetzes angemessen ist; die Religion dem gemäss (S. 241) die ächt moralische Gesinnung, alle seine Pflichten mit Rücksicht auf Gott, als den Gesetzgeber und Richter, auszuüben. Ihm geht also der Begriff einer moralischen Weltordnung, als *ordo ordinans*, noch gänzlich ab, da er dazu eine persönliche Realität der Gottheit als nothwendig voraussetzt. Daher so viel Schwankendes in dem, was er besonders über Gott *als Weltschöpfer* beybringt! — Obgleich er das, was er Mysticismus nennt, von dem groben Mysticismus, der ehemals Mode gewesen, unterscheidet: so ist er doch noch weit von dem Geist und Wesen des *wahren* Mysticismus entfernt geblieben. Wenn er in der Vorrede von religiösen Gefühlen der Mystiker spricht, „die alle Ausdrücke von der begeisternden Kraft der Wunden, Nägelmale und des purpurfarbigen Blutes übertreiben, die ohne alle eigene Würdigkeit blofs durch das Verdienst einer fremden Person Sündenerlafs erwarten u. s. f.:" so ist diess doch wohl Mysticismus im crassesten Sinne, gegen den die meisten seiner Bemerkungen denn auch wirklich anwendbar seyn mögen. — Wenn der Vf. hier etwas *Befriedigenderes* hätte leisten wollen: so hätte er den Ursprung und das wahre Wesen der religiösen Gefühle im Gemüthe bis auf die geheimnissvolle, geistige Kraft

oder das Organ zurückführen müssen, vermittelst dessen wir das Universum anschauen, insofern es unsichtbar und übersinnlich ist, und dessen Wirksamkeit sich in der religiösen Stimmung unseres Innern äussert, wenn wir in den Stunden der Andacht uns von dem innigsten Gefühle des Heiligen und Schönen durchdrungen fühlen, indess die Denkkraft, als solche, ruht. Diese höhere Ansicht seines Gegenstandes, diese, um mit Paulus 2 Kor. 12, 4 zu reden, αρρητα ρηματα der wahren Mystik, konnte der Vf., von *seinem* Standpuncte aus, inzwischen unmöglich auch nur ahnden. Deshalb findet man auch nichts Haltbares bey ihm, weder über die Quelle der religiösen Gefühle, noch über ihre Verbindung mit der Vernunft, unter deren Leitung sie stehen sollen, noch über ihren wohlthätigen sowohl, als gefährlichen Einfluss auf die Sittlichkeit. Eine *schulgerechte* Deduction der (angeblichen) religiösen Gefühle aus dem oben angeführten dreyfachen Verhältnisse der Gottheit zur Welt, kann hier unmöglich dem unbefangenen, denkenden Religionsfreunde ein vollkommenes Genüge leisten. Gewiss, die religiösen Gefühle lassen sich so schulgerecht nicht classificiren, als von unserem Vf. geschieht. Eben darin, dass sie ihrer Natur nach geheimnissvoll, und zur *bestimmten* Bezeichnung mit Worten (wohl gar mit den frostigen Worten der Schule! —) nicht geeignet sind, eben darin besteht das eigentlich Mystische derselben. Sie gehören in dieser Rücksicht nicht in das Gebiet der erkennbaren Welt, so wie sie uns auch durch die Kräfte und Organe, durch welche wir zur Erkenntniss des Universums, als äusserer Erscheinung, gelangen, nicht zugeführt werden. — Hätte sich unser Vf. nur etwas über den blossen Buchstaben der Schule zu erheben gewagt, in deren Sprache er schreibt: so würde er vielleicht etwas Besseres haben liefern können. Es ist in einem Zeitpuncte, wie der gegenwärtige, da der Gegenstand, welchen sich der Vf. zur Untersuchung gewählt hat, wieder mit vorzüglichem Interesse von so vielfachen Seiten beleuchtet wird, verdienstlich, seine Stimme darüber vernehmen zu lassen. Nur ist zu wünschen, dass diess immer mit der gehörigen Kenntniss des Zeitalters geschehen, und der freye Geist nicht durch allzuängstliche Anhänglichkeit an die Lehrsätze *irgend einer Schule* in seiner Thätigkeit beschränkt werden möchte! —

Wir wollen nun noch, in Beziehung auf diese *allgemeine* Erinnerung, zu einigen *einzelnen* Aeusserungen des Vfs. einige Bemerkungen hinzufügen. S. 26 ist von der Quelle der religiösen Gefühle die Rede. „Sie sind, lässt der Vf. hier seinen Arist sagen, darin mit mir übereinstimmend, mein l. F., dass dieselben allein aus der Sittlichkeit fliessen. Denn, wie könnten wir eine Idee von der Religion haben, (?) geschweige ein Bedürfniss derselben fühlen, wenn uns nicht das Sittengesetz darauf brächte u. s. f. Wir *gründen* also die Religion auf die von der Religion völlig *unabhängige* Gesetzgebung der praktischen Vernunft. Sie ist nicht die Quelle, sondern die Folge der Sittlichkeit u. s. w. — S. 145 behauptet er gleichwohl wieder: die Vorstellung unserer Pflichten als *göttliche* (göttlicher) Verbindlichkeiten, könnten wir in *praktischer* Hinsicht nicht entbehren. *Warum denn aber nicht, wenn die Moral von der Religion durchaus unabhängig ist?* — Nach S. 27 meint er, unser erstes Geschäfte bey der Entwickelung religiöser Gefühle müsse darin bestehen, dass wir das Sittengesetz der Vernunft zu entwickeln, und wirkliche Unterwerfung unter dasselbe zu bewirken suchen müssten. Sonach aber würde hier zunächst nur von *moralischen* Gefühlen die Rede seyn können. Der Vf. fühlt diess selbst. Die sittlichen Gefühle nämlich lassen sich nach ihm leicht in religiöse *verwandeln*, und zu diesen, wie er sich ausdrückt, *erhöhen* und *hinaufstimmen* (müsste er nicht vielmehr sagen, herabstimmen, wenn die Moral der Religion zu ihrer Unterstützung nicht bedarf, und erst aus ihr hergeleitet werden muss?) dadurch, dass wir das ewig gültige Sittengesetz der Vernunft zugleich als Gottes Gesetz betrachten lehren. Warum überall aber sollen wir diess thun, wenn die Idee der Gottheit, (vergl. S. 144 ff.) keine ursprüngliche, sondern eine von der Idee der sittlichen Güte erst abgeleitete Idee ist; wenn Tugend auf Religion gebaut, nach S. 44 nur Schein-Tugend und Legalität bewirkt, und wenn die moralische Gesinnung, welche aus dem Übersinnlichen *in dem Menschen* entsprungen ist, (hierunter versteht der Vf. die *sittlichen* Gefühle,) uns nur den Weg bahnt, der zu dem Übersinnlichen *ausser uns* führt? (worunter er sich die *religiösen* Ideen und Gefühle denkt.) Die *Widersprüche*, in welche sich der Vf. hier verwickelt, hat er inzwischen mit Allen gemein, die sich über den Buchstaben der kritischen Philosophie nicht erheben.

Mit vieler Wärme wird S. 164. 206 u. s. w. die Unsterblichkeit mit den gewöhnlichen Gründen der kantischen Schule verfochten. Rec. hat sich nie überzeugen können, dass es mit dergleichen Beweisen ernstlich gemeint sey. *Geht denn, bey Wesen unserer Art, nicht in jedem Augenblicke eines reinen, wahrhaft guten Willens das Sittengesetz vollkommen in Erfüllung*, und was kann uns überall berechtigen, Ideen, deren wir uns bloss als regulativer Ideen von der Weltordnung bedienen, (Gott, Intelligenz, Seele u. s. w.) nun sofort zu hypostasiren, und somit Ansprüche zu begründen, die sowohl über unsere *geistigen* Kräfte, als über unsere *wahren moralischen* Bedürfnisse weit hinaus gehen? —

Die *Briefform* hat bey ernsten Gegenständen den Beyfall des Rec. nicht. Wie so viele ausserwesentliche Dinge da nicht alle gesagt werden müssen, oder doch wenigstens so leicht gesagt werden können! — Man vergleiche z. B. nur sogleich die drey ersten Briefe, die eine Menge allgemeiner Bemerkungen über Aufklärung, Licht und Finsterniss, Lampsprediger u. dgl. enthalten, deren man schon so viele gelesen hat, und nach gerade müde ist. Fast in allen Briefen verliert der Vf. seinen Gegenstand mehrere Seiten hindurch aus den Augen. Auch fehlt es dabey nicht an Wiederholungen. — Die Sprache ist etwas schleppend, sonst aber im Ganzen ziemlich rein.

H. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 3 FEBRUAR, 1808.

HOMILETIK.

1) Berlin, in d. Realschulbuchhandl.: *Predigten* von *F. Schleiermacher*. Erste Sammlung. Neue Aufl. 1804. 288 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)
2) Ebendas.: *Predigt bey Eröffnung des akademischen Gottesdienstes der Friedrichs-Universität.* Von *Schleiermacher*. 1806. 24 S. gr. 8. (3 Gr.)
3) Neustadt a. d. Orla, auf Kosten des Verf. und in Commiss. b. Wagner: *Predigten an Fest- und Busstagen, und bey besonderen Veranlassungen*, von M. *Johann Gottfried am Ende*, Pfarrern und Superintendenten zu Neustadt an d. Orla. 1804. 327 S. 8. (1 Rthlr.)
4) Landshut, b. Krüll: *Neue Festpredigten*, von *Karl Emmeran Thoni*, Pfarrer zu Herbertsfelden in Niederbaiern. 1805. 432 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
5) Wien, b. Doll: *Neue kurze Festpredigten über die Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres*, von *Augustin Ferdinand Ortmann*, Stadtpfarrer zu Egenburg in Unterösterreich. 1804. 1 Theil. 316 S. 2 Theil. 333 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Einen und denselben Zweck, religiöse Aufklärung und durch diese ächte Religiosität, suchen hier vier Prediger von verschiedenen Confessionen, auf verschiedenen Wegen, zu befördern: Hr. *Schleiermacher*, durch die philosophische Ansicht, die er jedem Gegenstande abzugewinnen weiss; Hr. *am Ende* durch ein warmes und erwärmendes Gefühl, welches von tiefem Eindringen in die Materie, und schaaler Oberflächlichkeit gleich weit entfernt bleibt; Hr. *Thoni* durch einen feinen Sinn für das Praktische, worauf er mit einer nicht gewöhnlichen Beredsamkeit hinarbeitet; Hr. *Ortmann* endlich durch glückliche Auffindung einer, in seiner Kirche, oder doch in seinem Lande, noch wenig benutzten Erkenntnisquelle.

Was No. 1 und 2 anbelangt, so muss Rec., bey der wahrhaftesten Hochachtung, welche er gegen den philosophischen Geist und die Genialität des trefflichen Vfs. hegt, frey und offenherzig das Bekenntniss ablegen: dass sein Urtheil über philosophische Predigten auch durch die *Schleiermacher*schen noch nicht hat können umgestimmt werden. So nöthig er es auch findet, dass jeder Materie, die der Redner behandelt, tiefere Untersuchungen vorhergehen, wodurch er in ihr Inneres eindringt, und selbst zu den lichtvollen Begriffen von dem gelangt, was er Anderen deutlich zu machen sucht: so fest ist er überzeugt, dass nur die Resultate solcher Untersuchungen auf die Kanzel gehören, die Darstellung der Art und Weise aber, wie man dazu gelangt ist, für ein Compendium der Religionsphilosophie, oder für das Katheder aufgespart werden muss. Wir haben hiebey nicht bloss die grössten Kanzelredner unserer Zeit, einen *Reinhard, Zollikofer, Ammon* u. a. vor uns, sondern können uns, bey einiger Menschenkenntniss, auch die Ursachen sehr leicht angeben, warum sich der Prediger nur auf diesem Wege Beyfall und heilsame Wirksamkeit versprechen darf. Nicht zu gedenken, dass der grösste Theil, auch eines gebildeten Auditoriums, dem Redner, bey dem schnellen Dahineilen seiner Rede, in tiefen Untersuchungen nicht folgen kann, dass Vielen die Vorkenntniss, Vielen der Geschmack daran mangelt: so wünschet selbst der Denker nicht trockene Verstandesbeschäftigung, (der er ohnehin den grössten Theil seiner Zeit widmen muss,) sondern religiöse Erbauung, Anwendung der ihm eben so gut und gründlich, als dem Prediger, bekannten Wahrheiten auf Herz und Leben, erfinderische Darstellung derselben von einer Seite, an die er selbst, während der Untersuchung, nicht gedachte; er beschränkt sich bey Beurtheilung des Predigers nicht bloss auf den individuellen Eindruck, sondern fragt auch, ob er auf Alle diesen Eindruck gemacht, und empfindet oft bey den tiefsten Untersuchungen und Erörterungen, in denen sich der Prediger mühsam herumdreht, das Missbehagen des unbefriedigten sympathetischen Gefühls.

Hätte der, als Gelehrter und Kanzelredner gleich verehrungswürdige, Vf. bey Ausarbeitung gegenwärtiger Predigten diesen Gesichtspunct festgehalten: wie viel hätte Er, in dem sich so vorzügliche Eigenschaften vereinigen, liefern können! Die fünfte Predigt, (auf die wir in einer anderen Rücksicht nochmals zurück kommen werden,) wo *die Demüthigung vor Gott* von der fruchtbarsten Seite dargestellt wird, führt den Beweis, wie angenehm, eindringend und erbaulich der Vf. rede, wenn er nicht aus den höheren Sphären der Speculation herabspricht, sondern fester ins Leben eingreift; ja, seine Beredsamkeit empfiehlt sich nur mehr durch das ihr immer noch eigene, doch nicht zu stark aufgetragene, philosophische Colorit. Ein gleiches gilt von der dritten Predigt: *Einige Empfindungen des sterbenden Jesu.* Zwar sucht er sich in der Zueignung durch den Unterschied zu entschuldigen, den er zwischen gehaltenen und für den Druck gearbeiteten Predigten festsetzt: doch hat derselbe, wie bekannt, mehr wider als für sich; und selbst durch die ausführlicheren Erklärungen in der Vorrede wird er die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung noch nicht überzeugt haben. Die grössten Redner liessen ihre Predigten so drucken,

wie sie dieselben gehalten, und sie gefielen. Werden hingegen Predigten, wie hier, absichtlich für den Druck umgearbeitet: so arten sie sehr leicht in eine Mittelgattung von Rede und trockener Abhandlung aus, wovon ersterer die Wärme, letzterer die Gründlichkeit mangelt; der Styl wird dort zu pretiös, hier zu kathederartig, und das Ganze ist in ein Helldunkel eingekleidet, wo wir oft Licht, oft Wärme vermissen.

Wenn der Vf. hingegen in eben der Vorrede sagt: Manchen werde es wunderlich vorkommen, dass er immer so rede, als gäbe es noch eine Gemeinde der Gläubigen und eine Kirche: so kam diess Rec. am wenigsten wunderlich vor, sondern hatte seinen ganzen Beyfall; indem er die unzeitige Nachgiebigkeit des Predigers gegen den herrschenden Geschmack eben so innig verabscheuet, als das fruchtlose Eifern gegen neuere Grundsätze. Den besten Theil erwählt man, wenn man in der Voraussetzung, zu Christen zu predigen, auch Christenthum predigt; nicht aber einen neuen Lappen auf ein altes, noch festes und haltbares Kleid fetzt; denn er reisst zuerst.

So wenig auch dem Vf. eine glückliche Wahl der Materien, ein tiefes Eindringen in seinen Gegenstand und eine originelle Behandlung desselben abgesprochen werden kann: so wird doch durch die vorher gerügten Fehler oft die interessanteste Materie trocken; z. B. gleich in der ersten Predigt: *Nichts neues unter der Sonne.* VI Pr. *Was wir denen schuldig sind, die unseren Wandel beobachten.* VIII Pr. *Das Leben und Ende des Trägen.* X Pr. *Die Grenzen der Nachsicht*; besonders No. 2 ganz. Oft lässt auch die Vertiefung in Speculationen den Vf. es nicht bemerken, dass er bey einem, auch in der Hof- und Universitätskirche immer noch gemischt bleibenden Auditorium anstössig werden kann; z. B. S. 40, 41: „Die, welche sich rühmen, dass sie anhalten im Gebet — von denen ist der Geist der wahren Gottesfurcht noch fern.“ „Wo wir Jesum betend finden, da ist diess nur ein vorübergehender Zustand (in dem er also wohl sich selbst vergass?), und eben so auch nur ein seltener.“ Ohne sich hier in weitläuftige Widerlegungen einzulassen, will Rec. nur erinnern, dass solche Aeusserungen auch das Gefühl des denkenden Christen beleidigen, wenn er sich in die Lage des Schwachen versetzt; und dass der Vf. die in der zweyten Predigt festgesetzte richtige Ansicht des Gebets selbst vergisst, wenn er im Anfangsgebet der dritten das von Gott bittet, was wir uns selbst gewähren können und sollen. Auch der Styl hat durch die abstracte Behandlung der Materien zuweilen etwas Ungeschmeidiges angenommen. Z. B. No. 2. S. 17, S. 120, 122, 123 u. a.

Was die Anordnung der Predigten betrifft, so ist Rec. zwar weit davon entfernt, zu jeder Predigt einen steiflogischen Zuschnitt zu verlangen, und wünschet, dass sich unsere neueren Redner immer mehr an die natürliche und gefällige Ordnung der Alten gewöhnten; aber eben so wenig kann er ein regelloses Raisonnement, wie in der *vierten Predigt*, billigen. Wie viel nicht zur Sache gehöriges ist hier in den ersten Theil verwebt, und wie kurz wird sodann der Beweis für das abgefertigt, was eigentlich bewiesen werden sollte! Wie konnte ein so scharfer Denker, als Hr. *Schl.*, bey der *fünften Predigt* die Eintheilung treffen: Demüthigung vor Gottes Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit? Musste nicht vielmehr bey der Eintheilung, statt das zu trennen, was in Gott ungetrennt gedacht und dargestellt werden muss, von den verschiedenen Verhältnissen des menschlichen Lebens, und den Ursachen in den Menschen selbst ausgegangen werden, warum er sich vor Gott demüthigen muss? War es nicht unumgänglich nöthig, dass die Art und Weise angezeigt wurde, wie diess geschehen müsse? (wozu schon *Morus* in seiner bekannten Differt. *de homine submittente se Deo* so treffliche, und auf eine richtige Schrifterklärung gebaute Anleitungen gegeben hat.) Konnten nicht die in Gott selbst liegenden bekannten Ursachen als bekannt vorausgesetzt, und am schicklichen Orte als Bewegungsgründe gebraucht werden? Überdiess scheint auch da, wo der Vf. auf die Gerechtigkeit Gottes kommt, ein ganz neues Thema anzuheben.

Zum Schluss noch eine exegetische Bemerkung. Wenn Hr. *Schl.* S. 49 ff. in den Worten Jesu: „Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?“ den Ausdruck des Schmerzes über unvollendete Thaten finden will: so dürfte ihm ein Anderer die Worte: „es ist vollbracht“ nach einer nicht willkührlicheren Erklärung, als jene ist, entgegensetzen. Ja Jesus widerspräche sich selbst, wenn er kurz vorher mit freudigem Selbstbewusstseyn betete: το εργον ετελειωσα, ὁ δεδωκας μοι ινα ποιησω Joh. 17, 41. Jesus drückte sich gern in Aussprüchen des A. T. aus, und diess besonders dann, wenn jene Aussprüche als Weissagungen von ihm angesehen werden konnten. Vielleicht wiederholte er auch am Kreuze einen Theil des so ganz auf seine Lage passenden 22 Psalms, wovon der Evangelist nur die Anfangsworte anführt; und das *verlassen* wäre demnach nicht zu urgiren, sondern, wie dort, als eine morgenländisch dichterische Umschreibung grosser, ungewöhnlicher und namentlich von Anderen zugefügter Leiden zu nehmen.

Frey von den Fesseln eines philosophischen Vortrags spricht der würdige Vf. von No. 3, Hr. Sup. *am Ende*, seine Überzeugungen und Empfindungen aus, und weiss sie mit Klarheit und Wärme seinen Zuhörern mitzutheilen. Die Materien sind zwar nicht neu, aber gehaltreich; der Gegenstand nie ganz erschöpft, aber doch jederzeit von einer lehrreichen und tröstlichen Seite dargestellt. Am mehresten findet Rec. am Vortrage auszusetzen, der durch das Bestreben des Vfs., alles recht deutlich und eindringlich darzustellen, in eine gewisse Fülle übergeht, die oft tautologisch wird, die Kraft einer schon deutlich und rednerisch ausgedrückten Idee durch die Wiederholung derselben mit anderen Worten schwächt, den Bau der Perioden hindert, und ihnen eine zu grosse Einförmigkeit mittheilt. Nur einige Hauptsätze zur Probe, da uns der Raum weitläuftigere Belege zu geben verbietet. I. 1) Edle Entschliessungen der Christen, die am Morgen eines neuen Jahres wichtigen und erwünschten Veränderungen hoffnungsvoll entgegensehn. 2) Die vortheilhafte Gemüthsstim-

mung *einer* christlichen Gemeinde bey der Feyer *eines* glüchlichen Eintritts in *einen* neuen Zeitraum. 4) Der letzte Versuch erbitterter Feinde Jesu, den Triumph ihrer Rache und Bosheit über seine Unschuld und gute Sache vollständig zu machen. 9) Von der vorzüglichen Theilnahme, mit welcher wir die Geburt, oder den ersten Eintritt eines Menschen in die Welt. feyern. III. 1) Die bey der vollbrachten diessjährigen Erndte unverkennbaren Beweise der fortdauernden Wohlthätigkeit Gottes, als eine verstärkte Auffoderung zur wahren Gottes- und Menschenliebe. IV. 2) Von dem in unseren Tagen reger gewordenen Eifer, dem durch mancherley Veranlassungen so merklich gesunkenen Ansehen des Schulstandes wieder aufzuhelfen. V. 2) Wie wird ein angefangenes gutes Werk am ehesten und erwünschtesten zu seiner Ausführung und Vollendung befördert? VI. 6) Von der erwünschten Entwickelung wichtiger Umstände, welche ein Religionslehrer bey dem Antritt und der Führung seines Amtes vorzüglich von der Zeit zu erwarten hat. So wird auch der Hauptsatz oft bis zum Überdruss wiederholt, und diess ohne Variation, z. B. S. 296 Achtung, Zutrauen, Liebe. Ja die Fülle des Vfs. erstreckt sich selbst bis auf Zahlen, z. B. S. 72. Das Werk der Reformation, welches vor nun fast 300 Jahren, oder, wie ich es genauer angebe, vor 284 Jahren u. s. w.

Die Eintheilung ist meistens richtig und natürlich, nur auch zu weitläuftig ausgedrückt. Indess findet Rec. auch hier hin und wieder etwas zu erinnern. Im 1 Theil der 1 Neujahrspredigt führt der Vf. alle Veränderungen weitläuftig auf, welche das angetretene Jahr, nach der Hoffnung der Christen, herbeyführen werde; aber bleibt den Beweis schuldig, dass diese Hoffnung nicht leere Hoffnung, sondern ächt und gegründet, und sonach ihre Erfüllung zu erwarten sey. In der 8 Pred., am Reformations-Feste, zeigt er im 1 Theil die Beschaffenheit der Würde protestantischer Christen, und sagt S. 76: sie beruhe a) auf einem ungezwungenen und freymüthigen Bekenntniss des Christenthums, wie es Jesus und seine Apostel gelehret haben; b) auf einem unbefangenen Nachdenken und Forschen in Hinsicht auf die Wahrheiten und Vorschriften des Christenthums; c) auf einer durch gründliche Belehrung und rechte Erkenntniss bewirkten; und festen Überzeugung; d) auf einem beharrlichen Eifer, in der christlichen Erkenntniss, Weisheit und Tugend immer vollkommner zu werden. Wer siehet hier nicht, dass a) ohne c) nicht Statt finden könne, und b) und d) in einander fliessen?

Wozu übrigens so viele Neujahrspredigten? Eher hätten wir noch einige Predigten an anderen Festen, z. B. Ostern, Himmelfahrt, desgleichen bey Investituren, Todesfällen der Geistlichen, Reden bey Kirchenvisitationen u. s. w. gewünscht, letztere besonders deswegen, weil die Gelegenheitsreden bey Vorstellungen, Einweihungen u. drgl. dem Vf. besonders gut gelingen, und er eben sowohl die Umstände zu benutzen, als den seinen jedesmaligen Auditoren angemessenen Ton zu treffen weiss. — Noch erinnert Rec., dass S. 293 in der Predigt: der Einfluss des christlichen Lehramts auf die sittliche Vollkommenheit; der Ausdruck *Vollkommenheit* in *Vervollkommnung* abgeändert werden muss; und S. 153 in der Stelle: „Liebet Wahrheit und Frieden (Zachar. 8, 19)" das Wort Wahrheit nicht in dem ausgedehnten Sinne zu nehmen ist, den ihm der Vf. unterlegt, sondern mit Frieden (hier geselliger Eintracht, vgl. V. 16) verbunden, unter Wahrheit die Wahrheit im Reden und Verhalten gegen Andere gemeint sey, und der Falschheit, Unredlichkeit, Arglist, den vorzüglichsten Hindernissen des Friedens, und Nationalfehlern der Juden, entgegen gesetzt werde.

Eine höchst angenehme Überraschung gewährte uns. No. 4. Hier tritt ein katholischer Geistlicher aus Niederbayern, ausgerüstet mit nicht gewöhnlichen Rednertalenten, auf, um seine reine Ansicht des Christenthums, seine aufgeklärten Urtheile über den katholischen Cultus, seinen liebenswürdigen Duldungsgeist und einen Schatz von Lebensweisheit in seinem Wirkungskreise zu verbreiten, und, ohne die schon deswegen erfahrenen Verketzerungen und Verfolgungen zu scheuen, der Finsterniss und dem Aberglauben entgegen zu arbeiten. Ächte Religiosität, ein feiner Sinn für alles Wahre und Gute, ein enthusiastischer Eifer für das Bessere, ein stetes Hinarbeiten auf das Gemeinnützige und Praktische, ein lebendiger, ja oft feuriger und hinreissender Vortrag, eine treffliche Darstellungs- und Versinnlichungs-Gabe zeichnen diese Predigten zu ihrem Vortheil aus, und erheben sie weit über das Mittelgut, der bey vielem Wortprunk gedankenleeren Predigten.

Die Anordnung dieser Predigten, deren Manier sich der *Tiedeschen* nähert, ist nicht künstlich, aber eine natürliche Gedankenfolge erleichtert ihre Übersicht, und gewährt dem Vf. den Vortheil, die einzelnen Theile fester in einander zu schlingen, und zu einem Ganzen zu vereinigen. Nicht ganz billigen kann Rec., dass das Thema nicht förmlich angekündigt, sondern in den Vortrag selbst verschlungen ist: da hiebey für das Gedächtniss des Zuhörers zu wenig gesorgt wird, der, wenn er dem Vf. in seiner freyen Manier folgen soll, doch einen Hauptpunct haben muss, woran er sich festhält.

Die Predigten sind für Fest- und Heiligen-Tage bearbeitet. Aber die Klippe, woran die mehresten seiner Amtsbrüder scheitern, hat der Vf. glücklich vermieden. Die Geschichte der Heiligen wird hier nicht in einem widerlich panegyrischen Tone vorgetragen, sondern ist überall dazu benutzt, um höhere religiöse und moralische Wahrheiten daran zu knüpfen, und der gewöhnliche Nimbus der Heiligen wird zur himmlischen Glorie. Schon die Wahl der Texte an solchen Festen spricht von der praktischen Tendenz, z. B. am Feste des Matthias, Matth. 11, 30: Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. —

Von der Aufklärung und dem Duldungsgeiste des Hn. *Thoni* könnten wir mehrere Proben anführen, wenn der Zweck dieses Journals solche Auszüge aus Predigten gestattete. Übrigens wird der reine Genuss dieser trefflichen Reden durch *zwey* Fehler in etwas verleidet; die jedoch der Vf. bey seinem sichtbaren Streben, sich immer mehr zu vervollkommnen, durch Aufmerksamkeit auf sich, und das Studium correcter Muster, leicht vermeiden kann und

wird. Der *eine* ist, dass er sich, durch das Feuer der Rede dahin gerissen, oft Ausdrücke und Redensarten erlaubt, die anstössig und unedel sind, und mit dem übrigen blühenden und edlen Vortrag unangenehm contrastiren. Z. B. S. 6: Man malte die Tugend mit den liebenswürdigsten Rosenfarben, und zeichnete das Laster mit der *schwärzesten Dinte*. S. 7 wo uns das Laster reizender vorkam, als die *arme* Tugend. S. 8. Mit welcher Schaamröthe müssen wir uns von dir trennen, verlornes Jahr — da wir dich so *verschleudert* haben.. S. 15. Da *wurmte* es in seinem Kopfe. Der *andere* ist Mangel an Correctheit des Styls. Fast auf jeder Seite findet man Provincialismen wie folgende: *gewunschen* st. *gewünscht*; *wertheste* st. *würdigste*; *wenigst* st. *wenigstens*; zuweilen auch verfehlte Constructionen.

Mit gleich rühmlichem Eifer für Aufklärung, Menschenveredlung und thätiges Christenthum, schliesst sich an Hn. *Thoni* der Vf. von No. 5, Hr. *Ortmann*, an. Was schon mehrere unserer protestantischen Theologen mit glücklichem Erfolg realisirt haben, die epistolischen Perikopen, welche bisher höchstens Stoff zu einer wenig besuchten Nachmittagspredigt gaben, auch bey sogenannten Haupt- oder Frühpredigten zum Grunde zu legen, dazu hat Hr. O. unter seinen Glaubensgenossen mit zuerst den Weg gebahnt. Bey ihm bedurfte das noch einer Rechtfertigung, wovon wir schon völlig überzeugt sind, und er hat dieselbe in der Vorrede genugthuend, obschon nicht ohne einige Ängstlichkeit, geführt. Letztere erzeugte wahrscheinlich den Vorschlag, (wovon wir aber in den Predigten selbst kein Beyspiel finden) die Evangelien erst zu verlesen, und nach einer kurzen Auslegung derselben sich den Übergang zu der jedesmaligen Epistel zu bahnen! Welchen Aufenthalt, welche Zerstreuung würde ein solches Verfahren verursachen, welchen Zwang dem Prediger auflegen!

Dass der Vf. die getroffene Wahl durch den Erfolg gerechtfertigt, und in den Episteln eine der reichhaltigsten Quellen gefunden hat, die nicht so leicht zu erschöpfen ist, mögen einige Hauptsätze bestätigen, die Rec. unter vielen interessanten aushebt. *Am 1 Advent.* Die Grundsätze des Christenthums von der rechten Pflege des Körpers. *F. d. Ersch.* Wie hat sich der Christ gegen die Sitten und Gebräuche seiner Mitbürger zu verhalten. *Am 2 S. n. Epiphan.* Das rechtmässige Verhalten des Christen gegen Fremde. *Am 4 S. n. Epiphan.* Über das Schuldenmachen und Schulden bezahlen? *Am 5 S. n. Ostern.* Wie und warum das Christenthum der Wittwen und Waisen sich so thätig annimmt. *Am 2 S. n. Pfingsten.* Über Familienzwist und Familienuneinigkeit. *Am fünften.* Die Kunst, sich gute Tage zu machen. *Am neunzehnten.* Von der Ablegung böser Gewohnheiten. *Am Pfingstmontage.* Vom Nationalhasse.

Das Charakteristische dieser Predigten ist ein populärer, lichtvoller, ruhiger Vortrag, zwar ohne rednerischen Schmuck, doch in einem gebildeten und (was bey katholischen Predigern selten ist) von Provincialismen fast ganz reinem Stile. Die Gabe hingegen ans Herz zu reden, zu rühren, zu erbauen, mangelt dem Vf. Er bleibt immer im Lehrtone, und der Schluss, wo der Stachel zurückbleiben sollte, ist dürftig, höchstens ein passender biblischer Spruch. Alle Ermunterungen zu Ende beschränken sich auf ein wiederholtes: Lasst uns.

Ein tieferes Eindringen, eine neue Wendung und Ansicht suchen wir hier selbst bey den interessantesten Materien vergeblich; doch finden wir eine lehrreiche Wiederholung und Darstellung des schon Bekannten. Eben so vermissen wir hier jene Fülle von Beyspielen, jenes feste Eingreifen ins Leben, welches die *Thonischen* Predigten so vortheilhaft auszeichnet; indess weiss der Vf. seinen Text, oder andere biblische Beyspiele sehr gut als Belege zu benutzen. Die Disposition der Predigten ist einfach, natürlich und grösstentheils richtig. Die Stelle des Eingangs vertritt eine kurze und richtige Erklärung des Textes. Selten finden wir Begriffe der Kirche eingemischt, wie S. 109 das Gebet für die Todten. In der Predigt selbst aber, wo dieses Dogma sich einschlich, oder erwähnt werden musste, wird die Pflicht für einander zu beten, von ihrer vernunft- und schriftmässigen Seite dargestellt. Nur ist auch hier die höhere Ansicht dieser Art des Gebets, und der wichtigste Vortheil desselben übergangen, nämlich der dadurch verfeinerte Sinn der Humanität, und der belebte Eifer für Anderer Wohl.

— rf —

KLEINE SCHRIFTEN.

Homiletik. *Salzburg* b. Mayer: *Drey Fastenpredigten*, gehalten in der hohen Domkirche zu Salzburg, von *M. Rumpler*, kurfürstl. geistl. Administrations- und erzbischöffl. Consistorial-Rathe daselbst. 1805. 62 S. 8. (5 Gr.) Dem Vf. dieser Predigten ist es zwar ernstlich darum zu thun, die Lehre vom Fasten von abergläubischen Nebenbegriffen zu reinigen, jedem Missbrauch derselben entgegen zu arbeiten, und sie recht praktisch darzustellen; aber es fehlt ihm die Gabe, die trockne Fastenspeise geniessbar und annehmlich zu machen. Die vorzüglichsten Stellen der Schrift und der früheren Kirchenlehrer, welche vor dem Missbrauch des Fastens warnen, sind zwar angeführt, aber nicht gehörig verarbeitet und zu einem Ganzen geordnet, sondern nur auf folgende Art: 1) Was sagte Christus, 2) die Apostel, 3) die Schrift, und 4) die Kirche vom Fasten?" an einander gereihet, und mehrentheils nur durch die einförmige Formel: so sprach Christus, so Paulus u. s. w. mit einander verbunden. Aber der moralische Werth und Einfluss des Fastens auf die Sittlichkeit des Menschen ist nicht genügend dargethan, sondern nur gesagt: dass man andere gute Werke damit verbinden müsse. Hätte der Vf. die Idee, welche er S. 52, 53 und 57 hinwirft: „unsere eigene Vernunft gebietet uns, je zuweilen eine Zeit von allem ausser uns, so viel es eines Jeden Beruf erlaubt, abzuziehen; uns in uns selbst und in unser Inneres zurückzuziehen; da mit uns selbst und unserem sittlichen Zustand etwas ernster zu Rathe zu gehen, und erst dann, wenn wir unsere Sittlichkeit wieder einmal vollständiger erforscht uns wieder dem Strome unserer übrigen Geschäfte zu überlassen" weitläuftiger ausgeführt, hätte er ihr statt einiger Zeilen eine eigene Predigt gewidmet, oder vielmehr das Ganze darauf angelegt, um diess zu beweisen, dann wäre er seinem Endzwecke näher gekommen. Durch die magere paränetische Wiederholung des Gesagten zum Beschluss hingegen ist wenig oder nichts ausgerichtet. Über die Eintheilung mag Rec. nicht mit dem Vf. rechten. Denn die Urtheile Jesu und seiner Apostel über das Fasten sind ja auch in der Schrift enthalten, so wie die Urtheile der Kirche in den Kirchenvätern, und Hr. *R.* muss sich bey seiner unbequemen Disposition oft wiederholen. — Übrigens contrastirt mit der Simplicität dieser Predigten der complimentreiche Ton, worin der Vf. zu seinen Zuhörern spricht, die Anrede durch *Sie*, und Stellen wie S. 15, 33 u. s. w.: doch ich furchte, ich habe Sie schon länger aufgehalten u. dgl.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 FEBRUAR, 1808.

JURISPRUDENZ.

Regensburg, in der Montag- und Weissischen Buchh.: *Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit zur Gründung des historischen und gerichtlichen Beweises*, von *Hanns Ernst von Globig*, kursächs. geh. Rath und Comitial-Gesandten. II Theile. 1806. XIV. 270 u. 337 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Unter den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zeichnet sich die vorliegende als ein Werk tiefer Nachforschungen und lichtvoller Darstellung aus. Das Ganze theilt der Vf. in zwey Theile, deren erster *die Entwickelung der Wahrscheinlichkeitslehre*, der zweyte aber *die kritische Berichtigung der gerichtlichen Beweise* enthält.

Im *ersten* Abschnitte des ersten Theils beschäftigt sich der Vf. mit dem Begriffe und der Eintheilung der Wahrscheinlichkeit, und unterscheidet §. 1 die Wahrscheinlichkeit von der Demonstration. Der Begriff der letzteren wird darin gesetzt, dass von unleugbaren Begriffen mittelst einer richtigen Schlussfolge auf andere, vorher unbekannte, Wahrheiten geschlossen wird, und diese nun so einleuchtend werden, dass sich das Gegentheil nicht mehr denken läst. Gegenüber stellt der Vf. den Beweis aus wahrscheinlichen Gründen und definirt denselben dahin, *dass dieser nur die Möglichkeit des Gegentheils entferne*. Wäre diess wirklich der Fall, so würde dieser Beweis ganz auf den Begriff der Demonstration hinauslaufen, und da der Vf. (S. 2. a. E.) anführt, dass die Wahrscheinlichkeit uns nur eine muthmasende Erkenntniss gewähre, ferner (S. 5. §. 3) gesagt wird, dass ein Satz dann *wahrscheinlich* sey, wenn man ihn *eher, als das Gegentheil* für wahr zu halten geneigt ist: so enthält jene Definition einen Irrthum, der zwar, wie man sieht, nicht im Geiste des Vfs. liegt, der aber den Satz selbst entstellt. — Die Wahrscheinlichkeit selbst theilt sich (§. 2) in die physische, metaphysische, mathematische und moralische; die historische ist aus der physischen und moralischen zusammengesetzt, und mit der historischen ist die juristische ganz einerley, indem sie bloss in der Anwendung der historischen Wahrscheinlichkeit auf *Rechtsstreitigkeiten* (besser: auf rechtliche Gegenstände, da man in criminalrechtlichen Fällen nicht von Rechtsstreitigkeiten im gewöhnlichen Sinne des Worts zu sprechen pflegt) besteht. Der Ursprung der Wahrscheinlichkeit wird hierauf dahin angegeben, dass sie jedesmal aus der Unwahrscheinlichkeit entspringe; allein es läst sich wohl nicht behaupten, dass das Positive aus dem Negativen seine Entstehung erhalte, vielmehr würde der Satz, dass durch Zusammenstellung mehrerer Gründe der Gegensatz sich als unwahrscheinlich ergebe vielleicht richtiger seyn. Denn wenn gleich durch mehrere zusammentreffende Gründe der Wahrscheinlichkeit ein Satz aus dem Gebiete desjenigen, was in der Regel nicht für wahr gehalten werden kann, herausgehoben, und als wahrscheinlich aufgestellt wird: so kann man doch jenen Zustand, worin sich ohne diese Gründe jeder Satz befindet, nicht als die *Quelle* seiner nachherigen Wahrscheinlichkeit annehmen; treffen vielmehr Gründe für einen Satz zusammen, so steht er gleich von selbst unter den mehr oder weniger wahrscheinlichen Sätzen, und wird also nicht sowohl aus den unwahrscheinlichen, als vielmehr aus den, sonst als unwahr anzunehmenden, Sätzen entwickelt. Damit können aber dennoch die beiden angeführten Regeln bestehen: 1) dass unter zwey sich widersprechenden Sätzen nothwendig einer wahr seyn müsse, und dass 2) nichts ohne zureichenden Grund für wahr gehalten werden könne. Das Verhältniss des Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichen ist aber (S. 6) von dreyfacher Art, nämlich 1) wir urtheilen nur, dass ein Satz leichter möglich und für wahr anzunehmen sey, als das Gegentheil: geringste Wahrscheinlichkeit, Muthmasung; 2) wir glauben so überzeugt zu seyn, dass wir kein Bedenken tragen, im gemeinen Leben darnach zu handeln; 3) wir halten einen Satz für schlechterdings und unwidersprechlich gewiss, weil uns die Erfahrung noch kein Beyspiel des Gegentheils gezeigt hat: moralische Gewissheit, welche man der Demonstration ganz gleich achtet, und durch die man sich oft mehr überzeugt hält, als durch die Demonstration (denn dass sie wirklich eine grösere Überzeugung *bewirke*, wie der Vf. sich ausdrückt, läst sich nicht annehmen; doch liegt diess nur im Ausdrucke).

Eine fernere Eintheilung der Wahrscheinlichkeit ist nach dem Vf. (S. 8) daraus herzunehmen, dass das Urtheil, welches wir aus wahrscheinlichen Gründen fällen, entweder in der Natur der Dinge selbst, oder in unserer individuellen Vorstellungsart liegt; jenes wird die *objective*, dieses die *subjective* Wahrscheinlichkeit genannt. Die erstere kann nur eine einzige seyn, sie beruht auf einem Systeme der für die Erkenntniss der Wahrheit Statt findenden Gründe, macht eine Wissenschaft aus, und ist der Gegen-

ſtand des vorliegenden Werks, wogegen dieſe ſo verſchieden iſt, als Menſchen ſich überzeugt halten können, daher ſie an allen den Mängeln leidet, die ſich in dem Erkenntnisſvermögen der Individuen finden können. Es iſt etwas undeutlich, und ſcheidet die Begriffe nicht genau von einander, wenn der Vf. die objective Wahrſcheinlichkeit diejenige nennt, welche in der Natur der Dinge und deren allgemeinen Verhältniſſen liegt: denn auch die ſubjective Wahrſcheinlichkeit geht mittelſt eines Urtheils daraus hervor, nur wird ſie auf verſchiedene Art, als darin enthalten, erkannt. Jene objective Wahrſcheinlichkeit muſs den Richter beſtimmen, in einer Sache den Ausſpruch zu thun, und die Natur eines vorliegenden Rechtsverhältniſſes ſelbſt macht, nach dem Verhältniſſe ſeiner gröſseren oder geringeren Wichtigkeit, bald das Vorhandenſeyn einer gröſseren Wahrſcheinlichkeit nothwendig, bald reicht dabey ſchon eine geringere hin.

Wir theilen nun den Inhalt der folgenden Abſchn. mit: II. Von den Arten, das Wahrſcheinliche zu erkennen, deren (S. 14) vier aufgezählt werden, nämlich 1) die Betrachtung der Möglichkeiten, indem wir allein die Möglichkeit eines Satzes und die damit verbundenen Gegenſätze betrachten; 2) die Analogie, wo von bekannten Erſcheinungen auf einen ähnlichen Erfolg geſchloſſen wird; 3) Phänomene, wenn auf Umſtände Rückſicht genommen wird, die mit der Erſcheinung in einiger Verbindung ſtehen; 4) ſinnliche Evidenz, lauter Erkenntnisſarten, die auf dem Grundſatze beruhen, daſs nichts ohne zureichenden Grund exiſtire. Je mehr nun ein Satz von dieſen Gründen unterſtützt wird, deſto wahrſcheinlicher iſt er, und entweder verſteht Rec. den Vf. nicht, oder es iſt ein Irrthum, wenn es im Anfange des §. 2 (S. 14) heiſst: Wenn wir bey einem Satze *weniger* ohne Demonſtration annehmen können, als bey dem Gegenſatze, ſo halten wir ihn für wahrſcheinlicher, da vielmehr ſtatt *weniger* der Ausdruck *mehr* gebraucht ſeyn müſste.

III. Von der erſten Erkenntnisſart der Wahrſcheinlichkeit, das heiſst, von der Betrachtung der Möglichkeiten, als der unterſten Stufe der Wahrſcheinlichkeit, indem ein Satz weder der Vernunft, noch den uns bekannten Naturgeſetzen widerſtreiten darf (logikaliſche, phyſiſche Möglichkeit). Auch gehört dahin die Präſumtion der Sittlichkeit (moraliſche Möglichkeit), auf welche letztere jedoch im Allgemeinen nicht viel zu bauen iſt, ſondern die nur dann einigen Werth erhält, wenn der mit der moraliſchen Handlung verbundene Vortheil den auf der Gegenſeite zu befürchtenden Nachtheil überwiegt.

IV. Von der Analogie, der reichhaltigſten Quelle des Wahrſcheinlichen, die eine um ſo gröſsere Zuverſicht bewirkt, je nachdem das bekannte Beyſpiel mit demjenigen, auf welches geſchloſſen wird, eine gröſsere Ähnlichkeit hat. Sie ſtützt ſich daher auf den Grad der Ähnlichkeit ſelbſt, auf die Menge und die genaue Gleichförmigkeit der angeſtellten Erfahrungen, welche beide der alleinige Probirſtein derſelben ſind. Vorzüglich trifft ſie aber in der phyſiſchen Natur zu, und Schlüſſe von freyen Handlungen der Menſchen ſind wegen der Verſchiedenheit der Neigungen und der Denkungsart ſehr trügeriſch; deſshalb findet auch nur in jener eine unendliche Analogie (S. 50) Statt, wenn ſich ſeit undenklichen Zeiten kein ungünſtiges Beyſpiel gezeigt hat. Der Vf. beſchlieſst dieſen Abſchnitt mit der Bemerkung, daſs die Induction nichts anderes ſey, als ein analogiſches Product.

V. Von den Phänomenen, d. h. den Umſtänden der Hauptbegebenheit, deren Übereinſtimmung eine Quelle der Wahrſcheinlichkeit ausmacht. Theils das Princip der Zeitfolge nach dem Geſetze der Cauſſalität, theils das Princip des Zugleichſeyns liegt hier zum Grunde; und wenn ein möglicher Satz mit ſchon bekannten zuſammentreffenden Umſtänden beſſer als ſein Gegenſatz übereinſtimmt: ſo wird er wahrſcheinlich, und die Wahrſcheinlichkeit wird um ſo ſtärker, je genauer dieſe Verbindung iſt, und je öfter ſie bemerkt wurde. Sehr wichtig iſt hiebey die Eintheilung der Phänomene in iſolirte und harmoniſche, nachdem ſie nur mit dem zu erweiſenden Satze, oder auch mit ſich ſelbſt in Verbindung ſtehen, indem bey dieſer Verbindung unter ſich, nach dem Satze des zureichenden Grundes, weit weniger ein Ohngefähr angenommen werden kann. Dieſe Harmonie ſelbſt muſs wieder wenigſtens ſo viel gelten, als ein iſolirtes Phänomen (S. 71), und folglich können drey einfache Phänomene nie ein doppeltes harmoniſches Phänomen überwiegen. Hiebey unterſucht der Vf. zugleich die Gradation der Phänomene, und die Wichtigkeit derſelben, nachdem ſie durch andere Umſtände verſtärkt oder geſchwächt werden.

VI. Von der ſinnlichen Evidenz, die hier deſshalb nur zur Quelle der Wahrſcheinlichkeit (der man ſie ſonſt entgegenſetzt) gerechnet wird, weil ſie immer auf der Vorausſetzung beruhet, daſs die Sinne in einem gegebenen Falle nicht trügen. Am ſtärkſten wirkt die ſinnliche Evidenz für den Empfindenden ſelbſt, und man kann der bloſsen Mittheilung dieſer Empfindungen nicht daſſelbe Gewicht beylegen, indem nun noch zu unterſuchen bleibt, ob derjenige, welcher die Empfindung gehabt zu haben behauptet, wirklich ſo empfunden habe, als er angiebt. Die ſinnliche Evidenz ſelbſt iſt oft fehlerhaft, und wenn aus vielen Umſtänden zuſammengenommen etwas wahrgenommen werden ſoll, und dazu lange Anſtrengung erfodert wird: ſo geben die Sinne ſelten vollkommene Überzeugung, und daher fodert die Klugkeit, zur Berichtigung der Empfindungen das Zeugniſs Anderer zu Hülfe zu nehmen. Der Vf. bemerkt (S. 91) hiebey: So verfährt der Arzt, der Chemiker, der Geſchichtsforſcher, und ſo muſs auch der Richter verfahren. Es ſcheint aber keine ganz richtige Folgerung zu ſeyn, wenn der Vf. hinzuſetzt: *daher* haben die Geſetze dem Richter auferlegt, die Evidenz nicht aus eigener Erfahrung, ſondern aus der Verſicherung Anderer zu ſchöpfen. Sollte dieſer Satz aus dem vorigen folgen, ſo würde man an-

nehmen müssen, dass der Richter seine eigene Erfahrungen nur durch die der Zeugen unterstütze, um auf diese Art seine eigene Überzeugung zu berichtigen; aber das wollen die Gesetze nicht, sondern, so oft es auf Zeugenaussagen ankommt, soll der Richter nichts aus eigener Erfahrung hineintragen. Auf der anderen Seite ist aber jener Satz auch nicht so allgemein, indem namentlich bey Einnahme eines Augenscheins der Richter oft ohne fremde Hülfe die Wahrheit ausmitteln darf (vergl. Th. II. S. 256).

VII. Von dem Glauben auf Zeugnisse. — Dieser Abschnitt knüpft sich an den vorigen unmittelbar an. Dieser Glaube beruhet theils auf der Vermuthung einer richtigen sinnlichen Wahrnehmung des Zeugen, theils auf seinem Willen, sie richtig mitzutheilen. Den guten Willen schätzt man nach dem Interesse des Zeugen, was daher auch die römischen Gesetze als einen vorzüglich zu berücksichtigenden Punct annehmen. Überhaupt zeigt die ganze hier folgende, aus der Natur der Sache genommene Entwickelung der Mängel, die sich bey den Zeugen vorfinden, was für richtige Grundsätze im römischen Rechte liegen, nur mit dem Unterschiede, dass sie darin in einer weniger syllogistischen Form, auch nicht in dem Zusammenhange vorkommen, worin sie unter sich stehen. Unter die Personen, deren Zeugniss nicht völlig glaubhaft ist, zählt der Vf. (S. 110) auch die Mitglieder solcher Volksclassen, die ein verächtliches Gewerbe treiben, und durch ihre gedrängte Lage genöthigt werden, sich Unwahrheiten und heimliche Bevortheilungen zu erlauben. Es springt hier in die Augen, welchen Einfluss harte Gesetze über Ein- und Aus-Fuhr auf den Charakter der Unterthanen haben, indem die Nothwendigkeit oder der lebhafte Wunsch, gewissen Bedürfnissen leichter abzuhelfen, häufige Veranlassungen giebt, die Gesetze zu verletzen. Die wiederholten Versuchungen bringen die Personen, welche über jene Gesetze wachen sollen, zum Falle, und sie werden nun nicht nur die käuflichen Mittel, durch welche diese Gesetze ohne Mühe umgangen werden, sondern der Staat besitzt in ihnen eine verdorbene Classe von Menschen, deren Bestechlichkeit auf die übrigen Unterthanen zurückwirkt, und auch diese gegen Wahrheit und Redlichkeit abstumpft. Man kann daher für solche Staaten den Satz nicht leugnen, dass hier Gesetze und Staatseinrichtungen, anstatt die Veredlung der Unterthanen zu bewirken, das sittliche Verderben derselben selbst veranlassen!

Die (S. 116) folgende Auseinandersetzung der Fälle, wo die persönliche Verbindung den Zeugen unglaubwürdig macht, ist wiederum aus der Natur der Dinge sehr richtig entwickelt. Ältern und Kinder, Ehegatten verdienen, wenn sie für einander aussagen, sehr wenigen Glauben: indess möchte es doch zu weit gegangen seyn, wenn der Vf. ihnen, falls sie gegen einander aussagen, *allen* Glauben abspricht. Rec. glaubt, dass nach der Natur der Sache hier, wie im ersten Falle, nur ein sehr geringer Grad, aber doch nicht die Abwesenheit aller Glaubwürdigkeit vorhanden sey. Denn in beiden Fällen muss doch die Präsumtion der Moralität wenigstens etwas wirken, und man braucht nicht gerade anzunehmen, dass nur der höchste Grad von Feindschaft so nahe verbundene Personen zu einer Aussage gegen einander veranlassen könne. Sieht man auch die Sache recht genau an, so möchte wohl der Verdacht in einem solchen Falle sehr häufig aus einem näheren oder entfernteren Interesse des Zeugen herrühren, wohin z. B. der Niessbrauch des Brautschatzes, das künftige Erbrecht unter Ascendenten und Descendenten gehört. Hierauf dürfte sich daher noch eine besondere Unterscheidung gründen, dass nämlich ein eigenes Interesse völlig, dessen Abwesenheit aber nur grösstentheils die Glaubwürdigkeit schwäche, und dass in manchen Fällen das Zeugniss des Ascendenten für den Descendenten mehr Glauben verdiene, als das Zeugniss des letzteren für jenen, z. B. das Zeugniss des Vaters für den einzigen Sohn, welcher Erben hinterlässt. — Unter anderen Verhältnissen kommt der Vf. (S. 139 §. 18) auch auf das Zeugniss des Klägers und des Beklagten für und wider sich, und führt als Grund der Unzulässigkeit desselben an, dass der Kläger, als sich freywillig anbietender, der Beklagte als ein gezwungener Zeuge zu betrachten seyn würde. Allein in der vorherigen Ausführung nimmt der Vf. selbst an, dass man bey dem Zeugen, der sich selbst anbietet, Stufenfolgen festsetzen müsse. Daher reicht jener Ausdruck nicht völlig hin, sondern die Unzulässigkeit des Klägers zum Zeugnisse ist lediglich daraus abzunehmen, dass er durch Anstellung der Klage sein Interesse bey der Sache geradezu an den Tag legt. Im Übrigen muss man bey dem Ausdrucke, dass der Beklagte als gezwungener Zeuge für sich anzusehen sey, nicht den gewöhnlichen Begriff des Zwanges verstehen, sondern den, welchen der Vf. (S. 208) annimmt, wohin alle Bewegungsgründe gerechnet werden, die den Zeugen für oder gegen die Sache einnehmen können, insbesondere sein Interesse für dieselbe, wobey Rec. jedoch gesteht, dass ihm der Ausdruck nicht passend scheint. — Trefflich ist das, was (S. 167 ff.) über die Harmonie der Zeugen und die dadurch entstehende Glaubwürdigkeit derselben, über das Abwägen eines unter ihnen eintretenden Widerspruchs, und über die bekannte Regel: *Testis unicus affirmans etc.* ausgeführt wird, was aber der Raum dieser Blätter genauer anzugeben nicht gestattet.

VIII. Von der Gradation der Wahrscheinlichkeit, welche eben so verschieden ist, als die Zahl der möglichen Fälle bis auf Einen. Hier werden die schon oben bemerkten Grade der Wahrscheinlichkeit näher auf die einzelnen Erkenntnissarten angewandt, auch die Modificationen angeführt, welche dabey eintreten können. Insbesondere giebt der Vf. (S. 264) die Regel, dass kein Beweis die nöthige Festigkeit erlangen könne, wenn nicht der Gegner mit seinen Gegengründen gehört, oder ihm Gelegenheit zur Verantwortung gelassen ist. Daher kann man auch mit dem

Vf. richtig schliessen, dass, wenn ein Angeklagter nicht im Stande ist, nur die wahrscheinliche Existenz eines Gegenbeweismittels zu zeigen, diess den Verdacht gegen ihn vergrössere, auch der Beweis durch fruchtloses Bemühen, eine Entschuldigung zu finden, mehr verstärkt werde, als wenn bloss Starrsinn und Ungehorsam die Antwort verhindern. Denn gerade die Bemühung wird darauf gerichtet seyn müssen, das Daseyn einer anderen Möglichkeit zu zeigen, und wenn diess nicht gelingt, so fallen noch andere Möglichkeiten hinweg, unter denen ein Zweifel eintreten könnte.

Zweyter Theil. I. Von der kritischen Berichtigung der gerichtlichen Beweise. Die Erkenntniss der Wahrheit wird sehr oft durch Unvollkommenheit des Geistes und der Sinne, Unfähigkeit, Trägheit, oder Leidenschaft des Untersuchers verhindert, häufig durch die Beschaffenheit der Umstände, aus denen die historische Gewissheit hergeleitet wird, und welche grösstentheils nicht ganz wesentliche Eigenschaften der Dinge sind, unrichtig geleitet; aber auch die Zeichen, worin die Merkmale der Gegenstände ausgedrückt werden, namentlich die Sprache, die nicht jeder Empfindung genau anzupassen ist, verwirrt die Begriffe; und da sich die Sprache verändert, so läst eine anscheinende Übereinstimmung der Zeugen, die wir aus älteren Urkunden hernehmen zu können glauben, selten eine vollkommene Harmonie voraussetzen.

II. Von den Hülfsmitteln, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen. Dahin gehört von Seiten des Richters dessen eidliche Verpflichtung, seine Verbindlichkeit, Alles genau niederzuschreiben, die Urkunden sorgfältig aufzubewahren, Formalitäten, u. s. w., insbesondere bey dem Zeugenbeweise das Verhindern einer Verabredung, das Geheimhalten des Gegenstandes der Beweisführung, Ausmittelung der Harmonie durch zweckmässige Fragstücke, und der Eidschwur. In Ansehung dieses letzteren scheint der Vf. (S. 21) die Ableistung des Eides *vor* Ablegung des Zeugnisses vorzuziehen, wie der gemeine Gerichtsgebrauch es mit sich bringt. Denn es wird hinzugesetzt, man fasse alsdann ein grösseres Zutrauen zu seiner Wahrhaftigkeit, weil der Zeuge sich auf den Fall, dass sein Zeugniss unwahr befunden werde, einer grösseren Gefahr aussetze. Allein es möchte wohl niemals vorkommen, dass im Augenblicke des abgelegten Zeugnisses schon die Unwahrheit der Aussage sich ergebe; vielmehr werden dazu erst neue Beweismittel erfodert, und desshalb scheint es dem Rec. viel zweckmässiger, den Zeugen zuvor zu erinnern, dass er seine Aussage beschwören müsse, ihn sodann zu vernehmen, und am Ende, nach genauer Vorlesung jeder Antwort, ihm den Eid abzunehmen. Dadurch wird Eidschwur und Aussage fast in einen einzigen Act zusammengedrängt; und es ist nicht zu leugnen, dass, je näher der Eid der Aussage steht, desto mehr zu erwarten ist, dass sie mit Aufrichtigkeit geschehen sey, da im Gegentheil, wenn der Eid vorher abgelegt wird, vielleicht Stunden darüber hingehen, bevor die Vernehmung geschieht (was bey der Abhörung mehrerer Zeugen nicht zu vermeiden ist), und weil der Zeuge über die Beantwortung der Fragen seinen Eidschwur zum Theil vergisst, die Glaubwürdigkeit nothwendig verlieren müsse. Rec. hält sich wenigstens überzeugt, dass auf diese Art die Wahrheit öfter an den Tag kommen werde, als bey dem Gerichtsgebrauche der Fall ist.

III. Vorläufige Übersicht, und Eintheilung der rechtlichen Beweismittel. Dabey verwirft der Vf. die Eintheilung der Beweisgründe, welche *Tevenar* annimmt, nämlich aus der Vernunft, und aus der Erfahrung, wovon die ersteren in der Sache selbst, und deren Verhältnissen, in ihren Eigenschaften, nothwendigen Folgen und Wirkungen enthalten seyn, diese aber aus einer bloss sinnlichen Anschauung entstehen sollen. Rec. stimmt hierin mit dem Vf. völlig überein, indem die Vernunftgründe auch bey dem Beweise aus der Erfahrung durchaus nicht fehlen können, folglich der Theilungsgrund nicht passt. Es läst sich eine eigentliche Absonderung der wesentlichen Quellen des Beweises, bey ihrer genauen Verkettung mit einander, nicht annehmen; nur enthalten einige Beweismittel die unmittelbare Evidenz der Begebenheit selbst, worauf es ankommt, andere schränken sich auf analogische Schlüsse ein: doch dient auch diese Verschiedenheit nicht dazu, um eine völlige Trennung unter ihnen Statt finden zu lassen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Ohne Verlagsanzeige: *Bessere Anordnung des deutschen Alphabets und Benennung neuer Tonzeichen nach richtiger Aussprache*, von M. *Johann Christoph Vollbeding*. 1 Bog. Tabel. (2 Gr.) Das deutsche Alphabet wird geordnet: 1) in Hülfslaute oder Grundlaute (Vokale) unter denen wieder Halblaute und Vollaute (Voll-Laute?) unterschieden werden; 2) in Hauptlaute oder Bestimmungslaute (Consonanten) die nach ihrer Verwandschaft und Zusammensetzung auf einander folgen. Zu was die Anmerkung zum Buchstaben g dastehe, ist nicht wohl zu errathen. — Die Lesezeichen, die als Erleichterung der deutlichen und richtigen Aussprache dienen sollen, sind (ˆ) um den *hohen* Ton, (ˉ) um den *langen*, und (˘) um den *verkürzenden* Accent zu bezeichnen. Für den Ausländer, der unsere Sprache erlernen will, würden vielleicht diese Zeichen von Nutzen seyn; bey uns wird mit oder ohne diese Zeichen jede Zunge ihren Ton und Accent behalten.

F. S.

Fürth und *Leipzig*, b. Korn: *Neuestes ABC-Buchstabier- und Lesebuch für gute Kinder. Mit 24 Kupfern.* 24 S. 8. (6 Gr.) Wir wissen nicht, aus welchem Grunde dieses ABC-Buch das *neueste* heisst; man würde es besser genannt haben: gewöhnliches ABC-Buch, wo nicht schlechtes. Man verlangt doch wenigstens von einem ABC-Buchs-Macher, dass er Orthographie verstehe. Hier aber liest man: Blumen zu Kränzen *pflüggen*, *Rothkeelgen*, *grassten* f. *graseten*, *wünscht* st. *wunschest* u. f. Mit den Sittenlehren und Denksprüchen hätte man besser haushalten können. Die Lehre der Fabel vom Caninchen S. 20 muss man S. 22 noch einmal lesen. Die Kupfer sind auch nicht viel werth.

R. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 5 FEBRUAR 1808.

JURISPRUDENZ.

Regensburg, in der Montag- und Weissischen Buchh.: *Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit zur Gründung des historischen und gerichtlichen Beweises*, von *Hanns Ernst von Globig* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

IV. Von den Vermuthungen. Der Vf. theilt sie in *physische* und *moralische*, nachdem sie aus dem Reiche der Natur, oder aus den freyen Handlungen der Menschen entstehen, ferner in *allgemeine*, welche aus der wiederholten Erscheinung ähnlicher Gegenstände abstrahirt werden, und in *besondere*, die aus den Umständen entstehen, welche mit dem in Frage liegenden Gegenstande genau verknüpft sind. Die ersteren sind zum Theil schon in den Gesetzen enthalten (*praesumtiones legales*), die letzteren aber grösstentheils dem richterlichen Ermessen überlassen (*praes. facti s. hominis*), wobey jedoch der Vf. bemerkt, dass diese nur desshalb nicht in den Gesetzen vorkommen, weil es unmöglich ist, alle speciellen Analogieen in allgemeine Regeln zu fassen, wesshalb die gesetzlichen vor ihnen nichts voraus haben (S. 54). Beide Arten, gesetzliche und richterliche Präsumtionen können desshalb nur nach den Graden der durch sie entstehenden Wahrscheinlichkeit beurtheilt werden, die oben vorgekommen sind. Der höchste Grad ist der, welcher auf einer unendlichen Analogie beruhet, und dieser begründet einen vollständigen Beweis. Nicht alle, von den Gesetzen als sogenannte *praesumtiones juris et de jure* aufgeführten Vermuthungen stehen auf jenem höchsten Grade, und bedurften daher der gesetzlichen Sanction, um dafür zu gelten. Der Vf. beschäftigt sich nun mit Aufstellung von Regeln für die Wirksamkeit der Vermuthung (S. 62), die aus der Natur derselben glücklich und scharfsinnig entwickelt sind, die aber so wenig, als die übrigen Wahrheiten, die derselbe von der Präsumtion umständlich und gründlich entwickelt, hier näher bezeichnet werden können.

V. Wird von der Verstärkung der Zeugnisse und Geständnisse durch Eidesleistung gehandelt, worüber das Allgemeine schon oben bemerkt wurde. Die Untersuchungen über die Rechtlichkeit des Eides, und dessen einzelne Arten, enthalten schätzbare Bemerkungen über das Wesen dieses Instituts. Möchte doch jede Gesetzgebung den Wunsch des Vfs. berücksichtigen, und den Schwörenden durch seinen Beichtvater ermahnen lassen! Niemand kann in diesen Wunsch aufrichtiger einstimmen, als derjenige, der öfter in Gerichtsstuben gewesen ist, und bemerkt hat, wie der Richter, der hundertmal die gewöhnlich elende Warnungsformel hergelesen hat, sie monotonisch und mit dem sichtbaren Bestreben, sie recht bald zu beendigen, wiederholt, wie ferner die übrigen Gerichtspersonen während der Zeit in den Acten blättern, Geld zählen, sich halblaut unterhalten u. s. w., wodurch natürlich der Schwörende zerstreut werden, und seinen Glauben an die Heiligkeit des Eides verlieren muss.

VI. Von dem gerichtlichen Geständnisse. Dieser Abschnitt fängt mit dem Satze an, dass ein aussergerichtliches Geständniss nur als erweisliches Phänomen gelte, woraus also folgt, dass nach den verschiedenen Umständen, die das Geständniss begleiten, es bald eine geringere, bald eine grössere Glaubwürdigkeit erhalte. Hierauf werden die Erfodernisse des Geständnisses nach den Beweggründen und der Form genauer untersucht.

VII. Von der Schätzung der gerichtlichen Zeugnisse. Zuvörderst bestimmt der Verfasser, wie weit das Gesetz über den Werth des Zeugen verordnen dürfe; und dabey wird bemerkt, dass es die allgemeinen Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht verrücken dürfe, wesshalb der Regent das verschiedene Interesse des Zeugen nicht unberücksichtigt lassen, seine Freyheit und Unbefangenheit nicht stören darf u. s. w., wenn seine Gewalt nicht in Despotismus ausarten soll; wohl aber kann er den allgemeinen Regeln Bestimmungen beyfügen, die sich auf die individuelle Beschaffenheit der Nation und der Stände beziehen: so wie er auf der anderen Seite die Abstufungen des Werths der Zeugnisse näher bestimmen darf, die nach den allgemeinen Erkenntnissgründen so genau nicht bezeichnet sind. Umständlich spricht der Vf. hierauf von den Fähigkeiten der Zeugen. Rec. will aber nur die Classification der verdächtigen Zeugen in drey Abtheilungen anführen, nachdem man bey ihnen nur einen Charakterfehler auf unbestimmte Art präsumirt, z. B. fremde Zeugen oder insofern ein reeller und bestimmter Fehler vorhanden ist, z. B. Zeugen, die wegen desselben Verbrechens vorher bestraft sind, oder wo ein Zusammentreffen solcher Mängel eintritt, in welchem letzteren Falle der Werth des Zeugen nach der Beschaffenheit der einzelnen Mängel selbst sehr verschieden seyn kann. — Unter der Aufschrift: Mittel, die Kraft der Harmonie zu sichern (S. 191), giebt der Vf.

an, wie der Zeuge vernommen werden soll, und verwirft dabey alle Suggestion, weil der Richter, um aus der Ausfage des Zeugen feine Glaubwürdigkeit felbst prüfen zu können, ihm nicht die Antwort in den Mund legen muss. Aus diesem Grunde lässt sich die Abfassung der Beweisartikel im Civilprocesse gar nicht billigen, die der unbefangenen Ausfage des Zeugen fehr nachtheilig find. — Nach diesem geht der Verf. auf den Werth contradictorischer Zeugnisse über, worüber mehrere Regeln angegeben werden, und beschliesst diesen Abschnitt mit einer Bestimmung des Werths der Zeugen, welche gegen den Producenten aussagen.

VIII. Von dem Urtheil der Sachverständigen, wobey Rec. nichts Neues gefunden hat. Übrigens verlässt der Vf. mit *Gönner* (in dessen Handbuche) die Meinung älterer Rechtslehrer fehr richtig, welche behaupten, dass, bey einem Widerstreite der Kunstverständigen, der Richter nach dem Gutachten gehen solle, welches durch die besten Gründe unterstützt ist. Denn selbst, wenn der Richter die nöthigen Vorkenntnisse der erfoderlichen Kunst besitzen sollte, würde er aus feiner Kenntniss nichts hineintragen dürfen.

IX. Von der Beweiskraft der Urkunden. Der Vf. giebt den gerichtlichen Urkunden vor allen anderen den Vorzug, felbst wenn sie von anderen öffentlichen Beamten über Gegenstände, die in ihr Amt einschlagen, abgefasst werden; und allerdings haben gerichtliche Urkunden durch die Zuziehung mehrerer Personen, durch forgfältige Aufbewahrung im Archive, das Vorlesen u. f. w., eine stärkere Präsumtion für sich, ihre Ächtheit ist sofort klar, wenn sie bey demselben Gerichte vorgebracht werden, wo sie ausgefertigt sind, dahingegen die Urkunde eines anderen Beamten erst des Beweises bedarf, dass sie von demselben herrühre. In Ansehung der Abschriften behauptet der Vf. zwar ganz richtig (S. 230), dass, wenn sie nur von anderen authentischen Abschriften genommen worden, sie weniger Glauben verdienen, als wenn sie von dem Originale selbst genommen sind. Dass man aber der vierten vidimirten Abschrift von der dritten gleichfalls vidimirten, keinen höheren Werth beylegen könne, als einer unmittelbar von dem Originale genommenen einfachen Copie, läst sich fo unbedingt nicht behaupten, sondern, wenn die Vidimation der vorherigen Copieen ebenfalls mit bemerkt ist, und gegen die beglaubigende Person nicht besondere Verdachtsgründe eintreten, so muss die Copie doch immer glaubhafter bleiben, als die einfache Copie, deren Urheber sich so wenig ergiebt, als daraus zu ersehen ist, ob sie überhaupt von einer anderen Urkunde hergenommen, und nicht vielmehr das Product des Schreibenden selbst fey. — Eben so wenig kann Rec. mit dem Vf. darin übereinstimmen (S. 241), dass, wenn eine Urkunde von zwey Personen ausgestellt, von der einen abgeleugnet, und von der anderen anerkannt ist, der Ableugnende für gänzlich überführt zu achten fey, wenn er nur den Inhalt, und nicht die Handlung ableugnet, auch nicht beweisen kann, dass der zweyte Aussteller mit dem Gegentheil colludire. Hiebey giebt allerdings das Anerkenntniss des einen Theils eine Vermuthung gegen den anderen ab, und diese verstärckt sich durch das Zugestehen der Handlung; allein es würde sehr hart seyn, daraus, in Verbindung mit der Unmöglichkeit eines Beweises einer Collusion, der wohl in den meisten Fällen nicht zu führen seyn möchte, so viel zu folgern, dass daraus eine Überführung abzunehmen sey, da die Schliessung eines Geschäfts mit der Abfassung einer Urkunde über dasselbe gar nicht in einer nothwendigen Beziehung steht. Der Vf. beruft sich dabey auf das, was er im sechsten Abschn. §. 4 von dem doppelten Geständnisse anführt, wo aber der Satz ganz anders gefasst, und nur davon die Rede ist, dass der Bekenner den Beschuldigten zwar nennt, aber doch die Schuld mehr auf sich zu wälzen, und sie durch Milderungsgründe von dem Theilnehmer abzuwälzen sucht. Häufig wird dabey auch der Fall eintreten, dass die völlige Entschuldigung des Einen eine desto grössere Verbindlichkeit für den Anderen hervorbringt, wodurch seine Beschuldigung allen Werth verliert. — Bey den Mitteln, die Ableugnung der Urkunden durch Zeugenbeweis zu verhindern, führt der Vf. nur die beiden Fälle an, wenn die Zeugen bey der Ausstellung gegenwärtig gewesen sind, oder, dass diess geschehen sey, von dem anderen Theile gehört zu haben behaupten, und führt die Art der Recognition durch Zeugen, die nur auf die Ähnlichkeit der Hand mit anderen, den Zeugen bekannten Schriften des angeblichen Ausstellers gerichtet ist, gar nicht an, womit auch andere Schriftsteller übereinstimmen, da diess eine völlig unpassende Art ausmacht, die Wahrheit zu erkennen, oder auch nur einen geringen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erlangen. — Der Beweis durch Handelsbücher setzt allerdings mehrere Erfodernisse voraus; allein anzunehmen (S. 249), dass der Schuldner wenigstens schon einmal in dem Falle gewesen seyn müsse, von dem Kaufmanne auf Credit zu nehmen, scheint dem Rec. eine unhaltbare Behauptung. Hieraus würde folgen, dass von mehreren ungleichzeitigen Posten immer der erste weniger glaubwürdig fey, weil sich wohl von dem ersten auf den folgenden, aber nicht umgekehrt, schliessen lässt; und wenn ein Schuldner nur Einmal auf Credit genommen hätte, so würde das Privilegium des Handelsbuchs ganz wegfallen, dasselbe also einmal beweisen, das andere Mal aber nicht; offenbar ein nicht zu billigendes Schwanken.

X. Von der eigenen sinnlichen Evidenz des Richters. XI. Von dem Widerstreite der gerichtlichen Beweise. Der XII Abschn. enthält den Versuch einer Bestimmung des vollkommenen und unvollkommenen gerichlichen Beweises; in den beiden letzteren Abschnitten sind schätzbare Ideen und Bemerkungen enthalten, die aber keine nähere Ansicht in diesen Blättern erlauben. Der Vf. beschliesst das Werk im *dreyzehnten* Abschnitte mit der Frage: wer den Beweis führen müsse, welche jedoch nur ganz kurz behandelt ist.

Durch diese genauere Anzeige eines Werks, das gewiss bereits in den Händen der meisten Rechtsgelehrten seyn wird, glaubt Rec. am besten seine Achtung für das grosse Verdienst zu bezeugen, welches sich der Vf. dadurch um die Lehre von der Beweisführung erworben hat. Ausser dem angegebenen Inhalte verdient insbesondere noch die Deutlichkeit der Darstellung vieles Lob, da diese bey Auseinandersetzungen der Art so oft dunkel zu seyn pflegt, wodurch mancher, der sich sonst gern damit bekannt machte, abgeschreckt wird. — Für einen deutlichen Druck und für gutes Papier ist gleichfalls gesorgt worden. s. t. u.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Campe: *System der Politik und des Handels von Europa.* Ein Handbuch für Staatsmänner, Statistiker, Kameralisten und Kaufleute von Dr. *J. J. Stutzmann.* 1806. 714 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der erste Theil des Titels der vorliegenden Schrift ist vielversprechend, der zweyte verheisst gar eine politische Universalmedicin, und der wirkliche Inhalt zeigt eine Zusammenstoppelung von Excerpten aus historischen, politischen und statistischen Schriften, wie sie der Vf. gerade zur Hand hatte. Speculativ seyn sollende Formeln, erborgt aus der neuesten Philosophie, die der Vf. nicht versteht, sollen dem losen Federproduct Einheit und Zusammenhang geben, und es wohl gar zum System der Politik erheben, obgleich von einem wahren System auch nicht eine Spur zu finden ist. Fast jede Seite dieses Buchs beurkundet, dass sein Vf. nicht einmal die gemeinsten Elemente der wahren Politik und des Handels versteht, welcher Mangel durch vornehm tönende Formeln nicht verdeckt werden kann, so wenig als durch den Ton der Zuversicht, in welchem der Vf. zum Leser spricht. In einem System der Politik, das über 700 gedruckte Seiten enthält, erwartet man doch vor allen Dingen einen richtigen Begriff, oder wohl gar die wahre Idee der Politik aufgestellt und entwickelt zu finden, so dass man das Einzelne daran anreihen u. s. w. kann; von dem allen aber findet sich hier nichts.

Der erste Abschnitt: *Europäische Politik*, wird mit einem 15 Seiten langen philosophisch-politischen Raisonnement eröffnet, und dadurch als höchstes Gesetz der gesammten europäischen Politik constituirt: *Alles ist Eins.* In der Ausübung müsse es Grundsatz seyn: *Keinen (Staat) so hervorragen zu lassen, dass er den übrigen gefährlich werde*, daher, so viel möglich: *Trennung und Zerstückelung.* Es ist (nach dem Vf.) *eine Meisteraufgabe* der Politik, Kraft durch Gegenkraft zu hemmen. „Der gemeinste Bauer ist jetzt mit Ideen (?!) vertraut, die man sonst selbst in höheren Zirkeln zu äussern Anstand nahm", worauf vom Vf. mit voller Begeisterung erwiesen wird, der Landmann sey ganz dazu geeignet, die einmal aufgefundene Wahrheit auf die Nachwelt zu übertragen, weil in seinem Gemüth alles viel besser hafte als beym Städter, wo die Mode auch im Denken stets veränderlich sey. Hierauf folgen Schilderungen einzelner Nationen, besonders der russischen und türkischen, dann: Lobeserhebungen des politischen Gleichgewichts; Schilderungen des politischen Zustandes *des alten Roms*, und der Zeiten seit Karl V. Rhapsodieen über die Politik der Mächte von 1, 2 und 3ten Rang; *über das Betragen, welches eine Macht zu beobachten hat, um ihre politischen Vüen zu erreichen.* Rhapsodieen aus (einer seyn sollenden) Rechtsphilosophie. Hierauf kömmt die Rede wieder auf die Hauptursachen der Unruhen und Kriege in Europa seit Carl V; Mittel sie zu heben mit pragmatisch seynsollenden Bemerkungen über die Staaten und Nationalverhältnisse der neuesten Zeiten. Nach der Rhapsodie über die *alten Germanen* und über den *Christianismus*, wobey aufs neue Seitenblicke auf die altrömische Politik eingewebt werden, kömmt auch sogar ein besonderer Rath für Napoleon, der dahin geht: „So hätte die welterobernde Tendenz des republikanischen Frankreichs, mit der monarchischen Verfassung desselben aufhören sollen, um auf sich selbst zurückzukehren, und sich selbst gleichsam für das wahre und festorganisirte Leben zu erobern. Seine fortwährende welterobernde Tendenz aber muss ihm nothwendig endlich den Untergang bereiten." — Eben so einseitig und ohne alle Sachkunde ist der 2 Absch.: *von dem europäischen Handel überhaupt*, abgefasst. Da wo der Vf. von der gemeinen Meinung (an der folglich noch sehr viel zu verbessern gewesen wäre) abweicht, oder wo er sich auf einen sogenannten philosophischen Standpunct gestellt zu haben glaubt, trägt er immer noch weit grössere Irrthümer vor, als diejenigen sind, die in der gemeinen Ansicht enthalten waren. Es finden sich hier weder speculative Ansichten und Ideen, noch auch nur gesunde und klare Begriffe über das Wesen und die Natur des Handels. Von der unbedingten Freyheit des Handels wird hier so viel alltägliches gesprochen, dass man wohl sieht, der Vf. habe weder eine Idee noch einen Erfahrungsbegriff von wahrer Handelsfreyheit. S. 129 heisst es: *„Bey dem Menschen giebt es keine Bewegung ohne ein Bedürfniss*, (der Mensch ist also nicht frey? und doch wird so viel von der Freyheit des Handels gesprochen?) *noch ein Bedürfniss ohne einen Begriff, und Begriffe sind bey einzelnen und wilden Völkern höchst begrenzt. So ist die Bewegung der Welt nur durch Differenz der Dinge von einander gesetzt, und dieses Gesetz kehret in dem Menschenleben wieder."* Als Princip des *Handelscalculs* wird folgende Phrase aufgestellt: „Den Überfluss einheimischer Waaren zu *den höchstmöglichsten Preisen herabzusetzen*, und die fehlenden Bedürfnisse von dem Auslande auf die wohlfeilste Weise zu beziehen," und dafür soll das Verhältniss des Handels zwischen Spanien und England zum Beleg dienen (S. 134 sqq.). Hierauf folgt eine viele Seiten anfüllende Declamation in der fast das ganze bisher bekannte Wörterbuch der *Staatsökonomie* und *Staatswirthschaft* sich vorfindet, aber so gestellt, dass der Leser von allen diesen vielen Wörtern gar keine richtigen Begriffe

erhält. S. 163—283 wird eine historisch-politische Schilderung des Entstehens und des Fortganges des Handels und Verkehrs, besonders des See- und Kolonialhandels der einzelnen Nationen Europens gegeben. — III Abschnitt. Von den gegenseitigen Verhältnissen des Handels und der Politik in Europa (S. 239—309). „Der *Prohibitismus* (heisst es hier) im Allgemeinen und unbedingt, ist der Natur der *menschlichen* und *objectiven* (!!) Entwickelung, so wie der Natur der Dinge überhaupt zuwider; er ist in physischer und moralischer Hinsicht ein Unding, und ein System, das die gesunde Vernunft und die ächte Staats-Politik und die Erfahrung aller Zeiten, verwerfen müssen. Es ist Thorheit u. s. w." Die politischen Feinde (S. 251) sollen von den Handelsfeinden genau unterschieden werden. IV Absch.: Von dem Verhältniss des Handels zur Politik in den einzelnen Staaten Europens (S. 309 bis zu Ende). — Über das neueste Verhältniss zwischen Frankreich und England und beider zum übrigen Europa, so wie über die Einkünfte, die England aus Ostindien zieht, wird nichts gesagt, was nicht längst schon weit besser vorgetragen war. Eben so ganz unbedeutend ist das, was nun über Handel, Industrie, Schiffahrt, Nationalschulden u. s. w. von dieser und jener Nation im Einzelnen vorgetragen wird.

Doch diess mag genug seyn, um gezeigt zu haben, dass diese Excerpten-Sammlung sowohl nach Form als nach Gehalt nothwendig ungedruckt hätte bleiben sollen. L—w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) *Augsburg: Über Einquartierung in der Reichsstadt Augsburg.* 1805. 31 S. 8.

2) *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Über Einquartierungen und deren gleichförmige Vertheilung mit Beziehung auf neu angelegte Militairstrassen*, von *J. P. Hofmann*. 1807. 30 S. 8. (6 Gr.)

Der Vf. von No. 1 (Hr. Stadtgerichtsrath *Hoscher* zu Augsburg) glaubte ein wohlthätiges Werk für die durch Kriegseinquartierung so bedrängte Stadt Augsburg zu unternehmen, indem er seine Ideen und Vorschläge zur gleichmäsigeren Vertheilung derselben dem Magistrate vorlegte. Des Gegenstandes Wichtigkeit foderte sorgfältige Prüfung und schleunigen Beschluss. Doch beides erfolgte nicht. Im Gefühle der Wahrheit und Reinheit seiner Absicht übergab jetzt Hr. *Hoscher* seine Vorschläge dem Druck, in der Hoffnung, ihnen auf diese Art Publicität und vielleicht dann Eingang zu verschaffen; sagte auch frey, dass er sie bereits auf legalem Wege dem Magistrate mitgetheilt habe, darüber aber noch keine Entschliessung erfolgt sey. Die weisen Herren des Rathes hielten sich durch diese Äusserung beleidigt. Sie fanden darin einen Vorwurf der Saumseligkeit, schoben dem Vf. die Absicht unter, die Bürger gegen sie aufwiegeln zu wollen, und — confiscirten dieses Schriftchen. Gewiss fühlt jeder Rechtliche mit uns die flache Erbärmlichkeit dieses Verfahrens, und spricht dem Vf. Genugthuung und Entschädigung zu. Wir hegen zu der gerechten bayerischen Regierung das zuversichtliche Vertrauen, dass sie ihm geworden seyen.

In der Vorrede bemerkt der Vf. ganz richtig, dass es bey dem Einquartierungswesen und dessen Ausgleichung zwischen dem Hauseigenthümer und Miether gar nicht auf den physischen Raum ankomme, sondern hier, wie bey den Kriegslasten im Allgemeinen, auf das ganze Vermögen des Bürgers gesehen werden müsse. Diese Inconsequenz *Bodmanns*, auch mehrerer Neueren, ist eine Reminiscenz der Theorie der Realisten und durch römische Gesetze erzeugt. Aber diese hier anwenden heisst gegen die ersten Grundsätze einer gesunden Theorie der Anwendung des römischen Rechts verstossen. Es gehört wahrlich nicht zu den geschichtlichen Feinheiten, dass der Römer Einquartierungswesen von dem des neunzehnten Jahrhunderts himmelweit verschieden war — ist diess doch selbst in unserem *Corp. Jur. XII.* 41 und 42 *C.* so ganz deutlich niedergelegt!

Die Grundidee des Vfs. ist: in Ermangelung eines sicheren und billigen Steuerfusses — ein Fall, der leider! an so vielen Orten eintritt — das Vermögen oder die beyläufige Einnahme eines jeden Bürgers nach der Schätzung des Publicums (*opinion publique*) anzuschlagen, und nach diesem Anschlage die Einquartierungslast für Jeden zu bestimmen. Freylich ist dieser Masstab nicht sicher. Doch gewährt er starke Vermuthung, wo uns zur Zeit Gewissheit fehlt, und nur selten wird der arm seyn, den die öffentliche Meinung für reich hält. Diese öffentliche Meinung auszumitteln, schlägt der Vf. weiter vor, eine Commission aus den Mitgliedern des Steueramtes, sodann vier Bürgern von Ansehen und gutem Rufe, welche öffentliche Achtung und Zutrauen geniessen, und einem Armenvorsteher aus jeder Abtheilung der Stadt niederzusetzen. Die, nach dem Vf. hiebey zu beobachtende Verfahrungsart sichert strenge Unparteylichkeit und mögliche Annäherung zur Wahrheit. Diese zu beweisen und die öffentliche Meinung zu berichtigen bleibt dem, der sich zu hoch angeschlagen glaubt, vorbehalten. Dem also aufgefundenen Masstabe die Einquartierungslast eines Jeden genau anzupassen, ist das zweyte Geschäft der Commission. Wie überhaupt muss besonders hier Billigkeit herrschen; und das vom Vf. angegebene Steigerungs-Verhältniss trägt dieses Gepräge. Hienach sind wir ganz dessen Meinung (vergl. Jen. Allg. L. Zeit. 1807 No. 174): dass Taglöhner, Handlanger und alle, die selbst nicht 30 Kr. täglich verdienen, von Einquartierung verschont, und, nur bey ausserordentlich grosser Anzahl solche, deren Jahresverdienst unter 500 Gulden ist, mit einem Manne belegt werden dürfen. Von mehreren, gegen diesen Grundsatz gemachten Einwendungen ist nur die von der zu grossen Anzahl jener Classe entnommene wahr; doch auch diese entfernt der Vf. Freylich wird der Reiche entbehren, manchen Genuss sich versagen müssen; aber der arme Bürger würde selbst nicht zu leben haben. Des Soldaten Unterhalt kostet ihm seine Einnahme; was bleibt ihm, um sich, um Frau und Kinder zu nähren?

Noch giebt der Vf. einige Verhaltungsregeln für das Quartieramt, welche Berücksichtigung verdienen.

Auch der Vf. von No. 2 liefert einen beherzigungswerthen Beytrag zur Lösung der wichtigen Aufgabe, die Leiden der durch Krieg gedrückten Menschheit zu lindern. Sein Augenmerk ist vorzüglich auf Militairstrasen gerichtet, obgleich seine Grundsätze auch im Allgemeinen Anwendung finden dürften. So ungezweifelt der Grundsatz ist, dass Jeder für des Staates Schutz, nach einem richtigen staatswirthschaftlichen Anschlage, zu dessen Lasten beyzutragen verbunden ist: so laut spricht das Recht die Verbindlichkeit aus, die Bewohner der Militärstrasen durch die nicht Belasteten zu entschädigen. Die Frage, wie diese Entschädigung mit möglichst geringem Kostenaufwande erwirkt werden könne, beantwortet der Vf. An dem Orte der Etappe, wo der Commandant wohnt, wird ein Hauptbuch geführet, und darin die Einquartierung eines jeden Dorfes bemerkt. Jedes Dorf führet ein tabellarisches Buch, welches die Einquartierung eines jeden Bewohners ausweiset, und vom Hauptbuche controllirt wird. Am Ende eines jeden Monates oder Vierteljahres erfolgt ein Rechnungsabschluss, welcher die Summe aller Einquartierungen angiebt. Hierauf wird — nach billiger Berechnung des Betrags derselben — dieser von dem Bezirke der Etappe, mit Einschluss der Belasteten, eingetrieben, und nach Masgabe der tabellarischen Bücher an diese vertheilt. Dasselbe geschieht bey Fuhren und anderen Lieferungen. Für gleiche Vertheilung in den Gemeinden und gegen Prägravationen Einzelner wirken die tabellarischen Bücher jedes Ortes, wozu der Vf. Tab. I einen vollständigen Plan giebt. Auch hier wird monatlich die Rechnung geschlossen, und das sich ergebende Mehr oder Weniger für die Folge angeschrieben.

Was der Vf. über die Vertheilung nach den bestehenden Steuerformen sagt, wäre da, wo diese Formen im Brauche sind, von Werth. Seine Berechnungsformeln sind richtig und leicht, und die für die Ökonomie dieses Geschäftes bestimmte Tab. II. ist gut entworfen. T. d. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 FEBRUAR, 1808.

MEDICIN.

Leipzig, b. Weigel: *James Currie*, der Arzneygel. Dr., praktischer Arzt zu Liverpool u. s. w. *Über die Wirkung des kalten und warmen Wassers, als eines Heilmittels in Fiebern und in anderen Krankheiten, nach seiner inneren und äusseren Anwendung, nebst Bemerkungen über das kalte Getränk und Bad, und über das Fieber, durch praktische Fälle erläutert und näher ans Licht gesetzt.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, von Dr. *Christian Michaelis*, praktischem Arzt am Johannishospitale zu Leipzig. 1801. 358 S. gr. 8.

Desselben Werkes zweyter Theil, unter obigem und dem besonderen Titel:

James Currie fernere Nachrichten von der glücklichen Anwendung des kalten Sturzbades in adynamischen Fiebern. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen, auch einer Vorrede versehen von Dr. *Franz Hermann Hegewisch.* Nebst einer Vorrede vom Herrn Archiater *J. D. Brandis* in Kiel. 1807. 271 S. gr. 8. (Jeder Theil 1 Rthlr.)

Bereits seit sieben Jahren ist dem deutschen Publicum *Curries* neue Methode gegen adynamische Fieber bekannt; in mehreren öffentlichen Blättern war dieselbe der Gegenstand mancher Discussionen; Manches wurde dafür und dagegen gesprochen; im Ganzen aber ist diese, uns von Hn. *Michaelis* zuerst in die Hände gegebene Schrift ungleich kälter und gleichgültiger aufgenommen, als so manche andere minder interessante Erscheinung im Gebiete unserer Wissenschaft. Der Grund, warum diese ganz neue Anwendungsart der kalten Bäder so wenig reelle Sensation bey uns hervorbrachte, liegt, unseres Erachtens, theils in dem, zur Zeit der Erscheinung jener Schrift, unter den Ärzten herrschenden Geist, theils in der Form selbst, in welcher uns diese Schrift übergeben wurde. Was den Antheil des Zeitgeistes betrifft, so erinnern wir daran, dass sich im J. 1801, wo das Werk zuerst in Deutschland bekannt wurde, das Brownsche System in der vollen Blüthenperiode befand, und fast allmächtig in der deutschen Medicin herrschte. — Da diese Lehre den Satz fast allgemein geltend gemacht hatte, dass die nächste Wirkung der Kälte positiv schwächend, und nur in ihrer höchsten Potenz erschütternd, das Nervensystem erregend sey: so stand schon der allgemeine Zweifel der Ärzte dieser zahlreichen Partey gegen *Curries* Behauptung der grossen Heilkraft kalter Sturzbäder gegen typhöse Fieber. Eben so wenig Eingang konnten diese neuen Beobachtungen bey den antibrownischen Ärzten finden, welche, obgleich in ihren theoretischen Ansichten noch so verschieden, doch gleichmäsig vor dem Gedanken zurückschauderten, ihren in der grösten Hitze liegenden Fieberkranken aus dem Bette zu nehmen, und mit kaltem Wasser zu begiessen, ein Wagstück, wogegen ihre Erfahrung und Theorie in gleichem Widerspruch stand, welches auch den Gedanken des kekſten Empirikers empörte! So sehr sich die medicinischen Theorieen inzwischen verändert haben: so ist dieses im Ganzen noch immer die Stimmung in unseren Tagen; der grösere Theil des ärztlichen deutschen Publicums setzt keinen Glauben in die Realität der Sache, und diejenigen, welche sich auch über die ersten Zweifel erhoben haben, können es doch nicht über sich gewinnen, Versuche mit einer so ungewöhnlichen, allen bisherigen Ansichten so *e diametro* widersprechenden, kühn scheinenden Methode anzustellen. Das Höchste, zu dem sich eine geringe Zahl von Ärzten erhoben hat, besteht in der Äusserung: dass die von *Currie* empfohlene Anwendungsart der kalten Sturzbäder doch wohl eine sehr wichtige Entdeckung sey, und wir in einigen gefährlichen Krankheitsformen — dem Scharlach- und typhösen Fieber vielleicht ein sehr grosses Mittel dadurch erhalten hätten. Von dem Gedanken bis zur That ist es aber, so viel uns bekannt, noch bey keinem gekommen. — Die wenig gefällige Form, in welcher diese Schrift dem ärztlichen Publicum zuerst übergeben wurde, war ein anderes begünstigendes Moment ihres minder erregten Auffehens. Es gehöret, diess erfuhr Rec. am besten, viel Überwindung und Geduld dazu, die 358 Seiten des ersten Bandes durchzulesen, sich durch den schwerfälligen Styl, die vielen unintereſſanten Nebensachen, durch das oft seichte Raisonnement zum eigentlichen Kern der Schrift durchzuarbeiten. Entschuldigt nun das Angeführte die geringere, dieser Schrift gewidmete Aufmerksamkeit: so kann man gegenwärtig, nach der Erscheinung des, so äusserst interessanten zweyten Bandes, mit Recht erwarten, dass das ärztliche Publicum dieser Sache das verdiente Interesse schenken werde; dieses allgemeiner und lebhafter zu erwecken, ist der Wunsch des Rec., und der wesentlichste Zweck dieser Anzeige. Nicht länger mehr darf

von uns eine neue Methode gegen eine der furchtbarsten, so oft alle Systeme verspottende Krankheitsform, ungenutzt gekannt seyn; nicht länger mehr dürfen wir das Factum mit zaghaften, misstrauischen Augen blofs ansehn; — nein, wir müssen selbst Hand ans Werk legen, um durch rein angestellte Versuche den Werth dieser neuen Methode kennen zu lernen! Von den klinischen Ärzten Deutschlands, welche in den ihnen anvertrauten gröfseren Krankenanstalten frey handeln können, läfst sich mit Recht fodern, dafs sie mit diesem neuen Mittel gegen typhöse Fieber lehrreiche Versuche anstellen. Nur auf diesem Wege läfst sich das sicherste, auf unumstöfslichen Facten beruhende Urtheil über den Gehalt dieser neuen Methode erhalten. —

Gehen wir jetzt zur näheren Inhaltsanzeige der Schrift selbst über. Der erste Band enthält die Geschichte der ersten Anwendungsart kalter Bäder in mehreren Krankheitsformen, nebst einer Reihe von Beobachtungen über den wohlthätigen Erfolg des kalten Begiefsens. Dr. *Wright* machte bey einer Reise von Jamaica nach Liverpool 1777, wo er von einem, am Typhus verstorbenen Kranken, angesteckt wurde, zuerst an sich selbst den Versuch mit dem kalten Sturzbade. Durch den guten Erfolg dieses Versuchs angereizt, wendete er diefs Mittel bey mehreren, von derselben Krankheit Ergriffenen, mit gleich glücklicher Wirkung an, und erzählte diese Beobachtungen im Londner medicinischen Journal vom Jahre 1786. Bey einem, im Krankenhause zu Liverpool im Jahr 1787 ausbrechenden ansteckenden Fieber machte *Currie* die ersten glücklichen Versuche mit diesem Mittel; auf eine viel allgemeinere, umfassendere Art bediente er sich aber desselben bey Gelegenheit eines, unter dem dreyfsigsten Regiment herrschenden typhösen Fiebers. Die vorzüglichsten Erscheinungen bey demselben waren: Husten mit Shleimauswurf, beträchtliche Schwäche, sehr schneller, bis auf 130 Schlägen in der Minute steigender Puls, eine Hitze von 101 bis 105 Grad nach Fahrenheit, heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Phantasiren, Petechien am 8ten Tage der Krankheit. Diese Patienten wurden, *wenn sie nicht allzusehr entkräftet waren, und ihre Hitze beständig den mittleren Grad der gesunden Temperatur übertraf*, mit kaltem Seewasser über den nackten Körper übergossen, und zwar mit dem günstigsten Erfolg. Allein *Currie* begnügte sich nicht damit, auf solche Weise die bereits Febrizitirenden zu behandeln, sondern unterwarf auch die ganz frisch Angesteckten derselben Methode, und versichert, bey 15 derselben den Ausbruch der Krankheit verhindert, das Fieber in der Geburt erstickt zu haben. — Das kalte Sturzbad findet beym Typhus da seine Anwendung (nach S. 15), wo die äusserliche Hitze stets den natürlichen Grad übersteigt, wo keine Empfindung von Kälte, keine vermehrte Ausdünstung vorhanden ist. Die Folgen des kalten Sturzbades in der kalten Periode des Fiebers angewendet, sind: unterdrücktes Athmen, schwacher, äusserst frequenter Puls, Kälte der Oberfläche des Körpers und der Extremitäten. — Die Indicationen und Contraindicationen des Begiefsens mit kaltem Wasser im Typhus werden an mehreren Stellen dieses Bandes umständlich aus einander gesetzt. Den Kern dieser Lehre hat der geistreiche Übersetzer des zweyten Bandes, Dr. *Hegewisch*, in seiner Vorrede dargestellt, woraus wir folgendes mittheilen: 1) Das Begiefsen mit kaltem Wasser ist da anzuwenden, wo die Hitze wirklich die Normaltemperatur des Körpers übersteigt. 2) Es mufs daher nur in der Akme der Fieberhitze, nie während der Fieberkälte angewendet werden. 3) Die Haut mufs dabey trocken, nicht feucht, oder gar mit Schweifs bedeckt seyn. 4) Es darf kein Frösteln, keine sehr grofse Sensibilität der Sinne, des Gemeingefühls zugegen seyn. 5) Vorzüglich pafst es bey Fiebern, denen ein Contagium zum Grunde liegt. 6) Man mufs es so früh wie möglich, am besten gleich in dem ersten Stadium der Hitze, welches der Ansteckung folgt, anordnen. 7) Hiedurch kann man während der drey ersten Tage die Krankheit gänzlich abschneiden. 8) Wo diefs nicht mehr möglich ist, hilft es doch in den geeigneten Fällen sehr viel zur Erleichterung und Milderung der Symptome und zur Beschleunigung der Genesung. 9) Diese guten Folgen sind: Milderung der Hitze, Aufhören des heftigen Kopfschmerzes, des Deliriums, bedeutend geringere Frequenz des Pulses, Verwandlung der dürren in eine feuchte Haut, erquickender Schlaf. 10) Das kalte Sturzbad ist contraindicirt bey einer hervorstechend inflammatorischen Localaffection, besonders bey Peripneumonie und Dysenterie. 11) Je gröfser die Hitze ist, desto kälter mufs das Wasser seyn. 12) Das kalte Sturzbad pafst im Durchschnitt nur bey eigentlich typhösen Fiebern. 13) In den späteren Zeiträumen des Typhus, wo sich der sogenannte paralytische Charakter schon ausgebildet hat, ist es nicht nur unnütz, sondern auch oft höchst schädlich und lebensgefährlich.

Diese Fundamentalsätze werden durch eine grosse Menge von Beobachtungen in der Natur nachgewiesen. Bey dem eigentlich typhösen Fieber gab das Begiefsen mit kalten Wasser immer das gleiche Resultat, dafs in der ersten Zeit angewendet, die wesentlichsten Zufälle der Krankheit schnell nachliessen, und eine glückliche Reconstruction des Fiebers erfolgte. — Anfangs bediente sich *Currie* des blossen frischen Wassers, später mischte er Essige zu, zuletzt gab er einer starken Auflösung des Seesalzes den Vorzug. Zur Bestimmung der Temperatur des Patienten bediente er sich eines, mit einer kleinen Kugel und gekrümmten Röhre versehenen, Thermometers, welcher entweder unter der Zunge oder der Achselhöle des Kranken gebracht wurde.

Das 7te Capitel giebt ein Beyspiel von der nachtheiligen Wirkung des kalten Begiefsens im Tertianfieber (es entstand unmittelbar darauf unterdrücktes Athemholen, Verschwinden des Pulses, kaltes Gesicht).

Im 8ten Capitel beschreibt der Vf. eine Fieberepidemie, in welcher das Begiefsen mit kaltem Was-

fer, auch im Stadium der gröfsten Hitze, nicht wohlthätig, vielmehr fehr nachtheilig wirkte. Diefer Typhus war nicht ansteckend, ergriff befonders junge, ftarke, vollblütige Menfchen, war mit katarrhalifcher Affection und einer befonderen Reizbarkeit gegen die Einflüsse der Temperatur verbunden. Da diefs Fieber einen mehr entzündlichen Charakter verräth, fo läfst fich hieraus der nachtheilige Erfolg der kalten Sturzbäder fehr wohl begreifen. —

Im 9ten Capitel finden fich mehrere Beobachtungen über die Wirkung des kalten Begiefsens bey den Blattern. In zwey Fällen wendete der Vf. diefs Mittel beym Ausbruchsfieber der Blattern an, wo der Puls die Frequenz von 119 Schlägen erreichte, und die Wärme 107 Grad war. Nach dem Begiefsen fühlte fich der Kranke ftärker, hörte auf zu phantafiren, der Puls wurde langfamer, die Hitze gemildert; der Ausfchlag war von fehr guter Art, die Krankheit verlief glücklich. Bey zufammenfliefsenden Pocken, nach Endigung der Ausbruchsperiode, zeigte fich diefs Mittel eher fchädlich als nützlich. — Über die wohlthätige Wirkung des kalten Begiefsens beym Scharlachfieber liefert *Currie* die Beobachtungen *Gerards*. Ein Vater von fünf Kindern, die fämmtlich das Scharlachfieber im höchften Grad hatten, wurde angefteckt; alle Anzeigen liefsen fchliefsen, dafs die Krankheit fehr heftig werden würde: *Gerard* liefs 16 Stunden nach der Anfteckung das Begiefsen anwenden, und darauf eine halbe Pinte glühenden Wein trinken; nachdem der Patient ins Bett gebracht war, waren faft alle Fieberfymptome verfchwunden; es erfolgte Schweifs und Schlaf. Den anderen Tag wurde das Experiment wiederholt, und die Krankheit kam nicht zum Ausbruch. Diefelbe Erfahrung machte man bey einer angefteckten Wärterin. Hieraus fchliefst *Currie*, dafs bey den exanthematifchen Fiebern das Begründende nicht im Exanthem, fondern im Fieber liege; eine Behauptung, wogegen fich viele gegründete Einwendungen machen laffen. Überhaupt find die in diefem erften Bande mitgetheilten Beobachtungen über den Erfolg des kalten Begiefsens beym Scharlachfieber viel zu wenig umfaffend, um daraus grofse Refultate ziehen zu können. Bey weitem intereffantere Wahrnehmungen finden fich über diefen Gegenftand im zweyten Bande. Bey einer 1801 herrfchenden Scharlachfieberepidemie bediente fich *Currie* mit dem ausgezeichnetften Erfolg des kalten Begiefsens. So ergriff unter Anderen diefe Krankheit neun Kinder in einem Haufe; da das Wetter warm genug war, liefs *Currie* die Kinder nackt auf den Hof bringen, und mit kaltem Waffer, vermittelft einer Pumpe, überfchütten. In dem Mafs als fich die Hitze des Körpers minderte, wurde das Waffer lauer angewendet. *Bey allen diefen Kranken ging das Scharlachfieber fehr gelind, und ohne Gebrauch irgend eines Arzneymittels, vorüber.* *Currie* fpricht überhaupt von 150 charlachfieberpatienten, die er auf die befchriebene Art glücklich behandelt habe, und fucht diefs Factum durch eine Gefchichtserzählung des Dr. *Gregory*, Profeffor in Edinburgh, noch mehr zu beftätigen. Diefer machte zuerft an feinem eigenen Kinde Verfuche mit dem kalten Begiefsen bey diefer Krankheit. Sein 6jähriger Sohn wurde heftig vom Scharlachfieber ergriffen; der Hals war fehr entzündet, der Puls 140, die Haut heifs, glänzendroth und beträchtlich rauh. Der kleine Patient wurde entkleidet, in eine Wanne gefetzt, und ihm eine Giefskanne voll kaltes Waffer über den Kopf gegoffen; die Zufälle verminderten fich in etwas. Abends war aber der Puls wieder 160, das Geficht aufgefchwollen, die ganze Oberfläche fehr roth und heifs, die Hitze 104 Grad Fahrenh. Das kalte Sturzbad wurde wiederholt; nach einer halben Stunde war der Puls 120, die Hitze fehr gemäfsigt. Späterhin tauchte man den Patienten über und über in kaltes Waffer; nach dem fünften Untertauchen war das Fieber ganz weg, ohne dafs das Exanthem verfchwunden war. Mit gleichem Erfolg bediente fich der Vf. diefer Methode bey feinen zwey anderen erkrankten Kindern. Da diefe Verfuche von einem Arzte an den eigenen Kindern angeftellt, und dabey kein anderes Arzneymittel zugleich angewendet wurde: fo verdienen diefe Beobachtungen vor allen anderen die gröfste Aufmerkfamkeit. —

Nicht unintereffant find die im 10 Capitel mitgetheilten Erfahrungen über den Gebrauch des kalten Waffers als Getränk. Das Refultat diefer, wie der Vf. verfichert, mit dem Thermometer in der Hand angeftellten Wahrnehmungen ift kürzlich folgendes: 1) In der kalten Periode des Fieberparoxysmus darf man fich des kalten Waffers als Getränk, auch beym ärgften Durfte, nicht bedienen; es mehrt den Froftfchauer, die Erftarrung der Oberfläche und äufseren Glieder, erregt im Magen ein Gefühl von Kälte, verftärkt das Herzdrücken, deprimirt und accelerirt den Puls. — 2) In der heifsen Periode des Fiebers dagegen, bey trockner, brennender Oberfläche, kann kaltes Waffer mit grofser Freyheit getrunken werden; es ift in diefer Periode fehr angenehm, mindert die Hitze der Oberfläche um einige Grade, und hemmt die Gefchwindigkeit des Pulfes. — 3) Wenn aber der Kranke über und über fchwitzt, fo ift der Gebrauch des kalten Getränkes ftreng zu unterfagen. Hier erzeugt ein unvorfichtig genommener Trunk einen plötzlichen Froftfchauer im Körper und Magen, verbunden mit befonderer Schwäche und unregelmäfsigem Athemholen. Diefe Beobachtungen ftimmen mit unferer Anficht der Wefenheit des Fiebers, und der Wirkungsart der Kälte und Wärme auf den menfchlichen Organismus, vollkommen überein. Wir denken uns die Kälte als das die Contraction im Organismus hervorrufende Princip, die Wärme als das die Expanfion erzeugende. Im erften Stadium des Fiebers — dem Frofte, ift offenbar die Contraction herrfchend im Organismus. Alles, was die Contraction zu verftärken vermag, kann alfo hier nur fchädlich wirken; da nun die Kälte, unter allen Einflüffen, diefe Wirkung am beftimmteften fetzt, fo ift es begreiflich,

dafs ihre Einwirkung in diesem Stadium des Fiebers die allerunangemessenste, nachtheiligste seyn muss. Anders verhält es sich mit dem zweyten Stadium des Fiebers — der Hitze, wo die Expansion herrschend im Organismus ist; kalte Getränke vermögen diese zu beschränken, und das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie mehr Contraction hervorrufen. Die wohlthätige Wirkung kalter Getränke in diesem Stadium des Fiebers ist daher eben so begreiflich, als ihre höchst nachtheilige in der Periode des Schweisses. Hier hat die Herrschaft der Expansion den höchsten Punct erreicht, und erlaubt nur eine allmähliche Herabstimmung; die plötzliche Einwirkung der Kälte mufs daher eine sehr schneidende Störung des Gleichgewichts bedingen. —

Nach eben dieser Ansicht liess sich überhaupt die Wirkungsart der kalten Sturzbäder begreifen. Nur in der zweyten Periode des Fiebers, der Hitze, wo die Expansion herrschend im Organismus zu werden beginnt, kann diess Mittel mit günstigem Erfolge angewendet werden. Nur in solchen Fieberformen, welche den Charakter erhöhter Expansion an sich tragen, wo die Venosität mehr als die Arteriellität ergriffen ist, nur im Sommer, wo die Krankheitsformen sich alle mehr nach dem Schema der Expansion ausbilden, hat diess Mittel seine grofsen Wirkungen geäufsert. Hier wirkte es wohlthätig durch unmittelbare Beschränkung der excessiven Expansion, Hervorrufung höherer Contraction. Da beym contagiösen Typhus dieser Zustand erhöhter Expansion am reinsten herrscht, da derselbe am häufigsten als das Product des Sommers hervorzutreten pflegt: so ist die aufserordentliche Heilkraft der kalten Sturzbäder in dieser Krankheitsform auch am begreiflichsten.

Die im Tetanus angestellten Versuche mit dem kalten Sturzbade liefen, wie wir im 13 Cap. erfahren, meistens fruchtlos ab. Seine Anwendung in anderen convulsivischen Krankheiten gab das Resultat: dafs dadurch die Paroxysmen unterdrückt oder wenigstens sehr abgekürzt wurden. Bey der Epilepsie war diess Mittel unwirksam, in mehreren Fällen von Wahnsinn aber sehr wohlthätig. Jedoch ist keiner der hier erzählten Versuche rein angestellt; man bediente sich immer noch mancher Arzneymittel. *Curries* Ansicht vom Fieber ist ziemlich veraltert; *Cullens* und *Darwins* Theorie liegt ihr zum Grunde. — Über das Temperaturverhältnifs der Fieber finden sich einige interessante Notizen. In der kalten Periode des Wechselfiebers beträgt die Wärme des Körpers 92 bis 94 Grad Fahr., im Stadium der Hitze steigt sie auf 102 bis 105 Grade. —

Curries Erklärung der Wirkungsart der kalten Sturzbäder geht dahinaus; dafs ihr plötzlicher, allgemeiner und kräftiger Reiz den Krampf der Gefäfse der Oberfläche, und der verschiedenen Cavitäten des Körpers löse, die plötzliche und allgemeine Abdampfung eine Menge von Wärme consumire, wodurch denn auch die innormale Thätigkeit des Herzens gehoben werde u. s. w. Hieraus zieht er die allgemeine Anzeige in Fiebern: Die Kälte in der Periode des Frostes zu vermindern, die Wärme in der heifsen Periode zu schwächen. Es sey ferne von uns dieses Räsonnement kritisch beleuchten zu wollen; der theoretische Theil dieser Schrift ist überhaupt ziemlich gehaltlos. — In einer Note zum 15 Cap. bemerkt *Currie* ausdrücklich, dafs das kalte Begiefsen in Fiebern, mit örtlicher Entzündung verbunden, im allgemeinen contraindicirt sey. Es ist daher eine Inconsequenz, wenn der Vf. die Benutzung dieses Mittels in verzweifelten Fällen von Magen- und Darm-Entzündung statuirt. —

Dem ersten Bande schliesst sich noch ein Anhang von drey Numern an. In der ersten werden Nachrichten vom Tetanus und anderen convulsivischen Krankheiten gegeben; in einigen verzweifelten Fällen, wo Opium und Calomel bereits in den stärksten Gaben fruchtlos waren, wendete *Currie* die kalten Sturzbäder mit auffallendem Nutzen an. Im *Trismus vulnerarius* war diess Mittel aber unwirksam. *Im hysterischen Paroxysmus* dagegen erklärt *Currie* das kalte Begiefsen für *untrüglich*. Der Gegenstand der zweyten Numer ist eine Folgenreihe von Experimenten, in der Absicht angestellt, um zu erfahren, in wie viel verschiedenen Graden von Temperatur des nämlichen Mediums der menschliche Organismus seine eigenthümliche Wärme zu behaupten vermag. Die dritte Numer enthält Nachrichten von Dr. *Weighls* neuen Versuchen mit dem kalten Begiefsen gegen Typhus und gelbes Fieber. Diese Versuche sind sehr unbefriedigend, da immer noch viele andere Arzneymittel, nebst dem kalten Begiefsen, angewendet wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, im Comptoir für Literatur: *Naturgeschichte der Canarienvögel*, oder *Anleitung zur Kenntnifs und Wartung derselben, und was in der Hecke zu beobachten*, nebst einigen Anecdoten von diesen Vögeln. Von M. *August Immanuel Kellner*, Prediger in Suhl. 1805. 152 S. 8. (12 Gr.) Von den Canarienvögeln überhaupt, ihrer Gröfse, Farbe, Gesang, guten und bösen Eigenschaften, Futter, Alter, Krankheiten, Laune, von Einrichtung und Unterhaltung der Hecke, wird in einem angenehmen Styl, der nur etwas zu ausgedehnt ist, alles erzählt, was der *Liebhaber* zu seiner Unterhaltung und der Pflege des Vogels zu wissen nöthig hat. In einem Gedichte folgt S. 113 das Lob des Canarienvogels. Den Beschlufs machen Anekdoten, unter welchen einige minder interessante sich befinden. Bh.

Schöne Künste. 1) *Salzburg*, b. Duyle: *Harmonieen* für zwey Flöten, zwey Hörner und ein Fagott, von *Ad. Jos. Emmert*. Erste Sammlung. 1804. 4. (16 Gr.)

2) *Ebendaselbst*: *Harmonieen* für zwey Clarinetten, zwey Hörner, Principalhorn und zwey Fagotte, von *Ad. Jos. Emmert*. Erste Sammlung. 1807. 4. (14 Gr.)

Ob sich gleich diese Tonstücke durch nichts besonderes auszeichnen, und ob sich in denselben gleich alles in den längst gebahnten Wegen fortbewegt: so gehören sie dennoch keineswegs zu den schlechten Producten dieser Art. Ordnung in der Ausführung und Zusammenhang der Melodie sind nicht zu verkennen. Auch die Begleitung ist der Melodie gut angepafst. Übrigens sind sie sehr leicht auszuführen, und können demnach einer Gesellschaft Blasinstrumentisten, die sich an die Ausführung schwerer Stücke nicht wagen dürfen, zu einer angenehmen Unterhaltung dienen. — o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1808.

MEDICIN.

Leipzig, b. Weigel: *James Currie fernere Nachrichten von der glücklichen Anwendung des kalten Sturzbades in adynamischen Fiebern.* Aus dem Englischen — mit Anmerkungen — von Dr. *Franz Herm. Hegewisch* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil dieser Schrift ist noch gehaltreicher als der erste, indem er eine grössere Menge reiner Versuche über die Anwendungsart dieses neuen Mittels enthält. Erfreulich war uns die geistreiche Vorrede des Vfs. der wohlgerathenen Übersetzung dieses zweyten Bandes. Hr. *Hegewisch* überzeugte sich in England selbst von der ausserordentlichen Sensation, welche diese neue Methode gegen adynamische Fieber unter den Ärzten hervorgebracht hatte. *Die Anwendung des kalten Sturzbades in Fiebern*, sagt er S. XIII, *wird in England durchgängig von allen Ärzten als Epoche machend angesehen, in Deutschland ist sie fast noch gar nicht bekannt.* Auch Hr. *Brandis* lässt sich in seiner Vorrede sehr günstig über diese neue Entdeckung aus.

Im ersten Capitel dieses zweyten Bandes theilt *Currie* seine Erfahrungen über die neue Methode während eines fünfjährigen Zwischenraums mit. Er war mit dem kalten Begiessen in typhösen Fiebern immer glücklich, wenn er nie von den beiden Hauptregeln abwich, diess Mittel nur da zu gebrauchen, wo die Hitze den Normalgrad wirklich übersteigt, und wo der Patient kein Gefühl vom Frösteln hat. —

Die Versuche beym Scharlachfieber haben wir bereits erwähnt. *Currie* warnt sehr dringend vor dem Missbrauche dieses Mittels in den unpassenden Perioden; in zwey Fällen habe man auf eine ganz unsinnige Weise Scharlachfieberpatienten von der malignsten Art aus dem Bette gerissen, und sie bey einer kühlen, feuchten Haut mit kaltem Wasser übergeschüttet; der Erfolg sey unmittelbar tödtlich gewesen! — Im 2 Cap. theilt unser Vf. die, im londner Fieberhospitale von Dr. *Dimsdale*, angestellten Versuche mit dem kalten Begiessen beym Typhus mit. Diese Beobachtungen gehören zu den interessantesten; es war ein *Typhus contagiosus*, der sich durch schnell einwirkendes, heftiges *Delirium* charakterisirte. Wir können nicht umhin, einige der wichtigeren Krankheitsgeschichten mitzutheilen: 1) Jacob Johnson war von seinen am Typhus verstorbenen Ältern angesteckt worden. Den 12 Tag der Krankheit waren die Symptome folgende: äusserst frequenter Puls, trockne Haut, eine Hitze von 104 Grad F., heftiges anhaltendes Delirium. Nach fruchtloser Anwendung der gewöhnlichen Methode, wendete man das kalte Sturzbad an; der Patient schlief bald darauf ein, die Haut wurde weicher. Den folgenden Tag wiederholte man, bey noch sehr heftigen Erscheinungen, das kalte Begiessen; der Patient kam mehr zu sich, schwitzte stark; den 4 Tag nach der ersten Anwendung des kalten Sturzbades war er fieberfrey. 2) Johann Harrogan kam den 5 Tag der Krankheit ins Hospital. Der Zustand am Morgen des sechsten Tages war: sehr heftiges Delirium, Puls 136 Schläge in der Minute, heisse, dürre Haut. Mit Gewalt stellte man den heftig rasenden Patienten unter das Sturzbad, und goss ihm zwey Eimer kaltes Wasser über den nackten Leib. *Der Übergang der höchsten Raserey zur vollen Ruhe war überraschend;* nachdem er ins Bett gebracht war, erfolgte reichlicher Schweiss. Nach drey Tagen war er fieberfrey. — Von gleich glücklichem Erfolg war diese Methode in noch 10 ähnlichen Fällen.

Bey einer zu Birmingham herrschenden Typhusepidemie, die sich gleichfalls durch früh einfindende, heftige Delirien auszeichnete, war das kalte Sturzbad gleichfalls höchst wirksam und hülfreich. Bey den armen Familien, unter welchen diese Krankheit am häufigsten wüthete, wurde meistens nichts weiter als diess Mittel angewandt. — Ein gleiches Resultat gab die Benutzung dieser Methode bey einem ansteckenden Typhus, der unter einem Regimente zu Gosport herrschte. Der Wundarzt Marshall bediente sich des kalten Sturzbades in 64 Fällen, und versichert die Krankheit 60 mal gehemmt zu haben, vermittelst 2 bis 3 Bäder. Von der Zeit an, dass er sich dieses Mittels bediene, brauche er in solchen Typhusarten gar keinen, oder nur sehr wenig Wein, kein Opium, und überhaupt kein Arzneymittel mehr. Die Richtigkeit dieser Behauptung sucht er durch Anführung mehrerer Zeugen zu erhärten. — Das 3 Cap. handelt von der Anwendung des kalten Begiessens auf Schiffen. Unter den hier mitgetheilten Nachrichten sind jene, von Hn. *Magrath* erzählten, besonders interessant. Ein Kriegsschiff wurde von einem contagiösen Typhus heimgesucht. *Magrath* versichert, ohne Beyhülfe irgend eines Arzneymittels, mehrere von diesem Fieber Erkrankte ganz allein durch das kalte Begiessen hergestellt zu haben. Seitdem er diese Methode befolge, sey sein ärztliches Bemühen mit einem constan-

ten glücklichen Erfolg gekrönt worden. Diefs günftige Urtheil über die neue Methode beftätigt Hr. *Magrath* in einem Bericht vom J. 1803 noch fester. Er behauptet: er habe jetzt diefs Mittel auf die Probe der forgfältigften Beobachtungen in mehr als hundert Fällen von Typhus gefetzt, und zwar in den verfchiedenartigften nach dem Einflufs des Klimas, der Jahreszeiten, und der Conftitution, — und allemal mit ganz unveränderlichem Erfolg.

Einen eben fo wichtigen Bericht ertheilt *Currie* auf feiner, in diefer Hinficht in dem medicinifch-phyfifchen Journal an alle Ärzte und Wundärzte Englands gemachten Anfrage, von Dr. *Nagele*, Schiffswundarzt. Es brach ein Typhus unter den See-Soldaten feines Schiffes aus, der fich durch heftiges Kopfweh, heifser, trockener Haut, rothes Angeficht, fchnellen Puls u. f. w. auszeichnete. *Das kalte Bad, bey diefem Zuftande den erften oder zweyten Tag angewendet, wirkte,* wie fich Hr. *Nagele* ausdrückt, *wie ein Zauber;* die Hitze nahm fchnell ab, der Puls fank oft von 120 auf 90 Schläge, das Kopfweh verfchwand, der Patient fiel in einen erquickenden Schlaf; durch Beyhülfe von Calomel erfolgte die Genefung fehr bald. *Von 120 Typhuspatienten ftarben nur zwey,* die übrigen genafen fämmtlich durch die glückliche Mitwirkung der kalten Sturzbäder. — Eben fo befriedigende Nachrichten theilte unferem Vf. Dr. *Gömetz* in Liffabon über diefen Gegenftand mit.

Auch über den Erfolg diefer Methode beym gelben Fieber finden fich in diefer Schrift mehrere intereffante Nachrichten. Dr. *Davidfon* beobachtete eine heftige Fieberepidemie zu St. Vincens in Weftindien. Es ergriff vor allem junge plethorifche Leute, und die inflammatorifchen Symptome traten fehr hervor. Anfangs fchienen Aderläffe, gelinde Abführungsmittel hülfreich zu feyn, bey der zunehmend heifsen Witterung aber zeigte fich die inflammatorifche Diathefis weniger deutlich; der Puls fank, es erfchien Erbrechen, das fchnell in das fchwarze Erbrechen überging. Alle Methoden waren fruchtlos; während des inflammatorifchen Stadiums hatte man die Krankheit in feiner Macht, fpäterhin wurde aber die Senfibilität des Magens fo grofs, dafs weder Rinde, noch Wein, noch Opium vertragen wurden. *Davidfon* machte zuerft in der fpäteren Periode des Fiebers Verfuche mit dem kalten Begiefsen, diefe mifslangen. Er wendete daher das kalte Sturzbad gleich im erften Stadium des Fiebers an, und liefs nach dem Bade Tamarindenthee, Manna geben, und fobald fich Schweifs zeigte, fo viel China nehmen wie möglich. Diefe Methode hatte den aufserordentlichften Erfolg. — Für die Wirkfamkeit des kalten Begiefsens im gelben Fieber können diefe Beobachtungen kein vollgültiges Zeugnifs ablegen, da der Verfuch nicht rein angeftellt wurde, das Verfahren fo fehr gemifcht war. — Merkwürdiger und entfcheidender find dagegen die von Dr. *Selden* und *Whitchead* in Norfolk gegebenen Nachrichten über den Erfolg des kalten Begiefsens in einer, zu Norfolk geherrfchten, Epidemie des gelben Fiebers. Die erften Verfuche wurden an jungen, ftarken brittifchen Seeleuten gemacht, und der Erfolg entfprach ihren verwegenften Wünfchen. Der Puls wurde durch die kalte Affufion um 30 Schläge in der Minute vermindert, die brennende Hitze nahm fehr ab, das Kopfweh ward gehoben. Dreymalige Wiederholung des kalten Sturzbades war meiftens hinreichend zur Befiegung der Krankheit. Zur Unterftützung diefer Methode bediente man fich blofs einer guten Dofe Calomel und Jalappe. *Wir hatten,* fagen die Berichtserftatter, *das Glück, von allen Fieberkranken, wo wir Gelegenheit fanden, das kalte Sturzbad am zweyten, oder noch vor dem zweyten Fiebertage zu gebrauchen, keinen einzigen zu verlieren,* fpäterhin aber angewendet, fchien es den tödtlichen Ausgang zu befchleunigen. —

Sollten fich diefe grofsen Wirkungen des kalten Begiefsens beym gelben Fieber wirklich beftätigen, fo hätte Hr. *Currie* Recht, diefe Methode allen Ärzten Amerikas zur Nachahmung zu empfehlen, da fich bisher faft alle Heilmethoden gegen diefe furchtbare Krankheitsform fo wenig zureichend bewiefen haben. Die aufserordentliche Wichtigkeit des Gegenftandes läfst uns wünfchen, dafs die amerikanifchen Ärzte diefem Aufrufe ihre Aufmerkfamkeit nicht entziehen, und mit Unparteylichkeit die neue Methode, nach den beftimmten Vorfchlägen unferes Vfs., anwenden mögen. Leiften die kalten Sturzbäder in diefem Fieber das, wozu uns die obigen Nachrichten aus Norfolk allerdings berechtigen könnten, fo gehörte diefs neue Mittel unwiderfprechlich zu den gröfsten Wohlthaten des Menfchengefchlechts, den fegensreichften Erfindungen des Jahrzehends.

Den Zweck diefer ausführlichen Anzeige, das ärztliche deutfche Publicum auf diefe neue Erfcheinung im Gebiete unferer Wiffenfchaft im höheren Grade, als es bisher der Fall war, aufmerkfam zu machen, hoffen wir durch das Bisherige hinlänglich erfüllt zu haben. S. S.

Berlin, b. Littfas: *Der Hausarzt,* oder *gründliche Anweifung, wie man fich ein gefundes, frohes und langes Leben verfchaffen kann.* Zum Gebrauch für alle Stände. 1807. VIII u. 392 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Herausgeber diefes Buchs (wie es Rec. fcheint, ein Nichtarzt) las in der Abficht, einen fogleich überfehbaren Plan zur Erziehung feiner Kinder zu einer dauerhaften Gefundheit und Verlängerung ihres Lebens zu entwerfen, was hierüber in unferen Tagen gefchrieben worden ift. Da aber das eigentlich Praktifche, und zum Volksunterrichte Gehörende theils zu zerftreut vorkömmt, theils zu fehr in ein wiffenfchaftliches Gewand gekleidet worden: fo entfchlofs er fich, alles hieher Gehörige zu fammeln, zu vervollftändigen (?), fo viel wie möglich in ein zufammenhängendes Ganzes zu bringen, und durch öffentliche Bekanntmachung feines Verfuches ein kleines Scherflein zur Beförderung des allgemeinen Wohls des Staats beyzutragen. Gegen eine folche, im Ganzen vieles Zweckmäfsige enthaltende, Compilation

an sich würde nun eben nichts einzuwenden seyn; auch verdient es wohl keine Rüge, dass die Quellen, aus denen sie genommen ist, nur an einigen Orten nachgewiesen worden: aber theils scheint der Herausgeber es sich etwas allzu bequem gemacht, und niedergeschrieben zu haben, was ihm vorkam, ohne zu bemerken, dass er Manches wiederhole, ohne Manches zu berichtigen, oder auf Widersprüche, die hin und wieder in die Augen fallen, aufmerksam zu seyn; theils ist so manches Überflüssige hier angebracht, dass man in Versuchung geräth, zu glauben, es sey bloss auf Füllung einiger Bogen mehr angelegt gewesen. So gehört der ganze Anhang, von S. 327 an eigentlich nicht hieher. Auch gegen logische Richtigkeit der Eintheilung, und gegen die ungleiche Schreibart lässt sich vieles mit Recht erinnern. *Erster Abschnitt. Von den Mitteln die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. I. Allgemeine Bemerkungen über das menschliche Alter, die Gesundheit und die Verlängerung des menschlichen Lebens.* (S. 7 „Die Gestalt (?), welche die Gemüthsart des Jünglings zu dieser Zeit hat, wenn er aufhört zu wachsen, oder zu gesetzten Jahren kommt, bleibt ihm gemeiniglich auf seine ganze Lebenszeit." — S. 9: „Ist — die Öffnung zu selten, so können viel schädliche Dünste (?) in das Blut eingeführt werden u. s. w." — S. 11: Wenn der — Chylus — ins Blut steigt (?), so ist wieder die Bewegung des Körpers höchst (?) nöthig, damit gesunde Säfte darin bereitet, oder die undienlichen durch die Ausdünstung abgesondert werden.") II. *Von der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Erste Abtheilung: Von den Verkürzungsursachen des menschlichen Lebens.* Unter den sehr umständlich und genugthuend aufgezählten „lebensverkürzenden" Ursachen stehen auch S. 19 *gewaltsame* Todesarten, die gleich darauf als „Unterbrechungsmittel der Lebensoperation" erklärt werden. (Ist letztere nur *unterbrochen*: so ist der Tod noch nicht vorhanden; durch diesen wird sie völlig *aufgehoben*, es geschehe auf welche Art es wolle.) Schnelle Todesgefahren, als „Lebensverkürzungsursachen," bringen unseren Verf. S. 30 — 85 auf die Herzählung der Rettungs - und Vorsichtsmittel dagegen (sehr weitläuftig, sogar bis auf die Vorbeugungs - und Hülfs-Mittel bey Feuersbrünsten sich erstreckend). Unter den ansteckenden Giften wird das *venerische* als das gefährlichste aufgeführt; das gehört aber doch wohl schwerlich unter die *schnellen* Todesgefahren. Da einmal S. 62 von contagiösen Giften die Rede ist, so kann man sich wundern, warum der Pocken und Masern nicht erwähnt wird. S. 63 hätte bey Verhütung des Wuthgifts die Vorsicht erwähnt werden sollen, den Hunden keine faule thierische Nahrung zu geben, und sie nicht unter dem heissen Ofen liegen zu lassen. S. 64 wird über das Operment zu unbestimmt gesprochen. Die botanischen Namen der Giftpflanzen S. 69 u. ff. sind zum Theil nicht orthographisch-richtig. — S. 85: Fehlerhaftes Verhalten der Kranken und zweckwidrige Behandlung derselben, als lebensverkürzende Ursachen: die S. 88 angegebenen Anzeigen zu ausleerenden Mitteln, sind bey weitem nicht bestimmt genug. Das Abdampfen des Essigs in einem Töpfchen *auf Kohlen* S. 92, würden wir nicht anrathen, so wenig als S. 209 das Spritzen davon auf dieselben. — *Zweyte Abtheilung: Von den Verlängerungsmitteln des m. L.* — S. 98: „Personen, die an venerischen Krankheiten zum wenigsten beträchtlich laborirt haben, sollten auf alles Heyrathen Verzicht thun, da sie, wegen des so lange in dem Körper verborgen bleibenden Giftes, ihre ganze Generation unglücklich machen können." — S. 99: Etwas über die Lebensordnung der Schwangeren, wovon weiter unten noch umständlicher. S. 100 wird das Stillen auf ein ganzes Jahr ausgedehnt. — S. 111 wird unter den Autoritäten über die zu bestimmende Leistung der ehelichen Pflicht auch *Tristram Shandy* angeführt! — Schön ist, was von Beförderung der Ruhe des Gemüths durch wahre Religiosität gesagt wird, wobey S. 123 auf *Niemeyers popul. u. prakt. Theol.* 2 Abschn. S. 65 — 152, und 3 Abschn. S. 152 — 186 verwiesen ist.

Zweyter Abschnitt: Von den Gesundheitsregeln beym Essen und Trinken insbesondere. I. Gesundheitsregeln vor, bey und nach dem Essen und Trinken, und über das Tabaksrauchen und Schnupfen. Das Verzeichniss der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, die bey uns nicht ganz ungewöhnlich sind, hätte durch die Moos -, Berberis -, Arls - Beeren, Corneliuskirschen, Sinaäpfel, Grundbirnen (*Hel. tub.*), Kohlrüben unter der Erde, Rhepontik, Endivien, Hopfenkeime u. s. w. vermehrt werden können; dass Spargel und Sago fehlen, ist sehr befremdend, obgleich letzterer S. 307 unter der Diät der Säugenden vorkömmt. S. 185: *Gehirn* als ein nicht zu empfehlendes Nahrungsmittel, worin Rec. beystimmt, der sich oft wunderte, wenn er las, dass in auswärtigen Krankenhäusern dasselbe als eine stärkende Kost angewendet werde. S. 189 wird dem Eyweiss der Vorzug vor dem Gelben gegeben, doch überhaupt der Genuss der Eyer nur auf weichgesottene eingeschränkt, und bey diesen, wie billig, vor dem Missbrauche der Butter gewarnt. S. 191: Einschränkung des Vorurtheils gegen das Schweinefleisch. S. 194 wird der Hecht mit den Neunaugen und Stockfischen in eine Classe schwer zu verdauender Speisen gesetzt. S. 203 das Bier, als gewöhnliches Getränk, sehr getadelt; weiter unten den Wöchnerinnen nur der seltene Genuss eines starken und kräftigen verstattet. S. 210 u. f. wird stark gegen Kaffee, Thee und Chokolade gesprochen (Fliederblüthen haben doch im Theeaufgusse nicht eben die Eigenschaften, wie Pfeffermünze und Salbey). S. 213. Trinken während der Mahlzeit, unter gehörigen Einschränkungen, erlaubt (oben S. 120 ganz verworfen). Die Volkslieder, die man nach S. 215 nach Tische spielen und singen soll, hat Rec. bey seinem Exemplare nicht gefunden, hält sie auch für überflüssig. — Viel Nachtheiliges, aber doch nicht alles erschöpfend, über Rauch - und Schnupf-Tabak. II. *Vom Verhalten schwangerer Personen während und*

nach ihrer Schwangerschaft, um gesund zu bleiben und eine frohe Niederkunft zu erwarten. 1 *Abtheilung. Vom Verhalten schwangerer Personen während der Schwangerschaft.* S. 220: Eine Anmerkung über den oft aus Unwissenheit begangenen Kindermord, und wie wenig die Bekanntmachung der Gesetze dagegen auf den Kanzeln ihrer Absicht entspreche. Von dem Unvermögen zum Stillen geschicht S. 237 der Übergang auf die Ammen, das Aufziehen ohne Brust, Wärterinnen, Kinderstuben und Wiegen, welches alles wohl nicht eigentlich in *diese* Abtheilung gehörte. S. 239 wird Eywasser durch „ein Eydotter in einem Nösel *Wein* zerrührt und mit etwas Zucker vermischt" erklärt; vermuthlich ein Druckfehler. Ein anderer merklicherer ist S. 241 der Rath für Schwangere, sich des *Leonhardt*schen (*Lenhardt*schen) Gesundheitstrankes nie *anders*, *als* ohne Vorwissen ihres Arztes zu bedienen. 2 *Abtheilung. Von dem Verhalten der Gebärenden in Rücksicht der (auf die) Gesundheit.* 3 *Abtheilung. Von dem Verhalten der Wöchnerinnen, um sich und ihre Kinder gesund zu erhalten.* 4 *Abtheilung. Vom Verhalten der Mütter die ihre Kinder selbst stillen.* Bey unterdrückter Wochenreinigung von Zorn werden S. 311 einige Theelöffel *Cremor tartari* in Wasser angerathen (?). III. *Von den Sinnesreizungen, geistigen und körperlichen Bewegungen und gymnastischen Übungen, in Rücksicht der Gesundheit.* S. 319 wird statt *milde Wehen* es wohl *wilde W.* heissen sollen.

Anhang. Sammlung verschiedener merkwürdiger Fälle des zu frühzeitigen Begrabens; nebst einigen lehrreichen Bemerkungen verdienstvoller Schriftsteller über diesen Gegenstand. In No. 2 wird die *Junker*sche Begebenheit, doch etwas anders, als Rec. sie sonst gelesen zu haben sich erinnert, erzählt. No. 3 kömmt im Wesentlichen mit einer Geschichte überein, die schon *Bruhier* in seinem bekannten Buche (S. 62 der von *Kerstens* gemachten, von *Janke* herausgegebenen Übersetzung) aus *Pitaval* erzählt: aber freylich ist die hier gegebene im Romanentone auf zehn Seiten ausgedehnt! In No. 4 heisst der angeführte Professor *Camerarius*, nicht *Cammerarius*. Die 10 Erzählung, so weitläuftig sie von S. 353 — 376 vorgetragen ist, hat völlig das Gepräge eines französischen Romans, und verdiente hier wohl schwerlich einen Platz.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Strassburg*, b. Heitz: *Respiratio pulmonum fetus et cutis.* Dissertationes tres, auctoribus primae *H. C. Best*, secundae *J. P. Pauls*, tertiae *F. Schmitz.* 1806. 78 S. 4. Da es eine Seltenheit ist, wenn Dissertationen ohne Präses einen grossen Werth haben: so verdienen einzelne Erscheinungen dieser Art um so mehr der Anzeige, sowohl wegen des vortheilhaften Lichtes, welches sie auf die Studienjahre der Vff. werfen, als wegen der Beschämung, welche dem grossen Haufen der Schreiber schlechter Dissertationen dadurch widerfährt und wegen der wieder hieraus hervorgehenden Nacheiferung. Obgenannte Diss. sind von der Art, dass sie in sich vortrefflich, und es auch für die angegebenen Folgen sind. Sie sind ohne Unterschied mit einer Belesenheit und Kenntniss von Sprachen geschrieben, welche man nur durch eine Reihe von Jahren erlangen zu können scheint. Alle französischen, englischen und italiänischen Versuche und Resultate (sonderbar, dass auch hierin die geduldigen Deutschen beynah nichts gethan haben!) sind angeführt, zusammengestellt, verglichen, und mit den Folgerungen versehen. No. 1 und 3 beschäftigen sich mit der Frage, ob Sauerstoff wirklich durch die Lunge oder die Haut an das Blut trete, oder ob er auf eine andere Art verwendet werde, ob auch noch andere Luftarten hinzutreten, welche entwickelt werden, wie und woher, kurz mit allem, was bey der Respiration vorgehen, was verschwinden, erzeugt oder entwickelt werden kann. No. 2 nimmt diese Entscheidung als gleichgültig an, und untersucht nur, ob auch im Foetus ein dem Athmen gleichbedeutender Process, und in welchem Organ vorhanden sey. Schon allein dieses Auffassen der Respiration in drey, wie es scheint, ganz verschiedenen Processen und Organen, lässt schliessen, dass das Problem durchdacht worden, da man noch jetzt an manchen Orten eine Respiration ausserhalb der Lungen für einen physiologischen Unsinn hält. Weil übrigens dergleichen kleine Schriften in keinen grossen Verkehr kommen: so wollen wir hier wenigstens einige Resultate daraus mittheilen. Nachdem in No. 1 alle Versuche, welche mit Menschen und Thieren angestellt wurden, verglichen sind, geht hervor, dass sich mit Bestimmtheit sagen lasse, das Blut erhalte durch das Athmen Sauerstoff, und verliere Kohlenstoff. Was aber die Verminderung der Luft, was den Stickstoff, was die Art der Entstehung der Luftarten etc. betrifft, ist auch jetzt, nach den vielen Versuchen, noch nicht auszumitteln, da die Versuche für und wider gleich wichtig sind. No. 2 schliesst nach einer scharfsinnigen Zusammenstellung der Placentalprocesse aller Thierclassen, und den Bedingungen des Kreislaufs, welche mit demselben Scharfsinn in No. 3 angegeben sind, dass auch die Placenta in den Säugethieren wie in den Vögeln zur Oxydation des Blutes bestimmt sey. Der Gegenstand von No. 3 ist noch arm an Erfahrungen, und diese sind dennoch schon so gegen einander laufend, dass kaum mit einiger Sicherheit anzugeben ist, es werde von der Haut kohlensaures Gas ausgestossen, und Sauerstoff verzehrt, eher aber, ob durch diesen Process die Lunge unterstützt werde, oder nicht, für welches letzte wichtige Gründe angeführt werden. Man kann diese drey Dissertationen für das Resultat der Verhandlungen über die genannten Gegenstände, so weit sie bis jetzt gediehen sind, ansehen, und daraus erkennen, dass nichts entschieden ist, als dass der Sauerstoff in den besprochenen Processen eine Rolle wie beym Verbrennen spielt.

O.

Nürnberg, b. Stein: *Beschreibung einer ganz bequemen Bettstätte für jeden Kranken, besonders Podagraisten.* Von *H. F. A. Stoeckel*, Hof-Schreiner in Schleiz. Durch eine Kupfertafel erläutert. 1803. 1 B. 8. (6 Gr.) Da die Foderungen, die man an ein gutes Krankenbette macht, bis jetzt nicht vollkommen befriedigt sind: so glaubte Rec. doch etwas neues brauchbares in dieser Schrift zu finden, ward aber in seiner Erwartung sehr getäuscht. Das Ganze enthält weiter nichts, als die Beschreibung und Abbildung eines schon längst bekannten Krankenbettes. Der Boden desselben besteht aus 3 einzelnen Rahmen. Durch 2 am Fuss- und Kopf-Ende des Bettes angebrachte Wellen, kann das Kopfstück des Rahmens in die Höhe, und das Fussstück zur Erde gewunden werden, um dem Kranken eine sitzende Stellung zu geben. Am Fussende des Bettes ist ein Tisch angebracht, der sich zurückschlagen lässt. Rec. sah dieses Bett schon öfter abgebildet, erinnert sich aber nur einer zu Botzen 1774 erschienenen Schrift über eine sehr nützliche Bettmaschine etc. und *Martius* Unterricht in d. natürl. Magie; herausgegeben von Rosenthal. XII B. p. 305. Tab. XVI. Fig. 3. 4, wo das abgebildete Bett den Vorzug hat, dass am Fussende des Rahmens ein Fussbret angebracht ist, wogegen der Kranke, wenn er sitzt, sich mit den Füssen stemmen kann.

— d —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Pindaros Siegshymnen*, metrisch übersetzt von *Gottfr. Fähse.* 1 Band. 1804. VI u. 322 S. — 2 Band. 1806. IV u. 355 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vorliegende Übersetzung kündiget sich als eine metrische an. Hr. *Fähse* wünschte Anfangs, das Originalmetrum des Pindaros beybehalten zu können, stiess aber auf unübersteigliche Hindernisse. Darauf wählte er freye Sylbenmasse. Endlich, „nach langem Abwägen der Gründe für und wider," zog er sapphische, alcäische, ionische und andere bekannte Versarten vor. Diese letzteren finden sich im zweyten Bande; den ersten füllen die sogenannten freyen Sylbenmasse. Ihnen ist gewöhnlich ein *Schema metri* vorangesetzt, aus welchem so viel erhellet, dass Hr. *Fähse*, ohne sich an die einzelnen pindarischen Versarten zu binden, doch das pindarische Gesetz hat beobachten wollen, dass alle Strophen und Anti-Strophen einer Hymne, so wie alle Epoden derselben, sich entsprechen sollen.

Aber das ist auch Alles. Fast keine Zeile hat mit dem Schema etwas anderes gemein, als die gehörige Anzahl von Sylben. Hr. *F.* braucht nach Belieben Längen als Kürzen, selbst die am stärksten betonten, und dann wieder Kürzen als Längen. Wir fanden auf jeder Seite Dactyle wie *Urstoffe, Speerhelden, ohnmächtig,* Anapäste wie *plötzlich flog,* Choriamben wie *Throngenossin, unglaublichs Loos* u. dgl. Von Cäsur und Gedankenpausen, Schlussabschnitten, rhythmischen Übergängen, nicht einmal eine Ahndung. Nicht bloss die einzelnen Zeilen schliessen mit dem Worte, das der Zufall gab, sondern auch die Strophen, so dass die Anti-Strophe oder Epode oft mitten in den Athem der vorigen Periode hineinplatzt. Von den horazischen Sylbenmassen ist wenig zu sagen. Wenn wir nach dem ionischen Schema

◡◡ — — | ◡◡ — — | ◡◡ — —

folgendes zu lesen aufgefodert werden:

> Ja ich tränk sie mit der heilgen Silberwelle
> Dirkes, die die tiefgegürteten Jungfrauen
> Der von Golde strahlenden Göttin Mnemosyne u. s. w.

so möchten wir die Aufgabe einmal von Hn. *Fähse* selbst gelöst hören. Die Hexameter sind sammt und sonders Unhexameter; und die sapphischen Strophen nicht besser, wie folgende im sapphischen Sylbenmass abgesetzte Stelle aus *Schillers* Geisterseher:

> Ich erzähle eine Begebenheit, die
> Vielen unglaublich scheinen wird, und von der
> Ich grossen Theils selbst Augenzeuge war. Den
> Wenigen, welche u. s. w.

ja oft nicht einmal von dieser Güte. Hr. *F.* hat sich eine undankbare Mühe gegeben, Verse zu schreiben, da sich ihm unter der Hand alles in Prosa verwandelt. Wir wollen daher auch nicht mit ihm rechten, dass er für die pindarische Fülle das beschränkte Mass melischer Strophen wählte. Es sind keine melische Strophen; sobald sie der Drucker als Prosa druckt, wird es keinem einfallen, etwas anderes dahinter zu suchen.

Zu wünschen wäre aber doch gewesen, dass Hr. *F.*, der, ohne es zu wissen, Prosa schrieb, auch Prosa hätte schreiben *wollen*. Denn da er nun einmal den bösen Zwang der Sylbenzahl sich auferlegt hatte, so musste sich nicht nur *manches Wort* zu einer ganz ungebührlichen Contraction bequemen (*welchen's* Glück z. B.), sondern auch *mancher Gedanke* bald riesenhaft sich ausdehnen, bald zwergartig zusammenschrumpfen, bald in gespenstermässiger Unkenntlichkeit daherschweben, z. B. ἄριστον μὲν ὕδωρ lautet: *Silberhell strahlet der Urstoffe König, das Wasser vor allen*, bloss weil Hr. *F.* einen Hexameter schreiben wollte.

Aber noch an einer zweyten Untugend laborirt diese Übersetzung. Hr. *Fähse* begnügt sich nicht mit der besonnenen und ruhigen Kraft des Pindar; sondern möchte ihn gern noch etwas lebendiger und energischer machen, als er von Natur ist. Schon *Gedike*, den sich Hr. *Fähse* zum Muster nahm, ging darauf aus, etwas von dem Brausenden und Hochfliegenden zu erreichen, welches man mit dem Namen Pindar's gewöhnlich zusammendenkt; doch ist bey *Gedike* noch einige Enthaltsamkeit und ein gewisses gleichförmiges Mass. Hn. *Fähse's* Übersetzung ist ein seltsames Gemisch aus Prosa und Hyperpoesie. Manchmal geht es so den ebenen Schneckengang; mit einmal erhebt sich ein Stosswind der Begeisterung, dessen Sausen man vernimmt, ohne zu wissen von wannen er kommt. Dann sprudelt es von *Ha! Traun! Hui! ach!* und dem kräftigen *Warrlich!* dann vernehmen wir begeisterte Fragen: „*Rauscht der Adler nicht über das Meer?*" Dann lesen wir, wie die Winde schnauben, wie der Sturm die Wellen peitscht, und mehr dergleichen, wobey dem Übersetzer alle Nerven genialisch-krampfhaft mögen gezuckt haben; ja einige Stellen poltern so ungestüm, als wenn eine ganze Legion von Teufeln darin wä-

re, z. B. Nem. VI, 6, wo Hr. *Fähse* laut der Anmerkung „die Grösse und Fülle der Göttermajestät im Gegensatz von der „Leere und Kürze des menschlichen Lebens" im Versbaue nachbilden wollen. In diesem lyrischen Auffliegen scheint sich Hr. *Fähse* gefallen zu haben; denn nicht leicht läfst er eine Gelegenheit zu einem kühnen Schwunge ungenutzt vorüber gehen. Wir begnügen uns mit wenigen Beyspielen, da wir unmöglich das ganze Buch ausschreiben können. Ol. 3, 17: τᾶς ἄπο θεύμοροι νίσσοντ' ἐπ' ἀνθρώπους ἀοιδαί. *Gedike's*: „Von da *strömen* durch der Götter Geschenk Siegsgesänge dem Mann;" läfst man sich noch gefallen. Hr. *F.* überbietet: „Pisa, die *gottbegeisterten Hymnennektar* herab auf die Helden *strömet*. Wie unpindarisch und verworren! So Ol. 2, 52: „der Ino *ergiefst* sich ein nimmer versiegender *Quell* sel'gen Lebens im *Meeresgrund!* Ol. I, 82: ἐμοὶ δ' ἄπορα γαστρίμαργον μακάρων τιν' εἰπεῖν· ἀφίσταμαι. *Gedike*: „doch der Seligen einen gefräsig zu nennen, ist *wahnsinnig*. Ich *schaudere* zurück." Hr. *Fähse: Unsinniger Frevel! die Götter mit der Fressgierde Vorwurf zu brandmarken! Schauder ergreift bey diesem entsetzlichen Worte mich!*"

Ungeachtet dieser Gebrechen hat doch die Arbeit des Hn. *F.*, von einer anderen Seite betrachtet, viel Gutes. Man nehme den verunglückten Stellen den wunderlichen Flitter ab, den ihnen Hr. *F.* umgehängt hat: so wird sich zeigen, dafs das Original gewöhnlich richtig aufgefafst ist; und wenn auch manchmal der Sinn verfehlt oder eine neue unhaltbare Erklärungsart vorgeschlagen ist: so kann man das bey einem so schweren Autor leicht verzeihen. Auch hat Hr. *F.* einen schätzbaren Anhang erklärender und kritischer Anmerkungen gegeben. Als Erläuterung des Originals, als Commentar, sehe man auch die Übersetzung an. Der vorsichtige Leser wird sich durch ihren Geist nicht irre machen lassen, und ihr Buchstabe kann ihm immer noch förderlich seyn, in den tieferen Sinn des Originals einzudringen. Wenn Rec. aus diesem Gesichtspuncte das ganze Werk betrachtet, so drängen sich ihm manche Bemerkungen auf, von denen er dem Hn. *F.*, zu beliebiger Benutzung bey einer künftigen Ausgabe, gern einige mittheilen möchte. — — Die Anmerkung zu Ol. 3, 25 ist sehr verwirrt. Die Hyperboreer sollen erst „im dunkeln Lande Utopia," dann „am nördlichen Gestade des Oceans am Tanaïs," wo „die halbjährigen Tage und *Nächte* des Pols herrschen, ein seliges Leben und das köstliche *far niente* mit Rousseauischer Wonne genossen haben." — Unmöglich! — Ein Land Utopia war dem Griechen, der alles localisirte, ein Unding. Von den *nordhyperborischen Nächten* denkt Hr. *F.* auch nicht so vortheilhaft bey Nem. 6, 4, wo er die erquickende Kraft der εὐφρόνη nur den *südlichen* Nächten zugestehen will. Aber die Hyperboreer der früheren Fabel wohnten so wenig am Tanaïs, als im Schwabenlande bey Donaueschingen; sondern im äussersten Westen der Erde, und dahin wurden auch die Quellen des Istros hinausgerückt. — Nicht besser sind die übrigen geographischen Bemerkungen (Isthm. 2, 62, ausgenommen), z. B. Nem. 1, 2. Pyth. 4, 25. 9, 15. — Ol. 10, 94. Hn. *F's.* Übersetzung und Erklärung dieser schwierigen Stelle befriediget so wenig, wie die übrigen uns bekannten Auslegungen. Rec. liest: ἀρχαῖς δὲ προτέραις ἑπόμενοι καὶ νῦν, ἐπωνυμίαν Χαρίνικα (Χαρινίκης wie Ὀλυμπιονίκης) ἀγερώχου, κελαδησόμεθα βροντὰν καὶ πυρπάλαμον βέλος ὀρσικτύπου Διός, ἐν ἅπαντι κράτει αἴθωνα κεραυνὸν ἀραρότα· Χλιδῶσα κ. τ. λ. Den vorigen Anfängen (den Ursatzungen) folgend auch jetzo, wollen wir ihn, der gleichnamig ist dem stolzen Siegsverherrlichten, hoch preisen, den Donner und das glutrege Geschofs des hertosenden Zeus, den zu jeglichem Siege sich gesellenden feurigen Strahl, d. i. den Donner und Blitz des *Olympischen* Zeus in dem Hymnos, der den *olympischen* (also gleichnamigen) Siegern gewöhnlich gesungen ward. Aber zu diesem, bey jedem Siege gesungenen Preise des Donnerers füge ich dirkäischer Dichter jetzt auch meinen Gesang zur Ehre des Siegers. — Pyth. 1, 3: σύνδικον Μοισᾶν κτέανον; „rechtliches Erbgut der Musen." Was ist das? und V. 8: ὁ δὲ κνώσσων ὑγρὸν νῶτον αἰωρεῖ „schlummernd und sich wiegend hebt er den *duftenden* Rücken." Die Anmerkung, „das milde Feuer der Harmonieen wiegt den Adler in Schlummer, und erwärmt ihn, dafs er von dem Wohlthun erwärmt sanft duftet," versteht Rec. auch nicht. Schwitzt der Adler etwa vor Wonne würzigen Nectarduft? — Pyth. 2, 2: Hr. *F.* folgt der Lesart ποίνιμος. Wir möchten ποῖ τίνος! vorschlagen: „Es führt der Dank — o wohin doch! — der für edle Thaten Sorge trägt." Lyrisch statt: „Wohin doch führet der Dank etc. Er führet bis zum Äussersten, bis zur Vergötterung, wie hier des Kinyras. ποῖ τίνος, wie ποῖ γῆς, μέχρι τινός. — V. 131: γένοι' οἷος ἐσσὶ μαθών. Καλός τοι πίθων παρὰ παισὶν αἰεὶ καλός. ὁ δὲ Ῥαδάμανθυς εὖ πέπραγεν. Der Sinn, den Hr. *F.* nicht gefasst hat, ist: „Du (an Thaten und Weisheit herrlicher) sey, fahre fort zu seyn, was zu *seyn du gelernt hast*. Wer (ohne wirklich zu *seyn*) nur nachäfft durch geheuchelten Schein, der wird als *herrlicher* nur immer von Kindern, d. i. Schwachsinnigen geachtet. Ein wahrhaft herrlicher gedieh jener Rhad. etc. Noch reiner vielleicht kommt dieser Sinn heraus, wenn wir hinter αἰεὶ ein Punctum setzen, und das zweyte καλὸς zum folgenden ziehen. V. 139 sq. auch hier befriedigt Hr. *F.* nicht. Rec. liest, zum Theil nach Heyne: ἄμαχον κακὸν ἀμφοτέροις, διαβολιᾶν ὑποφάτιες, ὀργαῖς τ' ἀτενὲς ἀλωπέκων ἴκελοι, κέρδει τε | τί μάλα τοῦτο κερδαλέον κ. τ. λ. „Ein unanringbares Unheil durch beides (sc. ὀργαῖς τε, κέρδει τε) sind der Verläumdungen Aussprecher, sowohl an Trieben völlig den Füchsen gleich, als an Kenntnifs des Vortheils. Aber welch ein Vortheil! Ich meines Theils enthalte mich des Mitfischens, wie der Kork, der über dem Zuggarne unabgetaucht bleibt." — V. 152 folgt Hr. *F.* der Heyneschen Lesart ἄταν. Sollte aber diese nicht

zu stark seyn; sollten wir nicht noch pindarischer ἄγραν πάγχυ διαπλέκει lesen dürfen? und gleichwohl, schmeichelnd gegen alle, flicht er durchaus seinen Fang, d. i. stellt er sein Fangnetz. — Pyth. 4, 185: οὔτε ἔργον οὔτ᾽ ἔπος εὐτράπελον κείνοισιν εἰπών: Weder That noch Wort ihnen äusernd mit geschmeidiger, vom geraden Wege schlau abweichender List; d. i. nichts anders, als grade weder handelnd noch redend. (So Pyth. 1, 178 εὐτραπέλοις κέρδεσι; durch geschmeidige, anschlängelnde Gewinnsucht.) Ungern möchten wir diese Lesart mit Hn. *F.* ἐκτραπέλον vertauschen. — V. 439: μακρά μοι νεῖσθαι κατ᾽ ἀμαξιτόν· ὥρα γὰρ συνάπτει· καί τινα οἶμον ἴσαμαι βραχύν — κτεῖνε μὲν γλαυκῶπα τέχναις ποικιλόνωτον ὄφιν — κλέψεν τε Μήδειαν σὺν αὐτᾷ, τὰν Πελιαοφόνον: Zu lang ist mirs einherzuwandeln auf der Heerstrase; denn die Stunde drängt; auch weiss ich einen kürzeren Pfad. — Er tödtete durch Künste (der Medeia) den Drachen, und entführte heimlich (dem Vater) die M. d. *durch sie selbst*, d. i. mit ihrer eigenen Hülfe. — Diess der Sinn, der in Hn. *F's.* Übersetzung ganz verloren gegangen ist; σὺν αὐτᾷ steht wie σὺν Ἀθήνῃ, und es bedarf hier keiner Emendation. — Nem. I, 98: Hr. *F.* liest sehr richtig τῷ ἐχθροτάτῳ φᾶσέ νιν δώσειν μόρῳ, wiewohl seine Erklärung von ἐχθρ. etwas gesucht ist. Eine ähnliche Verbindung hat Virgil Georg. IV, 90: *dede neci.* — Was aber soll Nem. 3, 5 der „*Helios — Apollon?*" der gehört nicht in den Pindar. — V. 11 zieht Hr. *F.* das dichterische ἀεθλονικία vor; seine Übersetzung ist auch hier unverständlich. — Ob V. 21 χώρας ἄγαλμα die Hymne bedeute, und von χαρίεντα πόνον Apposition sey, bezweifeln wir. Es ist die *Stadt Aegina* gemeint. Die folgenden Worte τεὰν κατ᾽ αἶσαν passen, auch nach Hn. *F's.* Erklärung, nicht recht. Besser die von Heyne aufgenommene Lesart ἐὰν κατ᾽ αἶσαν. Schol. κατὰ τὴν ἑαυτοῦ μερίδα. — V. 97 ἀγλαόκαρπος Νηρέος θυγάτηρ. Die Anmerkung lehrt: „die *schönfrucht'ge*, von ihren *vielen* Kindern, Aesch. Prometh. 137 seq." — Hr. *F.* hat des Nereus Tochter *Thetis* mit des Okeanos Gattin *Tethys* verwechselt. Man könnte ἀγλαόκαρπος (ἀγλαότεκνος) allenfalls auf den Achilleus deuten; aber unschicklich war es doch immer, wenn Pindar die Thetis *vor* ihrer Vermählung schon eine ἀγλαόκαρπος genannt hätte. Besser also die alte Auslegung, nach der auch übersetzt ist, ἀγλαὰν τὰς χεῖρας. καρπὸς heisst manchmal die ganze flache Hand, z. B. Orph. Arg. 430. — Nem. 4, 65. Mit Recht findet Hr. *F.* die Meinung, dass unter εὔκυκλον ἕδραν *der Himmel* verstanden sey, lächerlich. Die richtige Erklärung vermissen wir. Ein runder Sitz erfodert einen runden Tisch, mit welchem Anaximander bekanntlich die Erdscheibe verglich. Die pindarische Sage ist also aus einem nachhomerischen Dichter; denn bey Homer hat jeder seinen besondern länglichen Tisch. — Nem. 7, 7: ἀναπνέομεν δ᾽ οὐχ ἅπαντες ἐπὶ ἴσα· εἴργει δὲ πότμῳ ζυγένθ᾽ ἕτερον ἕτερα. Hn. *F.* Übers. ist dunkel, wie die Anmerkung. Der Sinn ist, ohne dass wir zu emendiren brauchen: „Nicht zu gleicher Vollkommenheit treten wir ins Leben; denn es hemmen die dem Schicksal unterjochten Menschen, den einen diese, den anderen jene Hindernisse." — V. 153: ταυτὰ (nicht ταῦτα) δὲ τρὶς τετράκις τ᾽ ἀμπολεῖν, ἀπορία τελέθει, τέκνοισιν ἅτε μαψυλάκας, Διὸς Κόρινθος. Hr. *F.* übersetzt: „das ist Art des Ammenvolkes, denn es schwatzt stets: Zeus ist Zeuger Korinths, Zeus." Diess passt durchaus nicht; denn wohl *nur Korinthern* konnte es beyfallen (vgl. Pausan. Corinth. II. pr.) diess immer und ewig von sich zu rühmen; μαψυλάκας muss in leidentlicher Bedeutung genommen und durch λόγος ergänzt werden: „dasselbige drey und viermal wiederholen ist Dürftigkeit (etwas so dürftiges), wie das den Kindern (des Korinthos) endlos plappernde Διὸς Κόρ., wie das bis zum Überdruss wiederholte Prahlen der Korinther, dass ihr Stammvater ein Sohn des Zeus sey. — Nem. 9, 5: ἀναπεπταμέναι ξείνων νενίκανται θύραι: die aufgebreiteten Pforten werden besiegt von einströmenden Fremdlingen, können ihre überschwengliche Menge nicht mehr fassen. So Virg. Georg. II, 518: *proventuque oneret sulcos, atque horrea vincat.* Hn. *F.* Übersetzung ist zu allgemein, und die Anmerkung nichtssagend."

D. A. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Kiel*, b. Mohr: *Animadversionum in Sophoclis Oedipum Regem* specimen I. Scripsit *Jo. H. Cord. Eggers*, A. M. phil. D. et schol. Kil. coll. 1805. 82 S. 8. (10 Gr.) Nach einem vierjährigen Studium des Königs Ödipus, und nach zweyjährigen akademischen Vorträgen über denselben (Vorr. p. 6), wagt sich endlich Hr. *Eggers* mit dem vor uns liegenden Specimen einer Ausgabe hervor, die jedoch nichts voraussetzen will, als die Lectüre des Homeros und Hesiodos; eigentlich also sehr viel, aber sehr wenig, nachdem Hr. *E.* es ansieht. Wenn wir auch nicht geradezu behaupten wollen, dass solchen Anfängern der Zutritt zu den Attikern annoch ganz versagt werden sollte: so fodern wir doch von dem, der diese Schriftsteller den Bedürfnissen des Lehrlings accommodiren will, dass er selbst, wie der Geist Gottes, über dieser uns in ihrer Grösse fast chaotisch erscheinenden Masse von tiefer Absichtlichkeit und rein entwickelter Sprach- und Geistes-Cultur schwebe. Hr. *E.* scheint diese Ansprüche nicht einzugestehen, und, den geringeren Aufwand von Gelehrsamkeit, den ein dem ersten Unterricht bestimmtes philologisches Werk erfodert, aus ganz unrichtigen Principen construirend, sich an die erste Erscheinung zu halten. Denn die geringe Ausdehnung, in die sich die Summe aller Sprachgelehrsamkeit zu leichterer Übersicht zusammendrängen lässt, gleicht im Äusseren den unreifen, unzusammenhängenden Versuchen angehender Philologen, die noch nicht einsehen, wie sehr gerade der Lernende vor allem zur Ahndung eines consequenten Sprachsystems und zum Gefühl des symmetrischen Zusammenhangs der Theile anzuleiten ist. So wird man viel eher dahin gelangen, gediegenen Gelehrten brauchbare Bemerkungen aufzustellen, als einen Schriftsteller zweckmäsig für noch Uneingeweihte zu bearbeiten; weil das letzte die vollkommenste Übersicht der *ganzen* Sprache voraussetzt.

Völlig unbekannt mit den allgemeinen Ansichten und dem schönen Streben neuerer Philologen, alle Eigenheiten der griech. Bildungsperioden auf universelle Grundsätze, gleichsam auf gewisse überall anwendbare Formeln, zurück zu führen, geht

Hr. *E.* mit nichts, als einer ziemlichen Belesenheit ans Werk; da aber seine Lectüre noch etwas ungeordnet und lückenhaft ist, so veranlasst sie ihn an manchen Stellen, z. B. zu V. 2, 11, 21, 40 zu zwecklosen Abschweifungen, und läfst ihn dafür an anderen ganz im Stiche oder führt ihn irre. — Gleich bey V. 2 widerfährt diefs Hn. *E.*, wenn er θοάζειν, sitzen, mit dem Scholiasten, von θοός, *schnell*, abzuleiten bemüht ist: da vielmehr zwey verschiedene Verba anzunehmen sind, von denen das erste, welches häufig beym Euripides vorkommt (man f. den *Heslerschen* Index) von θοός; das andere hier Statt habende aber, der dem Sophokles von den Alten zugeschriebenen *imitatio Homerica* zufolge, von θῶκος, θᾶκος, θαάσσειν, θάζειν hergeleitet werden muss, und mit θάσσειν synonym ist. Vgl. *Etym. M.* p. 441 l. 8. und p. 460 l. 10. *Sylb.* — Zu V. 10 wäre der ungewöhnliche Gebrauch des τίνι τρόπῳ für *warum?* zu bemerken, und mit Eurip. Hel. 1244 Beck. und Aristoph. Plut. 575 Inv. zu belegen gewesen. Eben so wird πῶς gebraucht von Eurip. Suppl. 149 (f. *Markl.* zu dieser Stelle 147) u. 187. — V. 27 nimmt Musgrave (dessen Arbeit Hr. *E.* so wenig als die verdienstvollen Erfurdtſ. Ausg. benutzt hat) den πυρφόρος θεὸς für den *Ares*, welches auch richtiger ist, als mit Hn. *E.* eine Prosopopöie *der Pest* anzunehmen. Nur muss man dabey nicht an den Kriegsgott denken, da Ἄρης nach der Etymologie von ἀρή *jedes Tod bringende Unglück* bezeichnet. Für *Verwundung* oder *Tod* kommt es vor *Hom. Il.* 13, 444. 569. S. daselbst *Heyne* T. 6. p. 453 und 471. *Soph. Aj.* 254 πεφόβημαι λιθόλευστον ἄρη; besonders vgl. man *Oed. Tyr.* 190 — V. 31 die gewöhnliche, auch von Hn. *E.* vertheidigte Lesart ἰσούμενον, wozu κρίνοντες gedacht werden muss, ist ungriechisch, und dafür ἰσούμενοι zu setzen, welches Brunck in 2 Hdschr. gefunden hat. Zwar läfst sich keine Stelle nachweisen, wo ἰσοῦσθαι die active Bedeutung hätte: aber schon Eustath. zu Hom. p. 479 l. 26 und p. 479 l. 22 Rom. bemerkt, es sey eine Eigenthümlichkeit des sophokleïschen Styls, active Verba passiv und umgekehrt zu gebrauchen. Vgl. Musgr. ad Soph. Antig. 111; wenn auch diese Stelle selbst nicht darnach zu erklären, und mit Brunck und Erfurdt die Conj. ὃς für ὃν aufzunehmen ist. — V. 40 werden die verschiedenen Endformen von Οἰδίπους angeführt. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, dafs von der Form Οἰδιπόδης nur die *casus obliqui*, bey den Ioniern sowohl als bey den Attikern, vorkommen. Die letzteren gebrauchen nur die altdorischen Formen, daher diefs Wort bey ihnen nur in den melischen Stellen vorkommt, die den Dorismus zulassen. Beym Homer kommt nur der Genitiv vor, Il. 23, 671. Od. 11, 72. Die Stellen der Tragiker sind diese: Soph. Oed. Tyr. 495. 1195. Oed. Col. 222, Antig. 380 Erf. Eurip. Phoen. 364. 817, 1511, 1519, 1548. Porf. Suppl. 836, 1078. Pindar hat einmal den Genitiv Pyth. 4, 467. — V. 44 wird ξυμφορὰ richtig nach Br. ad Soph. El. 1230 (1227 Erf.) durch *eventus* erklärt. Die Beweisstellen, die Musgr. und Br. im Index anführen, gehören nicht dahin. An ihrer Statt sehe man Oed. Tyr. 454 und Simonid. beym Suid. v. συμφορά. Denn συμφορὰ hat dieselbe Bedeutung. Oed. Tyr. 99. Antig. 157. Thucyd. 1, 140. — V. 49 ἀρχῇ wie bey Hom. Il. 3, 100. 23; 115. Od. 8, 81. Anfang. — V. 56 f. war der Wahlspruch des Themistokles. Justin. 2, 12, 14. Wessel. ad Thucyd. 7, 77. Fabric. ad Dion. Cass. 2, p. 810. — V. 64 schreibt Hr. *Eggers* nach Porf. Praef. ad Eur. Hec. p. IV richtig κἀμὲ anstatt καμὲ, so wie V. 43 κἀνακουφίσαι für κανακ. weil hier eine Thlipsis des ι und eine Krasis des α und ε eintritt. Porson hat jedoch, von Daves verleitet, diesen Kanon zu allgemein ausgedrückt, indem er dahin zu beschränken ist, dafs καὶ vor dem Diphthongen ει keine Krasis macht, sondern eine Elision des αι erleidet. Valck. ad Eur. Phoen. p. 217 sq. Eben so vor ευ. Porson ad Eur. Phoen. 1428; und vor η. Hermann ad Eur. Hec. 81. — V. 80 sucht Hr. *E.* die alte Lesart τῳ gegen Marklands Conj. τῷς (Eurip. Suppl. 1145) zu behaupten. Aber wenn man es mit τύχῃ verbinden wollte, so stände das Genus entgegen, und wollte man es zunächst auf σωτῆρι beziehen, so würde die Trennung des Artikels von dem unmittelbar darauf folgenden Substantiv durch den Versabsatz eine solche Erklärung verbieten. S. Hermann bey Erfurdt ad Soph. Antig. 407. (wo jedoch die Citata Antig. 953 in 451. Erf. und Oed. Col. 290 in 265. Br. zu berichtigen sind): τῷς ist ganz in der Sprache der Tragiker, und hier dem ὥσπερ vortrefflich entgegen gestellt. Überdiefs ist die Weglassung des ὁ vor einem folgenden unter den häufigsten Schreibfehler der griech. Hdschr. So hat Wolf in der neuesten Ausg. der Ilias überall ὃ σφὶν statt ὅς σφὶν. — Wir hätten es gern gesehen, wenn Hr. *E.* sich in den von ihm commentirten 95 ersten Versen des Oed. Tyr. öfter der *grammatischen* Kritik befleifsigt hätte, wozu sich doch noch mancher Anlafs gefunden haben würde. Wir machen nur aufmerksam auf V. 18, wo die *homerische*, den *Tragikern* ganz unbekannte Verbindung durch δέ τε vorkommt, welches auch nur den Gegensatz von ὁ μὲν δὲ, nie von ὁ μέν bildet, so dafs wir οἱ δ' ἐπ' ἠϊθέων zu lesen vorschlagen möchten, und auf V. 26, wo wir zweifeln, dafs die Partikel τε einen Vers schliefsen könne. So verderblich und alle Gründlichkeit vernichtend auch die eigentliche Conjecturalkritik, die nur an einzelne Stellen oder Wörter haftet, dem Lernenden seyn würde: so sehr ist diese consequente Behandlung der kleineren, noch so sehr vernachläfsigten, Redetheile zu empfehlen, wo jede einzelne Verbesserung einen weiteren Blick öffnet, und früh an eine Behandlung der Sprachen gewöhnt, die nicht auf, wenn auch zuweilen scharfsinnigen, Einfällen, sondern auf einer Fülle von philosophischem Geist belebter Gelehrsamkeit ruht.

An diese ausführlich erwogenen Bemerkungen über den Sophokles reihet sich die kritische Behandlung einer Euripideïschen Stelle. Phoen. 1271. Porf., wo Hr. *E.* ὑγρότητ' ἐναντίας vorschlägt: eine Conjectur, die aber schon durch die unstatthafte Elision des Jota fallt, da ὑγρότητ' nach der alten Schreibart der Accusativ ist. S. Hermann ad Eur. Hec. 892. Porsons praef. ad Hec. p. XXIII und dens. ad Eur. Orest. 584.

Das Büchlein schliefst sonderbar mit einer hexametrischen Übersetzung des ersten der Horazischen Briefe, als Probe einer vollständigen Verdeutschung derselben, von welcher inzwischen, nach der Erscheinung der *Vossischen*, nicht mehr die Rede seyn kann. P.

Jugendschriften. *Stuttgart*, b. Löflund: *Neue Vorschriften für die ersten Anfänger im Schreiben*, geschrieben und gestochen von *J. Carl Ausfeld*, Kupferstecher. 1805. 2 S. u. 7. Bl. 4. (8 Gr.) Hr. *A.* ist der Meinung, welcher vor ihm schon mehrere denkende Schreiblehrer waren, dafs der Anfang in der Kalligraphie nicht mit deutscher, sondern mit englischer Currentschrift gemacht werden müsse, weil durch die einfachen grossen Formen dieser Schrift die Hand des Anfängers im Schreiben frey, leicht und gewandt gewöhnt werde. Die vor uns liegenden 7 Blätter enthalten daher auch nur die Elemente — Grundstrich-Buchstaben und einzelne Wörter — der engl. Schrift. Nach unserem Dafürhalten liegt in dem Charakter der englischen Schrift eine gewisse erzwungene Natürlichkeit. Je weniger man daher in den einzelnen Zügen die Mühe bemerkt, die ihre naturgemäs scheinende Bildung kostete, desto gefälliger erscheint diese Schrift. Rec. muss gestehen, dafs Hn. *A.* Vorschriften in dieser Rücksicht den guten beygezählt zu werden verdienen. Z—d.

Neue Auflagen.

Dresden, b. Arnold: *England, Wales, Irrland und Schottland*. Erinnerungen an Natur und Kunst aus einer Reise in den Jahren 1802 u. 1803 von *Christ. Aug. Gottl. Goede*. 2te vermehrte u. verbeff. Aufl. 1806. I Th. XVI u. 237 S. II Th. VIII u. 407 S. III Th. 288 S. IV Th. VIII u. 213 S. V Th. VIII u. 367 S. 8. (6 Thlr. 12 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1804. No. 270.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Neue Chrestomathie für Anfänger zur Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische in fortschreitenden Lectionen über alle Hauptstücke der französischen Sprachlehre* von *J. F. L. M.* Herausgegeben von *A. J. Hecker*, kön. preuss. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath und Director der sämmtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin. 5te völlig umgearbeitete Aufl. der Materialien zur Übung im Übersetzen aus d. Deutschen ins Französische 1807. VI u. 206 S. 8. (10 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 FEBRUAR, 1808.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Fritsch: *J. J. G. Schellers lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon* vornehmlich für Schulen von neuem durchgesehen, verbessert und vermehrt durch G. H. *Lünemann*, Dr. d. Philos. und Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasio zu Göttingen. 1807. *Erster* oder *lateinisch-deutscher Theil* in zwey Bänden. XXX und 1728 S. *Zweyter* oder *deutsch-lateinischer Theil.* XII u. 940 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Herausgeber dieses revidirten Handwörterbuches hat allerdings geleistet, worauf er Anspruch macht, das Buch seiner Vollkommenheit etwas näher gebracht zu haben; aber er muss auch selbst gestehen, dass dieses das geringste Verdienst desjenigen sey, welcher auf eines Anderen Schultern tritt. Wir bescheiden uns zwar gern, dass sich ein altes Gebäude nicht so verbessern lässt, dass es die Vollkommenheit eines neugebauten erreicht; gleichwohl bedauern wir es, nicht ganz von ihm behaupten zu können, was er von seinem Vorgänger rühmt, dass er gethan habe, so viel er nach Massgabe *seiner Kräfte, Einsichten und Vorarbeiter* thun konnte. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen und zu beweisen, dass wir dem Herausg. gleiche Gerechtigkeit und Nachsicht widerfahren lassen, womit er seinen Vorgänger beurtheilt, wollen wir nicht fragen, was ein *Ruhnkenius*, was *Schelle*, was andere Gelehrte, deren Foderungen der Herausg. selbst geprüft hat, von einem Lexikographen verlangen würden; sondern auf die Bedingungen und Umstände, unter welchen er die Arbeit übernahm, eben sowohl Rücksicht nehmen, als auf seine eigene Abhandlung, *Primae lineae theoriam lexicographiae latinae sistentes* betitelt, worauf er in der Vorrede verweist.

Der wackere Verleger hatte es ihm zur Pflicht gemacht, bey der Durchsicht des *Schell.* Werkes, seiner Bestimmung gemäss, hauptsächlich auf die Bedürfnisse der Schuljugend Rücksicht zu nehmen, und nach einer gesunden Beurtheilung dessen, was und wie es für die Schuljugend gehört, die letzte Ausgabe desselben zu verbessern; zugleich aber zur Erleichterung des Ankaufes die Bogenzahl so wenig als möglich zu vermehren. Wir wollen sehen, wie der Herausg. diesen Zweck zu erreichen suchte, und leider! nur halb erreichte. Die erste Foderung, welche er selbst an einen Lexikographen macht, verlangt eine *vollständige Aufzählung aller Wörter, welche in den Plan des Wörterbuches gehören;* in ein Schulwörterbuch gehört aber nach seiner richtigen Überzeugung kein anderes, als classisches Latein, oder die Wörter, Ausdrücke und Redensarten classischer Schriftsteller, welche gewöhnlich in den Schulen gelesen werden, oder gelesen zu werden verdienen. Dass auch in diesen classischen Schriftstellern noch manche Wörter vorkommen, welche nicht classisch sind, ist ihm nicht unbemerkt geblieben; dennoch schloss er mit Recht diese Wörter nicht vom Handlexikon aus, sondern beschloss, sie der bezweckten Vollständigkeit wegen, mit der Bezeichnung ihres seltenen und ungewöhnlichen Gebrauches aufzunehmen. Es hätten dabey auch noch manche Wörter aufgenommen werden können, welche in der gemachten Auswahl classischer Schriftsteller nicht vorkommen, gleichwohl das Gepräge der Classicität an sich tragen; durch die Weglassung aller anderen unclassischen Wörter aber wäre Raum zu zweckmässigern Zusätzen gewonnen worden. Allein — und diess ist es, was wir zuerst mit Tadel bemerken — da der Verleger dem Herausgeber vorstellte, dass doch mancher Schüler sich Zeitlebens mit dem einmal angeschafften Handwörterbuche behelfen müsste: so liess er sich bewegen, diesen wohlaufgefassten Plan aufzugeben, und den extensiven Gehalt des Buches nur wenig zu verändern. Die einzige Änderung, welche er vornahm, bestand in der Aufnahme der untrennbaren Präpositionen und einiger anderen Wörter, welche der Vf. vergessen oder für ungebräuchlich und unwichtig gehalten hatte. Wenn der Herausgeb. noch bemerkt, dass er dagegen manche *Nomina propria* weggelassen habe, die der Knabe selten in seinem Wörterbuche nachzuschlagen pflege: so müssen wir erklären, dass wir viele, wie *Macrobius, Macrobii* u. a. ungern vermissen, und auf der anderen Seite nicht begreifen, wie die *Abaortae* und ähnliche die Ehre der Aufnahme erhielten. Hätte der Herausg. bedacht, dass ein Schüler, welcher zur Lectüre wenig gelesener Schriftsteller übergeht, entweder im Stande sey, das grössere Wörterbuch sich anzuschaffen, oder doch die im Handwörterbuche nicht angegebenen Wörter sich ohne dessen Hülfe zu erklären: er würde seinen Plan sich nicht haben verrücken lassen, oder wenigstens ihn nur auf die Wörter ausgedehnt haben, deren Bedeutung nicht durch sich verständlich war. Wäre es nicht gerathener gewesen, statt der vielen unclassischen, man möchte sagen, unlateinischen Wörter aus den Kirchenvätern,

deren Sinn sich Jeder leicht selbst entwickeln kann, mehr eigenthümliche Ausdrücke aufzunehmen, wozu schon die römische Alterthumskunde von *Ruperti* oder *Adam* eine kleine Nachlese liefern könnte? Wir sind fest überzeugt, dafs der Herausgeber, wenn er auch von den eigenthümlichen Namen nur die aufgenommen hätte, deren Erläuterung sich nicht aus dem Zusammenhange ergiebt, in welchem sie bey den lateinischen Schriftstellern vorkommen, selbst noch für den Anfangs bezweckten, aber nachher auf Vorstellung des Verlegers weggelassenen, Anhang griechischer Wörter, die sich hin und wieder in den classischen Autoren finden, Raum gewonnen haben würde. Da er aber zu sehr den einseitigen Wünschen seines Verlegers folgte, so ist es dahin gekommen, dafs das Wörterbuch auf der einen Seite zu viel enthält, indem es den Umfang der Classicität überschreitet, und auf der anderen Seite zu wenig, indem auch eine flüchtige Vergleichung des Handwörterbuchs mit dem ausführlichen Lexikon zeigt, wie viel noch an der Vollständigkeit des dargelegten lateinischen Sprachschatzes fehle.

Des Herausg. zweyte Foderung, welche die beste Anordnung der aufgenommenen Wörter betrifft, verlangt von einem alphabetisch geordneten Wörterbuche, dafs zugleich auf die *Etymologie und Synonymie* der Wörter Rücksicht genommen werde. Was der Herausg. von Seiten der Etymologie für nothwendig hält, bezeugt er in der Vorrede zum Wörterbuche Wort für Wort geleistet zu haben; aber für Synonymie ist wenig oder gar nichts geschehen, und die Vorarbeiten eines *Mangelsdorf*, *Ernesti* u. s. w. sind noch unbenutzt geblieben. Von ächter Synonymie hatte *Scheller* noch keinen Begriff, und der Etymologie räumt er, so viel er auch davon zu verstehen glaubte, theils zu wenig, theils zu viel Recht ein, so dafs man in der Verbesserung dieser Mängel den Hauptvorzug der *Lünemann*'schen Revision zu suchen hat. *Zu viel* Recht räumte *S.* der Etymologie ein, wenn er sie zum höchsten Gesetze der Rechtschreibung erhob, worin ihr *L.* mit Recht den niedrigsten Rang anweist, und ihr den Sprach- und Schreib-Gebrauch vorzieht, der aber wieder nach den Regeln des Wohlklangs und der Analogie beurtheilt werden mufs. Analogie ist überhaupt die beste Richtschnur, eine gesunde Etymologie zu begründen; und wer zeigen kann, dafs er analogisch verfährt, darf die kühnsten Etymologieen wagen, ohne den Vorwurf der Lächerlichkeit fürchten zu dürfen; dagegen man durch dargelegte Analoga oft die scheinbarsten Ableitungen nicht nur verdächtig machen, sondern aufs klärste widerlegen kann. Hätte *S.* diefs gewufst, er würde *Disertus* nicht von *dissero*, *templum* weder von *tueor* noch von *templor* abgeleitet, und was noch wichtiger war, *alludo*, *appendo*, *arrodo*, *ascendo*, *assero*, *attero etc.* nicht unter *AD* geordnet, oder wenn er *accendo*, *affero*, *aggero etc.* schrieb, die Schreibart mit *ad* nicht für richtiger erklärt haben. Falsche Ableitungen nun konnte *L.* leicht verbessern, und wir sind mit seinen Grundsätzen und mit seinem Verfahren, bis auf einzelne Fehler, vollkommen einverstanden, wiewohl wir mehr leichte Etymologieen angeführt, und *Schneiders* griechisches Lexikon mehr benutzt wünschten, damit wir nicht zu oft die Hinweisung auf die griechische Sprache vermifsten, wie κόνις bey *cinis*, δηλέω bey *deleo*, δεικω bey *dico* und unzählige andere. Allein die Composita nach richtigeren Grundsätzen zu ordnen, war mit gröfseren Schwierigkeiten verbunden; der Herausg. unterliefs es, weil eine Abänderung darin nicht so leicht war, als die Trennung des Consonanten *J* vom Vokal *I*, welche er in Consequenz der schon von seinem Vorgänger getrennten *U* und *V*, wiewohl nicht überall gleich richtig, vollführt hat. Doch hätten wir gewünscht, er hätte von *S.* die Methode angenommen, die für besser erkannte Schreibart mit dem Zusatze *richtiger* zu bezeichnen, wo er die Wörter falsch geordnet fand.

Zu wenig Rücksicht nahm *Scheller* auf die Etymologie nicht nur darin, dafs er, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, bey keinem Worte seine Abstammung andeutete, deren Kenntnifs doch allein auf Gründlichkeit führt; sondern vorzüglich in der *Entwickelung und Anordnung der Bedeutungen einzelner Wörter*, welches beides ein Hauptfehler des *Scheller*'schen Wörterbuches war. Dafs *Scheller* die Abstammung jedes aufgeführten Wortes anzugeben vergafs, dazu möchte man sich noch Glück wünschen, weil bey seinen verkehrten Ansichten dadurch nur mehr verdorben als gut gemacht seyn würde, und unser Vf. wahrscheinlich noch eine Mühe mehr gehabt hätte. Leider! hatte aber seine Unkunde einer richtigen Etymologie auch die Folge, dafs er die Bedeutungen der Wörter oft verkehrt entwickelte und ordnete, welches Verfahren desto verderblicher war, je logisch-richtiger es schien, und je mehr es eben darum unter den Lehrern der lateinischen Sprache Nachbeter und Nachahmer fand. Dank sey daher dem Herausg. gesagt, dafs er diesen Fehler nicht nur öffentlich zur Sprache brachte, sondern ihn auch praktisch im Wörterbuche selbst zu verbessern bemüht war. *Scheller* befolgte in der Anordnung der Bedeutungen meistens die logische Methode, wobey er nach Willkühr diejenige zum Grunde legte, woraus er alle anderen am leichtesten herleiten zu können glaubte. So kam die allgemeinste und abstracteste Bedeutung, welche in vielen Fällen niemals existirt hat, als Grund- und Haupt-Bedeutung obenan zu stehen, und die specielle, sinnliche Bedeutung, von welcher der Sprachgebrauch ausging, traf nicht selten zu allerletzt die Reihe, aufgeführt zu werden. Der Herausg. zog daher mit Recht die historische Methode der logischen vor, und stellte statt der vermeintlichen Grundbedeutung die Urbedeutung, worauf die Etymologie des Wortes führte, obenan. Doch bleibt ihm, wenn er wirklich geneigt ist, noch mehr für Lexikographie zu thun, wozu wir ihn ermuntern, die Hauptarbeit noch übrig, dafs er die Bedeutungen jedes Wortes auch wirklich auf dem historischen Wege verfolge, und mit Bele-

gen aus den Schriftstellern verschiedener Zeitalter, so viel möglich, bestimmt andeute, wie und wann sich aus der Urbedeutung des Wortes nach und nach die übrigen entwickelt haben. Ein solches Verfahren wird gewiss die grosse Mühe belohnen, welche das Lesen oder wenigstens Nachsehen so vieler Schriftsteller erfodert; man wird nicht nur bestimmtere Resultate über die Aussprache, Bildung und Schreibart der Wörter in verschiedenen Zeitaltern erhalten, sondern auch mit grösster Klarheit bemerken, wie der Sprachstamm immer neue Äste und Zweige trieb, und die Begriffe des Volkes nach und nach mit neuen Bildern und Vorstellungen bereichert wurden. Man wird finden, welche Wörter unter anderen *Cicero* in seinen späteren Jahren als Purist in die Stelle der bisher gebrauchten griechischen Wörter setzte, und wie z. B. *medietas (die Mittelheit)*, welches *Cicero* noch nicht zu gebrauchen wagte, bey späteren Schriftstellern schon gäng und gebe geworden war. Dann erst, wenn dieses geschehen ist, wird es möglich seyn, den classischen Werth eines Wortes, worauf wir am Ende noch zurückkommen werden, in jeder einzelnen Bedeutung festzusetzen. Mit Bedauern finden wir die einzelnen Vorarbeiten, selbst die vortrefflichen Bemerkungen *Spalding's* zum *Quintilian* worauf der Herausg. in seiner Abhandlung verweist, in Ansehung des veränderten Gebrauches einzelner Wörter und Redensarten noch fast gar nicht benutzt, wiewohl der Herausg. desshalb Entschuldigung verdient, weil er kein ausführliches Lexikon schrieb, und selbst die Einrichtung des Handwörterbuches nicht ganz von ihm abhing. Genug, dass er, worauf er allein Anspruch macht, das Buch seiner Vollkommenheit hierin näher brachte.

Was die grammatikalischen Bemerkungen betrifft, welche man auch in einem Wörterbuche erwartet: so fand der Herausg. ausser der *Orthographie* und *Quantitätsbezeichnung* wohl wenig zu verbessern vor. Dass es nicht in des Herausg. Macht stand, die Wörter überall nach einer richtigen Orthographie zu ordnen, ist oben schon erinnert worden; in der Quantitätsbezeichnung hätte indess noch mehr geschehen können, als schon geschehen ist. Der Herausg. kannte, wie man aus der Vorrede sieht, den Unterschied zwischen der positiven und natürlichen Sylbenlänge, ob wir gleich im Wörterbuche weder bey *corripere*, noch bey *producere*, die Bemerkung finden, dass die Production und Correption in der Aussprache nicht so wohl den Sylben als den Vocalen zukomme, wie schon der neueste Herausg. von *Sanctii Minerva* aus *Gell.* II, 17, IV, 17 u. a. Stellen schloss. Sobald aber dem Herausg. diess bekannt war, was so wenige wissen, so hätte er, um, wenn nicht eine richtigere Aussprache der lateinischen Wörter, doch die Kenntniss der römischen Pronuntiation zu befördern, wohl gethan, wenn er durch die Zeichen — und ᴗ nicht sowohl das Sylbenmass, welches die Prosodik lehrt, als die Dehnung und Schärfung der Vokale angegeben, und diese Bezeichnung also auf die Sylben noch ausgedehnt hätte, welche *positione* lang sind. Diess ist nun zwar auf eine andere Weise bey den wenigen Wörtern geschehen, welche der Herausg. in der Vorrede selbst namhaft macht, und welche nach der Dehnung oder Schärfung ihres Vocals verschiedene Bedeutungen erhalten, d. h. bey *plecto*, *lustrum* und *illex*. Es hätte aber auch bey allen anderen Wörtern geschehen sollen, über deren wirkliche Aussprache in Hinsicht der Vokale wir unterrichtet seyn können, um daraus begreifen zu lernen, warum die Griechen z. B. in *Consul*, *Constantinus etc.* die erste Sylbe mit einem ω schreiben mussten, und warum wir die Wörter *sollennis*, *sollers*, *sollicitus*, in denen das *o* geschärft oder kurz war, mit doppeltem *l* zu schreiben haben. Es sagt uns nämlich *Cicero Orat.* 48, und nach ihm *Gellius* II, 17, dass man in den Präpositionen *In* und *Con* die Vocale gedehnt habe, sobald ein *f* oder *s* darauf folgte; und ähnliche Bemerkungen findet man an verschiedenen Stellen bey *Gellius*, *Festus* u. a. Grammatikern. Die eigentliche Aussprache der durch Position langen Sylben, wozu wir keine bestimmten oder analogen Belege in den Grammatikern finden, erkennen wir theils aus ihrer Abstammung und Flexion, wie *ōcto aus* ὀκτὼ, und *intĕrrĕx*, *gen. interrēgis*, theils aus der Schreibart im Griechischen bey *Plutarch*, *Dionys* u. a. z. B. *mēntēm*, welches *Plut.* μέντεμ schreibt, theils aus der Accentuation, wie *sōllērs*, welches *Diomedes* nicht circumflectirt, sondern acuirt, und was der Merkmale mehr sind. Dass nach dieser Theorie fast alle willkührlichen Sylben das Zeichen der Kürze erhalten müssen, wie es Quintilian bey *vŏlŭcrĭs*, *ăgrĕstĭs* ausdrücklich erinnert, und nur solche Wörter, in deren Aussprache man getheilt war, wie *quĭēsco*, *hĭc*, die Bezeichnung der Willkühr erhalten sollten, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

So viel von der Andeutung der *Aussprache* durch die Quantitätszeichen! Die Betonung der Sylben braucht zwar nicht angegeben zu werden, da sie sich aus der Quantität der Sylben von selbst ergiebt; aber in denjenigen Wörtern, wo die Betonung eine Ausnahme von der Regel macht, hätte sie doch angegeben werden können, um z. B. einzusehen, warum gute Metriker *deinde* meist nur zweysylbig gebrauchen. Ausserdem hätte Hr. L. wohl nach *Schneiders* Methode, wiewohl weniger mangelhaft und unrichtig, zu Anfange eines jeden Buchstaben eine kurze Übersicht von seiner verschiedenen Aussprache und Geltung im Schreiben, wie von seiner Verwandtschaft und Verwechslung mit anderen Buchstaben, geben können, zumal da diese Bemerkungen ein helleres Licht über die Schreibart und Ableitung zahlloser Wörter würden verbreitet haben. Wie nützlich würden, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Bemerkungen gewesen seyn, dass C, wie seine Stelle im Alphabete und die Abkürzungen der Namen Gajus und Gnaeus beweisen, ursprünglich ein G war, und *Kaeso*, *Kalendae* daher mit einem K geschrieben werden mussten; dass sich aber

nach und nach die Ausſprache des C in vielen Wörtern, wie in *ſacer*, *ſancio*, *Ceres*, zu K verhärtete; und daher *Sp. Carvilius Ruga* (*Plutarch. Qu. R. ſect.* 54 *ed. H.*) die weichere Ausſprache durch einen angehängten Strich unterſchied, woraus das G entſtand; daſs man von der Zeit an das K nur vor a beybehielt, bis es endlich faſt ganz vom C verdrängt ward, und vor e und i das C, ſo wie vor o und u das Q oder äoliſche *Koppa* gebrauchte (*Quint. Inſt.* I, 4, 9); daſs endlich das C faſt überall geſchrieben ward, wo die Griechen ein K gebrauchten, aber erſt bey den Einfällen der germaniſchen Völker mit dem t in den bekannten Fällen die barbariſche Ausſprache eines ts oder deutſchen z annahm; daſs alſo auch das lateiniſche Ch vom deutſchen Ch verſchieden, eigentlich, ſo wie das griechiſche χ, ein Kh ſey, wie in *Chors*, *Chorus*, *Charus*, *pulcher*; daſs folglich noch weniger SCH Verwandtſchaft mit dem engliſchen Sh habe, ſondern wie im Griechiſchen von SKH nicht unterſchieden ſey, und daher ſowohl *ſchidiae* als *ſcidiae* geſchrieben werden könne; daſs auf ähnliche Weiſe F urſprünglich ein W war, Wau genannt, welches wegen ſeiner Geſtalt bey dem Stammvolke der Römer auch den Namen *Digamma* (Doppel-G) führte; daſs ſich allmählich die Ausſprache deſſelben in vielen Wörtern, wie in *frango* aus dem äoliſchen ϝρήσσω, ϝρήγω, ϝράγγω, zu einem deutſchen f verhärtete, und zu einem eigenen Grundtone ward, welchen, nach Quintilians und Priſcians Bemerkungen, die Griechen gar nicht kannten, und der von ſpäteren Grammatikern den Namen Ef ſtatt Fe erhielt, weil man dieſen Blaſelaut, ſo wie den Ziſchlaut S, wegen des ſcheinbaren Nachtönens zu den flieſsenden Lauten zählte; daſs man hierauf ans Ende des alten Alphabetes, welches mit T ſchloſs, für die weichere Ausſprache des F das uralte Zahlzeichen V ſetzte, welches man in ſeiner Einfachheit bald auch für das vom O nunmehr unterſchiedene deutſche und franzöſiſche V, wie in *optumus*, das man nach Quintilians Bemerkung *optümus* ſprach, und ſeit Julius Cäſar auch *optimus* ſchrieb, zu gebrauchen anfing, und in ſeiner gegen einander gekehrten Verdoppelung X, wie Quintilian bemerkt, für ein KS einführte; daſs hingegen die abermalige Verhärtung des V in F erſt nach der Völkerwanderung entſtand, und daher das doppelte V oder W erſt nach der römiſchen Zeit eingeführt werden konnte; daſs endlich der Blaſelaut F von PH eben ſo verſchieden war, wie unſer Kehllaut Ch vom lateiniſchen, u. dgl. m. *Seyferts* Sprachlehre, mit Kritik ſtudirt, würde nicht nur dieſe Notizen, ſondern noch vieles andere dargeboten haben, was wir zur Vollkommenheit des Lexikons vermiſſen. —

Was man bey einem Schulwörterbuche am erſten erwartet, iſt unſtreitig *die Beſtimmung des claſſiſchen Werthes*, welchen jedes Wort in ſeinen einzelnen Bedeutungen hat: und daſs nach dieſer Beſtimmung die Auswahl der Beyſpiele und Citate aus den Autoren zu treffen ſey, bedarf wohl keines weiteren Beweiſes. Wir haben aber ſchon oben erinnert, daſs dieſer wichtige Punct ein genaueres Studium der claſſiſchen Schriftſteller nach ihren verſchiedenen Zeitaltern und Gattungen erfodere, und müſſen daher bey einem Wörterbuche, deſſen Reviſion im Verlaufe weniger Jahre geſchah, auf eine Vervollkommnung deſſelben in dieſer Hinſicht Verzicht leiſten. Daſs der Herausg. wuſste, wie der claſſiſche Werth der Wörter zu beſtimmen ſey, hat er in der akademiſchen Streitſchrift gezeigt, welche wir oben angeführt haben; ausgeführt finden wir davon noch wenig oder gar nichts, und der claſſiſche Gebrauch der Wörter muſs bis jetzt noch bloſs aus dem Namen der angeführten Schriftſteller errathen werden. Selbſt das iſt ſelten beſtimmt angegeben, daſs dieſes oder jenes Wort nur von Philoſophen, Rhetoren, Geographen u. dgl. gebraucht werde; daſs dieſe oder jene abgeleitete Bedeutung eines Wortes nur im Redner- oder Dichter-Styl erlaubt ſey. Höchſtens findet man hie und da ein fremdes oder veraltetes Wort, einen Volksausdruck oder Provincialismus, und zwar wo es geſchieht, meiſtens ſchon von *Scheller*, markirt; aber wie unzählig viele griechiſche, und ſelbſt barbariſche Wörter ſind ohne eine beygefügte Bemerkung als gutes Latein aufgeführt, welche kein Puriſt, wie Cicero, ſich erlaubt haben würde. Dergleichen Wörter ſind, um nur einige namhaft zu machen, *Ceva*, eigentl. Plur. *Cevae* Kühe (niederdeutſch *Keue*); *Gaulos*, ein phöniziſches Fahrzeug; *Canthus*, ein eiſerner Reif um ein Rad; *Ploxenus* oder *Ploxenum*, ein Wagenkaſten; *Maſtruca* oder *Maſtruga*, ein Pelz; *Ambactus*, Ambacht, Officiant. Wenn Wörter der Art, wie *petorritum*, *carrus*, *caballus*, *rhena etc.* nicht bloſs ſcherzhaft oder idiotiſch von guten römiſchen Schriftſtellern gebraucht werden, haben ſie darum gleich, wie der Herausg. zu glauben ſcheint, das römiſche Bürgerrecht erhalten? Faſt alle Wörter barbariſchen Urſprungs, wie *rheda*, *carruca*, *carrago*, *angaria etc.* ſind als *termini technici* oder als Modenamen zu betrachten, welche aufhören im Curs zu ſeyn, ſobald man die beſonderen Gegenſtände nicht mehr kennt, durch deren Gebrauch oder Bekanntwerdung ſie nach Rom kamen.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Nordhauſen, b. Nitzſche: *Verſuch über Luthers Reformation, ihren Geiſt und ihren Einfluſs*, oder Auszug aus der gekrönten Preisſchrift des Herrn *Villers* über die von dem Nationalinſtitut zu Paris aufgeſtellte Frage: Welchen Einfluſs hat Luthers Reformation auf die politiſche Lage der verſchiedenen Staaten Europas und auf die Aufklärung gehabt. A. d. Franz. überſ. und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von G. F. H. Plieth. 1805. 166 S. 8. (12 Gr.) S. Recenſ. des Originals. 1804. No. 124.

Wien, b. Degen: *Beſchreibung und Grundriſs der Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien.* Sammt ihrer kurzen Geſchichte; von *Joh. Pezzl.* Neue verm. Aufl. 1807. II u. 438 S. Taſchenform. (2 Thlr. 16 Gr.)

Druckfehler. No. 22. S. 172. Z. 10 lies: daſs *nicht* ihr einziger u. ſ. w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 FEBRUAR, 1808.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Fritsch: *J. J. G. Schellers lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon. Von G. H. Lünemann etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Diess mag genug seyn über das Allgemeine der Lexikographie, welches, wenn es gleich für die Arbeit weniger Jahre zu viel gefodert scheint, doch als Ideal jedem vorschweben muss, welcher Anspruch auf einen verdienstvollen Lexikographen macht. Sonst verdient der Herausg. noch das Lob, dass er bey der Angabe der Bedeutungen überall den vollkommen entsprechenden Ausdruck im Deutschen aufzufinden suchte, und die verschiedenen Anwendungen der Bedeutungen eines Wortes von der eigenthümlichen Bedeutung selbst unterschied. Aber wodurch sich seine Ausgabe von der früheren wesentlich unterscheidet, ist die bestimmtere Erklärung von Gegenständen aus der Thier- und Pflanzen-Welt, in welcher Hinsicht man die Aufklärungen eines *Beckmann*, *Schneider* u. s. w. vortrefflich benutzt findet. Man sehe z. B. nur die Wörter nach, welche mit *Chamae*, χαμαὶ, zusammengesetzt sind. Dass der Herausg. unzählige Druckfehler der früheren Ausgabe verbesserte, lässt sich von einem Manne, welcher auch auf die angeführten Citate eine besondere Aufmerksamkeit richtete, leicht erwarten. Dass aber dennoch manche solcher Fehler unbeachtet geblieben sind, mag das einzige Beyspiel *acre* zeigen, welches unter *acer* als *adverb.* abermals als *acer* abgedruckt, und unter *acre* völlig gestrichen ist. Auch vermissen wir die Consequenz des Herausg., wenn er gleich zu Anfange des Buches die Abkürzung A für *absolvo* bemerkt, unter C dagegen von *condemno* schweigt u. s. w. Überhaupt ist das Wörterbuch darin noch sehr unvollständig und unvollkommen, dass es zu Anfange eines Buchstaben zwar einige, aber nicht alle Abkürzungen aufzählt, welche in den Ausgaben der lateinischen Classiker oder auch in anderen lateinischen Schriften sehr gewöhnlich sind, und den unkundigen Leser in die grösste Verlegenheit setzen. Als ein Beyspiel von Unvollständigkeit in den Belegen für eine Bedeutung wollen wir nur gleich bey A aus Cicero's Timaeus die Redensart *a latere*, *seitwärts*, anführen; und als Unvollständigkeit in der Aufnahme der Wörter möchte man es bemerken, dass man zwar *sesquialter*, *sesquitertius*, *sesquioctavus*, aber kein *sesquiquartus* findet, wenn nicht das ausführliche Lexikon zeigte, dass *Scheller* darum bloss jene drey Wörter aufführte, weil nur sie in Cicero's Timaeus vorkommen. Aber war darum kein *sesquiquartus* möglich? musste nicht vielmehr in diesem, wie in jedem ähnlichen Falle, gleich unter *sesqui* das Wort *sesquialter* erklärt, und dabey bemerkt werden, dass, dem ähnlich, auch die Wörter *sesquitertius*, *sesquioctavus* gebildet seyen? Hätte *S.* so verfahren, so würde er bald bemerkt haben, wie falsch und inconsequent zugleich seine Erklärung dieser Wörter sey; und hätte er mit Ciceros Übersetzung das Original in Platos Werken verglichen, so würde er sie als gleichbedeutend mit den griechischen Ausdrücken ἡμιόλιος, ἐπίτριτος, ἐπόγδοος gefunden haben, deren Erklärung bey *Schneider* ganz anders lautet. Ungern sahen wir dergleichen Fehler auch in der neuen Ausgabe noch: so sind z. B. auch alle mit *semus* zusammengesetzte Wörter, wie *disemus*, *trisemus* etc. falsch erklärt, obgleich die griechischen Wörter daneben stehen.

Was den *zweyten* oder *deutsch-lateinischen Theil* betrifft, so sah der Herausg. die Mängel desselben in *Schellers* Wörterbuche vollkommen ein, konnte ihnen aber, da ihm der Verleger zu wenig Zeit zu einer sorgfältigeren Bearbeitung des Werkes liess, nicht in dem Masse abhelfen, wie er selbst es wünschte. Je weniger der Herausg. nach diesem eigenen Geständnisse erwarten lässt, desto billiger muss unsere Beurtheilung seyn. Die Druckfehler sind verbessert, viele unnütze Wörter gestrichen, unpassende Ausdrücke mit schicklichern vertauscht, und einige hundert deutsche Wörter mehr aufgenommen, welche zum Theil nicht nur in dem grösseren Wörterbuche des Vfs., sondern auch in dem *Bauer*schen fehlen. Folgende Beyspiele mögen von den Verbesserungen und Vermehrungen zeugen, welche wir durch die Vergleichung der älteren Ausgabe wahrgenommen haben. Im Artikel *Absatz*, welcher bey *Bauer* viel reichhaltiger ausgefallen ist, als bey *Scheller*, hatte *Bauer* die Absätze an Bergen durch *articuli montium* übersetzt, *Lünemann* hat dafür *dejectus* aus *Caes. B. G. II*, 8 aufgenommen. *Bauer* schied das U nicht vom V, und stellte daher Ue und Ve zusammen; *Scheller* trennte das U vom V, behandelte aber den Umlaut Ue als blosses U, und ordnete ihn, ob er gleich Ui schrieb, vor Uh; *Lünemann* hat richtiger Ue abdrucken lassen. Bey *Überzug* finden wir den Zusatz: *des Schildes, tegimentum*, aus Cäsar; aus demselben Schriftsteller ist die Redensart: *in Unterwürfigkeit erhalten*, *in officio continere*, aufgenommen; ferner *einen Pfeilschuss weit*, *non longius*, *quam quo*

telum adjici poteſt, woraus jedoch auch die Redensart: *einen Büchſenſchuſs weit* hätte abgeleitet werden können. *Bauer* hat keine jener Redensarten, und bey allen fehlt der Ausdruck *Schuſsweite, teli jactus*. Den unter Trub geordneten *Trupp* hat L. auszuſtreichen vergeſſen; aber die *Truppe* der Schauſpieler durch *caterva* ausgedrückt, wofür *Sch. grex* geſetzt hatte. Bey *Kaldaunen* findet man auſser *inteſtina* noch *fendicae*, wozu B. noch das minder richtige *viſcera* fügt. Bey *Kneipſchenke* iſt noch das Wort *gurguſtium*, bey *Matador*, *antiſtes* hinzugefügt, welches auch dem ſonſt reichhaltigen *Bauer* entgangen iſt. Das Wort *einſeitig* iſt von B. umſtändlicher, als von *Sch.* behandelt; *Lünem.* Zuſatz: *einſeitig* z. B. beobachten, *leviter*, ſcheint ſelbſt zu einſeitig zu ſeyn. Unter gleiche Kategorie gehört der Zuſatz des tropiſchen Ausdruckes *einen Miſsgriff thun*, *errare*, welchen B. beſſer durch *aberrare peccare*, *labi* überſetzt. Beſſer war der Zuſatz: *ſich an die Erfahrung halten*, *experientiam ſequi*. Aus Phaedrus ward der Ausdruck *veſtis adfluens* für *Schleppkleid* entlehnt; aus Plautus *veſtiſpicus* und *veſtiſpica*, *der Kleiderbewahrer* und *die Kleiderbewahrerin*; *fulmenta*, *die Schuhſohle*; *ſarcinam adſtringere*, *ſein Bündel ſchnüren*; *cuppes*, *das Leckermaul*; *ſtultiloquentia*, *Narrentheiding*; *dormitator*, *ein Schläfer*, *Träumer*; *verſatur mihi nomen in primoribus labris*, *der Namen ſchwebt mir auf der Zunge*. Sowie der lateiniſch-deutſche Theil genauere Beſtimmungen aus der Naturgeſchichte erhalten hat, ſo der deutſch-lateiniſche aus der Mechanik und Phyſik, z. B. *krummlinige Bewegungen*, *motus per curvas*; *ſchiefe Ebene*, *planum inclinatum*; *Druckwerk bey Sprützen*, *antlia aquatica premens*; *Sprachrohr*, *tuba ſtentorea*, wo jedoch *tubus acuſticus* ſtehen blieb, welches ein Hörrohr bezeichnet. *Sch.* Ausdruck für *unterſchlächtige Mühle*, *mola*, *quam aqua inferne impellit* (*agit*) iſt hier beſſer *mola cum rotis inferne impulſis* wiedergegeben; und in die Stelle des *radius* für *Streichholz* iſt *hoſtorium* aus Priſcian getreten. Bey *Reif* endlich iſt noch der Reif des Rades, *canthus*, hinzugefügt. Neu aufgenommene Wörter, welche auch in *Bauers* Wörterbuche fehlen, ſind: ermatten, Ermattung, hinſtrömen, Lebensäuſserung, Wechſelverhältniſs, ſchauderhaft, Gegenkraft, Verdauungskräfte, berückſichtigen, Gebilde, bildſam, Bildungstrieb, einſtrömen, Muskelkraft, Veräſtelung, uncheiniſch, unphyſiologiſch, Fruchtwaſſer, ausbeeren, einbeeren, Dohnenſtieg, Eichenkamp, Stichhandel, vereinfachen, auffallen als *tranſitiv*, Stoffbild, Mnemonik, mnemoniſch, Sachgedächtniſs, Wortgedächtniſs, Ortgedächtniſs, Vergeſſungswiſſenſchaft, Hornpulver, Schmiermittel, Längenuhr, Däumling, Rückwirkung (*Wechſelwirkung* fehlt noch), einem etwas abliſten, einen anſtieren (*anglotzen* fehlt noch), Erzeugniſs, Erwerbniſs, geſunden, Gewitzel, Hochſinn, höfiſch, Hüttner, eigends, Meuchler, paſslich, Pfleglinġ, Schützling, Söldling, (*Pflänzling* fehlt noch) reglich, reglos, regſam, Erregbarkeit, roſig, ſchreckbar, Trockniſs, theillos, truglos, Unbeſorgtheit, Fundort, leichtbewaffnet (*ſchwerbewaffnet* fehlt noch), Landweg, Seeproteſt oder Verklärung, prachtvoll, ungeſchwächt, unzweckmäſsig, Wagenregierer (*Wagenlenker* und *Zügelführer* fehlen). Dieſe Zuſätze ſind uns auſser einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern aus dem Maſchinenweſen, welche wir zur Erſparung des Raumes übergehen, bey der Vergleichung einzelner Partieen des Buches aufgeſtoſsen. Manche andere neu aufgenommene Wörter finden ſich ſchon bey *Bauer*, jedoch ohne aus dieſem geſchöpft zu ſeyn: durch deſſen Benutzung wäre die Nachleſe noch viel reicher ausgefallen. Von der Vermehrung des Buches mag indeſſen die Seitenzahl einen Beweis abgeben, da die alte Ausgabe nur 1832 Columnen oder 916 S., die neue hingegen 940 S. enthält. Da der Herausg. die untrennbaren Präpoſitionen in dem lateiniſch-deutſchen Theile noch beſonders aufgeführt hat: ſo wundert es uns, daſs er dieſe und ähnliche Wörter, welche der Deutſche in gleichartigen Zuſammenſetzungen gebraucht, der Lateiner aber durch Umſchreibungen ausdrückt, nicht auch in dem deutſch-lateiniſchen Theile beſonders aufnahm. Wenn er z. B. *verbaden*, *elavare*, *verſalben*, *exungere*, ſo wie *verfreſſen*, *comedere*, *verſaufen*, *expotare*, aus Plautus einſchaltete: ſo hätte er auch unter *ver* die lateiniſchen Periphraſen ſolcher Zuſammenſetzungen durch *abſumere*, *perdere*, bemerken, und bey jenen Wörtern darauf verweiſen ſollen. So vermiſſen wir, um nur noch ein Beyſpiel der Art anzuführen, bey *nach* ungern die Angabe der verſchiedenen Wendungen, wodurch der Lateiner die mit *nach* zuſammengeſetzten Wörter wiederzugeben pflegt, als *imitor*, *exprimo*, bey Nachahmungen oder Nachbildungen; *ſequor*, *perſequor*, beym Nacheilen oder Verfolgen; *continuo*, *repeto aliquid*, bey Fortſetzungen oder Wiederholungen; *poſt*, *denuo* *cet.*

F — G.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Walther: *Der europäiſchen Schmetterlinge* Vten Bandes 10tes Heft. Tab. 47 — 52 Bogen Ff — Ii. gr. 4. 1806. 6 illuminirte Kupfertafeln und 4 Bogen Text. (2 Thlr.)

Hr. *Eſper* fährt in dieſem Hefte fort, uns die lange unterbrochene Naturgeſchichte der Spanner zu liefern. Die Textbogen enthalten die Beſchreibungen einiger, auf den letzten Tafeln des 9, und auf den erſten Tafeln des 10 Heftes abgebildeter Arten. Es gereicht Hn. *E.* oder dem Verleger ſeines Werkes, vielleicht auch allen beiden, zum Vorwurf, daſs ſeit geraumer Zeit in den ausgegebenen Heften der Text gegen die Tafeln ſehr zurückgeblieben iſt, da dieſer dem Beurtheiler die Arbeit, welche bey dem geringen Fleiſse, der auf die Abbildungen verwandt worden, ſchon nicht gering iſt — noch mehr erſchwert, ihn auch wohl zu voreiligen, oder gar zu ungerechten Ausſprüchen verleiten kann. Rec. wird mit möglichſter Vorſicht zu Werke gehen, um weder Hn. *E.* zu nah zu treten, noch dem entomologiſchen Publicum die Wahrheit vorzuenthalten. Zuvörderſt wird er den Text mit Rückſicht auf die Tafeln, zu denen er gehört durchgehen, ſodann aber auch kurz diejenigen Figuren, zu denen der Text noch fehlt,

berühren; mit dem Vorbehalt, darauf wieder zurückzukommen, sobald die Beschreibung dazu sich in seinen Händen befinden wird. Tab. XLIV Fig. 1. S. 244—246. G. *Bajularia* des W. V.; ibid. Fig. 6, 7, 8. Beide Geschlechter und eine männliche Spielart der G. *Chenopodiaria* (*Chenopodiata Linn.*) S. 246—250. *Linnés Chenopodiata* ist lange verkannt worden, diess beweisen die verschiedenen Spannerarten, welche die Schriftsteller bisher dafür ausgegeben haben. Rec. pflichtet Hn. *E.* bey, und erkennet mit ihm (obgleich er früher anderer Meinung war) diesen Spanner für den *Linné*'schen, bedauert aber nur, dass in Ansehung des Umrisses die hier gelieferten Figuren so erbärmlich ausgefallen sind, dass ohne das Citat von *Hübners mensurata* und das von *Schaeffer Icon. Ratisb.* tab. 253. Fig. 3, 4 nicht zu entziffern seyn möchte, was damit gemeint worden. Zweifelhaft sind übrigens hier unter den beygebrachten Citaten die aus *Fabricius*, *de Villers*, *Müller*, *Fuesslin*, und ganz falsch (wobey die citirten Compilatoren gar nicht in Rechnung kommen) alle übrigen, wogegen aber entschieden richtige, als *mensuraria* des W. V. und *limitata Scopol.* hier vermisst werden. Tab. XLV Fig. 1. S. 250—251 G. *mundataria Cram.* (*nitidaria Fabr.*) Hr. *E.* ziehet hier billig den *Cramer*schen Namen als den älteren vor, den der neuerungssüchtige *Hübner* in *mundata* umformte. Ibid. Fig. 2, 3. S, 252—255 beide Geschlechter der G. *miacia*, welche entschieden *Linnés miata* nicht ist, und auch die des *Borkhausen* nicht, wenn gleich Hr. *E.* versichert, dass *Borkhausen* und er die nämlichen Stücke aus Gernongs Sammlung hatten. In Ansehung der Allegate herrscht auch hier die grösseste Verwirrung, indess gehören zum *E.* Spanner mit voller Gewissheit: die *miata* des W. V. und *Hübners*, die *viridaria Fabr.* und *Borkh.*, die *pectinaria Kn.* und die *ceotangulata Hufn.* — welches letzte Citat Hr. *E.* gar nicht hat. Ibid. Fig. 4 S. 255—256 G. *adspersaria*, der *Fabrici*sche und *Hübner*sche Spanner dieses Namens. Ibid. Fig. 5. S. 256—258. G. *Bupleuraria*, hier ist alles in der gehörigen Ordnung. Tab. XLVI Fig. 1. S. 258—259. G. *nullaria*, eine schöne Art, durch *Hübner* zuerst bekannt gemacht. Ibid. Fig. 2, 3. S. 259—262. Die beiden Geschlechter der G. *moeniaria*, wobey nichts zu erinnern ist. Ibid. Fig. 4. G. *nitidaria*, im Text S, 262—264 *Bombyx* (!) *nitescentula* — — nichts mehr und nichts weniger als die *Pyr. Salicalis* aller Entomologen, die Hr. *E.* im Texte eben so auffallend zum Spinner, als er sie auf der Tafel ganz unbegreiflich zum Spanner stempelt. Die vierzehnfüssige Raupe dieser Art machte Hn. *E.* viel Kopfbrechens; blieb ihm denn aber unbekannt, dass die Raupen sehr vieler Zünsler nur 14 Füsse haben? und warum liess er daher diese Art nicht an der Stelle, die von ihren Entdeckern, den Theresianern, ihr so richtig angewiesen worden war? Ibid. Fig. 5, 6. S. 264—267. Beide Geschlechter der G. *plumbaria* (*palumbaria*), einer bekannten Art, bey deren Synonymie aber eine grössere Vorsicht und Genauigkeit, als sie Hr *E.* anwandte, zu empfehlen ist. Tab. XLVII (die erste des 10ten Hefts) Fig. 1, 2. Der Mann und das Weib (?) einer bey Erfurt entdeckten Art, S. 267—268 G. *contiguaria* genannt. Sehr unrecht und gegen alle Regeln ist es, dass Hr. *E.* hier einen Namen brauchte oder auch nur beybehielt, der von *Borkhausen* und *Hübner* früher an zwey andere, sehr verschiedene Arten vergeben worden war. Übrigens ist das angebliche Weib des *E.* Spanners durch seine, nicht minder stark als beym Manne gekämmten, Fühler sehr problematisch, und Rec. vermuthet hier irgend eine unglückliche Verwechslung, die aber nur Hr. *E.* anzugeben vermögend seyn wird. Der Mann dieser Art hat eine entfernte Ähnlichkeit mit B. *plumigera*. Ibid. Fig. 3, 4. Beide Geschlechter der G. *albaria* S. 268; auch diese Art ist bey Erfurt entdeckt. Merkwürdig wäre es doch in der That, wenn die bey Erfurt einheimischen Spannerarten, aller Analogie zuwider, in beiden Geschlechtern gleich stark gekämmte Fühler haben sollten — wenigstens wäre diess den Figuren nach auch hier der Fall. Eben so merkwürdig würde es seyn, wenn der Mann dieser Art starkwinklichte, das Weib aber nur stark gezähnte Hinterflügel, wie die Abbildungen hier zeigen, haben sollte. Rec. ist hier sehr schwerglaubig, und hätte eine grössere Genauigkeit in den Angaben wohl gewünscht. Übrigens hat *Hübners G. tinctaria* im Baue der Hinterflügel und im einfarbigen Colorite die grösste Ähnlichkeit mit dem Manne des En. Spanners. Ibid. Fig. 5. S. 268—271. G. *Pantharia* (*pantaria L.*) eine richtige, aber eigentlich von *Hübner'n* herrührende Bestimmung, da dieser die ächte *Linné*'sche Art zuerst in einer schönen Abbildung vorlegte. Tab. XLVIII Fig. 1, 2. S. 271—272. Mann und Weib von G. *bipunctaria*; Hr. *E.* findet ein besonderes Wohlgefallen daran, den weiblichen Spannern gekämmte Fühler anmalen zu lassen; es geschah auch hier, obgleich das Weib dieser Art die erwähnten Theile von der angegebenen Beschaffenheit in der Natur bestimmt nicht hat, wodurch denn dieser Charakter bey den Weibern von *contiguaria* und *albaria* nur noch verdächtiger wird. Wesshalb fehlt *Hübners* gute Abbildung der *bipunctaria* unter den Allegaten? Ibid. Fig. 3. S. 272—273. G. *virgaria*, auch aus Erfurt, vielleicht nur Spielart der weiblichen *palumbaria*, mit der auch *E.* sie vergleicht. Ibid. Fig. 4. S. 273—274. G. *cineraria*, vermuthlich neu — wenigstens auf keinen Fall die *cineraria* des *Fabr.*, und demnach Hn. *E's* ganze Synonymie falsch; des *Fabr. cineraria* ist von *Hübner* kenntlich abgebildet, und zum mindesten zweymal kleiner als die des Hn. *E.* Ibid. Fig. 6. S. 275—276. G. *arenacearia*, bekannt durch *Hübners* schöne Abbildung derselben. Tab. XLIX Fig. 1. S. 276. G. *petraria Hübners*, so wie auch *chlorosata Scopoli's*, welches Citat Hr. *E.* mit Unrecht bey der *palumbaria* angezogen hat. Ibid. Fig. 2. G. *sciurear a* — hier fängt der Text zu mangeln an; — dem Rec. unbekannt. Ibid. Fig. 3. G. *dilucidaria*, *Borkhausens* und *Hübners* Spanner dieses Namens sind offenbar zwey verschiedene Arten, und mit keiner von beiden, am wenigsten mit der des ersteren Schriftstellers lässt Hn. *Es.* Spanner sich vergleichen. Wir hätten denn [illegible]h hier unter gleicher Benennung drey verschiedene Arten —; wann wird endlich diese Sorglosigkeit in der Namengebung auf-

hören! *Ibid.* Fig. 4. G. *obfusoaria* (*obfuscaria?*) scheint nicht verschieden von *Hübners* gleichnamigem Spanner. *Ibid.* Fig. 5. G. *myosaria* — dem Rec. unbekannt. Tab. L. Fig. 1. G. *equestraria*, *Fabr.*; Fig. 2. G. *flavicaria* des *W. V.*; Fig. 3. 4. beide Geschlechter der G. *immoraria*, (*immorata*, *Linn.*) — sämmtlich bekannte Arten; Fig. 5. G. *decoloraria* — nicht *Hübners decolorata* und vermuthlich neu, wenn anders die Abbildung nicht, so wie manche andere, missrieth. Tab. LI. Fig. 1. G. *immorata;* Fig. 2. 3, G. *ornataria*, mit einer Spielart; Fig. 4. G. *gilvaria*, — bis auf die *immorata*, bey der einige Zweifel obwalten — bekannte Arten; Fig. 5. G. *tenebraria* = *torvaria*, *Hübn.* Tab. LII. Fig. 1. G. *gliraria;* Fig. 2. G. *nitelaria* — beide möglich neu; Fig. 3. 4. beide Geschlechter von G. *limosaria*, *Hübn.*; Fig. 5. G. *gemmaria.*

* *

1) Braunschweig, b. Reichard: *Coleoptera microptera Brunsvicensia, nec non Exoticorum, quotquot exstant in collectionibus Entomologorum Brunsvicensium,* in genera, familias et species distribuit Dr. *J. L. C. Gravenhorst*, societatis physicae Götting. sodalis. 1802. LXVI u. 206 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Göttingen, b. Dieterich: *Monographia Coleopterorum micropterorum*, auctore *J. L. C. Gravenhorst*, Dr. philos. in Acad. Göttingensi. 1806. XVI und 236 S. 8 (1 Thlr. 4 Gr.)

Jede Monographie ist im Fache der Naturgeschichte eine angenehme Erscheinung; besonders aber sind Monographieen für die Kenntnifs der Insecten, deren Geschichte zum Theil noch sehr im Dunkeln liegt, von Wichtigkeit. Der Vf. vorliegender Werke hat daher eine verdienstliche Arbeit übernommen, die Mikropteren genauer zu untersuchen und zu beschreiben. Warum nicht ein edleres Geschlecht der Käfer zu Untersuchungen dieser Art gewählt wurde, darüber mag Rec. mit dem Vf. nicht rechten. Die Mikropteren sind nämlich die Staphylinen des *Linné* oder die Käfer mit halben Flügeldecken; *Fabricius* brachte die Linnéischen Staphylinen in die 3 Geschlechter: *Staphylinus*, *Oxyporus* und *Paederus* u. s. w. Der Vf. macht einen Versuch, das alte Geschlecht der Staphylinen etc. in einem natürlicheren und richtigeren Systeme zu vereinigen. — In No. 1 sind die vorläufigen Bemerkungen über die *Microptera*, die bis S. LXVI gehen, das Wichtigste und Anziehendste. Hier findet man eine Geschichte der bisherigen systematischen Eintheilung dieser Käfer, dann eine Charakteristik derselben, und endlich eine Skizze über die Lebensart u. s. w. dieser Thiere. Bey dem zweyten Puncte muss sich Rec. einige Bemerkungen erlauben. Die Gröfse des Kopfes deutet bey den verschiedenen Exemplaren wohl nicht auf den Sexualunterschied; mehrere Beobachtungen an vielen Käfern haben Rec. vom Gegentheil überzeugt; die Natur scheint in diesen Theilen der kleinen Thiere nicht mit jener Genauigkeit gearbeitet zu haben, wie der Systematiker es oft gern voraussetzt. Besonderen Fleifs hat der Vf. auf die Untersuchung der Mundtheile verwandt; und das mit Recht. Zu wünschen wäre es, dafs der Vf. bey der, sonst so sorgfältigen, Untersuchung der Mundtheile einige allgemeine Regeln abgeleitet hätte, nach welchen die Natur ohne Zweifel gearbeitet hat, und deren Kenntnifs von Bedeutung seyn würde. So glaubt z. B. Rec., dafs es möglich sey, aus der recht sorgfältigen Ansicht der Mundtheile zu bestimmen, für welche Art der Nahrung das Insect bestimmt sey; und es wäre in der That viel gewonnen, den oft verborgenen Lebensoperationen dieser kleinen heimlichen Wesen durch unermüdete Beobachtung so nahe auf die Spur zu kommen. Ferner wären bey Untersuchung der Mundtheile, der Flügel, der Flügeldecken etc. genauere Vergleichungen mit anderen Käfergeschlechtern nothwendig gewesen. So sind z. B. die 3 Haupttribben bey den Flügeln dieser Käfer nicht eine ausschliessende Eigenschaft derselben; sie finden sich bey anderen Käfergeschlechtern auch. Eben diess ist der Fall bey den kleinen Zacken oder Spitzen an dem Ende der Schienbeine; andere Käfer tragen sie auch; und sie dienen nicht sowohl den Gang zu unterstützen, wie der Vf. glaubt, sondern sind offenbar diesen kleinen wehrlosen Geschöpfen zur Vertheidigung gegeben; Rec. hat oft zugesehen, wie sie sich in dem Kampfe gegen Wespen, Ameisen und Spinnen mit diesen Waffen nicht ohne Erfolg vertheidigten. Am dürftigsten ist vielleicht der letztere Abschnitt: über die Wohnung und die Lebensweise dieser Thiere, ausgefallen; hier hätte noch manches erörtert und angedeutet werden sollen, weil diess gerade nach dem Urtheile des Rec. überall der wichtigste Theil in unserer Kenntnifs der Thiere überhaupt und der Insecten insbesondere ist. Hier hätte sollen mehreres beygebracht werden über die gröfsere oder geringere Vermehrung dieser Thiere, über ihre wahrscheinliche Bestimmung als verzehrende oder ernährende Wesen, über ihre Lebensdauer, über ihren Winteraufenthalt u. s. w. Doch diese Bemerkungen sollen nur das Interesse andeuten, mit welchem Rec. dieses nützliche Werk durchgelesen hat.

No. 2 enthält die Resultate der neueren Untersuchungen und Entdeckungen. Die Geschlechter sind hier, wie es scheint, natürlicher geordnet, viele Arten richtiger und sorgfältiger beschrieben, und neue sind hinzugekommen. Die Geschlechter sind zum Theil in mehrere Familien zertheilt. So hatte *Lathrobium* z. B. in No. 1 nur eine Familie; in No. 2 sind daraus 4 Familien geworden. Auch neue Geschlechter sind hinzugekommen, als: *Lomechusa*, *Euaesthetus*, *Piestus*. *Lomechusa strumosa* scheint Rec. nicht am rechten Orte zu stehen; dieses merkwürdige Insect verdiente eine sorgfältigere Beschreibung; Rec. fand es auf vielen Puncten der äufsersten Harzumgebungen.

Viele Bereicherungen verdankt dieses Werk den unermüdeten Forschungen des Hn. *Dahl* in Braunschweig, der noch immer die Insecten mit so glücklichem Erfolge aufsucht und beobachtet. Die lateinische Sprache hat hier alle die kleinen widrigen Auswüchse, die, wie es scheint, in systematischen, sehr ins Kleine gehenden, Beschreibungen, kaum vermieden werden mögen. Warum werden Werke dieser Art für *deutsche* Naturfreunde nicht in der Muttersprache geschrieben? Das lateinische Kleid sieht gelehrter aus; das Verdienst für die Verbreitung der Wissenschaft, besonders auch unter den Ungelehrten, ist sicher immer viel kleiner.

— d d F. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 FEBRUAR 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

Brüssel, b. Tarte: *Dictionaire bibliographique choisi du quinzième Siècle, ou Description par ordre alphabétique des éditions les plus rares et les plus recherchées du quinzième Siècle.* Précédé d'un Essai historique sur l'origine de l'imprimerie, ainsi que sur l'histoire de son établissement dans les villes, bourgs, monastères et autres endroits de l'Europe; avec la notice des imprimeurs qui y ont exercé cet art jusqu' à l'an 1500; par M. *de la Serna Santander.* Premiere Partie 1805 X u. 480 S. Seconde Partie. De l'imprimerie de *G. Hughe* et se trouve à Paris chez *Tilliard.* 1806. IV u. 478 S. Troisième Partie. 1807 u. 534 S. gr. 8. (15 fl. Rhein. od. 8 Rthlr. 6 gr.)

Der Name *Santander* ist keinem Literator unbekannt; er ist Besitzer einer vortrefflichen Bibliothek, und hat einen schätzbaren Katalog derselben (Brüssel 1803. 5 Bde. gr. 8) herausgegeben, dessen 5ter Band unter anderen reichhaltige Bemerkungen über die Papierzeichen im 15ten Jahrhundert, und über die Einführung der Signaturen und Paginirung in den Buchdruckereyen enthält. Zum Behufe der Anordnung und Beschreibung dieses Bücherschatzes stellte Hr. *S.* viele bibliographische und literarische Untersuchungen an, und sammelte eine Menge von Bemerkungen, deren Resultate er, aufgefodert von seinen Freunden, hier dem Publicum vorlegt, für den Literator, Bibliothekar, Antiquar und Bücherfreund eine dankenswerthe Gabe.

Im ersten Bande des vorliegenden Werkes finden wir einen historischen Versuch über den Ursprung und die Verbreitung der Buchdruckerkunst, nebst einem Verzeichnisse der bis 1500 bekannten Buchdrucker; er soll eine Übersicht des Wissenswerthesten und Zuverlässigsten, was man darüber weiss, gewähren, und ist unverkennbar in den meisten Fällen nach eigener Anschauung und mit Hülfe der ersten Quellen gearbeitet; doch fehlt ihm noch viel, um strengeren literärischen Foderungen Genüge zu leisten. In keinem Theile der Literaturgeschichte herrscht durch Ueberreichthum der Materialien, durch Unordnung und oft seltsamen Widerspruch, und durch eine ihren Gebrauch so sehr erschwerende unerhörte Verstreuung solche Verwirrung, als in der ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst. Wer dasjenige, was wir davon wissen, d. h. historisch-kritisch zu erweisen vermögen, in eine befriedigende Übersicht bringen will, darf bloss evidente Thatsachen in seine Darstellung aufnehmen, ohne Hypothesen, deren Zahl Legion ist, zu berücksichtigen; sodann muss er diejenigen Gegenstände, welche historisch oder technisch genauer ausgemittelt werden müssen, wenn wir in der Geschichte weiter kommen wollen, angeben, und die Ursachen der sie umgebenden Dunkelheit, oder der in bisherigen Darstellungen davon wahrgenommenen Unsicherheit, entwickeln; und zuletzt gebührt den Hypothesen, welche sich durch glückliche Schicklichkeit in Zeit- und Orts-Verhältnisse, so wie durch scharfsinnige Combinationen empfehlen, eine Stelle, damit sie von Forschern, welche reiche Bibliotheken benutzen können, streng und umfassend geprüft, und von allen Seiten genauer beleuchtet werden können. Möchte doch irgend ein achtungswerther Literator, deren Deutschland so viele aufzuweisen hat, diesen Wunsch realisiren! Es ist sehr viel vorgearbeitet; aber nur in Verbindung mit erfahrnen und fleissigen Literatoren in Paris (wo der kenntnissreiche und gefällige *van Praet* vor allen Anderen zu befragen ist), London, Rom, Venedig, Wien, München, Wolfenbüttel, Dresden, Göttingen, Gotha, Weimar, Leipzig, Jena, Helmstädt u. s. w. kann etwas geleistet werden, das uns wirklich weiter bringt, indem es einen *sichern* und *festen* Standort gewährt, und die Bemühungen ordnet und regelt, durch welche die historische Kenntniss von der folgenreichsten aller literärischen Erfindungen der neuen Zeit an Umfang gewinnen kann. — Aus dem Verfolge dieser Anzeige wird sich ergeben, dass Hn. *S.* Versuch, so viel Treffliches und Brauchbares derselbe auch enthält, eine solche Arbeit keinesweges entbehrlich macht.

Die Darstellung des Vfs. geht S. 13 von Harlem aus, und *Meermann's* romantisches Mährchen von *Laurentius Coster* wird mit siegreichen kritischen Gründen widerlegt. *Meermann's* früherer Unglaube an die Erfindung der Buchdruckerkunst in Harlem, wie derselbe sich in seinem hier S. 14 fg. in französischer Übersetzung wieder abgedruckten Schreiben an *Wagenaar* vom 12 Oct. 1757 zeigt, verglichen mit der imponirenden Keckheit und consequenten Einseitigkeit, welche seine *Origines typogr.* 1765 aussprechen, stellt ein merkwürdiges, warnend-lehrreiches Beyspiel von dem wundersamen Erfolge auf, welchen das Einstudiren in eine durch blendende Combinationen lieb gewonnene Hypothese bey einem rastlos forschenden, mit ausgebreiteter Erudition und

nicht gewöhnlichem Scharffinne ausgestatteten Manne hervorzubringen im Stande ist. Die Zerstörung des nur zu künstlichen Hypothesen-Gewebes *M's.* mit Waffen, welche er selbst dazu leihen muss, ist durchaus gelungen, und gehört, vermöge der Vollständigkeit und Bündigkeit des Beweisverfahrens, zu den verdienstlichsten Partieen in dieser historischen Skizze. — An einige vorbereitende Notizen über Holzschneidekunst, S. 67, schliesst sich die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch *Guttenberg* an S. 69 folg.; sie wird nach *Fischer* und *Oberlin* vollständig und genau erzählt, mit Beybringung der hieher gehörigen und urkundlichen Actenstücke. Rec. ist mit dem Vf. darin einverstanden, dass *Guttenberg* schon 1439 *bewegliche* Lettern gehabt hat; die gerichtliche Zeugen-Aussage giebt das sattsam zu erkennen. Aber in zwey Puncten fehlt es uns noch an sichern, oder ganz wahrscheinlichen Nachrichten, und daher sind die Bibliographen darüber sehr getheilter Meinung: Erstens ist das Materiale der Lettern in frühesten Zeiten nicht ausgemittelt; der Vf. scheint S. 80 Not. 47, den Gebrauch *hölzerner* Lettern zur Ausführung eines typographischen Unternehmens gänzlich in Zweifel zu ziehen, und nimmt sehr frühzeitig metallene an; Rec. glaubt noch bis jetzt an hölzerne Lettern, deren sich G. wahrscheinlich bis gegen 1443 bedient hat, denn die Erfindung heischt ihre stufenweise Entwickelung und Vervollkommnung, Buxbaum ist stark und ausdauernd, und der spätere Gebrauch hölzerner Anfangsbuchstaben legt ein Zeugniss ab; doch ist er weit entfernt, den Psalter von 1457 als mit hölzernen Lettern gedruckt, anzunehmen. Zweytens ist das Verhältniss in Ansehung des Gebrauchs der Holztafeln, und der fortschreitend sich vervollkommnenden beweglichen Lettern, noch lange nicht gehörig bestimmt; wir haben nur einige negative, äusserst wenige positive Kriterien, an welcher der Druck mit Holztafeln erkannt werden kann, und die Zahl der Denkmäler, auf welche sich dieselben anwenden lassen, ist gar klein. Indessen ist es ausgemacht gewiss, beide Druck-Methoden dauerten geraume Zeit neben einander fort, wie auch der von *J. Mentel* 1466 gebrauchte Stempel beweiset, s. *Fischer Essai* S. 38. Es wäre vielleicht einer weiteren Untersuchung werth: ob bey den ältesten Drucken nicht ein dem stereotypischen ähnelndes Verfahren angenommen werden müsse? — Die Gusslettern scheinen in Mainz nach 1443 erfunden worden zu seyn; zu welcher Zeit aber *Peter Schoiffer* auf die Kunst Einfluss erhalten hat, ist noch problematisch, vieles scheint dafür zu sprechen, dass er schon bey der bis zum 6 Novemb. 1455 bestehenden Compagnie an den Verbesserungen der Kunst Antheil hatte, und es liess sich die Hypothese aufstellen, dass die vertraulichen Eröffnungen Schoiffers an seinen Brodherrn Faust über die folgenreiche Veränderung mit dem Gusse der Lettern, welche ihm später die Hand der Tochter *Faust's* verschaffte, eine nähere Veranlassung zu der eigennützig gesuchten Trennung der Compagnie gewesen seyn mögen. Die durch *S.* bewirkte Vollendung der Kunst offenbaret sich in dem mit Rotatypen (wie *Fischer* sie nennt) gedruckten *Duranti rationale* 1459. — Das zweyte Capitel S. 108 ff. enthält die Geschichte der Ausbreitung der Buchdruckerkunst in chronologischer Ordnung, mit genauer Angabe der Künstler, welche in jedem Orte bis 1500 gedruckt haben. Die Einführung der Kunst in einen Ort ist nach dem ersten mit Datum versehenen Drucke bestimmt, und daher oft beträchtlich später als bey anderen, nach Vermuthungen raisonnirenden Bibliographen; angehängt ist ein Register über Städte und Drucker; und eine grosse Tabelle zu S. 108, welche durch eine weit vollständigere im 3ten Bde S. 520 entbehrlich gemacht wird, giebt eine Übersicht von der Verbreitung der Kunst in allen Gegenden Europa's, indem die erste Rubrik das Druckjahr, die zweyte den Ort, die dritte das Buch und die vierte den Künstler angiebt. Damit müssen die dem 3ten Bande S. 485 ff. beygefügten zahlreichen Berichtigungen und Zusätze, deren grösserer Theil Spanien betrifft, und für den forschenden Literator sehr ergiebig sind, verglichen werden.

Über die Verbreitung der Kunst von Mainz aus ist nichts beygebracht. Die unbestreitbare Existenz einer Buchdruckerey in Bamberg von 1461 und andere historische Erscheinungen zwingen uns, mit *J. G. Schelhorn* eine doppelte Auswanderung der Buchdruckergesellen von Mainz anzunehmen; die erste 145½, als *Guttenberg* und *Faust* sich getrennt hatten, indem die Gesellen vielleicht bloss an *G.*, der ihnen nun keine Beschäftigung und Nahrung geben konnte, eidlich gebunden waren, oder durch den schon mit grösseren Planen umgehenden Faust nicht gehalten wurden; die zweyte bekannte 1462. Noch bleibt aber eine schwere, vielleicht nie zu beendende Untersuchung übrig: ob nämlich die in Strasburg zurückgelassenen Elemente der ersten Erfindung von Mitwissenden weiter verfolgt, und auf eine oder die andere Weise, höchstwahrscheinlich ärmlich genug, in Ausübung gebracht worden sind? — Bey jedem Orte hätten billig die besseren Monographieen über Einführung und früheste Ausübung der Buchdruckerkunst angeführt werden sollen; das S. 1 gegebene Bücherverzeichniss ist unsystematisch und sehr unvollständig. — Noch theilt Rec. einige Berichtigungen zu diesem Abschnitte mit. S. 156 wird auf das Zeugniss der Köllner Chronik, dass die Kunst zuerst von Mainz nach Kölln gebracht worden sey, ein zu grosses Gewicht gelegt; dergleichen aus patriotischem Egoismus geflossene Angaben gehören in dieselbe Kategorie, unter welche die mannichfachen dreisten Erzählungen von Gründung der ersten christlichen Kirche an vielen Orten durch einen der Apostel gebracht worden sind; doch hat *U. Zell* schon vor 1467 daselbst gedruckt, denn wir haben aus seiner Presse: *J. Chrysostomi super Ps. L.* 1466. 4. — S. 169. *Hans Schauer* fing nicht erst 1493 an in Augsburg zu drucken; schon 1491 erschien daselbst aus seiner Presse: *Dietrich von Bern*, kl. 8. und 1492 ein

Peichtbüchlein; vorher druckte er zu München, wo 1482 *Mirabilia urbis Romae* 4 erschienen, und das *Cracis* in dem ihm beygelegten Drucke von *J. de Turrecremata Explan. in Ps. s. a.* ist schwerlich Cracau, sondern eher, nach Hn. *J. B. Bernhart's* Vermuthung, Grätz im Voigtlande, wonach die Angaben S. 444 berichtigt werden müssen. — S. 251. *Breitkopf's* Vermuthung, dass *Ptolemaei Cosmographia, Bologna* 1462 erst 1492 gedruckt sey, so blendend sie auch ist, weil der Setzer leicht statt des L am Schlusse ein I ergriffen haben konnte (MCCCCLXII statt MCCCCLXIL), wird durch H. *Schedel's* Inschrift in sein, jetzt zu München befindliches, Exemplar, nach welcher dasselbe 1482 von ihm angeschafft worden ist, vollständig widerlegt; des vorhingenannten Hn. *Bernhart's* Vermuthung, dass 1480 das wahre Druckjahr sey, hat sehr viel für sich. — S. 317 Note 179. *Val St. Marie* ist nicht Mariehausen, sondern Marienthal im Rheingau, und das das. gedruckte *Breviarium* hat die Unterschrift: *Sabbato post Reminiscere* nicht *p. Miserere*, wie Hr. *S.* S. 318 angiebt. — Der S. 120 erwähnte *Conrad Heulit*, Compagnon von *Faust* und *Schoiffer*, verdient eine genauere Untersuchung. —

Der zweyte und dritte Band des Werkes liefert eine Beschreibung der seltensten und gesuchtesten typographischen Erscheinungen des 15ten Jahrhunderts in alphabetischer Ordnung nach den Namen der Verfasser, oder, wo diese fehlen, nach den Büchertiteln; angehängt sind wenig bedeutende biographische Notizen von den Verfassern der beschriebenen Schriften; sie scheinen blos für Dilettanten berechnet zu seyn, und sollen daher hier weiter nicht berücksichtigt werden, so viel Veranlassung zu Erinnerungen sie auch darbieten. — Hr. *Santander* glaubt, dass im 15ten Jahrhundert ungefähr 15,000 Bücher gedruckt worden sind, und diese Angabe ist keinesweges übertrieben, sondern stimmt mit der vom Rec. gemachten Berechnung überein. Wenn der Vf. aber behauptet, nur etwa 1500 seyen von der Bedeutung, dass man sie kennen müsse, und daher sein ungefähr so viele Nummern enthaltendes *Dictionaire* für ausreichend vollständig angiebt: so kann Rec. nicht umhin, ihm bestimmt zu widersprechen. Der Werth der Druckdenkmäler aus dem 15ten Jahrhundert ist fast durchaus relativ. Wenn ein Abdruck eines Classikers kritisch-genau verglichen ist, so kann nur aus Luxus oder literärischer Eitelkeit eine grosse Summe dafür bezahlt werden, und diese höhere Bezahlung soll doch wohl nicht als Massstab zur Bestimmung des absoluten Werthes angenommen werden? Wer Suiten sammelt, sie mögen nun in Ausgaben eines Schriftstellers, oder in Production eines Künstlers, oder in typographischen Erscheinungen an einem Orte bestehen; oder wer das Technische der Erfindung in ihrem ganzen Umfange erforschen will; oder wer die literärische Tendenz eines Zeitalters und einer Gegend factisch würdigen will, der muss von durchaus verschiedenen Grundsätzen ausgehen, er wird viel, *sehr viel* in Hn. *S's* Buche vermissen, was *ihm* ungleich wichtiger ist, als das, worauf Hr. *S.* den grössten Werth legt, und sich weidlich darob entsetzen, dass seine Lieblinge in der Vorrede zum 2ten Bande „*des veritables bouquins*" genannt werden. Doch auch abgesehen von dieser wesentlichen Verschiedenheit des Urtheils über Werth und Seltenheit der Bücher, fehlt dem *Santander*schen Wörterbuche sehr viel, um auf das Prädicat der Vollständigkeit Anspruch machen zu können. Von der alt-deutschen Literatur enthält es so viel wie nichts; selbst von *Reinicke de Voss* kein Wort; eben so wird der französische und italiänische Literator einige der interessantesten Erscheinungen seiner ältesten vaterländischen Literatur vermissen, z. B. *Bojardo Orlando inamerato.* 1495. 1500; *Ej. Amores.* Reggio 1499 4; *Ej. Timon. s. a.* u. s. w. — T. 2, S. 19 hätte neben der *Han*'schen Ausgabe von *Aeneae Sylvii Hist. Bohem.* Rom 1475, die alte seltene *s. l. et a.*, welche *Panzer* T. 4. p. 194 beschreibt, erwähnt werden sollen. — S. 90 ist vergessen zu bemerken, dass die *Aldini*sche *Ed.* des *Aristophanes* auch die sehr correct abgedruckten griechischen Scholien enthält. — S. 162. *Urb. Bolzani's* griechische Grammatik (welche zuerst unter *Bellanensis* und S. 233 unter *Bolzanii* noch einmal, aber kürzer aufgeführt ist) war allerdings nach *Erasmus* Versicherung schon 1499 selten, doch vermuthlich nur ausserhalb Italiens; denn sie stehet noch im *Ald's* Verlagskatalog von 1503 — 1505 und fehlt erst in dem von 1513. — S. 349 von *Nic. Cosmico Cancioni* wird in der *Pinelli*schen Bibl. eine sehr alte Ausgabe *s. l. et a.* angeführt; ausserdem erschienen sie zu Vicenza 1481 und zu Venedig 1492; und alle Ausgaben sind selten. — *Maralli Hymni et Epigrammata* Florenz 1497. 4. fehlen. *Polydorus Virgilius*, sowohl die *Proverbia* 1498, als das berühmte Buch *de rerum inventoribus* 1499, fehlt. Auch *Savonarola* Predigten vermisste Rec. ungern. Für diese und mehrere andere Schriften hätte durch strengere Auswahl Raum gewonnen werden können; besonders scheint uns Hr. *S.* mit ascetischen und scholastisch-juristischen Schriftstellern etwas zu freygebig gewesen zu seyn.

Verweilen wir bey dem, was der Vf. gegeben und geleistet hat, so sind wir zu dem dankbaren Geständnisse genöthigt, dass sein Buch ungemein reich an trefflichen und zum Theil neuen und wichtigen Notizen ist. Das meiste, was er beschreibt, hat er selbst gesehen und untersucht; oder er folgt bewährten Führern, und ist von gelehrten Freunden mit schätzbaren Nachrichten unterstützt worden, welchen Autopsie einen entscheidenden Werth giebt. Viele bibliographische Irrthümer, welche gestützt auf irgend eine Auctorität sich durch observanzmässige Tradition erhalten haben, werden berichtiget, und auf eine beträchtliche Anzahl apokryphischer Drucke wird aufmerksam gemacht. Die Beschreibungen zeichnen sich durch Vollständigkeit, diplomatische Genauigkeit und oft sehr interessante Notizen aus. Gegen manche typographische Denkmäler werden Zweifel erhoben, welche eine gründlichere Untersuchung veranlassen können, z. B. B. 2. S. 40. 56.

455. B. 3. S. 225. 231. 388. Die Exiftenz bezweifelter und für apokryphifch gehaltener Drucke wird gegen kritifch fkeptifche Angriffe ficher geftellt z. B. B. 2. S. 6. Auch bey Befchreibung xylographifcher Monumente und ausgezeichneter Seltenheiten erlaubte fich der Vf. mit Recht gröfsere Ausführlichkeit; fo wird z. B. von dem *Miffale mixtum fecundum regulam* b. *Ifidori dictum Mozarabes* B. 3. S. 178 eine intereffante Notiz gegeben; und überhaupt enthält diefes Werk weit mehr Nachrichten von der älteften fpanifchen Typographie, als man in anderen Werken findet. Um den Reichthum diefes Wörterbuchs bemerklich zu machen, führt Rec. an: 41 Numern betreffen *Cicero*, 34 die Bibel, 24 *Virgilius*, 21 *Petrarca*, 20 die einzelnen Beftandtheile des *corpus juris*, 14 *Ovidius*, 12 *Juvenalis*, 11 *Terentius*, 11 *Salluftius*, 10 *Seneca*, 9 *Martialis*, 9 *Livius*, 9 *Valerius Max.*, 7 *Statius*, 7 *Juftinus*, 7 *Lactantius*, 6 *Plinii Hift. Nat.*, 6 *Dante etc.* — Bey der älteften *Guttenberg-Fauft*ifchen Bibel, vielleicht von 1455, giebt man doch wohl zuviel auf die Ausfage des Cölner Chroniften, welcher mehrerer unabfichtlicher Unrichtigkeiten überwiefen werden kann; fie hat 42 Zeilen auf der Columne und kleinere Schrift (welche daher fchwerlich als Miffalbuchftaben, mit welchen fie nach dem Cölner gedruckt feyn foll, gelten kann, wenn anders der Chronift auch *hierin gehört* werden darf); das Ganze befteht aus *641*, *nicht* aus 637 Blättern, wie Bd. 2. S. 178 angegeben ift; in Paris wird ein Exemplar auf Pergament und eins auf Papier aufbewahrt; in dem letzteren ift von alter Hand angemerkt, dafs es im Auguft 1456 durch *Heinrich Cremer* illuminirt und gebunden worden fey; die Befchreibung diefer Bibel in *Aretin's Beyträgen* 1804 Decembr. S. 70 folg. verdient nachgelefen zu werden. — Mit der S. 180 befchriebenen, fogenannten *Pfifter*fchen Bibel, angeblich von 1462, welche 36 Zeilen auf einer Columne und weit gröfsere Schrift, als die eben erwähnte hat, find wir fchwerlich im Reinen; vielleicht ift fie doch die ältere und die Identität der Typen, welche *Camus* mit einem *Pfifter*fchen Product von 1462 nachgewiefen hat, macht weitere Unterfuchungen keinesweges überflüffig, da wir über Wanderung, Verkauf, Taufch u. f. w. der Typen noch fo wenig wiffen. — Doch Rec. fetzt fich Schranken, damit der Bericht von einem empfehlenswerthen Buche nicht felbft zum Buche werde, und behält fich vor, eine Reihe bibliographifcher Bemerkungen, wozu diefes treffliche Werk Veranlaffung gegeben hat, an einem mehr dazu geeigneten Orte niederzulegen.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. 1) *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Über die Gelehrfamkeit und deren Gefchichte*; nebft einem tabellarifchen Abrifs einer Gelehrfamkeitsgefchichte der Deutfchen, vom Ende des achten bis auf die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Ein Programm, womit Prof. *Goldmayer* feine Vorlefungen für das Winterfemefter ankündiget. 1804. 40 S. 8. (4 Gr.)

2) *Coburg*, b. Ahl: *Über die Gefchichte der Wiffenfchaften und Künfte.* Von Dr. *Johann Andreas Ortloff*, Hofrath und Polizeydirector zu Coburg. 1807. XVI u. 94 S. kl. 8. nebft einer Tabelle in Folio. (12 Gr.)

Durch beide Schriften ift in wiffenfchaftlicher Rückficht nichts gewonnen worden und nicht einmal auf das kleine Verdienft, in einem engeren Kreife minder bekannte Wahrheiten und Anfichten verdeutlicht und in Umlauf gebracht zu haben, können fie Anfpruch machen. — No. 1 ift eine ganz gewöhnliche, mit einigen fchön klingenden Tiraden und fogar mit *fieben* Noten auf *zehn* Seiten ausftaffirte flache Empfehlung des Studiums der Gefch. der Lit., und der angehängte Abrifs ift ein ärmlicher Auszug aus *Koch's* reichhaltigem Compendium, deffen Gebrauch doch hoffentlich den Studirenden zu Würzburg dadurch nicht entbehrlich gemacht werden follte?

No. 2 fchreitet mit vielverfprechender dialektifcher Grandezza einher, und holt gewaltig weit aus, um darzuthun, dafs die Gefchichte der Literatur und Kunft nur für Denker und wiffenfchaftlich-gebildete Köpfe Intereffe haben kann, und kunftmäfsig nicht anders, als nach einem wiffenfchaftlichen Ideal bearbeitet werden follte. Der Begriff der Gefchichte der Literatur und Kunft ift S. 3—28 mit vielem neologifch-philofophifchen Wortgepränge deducirt, und die S. 22 aufgeftellte, in Vergleich mit den vorhergegangenen Äufserungen ziemlich fafsliche, vornehme Definition wird S. 23 für den *gemeinen* Verftand ins Deutfche überfetzt, und enthält nichts mehr und nichts weniger, als was alle beffere Schriftfteller gefagt haben. Darin hat der Vf. offenbar Recht, dafs *Kunft* von Literatur nicht getrennt werden follte; auch verdient Billigung, was S. 29 ff. über die Theile der Gefchichte der L. u. K. und S. 63 ff. über die Methode derfelben bemerkt wird, ob es gleich nicht neu ift, und weit nachdrücklicher motivirt werden könnte. Aber fehr befremdend mufs einem jeden Unterrichteten feyn, was S. 40 von den Quellen gefagt ift. Unter diefe werden *zuerft* gerechnet „die fchon vorhandenen allgemeinen Gefchichten der Wiffenfchaften und Künfte," fodann „die fpeciellen Gefchichten der W. u. K." Vor 40—50 Jahren würde kaum eine folche Verwechfelung der Quellen mit den Hülfsmitteln verzeihlich gefunden worden feyn; und wie viel weniger ift fie es bey einem Schriftfteller, der fich *vel quafi* zum Reformator aufwirft, und mit einer Miene vor das Publicum tritt, es fey bisher Alles oder das Meifte auf eine verkehrte *Weife* angefehen und behandelt worden! Sehr dürftig ift ferner die Antwort S. 54 ff. auf die Frage: Warum ftudiren wir Gefch. der Wiffenfchaften und Künfte? Das, was diefem Studium einen eigenthümlich hohen Werth giebt, das Zufammenfügen deffen, was die induftriöfe Bequemlichkeit der Menfchen feit Jahrtaufenden zu trennen und gröfstentheils zu ifoliren für gut gefunden hat, das Umfaffen eines Ganzen, welches kaum anders als hiftorifch-idealifch umfafst werden kann, das anfchauliche Erinnern an das Genetifche und Architektonifche in dem, was wir im Gebiete der Wiffenfchaften und Künfte haben und thun; diefes alles und vieles, worauf man rechnen konnte, wird ganz mit Stillfchweigen übergangen. Auch von der in diefem Fache der Gefchichte ungleich fchwierigeren Compofition und von den Gefahren und Befchwerden bey der Aneignung und Individualifirung des Factifchen kein Wort; man müfste denn als Etwas gelten laffen, was S. 83 fteht: „die *genannten Stücke* (!!) müffen wiffenfchaftlich *vereinigt* (??) und *mit Gefchmack* (!!) zu einem fchönen *Ganzen* (!!) verbunden werden." — Überhaupt fcheint dem Vf. die Geftalt der Gefch. der Lit. und Kunft im Heumannifchen Zeitalter vorgefpukt zu haben, fonft hätte er fich fchwerlich S. 85 die Anmerkung erlaubt: „Die Eintheilung der Gelehrten, die befonders (!) in der Literaturgefchichte hergebracht (?) ift, nach ihrem Range, Alter, Namen, Gefchlecht, Betragen, Schriften u. f. w., fo auch die Bücherkunde und ihre Eintheilung nach Gehalt, Seltenheit, von verbotenen Büchern, caftrirten Büchern u. dgl. machen bey *uns* keine eigenen Abfchnitte aus u. f. w."

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1808.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Frölich: *Deutsche Finanz-Geschichte des Mittelalters.* Von *Karl Dietrich Hüllmann*, Prof. der Gesch. zu Frankf. a. d. Oder. 1805. XII u. 250 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.),

Wir thun dem Vf. nicht unrecht, wenn wir die vorliegende Schrift, einem grofsen Theile nach, eine weitere Ausführung feiner vortrefflichen Abhandlung *über die Natural-Dienfte der Gutsunterthanen u. f. w.* nennen. Der Vf. hat fehr recht gethan, dafs er die in jener Schrift für einen befonderen Zweck — (Verwandlung der Naturaldienfte in Gelddienfte mit Rückficht auf die preuffifchen Staaten) — gefchehenen Unterfuchungen auf einen höheren und allgemeineren Gefichtspunct fortgeführt hat. Je mangelhafter bis daher unfere Kenntnifs der Verfaffung des Mittelalters von diefer Seite gewefen ift, — wie überhaupt das Finanzwefen zu allen Zeiten unter die dunkelften Theile gehört, — und je mehr unmittelbares Intereffe gerade diefer Gegenftand vor anderen hat: defto verdienftlicher mufs jeder Verfuch feyn, wodurch wir neue und gründliche Auffchlüffe erhalten.

Wir haben hier zu zeigen, wie weit fowohl die Anfichten des Vfs., als der Gegenftand felbft, Vollftändigkeit möglich gemacht haben. Unter *Finanzwefen* verfteht der Vf. (Vorrede S. VI) überhaupt nur die *öffentlichen* wirthfchaftlichen Verhältniffe zwifchen der Staatsregierung und der Nation, die öffentlichen Auflagen oder die landesherrlichen Leiftungen, nicht die Leiftungen der Landesbewohner an Privatperfonen, (Guts- oder Grund-Herren) welche in das Gebiet des Privatrechts gehören. Wir werden aber fehen, dafs diefer Begriff in der angegebenen Periode, nach den Unterfuchungen des Vfs. felbft, verfchiedene Einfchränkungen leidet. Er nennt drey Hauptgegenftände der Finanzen: I. Einkünfte der Könige aus ihrem eigenthümlichen Vermögen. II. Einkünfte aus gewiffen Regalien. III. Öffentliche Leiftungen der Unterthanen. — Aus der hiftorifchen Unterfuchung über den *Urfprung* der *Domainen* geht die richtige Bemerkung hervor, dafs der römifche Begriff von *Staatsgütern* auf die eigentlichen deutfchen Reichslande gar nicht anwendbar ift. *Reichs*-Domainen find ein Inbegriff theils angeftammter, theils eroberter Familien-Güter des königlichen Haufes; *Landes*-Domainen, eine Mifchung von fürftlichen Stammgütern, von abgeriffenen Reichs-Domainen, Pfandfchaften u. f. w. (S. 11.) Der Begriff wird deutlich, fobald man fich erinnert, dafs die deutfche Verfaffung nicht wie die römifche, auf die Gefetze der *Social*-Verfaffung gegründet, fondern *ein ins Grofse erweitertes Syftem* der *Grundherrlichkeit* ift S. 13 (eine Hauptidee, welche durch das Ganze durchgeführt ift). Auch die eroberten Fürften-Güter gehörten nicht dem *Staate*, fondern waren eine *Privat*-Erwerbung, welche der König mit feinen *Leuten*, dem *von ihm abhängigen Kriegsgefolge*, zu theilen hatte. Der Vf. führt mehrere Beyfpiele aus Urkunden an, nach welchen befonders die älteren Könige die Güter der unterdrückten Fürften ganz wie unbedingtes *Privateigenthum*, (*proprii juris fui*,) behandelt haben. — Dafs ein grofser Theil der carolingifchen Domainen aus Stammgütern unterdrückter Fürften entftanden fey, war ebenfalls fchon früher Anficht des Rec.; er kann daher auch das Verzeichnifs des Vfs. von carolingifchen Reichs-Domainen noch um ein paar Namen vermehren. Der Kürze halber verweift er auf *Neugart. Cod. Alem. Diplom. Num.* 439. 487. 613. 581. 637. Ferner, *Schoepperlin klein. hiftor. Schriften.* I. 145—178. — Der Ort oder die Gegend *Saalfeld*, *Salefelt*, wo nach *Marian. Scot.* die Söhne Ludwigs des Deutfchen theilten, ift ebenfalls hieher zu zählen, *Unter wem* folche Güter eingezogen worden feyen, fagt Carl d. Gr. felbft in einer Urkunde bey *Heumann, de re diplom. P. I.* p. 35. „*Qualiter tempore genitoris noftri bonae memoriae Pippini, — et avunculi noftri Karlomanni res aliquae in ducatu Alemanniae fifci ditionibus redactae fuerint etc.* Eben jene beiden Brüder waren es, welche die grofsen Nationalherzoge in Alemannien unterdrückt haben. — Man kann zu Obigem hinzufetzen, wenn auch Güter *gefetzlich* eingezogen wurden, als Strafe verfallen waren: fo gehörten fie wiederum nicht dem Staate, fondern dem *Lehnsherrn*, der, nach unferem Verf., blofs im Privatverhältniffe zu den Vafallen ftand. Er bemerkt auch (S. 18), dafs unter Fiscus nicht ausfchliefslich das Staatsvermögen, fondern jedes öffentliche Vermögen zu verftehen fey, identifch mit Kammer oder Kaften.

Wenn nun nach dem Bisherigen die deutfche Conftitution keine eigentlichen Staatsgüter kennt, oder doch deren fo wenige, dafs fie hier nicht in Betracht kommen, (wiewohl die Überrefte römifcher Staatsgüter in Gallien, und die etwanige Einziehung von Gemeindegütern in Deutfchland doch noch eine nähere Unterfuchung verdienten,) wenn es

blofs Domainen *des Königs* find: kann man diefe wohl mit Recht *Reichs*-Domainen nennen? Sollte man nicht den Ausdruck: *königliche Hausgüter*, vorziehen, fo lange wenigftens Deutfchland unter einer Erbmonarchie ftand? Je öfter freylich die Krone von einem Haus zu dem anderen überging, (vom X Jahrhundert an): defto mehr wurden auch urfprüngliche Hausgüter zum *Reichsgut*, zu Reichs-Domainen erhoben. Der Vf. hat hauptfächlich die merowing- und carolingifchen Könige vor Augen; es hätte aber über die (S. 35) nur kurz berührten *Schickfale der Reichsdomainen* unter den deutfchen Königen noch manches näher gefagt werden können.

Was Hr. *H.* fodann von *der Benutzungsart aller Domainen bis in die neueren Zeiten* fagt (S. 36 — 43), das hat er nun, zufolge des letzteren Mefscatalogs, in einer eigenen Schrift ausgeführt. Rec. hat diefe noch nicht einfehen können; über das Vorliegende will er indeffen nur folgendes bemerken. Niemand wird leugnen, dafs im ganzen Mittelalter (wie noch lange nachher) keine eigentliche Staats- oder Land-Wirthfchaftskunde war; aber alle ländliche Induftrie diefem Zeitalter abzufprechen (S. 37), wäre eben fo, wie wenn man fagen wollte, ein blofs durch feine Erfahrungen gebildeter Landmann müffe die Benutzung feines Feldes erft von unferen Theoretikern lernen. — Dafs die fränkifchen Könige an keinem Ort einen feften Sitz hatten, war nicht eine *Gewohnheit*, die fich noch von der wilden Sitte der älteften deutfchen Häuptlinge herfchrieb (S. 41), fondern es war *Nothwendigkeit*, fo lange die Könige, *der urfprünglichen Verfaffung gemäfs*, auf ihrem Eigenthum, auf ihren *Höfen* lebten, eben weil die *Staats*-Einkünfte noch zu keinem anderen Hoflager hinreichend gewefen wären.

Zu dem eigenthümlichen Vermögen der Könige zählt der Vf. ferner die *Forfte* und *Jagden*; jene, ganz richtig, *eingeforftete* Bezirke mit dem Wildbann, zum Unterfchied von den freyen Pürfen (S. 44). — Von den Cameral-Forften läfst fich mit Wahrfcheinlichkeit zeigen, dafs nicht blofs die Jagd, fondern auch alle übrigen Nutzungen urfprünglich kein Privateigenthum, fondern *Gemeinde*- und *National-Gut* gewefen find, welches die Landesherren für fich genommen haben, woher fonft die vielen *Reichs-Wälder* in Deutfchland? — Königliche Forften und Almanden werden daher in Urkunden einander entgegengeftellt: „*Foreftum noftrum — et jus illud, quod dicitur*" „*die allgemeine*", fagt der Hohenftauf. Heinrich 1234 bey *Lünig*, Reichsarchiv, *P. Spec. Cont.* IV. p. 643.

Als Einkünfte *aus gewiffen Regalien* (II Theil) nennt der Vf. die *Münze*, *Salz*- und *Berg-Werke*; letztere aber erft von K. Heinrich IV an, da fie in den früheren Urkunden als Privatnutzungen der Grundeigenthümer genannt werden. Die Ausführung diefer Anficht (dafs Salz- und Berg-Werke, auch Fifcherey auf öffentlichen Gewäffern, durch die Anmafsungen der Staatsbeamten von Heinrich IV an zu den Regalien gezogen werden), ift dem Vf. eigen, und hat nach den gegebenen Beweifen nichts gegen fich. Rec. kann noch ein paar Stellen beyfügen. Nach *Herrgot cod. dipl. ad an.* 1028, 1037, 1131 fchenkte K. Conrad II die Silberbergwerke im Breisgau dem Hochftift Bafel. Diefes fcheint zwar gegen Hn. H. zu feyn, indem man einen Beweis daraus nehmen könnte, dafs die Könige lange vor Heinrich IV das Recht über die Bergwerke hatten; allein die genannten waren vermuthlich Privateigenthum durch Conrads Gemahlin Gifela, denn die Schenkung gefchieht *ejus interventu.* Um fo mehr beftätiget folgende Stelle die Behauptung des Vf. Der röm. Kön. Heinrich, ein Sohn Friedrichs II, fpricht dem Grafen Egino von Urach und Fürftenberg alles Silber zu, das in dem Gebirg und in allen Flüfschen des Schwarzwaldes von der Donau bis Emmendingen *gefunden würde. Schoepflin Hift. Zar. Bad.* T. I. p. 229. Ein Nachtrag zu dem Vf. fteht in *Clefs* kirchlich-politifcher Landes- und Cultur-Gefch. von Würtemberg, II. 397. —

Der dritte Theil, *von den öffentlichen Leiftungen der Unterthanen*, enthält erft das, was nach dem aufgeftellten Begriff im engeren Sinn zu den Finanzen gehört. Dadurch, dafs es der König ift, der an die Stelle der Guts- oder Grund-Herrn tritt, erhält der vorliegende Abfchnitt verfchiedene neue Beftimmungen, die in der früheren Schrift über die Naturaldienfte u. f. w. noch nicht vorgekommen find. — *Hofleiftungen* find nichts anderes, als die den Hinterfaffen obliegende Verpflegung des Grund- oder Gerichts-Herrn während des Herumreifens auf den Höfen, in's Grofse ausgedehnt. Bey den Klöftern haben fich Spuren davon bis in die fpäteren Zeiten erhalten. Die vier nachfolgenden Numern: *Einquartierung, Militairverpflegung, Vorfpanne, Landfrohnen*, könnten, da auch die beiden letzteren hauptfächlich auf Kriegsbedürfniffe fich beziehen, in Eine Claffe von Leiftungen gebracht werden, welche noch neben dem *perfönlichen Kriegsdienft* (fünfte Numer) gefchehen mufsten. In Rückficht auf den Kriegsdienft hat der Vf. noch Ergänzungen zu der Abhandlung über die Naturaldienfte gegeben. Das Lehenwefen (fagt er S. 100) beftand fchon viel länger, als es durch die darauf haftenden Kriegsdienfte in der Gefchichte Auffehen zu erregen anfing. Es war fchon zu der Zeit, als die Kriege noch durch Bundesheere geführt wurden (S. 98); es beftand in der Gewohnheit, von Alodialgütern Parcellen abzufchlagen. Der *Kriegsdienft* war eine öffentliche *Laft* (urfprünglich ein *Recht*) *das auf den Grundftücken wefentlich haftete.* Diefe Verbindlichkeit wurde nun auch auf die Lehengüter übergetragen, und in diefem Zufammenhang wurde das Lehenwefen erft bekannt, als die Militairverfaffung der *Land*miliz in die der *Lehen*miliz übergegangen war. — Der Grund, warum die perfönlichen Kriegsdienfte zu diefem Abfchnitt in einer Finanzgefchichte des Mittelalters gezogen worden, ift fo natürlich, dafs ihn der Vf. ausdrücklich zu bemerken für überflüffig gefunden hat. Ein fränkifch-deutfches Heer bezahlte

fich felbft, wenigftens in den drey erften Monaten, wie noch jetzt, um Grofses mit Kleinem zu vergleichen, die Bauern zum Jagen auf mehrere Tage fich mit Brod verfehen müffen. Der perfönliche Kriegsdienft gehörte alfo in diefer Periode zu den negativen Einkünften, wodurch die grofsen Summen der heutigen Staatsausgaben erfpart wurden (vgl. S. 245); er mufs als die wichtigfte Nutzung der fiscalifchen Ländereyen, welche den Lehenleuten hauptfächlich unter der Bedingung des Kriegsdienftes überlaffen waren, gerechnet werden. Im zweyten Abfchnitt ftellt der Vf. feine früheren Unterfuchungen über die Naturaldienfte u. f. w. unter beftimmtere Gefichtspuncte zufammen, und giebt eine Unterfuchung über die häufigften *Benennungen* der *Gelddienfte* im Mittelalter. *Bitten*, (von Bede-Gütern, Precareyen) *Kerben* (*incifio*, *accife*,) *Hülfen*, *Zins*, *Tribut*, haben ihre verfchiedenen Namen nicht von der Sache, fondern von der Art oder Zeit der Erhebung, Entrichtung oder Aufrechnung, geben alfo keinen Auffchlufs über das Wefen der eigentlichen Abgaben. Verfchiedene Claffen aber find: *Grundabgaben, Kopfgeld, Gerichtsfälle, Kriegsgelder*, *Zoll und Geleit*. Unter Kriegsgeldern verfteht der Vf. eigentlich *Kriegsftrafgelder*, für den verfäumten Heerzug (S. 176), die Heerbannsftrafe, welche verhältnifsmäfsig fehr hoch war. In fo fern gehört diefe Numer mit der vorhergehenden unter *Strafgelder* überhaupt. Zugleich wird aber noch bemerkt, dafs von den Hinterfaffen mancher Klöfter für die Befreyung vom allgemeinen Landfturm, (Heerbann) eine *Geldhülfe*, *Steuer*, und von den Städtern ebenfalls eine *Geldleiftung* entrichtet wurde. Diefe werden nun gleichfalls hieher gezogen, als *Erfatz* für den perfönlichen Kriegsdienft. Ob die *Grundabgaben* ebenfalls wie die übrigen Claffen gleich vom Anfang *in Geld* entrichtet wurden, dafs fie *ohne Ausnahme* zu den *Gelddienften* gezählt werden konnten, wird nicht gezeigt; es heifst im Gegentheil vorher S. 80, wie die Gutsunterthanen für die Nutzung der überlaffenen Ländereyen eine Quote *grofsentheils in Naturalien*, an Orten, wo baares Geld im Umlauf war, *auch in Geld* zu entrichten hatten, fo die Landesunterthanen dem Könige, als anmafslichem Staatsgrundherrn. — Das *Kopfgeld* wurde im Gegenfatz von Grundabgaben von folchen Perfonen gefodert, die kein Gut hatten; man kann aber nicht genau erfahren, wie weit es fich erftreckte. Auf Veranlaffung der Einkünfte vom Zoll und Geleit giebt der V. eine Überficht des *älteren deutfchen Handels* in Beziehung auf das Zollwefen. Ein neuer, fehr reichhaltiger Abfchnitt, durchaus, wie der Vf. gewohnt ift, mit Urkunden belegt. Seit *Fifchers* Gefch. des Handels ift dem Rec. nichts befriedigenderes vorgekommen. In der Claffification der Zollabgaben wird *Traftura*, *Tranftura* nicht von *Strafsenfteuer*, (der Vf. rügt hiebey die Fehlgriffe, welche *C. H. Lang* in der hift. Entwickelung der deutfchen Steuerverfaffung gethan,) fondern von *Transitura* abgeleitet, und *Muta*, *Mauthi*, nach Urkunden, als eine Abgabe für die Einfuhr von Lebensmitteln. (S. 226.) — Wenn aber das Recht, Zölle zu heben, von den früheften Zeiten her ein *Alleinrecht des Königs* war (S. 230) und zwar nicht nach römifchen Begriffen, fondern nach dem Syftem der Grundherrlichkeit; wenn ferner die Könige auch in diefer Eigenfchaft den Lehenbefitzern, zu Verhütung grösseren Unfugs, Privilegien darüber gaben: fo könnte man fragen, warum die Einkünfte von dem Zollwefen nicht oben unter den befonderen Regalien angeführt worden feyen?

In den Schlufsbemerkungen fagt der Vf., mehrere Gegenftände des heutigen Finanzwefens kommen entweder noch gar nicht im Mittelalter vor, oder feyen wenigftens nicht aufgezeichnet worden. Es laffe fich daher weder über die *Summe* noch über die *Verwendung* der öffentlichen Einkünfte etwas befriedigendes ausmitteln. Uberhaupt gefteht er, da die Verwaltung des Hofwefens und, in der ganzen Lehenperiode, auch das Militärwefen blofse Privatfache des Königs war, (?) da die Könige die meiften öffentlichen Abgaben nicht in der Eigenfchaft als Regenten, fondern als anmafsliche Grundherrn, alfo in der Eigenfchaft einer Privatperfon, erhoben; da auch ihre Finanzbeamten zugleich Minifterialen und Hofbeamte waren, alfo auch wieder im blofsen Privatverhältniffe ftanden: fo fey im Mittelalter eigentlich keine *Staatswirthfchaft* im ftrengeren Sinne zu fuchen. (Und das Refultat einer Finanzgefchichte des Mittelalters wäre demnach, dafs es eigentlich keine folche giebt?) —

Wir fehen übrigens, dafs die Vorausfetzung des Vfs, von den *Gefolgfchaften*, *als blofsen Privatinftituten*, zur Erörterung des vorliegenden Gegenftandes für fich allein nicht zureicht, fo confequent fie auch der Vf. durchgeführt hat; dafs er im Gegentheil fichs felbft erfchwert hat, in der Anwendung auf den König, *als Staatsoberhaupt*, die Grenzlinie zwifchen *öffentlichen* und *Privat*verhältniffen beftimmter zu ziehen. Wenn der Vf. ferner auf die verfchiedenen Perioden des Mittelalters hätte Rückficht nehmen wollen, (was er hier abfichtlich ausgefchloffen hat): fo würde es fich von felbft dargeboten haben, dafs der königliche Lehendienft, — fey er unfertwegen anfänglich blofses Privatverhältnifs gewefen, — frühzeitig angefangen hat, eine öffentliche Geftalt anzunehmen, und dafs er durch die grofse Veränderung des Heerbanns unter Carl d. G. diefe völlig angenommen hat. Daffelbe gilt nun auch vom dem *Refultat* der Lehendienfte, wovon hier eigentlich die Rede ift, von den Nutzungen und Einkünften des Staats. Wie die caroling. Könige felbft die Sache angefehen haben, kann unter andern folgende Stelle erläutern. König Ludwig fchenkt (831) dem Kl. Kempten: *„pro emolumento animae noftrae decimam partem de omni tributo et de his omnibus, quae a populo in duobus comitatibus — ad partem publicam exiguntur.“* *Neugart. Cod. dipl. num.* 804. Es ergiebt fich ferner, dafs, wie das deutfche Reich ein *Wahlreich* geworden, die *Reichs-* und *Haus-Güter*,

und beiderley Einkünfte immer bestimmter unterschieden wurden, so gerne auch die Kaiser beides vermengt hätten. — Über die ausserordentlichen Auflagen hätten wir den Vf. gerne noch weiter gehört. Auch würde es der Titel nicht ausgeschlossen haben, die Einkünfte der *Kirche* zu berühren. Wenn wir nach Finanzwissenschaft oder Finanzkunst fragen, wo finden wir diese früher und besser, als bey der Kirche und dem römischen Stuhl vorzüglich in Beziehung auf Deutschland? — C. —

Leipzig, b. Fleischer: *Sammlung merkwürdiger Nachrichten und Urkunden für die Geschichte Deutschlands*, herausgegeben von *Nikolaus Kindlinger*, Pfarrer zu Neudorf im Rheingau. 1806. VII u. 192 S. 8. (16 Gr.)

Je mehr Rec. sich freuete, dass der um die deutsche Geschichte sehr verdiente Vf. abermals ein Geschenk anbot: desto unangenehmer musste ihn das Gefühl ergreifen, hier leider! wieder einen Beweis zu finden, wie wenig reelle Verdienste dieser Art jetzt geschätzt werden, und wie gering die Aufmunterung zu solchen Arbeiten ist! Bey den „*Münsterschen Beyträgen*" wurden dem Vf. kaum die Druckkosten ersetzt, bey der „*Volmesteinschen Geschichte*" wurde seiner Erwartung *noch weit weniger* entsprochen. So sind wir an äusserst schätzbaren Nachrichten und fruchtbaren Ansichten ärmer geblieben. Dennoch ist der brave Vf. noch immerfort thätig, und auch bey diesem Werke ist die Bedingung der Fortdauer uneigennützig bloss an den Ersatz der Druckkosten geknüpft. Dürfen wir wohl zweifeln, dass so bescheidene Hoffnungen diessmal werden erfüllt werden?

Den Inhalt dieses Heftes wollen wir nur im Allgemeinen anzeigen, wegen der vielen schätzbaren Notizen auf das Werk selbst verweisend. *I. Urkunden und Nachrichten von den Kaiserwahlen im XIII und XIV Jahrhundert.* Die Urkunden 1, 2, 3, 4. (König Richards Wahl betreffend); 11, 12, 13 (König Heinrich VII); 14-21 (K. Friedrich III); 24, 25 (K. Karl IV); 26 (Wenzels) hat zu derselben Zeit auch Hr. *Bodmann* zu Mainz in dem „*Codex epistolaris Rudolfi I. Rom. Reg.*" bekannt gemacht. Beide Abdrücke sind in mehreren Stücken verschieden, vorzüglich in Hinsicht auf die Orthographie und Interpunction; in einigen Stücken scheint uns der eine, in anderen der andere vorzüglicher zu seyn. Bey *Bodmann* scheint alles zu neu gemacht (lauter *ae*, die Eigennamen mit durchschossener Schrift, *i* statt *y*, Accente; die ganze Urkunde N. 24, S. 339 hat eine viel zu neue Sprache gegen den *Kindlinger*schen Abdruck S. 67); Hr. *K.* hat dagegen zu wenig f. g. lange *ſ*, wenig *ii*, st. *y*, §§ und Abschnitte, wo im Original wahrscheinlich keine sind; überhaupt scheint er nicht die gehörige Musse zum Abschreiben gehabt zu haben, vielleicht war auch das Local dabey ungünstig. So fehlen bey ihm bisweilen Worte (S. 4, 11, 31); einige Abbreviaturen hat er in der Eil falsch gelesen, (S. 11. *finaliter* st. *firmiter.*) Doch das Alles setzt den Werth dieses Abdrucks nicht herab, auch bey *Bodmann* finden sich solche Versehen. Dagegen hat *K.* die Siegel umständlicher und genauer beschrieben. (Aufgefallen ist es uns, dass *K.* bey der Urk. S. 57 das eine Siegel ganz, das andere als halb abgefallen angiebt, da doch *B.* (S. 325), der seine Abschrift viel später (1805?) nahm, bemerkt: „*sigilla prorsus illaesa*"; giebt es etwa zwey Exemplare dieser Urkunde?) Das *K.* unleserliche Wort S. 4 lautet, mit einem bey ihm fehlenden Zusatz, in dem *B.* Abdruck: *arcocisitere domini*, und ist wahrscheinlich die verstümmelte Benennung eines Festes. Wir können uns nicht enthalten, den Inhalt selbst noch kurz zu berühren. *Richard* versprach dem Erzbischof von Kölln 8000 Mark Sterling für seine Kurstimme, Adolf versetzte demselben das jedoch erst von anderen einzulösende Kaiserswerth, und gab die Erlaubniss zur Anlegung eines Zolles zu Bonn für die bey seiner Wahl und Krönung gehabten Unkosten von 37500 Mark auf 15 Jahr, in welcher die Schuld selbst absorbirt werden solle; Albert gab diess und Sinzenich auf seine Lebenszeit, und versicherte die demnächstige Einlösung mit baarem Gelde; Friedrich III versprach 40000 Mark, (auch 1000 für dessen Räthe; das gleiche Erbieten Ludwigs von Bayern an die Mainzischen ist also nicht so auffallend als z. B. *Häberlin* es findet); Karl IV gar 100000 Mark und statt baaren Geldes Reichsgüter; Wenzel 30000 Gulden und 6000 Schock grosse prager Pfennige. II) *Urkunden und Nachrichten von rechtlichen Entscheidungen, welche bey dem kaiserlichen Hofgerichte (?) über verschiedene Rechtsfragen im 13 und 14 Jahrhundert gewiesen wurden* (13 Stück). Wenn nur immer eine kleine Geschichtserzählung vorhanden wäre; sonst tappt man doch oft im Finstern! Ob es auf den Streit über allgemeines deutsches Recht Einfluss hat, wenn Karl IV 1356 von Gesetzen spricht: *quo imperii sacri subditos ligari constat universaliter singulos et singulariter universos?* (S. 102.) Hier ist nicht bloss eine Hinweisung auf die goldene Bulle, wie *K.* glaubt, es ist das 14 und 17 Cap. derselben, welche sich der Erzbischof von Kölln besonders ausfertigen liess. III) *Urkunden und Nachrichten von deutschen Sitten, Rechten, Gewohnheiten und Verfassungen im Mittelalter* (8 Stück). Darunter sind die Rechte der Städte Lechnich (1279) und Deutz (13 oder 14 Jahrh.) und die Beylegung der Blutrache des G. Eberhard von der Mark gegen einen von Loen wichtig. IV) *Nachrichten und Urkunden mancherley Gegenstandes* (10 Stück). Die erste: Nachrichten von den früheren Eigenthümern der Stift Korbeyischen Grundstücke, aus einem Codex des 12 Jahrhunderts, ist sehr merkwürdig. Die Gegend um Korbey kaufte der Kaiser von einem Grafen Bernhard. Den Anhang dieses Chron. und das, was der Herausg. weggelassen hat, findet man schon bey *Meibom rer. germ.* I. 755. V) *Einige Nachrichten zur näheren Berichtigung verschiedener Angaben und Regeln, welche die äussere Form der Urkunden betrifft.* Sehr nützlich und schätzbar!

In der Vorrede bemerkt der Vf. noch, dass er, im Fall diese Hefte keinen hinlänglichen Absatz finden sollten, gesonnen sey, seinen Urkunden-Vorrath theilweise oder zusammen zu verkaufen, und giebt desshalb die Landstriche an, deren Geschichte sie enthalten. Rec. braucht, nach der Darlegung des Inhalts dieses Heftes, nicht zu bemerken, dass er wünscht, dieser Fall mögte nicht eintreten, und er bald die folgenden Hefte anzeigen können.

H. St. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 FEBRUAR 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Voss: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen;* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 27 Band. 1806. 359 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) 28 Band. 1806. 521 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der 27 Band enthält mit einem besonderen Titelblatt: *Reise um die Welt in den Jahren* 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804, *auf welcher der Vf. die vorzüglichen Inseln in der Südsee und die englischen Kolonieen Port-Jackson und Norfolk-Eiland besucht hat.* Von *Joh. Turnbull.* Aus dem Englischen übersetzt von *Ph. Chr. Weyland*, herzogl. sächs. weimar. Legationsrath. Pomphaft ist der Anfang des Titels, und die Länge der Zeit, die Hr. *T.* auf der Reise zugebracht, läfst erwarten, dafs er auf der Umschiffung des Erdballs die merkwürdigsten Inseln und Länder besucht hat. Allein der Zusatz auf dem Titel schränket die Reise um die Welt auf den Besuch einiger Inseln und des englischen Etablissements in der Südsee ein. Die Inseln sind die Gesellschafts- und die Sandwich-Inseln, gewifs unter denen auf dem unermefslichen Südmeere zerstreueten die wichtigsten. Die Nachrichten, die der Vf. davon, von dem elenden Zustande der einst für das Paradies der Welt gehaltenen Feen-Insel Otaheiti, dem mifslungenen Versuche der englischen Missionarien, die Einwohner zu civilisiren, den Fortschritten der Sandwich-Insulaner in der Cultur, der zuweilen sehr mifslichen Lage der englischen Kolonie in Neu-Holland gegeben hat, sind um desto wichtiger, weil Reisen nach diesem entfernten Welttheile selten unternommen werden, und bey dem aufgehobenen Verkehr des festen Landes mit England die Wifsbegierde der Geographen noch seltener befriedigt wird. Einer merkantilischen Speculation, die auf die Nordwestküste von Amerika gerichtet war, verdanket die Reise ihr Daseyn, und das Publicum den belehrenden Bericht von jenen Insulanern. Dem Vf., der 1799 als zweyter Officier eine Reise nach China gemacht hatte, wurde die Ladung und das Handelsfach auf einem neu erbauten Schiffe anvertrau, das einen Handel mit den wilden Einwohnern in Nord-Amerika anknüpfen sollte. In Port Jackson trennte er sich von dem Capitain, der mit dem Schiffe weiter segelte und ihn zurückliefs, die mitgebrachte Ladung abzusetzen. Allein die Speculation, deren Ausführung dem Capitain anvertraut war, mifslang, und er entschlofs sich in der Basses-Strafse eine Ladung von Häuten einzunehmen, mit welchen er nach China segeln wollte. Zehn des Handels kundige Menschen wurden zu diesem Zwecke auf der Königs-Insel in der gedachten Strafse ans Land gesetzt, und weil keine Lebensmittel in Port Jackson zu haben waren, so wollte sie der Capitain auf den Gesellschafts-Inseln aufsuchen, und holte den Vf. von der Norfolk-Insel ab, wohin er sich begeben hatte, um für seine Waaren Geld zu bekommen, woran es in der Kolonie des festen Landes gänzlich fehlte. Bekanntlich ist Sydney die Hauptstadt der Kolonie und der Sitz der Regierung, worin wenigstens 2600 Menschen wohnen. Die Zahl der zu Arbeiten verurtheilten Verbrecher beläuft sich auf 450, der Militär- und Civil-Beamten auf eben so viel, der Handwerker auf 250, der Krämer auf 40, der Fischer auf 20, der Seeleute auf 350, der Weiber auf 600, der Kinder auf 450 Köpfe. Es sind schon 1100 Kinder in Neu-Süd-Wallis geboren, die in der physischen Bildung von europäischen nicht verschieden sind. Fast die Hälfte der Kolonisten bestehet aus Irländern. Von den Gerichten findet eine Appellation an den Gouverneur Statt und von diesem, wenn der Gegenstand des Streites über 300 Pf. St. ist, an den König. Da viele der Verbrecher wegen Aufruhrs hieher verbannt sind, so würde die Vermehrung des Militärs sehr anzurathen seyn. Während des Aufenthalts des Vfs. war ein grofser Mangel an Fleisch und anderen Lebensbedürfnissen, nach der Versicherung Vieler durch falsche Ökonomie der Regierung veranlafst. Die Ur-Einwohner sind unbeschreiblich wild und barbarisch, und durch den Umgang mit den Europäern noch gar nicht civilisirt, ausgenommen dafs sie Angel und andere zum Fischfang nöthige Geräthschaften zu gebrauchen angefangen haben. Der Boden von Norfolk Eyland ist äufserst fruchtbar, erfodert aber doch wegen des üppig aufschiefsenden Unkrauts ununterbrochene Arbeit. Der Gouverneuer suchte auf alle Art den Anbau zu ermuntern, und urbar gemachte Thäler dienten den Schweinen zu einer fetten Weide. Die kleineren Inseln Philipp und Nepean in der Nähe von Norfolk sucht man auch zu nutzen, erstere zur Schweinezucht, letztere zur Bestrafung der verworfensten Missethäter, die zum Salzsieden angehalten werden. Das Landen ist grofsen Schwierigkeiten unterworfen, und die vielen Unglücksfälle, die sich dabey ereignet haben, werden endlich die Folge nach sich zie-

hen, dafs fie von den Koloniften gänzlich verlaffen werden. Von Norfolk Infel fegelte das Schiff nach Otaheiti. Diefe herrliche Infel war aber durch den Krieg fo fehr verwüftet worden, dafs fehr wenige Schweine und andere Victualien zum Verkauf gebracht wurden. Von allem, was man zum Taufch anbot, hatte Schiefsgewehr den meiften Beyfall. In Huaheine wurden die Seefahrer gleichfalls mit vieler Höflichkeit aufgenommen, konnten aber auch hier ihren Zweck nicht erreichen, und fegelten nach Ulietea. Hier fo wie auf der vorigen Infel trafen fie einen Landsmann an, der eine fehr unvortheilhafte Schilderung von dem boshaften Charakter der Einwohner machte, die fich nachher durch die Erfahrung beftätigte. Es fehlte nicht viel, fo hätten fie fich mit Hülfe der Flinten, die fie von den Europäern erhalten haben, und die fie zwar nicht mit Gefchicklichkeit, aber doch zum Nachtheil der Seefahrer. zu gebrauchen wiffen, und der Ausreifser von den fie befuchenden Schiffen, (folcher niederträchtigen Menfchen gab es auch am Bord des Schiffes, worauf der Vf. war) des Schiffs bemächtiget. Nur mit genauer Noth entkam es den liftigen und gewaltfamen Verfuchen, und den wiederholten Angriffen mit Kugeln und Steinen, die die Infulaner wagten, und die dem Schiff und Allen am Bord einen fchrecklichen Untergang bereitet haben würden, wenn nicht im Augenblick der gemeinfamen Gefahr eine Meuterey, die unter den Matrofen auszubrechen im Begriff war, durch den Anblick der Gefahr und den Charakter der englifchen Matrofen, die, wenn fie zu ihrer Pflicht aufgefodert werden, alles Privat-Intereffe an die Seite fetzen, gedämpft worden wäre. Im Ganzen genommen find die Sitten und Gebräuche der Einwohner auf Otaheiti und Ulietea dieselben; doch äufsern diefe weder unter fich noch gegen Fremde den Grad von Wohlwollen und Menfchenliebe, wodurch fich jene auszeichnen. Der Vf. findet den Grund davon in den weit häufigern, fowohl bürgerlichen als auswärtigen, Kriegen der Ulietaner, und fetzt hinzu: *freylich ein fchlechtes Mittel, um die Entwickelung menfchenfreundlicher Gefinnungen zu befördern!* O möchte doch diefe Wahrheit in der Welt beherziget werden! Über die ausfätzigen, und gerade defswegen von den Einwohnern fehr verehrten Priefter auf der Infel Marra, der weftlichften der Gefellfchafts-Infeln, macht der Vf. die fcharffinnige Bemerkung, dafs der Gott diefer Infulaner ein Gebilde der Furcht und des Schreckens ift, dem alle Unglücksfälle und Krankheiten zuzufchreiben find, uud dafs daher die Priefter, die mit Krankheiten, den unmittelbaren Wirkungen des mächtigen Wefens, behaftet find, fehr geachtet werden, und die Vorftellungen von den Göttern entweder äufserft furchtbar oder ganz unförmlich geftaltet find. Die Idee verdient unterfucht zu werden, ob nicht bey den rohen Völkern, je gräfslicher die Form ift, unter welcher die Gottheit verehrt wird, defto gröfser auch die Furcht fey, welche man vor ihr hat. Von den Gefellfchafts- ging es nach den Sandwich-Infeln, die von den Amerikanern fleifsig befucht werden. Der ausgebreitete Handel der Amerikaner erfcheinet vielleicht dem Britten in einer gröfseren Geftalt als er wirklich ift; denn immer vermuthet man in einem Britten einen Menfchen, der die mit der feinigen im Handel rivalifirenden Nationen beneidet. Unfer gutmüthige Britte fetzet indefs hinzu: *dabey mufs man den Amerikanern die Gerechtigkeit widerfahren laffen, dafs fie durch ihren Fleifs und ihre Induftrie diefes Glück wirklich verdienen.* O möchte doch diefe Gerechtigkeit allen fich durch Induftrie auszeichnenden Menfchen zu Theil werden, und weiter keine Verfuche gemacht werden, ihnen das Glück zu rauben, was fie fich durch freyen Gebrauch ihrer Geifteskräfte errungen haben! Salz, das die Reifenden in Woahu oder Owaihi aufkaufen wollten, war felten und theuer. Hier entwifchte von dem Schiffe der Zimmermann. So grofs der Verluft einer fo wichtigen Perfon für das Schiff auch war, fo verfuchte der Capitain doch nicht, vielleicht abgefchreckt durch das, was ihm in Ulietea begegnet war, ihn wieder zu bekommen. Das Oberhaupt diefer Infelgruppe Tamahama war auf Mauwi, wo der Capitain nicht anlegte, der zunächft nach Attownie fegelte, wohin ein von jenem Alexander der Sandwich-Infeln, wie ihn der Vf. nennt, vertriebener König geflüchtet war. Der unglückliche König wurde von feinen Unterthanen bis zur Anbetung geliebt, und fein moralifcher Charakter war dem feines Überwinders vorzuziehen. Das Schiff wurde mit einem anfehnlichen Vorrath von Salz beladen, der in Onehow, einer anderen dem vertriebenen Könige noch zuftändigen Infel, um etwas vermehrt wurde. Vornehmlich erhielt man auf letzterer eine grofse Menge von Yamswurzeln. Dafs der Ufurpator Tamahama auch diefe beiden Infeln zu erobern entfchloffen fey, erzählte ein Britte Young, der fchon 14 Jahre auf Onehow zugebracht hatte, und zuerft dem Tamahama den Gedanken eingeflöfst haben mag, fich von dem Capitain Vancouver ein Schiff auszubitten, wodurch er den Grund zu feiner jetzigen Macht gelegt hat, und worauf er, unterftützt von Europäern, die Hoffnung zu einer noch gröfseren gründet. Die natürlichen Fähigkeiten und erworbenen Gefchicklichkeiten der Infulaner, wovon vorzüglich die im Tauchen die Seefahrer in Erftaunen fetzte, kommen ihm dabey fehr zu ftatten. Diefe Infulaner handeln fchon jetzt nach der Nordweftküfte von Amerika, und werden vielleicht bald einen Handel nach China eröffnen. Verkehr mit Otaheiti würde den Einwohnern diefer Infel, die in Hinficht der Cultur und Lernbegierde den Sandwich-Infulanern weit nachftehen, fehr nützlich feyn. Der Vf. räth daher der Miffions-Gefellfchaft hieher Miffionarien zu fenden, die auch an den dafigen Britten treffliche Mittelsperfonen zwifchen ihnen und anderen Einwohnern antreffen würden. Nachdem ein hinreichender Vorrath von Salz zum Einpöckeln des Schweinefleifches erhalten war, (denn diefs, nicht den grofsen Tamahama kennen zu lernen, war der Zweck der Reife,) ging das Schiff nach Otaheiti zurück, berührte noch vorher einige andere Infeln,

deren Lage nicht genau bestimmt ist. Ein englisches Schiff, das kurz vorher in Otaheiti gewesen war, hatte alle Schweine, die zu bekommen waren, mitgenommen. Der Capitain segelte nun mit dem Schiffe nach einer der windwärts, d. i. östlich, gelegenen Inseln, um Schweine einzukaufen, und der Vf. blieb mit 2 oder 3 Gehülfen in der nämlichen Absicht, und um das Einsalzen der geschlachteten Schweine zu besorgen, in Otaheiti. Ausser diesen wurden noch andere von den Schiffen entlaufene, und vorher in Botany-Bay gedungene Matrosen in Dienste genommen. Das Geschäft hatte wegen des schändlichen Charakters dieser Menschen und der Diebereyen und Zudringlichkeiten der Insulaner nicht gemeine Schwierigkeit. Der Vf. konnte aber wegen seines langen Aufenthaltes auf der Insel und vielen Verkehrs mit den Einwohnern manche Beobachtung machen, die dem gewöhnlichen Seefahrer wegen Kürze der Zeit entgehen muss. Die Tänze fand der Vf. nicht so unzüchtig, als sie gewöhnlich beschrieben werden, und er glaubt, dass diese Veränderung durch die Missionarien bewirkt sey. In dem Wunsche, dass sich der Einfluss der Missionarien durch Abschaffung des Kindermordes und der Menschenopfer thätig beweisen möge, wird ihm jeder Menschenfreund beystimmen. Nach der Zurückkunft einiger vornehmen Personen von den Mohtos, kleinen sandigen Inseln, etwa 25 englische Meilen von Otaheiti entfernt, wo sie von Krankheiten genesen waren, wurden acht Tage lang Kampfspiele und Lustbarkeiten zur Freude über die Genesung angestellt. Die Fremden von den benachbarten Inseln, die in politischer Absicht nach Otaheiti gekommen waren, und den Vf. und seine Magazine und Schmiede besuchten, waren in ihren Fragen und Begehren nicht weniger unbescheiden und ungestüm, als die Otaheitianer, und hätten gern für Flinten und Schiesspulver einen sehr hohen Preis bezahlt, wenn sie einen solchen zu bezahlen im Stande gewesen wären. Nach langem Warten kam endlich nicht das Schiff, sondern eine aus den Trümmern des Schiffes, das an einem Felsenrief gescheitert war, erbaute Barke an. Auf dieser elenden Barke waren 18 Personen, einige wenige Flinten, ein kleiner Vorrath von Pulver, und 40 Mass Wasser. Durch diesen misslungenen Versuch nicht abgeschreckt, suchte man von der Insel Eimeo Schweine zu bekommen. Für Flinten und Schiesspulver hätten sie hier eingekauft werden können. Sonst ist die Insel sehr unfruchtbar, und die Einwohner sind weniger gastfreundlich als auf Otaheiti. Am meisten wurde die Lage des Capitains, und seiner Gefährten durch die immer mehr zunehmende Pflicht-Weigerung und Trägheit seiner Leute nach dem Schiffbruch verschlimmert. Endlich kam nach Verlauf von 4 Monaten ein Schiff an, das nach Port Jackson, nach welchem Ort auch jene trachteten, bestimmt war; auf diesem schifften sich die Wenigen ein, die heimkehren wollten. Als der König Pomarre von den Abreisenden Abschied nehmen wollte, starb er plötzlich in dem Canoe, das ihn nach dem Schiffe bringen sollte. Er war Oberpriester, und unter dem Vorwande, Geschenke für seine Gottheiten zu erhalten, drückte er die Unterthanen, die sehr unwillig die von ihm verlangten Menschenopfer hergaben; und der Vf. hält es für wahrscheinlich, dass dieser schreckliche Gebrauch nunmehr ganz aufhören werde. Die Missionarien hatten an ihm eine Stütze, wobey aber eigennützige Absichten zum Grunde lagen. Aller Bemühungen ungeachtet, die sich jene Männer gaben, den Zweck ihrer Mission zu erreichen, wird doch der Erfolg ihrem Eifer wenig entsprechen. Das Volk ist zu träge, zu unwissend, und zu abergläubisch, als dass es an den Lehren der Missionarien Geschmack finden sollte. Diese halten zweymal des Tages Betstunden, reisen auf den Inseln herum, predigen, und haben in der Landessprache grosse Fortschritte gemacht. Ihre Geschenke geben den Predigten Nachdruck, und wenn jene abnehmen, so wird auch der Beyfall, womit diese angehört werden, nachlassen, und das Ansehen der Prediger sinken. Der schöne Garten, den sie angelegt haben, hat nicht die über alle Beschreibung unthätigen Einwohner reizen können, ähnliche Anlagen zu machen. Der Wunsch der Missionarien, dass ein Schiff für beständig in Otaheiti stationirt würde, vermittelst dessen eine Communication mit Port Jackson und den Sandwich-Inseln eröffnet werden könnte, wird hoffentlich von ihren Oberen in Überlegung gezogen werden, woferne diese es nicht für räthlicher finden, welches auch nach einigen Nachrichten schon geschehen seyn soll, die Mission ganz aufzugeben. Durch Fieber, Ruhr, Gicht, venerische und andere Krankheiten und den Widerwillen gegen Arzneymittel, sind in kurzer Zeit so viele Menschen weggerafft, dass zu besorgen ist, die Insel werde bald ganz öde werden. Die Missionarien zählten auf den zwey Reisen, die sie während der Anwesenheit des Vfs. auf der Insel machten, das erstemal 7000, das zweytemal 5000 Einwohner. Der Vf. wirft ihnen oft Unwissenheit und Mangel an Neugierde vor. Wenn sie aber auf die Beschuldigung, dass sie Diebe sind, antworten, dass sie keine schlimmeren seyen, als viele der Britten, womit sie auf die Missethäter in Botany Bay hindeuten, S. 296. so muss sich doch ihre geographische Kenntniss bis Neu-Holland erstrecken, und mit der Zeit könnte sie wohl noch weiter gehen. Der Vf. wird aber hieran zweifeln. Denn nach seiner Schilderung ist die Nation gänzlich verdorben, durch unnatürliche Laster, die am meisten unter den Oberhäuptern im Schwange gehen, entkräftet, mit Schauder erregenden Schandthaten, Kindermord, Menschenopfer, Verachtung des Greisenalters befleckt, im Verkehr, wenigstens mit Fremden, so treulos und betrügerisch, dass sie, um uns der Worte des Vfs. zu bedienen, *wahrscheinlich nicht lange mehr unter der Zahl der Nationen existiren wird.* Nicht günstiger konnte der Vf. von den freundlichen Inseln nach der Erfahrung urtheilen die er auf Eauhwe oder Middelburg, der östlichsten von dieser Gruppe, machte, wo auch einige Missionarien ihr Leben eingebüsst haben sollen, worauf die übrigen, nebst einem aus den Marquesas-Inseln Entronnenen,

am Bord eines spanischen Schiffes ihre Rettung fanden. In den Bemerkungen, die die Otahaitier am Bord des Schiffes, auf welchem der Vf. war, bey dem Anblick der neuen Gegenstände in Norfolk Eyland und Neu Süd-Wales machten, spricht sich der Naturmensch aus. In den Kolonieen wurde eine steinerne Brücke über den Fluss gebaut, und grosse Körbe voll Erde mussten von den verurtheilten Weibspersonen herbeygetragen werden. Durch den Mehlthau war ein beträchtlicher Schaden angerichtet. Steinkohlen waren an dem Fluss Hunter gefunden, und einige Tonnen davon am Vorgebirge der guten Hoffnung mit Vortheil verkauft. Eisenerz kann wegen des hohen Arbeitslohns noch nicht mit Vortheil bearbeitet werden. In der Basse's-Strasse wird von den dahin geschickten Personen viel Öl von See-Elephanten und See-Kälbern gewonnen. Über das Eindrängen der Amerikaner in diesen Handel wird Beschwerde geführt. Der Ackerbau kann nur an den Stellen, die ein gutes Erdreich haben, und den Anbauern gegen Erbenzins überlassen werden, getrieben werden, und es werden 12 bis 40 Scheffel Weizen von dem Acker geärndtet. Verbannte können jahrweise gemiethet werden, und die Regierung hat über die Bedingungen und die zu leistenden Dienste ein Regulativ bekannt gemacht. Die Kosten des Waisenhauses werden durch eine Auflage auf Wein und Branntewein, und durch freywillige Beyträge von den angesehensten Einwohnern und den wohlhabensten Kolonisten bestritten. Mädchen werden darin im Schreiben, Lesen und Nadelarbeiten unterrichtet. Zwey ähnliche Anstalten sind für Knaben bestimmt. Das Entfliehen auf die hier anlegenden Schiffe, und das Empören gegen die Regierung kann nur mit Mühe hintertrieben werden. Baares Geld ist fast gar nicht im Umlauf, und der Handel besteht im Austausch einer Waare gegen die andere. Die brittische Regierung nimmt sich der Kolonie mit väterlicher Sorgfalt an, und die meisten Bedürfnisse können aus ihren Magazinen um sehr billige Preise erhalten werden. Wäre Eintracht unter den Dienern der Regierung, so würde die Kolonie in einem blühenden Zustande seyn. — Die sehr wohlgeschriebene Reisebeschreibung verdiente in die Hände eines beider Sprachen so kundigen Übersetzers zu kommen, als Hr. *W.* sich schon durch andere Proben bewährt hat.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Tübingen*, b. Schramm: *Dissertatio de historiae universalis argumento*, auctore *Christiano Frid. Roesler*, Prof. Hist. P. O. — MDCCCVI. 40 S. 4. Diese kleine Schrift verdient mit Recht, in einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Vor 30 Jahren hatte Hr. *R.* seine Lehrstelle mit einer Diss.: *De historiae universalis idea et methodo*, Tüb. 1777, angetreten. Schon in dieser Rücksicht muss es merkwürdig seyn, über den bisherigen Fortgang der U.-Geschichte den selbstforschenden und denkenden Mann jetzt wieder zu vernehmen. Seine Gedanken sind kurz diese: Als Hauptsatz war von ihm aufgestellt worden: *Von dem Vortrag der U. Geschichte müsse alle Specialgeschichte ausgeschlossen seyn.* Dagegen, bemerkt er, haben nun unsere Lehrbücher sich nach und nach so weit von ihrer Aufgabe entfernt, dass sie zuletzt in *lauter Specialgeschichten* sich aufgelöst haben. Universalgeschichte wird nun in einem ganz neuen Sinne gebraucht, doch, dass man jetzt weniger als je darüber einig ist. — Eine Entscheidung darüber aus der *Geschichte der Universalgeschichte* selbst zu geben, ist der Gegenstand dieser Abhandlung. — Vier classische Geschichtschreiber, fährt er fort, die entweder einen Theil (Herodot, Polybius), oder das Ganze der Universalgeschichte (Diodorus Sic. und Trogus Pompejus) vor Augen hatten, haben bey aller Verschiedenheit in der Composition doch *das* mit einander gemein: „*historiae communis sive universalis vim nullo modo positam esse in accurata beneque ordinata omnium cujusque temporis populorum collectione aut enumeratione, sed vel in expositione ampla, eleganti et artificiosa singularum caussarum, quae inter potiores populos cum magna omnium expectatione, aut ab uno ita peractae sunt, ut ad totum orbem pertinere videantur; vel in historia magis continuata eminentis suo tempore populi transeuntisque ab uno ad alterum summae in orbe potestatis.*" — Alle christlichen Geschichtschreiber, ob sie gleich, den Orosius etwa ausgenommen, nicht die classische, sondern die Geschichte des Volkes Gottes zum Grunde gelegt haben, und zwar die vorzüglichsten unter ihnen, welche durch das ganze Mittelalter Muster für die übrigen gewesen sind, haben im Ganzen einerley Plan: nach der biblischen Geschichte folgt die *Reihe der vornehmsten Reiche und Könige*, als *Hauptfaden*, zu welchem Jeder, was ihm sonst merkwürdig schien, noch beysetzte oder anschrieb: sie haben (wie Gotefr. Viterb.) ausdrücklich unterschieden zwischen Universal- und Special-Geschichte; haben sich nie einfallen lassen, aus einer Sammlung oder Anhäufung von *Special*geschichten eine *allgemeine* Geschichte bilden zu wollen. Denselben Plan, nach den *Universal-Monarchieen*, wovon die Universal-Geschichte selbst den *Namen* hat, haben auch die meisten Lehrbücher seit der Reformation, mehr oder weniger, ungeachtet mancher frühen Einwendungen dagegen, beybehalten.

Nun hat man, wird endlich hinzugesetzt, seit der Übersetzung der *Allg. Weltgeschichte* (Mitte des 18 Jahrhunderts) zwar angefangen, die Geschichte der Monarchieen zu verachten: man hat sich grosse Mühe gegeben, die *ethnographische* und die *synchronistische* Methode so viel möglich zu vereinigen: aber was haben wir nun anderes, als ein blosses *Aggregat* von lauter Special-Geschichten? soll damit die *ganze Aufgabe gelöst* seyn?? — Einige haben eben desswegen die U.-Geschichte nur auf die classische Periode einschränken wollen; — das zu geschweigen, dass die Freunde der Allg. Weltgeschichte selbst gestehen müssen, dass ihr Plan bey der neueren Geschichte die meisten Schwierigkeiten habe. So weit der Verfasser.

Diese bloss *historische* Deduction (*nos nunc, quid factum sit, unice quaerimus*) geht, wie man sieht, nur gegen die sogenannte Universal- oder allg. Welt-Geschichte in dem späteren Sinn, und scheint dem Vf. auch hierzu gut genug. Mit Recht. Das ist aber noch nicht das eigentliche Verdienst dieser Abhandlung. Die gelehrten und *sachreichen* Bemerkungen, welche Hr. *R.* bey diesem Anlass über Plan, Methode, Gehalt der einzelnen Geschichtschreiber giebt; auch die vielen und genauen Nachweisungen in Bezug auf Literar-Geschichte überhaupt, und manche andere beyläufige Erörterungen, die man nicht überall liest; diese sind es eigentlich, warum Rec. diese Schrift selbst den Freunden der Geschichte empfiehlt; das meiste dieser Art würde ohnehin nicht wohl einen Auszug gestatten. — Beyläufig zu sagen, wenn man den Zustand einer Wissenschaft oder Disciplin nach ihren Lehrbüchern beurtheilen darf, so hat man hier hinreichenden Stoff zu Betrachtungen, warum der Geschichtsvortrag auf so manchen Lehrstühlen bis daher in beklagenswerthen Umständen gewesen ist. — Eine historische Darstellung von den wichtigsten Schicksalen und Veränderungen, welche die Geschichts-Kunde überhaupt vom Vater Herodot bis auf unsere Zeiten erfahren hat, auf gleiche Weise, wie hier zum Behuf des Begriffs der U.-Geschichte geschehen ist, ausgeführt zu sehen, ist schon lange in den Wünschen des Rec. Es müsste in vieler Rücksicht eine lehrreiche Arbeit seyn. — Am Schlusse äussert sich Hr. *R.*, zwar nur kurz, aber mit so viel achtungsvoller Unterscheidung des Meisters von den Nachbetern, über *Kants* Princip der Geschichte, dass man wohl wünschen möchte, er hätte auch das noch berührt, was schon 1803 in *Schellings* Methodologie zur *philosophischen* Bestimmung der in Frage stehenden Begriffe geschehen ist. — — C. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Vofs: *Magazin von merkwürdigen neuen Reifebefchreibungen.* 28 Band. Aus dem Engl. überf. von *J. A. Bergk*, u. f. w.

(Befchlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenfion.)

Der 28fte Band hat auch den befonderen Titel: *Reife nach Paris. Von Th. Holcroft.* Aus dem Englifchen überfetzt von *J. A. Bergk*, Dr. der Philof. in Leipzig Vor vielen, die feit kurzem Paris, die Metropole auf dem feften Lande, befucht haben, kündiget fich der Vf. als einen humanen, ruhigen und fcharffinnigen, obgleich nicht von National-Vorurtheilen unbefangenen Beobachter an. Er kam nach Paris 1783 zum erften Male, und 1801 im May zum zweyten Male, und hielt fich hier auf bis zum Sept. 1802. Er konnte alfo Paris vor der Revolution mit Paris nach der Revolution vergleichen, wovon man auch in dem Buche häufige Spuren antrifft. Da er eine Pariferin von einer guten Familie geheirathet hatte, fo konnte er durch Umgang mit ihr und ihren Verwandten defto eher manchen Zug in dem Charakter der Parifer auffaffen. Die Männer, welche er als feine Bekannten namhaft macht, gehören zu den vornehmften Gelehrten und Künftlern. Er felbft fcheint in einer glücklichen Mufse zu leben, weder ein Amt zu bekleiden, noch ein Kaufmann, fondern ein unabhängiger Squire zu feyn. Er ist weit entfernt, die Nation, die er fchildert, herabzuwürdigen. Er verfichert diefes zu wiederholten Malen mit fo vieler Aufrichtigkeit, dafs wir ihm keine folche Abficht zutrauen können. Das viele Gute, das er an den Parifern und Franzofen überhaupt lobt, zeigt hinlänglich, dafs er ohne Leidenfchaft fchreibt, und fich nicht zu der Claffe der Pasquillanten erniedriget. Für die Thatfachen, die er erzählt, will er mit feiner Ehre und feinem Leben ftehen. Er geftehet aber felbft, dafs er fich in den Folgerungen, die er und andere daraus gezogen haben, irren könne. S. 124. Eine folche falfche Folgerung, die die franzöfifche Regierung in einem gehäffigen Lichte darftellt, hat er, unferer Meinung nach, aus den Artilleriefalven, die bey einem Nationalfefte abgefeuert wurden, gezogen. S. 185. Er kann in einen ähnlichen Irrthum auch bey anderen Gelegenheiten gefallen feyn. Dem ungeachtet ift zu wünfchen, dafs kaltblütige und einfichtsvolle Franzofen das Buch mit Aufmerkfamkeit und ohne Nationalhafs lefen und prüfen mögen, und der edle Zweck, den der Vf. fich vorgefetzt hat, dafs die Rügung der Nationalfehler den Entfchlufs, fie abzulegen, herbeyführe, erreicht werde. Denn fetzt er hinzu: „Wer die Folgen bedenkt, die Nationalhafs nach fich zieht, der wird fich fehr in Acht nehmen, ein folch' verderbliches Lafter zu unterhalten. Bey allen Nationen trifft man viel Tadelnswerthes, aber noch weit mehr Bewundernswürdiges an" S. 183. „Habe er den Franzofen Unrecht gethan, fo fey es nicht mit Abficht gefchehen. Sein Zweck gehe blofs dahin, jedermann zur Unterfuchung aufzufodern, befonders die Franzofen felbft, da die Sache fie am nächften angehe, und da es unter ihnen Männer gebe, die die gröfsten Talente befitzen, und an deren patriotifchen Abfichten fich gar nicht zweifeln läfst" S. 336. Wir wiffen nicht, was für Senfation das Buch in Paris gemacht hat, und wie es dafelbft aufgenommen worden ift. Aber darin hat der Vf. vollkommen Recht, was er S. 130 fagt: „Der Weife hat oft mehr Vortheil von dem Tadel feiner Feinde, als von den Troftgründen feiner Freunde. Tadel reizt zum Nachdenken, Troftgründe aber wiegen den Geift in Schlummer ein."

Als Feind erfcheint freylich der Vf. an mehreren Stellen. Aber darf man das Urtheil der Feinde nicht lefen, nicht das, was daran wahr ift, billigen, und ihren Tadel zur Befferung benutzen? Der Vf. felbft fpricht fich nicht von National-Vorurtheilen frey. Er hält die Quelle der National- und perfönlichen Vorurtheile für unerfchöpflich S. 130, und er gefteht, dafs er, wie alle Fremde, die Örter, Sitten und Gebräuche vorziehe, an die er am meiften gewöhnt ift, und dafs er, trotz aller feiner Bemühung, eine ftrenge Unparteylichkeit zu beobachten, und die richtige Mittelftrafse zu gehen, doch vermuthe, dafs diefes in keines Menfchen Gewalt ftehe, S. 73. Wir überlaffen es denen, die Paris genauer kennen, als wir, dafs fie die Stellen auffuchen und dem Publicum anzeigen, worin der Vf. von der Mittelftrafse, die er zu halten wünfcht, abgewichen ift. Dafs er, durch Vorurtheile oder heimlichen Widerwillen gegen die beftehende Obermacht verblendet, das Gute der jetzigen Generation verkenne, kann ihm nicht mit Grunde vorgeworfen werden. Denn an vielen Stellen gefteht er, dafs es feit der Revolution beffer geworden ift, und mancherley Fehler abgelegt find, z. B. S. 41 „auf dem platten Lande ift jetzt weniger Elend verbreitet als fonft, man fiehet nicht mehr fo viele Lumpen, Armuth, matte Blicke, bleiche Gefichter, u. f. w., S. 159. 160. Der Schritt und Gang der Franzo-

fen hat fich in den letzten 20 Jahren fehr geändert. Bey dem Hereintreten ins Zimmer zeigen fie nicht mehr den hohen Grad von Selbftgenügfamkeit und lächerlichen Anfprüchen — S. 172. Sie find jetzt weniger unthätig. Die Müffiggänger find nicht mehr fo zahlreich, und das bettelhafte Anfehen nimmt ab. — S. 323. In der Kleidung der Kinder und Erwachfenen hat wirklich eine allgemeine Reform Statt gefunden. Sie entfpricht jetzt mehr den Foderungen des gefunden Menfchenverftandes — S. 325. Auch in der moralifchen Erziehung find Fortfchritte gemacht — S. 356. Die Sitten haben fich überhaupt fo verbeffert, dafs Beyfpiele der Ungezogenheit felten find — S. 395. Ordnung und ein fchneller Verkehr zwifchen den entfernten Theilen der Stadt haben zugenommen." Diefe und andere Beyfpiele haben in dem Vf. die Meinung erzeugt, dafs ein richtiger Verftand immer mehr herrfchend wird, dafs der gute Gefchmack nach und nach das Übergewicht erhält, S. 291; dafs man den wichtigen Einflufs der Erziehung alle Tage mehr einfehen lernt S. 303; dafs fo wie fich die Aufklärung verbreitet, und die Sitten verbeffert werden, die Gewalt milder werden mufs, S. 336; dafs die Sitten der Franzofen, mögen fie fich zu der katholifchen, oder irgend einer anderen Religion bekennen, fich verbeffern, ihre Kenntnifs zunehmen, und ihre Tugenden Feftigkeit und Stärke erlangen, kurz dafs fie als Menfchen fich verbeffern werden, S. 381. Im Vertrauen auf diefe Eigenfchaften, hat der Vf. den moralifchen Charakter der Parifer nach feinen forgfältig angeftellten Beobachtungen gefchildert. Er ging dem Volke nach in feine Wohnhäufer, Vergnügungsplätze, Arbeitszimmer, u. d. m., beachtete dafelbft fein Sprechen, Handeln und Treiben, und befchrieb es nach feiner Individualität. Dafs er den Franzofen oft mit dem Engländer vergleicht, und dafs die Vergleichung gemeiniglich zum Vortheil des Britten ausfällt, ift natürlich. Nicht die Paris und London kurze Zeit gefehen, fondern fich in beiden Städten eine geraume Zeit aufgehalten, und den Charakter der Einwohner durch langen Umgang ftudirt haben, können über die Richtigkeit der Schilderung urtheilen. Da es gar nicht aufs Perfifliren einer hochachtungswürdigen Nation, fondern auf die Auffuchung der Triebfedern, die den Geift in Thätigkeit fetzen, und auf die Zeichnung der Züge, die den fittlichen Charakter ausmachen, abgefehen ift, und ein Franzofe, der fich feine Seele malen laffen wollte, lieber einem Holcroft, als fo vielen Anderen, die feit 1789 in Paris gewefen find, fitzen möchte: fo kann das Buch auch folchen nützlich werden, die durch die Zeitumftände veranlafst find, viel mit Franzofen umzugehen. Je mehr man den befonderen Charakter einer Nation kennet, defto eher wird man in Gefchäfte, die mit ihr abzumachen find, Ordnung und Einheit bringen können. Will man gegen diefe Anwendung des Buches erinnern, dafs es den Parifer, den Einwohner der Hauptftadt fchildere, deffen Charakter von dem der übrigen Franzofen fehr verfchieden feyn könne: fo antworte man mit dem Vf. S. 171: „In Paris mufs man den Franzofen ftudiren, weil er da mehr, als an jedem anderen Orte, Franzofe ift." Das Buch ift in 27 Capitel abgetheilt, deren jedem im Original der Inhalt vorgefetzt feyn wird. Es würde zu weitläuftig feyn, den Inhalt eines jeden Capitels genau anzuzeigen; indeffen wollen wir doch den Lefer mit der Ordnung der abgehandelten Materien noch näher bekannt machen.

Die fünf erften Capitel können als eine Topographie von Paris angefehen werden. Die Hotels und Kaffeehäufer find nicht fo bequem als in London. Der Hang zur Unreinlichkeit ift unter den unteren Ständen durch die Revolution noch lange nicht ausgetilgt. Dem phlegmatifchen Deutfchen, der in jeder Lage die Tabackspfeife im Munde hat, kann diefes nicht verarget werden; dafs aber eine Nation, die fo lebhaft ift, fich ihrer Cultur rühmt, in ganz Europa den Ton angiebt, fo fchmuzig und unreinlich ift, befremdet den Engländer. Als Freund der Aufklärung findet der Vf. die Urfachen der Gräuel der Revolution in der aufserordentlichen Unwiffenheit des grofsen Haufens, von welcher er aus der Zeit feines erften Aufenthalts Beyfpiele anführt, S. 31. Die Boulevards find der Ort, wo fich die Müffiggänger vergnügen. Die Franzofen find zwar eine thätige und fleifsige Nation, aber in Vergleichung mit den Engländern grofse Müffiggänger, S. 45. (Rec. ift fehr geneigt, diefe Behauptung in das Regifter der Sätze zu fchreiben, wo der Vf. fich von Nationalliebe, wenn nicht Stolze, hat befchleichen laffen.) Von den Boulevards wird der Lefer nach dem Palais Royal geführt, dem Sammelplatz des Leichtfinnes und der gröfsten Zügellofigkeit, aber auch dem Orte, wo der Weife Erholung und Belehrung findet. Die Bemerkung, dafs der Gemeingeift, der Enthufiasmus für das allgemeine Befte in Frankreich unbekannt fey, die Policey und Regierung alles thun müffe S. 59, gilt auch von anderen Ländern. Gegen die Ausfchweifungen, die dafelbft geduldet werden, declamirt der Vf. fehr heftig S. 71. Die Nationalfefte, die 1801 und 1802 gefeyert wurden, werden befchrieben, und die Einrichtung derfelben, vorzüglich der zuerft gegebenen, ftrenge getadelt S. 78—123 oder im 6 und 7 Cap. Im 8 Cap. wird die Eitelkeit der Nation mit Exempeln aus der neuen und alten Gefchichte belegt. Dergleichen Abfchweifungen und lange Citate aus franzöfifchen Sittenrichtern zum Beweife feines Urtheils führt der Vf. auch fonft an. Sie dienen zur Rechtfertigung feines Tadels, und verftärken den Eindruck, den er zu machen wünfcht. Dafs die Parifer das Gepränge lieben, und fehr fchauluftig find, ift eine Bemerkung, die unzähligemal gemacht ift. Der Vf. geht noch etwas weiter, und macht Vergnügen zum Stapelhandel des grofsen Haufens, der in Ermangelung grofser Manufacturen und eines anfehnlichen Handels mit Vergnügungen und der Befriedigung derfelben in anderen fich befchäftiget. Aus einer Schilderung, die Duclos von feinen Landsleuten macht, will der Vf. fchliefsen S. 180, dafs es

den Franzosen an Energie des Charakters gebricht. Er setzt aber hinzu, dass sie jetzt anfangen, National-Energie zu bekommen, glaubt aber doch, dass die Fortschritte darin langsam seyn werden. Das 10 Cap. handelt von der Ehre, den Duellen, der Streit- und Harangirsucht, und anderen Materien, die unter diese Rubriken nicht zu bringen sind. Im 11 Cap. ist am meisten von der Galanterie oder der Kunst die Weiber zu verführen, wodurch die Männer sich zu Koketten erniedrigen, die Rede. Diese für das häusliche Glück so verderbliche Kunst wird jetzt nicht mit so viel Verwegenheit getrieben, noch hat sie so viele mächtige Beschützer, als in alten Zeiten. Hier wird viel aus der Geschichte der königlichen und anderen vornehmen Maitressen beygebracht, womit im 12 Cap. fortgefahren wird. Wie weit Franzosen und Engländer in den Begriffen von Anständigkeit und Unanständigkeit getrennt sind, zeigt das 13 Cap., wo der Vf. nach Gewohnheit eine Menge von Anekdoten und Bemerkungen aus seinem Aufenthalt in Paris anführt. Kleider und Moden, Lustdirnen, Erziehung, Ammen, durch deren Nachlässigkeit viele Menschen verkrüppelt werden, (in Hamburg sah der Vf. noch weit mehr Bucklige als in Paris, nach Verhältniss der Volksmenge in beiden Städten S. 310), Findelhäuser, Schulen sind die Gegenstände des 14—17 Cap. mit Untermischung verschiedener anderer. Artigkeit, sie mag unter Menschen von Erziehung oder dem Pöbel gesucht werden, Frohsinn, Schwermuth, Mitleiden, in wie weit sie den Franzosen zugeschrieben werden können, zeigen das 18 und 19 Cap. Bettler sind in Frankreich noch viel mehr als in England, jedoch kann man jenen keine Zudringlichkeit vorwerfen. Die Kirchen werden nicht sehr besucht, mehr von betagten als jungen Personen. Von dem priesterlichen Hasse werden Beyspiele angeführt. Die religiöse Leichtgläubigkeit wird von den Priestern genährt. Mit vielem Wohlgefallen erzählt der Vf. eine Anekdote zum Beweise, wie leicht das Volk sich durch unwahre Geschichten hintergehen lässt, weil darin der Unerschrockenheit der Engländer gehuldiget ward. Sie ist vom J. 1783. Seit der Zeit sind aber der herzhaften Thaten der Franzosen so viele geworden, dass jetzt schwerlich ein Bänkelsänger die Unerschrockenheit eines Engländers vor anderen erheben würde. Wer mehr hierüber lesen will, den verweisen wir auf das 20 und 21 Cap. Da, als der Vf. schrieb, der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausgebrochen war (dieser Umstand mag auch dazu beygetragen haben, dass der Vf. zuweilen seine Feder zu sehr in Galle getaucht hat): so sucht er im 22 Cap. seinen Landsleuten die Furcht vor einem glücklichen Erfolg einer französischen Landung in England zu nehmen. Die Liebhaber der Theater werden im 23, der Wissenschaften im 24, der Künste im 25 Cap. Notizen finden, die ihnen angenehm seyn werden. Im 26 Cap. wird eine Nachlese der vorhergehenden Nachrichten gegeben, jedoch wird ihre Unvollständigkeit damit entschuldiget, dass die Merkwürdigkeiten einer solchen Stadt, wie Paris, die der Abriss einer so grossen Nation als die französische ist, unerschöpflich sind. Die beiden Kupfer sind Ansichten der Stadt von der Süd- und Nord-Seite. Nur finden wir die Zahlen auf dem letzten Kupfer in dem Buche selbst nicht erklärt. Von den Noten des Übersetzers ist nicht viel Rühmliches zu sagen. Sie sind zum Theil Gemeinplätze, und die Facta, die angeführt werden, haben auch nicht immer historische Wahrheit zum Grunde. Was z. B. von dem Verhältniss der französischen Officiere zu den gemeinen Soldaten gesagt wird S. 191, dass dasselbe jetzt ganz so sey, wie bey anderen Armeen, wird der Übers. nunmehr selbst anders erfahren haben. Wenn S. 333 die Lyceen unseren Universitäten gleich geschätzt werden, so ist dieses eine sehr falsche Ansicht.

a. b. c.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Paris wie es war und wie es ist. Ein Versuch über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen.* Nebst einer umständlichen Nachricht von den bedeutendsten *National-Anstalten* für *Wissenschaften* und *Künste*, wie auch von den *öffentlichen Gebäuden.* In einer Reihe von Briefen eines *reisenden Engländers.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung versehen. In drey Theilen. I Theil. 1805. XXIV. u. 424 S. II Theil. 1805. 266 S. III Theil. 1806. 485 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der ziemlich weitläuftige Titel bezeichnet diese Briefe getreu genug. Sie wurden von einem unterrichteten, in hohem Grade unbefangenen, Engländer geschrieben vom October 1801 bis April 1802. Der Vf. hat mit Aufmerksamkeit beobachtet, und mit Sorgfalt aufgezeichnet. Er giebt uns eine vollständige, unterhaltende Schilderung der Merkwürdigkeiten dieser grossen Stadt, die jetzt, in mehr als einer Rücksicht, die erste in Europa ist. Einige Gegenstände, besonders die wissenschaftlichen Anstalten und mehrere Sitten-Schilderungen, sind ausführlicher behandelt, als in ähnlichen Werken. Dabey stellt die Vergleichung mit dem ehemaligen Paris sehr oft anziehende Gesichtspuncte dar, schon durch die blosse Anführung der Thatsachen: denn eine tief eingreifende Entwickelung der Ursachen der Verschiedenheit darf man hier nicht erwarten, wenn sie auch nicht überhaupt noch zu voreilig seyn sollte. Indess kommen doch einige Bemerkungen vor, die auch zu einer sittlichen Prüfung treffliche Winke enthalten. So urtheilt der Vf. sehr richtig über die Ehescheidungen, und zeigt aus der Erfahrung, dass die Gesetzgebung grosse Ursache habe, sie einzuschränken.

In der Einleitung zieht der Hofrath *von Zimmermann* eine scharfsinnige Parallele zwischen den Merkwürdigkeiten von Paris und der Hauptstadt der alten Welt. Die Standpuncte, aus welchen man Paris, und eben dadurch das Reich selbst jetzt studiren

mufs, find allerdings vielfacher als diefs der Fall bey Rom feyn konnte. Hier kommen einige treffende Anwendungen auf die Revolution und deren Einflüffe vor, welche dem künftigen Beobachter wohl berechnete Gefichtskreife angeben. So verdient es befonders unterfucht zu werden, ob und wie weit fich durch die Acquifition fremder Nationen, durch die engere Verbindung mit den Deutfchen und Italiänern, der Geift der Franzofen, fo wie ihre Philofophie, ihre Literatur felbft zu verändern anfängt. Auch bleibt es immer höchft merkwürdig, dafs der Nationalcharakter am Ende der Revolution doch wieder die Herrfchaft eines Einzigen erfodert zu haben fcheint. Der Hr. *v. Z.* fagt alfo, mit Recht, das Vorausfehen der Rückkehr zur Monarchie, welche er in dem Vergleich von Frankreich und Amerika fchon vor 10 Jahren, alfo gerade zur Zeit des heftigften Republikanismus ankündigte, fey wenigftens kein Fehlblick gewefen. Er hält es daher nicht für unwahrfcheinlich, dafs noch mehreres, was in jener Schrift nur als Vermuthung vorgetragen ift, fich zuletzt noch ereignen könnte. R.

ALTERTHÜMER.

Nürnberg, in der Riegel - Wiefsnerfchen Buch- und Kunfthandlung: *P. Bernhard von Montfaucon griechifche, römifche und andere Alterthümer,* in einen deutfchen Auszug gebracht von M. *Johann Schatz*, und mit Anmerkungen verfehen von *Johann Salomon Semler.* Herausgegeben von *Johann Ferdinand Roth*, Senior zu St. Sebald in Nürnberg. 1807. IV u. 358 S. Fol. (9 Thlr.)

Über den Gehalt diefes Buches, das zuerft im J. 1757 erfchien, ift fchon längft entfchieden, fo dafs Rec. kein Wort darüber verlieren darf, und fich begnügen kann, nur anzuzeigen, wodurch fich diefe Ausgabe von der früheren unterfcheidet. Der Herausg. zeigt uns felbft in der Vorrede, was der Verleger von ihm gefodert und was er gethan habe. „Nach dem Auftrage der Verlagshandlung," fagt er, „follte ich den alten Text ungeändert laffen, das Überflüffige abfchneiden, und die Druckfehler verbeffern. Um aber doch das Werk nicht ganz unausgeftattet zu laffen, habe ich die Schreibart durchaus verbeffert, und dem jetzigen Zeitgefchmack angemeffener zu machen gefucht, und zur Bereicherung des Textes die Hülfsmittel, die mir zu Gebote ftanden, forgfältig benutzt." Hr. Senior *Roth* gebrauchte die Schriften von *Nitfch, Heyne* und *Böttiger*, die auch in den Noten angeführt werden, ferner *Winkelmanns defcription des pierres gravées du Baron de Stofch*, *Langguth's Abhandlung de Mumiis avium in Labyrintho apud Sacaram*, *Vogels* Schrift: *„Über die Religion der Ägyptier und Römer"*, *Schlichtegroll's Auswahl der von Stofchifchen Gemmen mit Erläuterungen*, *Hirt's Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunft*, und *Seybold's griechifche und römifche Mythologie*, *von Murr's Abhandlung de Papyris five voluminibus Graecis Herculanenfibus*, des Grafen *Caylus* Schriften haben ihm manche Berichtigung an die Hand gegeben, fo wie bey der Mythologie und den Alterthümern der alten Deutfchen die Werke von *Hummel*.

Die Verbefferungen des Textes beftehen meiftentheils darin, dafs die ehemals üblichen Flick- und Füllwörter, oder Bemerkungen wie folgende: „diefen Tag haben die Chriften nachmals zum Andenken der Auferftehung Chrifti, welcher die wahrhaftige Sonne der Gerechtigkeit ift, den Tag des Herrn genannt", ausgelaffen find. Wo auch, nach den oben angeführten Werken, Veränderungen und Verbefferungen vorgenommen find, findet man doch, wie in der früheren Ausgabe, frühere und fpätere Vorftellungen im bunten Gemifch durch einander, wodurch oft Widerfprüche entftehen, die dann, wie natürlich, nur durch Zerhauung der Knoten gelöft werden können.

Bey einigen Gottheiten find jetzt die griechifchen Namen angegeben, die ehemals fehlten (fo S. 37, 46, 74, 113 u. f. w.) Die Noten enthalten einzelne Berichtigungen, theils werden Schriften angeführt, die über diefen oder jenen Gegenftand weitläuftiger handeln; doch gefchieht beides nicht gar oft. Die wichtigften Veränderungen findet man S. 37 bey *Diana*, S. 68, wo eine Anmerkung über's *St. Elmsfeuer* vorkommt; S. 155 ift manches über *Ofiris* nachgetragen, fo wie über *Serapis* S. 157. Andere Zufätze trifft man S. 158, Not. 2. S. 162; fo wie S. 176 in der Anmerk. 1, die vorzüglichften Werke über deutfche Alterthümer und Mythologie angeführt werden. Am fleifsigftem ausgeftattet finden wir das Capitel über die Götter der alten Deutfchen, S. 182, und S. 259 nach *Murr* das Capitel: „Von dem Schreibezeug der Alten"; fo wie S. 180 über die *Druiden* einiges eingefchaltet ift.

Aus diefen Bemerkungen wird man leicht einfehen, wie viel noch zu wünfchen übrig ift, und welchen Mifsgriff die Verlagshandlung gethan, den alten Text wieder abdrucken zu laffen, ftatt von einem fachkundigen Manne ein neues Werk ausarbeiten zu laffen.

Das Regifter ift vollftändiger als bey der vorigen Ausgabe, es enthält beynahe zweyhundert Artikel mehr, die gröfstentheils früher aus Fahrläffigkeit nicht angemerkt waren, was dem Gebrauch des Buches noch erfchwerte.

V. J. A.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Neues Mufeum für die fächfifche Gefchichte, Literatur und Staatskunde.* Herausgegeben von Dr. *Chrift. Ernft Weifse*, Ober-Hofgerichts-Affeffor und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 4ten Bandes 1 Heft. 1805. 168 S. 8. (18 Gr.) S. Recenfion der 3 erften Bände. 1806 N. 144.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin und Leipzig: *Untersuchungen über den Geburts-Adel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im neunzehnten Jahrhundert.* Von dem Verfasser des neuen Leviathan. 1807. XIV u. 400 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Eins der wichtigsten Glieder in der Kette des heutigen bürgerlichen Lebens ist der Geburts-Adel, ein Stand, dessen Biographie reich ist an merkwürdigen Erscheinungen. Zur Feststellung des Gesichtspunctes bey Raisonnements über das ursprüngliche Wesen des Standes, sein Verhältnifs zum Fürsten, zu den übrigen Staatsbürgern, ist die Bemerkung nothwendig, dafs die eigentliche Basis, die zuletzt das Gebäude trägt, nicht in Lehnverhältnissen besteht, wefshalb der gewöhnliche, auch von dem Vf. der vorliegenden Schrift immer gebrauchte, Ausdruck Feudal-Aristokratie, nicht durchaus passend ist; wiewohl das Institut, aus welchem der Geburts-Adel hervorgegangen ist, seit dem zwölften, besonders dreyzehnten Jahrhunderte vom Lehnwesen so durchdrungen, so stark verändert worden ist, dafs letzteres als zweyter Ursprung gelten kann. Die fränkisch-deutsche Ministerialität ist der Keim eines Standes, dem die Vergangenheit mehr zusagte, als die Gegenwart; *Dienst-Adel* ist der Ausdruck, der den ursprünglichen Verhältnissen völlig entspricht; nach *Dienst- und Hof-Rechte* besafsen die früheren Mitglieder ihre Beneficial-Grundstücke, lange nicht nach Lehnrechte. Als aber, seit dem angegebenen Zeitpuncte, das Lehnwesen mit dem uralten Dienstwesen sich vermischte, ward jenes vorherrschend, wenigstens in Beziehung auf Güterbesitz: die Beneficien wurden nach Lehnrechte gereicht. Doch sind unläugbar die wichtigsten bisherigen Prärogativen des Adels in Deutschland nicht im Feudalsystem, sondern in den ältesten Dienstverhältnissen, gegründet: Theilnahme an der Landesgesetzgebung, privilegirtes Forum, Steuer-Exemtionen: Vorrechte, von denen das letzte am meisten anstöfsig ist, den meisten Unwillen erregt, weil es der Adel selbst vor den übrigen von Militairdienst und Localgerichtsbarkeit Eximirten voraus hat. Durch viele Gefahren ist der Dienst- und Lehn-Adel seit Jahrhunderten gegangen; mit Anstrengung zwar, aber mit Erfolge, hat er sich von den Grundsassen-Verhältnissen zum Dienst- und Lehn-Herrn losgearbeitet, gegen die Zumuthungen der Hierarchie, gegen die Waffen der Städtebündnisse, behauptet; in den heftigen Reibungen mit dem dritten Stande sind die, der gesellschaftlichen Ordnung widerstrebenden, scharfen Ecken abgestofsen; Chevalerie, Canonicate, geistliche Ritterorden, poetische Übungen, Reisen, Studium des römischen Rechts, haben das Rauhe des vormaligen Jäger- und Reuter-Lebens verwischt. Es steht ein Geburts-Adel da, den adelichen Herren der Vorzeit so unähnlich, als der würdige, erleuchtete Kanzelredner den Priestern des Mittelalters, der unterrichtete, liberale Contorist den hansischen Grofshändlern. In Hinsicht auf sittliche Ausbildung ist der Adel nicht hinter dem Zeitalter zurückgeblieben; um so mehr erscheinen die Vorrechte als Übelstand, die, in längst erloschenen bürgerlichen Verhältnissen gegründet, in den Zusammenhang der heutigen nicht passen. Dafs die Vorzüge nicht blofs des Adels, sondern überhaupt der Eximirten, allmählich aufhören sollen, ist eine Forderung Aller, die der Zeitgeist seines Einflusses gewürdigt hat. Zum voraus wird der Leser annehmen, dafs wir, im Allgemeinen, Abstracten, die Partey des Adels nicht ergreifen werden. Einen Geburtsstand *als solchen*, und zwar hier, vertheidigen zu wollen, wäre Entehrung eines literarischen Instituts, das für Aufklärung, Menschenrechte, Cultur, so viel leistet.

In der Hauptsache *also*, wie könnten wir anders, als völlig einverstanden seyn mit dem wohlmeinenden Verfasser, der die Abschaffung der Vorrechte dieses Standes verlangt! Es ist aber, in Hinsicht auf Neben-Ideen, auf Stimmung des Publicums, nicht gleichgültig, auf welchem Wege ein Schriftsteller zu diesem Resultat gelangt. Wer vor den Mitbürgern mit wichtigen Propositionen auftritt, die Abschaffung drückender Verhältnisse verlangt, von einem grofsen, privilegirten Stande Rechte zurückfordert, in finstern, gesetzlosen Zeiten entstanden, der mufs, um den Beruf als Reformator zu documentiren, auch, um den edlen Zweck nicht zu verfehlen, drey Erfordernisse erfüllen: 1) den gegenwärtigen Zustand des zu reformirenden Verhältnisses richtig auffassen, und mit Erhebung über jede individuelle Stimmung, mit Unterdrückung einzelner empörender Reminiscenzen, darstellen; 2) über den vormaligen Zustand genau unterrichtet seyn, sobald historische Data für das Raisonnement nöthig sind; 3) Vielseitigkeit und Tiefe der politischen Kenntnisse besitzen. Überall, wo sich unser Vf. in den Grenzen allgemeiner Ansichten, theoretischer Untersuchungen, wissenschaftlicher Gegenstände hält, wo er Materien verarbeitet, gezeitigt von dem

milden Geifte der letzten Jahrzehnte, erfcheint er als denkender, aufgeklärter, unterrichteter, wohlwollender Schriftfteller. Richtig gedacht, der Beherzigung werth, ift unter anderen, was er über Ritterakademieen vorträgt (S. 152, 153), über die Maxime, blofs Adeliche an die Spitze der Landescollegien zu ftellen (S. 157) u. f. w. Um aber den Adel zu gewinnen, freywillig auf veraltete Vorrechte zu verzichten; um bis zum Throne zu dringen, und wohlthätige Verfügungen einzuleiten, hätte der Vf. weniger trocken, mit gröfserer Gedankenfülle und Wärme, vortragen, eine weniger didaktifche Form, weniger fchulgerechte Sprache, wählen follen. „Überall vermiffen wir den Grad von Intelligenz, welchen der Weltgeift heifcht, damit er gehörig verftanden werde (S. 335)": folche Sätze find nicht geeignet für jene Wirkung. *Hume*, *Sieyes*, mancher andere politifche Schriftfteller, würden einer Ausführung über diefen Gegenftand mehr Gewandheit, Leben und Fruchtbarkeit gegeben haben. Vergleichen wir den Vortrag unferes Vfs. mit obigen drey Forderungen, fo können wir nicht bergen, fie fcheinen uns nicht genügend erfüllt: der Standpunct ift zu niedrig, das Hiftorifche bedarf mancher Berichtigung, die politifchen Sätze find nicht hervorgegangen aus einer Fülle praktifcher Kenntniffe.

Dafs der Gefichtskreis faft durchaus auf das preuffifche Reich befchränkt ift, gereicht nicht zum Vorwurfe; bis zu dem Tage, der vieles verkannte Herrliche zerftörte, war der Umfang grofs genug für ein vollftändiges politifches Syftem. Der Vf. gehört auch nicht zu den Charakterlofen, die das Vaterland verläugnen, feitdem es eine gewiffe Ehre, die militairifche, verloren hat. Schon vor dem Schlage des räthfelhaften Gefchicks verfichert er, die Mängel der preuffifchen Civil-Verfaffung gerügt zu haben. Wenn aber ein grofser Theil des Raifonnements auf eine Stelle des Landrechts gegründet ift, wenn die meiften Anfichten, Urtheile, offenbar auf Wahrnehmungen innerhalb einer groffen Refidenz befchränkt find, fo mufs die Wirkung verfehlt werden. Übertreibung, unftatthafte Verallgemeinerung, ift nicht das Mittel, den intereffirten Theil zu gewinnen. Seltner hält die Gefetzgebung Schritt mit einer Nation, die in rafcher Fortbildung begriffen ift, häufiger bleibt fie zurück; der Geift bewegt fich weiter, der Buchftab ift unbeweglich. Das viele Unheil, das hier theoretifch aus dem Titel des preuffifchen Landrechts deducirt wird, der von den Rechten des Adels handelt, findet fich in der Wirklichkeit nicht; der Total-Eindruck der gefellfchaftlichen Verhältniffe im letzten Jahrzehend, und des Verfahrens der Regierung in Befetzung öffentlicher Stellen, ift der Schilderung des Vfs. entgegen, mit Ausnahme des Militairfachs und der Refidenz. Die Bearbeitung des Landrechts fiel in die Periode der franzöfifchen Revolution, die Europa mit Abfcheu erfüllte, wo die Wuth eines beyfpiellos erhitzten Haufens am meiften gegen den Adel gerichtet war. Der Eindruck fo vieler Graufamkeiten, Infamieen mag bey den Commiffarien, benommen von angeerbten Vorurtheilen, nicht ohne Einflufs auf die Faffung der anftöfsigen Paragraphen geblieben feyn. Doch waren diefs, in Anfehung vieler Fälle, todtgeborne Kinder. Der Nationalgeift, in glücklichem Vorfprunge, mächtig eindringend bis in das Cabinet, hat die, aus Unmuth und Trotz gewaltfam eingefchobenen, Paragraphen, fo wenig, als das berüchtigte Religions-Edict, überall zur Wirkfamkeit kommen laffen. Nicht wenige Beyfpiele find bekannt, dafs bürgerliche Staatsbeamte, die über das alltägliche Treiben der Automaten fich erhoben, durch Kenntniffe, Talente, fich auszeichneten, zu höheren Staatsämtern gelangt find. Seyen fie dann geadelt worden oder nicht, es find Thatfachen, die beweifen, wie wenig der Paragraph berückfichtigt worden ift, der dem Adel die Ehrenftellen im Staate vorzugsweife zufagt. Weit entfernt alfo, den Geift der Staatsgefellfchaft zu lähmen (S. 63, 64), ift das Privilegium vielmehr umgekehrt vom Nationalgeifte unterdrückt gehalten worden. Wer das Innere des preuffifchen Staatswefens, die Stimmung der Nation, den freyen Geift der Aufgeklärten in allen Provinzen, nicht genau kennt; wer dabey über die Wirkungen eines Gefetzes *a priori* philofophirt, in der Vorftellung, eine Staats-Norm, einmal aufgeftellt, gebiete fchlechterdings einem fich frey bewegenden Volke; dürfte der Folgerung beyftimmen, die unfer Vf. aus dem bewufsten Paragraphen zieht. Die Vermuthung aber S. 61, 62, wird keiner unterfchreiben, der den Gang der politifchen Dinge neuefter Zeit genau und parteylos erwägt. „Es wäre in der That möglich gewefen, durch eine weifere Abfaffung des neunten Titels im zweyten Theile des Landrechts, den preuffifchen Staat vor allen den Unfällen zu bewahren, die er feit den drey letzten Monaten des Jahres 1806 erlebt hat." Wollte blofs der Adel den Krieg? War nicht der Bürgerftand in gleicher unfeligen Unwiffenheit über das Mifsverhältnifs zwifchen Frankreichs Überlegenheit an Hülfsquellen, Kriegskunft, Concentration und Confequenz der Militair-Operationen, und Preuffens Muthe, Patriotismus, Vertrauen auf ruffifche Hülfe? Hätte der Umftand: Bürgerliche an der Spitze aller Civil- und Militair-Behörden, lauter bürgerliche um die Perfon des Regenten, — eine Verkettung von Dingen abgeändert, allzu verwickelt, umfaffend, gewaltig, um Product eines veralteten, erfchlafften, ftändifchen Verhältniffes zu feyn? — „Die hohen Kornpreife hatten keine andere *Beftimmung*, als, den verfchuldeten Adel aufrecht zu erhalten; — der Krieg zwifchen Preuffen und Frankreich würde nie entftanden feyn, hätte das Intereffe des Adels nicht die Fortdauer der Contingenz mit England nothwendig gemacht" (S. 140); — „Abfcheu des Adels vor allem, was Induftrie heifst; — Hafs der Mitbürger gegen ihn", (S. 142); — „es ift merkwürdig, dafs felbft die beften Minifter, wenn fie Adelige waren, fo ganz und gar nichts für die höhere Entwickelung der Staaten th

ten" (S. 215); — „was hat der Feudal-Aristokrat, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, dass er Alles auf die physische Stärke bezieht, und die Einsicht zwar auf die Macht, aber nie die Macht auf die Einsicht stützt, was, sag' ich, hat der Feudal-Aristokrat mit anhaltendem Studium zu schaffen, das er nur lächerlich und läppisch finden kann?" S. 330, 331. (Auch *Humbold*, Graf *Hofmannsegg*, einige andere Männer, die, dem Vf. so nahe, ihm wohl einfallen konnten? Mancher, uns bekannten, unterrichteten, fortstudirenden Gutsbesitzer in Schlesien, Pommern nicht zu gedenken.) In diesen und mehreren anderen Stellen vermisst man die Sprache der Nüchternheit, Umsicht, Mässigung, der eindringenden Herzlichkeit, des menschenfreundlichen Wohlwollens, nothwendige Bedingung, auf das Gemüth des interessirten Standes einzuwirken, es zur Resignation zu erwärmen, die Männer zu gewinnen, die den Regenten umgeben. Auf revolutionairem Wege das Gute zu erzwingen, wird der patriotische Vf. nicht anrathen. Warum also Bitterkeiten, Übertreibungen, die allen ruhigen Effect hindern? Was haben die *Gracchen*, was *Merkel*, *Held*, bey vielleicht edeln Absichten, für wohlthätige Reformen bewirkt? Als der Probst *Röttger* von Magdeburg den verdienstlichen Aufsatz über das Unrecht, die Hütungs-Termine nach dem julianischen Kalender zu bestimmen, geschrieben hatte, erschien bald darauf die Verordnung vom 31 August 1800, die wenigstens der Vergrösserung der Ungerechtigkeit vorbeugt. Der Schriftsteller, der mit Beredsamkeit, Würde, überzeugend, ohne Beleidigung, die Regierung, oder eine Classe von Staatsbürgern, zur Vertilgung eines Übelstandes in den bürgerlichen Verhältnissen auffordert, kann im Preussischen darauf rechnen, nicht vergeblich geschrieben zu haben. Aber Faustschläge, statt der Fingerzeige, machen auffätzig. Am rauhesten schlägt unser Vf., am beschränktesten ist sein Gesichtskreis, in dem Capitel über das Verhältniss des Adels zu der Judenschaft. Merklicher, als irgendwo, ist hier, dass die Charakteristik des Adels grösstentheils von Exemplaren desselben in einer grossen Residenz abstrahirt ist, z. B. S. 170. Wohl ist hier ärgerlicher Lärm vieler Gefässe ohne Inhalt, äusserlich vergoldet. Diess muss aber den Gleichmuth des Betrachters nicht erschüttern. Es ist zum mindesten unbillig, die widerlichen Entartungen am Orte des Zusammenflusses der Macht und der Reichthümer auf die Provinzen überzutragen, auf so viele achtungswürdige Familien auf dem Lande. „Das Mittel des Adelichen, zum Ziele zu gelangen, ist die Leibeigenschaft, — das des Juden, ist das Geld, wodurch er sich alle Industrie unterordnet. Herrscht demnach der Adel über die Leiber, so herrscht die Judenschaft über die Geister." S. 164. — „Der Geburtsadel steht mit der Judenschaft in einem so engen Verhältniss, dass er ohne dieselbe nicht fortdauern kann." S. 167. — „So lange es noch einen Geburtsadel giebt, wird niemals eine strenge Verantwortlichkeit für diejenigen *organisirt* werden, welche öffentliche Gelder unter Händen haben, und den Juden wird das Privilegium bleiben, in den Staatskassen zu wühlen, wofern sie nur so gefällig sind, die Veruntreuungen verschwenderischer Beamten für den Augenblick der Krisis zu decken." S. 171. — So weit wir die preussische Finanzverfassung kennen, halten wir die letztere Voraussagung, am gelindesten ausgedrückt, für einen hypochondrischen Paroxysmus. Die Landrentmeister, Ober-Empfänger, Rendanten, Kassirer, Domainenbeamten als Forstamts-Kassirer, Kreis-Einnehmer, Bankobeamte, fast alle, die öffentliche Gelder unter Händen haben, sind bürgerlichen Standes; und die Oberrechnungskammer, ein Institut, das die französische Regierung der Nachahmung werth gefunden hat, weiss Betrügern auf die Spur zu kommen.

Mit den historischen Angaben, deren Richtigkeit die zweyte der oben aufgestellten Bedingungen verlangt, nimmt es der Vf. nicht immer streng genug. Wenn in der summarischen Geschichte der Entstehung des Adels S. 42 ff., die Könige der germanischen Völker als erste Repräsentanten der Nation vorgestellt werden: so ist diess ein, von neueren Verhältnissen entlehnter, willkührlich übergetragener, Begriff, schlechterdings fremd dem System der Grundherrlichkeit und Patrimonialherrschaft jener Zeit. Was hier von Karl dem Grossen erzählt wird, gilt von Ludwig, dem Sohne und Nachfolger. Von den Behauptungen, dass der fränkische Staat schon seit Karl Martel und Pipin in einzelne Staaten zerfallen sey, im Allgemeinen unter der Benennung der Generalstaaten vereinigt; dass schon damals in demselben alles unbewegliche Eigenthum Lehn geworden sey, findet gerade das Gegentheil Statt. Niemals ist grössere Einheit und Concentration im Frankenstaate gewesen, als unter der kraftvollen Leitung Karls des Grossen, dieses ausgezeichneten politischen Genies. Bis in das dreyzehnte Jahrhundert waren die deutschen Landgüter grösstentheils Allodien. Die fränkisch-deutsche Ministerialität, früher entstanden, schnell verbreitet, ist mit der später aufgekommenen Gewohnheit der übertragenen Lehne verwechselt. Indem nicht jedes Dienstwesen, sondern Lehnbesitz von Grund und Boden, also Landwirthschaft, zur Grundlage des Adels, als persönlichen und Geburtsstandes, gemacht wird, entsteht eine nicht durchaus richtige Ansicht. — So gründlich und treffend die Ausführung über den Ursprung des Zustandes der Bauern ist, S. 121 ff., so wenig sind es die Angaben über die Entstehung des dritten Standes (S. 145 ff.). Die städtischen Communen, deren Ursprung in der Entwickelungsgeschichte der germanischen Völker die wichtigste Epoche macht, sollen dadurch entstanden seyn, dass, auf Veranlassung der Kreuzzüge, in mehreren Gegenden Europens, besonders in Frankreich, die Domainenländereyen des Königs *durch Abtretungen der grossen Vasallen* erweitert worden seyen, und die Menge der *Leibeigenen* auf diesen Domainengütern

zu der *Idee einer besonderen Verfassung für dieselben* geführt habe. Der Adel habe nicht vergessen können, dass die Mitglieder des dritten Standes ehemals seine *Leibeigenen* gewesen, daher die Beraubung reisender Kaufleute, und gegenüber die Entstehung der Gilden und Zünfte. Wir wollen nicht fürchten, dass diese Vorstellungen in die historischen Compendien übergehen. In Deutschland sind weder durch Eröffnung, noch weniger durch Abtretung, Reichslehne consolidirt und zu Domainen gemacht worden; die eröffneten wurden immer von neuem fortgegeben. Auch in Frankreich ist in den ersten hundert Jahren der Kreuzzüge keine Consolidation von Kronlehnen vorgefallen; von denen, die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts vorkommen, fallen nur einige in die Zeit eines Kreuzzugs, nämlich die von *Touraine*, *Maine*, *Anjou*, *Normandie*, und *Poitou*, in die des vierten, stehen aber mit demselben in keiner ursachlichen Verbindung. Auf Reichspatrimonialvillen in Deutschland, auf königlichen Pfalzen in Frankreich, hat allerdings der dritte Stand zuerst sich geregt; aber die ursprünglichen Mitglieder sind weder überhaupt Leibeigene gewesen, noch — was freylich mit jener irrigen Vorstellung von Abtretungen zusammenhängt, — Leibeigene des Adels. Die Verwechslung der Leibeigenschaft mit der Hörigkeit, einem Zustande, in dem auch der Dienstadel sich befand, muss falsche Ansichten und Raisonnements veranlassen. Selbsthörig waren bey weitem nicht alle Mitglieder des werdenden Bürgerstandes; nicht wenige behaupteten den Zustand der Ingenuität. Wie der Vf. die Sache vorstellt, sollte man glauben, die städtischen Constitutionen seyen von der Regierung für die Gemeinden entworfen, und im Zusammenhange eingeführt worden; da doch alle Theile sehr allmählich entstanden sind, das Ganze auf einzelnen Privilegien beruht, von den herzhaften, jugendlichen Körperschaften gefordert, als Pfandschaften erworben, als Eigenthum erkauft. Dass die Handwerkszünfte nicht den Kaufmannsgilden nachgebildet, also nicht auf Veranlassung der Strassenräubereyen des Adels entstanden sind, kann hier nicht ausgeführt werden; die Berichtigung einer so geschichtwidrigen als herrschenden Meinung erfordert grössere Vorrichtungen, als sie hier zulässig sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Über die Messe zu Frankfurt an der Oder, die Ursachen ihres Verfalls in verschiedenen Zeitpuncten, und über den Wachsthum der Messe zu Leipzig.* Nebst Widerlegung der Vorurtheile gegen eine uneingeschränkte Handelsfreyheit auf Messen. Von *Christian Gottlob Gründler*, Gilde-Secretär in Berlin. 1807. 71 S. 8. (6 Gr.) Eindrücklicher, als theoretische Argumentationen, sind historische Nachweisungen, wie verderblich es sey, wenn die Regierung zu den gewerbetreibenden Staatsbürgern sich in dem Verhältnisse des Schulrectors zu Disciplin bedürftigen Knaben glaubt, sich beykommen lässt, das Gewerbe einer Nation als ein Ganzes zu leiten, da dasselbe nur ein Rad ist, das in die grosse Maschine des Weltverkehrs eingreift. An den gewaltsamen Operationen zu Frankfurt a. d. O., und deren Folgen, ist in der angekündigten Schrift ein warnendes Beyspiel aufgestellt. Der Messverkehr dieses Platzes mit dem europäischen Osten war vormals sehr bedeutend. In gleichem Verhältnisse aber, als die Regierung eingriff, aus Finanz-Eigennutz, und befangen von einem gewissen Fabriken-System, wurden die Verkäufer zu Trug und List gegen den Staat verführt, die wichtigsten Einkäufer verscheucht, die sich nach Leipzig zogen, die Solidität des Verkehrs untergraben, und der Handel auf Credit eingeführt: der Bestechlichkeit der Accise-Officianten ein weites Feld eröffnet, das kleine Gewerbe der Stadt und umliegenden Gegend zerrüttet, dem Absatze selbst der inländischen Fabrikanten geschadet. Friedrichs Missgriff bey der *Accise-Regie* durch Franzosen. Merkwürdiges Geständniss der Unwissenheit des geheimen Raths *Delaunay*, S. 17. Neues Leben unter der Administration des Ministers *Werder*. Darstellung des Messhandels, des Vertriebes der in Fr. gemachten, nach dem Osten bestimmten, Einkäufe. Zoll- und Mess-Abgaben. Alles mit der genauesten Sachkenntniss, und unter beständiger Vergleichung mit den Einrichtungen des concurrirenden Leipzig. Zuletzt die Einleitung der neuesten Periode: Abdruck eines Aufsatzes über die beschlossenen Reformen, aus der berliner Monatsschrift, Junius 1794, nebst den damals erschienenen, Berichtigungen. Je bornirter des Reformators Ansichten der Nationalwirthschaft sind, desto vollkommener die theoretischen, wie die statistisch-merkantilischen, Kenntnisse des Berichtigers. Wir wissen nicht, ob der letztere mit unserem Vf. Eine Person sey, und warum dieser bey der Beendigung der Einleitung abbreche, ohne die neueste Periode selbst, den Verfall der Messe, zu schildern, das Werk *Struensee's*, die traurige Folge der Verordnungen vom 3 Januar 1798, und vom 4 März 1800.

N. N.

Berlin, b. Maurer: *Patriotischer Vorschlag zu einem Creditsystem für Hausbesitzer, besonders in Messstädten.* Nach dem Beyspiele des hamburgischen Creditsystems den jetzigen dringenden Bedürfnissen gemäss bearbeitet. Von dem Gilde-Secretär *Gründler*. 1807. 22 S. 8. (3 Gr.) Unter den Messstädten hat der Vf. vorzüglich Frankfurt an der Oder im Sinne, an welchen Platz ihn ein genaueres Interesse bindet. Sein Vorschlag eines Creditsystems für Haus-Eigenthümer nach dem Muster des hamburgischen dürfte in Frankfurt nicht ausführbar seyn. Die Ursache liegt in dem Unterschiede des Verkehrs beider Orte. In den Seestädten ist der Handel theils nicht periodisch, theils Propre- und Commissions-Handel der Einwohner selbst. In solchen Messstädten aber, wo Messhandel die Hauptsache ist, findet keine unmittelbare Theilnahme der Einwohner Statt; Beaucaire, Zurzach, Frankfurt a. d. O.. dienen den Messhändlern bloss zum Tauschplatze. In den ersteren Plätzen kömmt nicht so viel auf die Lage des Hauses an. Es wird keinen wesentlichen Unterschied machen, ob in Hamburg ein Haus in der Gegend der Börse, des altonaer Thors, oder des Schützen-Walls, liegt, in Bremen an S. Ansgar, an S. Stephan, oder am Osterthore. Weder in Beziehung auf Selbstgebrauch, noch auf Vermiethung, wird auf die Entfernung der Häuser vom Mittelpunkte der Stadt sonderlich viel ankommen. Desto mehr kömmt in Frankfurt a. d. O. bey Häusern, in Hinsicht auf Vermiethung an Mess-Fremde, der Umstand in Betracht, ob sie nahe am Markte liegen, oder nicht. Nur bey den Häusern, die den Mittelpunct des Messgewerbes umgeben, und bey den Wirthshäusern, kann auf sichere Nutzung gerechnet werden, bey den übrigen (bey weitem dem grössten Theile) nicht mehr, als in allen anderen Städten. Die Zahl der Messhäuser aber ist zu gering, als dass unter den Eigenthümern eine Assecuranzgesellschaft, mit solidarischen Verpflichtungen, bestehen könnte.

N. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 FEBRUAR 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin und Leipzig, *Unterſuchungen über den Geburts-Adel und die Möglichkeit ſeiner Fortdauer im neunzehnten Jahrhundert.* Von dem Verfaſſer des neuen Leviathan u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Vielſeitigkeit und Tiefe der politiſchen Kenntniſſe, die dritte der obigen Forderungen, kann einem Schriftſteller dieſes Fachs nie erlaſſen werden. Indem unſer Vf. viel gründliche Kenntniſſe verräth, reife Urtheile ausſpricht, ſteigert er ſelbſt die Anſprüche des Leſers, ohne ſie immer zu befriedigen. Wir beſchränken uns auf zwey Fälle, das Papiergeld, und einen Umſtand in der engliſchen Staatsverfaſſung. Den Männern, die an der Spitze der preuſſiſchen Finanzverwaltung ſtanden, als die Treſorſcheine eingeführt wurden, wird S. 235 der Vorwurf gemacht, nicht gewuſst zu haben, was Geld ſey, und wie es erworben werde. Selbſt einen berühmten, kenntnisſvollen Staatsmann, deſſen Name auf den Treſorſcheinen ſteht, die Hoffnung der preuſſiſchen Vaterlandsfreunde, von dem Vorwurfe nicht auszunehmen, dieſe Stärke der Behauptung berechtigt zu der Erwartung, daſs der Vf. mit ſeltener Gründlichkeit in das Weſen des Geldes eingedrungen ſey. Zur Beurtheilung dieſes Eindringens legen wir eine Stelle vor. „Die Geſellſchaft giebt zur Unterhaltung der Regierung entweder Sachen, oder an der Stelle derſelben Geld, nie aber Papier, weil Papier kein Geld iſt, und nur auf eine künſtliche Art dazu gemacht wird. Dieſen Repräſentanten des Repräſentanten kann ſie *nur aus den Händen der Regierung* empfangen." S. 236. — Offenbar iſt der Begriff des Vfs. vom Gelde zu enge: Metallgeld iſt ihm abſolutes, einziges Geld, ſo daſs er dieſe *Species* ausſchlieſslich und ſchlechthin *Geld* nennt. Wenn daſſelbe allerdings Univerſalgeld iſt, ſo beſteht doch daneben Papier-Specialgeld, dem der Charakter des Geldes nicht abzuſprechen iſt. Im Centralbegriffe des Geldes wird auf den Geldſtoff keine Rückſicht genommen. Geld iſt jedes öffentlich eingeführte, von der Regierung anerkannte Zahlungsmittel, welches *au porteur* iſt. Demnach braucht das Papiergeld nicht nothwendig von der Regierung auszugehen. Wenn eine Corporation, die Credit hat, mit Bewilligung der Regierung, Papier-Zahlungsmittel in Umlauf ſetzt, die nicht cedirt oder transportirt werden müſſen: ſo gehören dieſelben, als Specialgeld, unwiderſprechlich in die Kategorie des Geldes, mögen ſie verzinslich ſeyn, oder nicht. Die Pfandbriefe in den preuſſiſchen Provinzen, die wiener Bancozettel, ſind wirkliches Geld, und doch gehen ſie nicht von der Regierung aus, die letzteren wenigſtens nicht ſtreng, wenn gleich der Staat ſich der wiener Stadtbank als Werkzeugs bedient. — Die Männer, die vor zwey Jahren die preuſſiſche Staatswirthſchaft leiteten, ſollen auch nicht gewuſst haben, wie Geld erworben werde. Sie ſollen, um den Bedürfniſſen der Regierung abzuhelfen, das Mittel der Treſorſcheine gewählt haben, „*weil man den Vortheilen nicht entſagen wollte, die mit einer freyen Kornausfuhr ſeit mehreren Jahren verbunden waren*, und weil man die Veräuſserung der Domainen verabſcheuete. Ein bürgerlicher Finanzminiſter würde in Friedrich Wilhelm III nur den König zur Anſchauung gebracht haben, deſſen Macht er vermehren müſſe. Der adelige Finanzminiſter brachte in Friedrich Wilhelm III nur den Edelmann zur Anſchauung, und gab beides, Staat und Dynaſtie, dem Schickſal Preis." S. 238. 239. — Wie können die Treſorſcheine, d. i. Papiergeld an der Stelle des im Schatze niederzulegenden Metallgeldes, von dem Wunſche nach Fortdauer der freyen Getreide-Ausfuhr eingegeben ſeyn? Aufgelöſet, heiſst der Satz nichts anders als: freyer Getreidehandel entſpricht dem Vortheile der Gutsbeſitzer, hindert aber den Staat, einen Schatz zu ſammeln; damit alſo keine Fruchtſperre eintrete, der Staat aber doch ſeinen Zweck erreiche, — Vorſchlag der Treſorſcheine. Iſt von dieſem Raiſonnement nicht vielmehr das Gegentheil einleuchtend? Die Treſorſchein-Operation würde eher in den Context verlegener Merkantiliſten paſſen, denen die Ausfuhr roher Producte ein Greuel iſt. Bleibt in einem Staate, wie Preuſſen, die Summe der Ausfuhr von Kunſtproducten, wegen Beſchränktheit des Markts, wegen Mangels an Maſchinen, unter der Summe der Einfuhr beſonders von Colonialwaaren, wodurch kann dieſe nachtheilige Handelsbalance verbeſſert, wodurch anders das *Pari* bewirkt werden, als durch freyen Handel mit Producten des Landbaues, der, unter Vorausſetzung der Qualification des Bodens, dadurch ſo aufblühen wird, daſs im Inneren kein Mangel, und eben damit keine zu hohen Preiſe entſtehen werden? Iſt, aus dieſer Urſache, die Handelsbalance zum wenigſten nicht nachtheilig, ſo wird der Vorrath an Metall groſs genug ſeyn, daſs die Regierung auf andere Weiſe, als durch Verfertigung

von Papiergeld, einen Schatz anlegen kann, etwa durch Anleihen gegen transportable Obligationen, befonders bey reichen Gutsbefitzern, da grofse Kaufleute und Fabricanten ihr Capital im eigenen Umtriebe höher nutzen. Die beträchtlichen Getreide-Ausfuhrzölle, im Grunde Geld des Auslandes, laffen wir unerwähnt. Nur auf Eine Art können Freyheit der Getreide-Ausfuhr, und Papiergeld, in Verbindung gedacht werden: wenn nicht blofs der Fabricant, fondern auch der Producent, fremdes Metall ins Land ziehen darf; und dadurch die Handelsbalance im Gleichgewicht gehalten wird, fo wird Papiergeld nicht nachtheilig, vielmehr nützlich, als Mittel zur höheren Steigerung der Induftrie. Das ifts aber gewifs nicht, was unfer Vf. fagen will. Der Adel wollte Korn-Ausfuhr und Treforfcheine, diefs würde, in diefem Zufammenhange, heifsen, er wollte etwas Gutes; und dem Stande irgend etwas Löbliches zuzufchreiben, ift der Vf. nicht geneigt. Allgemeiner Unmuth, übertragen auf alle Umgebungen, hat ihn zu jenem Satze verleitet, an ruhiger Auseinanderfetzung der Gedanken gehindert. Aus der Vergleichung mehrerer Stellen geht hervor, dafs er einem Syftem ergeben ift, dem zufolge die Gefellfchaft fich anmafsen darf, den Producenten zu defpotifiren, auf Bann-Märkte zu befchränken, bey völlig freyer Wirkfamkeit der übrigen Staatsbürger. Daher gefchieht dem grofsen *Sully* einige Mal Unrecht. Um wenigftens confequent zu feyn, hätte der Vf. die Treforfcheine loben müffen, als Freund des Hobbefifchen Thieres, das die Einzelnen (die Producenten) verfchlingt, das, unempfindlich gegen die Schätze der Aufklärung des Zeitalters, die Berufung auf Subordination des allgemeinen Willens unter den Codex der Menfchenrechte verachtet.

Noch von einem Umftande in der englifchen Staatsverfaffung. Im dritten Cap. des dritten Buchs wird von dem Organifations-Unterfchiede der franzöfifchen und englifchen Conftitution gehandelt. Jene kennt der Vf. beffer, als diefe. Er fteht in der Meinung, in England habe der König, aufser dem Veto, keinen conftitutionellen Antheil an der Gefetzgebung, namentlich nicht das wichtige Recht der Vorfchläge neuer Satzungen; der Nation allein gehöre, aufser dem Discuffionsrechte, auch die *Initiative* der Gefetze. Um aber dennoch, auf Um- und Schleich-Wegen, Gefetze vorzufchlagen, wähle der König blofs Parlamentsglieder zu Miniftern, die in der erfteren Eigenfchaft Wünfche des Hofes als die ihrigen vortragen follen. Da diefe Vorftellung unrichtig ift, fo mufs zum Theil eben fo die Vergleichung ausfallen. Der König von England befitzt conftitutionell die *Initiativa* von Gefetzen, wie der franzöfifche Kaifer, nur nicht ausfchliesflich, wie diefer. König und Nation haben gegenfeitig Initiative und Veto. Die erfte Sitzung eines zufammenberufenen Parlaments wird mit der *königlichen Hauptpropofition*, meiftentheils vom Könige perfönlich, eröffnet: „*Le roi ouvre la feffion, en expofant au parlement l'état et les befoins de la nation, et en l'invitant à s'en occuper. — C'eft cette préfence du roi qui donne la vie aux corps législatifs, et qui les met en mouvement*“: Worte *Lolme's*, den unfer Vf. als competent anerkennen wird. „Der Kanzler der *Exchequer* — trägt jährlich, im *Namen der Regierung*, die Summen, welche der Staat erfordert, dem Parlamente vor“: *Wendeborn* I, 18. — Die englifche Verfaffung trägt den allgemeinen Charakter der germanifchen. So hatten die deutfchen Fürften, während der landftändifchen Conftitution, das Recht der Initiative, und übten es bey Eröffnung eines Landtags durch Vortrag der fürftlichen Hauptpropofition; fo die Könige Deutfchlands daffelbe Recht, feit der Permanenz des Reichstags durch Commiffions- und Hof-Decrete ausgeübt.

Der Vf. hält die neuefte franzöfifche Conftitution für die abfolut befte, erblickt (von der Hauptftadt aus) die preuffifche Nation im Zuftande der moralifchen Auflöfung, fchreibt diefe der Fehlerhaftigkeit des politifchen Syftems zu, S. 378. Verfall des preuffifchen Staats dürfte weniger von der Staatsform felbft zu befürchten feyn, als von der nächften Generation der öffentlichen Beamten, da — es ift ein fchmerzliches Geftändnifs — Mangel an veredelnden Kenntniffen, Niedrigkeit der Gefinnungen, thierifcher Hang zum Müffiggange und Wohlleben, immer weiter unter denen fich verbreitet, die einft die Redner- und Richter-Stühle einnehmen wollen. Das Herrlichfte des Chriftenthums entweiht ftupider Mechanismus geiftlofer Priefter: das erlauchtefte, liberalfte Verwaltungsfyftem kann durch mehr und mehr einrückende abfolut unwiffende, in enger Rennbahn dreffirte, Staats-Tagelöhner, zur unfruchtbaren Mafchine herabgewürdigt werden. ***An diefe hoch wichtige Saite fchlage ftark, wer Preuffen gerettet wünfcht***, einen Staat, den man genau kennen mufs, um ihn, einiges Widerlichen ungeachtet, zu verehren.

N. N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Korallen* von *W. A. Gerle.* 1807. 240 S. 8. (1 Thlr.)

So fehr wir Leffingen beyftimmen, dafs der Titel eines Werks nicht das Detail eines Küchenzettels haben folle: fo dünkt uns dennoch, es fey von demfelben zu fodern, dafs er uns klar andeute, was wir im Werke felbft zu fuchen haben, nicht aber gleich einem Irrlicht uns necke, entweder zu grofse Erwartungen oder gar keine errege, wie es bey diefem Werke der Fall ift, wo wir gar nichts, als eine Schnur gleichgeformter Körper zu fehen erwarten können, die der Vf. felbft als unter dem *Waffer* erzeugte angiebt.

Man kann diefe *Korallen* glückliche Vorübungen eines poetifchen Talents nennen, um den wichtigften Gefichtspunct zu faffen, aus welchem man fie anfehen mufs. Es find faft durchaus Studien, theils fogar feiner grammatifchen Stunden, und bilden

nicht etwa einen Cyklus, sondern jeder Auffatz fteht als eine Einzelheit da, ohne Beziehung und Zufammenhang mit dem Ganzen; aber es leuchtet aus allen — felbft jenen Überfetzungen, die offenbar ein Erzeugnifs philologifcher Lehrftunden find — ein bildender Geift und geläuterter Gefchmack hervor. Indefs hätte Hr. G. freylich beffer gethan, wenn er, ftatt mit kleinen anmuthigen Sachen zu debütiren, den erften Eindruck beffer berechnet, jene in feinem Pulte verfchloffen, und mit feinen herrlichen Anlagen fich mit Ernft an die Vollendung eines gröfseren Werkes begeben hätte. So würde er vielleicht ein paar Jahre fpäter öffentlich erfchienen feyn, dafür aber gewifs die Aufmerkfamkeit der Lefewelt gefeffelt haben. — In allen feinen Dichtungen offenbaret es fich, wie fein Vorbild *Goethe* ift. Sein Styl ift, bis auf einige kleine Nachläffigkeiten, rein, und ftets blühend, befonders in der Profe, wo er, wenn er einige gezierte Worte, z. B. Inmitten u. a. m. fich abgewöhnen und weniger mit dem *Gemüth* klingeln wollte, bald an die vorzüglicheren Dichter gereihet werden könnte. — Der artige Auffatz, mit dem das Werkchen beginnt: *Daphnis und die bukolifchen Dichter*, hat zwar nicht objective Aufsenbildung genug, um dem Namen einer *Antike* ganz zu entfprechen, doch ift eben diefs Streben, fie durch einen Aufflug von Sentimentalität dem Geift der Zeit mehr anzupaffen, vortheilhaft, und die Behandlung zart: aber unverzeihlich find (da er das Leben des Dichters ganz mythifch aufgefafst, und in einer Art von Vorrede fich hierüber fchon entfchuldigt hat) die 12 Seiten langen hiftorifchen und geographifchen Anmerkungen, die den Lefer irre machen, ob er nicht zwey Göttern diene, und neben den poetifchen auch noch einen wiffenfchaftlichen Zweck habe, der Recenfent aber auf den natürlichen Verdacht gerathen mufs, der Vf. habe fein artiges Gedicht in der Abficht verunftaltet, um mit einiger Belefenheit und feinem auch im wiffenfchaftlichen Fache fehr anmuthigen Vortrage zu glänzen. Werthlofer als jenes ift: *des Nylus Braut, Legende.* Diefs Gedicht hat uns am wenigften befriedigt. Der Vf. erzählt in ziemlich wohlklingenden, doch etwas nüchternen, Verfen ein Wunder der heiligen Jungfrau, ganz ohne die begeifterte Salbung und feftliche Weihe durch die ein folches Gedicht die Gemüther ergreift. An die zarte Bedeutfamkeit des Reimes in diefer Gattung fcheint er nicht zu glauben, und erfetzt diefe Sparfamkeit durch kurze daktylifche Verfe, die mitunter hart und nicht richtig fcandirt find; den handelnden Perfonen fehlt es an Anfchaulichkeit und dem Ganzen an wahrer Innigkeit. Diefer letztere Mangel wird noch fühlbarer in den *Lieblingen der Eos* und der *Jungfrau von Phennos.* In beiden hat er fich durch die Form, ungereimte Jamben — keinen grofsen Zwang auferlegt; aber fie find ganz plaftifch, ganz ohne Gefühl nach Aufsen gebildet, und, wenn eine grelle Contourzeichnung homerifche Naivetät ift, ächt homerifch. Der erfteren fehlt es überdiefs an Einheit und Haltung, und die Göttin ift ohne alle ideale Andeutung in allen ihren Liebesavanturen dargeftellt, wie fie uns jeder Mythologe als rohen Stoff bietet; Atalante hingegen entbehrt aller Zartheit und Weiblichkeit, und es ift nicht möglich, fich für fie zu intereffiren. So wenig Rec. die Bearbeitung billigen kann, eben fo wenig hält er diefe beiden Stoffe für günftig, und zweifelt, dafs fie auch bey zarterer Behandlung eine Anziehungskraft gewonnen hätten. — Die *Funken* enthalten einige fchöne Anfichten aus dem Gebieten der Kunft und des inneren Sinnes, und in ihnen erfcheint die Klarheit und Tiefe feines Geiftes mehr als in allen anderen. Er hat Platon nicht ohne Nutzen für feine Bildung gelefen; nur fcheint er manche Ausfprüche des göttlichen Weifen, der nur im Reich der Ideen lebt, für empirifch zu halten, und wenn er z. B. S. 41 fagt: „Die Kunft zu lieben, ift uns abhanden gekommen, eine finftere, kalte Selbftfucht trat an ihre Stelle. Kein Volk vor den Griechen hat diefe Kunft befeffen, und keine der fpäteren Nationen je wieder den hohen Grad von Vollkommenheit, der Hellas Söhne fchmückte. Die letzten Jahrhunderte zeigen die wenigften Spuren, und wenn nicht ein Gewaltfchritt gethan wird, unfere Gemüther zu erwärmen, fo gebe ich die Hoffnung auf, diefe lohnreiche Kunft wieder aufleben zu fehen:" fo dünkt es uns, Hr. G. habe fich ein viel umfaffenderes Bild von der griechifchen Liebe entworfen, als felbft Platon (hiftorifch), wenn man ihn bedachtfam lieft, von derfelben entwarf. Seine Anficht der Romantik ift lichtvoll und edel; wenn er felbft feine Foderungen ehrt, fo könnten wir uns, wenn er je einen Roman fchreibt, etwas vorzügliches verfprechen. — Ein Aphorism gegen Gall, worin er wohl nur mit feinem Haffe gegen die Empirie prunken will, ift etwas flach, und es follte ihm wohl ziemlich fchwer werden, feine Meinung gegen etwanige Angriffe zu vertheidigen. *Das Thal der Scharka bey Prag.* Diefes lebenswarme Bild ift in einigen Diftichen, die mit mehr Feile, als der Vf. gewöhnlich an feine Verfe wendet, ausgearbeitet, und mit viel lyrifcher Zartheit ausgeführt. Je mehr wir aber finden, dafs er die gewöhnliche Klippe der befchreibenden Poefie (manirirte Einfeitigkeit) glücklich umging, defto mehr mufs es uns befremden und verletzen, dafs er abermals, um eines eiteln wiffenfchaftlichen Schimmers willen, den Antheil an feiner lieblichen Darftellung durch zahllofe eingeftreute botanifche Beftimmungen zerftückelt, und ihre Wirkung fchwächt. Ein neuer und glücklicher Gedanke und Beweis feines regen Kunftgefühls ift die Eintheilung der abwechfelnden Thalpartieen in drey verfchiedene Regionen, für die Genies dreyer mahlender Künftler, Gefsner — Schwanenfeld — und Salvator Rofa. —

Recht artige Früchte feiner Sprachftudien, aber auch Beweife, dafs er nicht gerne auch die früheften Erzeugniffe feiner Feder ungenützt laffen wollte, find *die Infel Korfu* — *Sätze aus den Werken des heiligen Kirchenvaters Clemens von Alexandria* und *Blüthen der Liebe nach Aelian.* Von der erften find fchon an-

derswo Überfetzungen erfchienen, und wenn wir gleich diefer einen Vorzug in Ton und Sprache zugeftehen müffen; fo war fie doch fehr entbehrlich. Die Übertragung der zweyten ift mehr elegant als treu, und wenn er gleich den Ton altväterlicher Einfalt ziemlich glücklich copirte, fo hat er fich doch auch manche unerlaubte Freyheit genommen. Das dritte enthält einige fehr interessante Dinge aus dem allgemein verrufenen Älian, dem wohl auch etwas Unrecht gefchieht, und hat in uns den Wunfch erregt, eine gröfsere, eben fo gefchmackvolle Auswahl aus feinen *variae Hiftoriae* zu lefen: der Eingang ift vorzüglich poetifch und ungemein fchön in's Deutfche übertragen. — *Frühlingsmorgen* und die *lyrifche Grille* find freundliche lyrifche Anklänge, doch ohne grofse Bedeutenheit. — *Die Roufseau'fchen Rhapfodien*, deren er uns mehrere vorlegt, würden, wenn fie weggeblieben wären, eben keine Lücke hinterlaffen haben. Am reinften und erfreulichften fpiegelt fich die Seele des guten Jean Jacques in der *Kunft zu reifen*, die eine fehr gefunde natürliche Philofophie athmet, allein wenn uns diefe zu Rouffeau's Beften gewann, fo mufs das Aggregat von zerftreuten Gedanken über die Chriftusreligion, das nur den Zwiefpalt in feinem Kopf und Herzen darftellt, und wenn man es anders als literarifch betrachtet, nur dazu dienen kann, die Verwirrung der Form und des Wefens in der Religion noch zu vermehren, und den Sieg der leeren erfteren zu befördern, gerade das Gegentheil bewirken. Ohnmöglich kann man errathen, welchen Zweck der Überfetzer hatte, Dinge dem Publicum vorzulegen, die mit dem Zeitgeift und dem nun erkannten Bedürfnifs einer höheren und gereinigten Religion in fo greller Disharmonie ftehen. — *Die Briefe der Babet an Bourfault* find fo brav überfetzt, als lieblich erfunden. Kleine Untreuen, die fich bey einer Vergleichung mit dem Original vorfinden, find mehr lobens- als tadelns-werth, da fie beweifen, dafs Hr. G. lieber das ftrenge Wort, als den Geift feiner Sprache, aufopfern wollte. Sehr tadelhaft ift es, dafs diefe Überfetzung, die im Jahrgang 1806 des Journals für Frauen zuerft erfchien, fchon in der Oftermeffe 1807 in einer anderen Umgebung wieder ins Publicum tritt; und es fcheint, Hr. G. wolle es fchon gewiffen Herren von einer gewiffen Bedeutenheit nachmachen, die es kaum erwarten können, bis ihnen ihre Arbeiten zum zweyten Male honorirt werden; fchwerlich werden feine Verleger damit fehr zufrieden feyn.

Wer diefs Büchlein kauft und lieft, wird die Sachen aus fremden Sprachen rein und anmuthig übertragen finden, und wenn ihm die Gabe ward, die Regungen eines ftets heiteren Geiftes auch in früheren Bildungen zu ahnden, und von dem Kleinen aufs Gröfsere zu fchliefsen, fo wird er fich im Voraus der künftigen Arbeiten diefes fchönen Talentes erfreuen.

HB.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Erfurt*, b. Hennings: *Von dem Nicht-Recht der Hi(y)potheken-Veräufserung des Schuldners ohne des Gläubigers Einwilligung.* Ein kurzer Gegenbeweis der bisher fogenannten Praxis. Von *Heinrich Elias Gottlob Schwabe*, Hofadvocat. 1805. 28 S. 4. (4 Gr.) Die Frage, ob der Schuldner ohne des Gläubigers Einwilligung ein für feine Schuld beftelltes Pfand, verfteht fich fo, dafs das Pfandrecht bleibe, zu veräufsern befugt fey, ift bisher verfchieden beantwortet, alfo eine Streitfrage. Dennoch ift, fo viel Rec. bekannt, vorliegende Schrift die erfte befondere Abhandlung über diefen Gegenftand, welcher auch in allgemeineren Werken nur ganz beyläufig, gewöhnlich bey der Lehre von Remiffion des Pfandrechts durch Einwilligung in die Veräufserung, berührt wird. *Gothofredus ad l.* 10. *C. d. remiffion. pignoris* erklärt eine folche Veräufserung ohne alle nähere Beftimmung für unerlaubt und ungültig; *Leyfer fp.* 235. *med.* 7. *Hellfeld iurispr. forenf.* §. 1104 und Andere unbedingt für erlaubt und gültig. *Frantzkius ad Pandect. l.* 20. *t.* 5. §. 9. und nach ihm *Lauterbach colleg. theoret. pract. eod. tit.* §. 2 find der Meinung, dafs bey fpeciell verpfändeten Sachen die Veräufserung unerlaubt, bey folchen, auf welchen ein generelles Pfandrecht hafte, erlaubt fey. *Weftphal* Pfandrecht §. 20, *Hofacker princip. Tom.* 2. §. 1188, *Thibaut* Pandectenrecht 1 Aufl. §. 884 am Ende, nehmen nur bewegliche fpeciell verpfändete Sachen von der Veräufserungsbefugnifs aus. Der einfchlagenden Gefetze, welche Thibaut am vollftändigften anführt, giebt es nicht wenige, und zwar folche, die offenbar aus verfchiedenen Principien gefloffen find. Diefes Alles erregte des Rec. Aufmerkfamkeit auf gegenwärtige Abhandlung, von deren Lefung er aber durchaus unbefriedigt zurückkommt. Der Vf., ein alter Praktiker, welcher fchon 1777 einen *tractat. de foro heredum competente*, und 1803 eine lateinifche Grammatik herausgegeben hat, eifert fehr wider die Praxis der dreygöttifchen Lehren in der Religion, der Bröderfchen Grammatik in den Schulen, und der Hellfeldfchen Lehre über gegenwärtige Streitfrage in den Gerichten. Über diefe Streitfrage nun kennet er nicht einmal alle einfchlagenden Gefetze (z. B. fogar die feiner Meinung günftige *l.* 3. *C. d. fervo pignori dato*, und das neuefte Gefetz *Nov.* 112. *Cap.* 1 *in fin.* nennet er gar nicht); noch weniger find ihm die wichtigften bisher vorgebrachten Meinungen, überhaupt keine aufser der Hellfeldfchen und Lauterbachfchen, welcher letzten er beyftimmt, bekannt. Eine ruhige Prüfung des Für und Wider, eine forgfältige Berückfichtigung der einfchlagenden allgemeinen Grundfätze fucht man vergebens. Weit entfernt anzunehmen, dafs nach allgemeinen Grundfätzen der Pfandfchuldner, welcher immer Eigenthümer bleibt, auch das im Eigenthumsrechte begriffene Veräufserungsrecht haben müffe, wenn nicht befondere Gefetze es ihm entziehen, mein Hr. *S.* nur nöthig zu haben, die befonderen Gründe für die der feinigen entgegengefetzte Meinung zu widerlegen. Diefe Widerlegung, wie die Anlage der ganzen Schrift, fieht, die etwas gedrängtere Schreibart abgerechnet, einer fchlechten fächfifchen Procefsfchrift fo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Alle Gefetze, aus denen man die Veräufserungsbefugnifs fehr beftimmt folgern kann, wie *l.* 12. *C. de diftract. pignor.*, follen defswegen nichts beweifen, weil in ihnen nicht unumwunden diefe Befugnifs ertheilt ift. Bey den überall nur beyläufig vorkommenden Gegengründen gegen die beftrittene Meinung macht fich der Vf. auch aus Verdrehungen kein Gewiffen, z. B. §. 21, wo er das *fatis inhumanum* der *l.* 6. *D. de pigneratit. action.* nicht darauf bezieht, wenn der Gläubiger zum Verkaufe gezwungen wird, fondern wenn der Schuldner das Pfand verkauft, ohne feine Schuld gleich abzutragen. Dabey *acceptirt* er mitunter die Einräumungen der Gegner, behauptet dafs ein Grund keine Widerlegung *meritire*, redet von *zufamm* getragenen, zur *Rechthaberey* von den Gegnern allegirten Gefetzen, einem *Wenn-Falle*, einer *Antiftrephufe*, (Succumbenzgelder?) und in der für die Regenten gerade nicht fehr fchmeichelhaften Vorrede von *Krafft* des weltlichen Arms, *Parfors*-Jagden u. f. w. Doch wir hören unfere Lefer rufen *ohe jam fatis*, und fchliefsen diefe Anzeige mit dem Wunfche, dafs folche fchlechte Procefsfchriften dem Richter immer feltener unter Augen kommen, aber fürs Publicum nie gedruckt werden mögen.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 FEBRUAR 1808.

GESCHICHTE.

FRANKFURT an der Oder, in der akad. Buchhandlung: *Geschichte der Domainenbenutzung in Deutschland* von *Karl Dietrich Hüllmann.* — Preisschrift, gekrönt von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. 1807. 143 S. 8.

Eine mit Recht gekrönte Preisschrift des um die vaterländische Geschichte und Verfassung, und durch die gründliche Darstellung einzelner Zweige derselben so verdienten Vfs., der auch diesen Gegenstand mit der von ihm gewohnten Gründlichkeit und Darstellungskraft bearbeitet hat.

Der Eingang enthält eine Notiz über die Namen Domainen, villen, königliche Höfe, Kammergüter, fiscalische Güter, womit die landesherrlichen Güter in älteren und jüngeren Zeiten belegt sind. Das Wort Domaine leitet der Vf. von *Dominium* ab, welches in dem Lateine des Mittelalters in *Demanium*, *Domanium*, nachher in *Domania* ausartete. Diese Benennung führten anfänglich alle herrschaftlichen Ländereyen, mithin auch Privatgüter. In späteren Zeiten wurde sie bloss den landesherrlichen Gütern ausschliesslich beygelegt.

Das Werk selbst stellt die Geschichte der verschiedenen Benutzungsmethoden und der Verwaltungsformen der Domainen in Deutschland dar, welche daselbst in den verschiedenen Zeitaltern gebräuchlich waren, und ist daher nach gewissen Zeitperioden abgetheilt. In dem ersten Theile wird die Verwaltung der Reichsdomainen in der Geschichtsepoche von Karl dem Gr. bis zum Ursprunge der Landeshoheit im 13 Jahrhunderte geschildert. In diesem ganzen Zeitraume liessen die Könige ihre Domainengüter auf eigene Rechnung selbst bewirthschaften. An Verpachtung und sonstige Speculationen zur Vermehrung des Ertrages derselben wurde nicht gedacht. Die Herren zogen mit einem zahlreichen Gefolge von einem Landgute zum andern, und zehrten bey dieser Gelegenheit alle auf denselben befindlichen Vorräthe von Vieh und Korn auf. Selbst alle Vorräthe und Producte der benachbarten Domainen mussten dann nach ihrem Aufenthaltsorte hingeliefert werden. Die Verwaltungsformen der Domainengüter litten jedoch in diesem Zeitraume von Periode zu Periode einige Abänderungen. In der ersten, welche das Zeitalter von Karl dem Gr. bis zu den letzten Karolingern umfasset, war der Amtsverwalter, welcher auch unter den Namen *Villicus*, *Actor*, *Domesticus*, *Gastaldio*, *Gastaldius*, *Haistaldus*, *Haishaldus* (Haushälter) in den älteren Geschichtswerken oft vorkömmt, die Unterbehörde der Verwaltung auf jedem Domainengute. Dieser hatte die Aufsicht über die ganze Wirthschaft eines solchen Gutes, über Gesinde, Ministerialen und Hintersassen; er führte über selbiges die Rechnung, verwahrte die Vorräthe, besorgte bey der Anwesenheit des Hofes die Verpflegung desselben, hatte über die Forste und Jagden, so wie über den baulichen Zustand der Wohn- und Wirthschafts-Gebäude, die Aufsicht, und verwaltete auch die Polizeygerichtsbarkeit auf den Domainendörfern, so wie er selbst das Cantonwesen besorgte. Für diese Arbeit erhielt er die Nutzung einiger Ländereyen und den Genuss gewisser Leistungen der Hintersassen. Der Amtsverwalter war dem Gaugrafen oder Kreisaufseher untergeordnet, welcher die Aufsicht über die Domainenwirthschaft eines Sprengels und die darin befindlichen mehreren Domainengüter führte. Über diesen stand als Oberbehörde der *Missus* (Sendgraf), der die Domainengüter von Zeit zu Zeit bereisete, und bey solcher Gelegenheit den Zustand derselben untersuchte, die Rechnung den Verwaltern abnahm, die Rechtspflege nachsah, und über wichtige Rechtsfälle der Domainen-Unterthanen in zweyter Instanz endschied; der *Missus* machte also den Obercontrolleur der Amtsverwalter und Gaugrafen in wirthschaftlicher sowohl, als in rechtlicher Hinsicht.

Unter den letzten Karolingern entstanden die Kammernuncien in Schwaben und Franken, welche anstatt der ab- und zu-reisenden Sendgrafen die Oberaufsicht über die in jenen Provinzen belegenen Domainen in der Eigenschaft als beständige Bevollmächtigte der Könige führten. Auch wurden in diesen Zeiten allmählich Herzoge und Markgrafen in mehreren Reichsprovinzen angesetzt. Nun hörte die Oberbehörde der Sendgrafen über die Domainenverwaltung allmählich auf, und die stets in ihren Provinzen anwesenden Herzoge und Markgrafen führten unmittelbar die Oberaufsicht über die Bewirthschaftung der königlichen Güter. Selbst die Mittelbehörde der Grafen verschwand. Die Könige aus dem sächsischen Hause nahmen den Herzogen die Domainengeschäfte wieder ab, und übergaben sie den Pfalzgrafen. Inzwischen blieb der Wirkungskreiss der Amtsverwalter in diesem ganzen Zeitraume unverändert. Als Anhang zu dem er-

ften Theile giebt der Vf. eine Anficht der Domainen-Verwaltungsform, welche unter Kaifer Friedrich dem Zweyten in Sicilien Statt fand, allwo einige Beamte, *Bajuli* genannt, die Unterbehörde, der königliche Procurator die Mittelbehörde, und das Kammercollegium in der Hauptftadt die Oberbehörde für die Domainenverwaltung ausmachten.

Der zweyte Theil zerfällt in zwey Perioden, deren erfte die Gefchichte der Domainenverwaltung von dem Urfprunge der Landeshoheit in Deutfchland an bis zu der zweyten Hälfte des 17 Jahrhunderts enthält. Die Fürften, welche nun Befitzer der Reichsdomainen geworden waren, fuhren fort, diefe felbft bewirthfchaften zu laffen. Sie lebten in den Städten, und richteten all ihr Streben auf die Emporhaltung derfelben. Die Landwirthfchaft wurde noch nicht gewürdiget. Weder Fürften noch Private dachten darauf, durch diefe zu gewinnen, oder den Ertrag ihrer Einnahmen zu vermehren. Beyfpiele und Beweife von Fortdauer der Selbftadminiftration während diefes ganzen Zeitraumes hat der Vf. von Kurfachfen S. 39—42, von Sachfen-Gotha S. 43, von Kurbrandenburg S. 43—47, von Böhmen S. 47—49, von Öftreich, Bayern und Pfalz S. 49, 50, von Zweybrücken, Wirtemberg, Anfpach, Heffen und Naffau S. 51—54, von Braunfchweig-Lüneburg S. 54—57, von Mecklenburg S. 58 angeführt. In diefer Zeitepoche blieben die Gefchäfte der Unterverwaltungsbehörde beynahe völlig die nämlichen, als in den früheren Zeiten. Die Wirthfchafter auf den Domainengütern hiefsen bald Amtsverwalter, bald Amtfchreiber, Amtmann, Amtsvoigt, Amtsrentmeifter, Amtsfchaffner, Schöffer, Kellner, Keller, Kaftner, Meyer. Unter ihnen ftanden die Vorwerksverwalter, welche diefelbigen Gefchäfte auf den Vorwerken verrichteten, die den Amtsverwaltern auf dem Hauptgute oblagen, ferner die Oberförfter und Forftfchreiber, wie auch der Hofmeifter oder Voigt, der unter des Amtsverwalters Direction die unmittelbare Aufficht über das Gefinde, die Frohnbauern und deren Arbeit führte, dabey auch die niedere Polizey auf dem Hofe und im Felde handhabte. Der Kornfchreiber führte da, wo ein folcher angefetzt war, die Rechnung über den Naturalertrag, und war in diefer Hinficht der Controlleur des Amtsverwalters.

Die Mittelbehörde für die Verwaltung der Domainengüter war in diefem Zeitraume der Oberamtmann, Amtshauptmann, Droft, Burggraf, gröfstentheils eine adeliche Charge. Sein Gefchäftskreis war demjenigen der Gaugrafen in der carolingifchen Periode ähnlich, nur bey weitem zufammengefetzter und bedeutender. Der Oberamtmann war der unmittelbare Vorgefetzte aller Amts- und Vorwerks-Verwalter, fo wie aller Förfter feines Departements, und nahm denfelben die Rechnungen ab; er führte die Oberauffieht über den baulichen Zuftand der Amts- und Vorwerks-Gebäude, hielt ein Verzeichnifs der Amtsunterthanen, und nahm diefen die Rechnung über die Gemeinde-Güter ab. Er führte ferner die Auffieht über Erbregifter, Lager- und Grundbücher, forgte für die Grenzen und Gerechtfame feines Sprengels, publicirte die landesherrlichen Verordnungen, berichtete in allen Sachen an die competenten Landesbehörden, und verwaltete die Civil- Criminal- und Polizey-Gerichtsbarkeit, fo wie auch die Patronatfachen.

Die Oberbehörde für die Domainen-Verwaltung war in diefem Zeitraume anfänglich in jedem Staate der Fürft felbft, mit Hülfe eines Vizdoms und eines Kammer- oder Rent-Meifters. In der Folge entftanden die Kammercollegien für diefen Zweck, deren erfte Spur im J. 1385 fich findet, wo Herzog Philip der Kühne von Burgund die Oberauffieht über die Finanz- und Staats-Rechnungen einigen zu Lille in Flandern niedergefetzten Räthen übertrug. Das erfte eigentliche Kammer-Kollegium aber ftiftete Maximilian der Erfte im J. 1501 zu Wien unter dem Namen Hofkammer (S. 69). Nachher entftanden ähnliche Inftitute in Kurfachfen, Bayern u. f. w. (S. 70).

Die zweyte Periode des anderen Theiles, welche die Gefchichte der Domainenverwaltung von der zweyten Hälfte des 17 Jahrhunderts bis auf die gegenwärtigen Zeiten in fich begreift, ift wieder in zwey Hauptftücke abgetheilt, wovon das erfte die Gefchichte der allmählich eingeführten Benutzungsmethode der Domainen durch Zeitpacht, das andere die der in einigen Staaten neuerdings vorgenommenen Zergliederung derfelben enthält.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges erwachte in mehreren deutfchen Staaten Induftrie und Unternehmungsgeift, den hauptfächlich der mehrere Umlauf des Geldes, der eben dadurch verminderte Werth deffelben, und der dagegen erhöhete Werth der Dinge anfachte. Diefer neue Geift erftreckte fich auch auf die Landwirthfchaft. Der Staat mufste auf Vermehrung der Staatseinkünfte denken; mehrere Fürften machten den Verfuch, den Ertrag der Domainen dadurch zu erhöhen, dafs fie folche an Privatperfonen in Zeitpacht gaben, mit gutem Erfolge. Anfänglich fand diefes Syftem dadurch hin und wieder Schwierigkeit, dafs fich die Kameral-Beamten, ihres eigenen Intereffes halber, demfelben widerfetzten. Auch entftanden bey der erften Einführung deffelben oft Druck und Mifsbräuche, weil man von Seiten des Staates oft nicht gründlich genug bey den Verpachtungen zu Werke ging. Diefem allen ohnerachtet wurde jenes Syftem allmählich in allen Reichsftaaten durchgefetzt, und von der Hälfte des 17ten Jahrhunderts an, bis zum Anfange des 18ten beynah allgemein eingeführt. S. 78—87 enthält die Gefchichte der erften Einführung und des Fortgangs von dem Verpachtungs-Principe der Domainen in Kurfachfen, Kurbrandenburg, Öfterreich und Kurbraunfchweig. Im 18ten Jahrhunderte kam in einigen Staaten noch eine neue Benutzungsmethode der Domainen auf durch Zergliederung derfelben und durch Verwandlung der Domainenländerey in Bauerhöfe, wobey auch die Urbarmachung

vieler noch wüst liegender Länderey dieser Art bezweckt wurde. Der Vf. glaubt mit Recht, den Ursprung dieser Idee nicht sowohl in dem Wunsche der Staatsoberhäupter, den Ertrag ihrer Domainen zu vermehren, als vielmehr darin zu finden, dass im achtzehnten Jahrhunderte das Völkerrecht, aus der römisch-kirchenrechtlichen und nachherigen römisch-privatrechtlichen Periode in die militairische übergegangen war, dass Vermehrung der stehenden Heere das erste Staatsbedürfniss wurde, dass, um jene zu erreichen, Mittel zur Vermehrung der inneren Bevölkerung derselben aufgesucht werden mussten. Man hoffte durch die vermehrte Bevölkerung, besonders auf dem Lande, eine grössere Wohlhabenheit der Nation zu erwirken, die Masse des umlaufenden Geldes zu vermehren, den Steuercassen reichere Zuschüsse zu verschaffen, und so die nöthigen Summen zur Unterhaltung der stehenden Truppen zu gewinnen. Das leichteste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks war die Ansetzung von aussen ins Land gezogener Kolonisten, und, da der Staat diesen kein Privateigenthum anweisen konnte, so fiel man auf die Domainenländereyen, und fing an, solche zu zergliedern, und mit sogenannten Abbauern zu besetzen.

Nachdem der Vf. in dem ersten Abschnitte des zweyten Hauptstückes der zweyten Geschichtsperiode des zweyten Theiles den Ursprung dieser neuen Benutzungsmethode der Domainen mit so vieler Sachkenntniss als Gründlichkeit entwickelt hat, widerlegt er in dem zweyten Abschnitte S. 93 — 100 die Meinung, als wenn in Sachsen die Idee der Abbauung der Domainengüter, welche Berndt von Arnim im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts für die brandenburgischen Staaten in Vorschlag gebracht hatte, kurz nachher schon realisiret sey, und beweiset, dass dort nur eine Ansetzung neuer Kolonisten auf wüsten, zum Amtsgebiete gehörenden Domainen, aber keine Zerlegung schon cultivirter landesherrlicher Ländereyen in jenen Zeiten Statt gefunden habe. Von S. 100 bis 132 wird die Einführung und der Fortgang der Domainenzergliederung in den Staaten der preussischen Monarchie erzählt. Am Ende sind die Massregeln aufgeführt, welche verschiedene andere Staaten in und ausserhalb Deutschland in Hinsicht auf dieses System, vorzüglich in den neuesten Zeiten, ergriffen haben.

Der Vf. giebt denselben nicht unbedingten Beyfall, und Rec. pflichtet ihm hierin völlig bey. In manchen Staaten, wie z. B. in der preussischen Monarchie unter des grossen Friedrichs Regierung, ist man mit grosser Vorsicht dabey zu Werke gegangen. Desto auffallender sind jedoch die Grundsätze, von denen andere Staaten bey der Einführung des Domainenzergliederungssystemes ausgegangen sind. So kamen in Dänemark durch die königlichen Verordnungen von 1763 und 1764 die herrschaftlichen Forsten, aus Vorliebe für das Domainenzergliederungsprincip, in Privathände, ohne die Bevölkerung des Staates dadurch zu vermehren. Ähnliche Operationen geschahen in Böhmen im Jahre 1776. Manchem deutschen Staate ist das Domainenzergliederungssystem noch fremd; indessen ist es Rec. wahrscheinlich, dass die Zergliederung und die Veräusserung der Staatsdomainen in dem Laufe des 19 Jahrhunderts weit häufiger werden wird, als deren Benutzung durch Zeitpacht. Der Gang der Zeitgeschichte lässt darüber manches vermuthen. Vielleicht werden am Ende dieses Jahrhunderts viele Domainengüter ganz reines Privateigenthum seyn, vielleicht manche andere die Eigenschaft von Erbzinsgütern erhalten. Nie war ein Zeitalter so sehr für das Wechseln alter Systeme, als das gegenwärtige; und wie könnten dann auch, bey dem Falle des ganzen alten Gebäudes der deutschen Verfassung, einzelne Theile derselben unerschüttert, und bey dem neuen Baue ohne Veränderung bleiben! Bl.

Danzig, b. Goldstamm: *Skizzen aus den neuern Zeiten*, in historischer Hinsicht bearbeitet vom Verfasser der psychologischen Briefe des Grafen Erlsbach. 1804. 239 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf., den wir übrigens, trotz jener Bezeichnung, nicht kennen, hat in der kurzen Vorrede, worin er sein Werk bloss der Gunst des Lesers empfiehlt, und, bey Beyfall, mehrere Bände verspricht, das *tentare licet* zum Wahlspruch genommen; wir glauben, er hätte besser gethan, sich erst mehrere Kenntnisse zu erwerben und mehr zu üben, ehe er im historischen Fach als Schriftsteller auftrat. Sein Styl ist geziert und oft genug geschraubt und holperich, ohne durch Annehmlichkeiten der historischen Diction an anderen Stellen zu entschädigen. Das gegenwärtige Bändchen enthält in Hinsicht der darin behandelten Gegenstände nichts Ausgezeichnetes, nichts, was uns nicht schon längst, und, was schlimm ist, besser dargestellt und richtiger und wahrer erzählt wäre. Daher bleibt dieses Bändchen (mit Ausnahme von No. 5, wovon Rec. nicht weiss, ob schon eine deutsche Übersetzung vorhanden ist) eine überflüssige Gabe. Diess ist das gelindeste Urtheil, welches sich über das Ganze fällen lässt. Die einzelnen Theile sind folgende. 1) *Wilhelm von Oranien und Feldmarschall Schomberg* (die Revolution von 1688), Bruchstück aus einem weitläuftigeren Werk. Ist ganz verfehlt. Nicht nur, dass das Hauptsächlichste, was in eine solche Geschichte gehört, übergangen ist, dass wir nämlich nie die Bewegursachen der Begebenheiten und der Handlungsarten der interessirten Personen erfahren, dass wir nie dahin geführt werden, zu sehen, wie dieses oder jenes auszuführen, so oder nicht anders zu handeln, möglich war, wogegen wir magere Zeitungsnachrichten erhalten, und der Vf. beweiset, dass er mit dieser Geschichte, von so wichtigem Einfluss auf Europas Schicksal, nichts weniger als vertraut sey; so ist uns kein Wort gesagt, wie es möglich war, die Rüstungen in den holländischen Häfen so lange zu verschleiern, welche besonderen Gründe die Grossen Englands bey ihrer Theilnahme leiteten (davon *Dalrymple*), kurz alles, was man erwartet, übergangen. Aber nicht nur, dass diese Er-

zählung daher gar keinen Werth haben kann, sie ist auch falsch und unrichtig; der übrigen Mängel nicht zu gedenken, bey den gröſsten, die eine geschichtliche Darstellung treffen können. Die Richtigkeit dieses Urtheils ergiebt sich aus folgenden Stellen. S. 11. „*Der König von Frankreich lieſs Philippsburg damals belagern, und hoffte hierdurch den Prinzen von Oranien von seinem Plane — — abzutreiben. Aber Oranien — — — nach einer Reise in Deutschland, wo er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Groſsen, und verschiedenen anderen Fürsten besprochen — — — begab sich in die Versammlung der Generalstaaten* (die Erwartung ist gespannt, welche wichtige Begebenheit nach den Thaten in diesen Vordersätzen erzählt, folgen wird), *um Abschied zu nehmen.*" Die Belagerung von Philippsburg, die in den Anfang des Octobers fällt, ging also der Reise des Prinzen nach Deutschland vorher, und es lebte damals der Kurfürst, Friedrich Wilhelm noch, der den 29 April schon gestorben war? Das ist arg! denn die Reise des Prinzen, welche hier nur gemeint seyn kann, ging im August vor sich, am 29 August hatte er zu Minden (also den holländischen Grenzen etwas näher, als man nach des Vfs. unvollständigen Angaben zu glauben geneigt seyn könnte) mit Kurfürst Friedrich III eine Unterredung, die der Zweck und das Ziel der Reise war. Der Abschied von den Generalstaaten, der als das nächstfolgende Ereigniſs auf diese Reise dargestellt wird, wurde erst am 26 October genommen. Wie Ludwig XIV übrigens dazu kam, Philippsburg belagern zu lassen, erfahren wir nicht; auch ist es hinlänglicher Beweis von des Vfs. historischen Kenntnissen oder der Gabe, solche mitzutheilen, daſs diese Belagerung, wir wollen nicht sagen zur Abwendung der englischen Expedition unternommen seyn soll, der Zweck wäre doch wohl weit sicherer durch einen Krieg an der holländischen Grenze erreicht, sondern aus allen deutsch-französischen Begebenheiten jener Tage als die wichtigste hervorgehoben wird, da sie doch nur ein einzelner Punct in den kriegerischen Manoeuvres der Franzosen war, der nach der Eroberung des linken Rheinufers und eines groſsen Theils des rechten, nach dem Fall von Mainz (17 October) näherer Gefahren wegen einen groſsen Theil seiner Wichtigkeit für Wilhelm verloren haben muſste. Von jenem Abschied sagt der Vf. noch S. 12: „der Prinz redete die Sprache seines Herzens; *männliche Thränen, Thränen des Gefühls erstickten diese Worte;*" eine übel angebrachte Floskel, da das Gegentheil bekannt ist. Wilhelm blieb ruhig, aber freylich beym Abschied sind die Thränen eine so gewöhnliche Erscheinung, nur nicht bey einem Charakter wie Wilhelm, daſs unser Geschichtschreiber sie ohne Bedenken anbringen zu können glaubte. Zu eben solcher Manier gehört die Tirade S. 13 über den Abschied des Prinzen von seiner Gemahlin. Am 30 October soll die Flotte die Anker gelichtet haben, und doch soll auch Jakob II schon am 30 October die Nachricht von dem Sturm gegeben seyn, der sie zerstreuete. Die Abfahrt geschah am 29. Diesen gewaltigen dreytägigen Sturm schildert der Vf. folgendermaſsen, S. 14: „*Der Wind — wurde so ungestüm, daſs die Schiffe getrennt von einander hinsegeln muſsten, von wo sie hergekommen waren!!*" Rec. glaubt sich überhoben, noch etwas hinzuzusetzen; der Vf. lege ja sein Werk über die Regierung Wilhelms noch zurück, bis er mehr Geschichte gelernt, sie verdauet und besser darzustellen gelernt hat. 2) *Idee über den politischen Zustand von Frankreich und England seit* 1648 *bis* 1713. Nichts was den Titel rechtfertigte, Kriegsgeschichten und das Ganze völlig im Geiste des vorigen Aufsatzes; so S. 60. 97. 3) *Die russisch-kaiserliche Armee bey ihrer zweyten Einrückung ins Königreich Preussen im Febr.* 1758. Warum diese bekannten Sachen mit ermüdender Ausführlichkeit, wo sie Niemand verlangt, erzählt, nochmals gedruckt sind, weiſs Rec. nicht. 4) *Die Preussen vor Stralsund im Jahr* 1715. „*Als das leuchtende Meteor des nordischen Europa im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Staaten zu verbrennen schien, hatten der Zaar — die Könige von Preussen, Polen und Dänemark einen Angriffs- und Vertheidigungs-Vertrag geschlossen.*" Ists möglich so zu schreiben? Übrigens ein würdiges Stück zu 1 und 2, reichhaltig, wo Kürze Statt finden sollte (in der namentlichen Aufzählung getödteter oder verwundeter Officiere), unvollständig, wo man Nachrichten wünscht, (z. B. Croissys Unterhandlungen.) 5) *Belagerung des Forts St. Philipp auf Minorca,* 1756. Das beste Stück der Sammlung, aber auch ohne Frage nur Übersetzung aus dem Französischen. 6) *Die letzten Lebensjahre des Grafen Moritz von Sachsen.* Unbedeutend. Der Vf., „*der gern mit Etymologieen spielen mag,*" trägt uns hier die Vermuthung vor, Friedrich II habe sich deſshalb *Féderic* geschrieben, „*weil es ihm vorkam, er sey reicher an Fehden als an Frieden.*" Friederich soll wohl gar die Form *Féderic* erst gebildet haben? Jedes französische Lexikon zeigt ja, daſs sie mit *Fréderic* gleichbedeutend ist. — Der typographischen Nettigkeit darf das gebührende Lob nicht entzogen werden.

H. St. F.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Stage: *Anfangsgründe zu der Kunst schön zu schreiben.* Neue Aufl. 1807. 25 Quartblätter (16 Gr.)

Bamberg, b. Dederich: *Kleines Lehrbuch der katholischen Religion*, in Fragen und Antworten. Ein gemeinfaſslicher Auszug aus dem gröſseren Lehrbuche. Von *Joh. Fried. Batz*, bischöfl. bamberg. geistl. Rathe und Pfarrer zu Baunach. 5te verbess. u. verm. Aufl. 1807. 96 S. 8. (3 Gr.)

Prag, b. Widtmann: *Kürzere Kanzelvorträge auf alle Sonntage eines ganzen Jahres* zum Gebrauch für die Seelsorger, besonders auf dem Lande. Von *Mich. Kajetan Hermann*, Pfarrer zu Dehlau, königl. Schulaufseher im kaadner Vicariat und Consistorialrath. 2ter Jahrg. 2te u. veränderte Aufl. 1807. 1ster Th. 616 S. 2ter Th. 422 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.) S. Recens. der 1sten Aufl. 1805. No. 196.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der Graf und die Gräfin von Gleichen.* Eine Tragödie vom Verfasser des Lacrimas. 56 S. 8. (16 Gr.)

[*Zwey Recensionen.*]

Eine neue Erscheinung, wie die gegenwärtige, von einem Dichter, gewohnt innerhalb seiner eigenthümlichsten Sphäre vortrefflich zu seyn, aber auch nicht frey, wie früher sich gezeigt hat, von der in unseren Tagen nicht unerhörten Misskennung des Ziels, wohin sein Talent wahrhaft gerichtet ist, bedarf eben desshalb vorzugsweise einer allseitig beherzigenden Betrachtung. Wenn in dem Lacrimas, diesem früheren Gedichte des Vfs., auf welches ein Rückblick schon durch den Titel geboten oder doch erlaubt wird, die dramatische Form, von jeher untergeordnet im romantischen Gedicht, nur noch etwas loser, als man bisher zu sehen gewohnt war, um das Ganze geschlungen wird, das seiner innersten Bedeutung nach, nur ein Ineinandersingen von Romanzen heissen kann, die, wo sie wirklich erscheinen, die Centralpuncte des über dem Ganzen schwimmenden Lichtes sind: so kann diess dem liebevollen Sinn des Lesers um so weniger störend auffallen, je mehr ihm die wahre Gestalt des Drama's aus dessen Heimath, dem griechischen Alterthum, in seinem festgegründeten Bau vor Augen steht, gegen welchen gehalten die etwas geringere oder etwas grössere Annäherung, zu der es die romantische Kunst zu bringen vermag, wenig verschlagen kann, und darf daher dieses Dramatisiren als eine unschuldige Freyheit Niemand zum Vorwurfe gemacht werden. Ganz andere Foderungen aber sind zu machen, wenn es die Übersetzung des alten Drama's in einen neuen Sprachkörper gilt, durch welchen ein ganz eigenthümliches, von jenem ganz verschiedenes Leben pulsirt, freylich ein von Liebe zu jenem durchdrungenes, und dadurch gereift zu innigem Verständniss, aber doch noch ungewandt in seinen Äusserungen, und ohne Gewissheit des Erfolgs. Zwar das Epos hat sich ein herrliches Gefild im deutschen Boden gewonnen, wo es in schönster Blüthe steht, obwohl die Gestalt, gleich der verpflanzter Gewächse, nicht völlig so gross, und die Blätter weniger üppig, als in der Heimath; allein schon bey dem lyrischen Gedicht treten die alte Zeit und die neue mehr aus einander, am entschiedensten aber beym Drama, an dessen Statt wir nur zu leicht einen verdichteten Roman geben mögen. Indessen ist kein Zweifel, dass es der deutschen Prosa dereinst gelingen müsse, durch herkulische Kraft zum Garten der Musen, auch der dramatischen, die germanische Flur zu verwandeln, und können wir fest solcher Weissagung vertrauen. Wiefern nun in früheren Versuchen jene Übersetzung bisher misslungen sey, und die Gründe, warum weder Alarcos von *Friedrich Schlegel*, noch Polyïdos von *Apel*, noch Niobe von unserem Vf. darin ein Genüge leisten können, bleibe Anderen überlassen kritisch darzulegen; wir wollen uns begnügen, den Satz aufzustellen, der an unseren epischen Gedichten sich bereits bewährt hat, dass nur dann, wenn deutscher Stoff und deutsche Sitten unverletzt eingehen in die strengerhärteten Nachbildungen der griechischen Versarten, die erste Bedingniss zur Lösung jener Aufgabe erfüllt ist. Denn nicht ein neues Leben, sondern nur ein täuschendes Abbild des Lebens, von Wachs, wie im Polyïdos, oder von Stein, wie in der Niobe, kann uns durch ein Gedicht vor Augen gebracht werden, das, wie die einzelne Übersetzung eines einzelnen griechischen Stücks, mehr oder weniger ähnlich aussieht, und nicht die ganze Gattung durch sein Eines Daseyn herüberruft. Das vorliegende Gedicht beginnt diese neue glänzende Laufbahn; ein deutscher und christlicher Sinn bricht wie aus tausend Blütenknospen duftend hervor, und überströmt das Gemüth mit Lieblichkeit und inniger Ruhe; die Herrlichkeit des Morgenlandes selbst, zu deutschem Grund entführt, spiegelt in dessen reinem Krystall sein eigenstes Wesen; und wenn Sprache und Bilder mit kühner Gewalt die Tiefen des Gefühls aufreissen, schreiten diese mit ruhiger Grösse einher, gezügelt in dem Mass der Verse, deren Wahl grösstentheils, weniger die Bearbeitung, dem gediegenen Styl griechischer Kunst gemäss geleitet worden. Wie viel aber auf der einen Seite gewonnen ist dadurch, dass deutsche Sitte hier zum erstenmal in ihrer Sprache sich gestellt hat auf die Foderung der antiken dramatischen Form, ein Gewinn, der ungleich schätzbarer hätte werden können, wenn die Technik der Verse mehr ein Werk der strengsten, besonnensten Kunst, als der mehr unbewussten, freylich oft überaus glücklichen Eingebung gewesen wäre: so ist doch auf der anderen Seite durch die Behandlung des Stoffes durchaus nichts für das Drama gethan, sondern das Werk als solches völlig verfehlt, und flieht von allen Puncten aus der vorgeschriebenen Form in das Gebiet der Romanze hinüber, die wir allerdings für den Kreis halten, welchem dieser Dichter eingeboren scheint, seine wahre Heimath, in die wir dieses Gedicht von ihm selber übergedichtet wünschen möchten, wenn es erlaubt wäre, die künstlicheren Formen in die einfacheren zurückzuführen. Das ganze Gedicht athmet einen edlen, stillen Geist, der mit unendlicher Lieblichkeit sich in die Verse verkörpert hat, und gern für die Verletzung der zarten, oft klagenden Form Ver-

zeihung erlangt, durch die fromme Freundlichkeit, mit der jedes Wort seine Stelle betritt, eine Freundlichkeit, die bisweilen den Vers bis zur höchsten Eintracht mit dem Gedanken scheint bezwungen zu haben. Wer sich hier an das Einzelne der Anschauungen und Bilder halten will, der wird eine innere Lebensfülle, eine Tiefe und Harmonie in ihnen antreffen, die gemacht haben, dass dieses Gedicht unter unsere liebsten Bücher gehört. Aber je grösser in dieser Rücksicht der Dichter sich gezeigt hat, je strenger dürfen nun unsere Foderungen an ihn seyn; und wir glauben es ihm schuldig zu seyn, gleicherweise wie uns, diese Foderungen mit genauer Schärfe auszusprechen. Wir wollen versuchen, zur Begründung unseres Ausspruchs, den Gang des Gedichts unseren Lesern darzulegen.

Vor der Burg des Grafen Gleichen, an einem schönen Tage, da die Sonne schon gegen Abend niedersteigt, beklagt der Chor, bestehend aus gefangenen sarazenischen Weibern, sein Jammergeschick in dem fremden Lande, dem finstern Erdstrich Thüringen, wo dunkleres Waldgrün, nicht mehr der brennende Blumenschmuck des Morgenlandes sie umfängt. Die Gräfin tritt aus der Burg mit ihren Töchtern Agnes und Gertrud, sich mit ihnen von dem Vater zu unterreden, der schon ins elfte Jahr abwesend aus Palästina, wohin er gezogen, keine Nachricht von sich gegeben. Nicht mehr in verzehrendem Leid, wie in den ersten Jahren, harret sie des Theuren, sondern ruhig in Geduld, ahndend, zu welchem Heil ihr das Erlittene Prüfung ward. Den sinnigen Jungfrauen giebt sie liebevoll den Bericht, wie Graf Friedrich einst um sie gefreit, und mütterlich wünschet sie ihnen gleiches Loos zur Erbschaft. Tief waren ihr die Worte des Gemahls in die Seele gedrungen, dass sie Gott zumeist würde dienen, als Mutter eines edlen Sohns, und nicht konnte sie in den zwey Töchtern, die sie gebar, ihr volles Heil finden, bis vor kurzem ihr folgendes Gesicht ward, dessen Erzählung hier mit des Dichters eigenen Worten möge stehen:

> An meines Lagers andrer Seite ruh'tet Ihr
> In Eurem einst, die Augen schon geschlossen, sanft,
> Inwährend mir sie Thränen hielten offen noch;
> Bis ich, vom Schmerz ermüdet, fühlte, dass nun auch
> Der Schlaf mir würde kommen; und ich nochmals trat
> An's Fenster, zu begrüssen himmlisches Gestirn.
> In reinster Klarheit lag vor mir der blaue Grund,
> Von Sternen, die mein Auge suchte, leer, jedoch
> Hellschimmernd und zwey zarte Wolken blühend uns.
> In diese musst' ich unverwandten Auges schau'n,
> Und als ich mich befragen wollte selbst, womit
> Sie mich so mächtig zögen, sah' ich, wie sie sich
> Entwölkten, und zwey süsse Sterne glänzten auf.
> Gestillt die Sehnsucht fühlt' ich nun und trat zurück
> In das Gemach, durchdämmert von der hellen Nacht.
> In der, zwey'n Wolken gleichend, Euer Bett ich sah.
> An dieses trat, so schien mir's, bey dem meinen stehnd,
> Fromm Euer Vater, hob der Pfühle Wolken fort,
> Und Euch an seinen Busen, wo Ihr glänzend, wie
> Am Himmel jene beiden Sterne, strahltet nun;
> Dann legt' er Euch an meine Brust, und ging davon.
> Nun standet ihr am Himmel meines Lagers hell,
> Und ich entschlief mit süsserm Herzen nun, wie je,
> Im Schlummer fühlend einen süssen Morgen schon.

Die beiden Jungfrauen, zart und innig, noch nicht abgelöset von der Mutter, als Blüthen ihres Gemüths, saugen liebevoll den süssen Geist in die frommen Herzen, während der Chor, staunend den Wundern christlicher Ehe und Treu, ausgesprochen von der Gräfin, des Orients Weise dagegen hält, und das Glück der christlichen Frauen als fester erkennt. Nicht nun, spricht er, will mich ferner befremden, was ich vom Hange vernahm der schönen Halef, Europa zu schauen. Befragt über diese, giebt der Chor die Kunde, dass Halef die Tochter sey des Scheik von Adrama, und einer ihm vermählten Christin, von der sie im Christenthum unterwiesen. und zur Wiederkehr ins Abendland zu streben sey ermahnt worden, wo die Seligkeit

> Ihr aus den Dingen würde blühen unsichtbar
> Und wahres Leben ihrer Seele gehen auf.

Eine Dienerin führt einen Pilgrim herbey, der ihr erzählt hat, dass zu Rom der Graf von Gleichen in hohen Ehren stehe, der Gräfin selbst aber von ihm zu erzählen, hatte er sich Anfangs geweigert. Jetzt aber herbeygezogen, und sie sehend, und ihre frommen Reden hörend, fasst er Muth, und giebt ihr Bericht, wie der Graf nach tapferen Kämpfen, und nach Erschauung des Grabes Christi, von einem Trupp Araber, mit welchem Volk, das flücht'chen Räubern gleichet, schwer dem Deutschen ward zu kriegen. gefangen, und dem Scheik von Adrama sey verkauft worden, wo er Gärtnerdienste gethan, die übrige Zeit im Ausruhn und Gebet wechselnd; und Halef, die schöne Heidin, hatte so sich versenkt in das Anschaun seines Thuns, dass sie nur ihn, den Wiederbringer des Christenthums, sah, nur in ihm zu leben vermochte.

Die Gräfin bebt freudig der süssen Genossin entgegen, die den Gemahl nach Europa zurückführen will. In des Pilgers Seele quillt religiöse Begeistcrung von dem Anschauen des Grabes Christi, dess Kraft seitdem ihn überströmt, gleich wie sein Bild der Gräfin aus allem strahlt, wie's in ihr blüht. Freudiger stets, doch unbestürmten Gemüths, erkennt sie in Halef die Gleichgesinnte, die gleich ihr, den Grafen in seinem innersten Wesen erschauende Schwester. Der Pilger erzählt weiter, dass Halef, durch des Grafen Bekenntniss, er sey vermählt, nicht geschreckt,

> Denn wie die festre Liebe die gefasster stets,
> So rafft' auch sie im Herzen bald zusammen sich —

ihm dennoch zu folgen beschlossen, und vertrauend, Gott würde noch ein Zeichen geben, mit ihm entflohen, und nach Rom gekommen sey, wo der Pabst, der gleich Gott, jeden der Wege wählen darf, und der ganze Klerus einstimmig den Beschluss gefasst, der Wille des Höchsten sey, sie dem Christen angetraut zu sehen. Die Gräfin, ihr kommen ahndend, bricht in diese Worte aus:

> Jetzt in die hochgewölbten Kammern lass uns gehn
> Mit Tepp'chen sie zu schmücken und mit Eichenlaub,
> Das von den oft betret'nen Schwell'n entgegen weit
> Ergrünen soll, ihm, den ich seh' im Geiste nah'n
> Umliebkost von des holden Mädchens inn'gem Blick,
> In den sein ruh'ges Auge liebend unerregt
> Ihr tausend Freuden schüttet, während solcher Ruh
> Erfüllt es mir die alte Lieb' entgegen trägt,
> Auch zu mir spricht: Wiewohl du mich begleitet siehst
> Von dieser, blieb doch alles unter uns, wie's war,
> Und Dir nur dürft' ich führen her diess reine Kind,
> Dem in die blühnde Seele Du wirst schau'n mit Lust.

Sie tritt ab mit dem Chor und dem Pilger. Die Töchter singen eine Hymne in den seligen Gefühlen der Liebe, so die Mutter zu dem Vater trägt; die dunkle Burg scheint golden im Strahl der Abendsonne, die Jungfrauen gehen ab. Jetzt erscheinen der Graf und Halef; wie Goldglanz leuchtet das Mauerwerk der Burg, die, als einst der Graf sie verliess, in des Morgennebels Hülle stand. Es entweicht die letzte Angst und Beklemmung, rein spiegelt der selige Geist im Geiste

fich, und der lieblichen Verklärung Wonne trinkend, haben schon entsagt dem Leibe und seiner schönsten Blüthe die Seligen. Der Graf schliefst mit folgenden Worten:

Drum ein der grünen Burg ins Thor nun lass uns ziehn!
Dort blühe meinen Theuren auf, im Abendschein
Zuerst, und dann anstrahle sie als Morgenstern,
Als Bild des Lichtes, welches uns vornächtlich blüht,
Sichtbar im Streit, erst mit der Nacht, durch die es dringt,
Bald aber mög' auch scheinend wandeln über diefs
Mein theures Deutschland und das ganze Reich der Welt!

So schliefst das ganze Gedicht also mit der Verklärung der höchsten leiblichen Schöne in reinem Geist, and diese Allegorie der Entkörperung ist allerdings mit weiser Kunst durch sanftes Übergehn in beständigem Fortschreiten zu ihrem Gipfel gesteigert worden. Die Entgegensetzung des Morgenlandes und seiner Sinnlichkeit mit dem Abendland und dem Christenthum, ist trefflich ausgeführt, und gleichmäfsig dem glücklich gewählten Chor und der Gräfin zugetheilt, deren Töchter, zwey ihr entblühte Engel, nachdem jene abgetreten find, und der Gegenfatz erloschen, den leisen Übergang bilden zu der heiligen Erscheinung des Grafen und der Halef, die aller leiblichen Gemeinschaft entrückt, und ohne Kinder je zu zeugen, in völliger Reinheit dasteht, das siegende Christenthum, ein ihm heimgekehrter Kreuzzug. Wir können uns hier der Untersuchung begeben, ob eine solche begleitende Allegorie im Drama zuläffig fey, nur so viel ist gewifs, dafs fie jedesmal vollkommen parallel mit der Handlung in allen Zügen und Wendungen diese begleiten müsse, dafs auf jeder Seite, von woher das Auge betrachten möge, es geschlossene Reihen vor sich finde, von deren überall gleicher Harmonie geleitet, es die fichere Bahn vollenden könne; so wie alsdann auch dem Auge, das nur die Eine Seite betrachten mag, entweder innen stehend, die geistige, oder aussen stehend, die körperliche, dann gleichwohl ein genügendes Ganze erscheinen wird, von keiner Lücke unterbrochen. Was nun die geistige Seite betrifft, so ist von dieser so eben gesprochen, und ihr als einer eigenthümlichen Ansicht des Dichters nichts entgegen zu fetzen. Das Drama hingegen, der Leib jenes Geiftes, worin jene ideale Steigerung in Handlung dargethan werden soll, ist so durchaus zurückgeblieben, dafs nur hie und da schwache Spuren davon zu erkennen sind, an wenigen Orten, wo der freylich nicht nachgiebige Stoff einigermafsen bezwungen scheint. Die Gestalten treten auf, und scheinen sich einen Augenblick zu betrachten, aber jede abgesondert spricht für sich ihr Wesen aus, und zieht dann, gleich einem Schatten, vorüber; eine fliehend vor der anderen, und von ihr ausgelöscht, wie es das Aufsteigen zur Vergeistigung auch nothwendig erfoderte. Aber kein Ineinanderwirken kann auf diese Weise geschehen, und es geschieht keins; wer vollendete denn auch hier eine That? Halef stünde mit gleichem Recht auf dem Titel, als der Graf und die Gräfin, und die übrigen Personen auch, wenn man will, denn an Handlung sind fie ziemlich einander gleich; und selbst wie die Gräfin eilt, das Haus zu schmücken für die Ankommenden, in diesem grofsen Moment, der wahren Mitte des Gedichts, geschieht nichts, als die Erfüllung des vorher Ausgefagten, welches als Gesinnung das ganze Leben der That und ihre Vollendung enthielt, gleich wie der Keim schon die vollendete Frucht umschliefst. Wenn nun vollends der Chor sich entfernt, eine Entfernung, für die, so wie für das Weggehen der beiden Töchter, sich kein anderer Grund finden läfst, als weil es eben vorbey seyn soll mit ihnen, indem sie den Folgenden im Wege stünden, so möchte man wirklich fragen, ob ein Dichter, der die grofse und herrliche Bedeutung des Chors so sehr miskenne, oder seine Erscheinung so sehr misbrauchen konnte, jemals wird im Stande seyn, ein Drama zu liefern, das in seiner Art der sonstigen Trefflichkeit dieses Dichters entspräche, dem es um so mehr Pflicht wäre, auf die Verwaltung seines Erbtheils zu verwenden, was ihm an preiswürdigen Gaben ward, als dieser an Herrlichkeit und Gröfse nicht geringer heissen darf, denn jener, zu dem wieder entschieden der Beruf sich gezeigt hat.

Wir haben des Versbaues zu gedenken schon oben Veranlassung gefunden, aber nur im Allgemeinen ihn berühren gekonnt, daher wir noch einige Worte darüber beyfügen. Das griechische Drama zeigt die metrischen Formen in ihrer höchsten Vollendung; die ganze Pracht der Lyrik erscheint in proteischen Gestalten, und der Trimeter, des Drama's eigentlicher Grundvers, behauptet in dem freyesten Wechsel die edelste Beständigkeit. Zu diesem reichen Leben fehlt uns freylich noch manches Gut, und manches, an dessen Erringung Viele wohl ganz verzweifeln wollen; aber es ist doch schon so Grofses geleistet, so muthige Schritte sind gethan, und so glückliche Vorbilder aufgestellt, dafs wir die beste Hoffnung fassen dürfen, durch rastlosen Kunstfleifs auch noch das Übrige zu gewinnen, aber am wenigsten einem Dichter erlauben können, wenn er selber die Sache eben nicht fördern will, defshalb nun gar einen Schritt zurück zu seyn. Wenigstens sey er an der Grenze, und gebe nichts auf, was einmal gewonnen ist. Wenn wir das uns bekannte Beste in dieser Gattung, eine Übersetzung aus dem Äschylus von *August Wilhelm Schlegel* (Jen. A. L. Z. 1804. No. 48. 49) gegen unsere Tragödie halten: so sehn wir durch die That die Möglichkeit dessen dargethan, was wir hier vergebens erwarten, wofür wenigstens nicht darin die Entschuldigung seyn kann, dafs ein Gedicht von gröfserem Umfange weniger Freyheit gestatte, als ein blofses Fragment. Die Trimeter sind viel zu einförmig behandelt, und die reiche Abwechselung anderer Füfse, als des Jambus und Spondeus, ganz vernachlässigt, dagegen dem letzteren der Eingang überall verstattet, eine Licenz, welche des Trimeters sinnvolle Bildung häfslich entstellt. Auch den Abschnitten ist nicht Aufmerksamkeit genug geschenkt, und besonders wird die zu oft wiederkehrende Zerfällung des Verses in drey gleiche Glieder sehr unangenehm. Tetrameter kommen gar nicht, Anapästen aber nur einzeln vor. Die chorischen Masse scheinen aber fast zu regellos und willkührlich; auch möchten sie wohl wegen der häufig zweifelhaften Scansionen nicht immer leicht zu realisiren seyn, und in dieser Rücksicht den alten griechischen ähnlich genug. Falsche Scansionen, wie *Sturmwind* — ◡, *da wurden wir* — | ◡ ◡ —, u. dgl. kommen oft vor. Vorzüglich dürfen Sylben, wie die dritte in *himmlisches Gestirn*, im Trimeter niemals lang werden: sie würden dem Vf. gleich verdächtig geworden seyn, wenn er Anapästen und Tribrachen seinen Trimetern nicht gänzlich versagt hätte. Solche Wörter, wie *Sendi-*

nia, Italia, Arabia lassen die Zusammenziehung der beiden letzten Sylben nur in romantischen Versarten zu, in classischen müssen sie immer als viersylbige gelten. Der Vers S. 34:

Und Sehnsucht hauchte sie nur aus nach ihm

hat einen Fuss zu wenig. Indessen sind auch viele, nicht nur untadliche, sondern auch vortreffliche Verse vorhanden; und da es sichtbar ist, wie nicht aus Unfertigkeit, sondern nur aus Mangel an sorgfältigem Studium, dieser wesentliche Theil des Gedichtes unvollendet blieb: so haben wir vielleicht schon jetzt die Stimme des Vfs. auf unserer Seite, oder werden dieselbe gewiss bald haben.

Es ist noch übrig von der Sprache zu reden, die bey aller Neuheit und Eigenthümlichkeit, nach unserem Gefühl, nur selten Gewalt erleidet. Sie ist durchaus edel und im grossen Styl kolossaler Perioden, die stark und mächtig andringen. Nur wenige Verschlingungen sind undeutlich, und diese meist in dem lezteren Theile, wo überhaupt die Klarheit etwas dämmert. Kleinigkeiten, wie S. 30 *Prusalem*, und einige andere harte Zusammenziehungen werden der bessernden Hand leicht weichen. S. 10 ist die Interpunction unrichtig, es muss heissen:

Bis mich der edle Ritter dürft' empfahn' als Weib,
Im Lanzenkampfe, andern gleich, gewonnen nicht.

Druck und Papier sind vortrefflich, der Titel in Kupfer gestochen, und enthält als Vignette einen Christuskopf nach Albrecht Dürer. Rnha.

Weil das Aussserordentliche und Merkwürdige in der Geschichte des Grafen von Gleichen nur durch den Drang conventioneller Verhältnisse hervortritt, und bey einer reinen und poetischen Ansicht der menschlichen Natur zunichte werden würde: so scheint uns die bekannte Erzählung ein nicht unschicklicher Vorwurf der Komödie. Indess begehren wir nicht zu leugnen, dass eine anspruchlose und einfältige Darstellung jenes mehr schönen als erhabenen, mehr idyllischen als heroïschen Sinnes das Gemüth freundlich und erquickend ansprechen würde. Hr. v. *Schütz*, der als Vf. des vor uns liegenden dramatischen Gedichts genannt wird, stellt dagegen in *griechischen* Rhythmen modernen Religionsmysticismus, der unglücklich nachgebildet ist, aus missverstandener Ansicht *spanischer* Meisterwerke, auf *altdeutschem* Boden zur Schau; welchem allem, um die heilige Quadratur der dichterischen Elemente voll zu machen, noch *orientalischer* Bilderschwall beygemischt ist. Hindert die überall, gewiss nicht ohne Mühe, verrenkte, mehr undeutsche, als griechische Sprache schon das niedere Verstehn: so setzen die drey übrigen bezeichneten Ingredienzien dem tieferen Eindringen beträchtlichere, und zum Theil vielleicht unüberwindbare, Schwierigkeiten entgegen: was um so beklagenswerther ist, als solche Afterpropheten, die ihr Heiliges, Unendliches und Ewiges an allen Gassenecken predigen, den erklärten Feinden alles Höhern gefährliche Waffen in die Hände geben, und aus falschem Eifer die gute Sache auf Jahre zurück drängen.

So wenig als mit dem Geiste, der diess steinerne Gebilde scheinbar belebt, können wir mit der dramatischen Behandlung des Stoffs zufrieden seyn. Schon begreifen wir nicht, wie zwey Personen, die nicht mit-, sondern auf einander wirken, als Helden Einer Tragödie genannt werden können. Hier muss es freylich überhaupt in Zweifel bleiben, wer auf diesen Rang Anspruch machen darf; da das Urtheil zwischen dem Grafen, der Gräfinn und Halef schwankend erhalten wird. Sodann aber nehmen die handelnden Personen alles, mitunter ziemlich sonderbare, so gleichmüthig und mit so viel Ergebung auf, dass alles, was vorgeht, nur auf den Leser als etwas ungewöhnliches wirken kann, im Kreise der Darstellung aber alltäglich und einheimisch erscheinen muss. Einestheils also fällt hier das Element des Dialogs und besonders der Tragödie, *der Kampf, die Uneinigkeit*, deren befriedigende Lösung Gegenstand des höheren Drama ist, von selbst weg. Und dann ist es ein wunderliches Beginnen, etwas poëtisch zu bearbeiten, was in der Sphäre seines Entstehens und Wirkens, in welche sich doch auch der Leser hinaufbewegen muss, etwas Gewöhnliches und Bekanntes zu seyn scheint. Nur wenn die Gräfinn nach innerem Kampfe sich, durch Dankbarkeit und Ergebung überwunden, der zweyten Verbindung des Grafen so freundlich und geneigt zeigt; nur wenn dieser aus dem Gefühl, etwas ungeheures, tausend anderen unmögliches zu fodern, zu dem schönen Vertrauen auf den hohen und reinen Sinn seiner Gattin gelangt: ist sein Glaube und ihr Opfer erhaben und poetisch. Nach der hier gewählten Darstellung, in der, wie es scheint, ein Maximum christlicher Sinnesart ausgesprochen seyn soll, verliert beides seinen Werth, und erscheint beym Grafen als Leichtsinn und als Faseley bey der Gräfinn.

Man scheint seit einiger Zeit der Meinung zu seyn, antiker Sinn lasse sich nur in antiker Form gestalten: aber der *Polyïdos* und seine Geschwister sollten uns doch längst überzeugt haben, dass das unendliche Wesen erhabner Geister nicht an den seelenlosen Buchstaben gebunden sey; und wie viel reine und ächte Griechheit oder Poesie überhaupt auch in moderner Form wohnen könne, lehrt der hohe *Alarcos*, der dem *Aeschylos* so rein entspricht, wie *Iphigenie auf Tauris* dem *Sophokles*. Wir vermessen uns nicht, eindringen zu wollen in die geistige Werkstatt unseres Dichters, den einzelne Stellen als einen Mann von tiefem Geiste charakterisiren: dennoch gestehen wir, innigst überzeugt zu seyn, dass kein absolutes Gefühl, sondern die Willkühr freyer Wahl ihn in diese griechischen Formen gezwängt hat; denn wären sie *gefühlt*, so wären sie ja auch *verstanden* worden, und das letztere gerade vermissen wir. Es ist bekannt, wie weniges von dem mimetischen Verfahren der Griechen auf uns gekommen ist; wie wir namentlich über die Ökonomie des Chors und über die Bedeutung der Strophen u. Gegenstrophen durchaus im Dunkeln tappen. Und ein heutiger Dichter sollte aus reiner, objectiver Begeisterung dergleichen Systeme construiren, von denen uns nur der metrische Mechanismus bekannt ist? Dass aber auch das uns hievon Bekannte dem Vf. fremd war; dass überhaupt seine Nachahmung des Alterthümlichen nur an der äussersten Oberfläche hinglitt: davon giebt einen deutlichen Beweis, dass er S. 43. 44 die Wendung der *Gertrud* und die Gegenwendung der *Agnes* in den Mund legt. — Wie äusserst genau die Griechen in dieser Rucksicht waren, zeigt recht auffallend die dritte Strophe und Gegenstrophe des ersten Chors in *Sophokles Philoktetes*. — Was soll man aber von dem Dichter denken, der poetische Formen so geistlos und sogar widersinnig gebrauchen konnte? Wollte man weiter eindringen in die Nachahmung der griech. Technik, so würde nichts übrig bleiben. Der Chor erfüllt seine Bestimmung nirgends, und die Verse können nur dem ersten Anblick antik erscheinen: mit einer solchen Nachlässigkeit oder Unkunde der Metrik sind sie behandelt; so rauh und übelklingend müssen sie jedem geübten Ohr seyn. —

So strenge wir auch über diese manierirte und verdrehte Production urtheilen mussten, so sind wir doch durch manche Stellen überzeugt, dass es dem Vf. nicht an poetischem Sinn fehlt, und dass er etwas Ungemeines liefern könnte, wenn es ihm noch möglich wäre, seinem eigenen, besseren Genius zu folgen. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1808.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach Imperial an bissextil MDCCCVIII présenté à Sa Maj. l' Empereur et Roi.* Par *Testu.* 880 S. in 8.

Unsere Leser kennen bereits die Einrichtung dieses so eben erschienenen Almanachs aus unserer Anzeige in No. 210 des vorigen Jahres. Wir wollen also blofs die diefsjährigen Veränderungen bemerken. In Chap. I, Sect. I: *Naissances et alliances des princes et princesses de l' Europe* fehlt unter *Empire français: Etrurie.* Die am 14 März 1807 geborne Tochter des Vicekönigs von Italien führt den Titel: *Princesse de Bologne.* Der König von Westphalen steht nicht, wie Italien, Holland und Neapel, unter *Empire français,* sondern es wird bey seinem Namen, wie bey Berg, auf *Confédération du Rhin* hingewiesen, wo er zwischen Sachsen und Baden angeführt wird. Der Grofsherzog von Berg heifst nicht, wie im vorigen Jahr, *Duc de Clèves et Berg,* sondern *Berg et Clèves.* Von den übrigen Gliedern der rheinischen Conföderation findet man nun hier auch Lichtenstein, und zwar den regierenden Fürsten, der, wie bekannt, seinen zweyten Prinzen zum Souverän von Lichtenstein designirt hat, zwischen Aremberg und Leyen. Sachsen-Coburg-Saalfeld steht hier zum ersten Male nach Hildburghausen. Die neu hinzugetretenen Fürsten werden in alphabetischer Ordnung angeführt, und man findet unter ihnen auch die Herzoge von Meklenburg-Schwerin und Strelitz. Die ganze *Confédération* besteht aus dem Fürsten Primas, 4 Königen, 4 Grofsherzogen und 29 Herzogen und Fürsten. Unter den übrigen Souveräns fehlt Portugall und steht unter: Brasilien. Ragusa ist nun ganz weggelassen.

Unter *maison de l' Empereur* findet man nun ein *Comité consultativ des batimens de la couronne* aus 3 Architekten, auf welche noch 8 *Architectes des Palais* folgen. Ärzte, Chirurgen und Apotheker werden unter dem Titel: *Service de Santé* angeführt, ferner findet man eine *Intendance des biens de la couronne au de la des Alpes,* und einen *Secretaire de l' etat de la famille impériale* in der Person des Staatsministers *Regnaud (de St. Jean d'Angely).* Unter *maison de l' imperatrice* sind die 4 *dames d' annonce* weggelassen, so auch mehrere Personen bey dem Hause der Kaiserin Mutter und Princessinnen. Die Zahl der *Aides-de-camp* des Kaisers ist von 9 auf 12 gestiegen. Unter den Garden findet man nach den Mameluken auch *Cheveaux legers polonois.* Der Senat hat sich von 113 auf 119 Senatoren vermehrt. Die Sect. IV. Tribunat ist, als nun aufgehoben, weggelassen. Statt Sect. VIII *Comptabilité de l' Empire* findet man jetzt unter Sect. VI. *Cour des comptes.* Sie besteht aus einem ersten und drey anderen Präsidenten, 18 *maitres des comptes,* 1 *proc. general,* 1 *greffier en chef,* 12 *Referendaires* erster und 47 zweyter Classe. Das ganze ist in 3 *chambres de la cour* getheilt, von denen jede einen Präsidenten und 6 *maitres des comptes* hat. Bey der Ehrenlegion heifst es nicht mehr *grands Cordons,* sondern *Decorès du grand Aigle.* Unter den Auswärtigen stehen nun auch Rufsland, Sachsen und Würzburg. Die *grands officiers* haben sich von 121 auf 129 vermehrt. Neu werden hier aufgeführt a) die *Commandans,* deren 358 sind, sodann b) *maisons imperiales etablies pour l' education des filles des membres de la legion d' honneur,* und zwar *maison imperiale Napoléon* auf dem Schlosse zu Ecouer für 300 Zöglinge. Die Anstalt hat eine *Dame directrice,* 1 *inspectrice des études,* 6 *dames surveillantes,* 8 *institutrices,* 2 *maitresses de travaux à l' aiguille,* 2 *de dessin et de musique,* 2 *infirmieres* und 2 *depositaires,* eine Kapelle von 6 Geistlichen, 2 Ärzte und 2 Chirurgen. Bey dem Hause zu Chambord wird angeführt, es solle bald organisirt werden. Unter den fremden Orden, mit denen Franzosen geziert sind, findet man nun auch die neuen Orden von Baden, Bayern, Würtemberg, ferner die Orden von Sachsen, Rufsland, und Würzburg. Bey dem Departement *des relations exterieures* ist für Deutschland nicht nur die Veränderung des Ministers, sondern auch des Chef und Sous Chef bey der Division, welche die deutschen Geschäfte besorgt, wichtig. Der Staatsrath *Hauterive* hat diese Division verlassen, und steht nun dem Archive vor; an seine Stelle ist *M. la Besnardière* Chef und *Durant* der jüngere *Souschef.* Bey dem Departement des Inneren findet man neu: *Conseil des poids et mesures* und *bergeries des Merinos.* Bey der Finanz- Militair- Marine- und Kolonial-Organisation ist keine Veränderung vorgenommen worden; nur werden jetzt bey den östlichen Kolonieen die beiden *cours d' appel* auf *Isle de france* und *Isle de la reunion,* so wie die beiden Tribunale erster Instanz angeführt, welche im vorigen Jahre fehlten. Die Zahl der Divisionsgenerale ist 153, der Brigadegenerale 282, der *Adjudans Commandans* 135, mithin ansehnlich mehr als im vorigen Jahre; die Zahl der Regimenter ist die nämliche. Chap. X. *Organisation administrative* ist ganz so, wie im vorigen Jahre. Die Seelenzahl bey den

Departements wird, eilf Departements ausgenommen, eben so wie im vorigen Jahre, angegeben. Es verdient bemerkt zu werden, dass dieses Capitel Blatt auf Blatt nach dem vorjährigen abgedruckt ist. Das im vorigen Jahre neue Chap. XI. *Louveterie* macht nun die zweyte Section im Chap. XIV, welches die Überschrift *forets et louveterie* hat. Das Chap. *Ordre judiciaire* ist ganz, Namensveränderungen ausgenommen, so abgedruckt, wie im vorigen Jahre, und zwar Blatt auf Blatt. Das Chap. *Organisation financiere* hat eine andere Einrichtung erhalten, die auch wirklich eine bessere Übersicht gewährt. Der Abschnitt von den Waldungen ist daraus verwiesen, und hat ein eigenes Capitel (XIV) erhalten. Das Chap. XV *Sciences etc.* hat durchaus keine Veränderung erlitten. Bey allen Lyceen, wo im vorigen Jahre keine Namen standen, findet man auch hier keine. Alles übrige nun folgende ist ganz wie im vorigen Jahre.

S. i.

NATURGESCHICHTE.

Bern, b. Haller: *Handbuch des Mineralogen, oder methodische Übersicht der Fossile nach ihren unterscheidenden, auffallenden oder leicht zu bemerkenden Kennzeichen*, von *H. Struve*, Prof. der Mineralogie und Chemie u. s. w. Ausgezogen aus desselben französischer Handschrift und übersetzt durch *D. B. Rätzer*. 1806. XVI u. 256 S. kl. 4. Mit 1 Farbentaf. (2 Thlr. 6 Gr.)

Natursysteme sollten nicht allein eine dem Gedächtniss zu Hülfe kommende Übersicht der Naturkörper liefern, sondern zugleich zum Register derselben dienen. Diese beiden Zwecke können aber nur durch möglichst consequente Anwendung eines zweckmässig gewählten und hinlänglich bestimmten Classificationsprincips, in Verbindung mit richtigen, d. h. auf genaue Vergleichungen gegründeten Definitionen der *Arten* (*species*), so wie derjenigen Haufen, in welche das System die Arten zur bequemeren Übersicht und Auffindung vertheilt, erreicht werden. So vortrefflich dieses, im mehr und weniger strengen Verfolgen des von dem unsterblichen *Linné* vorgezeichneten Weges, durch die Systeme der organisirten Naturkörper geschieht: so höchst unvollkommen werden jene Zwecke durch die mehresten unserer mineralogischen Systeme erreicht. Manchen derselben fehlt es an einem deutlich bestimmten Classificationsgrunde; manchen Anderen an einer völlig consequenten Befolgung des angenommenen Princips; und bey den meisten sucht man vergebens nach Definitionen der Arten und Charakteristiken der Gattungen, Ordnungen, Classen; denn die sogenannten oryktognostischen *Charakteristiken* sind gemeiniglich nichts weiter als *Beschreibungen*, in welchen die unwesentlichsten Kennzeichen gleichen Rang neben den wesentlichen, unterscheidenden behaupten. Das Selbststudium der Mineralogie, die Auffindung eines zu bestimmenden Mineralkörpers im Systeme, ist daher mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft, wodurch die Verbreitung einer der nützlichsten Wissenschaften ungemein erschwert werden muss. Erst dem grossen *Hauy* gelang es, in gewisser Hinsicht das für die Oryktognosie zu thun, was *Linné* für die systematische Zoologie und Botanik leistete; und gewiss würde seine Methode allgemeineren Beyfall und Eingang gefunden haben, wenn er gleiche Sorgfalt auf die nichtkrystallisirten Mineralkörper, wie auf die krystallisirten gewandt hätte. Vor der Erscheinung des classischen *Traité de minéralogie* versuchten es mehrere Mineralogen, das Bestimmen der Mineralkörper durch eine *analytische* Methode zu erleichtern; ob sie sich gleich ein ungleich grösseres Verdienst um das Studium der Oryktognosie erworben haben würden, wenn sie die Arten der Fossilien richtig zu unterscheiden, und aus dem Wuste der oryktognostischen Beschreibungen bestimmte Definitionen für jede derselben auszuheben sich bemühet hätten. Im Jahre 1797 erschien der erste, für den damaligen Zustand der Wissenschaft gerade nicht verunglückte, in Deutschland aber sehr wenig bekannt gewordene Versuch dieser Art: *Methode analytique des fossiles, fondée sur leurs Caractères extérieurs par H. Struve, à Paris. An VI.* 174 S. 8. Zwey Jahre darauf gab der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Prof. *Batsch* ein ähnliches, wiewohl ungleich vollständigeres und zweckmässiger angelegtes Werk heraus: *Analytische Tabellen über die Arten der Mineralien*, welche ihren nächsten Zweck, Erleichterung des Selbststudiums der Oryktognosie, gewiss nicht verfehlt haben. Dass man aber noch in den neuesten Zeiten mit dergleichen Versuchen auftritt, da man doch besser thäte, die Winke *Hauy's* und seine grosse Vorarbeit in Betreff der krystallisirten Fossilien zur gleichmässigen Bearbeitung der ganzen Oryktognosie zu benutzen, muss befremdend seyn. Zu den neuesten Versuchen, das Selbststudium der Mineralogie durch die analytische Methode zu erleichtern, gehört denn auch vorliegendes Werk, das aber seinen Zweck schwerlich erreichen wird, und füglich ungedruckt hätte bleiben können. Es ist nicht sowohl eine Bearbeitung des vorhin erwähnten *Struve*'schen Werks, als, dem Titel und der Vorrede nach zu urtheilen, die Übersetzung eines Auszuges aus dem Manuscripte des Hn. *Struve*, welches derselbe bey seinen mineralogischen Vorlesungen zum Grunde legt. Wenn es gleich weit vollständiger und ausführlicher ist, wie die *Méthode analytique* desselben Vfs., so theilt es doch mit dieser mehrere Hauptmängel und steht den ähnlichen Werken von *Batsch*, *Lenz*, *Drapiez*, an Übersichtlichkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und zum Theil auch an Vollständigkeit weit nach. Ausserdem stösst man auch noch hin und wieder in dem Werke auf grobe Vergehungen gegen die deutsche Sprache, indem man z. B. *haltet* statt *hält*, *unterscheidet* st. *unterschieden* u. s. w. liest. Schon der Titel: *Handbuch des Mineralogen*, klingt seltsam, und entspricht nicht der eigentlichen Bestimmung und dem Inhalte des Werkes, das für Anfänger, aber wohl nicht für Kenner der Fossilien (statt

dessen der Übers. stets *Fossile* braucht) geschrieben wurde. In der Vorrede wird erwähnt: es habe ganz ausser dem Plane des Werkes gelegen, die Krystallisationen in dasselbe aufzunehmen. Der krystallographische Theil sey von dem Vf. besonders und nach anderen Grundsätzen bearbeitet worden, und er werde, als Anhang zu diesem Werke, übersetzt nachfolgen. Den Grund dieser Trennung sieht Rec. nicht ein; da es doch wohl keine unterscheidenderen und auffallenderen Merkmale der Fossilien — nach denen, dem Titel gemäss, die methodische Übersicht entworfen seyn soll — giebt, wie gerade die Krystallisationen. Auch ist der Vf. dieser Idee nicht einmal ganz treu geblieben, indem er auf einige Krystallisationen, derjenigen Fossilien namentlich, die nur krystallisirt vorkommen, dennoch Rücksicht genommen hat. Hr. *Rätzer* würde sich ein wesentliches Verdienst um die *Struve*'sche Arbeit erworben haben, wenn er den krystallographischen Anhang, der, so viel Rec. weiss, noch nicht erschienen ist, mit dem Hauptwerke zu amalgamiren versucht hätte.

Die erste Abtheilung des Buches handelt, grösstentheils analytisch, die Lehre von den äusseren Kennzeichen der Fossilien ab; verräth aber eine sehr unvollkommene Auffassung der trefflichen und so klaren *Werner*'schen Lehre, geschweige der Fortschritte, die in den neuesten Zeiten die mineralogische Terminologie gemacht hat. Ein paar Beyspiele mögen diess Urtheil rechtfertigen. S. 5 werden der *Härte* subordinirt: Verhalten des *Strichs*, *Abfärben*, *Härte p. s. d.*, *Festigkeit*, *Zusammenhalt* und *Biegsamkeit*. S. 25—30 ist vom *inneren Ansehen* der Fossilien die Rede. 1) *Innerer Glanz*; 2) *Gefüge* oder *Textur*, welche durch die Art bestimmt werden soll, auf welche die Theilchen eines Fossils angehäuft sind. Als Arten werden darunter begriffen: das *Erdige*, *Körnigblättrige*, *Schuppige*, *Körnige*, *Faserige*, *Schieferige*, *Dichte*; 3) *Bruch*, oder die innere Oberfläche, worunter dann abermals das *Faserige* und *Schieferige* mit aufgeführt werden, ob sich gleich bey *faseriger* oder *schieferiger Bruchfläche* unmöglich etwas Vernünftiges denken läfst; 4) *Gestalt* der *Bruchstücke*; 5) *Gestalt* der *trennbaren* oder abgesonderten Stücke; gleich als ob die Blätter des *Glimmers* oder die Fasern des *Amianths* nicht trennbar wären. Unter dieser Rubrik kömmt dann erst an der rechten Stelle das *Schaalige*, und mithin — da man es sonst mit dem *Schiefrigen* für gleichbedeutend zu halten pflegt — zum *dritten* Male vor.

Die zweyte Abtheilung liefert eine tabellarische Übersicht der einfachen Fossilien, bey welcher die synthetische Methode mit der analytischen vermengt ist, wodurch der Erreichung des einzigen Zweckes der sonst sehr unbequemen analytischen Methode gerade entgegen gewirkt wird. Die Fossilien sind unter die gewöhnlichen vier Classen, Erden und Steine, Salze, Inflammabilien und Metalle, vertheilt; die Classen sind in *Ordnungen* zerfällt; so z. B. gleich die erste sehr sinnreich in *Steine* und *Erden*! Die Ordnungen zerfallen dann wiederum in *Abtheilungen*, die blofs auf Übereinstimmungen in äusseren Kennzeichen sich gründen, und in denen ganz unerwartet zuweilen auch noch *Sippschaften* auftreten. Erst von den *Abtheilungen* wird man auf dem analytischen Wege zu den *Arten* und *Abarten* geführt; zu einigen der letzteren gelangt man aber auch erst in Anmerkungen unter dem Texte. Zur leichteren Bestimmung, in welcher Abtheilung ein Fossil aufzusuchen sey, sind bald den Ordnungen, bald den Classen, und auch nicht einmal allen — denn Einheit vermisst man sogar bey der Form des Werkes — angehängt oder vorgesetzt worden. Damit man aber auch das oryktognostische System des Vfs. ganz kennen lerne, in welcher *Leimen* und *Pflanzenerde* eine Stelle gefunden haben, so sind hin und wieder systematische Übersichten der Arten eingeschoben worden. Wie wenig naturgemäss manche der, von dem Vf. gewählten, Abtheilungen sind, beweist u. a., dass die 3te Abtheilung der 1sten Ordnung in der 1sten Classe, unter der Überschrift: *Opal* und *Stangenstein*, *Opal*, *Pechstein*, *Dipyr*, *Naphelin* und den fälschlich noch so genannten *krystallisirten Lepidolith* begreift! Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die Mängel in den Entwickelungen der Arten und Abarten und die Fehler in der Nomenclatur, wovon sich so sehr viele schon bey einer flüchtigen Durchsicht des Buches auffinden lassen, einzeln rügen wollten,

Die letzte Hauptabtheilung enthält eine Übersicht der gemengten Fossilien, und angehängt ist eine Farbentafel, welche die Unvollkommenheiten anderer, ähnlicher Versuche in einem hohen Grade bemerken läfst, und nur unrichtige Vorstellungen von den verschiedenen Arten der, bey den Fossilien zu unterscheidenden Farben zu begründen im Stande ist.

Der Übersetzer hat das Werk hin und wieder mit Anmerkungen ausgestattet, die seine Bekanntschaft mit den neueren Fortschritten der Mineralogie in ein nicht ungünstiges Licht stellen.

E. a.

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Landshut*, b. Weber: *Landshutische Nebenstunden zur Erweiterung der Naturgeschichte angewandt* von *Franz von Paula Schrank*, Director des Kameralinstituts an der Universität zu Landshut. I u. II Heft. 1802. und 127 S. (mit 4 Kpft.) 4. Es wird hinreichend seyn, aus diesem naturhistorischen Allerley die wichtigsten Auffätze anzuzeigen. I) *Des Malthefer Ritters Joseph Gioëni Beschreibung einer neuen Familie und einer neuen Gattung von Schaalthieren, nebst Anmerkungen über eine Austernart. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt.* Der Vf. dieser, von Graf *Lodron* hier übersetzten, Abhandlung, ist der nämliche, welcher im Jahr 1790 ein *Verzeichniss der vulkanischen Erzeugnisse des Vesuvs* herausgegeben hat, das von *Fichtel*, unter dem Titel: *Versuch einer Lithologie des Vesuvs, Wien in 8.* übersetzt worden ist. Der Vf. hat diese Schaalthiere genau untersucht, aber nicht bestimmt, wohin solche nach dem System gehören. Der sachkundige Übersetzer sagt diess uns erst: Das erste sey im nördlichen Europa bisher unbekannt gewesen, und könne unter dem Namen *Gioënella conchiphaga*, im System nach *Lepas* angereihet werden, und folgende Definition erhalten: *animal lupiniforme, aperturis duabus, altera trachea longa exsertili. Testa trivalvis, valvis duabus subparellis distantibus, centro concavis; tertia scutiformi antica, intermedia transversa.* Auf deutsch könne man es *Essenmuschel* nennen. Das zweyte bestimme gleichfalls eine eigene Gattung, die vor *Dentalium* gehöre, und *Gorythium* ...

tum (Helmschnecke) testa alata genennt werden könne. Ungewiss sey es noch, ob das Thier eine *Clione* sey. Die Schnecke sey *testa globoso-mucronata, apice perforata, antice unilabiata; ore rima transversa, per testam utrinque decurrente.* Beide seyen im neapolitanischen Meere um Catana anzutreffen. Das dritte sey vielleicht eine *Anomia.* Hierzu gehört Tab. I, worauf diese Schaalthiere mit ihren Gehäusen abgebildet sind. II) *Über Erscheinungen, welche Pflanzenblätter unter der Luftpumpe geben.* Das *Römer*sche Archiv für die Botanik, worin aus den *Memoires de Turin Anné* 1790 (welche der Vf. nicht nachschlagen konnte) die Senebiersche Bemerkung ausgehoben wird, dass die Luft, welche man aus unter der Luftpumpe in Wasser gesetzten Blättern erhalten, schlechter als die gewöhnliche, und der Zusatz, dass die Erklärung nicht so gar leicht sey, gab Hn. *Schr.* Veranlassung, hierüber nach einer, wie er selbst sagt, nur hypothetischen Meinung dahin zu entscheiden, dass, weil viele Pflanzen vielen Kohlenstoff enthalten, sie neben der besseren Luft, welche viele im Sonnenstrahle von sich geben, auch schlechte Luft durch die Versuche mit der Luftpumpe ausdünsten. III) *Was für eine Krummlinie beschreiben die aufstehenden Pflanzen? Welche das treibende Würzelchen?* Der Vf. spricht hier von solchen Pflanzen, die in der Jugend zu schwach sind, ihre Stengel lothrecht zu halten, sich also anfangs niederlegen, und wenn sie mehr erstarkt sind, erst dann aufstehend (aufsteigend) werden, in welcher Bildung sie dann eine Krummlinie formiren; er untersucht zugleich die physischen Gesetze, nach welchen dieses zugehe. Drey Kräfte scheinen hiezu beyzutragen: die Schwerkraft, wodurch der Stengel niedergezogen wird, seine Erstarkung selbst und endlich jene Ursache, welche überhaupt bey den Pflanzen das Aufrechtwachsen bewirkt, und welche Hr. *Schr.* einstweilen den Trieb zum lothrechten Stand nennen will. Er bringt nun diese Erscheinungen auf eine einzige Kraft zurück, und diese sey die stärkere Kraft des Lichtes. Auf eine gleichförmige Weise liessen sich auch die Erscheinungen an den treibenden Würzelchen erklären. V) *Eine botanische Merkwürdigkeit im Hochschottland und in der Schweiz.* Diese ist ein in der Nachbarschaft von Inverary befindlicher Baum (es wird nicht gesagt von welcher Art), an welchem zwey starke Äste durch einen Zwischenast so genau mit einander verbunden sind, dass man ohnmöglich unterscheiden kann, aus welchem Aste dieser Zwischenast wohl möge hervorgewachsen seyn. Auch *Bridel* fand nahe am Passe aus dem Ländchen *Greyerz* in das Sanenland zwey Buchen, welche ein einzelner Ast vereinigte, ohne dass man bestimmen konnte, welcher von beiden er zugehöre. Diese mehr sonderbaren als merkwürdigen Erscheinungen zu erklären, giebt sich Hr *Schr.* mehr Mühe, als die Sache vielleicht werth ist, und da er jedoch keine dieser missgestalteten Bäume gesehen hat — welches indessen doch nöthig gewesen, um die wahre Ursache dieser seltsamen Deformation aufzufinden — so hilft er sich mit der Vermuthung, dass das ganze von Menschenhänden, vielleicht zufällig, hervorgebracht sey. VI) *Sind wohl die Blutkügelchen und ähnliche Körperchen in thierischen und vegetabilischen Körpern Thiere?* Hr. *Schr.* verneint diese an sich sehr seltsame Frage, wozu ihm *Ebers* in Göttingen vertheidigte *Observationes helminthologicae* veranlassten, und zwar aus Gründen, die er von selbst angestellten Beobachtungen entlehnte.

Zweytes Heft. I) *Recension von Rafn's Entwurf einer Pflanzenphysiologie.* Eigentlich nur Vehikel, das Hr. *Schr.* und zwar sehr glücklich benutzte, seine eigenen pflanzenphysiologischen Ideen anzubringen. II) *Abhandlung über das Mutterkorn.* Eine sehr geschickte Zusammenstellung der bisherigen Meinungen über das Mutterkorn, und der verschiedenen Angaben der Ursachen desselben, verwebt mit eigenen Beobachtungen des Vfs., aus welchen sodann Schlüsse gezogen werden, welche diese Erscheinung in ein helleres Licht setzen. III) *Über einige optische Schwierigkeiten.* Der Vf. commentirt hier über folgende drey Fragen: 1) Warum kreuzen sich die Lichtstrahlen in der Pupille? 2) Warum sieht man Gegenstände, welche auf der Netzhaut verkehrt abgemalt werden? 3) Warum sieht man mit zwey Augen denselben Gegenstand nur einfach? — V) *Betrachtungen (?) über einige landwirthschaftliche Wahrnehmungen in (der) Niedernormandie.* Die Anwohner (wahrscheinlich Einwohner oder Nachbarn) von Coutance düngen ihre Felder mit einer leichten Erde, die sich an der Seeküste befindet. Diese Erde ist nichts anderes, als eine sehr feine, aus verwitterten Muschel-Schaalen entstandene Kalkerde. Mit dieser düngen sie so stark, dass man sie auf manchen Äckern beynahe drey Schuh hoch über den natürlichen Grund aufgebracht findet; aber sie düngen, woran sie sehr klug handeln, zu gleicher Zeit auch mit animalischem Dünger, und bezwecken dadurch, besonders in *nassen Jahren, frühzeitige* und *ergiebige Ärndten.* Die Landleute, welche von der Küste entfernter wohnen, düngen auch mit dieser Erde, aber je weiter sie entfernt liegen, mit desto weniger Erfolg. *Legentil,* der dieses erzählt (*Memoir. de l'Acad. des Scienc. de Paris.* 1782. p. 356—367), hält das letzte für Vorurtheil und glaubt, dass die verschiedenen Erscheinungen, die diese Düngungsart um Coutance hervorbringt (doch wohl die Erfahrung, dass ihre nassen Jahre ergiebiger als ihre trockenen seyen?) theoretischen Landwirthen immer unerklärbar bleiben würden. Hr. *Schr.* sucht diese Erscheinungen aus chemischen Gründen zu erklären, und will zugleich die Theorie mit der Erfahrung ausgleichen. Unserem Bedünken nach wird sich jeder praktische Landwirth, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit, diese Räthsel lösen können. Kalk ist eigentlich kein Dünger, sondern er löst nur die fruchtbar machenden Theile des animalischen und vegetabilischen Düngers, der sich im Boden befindet, schneller auf, wodurch die Vegetation lebhafter wird. Da die Leute um Coutance so viel klaren Muschelsand aufführen, dass die Getreidewurzeln kaum den natürlichen Boden des Ackers erreichen können; so wird dieser Sand bey trockenem Wetter zu locker, fällt aus einander und erlaubt den Sonnenstrahlen beständig auf die Wurzeln zu wirken, wodurch sie nothwendig austrocknen und absterben müssen. Die Nässe bewirkt gerade das Gegentheil, macht ihn fester, und trägt viel dazu bey, dass die animalischen Düngtheile, mit dem diese Leute den Muschelsand vermischten, sich schnell auflösen und in die Pflanzen wirken können. Verschiedene Ursachen können übrigens auch hiebey thätig seyn, warum die Düngung mit diesem Muschelsand in Gegenden, welche von der Küste entfernt liegen, nicht gleich glücklichen Erfolg gewährt. Ist die Unterlage des künstlichen Bodens Lehm oder Thon, so kann das Regenwasser nicht durchdringen, es bleibt zwischen diesem Grund und dem Muschelsand stehen, wäscht die Wurzeln in dieser leichten Erde los, oder macht sie faulend. Vielleicht dass auch diese Leute ihr Vertrauen allein auf diese Kalkerde setzen, und keine animalische Düngung beymischen. Wehe dem Landwirth, der dieses thut, um seinen übrigen Dünger zu ersparen! In kurzem wird sein Land ausgemergelt seyn, und es wird doppelter Mühe und Aufwandes bedürfen, es wieder tragbar und fruchtbar zu machen.

† †

Pirna, b. Friese: *Schmetterlinge.* Ein Bilderbuch zur Belehrung und Unterhaltung für grosse und kleine Kinder. In 42 Abbildungen auf 7 ausgemahlten (ausgemalten) Kupfertafeln nebst der nöthigen Beschreibung. 1806. VII ausgemalte Kupfertafeln, ein Bogen unpaginirten Textes. gr. 4. (2 Thlr. 12 Gr.) Dieses Werkchen, dessen Bestimmung der Titel angiebt, verdankt sein Daseyn dem nicht rühmlichen Benehmen eines Mannes, den Rec. theils aus Schonung, theils auch, weil er im Begriffe steht, sein Unrecht durch ein gelehrtes Unternehmen anderer Art gut zu machen, nicht nennen will. Die VII Tafeln dieses Büchelchens nämlich waren ursprünglich für das, von jenem Manne verfasste „*Taschenbuch für junge Schmetterlingsfreunde, mit Kupfern nach der Natur (nach Hübner) gezeichnet und ausgemalt.* 8. *Pirna, b. Pinther* 1801" bestimmt, welches Buch aber nicht in den Buchhandel kommen konnte, weil der Vf. die fernere Bearbeitung unterliess, und dem Verleger den Text schuldig blieb, wodurch dieser in Verlegenheit und Schaden gesetzt, auch genöthiget ward, das Vorhandene so gut als möglich unterzubringen. Nun trat Hr. *Friese* in Pirna auf, kaufte die vorhandenen 50 Exemplare des angekündigten und unvollendeten Taschenbuches an sich, und hat einen rühmlichst bekannten Entomologen, zu den vorhandenen Abbildungen einen nothdürftigen Text zu schreiben, wodurch denn dieses Werkchen in seiner gegenwärtigen Form an das Licht trat. Die Kupfer sind nicht ganz misslungene Nachbildungen der Hübnerschen Vorbilder, und der Text ist was er seyn konnte und sollte, eine kurze und gute Erklärung dieser Figuren. Die Geschichte des Entstehens dieses Bilderbuchs, die Rec. durch einen seiner Freunde umständlich erfuhr, ist interessanter, als die Bilder die es enthält, und daher ist es unnöthig, länger bey diesen zu verweilen.

* *

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1808.

CHEMIE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Grundriss der Chemie*, zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von Dr. *K. W. G. Kastner*, Prof. der Chemie auf der Universität zu Heidelberg etc. I Theil. 1807. 318 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesem ersten Theile trägt Hr. K. die Grundlehren der Chemie vor, und wird die Darstellung des Speciellen nach diesen Principien regeln. Rec. hält einen solchen ersten öffentlichen Versuch, die Chemie eigentlich wissenschaftlich abzuhandeln, grosser Aufmerksamkeit werth, und achtet es für Pflicht, von einem Werke, das eine neue Epoche bezeichnet, einen genauen und möglichst vollständigen kritischen Bericht zu erstatten.

Der Vf. huldigt zwar im Ganzen der neuesten Philosophie, und nennt sie (S. 8) ausdrücklich eine Führerin der Chemie zu vollkommnerer wissenschaftlicher Ausbildung. Wenn aber derselbe bald hinterher die wissenschaftliche Chemie als eine „Verkettung der aus der ganzen Erfahrungssumme vergleichend gezogenen Resultate, zu einem, das Einzelne umfassenden, Ganzen" aufführt: so bemerkt man hierin leicht eine grosse Abweichung von dem Standpuncte mancher neueren Systematiker, welche sich den Schein geben, ohne Reflexion zu denken. Diese werden auch Hn. *Kastner*, wenn er dabey beharren sollte, schwerlich eine solche Ketzerey auf die Länge zu Gute halten; wohl aber die Wissenschaft, die unfehlbar dabey gewinnen wird. Um nun den Leser schnell mit den in diesem Bande abgehandelten Materien bekannt zu machen, und bey der eigentlichen Kritik den Raum weitläuftiger Nachweisungen zu ersparen: setzen wir zuvörderst das kurze und deutliche Inhaltsverzeichniss her, so wie es der Vf. selbst gegeben hat: §. 1. Begriff der Chemie. Ursprung. Geschichte. Anwendung der Mathematik auf Chemie. Verschiedene Doctrinen. Literatur. — §. 2—5. Materie, Masse, Raum und Zeit, Schwere und Licht. Allgemeinheit und Besonderheit. Organisches und Anorganisches. Körperlichkeit und Geistigkeit. Bestimmte Thätigkeitsrichtung, magnetisches Verhältniss. — §. 6. Elektrisches, galvanisches und chemisches Verhältniss. Bedingung aller chemischen Wirkung. — §. 7—14. Flüssiges und Starres. Cohäsion, Adhäsion, Cohärenz, Expansion, Elasticität. Krystallisation. Chemische Analyse und Synthese. Mechanische Vorbereitungen und Vorrichtung. Arten der chemischen Processe. Bestandtheile, nähere und entfernte. Unterschied des Organischen und Anorganischen bey der chemischen Behandlung. Wirkung des Wassers. Grundstoffe. Chemische Zeichen. Reagentien. Nomenclatur. — §. 15. 16. Dichtigkeit, Gewicht. Werth der specifischen Gewichtsbestimmung für den Chemiker. — §. 17. Beurtheilung der sogenannten Grundkräfte der Materie. — §. 18—25. Ursprung der chemischen Verschiedenartigkeit, Verwandtschaft. Lösung, Auflösung. — §. 26—40. Natur der Sinne. Licht, Elektricität, Magnetismus, Galvanismus, Wärme.

Indem nun Rec. die wichtigsten Lehrsätze des Vfs. darstellt, wird er die ihm aufstossenden Zweifel gegen Richtigkeit des Inhalts und des Ausdrucks nicht verhelen: so entfernt er auch von der, jetzt leider nur zu gewöhnlichen, Anmassung der Untrüglichkeit ist. — „Die Chemie beschäftigt sich (nach S. 1) mit dem inneren Massenverhältnisse der Dinge, und da diese in jener Beziehung sich stets gegenseitig als differente erscheinen: so ist sie die Lehre von der Einung (*synthesis*) der sich entgegengesetzt verschiedenen (eine undeutsche Wortfügung!) Massen. Der Begriff der Trennung (*analysis*) ist dem der Einung untergeordnet." Dem Ausdrucke: inneres Massenverhältniss, fehlt es an Deutlichkeit, um so mehr, da Masse, dem Sprachgebrauche nach, auf die Quantität der Materie hindeutet. Warum also nicht: specifisches Verhältniss; oder: Qualität der Materien? Erst in der Mitte der Schrift wird auf die wechselseitige Beziehung der Chemie und Physik hingewiesen (S. 137); was aber gleich hier hätte geschehen müssen. Dadurch wäre, bey weiterer Ausführung, der Begriff der Chemie viel klarer geworden; und der, dafür geopferte, Raum konnte füglich der allzureichlichen Angabe der Literatur wieder genommen werden. — „*Masse* ist das Product der Bewegung der Materie zum *Nebeneinanderseyn*. *Materie* nennen wir das in und durch sich selbst bewegliche Wesen der Körper, dessen Bewegung zum Nebeneinanderseyn sich als Phänomen der *Schwere* darstellt, die zum Product gekommen, das *Seyn der Masse* begründet, und dadurch zugleich *Raum erfüllend* wird." (S. 54.) Hier wird die Schwere, und sogar das Phänomen derselben, als früher und ursprünglicher angenommen, wie die Existenz der Masse; eine Um-

kehrung, zu welcher Hr. K. durch frühere Beyspiele sich verleiten liefs. Übrigens hat Rec. gegen jenen Satz wenig einzuwenden; sobald ihm zugestanden wird, für das „in und durch sich selbst bewegliche Wesen der Körper, also für die Materie im Sinne des Vfs., die Imponderabilien zu nehmen": diese „Elemente alles Daseyns, deren wahren Werth bis jetzt fast mehr Dichter und Philosophen geahndet und anerkannt, als Chemiker und Physiker gehörig untersucht haben." — „Als dieser Bewegung der Materie (nämlich der zum Massefeyn) entgegengesetzt, erscheint die ihr ursprünglich eigenthümliche zum *Aufgeben der Masse*, welche sich unserer sinnlichen Wahrnehmung in den *Phänomenen* der *Wärme* und des *Lichtes* darstellt, deren letzteres als das Phänomen der ursprünglichen Gleichheit aller Dinge in und mit sich selbst, als Bezeichnung des erlangten Ziels erscheint, welches jedes verkörperte Materielle erreicht, wenn es die durch Massefeyn begründete Körperform abzulegen, und so in höchster Freyheit und Unbedingtheit hervorzutreten strebt" (ebend.). In diesem Satze liegt eine tiefe Wahrheit, und nach Rec. Dafürhalten der Schlüssel zur ganzen Naturlehre. Es folgt nämlich unmittelbar daraus, dass das *Aufgeben der Masse* mit den *Phänomenen* der Wärme und des Lichtes verbunden ist; auch diess: dass auf den *Principien* der Wärme und des Lichts das *Massefeyn* beruht; dass, mit anderen Worten, die Masse das Refultat einer Verknüpfung (Bewegung zum Nebeneinanderseyn) der Elemente des Lichts und der Wärme ist. Es versteht sich, dass die gänzliche Trennung der Elemente — die Ablegung aller Körperlichkeit — nie erreicht werden kann; worauf auch der Vf. an mehreren Stellen hindeutet. Eben daraus aber ergiebt sich, dass die Tendenz der Materie — mit anderen Worten: der Elemente — zum Aufgeben der Masse, nicht die ursprünglich eigenthümliche derselben seyn kann; sie ist vielmehr immer nur eine gleichsam erzwungene, und ursprünglich ist das Einungsbestreben der Materie, oder vielmehr den Urstoffen der Masse eigen, sonst würde gar keine Masse existiren. Wenn man aber die entgegengesetzte Beschaffenheit der Phänomene der Wärme und des Lichts übersieht, oder wenn man, wie der Vf. mit vielen Anderen, bemüht ist, sie auf Gradunterschiede, statt auf entgegengesetzte Naturkräfte und Naturwesen, zu reduciren: so wird man freylich eins oder das andere jener Phänomene, wie z. B. der Vf. die Wärme, bald gar nicht mehr beachten; und nachdem man gewaltsam die beiden differentesten aller Phänomene einander gleich gemacht hat, das *eine* derselben für „das Phänomen der ursprünglichen *Gleichheit* aller Dinge ansehen (wovon es gar kein Phänomen geben kann), statt *beide* als die Phänomene einer tiefliegenden *Verschiedenartigkeit* der Dinge (der, von *Schelling* anfangs so laut vorgetragenen, nachher aber aus Mangel an empirischem Sinne verkannten, ursprünglichen Duplicität der Natur) anzuerkennen." — „Insofern sich die *Masse* als verschieden geartete, als individuelle erblickt, insofern erscheint sie als solche gegenseitig different; und da diese Differenz ursprünglich durch die verschiedene Richtung der Bewegung der Materie erzeugt wurde, diese Richtung aber das Resultat des ursprünglichen Strebens entweder zum *Lichte* oder zur *Schwere* ist, und diese sich gegenseitig begrenzen: so geht hieraus hervor, dass, bey der *Berührung* zweyer differenter Massen, Streben nach Ausgleichung, nach gegenseitiger Begrenzung und Hemmung, als nothwendiges Product des Berührungsactes begründet wird" (S. 55). Die Consequenz, welche in dieser Schlussfolge liegt, kann leicht übersehen werden, wenn man das *ursprüngliche Streben* nicht gehörig beachtet, und die Zwischenglieder nicht supplirt. Wenn nämlich das Streben nach einer jener beiden Richtungen ursprünglich ist, so ist es auch nothwendig, und wird mit dem überwiegenden Streben nach der entgegengesetzten Richtung, in einer anderen differenten Masse, ohne Weiteres in Conflict treten (folglich sich damit ausgleichen), sobald nur die äussere Bedingung gegeben ist. Diese aber, nämlich die *Berührung*, hat der Vf. bloss genannt, ohne sie im mindesten zu erklären. Es hätte erinnert werden müssen, dass durch denselben Act, wodurch die specifische Masse entstand, ihr Constituirendes nothwendig auf einen bestimmten Raum beschränkt wurde, und daher nicht in einen fremden entfernten Raum, *als Masse Constituirendes*, hinwirken kann. Die chemische Wechselwirkung, das Ausgleichen des qualitätgebenden Quantitativen, kann daher erst wirken, wenn zwey specifische Massen gleichsam ein Continuum ausmachen, d. h. wenn sie einander berühren. (Vielleicht möchte aber eine solche Erklärung Hn. K zu realistisch scheinen.) — Das Hineingreifen in die eigentliche Philosophie (S. 56) konnte füglich unterbleiben; wozu solcher Schimmer? Übrigens ist — wenn „im Anorganischen, und vorzüglich im Metallischen, die eine Richtung (nämlich die zur Schwere, oder die irdische) sich vorzüglich ausgesprochen hat" — schwer einzusehen: warum das magnetische Verhältniss, bey welchem „beide Richtungen in *einem* Individuum gleichzeitig zur deutlichen Aussprache gekommen sind", sich beym *Eisen*, wenn auch „alles Körperliche ihm mehr oder weniger unterworfen ist", doch mit so ganz ausserordentlich auffallender Deutlichkeit ausspricht. — Loben muss Rec., dass (§. 6) der elektrische Conflict als eine Einleitung des chemischen betrachtet wird; denn die von Anderen behauptete „absolut höhere Dignität" des elektrischen Processes ist eine idealistische Verirrung. Auch hat es mehr für sich, das galvanische Verhältniss als Übergangspunct des elektrischen ins chemische anzusehen, als wenn Manche das galvanische als elektrisches in der höheren Potenz betrachten, das auf einer ganz anderen Stufe stände. — Es wäre zu weitläuftig, die Sätze des Vfs. über das Wesen des Flüssigen und die Rolle der *Flüssigkeit* im chemischen Processe (S. 58) ganz anzuführen; hier nur so viel darüber. Die, von *Schelling* verbreitete, unerwiesene Annahme, das Lichtprin-

cip sey das, der Cohäsion und bestimmten Gestalt entgegenwirkende, liegt auch hier den Erklärungen zum Grunde, und jenes Princip, das doch jedem Unbefangenen sich als bildendes und bindendes aufdringt, wird gezwungen, als das, ihm entgegengesetzte, erwärmende und flüssigmachende zu erscheinen. Geht man indess darüber hinaus, und wählt man statt „Licht und Schwere" die Ausdrücke: expansives und contractives Princip: so haben die Gedanken des Vfs. über die Wirkungen der Fluidität viel Annehmbares, und zeigen sich als eben so viele Schritte zu einer, bisher mangelnden, Erklärung dieses Gegenstandes. Leider aber tritt (S. 60) der *Lösungsprocess* ganz unbegründet auf; da der Vf. unterlassen hat, die *Möglichkeit* der Lösung im Gegensatze der *Auflösung* zu zeigen. Und er musste diess unterlassen, weil er übersah (und vielleicht, gleich vielen anderen, zu Gunsten überlieferter Hypothesen, übersehen wollte): dass Flüssigkeitszustand etwas, von der ursprünglichen Qualität der Materie, von ihrem eigentlichen Innersten, Unabhängiges ist, dass Wasser starr wird (sich als Eis darstellt), ohne eine durchaus andere Materie zu werden. Gerade die Lösung zeigt also, dass nicht „das Wesen des Flüssigen in einem (vollkommenen) Entfalten der Innerlichkeit gegebener Massen" bestehe, sondern dass es hierzu erst der Übergang sey. Wie könnten zwey Fluida innig gemengt werden, ohne sogleich Ein Fluidum auszumachen, wenn die Fluidität ein Zustand des entfalteten Inneren der Materie, d. h. der in ungebundene Activität getretenen eigenthümlichen Qualität, wäre? Wie Rec. glaubt, verhält es sich mit diesem Räthsel so: Eine Materie wird durch eine andere *gelöst*, wenn diese jener von ihrer freyeren, an ihrer Qualität und Existenz keinen wesentlichen und nothwendigen Antheil habenden, Wärme so viel mittheilt, als für jene nöthig ist, um gleichfalls und gleichmässig flüssig zu seyn; eine Materie wird durch eine andere *aufgelöst*, wenn nicht nur diess geschieht, sondern zugleich zwischen den beyderseitigen Qualitäten das bestimmte Verhältniss Statt findet, das die „Einung" möglich macht. Diess ist allerdings mit Principien zu vereinbaren, und wenn Rec. hier den Ort nicht findet, das zu beweisen, so hoffet er dennoch, es werde sich anderwärts schon zeigen, dass er sich davor nicht scheue. — Von der Gestaltung des Tropfbarflüssigen zu *Dampf* und *Gas* (S. 69) giebt der Vf., ungeachtet seiner Behauptung (S. 72 Anm.), dass „jede Art des Flüssigen ihren eigenthümlichen Charakter habe," keine genetische Erklärung; und es war ihm auch unmöglich, *Dampf* von *Gas* wesentlich zu unterscheiden, da er keine Mittheilung, sondern bloss eine Erregung, der Wärme annimmt. Leichter hätte er, statt *jenes* Unterschieds (obgleich beide eigentlich nur einer sind), den des *Gas* von *Dampf* gefunden, wenn er seiner Bemerkung (S. 69), dass „ein bleibend Expansiv-flüssiges entsteht, wenn ein Fluidum in seinem Inneren kraftvoll durch Berührung *chemisch-differenter* Substanzen bey angemessener Temperatur erregt wird," weiter nachgedacht hätte." Es fliesst daraus, dass bey der Gasbildung das Princip der Expansion selbst aufgenommen werde in das eigentliche Innere der entstehenden Gasarten, und nachher einen integrirenden Theil ihrer Qualität ausmache; was bey der Dampfbildung nicht Statt findet. Die kleinen Modificationen der Qualität, oder vielleicht nur der Äusserungsart derselben, welche den übrigen Formen des Flüssigen parallel gehen, sind nicht gemacht, den blossen Gradunterschied zwischen Dampf und Gas zu erweisen. Was sind sie, gegen die, mit der Gasbildung verknüpften, völligen Veränderungen der Qualität! Wir erinnern den Vf. an das, was er weiter oben (S. 57) über Inneres und Äusseres, Chemisches und Elektrisches, beybrachte, und was er hier nur desswegen nicht gehörig anwendet, um doch behaupten zu können: dass bey jeder Flüssigkeit, als solcher, das Innere gänzlich, zu völliger Ungebundenheit, entfaltet sey, wovon Rec. die Nothwendigkeit nicht einsieht. — S. 71. 72 kommen wieder Poesieen, über die vorhin genannten Gegenstände, vor, die hier sehr überflüssig sind, und die wahre Gestalt der Thatsachen entstellen. — Das absolut pulverig-Rigide (S. 74 Anm.) ist gegen *Kants*, allerdings zu oberflächliche Definition des Flüssigen, ein noch oberflächlicherer Einwurf. Ein solcher Seitensprung in die unlautere Atomistik liess sich vom Vf. gerade am wenigsten erwarten. — Die „*freyliegende Kraft*," welche (nach S. 75) die wärmeren Substanzen mit den kälteren ausgleicht, ist, bey der Ansicht, welcher Hr. K. huldigt, ein blosses Wort, von dessen Sinne derselbe hätte Gebrauch machen sollen. Auf ähnliche Weise ging der Vf. (S. 72) über die, den Dampf als einen solchen erhaltenden *äusseren Bedingungen* sehr schnell hinweg. Über die verschiedenen Formen des *Starren* überhaupt macht der Vf. manche interessante Bemerkung, und beschreibt gründlich das *Krystallinische*, wobey er hauptsächlich *Hauy* zum Muster erwählt. — Die, der Beschreibung chemischer Verfahrungsarten vorangeschickten, Bemerkungen über chemische Analyse und Synthese können von den gutmüthigen Empirikern, welche ihr eigenes Machwerk für Werk der Natur nehmen, nicht genug beherzigt werden. — Auch die Ansicht des Vfs. von den sogenannten chemischen Elementen ist im Allgemeinen beyfallswerth und sehr zu empfehlen. Doch behalten wir uns die Erlaubniss vor, die „im *Wasser* liegende Möglichkeit, *aus sich selbst* different zu werden" (S. 111) nicht allzustreng zu nehmen. — Mit des Vfs. Grenzbestimmung des Anorganischen und Organischen muss man in sofern zufrieden seyn, als von der Chemie die Physiologie nicht wohl ein Mehreres verlangen darf. Doch würde der Vf., wenn er sich in diese weiter hinein wagte, gar bald Schwierigkeit finden, mit seinen (adoptirten) Grundsätzen, z. B. mit der Annahme des Lichts, als eines expansiven und fluidisirenden Princips, merklich weiter zu kommen. — Dagegen hält Rec. die Bemerkungen des Vfs., wodurch er die Übergänge des Chemismus lebender Individuen in den Erdchemismus bezeichnet (§. 12), zusammengenommen mit seinen früheren Bemerkungen hierüber, für einen reinen Gewinn, der allein schon Hn. K. den Dank

des literarischen Publicums für seine Bemühungen hinlänglich sichern würde. — Sehr wahr ist der (S. 136. 137 vorkommende) Satz: dass die Wasserquantität, da sie von denselben ursprünglichen Richtungen der inneren Thätigkeit jedes Substantiellen abhänge, wie die specifische Beschaffenheit der Materie, mit dieser ursprünglich in genauer Beziehung stehe. Die Naturforscher sollten sich um diese Wahrheit, worin freylich für das Specielle eine unendliche Aufgabe liegt, nicht ferner hinwegschleichen! Der Vf. nimmt hieraus Anlass (S. 137. Anm.), von der Unzertrennlichkeit der Chemie und Physik zu reden; was aber, wie Rec. schon bemerkt hat, eigentlich gleich anfangs geschehen musste. — — So sehr Rec. in die scharfe Rüge des Beruhigens bey dem todten Formelwesen der Attractivkraft und Repulsivkraft einstimmt: so sonderbar scheint ihm das, was der Vf. gegen jene Kräfte selbst vorbringt. Namen sind immer von Äusserungen, nie vom Wesen hergenommen. Wie ist es denn mit der „Cohäsion," diesem Lieblingsworte des Vfs.? (was beyläufig gesagt, dem Vf. so viel bedeutet als: Cohäsionskraft, ungeachtet er den Ausdruck: Kraft, aus einer nicht sehr lobenswerthen Scheu sorgfältig meidet.) Die „drey Dimensionen der Materie" hätte der Vf. lieber mit Stillschweigen übergehen sollen, da es ohnehin nicht fehlen konnte, dass manche Anhänger *Schelling's* ihm sein Nichtbeachten derselben, das Rec. sehr zu schätzen weiss, da es ein Ausdruck von Geistesfreyheit ist, zum Vorwurfe machen würden. Wo hat denn Hr. K. das dritte der, jenen Dimensionen entsprechensollenden, Thätigkeitsprincipe? Wir haben deren nur zwey gefunden: eine Cohäsionskraft = Schwereprincip (und was ist diess anders, als *Kants* Attractivkraft?); und eine Expansionskraft = Lichtprincip (*Kants* Repulsivkraft). Mit dem „Sinn der Substanz selbst" nicht dem *Dinge an sich* wollte *Kant* überhaupt nichts zu thun haben; und der neueren Philosophie blieb es noch übrig, die ursprüngliche Synthesis jener beiden Kräfte anzuerkennen. Was ist aber jenes „Sein selbst" dem Vf., wenn er es sich hinter der Thätigkeit als ein todtes „Substrat" daliegend, und nicht in eben jenen Kräften, oder Thätigkeitsrichtungen, lebend und webend denkt? — *Die* Theorie der Imponderabilien, wobey ausserdem noch eine indifferente Masse angenommen wird (und diess geschieht auch bey *Winterl's* Ansicht) verwirft der Vf. (S. 143. Anm.). Wie aber, wenn nun eine Theorie, die von Imponderabilien ausginge, ohne jedoch ausserdem noch eine todte Masse vorauszusetzen, die richtige wäre? — In der Lehre von den verschiedenen Äusserungen des chemischen Einungsbestrebens (der sogenannten chemischen Verwandtschaft) folgt der Vf. *Fourcroy* und *Vauquelin*, hauptsächlich aber *Berthollet*, obgleich er selbst diesen letzteren hie und da, wie es scheint mit guten Gründen, bestreitet. Rec. ist mit des Vfs. Darstellung der Verwandtschaftslehre, ungeachtet darin selbst diesem noch Manches dunkel bleiben musste, sehr zufrieden. Was indess der Vf. aus seinen Principien, mit deren Ausdrucke wenigstens Rec. nicht übereinstimmt, zur tieferen Erklärung hinzuthut, zieht Rec. wieder davon ab, oder übersetzt es doch erst in seine eigene Sprache.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

ARCHITEKTONIK. *Leipzig*, b. Stage: *Lukas Vochs deutliche Anweisung zur Verfertigung der Baurisse.* Vierte, mit 10 Kupfertafeln vermehrte und ganz umgearbeitete Ausgabe von *Andreas Christian Mayer*, Ingenieur und Weinvisierer. Ohne Jahrzahl. 337 S. in kl. 8. (1 Thlr.) *Lukas Vochs* Werk, wovon diess eine neue, ziemlich vermehrte Auflage ist, war zu seiner Zeit nützlich und brauchbar, besonders für Anfänger und Handwerksleute, welche, mit der Geometrie unbekannt, sich von der Aufreissung geometrischer Figuren und der Entwerfung der Baurisse unterrichten wollten. Hr. *Mayer* hat das Ganze in 4 Hauptabschnitte gebracht, und handelt 1) *von der Aufreissung der in der Architektur vorkommenden geometrischen Figuren.* 2) *Von der Erklärung und Eintheilung der bürgerlichen Baukunst.* 3) *Von den Grundregeln der fünf Ordnungen;* und 4) *von einigen Mitteln, zur Abhelfung der in den Gebäuden verschiedentlich vorkommenden Unbequemlichkeiten und Beschwernissen.* Die zwey letzten Abschnitte sind grösstentheils eine Zugabe des neuen Herausg. Die Lehre von den Ordnungen im 3 Abschnitt enthält nichts Neues, und selbst das Alte nach der ganz gewöhnlichen Ansicht vorgetragen. An eine Verweisung an die classische Architektur ist nicht zu denken; vielmehr waren die Vorbilder des Vfs. nur die schlechteren älteren deutschen und französischen Werke, worin man diese Lehren abgehandelt findet. Man kann sich davon auch aus der IX Kupfertafel überzeugen. Überhaupt scheint es dem Vf. sehr an Geschmack zu fehlen, sonst würde er Zeichnungen, wie Taf. IV enthält, nicht aufgenommen haben. Der vierte Abschnitt enthält manche nützliche Bemerkung, z. B. über die Lehre von den Schornsteinen u. s. w., und ist unstreitig das Beste und Nützlichste im ganzen Werke.

K.

JUGENDSCHRIFTEN. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Goebhardt: *Allgemeines Lesebuch für katholische Bürger und Landleute, für Stadt und Landschulen* eingerichtet von *einem katholischen Geistlichen* in Franken. *Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage.* 1804. XXIV u. 662 S. 8. (10 Gr.) Sieht man auf die Menge der Gegenstände, auf welche sich dieses Lesebuch bezieht, so ist es unstreitig eines der vollständigsten, die wir in dieser Art besitzen. Es verbreitet sich über die menschliche Seele, ihre Kräfte und den Gebrauch derselben, wobey die Pflichten — und bürgerliche Rechtslehre vorkommen; über die Naturkunde nach ihren einzelnen Zweigen (wobey auch die Ökonomie nicht vergessen ist); es giebt Rathschläge, sich Vortheile zu verschaffen, Schaden zu entfernen, sich in der Noth zu helfen; es liefert eine kurze Geschichte der Deutschen, eine Erdbeschreibung, eine Anleitung zum Briefschreiben und einen Unterricht über die gangbarsten Münzen. Die Ordnung, in der die Gegenstände auf einander folgen, könnte zwar etwas natürlicher seyn; allein der Vortrag ist sprachrichtig und fasslich. Auch hat der Vf. neuere Entdeckungen, besonders in der Astronomie, nicht unbeachtet gelassen. Dass durch die neuesten Friedensschlüsse die hier gelieferte Geographie antiquirt sey, kann dem Vf. nicht zum Vorwurf gemacht werden. Bey einem Buche, das in so viele Fächer einschlägt, ist es nicht schwer, Ausstellungen zu machen. So ist es z. B. eine längst verworfene *Hübner*sche Ableitung, der zu Folge (S. 500) die *Alemannen* ihren Namen von *Allerley Mannen* haben sollen: bey den S. 646 angegebenen Titulaturen ist keine Rücksicht auf die, in unseren Tagen höher gestiegene, Titelsucht genommen; auch ist es S. 144 wenigstens unbestimmt ausgedrückt, wenn gesagt wird: Die ehelich Versprochenen sollen sich vor ihrer Trauung von allen fleischlichen *Vergehungen* enthalten. Fleischliche *Vergehungen* dürfen sie sich ja auch nach ihrer Trauung nicht erlauben. Das Ganze verräth übrigens einen aufgeklärten und kenntnissreichen Vf., und enthält einen Vorrath brauchbarer Unterrichtsmaterialien.

Z—d

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR 1808.

CHEMIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Grundriss der Chemie*; zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen, von Dr. K. *W. G. Kastner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Theorie des Lichts u. s. w., welche fast die Hälfte des Bandes einnimmt, hätte, wie auch Hr. K. in der Vorrede selbst gesteht, als Einleitung vorangehen müssen; eine Umkehrung, deren nachtheilige Folgen sich in dem Übrigen sehr sichtbar gemacht haben. Wie können auch theoretische Untersuchungen durchaus gründlich werden, wenn man über das zuletzt nachdenkt, worin der Aufschluss über das Ganze liegt? — Sowohl beym Gebrauche des Gesichts - als wie auch des Gefühlssinnes (sagt der Vf. §. 28, in welchem die eigentlichen Grundsätze enthalten sind) wird besonders die *innere Seite* der wahrgenommenen Individuen angesprochen. Wie reimt sich dieses Auffassen der „inneren Seite" damit, dass Licht und Wärme, diese Hauptphänomene jener beiden Sinne, das seyen, was „an den Dingen *reinster Ausdruck des* uns *Gegenübererscheinens* ist." Zeigt sich nicht gerade hierin, diess seyen die Sinne, nicht für das Innere, sondern für das *Äussere* der Dinge? Geruch und Geschmack, so wie in einer anderen Beziehung das Gehör, sind es, die das *Innere* der Körper auffassen, wie der Vf., wenn er seine Ansicht des Flüssigen hier consequent angewandt hätte, leicht gefunden haben müsste. (Indem derselbe hinterher — S. 181 — darauf kommt, fällt es desto mehr auf, dass diese Betrachtung nicht an dem Orte steht, wo sie zur Vergleichung am nöthigsten gewesen wäre, und wo sie nun die Sache nur noch dunkler machen würde.) Rec. Ansicht, der hierin am meisten mit dem zu früh verstorbenen *Kessler* übereinstimmt, ist kurz ausgedrückt folgende: Das Auge fasst die Gestalt der Körper auf, und der Vermittler zwischen ihm und den Objecten ist das formende Princip der Natur; das Gefühl hingegen erkennt die Ausgedehntheit der Körper im unmittelbaren Berühren, hat aber zugleich, seiner Qualität zufolge, Receptivität für das ausdehnende, der bestimmten Gestalt feindselige, fluidisirende Princip. — „Licht und Wärme, sagt der Vf., sind für beide Sinne der Ausdruck jenes Werthes," nämlich „des mit uns selbst in Vergleich zu stellenden Werthes des freyeren thätigeren Zustandes der wahrgenommenen Individuen" (Objecte). „Sie können mithin, schliesst er weiter, nicht gesonderte Wesen seyn." Nur Schade, dass dieser Satz mit jenem einerley ist, und folglich hier kein Syllogismus, sondern eine Tautologie steht. Zudem fusst der erste Satz darum auf sehr wankendem Grunde, weil des Vfs. Grundannahmen, über das Gesicht und Gefühl irrig sind. — Überhaupt muss man ja nicht glauben, es bestehe eine grosse Weisheit schon allein darin, die Materialität des Lichts und der Wärme zu leugnen. Denn sobald man damit auch die eigenthümliche Existenz der, jene Phänomene bedingenden Principe oder Naturwesen wegleugnen will, geräth man, wie es auch dem Vf. an vielen bisher erwähnten Stellen gegangen ist, in undurchdringliche Dunkelheiten. — Ein wenig Materialismus ist ein gutes Mittel sich vor Überschwenglichkeiten zu hüten, wie die (S. 187), dass „zwey chemisch verschiedengeartete Massen, wenn sie mit vorzüglicher Energie sich zu vereinen streben, desshalb genöthigt sind, kurz vor der Einung alle Substanzialität abzulegen." Wie sie diess können, und doch nachher im Stande sind, sich zu Einer Substanz „wirklich zu einen," ist Rec., wie wohl jedem, der in Worten auch einen Sinn sucht, unbegreiflich.

Was nun bis zu Ende des Buchs, und zwar in folgender Ordnung, über Licht, Elektricität, Magnetismus, Galvanismus und Wärme, gesagt wird, ist grossentheils eine sehr brauchbare und verdienstliche Zusammenstellung von Thatsachen. Eine specielle Beurtheilung des Speculativen darin wird theils durch das Obige überflüssig, theils dadurch, dass Hr. K. noch eine genauere Darstellung seiner Ansicht, nebst einer Kritik der bisherigen Erklärungen von Licht und Wärme, verspricht. Rec. ist darauf sehr begierig, wünscht aber, dass der Vf. nicht auch dort von hinten seine Untersuchung anfangen möge. Schon diess, dass der *niedere* Sinn die *Wärme*, der *höhere* das *Licht* percipirt, zeiget: eine Erklärung müsse mit jener, die hier ganz ans Ende gestellt ist, beginnen. Es kann also bey der, hier vom Vf. gewählten, Behandlungsweise nichts Tiefeingreifendes erzielt werden. Hr. K. lobt zwar die Lebendigkeit seiner Ansicht. Besteht sie aber etwa in den Ausdrücken: „sich gegenseitig erscheinen, sich erblicken, geistige Seite der Dinge?" u. s. w. Rec glaubt, die lebendigste Ansicht sey die, in welcher der gesunde Sinn erkennt, dass der gesunde Verstand ihm alte Bekannte klarer wieder vorstelle. — Ein zweyter Punct, welchen der Vf., und zwar im Texte, rühmend heraushebt, ist, dass durch seine Ansicht „selbst

die scheinbar verwickeltsten Fälle einfache Deutung erhalten" (S. 297). Möchte aber Hr. K. doch bedenken, dass der Ausdruck „erhöhete Thätigkeit" eben so nichtssagend ist, wenn er ohne weitere Erläuterung auf Alles angewandt wird, als der Ausdruck: Stoff. Die Hauptsache ist die Anwendung; und in dieser hat Rec. beym Vf. keine Einfachheit sondern theils ein schnelles Überweghüpfen, theils ein sehr gezwungenes Drehen und Wenden gefunden, wie besonders bey der optischen, calorischen und elektrischen Erklärung des Farbenspectrums sichtbar ist. Hier vergisst sich z. B. der Vf. so sehr, dass er (S. 290. Anm.) unter dem Roth des Farbenbildes noch ein zweytes Violett, und unter dem Violett ein zweytes Roth vermuthet, welches fürs Auge, vermöge der oberen Schichtung, nicht sichtbar sey. Und doch hatte er (S. 278) gesagt, „dass der quantitative Unterschied des in den Körpern gesetzten Lichtwerthes, *nur erst für und durch unser Auge ein qualitativer wird!*" *Naturam furca expellas etc.* — Über das chemisch-wichtigste, nämlich die Erklärung des Verhältnisses des Lichts und der Wärme zur qualitativen (und quantitativen) Verschiedenheit der Körper," sagt uns der Vf. so viel als nichts, und bey seiner Ansicht ist es auch unmöglich, darüber etwas herauszubringen.

Und nach dieser Ansicht (muss Rec. zum Schlusse noch bekennen, denn von der akademischen Brauchbarkeit des Buchs ist schicklicher künftig die Rede), hat Hr. K. geleistet, was er konnte. Wie schade aber, wenn so viel Geist und Gelehrsamkeit verschwendet werden sollten, ein gelichenes Phantom anzupreisen und auszuschmücken! Möchte doch der ächte Werth einiger Ideen eines grossen Denkers nicht so Viele über die Art verblenden, wie derselbe Meister jenen schönen Apparat fernerhin anwandte! Während Andere nun sich bemühen, Hn. K. völlig in das Heiligthum ihres Götzendienstes hineinzuzerren, freut sich Rec. über die Proben eigenthümlichen Forschungsgeistes, die ihm in vorliegender Schrift nicht entgangen sind, und wünscht, dass der Vf. zwischen allen Dimensionen hindurch, auf die man ihn hinlocken möchte, nur Eine verfolgen möge, nämlich: die des eigenen Weges.

m. t. b.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr* 1807. Mit den zwey Kalenderbogen. 224 S. 12. (18 Gr.)

Hr. *Bucholz* fängt an, es sich ziemlich leicht zu machen, um diese paar, ohnediess kleinen Bogen zu füllen, was sich durch eine kurze Übersicht des Inhalts leicht darthun lässt. *Erste Abtheil. Pharmaceutisch-chemische Abhandlungen. Ueber die Bildung des Essigäthers.* Nichts weiter als die Wiederholung der aus dem *N. allgem. Journ. der Chemie* bekannten *Schulz*ischen Versuche und Bestätigung derselben. Bey alledem bleibt es noch immer zweifelhaft, ob bey der Bereitung dieses Äthers die schweflichte Saure unumgänglich nothwendig sey, da *Voigt* und *Lowiz* durch die Destillation des blossen Essigs solchen Äther erhalten haben. *Über die Eigenschaften und vortheilhafte Bereitungsart des weissen Quecksilberniederschlags.* Nach Wiederholung dessen, was schon über diess Product gesagt worden, läuft alles darauf hinaus, dass sich der Apotheker an die in der preussischen Pharmakopöe dazu gegebene Vorschrift halten solle, um nicht Gefahr zu laufen, ein falsches Präparat zu erhalten. *Vortheilhafte Herstellungsmethode des Silbers aus dem salzsauren Silber. Meyer* hat diess Verfahren zuerst angegeben; man soll das Potaschenkali in einem Tiegel schmelzen, und dann das salzsaure Silber hinzuthun. *Neuer Beweis, dass nach der, durch Bucholz verbesserten Scheeleschen Methode, allerdings mildes, salzsaures Quecksilber ohne Salpetersubbith zu erhalten sey. — Über das Verhalten der fetten Öle zum absoluten Alkohol.* Nicht bloss Ricinusöl wurde in diesem Alkohol aufgelöst, sondern auch das Mandel-, Mohn- und Lein-Öl. *Beytrag zur näheren Kenntniss des sogenannten auflöslichen cremor tartari (cremor tartari solubilis).* Bekanntlich fliesst diess Mittel in den Standgläsern der Apotheker leicht zu einem festen Klumpen zusammen, wodurch das Pülvern desselben erschwert wird, und die Standgläser beym Receptiren leicht zerbrechen. B. schlägt daher vor, an dessen Stelle eine Vermengung aus 1 Theil Borax und 3 Theilen gereinigten Weinstein in den Apotheken vorräthig zu halten; diess lasse sich gleichförmig mit anderen Pulvern vermengen, und werde ohne Zweifel bey seiner Bearbeitung im Magen u. s. w. zu dem, was es ursprünglich seyn soll. — Sonderbar! den Magen zur pharmaceutischen Werkstatt zu machen! Hätten die Ärzte dieses Mittel nicht grösstentheils aus eigener Überzeugung verlassen: so würde man sich wenig um die Standgläser der Apotheker bekümmern. *Versuche zur Prüfung und Berichtigung des von Hagen und Lichtenberg empfohlenen Verfahrens, das milde salzsaure Quecksilber durch den Sublimationsweg zu erhalten.* B. zieht das ältere Verfahren, den ätzenden Sublimat mit dem metallischen Quecksilber vor der Sublimation fein zusammen zu reiben, dem *Hagen*schen und *Lichtenberg*schen, wo der ätzende Sublimat nur gröblich zerkleinert in das Sublimatgeräth gethan, und das metallische Quecksilber hinzugesetzt werden soll, vor. *Zweyte Abtheilung. Eigenthümliche chemische Abhandlungen. Analyse des sogenannten semen lycopodii.* Diese Analyse ist in jedem Fall, ob wir gleich übrigens nichts dagegen einzuwenden haben, für dieses Taschenbuch viel zu weitläuftig, indem sie ganze 59 Seiten füllt. Aus dieser Analyse geht hervor, dass sich daraus roher Zucker, ein in Weingeist auflösliches Öl und schleimigter Extractivstoff ausziehen lasse, und aus der Asche, welche diese Substanz nach dem Verbrennen hinterliess, wurde unter anderen auch phosphorsaures Braunsteinoxyd und Braunsteinoxyd ausgeschieden. *Vegetation des salzsauren Zinns. Verfahren, chemisch reine Schwefelsäure auf die wohlfeilste Art zu gewinnen.* Man kann hierzu mehrere Pfunde nehmen, nur muss man dabey das Feuer etwas lebhaft unterhalten. Der *dritte Abschnitt* ist für die wichtigsten *chemischen Entdeckungen und Erfahrungen* aus den in den Jahren 1805 u. 1806 herausgekommenen Journalen bestimmt. Hier Auszüge aus

Gehlens neuem Journal der Chemie und *Trommsdorffs Journal der Pharmacie*. Den letzten Bogen füllt die Nachricht von *Trommsdorffs chemischen Probircabinet*, und der Einrichtung seines pharmaceutisch-chemischen Instituts. Vergleicht man nun die ersten von *Bucholz* besorgten Taschenbücher, nämlich die vom 1803 und 1804 mit diesem, so wird man eine auffallende Verschiedenheit finden. Dort ist die Übersicht der vorzüglichsten chemischen Entdeckungen mit kleinen Lettern gedruckt; hier erscheint aber alles, sogar die *Trommsdorff*schen Anzeigen mit einerley Druck. Die blosse Aufzählung der Bestandtheile von untersuchten Dingen, aus den Journalen gezogen, füllen oft eine ganze Seite. M.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes;* avec un supplément, contenant divers perfectionnemens de ces méthodes et leur application aux deux comètes de 1805. Par *A. M. Legendre*, membre de la légion d'honneur, de l'instit. imper. de France et de la soc. roy. de Londres. 1806. VIII. 80 und 55 S. 4 und 1 Kupfer (kostet in Hamburg 2 Thlr. 4 Gr.)

Obgleich es wohl keiner besonderen Entschuldigung bedarf, wenn man, nach so mannichfaltigen, auch gelungenen Bemühungen, die Auflösung eines so wichtigen Problems, wie die Bestimmung einer Cometenbahn ist, auf einem anderen Wege versucht: so macht Hr. L. doch in der Vorrede ausdrücklich die Gründe bemerklich, die ihn zu dieser Untersuchung veranlassten. Die *Olbers*'sche Methode, eine Cometenbahn zu berechnen, scheint der Vf. gar nicht zu kennen, denn er spricht allein von der Methode des *Laplace*, und gegen diese macht er einige Einwendungen. *Laplace* setzt voraus, dass man ein unendlich kleines Stück der scheinbaren Bahn genau kenne, und giebt Regeln, wie man dieses aus gegebenen Beobachtungen bestimmt, indem man die erste und zweyte Differentiale der scheinbaren Länge und Breite durch Hülfe jener Beobachtungen ausdrückt. Hiebey tritt nun aber die Schwierigkeit ein, dass man die Werthe dieser Differentiale nie ganz genau erhalten kann, wenn die Beobachtungen nicht völlig fehlerlos sind, und, fügt *Legendre* hinzu, dass der Einfluss der Beobachtungsfehler auf die Werthe der Differentiale nicht ab- sondern zunimmt, wenn man mehrere Beobachtungen zusammen nimmt. Aber dieser letztere Vorwurf möchte doch wohl so gar viel nicht bedeuten, obgleich der Beweis, den *Legendre* für seine Behauptung führt, richtig ist; denn eine grössere Anzahl von Beobachtungen setzt uns ja in den Stand, die Richtigkeit jeder einzelnen genauer zu beurtheilen, und sogar, wenn die Anzahl der Beobachtungen gross genug ist, die scheinbare Bahn des Cometen so zu zeichnen, dass sie sich allen Beobachtungen möglichst anschliesst, und indem sie das Mittel zwischen allen Fehlern hält, selbst fast ganz frey von Fehlern wird. Auch ist die *Legendre*'sche Behauptung nur dann richtig, wenn man jene Differentiale einmal aus drey nahe bey einander liegenden Beobachtungen berechnet, und dann dieselbe Berechnung mit Zuziehung zweyer, von der Epoche *entfernterer* Beobachtungen anstellt; sie ist aber nicht richtig, wenn die zuletzt zu Hülfe genommenen Beobachtungen zwischen jene fallen, und der Fehler (wie Hr. L. annimmt) bloss in einer der zuerst gebrauchten drey Beobachtungen liegt. Indess bewogen diese Unvollkommenheiten der *Laplace*'schen Methode Hn. L., eine Methode zu versuchen, wo man die beobachteten Längen und Breiten selbst gebrauchte. Wir wollen versuchen, einigermassen den Geist dieser Methode anzuzeigen, so weit diess, ohne Mittheilung der sehr weitläuftigen Rechnungen, möglich ist.

Um sogleich diejenigen Formeln erwähnen zu können, welche Hr. L. für die brauchbarsten hält, werden wir in dieser kurzen Darstellung hauptsächlich auf das der Hauptabhandlung beygefügte Supplement Rücksicht nehmen. In der ersten Abhandlung nämlich findet der Vf. Formeln, die bey der Anwendung auf zwey Beyspiele, nämlich den zweyten Cometen von 1781 und den von 1769 sich (die Weitläuftigkeit der Rechnung abgerechnet) sehr brauchbar zeigen, indem schon die erste Berechnung aus drey sehr nahen Örtern des Cometen die Elemente der Bahn so genau angiebt, dass die verbesserten Elemente nur äusserst wenig davon abweichen. Aber bey der Anwendung auf den ersten Cometen, welcher im Jahr 1805 beobachtet wurde, zeigte sich, dass die vorhin gebrauchten Formeln nicht in allen Fällen anwendbar waren. Bey diesem letzteren Cometen fand nämlich der besondere Umstand Statt, dass beynahe genau der scheinbare Ort des Cometen bey der ersten und dritten Beobachtung, deren Hr. L. sich bediente, mit dem Orte der Sonne für den Augenblick der zweyten Beobachtung in einerley grösstem Kreise lag, und in diesem Falle wurden verschiedene Coefficienten der vorhin gebrauchten Formeln sehr klein, und dadurch der Einfluss der Beobachtungen und Rechnungsfehler auf sie überwiegend. Dieses veranlasste den Vf., die Grundformeln auf eine andere Weise zu combiniren, um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden.

Der Vf. geht von den Differentialgleichungen $\frac{d^2x}{dt^2} = -\frac{x}{v^3}$; $\frac{d^2y}{dt^2} = \frac{-y}{v^3}$; $\frac{d^2z}{dt^2} = -\frac{z}{v^3}$ aus, wo x, y, z die drey Coordinate des Cometen für das Ende der Zeit *t*, und v den Radius Vector für eben die Zeit bedeuten. Er nimmt nun, indem er zugleich den gleichzeitigen Ort der Erde durch Coordinaten X, Y ausdrückt, für jene Coordinaten unbestimmte Reihen an, nämlich

$$x - X = \mu + \mu' t + \mu'' t^2 + \mu''' t^3 + \text{u. s. w.};$$
$$y - Y = \nu + \nu' t + \nu'' t^2 + \nu''' t^3 + \text{u. s. w.};$$
$$z = p + p' t + p'' t^2 + p''' t^3 + \text{u. s. w.};$$

Setzt man diese Werthe in die vorigen Differentialgleichungen, wobey man die ähnlichen Gleichungen für die Bewegung der Erde zu Hülfe nehmen, und den Radius Vector durch die Coordinaten ausdrücken muss, so werden einige dieser Coefficienten durch die übrigen bestimmt; und wenn man nun für drey ge-

gebene Zeiten die beobachteten scheinbaren Längen $= \alpha$ und Breiten $= b$ des Cometen in den Gleichungen

$$y - Y = (x - X) \text{ tang. } \alpha, \text{ und}$$

$$z = \frac{(x - X) \text{ tang. } \beta}{\text{cos. } \alpha},$$

mit den unbestimmten Werthen der Coordinaten verbindet, so kömmt man auf sechs Gleichungen, welche die sechs Grösen μ, μ', ν, ν', p, p' als unbekannte Grösen enthalten, und wenn man diese hiedurch bestimmen könnte, so würden sich auch μ'' und die übrigen Coefficienten ergeben. Ausser diesen Gleichungen hat man denn endlich noch eine, welche aus der Voraussetzung, dass die Bahn parabolisch sey, hergeleitet ist. Sind die Zwischenzeiten zwischen den Beobachtungen gleich, so werden die Ausdrücke am bequemsten, und man erhält zwischen μ, μ' und r, welches der Radius Vector des Cometen zur Zeit der mittleren Beobachtung, (wo $t = o$ gesetzt wird,) ist, Gleichungen von der Form

$$\mu' = h\mu + l. \left\{\frac{1}{r^3} - \frac{1}{R^3}\right\};$$

$$\mu' = h'\mu + l'. \left\{\frac{1}{r^3} - \frac{1}{R^3}\right\},$$

wo R den Abstand der Erde von der Sonne zur Zeit der mittleren Beobachtung und, h, h', l, l' gegeben, aus der Beobachtung bestimmte Coefficienten bedeuten. Diese beiden Gleichungen würden sich leicht auf eine, welche blos μ und μ' enthielte, bringen lassen; aber bey dem Cometen von 1805 traf es sich, dass die Werthe von h und h' und die Werthe von l und l' einander beynahe gleich wurden, weshalb etwanige Fehler auf die geringen Unterschiede verhältnissmässig zu grosen Einfluss hatten. In einem solchen Falle soll man nach Hn. *L's.* Anweisung den Werth von μ' so bestimmen, dass die Summe des Quadrates der möglichen Fehler, die in beiden Gleichungen vorkommen, ein Kleinstes werde. Für die übrigen Fälle erhält man

$$\mu' = \mu. \left\{\frac{G''. (\text{Sin. } A - F \text{ Cos. } A) + F''. G \text{ Cos. } A}{G' (\text{Sin. } A - F \text{ Cos. } A) + F' G \text{ Cos. } A}\right\}$$

wo A die heliocentrische Länge der Erde für den Augenblick der mittleren Beobachtung ist, die übrigen Grösen aus den nach der Reihe beobachteten drey Längen a^o, a, a' und Breiten b^o, b, b' des Cometen bestimmt werden, nämlich

$$F = \tfrac{1}{2}(\text{tang. } a' + \text{tang. } a^o); \; F' = \frac{\text{tang. } a' - \text{tang. } a^o}{2\,d}$$

$$F'' = \frac{\text{tang. } a - \frac{1}{2} \text{ tang. } a' - \frac{1}{2} \text{ tang. } a^o}{d^2}$$

und G, G', G'' auf ganz ähnliche Weise durch $\frac{\text{tang. } b}{\text{Cos. } a}$ ausgedrückt werden wie jene durch tang. a.

Hr. *L.* giebt nun folgende Regeln für die Berechnung. Man nehme in der Gleichung

$$r^2 = R^2 + \mu \left\{\frac{2 R \text{ Cos. } (A - a)}{\text{Cos. } a}\right\} + \frac{\mu^2}{\text{Cos.}^2 a. \text{ Cos.}^2 b}$$

einen willkührlichen Werth für μ an, und bestimme daraus r, den Abstand des Cometen von der Sonne zur Zeit der zweyten Beobachtung; man berechne sodann μ' und ferner m', n', p' aus den Formeln

$$m' = \mu'' + \frac{E \text{ Sin. } \gamma - \text{Sin. } A}{\sqrt{(1 - E^2)}}$$

$$n' = \frac{\text{Cos. } A - E \text{ Cos. } \gamma}{\sqrt{(1 - E^2)}} + F\mu'' + F'\mu;$$

$$p' = G\mu' + G'\mu$$

wobey γ die Länge des Apheliums der Erdbahn und E ihre Excentricität; endlich leite man aus der Gleichung für die parabolische Bewegung $\frac{2}{r} = m'^2 + n'^2 + p'^2$, einen zweyten Werth für r her, der nun zwar gewöhnlich nicht mit dem zuerst gefundenen übereinstimmen, aber doch zu genäherter Bestimmung bey wiederholten Versuchen dienen wird. Diese Formeln gelten, wenn D, die Zwischenzeit der Beobachtungen gleich und so klein ist, dass man auf ihre höhere Potenzen keine Rücksicht zu nehmen braucht, und man muss die Zeit in Bogen und durch Theile des Halbmessers ausdrücken.

Hr. *L.* findet diese Formeln sehr brauchbar, und allerdings geben sie in den von ihm als Beyspiel berechneten Fällen Resultate, die sehr genau, ja genauer sind, als man bey einer ersten Annäherung, die doch noch immer der Verbesserung mit Hülfe entfernterer Beobachtungen bedarf, verlangt. So gar leicht ist indess nach diesen Formeln die Rechnung nicht, und wir halten dafür, dass in dieser Hinsicht der *Olbers*chen Methode der Vorzug gebührt. Wie der Vf. aus den bestimmten wahren Örtern des Cometen die Elemente der Bahn herleitet, und diese mit Hülfe von Beobachtungen, die weiter von einander entfernt sind, corrigiren lehrt, übergehen wir, um noch ein Wort von der *méthode des moindres quarrés* zu sagen, wovon der Anhang der ersten Abhandlung handelt. Wenn man aus Beobachtungen Resultate ableiten soll, so wünscht man diese so zu bestimmen, dass die etwanigen Beobachtungsfehler den möglichst kleinsten Einfluss haben. Man kömmt in solchen Fällen, wenn x, y etc. die zu bestimmenden Grösen, E, E', E'' die unbekannten Irrthümer sind, auf Gleichungen etwa von der Form $E = a + bx + cy +$ etc. Hat man nun solcher Gleichungen mehrere, als es zu bestimmende Grösen giebt, so wird die Voraussetzung $E = o$ nicht möglich seyn, und man thut daher wohl, x, y etc. so zu bestimmen, dass die Summe der Quadrate $E^2 + E'^2 + E''^2 +$ u. s. w. möglichst klein werde. Die Summe dieser Quadrate $= (a + bx + cy + +)^2 + (a' + b'x + c'y + +)^2 + +$ giebt in Hinsicht auf x differentiirt, wenn man das Differential $= o$ setzt:

$$o = ab + a'b' + a''b'' + + + x(b^2 + b'^2 + b''^2 + +)$$
$$+ y(bc + b'c' + b''c'' + +) + +$$

und so erhält man ähnliche Gleichungen, wenn man y oder die etwa noch vorkommenden mehreren gesuchten Grösen veränderlich setzt. Dieser Gleichungen für das Minimum hat man so viele, als gesuchte Grösen x, y da sind, und kann nun sowohl diese, als auch die unbekannten E, E' bestimmen. — Wenn man sich eine Masse in unendlich kleine Theilchen getheilt denkt, so ist die Summe der Quadrate der Abstände eines jeden vom Schwerpuncte *ein Kleinstes*; so giebt also die Methode der kleinsten Summe der Quadrate gleichsam den Mittelpunct an, um welchen die beobachteten Resultate möglichst nahe herum liegen.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR 1808.

PHYSIK.

DRESDEN, in der Arnoldschen Buchh.: *Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie*, zu Vorlesungen entworfen von *M. Gottfr. Winkler*, Archidiakon. zu Dresden. 2 Thle. 1806.

Auch unter folgenden besonderen Titeln: *Sätze zur allgemeinen Experimentalnaturlehre*. 88 S. 8. und: *Sätze zur mathematischen Erdkunde, physischen Geographie, Geogenie, Naturhistorie und Astronomie*, von *M. G. Winkler*. 136 S. 8. und 3 Tabellen. (18 Gr.)

Hr. *W.* bemerkt in der kurzen Vorrede, dafs man dieses Buch blos als Handbuch zu *seinen* Vorlesungen betrachten müsse, und es daher nach diesem speciellen Zwecke zu beurtheilen habe. Diesen Gesichtspunct mufs man nothwendig festhalten, und nicht mehr fodern, als der Vf. zu leisten Willens war. Man mufs nämlich dieses Buch nicht gebrauchen wollen, um sich aus dem Buche selbst, ohne Hülfe eines Lehrers, physikalische Kenntnisse zu erwerben, denn dann würde man sich sehr getäuscht finden; sondern man darf hier nichts anders erwarten, als gleichsam ein Inhaltsverzeichnifs der Materien, die Hr. *W.* seinen Zuhörern vorzutragen pflegt. Folgende Probe wird am besten dienen, die Art des Vortrages zu charakterisiren: §. 307. Woher entsteht das Licht? es giebt darüber verschiedene Theorieen; die Newtonische und die Eulerische sind die vornehmsten. 308. Die Newtonische läfst das Licht aus dem leuchtenden Körper *ausfliefsen*. 309. Die Eulerische nimmt eine *besondere Materie* des Lichts an, welche in der ganzen Welt zerstreut anzutreffen und ohne Zweifel *der Äther* sey. Beide Theorieen haben ihre Schwierigkeiten. 310. Alles Licht unserer Atmosphäre geht von der Sonne aus u. s. w.

Aber obgleich es des Vfs. Absicht war, dafs diese Sätze weiterer Ausführung bedürftig seyn sollten: so scheint es uns doch, dafs es sich nicht entschuldigen läfst, wenn sie unnöthige Dunkelheiten enthalten und den Leser zu unrichtigen Vorstellungen verleiten können. Wollte Hr. *W.* auch hier nicht vollständig die Eulerische Theorie des Lichts aus einander setzen, so würde doch der eben angeführte §. 309 besser ausgedrückt seyn, wenn es hiefse: die Eulerische Theorie nimmt an, dafs die Empfindung des Lichts blofs durch die Vibration einer besonderen Materie, welche in der ganzen Welt verbreitet sey, entstehe u. s. w. Diese Worte deuten wenigstens hin auf den wahren Inhalt dieser Theorie, statt dafs man bey Hn. *W's.* Ausdrücken vermuthen sollte, Newton nehme keine besondere Materie des Lichts an, da man doch dieses eher von Euler behaupten darf. Und ähnliche Dunkelheiten findet man noch manche. Es hat zwar nicht geringe Schwierigkeit, in so kurzen Sätzen diejenige Klarheit zu erreichen, welche man bey ausführlicher Darstellung erreichen könnte; aber dennoch kann man die Anfoderung, bestimmt und deutlich zu reden, nicht aufgeben, gesetzt auch, es sollte dadurch ein etwas gröfserer Aufwand von Worten nöthig werden, was doch auch nicht einmal immer der Fall ist. Wenn es z. B. in eben dem Abschnitte vom Lichte §. 319 heifst: „die Praxis der Optik ist die Perspectivkunst:“ — was kann sich da der Lehrling denken, da ihm bey Praxis der Optik allerley anderes als gerade die Anwendung auf die bildliche Darstellung der Gegenstände in Zeichnungen einfallen kann?

Es thut dem Rec. leid, in diesen tadelnden Bemerkungen noch fortfahren zu müssen; aber er kann gleichwohl nicht unterlassen, den Vf. noch auf einige vorkommende Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Die Grenzen einer Recension, zumal bey einem Buche, welches nicht für das grofse Publicum bestimmt ist, erlauben nicht, das ganze Buch durchzugehen, und alle Puncte anzuzeigen, wo Rec. nicht gleicher Meinung mit dem Vf. ist; wir heben daher nur einige Sätze von der Luft und von den Lufterscheinungen aus, die wir uns gerade beym Durchlesen angemerkt haben. §. 149. „Die Luft wird schwerer durch die Dünste und Kälte, wie auch durch den *Druck des Mondes*.“ Von einem solchen Drucke ist Rec. nichts bekannt. §. 157 ist es wohl mit zu entscheidender Gewifsheit angegeben, dafs die Luft sich in einen 1340 mal engeren Raum zusammenpressen lasse; auch sieht Rec. nicht ein, woher der Vf. die Angabe genommen, dafs sie sich gerade „in einem 13769 mal gröfseren Raum ausdehnen könne.“ Auch die Behauptung §. 228 „die Luft löst Wasser auf“ — kann Rec. nicht gelten lassen. Nach dem, was *Deluc*, *Lichtenberg*, *Volta*, *Dalton* über diesen Gegenstand gesagt, und durch Versuche erwiesen haben, scheint es völlig aufser Zweifel, dafs man nicht so sagen darf. Bey Gelegenheit des Nebels sagt der Vf. §. 622: „die Sonnenstrahlen stofsen die Dünste fort“ — welches Rec nicht begreift. §. 625 „dafs die Dünste nicht in Tropfen zusammenfliefsen, ist Wirkung der Elektricität.“ — Rec. ist nicht bekannt, dafs diefs so sicher entschieden sey.

§. 631 „eine Wolke, welche 445 Schuh hoch und 100 lang und breit ist, kann 318175 Pfund Waſſer enthalten." Man kann ſich unmöglich der Frage enthalten, woher dieſe beſtimmte Angabe; da eine nach ſo genauem Maſse beſtimmte Beobachtung faſt unmöglich iſt. — Ob ſie richtig ſeyn *kann*, verdiente vielleicht nähere Unterſuchung. Nimmt man den Cubikfuſs Waſſer zu 70 Pfund an, ſo betrüge die angegebene Waſſermaſſe 4545 Cubikfuſs Waſſer, und es ſcheint daher, Hr. *W.* habe angenommen, aus 1000 Cubikfuſs der Wolke entſtehe 1 Cubikfuſs Waſſer. Über die Theorie der Wolken und des Regens laſſen ſich noch mehrere Bemerkungen machen, die wir aber übergehen. §. 661. „In der Mittagsſtunde kann kein Regenbogen erſcheinen." — Dieſes gilt doch nur, wenn die Mittagshöhe der Sonne über 40 Grad iſt. §. 694, 697. Es iſt gewiſs irrig, die Sternſchnuppen und Feuerkugeln mit den Irrlichtern in *eine* Claſſe zu ſetzen, und bekanntlich ſind dieſe Erſcheinungen nicht 1—2 Meilen hoch, wie Hr. *W.* hier ſagt, ſondern 20, 30 und mehr Meilen hoch, wie dieſes aus den — noch immer nicht genug vervielfältigten, gleichwohl aber völlig ſicheren Beobachtungen von *Benzenberg* und *Brandes* ganz unſtreitig erhellet.

Dieſes mag von dem, was wir zum Nachtheil des Buchs zu ſagen, nöthig gefunden, genug ſeyn; unſere Abſicht bey dieſen Bemerkungen war nicht, dem Buche ſeine Brauchbarkeit ganz abzuſprechen, ſondern wir glaubten nur den Vf. aufmerkſam machen zu müſſen, daſs es noch einer ſorgfältigen Reviſion bedürfe. Bey dem, was uns an dem Buche gefallen hat, werden wir kürzer verweilen. Die Auswahl der Materien ſcheint uns recht zweckmäſsig für Leſer und Zuhörer, die ſich als Dilettanten mit dieſen Wiſſenſchaften beſchäftigen; und für dieſe wird es beſonders nützlich und lehrreich ſeyn, daſs der Vf. bey ſo manchem, was im Leben brauchbar iſt, verweilt. Wir rechnen es daher keinesweges für einen Fehler, wenn der Vf. z. B. von den Verhaltungsregeln bey Gewittern und ähnlichen Materien umſtändlicher redet, als es ſonſt der Kürze, womit andere Materien abgehandelt ſind, angemeſſen ſcheinen möchte, ſondern haben vielmehr mit Vergnügen bemerkt, daſs Hr. *W.* den Zweck, die Naturwiſſenſchaften gemeinnützig zu machen, faſt überall vor Augen hat. In der Anordnung der Materien hat dem Rec. einiges nicht ganz gefallen; aber es würde zu weit führen, wenn er ſein Urtheil hierüber umſtändlich aus einander ſetzen wollte. Wir ſchlieſsen daher mit dem Wunſche, daſs Hr. *W.* uns Gelegenheit geben möge, in einer genau revidirten zweyten Auflage den Tadel zu widerrufen, den wir jetzt, unſerer Überzeugung gemäſs, nicht unterdrücken durften.

B.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Syſtematiſcher Grundriſs der Atmoſphärologie*, von *Wilhelm Auguſt Lampadius*, Prof. der Chemie und Hüttenkunde an der freyberger Bergakademie u. ſ. w. 1806. 392 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das Studium der Atmoſphäre iſt gewiſs das vorzüglichſte unter den Naturwiſſenſchaften; und ob wir gleich wiſſen, was freylich wenig iſt, daſs ihre Hauptbeſtandtheile die beiden Gaſe, nämlich das Sauer- und Stickſtoff-Gas ſind: ſo ſind uns doch die mannichfaltigen übrigen darin vorgehenden Wirkungen noch ganz unbekannt, ſo lange wir nicht ſicher darthun können, inwiefern Waſſer, Elektricität, Magnetismus und Wärme dabey thätig ſind. Unſere Kenntniſs in dieſer Hinſicht iſt ſogar ſo gering, daſs wir nicht einmal wiſſen, in welchem Zuſtande ſich die beiden Gaſe, nebſt dem kohlenſtoffſauren Gaſe in der Atmoſphäre befinden. Die Atmoſphäre war von Jugend auf ein bemerkungswerther Gegenſtand des Vfs.; aber *Sauſſure's*, *de Luc's* und *Lichtenberg's* darüber gemachten Erfahrungen leiteten ihn in der Folge vorzüglich, und die Grundſätze dieſer Männer ſprechen ſich auch, wie er ſelbſt erinnert, in ſeinem Buche noch aus. Durch die Reiſe, welche er mit dem, als Naturforſcher hinlänglich bekannten, Grafen *v. Sternberg* zu machen Gelegenheit hatte, wurde ſeine Neigung, die Atmoſphäre kennen zu lernen, noch mehr genährt, und nachher traf es ſich gerade, daſs er mit dem Bergrath *Werner* in Freyberg in nähere Verbindung kam, der längſt ſchon in ſeinen Vorträgen die Atmoſphäre als ein viertes Naturreich, beſonders als Beyhülfe für das geognoſtiſche Studium zu betrachten pflegte. Überdieſs wurde der Vf. von einigen, in Freyberg Studirenden, aufgefodert, einen Lehrcurs über die Atmoſphäre zu halten, und durch dieſe zuſammentreffenden günſtigen Ereigniſſe iſt das vor uns liegende ſehr gut gerathene Buch entſtanden. Der Vf. hat es nicht allein zum Leitfaden für Vorleſungen, ſondern auch als ſyſtematiſche Zuſammenſtellung alles deſſen, was das Studium der Atmoſphäre erleichtern könne, entworfen. Der beſcheidene Vf. betrachtet ſein Buch bloſs als einen Verſuch ſeines Syſtems, welches völlig auszubilden den kommenden Jahrhunderten überlaſſen bleibe. Er hat alles, was er über dieſen Gegenſtand habhaft werden konnte, mit groſser Sorgfalt geſammelt und genutzt; um aber ungeſtörter in der Bearbeitung deſſelben fortſchreiten zu können, hat er die Literatur, woraus er ſchöpfte, nicht jedem Paragraph beygefügt, ſondern erſt am Ende des Buches geliefert. Rec. hat dieſs Buch mit groſsem Vergnügen geleſen, und Jeder, der über die Atmoſphäre, die ſo groſsen Einfluſs auf uns und alles, was uns umgiebt, hat, wiſſenſchaftliche Auskunft wünſcht, wird ſich dadurch, ſo weit es für jetzt möglich iſt, ſehr befriedigend belehren.

M.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Neue phyſikaliſche Abhandlungen der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt von dem Jahre* 1805. 1806. 211 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Band enthält fünf Abhandlungen: *Versuche über die elektrischen Fische* von *Alexander von Humbold*. Hr. *v. H.* hielt die Untersuchung, unter welchen Bedingungen die Torpille (*Raja torpedo*) ihren Schlag gebe oder nicht gebe, für sehr wichtig, und daher stellte er darüber mit seinem Freunde *Gay Lussac* Versuche an. Diese Versuche nun scheinen zu beweisen, dass es eine polarische Wirkung sey, die sich bloss durch Kettenverbindung äussere, und man sey dadurch der Erklärung dieser vitalen Erscheinung nicht viel näher gekommen. *Es giebt ein salpetersaures Spiessglanzoxyd, dargethan und nebst dessen merkwürdigen Eigenschaften beschrieben* von *Bucholz*. Die Resultate dieser Untersuchung gehen da hinaus, dass das Spiessglanzmetall und das unvollkommene Spiessglanzoxyd durch blosses Sieden mit Salpetersäure nicht weiter oxydirt werde, was aber durch höhere Temperatur geschehe; dass es allerdings ein salpetersaures Spiessglanzoxyd gebe, und dass sich solches durch blosses Schütteln mit Wasser zersetzen lasse. *Enthält die Essigsäure Stickstoff? oder Prüfung der von Proust bekannt gemachten Versuche mit der Essigsäure* von *Trommsdorff*. *Proust* behauptete bey Untersuchung der Essigsäure sowohl Ammonium als Blausäure entdeckt zu haben, und schloss dadurch auf die Gegenwart des Stickstoffs in dieser Säure. *Tr.* beweiset das Gegentheil, und vermuthet, dass *Proust* wahrscheinlich nicht mit rein essigsauren Salzen gearbeitet habe. *Über einige minderbekannte Ehrenpreisarten* von *Bernhardi*. Mit einer Kupfertafel. *Beobachtungen über das Entstehen der Sphaeria lagenaria Pers., so wie des Merulius destruens Pers., und über die verschiedenen Gestalten dieser beiden Schwammarten in den verschiedenen Perioden ihrer Entwickelung* von *Haberle*. M.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, auf Kosten des Vfs.: *Tabellen zur Berechnung der Hamburger Wechsel-Course nach Proportional-Zahlen* von *C. H. Wild*. 1807. 5 B. 4. (1 Thlr. 8 gr.)

„Männer, für deren Kenntnisse und richtige Beurtheilung der ihnen vorgelegten Gegenstände ich alle Achtung habe, munterten mich auf, die nachfolgenden Tabellen durch den Druck zur Kenntniss des kaufmännischen Publicums gelangen zu lassen, und da ich fand, *dass noch Niemand das von mir betretene Feld* auf eine mit mir übereinstimmende Art *bearbeitet hatte*, entschloss ich mich, jener Auffoderung Gehör zu geben.“ So spricht der Vf. von sich und seiner Arbeit in der Vorrede; und obgleich man allgemein dergleichen Gerede schon zu würdigen weiss, und auf solche angebliche Auffoderungen von Freunden und Kennern nicht viel zu geben pflegt: so könnte Mancher doch durch die dreiste Äusserung des Vfs., dass *noch Niemand vor ihm diess Feld bearbeitet habe*, getäuscht werden, und allerley neue Aufschlüsse der bisher unbekannte Hülfsmittel von ihm erwarten. Wir sind also pflichtmässig verbunden, wie geringe das Verdienst des Vfs. bey dieser Arbeit sey, den Liebhabern solcher Hülfsbücher auseinander zu setzen. Vor allen Dingen hätte der Vf. erst untersuchen sollen, ob er und seine kenntnissreichen Freunde auch Kenntniss von früheren Schriften dieser Art besitzen. Diess ist aber gewiss nicht geschehen, denn sonst wäre die ganze Arbeit wohl ungedruckt geblieben. Wir haben allerdings mehrere und bessere Schriften der Art, und erhielten noch im Jahre 1805 von dem bekannten jüdischen Rechenmeister *M. L. Cohn* eine solche, aber bey weitem vollständigere und brauchbarere Schrift, unter dem Titel: *Neues Handbuch für Banquiers und Kaufleute*. Diese ist in einem bequemen Octav-Format, erstreckt sich beynahe über alle Geld- und Wechsel-Course der Welt, und stützt sich auf eine bequeme, der Schrift vorgesetzte Tabelle der Procente *in* und *auf* Hundert. Das vorliegende Werk wird lästig durch seine Quart-Form, und enthält nur 12 folgende Tabellen, die wir kürzlich beleuchten und mit den *Cohn*schen vergleichen wollen.

Tab. I. Amsterdamer Banco gegen Hamburger Banco. Diese Tabelle befindet sich bey *Cohn* S. 42 mit dem wichtigen Unterschiede, dass des letzteren Tabelle auch die Summe der holl. Gulden angiebt. *Tab. II. Amsterdamer Courant*; findet sich nicht im *Cohn*, weil dessen Procent-Tabelle dazu gebraucht werden kann. *Tab. III. Augsburger Giro.* Diese fängt mit 145 p. Ct. an, und geht bis 154 p. Ct., und ist daher für augsburger Courant wohl zu gebrauchen, aber nicht für *Giro*, welches nie so niedrig stand, da es bekanntlich 27 p. Ct. besser als Courant ist. Der Vf. scheint diess aber nicht zu wissen, denn sonst hätte er ja wohl die Proportionalzahlen wirklich für Giro berechnet. *Tab. IV. Breslau* gegen hamburger Banco. *Tab. V. Hamburg auf Cadix*, findet sich bey *Cohn* S. 107. *Tab. VI. Copenhagen auf Hamburg. Tab. VII. Hamburg auf Italien.* Ist hier nach Stücken von achten berechnet. *Cohn* rechnet, für Venedig, nach Ducaten à 6⅕ Liren, S. 108. Aus seinen Zahlen, mit 6⅕ oder 62 multiplicirt, lässt sich diese Tabelle formiren. *Tab. VIII. Hamburg auf London.* Ist bey *Cohn* S. 102 zu finden. *Tab. IX. Lissabon in Hamburg.* Ist ganz so wie Tab. V, nur auf niedrigere Zahlen berechnet. *Tab. X. Frankreich in Hamburg.* Wie bey *Cohn* S. 90. *Tab. XI. Wien in Hamburg.* Wie bey *Cohn* S. 109, dessen Zahlen mit 2 multiplicirt sind, weil der Vf. auf Gulden und Mark rechnet. *Tab. XII. Dänische Species gegen Banco.* Darauf legt der Vf. einen vorzüglichen Werth. Sie soll als eine gütige Zugabe angesehen werden, da der Vf. nur die Wechsel-Course aber keine Geld-Course versprochen hat; jedoch ist er erbötig, falls diese Beyfall findet, in der Folge auch Geld-Course zu berechnen.

Hätte der Vf. nur ein bischen nachgedacht, so würde er gefunden haben, dass er mit einer einzigen Procent-Tabelle nicht allein die obige 12te, sondern auch die 2te, die 3te, die 6te und die 11te hätte ersparen können.

Was wir noch vorzüglich vermissen, ist, dass der Vf. nicht gesucht hat, mit wenigen Worten in der Einleitung eine Erklärung von dem Entstehen und dem Berechnen seiner Proportionalzahlen zu geben, damit man nicht nöthig habe, sich ihrer bloss mechanisch zu bedienen, und dass die Tabellen bloss numerirt sind, ohne Überschriften zu haben, wodurch das Nachsehen erschwert wird. Übrigens verdienen sie das Lob der Correctheit, und dass sie sehr vollständig sind. — Rec. ist aber überhaupt kein Freund von dieser Art, die Wechsel-Course durch Proportionalzahlen zu rechnen, und zwar desswegen, weil schlechte Rechner durch dieses Hülfsmittel ihr bischen Rechenkunst ganz vergessen, und gute Rechner andere Mittel kennen (als Zerstreuen oder Auflösen), wodurch sie viel kürzer zum Ziele gelangen.

Φ.

KURZE ANZEIGEN.

PHYSIK. *Halle*, b. Schimmelpfennig und Compagnie: *Alexander Volta's Schriften über Elektricität und Galvanismus.* Aus dem Italiänischen und Französischen übersetzt von Dr. C. F. *Nasse*. 1803. Erster Band. 267 S. 8. mit einem Kupfer (18 Gr.) Zwey Abhandlungen von *Volta*, die erste über die Capacität der elektrischen Leiter, die zweyte über die grossen Vorzüge einer sehr unvollkommenen Isolirung, machen den Inhalt dieses Bandes. Wenn sie auch nicht vollständig bisher in deutscher Sprache vorhanden waren, so sind sie doch den Physikern schon seit langer Zeit bekannt, und möchten schwerlich gegenwärtig häufig in einer Übersetzung nachgesucht werden. Aus der sehr kurzen Vorrede erhellet die Absicht nicht hinlänglich, welche der Übersetzer bey der Herausgabe einzelner Abhandlungen hat, da er sich weder auf die bisher noch nicht im Deutschen erschienenen ausschliesslich zu beschränken, noch alle Arbeiten *Volta's* in diesem Fache aufzunehmen gesonnen scheint. Die Aufnahme dieses Bandes wird wohl erst bestimmen, ob mehrere folgen können. Die Übersetzung hat keine Zusätze erhalten. Dass sie indessen mit Kenntniss der Sache gemacht sey, lässt sich daraus abnehmen, dass man sie ohne Anstoss fortlesen kann. (H)

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Rudolstadt*, b. Gebrüder Klüger: *Wechsel-Cours-Tabelle für Banquiers und Kaufleute.* Entworfen und herausgegeben von *Joh. Phil. Schellenberg.* Ohne Jahreszahl. 1 Bogen gr. Format (6 Gr.) Die Idee — die Course der wichtigsten Wechselplätze auf eine Tabelle, nach Art der bekannten Meilenzeiger, zusammen zu stellen, dass man nur nöthig habe, die Namen zweyer Städte aufzusuchen, und dann mit den Fingern in gerader Linie bis dahin fortzugehen, wo sie zusammen einen *rechten Winkel* (der Vf. sagt, einen geraden Winkel) bilden, um das Verhältniss der Course zwey solcher Städte gegen einander zu finden — ist gar nicht zu verwerfen, indem dadurch, auf dem beschränktesten Raum, eine recht vielumfassende Ansicht verschafft wird. — Ungern vermissen wir auf dieser Tabelle Wechselplätze, wie *Altona*, *Constantinopel* u. s. w., wogegen *Naumburg*, welches ohnehin ganz unnütz figurirt, hätte wegbleiben können. Die Respect- und Zahl-Tage hätten auch wohl mit angeführt werden können, und bey den veränderlichen Coursen hätte durchaus: m. o. w. (mehr oder weniger) bemerkt werden müssen, damit Anfänger (für die allein, und nicht für wirkliche Kaufleute und Banquiers, obgleich der Titel solches besagt, diese Tafel bestimmt seyn kann) sie nicht mit den unveränderlichen verwechseln. Φ.

DIPLOMATIK. *Nördlingen*, b. Beck: *Vocabularium Latinitatis antiquioris et medii aeui diplomaticum*, a *Bernardo Stocker*, Benedictino Danubio-Werdeensi, biblioth. princip. Oettingo-Wallerstein. Mariae Magingae *dilucidatum*. 1805. 103 S. 8. (6 Gr.) Nach der nicht ohne einige Prätension geschriebenen Vorrede hat der Vf. sich dieses kleine Wörterbuch bey Gelegenheit des Lesens von Urkunden, auch Manuscripten und gedruckten lateinischen Werken, vorzüglich des Mittelalters zu seiner Belehrung gesammelt, und theilt es jetzt zum Gebrauche anderer mit, welche dergleichen Schriften zu lesen Beruf oder Veranlassung haben. Es soll Wörter und Namen enthalten, welche in den gewöhnlichen Wörterbüchern sich entweder gar nicht, oder nicht in der hier angegebenen Bedeutung finden, und daher die Mühe des öfteren Nachschlagens, und die Kosten des Ankaufes der grösseren Glossarien ersparen. Dieser Zweck ist gut; nur scheint er nicht ohne des Vfs. Schuld so ziemlich unerreicht geblieben zu seyn. Der Vf. giebt uns eine Sammlung von lateinischen Wörtern, die er sich desshalb aufzeichnete, weil sie ihm nicht geläufig, auch in den von ihm zu Rathe gezogenen gewöhnlicheren Wörterbüchern nicht enthalten seyn mochten. Zu dem lateinischen Worte setzt er die deutsche Übersetzung, oder, nachdem es ihre Bequemlichkeit, oder bessere Deutlichkeit räthlich zu machen schien, eine kurze lateinische Erklärung derjenigen Bedeutung, welche nach des Vfs. Meinung das Wort an dem Orte hatte, wo er es las. Dass diese Bedeutung an jenem Orte die wahre und richtige sey, soll man ihm aufs Wort glauben; denn nie giebt er den Zusammenhang, in welchem er die Wörter fand, nicht einmal das Jahrhundert der Schrift, in welcher er sie las, und noch weniger zeigt er an, ob diese Schrift ein Kirchenvater, oder ein altes Manuscript anderes Inhaltes, oder eine Urkunde war. Man hat daher lediglich von den bekannteren Wörtern den Schluss auf diejenigen zu machen, welche nicht so geläufig sind, um zu beurtheilen, in wiefern man sich der angegebenen Bedeutung halber auf den Vf. dürfte verlassen können. Wenn man denn aber findet: *actum — ausgefertigt zu — und am* — und weiss, dass *actum* nicht die Zeit und den Ort der Ausfertigung der Urkunde (welche durch *datum* ausgedrückt wird), sondern wo und wann die Verhandlung geschah, über welche die Urkunde lautet, anzeigt; wenn man *advocatus civitatum* durch *Reichsvogt* übersetzt findet, und bedenkt, wie viele *Stadt*vögte nicht *Reichs*vögte waren, wenn man *agrarium* durch *eine Gülte* ohne weitere Bestimmung erklärt sieht, da doch die Gülten oder Renten, welche nicht auf Ackerstücke oder Landgüter versichert waren, schwerlich unter jenem Worte irgendwo mit begriffen seyn dürften; wenn *aquilinus* schlechthin durch ein *Krummnasiger* übersetzt wird, da es doch wohl nie einen mit einer *concav*, sondern nur einen mit einer *convex* gekrümmten Nase bedeutet; wenn *clerici* durch *monachi, doctores*, *Bücherabschreiber* und *clericus* noch einmal besonders durch *doctus*, *actuarius*, *scriba*; *delator* durch *Lügner*, *Schreyer*, *Lärmbläser*; *Fasces* durch *Ehrenzeichen*, *festuca* durch *Zeichen einer Übergabe*, ohne weitere Bestimmung; *paraphernalia* durch *Nebengüter eines Eheweibs*; *prohaeres* durch *Verwalter eines Mündels*; *Vormünder*, ohne weitere Einschränkung, u. s. w. ausgelegt wird: so geräth man in Versuchung, die bestimmte Richtigkeit der Übersetzungen oder Erklärungen des Vfs. in einigen Zweifel zu ziehen. Wenn nun ausserdem *baccha* durch *eine der tanzenden Priesterinnen des heidnischen Saufgottes*; *funus* durch *Leichnam bey Menschen, und Luder beym Vieh*; *suaviare* durch *aus Geilheit küssen* u. s. w., erklärt wird: so dürfte zugleich einiges Bedenken gegen den Geschmack des Vfs. als Übersetzer entstehen; dabey die Aufnahme ganz leichter Wörter in einer nicht ungewöhnlichen Bedeutung, wie z. B *adiuvare — nützen*; *contribuabilis ager — steuerbarer Acker*; *copiae — die Lebensmittel*; *locus — Gegend, Platz*; *Maecenas — Gönner*; *nugae — Lügengeschwätz*; *ostenta — Wunderdinge* u. s. w. einige Planlosigkeit verrathen; auch das Anführen mehrerer Zeitbestimmungen, da sie in den bekannten Hülfsbüchern der Chronologie sich leicht finden, und dieselben keineswegs entbehrlich machen, überflüssig erachtet werden; endlich so unverständliche Übersetzungen, wie *charisticarius* durch *Beschnarcher der klösterlichen Zucht*; *einer der ein klösterliches Brod geniesst*; *talitrum* durch *ein Hirnschnalzer* u. s. w. die Brauchbarkeit des Buches nicht erhöhen. — Durch diess alles, verbunden mit Provincialismen und einigen sinnverstellenden Druckfehlern, hält sich der Rec. zu dem Urtheile berechtigt, dass weder Gelehrte noch Ungelehrte sich dem Vf. für diesen Abdruck seiner Wortaufzeichnungen zu besonderem Danke verpflichtet halten werden. v. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 FEBRUAR, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

So wie die Gesetze und Staatseinrichtungen des französischen Reichs mehr und mehr anfangen auf Deutschland übertragen zu werden, entsteht auch in der juristischen Literatur eine Gemeinschaft beider Länder, wodurch die Geschäftsmänner und Rechtsgelehrten Deutschlands allmählich sogar in die Nothwendigkeit versetzt werden, sich mit der neuen juristischen Literatur Frankreichs hinlänglich bekannt zu machen. Es schien uns daher der Mühe werth zu seyn, eine eigene stehende Rubrik für die Legislation und Jurisprudenz Frankreichs in diesen Blättern zu stiften. Von dem *Code Napoléon*, als dem *Sanctuaire du temple de la loi* (wie ihn der Tribun *Duveyrier* in der gesetzgebenden Versammlung erst noch kürzlich nannte) haben wir unseren Lesern bereits (1807. No. 3-8) einen ausführlichen Bericht abgestattet; u. wir werden ehestens Gelegenheit nehmen, sowohl von der neuen Promulgation desselben, so wie von den übrigen Rechts- oder Gesetz-Büchern, welche durch civilistische Verwandtschaft dem *Code Napoléon* am nächsten stehen, als auch von den so vielfältigen literärischen Hülfsmitteln, welche über die neue Civillegislation in Frankreich erschienen sind, gleichfalls das Nöthige zu sagen. Allein es darf nicht bey dem Civilrechte stehen geblieben werden, sondern das Bedürfniss für Deutschland erstreckt sich auch auf die Literatur des öffentlichen und administrativen Rechts. Wir machen den Anfang mit Beurtheilung einiger Schriften der beiden letzteren Rechtszweige, und behalten uns vor, von Zeit zu Zeit Revisionen der Doctrinen, wozu die vorgekommenen, von *verschiedenen* Recensenten beurtheilten Bücher gehörten, zu liefern.

Paris, b. Rondonneau: *Code Impérial ou Recueil chronologique des lois constitutionnelles de l'Empire François.* An XII. — 1804. 229 S. 8.

Zur Einleitung dient diesem Werk eine historische Rede, welche einen schnellen Blick auf die Verfassungen von 1791, 1793 und von den Jahren 3, 4 und 8 der Republik wirft, deren Mängel zeigt, und besonders den Satz ausführt, dass Staatsverfassungen den individuellen, besonderen Verhältnissen der Nationen, deren Sitten, Gebräuchen, Talenten, Gewerbsfleiss, Handel, geographische Lage und Volksmenge angepasst seyn sollen, und dass die neueste Verfassung des französischen Reichs diese nothwendige Bedingung einer guten und dauerhaften Constitution erfülle.

Der *Code Impérial* enthält diejenigen Gesetze und Anordnungen, welche sich auf die Erhebung Frankreichs zu einem Kaiserthum beziehen, und zwar zuerst den Beschluss des Senats vom 28 Floreal im J. 12. Durch ihn wurde *Napoléon Bonaparte* zum Kaiser der Franzosen ernannt, und diese Würde in seiner und der Familie seiner Brüder, *Joseph* und *Ludwig*, nach dem Erstgeburts-Recht mit Ausschluss des weiblichen Stamms, erblich. *Napoléon* blieb noch das besondere Recht vorbehalten, Kinder oder Enkel seiner Brüder, wenn sie das 18te Jahr, das Alter der Volljährigkeit erreicht haben, in Ermangelung eigener Nachkommenschaft, an Kindesstatt anzunehmen. — Sind keine männliche Descendenten weder von *Napoléon*, noch von *Joseph*, noch von *Ludwig Bonaparte* da, so ernennt der Senat den Kaiser in einem Beschluss, den die Grossbeamten des Reichs proponiren, und der dem Volk zur Genehmigung vorgelegt wird. Bis zum Augenblick der erfolgten Wahl eines neuen Kaisers regieren die Minister, und bilden einen Rath, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheidet.

Die französischen Prinzen sind bey ihrer Verheirathung an den Willen des Kaisers gebunden, ohne welchen sie ihr Erbrecht verlieren. Während der Minderjährigkeit der Kaiser wird als Regent ein französischer Prinz oder ein Grossbeamter aufgestellt, den entweder bereits der verstorbene Kaiser oder der Senat hiezu ernannt hat. Ihm ist ein Rath beygegeben, welcher aus den Grossbeamten des Reichs besteht, und der besonders das Recht hat, nach der Mehrheit der Stimmen zu beschliessen, wenn vom Krieg, Frieden, Bündnissen und Handelsverträgen die Sprache ist.

Der Kaiser legt den Eid ab, für die Integrität des Gebiets, das Concordat, die Religionsfreyheit, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freyheit zu wachen, den Verkauf der Nationalgüter nicht zu widerrufen, keine Taxen und Abgaben zu erheben, die nicht durch die Gesetze bewilligt sind, die Ehrenlegion beyzubehalten, und mit alleiniger Hinsicht auf das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volks zu regieren. Der Regent hingegen schwört, die Staatsgeschäfte in Gemässheit der Verfassungen des Reichs, der Beschlüsse des Senats und der Gesetze zu besorgen, das Gebiet der Republik, die Rechte der Nation und der

kaiserl. Würde in ihrer ganzen Integrität zu erhalten und dem Kaiser nach erreichter Volljährigkeit getreu die Regierung zu übergeben.

Grofsbeamte des Reichs sind: der Grofswähler, Reichs-Erzkanzler, Staats-Erzkanzler, Erzschatzmeister, Connetable und Grofs-Admiral; Grofs-Officiere des Reichs: die Marschälle, General-Inspectoren, General-Obersten und die Civil-Grofsbeamte der Krone, die Hauptbehörden: der Senat, Staatsrath, gesetzgebende Körper, das Tribunat und der oberste kaiserliche Gerichtshof.

Hierauf folgen mehrere kaiserl. Decrete, über die Art, auf die das Volk seinen Willen in Betreff der Erblichkeit der Kaiserwürde erklären sollte, über die Ernennung der Grofs-Officiere des Reichs, des General-Procurators bey dem obersten Gerichtshof und der 36 Städte, deren Maires der Ablegung des kaiserl. Eids und der Kaiserkrönung beywohnen sollen, über den von den Mitgliedern der Ehrenlegion zu tragenden Stern, dessen Mitte von einer Eichen- und Lorbeer-Krone umgeben, auf der einen Seite den Kopf des Kaisers vorstellt mit der Umschrift: Kaiser der Franzosen, und auf der anderen einen Adler, den Blitzstrahl haltend, mit der Umschrift: Ehre und Vaterland. Die blofsen Legionnaires tragen ihn von Silber, die Grofsofficiere, Commandanten und Officiere hingegen von Gold an einem gewässerten rothen Bande. Das weitere kaiserliche Decret vom 17 Messidor bezieht sich auf die Eides-Ablegung und Krönung des Kaisers. Die Deputationen der National- Land- und See-Truppen sollten bey dieser Gelegenheit von dem Kaiser Fahnen erhalten, die ihnen, wenn sie im Krieg verlohren gehen, durch andere nur in dem Fall wieder werden ersetzt werden, wo es sich gezeigt haben würde, dafs das Regiment an ihren Verlust keine Schuld trug.

Den Beschlufs macht das kaiserliche Decret vom 24 Messidor im J. 12, die öffentlichen Ceremonien, Rangordnung, Civil- und Militär-Ehrenbezeugungen betreffend, wovon hier ein kurzer Auszug folgt. Diejenigen Personen, welche vermöge der Befehle des Kaisers den öffentlichen Ceremonien beywohnen, haben ihren Rang in nachstehender Ordnung: die französischen Prinzen, Grofsbeamte, Cardinäle, Minister, Grofs-Officiere, Senatoren in ihrer Senatorerie, Staats-Räthe bey Versendungen, Grofs-Officiere der Ehrenlegion, die Divisions-Generale in dem Bezirk ihres Commandos, die ersten Präsidenten der Appellations-Gerichtshöfe, die Erzbischöfe, der Präsident des Wahlkollegiums eines Departements, die Präfecten, Präsidenten der peinlichen Gerichtshöfe, Brigade-Generäle, Bischöfe, General-Commissarien der Polizey, der Präsident des Wahl-Collegiums eines Arrondissements, die Subpräfecte, Präsidenten der Gerichte erster Instanz, Präsidenten der Handels-Gerichte, Maires, Platz-Commandanten, Präsidenten der Consistorien. Der Senat, Staatsrath, gesetzgebende Körper, das Tribunat, Cassationsgericht und die Verwaltungs- oder richterlichen Collegien haben bey öffentlichen Ceremonien, wobey der Kaiser ist, nur dann einen Rang, wenn sie hiezu von dem Kaiser eingeladen wurden. In keinem Fall können einzelne Mitglieder den Rang und die Ehrenbezeugungen sich anmafsen, welche dem ganzen Corps zustehen.

Die Befehle des Kaisers wegen der Feyerlichkeiten bey den öffentlichen Ceremonien sind an die Erz- und Bischöfe in Betreff der religiösen, und an die Präfecten wegen der bürgerlichen Feste gerichtet. Die Behörden, welche ihnen beywohnen, versammeln sich bey der Person, die dabey den ersten Rang hat. Sie gehen bey öffentlichen Zügen in folgender Ordnung. Die Mitglieder der Appellations-Gerichtshöfe, die Officiere des General-Stabs der Division, die Mitglieder der peinlichen Gerichte, die Präfecturräthe, die Mitglieder der Gerichte erster Instanz, die Municipalität, die Officiere des General-Stabs des Platzes, die Mitglieder des Handels-Gerichts, die Friedensrichter, Polizeycommissarien. In die Mitte des Platzes, welcher zu Feyerlichkeiten bestimmt ist, werden so viele Lehnstühle gestellt, als Prinzen, Grofsbeamte des Reichs oder Mitglieder von Nationalbehörden anwesend seyn werden. Ist hingegen keiner der gedachten Personen anwesend, so bleibt die Mitte frey, und niemand darf sich dahin stellen. Die Divisions-Generäle, ersten Präsidenten der Appellationsgerichtshöfe und die Erzbischöfe nehmen ihren Platz zur Rechten, die Präfecte, Präsidenten der peinlichen Gerichte, die Brigade-Generäle und die Bischöfe zur Linken. Das übrige Gefolge steht rückwärts. Es sind aufserdem die Ehrenbezeugungen gegen das Hochwürdige, den Kaiser, den kaiserlichen Prinzen, Regenten, die französischen Prinzen, Grofsbeamte des Reichs, Minister, Grofsofficiere des Reichs, den Senat, Staatsrath, die Grofsofficiere der Ehrenlegion, den gesetzgebenden Körper, das Tribunat, Gesandte, Divisions- Brigade-Generäle, General-Adjudanten, Präfecte, Platz-Commandanten, Erzbischöfe und Bischöfe, Gerichtshöfe, Officiere, Revuen-Inspectoren und Kriegscommissarien beschrieben.

In einem Anhange sind die Ceremonien der Salbung und Krönung Ihrer kaiserlichen Majestäten, die Feste, die hierauf Statt gehabt haben, besonders das vom 25 Frimaire, welches die Stadt Paris dem Kaiser gab, angezeigt, und die Reden, Protocolle und Beschlüsse in Hinsicht der Erblichkeit der Kaiserwürde beygefügt. 3,572,329 Franzosen stimmten hiefür. Merkwürdig ist, dafs mehr Personen für die Erblichkeit des Kaisers, als für das Consulat und die lebenslängliche Beybehaltung dieser Würde stimmten. Der Senat beschlofs demnach die Erblichkeit.

Das unerschöpfliche Genie *Napoléons* hat inzwischen mit mehreren Nationalbehörden Veränderungen vorgenommen, deren in der Anzeige der Fortsetzung des *Code Impérial* Erwähnung geschehen wird. Htr.

Paris, b. Rondonneau: *Etat de la Légion d'honneur ou Recueil contenant les noms, grades, nature des distinctions, dates des brevets, titres, qualités et fonctions publiques de tous les membres qui composent la légion*, selon l'ordre de leur nomination depuis l'an X jusques et compris le 14 Brumaire au XIII; précédé de la collection des Lois, Décrets et Arrêtés relatifs à la création, à l'organisation et à la destination de la Légion. Tome premier, publié en l'an XIII sous le titre d'Annuaire de la Legion d'honneur. Nouvelle Edition, augmentée du Mémoire de *M. Gaudin* sur les recompenses nationales et les Ordres de chevalerie. 1805. 482 S. 8.

Den gröſsten Theil dieses Werkes füllt die Benennung der Mitglieder der Ehrenlegion aus. Nur den bey weitem geringeren Raum nehmen die Gesetze über die Errichtung derselben ein. Der Zweck der Ehrenlegion ist Belohnung militärischer und bürgerlicher Dienste und Tugenden. Sie besteht aus einem groſsen Verwaltungsrath und 16 Cohorten, und zwar ersterer aus 7 Oberofficieren. Hiezu wurden anfangs der erste Consul als Haupt der Legion und Präsident des Raths, die zwey anderen Consuln, 1 Senator, 1 Gesetzgeber, 1 Tribun und 1 Staatsrath, in der Folge hingegen die Groſsbeamten des Reichs bestimmt. Der Verwaltungsrath hat den Groſskanzler und den Groſsschatzmeister der Legion zu ernennen. Jener wohnt den Sitzungen des Raths bey, ist der eigentliche Geschäftsmann desselben, der die Gegenstände der Berathschlagungen vorbereitet, vorträgt, die Expeditionen besorgt, und dem daher ein Consultations-Ausschuſs beygegeben ist, in welchen er den Vorsitz hat.

Eine jede Cohorte erhält einen besonderen Verwaltungsrath, welchen der Kaiser als Haupt der Legion ernennt, soll aus 7 Ober-Officieren, 20 Commandanten, 30 Officieren und 350 Legionnaires zusammengesetzt seyn, und empfängt Nationalgüter zu Bestreitung der Auslagen, und Errichtung von Spitälern, und Wohnungen, um theils Mitglieder der Ehrenlegion, welche durch Alter, Kränklichkeit und Wunden dem Staat zu dienen verhindert sind, theils Militairpersonen aufzunehmen, die, nachdem sie in dem Krieg der Freyheit verwundet worden waren, sich in der Noth befinden. Alle diejenigen Militärpersonen, welche Ehren-Waffen erhalten hatten, wurden ohne besondere Ernennung, Mitglieder der Legion. Gewöhnlich aber ernennt hiezu der groſse Verwaltungsrath. Zur Zeit des Kriegs geben auſserordentliche Thaten ein Recht zu allen Graden, zur Zeit des Friedens hingegen werden 25jährige Militärdienste erfodert, um Mitglied der Legion werden zu können. Die Dienstjahre des Krieges werden in diesem Fall doppelt, und die Feldzüge im letzten Krieg vierfach gerechnet. Groſse Dienste, welche dem Staat in dem gesetzgebenden, diplomatischen, administrativen, richterlichen oder wissenschaftlichen Fach geleistet werden, berechtigen gleichfalls zur Aufnahme in die Legion.

Nach Vollendung der ersten Organisation kann man weder Mitglied der Legion werden, wenn man nicht 25 Jahre sein Amt mit der erfoderlichen Auszeichnung begleitet hat, noch einen höheren Grad erlangen, ohne die niedrigern gehabt zu haben.

Die Mitglieder der Legion müssen auf ihre Ehre schwören: sich dem Dienst des Reichs zu weihen, die Integrität des französischen Gebiets, den Kaiser, die Gesetze der Republik und das durch sie festgesetzte Eigenthum zu vertheidigen, alle Mittel, welche die Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heissen, gegen die Wiederherstellung der Lehensverfassung und der Titel anzuwenden, kurz aus allen Kräften zu der Erhaltung der Freyheit und Gleichheit mitzuwirken.

Die Hauptvorzüge, welche sie genieſsen, bestehen darin, daſs ihre Namen in marmorne Tafeln gegraben werden, wovon eine in dem Hauptort des Cohorten und eine andere in der Invalidenkirche aufgestellt wird, daſs sie Mitglieder der Wahlcollegien sind, und daſs sie Gehalte beziehen. Ein Oberofficier erhält jährlich 5000, ein Commandant 2000, ein Officier 1000 und ein Legionnaire 250 Franken. Auſserdem haben sie die äuſserliche Auszeichnung, daſs sie einen weiſsemaillirten Stern mit fünf doppelten Strahlen an einem rothgewässerten Band tragen, der bey den Oberofficieren, Commandanten und Officieren von Gold, bey den Legionnaires hingegen von Silber ist, und dessen Mitte, von einer Eichen- und Lorbeer-Krone umgeben, auf der einen Seite den Kopf des Kaisers mit der Umschrift: Napoléon, Kaiser der Franzosen, und auf der anderen den französischen Adler, den Blitz haltend, vorstellt mit der Legende: Ehre und Vaterland. —

Der groſse Orden, welchen der Kaiser nicht mehr als 60 Oberofficieren der Legion giebt, besteht in einem rothen Band, welches von der rechten Schulter zur linken Seite geht, an welcher unten der Adler angeheftet ist, und in einem silbergestickten Stern mit 10 Strahlen und der Aufschrift: Ehre und Vaterland, auf der linken Seite der Kleider oder Mäntel. — Fremde, welche Mitglieder der Legion werden, haben nicht zu schwören, genieſsen hingegen auch die politischen Vorzüge der Franzosen nicht.

Wegen derselben Ursachen, wegen welcher man aufhört, Bürger zu seyn, gehen auch die Rechte der Legionsmitglieder verloren. Übrigens ist dem groſsen Verwaltungs-Rath überlassen, in Hinsicht ihrer Suspendirung oder Aufhebung zu entscheiden. Ehe eine infamirende Strafe gegen Mitglieder der Legion vollzogen werden kann, wird derselbe mittelst folgender Formel, die der Präsident des Gerichts ausspricht, degradirt: „*Vous avez manqué à l'honneur; je declare au nom de la légion, que vous avez cessé d'en être membre.*"

Vorzüglich interessant ist in dem Werke die Tabelle über die Eintheilung, Dotirung etc. der Cohorten. Die Zahl derselben läuft von No. 1 bis und mit No. 16. Bey jeder Cohorte sind angegeben: ihr Chef, ihr Hauptort, die Departements, welche den Bezirk der Cohorte bilden; die Bevölkerung ihres Cohorte-

Bezirks, welche das Refultat der Population fämmtlicher zur Cohorte gehörigen Departements ist; der Ertrag, den sie aus den ihr angewiefenen Nationalgütern hat. Als damalige Chefs der Cohorten lernt man hier kennen, und zwar in der Ordnung, worin die Cohorten felbst der Zahl nach auf einander folgen: die Marfchälle Berthier, Mortier, Beffieres, Soult, Lefebre, Davout, Ney, Bernadotte, Lannes, der Viceadmiral Decres, die Marfchälle Moncey und Murat, der Viceadmiral Bruix, die Marfchälle Maffena, Augereau und Jourdan. Unter den 16 Cohorte-Bezirken ist die geringste Population 1,493,063, die gröste 2,649,458. Dem Ertrage nach ist die zehnte Cohorte die geringste, die achte die gröste: jene erträgt 111,133, diese hingegen 642,500 Franken; die meisten Cohorten haben zwifchen zwey und dreyhunderttaufend Franken. Diefe Tabelle macht die hohe Wichtigkeit des ganzen Instituts recht anfchaulich. Man fieht hier, wie ein Institut der Ehre den Grund und Boden, und die Population von ganz Frankreich unter fich theilt; wie Frankreich *für die Ehre* feine eigene Geographie hat, in der Art, wie vormals die Staaten Europens *für die Kirche* ihre befondere Erdbefchreibung hatten, — eine Ehrengeographie. Man fieht hier, wie es in ganz Frenkreich keinen Fufs breit Land, und keine Perfon giebt, ohne fich mit in dem Syfteme der Ehre zu befinden. Eine Anftalt, wodurch Subject und Object fo vollftändig umfangen wird, verdient wohl mit Recht für eine Hauptfäule des Reichs gehalten zu werden.

Mit Vergnügen lieft man die angehängte Schrift über Nationalbelohnungen; nur wäre zu wünfchen gewefen, dafs der Vf. diefe intereffante Materie ausführlicher behandelt hätte. Zu fchnell geht er von den Argyrafkiden, der in China üblichen Auszeichnung der Mandarins durch befondere Kleidertrachten, dem öffentlichen Beyfall, den man in Griechenland dem Verdienft zollte, und von den römifchen Kronen (der Ehren-Waffen der Römer, des Titels: *imperator*, den der fiegende General während des Triumphs führen durfte, und der goldenen Ringe der römifchen Ritter erwähnt er nicht einmal) zu der Ritterfchaft, als der Grundlage der neuen Orden über. Von letzteren fagt er zu allgemein, dafs bey Errichtung und Austheilung derfelben weder Talente noch Dienfte berückfichtigt worden, und dafs gewöhnlich das Vergnügen, Fefte und die Sucht, den Glanz des Hofes zu erhöhen, und die Gröfse durch neue Bande zu feffeln, die Veranlaffungen ihrer Stiftungen gewefen feyen. Die Ehrenlegion fieht er als das vollendetfte an, das je in Hinficht auf Nationalbelohnungen exiftirt habe. Sie habe zum Zweck, alles zu vereinigen, was zu der Macht und dem Glanze des Staats beytragen, und allenthalben fo wie in jedem Stand als Modell betrachtet werden kann; fie fchaffe einen Vereinigungspunct für alle Tugenden, alle Dienfte, alle glänzenden und nützlichen Eigenfchaften. Allen Claffen eröffne fich zu gleicher Zeit die Möglichkeit, mit denfelben Dienften und Talenten diefelbe Nationalauszeichnung zu erhalten. Daher ein allgemeines Streben, fich hervorzuthun, das die ganze Nation ergreift.

Als die Errichtung der Ehrenlegion im gefetzgebenden Körper zur Sprache kam, fchilderte man fie als eine neue Münze, welche einen ganz anderen Gehalt habe als diejenige, die der öffentliche Schatz liefere, als eine Münze, deren Mine unerfchöpflich fey, da fie fich auf die Ehre gründe, als eine Münze, die allein die Belohnungen für Handlungen abgeben könne, welche über alle Belohnungen erhaben fey, und (fügt Rec. bey) als eine Münze, welche das unverkennbare Gepräge des grofsen Kaifers trägt.

Htr.

[Eine Recenfion des Werkes *de la magiftrature en France* folgt im Märzhefte.]

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Bern*, b. Rätzer: *Der S. Gotthardsberg mit den angrenzenden Gebirgen und Thälern.* Nach einem Relief von *Exchaquet*, von der Südfeite gezeichnet. *Le Mont St. Gotthard et le Montagnes et Vallees voifines pris au Sud*, d' après un Relief de *Exchaquet*. Dunker fc. Ein Blatt von der Gröfse einer Elle. Was hier als Titel fteht, ift die Unterfchrift diefes Kupferftiches, der Name aber des Kupferftechers ift in einer dunkelen Stelle im Bilde felbft angebracht. Unter der deutfchen und franzöfifchen Unterfchrift find in elf Columnen die Namen der verfchiedenen Gebirge des S. Gotthards nebft denen der angrenzenden Gebirge und Thäler, der Flüfse mit Bezeichnung der Stellen, wo fie entfpringen, der Bäche und Flüfse, die auf diefem Gebirge befindlich, der Straßen, Wege, Päfse des S. Gotthards u. f. w. angegeben; und die letzteren Columnen enthalten eine Erklärung der einzeln gebrauchten Buchftaben und der Zeichen, welche Pfarrdörfer, Kapellaneyen, Höfe, Kapellen, Hofpitäler und Alphütten (Stafel) bedeuten. Bey mehreren Bergen und anderen Gegenftänden ift die Höhe über die Meeresfläche nach franzöfifchem Fufse angegeben, und man möchte wohl wünfchen, dafs diefs bey noch mehreren, z. B. beym Bielhorn, Spitzberg u. d. gl. auch gefchehen feyn möchte. Auch fcheinen uns die kleinen lateinifchen Buchftaben, als Zeichen gebraucht, zumal da ein wiederholter Gebrauch derfelben mit einer kleinen Abänderung des Zuges Statt findet, nicht gut gewählt zu feyn, indem oft auf dem Bilde das fchwer wieder zu finden ift, was man nach dem anzeigenden Buchftaben fucht. In dem vor uns liegenden Exemplare find auch einige Fehler mit der Feder abgeändert worden; aber einer ift bey diefer Correctur gewifs überfehen worden. Kapellaneyen und Kapellen follen doch verfchiedene Zeichen unterfcheiden, aber bey beiden fteht einerley Zeichen, ob fich gleich öfterer auf dem Bilde eines findet, das keinen Interpres erhalten hat, und wahrfcheinlich eben Kapellaneyen andeuten foll. Ohne uns übrigens in eine Beurtheilung diefes Kupferftiches, als Kunftwerk, das den Beyfall der Kenner erhält, einlaffen zu wollen, ift das Blatt gewifs allen denen, die diefs majeftätifche Gebirge bereifen wollen, angenehm, indem es fie in der bildlichen Darftellung auf das Merkwürdigfte diefes berühmten Gebirges zuvor aufmerkfam machen kann, fo wie es auch fo wohl denen einen erfreulichen Anblick gewähren wird, die fich eine deutlichere Vorftellung vom S. Gotthard zu machen wünfchen, als denjenigen, welche die Eindrücke, die diefer grofse Gegenftand in der Natur auf fie machte, erneuern wollen. Auch für den Mineralogen mufs es ein grofses Intereffe haben, indem er durch Hülfe deffelben in Stand gefetzt wird, die Geburtsftätten fo manches fchönen Foffils, was fich aus diefem, an Foffilien fo reichen Peru in feiner Sammlung findet, nach diefem Bilde auffuchen. Diefes fo verfchiedenen Intereffes wegen, das diefs Kunftwerk haben kann, haben wir eine etwas weitläuftigere Anzeige davon zu machen uns erlaubt.

†.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 FEBRUAR, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode.* XXVI Bandes 1s Stück bis XXX Bandes 2s Stück. Leipzig, b. Niemann XXX Band. 3s Stück bis zum XXXIII Bds. 6 Stück: oder von Januar 1804 bis inclusive December 1807. 8. (Jeder Jahrgang 5 Rthlr.)

Die Einrichtung dieses vortrefflichen Journals, welches sich nun schon beynahe zwey Jahrzehend mit Ehre erhalten hat, ist unseren Lesern gewiss zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, hier etwas darüber zu sagen. Wir beschränken uns daher bloss darauf, von einigen Hauptrubriken zu reden, so wohl um unsere Leser auf die vorzüglichsten und lehrreichsten Aufsätze aufmerksam zu machen, als dasjenige, was uns fehlerhaft scheint und der Vollkommenheit des Journales Abbruch thut, anzudeuten, um dadurch zur künftigen Verbesserung dieses schätzbaren Werkes beyzutragen. Wir können diess um so eher, da wir vier Jahrgänge vor uns haben, welche schon einen wichtigen Theil des Ganzen ausmachen.

Unter den *staatswirthschaftlichen*, *statistischen*, *geographischen*, *mercantilischen* und *handelsgeschichtlichen* Aufsätzen heben wir folgende aus: *Bemerkungen über die englische Handelsbalance* (Januar 1804), ein eben so durchdachter als lehrreicher Aufsatz; ferner *die statistischen Beschreibungen der französischen Departements*, die in dem ganzen Werke zerstreut sind. Sie sind aus den authentischen Berichten der Departements-Präfecten ausgezogen, und mit Kenntniss der Sachen und beider Sprachen übersetzt. Die *Bemerkungen über die Bukowina* (Junius 1804) scheinen aus eigener Ansicht geschrieben zu seyn, und sind um so schätzbarer, je weniger wir noch zuverlässige Nachrichten über dieses Land besitzen. Sehr schätzbare Aufsätze verdanken wir dem Hn. Prof. *Petri* in Erfurt. Wir rechnen dahin dessen: *Neueste Handels- und Fabrik-Nachrichten aus Russland* (Sept. 1804). Mit Erstaunen muss man in diesem interessanten Aufsatze die Zunahme der Handlung in St. Petersburg in den 60 Jahren von 1742 bis 1802 bemerken. Der Werth der ganzen Ausfuhr betrug nämlich

im Jahre .	1742	—	2,479,656	Rubel.
— .	1752	—	4,353,694	—
— .	1762	—	5,217,006	—
— .	1772	—	6,451,494	—
— .	1782	—	11,467,347	—
im Jahre .	1792	—	22,224,331	Rubel.
— .	1802	—	30,498,663	—

Welch eine merkwürdige Progression! Nach den neuesten Nachrichten, die wir über Petersburg haben, hat diese ungeheure Ausfuhr doch wieder etwas abgenommen. Im Verlaufe des Jahres 1806 war solche nur 28,997,388 Rubel. Davon bezogen die Engländer allein 18,860,208 die Russen 9,427,546, und alle übrigen europäischen Nationen die übrigen 700,000 Rubel, von denen Frankreich nur 100 Rubel bezog. *Das Gemälde des Breslauischen Handels* (Octob. 1804) ist von einem Ungenannten entworfen. Nach vorangeschickter Skizze der Geschichte des Breslauer Handels folgt ein sehr belehrendes Gemälde von dem Zustande desselben im Jahre 1804. Diese Stadt besitzt 12 christliche und einige jüdische *Banquiers*; viele *Waarenhändler en gros*, deren Zahl nicht beschränkt ist, und daher auch nicht angegeben werden kann; hundert *Detaillisten*. Diese müssen ihre Vereinzelungs-Gerechtigkeit mit ungefähr 1200 Rthlr. erkaufen. Nach diesen kommen die sogenannten *Reich-Krämer*. Solcher Gerechtigkeiten giebt es 48½. Sie dürfen sich keine Waaren aus dem Auslande kommen lassen, sondern müssen solche von einheimischen Kaufleuten nehmen. Die halbe Gerechtigkeit gehört *dem Hospital zur heil. Dreyfaltigkeit*, welches solche verpachtet. Diese 4 Classen zusammen bestehen aus ungefähr 400 Personen, und machen den *ersten Rang* der Kaufmannschaft aus. Zum *zweyten Range* gehören die *Leinwandreisser*, die mit Leinwand handeln, die *Partkrämer*, welche mit Zitz, Kattun, Möbeln u. s. w. handeln, die *Häringer*, die mit gesalzenen und gedörrten Fischen Handel treiben, die *Steinsälzer* oder Salzhändler und die *Venditors* oder Trödler. Die ganze Volksmenge, welche sich vom Handel ernährt, beträgt 40 Tausend Seelen. Der Breslauer Handel macht den dritten Theil des ganzen schlesischen Handels aus.

Überblick der ersten europäischen Mächte in Bezug ihres Kunstfleisses und Handels. Von Hn. *Hagenbruch*, nach dem Französischen: *Sur les Finances, le Commerce etc. Paris* 1802 (Novbr. und Decembr. 1804). England wird am ausführlichsten zwar, aber nichts weniger als unparteyisch, abgehandelt. Ein Banquerott der Bank, meint der Verfasser, sey zwar unvermeidlich, aber kein Unglück für England, und heilsam für die Menschheit überhaupt. Merkwürdig ist es, dass des *Sinking fonds*, von dem die Engländer so viel für ihre Finanzen, und folglich auch für die Sicherheit der Bank erwarten, auch nicht

entfernt erwähnt wird. Der Überfetzer, dem wir übrigens fo manchen guten Auffatz verdanken, hätte diefe Arbeit ganz unterlaffen, oder folche nur mit Anmerkungen und Berichtigungen, wozu das Talent ihm gewifs nicht fehlt, mittheilen follen.

Über den Handel, die Fabriken und Manufacturen der Stadt Moskau. Von Prof. *Petri* (Nov. 1804). Der Handel diefer Stadt leidet fehr durch das Eingreifen politifcher Verhältniffe und Rückfichten in feine Triebräder. Englifche und deutfche Häufer treiben vorzüglich den Handel *en gros* dafelbft. Mehrere haben fo bedeutende Gefchäfte, dafs fie jährlich 50 bis 60 taufend Rubel Zollgebühren entrichten müffen. Die Eingebornen lernen die Handlung nicht regelmäfsig, können oft weder lefen noch fchreiben, und müffen daher die Verbindungen mit dem Auslande gröfstentheils den englifchen und deutfchen Häufern überlaffen. Sie theilen fich in 3 Gilden, nach Mafsgabe ihres Vermögens. Kaufleute der *erften Gilde* müffen wenigftens 16000 Rubel eigenes Vermögen nachweifen. Diefe können allen Handel *en gros* treiben, Fabriken anlegen, Güter und Leibeigene kaufen, und mit zwey Pferden in der Stadt fahren. Die Kaufleute der *zweyten Gilde* müffen wenigftens 8000 Rubel nachweifen, dürfen keinen Seehandel treiben und mit keiner Kutfche fahren, fondern fich blofs einer Chaife bedienen. Die Kaufleute der *dritten Gilde* endlich, brauchen nur 2000 Rubel eigenes Vermögen nachzuweifen, find aber auch nur auf den Detail-Handel der Stadt und des dazu gehörigen Umkreifes befchränkt, dürfen nur mit einem Cabriolet und Einem Pferde fahren, und find nicht, wie die beiden erften Gilden, frey von Leibesftrafen. (Bekanntlich find feit Kurzem die Summen, welche jeder Kaufmann nachweifen mufs, fehr bedeutend erhöhet worden. Die erfte Gilde mufs nach der Ukafe vom Januar und 1 Dec. v. J. wenigftens funfzig taufend, die zweyte zwanzig taufend, und die dritte acht taufend Rubel eigenes Vermögen nachweifen. Dagegen find der Kaufmannfchaft auch gröfsere Rechte eingeräumt worden. Die erfte Gilde darf mit 4 Pferden in der Stadt fahren, bey Hofe erfcheinen u. f. w.) — Einen merkwürdigen Waaren-Artikel liefert der *Häufer-Markt.* Man kauft dafelbft ganze Häufer mit beliebiger Anzahl Stuben, Kammern u. f. w., wozu das Holz (woraus allein fie beftehen) fertig gezimmert hier anzutreffen ift. In Zeit von acht Tagen kann man ein anfehnliches Haus ftückweife kaufen, nach dem Bau-Platze hinführen, aufrichten und bewohnen. Demfelben Verfaffer verdanken wir (im Decbr.-Stücke 1804) einen intereffanten Auffatz *über die neuefte Statiftik Rufslands.* Die jährlichen Producte aus dem Mineral-Reiche diefes Landes find: Metalle $8\frac{1}{2}$ Million Rubel. Salz $4\frac{1}{2}$ Mill. Rubel. Schwefel, Vitriol u. f. w. $\frac{1}{2}$ Mill. Rub. Der jährliche Verbrauch des Branteweins beläuft fich auf fechs Millionen Eymer, wozu zwey Millionen Tfchetwert Getreide verwendet werden. Der gefammte Seehandel beträgt 42 Millionen Rubel, nämlich 18 Mill. Einfuhr und 24 Mill. Ausfuhr. Der gefammte Landhandel beträgt 12 Millionen. Das circulirende Geld ift ungefähr 82 Millionen in Gold und Silber, 60 Mill. in Kupfer und 105 Mill. in Papier-Geld, zufammen alfo 247 Millionen Rubel.

Im Januar-Stücke von 1805 lefen wir einen Auffatz *über Siebenbürgens Bergbau*, den wir wahrfcheinlich dem Vf. der Nachrichten über die Bukowina zu verdanken haben, und der äufserft intereffant und lehrreich ift. Der Vf. meint und fucht durch einleuchtende Gründe darzuthun, dafs der Bergbau diefes Landes, der unter den Römern fo äufserft einträglich war, ohnerachtet feines jetzigen Verfalles, durch Anwendung der von ihm vorgefchlagenen Mittel wieder hergeftellt werden könne. Gewifs ift es, dafs die Römer, welche in der Metallurgie fehr weit hinter uns zurück waren, viele Gruben als erfchöpft verlaffen mufsten, denen man jetzt durch gehörige Bearbeitung noch eine bedeutende Ausbeute abgewinnen könnte. Die jetzigen Verfahrungs- und Berechnungs-Arten werden fo anfchaulich und belehrend vorgetragen, und die feinen und künftlichen Betrügereyen der Bergleute fo klar entdeckt, dafs es keinem Zweifel unterworfen feyn kann, der Vf. habe aus eigener Anficht und Erfahrung gefchrieben.

Der Titel: *Überficht des neueften englifchen Handels*, ift wohl zu weit umfaffend für den Auffatz im Febr.-Stücke 1805, weil felbiger fich nur über einen kleinen Theil des englifchen Handels ausläfst. Was deffen Vf. aber über den inländifchen Cours nnd von den Docken und Kanälen mittheilt, ift lehrreich und unterhaltend.

Der Auffatz: *Über den wirklichen Reichthum der Staaten, die Nutzanwendung der Menfchen und über die Ausbreitung des Handels und des Ackerbaues* (März 1805) ift wiederum aus dem franz. Werke *fur les finances et le commerce* gezogen, und verdienet feiner Seichtigkeit und Oberflächlichkeit wegen hier keine Stelle. Überhaupt, glauben wir, follten Überfetzungen nur aus ganz guten, neuen und koftbaren Werken mitgetheilt werden. So bemerken wir hier mit Vergnügen einen, mit Sachkenntnifs und Kunft verfertigten Auszug aus der vortrefflichen Schrift von *Say: Traité d'economie politique*, unter dem Titel: *Bemerkungen über politifche Haushaltung in befonderer Rückficht auf Handel und Fabrikwefen* (Oct. 1805). Ein folcher gedrungener und belehrender Auszug qualificirt fich allerdings fehr gut als Beytrag zu diefem Journale.

Eben fo verdient die Überfetzung der *Statiftique du Departement du Bas-Rhin* (Juni, Juli u. Aug. 1805) unter dem Titel: *Statiftifche Notizen von den Manufacturen, Fabriken und dem Handel des niederrheinifchen Departements* hier ihren Platz mit grofsem Rechte.

Des Hn. Prof. *Petri Nachrichten über den neueften Handel von Louifiana* im März-Stück 1805, find als authentifch anzufehen, da fie aus Berichten an den Congrefs der vereinigten Staaten von Nord-Amerika gezogen find. Nach diefen kann einft Louifiana

das für Europa werden, was jetzt Rufsland für dasselbe ist. Die damalige Ausfuhr der Baumwolle, Zucker, Indigo, Pelzwerk u. f. w. betrug 2,258,000 Dollars. Der Conterband-Handel ward beynahe öffentlich getrieben. Fabriken und Manufacturen fehlten meist gänzlich.

Die Nachrichten *von dem Handel, den Fabriken u. f. w. in der Schweiz* (May 1805) find fehr interessant. Schade, dafs der Vf. fich nicht in einer Fortsetzung über die noch fehlenden Städte der Schweiz eben fo belehrend ausgelaffen hat. Es würde ein vortreffliches Ganzes geworden feyn.

Die Frage: *Sind die bisherigen Finanz-Verfügungen der französischen Regierung dem Handel und den Manufacturen der Nation nützlich oder schädlich geworden* (Oct. u. Novbr. 1805), fucht der Vf., welcher fehr für die höchfte Freyheit im Handel gestimmt ist, aus 25 Statistiken von französischen Präfecten, die fie auf Befehl der Regierung von ihren refpectiven Departements ausgearbeitet haben (dieselbigen, von denen wir vorher fprachen, und die in ausführlichen Auszügen und Überfetzungen im ganzen Werke zerftreut angetroffen werden), zu beantworten. Ohne in fein Räfonnement einzugehen, müffen wir diefe kurzen und bündigen Auszüge als fehr lehrreich empfehlen.

Im Januar-Stücke 1806 find fchätzbare Nachrichten von Demerary in Guiana enthalten. Mit Übergehung deffen, was keines Auszuges fähig ist, heben wir blofs folgendes aus. Sämmtliche holländische Kolonieen enthalten fünftausend Plantagen von funfzigtausend bis zu einer Million Gulden an Werth. Der Werth aller Plantagen kann, ohne Übertreibung, zu taufend Millionen Gulden angenommen werden. Auf den gefammten Kolonieen find fünfmal hundert taufend Neger und zwanzigtaufend Weifse. Ein Neger kostet an taufend Gulden. In den Plantagen foll es keine wilden und giftigen Thiere geben, wie man bis jetzt irrig angegeben hat, defto mehr aber follen die Einwohner in ihren Häufern von Ratzen und Mäufen, und vorzüglich von 14 verfchiedenen Arten von Infekten geplagt werden. Auch Scorpionen und Taufendbeine halten fich in den Häufern auf. Ihr Stich ist aber nicht tödlich. Die Theurung ist fo grofs, dafs die fparfamfte Haushaltung eines Kaufmannes jährlich funfzehn taufend Gulden koftet, viele aber hundert taufend Gulden verzehren.

Von dem Hn. Prof. *Petri* findet man auch einen, in ftatiftifcher und mercantilifcher Hinficht lehrreichen Auffatz *über die rufsischen Statthalterschaften Olonez und Wologda*, und von einem Ungenannten eben einen folchen über die *bergischen Länder*, in den Aug. und Sept. Stücken 1806, welche keine Auszüge geftatten. — Auffallend wird die Verfchiedenheit der Volksmenge in diefen beiden Ländern, wenn man fieht, dafs in den beiden genannten rufsifchen Statthalterfchaften kaum 66 bis 68, und in dem letzteren kleinen Ländchen einige taufend Menfchen auf einer Quadrat-Meile wohnen.

Von den Auffätzen, die fich vorzüglich mit der Gefchichte des Handels befchäftigen, heben wir folgende aus. *Europas Handel vor der französischen Revolution* (Apr. 1804), eine Überfetzung aus dem Französischen. *Versuch einer Geschichte aller Manufacturen und Fabriken* von Hn. *Poppe* (Aug. 1804), enthält eigentlich blofs die Gefchichte der *Leinen-Manufacturen*, und ist von dem Vf. nicht weiter fortgefetzt worden. Wir nehmen aber das gelieferte mit Dank an, und erwarten, eine gelegentliche Ausführung zu erhalten. *Kurze Übersicht der Seehandlung vom Jahre* 1800 von Hn. *Hagenbruch* (Oct. 1804). Eine kurze und intereffante Zufammenftellung, die aber freylich in dem, feit ihrer Erfcheinung verfloffenen, kurzen Zeitraume von drey Jahren zur Antiquität geworden ist. Wir wünfchten ein Gegenftück hiezu von dem gegenwärtigen Zuftande der Seehandlung zu erhalten.

Die in dem ganzen Werke zerftreuten Auffätze unter den Titeln: *Rückblicke auf den allgemeinen Handel; Blicke auf die neueste Lage des Handels, besonders des hamburger*, und *Hamburgs Handel*, welche im September 1804 anfangen, und von Hn. *Hagenbruch* bis zum Julius 1806 fortgefetzt, dann aber von einem Ungenannten bearbeitet worden find, find von ungleichem Werthe. Diejenigen, welche fich blofs mit *Hamburg* befchäftigen, find unftreitig die besten, und tragen das Gepräge der eigenen Anficht und Authenticität an fich. Der moralifirende Ton des Ungenannten gefällt uns aber nicht, weil er am unrechten Orte angebracht ist. In einem folchen Auffatze müfste kein politifches oder moralifches Räfonnement einfliefsen. Blofs *Facta* erwartet man, um fich durch einen Augenzeugen von dem fich täglich verändernden Gange des Handels belehren zu laffen. Dafs auch ein übrigens guter Arbeiter fich nicht übereilen dürfe, bestätiget Hr. *Hagenbruch* durch fein Exempel. Im Dec. 1805. S. 422 fagt er: *Seit geraumer Zeit fielen die hamburger Curse ansehnlich, beständig und schnell. Amsterdam sank von* 109 *auf* $108\frac{1}{2}$; *Wien von* 206 *auf* 200; *Paris von* $24\frac{1}{16}$ *auf* $24\frac{3}{8}$; *Portugal von* $41\frac{1}{4}$ *auf* $40\frac{3}{4}$ *u. s. w.* Wenn Amsterdam von 9 auf $8\frac{1}{2}$, Wien von 206 auf 200, Paris von $24\frac{1}{16}$ auf $24\frac{3}{8}$ geht: fo ist diefe Veränderung erftlich im Verlaufe eines Monats für unbedeutend anzufehen, oft ändern fich die Curfe fo von einem Pofttage zum andern, ohne dafs politifche Ereigniffe im mindeften darauf einwirken. Schon ein zufälliger Mangel oder Überflufs des Papiers kann diefs allein hinreichend hervorbringen. Aber das auffallendfte ist, dafs nach diefen Angaben Amfterdam und Wien gerade *gestiegen* und nicht *gefallen* find. Wenn man vorher für 100 Thaler hamburger Banco 109 Thaler holländifch und 206 Thaler Wiener bekam und nachher mit $108\frac{1}{2}$ Thaler holl. und 200 Thaler Wiener für 100 Thaler hamburger Banco vorlieb nehmen mufste: fo folgt daraus, dafs gerade umgekehrt diefe Curfe fich gebeffert haben. Das Wahre aber ist: am 3 Sept. ftand Amfterdam 109 und Wien 204, und beide fielen nach und nach bis zum 29 Oct. auf $112\frac{1}{2}$ und 230. Vom 4 bis zum 8

Oct. fiel Amsterdam von 111½ auf 114½ und Wien von 210 auf 217. Amsterdam besserte sich zwar wieder um etwas, Wien aber sank immer tiefer. Paris hingegen, welches am 3 Sept 24⅝ stand, sank bis zum 1 Oct. auf 24¼, fiel am 4 Oct. auf 22¾, am 8 auf 22 und am 11 auf 20 Schilling. Von da an hob es sich allmählich wieder mit grossen Schritten, und stand am 1 Nov. schon wieder auf 23 ß. Daran waren aber, die in Paris ergriffenen Massregeln, die Wechsel mit Bancobillets zu bezahlen, allein Schuld, und der pariser Curs musste sich wieder ins Gleichgewicht stellen, sobald die durch diese Massregeln erregte Furcht, als ungegründet erkannt ward.

Ein höchst schätzbarer und lehrreicher Auffatz *über die hamburgischen Versicherungscompagnieen* findet sich in dem September Stück 1807. Wir werden dadurch mit den Einrichtungen und Gesetzen dieser für die Handlung ganz unentbehrlichen wichtigen Anstalten aufs genaueste bekannt gemacht, und müssen mit Erstaunen daraus abnehmen, was die vereinte Kraft Vieler zu leisten vermag, und wie wohlthätig der Kaufmann selbst für die Handlung zu sorgen und solche empor zu bringen verstehe, wenn er nur sich selbst überlassen ist und — so wie in Hamburg — von dem Staate in seinem Gange nicht gestört wird. Im J. 1765 entstand in Hamburg durch freywillige Vereinigung von Kaufleuten die, noch jetzt bestehende, *erste Assuranz - Compagnie* und gegenwärtig nach Verlauf von 42 Jahren sind daselbst *drey und dreyssig* solcher Compagnieen vorhanden, die aus 7315 Actien bestehen, deren ursprünglicher Werth sich auf 22,830,000 Mark Banco (ungefähr 11½ Millionen Thaler) beläuft. Welcher ungemeine Nutzen wird dadurch der Handlung überhaupt gewährt, und welchen bedeutenden Vortheil hat Hamburg nicht davon gezogen? Höchst interessant ist es in diesem Auffatze, eine so deutliche Übersicht von diesem wichtigen Geschäfte vor Augen zu bekommen, das mit so vieler Klugheit, Kenntniss und Einfachheit betrieben wird, dass man dadurch allein schon mit Hochachtung für den kleinen Staat und dessen thätige Bewohner erfüllt werden muss.

Auch fehlt es diesem Werke nicht an vermischten kleinen lehrreichen Auffätzen und Abhandlungen, als z. B.: *der speculative Kaufmann.* (Junius 1804.) Ein Auffatz, der in mancher Hinsicht die Beherzigung junger Kaufleute verdient, indem er viele, recht gute, mit Beyspielen unterstützte Lehren, für dieselben, enthält. Mit der vom Vf. so genannten *goldenen Regel*, bey welcher die Erfahrung das beste thun soll., möchte aber ein junger Kaufmann ohne Erfahrung wohl nicht viel anzufangen wissen, da diese Regeln doch gerade den Mangel an Erfahrung bey ihm ersetzen sollen. Es findet sich auch in dem *merkantilischen Bruchstücke* von Hn. *Hagenbruch* (Sept. 1804) manches Gute. Nur erhebt der Vf. mit Unrecht *Friedrichsstadt* zu sehr auf Kosten *Tönningens*. Seine Vermuthung, dass diese beiden Städte, bey der Sperrung der Elbe zu einer besonderen Höhe durch den englischen Handel sich erheben würden, war damals freylich sehr gegründet, wie wenig ist solche aber in Erfüllung gegangen. In dem Auffatze: *über das Hausiren* (ebendaselbst) rügt es der Vf. mit grossem Rechte, dass grosse Kaufleute durch reisende Diener den letzten Verbraucher aufsuchen, und nennet dieses Verfahren ein *vornehmes Hausiren.* In Beziehung auf die in Berlin vorgegangene *Verfälschung der Kassenbeutel* schlägt ein Ungenannter (Dec. 1804) vor, statt der empfohlenen gewebten Beutel ohne Nath, die kostbar, nicht allenthalben anzuschaffen und doch, durch Verschiebung der Fäden, der Verfälschung ausgesetzt sind, sich lieber der Blasen der Thiere, besonders der Rinder-Blasen, zu bedienen. Der Auffatz *über die Verdienste des Prof. Büsch um die kaufmännische Literatur* (Julius 1804), worin dieser würdige Mann gegen einen wörtlich mitgetheilten hämischen Ausfall in einer gewissen K. Pr. Allg. Handl. Zeit. 1803. S. 585 in Schutz genommen wird, mag wohl recht gut gemeint seyn, bey einem so allgemein anerkannten Verdienste ist er aber theils überflüssig, theils gegen einen so heftigen Ausfall viel zu schwach. *Alas poor Busch!* möchte man ausrufen, wenn sich von diesem Unsterblichen nichts Besseres sagen liesse, als hier geschehen ist.

Der Vf. des Auffatzes: *Etwas über die in der Periode von 1763 — 1799 vorgefallene grosse Revolution in der Handlung*, (Febr. 1805) hätte solchen eigentlich benennen sollen: *Etwas über die grossen Bankerotte in den Jahren 1763 und 1799.* Denn *nur hievon* spricht er, und nichts von dem, was zwischen diesen beiden wichtigen Jahren vorgefallen ist. Aber auch dieses hätte füglich ungedruckt bleiben mögen, da es lange das nicht erreicht, was wir von *Büsch* und *Poppe* darüber aufzuweisen haben. Der Vf. scheint aber diese Schriften nicht zu kennen, indem er seinen Beruf zu dieser Arbeit gerade davon herleitet, dass *seines Wissens* (aber warum weiss er es denn nicht?) noch kein Journal diese Vorfälle auseinander gesetzt habe.

Einen kleinen gut geschriebenen Auffatz über die interessante Frage: *Ob es wohl oder übel gethan sey, dem Publicum eine vollständige und unparteyische Darstellung der mancherley Verfahrungsarten unserer Manufacturen bekannt zu machen?*, enthält das Januar-Stück von 1806. Der Verf. ist *für* die Bekanntmachung, und wir stimmen ihm aus voller Überzeugung bey. Je mehr die Fabrik-Geheimnisse bekannt werden, desto grösser wird die Concurrenz, und desto mehr wird man auf neue Vortheile sinnen, geschwinder, besser und wohlfeiler als Andere zu arbeiten. Die Kunst und der Verbraucher gewinnen dabey offenbar.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Duisburg und *Essen*, b. Bädeker und Comp.: *Quartalschrift für Religionslehrer.* Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger zu Essen. Jahrgang 1806. 4tes Quartal. In fortlaufenden Seitenzahlen. 756 S. 8. S. Recens. der vorhergeh. Stücke. 1807. No. 125.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 FEBRUAR 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. des Auffatzes: *Etwas über den öffentlichen Credit*, erklärt fich zwar mit Recht gegen das Aufleihen grofser Summen für den Staat, aber er fagt weder etwas Neues, noch kann er erwarten, Gehör zu finden, da zu unferer Zeit die meiften Staaten in einen folchen Strudel des Aufborgens hinein gerathen find, dafs fie durchaus weiter borgen müffen, um nur die Zinfen zu bezahlen, oder ihre Exiftenz zu erhalten. Das Beyfpiel hingegen, welches er von einem grofsen Staate anführt, der vor Kurzem, um den Wohlftand feiner Unterthanen zu vermehren, ein fchnell-cirkulirendes Papier-Geld verfertigte, und welches er zur Nachahmung empfiehlt, hat fich fchon wenige Wochen nachher als fehr unzuläffig gezeigt, indem diefe Papiere, freylich durch politifche Ereigniffe, den dritten Theil, und noch mehr, ihres Werthes gegen baares Geld, verloren, und daher für deren Befitzer fehr nachtheilig wurden.

Ein fehr durchdachter und gehaltvoller Auffatz *über Handel und Verkehr im Allgemeinen*, findet fich im Julius-Stücke von 1807. Möchte er doch — befonders in Anfehung deffen, was der Vf. fo einleuchtend über die Freyheit des Handels fagt, — von denen beherziget werden, die durch Künfteleyen und Befchränkungen den Handel für den Staat erft recht nützlich machen wollen, und ihren Zweck gerade dadurch verfehlen.

Ein Auszug aus dem *Monthly Magazine for October* 1806 (im März-Stücke 1807) giebt, einzeln fpecificirt, den jährlichen Werth aller englifchen Fabrikate auf die ungeheure Summe von 71 bis 72 *Millionen*, und die Anzahl der damit befchäftigten Arbeiter auf *drey Millionen 7- bis 8mal hundert taufend* Menfchen an.

Auch die merkantilifche Literär-Gefchichte geht hier nicht ganz leer aus. Wir finden in diefem Werke von verfchiedenen Verfaffern Notizen über das Leben und die Schriften *Adam Riefens* (April 1805), *Schedel's* (Auguft 1806), *Kirchhof's* (Septbr. 1806), *Sigismunds Streit's* (Octbr. 1806) und *Sinapius* (Jul. 1807). Es wäre uns lieb gewefen, wenn wir mehr über die erfte Erziehung und Bildung *Schedels* und *Sinapius* erfahren hätten, indeffen ift auch das Erhaltene nicht zu verfchmähen. Sehr erwünfcht wäre es, wenn der Vf. von *Kirchhof's* Leben uns, feinem Verfprechen gemäfs, mehrere folcher Skizzen mittheilen wollte. — Von der kaufmännifchen Literatur werden kurze, aber recht gute Überfichten (May und Juni 1804, und Januar und November 1806) gegeben, und aufserdem finden fich eine Menge ausführlicher Recenfionen merkantilifcher Schriften in dem ganze Werke zerftreut. Es ift unfere Sache nicht, Recenfionen zu beurtheilen: nur glauben wir unfer Eigenthum vindiciren zu dürfen, wo wir es finden, und erklären daher, dafs ein bedeutender Theil von der Rec. der *Schellenbergifchen* Schrift (Sept. 1805) aus unferer eigenen Beurtheilung diefes Werkes in diefen Blättern (1804. No. 64) abgefchrieben fey. Solche Plagiate find in unferen Augen noch unrechtmäfsiger, als viele andere, da fie das rechte Verhältnifs des Rec. gegen den Schriftfteller ganz aufheben. Kein billigdenkender Recenfent wird unter dem Schutze der Anonymität daffelbe Werk in mehreren verfchiedenen kritifchen Blättern beurtheilen, weil er als *einzelnes Mitglied* der gelehrten Republik fich nicht mehr als Eine Stimme über den Werth oder Unwerth einer Schrift anmafsen darf. Was foll er aber machen, wenn nach feiner individuellen Anficht über diefelbe Schrift, ohne auf feine frühere Recenfion zu verweifen, zum zweyten Male von einem Anderen, ohne eigene Prüfung, abgeurtheilt wird? Er ift freylich unfchuldig an der dadurch begangenen Verfündigung an dem Schriftfteller und an dem Publicum; der unberufene Ausfchreiber aber ift doppelt ftrafbar.

Durch die *nautifchen Mifcellen*, welche von April 1805 an, bis zum Aug. 1807 fortgefetzt find, ift auf eine fehr gute Weife für eine populäre und anfchauliche Erklärung fehr vieler in die Schiffahrtskunde einfchlagender Kunftworte geforgt, und durch die Abhandlung des Herrn Doctor *Braubach* (Octbr. und Novbr. 1806) in Beziehung auf *nautifche Aftronomie*, wird auch der Mathematiker befriediget werden.

Von dem Hn. Mechanicus und Opticus *Hoffmann* in Leipzig find fehr nützliche Auffätze von neuen Erfindungen und bequemeren Einrichtungen der Lampen u. f. w. mitgetheilt, und der Hr. Doctor *A. Wagner* hat ebenfalls viele fehr fchätzbare Beyträge zu diefem Journale geliefert. Beynahe jedes Monatsftück enthält einen Auffatz für die kaufmännifche und höhere Arithmetik von ihm, worin er entweder durch Special-Regeln oder durch bequem eingerichtete Tabellen dem Kaufmanne an die Hand geht, weitläuftige Arbitrage- und andere Berechnungen abzu-

kürzen, oder durch die Beweise seiner Angaben, die aus der höheren Rechenkunst geschöpft sind, für die Befriedigung des Mathematikers sorgt. Nur, glauben wir, hätte er seine Aufsätze theilen, und besonders für den Kaufmann, besonders für den Gelehrten arbeiten sollen. Selten wird ein Kaufmann Mathematiker genug seyn, um ihm mit Nutzen und Vergnügen in die Analysis zu folgen, und derjenige, welcher es kann, bedarf wiederum seiner Special-Regeln und Tabellen nicht, die er sich, nach seinem Bedürfnisse, mit leichter Mühe selbst machen kann. Dem Mathematiker von Profession hingegen interessiret selten die Anwendung seiner Wissenschaft auf einzelne merkantilische Berechnungen; sie werden also wahrscheinlich beiderseitig nicht ganz befriedigt. Dazu kommt noch, dass der Kaufmann, welcher sich solcher Tabellen bedient, um dadurch auf der Stelle, und schneller als durch die gewöhnliche Methode, zu arbitriren, selbige unmöglich in einem voluminösen Werke, worin sie zerstreut angetroffen werden, aufsuchen kann. Er muss sie in einem bequemen Formate in der Tasche tragen, oder auf seinem Pulte liegen haben können. Es wäre also viel besser, wenn Hr. *Wagner* solche sammeln, nach den Umständen abändern und vermehren — denn manche Tabelle ist durch stark veränderte Course schon jetzt unbrauchbar — und besonders herausgeben wollte. Dabey ist in diesem Journale ferner für *Technologie*, *Mechanik*, *Chemie*, mannichfaltig gesorgt, und es fehlt auch nicht an schätzbaren Aufsätzen für *Mass-Gewicht*- und *Geld-Kunde*, welche wir aber meistens übergehen müssen, um die uns vorgeschriebenen Grenzen nicht zu weit zu überschreiten. Bloss folgende wenige Aufsätze wollen wir uns noch anzuführen erlauben. Im November-Stück von 1805 ist ein Auszug aus der *Achard*'schen Schrift *über die Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben* mitgetheilt, woraus wir nur bemerken, dass ganz Schlesien ungefähr zwey Millionen Pfund Zucker im Jahre consumirt, und dass zur Erzeugung dieser Quantität aus Runkelrüben nicht mehr als 5300 Morgen oder ein Fünftel einer Quadratmeile Landes erfoderlich sey. Der Vorwurf also, dass der Anbau der Runkelrüben für die übrige Cultur schädlich werde, ist durchaus ohne Gehalt. Über die Cultur und Kenntniss der *Weine* und Fabrikation des *Tabaks* bemerken wir vorzüglich folgende Aufsätze: *Über die Franken-Weine* (May 1805). *Über die Wein-Cultur in Frankreich* (Novbr. 1805). *Über die Fabricatur des Tabaks* (Sept. 1804). Der Vf. ist mit Recht gegen die Saucen, worin die ganze Kunst des Fabricanten-Trosses zu bestehen pflegt, welche, besonders dem Schnupftabake, sehr oft ekelhafte und schädliche Ingredienzen beymischen. Mit grosser Sachkenntniss und augenscheinlicher Absicht, nützliche und lehrreiche Nachrichten von diesem wichtigen Fabricate mitzutheilen, ist der Aufsatz (May und Junius 1806): *Fabrications-Berechnungen über verschiedene, in und um Nürnberg* u. s. w. *fabricirt werdende Sorten Rauchtabak* verfasst. Dagegen hätte der Aufsatz im May-Stück 1805 füglich wegbleiben sollen, da er weit hinter dem obigen früheren Aufsatz (Sept. 1804) zurück steht. Der Vf. spricht den *unschädlichen Beizen* das Wort, dahin rechnet er aber Salmiak, Pottasche, Sal tartari und ungelöschten Kalk! Ferner bemerken wir: *Englische Verfahrungsart feste Farben auf Baumwolle und Leinwand zu setzen. Inventarium eines Schnau-Schiffes* im März-Stücke 1804. *Gebrauch der Quercitron-Rinde bey der Färberey* (Apr. 1804). *Neue hydraulische Maschine* (Juny 1804). *Die physikalische Wage* (Oct. 1805). *Über die Verfertigung der malerischen Sammete* (May 1806). *Anweisung zur Verfertigung der chinirten oder geflammten Zeuge* (Apr. 1807) u. m. dgl.

Das Gesagte wird hoffentlich hinreichend seyn, um von Neuem auf die Reichhaltigkeit und den inneren Werth dieses schätzbaren Werkes aufmerksam zu machen. In einer früheren Anzeige waren wir mit dem Stiche der Mode-Kupfer nicht ganz zufrieden; auch diese sind seit dem viel besser, und geben keinen anderen in der Art etwas nach. Dagegen müssen wir jetzt rügen, dass in den Ziffern hin und wieder grobe Druckfehler eingeschlichen sind, wodurch viele Rechnungen falsch und unverständlich erscheinen, die an sich richtig sind. Wir hoffen, die Herausgg. werden in der Folge für eine bessere Correctur der Zahlen sorgen. φ.

LEIPZIG, b. Barth: *Originalien über Gegenstände der Staatsökonomie und veterinarischen Polizey.* Von *M. Joh. Jos. Wilh. Lux*, der Philos. Dr. akad. Privatdocenten der Veterinarwissenschaften und ausübendem Thierarzte zu Leipzig. 1807. VI u. 266 S. 8. (20 Gr.)

Obgleich Hr. *Lux* durch seine Ziererey im Schreiben (er schreibt „*Infekzion*"), durch die Gewalt, welche er der Sprache vorsätzlich anthut (so sagt er z. B. statt *Rindvieh* „*die Rinde*") und durch sein, oft ungemein geschmackloses Witzeln vom Lesen seiner Schriften sehr abschreckt: so hat Rec. diese sogenannten Originalien doch vom Anfange bis an das Ende gewissenhaft durchgelesen, und will nun getreulich referiren, wie er sie gefunden hat.

Es sind überhaupt 10 Abhandlungen über Gegenstände, die — wenn man will — der Staatswirthschaft, sonst aber auch der Thierarzneykunde, der Ökonomie und Polizey angehören. Die wichtigste darunter ist die erste, die *eine neue Ansicht der Rindepidemie* enthalten soll. Neu sind jedoch nur etwa ein paar Ideen; das Übrige ist auch vor Hn. L. von Anderen mehrmals gesagt. Er geht von dem Satze aus, dass disseits Ungarn und Podolien die Viehseuche nie anders als durch Ansteckung entstehe; folglich auch nur durch eine Quarantaine-Anstalt, (Hr. *L.* sagt lieber Quatorziäne, weil er sie auf 14 Tage einschränkt) abgehalten werden könne: die zu bewachende Linie müsse sich aber freylich von der Ostsee bis an das adriatische Meer erstrecken. [Wirklich eine etwas lange Linie, deren Bewachung wohl mehr als eine Türkensteuer erfodern dürfte!] Sey

die Seuche aber einmal eingebrochen, so lasse sich dagegen auf die Wirkung von Arzneyen wenig rechnen. Anfangs, so lange nur erst wenig Vieh angesteckt sey, müsse man mit Todtschlagen verfahren, und sich der Inoculation nur bedienen, um die Ungewissheit, ob verdächtiges Vieh noch erkranken werde, schnell zur Gewissheit zu bringen, und damit die, dem Publico so äusserst nachtheilige Sperre abzukürzen. Ein angestecktes Thier erkranke am achten Tage gewiss; und werde nun erst fähig, weiter anzustecken. Nach vierzehn Tagen könne man also immer wissen, ob man von der Seuche noch etwas zu fürchten habe; und darnach denn die Sperrungsperioden reguliren. Die beiden Erfahrungssätze, die Hn. *L.* bey diesem ganzen Raisonnement leiten, sind aber leider noch nicht völlig constatirt. Wahrscheinlich ist es nach dem, was bis jetzt vorgekommen ist, allerdings, dass uns die Seuche immer nur aus und über Ungarn und Podolien zugebracht wird; aber wenn wir sie nun in diese Länder und jenseits derselben verfolgen: so finden wir sie in der Art nicht mehr, in welcher wir sie suchen müssen. Man könnte sich denken, dass sie dort weniger mörderisch wäre, als bey uns; aber einem solchen Gedanken widerspricht doch die Erfahrung, die sich bey uns standhaft ergiebt, dass die Seuche hier allezeit von selbst und oft schon nach einer kurzen Zeit aufhört. Unsere Localität kann ihr also nicht günstig seyn. Doch wenn man auch allen Zweifel über den Entstehungsgrund der Seuche bey uns fallen lassen wollte, so ist für die Sache selbst noch nichts gewonnen. Denn so wie die Dinge in der Welt gehen, kann man leicht voraussehen, dass eine Quarantaine-Anstalt, wie der Vf. sie vorschlägt, nie zu Stande kommen wird; und dass sie — zumal bey Kriegen — nicht erhalten werden kann. Was die Periode der Seuche von der Ansteckung bis zum Erkranken, und dem damit erst entstehenden Ansteckungsvermögen betrifft: so scheint Rec., der leider! zu seinem grossen Schaden auch Erfahrungen über die Sache zu machen Gelegenheit gehabt hat, erstlich, dass die Zeit von der Ansteckung bis zum Erkranken so ganz fest bestimmt nicht ist, sondern nach den Umständen sich ausdehnt und zusammenzieht; und dann zweytens, dass das Ansteckungsvermögen des erkrankten Thieres, vom Erkranken an, eine noch ganz unbekannte lange Zeit fortdauert; die Sperrungszeit also nach dem von Hn. *L.* aufgestellten Satze nicht regulirt werden kann, sondern noch viel mehrere und bessere Erfahrungen darüber gesammelt und benutzt werden müssen.

Von den übrigen Abhandlungen nennen wir hier folgende nur flüchtig, weil wir ihnen gar kein Interesse haben abgewinnen können, nämlich: 2. *Grundzüge zum Schattenrisse der Göttin Zoiatria, zur Abbildung eines Thierarztes und der Veterinarwissenschaft;* 3. *Welche Zweige der Veterinarwissenschaft sollten in unseren Zeiten auf den Universitäten gelehrt werden?* 4. *Landesproducte und Kunstfabricate.* In der 5 Abh. *wären ökonomisch-veterinarische Institute für den gemeinen Landmann von einigem Nutzen?* hofften wir auf diese wichtige Frage eine befriedigende Antwort zu finden; aber der Vf. wiederholt nur das tausend und aber tausendmal Gesagte, über was alles man dem Landmanne Unterricht geben, und dass man ihm diesen populär und praktisch geben soll. Wahrlich sehr leicht gesagt; aber wie schwer gethan! In der 6 Abh. verneint der Vf. die Frage: *ob sich der Landman durch Schriften zum eigenen Viehârzt bilden könne.* Wenn von dem ganzen Umfange der Wissenschaft die Rede ist, stimmen wir ihm gern bey: aber einzelne Fälle giebt es doch genug, für die sich der Landmann mit dem besten Erfolge bilden kann, und bilden sollte. Alle Belehrung durch Bücher halten wir also für ihn bey weitem nicht für überflüssig. In der 7ten Abh. erklärt sich der Vf., wie es uns dünkt, gegen *die Einführung fremder Viehrassen*, weil wir die Localität ihres Vaterlands nicht mit einführen können. Kaum hätten wir für möglich gehalten, dass in unseren Zeiten ein gebildeter Mann so etwas noch hätte sagen mögen. Die Umstände müssen freylich beachtet werden; aber was hindert uns dieses zu thun? War es weniger gegen die Natur, die edle Pfirsche aus dem hohen Süden in das nördliche Deutschland zu verpflanzen, als das spanische Schaaf, das arabische Pferd? Unter der Rubrik „*Prachtpferde*", womit der Vf. Luxuspferde zu meinen scheint, wird in der 8ten Abh. die Anlegung einer Abgabe auf dergleichen Pferde, zum Besten von Entbindungshäusern u. d. vorgeschlagen. 9te *Abhandl.: Pferde- und Hunde-Fleisch.* Um auch uns so, wie die Tartaren und Kalmücken, zum Genusse dergleichen Fleisches zu bringen, räth Hr. *L.*, dass man nur Jemanden die Erlaubniss geben möge, *ausgediente* und *überhaupt unbrauchbare* Pferde zum Verkaufe ihres Fleisches zu schlachten. Wohin führt doch die Neigung, etwas Neues und Frappantes zu sagen! *Ausgediente*, d. i. von Alter, Strapazen oder Krankheit *abgemagerte* Pferde — denn äusserst selten wird doch nur der Fall eintreten, dass man ein wohlbeleibtes Pferd zu nichts besser, als zum Schlachten brauchen könnte — zur Nahrung für Menschen, ausser der Zeit der Noth, zu empfehlen, ist diess die Glückseligkeit, zu der die Menschen durch alle unsere Verbesserungen geführt werden sollen? In der 10ten Abh. „*die Hundswuth*" überschrieben, sucht Hr. *Lux* wahrscheinlicher zu machen, als es bisher gewesen ist, dass die Hundswuth von der gehinderten Befriedigung des Geschlechtstriebes herrühre. Von den beiden Gründen, die er für diese Meinung als neu aufstellt, müssen wir aber den einen, dass frey herumlaufende Hunde nicht wüthend werden, nach unserer Erfahrung für nicht zutreffend erklären. Der Vorschlag, dass zur Verhütung der Hundswuth die Hunde in der Begattungszeit in Freyheit gelassen werden mögen, giebt also wenigstens keine neue Sicherheit. a.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Heidelberg*, b. Gutmann und Schulz: *Skizze*, d. i. *kurz entworfener Plan zu einer höheren Schulanstalt*, z. B. Akademie, Athenäum u. dgl. in einem vermischten kleinen Staate Deutschlands, der auch für Provinzen, Departemente oder Gouvernemente grösserer Lande anwendbar seyn kann. 1804. 20 S. 8. (2 Gr.) Ob es dem Vf., der auf der letzten Seite eine Menge verschiedenartiger Ämter angiebt, die er bekleidet haben will, mit diesem hier aufgestellten Plane zur Organisation einer akademischen Lehranstalt Ernst oder Scherz sey, scheint in der That zweifelhaft. Um alles für Ernst zu nehmen, dazu sind manche Vorschläge wirklich zu spasshaft, z. B. dass der Prof. der Pilosophie nur 3 Ohm Wein, der Mediciner 4, der Jurist 5, und der Staatsökonom (denn diesen lässt der Vf. an die Stelle des Theologen rücken) aber 6 als *pars salarii* erhalten soll. Um alles für Scherz zu nehmen, dazu ist manches, wie die Anordnung der philosophischen Lehrfächer u. s. w., wieder zu ernsthaft. Kurz Rec., unbekannt mit dem Local, ist nicht im Stande, die eigentliche Tendenz dieser Schrift einzusehen. Er weiss blos, dass in Heidelberg auch andere *Pläne*, zu einem Seminarium u. s. w. erschienen sind.

Z — d.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Revision der Katechisirkunst, zur Verbesserung ihrer Theorie und Ausübung*. Von *Georg Wilh. Block*. 1805. XXII u. 100 S. gr. 8. (8 Gr.) Eine Revision der Katechisirkunst? In der That ein etwas anmassender und vielversprechender Titel, der jedoch eben so vielerley Interpretationen zulässt, als die Revisionen selbst im practischen Leben auf verschiedene Weise angestellt werden. Bescheidener wäre es gewesen, wenn Hr. *B.* sein Buch unter dem Titel eines: *Etwas*, oder: *seiner unmassgeblichen Gedanken über das Katechisiren*, ins Publicum gesendet hätte. Man findet zwar in dieser Revision die drey Capitelüberschriften: Begriff, Endzweck, Nothwendigkeit und Wichtigkeit, Gegenstand und Grenzen; — Beschaffenheit, Methode und Regeln, besondere Bestimmungen und Stufen auch Fehler; — und endlich Gründe und Quellen, Bedingungen, Erfodernisse und Hülfsmittel des katechetischen Unterrichts; aber was über alle diese Puncte gesagt wird, ist nichts weniger, als eine gründliche Revision. Der Vf., der in der Vorrede eine, dem Titel ganz entsprechende, vornehme Sprache führt und sich S. XXI ohne allen Zweck auf verständige Leute beruft, die wissen, dass er eben so gut in einer oder mehreren (?) Facultäten promoviren könnte, als andere diess thun, wiewohl er dagegen S. XVI bekennt, dass er von Amts- und Alterswegen eben so wenig als von Natur (?) ein guter Katechet sey, auch keine Gelegenheit gehabt habe, gute Katecheten zu hören und fremde Hülfe zu gebrauchen, schmeichelt sich doch, die Principien und Quellen der Katechisirkunst *gefunden* zu haben, so wie die Regeln und Hülfsmittel, welche sie zu ihrem Zweck befolgen und anwenden soll. Wenn Hr. *B.* das, was er S. 11 niederschrieb: „Je mehr ein Lehrer selbst denkt und eine geübte Vernunft besitzt, desto weniger hat er nöthig, sein Gedächtniss mit fremden Anweisungen (auch wohl Revisionen?) zu beschweren" beherzigt hätte, dann würde er vielleicht weniger eingenommen von seiner sogenannten Revision seyn. Was er in derselben sagt, ist in der Hauptsache schon in *Miller's*, *Grüffe's*, *Rosenmüller's*, *Dinter's* u. a. Anweisungen zum Katechisiren bemerkt worden. Schon vor dieser von Hn. *B.* angestellten Revision wussten alle gute Katecheten, die sich über katechetische Pedanterey erhoben, dass (S. 33) eine natürliche Katechisation ein der Unterhaltung sich näherndes Gespräch sey, und deshalb das Fragen des Lehrers zuweilen mit kurzen Zwischenreden abwechseln müsse, bey Übergängen, Erläuterungen, Anwendungen, Ermahnungen u. s. w. Diese Maxime ist auch selbst in gedruckten Mustern befolgt. Was unser Revisor als in den katechetischen Lehrbüchern übergangen und daher so vorstellt, als würde es von ihm hier zum ersten male gesagt, *wie* nämlich der Stoff zu Katechisationen zu finden sey, das musste Jedem bekannt seyn, der *Schmidt's* Moralphilosophie oder *Schwarzens* moralische Wissenschaften gelesen hatte. Die möglichen Prädicabilien, wie Hr. *B.* die mannichfaltigen Rücksichten nennt, die bey vollständiger Behandlung eines Pflichtgebots ins Auge gefasst werden können, findet man in jenen Schriften wörtlich aufgestellt, und in der zuletzt erwähnten Schrift ist selbst jede Pflicht nach diesen Gesichtspuncten durchgeführt. Wem indessen das Alles noch unbekannt war, der wird die Revision des Hn. *B.* nicht ohne allen Nutzen lesen.

Z — d.

1) *Würzburg* u. *Bamberg*, b. Göbhardt: *Unterricht, das Lesen in der kürzesten, leichtesten und gründlichsten Methode aus unserem Schulbuche zu lehren*, für Schullehrer im Würzburgischen. Von *F. J. Fuchs*, Caplan. 1804. IV u. 38 S. 8. (4 Gr.)

2) *Passau*, b. Ambross: *Über die zweckmässigste Lesemethode und den Unterricht überhaupt*. Nebst einer Beylage über die Verwendung der Klostergüter. Von *Gottl. Wahrmuth*. Mit einem Kupferstich. 1804. 58 S. 8. (8 Gr.)

No. 1 ist ein mit einigen Zusätzen versehener Abdruck einer bereits in *Andres* Archiv für Kirchen- und Schulwesen (1 B. 3 Heft. 321. seqq.) befindlichen Abhandlung. Hr. *F.* unterscheidet vier Leselehrmethoden. Die erste lehrt das Lesen in einzelnen Tönen der Buchstaben; die zweyte — in halben Sylben; die dritte in ganzen Sylben und die vierte in ganzen Wörtern. Er erklärt sich nach *Stephani* für die erste, und vergleicht, um sich den Lehrern recht deutlich zu machen, die Sprache mit der Musik, deren Töne durch Noten, sowie die Töne der Sprache durch Buchstaben, bezeichnet werden. Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige, dass das hier Gesagte ziemlich bekannt ist.

No. 2 ist ebenfalls Abdruck eines Aufsatzes, welcher schon in der *Aurora* gestanden hat, nebst den darüber gemachten Bemerkungen des Redacteurs dieser Zeitschrift und einer hinzugekommenen Rechtfertigung des Vfs. Die Namen Selbstlauter und Mitlauter führten den Vf. auf die Richtigkeit dieser Benennungen. Er fand, dass die Töne der ersteren die Elemente für den neugebornen Menschen bilden. Diess *verleitete* ihn, — das sind seine eigenen Worte — die Bezeichnung dieser Töne als die Grundlage des ersten Leseunterrichts zu betrachten. Der grösste Theil der Schrift ist polemisch. Über eine unbedeutende Sache sind viel zum Theil unnütze Worte gemacht.

Z — d.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Von der Kraft des Beyspiels Jesu zur Bildung des Kinderherzens*. Herzliche Worte in der Musterschule bey der Vorstellung ihres Oberlehrers Anton Gruner gesprochen am 4 März 1805 von Dr. *Wilh. Fr. Hufnagel*. Beygefügt ist der *Gruner*sche Aufsatz: Kurzgefasstes Resultat des Nachdenkens über die Einrichtung einer guten Bürgerschule. 52 S. 8. (4 Gr.) *Hufnagels* Rede ist, wie man von einem so warm fühlenden Manne erwarten kann, herzlich, überdiess noch mit vielen Anmerkungen versehen, welche Stellen aus verschiedenen Schriftstellern als Belege zu den, in der Rede selbst aufgestellten, Behauptungen enthalten. Hn. *Gruner's* Schulplan verräth einen denkenden und ebenfalls sehr stark fühlenden Mann. Was *Becker* über Bürgerschulen geschrieben hat, ist aber dadurch keineswegs übertroffen. S. 41 ist durch einen Druckfehler *Köhler* in *Köhlerin* verwandelt worden.

Z — d.

Magdeburg, b. Keil: *Von der, bey den niederdeutschen freyen Bauern möglichen und nützlichen Bildung und von den Mitteln sie zu befördern*, gezeigt in einem Beyspiele des Dorfes Grossen-Lafer im Fürstenthum Hildesheim von D. *H. H. Cludius*, Superint. zu Hildesheim. Aus dem Museum für Religionswissenschaft besonders abgedruckt. 1805. 94 S. gr. 8. (6 Gr.) Nach Beseitigung einiger Einwürfe, welche gewöhnlich gegen die Aufklärung der Bauern gemacht werden, und nach kurzer Anwinkung der Vortheile, welche sowohl für die aufgeklärten Landleute selbst, als auch für andere daraus hervorgehen müssen, sucht der Vf. darzuthun, dass die Landleute einen gewissen Grad der Bildung des Geistes, Körpers, des Herzens und der Sitten, oder eine richtige Erkenntniss und deutliche Einsicht dessen, was ihnen als Menschen und Landleuten wichtig ist, nicht entbehren können. Als eines der wirksamsten Mittel zur Beförderung dieser Aufklärung empfiehlt er die Anlegung zweckmässig organisirter Landschullehrerseminarien auf dem Lande und zeigt, wie viel der würdige *Hundeiker*, aus dessen Lebensgeschichte hier einige interessante Notizen mitgetheilt werden, für die Bildung der Landgemeine, in der er lebt, gethan habe.

Z — d.

Monatsregister

vom

Februar 1808.

Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Februar.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gefellfchaften und Preife.

Univerfitäten u. and. öffentliche Lehranftalten.

Vermifchte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MÄRZ, 1808.

THEOLOGIE.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Salomonis, regis et sapientis, quae supersunt ejusque esse perhibentur omnia.* Ex Ebraeo latine vertit notasque, ubi opus esse visum est, adjecit *Josephus Fridericus Schelling*, Potentiss. Regis Würtemberg. a consiliis et Monast. Murhardiensis Abbas. 1806. XIV u. 240 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Publicum kennt Hn. *Sch.* aus einigen kleinen Schriften als einen einsichtsvollen und gründlichen Kenner der orientalischen Literatur. Die gegenwärtige Bearbeitung der Salomonischen Schriften ist ein erfreulicher Beweis, dass er unter wichtigen, und zum Theil heterogenen Amtsgeschäften die Studien nicht vernachlässigte, die gewöhnlich vor anderen das traurige Schicksal haben, von den Mühen und Sorgen eines geschäftvollen Lebens erstickt zu werden.

Der Vf. erzählt S. III — VII die nähere Veranlassung zu dieser Arbeit. Im Königreich Würtemberg sind sonn- und festtägliche „*lectiones, quae dicuntur, vespertinae*“ gebräuchlich, wo ein Capitel der heil. Schrift nebst einer kurzen Erklärung vorgelesen wird. [In Sachsen sind ähnliche Vorlesungen beym Früh- und Nachmittags-Gottesdienst, nebst Summarien, in Gebrauch.] Zu diesem Behuf soll gegenwärtig eine neue, verbesserte Übersetzung und Erklärung veranstaltet werden. Die Arbeit ist unter mehrere gelehrte und einsichtsvolle Männer vertheilt und ihrer Vollendung nahe. Hn. *Sch.* ward die Bearbeitung der Salomon. Schriften (mit Ausschluss des Hohenliedes) zugetheilt, und sie sollte, nach seiner Versicherung, bald erscheinen. Warum er die gegenwärtige lateinische Übersetzung vorausschickte, mögen seine eigenen Worte sagen: „*Cum in illa (expositione Germanica) ab solita maximeque communi interpretum sententiis nonnunquam secesserim meoque sim judicio usus, idque rationibus philologico-criticis permotus; neque in libro populari usui unice destinato doctis observationibus locus sit, possentque tamen ex iis, quorum esset, illam meam expositionem populo praelegere, quique ipsi docti sunt, esse saltem praesumuntur, non pauci esse, qui novae interpretationis rationes causasque accuratius scire vellent: eorum potissimum in gratiam novam hanc versionem edendi consilium cepi, ut rationem ejus redderem ego, et ipsi non arbitrariam aut precariam eam esse intelligerent.*“

Rec. ist überzeugt, dass diese Arbeit nicht nur der angegebenen Absicht entspreche, sondern dass sie auch allen Freunden des Bibelstudiums ein angenehmes Geschenk seyn werde. Die Übersetzung ist nach richtigen Grundsätzen, mit der grössten Sorgfalt, und in einer so reinen Sprache abgefasst, dass sie als Muster einer guten lateinischen Dollmetschung dienen kann. Vom Parallelismus und Numerus des Originals ist so wenig aufgeopfert worden, als es, bey dem verschiedenen Genius beider Sprachen, nur immer möglich ist. Es kommt hier nicht darauf an, eine oder die andere vorzüglich gelungene Stelle auszuheben oder nachzuweisen; man kann darauf provociren, dass man keine Stelle ohne Befriedigung lesen werde. Die Anmerkungen sind nicht zahlreich, aber sie beurkunden überall den gelehrten und geschmackvollen Ausleger, der, verständig und sorgfältig auswählend, nur das Nothwendigste mittheilt, und weitläuftige philologische Diatriben über zehnmal verhandelte Dinge denen überlässt, die keine nahrhaftere Speise zu geben vermögen. In den Sprüchen (*Sententiae*) sind manche gute Sprachbemerkungen beygebracht. Ausserdem sind noch *VIII Excursus* beygefügt, die zwar zuweilen kürzer sind, als man wünschen möchte, aber doch hinlänglich, um die sinnreichen Erklärungsversuche des Vfs. beurtheilen zu können. Wir wählen einige Proben aus den beiden letzten Capiteln. Cap. 30, 1 wird übersetzt:

Effata Aguris, filii Jakeh,
Oracula, quae elocutus est conjux Ithielis,
Ithielis, inquam, et Uchalis.

Dazu die Anmerkung: „*Quid sibi velit hic* הגבר *prorsus obscurum, nisi conjugis sensu sumatur. Designat etiam vox proprie maritum, quod loca Deut.* XXII, 5. *Ps.* CXXVIII, 4. *Jer.* XXXI, 22. XLIII, 6. *Prov.* VI, 34. *inprimis vero usus ejus in dialectis chald. et syr. probat. Ithiel igitur et Uchal feminae fuerunt, et quidem uxores Aguris.*“ Der Excurs S. 151, 152 sucht zuerst zu zeigen, dass das ה *demonstrativum* in הגבר weder unpassend noch ungewöhnlich sey (die angeführten Stellen beweisen aber doch nur für ל. Indess scheint es für diesen Gebrauch keines besonderen Beweises zu bedürfen, da die gewöhnliche Regel gilt). Sodann wird wahrscheinlich gemacht: „*Habuit fortasse Agur coaetaneos sui cognominis, additurque ab hoc rationem, ut distinguatur ab his, quod fuerit ille Ithieli et Uchali matrimonio junctus. Quin hae ejus uxores, prior praesertim, quae ab altera aliquatenus distinguitur, etiam ipsae nomen non incelebre*

suas inter habuisse videntur." Endlich wird an dem Beyspiel von איזבל 1 Kön. 16, 31 und מיכל 1 Sam. 18, 20 gezeigt, dass die Wörter *Ithiel* und *Uchal* allerdings Weiber-Namen seyn können. Rec. möchte noch den Wahrscheinlichkeitsgrund hinzufügen, dass im folgenden Capitel das Lob der guten und verständigen Hausfrau gepriesen wird. Dieses Lob möchte bey Agurs Weibern vorzüglich passend seyn.

Eben so beyfallswürdig ist auch die Erklärung von C. 30, 16: „*Arabibus derivata radicis* עלק, *nimirum* علقة *hirudinem et* علاق *hirudinum immissionem in locum, unde sanguinem exsugant,* علوق *vero et* علوقة *ejusdem cum Ebr.* עלוקה *formae, mortem et calamitatem notant. Est itaque* עלוקה *hieroglyphica quasi mortis denominatio, qua illa sub imagine sanguisugi animantis, aut voracis alicujus quasi sphingis repraesentatur. Quae ei filiae hic tribuuntur, eae Cap.* 27, 20 *propriis verbis* שאול ואבדון *nominantur, atque hoc ipso in loco est etiam aenigmatis solutio. Comparantur scilicet etiam hic insatiabiles hominum cupiditates cum morte, cujus filiae i. e. adjuncta, sunt sepulcrum et status mortuorum. Morti dein tria alia associantur, aeque insatiabilia, uterus sterilis, terra et ignis.*" Über Cap. 31, 1 hat Hr. *Sch.* folgende Meinung: „למואל *et* שלמה *unum idemque nomen, illaque prior forma quasi diminutiva hujus posterioris, Bathseba vero illa in appellando tenello adhuc filiolo usa esse videtur. Servatae sunt certe literae mediae* ל *et* מ *in hac ipsa forma immutata. Solent hodienum matres infantum nomina amoris leporisque gratia varia ratione inflectere. Matrum vero ingenium semper est idem, et quis eundem morem non jam olim etiam Hebraeorum matribus familiarem esse potuisse facile probaverit?*"

Auch in der Bearbeitung *Koheleth's* bietet Hr. *Sch.* manche interessante Bemerkung dar. Zu Cap. 1, 13 wird bemerkt: ענין *vox philosophica in libro Koheleth tantum obvia, idem fere, quod nostris philosophis objectum, significans. Ex ea etiam verbum* ענה *suum hic significatum petere videtur.*" Die beiden Excursus S. 205 ff. erläutern zwey schwere Stellen des XII Capitels, V. 4 u. 5. Beide werden übersetzt: V. 4. „*Valvae item forium (os et labia) extrorsum claudentur, cum sonitus molitionis languescet, et, si elevare se conabitur, aviculae vox erit, omnesque soni musici deprimentur.* V. 5. *Altiora porro quaevis timebuntur et, quidquid obvium erit, terrebit, sive amygdalus floreat, sive locusta pinguescat, sive capparis glans corticem rumpat, quandoquidem in eo est, ut homo serius diuturniusque suum domicilium demigret, plangentesque jam fere ante fores circumeant.*" Bey den Worten: יקום לקול הצפור wird die Übersetzung von *Michaelis, Döderlein* u. a. *et surgetur ad avis vocem* verworfen, und dagegen die ganze Redensart „*de vocis et sonorum imminutione*" erklärt. Rec. hat die Stelle immer so verstanden: *Senex surgit (somno excitatur) ad susurrum volucris, nec tamen delectatur cantu lusciniarum.* Bey V. 5 müssen wir die scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen über die einzelnen schweren Ausdrücke übergehen, und können bloss das S. 206 gegebene Resultat ausheben: „*Verisimillimum autem est, esse illa trium anni temporum, veris, aestatis et autumni,* περιφρασεις, *nec designari per illa alias aliasque cum senectute conjunctas molestias, sed amplificari. quae ante de metu senum in eundo gradiendoque dicta sunt, hac ulteriori significatione, quod ille metus vel iis anni temporibus, quae alias ad exeundum in amoena campi vireta inprimis opportuna sint, locum habeant.*" Die ganze Erklärung dieser Stelle, die immer eine *crux interpretum* bleiben wird, ist gewiss sehr sinnreich. Doch gesteht Rec., dass er es noch nicht über sich erhalten konnte, sie der Erklärung vorzuziehen, die sich ihm von jeher als die wahrscheinlichste aufdrang. Rec. findet in ינאץ die doppelte Bedeutung von נצץ *blühen*, und נאץ *verachten*, und er hält חגב allerdings für die τεττιξ, *cicada orna*, da es ihm unerwiesen scheint, dass bloss die essbare *Locusta* darunter zu verstehen, und erstere im Orient gar nicht einheimisch sey. Er übersetzt die ganze Stelle: *Selbst der blühende Mandelbaum hat keinen Reiz für ihn (wird verachtet). beschwerlich fällt ihm* (wörtlich *oneratus est*) *die Grille, und verloren geht für ihn* (הפר) *der klagende Ton der Turteltaube* (אביונה). Den Namen קהלת will Hr. *Sch.* lieber unerklärt lassen: „*Frustra laborant interpretes in explicando hoc nomine, cum quas ejus sibi imponendi rationes habere potuerit rex sapiens, neque ex argumento libri, neque ex historia auctoris augurari quis facile possit*" (S. 157).

Auch über das Hohelied fanden wir einige schätzbare Bemerkungen, die wir aber um so mehr unberücksichtiget lassen müssen, da wir es unseren Lesern schuldig sind, sie auf einige in der Vorrede enthaltene merkwürdige Äusserungen über die Ächtheit der Salomonischen Schriften aufmerksam zu machen. S. IX: „*Quod in titulo versionis hujus meae. an, quae Salomonis esse perhibentur, vere ejus sint omnia, dubitanter locutus esse videor, in eo dedi aliquid, quod ingenue fateor, magnorum quorundam Virorum, qui de Ecclesiastis certe et Cantici Canticorum* αὐθεντίᾳ *dubitant, judicio et auctoritati. Me quod attinet, Salomonem omnium auctorem esse, non valde sum dubius, non quidem, quod ejus nomen prae se ferunt, quod in Ecclesiaste fictionis, in Cant. Cant. serioris manus esse posset, sed quod in Proverbiis certe et Ecclesiaste eandem sublimiorem sapientiam, quae Salomonis fuit, spirant omnia, et Canticum Cant. musa certe et ingenio ejus minime est indignum. Quae etiam contra dicuntur, meo judicio, non tanti sunt, ut constans perpetuumque antiquitatis cum Judaicae, tum Christianae testimonium elevare possint.*"

Der Vf. macht darauf aufmerksam, dass im Koheleth der Gebrauch des ש *praefix.* und der ungewöhnlichen Wörter und Constructionen, die man gewöhnlich *Aramäismen* nennt, die Ächtheit nicht verdächtig machen könne. Auf die *philosophische Schreibart* des Buchs müsse gerechnet werden (da sich die philosophischen Schriftsteller aller Zeiten neuer Ausdrücke und eines singulären Sprachge-

brauchs bedient hätten); auf den Umstand, dafs Salomo die Schrift als Greis geschrieben; und auf die auswärtigen Verhältniffe, in die er getreten fey. 1 Kön. 9, 26 ff. Prov. 31, 14, 23. Kohel. 11, 1, 2, u. a. Dadurch werde die Aufnahme ausländifcher Wörter, wie פרדסים Kohel. 2, 5. Hohesl. 4, 13, שדה ושדות Kohel. 2, 8, פתגם Kohel. 8, 11 und אפריון Hohesl. 3, 9 begreiflich. Im Hohenliede beweife die Erwähnung der Stadt *Thirza* C. 6, 4 weiter nichts, als dafs diefe Stadt fchon zu Salomos Zeiten ihrer reizenden Lage wegen berühmt, nicht aber, dafs fie, neben Jerufalem, Refidenzftadt war. Das dem Salomo beygelegte Lob fey auch kein Grund, das Product für nicht-falomonifch zu halten. Salomo befinge darin nicht feine eigene Liebe, fondern es fey die Hirtenwelt, wohin er die ganze Scene des Buchs verfetze. Mit dem letzteren hängt auch die S. 238—239 vorgetragene Meinung, dafs das Hohelied keine Sammlung erotifcher Gedichte, fondern ein Ganzes fey, zufammen.

Rec. hat diefe Gedanken, von deren Richtigkeit er fich nicht überzeugen konnte, als einen Beweis ausgehoben, dafs Hr. *Sch.* neueren Lieblings-Hypothefen nicht unbedingt huldige, und die ältere Meinung mit Gründen zu vertheidigen wiffe. Das Äufsere des Buchs hat eine bey Schriften diefer Art ungewöhnliche Eleganz, und den Druck haben wir gröfstentheils correct gefunden. S. 230. Z. 11 mufs es גריב ftatt זריב heifsen, und in dem Bogen L. ift die Seitenzahl verdruckt.

N.

Braunschweig, b. Vieweg: *Nutzbarkeit des Predigtamts vornehmlich unter dem Landvolke*, aus eigenen Erfahrungen von *Karl Heinr. Schmidt*, Pred. zu Dambeck und Malsdorf in der Altmark. 1805. XVI u. 443 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Vf. erinnert nicht blofs durch den gleichlautenden Titel, fondern noch befonders durch eine Stelle aus *Spaldings* noch jetzt unübertroffener Schrift *über die Nutzbarkeit des Predigtamts* an diefelbe; und es ift auffallend, dafs er gerade durch diefe treffliche Schrift fich veranlaffen liefs, über denfelben Gegenftand ein neues Buch zu fchreiben, das jenem nicht an die Seite gefetzt werden kann, und daffelbe doch ja nicht verdrängen foll. *Spalding* äufserte wünfchend S. 247 feiner Schrift: „dafs befonders Landprediger die Befferung des gemeinen Mannes eigentlich ftudiren, und auch allenfalls, wenn fie fich dazu gefchickt finden, ihre durch die Erfahrung erlangten Erkenntniffe und bewährt gefundenen Lehrfätze zum Vortheil ihrer Brüder bekannt machen möchten.“ Diefe Äufserung veranlafste den Vf., fich ein Tagebuch über feine Amtsführung zu halten, und die Refultate deffelben dem Publicum mitzutheilen. Wäre er nun dabey ftehen geblieben, und hätte blofs den 3 Abfchnitt feiner Schrift von S. 219 an, welcher feine feit 13 Jahren gemachten Amtserfahrungen befchreibt, als leitende Winke im gedrängten Vortrage mitgetheilt: fo würde das kleine Büchlein, als Beytrag zur Paftoral-Weisheit, und als Sammlung fchätzbarer Belege zur *Spalding*ifchen Schrift, fehr empfehlenswerth gewefen feyn. Nun aber liefs fich der Vf., erfreut über feine Erfahrungen von der Nutzbarkeit des Predigtamts, verleiten, über diefe felbft ein Buch zu fchreiben, das von fehr gemeinen Sätzen ausgeht, keinem wohl durchdachten Plane folgt, vieles Fremdartige aufnimmt, und mit einer Redfeligkeit abgefafst ift, die wohl nicht der Unterhaltung, aber dem Zwecke des Buches hinderlich ift. Wäre der Ton der Schrift nicht überaus gutmüthig, fo würde man es anmafsend finden, dafs der Vf. in den beiden erften theoretifchen Abfchnitten fo viel von fich fpricht, und Anfichten und Methoden mittheilt, die freylich dem Prediger durch Studium und Erfahrung längft bekannt feyn follen. Doch, auch Candidaten des Predigtamts ift diefe Schrift gewidmet, und diefen fey fie denn auch, um fo mancher brauchbaren Bemerkungen willen, empfohlen, nur mögen fie darüber andere vollftändigere Paftoralanweifungen nicht vergeffen! — Die Schrift felbft befteht, nach einer kurzen Einleitung, die gröfstentheils Stellen aus fremden Schriften enthält, aus 3 Abfchnitten. Die Darlegung ihres Inhalts begründe unfer Urtheil. Abfchn. I. 1 Cap. Vorbereitung. 2 Cap. Die auf der Erde lebenden Menfchen find *im Allgemeinen* nicht fchon jetzt das, was fie feyn könnten und follten. 3 Cap. Sie find *insbefondere* in Abficht auf Verftand und Herz noch nicht, was fie ihrer Beftimmung nach feyn könnten und follten. Letzteren Satz führt der Vf. befonders in Hinficht auf den Landmann aus. Aber wer, der feit geftern fich und die Welt beobachtete, wird einen Beweis diefer beiden Sätze verlangen? Und wozu die franzöfifche Stelle über die nützlichen Befchäftigungen des Landmanns aus Merciers *bonnet de nuit*? 4 Cap. Der altmärkifche Landmann ift in Abficht auf feine täglichen Gefchäfte das noch lange nicht, was er billig feines und des Staats Beften halber feyn follte: a) Von der Wirthfchaft, b) dem Ackerbau, c) dem Gartenbau, d) der Wiefenbehandlung des altmärkifchen Landmanns, auf 39 Seiten. Es wird hier auseinander gefetzt, welche Fehler der dortige Landmann in Hinficht auf Haltung und Fütterung des Viehes, auf Dünger, Obftveredlung, etc. begeht, und was er zur Verbefferung feiner Wirthfchaft thun follte. Der Vf. geht fo ins Detail, dafs er mittheilt, wie viel er von drey Kühen wöchentlich Butter erhielt, durch welche Mittel er feine Schweine von der Bräune heilte, wie viele Stücke feine abergläubifche Gemeine verlor, welchen Geldverluft fie dadurch erlitt, welche Unterredung er mit einem Manne hielt, der ein Reis auf einen fauern Kirfchftamm gepfropft hatte etc. Er nennt dabey alle Orte und Bauern, von welchen etwas erzählt wird, mit Namen, und berechnet alle Vortheile und Nachtheile nach genauem Geldwerthe. Aber das ganze Cap. könnte nur infofern in Beziehung auf die Nutzbarkeit des Predigtamts gebracht werden, als gezeigt würde, dafs durch das Predigtamt Gemeinen, die aufserdem vielleicht im

gar keine Berührung mit Gebildeten kommen würden, nun ein gebildeter Mann, der ihnen auch für ländliche Beschäftigungen oder ihre Gesundheitspflege vielleicht guten Rath ertheilen kann, gegeben ist. 5tes Cap. Vom Verhalten des *altmärkischen* Landmannes in Krankheiten. Wie der Vf. seine Altmärker fand, wird jeder Prediger mit gesunder Beobachtung seine ländlichen Gemeinglieder finden: Vorurtheile und Aberglauben sind nur im Gewande verschieden. In Ansehung des letzten Capitels wünscht Rec. zu wissen, ob der Vf. von den beiden erzählten Morden durch Pfuscherey keine Anzeige bey den Polizeygerichten machte?

Der zweyte, mit besonderer Redseligkeit verfasste, Abschnitt wiederholt längst ausgemachte, oft besser vorgetragene Dinge. Wir können dabey nicht verweilen. Anziehender ist der *dritte Abschnitt*, welcher des Vfs. eigene, bey acht verschiedenen Gemeinen gemachte Erfahrungen mittheilt. Der damalige Zustand der Schulen in der Altmark stellt sich in den mitgetheilten Schilderungen als höchst erbärmlich dar. Der Vf. betrat den ganz richtigen, aber unter den gegebenen Umständen überaus mühsamen Weg, die Verbesserung des Schulunterrichts mit der möglichen Bildung der Schullehrer, besonders der Schulhalter in den Nebenschulen, zu beginnen, welche meist beurlaubte Soldaten oder Handwerksbursche sind, die von den Gemeinen für das Winterhalbejahr gewöhnlich für den Lohn von 3 Rthlr. und elender Kost gemiethet werden. Allzu redselig nur macht uns der Vf. bekannt, wie er diese Menschen unterrichtete; aber man liest seine muntere Erzählung dennoch gern, und erfreut sich der edeln Thätigkeit des Vfs. und ihres Gelingens. Auch seine übrigen liturgischen und sonstigen Verbesserungen bezeugen, dass er rühmlichen Eifer mit weiser Bedachtsamkeit verband. Der Vf. wünscht, über eine liturgische Veränderung, die ihm den Tadel von Männern zuzog, deren Billigung er erwartet hatte, mehrere öffentliche Urtheile zu vernehmen. Er wagte es nämlich, bey der Abendmahlsfeyer von den gewöhnlichen Worten bey der Austheilung abzuweichen, und nach den besonderen Geistesbedürfnissen der Geniessenden den Worten: *Nimm hin und iss*, einige ermunternde, oder tröstende Worte besonders aus biblischen Stellen beyzufügen. Wir treten den Gründen, welche der Vf. für diese Abänderung anführt, vollkommen bey; wir sehen in ihr keine Abweichung von der Stiftungsurkunde, da ja Christus, indem er das Abendmahl verordnete, nicht zugleich den Gebrauch der Worte, mit denen er es that, verordnete; wir wünschten schon lange, dass das ermüdende Einerley der Wiederholung dunkler Worte aufgehoben, und die empfängliche Stimmung der Christen in jenen feyerlichen Augenblicken benutzt würde, ihnen irgend eine erhebende Wahrheit oder Tröstung unvergesslich zu machen. Nur müsste bey diesen Anreden der Zweck der Abendmahlsfeyer fest im Auge behalten, und ermüdende Länge ja sorgfältig vermieden werden. Durfte also der Vf., in Hinsicht auf liturgische Befugniss und die Beystimmung seiner Gemeine, jene Abänderung sich erlauben, so sehen wir nicht ein, wie er Tadel darüber erfahren konnte. — Auf dem letzten Blatte steht: Ende des ersten Theils. Was der zweyte enthalten soll, sagt die Vorrede nicht. Möge der Vf. uns immerhin seine weiteren Amtserfahrungen mittheilen, nur solche Eröffnungen, wie z. B. die Namen der Obstarten, welche er in seinen Baumgarten setzte, oder die Art, wie er sie setzte, uns vorenthalten!

V. Pf.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Bremen*, b. Seyffert: *Religion, wahre Religion, Christenthum, Confession, katholische Confession, Protestantismus, lutherische, reformirte Confession.* Skizzen mit Anwendungen zur Beförderung richtiger Erkenntniss und christlicher Bruderliebe. 1804. 135 S. 8. (10 Gr.) Durch das Nöthigste aus der Geschichte und durch solche Vorstellungen über die auf dem Titel aufgeführten Gegenstände, die der Vf. für die wichtigsten hält, sucht er zwischen Katholiken und Protestanten christliche Bruderliebe, und zwischen Lutheranern und Reformirten, wo möglich, Vereinigung oder doch grössere Annäherung zu befördern. Der Zweck kann nicht ganz verfehlt werden; aber Manches, insonderheit das, was von dem Wesentlichen des Christenthums gesagt wird, ist so ohne allen Beweis hingestellt, dass es für viele, die darin anderer Meinung sind, ganz umsonst da steht. Bey Würdigung des Unterschiedes zwischen den beiden protestantischen Parteyen, bemerkt der Vf. nicht, warum man wohl die Trennung damals, als man sie vornahm, für so nothwendig hielt. Man glaubte nämlich lutherischer Seits, wenn man so sehr über den Sinn der Bibel und der Einsetzungsworte des Abendmahls philosophirte, als es Calvin that und Zwingli gethan hatte, so würde der Glaube an das Christenthum dabey Gefahr laufen, und die Abendmahlsfeyer bey dem Volke in Verfall kommen. Die Reformirten hingegen standen wieder in dem Gedanken, man könne diess Philosophiren über den Sinn der Bibel und diess Bemühen, die Einsetzungsworte vernünftig zu erklären, nicht aufgeben oder einschränken, weil sonst der Glaube an das Christenthum und der Gebrauch des Abendmahls zu viel von ihrem Nutzen verlieren würden. Diese Verschiedenheit brachte auch in beide Parteyen einen verschiedenen Geist; der lange merklich genug gewesen ist. Wäre dieser Geist wirklich so verschieden geblieben, so müssten auch beide Parteyen wohl immer getrennt bleiben. Aber das war unmöglich, und ist daher auch nicht geschehen. Jetzt philosophirt man in der lutherischen Kirche über den Sinn und die Dogmen der Bibel vielleicht mehr oder doch eben so viel, als in der reformirten, kann es wenigstens in beiden, so viel man will, lässt auch jedem grosse Freyheit der Meinungen. Jetzt sollten daher die Parteyen einig seyn. Sie sind auch wohl nicht anders mehr, als durch Ceremonien, Kirchenverfassung, Kirchenrechte und Kirchengüter getrennt. Diess alles aber ward bekanntlich von den Stiftern der Parteyen für Nebensache gehalten, in welcher unbeschadet der Glaubenseinigkeit und Kirchengemeinschaft Verschiedenheit bleiben könnte; und dass man das jetzt für gegründete Ursachen der Fortsetzung der Spaltung hält, was man anfangs nicht dafür erkannte, oder dass man die Einsicht hat, man sey eigentlich eins, und doch getrennt bleibt, das ist ein Schade, auf den besonders aufmerksam gemacht werden muss, wenn es der Vf. gleich nicht thut. Denn dieses Werthschätzen einer Verschiedenheit über ihren wahren Werth hinaus, dieser Parteygeist, der gar keinen Grund mehr hat, ist der Religiösität selbst sehr nachtheilig. Die kirchlichen Obern sollten wirklich weniger gleichgültig dagegen seyn, als sie es sind.

Df.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 MÄRZ, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Paris, b. Collin: *De la magistrature en France, considerée dans ce qu'elle fut, et dans ce qu'elle doit être.* 1807. 198 S. 8.

Unter allen Theilen des Staats-Organismus schien die *Gerichtsverfassung* (welche allein unter dem Ausdruck Magistratur hier verstanden werden muss,) noch am meisten einer Reform zu bedürfen; und je weniger dasjenige, was von Zeit zu Zeit dafür geschah, seinen Zweck erreichte, desto mehr gewann, selbst unter den Staatsmännern Frankreichs, die Meinung Gewicht, dass gerade hier das Heil einzig und allein in einem Rückkehren zur ehemaligen Verfassung zu suchen sey. Diese Meinung fand um so schnelleren Eingang, je unverkennbarer in einem grosen Theile der französischen Nation das Bemühen sich äusert, alte Standes-Unterschiede wiederhergestellt zu sehen, ein Bemühen, welches durch das Mislingen aller bisherigen Versuche so wenig unterdrückt wurde, dass es vielmehr unter mancherley Gestalt immer erneuert wird.

Vor der Revolution konnte schwerlich eine verwickeltere und verwirrtere Gerichtsorganisation gefunden werden, als die französische. Nur die Namen der verschiedenen richterlichen Behörden machen eine ziemlich lange Litaney. Aber noch mehr wurde die Rechtspflege durch die zahllosen *Exemtionen* und Privilegien gestört. Daher war auch die Aufhebung aller Patrimonial-Gerichtsbarkeit einer der ersten von den berühmten Beschlüssen der Nationalversammlung vom 4 Oct. 1789, und ein Jahr später folgte schon ein Decret über die neue Organisation der Gerichte, in 12 Titeln, welches noch immer als die Grundlage der gegenwärtigen Verfassung zu betrachten ist. Die Stufen der Gerichtsbarkeit sind schon nach diesem Decrete: die Friedensgerichte, die Gerichte der ersten Instanz, und die Appellations-Instanz, nur mit dem Unterschiede, dass keine eigenen Appellationsgerichte aufgestellt wurden, sondern die Districtsgerichte selbst die zweyte Instanz nach der Wahl der Parteyen gegen einander ausmachten. Am 29 Nov. 1790 erfolgte das Decret der Nationalversammlung über die Errichtung eines Cassationstribunals, welches das ehemalige *Conseil privé* oder *Conseil des parties* ersetzte, und dessen Ressort schon damals, so wie es jetzt noch ist, bestimmt wurde. Das Cassationstribunal erkennt nie über streitige Rechtshändel, sondern darf nur die Erkenntnisse in letzter Instanz, welche dem Text des Gesetzes zuwider laufen, so wie die Verhandlungen, welche eine Verletzung der Form enthalten, als ungültig aufheben. Auch gehören Jurisdictionsstreitigkeiten, Perhorrescenzgesuche und Syndicatsklagen gegen ein ganzes Gericht, zu seinem Ressort.

Im Laufe der Revolution ist zwar manches geändert worden, aber die Grundzüge dieser Verfassung sind geblieben. Die revolutionären Gerichte, denen die Schreckens-Epoche das Daseyn gab, fielen mit der Herrschaft der Jacobiner. Auch die gegenwärtige Regierung liess die Verbesserung der gerichtlichen Organisation eine ihrer ersten Sorgen seyn. Durch das Decret vom 27 Ventose wurden die Departementsgerichte abgeschafft, und an ihrer Stelle in jedem Arrondissement ein Gericht der ersten Instanz und 29 Appellationsgerichte errichtet, welchen letzteren die Aufsicht über die in ihrem Sprengel befindlichen Gerichtshöfe aufgetragen wurde. Durch die späteren Erweiterungen des französischen Gebietes ist ihre Zahl noch um 3 vermehrt worden. Diese Appellationsgerichte wurden gewissermasen als eine Fortsetzung oder Erneuerung der alten Parlementer angesehen, und auf sie und den Cassationshof bezogen sich ausschliesslich die Projecte einer noch entschiedenern Rückkehr zur alten Verfassung. Es war die Rede davon, ihre Zahl noch mehr zu vermindern, um durch einen gröseren Sprengel ihr Ansehen zu vermehren, ihnen den Adel zu ertheilen, und sie in der Zukunft aus einem neuen Erbadel zu besetzen, den Cassationshof aber, wie es in der alten Verfassung war, mit dem Staatsrathe zu vereinigen.

Mit diesen Projecten beschäftigt sich nun die vorliegende Schrift, wie es scheint, nicht ohne höhere Veranlassung. Sie ist demnach zwar Gelegenheitsschrift, aber eine sehr wichtige, sowohl in Beziehung auf ihren, für alle mit dem französischen Reiche verbundenen Staaten folgereichen Gegenstand, als auf die Verhältnisse, unter welchen sie erschienen ist. Sie zerfällt in drey Abtheilungen. In der *ersten* beschäftigt sich der Vf. mit dem, *was der Richterstand ehemals war. Mably, Montesquieu* und *Voltaire* sind hier seine vorzüglichsten Gewährsmänner. Schon die beiden ersten Dynastieen, sagt der Vf., danken ihren Untergang der Erblichkeit des Adels und der Gerichtsbarkeit. Die Gerichtsverfassung der Franken

war einfach und natürlich. Die Kriegs-Anführer, Herzöge und Grafen waren auch die Vorsitzer der Gerichte, in denen wohlhabende freye Männer als Schöppen Recht sprachen. Der König war der oberste Gerichtsherr. Durch die Einführung der erblichen Beneficien, und die Usurpationen der Grofsen, ging diese Ordnung, und mit ihr das königliche Ansehen zu Grunde. Der Erbadel betrachtete die Rechtspflege auf seinen Beneficien nur als ein Recht, als ein Mittel der Unterdrückung, nicht als Amt und Pflicht. — *Cap.* 2. Einen ähnlichen Gang nahmen die Sachen unter den Karolingern. Karl der Grofse hatte auch die oberste richterliche Gewalt kräftig gehandhabt, aber seine nächsten Nachfolger verloren schon wieder Ansehen und Güter an die von ihnen selbst geschaffenen Grofsen. So wie die grofsen Lehnbesitzer in ihren Herrschaften alle Rechte der höchsten Staatsgewalt an sich rissen: so wurden auch ihre Gerichtshöfe unabhängig, und die richterliche Gewalt in ihren Händen zum zweytenmal das Werkzeug der Willkühr und Habsucht. Das Elend des Volkes stieg auf einen solchen Grad, dafs die noch vorhandenen freyen Leute sich der Lehn- und Dienstbarkeit hingaben, um wenigstens in dem Eigennutz ihres Herrn Schutz gegen andere zu finden. *Cap.* 3. Aus dieser unglücklichen Verwirrung und Gesetzlosigkeit entwickelte sich unter der dritten Dynastie die Feudal-Verfassung. Als Hugo Capet den Thron bestieg, gab es keine freyen Leute mehr, sondern nur Lehnsherrn, Lehnleute, After-Lehnleute, Unterthanen und Leibeigene. Die Ober-Lehnsherren übten alle Rechte der höchsten Gewalt, keinen Herrn erkennend, als Gott und ihr Schwerd. Die Vasallen waren verpflichtet, nicht nur zum Kriegsdienst, sondern auch zum Richteramte in dem Hofe ihres Lehnsherrn. Jeder mufste die Gerichtsbarkeit seines unmittelbaren Lehnsobern anerkennen, aber die Unterthanen und Leibeigenen wurden von dem Amtmann oder Voigt gerichtet. Der von den Burgundern entlehnte gerichtliche Zweykampf entschied alles. Der Hierarchie, den geistlichen Gerichten, welche unter allerley Vorwänden eine Menge Sachen für sich zogen, dankte man die erste Erschütterung jener Mifsbräuche. Unter Philipp August kam die Appellation an den höheren Landesherrn wegen verweigerter Justiz in Gebrauch. Der heilige Ludwig schaffte den gerichtlichen Zweykampf ab, und sein Beyspiel, seine Achtung bey der Nation, bahnte den Weg zur Appellation von den Gerichten der Vasallen an die Oberlehnsherrlichen, und von diesen an den Hof des Königes. Die königlichen Freybriefe von dem Gerichtszwange der Lehnsherren, die Erfindung der königlichen Fälle, die allmähliche Ausdehnung der Gerichtsbarkeit der königlichen Amtleute, unterstützt von dem Ansehen, welches das römische Recht und die in demselben enthaltenen Grundsätze von rechtlicher Ordnung gewannen, vollendete die Revolution in der Gerichtsverfassung, und führte allgemach zu dem Satze des französischen Staatsrechts, dafs der König die Quelle aller Gerichtsbarkeit sey. Der aus Prälaten, königlichen Lehnleuten und Oberbeamten der Krone bestehende Hof des Königes, Parlement genannt, verstärkte sich mit rechtsverständigen *vortragenden Räthen (conseillers-rapporteurs)*, und bald überliefs diesen der Adel, dessen Unkunde ihm das richterliche Amt lästig machte, die Geschäfte, durch welche er ursprünglich seine Macht und Gröfse erworben hatte. Nach dem Muster des königlichen Parlements bildeten sich auch die höchsten Gerichtshöfe der Fürsten des Reiches. Bald traten die Parlementer über die Schranken des Richteramtes hinaus, um eine politische Mittelbehörde zwischen Regent und Volk zu werden. Seit, unter Karl VII, der Hof der Pairs mit dem pariser Parlement vereiniget wurde, wuchs ihr Ansehen fast täglich, sie mafsten sich an, die Reichsstände zu ersetzen, und die Vormünder der Könige zu seyn. Im Jahr 1644 erhielten sie den Adel für sich und ihre Nachkommen.

Nach dieser historischen Entwickelung geht der Vf. im 4 Capitel zu der Untersuchung über: *Welche Wirkungen diese Vereinigung eines grofsen politischen Einflusses mit der richterlichen Gewalt bey den ehemaligen Parlementern in Frankreich hervorgebracht habe?* Es war natürlich, sagt er, dafs das Streben, ihr politisches Ansehen zu vergröfsern, bald ihr Hauptgeschäft, und das Richteramt nur ein Werkzeug ihres Ehrgeizes wurde. Nachdem sie eifrig gearbeitet hatten, die königliche Gewalt über alle Schranken zu erheben, suchten sie selbst an derselben Theil zu nehmen. Kräftig widersetzten sie sich der Regierung, wenn die Mafsregeln derselben für sie selbst nachtheilig schienen; desto nachgiebiger waren sie aber, wenn diefs nicht der Fall war. Immer nahmen sie Partey, bald für den Hof, bald für die Stände, zuweilen sogar für das Ausland. Selbst die despotischen Regierungen eines Richelieu und Ludwig XIV gewannen nur ein augenblickliches Nachgeben über sie, und je schwächer der Regent, je mächtiger zeigten sich die Parlementer. Zugleich zeichneten sie sich durch Grausamkeit und Verfolgungsgeist aus. Zu den Religionsunruhen gab das pariser Parlement im J. 1535 das Signal, indem es sechs Bürger auf das grausamste langsam verbrennen liefs. Das Parlement von Provence liefs, unter eigener Anführung seines ersten Präsidenten, 22 Flecken verbrennen, und alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, ermorden. In den Zeiten Heinrichs II und Karls IX gab das pariser Parlement Befehl, auf die Reformirten „Jagd zu machen" *(courre sus)* und sie zu vertilgen, und war schändlich genug, den Jahrestag der Bartholomäusnacht durch eine feyerliche Procession zu begehen. In den bürgerlichen Unruhen waren sie jederzeit thätig, sie anzustiften oder zu unterhalten, und noch ganz zuletzt foderten sie nur da den allgemeinen Reichstag, als sie ihre Vorrechte nicht mehr vertheidigen zu können glaubten. Während sie auf solche Art Zeit und Kraft den politischen Angelegenheiten widmeten, wurden die eigentlichen Rechtssachen vernachläfsiget. Durch ih-

re Anmaſsung, über die Geſetze erhaben zu ſeyn, entſtand eine traurige Ungewiſsheit des Rechts, und ein Billigkeitsſyſtem, welches ſich in jedem Falle nach Umſtänden und Perſonen drehen lieſs. Ihre fehlerhafte Organiſation erſcheint bey einigem Nachdenken als die Urſache aller Verfolgungen gegen die Andersdenkenden in der Religion und gegen eine Menge eben ſo unſchuldiger Perſonen von der Marſchallin d' Ancre an bis auf Calas. Sie war die Urſache der Begünſtigung aller Standesprivilegien und der übertriebenſten Ausdehnung aller Feudalrechte, die weder auf Geſetzen noch Verträgen, ſondern allein auf dem willkührlich angenommenen Syſtem der Parlementer (der ſogenannten *jurisprudence des cours ſouveraines*) gegründet war. In dieſen Fällen waren ſie Richter und Partey zugleich, weil faſt alle Parlementsräthe zugleich lehnherrliche Rechte beſaſsen. Immer ſtanden ſie endlich der Aufklärung entgegen. Das Parlement lieſs denen, welche die erſten gedruckten Bücher zum Verkauf nach Paris brachten, wegen Zauberey den Proceſs machen, und faſt jede neue Wahrheit oder Erfindung hatte mit ſeinen Beſchlüſſen zu kämpfen, die Kalenderverbeſſerung wie der Brechweinſtein, die Inoculation der Kinderpocken wie die Encyklopädie, weil das Parlement überall ſeinen Einfluſs zeigen und ſichern wollte. Das Reſultat, welches der Vf. im 5 Cap. hieraus zieht, und worin man ihm gern beyſtimmen wird, iſt demnach: daſs, wenn auch die Parlementer zu Zeiten wichtige Dienſte geleiſtet, ſie auch groſse Unruhen angeſtiftet haben. Nicht geliebt noch geachtet vom Volke, den Groſsen immer verdächtig, den Gang der Regierung unaufhörlich hindernd, kann ihre Abſchaffung nicht bedauert werden, und es iſt unmöglich, die neuen Gerichtshöfe nach dem Muſter der alten Verfaſſung zu organiſiren.

In der *zweyten* Abtheilung werden folgende Fragen aufgeſtellt:

1) *Iſt es rathſam, den erblichen Adel in Frankreich wieder herzuſtellen?* Die Erblichkeit der kaiſerlichen Krone beweiſt nichts für eine bejahende Antwort. Eben ſo wenig darf die Errichtung erblicher Titel mit der Wiederherſtellung des alten Erbadels verwechſelt werden. Denn dieſe neuen Titel geben ihrem Beſitzer kein Vorrecht vor den anderen Bürgern, da hingegen die Privilegien des ehemaligen Adels eines Theils in lehnsherrlichen, die Bürger erniedrigenden und das Eigenthum belaſtenden Rechten, anderen Theils aus dem, alle Gleichheit aufhebenden, ausſchlieſsenden Rechte auf die erſten Stellen in der Staatsverwaltung, dem Militair und ſelbſt in der Geiſtlichkeit, beſtanden. Der Erneurung *dieſes* Adels iſt ſelbſt die Ehrenlegion durchaus entgegen, und noch bey Eröffnung der letzten Sitzung des geſetzgebenden Körpers hat der Kaiſer erklärt: daſs die Rückkehr irgend eines Feudal-Rechts mit der Staats-Grundverfaſſung unverträglich ſey. Man hat geſagt, fährt der Vf. fort, daſs der Adel die Stütze der Krone ſey. Aber war es nicht gerade der Adel, welcher ſich unter der erſten und zweyten Dynaſtie der Domänen und der meiſten Rechte der höchſten Gewalt bemächtigte, welcher die Nachkommen Klodwigs und Karls des Groſsen vom Throne ſtürzte, und an die Stelle der Monarchie die Feudal-Regierung, das iſt, die widerſinnigſte und geſetzloſeſte aller Verfaſſungen ſetzte? Man hat geſagt, daſs der Adel dem Streben nach willkührlicher Gewalt am beſten widerſtehe; aber hat er nicht immer, ſo oft die Regierung eine Neigung zum Deſpotismus zeigte, dieſe Abſichten feigherzig unterſtützt, und zur Unterdrückung des Volkes geholfen? Hat er nicht, weit entfernt zwiſchen Regenten und Volk das Gleichgewicht zu halten, ſich allemal auf die Seite des Stärkeren geworfen, um den Schwächeren zu erdrücken oder zu plündern? *Montesquieu*, der den Satz aufſtellte, daſs ohne Adel die Monarchie nicht beſtehen könne, war ſelbſt ein Adlicher, und vielleicht nicht einmal frey genug, ſeine wahre Meinung ganz zu ſagen. Aber auf keinen Fall kann jenes berühmte Wort von Staaten gelten, von deren Grundverfaſſung der Erbadel keinen Beſtandtheil ausmacht. Mag er in anderen immerhin als ein nothwendiges Übel zur Verhütung eines noch groſseren betrachtet werden, in Frankreich würde ſeine Wiederherſtellung nichts ſeyn, als die Begünſtigung eines verzehrenden Schmarotzer-Zweiges auf Unkoſten der Früchte tragenden.

2) *Darf die Ausübung des Richteramts einer privilegirten Kaſte ausſchlieſslich anvertraut werden?* Wenn eine Nation in verſchiedene Kaſten getheilt iſt, ſo kann das Gleichgewicht nur dadurch erhalten werden, daſs die richterliche Gewalt *nicht* ausſchlieſslich in den Händen einer privilegirten Kaſte iſt. Es iſt pſychologiſch unmöglich, daſs ein Tribunal von lauter Adlichen in Angelegenheiten, die das Intereſſe des ganzen Standes betreffen, ſelbſt bey dem beſten Willen ganz unparteyiſch ſey. (Und wenn ſie es ſind, werden ſie von den übrigen nicht dafür erkannt, und dadurch der letzte Zweck aller Rechtspflege eben ſo gut verfehlt werden.) Mit Unrecht beruft man ſich auf die Beyſpiele von Rom und Frankreich vor der Revolution. Denn in Rom wurde durch mancherley demokratiſche Einrichtungen der Nachtheil wieder aufgehoben, in Frankreich aber wurden die Obergerichte keineswegs *aus* dem Erbadel beſetzt, ſondern erſt ſpät erhielten die Mitglieder derſelben den Adel für ſich und ihre Nachkommen. Und wie miſsbrauchten die Groſsen die an ſich geriſſenen Gerichtsbarkeiten in den früheren Zeiten? Hiezu kommt die Abneigung des Erbadels gegen ein ſo anhaltendes Studium als das Richteramt fodert. Noch immer, obgleich der Adel viel aufgeklärter iſt, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, noch immer betrachtet er das Studium der nützlichſten Kenntniſſe als das unedle Erbtheil rangloſer Plebejer. Wird der Erbadel, welcher ſich durch ſeine Geburt zu den erſten Stellen berechtigt glaubt, ſich wohl den Entſagungen und Anſtrengungen unterziehen, durch welche der Richterſtand doch nichts erlangt, als „etwas Achtung am Ende ſeiner Laufbahn, das Zeugniſs eines reinen Gewiſſens, und das

Bewufstfeyn, einiges Gute gewirkt zu haben?" Wer aber glaubt, dafs hier die Anftrengungen und Vorbereitungen zum Richteramte übertrieben würden, der fehe fich nur in den Gerichtshöfen um. Er wird fich von der unangenehmen Wahrheit überzeugen, „dafs, trotz der Sorgfalt, mit welcher die Richter gewählt werden, die ächte richterliche Weisheit fich meiftens in der entfchiedenften Minorität findet, dafs oft von 6 bis 8 Richtern kaum zwey oder drey im Stande find, die Fragen worauf es ankommt, zu beurtheilen." Kurz, wenn die richterliche Gewalt einer privilegirten Kafte übergeben würde, fo ift eins von beiden unvermeidlich: entweder wird fie willkührlich von den Richtern, die keine Richtfchnur anerkennen, als ihr Gutdünken und perfönliches Intereffe, gehandhabt; oder alle Arbeit, die Inftruction der Proceffe, die Entwerfung der Relationen und Verfügungen, wird den Subalternen überlaffen, und damit den fürchterlichften Mifsbräuchen die Thür geöffnet. Es ift noch unvergeffen, welchen öffentlichen fcandaleufen Handel die Secretärs, denen die ganze Arbeit im Cabinet der Richter überlaffen war, mit ihrem Einflufs auf die Entfcheidungen getrieben haben.

3) *Sollen die Richter ausfchliefslich aus der Claffe der Reichen gewählt, und die Käuflichkeit der Ämter wieder eingeführt werden?* Für die Bejahung diefer Frage pflegt man anzuführen: der Reiche, welcher nicht um Erwerb arbeiten müffe, könne fich mehr dem Studiren widmen; die Tribunäle, mit lauter reichen Leuten befetzt, würden mehr äufseren Glanz haben; endlich, anftatt den Mitgliedern der Gerichtshöfe Befoldungen zu bezahlen, könnte man fie fogar, wie vormals, zu Niederlegung einer Geldfumme (*finance*) anhalten, wofür der Staat geringe Zinfen bezahlte. Es konnte aber dem Vf. nicht fchwer werden, diefe armfeligen Scheingründe zu widerlegen. Die erfte Schwierigkeit findet fich fchon in der Beftimmung: wer *reich* fey? Wie will man das in Mobilien und Papiergeld beftehende Vermögen fchätzen? Soll blofs auf Grundeigenthum gefehen werden, fo können die Schulden den Werth deffelben überfteigen. Überdiefs kommt es ja auf die Bedürfniffe und Lebensart eines jeden an. Wer 2000 Fr. Einkünfte hat, und nur 1500 braucht, ift doch gewifs reicher als einer der 20000 Fr. einnimmt, aber 30000 ausgiebt. Um alfo die wahren Reichen auszufinden, müfste man den Charakter eines jeden prüfen, und die Arbeit, wegen der unaufhörlichen Veränderungen, immer von vorn anfangen. — Doch, gefetzt diefe Schwierigkeit wäre befiegt, fo würden nun die Reichen, der Sache nach, eine mit der fürchterlichften Gewalt verfehene privilegirte Kafte ausmachen, eine Oligarchie, viel fchlimmer noch als die des Erbadels. Niedrige Gewinnfucht würde das einzige Verdienft feyn, Tugend und Wiffenfchaft nur zur Mittelmäfsigkeit, zu Verachtung und Spott führen. Was aber die Wiffenfchaft anbetrifft, fo kann man den Reichen vernünftiger Weife davon keinen gröfseren Antheil zufchreiben. Die Erziehung unferer jungen, im Überflufs gebornen Leute, ift eben fo nachläffig und fehlerhaft, als die des ehemaligen jungen Adels, und ihre ganze Weisheit befteht in einem leichten Anftrich von Literatur und in dem, was man Weltton nennt; aber fehr felten fieht man fie in den Lehrfälen der Rechtswiffenfchaft, noch feltener in den Arbeitszimmern der Notarien, Advocaten und Rechtsconfulenten, Theorie und Übung fuchen. Wahr ift es, dafs reiche Leute einen gewiffen Glanz um fich verbreiten, aber die Gerichtshöfe find keine Schauplätze der Pracht, und die Rechtspflege verlangt keinen Glanz, fondern Ernft und Würde. Der einfachfte Richter wird immer der geehrtefte feyn. Der von der Sparfamkeit für den öffentlichen Schatz hergenommene Grund ift durchaus fchimärifch. Wenn jetzt, wo die Richterämter befoldet find, die Reichen fich nicht darum bewerben, werden fie fich wohl darnach drängen, wenn fie, anftatt Gehalt zu bekommen, noch eine Geldfumme dafür erlegen follen? Wenigftens würde man ihnen dann nicht verargen können, wenn fie von der gekauften Stelle den gröfstmöglichften Nutzen zu ziehen fuchten, und wohin diefes führt, das zeigt der Marquis d'Argenfon, der als Staatsminifter wohl die Sache überfah, indem er fagt: die durch die Ufurpation der Lehen hervorgebrachten Übel wären nichts gegen die nachtheiligen Folgen der Käuflichkeit der Stellen. Das Beyfpiel der Parlementer, worin fich die Reichen auch einkauften, beweift nichts. Denn damals wurden fie durch zwey mächtige Motive gereizt, erftlich durch die mit jenen Stellen verbundene Erwerbung des Adels und eine Menge anderer Privilegien, und zweytens durch den politifchen Einflufs der Parlementer. Das erfte Motiv gab auch den Stellen der Huiffiers, Secretärs u. f. w. einen fo hohen Preis, für welchen die Käufer durch die damit verknüpften Privilegien und Befreyungen von Auflagen reichlich entfchädigt wurden. Aber vorzüglich lockend war für die Reichen der politifche Einflufs, und in den Unruhen, in welchen jener Einflufs jederzeit bedeutender wurde, ftieg daher der Preis der höheren Stellen bis auf das zehnfache des in ruhigen Zeiten gewöhnlichen. Für Fouquets Stelle als General-Procurator liefs ihm Colbert vergeblich 1800,000 Fr., die nach jetzigem Gelde über 3½ Million machen, anbieten, einen Werth, auf welchen die Unruhen der Fronde vornehmlich jene Stellen getrieben hatten. Da nun die, beym Antritt eines Amtes zu erlegende, Summe (*finance*) offenbar als Kaufpreis des damit verknüpften Adels, der Privilegien und des politifchen Einfluffes zu betrachten ift: fo müfste man entweder dem höheren Richterftande jene Vortheile zurückgeben, oder man mufs dem Verkaufe der Stellen entfagen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Barth: *Erzählungen des Intereffanteften und Nützlichften aus der Gefchichte der Deutfchen.* Für die Jugend. 2tes Bdchen. 1807. XII u. 258 S. 8. (16 Gr.) S. Recenf. des 1ften Bdchens. 1806. No. 246.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 3 MÄRZ 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Paris, b. Collin: *De la magistrature en France, considerée dans ce qu'elle fut, et dans ce qu'elle doit être etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem der Vf. so, mit einer Ausführlichkeit, die man ihm anderswo vielleicht erlassen hätte, erwiesen hat, dass das Verkaufen der gerichtlichen Stellen weder gut noch ausführbar sey, so geht er im 5 Cap. zu den Vorschlägen über, wie die Stellen in den höheren Gerichtshöfen zu besetzen sind. (In den früheren Epochen der Revolution wurden die Richter von dem Volke gewählt, gegenwärtig aber bekanntlich von der Regierung ernannt. Die Bedingung der Fähigkeit war zuerst bloss ein Alter von 30 Jahren, dann die auf den Rechtsschulen erlangte Licentiatur, neuerdings aber werden sämmtliche Richter zuerst provisorisch angestellt, und bekommen erst nach einer Amtsführung von 5 Jahren Decrete auf lebenslang.) Der Vf. schlägt vor, zu diesen Bedingungen hinzuzufügen, dass jeder Bewerber um ein Richteramt eine bestimmte Zeit als gerichtlicher Vertheidiger gedient haben müsse, dass man bey der Wahl zu den Richterstellen vorzüglich auf die ältesten und geschicktesten Advocaten sehen, und den höheren Gerichtshöfen das Recht der Präsentation wieder einräumen solle, welches sie bis zu Ende des 16 Jahrhunderts ausübten. Gerade im Advocatenstande sticht das Verdienst am gewissesten hervor, und jeder Bote warnt die Parteyen vor dem unwissenden und unthätigen, sein Name oder sein Vermögen sey noch so bedeutend. Der Regent wird also selten in Gefahr seyn, eine unwürdige Wahl zu treffen.

Cap. 6. *Von der Besoldung der Gerichtspersonen* (Nach dem Gesetz vom 27 Ventose 8 beziehen die Richter erster Instanz in den kleineren Städten einen Gehalt von 1000 Fr., in den grösseren 1200, 1500. 1800 Fr., in Marseille, Bourdeaux, Lyon 2400 Fr., in Paris 3000 Fr. Der Gehalt der Mitglieder der Appellationsgerichte steigt von 2000 Fr. bis auf 4200 Fr., in Paris haben sie 5000 Fr.) Der Vf. findet den von einigen aufgestellten Satz, dass die Richter gar keine Besoldung erhalten sollten, weil diess der Würde ihres Amtes Eintrag thue, sehr lächerlich, und zeigt, dass in Frankreich die richterlichen Ämter niemals ohne Einkünfte waren, wie man zu Unterstützung jenes abgeschmackten Satzes habe behaupten wollen. Die Parlementsräthe hatten allerdings einen Gehalt, welcher freylich in den späteren Zeiten mit der Wichtigkeit ihrer Ämter in keinem Verhältniss stand. Dafür hatten sie aber unter dem Namen *Epices* eine Art Sporteln eingeführt, und nach und nach dergestalt in die Höhe getrieben, dass mancher Rath in der *Grand' Chambre* zu Paris davon 25 bis 30000 Fr. jährlich einzunehmen hatte. Überdem genossen sie einer Menge nicht bloss Ehre, sondern auch Gewinn bringender Privilegien, worunter die Erwerbung des Adels z. B. mit der Befreyung von der Kopfsteuer, allen Frohnen, Zwangsgerechtigkeiten, Militärconscription, Soldateneinquartierung u. s. w. für sie und ihre Nachkommen verbunden war. Das ausschliessliche Recht zur Jagd, zur Fischerey, und andere blosse Ehrenrechte ungerechnet, erhielten ihre Nachkommen Ansprüche auf die höchsten Stellen in der Geistlichkeit, der Armee und dem Richterstande, daher auch die Parlementer immer eifrig bemüht waren, die Vorrechte des Adels und der Lehnsherren zu erhalten und zu erweitern. Bey Bestimmung der Besoldungen muss darauf gesehen werden, dass der Richter einer langen, kostspieligen Vorbereitung zu seinem Amte bedarf, und jedem anderen Erwerb neben demselben entsagen muss, er muss zwar ohne Luxus, aber doch anständig leben und seine Familie erziehen können, und sein Gehalt muss mit dem, was ein geschickter Rechtsconsulent ohne übertriebene Gewinnsucht in seinem Cabinet verdienen kann, in Verhältniss stehen. Nach diesem Masstabe würden die Richter erster Instanz zu Paris ungefähr statt 3000 Fr., 9 bis 10000 Fr., die Richter in den obersten Gerichtshöfen 12 bis 15000 Fr. statt der bisherigen 5000 Fr., und die Richter in den Departementen in gleichem Verhältniss eine Besoldungserhöhung erhalten müssen. Diese Ausgaben können dem öffentlichen Schatze um so mehr zugemuthet werden, da die Rechtspflege zu dreyerley Staatseinnahmen von grosser Bedeutung, nämlich Stempelpapier, Einschreibegebühren, und Expeditionsgebühren Gelegenheit giebt, die alle drey zehn und hundertmal grösser sind, als vor der Revolution. (Diese Abgaben werden noch nach dem Gesetz vom 21 Ventose 7 erhoben, und manches Endurtheil kostet an Stempel- und Einschreib-Gebühren allein 3—400 Fr., ohne noch die Ausfertigungsgebühren, die Gebühren der Gerichtsschreiber, Huissiers und Procuratoren, und ohne die Abgabe von ½ Procent der dem Kläger zugesprochenen Summe zu rechnen, welche letztere

oft viele Tausende beträgt.) Noch Gebühren für die Richter einzuführen, würde die Rechtspflege (die angeblich ohne Kosten seyn soll) so kostspielig machen, dass sie ihren ganzen Zweck verfehlen würde. Wenn aber die Besoldungen anständig erhöht würden, so wäre durch einen kleinen Abzug auch noch leicht eine Pensions - Kasse für alte Justizbeamte zu gründen, deren Mangel auch sehr tief gefühlt wird. Jetzt kann sich der durch Alter und Arbeit abgestumpfte Richter nicht zurückziehen, ohne sich dem Mangel Preis zu geben, und muss also ein Amt, wozu er nicht mehr die Kraft hat, zu seiner und des Gerichts Schande dennoch fortfetzen. Im 6 Cap. *Über die Ehrenrechte und Prärogativen des Richterstandes* erklärt der Vf. die bereits in der französischen Verfassung liegenden Bestimmungen, zu Sicherstellung der richterlichen Unabhängigkeit, im Ganzen für ausreichend. Sie bestehen darin: dass kein Richter seines Amtes entsetzt werden kann, als wegen begangener Amtsverbrechen; dass sowohl diese Anklage als die Syndicatsklage gegen ein ganzes Gericht nur bey dem hohen kaiserlichen Gerichtshofe (*haute cour impériale*) angebracht werden können; dass auch die Syndicatsklagen gegen einzelne Richter sehr erschwert sind; dass auf der anderen Seite der Minister Ober-Richter die *Aufsicht* über sämmtliche Gerichte und Justizbedienten hat, und ihnen *Verweise* geben kann; dass der Cassationshof, unter dem Vorsitz des Oberrichters, das Recht der *Censur* und *Disciplin* über die Appellationshöfe und Criminalgerichtshöfe hat, so wie die Appellationshöfe die Aufsicht über die Gerichte erster Instanz, so wie diese über die Friedensgerichte haben. Doch, meint der Vf., geniessen die Gerichte noch nicht die erfoderliche Achtung, und er schlägt ausser der Gehaltserhöhung und strengeren Auswahl noch vor: 1) den Mitgliedern der Appellations- und Criminal-Gerichtshöfe, gleich den Officieren der Ehrenlegion, Sitz in den Wahlcollegien ihres Departements, so wie den Mitgliedern der Gerichte erster Instanz in den Arrondissements-Collegien zu gehen; 2) auch den ausgezeichneten Gerichtspersonen zuweilen Auszeichnungen und Ehrentitel zu ertheilen; endlich 3) alljährlich eine grosse feyerliche kaiserliche Sitzung des Cassationshofes, und des Appellations - und Criminal-Hofes (ähnlich den alten *lits de justice*) zu halten. Zuletzt dringt der Vf. noch darauf, dass die Criminalrichter den Rang vor den Civilrichtern haben müssten.

In der *dritten* Abtheilung berührt der Vf. noch einige Gebrechen der gegenwärtigen gerichtlichen Organisation. Nach den Reichsgesetzen bestehen: 1) *Friedensrichter*, deren vornehmstes Geschäft die gütliche Vereinigung seyn soll. (Sie erkennen bis auf 50 Fr. in letzter Instanz, und ohne Appellation, in persönlichen und einigen anderen durch das Gesetz bestimmten Streitsachen, und bis auf 100 Fr. *à charge d'appel*. Ausserdem haben sie die Versiegelungen, Inventarien und Vormundschaften, auch einigen Antheil an der Polizey - und Criminal-Justiz. Die Constitution vom J. 8 weist ihnen besonders den Versuch der Güte zwischen den Parteyen zu, und nach dem *Code de procédure civile art.* 48, darf bey den Gerichten keine Klage angenommen werden, wenn nicht zuvor der Beklagte zur Pflege der Güte von dem Friedensrichter vorgeladen worden, oder freywillig erschienen ist.) 2) In bürgerlichen Streitigkeiten die Tribunäle erster Instanz und die Appellationshöfe; 3) für die Verbrechen, welche entehrende oder Leibesstrafen nach sich ziehen, das doppelte Gericht der Geschwornen, und die Criminalhöfe (*cours de justice*); 4) für die geringeren Vergehungen die Correctionsgerichte, von denen die Appellationen an die Criminalhöfe gehen, und die Polizeygerichte; 5) der Cassationshof; 6) der hohe kaiserliche Gerichtshof; endlich 7) einige besondere Gerichte, als Militär, Marine - Handels - Tribunäle u. s. w..

Mit der Grundlage dieses Gebäudes ist der Vf. zufrieden, aber im Einzelnen hält er folgende Verbesserungen für nothwendig. Cap. 2. *Von den Friedensrichtern.* Diese entsprechen nicht überall ihrem Zwecke, wovon die Ursache vornehmlich in der wenig strengen Wahl der Richter und in dem grossen Umfange ihrer Geschäfte liegt. Der Vf. schlägt vor, sie unter den Grundbesitzern von wenigstens 1500 Fr. jährlichem Einkommen zu wählen, weil bey ihnen das Gesetz zur Zeit weder Rechtskenntnisse, noch Prüfungen voraussetzt, auch der Natur der Sache nach, nicht fodern kann, die Grundeigenthümer aber am meisten bey Aufrechthaltung der Ordnung interessirt sind. Dann aber müssen ihre Geschäfte erleichtert werden, die jetzt, da die mittlere Bevölkerung eines Friedensgerichts 10000 Seelen beträgt, in der That zu lästig sind. Zu dem Ende müsste man ihnen erlauben, die Versiegelungen, Inventuren u. drgl. ihren Suppleanten aufzutragen, und die abgeschafften Assessoren wieder herstellen, jedoch mit dem Unterschiede, dass nicht, wie ehedem, zwey aus jeder Gemeinde, sondern nur vier für das ganze Friedensgericht aufgestellt würden, und zwar bloss zur Entscheidung der vor die Friedensrichter gehörigen Rechtsstreitigkeiten. Dann würde der Friedensrichter wöchentlich zwey Gerichtstage halten, einen allein zu den Vergleichsverhandlungen, den anderen mit zwey Beysitzern zu Fassung der Urtheile in streitigen Sachen, und die Beysitzer konnten vorzüglich aus den im Bezirk wohnenden Rechtsgelehrten und anderen unterrichteten Leuten, gewählt werden. Cap. 3. *Von den Geschwornen in Criminal-Sachen.* Die Geschwornen hält der Vf. für eine uralte Einrichtung aller Völker, welche in Frankreich nur durch das Feudalsystem unterdrückt worden war, und er gehört zu den eifrigen Vertheidigern dieser Anstalt, ob sie gleich noch lange nicht zu der Vollkommenheit und dem sicheren Gange gediehen ist, welchen eine gute Rechtspflege erfodert. Kenntniss der gerichtlichen Formen, und Übung in den Geschäften, gehören durchaus nicht zu den nothwendigen Eigenschaften eines Geschwornen, sondern nur das gesunde Urtheil des gemeinen Menschenverstandes. Der sogenannte gesetzliche Beweis ist blosse

Schimäre, weil er zu nichts weiterem, als zu einer höheren oder geringeren Wahrscheinlichkeit führt. Aber wahr ist es, dass die Geschwornen sehr häufig nicht einmal die Fähigkeit gezeigt haben, die ihnen vorgelegten factischen Puncte zu beurtheilen, und daher schlägt der Vf. vor, auch sie aus den wohlhabendsten Grundbesitzern zu wählen, weil das, worauf es hier allein ankommt, Erfahrung in den Geschäften des Lebens, Welt- und Menschen-Kenntniss doch unter den Wohlhabenden am meisten angetroffen wird. Diejenigen, welche durch besondere Umstände unfähig wären, das Amt des Geschwornen zu versehen, könnten durch die bereits gebräuchlichen Mittel der Verwerfung von beiden Seiten leicht ausgeschlossen werden. Cap. 4. *Von den Gerichten.* Seit langer Zeit bestehen in Frankreich nur zwey Instanzen, aber die Zahl der Gerichte hat seit der Revolution wiederholte Veränderungen erlitten. Zuerst hatte jeder District ein Gericht, welches im Ganzen eine Zahl von 541 ausmachte; die Nationalconvention reducirte sie auf eins für jedes Departement, aber unter der jetzigen Regierung wurden sie wieder auf 441 für 110 Departements vermehrt. Jetzt ist wieder von ihrer Verminderung die Rede, und der Vf. hält dafür, dass diese in der Art rathsam sey, dass kein Departement mehr als 4, und keines weniger als 2 erhielte. Dadurch würde man im Ganzen eine Zahl von etwas über 300 erhalten. Dann müsste aber auch die Zahl der Richter und Suppleanten so vermehrt werden, dass, da diese Gerichte bis zu 1000 Fr. ohne Appellation erkennen, jedes Urtel letzter Instanz wenigstens von 5 Richtern gefällt seyn müsste. Die Zahl der Appellationshöfe, deren jetzt 32 sind, will der Vf. auf 24 herabgesetzt wissen (nach einigen Nachrichten sollten sie bis auf 18 herabgesetzt werden), weil die Abschaffung des Feudalsystems, der Zehnten, der geistlichen Beneficien, der Provincialrechte (*coutumes*), der Substitutionen, und die Publication des *Code Napoléon* die Quelle einer grossen Menge von Processen verstopft haben. Viele werden durch die Friedensgerichte verglichen, und von den Tribunälen erster Instanz vier Fünftheile derjenigen, welche bey ihnen anhängig werden, in letzter Instanz abgeurtelt. Es gelangen also gegenwärtig nur wenige Sachen in die Appellationsinstanz, und eine Verminderung der Appellationshöfe ist demnach unbedenklich. Dagegen erklärt sich der Vf. sehr bestimmt gegen die gänzliche Vereinigung der Criminalgerichte mit den Appellationshöfen. Mit dem Institut der Geschwornen ist eine solche Vereinigung ganz unverträglich, und wenn man auch dieses Institut aufheben wollte, so würde doch das nothwendige mündliche Verhandeln derselben entgegen stehen. Ein Protocoll über das Zeugenverhör kann nie den Werth haben, welches das eigene Anhören der Zeugenaussage für den erkennenden Richter hat. In dem Entwurfe des neuen Criminalgesetzbuches, dessen Vff. *Treilhard*, *Vieilliard*, *Target*, *Oudard* und *Blondel* sind, wird die Errichtung eines Collegiums unter dem Namen der *Prätoren* vorgeschlagen, welches zu Paris residiren, und mit der Direction der Criminalrechtspflege im ganzen Reiche beauftragt seyn soll. Jeder Prätor erhielte alljährlich von dem Kaiser die specielle Commission, die Criminalhöfe eines gewissen Districts zu präsidiren, und wie die ehemaligen *Missi dominici*, oder wie die zwölf Oberrichter in England würden sie dann umherreisen, um nach Beendigung ihrer Geschäfte in Paris wieder zusammen zu treffen. Der Vf. findet diese immerwährenden Reisen, dieses umherirrende Leben unzweckmässig und unverträglich mit der richterlichen Würde, und da es sich nicht leugnen lässt, dass jetzt der Criminalhöfe weit mehr sind, als ihre Geschäfte fodern, so dass im Durchschnitt *sehr viele ihre Arbeiten des ganzen Jahres in einem Monat, andere in 14 Tagen, manche längstens in 8 Tagen abthun*, so geht sein Vorschlag dahin, bey jedem Appellationshofe eine Criminalkammer zu errichten, welche sich in zwey Sectionen theilte. Abwechselnd von 6 Monaten zu 6 Monaten würde eine davon die Criminal- und Strafpolizey-Sachen des Centraldepartements, in welchem der Appellationshof seinen Sitz hat, aburteln, so wie auch diejenigen Sachen, deren Instruction leicht dahin verlegt werden kann, in welchen z. B. wenig Zeugen zu vernehmen, dagegen Acten einzusehen oder Gutachten von Kunstverständigen beyzubringen sind, als Verfälschungen von Urkunden, betrügliche Bankerute, Stempelbetrügereyen u. s. w. Ferner würde sie die Fälle vor sich ziehen, die wegen einer übeln Stimmung des Publicums, wegen Einfluss des Angeklagten oder seiner Gegner nicht wohl an Ort und Stelle verhandelt werden könnten. Die zweyte Section hingegen würde sich in die Städte, wo ein Tribunal erster Instanz ist, verfügen, und dort mit den Geschwornen alle nicht evocirten Criminalfälle aburteln. Nach Vollendung ihrer Tour käme sie zum Appellationshofe zurück, um in den folgenden 6 Monaten den Dienst daselbst zu thun, während nun die erste Section die Reise in dem Gerichtssprengel des Hofes vornähme. Die Criminalkammer müsste die erste des Appellationshofes seyn, vom ersten Präsidenten präsidirt werden, der Generalprocurator müsste das Amt des fiscalischen Beamten bey derselben verrichten, ihre Mitglieder einen höheren Gehalt beziehen. Auf diese Art würden die Criminalhöfe von 110 auf 25 bis 30 vermindert, und dennoch die Rechtspflege weniger kostbar, die Geschwornen und Zeugen seltener zu Reisen genöthiget, die nöthige und jetzt so sehr vermisste Einheit in den Maximen aber leicht durch die Aufsicht des Cassationshofes aufrecht erhalten werden. Zugleich wünscht der Vf. auch den Gebrauch der *Mercurialen*, d. i. der jährlichen feyerlichen Sitzungen, in welchen abwechselnd der erste Präsident und der General-Anwald die Missbräuche, die sich in dem Gerichtshofe zeigten, in einer kräftigen Rede rügen mussten, wieder hergestellt zu sehen. Cap. 5. *Vom Cassationshofe.* Als die erste Nationalversammlung alle Privilegien und Provinzialrechte abgeschafft hatte, musste sie zugleich auf eine Einrichtung Bedacht nehmen, welche diesem *einfachen* Systeme auch Ein-

heit gab, und diesen Zweck erreichte sie durch den Cassationshof, dessen Einrichtung dem Vf. nichts zu wünschen übrig läfst. Desto mehr sind alle Veränderungen, vornehmlich die *Vereinigung mit dem Staatsrathe* zu vermeiden, durch welche nothwendig die schönsten Vorzüge jenes höchsten Gerichts verloren gingen. Die Richter würden nicht allein vermindert, sondern auch durch die ihnen anzuvertrauenden Staatsgeschäfte von den richterlichen Arbeiten abgezogen. Die Prüfung der Formen, die Entwerfung der Berichte würde wieder den Secretärs überlassen werden, und die hohe Achtung, welche jetzt der Cassationshof geniefst, dahin seyn. Man erinnere sich, wie wenig die Bescheide des Conseil ehemals das Vertrauen der Nation hatten. Immer wurden sie als Machtsprüche betrachtet, durch Gunst oder Feindschaft bewirkt. Die Gründe, welche man für die Einschmelzung des Cassationshofes in den Staatsrath anführt, sind durchaus nichtig. Man sagt, dass die Appellationshöfe durch die Unterordnung unter den Cassationshof an Ansehn verlören. Aber gerade das Ansehen des Richteramtes im Ganzen wird nur dadurch vollkommen gesichert, dass der Richterstand (die Magistratur) selbst über die Formen wacht, und keine fremde Behörde, dergleichen der Staatsrath seyn würde, sich einmischen darf. Man sagt ferner, dass der Staatsrath, als ein Theil der gesetzgebenden Behörden, am besten über den Zweck der Gesetze urtheilen würde. Aber, ohne auf die strenge Sonderung der Gewalten zu dringen, sind gerade die Gesetz*geber* am wenigsten zur Erklärung und Anwendung der Gesetze geeignet, weil sie immer, anstatt den *Sinn des Gesetzes* zu entwickeln, nur die *Absicht des Gesetzgebers* zum Grunde legen, welche letztere oft mit dem ersten in geradem Widerspruche steht. Kurz, es ist zu hoffen, dass man eine der schönsten und vollkommensten Schöpfungen der ersten Nationalversammlung nicht leichtsinniger Weise zerstören werde. —

So weit also unser Vf. Eine Kritik seiner Behauptungen und Vorschläge wird man hier nicht erwarten. Es ist genug zu wissen, welche Ansichten eines so wichtigen Gegenstandes jenseit des Rheins aufgestellt werden, was und wie darüber verhandelt wird. Manche Betrachtung, Besorgniss und Hoffnung, welche diese Verhandlungen erwecken, müssen wir dem eigenen Scharfsinn unserer Leser anheim geben.

S — d.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Frankfurt a. M.*, b. Wilmanns: *Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend*, von *Jakob Glatz*. Zweyte verb. Auflage. 1807. Erster Bd. 379 S. Zweyter Bd. 395 S. 8. (2 Thlr.)

Ebendas.: *Sittenlehre für jüngere (?) Mädchen in Beyspielen und Erzählungen*, von *Jakob Glatz*. 1807. Erster Bd. 344 S. Zweyter Bd. 373 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Hr. *G.* hat sein Wohlgefallen an der ersten dieser Schriften, an mehreren Stellen seiner anderen Schriften, nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Wenn er Eltern ihren Kindern Bücher kaufen läfst, so ist die Iduna gewöhnlich dabey. In der That ist auch diese Iduna noch die beste unter Hn. *G's* Bildungsschriften für das weibliche Geschlecht, obschon der Vf. auch hier nicht gänzlich unverfolgt von seinen alten Feindinnen, der Planlosigkeit und der Eile ohne Weile, geblieben ist. Schon bald zu Anfange erinnert uns „das weinerliche Mädchen" daran. Übrigens hat auch hier Hr. *G.* Krankheiten und Fehler nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt unterschieden, und wo es geschehen, die Ursachen der Krankheit, und besonders die vermeidlichen, nicht genug herausgehoben. So ist die Erzählung „Molly und Fanny, oder Empfindsamkeit und Empfindeley," Th. 2. S. 73 ff. wenigstens ohne alle bildende Tendenz. Dass Fanny den Anblick gewisser Thiere nicht ertragen konnte, dass sie einmal in Ohnmacht fiel, als eine Maus ihr über die Füsse lief, ein andermal aber bey dem Anblick einer Spinne vor Entsetzen aufser sich war, dass sie Frösche nicht ansehen und das *Geheul* der Katzen nicht vertragen konnte — das hatte wohl seinen Grund nicht im Lesen empfindsamer Bücher, nicht in dem über sich selbst Brüten, oder in der Vorliebe zu rührenden Trauerspielen. Und woher, fragt man weiter, kam ihr denn ursprünglich die Neigung zu alle dem? — Das eine der in dieser neuen Auflage neu hinzugekommenen Gedichte: *der Frühling* Th. I. S. 250, ist eben keine Zierde für das Buch geworden. Es ist gereimtes Wischiwaschi; und wer Hn. *G.* Versereyen damit entschuldiget, dass sie doch wenigstens gut gemeint wären, der muss etwa glauben, dass man es in Prosa nicht auch gut meinen könne. Und wer wird nicht lieber jede Prosa, als solche Verse lesen:

Wir gleichen dem heiteren Lenze;
Uns werden die Tage nicht schwer;
Wir freuen uns ohne Grenze (?);
Wir *grünen* (so singen Mädchen) und blühen wie er.

Die *Sittenlehre f. j. M.* hat den Zweck, „die jungen Leserinnen mit den verschiedenen Pflichten eines Mädchens bekannt zu machen, und sie, wenn möglich, zu willigerer Erfüllung derselben aufzumuntern. Man findet hier die einzelnen Fehler und Tugenden alphabetisch aufgeführt, (wodurch das Auffuchen einzelner Erzählungen sehr erleichtert werden soll), weil, nach des Vfs. Ansicht, das Alter, für die sie geschrieben ist, es zu verbieten schien, die auseinanderzusetzenden Pflichten in systematischer Ordnung aufzustellen, und eine aus der anderen zu entwickeln."— Wir wissen nicht, was das gesagt ist. Aus den zwey Blättern Inhalt hätten, zur Erleichterung des Nachschlagens, zwey Blätter Register werden können; und wenn man sich auch scheute, ein von Einem Grundsatze ausgehendes System aufzustellen: so hätte man doch wenigstens, um des elenden Anfangsbuchstabens willen, nicht Dinge von einander reissen sollen, die einander so nahe verwandt sind, ja ihrer Natur nach zusammen gehören, wie z. B. alle den Tugenden entgegengesetzte Fehler. Vgl. die neunte Erzählung „Beharrlichkeit." Die Tugenden und Fehler, die laut der Inhaltsanzeige hier behandelt werden, sind folgende: Artigkeit und Unartigkeit, Aufrichtigkeit, Aufmerksamkeit, Angewohnheiten (böse), Anmafslichkeit, Argwohn, Beharrlichkeit, Bescheidenheit, Hang zu betrügen, Besonnenheit, Dankbarkeit, Dienstfertigkeit, Ehrlichkeit, Eitelkeit, Eigensinn, Eigenliebe, Enthaltsamkeit, Empfindlichkeit, Faulheit, Fleifs, Folgsamkeit, Geduld, Gefälligkeit, Geiz, Gelassenheit, Gewissenhaftigkeit, Grofsmüthigkeit, Gerechtigkeit, Hafs, Heucheley, Hochmuth, Jähzorn, Jugend, Keckheit, launisches Wesen, Laster, Lebensart, Lüsternheit, Leckerhaftigkeit, Naschhaftigkeit, kindliche Liebe, Lüge, Mäfsigkeit, Menschlichkeit gegen Menschen und Thiere, Mitleid, mürrisches Wesen, Müfsiggang, Neid und Mifsgunst, Neugierde, Ordnungsliebe, Rachsucht, Sanftheit, Schadenfreude, Schmeicheley, Sparsamkeit, Spottsucht, Uneigennützigkeit, Unreinlichkeit, Unschuld, Verleumdung, Verschwendung, Verschwiegenheit, Wohlthätigkeit. — Wie viel und wie wenig! So fehlen Ehrliebe, Hang zu Zerstreuung, Zanksucht, Verträglichkeit, Spielsucht u. a.; hingegen findet man von einer Kategorie manchmal wieder zu viel. Und zu welchen Tugenden oder Fehlern gehört die Jugend? In der Behandlung des Einzelnen ist der Vf. zwar nicht so unglücklich; er hat das Kontrastirende mitunter recht gut dargestellt, die Folgen der Fehler mit Leichtigkeit entwickelt, auch die Begriffe zum Theil scharf gehalten; aber dabey ist eine gewisse Einförmigkeit und Magerkeit nicht zu verkennen. Eine der misslungensten Erzählungen ist ohne Zweifel die vierte im zweyten Theile, *Hafs*, überschrieben. Sie bekämpft des Vfs. eigene Kinder, seine Erzählungen. Man könnte leicht auf die Vermuthung gebracht werden, dass er mit seinem ganzen Buche der Einsiedler jener Erzählung sey.

— a — —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 MÄRZ 1808.

MEDICIN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Kritische Annalen der Staatsarzneykunde für das neunzehnte Jahrhundert.* Herausgegeben von *Chr. Knape,* der Arzn. und der Chirurgie Dr. kön. preuſs. Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rath u. s. w. *Ersten Bandes* 1—3 Th. 1804. 1805. Mit fortlauf. Seitenzahl. 580 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die polizeyliche Medicin sowohl als die gerichtliche, welche der Vf. nach *Daniel* zugleich unter dem Namen der *Staatsarzneykunde* begreift, verdienen in unseren Tagen mehr als jemals eine besondere Aufmerksamkeit. Seitdem die Regierungen mit Ernst die öffentliche Gesundheit beherzigen, und das Departement der Ärzte in die Reihe der Staatsverwaltungen aufnehmen, kann kein Arzt mehr auf eine öffentliche Anstellung Anspruch machen, wenn er nicht die Medicinalpolizey im Ganzen übersieht, und alle zur gerichtlichen Medicin erfoderlichen Eigenschaften sich erworben hat. In dieser Hinsicht ist der Zweck des Vfs., — alles Neuere dieses Faches kurz, doch möglichst vollständig, und mit einer unparteyischen Beurtheilung begleitet, darzustellen — dankbar anzunehmen; auch versprechen wir uns von den bekannten Einsichten, und der Wahrheitsliebe desselben, daſs er die wichtigen Pflichten eines Schriftstellers, der in einer so delikaten Sache auf den Geist seines Zeitalters wirken will, künftig immer mehr in Erfüllung bringen werde. Der Vf. schränkt sich bey diesen Annalen auf keine Zeit der Herausgabe ein, welche bloſs von der mehr oder weniger günstigen Aufnahme derselben abhängen soll. Drey Theile, jeder von 12 Bogen, sollen immer Einen Band ausmachen.

Die erste Rubrik jedes Theiles ist der *Medicinalpolizey* gewidmet, und hat folgende Unterabtheilungen: A) *kritische Auszüge aus gedruckten Schriften.* Es streitet mit den Grundsätzen unseres Instituts, über Recensionen neue Recensionen zu schreiben: indeſs dürfen wir nicht bergen, daſs die hier gelieferten Auszüge uns viel zu weitläuftig scheinen. So stöſst gleich im ersten Theile der Auszug aus Schriften über Kuhpocken, welcher 100 Seiten über die Hälfte des Buches anfüllt, und im zweyten Theile auf 78 Seiten fortläuft, gar sehr gegen eine Grundregel des Vfs., gegen *Kürze* und *Gedrängtheit* in einer Sache an, die nun durch die ganze Welt schon bekannt genug ist. B) *Ungedruckte Aufsätze.* Es sind folgende (2 Theile): 1) *Schreiben des spanischen Ober-Medicinal- und Sanitäts-Collegii zu Madrid an das königl. franz. Ober-Colleg. med. et Sanitatis wegen des gelben Fiebers.* 2) *Schreiben des kön. preuſs. Generalconsuls Roose über das gelbe Fieber zu Mallaga.* Beide enthalten wenig Interesse über diesen Gegenstand. 3) *Gedanken über die Unvereinbarkeit der Thierheilkunde mit der Menschenheilkunde* von Dr. *Wildberg.* Hr. *W.* giebt hier Gründe an, nach welchen die Heilkunst der Thiere gar nicht für das medicinische Forum gehören soll, bis die Krankheiten der Thiere auf die Gesundheit der Menschen Einfluſs haben. Die Erlernung sowohl, als die Ausübung der Heilkunst der Thiere sey für die Ärzte, vorzüglich für Physiker, zu beschwerlich und unschicklich, daher man dieselbe der landwirthschaftlichen Gesetzgebung überlassen solle. Rec. ist über diese Sache ganz anderer Meinung; er glaubt, daſs die technischen Ärzte, zumal auf dem Lande, sich mit der Heilkunst in ihrem ganzen Umfange, in Städten aber nur mit jenen Zweigen ihrer Kunst vorzüglich befassen sollen, in denen sie sich am meisten Fertigkeit und Ruf erworben haben. Die Physici aber, und die übrigen Staatsdiener dieses Faches, sollen gar keine Praxis ausüben; so wie die Chirurgie, Geburtshülfe, Pharmazie und Thierheilkunde mit zu dem Ressort des Physikus gehören, ohne daſs er dieselben ausüben darf. Für den Staatsdiener ist jede Praxis unzuläſsig, während der technische Arzt zum gröſsten Vortheil des Staats und der Kunst gar leicht die Thierheilkunde mit der der menschlichen ausübt. Rec. kennt selbst einen Professor, der die Pathologie für die Ärzte, dann ein Veterinär-Collegium liest, nachher ein krankes Pferd besucht, und unmittelbar darauf einer gnädigen Frau den Puls fühlt. 4) *Untersuchung der Frage: Wie wird die Kuhpockenimpfung am leichtesten verbreitet, und am sichersten unterhalten? Von Ebendemselben.* Der Verf. glaubt mit Recht, daſs die öffentlichen Pocken-Institute, mit denen der Staat alles glaubt gethan zu haben, lange nicht dem Zweck entsprechen. Nach den hier bemerkten, überall bekannten Hindernissen, die der Allgemeinheit der Schutzpocken noch im Wege sind, schlägt der Vf. vor: 1) daſs man die Impfung von 4 zu 4 Wochen auf den Landesphysikaten circuliren lassen solle; 2) daſs der Staat nicht nur die Impfung nachdrücklich befördere und befehle, sondern auch die Ärzte dafür bezahle; 3) daſs man durch öffentliche Blätter bekannt mache, welcher Districtarzt jede 4 Wochen durch die Impfung besorge. Die Kinder sollen sämmtlich vorläufig bey demselben angemeldet und bemerkt werden. Die Ärzte

sollen Journale halten, und in Rückficht der Orte, wo die Impfung unternommen wird, soll eine gewisse Ordnung festgesetzt werden. Die kränklichen Kinder werden auf andere Zeiten verschoben. Bey jeder Impfung soll der Arzt, so viel möglich, Stoff abnehmen, um denselben genugsam auf Verlangen versenden zu können; auch bey gegenwärtigen natürlichen Pocken sollen die Schutzpocken noch versucht werden u. s. w. Rec. würde diess Geschäft nicht den Ärzten, sondern allen dazu als tauglich erkannten Chirurgen überlassen, die ihre Listen richtig halten, und wo immer Einer dem Anderen mit Impfstoff aushelfen könne. In der Gegend des Rec. ist die Sache schon so weit gediehen, dass Chirurgen viele Stunden Wegs alle Kinder aufsuchen und für einige Kreuzer impfen. Sollten bey diesem etwas tumultuarischen Verfahren hin und wieder auch falsche Kuhpocken entstehen so wird doch die Masse grösstentheils geimpft, und auf diese Weise werden, nach des Rec. Meinung, die natürlichen Pocken am sichersten, wenigstens weit eher verdrängt, als wenn die Regierungen durch gehässige Befehle den Bauer auffässig machen.

II) *Gerichtliche Arzneywissenschaft.* A) wieder *kritische Anzeigen gedruckter Schriften*, die wir, unserem Plane gemäss, übergehen. B) *bisher ungedruckte Aufsätze.* Im ersten Theile: 1) *merkwürdige äussere Vergiftung*, als Arsenik statt Puder auf den Kopf gebracht wurde. Die Braut und ihre Gespielin, bey welchen diess Unglück sich ereignete, wurden, trotz der heftigen Zufälle, gerettet. Der zweyte Fall ereignete sich bey 3 Bauernsöhnen, wovon einer starb, die anderen zwey durch baldiges Waschen und Abkämmen ebenfalls gerettet wurden. Das gut verfasste *visum et repertum* beweist die furchtbare Verheerung dieser heftigen Localeinwirkung. 2) *Gutachten des kön. preuss. Ober-Collegii medici und Sanitatis über die Frage: Ob nach der Trennung des Kopfes vom Rumpf Empfindung und Bewusstseyn des Hingerichteten noch einige Zeit fortdauere?* Bekanntlich durch die *Wendt*'schen Versuche an Troers Kopf veranlasst, und verneinend beantwortet. Hierauf wurden dergleichen galvanische Versuche ohne alle Einschränkung verboten. Im 3 Theile: 1) *Gutachten des königl. ostpreuss. Collegii med. et Sanitatis über eine verheimlichte Schwangerschaft und Geburt.* Die Person brachte so viele Lügen vor, die der Obduction widersprachen, dass es wohl keines Mannes, wie *Mezger* war, bedürfte, um die Leichtgläubigkeit der untersuchenden Criminalisten zu rügen. 2) *Vergiftung eines 7 monatlichen Kindes durch eine Mohnkopfabkochung untersucht und beurtheilt* von *Gabel*, kön. preuss. Medicinalrath. Die Obduction ist sehr gut und genau, so wie das Gutachten bestimmt und richtig abgefasst. Es verdient bey den medicinischen Behörden bekannter zu werden, dass die Abkochung der Mohnköpfe den Kindern sobald schädlich sey. Noch merkwürdiger aber ist des Vfs. Bemerkung, dass man von Seiten der Justizbehörden bey schnellen Todesfällen nicht so gleichgültig seyn, und zur oberflächlichen Besichtigung derselben nur etwa einen Chirurgen, oder gar eine andere gerichtliche Person hinschicken soll. Allerdings sind die Justizbeamten noch in manchen Orten hierin zu gleichgültig, und es giebt der Fälle nur noch zu viele, wo es nur auf die Klugheit und Behutsamkeit der Mörder ankömmt, um für ihre Verbrechen ungestraft zu bleiben.

III) *Staatsarzneykunde.* A) *Kritische Auszüge aus gedruckten Schriften.* B) *Landesherrliche Gesetze und obrigkeitliche Verordnungen.* im 2 u. 3 Theile: 1) *Schutzblatternimpfung.* Diese Circularien und Befehle, die der Vf. in Extenso abdrucken lässt, werden die Käufer wahrscheinlich eben so ungern, als das im 2 Theil folgende, auf 103 Seiten abgedruckte Viehseuchenpatent, bezahlen. 2) Das *Publicandum wegen des gelben Fiebers* im 3 Theil hätte ebenfalls wegbleiben können, da der veranlassende Vorfall zu Halle durch Loder schon überall bekannt gemacht ward. Von den übrigen Verordnungen führen wir noch Folgendes an. In Hinsicht der *Duelle* wurde zuerst befohlen, dass die berufenen Ärzte und Chirurgen dieselben sogleich anzeigen sollten. Die Duellanten verheimlichten nun ihre Wunden, desswegen entliess man die Ärzte und Chirurgen so lange dieser Pflicht, bis sie von der Obrigkeit desswegen vorgefodert werden. *Ein Rescript über die Gebühren der, auf Veranlassung der Gerichte, zugezogenen Ärzte und Chirurgen.* Sie sind nach der Medicinaltaxe zu liquidiren, und vom *Collegio medico* festzusetzen; im Fall es aber aufgestellte ärztliche Individuen sind, und die Bezahlung aus einem öffentlichen Fonds geht, so bestimmt der Gerichtshof nach der Sporteltaxe. *Die Leiteraturen der Recepte in den Apotheken* sollen von den Ärzten mit beygefügtem Datum verzeichnet seyn. — Rec. würde dem Vf. in Zukunft rathen, den Geist dieser Gesetze im Wesentlichen anzugeben, die Gesetze aber bloss zu citiren, anstatt dieselben wiederholt abdrucken zu lassen.

IV) *Neue Bemerkungen.* Im 1 Theil befindlich. Der Vf. bringt hier 1) die *Scheel*'sche Beobachtung, dass der Arsenik sich im Wasserstoffgas auflöse, in Erinnerung, und fragt, ob diess die Ursache sey, dass im Magen und den Gedärmen der mit Arsenik vergifteten Leichen keine Spur mehr von diesem Gift entdeckt werde. Rec. empfiehlt diese Aufgabe den Chemikern und gerichtlichen Ärzten vorzüglich, indem dadurch die gerichtliche Arzneykunde über einen wesentlichen Gegenstand aufgeklärt wird. Wenigstens weiss Rec. aus dem Munde eines sehr biederen praktischen Arztes, dass er den Arsenik in dem Magen eines schon 3 Wochen begrabenen Kindes gefunden und deutlich erwiesen hatte! 2) Sagt der Vf. hier, dass *Er* der erste gewesen zu seyn glaube, der bey dem Streite über die Fortdauer der Empfindung und des Bewusstseyns in dem Kopfe eines Enthaupteten auf das Eindringen der äusseren Luft in das Innere des Gehirns aufmerksam gemacht habe. Rec. glaubt, dass diess Eindringen der Luft in die dritte und vierte Hirnhöle, wenn die Analogie des

Einblasens für dasselbe auch beweisend wäre, beyso vielen anderen wichtigeren Zerstörungsursachen, doch nicht unter die vorzüglicheren zu rechnen sey. Übrigens dürfte diese Idee für diejenigen, die das Organ der Seele in ein elastisches, gasförmiges Wesen der Gehirnhölen setzen, viel Anziehendes haben. — *Preisaufgaben*, *Ehrenbezeugungen* und *Todesfälle* machen immer die letzten Rubriken jedes Theiles aus.

Sollen wir, nach diesem Detail, über das gesammte Werk unser Urtheil hinzufügen: so scheint uns dasselbe, wiewohl es manche interessante Gegenstände für Kunstverwandte enthält, dennoch nicht immer den Namen *kritischer* Annalen zu verdienen, weil man diese Kritik weder in der Auswahl der Gegenstände, noch in der Darstellung der Ansichten, noch in der Motivirung der Zwecke bemerkt, und weil endlich einige Auszüge aus gedruckten Schriften, und bloße bey dem kön. preuss. Ober-*Collegio medico et sanitatis* zu- und abgehende Aktenstücke dieses Aushängeschildes nicht werth sind.

— —

Hamburg, b. Hoffmann: *Die Diätetik der weiblichen Schönheit.* Eine Toiletten-Lectüre, herausgegeben von Dr. *C. J. Kilian*, Medicinalrath und Professor. Mit einem Kupfer. 1806. 298 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. wünscht, dass Leserinnen aus dieser Schrift den Nutzen schöpfen mögen, welchen ihr innerer Gehalt ihnen unstreitig gewähren wird, wenn sie sich an des Vfs. Schreibart gewöhnen, der es freylich an Eigenheiten, ungewöhnlichen Stellungen der Wörter, geflissentlicher (wie es scheint) Auslassung der Hülfswörter u. s. w. nicht fehlt (*Hedären*, *Eau de Colonne*, welches viermal vorkömmt, und *Bürse* statt *Bürsche*, mögen wohl Druckfehler seyn). Nachdem der Vf. das Ideal weiblicher Schönheit nach Anakreon gezeichnet, und „einige der vorzüglicheren Punkte, die dem Gedeihen der vorhabenden Cultur weiblicher Schönheit mächtig im Wege stehen, und nach Verdienst nicht gewürdiget, der bildenden Kunst unserer holden Damen an sich Nichts als Karikaturen zu erzeugen verstatten“, angeführt hat, giebt er S. 11 den Zweck seines Buches an: „Ich werde sonach mich bestreben, zu lehren, wie Damen von Grazie zunächst es haben zu halten, das Ideal der weiblichen Schönheit durch gehörige Ordnung des Lebens am besten und treu zu copiren. Ich achte hier allein nur die Schönheit des *Weibes*, und lasse die Schönheit der *Männin* (Amazone genannt), so wie deren Cultur und die Vorschrift dazu rechts gern einem anderen über. Desgleichen halte ich's auch nicht mit jenen besonderen Dingen, die gewöhnlich die *Buhlerin* nützt, um im Manne Bewegung der Lüste und Leidenschaft für sich zunächst zu erregen, und auf Kosten der Wahrheit nur Lug und Trug zu verbreiten“ u. s. w. S. 18. *Entwurf der weiblichen Schönheit.* Unterschied der Schönheit des Körpers an sich (der *malerischen* oder *plastischen*), und der Handlung (der *poetischen*). Hier hat es der Vf. bloss mit der ersten zu thun; wegen der zweyten verweist er auf seine Zeitschrift *Georgia*. S. 34. *Allgemeine Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.* Warnung vor „beengter Besorgsamkeit“ um die Gesundheit und daraus folgender „Verzärtelung“ des Körpers. Wechsel im Lebensgenusse, mit gehöriger Auswahl im Gebrauche der uns täglich umgebenden Dinge. Befolgung der Leitung des eigenen Instinkts: „nur Schade, dass dieser bey Damen, besonders von Stande, gewöhnlich getrübt und verstellt ist.“ Nützliche Lehren, sich die Macht der Gewohnheit und die Bedürfnisse nicht sklavisch beherrschen zu lassen, doch auch letztere nicht durch plötzliche Veränderungen sich zu entziehen; so z. B. bey Veränderungen des Klima's durch Reisen, der Witterung u. s. w., der Ernährung des Körpers nach Verschiedenheit der Temperamente; dem Wechsel des Alters. Sparsamkeit im Aufwande körperlicher und geistiger Kräfte. S. 62. *Besondere Regeln im Betreff der verschiedenen Wirkungen der gewöhnlichen Einflüsse auf die Erhaltung und Vervollkommnung der weibl. Schönheit.* 1) *Luft.* Nachdrückliche Empfehlung des Genusses der freyen Luft und der Reinigung derselben in Wohn- und Schlafzimmern; Schädlichkeit der Fensterladen in letzteren. Nachtheilige Wirkung des Durchräucherns der Zimmer auf die Haut, so wie des Tabacks- und Öl-, und, wegen der übrigens dadurch verderbten Luft, des Kohlen-Dampfes; zu feuchter etc. Luft. Über die, den verschiedenen Temperamenten angemessene Temperatur der Luft. Vorsicht beym Genusse der Speisen und Getränke (wo vieles anticipirt wird, das in den folgenden Abschnitt gehörte), und beym Wechsel der Kleidung bey abwechselnder Witterung; Schädlichkeit der Kälte in verschlossenen Zimmern, so wie zu grosser Erhitzung derselben; Vorzüge der Öfen vor den Kaminen, und zwar der thönernen vor den eisernen. 2) *Kleidung.* *Wolle* als beste Materie zu Kleidern für Damen in unseren Gegenden, besonders ein wollener Unterrock, und Hemden aus *Hammemus*. Schädlicher Wechsel der wärmeren und leichteren Bekleidung des Körpers und der Füsse, und des Tragens durchnässter Kleidungsstücke. Auch die Kragen an den Kleidern und die Binden um den Hals sind nicht ohne bedenklichen Einfluss auf die Gesundheit. Nachtheile der zu kurzen Taillen, besonders auch auf den Unterleib; Empfehlung elastischer Leibchen, seidener oder flanellener um den Unterleib locker angelegter Gurte, und noch vorzüglicher an ein Leibchen gehefteter Beinkleider. Nachtheil zu langer Taillen. Gehöriges Maß in Bekleidung der Arme; Empfehlung hundslederner Handschuhe. Über die Fussbekleidung: Schnürstiefeln sind allerdings sehr zweckmässig, verderben aber die Schönheit des weiblichen Fusses nicht wenig. Trockene Socken von Rindsblasen über den Strümpfen bey nasser Witterung. Von der Bedeckung des weiblichen Kopfes, Perücken und Tituskörfen; Nutzen der Befeuchtung des

Kopfes vor Schlafengehen. Der übrige Kopfputz wird auf die *Georgia* verwiesen. 3) *Speise und Trank*. Sehr gute und nützliche Lehren. S. 132 eine, nach Rec. Urtheil nicht misrathene, Beschreibung der empfindelnden Damen in physiologischer Hinsicht. Ob aber die Äusserung S. 136: „Wer sehr oft und sehr viel isst, dessen Blick ist gewöhnlich brutal, und verworren und geistlos, und damit verschwunden der sonstige Zauber der weiblichen Schönheit,“ Beyfall finden werde, läst derselbe unentschieden. — Den Absud von Schnecken, noch mit etwas Milch vermischt, empfiehlt der Vf. mageren schwächlichen Damen, aus eigener Erfahrung. — Häufig genossenes Backwerk, zumal von der schlechteren Gattung, als Mittel, weibliche Schönheit, von jeglicher Seite betrachtet, in hohem Grade zu verderben, nicht selten ganz unwiederbringlich zu verwüsten. Die *gelben Rüben* (Möhren, *drucus carota?*) werden doch wohl mit Unrecht von den besseren Arten essbarer Wurzeln getrennt, und mit den rothen, den Steck- und märkschen Rüben, Kohlrabi und Kohlrüben in eine Classe gesetzt. Unter den Kartoffeln werden besonders die *Nierenkartoffeln* empfohlen. Unter den ausländischen Gewürzen ist die Muskatenblüthe noch immer das beste, und mäsig genossen den Damen sehr heilsam, besonders den schwachen, und schlaffen und blassen. — Über den Nachtheil des häufigen Theetrinkens in Rücksicht auf w. Sch. Verbesserung des Kaffees durch geröstete Möhren (1 Kaffeelöffel zu 1 Loth auf 2 Tassen.) — *Punsch* rühmt der Vf. unter gehörigen Einschränkungen aus eigener Erfahrung als ein treffliches Mittel beym Anfange der Schwindsucht, häufigem Schweisse, Abmagerung, trockener Haut, unreinem Teint, öfters vor Schlafengehen zu zwey Gläschen, aber mehr süss als sauer, und nicht stark mit Arrak versetzt. — Über das Nachtheilige der Verbindung der Milch mit Erdbeeren, möchten wohl nicht alle mit dem Vf. (S. 203) übereinstimmen. So hält er auch den Kaffee unmittelbar nach dem Essen für schädlich. Zuletzt noch die Warnung, nicht eher als 2 Stunden nach Tische zu Bette zu gehen, und vorher noch ein Glas Wasser zu trinken. 4) *Bewegung und Ruhe*. Das Reiten kann der Vf. den Damen „nicht sehr wohl“ empfehlen; mehr das Schaukeln im Freyen, an einem Orte, wo kein Luftzug ist, und nie dem Winde entgegen. 5) *Schlaf*. 6) *Seele* — Warnung an „gelehrt seyn wollende“ Damen. — 7) *Geschlechtsverrichtung*. Schädlichkeit des festen Zuschnürens der Kniebänder in der Schwangerschaft. — S. 255. *Besondere Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der Schönheit verschiedener Theile des weiblichen Körpers*. a) *Die Haut*. — Warnung vor kaltem Abwaschen des Körpers, besonders am Morgen; genaue Vorschriften wegen des nützlichen Gebrauches lauer Bäder. Empfehlung des Luftbades, nach vorhergegangenem Waschen und Trocknen des „gänzlichen“ Körpers, im Freyen, in einem ganz weiten und luftigen, über dem Busen schliessenden, mousselinen Gewande. — 3) *Das Gesicht*. Hier einige Recepte von kosmetischen Mitteln (so wie in der Folge Recepte für die Zähne und zur Beförderung des Haarwuchses); auch einige gegen Hautausschläge u. s. w., welche Rec. den Damen doch nicht ohne Einschränkung allein überlassen möchte, als weisse Nieswurzel mit Kornbrandewein digerirt, und Sublimatauflösung.

Ks.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Frankfurt a. M.*, b. Simon: *Abhandlung von der Hasenscharte nebst einem Vorschlage, solche nach einer neuen Methode zu heilen*, von *Franz Joseph Rieg*, ausübendem Wundarzte in Mainz. Mit einer Kupfertafel. 1803. 144 S. 8. (12 Gr.) Auf mehr als 100 Seiten handelt der Vf. von dem Wundmachen der Lippenränder, Festhalten derselben, von den verschiedenen Nadeln, Vereinigungsbinden u. dgl. m., was man in jedem guten chirurgischen Handbuche findet, und was jedem denkenden Wundarzt (für welchen doch eigentlich vorliegendes Werk, da es einen Vorschlag zur Prüfung enthält, geschrieben ist) schon bekannt seyn muss. Vorzüglich benutzt hat der Vf. *Sabatiers*, *Richter*, *Bell*, und ausser diesen noch *Mursinna*, *Heister*, *Louis* und *Platner*. Neue und eigene Bemerkungen darf der Leser nicht suchen. S. 55. 56 beschreibt er die *Eckholdt*'schen Nadeln, und tadelt das beschwerliche Abschrauben der Knöpfchen u. s. w. Bey den neuesten Nadeln zur Hasenscharte von Dr. *Eckholdt* fällt diese scheinbare Unbequemlichkeit ganz weg; denn das aus feinem Golde bestehende Mittelstück steckt locker in der troicarförmigen Spitze und dem breiten Kopf, und beide sind leicht abzunehmen; Rec. findet sie daher äusserst bequem. Was der Vf. über das Ausreissen der Nadeln überhaupt, und über den heftigen, nachtheiligen Reiz, welchen dieselben in der Wunde selbst verursachen sollen, so wie über die üble Bildung der Narbe durch die Nadeln, sagt, findet Rec. in der Regel nicht durch die Erfahrung bestätigt; denn alles kommt hier (Nebenumstände ausgenommen, deren nachtheilige Folgen auch Hn. *Riegs* Methode nicht verhindert) auf das richtige Verfahren des Operateurs an. S. 98 steht die Geschichte einer Hasenscharte, welche in 11 Jahren 5 Mal ohne Erfolg operirt wurde, ob von guten Operateurs oder Stümpern, wird nicht angegeben, und beweist also nichts gegen die Nützlichkeit der Nadeln. Diese letztere Geschichte war es, welche Hn. *R.* zur Erfindung seiner vorgeschlagenen Methode, die er nur bisher an Cadavern versuchte, Anlass gab, und die er von S. 116 an beschreibt. Rec. gesteht, dass dieselbe dem Anschein nach viel empfehlendes hat, und er hebt daher das Charakteristische derselben aus. Der Apparat besteht aus einem Silberblättchen, unter die operirte Lippe zu legen, nach der Biegung des Zahnfächerbogens geformt, und von einem Mundwinkel zum anderen reichend. Zu beiden Seiten der Mitte dieses Blättchens befinden sich zwey Löcher, durch welche, so wie durch die darüber ausgespannten Lippenportionen, mit einer vom Vf. vorgeschlagenen Nadel die Fäden gestochen werden, welche über die Wunde zusammen gebunden, die vereinigten Wundränder zusammen halten. Die Vorrichtung an erwähnten Blättchen die Fäden in gehöriger Entfernung, so wie das Blättchen selbst in seiner Lage zu erhalten, ist zwar etwas subtil, doch zweckmäsig, und ist ganz genau auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet. Rec. übergeht daher die weitere genaue Beschreibung, so wie mehrere Vortheile und Eigenheiten dieser Methode, die der Vf. S. 137 ff. davon angiebt. — Die Schreibart des Vfs. ist mit unter etwas incorrect und unbestimmt, z. B. *das Einstechen und Durchziehen eines Fadens in beide Winkel (?) der Spalte* — sollte richtiger heissen: in beide Ecken der gespaltenen Oberlippe u. s. w. — *das Kind durch klingende Veränderungen (?) vom Schlafe abhalten* — *Eben der Erfolg war von der Operation im 9ten Jahr* statt von eben dem Erfolge war die Operation u. s. w. So schreibt auch der Vf. *Rabarbarasyrup*, *Cicutte*, *aconitum*, *Gehilfe*, *Valentc* st. *Valentin*, *Zittin* st. *Zittier* u. m. a. was Rec. übergeht.

— d —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MÄRZ, 1808.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Sander: *Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts.* Erster Theil. Von *Joh. Ernst Plamann*, Dr. der Philos. und Vorsteher einer Pestalozzischen Schulanstalt in Berlin. Ins Französische übersetzt [d. h. nebst einer französischen Übersetzung des Werks] von *Wilhelm Mila* 1806. 8. (ordinär Druckpap. 4 Rthlr.; engl. Druckpap. 5 Rthlr.; Schweizerpapier. 6 Rthlr.)

Mit diesem allgemeinen Titel ist eine allgemeine Vorrede über Absicht und Plan des ganzen Elementarwerks (XL S.) verbunden. Der itzt gelieferte erste Theil befasst die Anfänge der drey Bestandtheile in drey Bänden unter folgenden Titeln:

Elementarformen u. s. w. Des 1sten Theils 1ster Band. *Sprache.* Von *Plamann.* Mit französ. Text von *Mila.* 1stes Heft, *Kunstbeschreibung.* (IV u. 205 S.)

Elementarformen u. s. w. Des 1sten Theils 2ter Bd. *Erdbeschreibung* von *Joh. Friedr. Schmidt*, Lehrer an der Pest. Knabenschule in B. Mit einem Planiglobus, gez. v. *D. F. Sotzmann* und mit französ. Texte u. s. w. Erster Cursus. *Topographie.* 1stes Heft (XLV S. Anleitung u. 255 S.)

Elementarformen u. s. w. Des 1sten Theils 3ter Bd. *Naturbeschreibung* von *Plamann.* M. französ. Texte. 1stes Heft (LXXXVII S. Anl. u. 101 S.)

Da diese Titel von dem eigentlichen Inhalt dieses ersten Theils des ganzen Elementarwerks noch keine genaue Idee geben: so fügen wir hinzu, dass der angeführte 1ste Bd., als der *erste Cursus* der Kunstbeschr., nur allein *das Hausgeräth*, der 2te Bd., als der *1ste Abschnitt* der allgemeinen Topographie, nur *Wasser und Land*, und der 3te Bnd., als des 1sten Abschnitts — *der Naturbeschreibung* (äusserer Bau der Säugthiere) *1ster Cursus*, nur den *äusseren Bau des Menschen* begreift; und damit von den drey Gegenständen fürs erste so viel zusammen genommen worden, als zur Beschäftigung der Kinder von 5 bis 8 Jahren ohngefähr zweckmäfsig ist. Genauere Zeitbestimmungen des Gebrauchs werden nicht gegeben; nur dass Hr. *Pl.*, wie noch näher berührt werden soll, den Anfang der Kunstbeschreibung dem der Naturbeschreibung vorangehen lassen will, weil, nach seiner Meinung, mit den drey Gegenständen nicht zugleich angefangen werden soll. Obgleich man es dankbar hätte aufnehmen müssen, wenn der Vf., ausser den zu jedem einzelnen Gegenstande gegebenen Anleitungen in der nur zu kurzen allgemeinen Vorrede sich über die Art, wie und mit welchem Erfolge im Allgemeinen der Gebrauch dieser Materialien sich in seiner eigenen Anstalt bis dahin *gegenseitig* geordnet hat, auch in einer Übersicht des Ganzen einigermafsen mitgetheilt hätte: so besteht der Werth des Werkes doch um so mehr, auch ohne eine solche allgemeine Notiz und Anweisung, da Jeder, der in dem Falle ist von demselben praktischen Gebrauch zu machen, den näheren Gang dieses Gebrauchs durch eigene Beurtheilung besonderer Verhältnisse, nach Zahl und Art der ursprünglichen angezogenen oder nur vorgefundenen und gesammelten Lehrlinge und anderen Umständen und durch die Erfahrung selbst, wird ausfinden und bestimmen müssen, und da die durchdachteste Sammlung dieser Art immer nur Hülfsmittel zur eigenen Anwendung darbieten kann.

Ehe wir unseren Lesern einen näheren Begriff von dem Inhalte dieses Werkes zu geben suchen, bemerken wir noch, dass man sich nicht verwundern darf, in demselben auf jeder Seite die Formen von *Pestalozzi's Buche der Mütter*, wenn auch unter unausgesetzter Anwendung eigenes Nachdenkens, mit gröfster Sorgfalt fortgebildet, wieder zu finden. So gewiss Pestalozzi selbst mit diesem Buche an die ersten Anfänge geistiger Entwickelung anknüpfen wollte: so gewiss muss auch in der Idee desselben die Grundwahrheit seiner ganzen Ansicht von den Einwirkungsmitteln in Beziehung auf jene Entwickelung zu finden seyn; man mag nun über die bisherige Ausführung urtheilen wie man will. Und so gewiss es mit jener Idee keineswegeś nur auf eine einstweilige Beschäftigung der Kindheit, oder auf eine nur auf die Kindheit allein beschränkte Einwirkungsart, sondern auf eine Grundform, oder doch Grundweise für das Gewinnen, Bezeichnen und Anordnen aller menschlichen Erkenntniss hinausgeht: so gewiss muss auch später in demjenigen, was an dieselbe sich anknüpft, oder dieselbe in sich aufnimmt, nach einer natürlichen Folge, der gesammte wissenschaftliche Unterricht, wiewohl nach der Verschiedenheit der Gegenstände mehr oder weniger nach Form oder nur nach Weise, mehr oder weniger gleichartig oder analogisch, begriffen werden können. Ja, wenn man auch nach einer bedingteren Ansicht der P'schen Ideen ihre Gültigkeit nur als disciplinarisch oder geistig-diätetisch anerkennen wollte, so dass ihre Anwendung die bisherigen Methoden des absichtlichen Unterrichts eben sowohl in gewisser Weise neben sich bestehen liesse, als sie doch einmal unmöglich jede freye und gele-

gentliche Gewinnung von Erkenntnifs, wenigstens extensive oder explicite, sich unterordnen kann: so würde es doch auch dann, und wenn man dem P'sch. Ideengänge nur diese immer noch sehr bedeutende Realität einräumte, nichts weniger als gleichgültig seyn, inwiefern ausser der P'schen Behandlungsart der Zahlen- und Maass-Verhältnisse (die man ganz eigentlich, als mehr disciplinarisch ansehen kann) auch die Idee des B's. d. M., wenn nicht in der Absicht successiver Allumfassung menschlicher Erkenntnifs, doch wenigstens in Beyspielen weiter ausgebildet, und dem Zwecke einer sicheren Unterrichtsmethode angepasst würde.

Unsere Ansicht von diesem Werke wird übrigens mehr von der Art seyn, dafs der Leser in die Anfangspuncte gestellt wird, von welchen aus er die weiteren Entwickelungen oder Abweichungen selbst, so weit ihn Eifer und Neigung treiben, zu verfolgen im Stande ist. Wir halten es für eben so unrecht als unrichtig, wenn, nach vorhandenen Beyspielen, die von der Methode geleisteten, allerdings auffallenden Erfolge im geordneten Zusammenhalten der Erkenntnifsgegenstände in den, durch das ganze Verfahren für den Zögling der Methode eben so leicht als sicher, aber in lückenlosen Fortschreitungen, nach ihrer ganzen Vollhaltigkeit herbeygeführten letzten Complicationen so isolirt aufgestellt worden, dafs dem Erwachsenen, der diesen Gang noch nie genommen hat, und bey welchem es daher auch oft an der Vollhaltigkeit im Geordneten, oder an Ordnung im Vollhaltigen fehlt, allerdings dabey schwindeln möchte. Da in aller menschlichen Erkenntnifs die meisten Vorstellungen und Begriffe nicht einfach, sondern complicirt, im Vielfachen geordnet sind, und man, insofern man nicht aller reeller und geordneter Erkenntnifs entbehrt, doch einmal zu dem Vielfachen, und sodann, auch zur Ordnung im Vielfachen auf irgend eine Art gekommen seyn mufs: so verräth es gewifs sehr wenig gründliche Einsicht, wenn Manche diejenige Art, allmählich mit Bewufstseyn, und darum auch sicher zu jener geordneten Realität und Vollhaltigkeit der Erkenntnifs zu gelangen, welche gerade die Pestalozzische ist, der allgemeinen Verwerfung, gleichsam spottend, blofsstellen zu können vermeinen, wobey man in der That nur fragen kann, ob es die Vollhaltigkeit, oder die Ordnung, oder die Bezeichnung an sich, oder das Bewufstseyn und die extensive Darlegung der geistigen Operationen und Mittel in klaren Resultaten, oder alles dieses zusammen ist, was sie tadeln zu können glauben. Denn ausser diesem kommt in der Sache nichts vor, wovon die Rede seyn könnte. Wir unseres Orts können vielmehr, nach mehrjähriger Beobachtung und Erwägung, nur der Meinung seyn, dafs, wenn selbst Männer von anerkannter Einsicht in solche Irrthümer verfallen, vielleicht die Art der Anwendung (ihre Bedingung und ihr Umfangskreis) mit der Sache selbst verwechselt wird, und in jener vielleicht noch Etwas liegt, was sich der genaueren Erörterung bis dahin entzogen hat.

Was nun die Art, wie die P'schen Elementarformen in diesem Werke benutzt oder ausgebildet worden, betrifft: so erklärt der Vf. über den bereits bemerkten Anordnungspunct: dafs in dem ersten Bande, mit der Zergliederung des Hausgeräths, der Anfang der Kunstbeschreibung der von Hr. *Pestal.* selbst zum ersten oder wenigstens gleichzeitigen Gegenstande ordnungsmäfsiger Auffassung und Sprachübung gewählten Elementarzergliederung des menschlichen Körpers vorangeschickt wird; — in der, dem dritten Bande, als dem Anfange der Naturbeschreibung vorgesetzten Anleitung sich dahin: dafs ihm Kunstproducte jener Art, als mit den nächsten Bedürfnissen der Kinder in Verbindung stehend, einfacher zusammengesetzt und durch thunliches Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen ihrer natürlichen Beschäftigungsart gemäfs, zur ersten Einschlagung des Elementarweges angemessener als Naturproducte scheinen, wogegen er sodann den Stoff des B's. d. M. in der Naturbeschreibung nicht nur zu weiterer Ausbildung der Sprachkraft, sondern auch zur zweckmäfsigen Einleitung der Wissenschaft selbst benutze. Ohne diese Gründe des Vfs. unerheblich zu finden, behalten wir uns vor, denjenigen Grund für eine solche Anordnung, den wir für überwiegend ansehen, an seinem Orte bemerklich zu machen. In der Zergliederung des Hausgeräths kommen nun übrigens, als die gebräuchlichsten Arten und nach den gebräuchlichsten Einrichtungen derselben, folgende vor: Tische (die fünf gebräuchlicheren, der gewöhnliche Tisch, der Klaptisch u. s. w.), Kommode, Eckschrank, Schreibschrank, Tafelstuhl, Divanstuhl, Sopha, Spiegel, Kleiderschrank, Bettgestell, Nachttisch. Der Vf. bedient sich in seiner Lehranstalt nicht der Gegenstände selbst im Grofsen, sondern ihrer Modelle nach solchem Masse, dafs die Kinder selbst, sie in den Händen haltend, das Geräth mit Leichtigkeit demonstriren, und ähnliches derselben Art überschauend vergleichen können. Von der Behandlungsart wird derjenige, der mit dem B. d. M. nicht ganz unbekannt ist, sich leicht einen Begriff machen, und voraussehen, dafs in der ersten Übung (Folge der Theile) z. B. der gewöhnliche Tisch, zergliedert wird nach Tischblatt, Tischfufs, Zerge; an dieser aber wieder unterschieden, aufgefasst und bemerkt wird: das rechte Zergenstück, die rechte Laufleiste, das l. Zst., die l. Laufl., die obere Querleiste, die Schublade, nach Vorderstück (Knopf oder Ring), Hinterst., Seitenst., Boden, untere Querleiste, hinteres Zergenst. Dafs in dieser Auffassung auch die letzten und kleinsten Theile der Zusammensetzung, z. B. die Stifte in den Gewinden der Bänder des Klaptisches, nicht unbemerkt gelassen werden, versteht sich. So wie übrigens bey den folgenden Arten der Tische diejenigen Theile, welche sie mit den ersten gemein haben, zur Raumersparung im Buche (indessen sie in der Auffassung selbst den Zöglingen freylich nicht erspart werden können), weggelassen sind: so können wir überhaupt dem Vf. das Zeug-

nifs geben; dafs er durch folche Verweifungen, durch verkürzte Bearbeitung in den hinreichend belehrenden Anleitungen, oder sonst auf thunliche Art alle zweckdienliche Ökonomie für den Druck in so weit benutzt hat, dass feine Abficht, nicht blofs im Allgemeinen eine Anweifung zur Ausarbeitung folcher Formen, fondern das Material derfelben felbft ausgearbeitet zu liefern, nicht auf der anderen Seite verfehlt wurde. Dafs übrigens diefer erften Übung, worin es zuvörderft ganz ausfchliefslich auf die bewufste Auffaffung aller Einzelnheiten an fichtbaren Theilen nach ihrer realen Folge ankommt, nicht die logifche, (welche zufammenfaffend die Theile einander fubordinirt, und auf Conftituirung des Gesammtganzen in feinen Theilen, mittelft Componirung des Theilganzen, hinwirkt, daher aber dem Auffaffen der Einzelnheiten nicht beförderlich feyn kann,) vor der Zeit untergefchoben worden, — diefe Hinficht ift es, welche wir für die vorgedachte Voranfchickung des Hausgeräths um defswillen entfcheidend halten, weil dem Zöglinge, fo früh man auch diefe Elementarformen immer bey ihm anwende, fein eigener Körper doch fchon in der Subordinirung und Zufammenfaffung der Theile, logifch geordnet, vorfteht, und man der wirklichen, mit gehöriger Aufmerkfamkeit verbundenen Auffaffung der in folcher vorläufigen Componirung freylich keinesweges vollftändig enthaltenen und begriffenen Einzelnheiten an dem fo geläufig gewordenen Gegenftande fich fchwerlich mehr vergewiffern kann, und es wenigstens vorzuziehen ift, dafs der Zögling zuerft an Gegenftänden, welche ohnerachtet ihrer Nähe in dem Umgebungskreifs doch in Theilen, und in Theile geordnet, demfelben gewöhnlich nicht im Voraus und beyläufig bekannt geworden find, in das genaue Geleife der Methode eingeleitet werde, worauf ihn fodann der erweckte eigene Trieb zu vollftändiger reeller Erkenntnifs auch zur genaueren Auffaffung folcher Gegenftände, mit welchen er fchon länger im Ganzen vertraut gewefen, zurückführen wird. — Wir können übrigens nicht anders als fehr billigen, und durch eigene Erfahrung beftätigen, dafs der Vf. das Gefchäft der Subordinirung der Theile, als feine zweyte Übung, dem der Lageauffaffung, die bey P. der Gegenftand der zweyten Übung ift, bey jeder Art des Stoffes, auf welchen diefe Formen angewendet werden, vorangehen läfst, indem zwifchen der blofs realen Aufeinanderfolge der Theile und der Lagebefchreibung in fo fern in der That eine Lücke ift, dafs die Theilganzen, deren Lage (und nicht blofs die Lage der Einzelnheiten in dem Theilganzen) doch zugleich und vorzüglich befchrieben werden foll, noch nicht componirt worden, welche Lücke bey dem menfchlichen Körper fich nun gerade durch den vorbemerkten Umftand, dafs die Theilganzen in Rückficht deffelben fich fchon im Voraus unbewufst zufammengefetzt haben, der Bemerkung entzieht; in welcher Art jedoch ganz gegen Geift und Abficht der Methode ein mangelhaftes Thun in demjenigen, was man gerade treibt und unter der Hand hat, auch in diefe zweyte Übung hinein fortgefetzt wird. Was hingegen den Stoff der zweyten Übung bey unferem Vf. betrifft: fo ift fie bey ihm: „Unterordnung der Theile" überfchrieben, beffer vielleicht, wenn einmal das fremde Wort Subordinirung vermieden werden foll: Unter-Einordnung, um auch in der Überfchrift, mit Verbannung der Idee einer todten Tabelle, das reale Handeln und Schaffen, auf welches es hier, wie überall, im Gebrauch der Methode ankommt, wenn nicht nach dem Gebrauche, doch nach dem Geifte der Sprache fchärfer auszudrücken. Diefe Unterordnung gewinnt bey dem Vf. nun auf den erften Anblick fogleich eine beftimmtere, mehr ausgebildete Geftalt, als bey P. Nach diefem würde es hier etwa heifsen: das Blatt ift ein Theil des Tifches; die Schublade ift ein Theil des Fufses; das Vorderftück, die Seitenftücke u. f. w. find Theile der Schublade; der Knopf ift ein Theil des Vorderftücks. Bey diefer gemeinfchaftlichen Beziehungsart der verfchiedenen Stufen der Unterordnung würde fich mit der überall fehlenden Beziehung auf das Gefammtganze auch die mehrere oder mindere *Vermittlung* diefer Beziehung durch zwifchenliegende Theilganze, und damit auch die Überficht des Gefammtganzen an jeder Stelle der Operation verdunkeln oder verlieren, wenn fie nicht bey jedem neuen Theile des Theils durch die extenfive Wiederholung aller vorigen Zufammenhangsbeziehungen vom Gefammtganzen herunter in der Art, wie folches die dritte Übung im B. d. M. zeigt, einigermafsen, jedoch fehr unvollkommen und zu gedehnt für die Zufammenhaltung und Überfchauung, erhalten würde. Dagegen fucht nun unfer Vf. denfelben Zweck ficherer, vollftändiger und auf kürzere Weife dadurch zu erreichen, dafs er für die mehr oder weniger vermittelten Theilbeziehungen folche *verfchiedene* Benennungen wählt, die jenes verfchiedene *Verhältnifs* der Unterordnung oder der Beziehung auf das Gefammtganze ausdrücken. Es heifst daher bey ihm: Das Blatt ift ein *Haupttheil* des Tifches; der Fufs ift ein *Haupttheil* des Tifches; die Schublade ift ein *Nebentheil* des Haupttheils; das Vorderftück, die Seitenftücke der Schublade etc., find *Grundtheile* des Nebentheils; der Knopf ift ein *Nebentheil* des Vorderftücks. Über diefe Art, die einander unterzuordnenden verfchiedenen Verhältniffe des Zufammenhangs mit dem Gefammtganzen zu bezeichnen, erklärt fich Hr. *Pl.* in der allgemeinen Vorrede diefes erften Theils, S. XXX. Die von ihm bemerkte Unbeftimmtheit der Sprache hat Statt, und weifet, wie überall, auf Mangel in der Sache, demnach hier auf den allerdings fehr gewöhnlichen Mangel vollftändiger, nach Theilganzen gehörig geordneter Vorftellung zufammengefetzter Dinge in möglicher Schärfe und Klarheit, zurück. Der Vf. hat nun fein *Urganzes* [dem wir wegen feiner Beziehung auf das Zeitliche, (nicht Räumliche) lieber das *Gefammtganze* unterfchieben] aus *Haupt- Grund- Unter- End- und Nebentheilen* zu organifiren oder zu articuliren gefucht, auch eine erfte Sonderung des Gefammtgan-

zen nach *Massen* dann noch eingeschoben, wenn (wie es in der Erdbeschreibung oft der Fall ist) die mit demselben unmittelbar zusammenhängenden Theilganzen zu vielhaltig waren, als dass sie „für Haupttheile gelten konnten" oder wie es bestimmter lauten sollte: als dass sie nicht lieber einstweilen, gleichsam mit entfernter Beziehung auf das letzte grosse Gesammtganze, weniger als Theile, denn *als Ganze* selbst, in dem Subordinirungsgeschäft hätten angenommen werden sollen, für welches dann auch durch diese Art von einstweiliger Unterdrückung einer Stufe der vollständigen Subordinirung die *Benennung* derselben für die folgende aufgespart werden konnte, so dass die gewählten Ausdrücke nun eher ausreichten und die Überschauung und Zusammenhaltung des Ganzen in seinen Theilen hiemit als durch ein Nebenmittel, nach den Umständen, erleichtert werden konnte. Wo hingegen die mit dem Gesammtganzen unmittelbar zusammenhängenden Theilganzen nicht völlig so vielhaltig waren, (in der Natur- und Kunstbeschreibung) wurden dieselben sogleich als die Haupttheile angenommen, und die wiederum mit ihnen unmittelbar zusammenhängenden Theilganze, Grundtheile genannt; sodann alle die mit diesen Grundtheilen unmittelbar zusammenhängenden Theilganze zwar, wenn sie nunmehr einfach waren, als Untertheile, im entgegengesetzten Falle aber, wo demnach noch eine neue Subordinirung nöthig war, wegen der in Rücksicht neuer zu findender Bezeichnungen durch die Sprache gesetzten Schranken, abermals als Haupttheile ihres nächsten Ganzen constituirt, welches nächste Ganze dann in ähnlicher Art, wie bey den Massen, mit einer Art einstweiliger Wegrückung des wahren Gesammtganzen, als solches angesehen wurde. Wir glauben bey diesem Puncte, den wir für die weitere Ausbildung der P'schen Elementarformen und ihre ganze Tendenz bedeutend finden, noch einen Augenblick verweilen zu dürfen, und bemerken daher, was zuvörderst die gewählten Ausdrücke betrifft, dass wir statt des Wortes Grundtheil, welches, mit Haupttheil verglichen, nichts Untergeordnetes ausdrückt, und sich eher mit diesem in gleiche Linie stellen könnte, lieber einen anderen gewählt haben würden, und der für die folgende Stufe gebrauchte Ausdruck, Untertheil, sich wenigstens eher hier sogleich anschliessen dürfte. Indessen werden die Zöglinge, (wenn auch die Wahl der Namen nichts weniger als gleichgültig ist, und gerade Kinder, bey der genauen Realität ihrer Sprachbildung, in jeder wesentlich ungemäsen Bezeichnung die Willkührlichkeit entweder durch Verwirrung empfinden oder auch klar bemerken,) diese Benennungen doch bald in der Art, als sie hier gelten sollen, gebrauchen lernen. So wie wir daher dieses und anderes Detail einer weiteren Ausbildung des Gegenstandes anheimstellen, und das auch hierunter von dem Vf. *zuerst* Versuchte dankbar erkennen, wollen wir auch (um dieses beyläufig hier abzuthun,) mit demselben bey der überall hervorgehenden Gründlichkeit seiner praktischen Regeln, und bey der in diesem Werke gegebenen Vollständigkeit der Mittel und Materialien selbst, über Mängel und Unbestimmtheiten in den hinzugefügten Erörterungen, da sie überdem nur im Ausdruck liegen, um so weniger rechten, da auch diese dem Werke zugegebenen Vorreden und Anleitungen Jedem, der selbst bey geringer früherer Sachkenntniss nur einige Lernlust zu der Beschäftigung bringt, einen bedeutenden Vorrath nützlicher Bemerkungen und Vorschriften verständlich genug darbieten. Was die in Frage stehende Subordinirung betrifft, so würde mehr die Sache selbst als die Benennungen die Erwägung angehen: ob mit jener Einschiebung der Massen und dem Gebrauche der Theile von Grundtheilen als neuer Haupttheile, oder als Haupttheile zweyter Ordnung, so wie auch gewissermasen mit den ausserdem vorkommenden Nebentheilen, nicht die äusserste Strenge des Subordinirungsgeschäfts unterbrochen, und zum Nachtheil des Hauptzwecks darin zu viel nachgegeben werde. Wir wollen aber diese und andere Auskunftsmittel, durch welche vielleicht nur temporär die erste Einleitung der Methode in diesem Puncte erleichtert wird, eben so wenig tadeln, als wir überhaupt von der Unerschütterlichkeit der *Plamann*'schen Hauptideen und Hauptendenzen, ihrem Geiste und Wesen nach, vollkommen überzeugt, die Modificationen ihrer Anwendung oder Ausbildung noch nirgends für fertig und abgeschlossen halten, und gerade darüber Männer von solcher Erfahrung und Urtheil, wie Hr. *Pl.* im ausgezeichneten Grade ist, willig zu hören fortfahren. Wir eilen daher von dieser, alle drey Gegenstände dieses Elementarwerks angehenden, allgemeinen Erörterung zu dem ersten der Kunstbeschreibung zurückzukommen, und wollen unser oben angefangenes Beyspiel der gewählten Art und Bezeichnung der Subordinirung an den Theilen des gewöhnlichen Tisches folgendermasen ergänzen:

Die Zergenstücke sind Grundtheile des Haupttheils.
Das rechte Zstück ist e. Grundtheil des Haupttheils.
Die rechte Laufleiste ist ein Nebentheil des Grundtheils.
Das linke Zst. ist e. Grundth. des Haupttheils.
D. l. Laufl. ist ein Nebenth. des Grundtheils.
Das hintere Zergst. ist ein Grundtheil des Haupttheils.
Die Beine sind Grundtheile des Haupttheils.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Wien*, in d. Camesinaisch. Buchh.: *Erklärung verschiedener merkwürdiger Gegenstände aus der Landwirthschaft und Naturgeschichte.* Ein Lesebuch für die Jugend. Mit einem Kupfer. 1804. (VIII) u. 154 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Obgleich *Blumenbach*, *Camper* und andere berühmte Naturforscher, ja selbst englische und französische Schriften einigemal citirt werden: so kommen doch in dieser höchst mittelmäsigen Schrift, die eigentlich ein Commentar zu dem, 1802 in demselben Verlage erschienenen, *neuesten Bilderbuche* seyn soll, Behauptungen vor, von deren Unrichtigkeit man sich durch einen Blick in jede gute Naturgeschichte überzeugen kann. So wird S. 138 eine Mantelkrähe aufgeführt, die darum so heissen soll, weil sie *gleichsam* einen grauen Mantel um sich hat. Nicht doch! Sie heisst die Mandelkrähe, weil man sie häufig auf den Getreidemandeln sitzen sieht.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 MÄRZ, 1808.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Sander: *Elementarformen des Sprach- und wissenschaftlichen Unterrichts.* Von *Joh. Ernst Plamann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Gegenstand der dritten Übung wird nun bey Hn. *Plamann* die Lage der Theile, wobey in der vorliegenden Kunstbeschreibung zugleich das Wesentliche über ihre Verbindung technologisch bemerkt wird, z. B. bey dem gewöhnlichen Tisch: das Tischblatt liegt auf der Zerge und den Beinen, und ist entweder darauf angeleimt, oder vermittelst hölzerner Nägel an den Seitenzergen befestigt.

Die 4te Übung, die, wie bey *Pest.* selbst, das Vielfache [besser: das Ein - oder Mehrmalige] aufsucht und zusammenfasst, erhält bey Hn. *Plamann* durch die genauere Subordinirung in der zweyten Uebung gleichfalls mehr Bestimmtheit, auch darin eine andere Anordnung, dass es nicht, wie nach der Analogie des B's. d. M., heisst: Der gewöhnliche Tisch hat Ein Blatt und Einen Fuss; der Fuss hat Ein Zergen-Vorderstück und Ein Zergen-Hinterstück u. s. w., so dass erst alles Einmalige, dann alles Zweymalige u. s. w. aufgezählt wird; sondern: „der gew. T. hat 2 Haupttheile; der Fuss hat 7 Grundtheile und 1 Nebentheil; die Schublade hat 4 Grundtheile und einen Nebentheil; die beiden Seitenstücke der Zerge haben 2 Nebentheile; die beiden Vorderbeine haben 2 Nebentheile. Auch diese Veränderung halten wir dem Geiste des Ganzen in der Rücksicht gemäss, dass dadurch die Hauptsache, das Zusammenfassen der Theile zu Constituirung des Gegenstandes, auch wieder die Hauptsache oder das Principale wird, wogegen im B'e. d. M. das, was eigentlich, und demnach auch bey Hn. *Pl.* nur ein Accessorium ist: die Verschiedenheit des Ein - oder Mehrmaligen, als der ganze Stoff der Übung erscheint, so dass dieselbe nur eine Übung im Zählen wird, die, in dieser Gestalt, eigentlich hieher nicht gehört, und den Gegenstand zerlegt, ohne ihn wieder zusammenzusetzen.

5te Übung. Materielle Beschaffenheit und Gestalt der Theile. Z. B. bey des Vf's. gew. Tische: „Sämmtliche Theile, der Knopf der Schublade ausgenommen, sind von Holz. Das Blatt ist viereckig; die Seiten sind zweykantig; vorn und hinten länger als die Nebenseiten; die Oberfläche ist braun gebeizt.“ In dieser Art wird nun zuerst die Auffassung der Theile und ihrer Beschaffenheiten für die Reihe von Tischen §. 1 gegeben. Da aber bey dieser Gattung des Hausgeräthes die in Verbindung gebrachte Reihe auch zu einer Vergleichung der Arten nach Verschiedenheit der Theile und ihrer Beschaffenheit Gelegenheit gab: so ist diese in §. 2 hinzugefügt. Dabey wird nun zuerst der Inhalt der 1sten 2ten und 4ten Übung verbunden, indem mit dem gew. Tisch verglichen wird der Klapptisch in folgender Fragweise: Zum ersten Haupttheile kommen hinzu, wie viel und welche Nebentheile? Antw. Zwey Klappen. Dann ferner mit demselben gew. Tische verglichen der Zugtisch, Nähtisch, Säulentisch u. s. w., so dass zuletzt sowohl die allgemeine Frage geschehen kann: durch wie viel und welche Theile sich z. B. der Zugtisch vom Klapptisch unterscheidet? als überhaupt die, durch einen solchen Verein der Übungen erhaltene Vergleichung zu eigener Abstraction des Wesentlichen an dieser Art des Hausgeräths, also des Begriffes: Tisch führt, indem bey der Vergleichung des Säulentisches mit dem gewöhnlichen Tische die Bemerkung, dass derselbe nur die zwey Haupttheile mit ihm gemein hat, — durch die fernere Frage: „Wozu dient der Fuss? das Blatt?“ die Antwort der letzten Frage: „Der Tisch ist also was für ein Stubengeräth?“ unmittelbar dahin zielt: „Der T. ist ein Stubengeräth, das einen Fuss hat, der ein Blatt trägt, worauf man etwas hinlegen, stellen, oder woran man arbeiten kann.“ — In ähnlicher Art geschieht auch noch die Vergleichung am Stoffe der 5ten Übung in Fragen dieser Art: Hat der erste Haupttheil von sämmtlichen Tischen die gleiche Form? Worin weicht sie ab? u. s. w.

Man sieht leicht, wie mit dieser Auffassung und Vergleichung der bestimmteste und klareste Inhalt für die Beschreibung (§. 3) gegeben ist, die nun durch Zusammenfassung der in den verschiedenen Übungen getrennten Merkmale im Gefolge der Haupt- und Grund-Theile in der Art erhalten wird, dass der Lehrer durch zweckmässige Fragen zuerst die Verbindung des Inhalts der 4ten, 2ten und 1sten Übung herbeyführt, und sodann die in der 3ten und 5ten Übung vorgekommenen Merkmale anknüpfen lässt, wobey dann auch auf Abrundung und Correctheit der Periode durch Einführung der relativen Verbindung statt der demonstrativen u. s. w. gesehen wird.

Wer mit dem eigentlichen Object und Zweck dieser Übungen noch nicht ganz vertraut ist, wird vielleicht nach dem Verhältnisse derselben zum Technologischen fragen. Obgleich nun freylich derjeni-

ge Lehrer, welchem selbst es darin an Kenntniss mangelte, Blössen zu geben Gefahr laufen würde: so erfodert doch der vorliegende Zweck eine gedachte und scharfe Sonderung, wenn der hieher gehörige ächte Stoff nicht unter einem Halbwerk fremder Art sich verlieren soll, so dass, mit doppeltem Nachtheil, die vorliegende Sache verwirrt würde, und auch das Untergeschobene unvollkommen geschähe, indem das eigentlich Technologische, die Bereitung und Bearbeitung der Materialien und die Mechanik der Zusammensetzung, natürlich eine ganz andere Basis erfodert, die hier, wo schlechterdings nur das Bemerken und Bezeichnen der äusserlich sichtbaren Theile der Gegenstände der Gegenstand ist, nicht gegeben werden kann. Wenn daher auch in der Lagebeschreibung das von der Verbindungsart der Theile kürzlich Bemerkte nicht umgangen werden darf, so würde es doch vielleicht schon zu Überschreitung der hier fein zu nehmenden Linie führen, wenn Hr. *Pl.* es in einer beyläufigen Äusserung dem Lehrer ganz allgemein überlässt: „Das Nöthige von der technischen Bearbeitung der Materialien beyläufig mitzunehmen;" — ohne jene wesentliche Cautel hinzuzufügen. Übrigens brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen, dass wir der, durch die Beschäftigung mit Gegenständen dieser Art natürlich erregten Wissbegier, auch nach jener Seite hin, ihre Befriedigung zu rechter Zeit und vielleicht auch zu gleicher Zeit, nur in anderen Lectionen, keineswegs entziehen wollen.

Was die beiden übrigen Bestandtheile des Werkes, die im 3ten und 2ten Theile enthaltenen Anfänge der Erd- und Natur-Beschreibung betrifft: so wollen wir, wegen des näheren Zusammenhanges in der Art und Behandlung der Gegenstände, den letzteren vorangehen lassen. Dass der N. B. der äussere Bau des menschlichen Körpers an die Spitze gestellt worden, ist schon oben bemerkt. Dass auf solche Weise aber dieser Anfang bey dem Vf. als Grundlegung zur Wissenschaft überhaupt und zunächst zur Naturbeschreibung der Säugthiere benutzt werden sollte (in welcher Beziehung die Zergliederung des menschlichen Leibes von *Pest.* noch nicht so bestimmt gefasst worden), machte in dem vorliegenden Werke, ausser den schon bemerkten, für diese Elementarformen überhaupt geltenden allgemeinen und methodischen Modificirungen noch andere nöthig, mit welchen der Vf. den Gegenstand bereichert hat. Auf die Zergliederung, wie sie hier gegeben ist, will der Vf. übrigens eine tägliche Stunde eines halben Jahres zu dem Zwecke verwandt wissen, dass damit erst mit Zuverlässigkeit ein allgemeiner Typus beygebracht wird, und bey dem Übergange zu anderen Thierkörpern nur noch Stoff geliefert zu werden braucht. Die Strenge, womit er in der 1sten Übung blos die Aufeinanderfolge der Theile aufgefasst haben will, so wie die mehrere Bestimmtheit, die er in den Gegenstand seiner 2ten Übung, die Subordinirung, zu bringen sucht, ist bereits erörtert. Was die letztere betrifft: so werden hier nur Haupttheile, als Theilganze im unmittelbaren Verhältniss zum Gesammtganzen: Kopf, Hals u. s. w.; Grundtheile, als Theilganze zu Haupttheilen: Scheitel, Angesicht u. s. w.; Haupttheile des Grundtheils, als vielhaltige Theilganze zu Grundtheilen: die Augen; Grundtheile des Haupttheils vom Grundtheile: Augenlieder, Augäpfel; (Wegen Wiedergebrauchs derselben Benennungen wird bey der Uebung selbst auf dasjenige Ganze, auf welches sie sich zunächst beziehen, gezeigt.) Vordertheile von Grundth. der Hauptth. des Grundtheils: Augensterne. Ausserdem treten immer noch, wo es nöthig, die Bestimmungen: Nebentheil, Endtheil bey jeder Gattung von Theilganzen, erstere für [in Rücksicht der Constituirung des äusseren Baues] nicht wesentlich nothwendige Theile, z. B. für die Augenwimpern; letztere z. B. für die Knöchel, Kniee u. s. w. ein. — Auch in der dritten Übung der Lagebeschreibung kommen neue und bestimmtere Bezeichnungsarten vor, über welche der Vf. sich in der Anleitung zum Gebrauch dieses Theiles (S. XLIV—L) erklärt hat, z. B. vorn - rechts - seitwärts - oberhalb liegen die rechte Hälfte der Stirn, das rechte Auge; vorn in der Mittelrichtung zwischen rechts - seitwärts und links - seitwärts: Nase, Mund, Kinn. Ferner: Bestimmungen nach innerhalb, ausserhalb u. s. w. — Auch die 4te Übung, das Vielfache (Ein - oder Mehrmalige) der Theile wird nun nach der bereits bemerkten modificirten Weise behandelt. — Sodann die 5te Uebung, in zwey Abschnitten: 1) Form der Theile, nach einer Reihe wohlgewählter Bestimmungen (S. LXII ff.) z. B. liegend gewölbt: die Scheitel; stehend gewölbt: Hinterhaupt, Stirn, Brust; flachgehöhlt: Herzgrube, Handfläche. — 2) Farbe, Bedeckung, fühlbare und zur willkührlichen Bewegung nothwendige Eigenschaften, z. B. beweglich — biegsam, ausdehnbar, elastisch, — behaart, haarig — weich, knorplich — dünn - platt u. s. w. — Endlich wird von den aus diesen fünf Übungen zusammenzusetzenden Beschreibungen des menschlichen Körpers (S. LXVI ff.) unter der allgemeinen Anweisung, dass man dabey von dem Vielfachen, der Unterordnung und Aufeinanderfolge der Theile, d. i. vom Inhalte der 4ten, 2ten und 1sten Üb. zur Lage und Form, nach der 3ten und 5ten Übung, übergehen solle; — das Beyspiel einer völlig ausgeführten Beschreibung, mit Überlassung anderer Versuche nach Ordnung und Ausdruck oder Abkürzung, gegeben.

Der im 2ten Bande enthaltene Anfang der Erdbeschreibung ist von demselben Hn. *J. F. Schmidt* verfasst, dessen Schrift: *Pestalozzi's Grössenlehre als Fundament der Arithmetik und Geometrie betrachtet*, Halle 1805 bereits No. 265 Jahrg. 1806 mit verdientem Beyfalle angezeigt ist, und der nun hier als 1sten Abschnitt des 1sten Pensums (Allgemeine Topographie) Wasser und Land nach den P.schen Formen bearbeitet hat. Für die voranzuschickenden Begriffe von Erdbeschreibung, Gestalt der Erde u. s. w., so wie von Horizont, Himmelsgegenden u. s. w. wird auf Gaspari's ersten Cursus verwiesen. Die Definitionen

von Insel, Halbinsel, desgleichen von Meerbusen, Bay u. s. w. werden aus der auf den Planigloben genommenen Anschauung, nach Fragen, selbstthätig gebildet, und für die Anwendung der vorerwähnten Begriffe, insbesondere aber für die Geläufigmachung der Himmelsgegenden, wird in angemessenen Vorübungen gesorgt. In der Aufeinanderfolge der Theile (N. 1) wird Wasser and Land nach den gewöhnlichen geographischen Unterscheidungen und Benennungen aufgefasst, mit welchen auf den Planigloben die nach der Subordinirung verschiedentlich gewählten Zahlen oder Buchstaben in Verbindung stehen. — Die Unterordnung (N. 2) unterscheidet dieselben Theile nach: Hauptmassen, z. B. westliches Weltmeer; Haupttheil (des westl. Weltmeers) Nord-Ocean; Grundtheil (des Nord-Oceans) Nordmeer; Untertheil (des Nordmeers) Nordsee; Nebentheil (der Nordsee) Kattegat; Endtheil (des Kattegats) Sund. Am Ende dieser Übung ist der Zögling nun freylich im Stande, die Frage: „der Sund ist was für ein Theil des gesammten Wassers?" folgendermaßen rückgehend zu beantworten: der Sund ist ein Endtheil eines Nebentheils von einem Untertheile eines Grundtheils in einem Haupttheile einer Hauptmasse des gesammten Wassers. Das ist aber nicht etwa ein mühsam errungenes Gedächtnisswerk; sondern auf die weiter erfolgende Frage: „Woher weisst du das?" erfolgt auch mit grösster Leichtigkeit, im Bewusstseyn der Anschauung die Antwort: der Sund ist ein Endtheil des Kattegats. Der Kattegat ist ein Nebentheil der Nordsee u. s. w.; folglich ist der Sund ein Endtheil" u. s. w. Und wir unseres Orts erklären uns aus vorbemerkten Gründen nicht gleich Anderen befremdet, sondern erfreut, dass Kinder von 7—8 Jahren, durch einen natürlichen, ihnen selbst sehr angenehmen Entwickelungsgang dahin gebracht werden können, dergleichen vielfach zusammengesetzte Bestimmungen durch hinreichende Fixirung ihrer Gedanken ohne Verwirrung und Schranken anzuordnen, und zu einem Ganzen zu vollenden. In der 3 N. — Lage der Theile — hat nun zwar der Vf. in vier verschiedenen Pensen die sich zunächst ergebenden verschiedenen Beziehungen auf das nächste Ganze, auf ganze Umgebung etc. selbst ausgeführt, zugleich aber in der Anweisung (S. XXXVI ff.) noch Proben der vielen anderen gedenkbaren Verbindungen gegeben. Bey solchen Gelegenheiten kann man diejenigen, welche durch unreife Ansichten und nicht gegründete Behauptungen den Gegnern der Methode zu scheinbaren Angriffen Anlass geben, darauf aufmerksam machen, wie die Freunde und Bearbeiter derselben gar wohl wissen und finden, dass, wenn man auch Vieles (und zwar nach einem gleichen sicheren und unverworrenen Gange) an dergleichen zusammengesetzten Gegenständen *explicite* aufzufassen sucht, doch an denselben *alles* Explicirbare wirklich *in extenso* zu expliciren, oft ganz unmöglich ist, auch in Etwas dieser Art und überhaupt in Allem, was man äusserlich vor sich legen und äusserlich haben kann, der wahre letzte Zweck und Werth der Methode gar nicht bestehen, sondern nur in der Art und Kraft das nach Umständen und Nothdurft zu Explicirende zu expliciren, wenn und wie man es braucht. — In der 4 N. geschieht nun auch hier die Auffassung nach dem Ein- oder Mehrmaligen im Geiste der Methode. An der Stelle der 5 N. werden S. XI der Anweisung von den aus den Wahrnehmungen der sämmtlichen vorangehenden Übungen zusammenzusetzenden Beschreibungen reichlich belehrende, völlig ausgeführte Beyspiele an der Insel der alten Welt, Halbinsel Europa, und dem brittischen Reiche, auch ausserdem noch eine Idee zu methodischer Entwerfung von Reisen gegeben; und in solchen endlich erhaltenen, gewiss sehr anziehenden Resultaten dürfte zuletzt noch wohl Mancher befriedigt werden, der bey einzelnen Stellen des methodischen Ganges den Kopf schüttelte. Ja, wenn man im Allgemeinen vorläufig damit einverstanden ist, dass Verhältnissbestimmungen dieser Art, die zu den mathematischen Abstractionen gehören, das Wesen des ersten geographischen Unterrichts sind, und dabey weder von mehr philosophischen Arten der Abstrahirung, als den Gesichtskreis vor der Zeit zu sehr erweiternd, ausgegangen (wir glauben doch an frühe Foderungen dieser Art im kindlichen Geiste) noch, so lange es an der Einfassung d. i. an der Grundlage der Formbestimmungen fehlt, ein Material von Gestaltbildung der Theile durch Gebirge, Flüsse u. s. w. eingetragen werden könne (woran wir allerdings gleichfalls zweifeln): so wird man etwas Consequenteres und dem Geiste der Methode Gemässeres, als hier geleistet worden, nicht ausmitteln können. Da es übrigens hiebey nur auf ein (an sich freylich nicht unbedeutendes) Vor oder Nach ankommt, und eine solche genaue Ausbildung der Lage- und Verhältniss-Bestimmungen, als hier geliefert wird, für eine vollständige Ansicht der Erdoberfläche und ihrer Theile bis in ein gewisses Detail, niemals entbehrt werden kann, auch schon mit dem bisherigen geographischen Unterricht gerade vorzüglich gesucht worden ist: so dürfte dieser geographische Theil des Werkes auch für solche sein unleugbares Verdienst behalten, die sich mit der Methode überhaupt und mit anderen Bestandtheilen und Gegenständen derselben noch nicht ganz befreunden können.

Was uns betrifft, so wird es kaum nöthig seyn, dass wir, nach allen bisher schon gemachten Andeutungen noch ein letztes Wort über Dieses und Anderes, und die P'sche Sache überhaupt hinzufügen. *Idee und Geist des Ganzen* haben für uns unerschütterlichen Bestand; und wir sehen die Erziehung und den Unterricht, nach ihrem bisherigen Zustande, so an, dass derselbe nicht abräth, sondern dringt, die Versuche in der Realisirung jener Idee und jenes Geistes beharrlich fortzusetzen. Hn. P's. Arbeiten halten wir für sehr schätzbare Beyträge zu diesen Versuchen. Was von ihm oder anderen äusserlich *in extenso* vorliegt, nehmen wir einstweilen als Beyspiele oder Materialien dankbar an; und stellen

das darin enthaltene Nothwendige, und Unabänderliche oder nicht zu Umgehende noch zu weiterer Untersuchung und Erprobung als eine Frage auf, die für den Fortgang des Unterrichtswesens von gröfster Wichtigkeit ist. Einer allein oder Wenige werden es nicht vollenden. Wir wünschen Hn. P. mehrere, ihm ähnliche Nachfolger, die zugleich zur praktischen und theoretischen Mitarbeit sich geschickt zeigen. — Die hinzugefügte französische Übersetzung scheint uns Schwung des Sprachgeistes mit Sachkenntniss zu verbinden. Der Preis des Werks hätte billiger gestellt werden sollen. Ml.

KLEINE SCHRIFTEN.

Homiletik. *Heilbronn*, b. Rausche: *Drey Reden über wichtige Gegenstände unserer Tage* von *Robert Herberth*, der Philos. Dr., salzburgisch- (*sic*) geistlicher (m) Rath, d. Z. Primissär zu Oedheim. 22. 28 u. 31 S. 8. (brosch. 6 Gr.) Eigentlich sind diess drey einzeln gedruckte Predigten, deren jede auch ihr eigenes Titelblatt hat, welche, wie es scheint, der Vf. oder Verleger durch den vorgeklebten allgemeinen Titel in ein gröfseres Publicum bringen wollte. Unseres Bedünkens hätte das Publicum ausserhalb Oedheim nichts verloren, wenn diess auch nicht geschehen wäre. Denn es fehlt dem Vf., um gelinde zu reden, noch vieles, um ein guter Kanzelredner, wenigstens ein solcher zu seyn, der ausserhalb seines Wohnorts mit Interesse gelesen zu werden hoffen darf. Er denkt in einigen Stücken zwar heller, wie viele andere geistliche Redner unter seinen Glaubensgenossen: allein man merkt ihm doch beständig sein einsames Leben in dem ehemaligen Reichsstifte Schönthal an, und man vermisst in seinen Vorträgen sehr oft Bestimmtheit, Richtigkeit der Begriffe, Ordnung und Nachdruck, und besonders die Kunst, bekannten Dingen durch die Einkleidung einen Reiz der Neuheit zu geben. Auch ist die Sprache keineswegs so rein, wie man es von einem guten Redner, der nicht blofs gehört, sondern auch gelesen werden will, fodern muss. Hier die Beweise:

Die *erste* Predigt, oder *populäre Rede*, wie es auf dem Titel derselben heisst, ist am Geburtsfest Sr. Kön. Maj. von Würtemberg, den 6 Nov. 1806 über den vorgeschriebenen Text Pf. 27, 8. 9 gehalten. Es fehlt ihr durchaus an Einheit und Ordnung, und sie hat unter den drey Predigten den geringsten Gehalt. *Vertraue auf Gott, liebe den König*, sind die beiden Hauptsätze, die der Vf. ausführen will. Abgerechnet aber, dass der letzte Satz gar nicht im Texte liegt, und der Vf. S. 15 nur durch einen gewaltigen Sprung dahin kommt, so ist das über beide Gesagte nur sehr dürftig. Der Text hätte ganz anders behandelt werden können, ohne dass die Popularität darunter gelitten hätte.

Die *zweyte* Predigt (*Abhandlung* heisst sie auf dem Titel,) ist eine den 19 März 1797 zur (zu einer) Zeit, wo der Revolutionsgeist fast allgemein herrschte, zu Mannheim über *den christlichen Patriotismus* mit Beyfall angehörte, aufgenommene und zum Druck beförderte Rede, erscheint hier aber, für die jetzigen Zeiten passend, mit nöthigen Veränderungen; doch wurde das Wesentliche beybehalten. Der Vf. setzt den *christlichen Patriotismus* 1) in *weisen Religionseifer*, und 2) in *thätige Vaterlandsliebe*. (Logisch richtig wird der Vf. diese Eintheilung doch nicht nennen wollen?) Seinen Religionseifer zeigt der Christ durch solche Handlungen 1) die religiöse Gesinnungen ausdrücken, und 2) die das Gemüth erbauen, oder an Gott und Religion (ist das dem Vf. zweyerley?) erinnern. Zu den ersten rechnet er Religionsbekenntniss, und drückt sich darüber S. 11 so aus: „So wie es eine bejahende Pflicht ist, seine Religion in jedem Falle, wo es die Ehre Gottes und die Pflicht der Wahrheit (Wahrhaftigkeit) fodert, mit Standhaftigkeit, ohne Rücksicht auf Belohnung oder Nachtheil zu bekennen; so ist es auch eine verneinende Pflicht, (??) Gott und seine Religion nie zu verleugnen. Diese Verleugnung ist *jederzeit fehlerhaft, öfters unverzeihlich*, sie mag nun etc." (Was also *jederzeit* fehlerhaft ist, kann doch *zuweilen* verzeihlich seyn? Wie versteht der Vf. das? Ist das reine Moral? Oder dachte er sich unter *unverzeihlich* das, was man in seiner Kirche *Todsünden* nennt, und wollte sagen: Religionsverleugnung ist jederzeit sündlich, aber nicht immer eine Todsünde? Gehört denn aber diese Eintheilung der Sünden in Todsünden und solche, die es nicht sind, auch zu demjenigen, was, wie es in der Vorrede etwas sonderbar heisst, „im hellen Lichte der Wahrheit keine Runzeln bekommt?") Man drückt auch seine religiösen Gesinnungen aus durch eine bescheidene Bemühung, anderen Religion mitzutheilen, indem man ihnen (unter anderen) „auch durch sein untadelhaftes Beyspiel zeigt, welchen starken Einfluss die Christuslehre auf die Denkungs- und Handlungs-Art habe, welche mächtige Triebfedern zur Tugend, welche kräftige Mittel zur Besserung, welche Gründe zur Herzensberuhigung man (hört! hört!) *in dem friedlichen Schoofse unserer wohlthätigen Mutter der — Religion* (Kirche?) *finde*." — Die verschiedenen Glieder des Staats, die ein jeder in seiner Sphäre thätig seyn, und für das Beste des Vaterlandes arbeiten sollen, sind S. 23 ff. so classificirt: der Fürst, der Lehrer, der Schriftsteller, der Arzt, der Kaufmann, der Handwerksmann, der Ackersmann, der Hausvater, der Soldat. Der Arzt ist, nach S. 24, besorgt, „die ihm anvertrauten Glieder des Staats bey einer dauerhaften Gesundheit zu erhalten, oder die *verlornen* (also Glieder des Staats) so viel ihm möglich ist, wieder herzustellen." Wahrlich, ein schweres Geschäft! Aber vermuthlich schrieb der Vf. die *verlorne* (nämlich Gesundheit) und der spafshafte Setzer fügte nur das n am Ende hinzu, und liess so den Vf. eine Lächerlichkeit sagen. — Dass der Vf. in dem ersten Theile dieser Abhandlung oder Predigt, auch nicht Ein Wort darüber gesagt hat, in welchem genauen Verhältniss Religion, mithin auch der weise Religionseifer mit dem allgemeinen Wohl steht, ist ein wesentlicher Mangel derselben, und zeigt, dass er sich seines Gegenstandes nicht gehörig bemächtigt hatte.

Die *dritte* Predigt am Dyonisiusfeste (so schreibt der Vf.) über 1 Kor. 14, 20 hat die Frage zum Gegenstande: *Warum und wodurch soll sich der Christ immer mehr aufklären?* Die kurze Vorrede derselben schmeckt etwas sehr nach Eitelkeit und Prahlerey, soll uns aber nicht abhalten, auch über diese Rede unser freymüthiges Urtheil zu sagen. Der Anfang derselben: „Die heutige Feyer erinnert uns an das abgöttische *Gallien*, welches der heil. Dyonisius (Dionysius) mit seinen getreuen *Gesellen!* von der dicken Finsterniss des Unglaubens, von den eisernen Fesseln des Aberglaubens befreyt, und es mit glücklichem Erfolge zur heilsamen Lehre Jesu geführt hat. Diese Feyer erinnert uns auch zugleich, Dyonisius (Dionysius) als unseren *Kirchenpatron* auf eine würdige Art zu verehren" — versprach uns nicht viel; wir fanden aber, besonders über die *erste* Frage: *Warum* soll sich der Christ immer mehr aufklären? mehr Gutes gesagt, als wir erwarteten. Überhaupt hat uns diese Rede am besten gefallen, und sie würde, selbst gelesen, einigen Effect thun, wenn der Vf. die Sprache mehr in seiner Gewalt hätte, und sich das, was er sagen will, immer klar genug dächte. Es würde dann auch mehr Ordnung in seiner Gedankenreihe seyn. Wenn der Vf. zu den zweckmäfsigsten Mitteln zur Beförderung der Aufklärung, *emsige Beywohnung des öffentlichen Unterrichts* zählt: so scheint er uns von dem öffentlichen Unterricht in katholischen Ländern einen vortheilhafteren Begriff zu haben, als man gemeiniglich davon hat. Ja, wenn es allgemein richtig wäre, was S. 25 von dem öffentlichen Volksunterrichte gesagt wird, dass darin alle Religionswahrheiten und Standespflichten *nach dem Geiste der Lehre Jesu* erklärt werden: dann möchte er auch in katholischen Ländern zu den zweckmäfsigsten Aufklärungsmitteln gehören. Aber — —! Es zeigt wiederum sehr eingeschränkte Begriffe an, wenn der Vf. aufser dem Volksunterricht nur noch blofs *das Bücherlesen* als Aufklärungsmittel kennt, und wir zweifeln um so mehr, dass seine Zuhörer durch dieses Mittel es weit in der Aufklärung bringen werden, da der Hr. geistliche Rath ihnen die Religionsschriften, die unter dem Titel: reines, vernünftiges, thätiges Christenthum, herauskommen, verdächtig macht, und selbst nur *das Noth- und Hülfsbüchlein* gelesen haben will, das ein weiser Bischof approbirt hat.

Ausdrücke und Redensarten wie: *Zotten*, *bissig*, *erreichen* f. *ereignen*, *vertrauungsvoll*, *weifs du* f. *weisst du*, *gegen Missbräuche schänden* f. *Missbräuche tadeln* u. dgl. mehr, muss sich der Vf. auch abgewöhnen, wenn er für einen guten Schriftsteller gelten will.

Evp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 MÄRZ, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Martini: *Neue Vesta.* Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. Herausgegeben von *Fr. Bouterwek.* I Band, 1803. 316 S. — II B. 1803. 356 S. — III B. 1804. 255 S. — IV B. 1804. 265 S. — V B. 1805. 260 S. — VI B. 1805. 257 S. — VII B. 1806. 274 S. — VIII B. 1806. 256 S. 8. (Alle 8 Bände 8 Thlr. 8 Gr.)

Der Herausg. strebt seinem Zweck, freundlicher Belehrung und Unterhaltung am häuslichen Heerde, wacker nach, und meistens wird dieser Zweck erreicht. Man muss sich den, um den Heerd versammelten Kreis natürlich gemischt denken, aus Männern und Jünglingen, Frauen und Jungfrauen; nach den ernsten Geschäften, die ihren ganzen Geist, ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, sind sie hier traulich versammelt, und suchen Erholung. Es würde Unrecht seyn, tiefsinnige Forschungen zu erwarten, oder Ausstellungen vollendeter Kunstwerke. Etwas Leichtes, Angenehmes, flüchtig Reizendes, um die Stunden auf eine nützliche und erfreuende Weise hinzubringen: das ist es, was man hier suchen muss, und wie wir hinzusetzen können — auch meistens findet. Der Mann von Geist und Bildung wird Einiges überschlagen; die Frauen werden seltener Langeweile haben; etwas völlig Geistloses aber findet man nicht leicht, wenn man etwa ein paar kleine sogenannte Gedichte ausnimmt. Hr. B. hat einige, für eine Schrift dieser Art, recht gute und treffliche Mitarbeiter; er selbst ist bekanntlich ein Mann von Geschmack. Da er hier nicht als eigentlicher Philosoph erscheinen will: so hat er auch weniger Veranlassung, auf das Gespenst der neuesten Philosophie hinzuweisen, um den Leuten zu zeigen, wie der Schneemann vor den Strahlen seiner Vernunft zerrinnen muss. Dennoch beweiset er auch hier am häuslichen Heerde, dass er seinen Beruf, nach Kräften zur Aufrechthaltung des gesunden Verstandes, des nüchternen Philosophirens, des guten Geschmacks mitzuwirken, tief fühle; Er läfst keine Gelegenheit vorbeygehen, den allerneuesten philosophisch - ästhetischen Schwärmern, die Alles zu verderben und zu verwirren suchen, wenigstens im Vorbeygehen oder verstohlen ein paar Papierschnitzel an den Kopf zu werfen; ja, es ist zuweilen spasshaft, wie er die Gelegenheit sucht. Wenn die Herren so viel Notiz von Hn. B. nähmen, als Hr. B. von ihnen: so müsste der Kampf gefährlich werden; aber es scheint, als ob sie von allen den Streichen, die Hr. B. ihnen versetzt, höchstens einen leichten Kitzel fühlten.

Wir wollen von den einzelnen Gaben, welche dieser neuen *Vesta* gebracht werden, oder die sie uns bringt, die vorzüglichsten nennen. Den *ersten* Band eröffnet der Herausg. mit einer Erklärung des *Mythus von der Vesta*, die am Eingange der neuen Sammlung kleiner Schriften unter dem Namen der Vesta gewiss nicht unschicklich steht, aber den Leser doch eben nicht sehr gewinnt. Hr. B. nennt *Mythen* — *Religionssagen*, und sieht in „diesen merkwürdigen Resten aus der Jugendzeit der menschlichen Vernunft *Symbole des gesunden Verstandes* (!) *der Griechen.*" Er meint, „wenn man auch nur *die Philosophie des Lebens* —, die der griechische Volks*verstand* (nachher scheint der *Glaube* etwas Ähnliches zu thun,) in ihnen niedergelegt habe, richtig schätzen wolle": so müsse man eine entscheidende Epoche in der Geschichte der Mythen nicht übersehen. Anfangs nämlich sey die Religion *kosmogonisch* gewesen, und nachher *ästhetisch-praktisch* geworden; und mit diesem letzten fange erst eigentlich die griechische Religion an. Nach dieser könne die Vesta nicht wohl etwas anderes seyn, als *die Göttin des häuslichen Glücks*. Manches Bekannte über die Verehrung der Vesta in Griechenland und Rom wird beygebracht, und einige Bemerkungen darüber gemacht. Darauf theilt er uns eine Übersetzung mit von *Cervantes El Juez de los divorcios* (das Ehescheidungstribunal, ist der deutsche Titel). Es ist ein komisches Zwischenspiel, und wird deutschen Lesern, die mit der spanischen Sitte, zwischen den Acten grosser Dramen solche Spiele aufzuführen, unbekannt sind, nicht unwillkommen seyn. Das Stück ist äusserst einfach und ärmlich; aber es enthält eine gute Moral. Hr. B. hat eine Nachschrift angehängt *über Zwischenspiele und Ehescheidung*, die man gern lieset. — Den *weiblichen Portraits*, die uns drittens gezeichnet werden, gehen einige gute Bemerkungen voraus über den Charakter des Weibes; aber die Portraits selbst, „die ohne Phantasie und Übereilung nach der Natur gewissenhaft gezeichnet sind, wie es der Begriff eines Portraits im prosaischen Styl mit sich bringt," wissen die Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. — Die *vermischten Gedichte* kommen in diesem Bande, wie selten in den übrigen, nicht über das Mittelmässige hinaus: Einige hätten recht gut ungedruckt bleiben können. Die Hexameter und die Distichen sind völlig unerträglich; ihre Verfasser wissen vom Versbau nichts. Einer der rüstigsten Dichter in dieser Sammlung ist Hr. G. F. *Nöldecke*, dessen Musen mit denen in der Mark einige Verwandtschaft haben,

der aber in diesem Theil die heil. Sänger des Morgenlandes in einer Ode besingt. Bey den vier Sonnetten von dem verstorbenen *Aug. Winkelmann* hat Rec. sich über die Liberalität des Herausgebers gefreuet, der einem — *neuesten Philosophen* mit *Sonnetten* den Zugang verstattet. — Ein Herr *F. M.* bringt *über den Genuss und die Verwendung der Zeit im Frühling des Lebens* bekannte Wahrheiten in Erinnerung. — Die *Ideen, Notizen und Documente zu einer Geschichte der romantischen Liebe* vom Herausgeber sind, wiewohl nur aphoristisch, nicht uninteressant. Sie werden im *vierten* Bande fortgesetzt. — *Aug. Mahlmanns* Erzählung: *Unschuld und Verdorbenheit*, die im zweyten Bande beendigt wird, ist ganz gewöhnlich, langweilig, nur für rüstige Romanenleser vielleicht einigermassen schmackhaft. Rec. rechnet es ihr zum Hauptverdienst an, dass sie gerade abbricht und kurz und gut aufhört, wo man fürchtet, sie werde erst recht die Breite zu gewinnen suchen. — Es versteht sich von selbst, dass man in der Darstellung von *R. Hommel: Schicksalswechsel oder die Grösse und der Fall des burgundischen Hauses*, hier, (um wieder mit Hn. *B.* zu reden), am häuslichen Heerde keine unbekannten Dinge erwarten, so wie man an die Darstellung selbst nicht den höchsten Masstab historischer Kunstwerke legen darf; in dem gemischten Kreise wird sie nicht ohne Vergnügen vernommen werden. —

Im *zweyten* Bande giebt Hr. *B.* zuerst eine Erklärung des *Mythus von der Liebe, Eros und Aphrodite.* Sie hat mit der Erklärung des Mythus von der Vesta alle Eigenschaften gemein. Da viel darüber gesagt werden müsste, oder nichts: so sehen wir uns hier gezwungen, das Letzte zu wählen. — Den *Liedern nach dem Cimbrischen* von einem Ungenannten, ist eine Einleitung vom Herausgeber vorausgeschickt, in welcher dieser, nachdem er die *schreyenden* neuen Ästhetiker wacker entfernt hat, *zweyerley* Art von Poesie annimmt; eine *durchaus natürliche* und eine *bürgerliche.* Die hier mitgetheilte *Naturpoesie* sollen Lieder von alten welschen Barden seyn, die aus den bekannten Büchern von *Evan Evans* und *Jones* genommen sind. „Der Geist *Ossian's*, sagt Hr. *B.*, schwebt doch nur über einem Theile der cimbirschen Lieder, vielleicht eben deswegen, weil sie *ächter* sind als die von *Macpherson* bekannt gemachten Gedichte *Ossian's*.“ Die Leser der Vesta werden die Gabe gern empfangen, wiewohl Rec. nicht begreift, „wie die Originale nach englischen Übersetzungen errathen werden“ konnten. Es werden auch einige neuere Liedchen jenes *Walis* (*Penilions*) mitgetheilt. Wir geben eins:

Schmerzen muss der Mensch ertragen,
Wähl er drum der Liebe Schmerzen.
Eines Todes muss er sterben.
Wähl' er sich den schönsten Tod.

Lebensphilosophie in Sermonen, nebst einer Erinnerung an die Lebensphilosophie und die Sermonen eines grosen Dichters und Weltmanns (Horazens nämlich) vom *Herausgeber. Horazische* Sermonen erhalten wir freylich nicht, aber doch solche, die man mit Lust liefet; sie sind nicht einmal in solchen Hexametern, wie jene, sondern in gar keinen; und geben mit angenehmer Leichtigkeit bedeutende Wahrheiten. — In den *Spiegel der Eitelkeit*, den ein Ungenannter uns vorhält, hat Rec. freylich geguckt, kann ihn aber nicht sehr empfehlen. — Die beiden Erzählungen von *Friedrich Rochlitz: Das Jawort*, vereinigen Popularität und höheren Geist auf eine feine, treffliche Weise.

Der *dritte* Band zeigt zuerst wieder Hn. *B.* mit *dem Mythus von den Grazien.* Darauf folgen *Elegieen* des *Camoens*, vor welchem eine biographische Vorerinnerung an den Dichter der Lusiade hergeht, die Rec. mit Vergnügen gelesen hat, und die gewiss vielen Lesern willkommen seyn wird. Ein so anhaltend widerwärtiges Geschick, wie den trefflichen *Camoens* verfolgte, hat wohl nicht leicht ein anderer Dichter erfahren. Die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen scheinen ihre Nachkommen dadurch wieder gut machen zu wollen, dass sie ihn *den Grossen* nennen, und ihm, der im Hospital gestorben seyn soll, ein Monument errichtet haben. — Drey Elegieen sind übersetzt; aber die romantischen Terzinen haben den Distichen (die wir antik nennen würden, wenn sie besser wären,) weichen müssen. Am häuslichen Heerde, meint Hr. *B.*, sey so etwas leicht zu entschuldigen; Rec. will nicht entscheiden; aber gewiss ist, dass *Camoens* in diesen Elegieen nicht geblieben ist, der er ist, wiewohl auch sie noch den grossen Dichter offenbaren. Der Herausgeber hat eine Nachschrift angehängt *über Poesie und Schwärmerey.* — Die *Familiengruppen* sind von dem Vf. der weiblichen Porträts, und wie sehr er auch die Wahrheit der Zeichnung verbürgen mag, gerade wie diese. — *Die neue Turandot*, aus *Langermanns* Pulte von *Friedrich Laun*, unterhält die Gesellschaft wohl einmal ein halbes Stündchen, wenn sie nichts besseres zu thun hat. — Nach einigen Gedichten folgen drey *Paramythieen* von *Gl̈ndorf*, und *Sinnsprüche* nach alten Autoren, die gut sind, und in einer besseren Form noch besser seyn würden. — Seltsam sind die *sibyllinischen Blätter*, auch noch in anderer Rücksicht, als des Titels. Sie sollen, einem zweyten Titel zufolge, „*Fragmente zur Charakteristik* (wessen?). — *der Menschheit* (!)“ seyn. Ein Prophet des 19 Jahrhunderts nämlich, muss, wie der Vf. meint, *aus Gründen* die künftigen Schicksale der Menschheit prophezeyhen, und diese Gründe können *nicht wohl* (!) etwas anderes seyn, als solche Fragmente. Diessmal hat die alte Sibylle nur 4 Blätter aus ihrer Höhle gelangt. Auf dem ersten, überschrieben: *der Mensch und die Menschheit*, erfahren wir, dass die Menschheit noch gar keinen Charakter habe, aber auf dem Wege sey, einen zu bekommen. Jene grosse Wahrheit wird auf diese Weise entdeckt: „die menschliche Gattung besteht aus Gesellschaften. Je nachdem nun die Gesellschaften anders aufeinander wirken, nimmt auch das Ganze einen anderen Charakter an. Daraus folgt *unwidersprechlich*, dass der gemeinsame Charakter der Menschheit

noch gar nicht entdeckt werden kann, weil er noch gar nicht existirt. Erst müssen *alle* Nationen der Erde mit *allen* in Verkehr treten — dann erst existirt eine Menschheit als eine moralische Einheit." Welch' einen Begriff die Sibyllen doch von der Menschheit haben! Die Bemerkungen der drey folgenden Blätter sind von der Art, dass die gute Alte sich ihretwegen nicht aus ihrer Höhle hätte bemühen dürfen. — In den *Pfändern der Liebe* hat uns *Rochlitz* mit einer trefflichen *Novelle* beschenkt, für welche ihm alle Leser von Gefühl danken werden.

Den *vierten* Band fängt Hr. B. mit einer Abhandlung *über den Freund und die Freunde* an, nach *Plato* und *Aristoteles*, einem Räsonnement über die Ansichten der Freundschaft von diesen beiden Philosophen. — Dann folgen *Spanische Blüthen*; Spanische Sonnette werden uns hier (wie es scheint, auch ziemlich frey in Rücksicht des Sinnes) in Distichen gegeben: jedes Sonnet trägt fünf Distichen aus. Wir haben schon einmal angeführt, mit welchen Gründen der Herausg. die Nachbildung in einer anderen Versart zu entschuldigen sucht. Wenn es überhaupt möglich ist, die Übertragung eines Gedichts in moderner Form in ein antikes Versmass zu entschuldigen (welches Rec. bezweifelt): so dürfte das Distichon noch am schicklichsten seyn für die Sonnetform. — Der dritte Aufsatz lehrt *die Kunst, zu Hause zubleiben*, wie ein anderer Schriftsteller bekanntlich *die Kunst spazieren zu gehen* gelehrt hat. — Das *komische Mährchen vom Tode*, von dem Vf. der weiblichen Porträts, ist, wenn auch nicht sehr komisch, doch unterhaltend genug. Es hat eine satyrische Tendenz, und geht also von dem Grundsatz aus, dass man lachend die Wahrheit sagen solle. — Hr. *August Mahlmann*, der von *Hebels Allemannischen Gedichten* mächtig ergriffen wurde, und überzeugt ist, dass der fast erstorbene Sinn für das Einfache und Heilige der Dichtkunst, *wenn* er in unserer Zeit noch wieder erweckt werden könne, nur durch *solche* Gedichte erweckt werden möge, liefert hier eine Übersetzung von einigen dieser Gedichte. Sollte der *Sinn* so erstorben seyn für die Dichtkunst? Wodurch mag sich das beweisen? etwa durch die Thätigkeit, mit welcher wir die Poesieen aller Zeiten und Länder in unsere Sprache zu übertragen suchen? oder wodurch? Arm ist unsere Zeit an poetischen Producten, sehr arm: aber nicht an Sinn; die Schöpferkraft scheint zu altern; nicht die Empfänglichkeit; und von einer solchen Zeit, wie die unsrige, dürfen wir keine grossen Dichter erwarten. Aber wir haben zu grosse Dichter gehabt; und sind mit den grössten Dichtern des Alterthums und fremder Länder zu bekannt, als dass das Mittelmässige mit Enthusiasmus aufgenommen werden könnte, von anderen nämlich als der ungebildeten Menge. *Hebels* Gedichte sind unstreitig zum Theil vortrefflich; aber darum soll man sie in der Sprache lesen, die ihnen eigenthümlich ist. Es liegt zu viel in ihr, als dass sie übertragen werden könnten. Und welche kleine Mühe, sie zu verstehen! und wie belohnend! Unsere Übersetzungslust hat keine Grenzen; wer mag doch der Trägheit immer zur Seite stehen, um mit einem weichen Polster aufzuwarten, damit sie nur fortschlummere! Rec. kann nicht loben, und kann es nicht für „sehr verdienstlich" halten, was Hr. *Mahlmann* hier gethan hat. Auch findet er die allemannischen Gedichte in dieser Verhochdeutschung nicht wieder. — Wenn die Abhandlung des Hn. D. *Christian Ernst Weisse: über die Einführung der Galanterie in dem Mittelalter*, die schon, der Hauptsache nach, früher gedruckt gewesen ist, auch den Ursprung der Galanterie nicht gerade *erklärt*, so enthält sie doch manche weniger bekannte Nachricht und gute Gedanken, und ist gewiss den Lesern der Vesta willkommen.

Im *fünften* Bande beschenkt uns Hr. *Rochlitz* mit *Blättern aus dem Tagebuche eines Hypochondristen*, die freylich an Thümmels Aufenthalt in Nismes erinnern, die aber dadurch nicht aufhören, zu unterhalten. — Unter den *Gedichten* zeichnet sich *der Fluch des Vaters* von *Conz* aus. Hr. *Nöldeke* giebt *„den Göttertrank"* des Kaffee im Grünen, und theilt mitleidig aus. Die *Sinnsprüche* sind wieder nach alten Autoren. — Dann folgen *Briefe über die Schwärmerey*, in welchen gegen diese *„enthusiastische Selbsttäuschung"* gestritten wird aus Enthusiasmus für Vernunft und Wahrheit." Vielleicht sind sie vom Herausg. selbst. — *Der Troubadour, oder die feyerliche Sitzung des Gerichtshofes der Liebe.* Eine Dichtung, zum Theil nach dem Provenzalischen (nach *Fabre d'Olivet's Troubadour*). Eine artige Dichtung. Ein alter Troubadour, durch Geisterbanners Macht wieder ins Leben zurück gezwungen, lässt einen frohen Maytag *seiner* Zeit vor sich übergehen, um sich zu trösten „in dieser rauh- barbar'schen Wirklichkeit."

Der *sechste* Band bringt zuerst (zum Theil rechttreffende) Gedanken eines *Einsiedlers über die Freuden der Geselligkeit*. — Dann kommt die *Sibylle*, welche im *dritten* Bande da war, und bringt noch drey *Blätter*, mit der Ankündigung, es seyen die letzten. Die ganze Menschheit wird also, gewiss sehr fragmentarisch, auf 7 Blättern charakterisirt. Das fünfte hat zur Überschrift: *die Sitten.* Ihr letzter Gedanke ist, „dass es wohl seyn könne, dass *die Menschheit* wieder *kindisch* würde, gerade jetzt, da sie das männliche Alter erreicht zu haben sich einbildet." Rec. fürchtet, dass die gute Alte schon ist, was die Menschheit, nach ihrer Vermuthung, werden wird. — Das sechste Blatt macht über *die Stände* einige artige Bemerkungen; aber *die Kunst* fährt übel auf dem siebenten. — Unter den *Gedichten* sind diessmal ein paar recht niedliche. — Die *Züge aus dem Leben des Johann von Castro* sind aus der portugiesischen Lebensbeschreibung desselben von *Jacinto Freira de Andrada.* Dieser *Johann von Castro*, ein grosser Charakter, eine ungewöhnliche Erscheinung, wird immer in der Darstellung das grösste Interesse erregen; den meisten Lesern der Vesta dürfte er um so angenehmer gewesen seyn, da sie vielleicht von diesem merkwürdigen Manne hier zuerst gehört haben. Der Herausg., von welchem dieser Auszug wahrscheinlich ist, verdient dafür Dank. — Angenehm unterhaltend ist die Erzählung: *Missver-*

ständnisse von *Rochlitz*. Sie ist im Geiste der dramatischen Intriguenstücke. — *Die Liebe auf dem Lande*. Eine komische Erzählung von *A. Mahlmann*. Die Erzählung ist mehr platt als komisch; der Verfasser mag herzlich gelacht haben; Recens. hat nicht ein einziges Mal lachen können, und auch keinen feinen Witz gefunden; er ist aber an einen alten Bekannten, der ihm seit einer Reihe von Jahren aus den Augen gekommen war, erinnert, an *Müllern* in Itzehoe, an dessen Weise diese Erzählung wenigstens anstreift, nicht nur im Herrn *Magister Quoniam*, sondern auch sonst. Die Erzählung wird abgebrochen, wo sie recht interessant zu werden verspricht. Im siebenten Bande wird, durch eine eigene Nachricht, die Fortsetzung im achten verheissen; aber der achte Band hat sie nicht.

Der *siebente* Band beginnt mit einer Art philosophischen Gesprächs, überschrieben: *der neue Salomo, oder ists auch der Mühe werth?* Der Satz: es sey Alles eitel, den ein seltsamer Mann, über welchen geredet wird, geltend macht, wird untersucht. — Dann folgen drey *Episteln*, nach dem Spanischen des *Diego de Mendoza*. In der Vorerinnerung fertigt Hr. *B.* die *Kunstmenschen* unserer Zeit mit gebührender Schnöde ab, und bringt alsdann einige Gedanken über die Epistel vor. Diese Nachbildungen sind in fünffüsigen ungereimten Versen. Wenn auch Mendoza kein Horaz gewesen, so find seine Episteln doch gewiss interessant. — In dem Briefe über *die guten Eigenschaften* werden der Freundin recht gute Gedanken gegen das Vorurtheil gesagt, nach welchem man gewöhnlich das Wesen des Menschen, den Grund und Boden seines Charakters zu übersehen pflegt, wegen einzelner guter Eigenschaften. — Wer *Marmontels* Memoiren gelesen hat, der wird vermuthen, dass des Herausgebers Aufsatz: *die französischen Frauen*, in welchem er sein Urtheil durch die weiblichen Charaktere beym Marmontel zu rechtfertigen sucht, nicht ohne Interesse seyn kann; und er hat Recht. Der Aufsatz wird im folgenden Bande fortgesetzt. — Die Erzählung: *Mathilde*, von *K. L. M. Müller*, zeichnet sich eben nicht aus vor den gewöhnlichen Romanen.

Der schöne Gärtner, ein Mährchen, unterhält im *achten* Bande, wie ein Mährchen in 1001 Nacht; es ist von *Rochlitz*. — Des *Geburtstages*, von *Seume*, erwähnen wir desswegen, weil es ein Bruchstück aus einem grösseren Gedichte, *Asträa*, ist, das drey Theile haben soll. Der erste ist fertig, aber „weiss der Himmel, wenn Verhältnisse und Stimmung Hn. *Seume* erlauben werden, fortzufahren." Welche Hexameter er macht, beweise folgender; — Kinder strömen herzu, dem Alten zu gratuliren —
Eine hoffnungsvolle liebenswürdige Menge.

Die Erbschaft wird vom Vf. selbst *eine Alltagsgeschichte* genannt. *Natur und Intrigue*, von *Theodora*, ist eine recht rührende Erzählung. Dann folgen zwey Briefe an eine junge Freundin, *das Gefühl und die Grundsätze* überschrieben; und eine Erzählung, *Lazetta*, von *K. L. M. Müller*, macht den Beschluss. H. J.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Über die öffentliche Erziehung der Kinder aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen und ihrer möglichen Vereinigung mit der gemeinbürgerlichen*. Von *Kaspar Friedrich Lossius*, Diac. an der Predigerkirche zu Erfurt. 1806. 32 S. 8. (4 Gr.) Diese paar Bogen sind eine Vorlesung, die der Vf. im Nov. 1805 in der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt gehalten hat, und verdienten, ohngeachtet ihres mehr localen Interesses, doch eine allgemeinere Bekanntmachung. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das besonders in Deutschland überall anerkannte Bedürfniss einer besseren Bildung der Jugend, über die Pflicht des Staats für öffentliche Anstalten dazu möglichst zu sorgen, und nach einer kurzen Übersicht der Verdienste, welche sich in dieser Rücksicht der Rath zu Erfurt vor und nach der Reformation um diese Stadt erworben, kommt der Vf. auf die Mängel der dortigen Trivialschulen in ihrer *gegenwärtigen* Verfassung, und auf den Wunsch des Publicums, eine öffentliche Lehranstalt für Kinder aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen zu erhalten. Er äussert die Bedenklichkeit, dass durch die Errichtung einer solchen Anstalt, wenn man nicht zugleich die Bürgerschulen verbessere, *diese* ganz in Verfall gerathen würden, indem alsdann die Honoratioren ihre Kinder aus diesen herausnehmen und in jene schicken würden, schildert die Nachtheile, die daraus für die Jugend beider Stände hervorgehen würden, und thut Vorschläge zu einer Vereinigung der Bürgerschule mit der höheren zu errichtenden Bildungsanstalt, wobey er sich jedoch insbes. auf Mädchenschulen beschränkt. Diese sollen nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet werden, so dass die Töchter aller Classen der Bürger darin die nöthigen Elementarkenntnisse erlangen können. Die Töchter derjenigen Honoratioren, die den Unterricht derselben nicht selbst oder durch eigene Hauslehrer besorgen, sollen darin bis zu ihrem 10ten Jahre unterrichtet, und dann, jedoch erst nach vorgängiger Prüfung, in die höhere Bildungsanstalt aufgenommen werden. Die Vorschläge selbst, die der Vf. thut, sind zweckmässig und Rec. wünscht, dass ihre Ausführung in der Vaterstadt desselben nicht verhindert werde. L—r.

Rothenburg ob der Tauber, auf Kosten des Vfs. und in Comm. b. Class: *Entwurf einer Dorfschule*. Von einem katholischen Schulmanne in Schwaben. 1804. 64 S. 8. (6 Gr.) Oberflächliche, schon unzählige Male gemachte allgemeine Bemerkungen über Lehrgegenstände, Schulzeit, Schulaufsicht, Methodik und Disciplin. Nur das ist originell, dass nach S. 51 am Ende jeder Schulzeit ein Kind im Namen Aller dem Schulmeiste für den empfangenen Unterricht dankt. Z—d.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Offenbach*, b. Brede: *Sonntags-Zeitung*. Ein nützliches und lehrreiches Unterhaltungsblatt für Jedermann. 1807. 8. (4 Thlr.) Niemand wird aus diesem unbestimmten Titel errathen können, was für Nachrichten und Belehrungen in dieser Zeitung zu suchen sind. Der Umfang des Nützlichen und Lehrreichen ist so unermesslich gross, dass, wenn dasselbe der Gegenstand der Unterhaltung werden soll, man eigentlich nicht weiss, wovon die Rede seyn wird. Auch durch den Zusatz: für „Jedermann", scheint der Herausg. nichts weiter berücksichtiget zu haben, als eine Auffoderung, dass Jedermann diese Zeitung kaufe. Denn die Aufsätze selbst werden schwerlich für Jedermann unterhaltend seyn. Sie liefern theils politische Neuigkeiten über Krieg und Frieden, theils betreffen sie andere Gegenstände, die nicht Jedermanns Sache sind. Der kleine Aufsatz: Patriotische Ideen für Deutschland", ist zweymal vorhanden, S. 7 und S. 62. Er verdient nicht Einmal eine Stelle. Rec. sieht auch nicht ein, wie dieses Allerley zu der Benennung *Sonntags-Zeitung* kömmt. Soll Einmal ein Tag in der Woche dieser Zeitung den Namen geben, so könnte sie eben so gut Montags- oder Sonnabends-Zeitung heissen.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Ohne Druckort: *Blicke auf zukünftige Begebenheiten, aber keine Prophezeihungen,* geschrieben im April 1801, zum Theil erfüllt im Juni 1806. Von dem Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems. 1806. 164 S. 8. (16 Gr.)

2) Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet,* von dem Verf. d. Geistes d. neuern Kriegssystems und des Feldzugs von 1800. I Th. LXXVI u. 280 S. II Th. XL u. 160 S. 1806. 8. broschirt. (2 Thlr. 12 gr.)

In dem langen Zwischenraume zwischen dem siebenjährigen und dem französischen Revolutionskriege, hatten fast alle europäischen Heere die Taktik Friedrichs II nachgeahmt, und es war beynahe zum militärischen Glaubensartikel geworden, dass die Kunst der Evolutionen hauptsächlich jene denkwürdigen Feldzüge entschieden habe. Die Werke über den Krieg gingen von dieser Idee aus. Ohne die Grundlage des Systems selbst einer strengen Prüfung zu unterwerfen, strebten sie nur ihm die höchste Vollkommenheit zu geben; ohne die Begriffe scharf genug zu trennen, lehrten sie mehr Castrametation als eigentliche Strategie, und bemühten sich, auch die Taktik auf wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen. Sie betrachteten den Einzelnen bloss als Theil der Maschine, und in der Fertigkeit, diese auf einem gegebenen Raume, in möglichst grosser Masse und stets gehaltener Ordnung, schnell nach allen Seiten bewegen zu können, glaubten sie die Lösung der schwersten Probleme der Kriegskunst zu finden. Der erste, der in Deutschland diesem, seit einem halben Jahrhundert mühsam aufgeführten, Gebäude den Untergang vorhersagte, war der Verfasser der *Betrachtungen über die Kriegskunst.* Er deckte die Mängel der Taktik der Linien und Evolutionen auf, und zeigte, dass die *Kunst der Schlachten* nicht als Wissenschaft gelehrt werden könne; *Bülow* aber bewies durch Vernunftgründe, was *Carnot* durch die Ausübung bewährt hatte, dass die *Kunst der Feldzüge* alle mathematischen Berechnungen der gelehrtesten Taktiker unfehlbar vereiteln müsse.

Unter seinen zahlreichen Werken zeichnet sich das Erste der hier anzuzeigenden nicht nur durch die Bündigkeit der Untersuchungen, durch die Klarheit, welche es über die Gegenstände im Grossen wie im Einzelnen verbreitet, durch die Richtigkeit der Combinationen und der darauf gestützten, jetzt zum Theil bereits eingetroffenen Voraussagungen, sondern auch durch eine dem Vf. sonst nicht gewöhnliche Mässigung im Vortrage aus. Der Inhalt von beiden ist theils rein militärisch, theils militärisch-politisch, und die Resultate, welche darin begründet werden, lassen sich auf folgende Hauptpuncte zurückbringen: dass die Organisation der deutschen Heere eben so fehlerhaft, als ihre Taktik unzweckmässig sey; dass, mit diesen so eingerichteten und geübten Heeren, und bey den unrichtigen strategischen Ansichten ihrer Anführer und der Cabinette, die deutschen Mächte den Kampf gegen Frankreich nicht bestehen können; dass die Verbindung mit England nur die Privatabsichten dieses Seestaats befördern, dabey aber die Unterjochung Deutschlands durch die Franzosen herbeyführen werde; und dass endlich Russlands Beystand dieses Schicksal abzuwenden, nicht vermöge.

No. 1. Der Vf. stellt diese Sätze nicht auf; er überlässt es den Lesern, sie aus seinem Raisonnement abzuziehen, und bey diesem geht er seinen eigenen Gang. Er setzt nämlich den, damals (im J. 1801) noch nicht wahrscheinlich nahen, Fall eines Bruches zwischen Preussen und Frankreich voraus, und untersucht nun die Schwierigkeiten, welche beide Mächte zu bekämpfen, die Grundsätze und die Operationsplane, welche sie anzunehmen haben würden, und den Erfolg, welcher sich für beide danach voraussehen liesse, um auf diese Art „die Regeln des Krieges zu versinnlichen." Als mögliche Bedingungen eines solchen Falles denkt er sich, dass entweder Preussen mit den norddeutschen Fürsten vereint, Frankreich hingegen zwar im Besitz der Kräfte des südlichen Deutschlands, jedoch fortwährend mit Österreich im Kriege begriffen sey; oder dass es bereits sich Böhmen und Österreich unterworfen habe, und nimmt dabey überall, wie er sich ausdrückt, einen militärischen *Optimismus* an, d. h. er setzt voraus, dass auf beiden Seiten sowohl die Cabinette als die Feldherren die möglichst besten Massregeln ergreifen würden, weil Fehler, bey der Anlage sowohl als bey der Ausführung, in das Reich der Zufälle, nicht aber in das Gebiet menschlicher Combinationen gehören. Nach einer Abschweifung, ob es nicht besser sey, wenn Preussen sich zum Souverain von Norddeutschland machte, und aus welchen Gründen Friedrich II dieses unterlassen habe, zeigt er, dass in beiden Fällen England Preussens rechte Flanke decken müsse, wie dieses im sieben-

jährigen Kriege durch die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig geschehen sey, ohne welche Friedrich, ungeachtet seiner Talente, zertrümmert worden wäre. Unter diesen Voraussetzungen, bey welchen der Vf. freylich die später als 1801 in Hannover und Westphalen eingetretenen Verhältnisse nicht vorhersehen konnte, meint er, würden die Streitkräfte im Anfang des Kriegs auf beiden Seiten ziemlich gleich, vielleicht gar auf der preussischen überwiegend seyn. Er geht dann zu der Entwickelung der Vortheile über, welche der Besitz von Holland den Franzosen gewährt. Sie gewinnen dadurch eine Basis, welche vom Fichtelgebirge über Ehrenbreitstein und von da bis an das Meer ganz Norddeutschland beynahe rechtwinklicht umfasst, und es ihnen möglich macht, auf jeden Punkt des in dem Winkel begriffenen Landes mit gleichem Nachdruck zu wirken. Würzburg, Frankfurt, Maynz, Ehrenbreitstein, Düsseldorf, selbst Nimwegen und Arnheim und die Vestungen im östlichen Holland, geben dieser Basis eine schwer zu durchbrechende Festigkeit, und Preussen hat dagegen nur Münster, Wesel (1801) und Cassel, die aber keine bequeme Basis bilden, weil die ersten beiden beynahe hinter einander liegen, und der weite Raum bis an die Nordsee unbedeckt bleibt, so lange Emden nicht gehörig befestigt ist. Eine nicht weniger entblösste Seite bietet der Strich zwischen der Saale und Cassel dar, und diese Stadt würde in Verbindung mit Hameln, Nienburg und Bremen doch nur die Weser vertheidigen.

So wie das südliche Deutschland durch die Schweiz flankirt ist, so würde es auch das nördliche bis an die Saale seyn, wenn die Franzosen Tyrol erobern könnten; doch ist es hauptsächlich der militärische Besitz von Holland und der Schweiz, der ihnen das entschiedene Übergewicht in Deutschland sichert. Nach einem lichtvollen Raisonnement zur Begründung dieses Satzes entwirft der Vf. nun den, Schritt vor Schritt motivirten, Operationsplan der französischen Heere, wovon hier nur die Hauptzüge angegeben werden können. Er lässt nämlich eine Colonne von Frankfurt auf Cassel, eine zweyte von Düsseldorf aus an der Lippe, und eine dritte, welche er für die wichtigste hält, aus Holland in Westphalen vorgehen, um Münster zu nehmen und sich der Weser zu nähern. Eine lehrreiche Abhandlung über die Feldzüge des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege beweiset die Nothwendigkeit dieser dritten Armee; der Vf. will jedoch noch ein viertes Corps haben, das, bey Würzburg versammelt, langsam an der Saale hinab ziehen, sich bey Saalfeld theilen, und an beiden Ufern des Stroms in der Richtung von Halle und Leipzig vordringen soll. Die Begebenheiten des Jahres 1806 werfen auf diesen Theil des Operationsplanes ein besonderes Interesse. Alle Arten der Möglichkeit, dass dieses Corps rasch vordringen und Eroberungen machen könne, werden genau beleuchtet, und der Schluss beweiset, dass es zwar zur Deckung der rechten Flanke der drey anderen Armeen nothwendig sey, dass es einen Theil der feindlichen Macht beschäftigen und zu dem Ende, sobald es gedrängt würde, sich nach Franken zurückziehen und abermals vorkommen müsse, dass es jedoch nur sehr vorsichtig und durchaus nicht unabhängig von den Hauptheeren sich vorwärts bewegen dürfe, weil es unmöglich sey, Sachsen von der Saale her zu erobern, wenn dieses Land nicht zugleich von der böhmischen oder brandenburgischen Seite angegriffen würde. Hier hat der Erfolg der Divination des Vfs. nicht entsprochen, aber seine Grundsätze sind dadurch nicht widerlegt. Er hatte angenommen, dass Preussens Hauptoperationen nach Westphalen gerichtet, Sachsen aber, so wie Thüringen, durch beträchtliche Corps gedeckt seyn würde, welche jene Armee an der Saale durch Bewegungen in ihre Flanken zum Rückzuge nöthigen könnten; er setzte dabey den oben angeführten Optimismus auch bey den deutschen Heeren voraus, „denn (S. 37) wenn man einen Operationsplan entwirft, muss man untersuchen, was der Feind dagegen unternehmen kann. Sonst kann man freylich leicht fertig werden. Wenn daher die Deutschen alles verkehrt machen, so kann diese Colonne (an der Saale) leicht erobern, sonst nicht."

Der Vf. geht nun zu den Operationen in Westphalen über, und zeigt, dass hier allein der Feldzug entschieden werden müsse, dass (S. 45), wenn die Deutschen südlich von Cassel ihre Macht anwenden wollten, „unangenehme Nachrichten aus Westphalen sie bald zurückrufen würden", und dass, wenn auch Zahl, Tapferkeit, Disciplin und Taktik auf beiden Seiten gleich wären, dennoch die Gestalt und Vestungsstärke der Basis den Franzosen eine Überlegenheit gebe, die ihnen endlich den Sieg bringen müsse. — Als man diesen Düsseldorf liess, und Ehrenbreitstein einräumte, und beides wäre in dem Zeitpunct der Directorialregierung zu vermeiden gewesen, gab man ihnen das nördliche Deutschland preis." — Nach der Eroberung Westphalens würde das Vorrücken der Franzosen bis an die Elbe nicht zu hindern seyn; könnten sie aber auch auf dem rechten Ufer derselben Fortschritte machen? — Bey der Beantwortung dieser Frage, welche der Vf. selbst aufwirft, setzt er voraus, dass Preussen bey Magdeburg eine ansehnliche Macht im Rückhalt haben, und Sachsen noch gedeckt seyn würde, er bestimmt daher den Punct des Übergangs unterhalb dem Ausflusse der Havel, bey Dömitz. Dann würde man sich in der Gegend von Berlin noch einmal schlagen, und der Rückzug der preussischen Armee, wenn sie unterläge, nach der Oder gerichtet werden. Zwar wäre es rathsamer, sich nach Sachsen zu wenden, aber man würde dennoch jenen Weg vorziehen (S. 58). Dann aber sey es schwer zu bestimmen, wie weit die Franzosen noch jenseits der Oder vordringen könnten. „Sie könnten nie *bis* an diesen Fluss vordringen, wenn die preussische Armee nicht ausserordentlich geschwächt wäre; ist aber dieses der Fall, so hat man auch keinen zureichenden Grund,

die Eroberungen östlich der Oder für unmöglich zu halten" (S. 60).

Der Vf. macht hier einen Stillstand in seinen strategischen Untersuchungen, um sich über einige, mit denselben in Verbindung stehenden Gegenstände zu verbreiten. Er handelt zuerst von dem militärischen Wirkungskreise, dem *Kriegsvortex* einer jeden Macht, den sie in der Regel nicht ohne Nachtheil überschreiten könne, und den er (1801) für die Franzosen bis an die Niederelbe und südlich bis an die böhmischen und österreichischen Gebirge, für die mit Preussen vereinigten Russen aber bis an die Elbe ausdehnt. Er verwahrt sich jedoch, dass hier der Grundsatz des Kriegsvortex nur rein militärisch angenommen sey und ohne Rücksicht auf die Einwirkungen politischer Gründe oder der Individualität der Hauptpersonen. Habe er im Vorhergehenden die Franzosen ihren Vortex überschreiten lassen, so sey dabey auf die Schwäche eines, durch einen unglücklichen Feldzug niedergeschlagenen, Heeres gerechnet worden. Denn gegen einen solchen Feind sey es Regel, die Regeln bey Seite zu setzen. Würden aber die militärischen Wirkungsgrenzen der Hauptmächte Europens an der Elbe zusammentreffen, dann müssten, im Fall eines Krieges zwischen beiden, die westlich von diesem Fluss gelegenen Provinzen Preussens verloren, die am östlichen Ufer aber zu Grunde gehen. Es bliebe daher dieser Macht nichts übrig, als entweder ein kühnes Eroberungssystem oder völlig passive Neutralität. Alle halben, alle nicht durch einen dieser Grundsätze streng motivirten Massregeln würden sie daher unfehlbar ihrem Untergange entgegen führen. — Bey Gelegenheit der aus diesen Gründen getadelten Besetzung von Cuxhaven untersucht der Vf. die Frage, ob es möglich sey, durch Sperrung der Häfen des Continents England zum Frieden zu zwingen. Obgleich durch den Beytritt Russlands sich die ganze Ansicht verändert hat, so behält das Raisonnement auch gegenwärtig noch ein nahes Interesse. Die Frage wird übrigens verneinend entschieden, weil England Entschädigung genug finden, der Ruin des Handels und Gewerbfleisses im nördlichen Deutschland aber die Folge dieser Massregel seyn würde.

Die Möglichkeit, dass Preussen in enger Verbindung mit Frankreich sich vergrössern und einen neuen Staat, wozu denn auch Holland gehören müsste, stiften könne, ist durch die späteren Begebenheiten so weit hinaus gerückt worden, dass Rec. von diesen Entwürfen, welche im Buche selbst (S. 90) „chimärisch" genannt werden, sich gleich zu dem entgegengesetzten System, der „absoluten Neutralität" wendet. Diese kann nach des Vfs. Meinung nur durch Aufrechthaltung der alten Einrichtungen und Formen behauptet werden, und jede Verletzung der deutschen Reichsconstitution, folglich auch jede Entschädigung durch Säcularisationen für den Verlust des linken Rheinufers, ist ein politischer Missgriff.

Nachdem bisher der Beweis geführt worden ist, dass Preussen sich in keinen Krieg gegen Frankreich einlassen dürfe, folgt nun eine Untersuchung der Mittel, welche es im Fall eines solchen Krieges anzuwenden habe, um seine gänzliche Niederlage wenigstens zu verzögern. Die Wichtigkeit des Besitzes von Holland für die Franzosen bestimmt den Angriffspunct ihrer Gegner. (S. 95 ff.) Hier müsste rasch und mit höchster Kraftanstrengung vorgedrungen werden, indem zu gleicher Zeit ein starkes Corps an der oberen Saale, und ein schwächeres im Centrum, bey Cassel, sich bildete. Dieser Ort wäre stark zu befestigen, und die dem Plan noch immer anklebenden strategischen Mängel müssten durch glückliche taktische Operationen verbessert werden. Die holländische Armee dürfte um die Vorgänge in Deutschland sich gar nicht bekümmern; gelänge ihr die Eroberung jenes Landes, so wäre sie in sich hinlänglich basirt, und könnte nun den Engländern, die zu gleicher Zeit eine Landung ausführen müssten, die Hand bieten, wodurch dann die Fortschritte der französischen Armeen in Norddeutschland auf einmal gehemmt seyn würden. Diesen Erfolg hält jedoch der Vf. aus zwey Gründen für höchst unwahrscheinlich, aus dem militärischen, dass Frankreich seine Nordarmee hinlänglich verstärken würde, um die Eroberung unmöglich zu machen, und aus dem politischen, dass die Engländer nie der preussischen Monarchie den Besitz von Holland zugestehen würden. „Richtete aber," setzt er (S. 103) hinzu, „Preussen sein Hauptaugenmerk nach Süden, und führte in Westphalen bloss einen Vertheidigungskrieg, so würde es seinen unvermeidlichen Untergang befördern." — Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Ansicht nur zu überzeugend bewiesen. Weniger glücklich aber ist Hr. *v. B.* in seinen Combinationen gewesen, wenn er (S. 109) zweifelt, „ob eine imperatorische Regierung in Frankreich den Krieg mit derselben Kraft führen werde, als eine militärisch-republikanische;" und (S. 104) „ob nach Carnots Entfernung der Optimismus noch ferner bey den französischen Heerführern anzunehmen seyn dürfte?" Vorliebe des Jüngers für den Meister scheint hier auf sein Urtheil gewirkt zu haben; diese Stelle, so wie mehrere ihrer Art, beweiset aber, dass die *Blicke auf zukünftige Begebenheiten* nicht rückwärts, sondern in der That vorwärts gethan worden sind.

Der Vf. geht nun zu der Voraussetzung eines Krieges zwischen Preussen und Frankreich über, nachdem dieses schon Böhmen und Österreich erobert hätte, und untersucht zuerst, ob diese Länder auch erobert werden können. *Lloyd's* bekannte Urtheile über diesen Gegenstand werden grösstentheils bestätigt, nur mit der Abweichung, dass der Hauptangriff nicht gegen Eger, sondern gegen Tyrol gerichtet werden solle. Natürlich wird aber auch hier der stärkste Widerstand vorausgesetzt, und zuletzt erwiesen, dass nach der Eroberung dieses Bollwerks von Deutschland und Italien die Gefahr sehr gross und den Feinden der Weg bis in das Herz der österreichischen Staaten geöffnet seyn würde, dass aber, um sie zu vollbringen, die gröbsten Fehler auf der

einen, und gar keine auf der anderen Seite gemacht werden müssten.

In Rückſicht auf Preuſſen würde jedoch der Beſitz von Böhmen und Öſterreich Frankreichs Lage nicht ſehr verändern. Indem es ſeinen Gegner zwar mehr umfaſste, müſste es auch ſeine Macht ſehr zerſtückeln, und der Hauptangriff würde immer von Weſtphalen her erfolgen, da über dieſes die rechte Flanke der Franzoſen ſich nur durch einen Haken gegen Ungarn decken könnte. — Man ſieht, daſs der Vf. noch immer eine enge Verbindung Preuſſens mit Öſterreich annimmt, er glaubt daher auch, eine Inſurrection in Südpreuſſen könne nur erſt nach der Eroberung von Ungarn gelingen.

Die letzte, in dieſem Buche ausgeführte, Vorausſetzung läſst die Preuſſen ſich mit den Franzoſen gegen Öſterreich vereinigen. Hr. *v.* B. meint, daſs für die Erſten dabey wenig zu gewinnen ſeyn würde. „Aufrichtige Freundſchaft mit Öſterreich, ſagt er (S. 128 ff.), iſt Preuſſens einzige Rettung in dieſen gefahrvollen Zeiten. Soll Deutſchland nicht das Schickſal Polens erleben, ſo müſſen durchaus die *deutſchen* Mächte zuſammenhalten." — „Eine Verbindung mit Ruſsland würde Preuſſen in den Zuſtand Schwedens verſetzen, eine Verbindung mit Frankreich es im Inneren zu Grunde richten, weil die Vernichtung ſeines Handels eine Folge der Rache Englands ſeyn würde, u. ſ. w."

Rec. übergeht eine Reihe allgemeiner Bemerkungen, wo der Vf., durch ſubjective Begriffe verführt, Frankreichs Zuſtand unter der Conſularregierung irrig beurtheilt, um noch einige militäriſche Aphorismen zu berühren, durch welche die einſeitigen Anſichten der neueren taktiſchen Verbeſſerer berichtigt werden. „Die Artillerie, heiſst es (S. 136 im Buche falſch 165 paginirt), iſt die Zerſtörerin der Taktik, und wird die europäiſchen Kriege immer auf ſtrategiſche Bewegungen, welche alles entſcheiden, reduciren." — „Keine Stellung menſchlicher Leiber, in einen militäriſchen Körper vereinigt, wenn ſie auch bepanzert ſind, ſichert gegen den Kartätſchenhagel; Cavallerie hat wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegungen am wenigſten davon zu fürchten, Piken und jede Bewaffnungsart helfen dagegen nichts, und eine Stellung in mehreren Gliedern macht ihre Wirkung nur noch mörderiſcher." — „Nur von Leuten, die einzeln ſtehen, kann das kleine Schieſsgewehr mit Erfolg gebraucht werden, und ſie leiden auch weniger von den Kugeln der Feinde." — „Alle Verſuche, der Infanterie eine zweckmäſsigere Bewaffnung und mehr Stärke zu geben, welche gegen die Reuterey anwendbar ſeyn könnten, werden durch das Geſchütz unnütz, ja ſogar ſchädlich gemacht" u. ſ. w.

Das (S. 189) hingeworfene Problem, ob Europa noch einmal eine Eroberung durch tatariſche Völkerſchaften zu erwarten habe? erörtert der Vf. mit der ihm oft anwandelnden Paradoxie, ohne es befriedigend zu löſen, und kömmt dadurch auf eine Menge rhapſodiſcher Abſchweifungen von verſchiedenem, doch gröſstentheils politiſchem Inhalt. Folgendes ſind ungefähr die Reſultate: Die Macht eines Staates iſt keine phyſiſche, ſondern eine moraliſche Gröſse; ſie wird nicht durch die Volksmenge, ſondern durch die höhere Stufe der Volksintelligenz beſtimmt. — Im 18 Jahrhundert waren Frankreich und England die einzigen *Mächte* Europas. So oft England vom Kampfplatz abtrat, war Friede auf dem Continent. — Englands Ackerbau und innere Hülfsquellen werden es nie ganz ſinken laſſen. — Die Frage iſt nicht: ob es ſein Papiergeld realiſiren kann? ſondern: ob das Volk es fortdauernd als Geldeswerth wird annehmen wollen? — England wird nicht fallen, wenn Frankreich auch das ganze feſte Land eroberte; ſeine Kolonieen bleiben, auch nach der politiſchen Freylaſſung, dem Mutterſtaate noch mercantiliſch unterthan. — Frankreichs Finanzſyſtem muſs nachtheilig auf den deutſchen Gewerbfleiſs wirken. — Wiſſenſchaftliche Cultur, die wir Deutſchen vielleicht mehr als andere Völker beſitzen, iſt nicht Volksintelligenz. Mangel an dieſer lieſs Polen aus der Reihe der Staaten verſchwinden, und durch die zu ängſtliche Vormundſchaft der Regierungen wird ſie auch in Deutſchland nicht befördert werden, „diejenigen Staaten aber, denen Intelligenz und geſchickte Männer fehlen, müſſen ſich der Apathie weihen, und von der Leitung des Schickſals erwarten, was ſie durch Klugheit nicht erlangen können."

No. 2. Obgleich früher als No. 1 erſchienen, muſs doch dieſes Werk erſt nach jenem geleſen werden, weil es einen Theil der Gegenſtände, auf welche dort die Blicke, als auf zukünftige Begebenheiten, gerichtet wurden, nun nach dem Erfolg betrachtet, und daher entweder die Beſtätigung oder die Gründe der Nichtbeſtätigung der Vorausſagungen des Vfs. enthält. Es iſt mit gleichem Geiſte geſchrieben, aber nicht mit gleicher Ruhe. Eben ſo reich an eindringenden Unterſuchungen, bündigen Schluſsfolgen, goldenen, nicht genug beachteten Regeln, und vorzüglich an jenen raſchen, den Gegenſtand von allen Seiten erhellenden Lichtblicken, trägt es nicht minder den Stempel des Genies, aber zugleich auch *den* einer heftigen perſönlichen Erbitterung, welche ſich bald in einer beynahe zur Plumpheit herabſinkenden Sprache, bald in zurückſtoſsender Anmaſsung, und bald durch ein bis ins Lächerliche gehendes Vorherrſchen des Ich darlegt. Zwar läſst der Vf. ſich hie und da herab, ſeinen Unwillen zu vertheidigen, und mehr noch als durch dieſe kurzen Apologieen wird er durch den in den letztverfloſſenen Jahren ſo charakteriſtiſch gewordenen hartnäckigen Glauben an Dinge, die der Erfolg längſt klar genug widerlegt hatte, erklärt; aber dennoch kann die Art der Äuſserung deſſelben nie gerechtfertigt werden.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet*, von dem Verfasser des neueren Kriegssystems und des Feldzugs von 1800 etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unausstehlich ist der Ton, in welchem der Vf. von sich selbst spricht, wenn er z. B. (Th. 1. S. III) sich verwahrt, dass Neid gegen die Angestellten auf seine Kritik keinen Einfluss gehabt habe, und dabey sich selbst „durch seine Schriften zum Range erster Feldherren erhoben" nennt, oder wenn er (S. XI) sagt: „ich habe nun einmal nichts anderes gelernt als Staaten zu regieren und Armeen zu commandiren;" und auf ähnliche Stellen stösst man nur gar zu oft. Wer aber den Widerwillen, den sie nothwendig erregen müssen, überwindet, wird sich durch das Gewicht des Inhalts für die abschreckende Form reichlich entschädigt finden. Rec. glaubt daher auch, nachdem er Ein für allemal seine Missbilligung der Letzten an den Tag gelegt hat, nun ganz davon absehen, und sich bloss mit dem Ersten beschäftigen zu dürfen.

Die *Vorreden* zu beiden Theilen gleichen den Eingängen epischer Gedichte. Gleichsam als eine poetische Vision lässt der Vf. darin die Gegenstände, welche das Buch behandelt, vor den Augen des Lesers in buntem Gemisch vorübergehen. Manche nur flüchtig berührend, bey anderen lange verweilend, giebt er bald blosse Andeutungen von dem, was er sagen will, bald Commentare oder Zusätze zu dem, was er gesagt hat, und nur nachdem man bis zu Ende gelesen hat, ist es möglich, den Faden der seltsam desultorischen Ideenreihe zu finden. Das Buch selbst enthält eine *Einleitung* und *sechs Abschnitte*, welche 1) *Seekrieg*, 2) *Feldzug bey Ulm*, 3) *Feldzug bis zur Einnahme von Wien*, 4) *Schlacht bey Austerlitz*, 5) *Feldzug in Italien*, und 6) *allgemeine Betrachtungen*, überschrieben sind.

Nachdem der Vf. Th. 1 (Vorr. S III) die Grenzen der Kritik, welche er für erlaubt hält, dahin bestimmt hat, dass er bloss die Personen der regierenden Häuser davon ausnehme, alles übrige aber ihr unbedingt unterwerfe, sagt er in der Einleitung, dass er sich vorgesetzt habe, „so wie ihm dieses bey dem Feldzuge von 1800 *geglückt* sey," auch hier die „Kritik des Feldzuges mit der historischen Darstellung zu vereinigen, weil diese Art zu schreiben, indem sie dem Raisonnement durch die Schilderung der Begebenheiten Leben ertheile, den Zeitgenossen die richtige Beurtheilung des Vorgefallenen erleichtere, und zugleich den Nachkommen Materialien zu einer judiciösen Geschichte überliefere." Um aber auf diese Weise die Gegenstände erschöpfend zu behandeln, sey es nicht hinreichend, sie bloss militärisch zu betrachten; sie müssen auch politisch untersucht werden: „denn die Kenntniss des Kriegs setzt die Kenntniss der Politik voraus, welches schon daraus erhellet, dass die grössten Soldaten von jeher die besten Diplomatiker waren." (S. 5) Um diesen Satz zu begründen, dringt der Vf. in das Wesen beider Wissenschaften ein.

Es heisst vieles Kriegswissenschaft, sagt er, das nur Vorbereitung zu derselben ist. Man hat in den neueren Zeiten einen viel zu hohen Werth auf diese bloss scientifischen Kenntnisse gelegt, die der Feldherr zu seinen Zwecken zu gebrauchen verstehen muss, die aber nicht hinreichen ihn zu bilden. Ist daher der Regent genöthigt, im Kriege die Leitung der Kräfte des Staats solchen, bloss der Vorbereitungskenntnisse kundigen Männern zu überlassen: so kann nur ein theilweises Wirken entstehen, dessen erstes Resultat, *Schwäche*, und das letzte, *Auflösung* seyn wird. Aus dem Grunde, dass wir Deutschen, die wir mehr *wissen* als andere Nationen, das partielle Wissen zu hoch schätzen, und daher uns selten zur Allgemeinheit erheben, ist auch das Vorurtheil entsprungen, dass der Kriegsverständige die Politik, und der Diplomatiker die Wissenschaft des Kriegs entbehren könne. Lehrt aber diese die Kunst, die Kräfte des Staats zur Stärke und Vertheidigung der Gesellschaft zu gebrauchen, so ist sie ja mit der Politik innig verschwistert; und wenn dem Diplomatiker die Schätzung der gegenseitigen Stärke der Staaten nothwendig ist, darf ihm dann die Wissenschaft der Anwendung derselben fremd seyn? Denn nicht nur die Volksmenge und der Reichthum eines Staats begründen seine Macht, sondern auch die örtliche Lage, welche die Entwickelung derselben begünstigt oder beschränkt; und die Beurtheilung des Moments, wo es möglich ist, die natürlichen Vortheile eines Landes zu benutzen, die Nachtheile zu verbessern, des Puncts, wo der Angriff gelingen kann oder wo die Vertheidigung aufhört, ist im Cabinet eben so unentbehrlich als im Feldlager. Nur vereint mit der Wissenschaft, die Staatskräfte zu lenken, kann daher die Kenntniss des Staatsinteresse zum Zwecke führen. Man braucht übrigens nicht

gerade zur militärischen Zunft zu gehören, um diese Gegenstände zu übersehen; aber die Kenntnisse eines Geheimschreibers reichen eben so wenig hin, einen Staatsmann zu bilden, und spät oder früh schlägt das Schwerdt des Kriegers dem blofsen Diplomatiker die Feder aus der Hand. (S. 6—20) — Die bereits in früheren Werken aufgestellte Definition, dafs *Strategie den Feind zum Endzweck*, *Taktik ihn zum Gegenstand habe;* dafs jene, Krieg gegen Sachen, diese, Krieg gegen Personen sey, wird hier wiederholt und dahin näher bestimmt, dafs beide einander gegenseitig bezwecken, weil Strategie die Sachen zum Gegenstand und die Personen zum Endzweck, Taktik aber die Personen zum Gegenstand und die Sachen zum Endzweck nimmt, d. h. man operirt strategisch, um den Feind, wenn er nicht anders bezwungen werden kann, in eine Lage zu bringen, wo er taktisch aufgerieben werden mufs, und man schlägt sich taktisch, um die Hindernisse, welche er den strategischen Planen entgegenstellt, aus dem Wege zu räumen.

Der Vf. wirft nun noch einen Blick auf die politischen Begebenheiten, welche dem Kriege vorhergingen, geräth aber gleich wieder auf eine von jenen Abschweifungen, die ihm so manche Verfolgung zugezogen haben. Er scheint es jedoch mit dem Satz: „nur derjenige ist der wahre Usurpator, der schlecht regiert," so gefährlich nicht zu meinen, und wenn man seine Raisonnements genauer prüft, dann wird es klar, dafs mehr der Kitzel, nach Paradoxieen zu jagen oder theoretische Speculationen mit vielem Aufwand von Scharfsinn einseitig zu vertheidigen, als innere Überzeugung ihn hingerissen habe. Denn was er so mit partiellen Gründen künstlich aufgebauet hat, reifst er oft in einer einzigen allgemeinen Ansicht wieder ein. Überhaupt mufs das, was er von *seiner Atlantis* sagt, sorgfältig von dem, was auf das Praktische der Weltgeschichte Bezug hat, getrennt werden. So wenig Gefahr aber ähnliche Äufserungen auch haben mögen, so bleiben sie doch immer tadelnswerth. Es sind unreife Auswüchse, von denen man sich unwillig abwendet, um der Spur des Besseren zu folgen. Zu diesem gehört die Analyse des von dem Kaiser Napoleon gleich nach seiner Thronbesteigung an den König von Grofsbritannien geschriebenen Briefes und der englischen Antwort, welche (S. 39) „der Deduction eines falschen Advocaten glich." Den Grund, dafs jene Friedensanerbietungen nicht aufrichtig gewesen wären, entkräftet der Vf. sehr leicht. Man durfte ja nur darauf eingehen, und der Tadel der Duplicität würde auf den Urheber gefallen seyn, da sie hingegen, *so* abgewiesen, die Meinung des Volks zu dem Grade des Enthusiasmus und der Energie stimmten, mit welchem es den Krieg für seinen Kaiser geführt hat.

Einen Feldzug der Franzosen nach Ostindien hält der Vf. nicht für unausführbar, meint aber, Napoleon behalte sich vielleicht den Orient vor, wenn er erst würde den Occident geordnet haben. Die Krönung desselben zum König von Italien wird nur mit wenigen Worten berührt.

Abschn. I. *Seekrieg*. Nach einem ziemlich platt witzelnden Eingang werden hier die Gründe der in Deutschland herrschenden Anglomanie untersucht. Sie liegen, heifst es, theils in der Eifersucht gegen Napoleons Feldherrntalente, theils in der Übereinstimmung zweyer sonst einander entgegengesetzter Parteyen, von denen die Eine die Geburtsrechte eben so hoch hält als die Andere sie hasst, und die nun beide dem im Privatstande Gebornen und dem republikanischen General nicht verzeihen können, dafs er sich die Kaiserkrone aufsetzte. Überhaupt sey es der Mittelmäfsigkeit eigen, dafs sie lieber zufälligen Vortheilen, als dem Genie und Verdienst huldige; nicht nur der Handelsstand, sondern auch alle, die etwas zu verkaufen hätten, hingen den Engländern an; den Ausschlag aber gebe der Umstand, dafs „Frankreich nur Eisen, Grofsbritannien aber Gold habe." (S. 60). —

So gewifs diese Gründe auf die Cabinette und auf die allgemeine Stimmung der Deutschen in den letzten Jahren einen grofsen Einflufs gehabt haben mögen: so reichen sie doch noch nicht hin, um daraus die so tief gewurzelte Vorliebe für alles, was Englisch ist, und die entschiedene Abneigung gegen die Franzosen zu erklären. Die erste scheint aus der letzten entsprungen zu seyn, und wir müssen die gemeinschaftlichen Quellen von beiden in weit früheren Zeiten, und mit allgemeiner wirkenden Ursachen aufsuchen. Diese dürften wohl am sichersten in der Eifersucht über die in Deutschland Glück machenden Franzosen, in dem Verdrufs über die durch die französische Sprache immer fester begründete Trennung der Stände, und in dem Modeton vielgelesner, wenn auch nicht eben der vorzüglichsten, Schriftsteller in den siebziger und achtziger Decennien zu finden seyn. — Der Franzose sowohl als der Engländer, der sein Vaterland verläfst, um sich in Deutschland aufzuhalten, wird durch seinen Vortheil bestimmt; aber die Vortheile, die er sucht, sind bey dem ersten drückend, bey dem letzten wohlthätig für das Land seines Aufenthalts. Selten wird ein Unbemittelter Grofsbritannien mit dem Continent vertauschen; die Auswandernden sind Reiche, die in einer wohlfeileren Gegend die Lücken ihres Vermögens wieder ergänzen wollen. Sie suchen daher nichts, sie wollen nichts gewinnen, sondern nur sparen, indem sie weniger Geld verzehren als zu Hause, aber doch immer noch mehr, als der Deutsche zu verthun gewohnt ist. Gerade umgekehrt verhielt es sich mit den Franzosen vor der Revolution. Es wanderten meistens nur Glücksritter aus, die durch ihre Gewandtheit, durch Geschicklichkeiten, die unseren Landsleuten abgingen, sich bey den Grofsen einzuschmeicheln, und nicht selten bey diesen das solidere Verdienst zu verdrängen wufsten. Die stolze Unhöflichkeit der Engländer verachtete und tadelte alles, was sie in Deutschland fanden, aber man verzieh es ihnen, weil sie gut bezahlten; nicht so den an wohlfeilere Lebensbedürfnisse gewöhnten Franzosen, die bey dem geringsten Ein-

kauf feilschten. Die Anmaſsungen der Engländer konnten wir ertragen, weil sie uns bloſs durch ihren Reichthum, nicht durch die äuſseren Vorzüge und kleinen Künste der Geselligkeit verdunkelten, durch welche die Franzosen der deutschen Ungelenkigkeit so manche Schamröthe abnöthigten. Wir rächten uns dafür an diesen durch Spott über ihre Frivolität und ihre oft armselige Sparsamkeit; und von der Dorfschenke bis zum Hoftheater wurde der gallische Glücksjäger der Gegenstand des deutschen Witzes. Freylich war der gröſste Theil der *Maîtres*, der *Kammerdiener*, der *Köche*, u. s. w., die schaarenweise über den Rhein kamen, nicht gemacht, uns Achtung einzuflöſsen; aber ungerecht handelten wir doch, indem wir solche Auswürfe der Nation als Repräsentanten derselben gelten lieſsen.

Wirkte dieser Grund mehr oder weniger auf alle Classen des Volks, so äuſserte der, daſs die französische Sprache bis diese Stunde sich als Sprache der Höfe, der Diplomatik und der vornehmen Gesellschaftscirkel behauptet hat, einen noch mächtigern Einfluſs auf die in Deutschland in Hinsicht auf wissenschaftliche und jede geistige Cultur am weitesten fortgeschrittenen Stände. Der bey weitem gröſsere Theil unserer Geschäftsmänner und Gelehrten verstand zwar französisch, aber selten wird ein Deutscher dahin kommen, diese Sprache geläufig zu reden, wenn er sie nicht von Kindheit an zugleich mit der seinigen erlernt hat. Der Stolz vornehmer Unwissenheit versäumte keine Gelegenheit, diesen einzigen Vorzug der Überlegenheit höherer Kenntnisse entgegenzusetzen, und theils durch ihn, theils aber auch durch die entschiedene, nur ihr eigene Ausbildung zum Geschäftsstyl zu einer liberalen geselligen Unterhaltung und zu leichter Plauderey, erhielt sich die französische Sprache, trotz den Bemühungen unserer besten Köpfe, in ihrem Besitz, auch nachdem die deutsche Literatur seit einem halben Jahrhundert so groſse Fortschritte gemacht hatte.

Die Sprache selbst, da man sie als charakteristisches Kennzeichen einer feineren Erziehung betrachtete, muſste natürlich allen, die sie nicht in früher Jugend geübt hatten, beschwerlich und verhaſst werden, und indem sie verzweifelten, die erfoderte geläufige Fertigkeit zu erlangen, setzten sie das Französische ganz zurück, und trugen selbst ihren Widerwillen auf die Nation über. Die englische Sprache wurde der französischen entgegen gestellt, weil man sich nicht zu schämen brauchte, diese nur unvollkommen, vielleicht gar nicht zu verstehen, und die übersetzten Meisterwerke der englischen Literatur dienten dieser Vorliebe zur Rechtfertigung. Das Publicum wurde aber zugleich mit einer Menge von Romanen und Schauspielen beschenkt, in welchen Franzosen die verhaſste, *groſsmüthige Britten* die glänzende Rolle spielten. — Die Nachahmungssucht der Schriftsteller machte jene beiden Charaktere bald zu unveränderlichen Masken im Roman und auf dem Theater. Erschien ein Engländer, so wuſste man vorher, daſs er am Ende des Stücks Tausende wegwerfen würde, bloſs um interessante Deutsche glücklich zu machen; kam ein Franzose vor, so war es vorauszusehen, daſs seine Ränke zuletzt entlarvt werden würden, und die leichte Darstellung des sein Vorbild allemal verfehlenden, und daher an sich selbst schon lächerlichen Deutsch-Franzosen, würde überall mit Beyfall aufgenommen. Mächtiger aber und allgemeiner ist die Wirkung dieser Schriften auf die Nation gewesen, als man es beym ersten Anblick denken sollte; sie hat besonders zu dem so sehr getäuschten Glauben an unsere Überlegenheit über die Franzosen und an die politische Uneigennützigkeit der Engländer beygetragen.

Nur bey jener, schon seit drey Jahrzehenden begründeten öffentlichen Stimmung für England und gegen Frankreich, konnten die von Hn. *v. B.* angeführten Ursachen auf die Meinung des Volks und auf die Politik der Höfe so entscheidend wirken. Der durch den Nationalkrieg während der Revolution genährte Haſs, und der Schmerz über so manchen Länderverlust kam hinzu, und England gewann einen überwiegenden Einfluſs auf alle Cabinette Deutschlands. Ob, wie der Vf. versichert, das Erste den Krieg auf dem Continent dadurch unvermeidlich machte, daſs es die gröſseren Mächte zu dem Entschluſs bewog, einen Bourbon auf den Thron von Italien zu erheben, das wird vielleicht die Zukunft enthüllen; gewiſs ist es, daſs Napoleon durch seine Krönung zu Mailand allen ähnlichen Entwürfen zuvorkam, und durch seine Reise nach Boulogne den so lange bezweifelten Plan einer Landung an den brittischen Küsten wahrscheinlich machte.

Über die Möglichkeit dieses Unternehmens bezieht der Vf. sich auf seine früheren Schriften. [In der Vorrede, Th. II. S. XVII, glaubt er die Ausführung im August 1808 erwarten zu müssen.] Hier untersucht er nur die Frage: „ob England, wenn jede künftige Coalition *gegen* Frankreich unmöglich geworden, und eine Coalition *mit* Frankreich an deren Stelle getreten wäre, dann noch hartnäckig den Frieden verweigern würde; oder mit anderen Worten: ob England zu seiner Existenz nothwendig des Krieges bedürfe?" (S. 74 ff.) — Er beantwortet sie mit: ja, aus den Gründen, daſs Groſsbritannien durch seine Nationalschuld sich in die Nothwendigkeit versetzt habe, alle übrigen Völker der Erde zur Abtragung des gröſsten Theils der Interessen zwingen zu müssen, daſs dieses nur durch ein allgemeines Handelsmonopol möglich sey, und daſs allein die uneingeschränkte Herrschaft der Meere, die ihm den ausschlieſsenden Besitz aller Kolonialproducte sichere, ihm dieses Monopol verschaffen könne.

Indem er hier die von einem scharfsinnigen Schriftsteller entworfene Ansicht desselben Gegenstandes seiner Prüfung unterwirft, geräth er auf eine lange Abschweifung über die beste Regierungsmethode eines groſsen Staates. Folgende einzelne Züge aus dieser *Republik des Vfs.* werden hinreichen, von dem Geist und Ton des Ganzen eine Idee zu geben: „Ob es ein Begnadigungsrecht geben könne, oder ob ein solches Recht rechtlich sey, mag derjenige entscheiden, der nie einer Begnadigung bedurfte." — „Der

Staatschef kann eben so gut durch Bureaukratie als durch Insurrection entsetzt werden, im ersten Fall ist ers dem Wesen, im zweyten auch der Form nach." — Der Staatschef bedarf mehr einer Controlle gegen die Regierenden, als gegen die Regierten, denn jene sind es, welche verhindern, dass der Wille des Souveräns zum allgemeinen Besten nicht in Erfüllung übergehe. — „Sollte die Bureaukratie in Europa allgemein werden, dann ist eine Eroberung durch die Tataren das einzige Rettungsmittel des menschlichen Geschlechts" u. s. w.

Er kehrt endlich nach England zurück, und zeigt den grosse Nutzen der Privatbanken. Der Nachtheil des Papiergeldes, welches er *Landgeld* im Gegensatz des Metall- oder *Welt-Geldes* nennt, entsteht nur daher, dass die Regierungen sich das ausschliessende Recht, es zu emittiren, angemasst haben. Die Engländer sind die Einzigen, bey denen sich so viel Intelligenz entwickelt hat, dass sie im Inneren Gold und Silber nur zum Luxus gebrauchen, und alle ihre Geschäfte bloss mit Papier abmachen können. Daher ihre Macht und die Vervollkommnung aller ihrer Gewerbe, indem sie die Metalle zur Herbeyschaffung aller Luxuswaaren für das übrige Europa anlegen. Je mehr Geld folglich England ausschickt, desto mehr strömt ihm wieder zurück, jedoch nur so lange, als keine Concurrenz Statt findet. Mit dem Monopol, welches durch die Universalmonarchie der Meere ihnen zugesichert wird, würde auch ihr idealer Reichthum aufhören, denn Papier ist nur Papier, sobald es keine Zinsen in Metall trägt. In dieser Rücksicht also ist die Expedition gegen London ein kleineres Übel als die Fortdauer jenes, Europa aussaugenden Systems. — Was aber werden die Folgen einer Eroberung Englands durch die Franzosen seyn? — Der Vf. gesteht, dass er über diesen Punkt noch zu keinem ganz reinen Resultat gekommen sey. Doch meint er, wenn der Sieger an den Gesetzen der Nation nichts änderte, eine Parlements-Reform nach den Wünschen des Volks begünstigte, die Irländer mit den Engländern gleich setzte, dem Druck der herrschenden Kirche auf die Katholiken und Dissenters ein Ende machte, die Nationalschuld für verfallen erklärte, und einen Prinzen von der älteren braunschweigischen Linie (?) auf den Thron erhöbe: dann würde das brittische Reich sich in ein ostindisches und ein europäisches mit seinen Kolonieen theilen, und das letzte dadurch nicht zu Grunde gerichtet werden. Die Freyheit der Meere wäre eine nothwendige Folge dieser Begebenheit, weil keine Nationalschuld mehr die Engländer zur Beeinträchtigung derselben zwingen würde, Frankreich aber weder ein ähnliches Interesse, nach der Alleinherrschaft zur See zu streben, noch das Mass von merkantilischer Intelligenz habe, sie sich zu erringen, da das regenerirte England doch nach wie vor die Concurrenz behalten würde. „Diess", sagt der Vf. (S. 126), „sind nur Ideen, die ich hinwerfe, keinesweges aber Prophezeihungen."

Auf den Einwurf, ob auch die Expedition gelingen könne? antwortet er, das Gelingen sey ihm nicht so unwahrscheinlich als das Unternehmen selbst. Zwar werde am Ende dem französischen Kaiser nichts übrig bleiben, als sich entweder den Bedingungen der Engländer zu unterwerfen, oder sie in ihrem Lande anzugreifen; aber im Jahre 1805 könne er es nicht ernstlich gewollt, oder man müsse nach einem sehr fehlerhaften Plan gehandelt haben. Dieser wird nun untersucht. Admiral Missiessi lief von Rochefort aus, ging nach Westindien und kam zurück; eine andere Escadre verliess den Hafen von Toulon, und Nelson, der ihr nachjagte, wurde irre geführt. Die Franzosen nahmen ihren Weg, nicht, wie man vermuthet hatte, nach Ostindien, sondern nach Martinique, täuschten nach einer unbedeutenden Unternehmung abermals Nelsons Wachsamkeit, und segelten nach Europa zurück, um sich in den Hafen von Ferrol zu werfen. Verstärkt mit den spanischen Linienschiffen verliessen sie diesen, gingen nach Cadix, dann wieder in See, und das Ende aller ihrer Fahrten war die Niederlage von Trafalgar, welche die Seekräfte beider Nationen völlig zerstörte. Nach des Vfs. Idee hätte Missiessi in Westindien bleiben und die touloner Flotte erwarten sollen. Man konnte dann im May dort schon 36 Schiffe beysammen haben; diese mussten sich trennen, 16 wurden dem Zerstörer Nelson entgegen geworfen, aber sie liessen sich nicht ohne hartnäckige Gegenwehr nehmen, damit er Zeit verlieren musste, und während er sich ausbesserte, lief man mit den übrigen 20 um Schottland herum, um 10 holländische im Texel zu debloquiren. Die Flotte vor Brest wurde durch die in diesem Hafen liegende Escadre festgehalten; dann hatte Frankreich 30 Schiffe in der Nordsee und England nur 12, und unter dem Schutz dieser überlegenen Seemacht wurde die Landung ausgeführt. War dieser Plan anwendbar, so müssen andere Gründe den Kaiser von der Unternehmung zurückgehalten haben. Vielleicht die Idee, durch die Sperrung aller Häfen des Continents ein mercantilisches Volk in Verzweiflung zu setzen, oder die Vortheile eines Krieges mit Österreich, dessen Erfolg voraus zu sehen war, vielleicht auch mit Preussen, das man, wenn es sich nicht mit Frankreich vereinigte, demüthigen wollte. —

Man sieht, dass in diesem Abschnitt von dem, was die Übersicht verspricht, von dem Seekriege, am wenigsten gehandelt wird. Dem Vf. ist es nur darum zu thun, seine Ideen vorzutragen; die Rubrik, unter welcher dieses geschieht, macht ihn nicht verlegen; aber was er sagt, trägt das Gepräge eines denkenden Kopfes, und so muss man ihm die lyrische Unordnung des Vortrages zu gute halten. — In einer Schlussanmerkung beweiset er, dass England ohne seinen Ruin die Nationalschuld noch immer vermehren könne, und dass dieses Volk, das sein Papier für baares Geld nimmt, dadurch allmächtig wird, weil seine isolirte Lage es bis jetzt gegen eine Invasion geschützt hat, und weil der Krieg, der jeden anderen Staat erschöpft, durch die Sicherung gegen Concurrenz seine Einkünfte steigern und den Nationalcredit vermehren muss.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MÄRZ, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Auf Kosten des Vfs.: *Der Feldzug von 1805 militärisch-politisch betrachtet*, von dem Verfasser des neueren Kriegssystems und des Feldzugs von 1800 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Feldzug bis zur Übergabe der österreichischen Armee in der Gegend von Ulm. 54 *Tage.* 27 *August bis* 20 *October.* Diess macht den *II Abschn.* aus. Der Marsch der Armee von Boulogne nach Ulm, der mit den Umwegen 140 deutsche Meilen (in gerader Linie 120) betragen konnte, und in 43 Tagen zurückgelegt wurde, giebt dem Vf. Gelegenheit, sich über die *politische Strategie* zu verbreiten, die sich zu der *militärischen Strategie* verhält, wie diese zur Taktik. Man muss mit der ganzen Macht die Avantgarde des Feindes angreifen und aufreiben, wenn das Hauptcorps noch zurück ist, diess ist eine taktische Regel; man muss gegen eine vorgeschobene Armee operiren und diese zu schlagen suchen, ehe noch die Reserven herankommen, diess lehrt die militärische Strategie; die politische fodert, dass man sich schnell auf die vorliegenden feindlichen Staaten werfe, ehe die Verbündeten ihnen zu Hülfe eilen können. Aus diesen längst bekannten Grundsätzen erhellet, dass Russlands Beystand gegen Frankreich den deutschen Mächten immer zu spät kommen muss. Die Vergleichung der Operationslinie von Petersburg bis zum Rhein mit der von Paris bis Wien beweiset diess, und das Missverhältniss steigt durch das Abnehmen der militärischen Kraft nach der Progression der Entfernung, und durch die Vertheilung der Elemente des Kriegs im Inneren des weiten russischen Reiches. Österreicher und Russen können nicht zugleich, sondern nur nach einander, gegen die Franzosen kämpfen, und wenn Österreich nicht ohne Russlands Beystand sich stark genug fühlte, den Kampf zu bestehen, so musste es vernichtet seyn, ehe die Kräfte seines Bundsgenossen sich mit ihm vereinigen konnten. Sind aber die Russen in so grosser Entfernung nicht im Stande, mit ihrer ganzen Macht zu wirken, worauf stützt sich denn der so lange und so hartnäckig gehegte Glaube an ihre Überlegenheit? Mit Frankreichs geübten Feldherren können die ihrigen sich nicht messen, und in der gegenwärtigen Art zu fechten, wo nicht Muskularkraft, sondern Gewandheit entscheidet, muss die passive Unerschrockenheit am Ende dem raschen, und doch dabey beharrlichen Muth eines stets mit Intelligenz angreifenden Heeres unterliegen. Die Coalition war daher übel berechnet; ohne Preussens thätige Mitwirkung konnte sie höchstens vorübergehende Erfolge, aber kein dauerndes Glück erwarten: „Der Krieg war schon an sich selbst ein *politischer* Fehler, den die *militärischen* bey der Ausführung schnell zur Entwicklung brachten."

Der Vf. wendet sich nun zu einem Entwurf des Feldzuges aus der Feder eines Politikers, dessen Talente er anerkennt. Der Aufsatz ist ganz abgedruckt, und mit Anmerkungen begleitet, welche die mit vieler Beredsamkeit verdeckten Blössen desselben ans Licht bringen. Hr. *v. B.* findet darin einen Theil seiner, im *Feldzug von* 1800 gegebenen, Regeln angewendet, und es ist auch gewiss, dass man sein System bey dem ganzen Operationsplan vor Augen hatte. [Rec. weiss aus dem Munde eines bedeutenden französischen Militärs, dass der Gen. Mack in jener berühmten Unterredung mit Napoleon, von welcher so manches Unwahre erzählt worden ist, seinen Plan durch Bülowsche Grundsätze zu rechtfertigen gesucht hat.] Aber mit Recht beschwert sich der Vf. über die *halbe* Anwendung der von ihm aufgestellten Regel, dass man durch die Schweiz und Franche Comté auf Lyon operiren müsse. Wie von Allem, was nur halb geschieht, konnte man sich auch hier von der schwachen Ausführung eines richtigen Satzes keinen glücklichen Erfolg versprechen. Er tadelt: 1) „dass man zwar die Schweiz nehmen, aber doch nicht wagen wollte, sie von Schwaben und Tyrol aus zugleich anzugreifen." — Blosse *Schwierigkeiten* können in einem Kriege, bey dem die politische Existenz auf dem Spiel steht, nicht in Betrachtung gezogen werden. Sind sie, welches doch (S. 176) bezweifelt wird, in der That unüberwindlich: so muss man lieber jedes Opfer bringen, als ihn anfangen. — 2) „Die Gründe, womit man diese übergrosse Vorsichtigkeit entschuldigte, indem man a) für nöthig hielt, erst in Italien Vortheile zu erringen, ehe man die Schweiz angriffe.": — Gerade durch die Eroberung der Schweiz musste man sich den Weg nach Italien bahnen; Massena wurde in den Rücken genommen, und konnte nichts detachiren, wenn ihn die Armee des Erzherzogs Karl in der Fronte beschäftigte. — b) „Indem man befürchtete, ein Rückzug dieser letzten würde das Corps in Tyrol hindern, etwas gegen die Schweiz zu unternehmen." — In diesem Fall würde der verfolgende Massena gegen Tyrol seinen Rücken und seine Flanke preis gegeben haben. Der Vf. beruft sich hier auf den sehr

richtigen Grundsatz, dass man die Fortschritte des Feindes sicherer hemmt, wenn man sich *neben ihn*, als wenn man sich *ihm gegenüber* stellt. „Geben Sie mir das Geld wieder, welches ihnen meine Bücher kosten," ruft er bey dieser Gelegenheit aus, „denn Sie haben sie ohne Nutzen gelesen." — c) „Indem man glaubte, durch jenen Rückzug des Erzherzogs genöthigt werden zu können, durch Truppenabsendungen nach dem inneren Österreich die Hauptarmee zu schwächen, und die Offensive aufzugeben." — Das hiesse ja thun, was der Feind wünscht. Diversionen sind die beste Defension, und auf dem Wege nach Lyon würde man Wien gedeckt haben. — Der Vf. rügt ferner: 3) „dass man *mit lebhaften offensiven Operationen in Italien anfangen* wollte, und doch die *Hauptarmee in Deutschland* gegen Ulm vorschickte. 4) „Dass man immer nur auf defensive Stellungen dachte, in welchen man passiv den Feind erwarten wollte, ohne zu bedenken, dass dieser in Österreich nicht vordringen kann, so lange er nicht von Tyrol Meister ist." 5) „Dass man bloss Bayern besetzen und am Lech die Bewegungen der andern Armee, und die Ankunft der Russen abwarten wollte."— Wer im Gange ist, muss gehen, besonders der Schwächere, sonst verliert er auch noch den Vortheil der Impulsion. Aber es scheint nach diesem ganzen Operationsplan, dass man gar nicht Lust hatte, etwas ohne die Russen zu unternehmen, und dabey den Franzosen zutrauete, dass sie einstweilen auch in Defensivstellungen sich ruhig verhalten würden. — 6) Endlich, „dass man, bald in der Schweiz, bald in Italien, einen *Theil* der in Tyrol *unthätig* stehenden Armee gebrauchen wollte, bis das Ganze der Plane und der Coalition in Thätigkeit wäre." — Der nicht in Bewegung gesetzte *Theil* der Armee sollte also zusehen, wie die Anderen von Frankreichs *ganzer* Macht einzeln aufgerieben würden, bis auch an ihn die Reihe käme, und die so lange *abgewarteten* Russen dasselbe Schicksal erführen! — —.

Nun folgen die russischen Bemerkungen zu diesem Plan. Sie bezweifeln zuerst, dass der französische Kaiser über 650,000 Mann disponiren könne. Der Vf. ist derselben Meinung, glaubt aber, dass es ihm dazu weniger an Menschen als an Gelde fehle, und dass daher, sobald die Armeen im feindlichen Lande auf fremde Kosten zehren könnten, der complette Bestand sich bald finden werde. Dann führt man als Gründe zum Kriege an: die französische Regierung erhalte immer mehr Festigkeit und Macht durch den Frieden, — am sichersten hat man diese wohl durch die zwey letzten Coalitionskriege begründet; — Frankreich habe immer mehr durch Negotiationen als durch die Waffen erlangt, — ein seltsamer Vorwand, sagt der Vf.; wenn er Grund habe, so müsse doch die Schuld wohl an den Ministern der unterhandelnden Höfe liegen u. s. w. Zuletzt wird ein Hülfsheer von 115,000 Mann versprochen, von denen 25,000 in Neapel landen, und 90,000 nach Österreich marschiren sollen, die aber nach den einstimmigen Berichten aller russischen Generale bey Austerlitz bis auf 50,000 geschmolzen waren.

Über das bloss Historische des kurzen Feldzugs wird Rec. schnell weggehen und nur einige Bemerkungen des Vfs. auszeichnen. Anstatt, nach dem *Genzischen* Plan, wenigstens rasch in Italien zu operiren, während Napoleon noch an den Küsten der Nordsee war, wendete man die grössten Kräfte nach Deutschland, zögerte damit bis zum 9 September, liess dann die bayerschen Truppen nach Franken entwischen, und verrieth, indem man nicht wagte, in Bayern zu requiriren, und doch nur mit ungültigem Papier bezahlte, „ein furchtsames Verlangen, gern ungerecht zu seyn, wenn man es nur ungestraft thun dürfte." Der Marsch an die Iller war so übel nicht, wenn man gegen die Schweiz operiren wollte; aber Mack machte Halt, und gefiel sich in einer *schönen Position*, dieser Lieblingsschwachheit unserer gelehrten Taktiker. Der Vf. erlaubt sich darüber einige Sarkasmen, bemerkt aber scharfsichtig, dass, wenn einmal abgewartet werden sollte, Nördlingen der Punkt war, wohin die Österreicher sich stellen mussten. Napoleon vermuthete sie dort, und hatte seinen Colonnen diesen Ort zum Vereinigungsplatz gegeben. Er befand sich hier im Rücken des Feindes, der ihn noch immer vom Schwarzwalde her erwartete; wer aber seinen Feind ganz umgeht, ist dadurch seinerseits ebenfalls umgangen, wenn der Andere sich zu wenden versteht. Mack konnte durch seinen eigenen Fehler gewinnen, wenn er seine Armee auf das linke Donauufer versetzte, und den Kaiser von Würzburg abschnitt. Statt dessen nahm er nach seinem Übergang wieder eine Position zwischen Ulm und der Blau, und liess sich hier nun von allen Seiten umzingeln. Doch auch jetzt noch waren beide Armeen gleich stark, und ein Versuch, das Netz zu sprengen, wie Napoleon bey Marengo that, hätte gelingen können. Dass der Kaiser eine Schlacht erwartete, beweiset seine Proclamation an die Armee vom 13 October. — Die weiteren Vorgänge sind bekannt. Nur Gefechte waren vorgefallen, der Feldzug aber, ohne Schlacht, bloss durch Strategie entschieden. „Einen Krieg, mit den Beinen geführt", nennt ihn der Vf.

Als Anhang giebt er noch eine Schlachtordnung von Brigaden zu 8 Bataillonen, eben so vielen Tirailleurs-Peletons, 10 Escadrons Cavallerie und 16 Canonen, welche durch einen Plan deutlich gemacht wird. Diese Brigaden bildet er zum Angriff, indem jedes 4 Compagnien starke Bataillon sich mit der Fronte einer Compagnie, also 12 Mann hoch, in eine geschossene Colonne stellt; vier solche Bataillons-Colonnen in einer Linie, die vier anderen im Haken hinter beiden Flügeln; 12 Canonen, zu vier in jeder Bataillons-Intervalle der Fronte, und vier auf beiden Flügeln zu Einem in jeder Intervalle des Hakens. Die Tirailleurs sind vor der Fronte, wo sie von der Reuterey, die auf beiden Flügeln etwas zurückbleibend folgt, entweder unterstützt werden,

oder fich in die Zwifchenräume der Escadrons zurückwerfen können. Schon in der Vorrede zeigt der Vf. die Vortheile folcher Angriffscolonnen, und er meint auch, dafs Gen. Mack fich in diefer Stellung hätte durchfchlagen follen. Wenn er aber (S. LXII) glaubt, es fey überflüffig, der Cavallerie mehr als Ein Glied zu geben, weil das zweyte nie zum Angriff gelange: fo vergifst er, wie fchwer es ift, mit gehaltener Reihe an den Feind zu kommen, und dafs das nachreutende zweyte Glied dem erften, wenn auch nicht Nachdruck, doch Confiftenz giebt, indem es die Reihe erhält und das Zurückbleiben der Einzelnen, und dadurch den Nachtheil hindert, dafs man nicht mit gröfserer Tiefe als Fronte anrennt. Die Stellung in drey Gliedern ift aber allerdings baarer Unfinn, fie findet im Ernft niemals Statt, und ift blofs durch den Spieltrieb folcher Befehlshaber, die gern auf dem Exercierplatz für das Auge, nicht aber praktifch manoeuvriren, noch hier und da beybehalten worden.

Th. II. Abfchn. III. Marfch auf Wien. Vom 20 *October bis* 13 *November.* 24 *Tage.* Der Vf. bemerkt, dafs Napoleon bey diefem Marfch gar keine Kunft anwendete, fondern ganz geradezu ging, weil alles jetzt nur auf Kraft und fchnellen Nachdruck ankam; und dafs dagegen die vorgegangene ruffifche Armee gerade dadurch, dafs fie manoeuvriren und das Land Schritt vor Schritt vertheidigen wollte, den gröfsten Fehler beging. Es ift etwas fehr mifsliches mit folchen Rückzügen, bey welchen man unaufhörlich fich blofs vertheidigend gegen einen fiegreich nachdrängenden Feind fchlagen mufs. Nur die fchnelle Entdeckung des Ortes, wo man Halt machen und den Kampf von neuem beginnen kann, bezeichnet das militärifche Genie. Diefer Ort war Wien, dahin follte Kutufow eilen; kam er dort zeitig genug den Franzofen zuvor, fo konnte er die Hauptftadt vertheidigen: indem er fich aufhielt, wo er rafch hätte zurückgehen follen, wurde er gezwungen, nicht nur Wien, fondern auch Brünn zu verlaffen.

Abfchn. IV. Die Schlacht bey Aufterlitz. Hier wird zuerft die Unzulänglichkeit der vorhandenen Quellen dargethan. Das treffliche Werk des öfterreichifchen Generals Stutterheim über diefe Schlacht (*La Bataille d'Aufterlitz. Par un militaire témoin de la journée du* 2 *Decembre*) war noch nicht erfchienen, und aus den Bemerkungen des Moniteurs zu den ruffifchen Relationen mufste der Vf. durch eigene Combination fich eine Anficht des wahren Vorganges abziehen, die denn auch ziemlich die richtige gewefen zu feyn fcheint. Das Publicum ift jetzt hinlänglich über diefe Begebenheiten unterrichtet, um des Raifonnements entbehren zu können, womit Hr. *v. B.* die noch lange nach der Schlacht feftgehaltenen Zweifel über die Vollftändigkeit des Sieges widerlegt. Bey der umftändlichen Prüfung eines Auffatzes über das, was die Ruffen hätten thun follen, werden befonders die, den Schriften diefer Art eigenen, häufigen: *Wenn*, lächerlich gemacht. Es verdiente allerdings einer Rüge, dafs die politifchen Schriftfteller, welche vor der letzten Entfcheidung der Dinge auf das Publicum, und felbft auf die Cabinette wirkten, immer fo vieles vorausfetzten, was doch nie in Wirklichkeit übergehen konnte. Sie vergafsen ftets, die Gegenwirkung in Anfchlag zu bringen, und liefsen die franzöfifchen Feldherren fchlummern, während die Gegner ihre Entwürfe mit aller Gemächlichkeit ausführten.

Abfchn. V. Feldzug in Italien. Von diefem fagt der Vf. nur wenig, aber doch genug, um die bey dem fo fchwierigen Rückzuge entwickelten Talente des Erzherzogs ins Licht zu fetzen.

Die *allgemeinen Betrachtungen des Abfchn. VI* fchliefsen fich an die Reihe der in den Vorreden behandelten Gegenftände an. Der Vf. hat früher (Vorr. Th. 1 und am Ende des Abfchn. IV) fchon den Plan beleuchtet, nach welchem Preuffen *nach* der Schlacht von Aufterlitz die franzöfifche Operationslinie angreifen follte, und kommt hier darauf zurück. Um auf die Communication von Strasburg und Hüningen mit Wien, gegen die obere Donau zu operiren, würde man Rücken und Flanke gegen die von Mainz und Holland ausgehenden Linien blofs gegeben haben, und durch die Eroberung von Tyrol war die durch den Erzherzog anfangs abgefchnittene Verbindung auf allen Seiten feftbegründet, und die Bafis bis Mantua ausgedehnt. Lächerlich aber ift das ewige Hoffen auf Infurrectionen einzelner Provinzen, die doch nie eher, als bis man als Sieger in der Mitte der Unzufriedenen erfcheint, von Bedeutung feyn können. — Ein anderer Auffatz, — es ift Manier des Vfs., Materien, die er abhandeln will, gewiffermafsen in Gefprächsform durchzugehen, indem er Auffätze, welche die entgegengefetzte Meinung behaupten, einrückt und dann Punct für Punct widerlegt, — ein folcher Auffatz giebt ihm Veranlaffung zu einer Unterfuchung der Grundfätze des von Napoleon angenommenen Föderativ-Syftems. Er nennt diefe Einrichtung das „tief durchdachtefte, das die Annalen der Politik aufzuweifen haben," und begründet feinen Ausfpruch durch ein Raifonnement, woraus ungefähr folgende Refultate hervorgehen. Der ruffifche Colofs ift zu entfernt, um fich in die Angelegenheiten des Abendlandes mit entfcheidendem Nachdruck einmifchen zu können, jeder Verfuch es zu thun, wird mit fchneller Lähmung feiner Kräfte endigen; keiner der einzelnen Bundesftaaten aber ift ftark genug etwas gegen die Hauptmacht zu unternehmen, und eine Verbündung mehrerer würde nur die Unfälle der Coalitionen erneuern. Durch Heirathen und Verfchwägerungen werden nach und nach alle regierenden Dynaftieen zu Einer grofsen Familie, deren Hauptzweig die Kaiferkrone trägt. Diefer beherrfcht die Familie, und durch die Familie das föderative Reich, und indem die einzelnen Häupter nur durch Aufrechthaltung des Ganzen beftehen können, bürgt das eigene Intereffe eines jeden für die Dauer der Einrichtung.

Durch eine schwache Leitung der höchsten Gewalt würden jedoch die Grundfesten des grofsen Gebäudes nach und nach zusammensinken, und es mufste ein Mittel ausgefunden werden, die Erbfolge mit der nothwendigen Bedingung einer Reihe fähiger Regenten zu verbinden. (Vorr. Th. I. S. LIV. ff.) Diefs Problem lösete Napoleon durch sein Familien-Decret, nach welchem der Familienrath das Correctiv der Thronfolge und der Monarchie wird, mit dessen Zuziehung (nach dem Geiste der Institution) der Kaiser den natürlichen Erben ausschliessen, und durch Adoption der Dynastie wieder aufhelfen kann. (Th II. S. 117) Gleichförmige Erziehung und strenge Wachsamkeit über die Ehen der Prinzen sichern dabey die Festigkeit der Regierungsgrundsätze. — Einer ähnlichen, obgleich nicht zur Theorie erhobenen und nicht der Garantie eines eigenen Tribunals unterworfenen, Ausübung dankte die römische Welt ihren glücklichsten Zeitraum von Nerva bis auf Marc-Aurel, aber dennoch folgte ein Commodus auf den weisesten der Antonine. — Die Ehrenlegion nennt der Vf. einen Verdienstadel, der an die Stelle des Lehnadels getreten ist; in *seiner* Republik aber (Vorr. Th. II. S. XXI ff.) will er eine andere Modification dieses Instituts eingeführt haben. Es soll aus drey Classen bestehen, einer Purpurlegion, einer Weifsen und einer Grünen, um Genie, Intelligenz und Wissenschaft auszuzeichnen.

Er kömmt von jenen allgemeinen Ansichten wieder auf Preussen zurück, dessen politische Maximen einer scharfen Prüfung unterworfen werden. Schon seit dem siebenjährigen Kriege, sagt er, hat es durch seine, Deutschland trennende, Existenz den Franzosen den Weg zur Herrschaft über uns gebahnt (S. 142). Durch eine Reihe politischer Fehler beschleunigte es seitdem die endliche Auflösung des germanischen Staatskörpers. Dahin gehören in den neuesten Zeiten der Revolutionskrieg, die Aufhebung der nördlichen Demarcation, dieses letzten Palladiums der deutschen Unabhängigkeit, die Gleichgültigkeit bey der ersten Besetzung Hannovers durch die Franzosen, die Besitznehmung friedlicher Staaten, deren Existenz zu schützen sein Interesse war u. s. w. So aber, wie jetzt (1806) die Sachen stehen, mufs Preussen alles thun, um den Frieden zu erhalten, das Resultat einer vierten Coalition würde zunächst *sein* Untergang, und dann Vordringen der französischen Armeen bis an die Ufer der Wolga und des Euphrats seyn. Selbst glückliche Erfolge der Verbündeten würden den Feind nur zu gröfseren Anstrengungen reizen und die Drangsale des Krieges verlängern, denn „das neuere Frankreich schliesst keinen schimpflichen Frieden mehr." —

Rec. glaubt die am Schlufs des Buches wiederholten Resultate der über die Begebenheiten des Jahres 1805 angestellten Betrachtungen übergehen zu dürfen, weil er sie jedesmal gleich bey den sie begründenden Raisonnements angeführt hat, und diese Recension bereits sehr lang geworden ist. Er hofft aber für die Ausführlichkeit, welche er sich erlaubt hat, um so mehr Nachsicht erwarten zu dürfen, da die zahlreichen *Bülowschen* Bücher, seines Wissens, noch in *keinem* kritischen Institute beurtheilt worden sind. Nur durch häufige Anführung der eigenen Worte des Vfs. war es möglich, den Lesern dieser Blätter eine anschauliche Idee von dem Geist und Charakter eines Schriftstellers zu geben, dessen Werke bey dem militärischen und politischen Publicum eine so allgemeine Sensation erregt, und so widersprechende Urtheile über ihren Urheber in Umlauf gebracht haben. Von sklavischen Bewunderern eben so unbedingt erhoben, als von aufgebrachten Gegnern herabgesetzt, scheint er nur von Wenigen verstanden worden zu seyn. Er kämpfte mit verjährten Vorurtheilen. Kein Wunder, dafs er sich Feinde machte, da er, jede Art der Überredung verschmähend, nur auf Überzeugung durch unumstössliche Gründe ausging. Der Verdrufs über das ihm versagte Gehör gab seinen Äusserungen eine Bitterkeit, die am Ende den Wahrheiten, welche er vortrug, überall den Eingang versperrte, und nun fing er an, den Kranken nicht mehr mit der Schonung eines Wundarztes, sondern mit der Kaltblütigkeit eines Zergliederers zu behandeln. Aber weniger redlich, oder doch gewifs weit schädlicher, war der Misgriff seiner Gegner, welche die Sache mit der Person verwechselten, und *Bülows* Grundsätze widerlegt zu haben glaubten, indem sie ihn für einen Wahnwitzigen ausgaben. Auf die Bündigkeit seiner Schlufsfolgen, auf die Klarheit seiner Untersuchungen hatte die gereizte Empfindlichkeit des Vfs. keinen Einflufs; weit entfernt, ihn zu blenden, trug sie vielmehr nur bey sein Urtheil zu schärfen, und der Umschwung der Weltbegebenheiten hat die Richtigkeit seiner Resultate bestätigt, während er das Schicksal der Cassandra erfuhr. Der Zorn der Beleidigten söhnt sich jetzt mit den Manen des zu früh Verstorbenen aus; schon läfst man seinen Ansichten allgemeine Gerechtigkeit widerfahren, und vielleicht ist der Zeitpunct nicht mehr fern, wo man es vergessen haben wird, dafs man noch vor Kurzem anders denken konnte.

Kf.

FORTSETZUNGEN.

Celle, b. Schulze: *Über die Gemeinheitstheilung, und zwar von den Grundsätzen, wornach zu theilen, und von der Verfahrungsart des Vfs., bey den von ihm besorgten Theilungen*, zu deren Entwickelung mehrere Entwürfe aus verhandelten Acten mitgetheilt werden, von dem Ober-Commissär *Joh. Fried. Meyer*, Mitgliede der königl. kurfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle. 3ter Th. 1805. XXVI u. 344 S. 4. (3 Rthlr. 4 Gr.)

Wien, b. Degen: *Die Umgebungen Wiens.* Von *Joh. Pezzl.* (Als zweyter Theil der Beschreibung von Wien.) Mit 1 Karte. 1807. XII und 226 S. Taschenformat. (1 Thlr. 16 Gr.)

Glogau, b. Günther: *Vollständige chemisch-praktische Bleichkunst* von *Karl Ludwig Engelmann.* 2te Auflage 1807. 128 S. 8. (8 Gr.) S. Recension der 1sten Auflage, 1806. No. 252.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MÄRZ, 1808.

GESCHICHTE.

Schneeberg, in der Verlagsbuchhandlung: *Leben der beiden unglücklichen Marggrafen, Albrechts des Stolzen und Dietrichs des Bedrängten,* herausgegeben (?) von *Merkel* (wo? sein Charakter!) 1806. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

„Die Geschichte der Regenten nimmt unter den Weltbegebenheiten immer die wichtigste Stelle ein. Sie sind die Werkzeuge, deren sich die Vorsehung bedient, die Schicksale der Völker zu regieren, und nachdem sie gut und weise sind, herrscht auch immer unter ihren Unterthanen Ruhe, Wohlstand und Glückseligkeit." So beginnt der Vf., ohne weitere Einleitung, ohne nähere Nachricht von seinem Plan und seinen Zwecken: nicht einmal erfahren wir, wie sich seine frühere Arbeit: *Aufklärung und Berichtigung einiger Umstände in dem Leben Dietrichs des Bedrängten. Deutsche Monatsschr. März 1798,* zu der gegenwärtigen Bearbeitung verhält. Uns scheint diess Werk kein Gewinn für die Geschichte des Königreichs Sachsen zu seyn. Neues lernt man hier nicht; was wir von den beiden genannten Markgrafen wissen, ist vollständig zusammengereiht — das ist aber immer nicht viel geleistet. Das Talent, welches zur Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffs erfodert wird, können wir dem Vf. nicht zugestehn; seine Manier ist eine veraltete, für unsere Zeiten nicht mehr passend. Der Plan ist nach dieser alten Art und Weise aus verschiedenem Fachwerk, als Geburt, Erziehung u. s. w. zusammengesetzt, das muss nun ausgefüllt werden, sollte sich auch gar kein Material dazu finden; die Sucht, von allen Begebenheiten die Ursache anführen und ergründen zu wollen, (was man einmal wohl *pragmatisch* schreiben nannte,) wo oft alle Möglichkeiten erschöpft werden, die man für Geschichte verkauft, zeigt sich auch hier. (S. 26. S. 61.) Dazu eine breite Diction, die sich nicht weniger mit den Formen eines vergessenen Geschmacks herumschleppt (der Provincialismen nicht zu gedenken; „*die Belagerung aufschlagen*" mehrmals, statt einen belagerten Ort entsetzen): Der „*Herr*" Vater, „*Herr*" Bruder, „*Frau*" Mutter des Markgrafen, um ja recht respectvoll von den hohen Ahnen des Regentenhauses zu sprechen, der Stossseufzer S. 134, und das Ende des Werkes, das also lautet: „Wir wollen also durch übereilte Urtheile uns an dem Andenken dieses gütigen, aber auch höchst unglücklichen Fürsten (Dietrichs des Bedrängten) nicht versündigen, vielmehr wollen wir die göttliche Vorsehung bewundern, welche nach allen Unfällen dieser und der folgenden Zeit die hohen Nachkommen stufenweise (,) obgleich nicht immer auf mit Rosen bestreuten Wegen, zu einer Höhe empor geführet hat, auf welcher wir sie jetzt erblicken, und bey welcher jeder getreue Unterthan mit mir wünschen wird, dass sie Gott beständig auf derselben erhalten, und ihren Wohlstand vermehren möge," zeugen von jenem Geschmack.

Die Beweisstellen sind übrigens in den Noten abgedruckt, einmal auch eine aus *Schmidt,* der doch in Jedermanns Händen ist (S. 191). Der Markgraf Albrecht wird gegen die Beschuldigungen, welche ihm die Geschichtschreiber machen, in Schutz genommen; der Vf. nennt ihn: „*einen edeldenkenden Prinzen*" (S. 54); aber, indem er von diesem die Schuld abwälzt, legt er sie um so stärker mit seinem „*wahrscheinlich* und *vielleicht*" der „*unversöhnlichen* Mutter" auf, deren Anreizungen bleiben die letzten Ursachen der Ereignisse, wenn der Vf. keine andere herauszudenken vermag. Auf die leichtere Erklärung, durch den einmal zwischen beiden Brüdern aufgeregten und eingewurzelten Hass (und ein solcher pflegt ja zu den widernatürlichsten Thaten zu verleiten) fiel er nicht. Im Staats- und Privat-Rechte des Mittelalters wird der Vf. noch fleissig nachstudiren müssen, mit diesen Fächern ist er ziemlich unbekannt, das, was er S. 214 über den Kauf der Lausitz sagt, oder S. 365 über die Eventual-Succession des Landgrafen Ludwig von Thüringen in Meissen, bezeuget diess. Nach S. 55 folgten die ältesten Söhne, wenn *ein Herr* Lehen hatte, in diesem nach, die übrigen wurden mit anderen abgefunden; es soll heissen: folgten in dem Hauptlehen nach, denn auch die nachgebornen Söhne erhielten Lehen. Der Beweise bedarf es nicht. Dass Markgraf Otto, wie S. 56 gesagt wird, seinem jüngeren Sohne das Hauptlehen hätte zuwenden können, wenn er es nur gleich Anfangs gethan hätte, darüber muss man lächeln; Albrecht würde sich auch dann mit eben dem Recht widersetzt haben. Spricht doch auch der Vf. häufig von den *Testamenten* des Markgrafen Otto; aber der Ausdruck *testamentum* im *Chron. Mont. Seren.* bedeutet nicht Testament in unserem Sinne. Eben so unrichtig ist das §. 64 über den von dem Chronisten gebrauchten Ausdruck *depositum,* von der durch Markgraf Otto im Kloster Altenzelle hinterlegten Summe, Gesagte. Allerdings wär dieses Geld, nur nicht in Hinsicht auf den Geber, sondern in Hinsicht auf das Kloster, ein wirk-

liches *depositum*, da dasselbe den *ecclesiis dei* ausgetheilt, und kein ausschliessliches Eigenthum des gedachten Klosters werden sollte. Damit fallen denn auch die noch weiter folgenden Schlüsse und Vermuthungen von selbst dahin. S. 90. Das *Osterland* ist nicht einerley mit der *Ostmark* (*Marchia orientalis*) der Lausitz; und hätten sich auch einmal späte Übersetzungen dieses Fehlers schuldig gemacht, ist es denn dem Geschichtforscher erlaubt, so ohne Kritik zu Werke zu gehen? (Vergl. was über *Spangenberg* als Historiker S. 205 geurtheilt wird.) Sollte nicht auch die eigentliche Quelle des Streits zwischen Markgraf Dietrich und seinem Adel (S. 277) unbeachtet geblieben seyn? Sie findet sich ohne Zweifel in der Anlegung der Steuern (*Bete*), die bey den unaufhörlichen Fehden, die das Land verwüsteten, das also die alten Abgaben nicht liefern konnte, während die grossen Stiftungen das Staatsvermögen (oder das des Regenten) verminderten, unvermeidlich war, aber den Adel gegen den Fürsten aufbrachte. Der Vf. hält sich aber wieder bey einem einzelnen Ausdruck der Erzählung auf; und indem er den Fürsten „*den gütigen Herrn*" entschuldigt, dass er auf das Betragen seiner Beamten nicht so genau Acht haben können, wundert er sich, wie der Adel die Schuld dem Herrn selbst habe aufbürden können. Natürlich, die Beamten, welche die Steuern eintrieben, verrichteten nur den Willen ihres Herrn; aber darüber wird der Hauptpunct selbst umgangen; und Träume treten an die Stelle der Geschichte.

Was S. 15 Not. m, über den, in *Chron. mont. Seren.* gebräuchlichen Jahresanfang gesagt ist (25 März), ist richtig; *Tenzel* hat aber wohl noch andere Quellen gehabt, als die S. 16 vermuthete, um einen Jahresanfang auf den Ostertag zu setzen. Dieser Gebrauch unter den vielen anderen, ist gar nicht unbekannt; in der köllner, lütticher Dioces, in einem Theil der Niederlande, Frankreich, Helvetien rechnete man so. Man muss aber ja nicht zu weit gehen, und eine Urkunde vor dem 15 Jahrh. für unächt halten, weil darin *annus incarnationis domini* mit *annus domini* schlechthin als gleichbedeutend gebraucht ist. (S. 208 ff.) S. 71 verspricht der Vf. eine Untersuchung über die verschiedenen Ausgaben der altzelleschen Jahrbücher. D. W.

MÜNSTER, b. Aschendorf: *Beyträge zur Geschichte Westphalens, zugleich Versuch einer Provinzialgeschichte der merkwürdigen Grafschaft Bentheim.* Von F. F. von Raet, von Bögelskamp. 1805. 1 Theil. XXI u. 286 S. Th. 2. VIII u. 255 S. (ohne Titel, Dedicat. u. Stammtafeln.) 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Die frühere Erzählung scheint ein vermehrter und berichtigter Auszug aus *Jungs* bekannter bentheimischen Geschichte zu seyn. Der letzte Abschnitt, die Geschichte des Hauses Güterswyk, welches noch jetzt herrscht, ist die alleinige Arbeit des Vfs., eine Arbeit, welche nicht nur an sich, da uns eine kurze und vollständige bentheimische Geschichte, die Nachrichten von einem nicht unbedeutenden Theile des Reichsbodens, noch fehlen, sehr verdienstlich ist, sondern deren Gewinn die Behandlung des Vfs. noch vermehrt hat. Rec. gesteht gern, dass ihm die Lesung dieses nicht ohne Geist und eigenthümlichen Charakter geschriebenen Werkes vielfaches Vergnügen verschafft hat, und dass er hofft, wenn der Vf. seine Musse ferner auf die Geschichtschreibung und zwar zuvörderst auf das Studium unserer guten Geschichtschreiber wendet, der Literatur zu einem guten Historiker mehr Glück wünschen zu können. Da er jetzo leider! nur eine Regentengeschichte gegeben hat, so ist die Erzählung freylich hin und wieder trocken und zu umfassend; aber die Manier, die eingestreueten Notizen von dem Zustande des Landes, von vielen gelegentlich vorkommenden Familien, und die in der Geschichte der Grafen selbst liegenden Eigenthümlichkeiten, ersetzen dieses bey dem Plan des Vfs. unvermeidliche Ungemach. Die Ehegeschichte des Grafen Ernst Wilhelm, der Tausch, den seine Söhne erster Ehe eingehen mussten, ist ein auch für das deutsche Staatsrecht interessanter Hergang, wozu er auch schon von *Pütter* (über Missheirathen deutscher Fürsten und Grafen S. 151), freylich in einer ganz anderen Ansicht, benutzt worden ist. Der oft körnige und gedrungene Ausdruck könnte an vielen Stellen deutscher und wohllautender seyn.

Wir haben schon gesagt, dass hier nur eine Regentengeschichte gegeben wird, und in so fern müssen wir den Titel, der eine Geschichte *der Grafschaft Bentheim* verspricht, tadeln. Von jedem Regenten ist das, was die Geschichte von ihm noch aufbehalten hat, oft wohl zu ausführlich, (wer möchte sich bey der Erwähnung eines Grafen als Zeuge gern verweilen!) angegeben, zum Theil selbst in einem wörtlichen Auszuge der Urkunden, denn „man kleidet sich zuweilen schöner ins Costüm der guten Altväter" (S. 8); aber man kann diess übertreiben, und darf nicht vergessen, dass man vornehmlich für die Zeitgenossen sorgen muss. Oft ist auch der Inhalt von Urkunden blos deshalb ausgezogen, weil ein bentheimischer Graf darin als Zeuge erscheint, und das Wichtigere von dem Unbedeutenden noch nicht genug gesondert. So werden im ersten Theil die Grafen von Bentheim aus den Pfalzgrafen von Rheineck (nicht aus dem Hause Pfalz!) und den Grafen von Holland, und im zweyten die aus dem noch herrschenden Hause der Dynasten, von *Güterswyk* im Kleve'schen dargestellt. Die aus dem Hause Holland herrschten von 1148—1421, worauf der Enkel der Schwester des letzten Grafen, *Eberwin*, nachfolgte, der auch *Steinfurt* an sich brachte. Sonst folgt der Vf. in den früheren Zeiten der Möserschen Darstellung, von welcher er Ausdrücke und Manier geborgt hat; aber er hat sich dadurch oft verführen lassen, und ist auf böse Abwege gerathen. So S. 173, als an gewisse *Hülende* Herrn Gerechtsame verkauft werden, erklärt der Vf. diesen Namen also: „die in Markensachen mit zu *kallen* oder zu sprechen —

hatten," da doch von Kalandsherrn, diesen so bekannten Verbindungen, die Rede ist. Kurz darauf (S. 175) sagt er, um die Münzsorte *Mark* zu erklären: „die Marken oder gemeine Gründe, Versammelplätze der Bauerschaften, wurden Marken der Städte, und darauf mit Marken gehandelt." Diess sind — Spielereyen, die wir erstaunt waren, hier zu finden. Doch von solchen Etymologieen (S. 28. Steinfurt S. 11) und auch wohl alten Fabeln (Drusus S. 9, Turniere S. 23, die alten Grafennamen S. 21 ff.) hat sich der Vf. noch nicht ganz losgewunden, während er die alte Angehörung Bentheims an Utrecht und so die älteste Kunde dieses Ländchens erst S. 45 sehr versteckt erwähnt. (*Heda*, S. 27.) Was der Vf. von den alten Grenzen Deutschlands sagt, steht mit *Müller* in Widerspruch. — Ein anderer Vorwurf möchte aus seiner Parteylichkeit für die Gerechtsame der Grafschaft, oder des nunmehrigen Regentenhauses genommen werden können, für welche er sich oft zum Advokaten aufgeworfen, und durch solche staatsrechtliche Bemerkungen zwar seinem Werk noch einige Vorzüge mehr gegeben, aber die Grenze des Geschichtschreibers überschritten haben dürfte. Wir würden bey der Verschmelzung, worin Geschichte und Staatsrecht unserer kleinen Territorien sich befindet, diess nicht bemerkt haben, wenn wir nicht gefunden hätten, dass der Vf. oft mit Leidenschaft und nur nach den Ansichten seiner Partey erzählt. So findet er Beweise der Landeshoheit von Steinfurt in der Haltung von Ministerialen (S. 66), in der Eingehung von Schutzbündnissen mit Benachbarten! (S. 68.) Das Successionsrecht der bentheimischen Grafen in die Lande des ausgestorbenen holländischen Zweiges darf nicht nach unseren Rechten beurtheilt werden, und nach denen, welche beym Erlöschen galten, konnte ein abgetheilter, nicht in Familienverbindung gebliebener Zweig nicht auf die Lande seiner Vettern Anspruch machen; *das* war die damals gewöhnliche Successions-Methode! Th. 2. Eben diese Nichtbeachtung der ehemals geltenden Rechtsgrundsätze findet sich bey der Erzählung der Erwerbung der Grafschaft Tecklenburg, wo doch den Vf. die Urtheile der höchsten Reichsgerichte, welche gegen Bentheim erkannt haben, hätten aufmerksam machen sollen. Eben so wenig dürfte der Vf. Jemand von der Gründlichkeit der Visionen (II, 13), oder davon überzeugen, dass die durch den Vergleich vom 7 Dec. 1716 der münsterschen Landeshoheit unterworfenen Steinfurtschen Districte durch die Auflösung des Fürstenthums *jure postliminii* ihre vorige Unmittelbarkeit zurückerlangt hätten, wie S. 176 u. f. behauptet wird. Selbst in dem Falle würde aus den Worten und nach dem Geiste des Deput. Hauptschl. wohl kaum ein Zweifel entstehen können, wenn auch diese Ortschaften nicht unter das Amt Horstmar gelegt worden wären, wie der Vf. zwar S. 255, aber ohne Beweis behauptet, während unsere Geographen das Gegentheil anführen, in welchem Fall dann noch weniger Streit seyn würde.

Von dieser politisch-rechtlichen Art ist auch der jedem Theil beygefügte Anhang. Der des ersten Bandes entwickelt die Unterwürfigkeit der Herrlichkeit Lage unter die Grafschaft Bentheim — ein Bezirk, den Büsching nicht kennt, und der ehemals zu Oberyssel gehörte; — der des zweyten enthält die Geschichte der bekannten Verpfändung der Grafschaft an Kurbraunschweig, welche in unseren Tagen ein neues Interesse gewonnen hat. Es wird uns desshalb erlaubt seyn, einige Notizen auszuziehen, wobey wir nur bedauern, dass der Vf. die wichtigsten Urkunden nicht mit vorgelegt hat, welche uns in den Stand gesetzt haben würden, selbst ein Urtheil zu fällen. Bey des Vfs. Erzählung darf das *audiatur et altera pars* um so weniger aus den Augen gesetzt werden, da er sich durchaus als Gegner des kurbraunschweigischen Verfahrens und heftiger, als es sich für einen unbefangenen Geschichtschreiber ziemt, darstellt. Am 12 Mai 1752 wurde die Grafschaft auf 30 Jahr, vom 1 Jan. 1753 anzurechnen, antichretisch mit aller Landeshoheit (nur den wohl nicht unwichtigen Steinhandel und die Bewohnung des Schlosses ausgenommen) verpfändet. Die auf den Domainen liegenden Schulden wurden zu 189119 Thaler holländisch berechnet, die Pfandsumme der versetzten Domainen betrug 57000 Thaler, und dazu kamen noch 35000 Thaler Abfindung der Gräfin von Virmont (S. 191). Diese Summen sowohl, als die auf dem Lande liegenden, übernahm der König von England, gegen Anrechnung von 2 pC. Zinsen für die erstere, und von 3 pC. für die letztere. Dagegen berechnete derselbe auch nur von den Domainen 20820 Reichsthaler und ein Subsidium der Landstände von jährlich 14128 Thalern, (bis 1792 wo dasselbe verringert wurde), und zahlte ausserdem dem Grafen eine jährliche Pension von 20000 Thaler. Die Agnaten, die jetzt zur Succession gekommene steinfurtsche Linie, gaben zwar ihren Consens; aber ihnen wurden die Separatartikel des Vertrages, nach deren einem Kurhannover bey einer anderweiten Verpfändung oder Verkaufung ein Näherrecht erhielt, nicht mitgetheilt, welche sie also auch nicht binden können. In den ersten Jahren wurden auch wirklich von dem Überschuss Reste abbezahlt, und am Ende des Jahres 1756 war ein Vorrath von fast 2000 Thaler vorhanden, der vertragsmäsig vom Kapital abgehen musste. Die Stelle, welche der Graf im siebenjährigen Kriege in der französischen Armee bekleidete, veranlasste eine Suspension der Pension, von Seiten des Grafen dann die Immission durch die französischen Truppen, wodurch die hannöversche Regierung bewogen wurde, blos nach dem Recht des Krieges die bald wiedererworbene Grafschaft zu behandeln, und alle Rechnungsablegung während der Kriegesjahre zu verweigern. Nach dem Kriege musste nun der Graf abermals, um die aus diesem Verlust entsprungenen Schulden zu tilgen, in Hannover borgen. So fand am Ende der 30 Jahre nicht nur keine Verminderung der Schuldmasse, sondern vielmehr eine Vergrösserung der ursprünglichen

Statt. Nun sind aber auch die Preise der Dinge und also auch die Einnahmen gestiegen, mehrere Einnahmen gar nicht berechnet, die versetzten Domainen theils gar nicht eingelöset, theils noch nach dem alten Fuss verzinset worden, kurz Hannover hat mehr als gesetzliche Zinsen genommen. Es ist nicht wirthschaftlich Haus gehalten, Forste sind ruinirt, die Gebäude dem Verfall preis gegeben, das Schloss Bentheim, „das ehemalige Wunder Westphalens," durch die Einrichtung eines Lazareths verwüstet (1795) und seiner Meublen beraubt, dann befestigt und dem Bombardement der Franzosen ausgesetzt, wodurch dasselbe ein Steinhaufen geworden ist, so dass der Regent nicht einmal mehr eine Wohnung behalten hat. Landeshoheitliche Rechte sind aufgegeben, die Regierung wurde auf einen einzigen Rath reducirt. Hiezu ist in den neuesten Zeiten, ausser anderen Kriegsübeln, noch der enorme Beytrag zu den Kosten der Demarkationslinie gekommen, „wovon das Land nicht den geringsten Nutzen hatte, — — und auch nicht dazu gehörte (welche Parteylichkeit und gänzliche Misskennung aller Verhältnisse!) und um so unerhörter, da auf dem Congress zu Hildesheim, worauf die *freywilligen* Beyträge der theilnehmenden Stände festgesetzt worden waren — — der Reichsgrafschaft Bentheim nicht erwähnt worden war, noch erwähnt werden konnte. (Allerdings, da Hannover die Militärgewalt mit verpfändet war, hing von dem Besitzer diese Verfügung ab. Auch ist das Anführen falsch, wie sich aus *Küsters* Beyträgen zur preussischen Staatskunde ergiebt, wo der Vf. finden kann, dass der Beytrag der Grafschaft, wie überall, nach der Reichsmatrikel bestimmt ist, und wie viel das Land gegeben hat.) Beym Ablauf der ersten 30 Jahre wurde das Land nicht abgelöset, wovon der Vf. die Schuld wieder auf das hannöverische Ministerium wälzt, und der Vertrag dauerte also stillschweigend bis zur Abbezahlung fort, wie auch die ausdrücklichen Bestimmungen sagen. Falsch aber ist die Deutung, welche von hannöverischer Seite den Worten gegeben wird, als ob derselbe auf anderweite dreyssig Jahr durch diese Nichtablösung erstreckt worden sey, eine Deutung, welche sich durch nichts rechtfertigen lässt. Die seitdem erfolgte Einlösung wird uns am Ende zwar bekannt gemacht, aber ohne auch nur einmal zu sagen, von wem sie erfolgt sey. Diess ist die Darstellung des Vfs. Möchte doch auch dieses Beyspiel unseren kleinen Regenten die traurigen Folgen des unverzeihlichen Schuldenmachens, welches sie endlich in die Classe der gewöhnlichen Gutsbesitzer herabwerfen wird, zeigen, möchten sie Sparsamkeit und die Lehre lernen, sich in solchen Verlegenheiten nicht an Mächtige zu wenden, gegen welche sie nicht immer Hülfe finden! Selbst, wenn durch die Macht alle freyeren Stände des deutschen Reichs der Herrschaft weniger unterworfen werden, wird man jene doch gewiss vorerst noch nicht so erniedrigen, dass man ihnen nicht ein besonderes Gebiet und grosse Vorrechte liesse, und dann wird diese Lehre immer noch praktisch bleiben!

H. St. F.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Schiegg: *Die Freunde Heinrichs des Vierten*. Aus dem Französischen des Hn. *Sewrin*. In drey Bändchen. 1806. 222, 291 u. 243 S. 8. (Alle drey Bändchen 3 Thlr.) Ein Buch, durch dessen Übersetzung nicht viel gewonnen ist. Es gehört zu den unglücklichen Mitteldingen, die zugleich historisch seyn, und wie ein Roman unterhalten und reizen wollen. Die pikanten Züge aus *Aubigné's*, *Sully's*, *Biron's* und *Mornay's* Leben sind ausgewählt, leicht und flüchtig hingeworfen, und, damit sie desto weniger ihre Wirkung verfehlen sollten, hin und wieder beliebig verziert, mit allerley Schnitzeleyen. Die bekannten Memoires sind von dem Vf. gelesen; die nöthigen Stellen zuweilen wörtlich herausgeschrieben, und dann durch unbedeutende Reflexionen, oder sentimentale Ausrufungen, oder auch gar nicht in Verbindung gebracht. Dem Kenner der Geschichte wird das Wahre in der Erzählung durch die leichtfertige Behandlung unerträglich; der, welcher von der Geschichte nichts weiss, wird das Buch nicht verstehen: Für wen kann es denn nun seyn? Für den grossen Haufen etwa, der einmal von *Heinrich IV* und den Hugenotten, und der Bluthochzeit gehört, sich aber nicht weiter darum bekümmert hat, und jetzt nur Unterhaltung, das soll heissen, eine Lectüre sucht, bey welcher die Zeit hingeht. Der Übersetzer, welcher das Seinige bey dem Buche redlich gethan zu haben scheint, fühlt recht gut, wo es seinem Autor fehlt, und es ist ihm nicht zu verargen, dass er ein Buch, dem er selbst seine Zeit und Mühe gewidmet hat, zu empfehlen sucht. Um diess möglich zu machen, nimmt er eine dreyfache Art an, die Geschichte zu behandeln: die *historische* (das gäbe also eine *historische Historie*), die *philosophische* und die *pragmatische*. Die erste will nichts, als eine treue Darstellung des Geschehenen liefern; die andere will entweder alles aus einem bestimmten Princip ableiten, oder in Beziehung auf einen bestimmten Zweck erklären. Die dritte aber, die pragmatische Behandlungsart, stellt das Geschehene bloss um eines *subjectiven* Zwecks willen dar. Dieser Zweck ist nun entweder ästhetisch, oder ascetisch, oder politisch, oder intellectuell, oder gemischt. Nachdem der Übersetzer dieses als zugegeben vorausgesetzt hat, wird es ihm gar nicht schwer, das Werk des Hn. *Sewrin*, in welchem die Geschichte pragmatisch-historisch behandelt sey, wacker zu preisen. Und wirklich: wer wird nicht eingestehen, dass der gewählte *Gegenstand* höchst anziehend sey! — In der That: es kommt alles darauf an, wie man die Sachen ansieht.

Angehängt ist das *Tagebuch eines Mönchs von St. Denis, enthaltend den Bericht von der, im Jahr 1793 verübten Entweihung der königlichen Gräber, mit historischen und anderen Anmerkungen.* Irrt Rec. nicht, so hat er dieses Tagebuch schon irgendwo anders übersetzt gelesen. Es ist im Ganzen sehr arm, trocken, eintönig und einfältig. So fängt es an: „Sonnabends, den 12 Oct. 1793. Man hat die Gruft der Bourbons auf der Seite, wo die unterirdischen Kapellen sind, geöffnet, und zuerst den Sarg Heinrichs IV — gestorben im Jahr 1610, in einem Alter von sechs und funfzig Jahren und einigen Monaten — herausgezogen. *Anmerkungen.* Sein Körper fand sich noch gut erhalten, und seine Gesichtszüge vollkommen kenntlich. Man liess ihn in dem Gange der unteren Kapellen, in sein Schweisstuch gehüllt, welches ebenfalls gut erhalten war, stehen" u. s. w. Der ehrliche Mönch zählt dann eine Menge Begebenheiten aus Heinrichs IV Leben auf, die alle am 14ten Tage des Monats geschahen. Aber nicht allen widmet er so viele Aufmerksamkeit, als diesem grossen Könige. Er nennt gewöhnlich nur die Namen derer, die in den Särgen lagen, und sagt, wenn sie gestorben. Merkwürdig bleibt das Tagebuch immer. — Noch ist angehängt ein Gespräch über die Freundschaft im Privat- und Fürsten-Stande. — Das Buch ist gut gedruckt; der Titel jedes Bändchens in Kupfer gestochen, und verziert mit den Köpfen der Männer, die in ihnen dargestellt werden. Ein gemeinschaftliches Titelblatt für alle Bände zeigt uns Heinrich IV.

Q. Q.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 MÄRZ, 1808.

TECHNOLOGIE.

WIEN, b. Degen: *Ausführliche Anweisung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Strassen*, verfasst von *Joseph Schemerl*, k. k. niederösterr. Regierungsrath und Beysitzer der in niederösterr. Strassen-Angelegenheitung aufgestellten Hofcommission. I Th. 461 S. mit 11 Kupf. II Th. 472 S. mit 9 Kupf. III Th. 425 S. mit 8 Kupf. 1807. gr. 8. (9 Thlr. 8 Gr.)

Ganz richtig sagt der Graf von Soden: „Strassen sind das Weltband: sie bewirken Veredlung, vereinigen die Menschheit, dienen wie die Schifffahrt — aber gross und kühn war der erste Gedanke, — eine gepflasterte oder auch nur mit Steinen beschüttete Strasse, mit Menschenhänden, durch einige Provinzen anzulegen.“ Der Strassenbau stehet mit der Cultur einer Nation gewöhnlich im Verhältniss. Aus diesem Grunde schon wäre eine ausführliche Strassengeschichte der älteren und neueren Zeit ein sehr interessantes und wünschenswerthes Werk, noch wichtiger aber ist sie für den Architekten. In der Hoffnung, dass dieser Wunsch durch eine würdige Hand erfüllt werden wird, wenden wir uns zu der Beurtheilung des vorliegenden Werks. Es besteht aus drey Abschnitten, nämlich 1) aus dem theoretischen Theil, welcher eine Strasse gut anlegen lehrt, 2) dem praktischen Theil, um eine Strasse gut und mit der möglichsten Menage zu erbauen, und 3) die gebaute Strasse zu erhalten. Der I Th. ist nicht wie die zwey folgenden in Abschnitte getheilt, welches doch der systematischen Ordnung halber, und um Wiederholungen und unnöthige Weitschweifigkeit zu vermeiden, hätte geschehen sollen. Er besteht bloss aus Capiteln, denen eine Einleitung vorangehet, worin eine geschichtliche Skizze von dem österreichischen Strassenbau enthalten ist. Hier das Einzelne.

Cap. I. *Von dem Strassenbau der älteren und jenem der neueren Zeit.* Der Vf. giebt einen dürftigen Umriss von den Überbleibseln einiger alter Strassen, welche man aber vollständiger aus *Krünitz* ökonomischer Encyklopädie 62 und 63 Th. kennen lernen kann, — zeigt dann, auf welche Art die Römer ihre Strassen zu bauen pflegten, und stellt diesem die neuere Verfassung des Strassenbaues entgegen, aus deren Vergleichung hervorgehet, „dass der Mensch, wenn er will, alles was der Natur nach möglich ist, machen kann, und dass die neuere Zeit die ältere in manchen Stücken überschreitet.“ Rec. lässt allen alten Denkmälern das gebührende Lob, und bewundert die Thätigkeit der Vorzeit. Wenn man aber der neueren Zeit alle Solidität und Energie absprechen will, so scheint man ihm zu weit zu gehen. Desswegen stimmt er dem Vf. §. 7 und 12 bey, dass auch wir dergleichen römische Arbeiten darstellen können, und berufen uns auf die Strassen über den Coibel etc., über den Simplon, Mont-Cenis und über den Genèvre etc. So kurz und unvollständig übrigens die Geschichte des alten Strassenbaues, in topographischer und technischer Hinsicht, von dem Vf. abgehandelt worden: so kurz und noch unvollständiger ist die Geschichte der neueren Strassen ausgefallen. Der Vf. liefert in diesem Capitel ein Quodlibet: er redet bald geschichtlich, bald technisch von alten und neuen Strassen, bald im Allgemeinen, bald insbesondere von den österreichischen Strassen, verwebt damit Raisonnements über Herbeyschaffung der Hände und Fuhren u. dgl. Cap. II. *Von den Strassenbau-Materialien.* Schon früher hat Rec. öffentlich die Bemerkung gemacht, dass kein Schriftsteller des Strassenbaues die Materialien mineralogisch richtig benannt habe. Einen Versuch liefert die *Mineralogie der Baukunst* von *K. H. G. Sturm.* Chemnitz 1800. Auch unser Vf. sagt weiter nichts, als dass man zum Strassenbau — Steine, Schotter (Grand, Kies), Bauholz, Kalk, Ziegelsteine, Erde und Bausand bedürfe. §. 4 tritt der Vf. der Meinung des Hn. *Wiebeking* in dessen *praktischer Anleitung zur Aufführung etc. der Landstrassen.* Wien 1804 bey, dass die Leisten- oder Schnur-Steine, die Dienste der Gewölbe-Widerlager thun sollen; welches aber durchaus falsch ist, was unser Vf. auch später zu fühlen scheint, indem er Cap. III. §. 13 selbst eine andere Constructionsart angiebt. — Lobenswerth sind des Vfs. Vorschläge zum Probiren und zum Ankauf der Materialien. Obgleich nicht neu, zeugen sie doch von einer vielfältigen, praktischen Erfahrung im Detail. Wie aber der Vf. §. 30 auf den Gedanken kommen konnte, die Nachahmung des römischen Strassenbaues, in Rücksicht der Verbindung der Materialien mit Kalk u. s. w. anzurathen, begreifen wir nicht. Wenn wir auch jetzo einen eben so guten Mörtel und Cäment machen können, wie zu Vitruvs Zeiten, welches wir nicht bezweifeln: so ist doch der Handelsverkehr und das Fuhrwerk gar sehr verschieden. Das beste Cäment erreicht doch die Festigkeit des Porphyrs oder Basalts nicht. Die

von solchen Steinarten gebaueten Strafsen, bedürfen schon einer steten Reparatur, wie viel öfter würde man eine nach der angegebenen römischen Manier gebauete Strafse repariren müssen! und wie schlecht würde die Reparatur der ausgefahrnen Geleise ausfallen! Eine mit Mörtel gebauete Strafse kann nur für Fufsgänger, höchstens für ganz leichtes Fuhrwerk nutzbar seyn. Cap. III. *Von den Constructionsarten der Strafsen nach Verschiedenheit des Terrains und Grundes.* Eine kluge Auswahl des Terrains bey Anlage einer Strafse bezeichnet den geschickten Ingenieur. Die Constructionsart §. 9 und 10 kann ohne Bedenken ausgeführt werden, obgleich Rec. seine Grundlage auf der Oberfläche glatt machen läfst, weil, wenn ja bey starker Passage, schlechtem Wetter und schlechter Unterhaltung, tiefe Geleise entstehen, dennoch das Fuhrwerk bequem fähret. Wahr ist, was der Vf. §. 18 von den Schotter (Grand, Kies)-Strafsen sagt, dafs sie ihre guten Dienste leisten; nur bedürfen auch sie guter Wartung und Pflege. Dem, was er §. 22—63 von Seiten-Gräben, Stollen, Kanälen, dem Bau der Futtermauern, Brücken, Eingrabung der Strafse in den Felsen, Erddämmen sagt, mufs Rec. aus voller Überzeugung beypflichten. Cap. IV. *Von den verschiedenen Arten Ströme und Flüsse zu übersetzen, von Fähren und fliegenden, von steinernen und hölzernen Brücken, von Durchlässen und Abzugs-Canälen.* Die Brücken sind bey einer guten und bequemen Strafse unerläfsliche Baue; der Vf. giebt die verschiedenen Arten von §. 2—9 an, unter denen freylich die gemauerten und eisernen den ersten Rang behaupten. Obgleich die Beschreibung des Brückenbaues ein eigenes Werk erfoderte: so hat doch der Vf. das Wissenswerthe hier zusammengestellt. Auch giebt er §. 23 vier Zeichnungen von 3 ausgeführten, und einer projectirten eisernen Brücke. Ihre Nutzbarkeit befördert ihre Aufnahme. Von §. 24—39 hohlt der Vf. noch einiges über den Brückenbau nach, das, wenn er systematisch zu Werke gegangen wäre, früher hätte beygebracht werden müssen. Endlich äufsert er den Wunsch: „die Chemiker möchten ein Mittel entdecken, welches das Holz für Verwesung schütze, und es Jahrtausende sichere! Er hofft (wie wir glauben, vergeblich) auf die Erfüllung dieses Wunsches. Cap. V. *Von den gepflasterten Strafsen auf dem Lande und dem Pflaster in den Städten.* Obgleich dieses Capitel zu Cap. III gehört hätte, indem es nur eine andere Art der Construction des Strafsenbaues ist: so hat es der Vf. doch getrennt, vielleicht deswegen, weil das Pflaster in einem policirten Staat ein wichtiges Bau-Object ist. Die Hauptsache bey jedem Pflaster, in oder aufser der Stadt, ist ein fester Grund. Hat man diesen, so ist eine Strafse zu pflastern wohlfeiler, als Chaussée mit Cailloutage zu bauen. Von §. 15 — 24 handelt der Vf. von dem Pflaster in den Städten, aber für diesen Gegenstand viel zu kurz, und von der praktischen Anlage, die in Städten, wegen der Wasserleitungen, oft so grofsen Schwierigkeiten unterworfen ist, gar nichts.

Cap. VI. *Von der Verfassung neuer Strafsen-Entwürfe, und den Grundsätzen bey der Untersuchung, Aussteckung und Anlage bequemer und solider Strafsen in ebenen, so wie in gebirgigen und unwegsamen Gegenden.* Der Entwurf eines beträchtlichen Strafsenzuges, sagt der Vf. §. 1, ist der wesentlichste, wichtigste und vorzüglichste Gegenstand des Strafsenbaues. Die dazu gehörigen Grundsätze hat der Vf. §. 2 zusammengestellt, welche Rec., jedoch kurz gefafst, hier aushebt. 1) Auf jeder Strafse soll man den kürzesten Weg machen. Sie mufs daher in der möglichst geradesten Richtung angelegt werden. 2) Jede Strafse soll so wenig wie möglich steigen, damit die Last von der Ebene mit derselben Bespannung über Berge geführt werden kann, d. i. [die Elevation darf nicht über 3 Grad steigen, weil sie da ohne Vorspann gefahren werden kann, s. *Krönke's, Versuch einer Theorie des Fuhrwerks*, Chemnitz bey Tasche 1801]. Demohngeachtet müssen die höchsten Gebirge überfahren werden. 3) Die einmal erstiegene Höhe soll niemals wieder verloren gegeben werden (nämlich, wenn man noch höher steigen mufs). 4) Auf einem sanften Umweg kömmt man eher zum Ziel, als auf einem steilen u. kürzern Wege. 5) Strafsenzüge müssen nicht Markten, Dörfern und Wirthshäusern, sondern diese müssen den Strafsenzügen nachgehen. 6) Auf die Bequemlichkeit, Sicherheit und die Vortheile der Passage mufs gröfsere Rücksicht genommen werden, als auf die Ersparung der Baukosten. Aus den vorangegangenen Grundsätzen erhellet, dafs das Messen, Nivelliren und Zeichnen vorzüglich zu Etablirung einer Strafse erfoderlich ist. Die Tab. VIII als Erläuterung beygefügte Situationskarte und Profil thut aber den Foderungen, die der Vf. III Th. 3 Abh. Cap. III selbst aufgestellt hat, kein Genüge. Sie ist daher den Anfängern des Strafsenbaues nicht zu empfehlen, und hätte, da es Einflufs auf den Preis des Werkes hat, zweckmäfsiger und correcter ausgearbeitet werden sollen. Cap. VII. *Von der Verfassung ausführlicher Bauanschläge, richtiger Vorausmafsen, und verläfslicher Kostenüberschläge über neu zu erbauende Strafsenzüge.* Um richtige Vorausmafse und zuverläfsige Voranschläge machen zu können, müssen die Strafsenzüge im Detail abgesteckt seyn. So viel Schwierigkeiten sich dabey einfinden, so nöthig ist diefs. Jedem angehenden Strafsenbau-Architekten, der sich über den gemeinen Wegemeister erheben will, ist das Studium dieses Capitels, sammt den dahin gehörigen Beylagen, zu empfehlen. Cap. VIII. *Von der Ausfindung der nöthigen Fonds, und den zur Ausführung neuer Strafsenzüge erfoderlichen Geldmitteln.* Der Vf. glaubt, nach Rec. Meinung mit Recht, dafs die Staatscassen den Aufwand zu einer öffentlichen allgemein interessanten Anstalt nicht allein herzuschiessen hätten, sondern dafs selbige blofs das Capital garantiren — und dafs man den Fonds durch rückzahlbare Actien aufbringen müsse. Nach diesem System seyen im Herzogthum Krain seit 1796 beträchtliche Baue ausgeführt worden. Cap. IX. *Erklärung eines voll-* (Ab)

ständig bearbeiteten Strassenbauprojects, mit den dazu gehörigen Bauanschlägen, Vorausmassen, Geld-, Material- und Arbeits-Überschlägen. Dieses und das Cap. VI gehören, streng genommen, zusammen, jenes ist der raisonnirende, dieses der belehrende Theil, der noch deutlicher durch die Beylagen wird, welche um so schätzbarer sind, weil sie keine Ideale enthalten. Sie bestehen A) aus dem Protocoll über das Terrain mit Bezug auf die Situationskarte, B) dem Bauanschlag (Baubeschreibung), C) Bauanschlag einer steinernen Brücke, D) enthält die Vorausmasse, die nach Cap. VII ausfindig gemacht, E) Vorausmasse über den Brückenbau, F) Vorausmassen, über die Brückchen und Durchlässe auf der Strasse, G) Vorausmasse über die Stollen und Canäle. H, J, K, L, enthalten die Kostenüberschläge.

II Theil. I. *Von den nöthigen Dispositionen vor dem Bau* (zu demselben). Cap. I. *Von der Anwendung der Bauüberschläge zur Berechnung der erfoderlichen Anzahl Arbeiter und Fuhren* u. s. w. Hier findet man alle Vorarbeiten, bey einem grossen und wichtigen Strassenbau in Rücksicht der Zeit, wenn er fertig werden soll, berührt; nur bemerkt Rec., dass man zur Ausmittelung der Erdarbeiter, noch das oben angezogene *Wiebeking*sche Werk nachlesen muss. Cap. II. *Von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit zweckmässiger Überschläge u. s. w.* Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, dass nur aus gründlichen Überschlägen zweckmässige Baudispositionen abgeleitet werden können. Accordarbeiten fördern einen Bau ausserordentlich. Die Gründe gegen selbige findet man auch in *Wiebekings* Werk aus einander gesetzt. Die Anschaffung der Materialien aber darf nie in Entreprise gegeben werden. Cap. III. *Von den erfoderlichen Schanz-, Werk- und Spreng-Zeug, dann anderen Baugeräthschaften u. s. w.* — Tab. I. II. III stellt alles zum Strassenbau erfoderliche Schanzzeug, und Tab. IV und V einige der gewöhnlichen Maschinen, welche bey Wasserbauen gebraucht werden, [ohne Noth] dar. Mit Recht wird vom Vf. der gemeinen Rammmaschine der Vorzug zuerkannt. Cap. IV. *Von der Aufstellung des nöthigen Directions-, Aufsichts- und Rechnungs-Personals u. s. w.* Das Personale besteht aus dem dirigirenden Ingenieur, dem noch einige Commissäre, Wegmeister und Polirer zugegeben werden, sodann aus der Canzley u. s. w. Cap. V. *Von Aufbringung der nöthigen Anzahl der Arbeiter* u. s. w. Da ein grosser und wichtiger Bau, der in bestimmter Zeit beendigt werden soll, durch Taglöhner ungewiss zu betreiben ist, so räth der Vf. die Anstellung des Militärs, und beweist bey den Regeln von dessen Anwendung viel praktische Erfahrung und Menschenkenntniss. In einem grösseren Staat würde Rec. die Errichtung eines eigenen Strassenbaucorps empfehlen. Cap. VI. *Von der zweckmässigsten Geld- und Material-Verrechnungsart.* Der manipulirende Baubeamte soll (wie es schon in den mehresten Staaten geschieht) nichts mit der Auszahlung zu thun haben. Die Beylagen A bis O geben den ganzen Geschäftsgang des sämmtlichen Rechnungswesens im Detail zu erkennen.

II. *Von den nöthigen Anstalten und Anordnungen während des Baues.* Cap. I. *Von der Aussteckung der Strasse und der an selbiger zu erbauenden Objecte, als Wohngebäude u. s. w.* Jeder Strasseningenieur muss, wenn er etwas leisten will, eine gute Kenntniss davon besitzen. — Hier aber wird sehr unvollständig die generelle und specielle Anlegung der Strasse sammt den dazu gehörigen Pertinenzstücken auf 10 Seiten abgehandelt, wovon man doch ein eigenes Werk schreiben könnte. Der Vf. erwähnt nicht einmal der Manipulation die Parallellinien zu machen, — Züge auf 60 u. m. Ruthen abzuvisiren [das freylich nach seiner angegebenen Baumethode nicht geschehen kann], — die Züge zusammen zu arbeiten — das Abwiegen beider Reihen (Leisten) oder Schnursteine — die Anlegung der Banquete und Gräben, und die Wölbung zu bestimmen. Alles diess hätte in einem Werk, welches den Strassenbau im Detail umfassen soll, zum Besten des Anfängers, vorgetragen werden sollen. Cap. II. *Von den Manipulationspflichten des ausgestellten Aufsichtspersonals u. s. w.* Ist wieder durch die praktischen Erfahrungen des Vfs. für diejenigen, welche noch nichts im Strassenbau gethan haben, lehrreich; vorzüglich ist die Methode des Vfs., bey einem stark betriebenen Bau die Fuhren zu markiren, zu empfehlen. Cap. III. *Von der erfoderlichen Aufsicht bey den Arbeiten, in Absicht auf die Zweckmässigkeit u. s. w.* a) Erdarbeit, b) Steinsprengen, c) Maurerarbeit, d) Zimmermannsarbeit, e) Steinmetzarbeit. — Die 4 ersten Puncte sind wegen der praktischen Data und der gegebenen Theorie über den Bau schiefer Brücken lesenswerth. Cap. IV. *Von Ziegel- und Kalk-Erzeugung und Zubereitung des Mörtels.* Cap. V. *Von dem Ausmessen der verschiedenen Arbeiten.* Cap. VI. *Von den Auszahlungen.* Enthalten nichts Neues.

III. *Von den nöthigen Verfügungen nach einem geendeten und hergestellten Bau.* Cap. I. *Von der Einleitung des Fuhrwerks über die neu hergestellte Strasse u. s. w.* Cap. II. *Von der Verfassung der Inventarien u. s. w.* Cap. III. *Von der Rechnungsablegung u. s. w.* sind denen, in solchen Geschäften nur einigermassen bewanderten, überflüssig. Cap. IV. *Von der Untersuchungs-Commission über den vollendeten Bau u. s. w.* Hier ergiebt sich sodann bey der Untersuchung, ob der dirigirende Ingenieur Lob oder Tadel verdient.

Der III Theil enthält eine Einleitung, in welcher der Vf. wiederum einige geschichtliche Notizen über die Erhaltung der Strassen älterer und neuerer Zeit, vorzüglich in Rücksicht der österr. Monarchie, giebt; sodann ist das Werk wieder in *drey* Absätze abgetheilt. I. *Von den verschiedenen Arten der Beschädigungen, welche an den Strassen und Brücken, durch ihre Befahrung, durch Elementenereignisse und durch Übertretungen der Strassengesetze, erfolgen; und den Mitteln, derley Beschädigungen vorzukommen und die erfolgten wieder schleunig herzustellen.* Meist bekannte Sachen. Rec. stimmt mit dem Vf. Cap. I. §. 39 über Anlegung der Sommerwege überein! — Jede Behörde sollte weder die geringen Kosten noch das

wenige Land zu deren Herstellung scheuen — die Folge ergiebt immer einen dreyfachen Vortheil für die Kasse, für die Chaussée, für das Fuhrwerk. II. *Von der nöthigen Aufsicht über die Strassen, von den Eigenschaften, Vorkenntnissen und der nöthigen Bildung des Aufsichtspersonals, von dem zweckmässigsten Manipulationssystem bey der Unterhaltung der Strassen, von der Bestellung der Strassendirectionen und den Pflichten einzelner Beamten und Aufsichtsindividuen.* Was die Eintheilung des Personals (Cap. I) betrifft, so ist sie ohngefähr dieselbe, welche *Wiebeking* §. 50 aufstellt, nur mehr detaillirt. Ein Strasseninventarium Cap. II ist vorzüglich für Baudirectionen wichtig — indem sie dann bey einer guten Karte alles richtig beurtheilen können. Die Einrichtung der Präliminärsysteme (Baukostenanschläge) ist schon aus *Wiebeking* bekannt. Die Wegedirection hat sich sowohl um das Wissenschaftliche als auch um das Ökonomische zu bekümmern: daraus ergeben sich die Foderungen an selbige, die man im III Cap. selbst nachlesen muss.

III. *Von den nöthigen Hülfsmitteln zur Erhaltung des guten Strassenstandes, von Seitenwegen und den Mitteln solche zu erbauen und gut zu unterhalten, von den Vortheilen und der Nothwendigkeit genauer und zweckmässig bearbeiteter Strassenkarten.* 1) Von den Hülfsmitteln, die in Wegegeldeinnahmen und der Landesconcurrenz bestehen; 2) von dem Bau der Seitenstrassen. Auch diese sollen, wie billig, unter der Wegedirection stehen; Rec. würde einmal jährlich eine Revision der Seitenwege anrathen; 3) von den Strassenkarten. Rec. hat oben schon bemerkt, dass der Vf. die Foderungen an solche kennt, und zu dem Behuf Tab. VI für viele Gegenstände die bereits angenommenen Zeichen aufstellt.

Der Anhang enthält *verschiedene Bemerkungen über die Eintheilung der Strassen nach Meilen, über die Meilenweiser und den Gebrauch der sogenannten Wegmesser; über Alleen und die Bepflanzung der Strassen mit Obst- und anderen Bäumen, nebst einer kurzen Beschreibung der englischen Geleiswege.* Ohne eine Meile in Ruthen anzugeben, räth der Vf. die Eintheilung der Strassen in Meilen als nützlich an, und giebt Tab. VII einige Zeichnungen zu Meilensäulen, mit daran angebrachten Sonnenuhren — desgleichen eine Zeichnung und Beschreibung des *Catel*schen Wegmessers. Die Beylage A enthält einen Entwurf zu einem allgemeinen Strassenpatent, aus den verschiedenen, schon erschienenen Verordnungen in der österr. Monarchie zusammengetragen, der sehr gut und empfehlenswerth ist.

Die Sprache des Verfassers ist mit sehr vielen Provinzialismen gemischt, daher er oft unverständlich wird. Seine Schreibart ist weitschweifig und schleppend, vorzüglich im ersten Theil; besser sind der IIte und IIIte geschrieben. Ein zweckmässiger Auszug, worin die vom Rec. aufgestellten Bemerkungen benutzt würden, wäre für das strassenbaulustige Publicum gewiss angenehm. Obgleich hinter jedem Band eine Seite Druckfehler angezeigt stehen: so finden sich derselben doch fast noch auf jedem Blatt. Druck und Papier sind gut, die Kupfer richtig gezeichnet und schön gestochen. Hoffentlich aber braucht kein Schriftsteller des Strassenbaues noch Profile mit zu liefern: auf Tab. IX sind hier deren 85 befindlich.

S. s.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Breslau* u. *Leipzig*, b. Korn: *Gründliche und praktische Anweisung, feine wollene Tücher zu fabriciren.* Ein belehrendes Handbuch für Tuchfabrikanten, Tuchkaufleute, und für die, die sich insgesammt, oder mit einzelnen Zweigen der Tuchmanufaktur beschäftigen. Auch für diejenigen, die sich von dieser wichtigen Fabrikation einige nähere Ansichten und Kenntnisse erwerben wollen. Aus einigen anderen Bearbeitungen über diesen Gegenstand ausgezogen, und mit erläuternden Zusätzen herausgegeben, von *Johann Georg Scheibler.* 1806. 335 S. 8. (1 Thlr.) Dem Herausg. dieser Schrift kamen ein paar aus dem Französischen übersetzte Schriften über die Tuchmanufaktur, die aber, was doch eigentlich hätte geschehen sollen, nicht genannt sind, in die Hände. Er fand sie beide sehr brauchbar; nur schien ihm die eine nicht ausführlich genug über die abgehandelten Materien zu sprechen, und die andere, die an sich wahren Grundsätze nicht deutlich genug vorzutragen. Diess war die Veranlassung, das Brauchbare beider Schriften mit einander zu verschmelzen und als ein fassliches Handbuch über die Verfertigung feiner, wollener Tücher, zunächst für Faktoren oder Aufseher der Tuchmanufakturen, und dann auch für solche Personen, die sich eine nähere Kenntniss im ganzen Zusammenhange dieser weitläuftigen Manufaktur erwerben wollen, zu entwerfen. Das Ganze ist in 57 Capitel abgetheilt, und begreift die sämmtlichen Verrichtungen der Tuchmanufaktur, von der rohen Wolle an, bis zu den aus der Presse kommenden fertigen Tüchern. Obgleich hier nur von der Verarbeitung der spanischen Wolle die Rede sey, so könne doch alles das hier Gesagte auch auf andere feine Wollenarten angewendet werden. Der Rec. findet alles sehr bündig und fasslich vorgetragen, und glaubt daher, dieses kleine Handbuch, dem, der über die so wichtige Tuchmanufaktur eine allgemeine Übersicht zu haben wünscht, mit vollem Recht empfehlen zu können.

x†y.

Giessen, b. Krieger: *Franz Ludwig von Cancrin*, Sr. russ. kaiserl. Majestät wirklichen Staatsraths u. s. w. *vollständige Abhandlung von dem Theerbrennen in einem neuen, mehr vollkommenen Theerofen, worin man mit Scheidholz, Reisbunden Torf und Steinkohlen feuern kann.* Mit 5 Kpfn. 1805. 150 S. 8. (16 Gr.) Die Absicht, welche der Vf. durch seinen neuen Theerofen zu erreichen sucht, bestehet in Verringerung des Arbeitslohns und Ersparung des Feuermaterials. Ersteres wird durch die Grösse des Ofens erreicht, und das andere durch die Einrichtung des Ofens selbst, die so seyn müsse, dass er bey der geringsten Menge Feuermaterial den zum Theerbrennen nöthigen Feuersgrad gebe. Ausserdem zeichnet sich dieser Ofen noch dadurch aus, dass nicht bloss Scheidholz, um es nicht anderen Gewerben zu entreissen, sondern auch jedes andere Feuermaterial gebraucht werden kann. Rec. hält die Einrichtung dieser Öfen für zweckmässig, und die Kupfer machen solche sehr deutlich.

x†y.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Hamburgisches Färbebuch, oder gründlicher Unterricht, wie man seidene und wollene Zeuge, Cattun und Leinwand im Grossen und Kleinen färben und die Farben zubereiten muss.* Nebst einer Anweisung: *allerley Kutte, Lacke und Firnisse, Beizen und Fleckkugeln zuzubereiten und mit Nutzen zu gebrauchen.* Zweyte verb. Auflage. 1806. 64 S. 8. (4 Gr.) Schriften dieser Art sind keines Auszugs fähig, da zumal der Titel hinlänglich anzeigt, was der Käufer für sein Geld zu erwarten hat.

x†y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ 1808.

MATHEMATIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Handbuch der gemeinen und höheren Mechanik fester und flüssiger Körper.* Mit besonderer Rücksicht auf Hydrotechnik, von *Carl Christian Langsdorf,* grofsherzogl. badensch. geheim. Hofrath und Prof. der Mathem. zu Heidelberg. 1807. XVI und 536 S. 8. und 7 Kupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *L.* klagt in der Vorrede, — allerdings nicht mit Unrecht —, dafs das Studium der mathematischen Wissenschaften bey uns auf Universitäten so dürftig getrieben werde, dafs man nicht wagen dürfe, irgend etwas, was Kenntnifs der höheren Mathematik voraussetze, mit einzumischen; dieses habe ihn genöthigt, in diesem Buche die an sich unnatürliche Abtheilung in Elementar-Mechanik und höhere Mechanik zu machen, und Lehren zu trennen, die ihrer Natur nach zusammen gehören. Diese Anordnung wird, in Rücksicht auf den Zweck, auch Ungeübteren nützlich zu seyn, gewifs Niemand tadeln; dagegen aber will es Rec. nicht gefallen, dafs dieses Buch mit den vom Vf. herausgegebenen *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften,* im eigentlichen Sinne zu reden, halb und halb nur ein Werk ausmacht. Halb und halb; — denn beide Bücher enthalten ohngefähr zur Hälfte einerley, aber um der anderen Hälfte willen mufs doch der Leser des einen sich auch das andere anschaffen, und dafür die eine Hälfte doppelt bezahlen. Für denjenigen Leser, welcher die Mechanik erst lernen will, ist es durchaus nothwendig, aufser diesem Handbuche auch jene Grundlehren zu besitzen. Indefs scheint des Vfs. Absicht eben nicht gewesen zu seyn, das Handbuch zum Selbstunterrichte zu bestimmen, denn man sieht, dafs überall den Vorlesungen nähere Erläuterungen vorbehalten sind: daher wir auch, zumal da des Vfs. Vortrag ohnehin etwas schwerfällig ist, das Buch denen, die ohne weitere Anleitung Mechanik lernen wollen, nicht empfehlen können. — Wir gehen jetzt zur näheren Anzeige des Inhalts über.

Elementar-Mechanik fester Körper. 1 Cap. *Allgemeine Erklärungen.* Rec. fürchtet, dafs Anfänger diese Erklärungen etwas langweilig finden werden, da sie gewifs kaum halb verstehen können, was Moment der Trägheit u. s. w. sey. Selbst die Erklärung des Begriffs vom Schwerpuncte findet Rec. so isolirt, wie sie hier steht, nicht recht klar: sie lautet folgendermafsen: „derjenige Punct eines Körpers, in welchem das durch die ganze Masse vertheilte Gewicht desselben beysammen seyn müfste, damit der Körper in Bezug auf Wirkung der Schwere sich völlig so verhielte, wie er sich bey Vertheilung desselben durch die ganze Masse verhält, heifst des Körpers Schwerpunct." Diese Definition wird dem Anfänger gewifs nicht eher recht klar werden, bis er mit der Lehre vom Hebel und anderen verwandten Sätzen bekannt ist, und Rec. würde es passender finden, erst dort den Begriff zu erläutern, wo der Schüler gleichsam von selbst darauf geleitet ist. 2 Cap. *Postulate und Axiome mit ihren unmittelbaren Folgerungen.* Was hier S. 16 von Kraft der Trägheit gesagt wird, würde Rec. anders dargestellt haben. Hr. *L.* sagt nämlich: wenn man unter Kraft der Trägheit die Summe vereinter Kräfte verstehe, wodurch ein Körper zu dem Zustande bestimmt wird, worin er sich wirklich befindet, so sey dagegen nichts einzuwenden. Aber bey dem Begriffe der Trägheit kann Rec. unmöglich an eine Summe vereinter Kräfte denken, sondern gerade an Abwesenheit aller Kräfte. Jede Kraft strebt den Bewegungszustand des Körpers zu ändern, die Summe vereinter Kräfte, welche die Bewegung desselben nicht zu ändern streben, ist also $= 0$ oder gar keine Kraft. 3 Cap. *Vom Stofse fester Körper.* 4 — 6 Cap. *Vom Gleichgewichte mehrerer Kräfte, deren Richtungen in einer Ebene liegen; vom Schwerpuncte; vom Hebel.* Fast alle Lehrsätze sind ohne Beweis hergesetzt, und in Rücksicht der Beweise wird auf die *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften* und auf die Vorlesungen verwiesen. 7 Cap. *Gesetze des freyen Falles.* Dieser Abschnitt fängt mit folgenden Sätzen an: „Ein Zeitpunct, Zeitatom, ist mir derjenige Theil der Zeit, worin ein materieller Punct, ein Körperatom durch einen einfachen Raumpunct fortrückt. — Der Zeitpunct ist eine völlig bestimmte, unveränderliche Gröfse. — Die gröfstmögliche Geschwindigkeit ist also diejenige, mit welcher ein Atom in jedem folgenden Zeitpuncte um einen Raumpunct fortrückt; nur *sie* giebt eine stete Bewegung, der nur eine einzige, immer dieselbe Geschwindigkeit zukömmt. — Für unsere Sinne ist jede Bewegung eine stete; von einer wirklichen steten Bewegung haben wir kein Beyspiel, weil wir keine Geschwindigkeit kennen, welche die gröfst-mögliche wäre." — Diese Lehren waren dem Rec. eben so neu als unverständlich. Hr. *L.* nimmt, (so viel wir einsehen, ohne allen Grund) an, dafs der Fall der Körper ruckweise geschehe, und sagt dann: „Bewegung besteht also eigentlich aus Abwechslung von Ruhe und Fortrücken. Die Kraft bestimmt das Mafs dieser Abwechslung. Das Gesetz der Beharrlichkeit be-

zieht sich bey der Bewegung auf die Fortdauer dieser Kraft, also auf die Fortdauer der Abwechslung, nicht aber auf die stete Fortdauer des Fortrückens." 8 Cap. *Allgemeine Maschinenlehre.* Man sieht, dass der Vf. hier ein Feld betritt, wo er mehr einheimisch ist: dieser Abschnitt ist bey weitem lehrreicher, die Darstellung deutlicher und besser als im vorigen.

Hydrostatik. Die bekannnten hydrostatischen Lehrsätze werden kurz, aber doch recht fasslich vorgetragen, nur fehlen auch hier bey den meisten Sätzen die Beweise.

Aërometrie oder *Pneumatik.* 1 bis 3 Cap. *Von der Elasticität der Luft.* Auch diese Lehren sind, wenn man sich die Beweise supplirt, recht gut vorgetragen. Die folgenden Abschnitte vom Thermometer, vom Einfluss der Wärme auf die Expansivkraft der Luft und der Dämpfe, von Erhaltung und Fortpflanzung der Wärme, von Öfen u. s. w. gehören gänzlich in die Physik, enthalten aber manches Lehrreiche, was man hier gerade nicht sucht, z. B. die Resultate der Versuche vom Prof. *Schmidt* über die Expansivkraft der Dämpfe.

Hydraulik. 1 Cap. *Vom Ausfluss des Wassers aus Gefässen bey unveränderlicher Wasserhöhe.* 2 Cap. *Vom Nivelliren.* Die Irrthümer, welche aus der Refraction entstehen, hätten wohl umständlicher erwähnt werden sollen, da man doch aus *Woltmans* und anderer Beobachtungen weiss, dass die *Lambert*sche Correction nicht zu gebrauchen ist. 3 Cap. *Von der Bewegung des Wassers in Flussbetten* u. s. w. Beobachtungen von *Wiebeking* über die Neigung der Oberfläche des Rheins und die im Stromstrich an der Oberfläche Statt findende Geschwindigkeit im Beharrungsstande, wobey aber die Grösse der Profile in den verschiedenen Stationen nicht bemerkt ist, obgleich hierauf viel ankömmt. Beobachtungen der Geschwindigkeit der Ströme in verschiedenen Tiefen unter der Oberfläche, und Beobachtungen über den Wasserstand des Rheins, der Waal, des Lech und der Issel zu verschiedenen Zeiten im Beharrungsstande. Schade, dass sich aus allen diesen Beobachtungen noch wenig allgemeine Folgerungen herleiten lassen, daher sie in einem Lehrbuche wohl kaum an ihrer rechten Stelle stehen und zu viele Bogen füllen. 4 Cap. *Allgemeine Bemerkungen zur Hydrotechnik.* Über Stromcharten, Wassermerkpfähle und ihren Normalpunct; von Tiefmessungen, (welche Hr. *L.* selbst bey 50 Fuss Tiefe lieber mit Peilstangen, als mit dem Senkbley zu nehmen, anräth). Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens und der Ufer. — Alles für den Anfänger recht lehrreich. 5 und 6 Cap. *Bewegung des Wassers in regulären Canälen und Röhrenleitungen.* 7 Cap. *Von Springwerken.* Diese Abschnitte geben empirische Formeln für die hieher gehörigen Aufgaben; die meisten dieser Formeln sind einfacher als im Lehrbuch der Hydraulik. 8 Cap. *Vom Stosse des Wassers.*

Specielle Maschinenlehre. Bey den Formeln, welche der Vf. angiebt, ist auch auf die vorzüglichsten Hindernisse der Bewegung Rücksicht genommen, daher man alle diese Lehren hier ganz anders behandelt findet, als in den meisten Lehrbüchern der Statik. Die Formeln sind meistens ohne Beweis mitgetheilt, den der Vf., wohl der Kürze halber, den Vorlesungen vorbehielt. Diese Formeln einzeln näher zu beleuchten, kann nicht der Zweck dieser Anzeige seyn; wir bemerken daher nur beyläufig, dass die Formel §. 13 schwerlich richtig seyn kann, denn sonst hülfe es ja, wenn p unbedeutend ist, nichts, dass $D + d > D$. In der Formel §. 12 muss auch wohl stehen:

$$S \doteq \text{Sin. B.}(Q + p) + 2\mu'.\ \text{Cos. B.}\ (Q + \tfrac{1}{2}\,p)$$

Höhere Mechanik fester Körper. 1 Cap. *Ergänzung der Lehre von Zusammensetzung der Kräfte u. s. w.* Die Anordnung der Sätze, welche als Vorbereitung zur Theorie der Kettenlinie dienen, scheint dem Rec. sehr gut. Gegen des Vfs. Art, die Differentialrechnung anzuwenden, liesse sich manches erinnern. Es scheint uns, dass seine Methode, die Differentiale darzustellen, weniger deutlich als die gewöhnliche ist, und ihr Nutzen leuchtet hier um so weniger ein, da man am Ende doch alles in der alten Form darstellen muss, ehe man zur Integration kommen kann. 2 Cap. *Vom Schwerpuncte.* 3 Cap. *Allgemeine Theorie der ungleichförmigen Bewegung.* 4 Cap. *Vom Moment der Trägheit.* — Der Satz §. 27 scheint uns nicht mit der Klarheit dargestellt und erwiesen zu seyn, wie seine grosse Wichtigkeit es wohl verdient hätte. 5 Cap. *Wirkung der Schwungkräfte aus der Bewegung in Kreisbögen erzeugt.* 6 Cap. *Veränderlichkeit* (sollte heissen: Ungleichheit) *der Schwere auf unserer Erde.* Die 2te Anmerkung S. 325 scheint auf unerwiesenen Prämissen zu beruhen; denn woher weiss man, dass eine gegebene Menge Dünste mit einer gegebenen Menge Luft zusammen genommen, einen desto kleineren Raum einnehmen, je inniger sie mit derselben vermischt sind? Man sollte eher das Gegentheil glauben, da die im Niederschlagen begriffenen Dünste fein zertheiltes Wasser enthalten, welches gewiss specifisch schwerer ist, also weniger Raum einnimmt, als es vorher der Fall war, da es in Luft- oder Dampf-Form sich in der Atmosphäre befand. Die 3te Anmerk. genügt gewiss nicht, um die wahre Höhe der Fluthen zu erklären. Was ebendaselbst in der 4ten und 5ten Anm. steht, hätte füglich wegbleiben können; denn über das innere Wesen der Dinge, und folglich auch der anziehenden Kräfte, wird wohl keine Mechanik und Metaphysik uns belehren. 7 Cap. *Von der Bewegung in krummen Linien.* Der Vf. geht auch hier, wie an mehreren Stellen dieses Buches, von den allgemeineren Lehrsätzen zu leichteren Fällen, als zu einer Anwendung der vorigen Sätze über. Eine Methode, die allerdings ihre Vorzüge hat, obgleich mancher Lehrling sich bey der umgekehrten Methode, wo man von leichteren Fällen zu schwereren fortgeht, besser belehrt findet. 8 Cap. *Theorie des Krummzapfens.* Da diese Theorie hier ganz neu zum erstenmale erscheint (denn an seinen vorigen Arbeiten über diesen Gegenstand entdeckte der Vf. selbst Män-

gel): so wollen wir versuchen, eine kurze Darstellung des einfachsten Falles hier mitzutheilen. Der Widerstand, welchen der Krummzapfen überwinden soll, bleibt zwar eigentlich nicht während der ganzen Umdrehung desselben sich gleich, auch ist die Richtung dieses Widerstandes (welche mit der Richtung der Pläuelstange einerley ist) etwas veränderlich; indess ist dieses gegen die Hauptsache, worauf es hier ankömmt, unbedeutend. Man betrachtet daher die, durch den Krummzapfen bewegte, Last als unveränderlich $= Q$, aber das statische Moment derselben ändert sich mit dem Winkel, welchen die Pläuelstange mit dem Radius macht, welcher an den Punkt, wo sie angreift, gezogen ist. Dieser Winkel sey $= \alpha$, des Krummzapfens Halbmesser $= r$, so ist $Qr. \text{Sin.}\ \alpha$ der allgemeine Ausdruck für das statische Moment der Last Q. Für das Moment desjenigen Widerstandes, welcher bey der Umdrehung der Kurbel ungeändert bleibt, setze man $= r.q$, und für die unveränderliche Kraft $=$ P. Da die Bewegung des Krummzapfens ungleichförmig ist, doch aber jede Umdrehung gleiche Zeit dauern soll: so muss offenbar für irgend einen Winkel α der Widerstand der Kraft gleich, also $P = q + Q. \text{Sin.}\ \alpha$. seyn, allgemein aber ist die wirkende Kraft $= P - q - Q. \text{Sin.}\ \alpha$, wozu indess, wie Hr. *L.* behauptet, noch ein, gleich zu erwähnendes Glied hinzukömmt. Für die in Bewegung zu setzende Masse setzt Hr. *L.* erstlich die Summe des Moments der Trägheit des Wasserrades oder überhaupt aller derjenigen Theile, deren Trägheitsmoment während der Umdrehung unveränderlich bleibt $= \Pi r^2$, zweytens aber das Trägheitsmoment der Massen, welche mit der Warze verbunden sind, für jede unbestimmte Lage der Warze $= \Omega\, r^2\, \text{Sin.}^2\ \alpha$, und danach die gesammte, auf die jedesmalige Stelle der Warze reducirte Masse $= \Pi + \Omega.\ \text{Sin.}^2\ \alpha$. Es muss aber, sagt Hr. *L.*, zu der oben erwähnten Kraft wegen der Centrifugalkraft der Warze noch $-\frac{2\,v.}{r}$ $\Omega.\ \text{Sin.}\ \alpha.\ \text{Cos.}\ \alpha$ hinzukommen, wo v die der Geschwindigkeit der Warze zugehörige Höhe ist. Hieraus findet man, nach bekannten Principien

$$dv = r\, d\alpha. \left\{ \frac{P - q - Q\,\text{Sin.}\ \alpha - \frac{2\,v\,\Omega\,\text{Sin.}\ \alpha.\ \text{Cos.}\ \alpha}{r}}{\Pi + \Omega.\ \text{Sin.}^2\ \alpha} \right\}$$

wo man im zweyten Gliede ohne Bedenken $v = h$ der mittleren Geschwindigkeitshöhe gleich setzen kann. Die Integration und sodann die Voraussetzung, dass sowohl für $\alpha = 0$, als $\alpha = 90^\circ$, $v = h$ seyn soll, giebt die Hauptformel

$$\frac{Q}{P-q} = \frac{(P-q)\pi r \sqrt{\frac{\Omega}{\Pi}} - 2\,\Omega h. \sqrt{\frac{\Pi+\Omega}{\Omega}}\ \text{log. nat.} \left(1 + \frac{\Omega}{\Pi}\right)}{(P-q).\ r.\ \text{log. nat.} \left(\frac{1 + \sqrt{\frac{\Omega}{\Pi+\Omega}}}{1 - \sqrt{\frac{\Omega}{\Pi+\Omega}}} \right)}$$

Bringt man die Centrifugalkraft nicht mit in die Rechnung, so ergeben sich, wie der Vf. bemerkt, Folgerungen, die nicht bestehen können. Die ferneren Untersuchungen und die Anwendung auf den doppelten Krummzapfen müssen wir übergehen.

Höhere Mechanik flüssiger Körper. 1 Cap. *Vom Druck der flüssigen Massen auf die Wände;* wie auch vom Drucke der *halbflüssigen Massen.* Unter letzten versteht der Vf. solche Massen, wie Sand, Körner u. dgl., und sucht den lothrechten Druck zu bestimmen, welchen ein Balken leidet, der in einer solchen Körnermasse liegt, wenn unter ihm, durch Zusammensinken des Korns, ein leerer Raum entstanden ist. Ausser der Masse, welche senkrecht über dem Balken liegt, übt auch eine seitwärts liegende prismatische Masse, welche ein Bestreben gegen den Balken hin abzusinken hat, einen solchen Druck aus. Nimmt man die noch unbekannte horizontale Breite dieser Masse unbestimmt an, und setzt den Reibungs-Coefficienten als bekannt voraus, so erhält man einen Ausdruck für jenen Druck. Um aber jene unbestimmte Breite so festzusetzen, wie sie wirklich angenommen werden muss, sucht man denjenigen Werth derselben, wobey der Druck am grössten wird. — Eine ähnliche Methode hat für den horizontalen Druck auf Futtermauern ein Hr. *Brünings* angegeben, wie man aus dem 4 Bde von *Woltmans Beyträgen zur hydraulischen Architektur* weiss. Hr. *L.* erwähnt dieses *Brünings* nicht, scheint aber anzudeuten, dass er ganz von selbst auf diese Methode gekommen sey. 2 Cap. *Nachträge zur Lehre von den Wasserrädern.* 3 Cap. *Vom Ausflusse des Wassers aus beständig voll erhaltenen Gefässen, und vom Ausflusse durch Röhrenleitungen und offene Kanäle.* Formeln für den Ausfluss aus grösseren Öffnungen von bestimmter Figur, bey denen wohl hätte mögen angemerkt werden, dass sie sämmtlich nicht ganz streng theoretisch begründet sind. Übrigens fragen wir hier wieder, ob es wohl rathsam sey, auf empirische Formeln so viele weit fortgeführte Schlüsse zu bauen. — Wenigstens möchte es gut seyn, den Schüler vor dem Reize des angenehmen Fortbauens auf einem Grunde, der für ein solches Gebäude nicht sicher genug ist, zu warnen. — Die Klage über Hn. *Prony's* Unkunde der deutschen Literatur, steht in einem Handbuche eben nicht am rechten Orte. — Die beiden letzten Abschnitte handeln von den *Saug- und Druckwerken.*

Diese Inhaltsanzeige wird hinreichen, um zu zeigen, dass Hr. *L.* seinem Buche dadurch einen Vorzug zu geben gesucht hat, dass er Materien mit aufnahm, die man sonst in Lehrbüchern nicht findet; dagegen möchte in Rücksicht der Anordnung und des Vortrags Manches einer Verbesserung fähig seyn. Manche breit und schwerfällig ausgedrückte Aufgabe liesse sich leicht mit halb so vielen Worten deutlicher ausdrücken. Zu Sprachfehlern gehören die Worte: *durchlossen, vorhinig* (S. 449) und andere.

B.

Leipzig, b. Kummer: *Grundrifs der gesammten reinen höheren Mathematik u s. w. zum Selbstunterricht* abgefasst von D. *Joh. Carl Fischer*, Prof. der Phil. zu Jena (nunmehr zu Dortmund.) I Band. Mit 6 Kupfert. VIII u. 671 S. II Band. Mit 6 Kpf. VIII u. 678 S. 1807. gr. 8. (6 Thlr.)

Der Vf., welcher durch mehrere Werke über die Physik, ihre Geschichte und Hülfswissenschaften rühmlichst bekannt ist, liefert uns hier den Anfang eines neuen literarischen Unternehmens, das einen günstigen Erfolg zu leisten, und nach der in der Vorrede mit wenigen Worten angezeigten Schilderung, ein wichtiges Ganzes zu werden verspricht. Zwar haben wir seit der Mitte des 16 Jahrh. Anleitungen aller Art genug, um diesen oder jenen Theil der reinen Mathematik, zum öffentlichen sowohl als zum Selbstunterrichte, daraus zu erlernen; aber alle bisherigen Hand- und Lehrbücher erstrecken sich meist auf die Elementarkenntnisse der gemischten Mathematik; und diejenigen, welche blofs der höheren gewidmet sind, enthalten den Unterricht, den sie vortragen, entweder zu unvollständig, oder, wenn sie über die gewöhnlichen Erfodernisse eines Lehrbuchs hinausgehen, in keiner analogischen Ordnung, wodurch nicht selten der wahre systematische Gesichtspunct verrückt wird, den zumal der Lehrer der höheren Mathematik nie aus dem Auge verlieren sollte. In diesen Fehler verfiel sogar der unsterbliche *Newton*, so sehr auch übrigens seine ruhmvollen Schriften das Gepräge eines der scharfsinnigsten Denker seiner Zeit führen, welches besonders aus dessen *Philosoph. natural. princ. mathematica* (*editio ult. Amst.* 1714. gr. 4) und seiner *Arithmetica universalis etc.* (*L. B.* 1732. gr. 4) hervorgeht. Selbst *Euler, Lambert, Käſtner, la Grange, le Gendre* u. m. a. treffliche Männer, welche in der letzten Hälfte des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts mit ihren verdienstvollen Schriften über die höhere Mathematik und ihre einzelnen Theile der Welt vorgeleuchtet haben, sind nicht immer der systematischen Form treu geblieben. Hr. *F.* hat daher ganz recht, dass, nach dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse, es gewiss keine ungerechte Foderung sey, dass derjenige, welcher auf Gelehrsamkeit Anspruch machen will, in den höheren Theilen der Mathematik eine gewisse Fertigkeit erlangt haben müsse. Um diese zu befördern, da es ohnehin an einem vollständigen System dieser Art fehle, ist das vorliegende Werk bestimmt. Dieser Zweck ist, nach den vorliegenden Bänden zu urtheilen, wirklich erfüllt. Überall trifft man Deutlichkeit im Vortrage an, der in der Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände mit einer vollständigen mathematischen Schärfe verbunden wird. Was von der allgemeinen Rechenkunst, der Algebra, Differential-Integral-u. Variations-Rechnung, nebst ihren Anwendungen auf continuirliche Grössen, im 1 Bd. abgehandelt wird, ist in 31 C. enthalten, wovon auch nicht ein einziges sich mit der *gemeinen Arithmetik* (*Arithmetica numerosa*) beschäftiget. Alles wird nach den reinen Grundsätzen der höheren Mathematik, nach einem rein mathematischen Lehrbegriffe vorgetragen und erläutert, ohne der Verständlichkeit für diejenigen zu schaden, die an eine Lehrmethode der Art gewöhnt sind. Für solche, aber auch blofs *für diese*, ist diess vortreffliche Werk geeignet, und zum zweckmässigen Gebrauche bey dem Selbstunterrichte nach der Absicht des Vfs. bestimmt. Alle Anderen, die sich blofs der mechanischen Rechenkunst widmen, ohne höhere mathematische Kenntniss der Arithmetik dabey erlangen zu wollen, finden in mehreren hundert Rechenbüchern, die von jeher und seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa, in allen Trivialschulen gebraucht wurden, und ferner noch in Anwendung gebracht werden, ihre hinlängliche Befriedigung, weil sie durchgängig — jedoch mit gewissen Ausnahmen einzelner scharfsinniger Köpfe, die weiter zu gehen wünschen, und denen daher dieser *Grundrifs* etc. des Hn. *F.* ein willkommenes Geschenk seyn wird — *nicht weiter gehen wollen*, als ihr mechanisch rechnender Lehrmeister sie in ihrer Jugend gebracht hat.

Im zweyten Bande ist Hr. *F.*, bey Festsetzung der ersten Gründe der Differentialrechnung, dem sel. *Käſtner* gefolgt, und hat sich bemüht, sie noch anschaulicher zu machen. *Euler's* Vorstellungen, die Differentiale als wichtige Nullen zu betrachten, kann, seiner Meinung nach, eben so wenig zugelassen werden, als Hn. *Langsdorf's* neuliche Begründung der Differentialrechnung auf den Satz, dass die Theilbarkeit der Grössen nur bis auf gewisse Grenzen gehe, und daher nicht unendlich sey.

Das Einzige, was uns zur Vervollständigung dieses Werks noch zu wünschen übrig bleibt, besteht darin: dass es dem Vf. gefallen hätte, bey dieser oder jener Erfindung der besseren Behandlungsart eines Gegenstandes, oder in Erweiterung einer mathematischen Methode, den Ort, wo zuerst dieser Erfindung erwähnt wird, literarisch genau anzuzeigen, und entweder in kurzen Absätzen im Texte, oder in gedrängten Noten unter demselben von ihrem Erfinder und der Veranlassung zu der Entdeckung, eine historische Notiz, mit Rücksicht auf die Schriften, die davon handeln, zu geben. Darin müssen wir Deutschen *deutsche Gründlichkeit* in Erweiterung der systematischen Ordnung für die Verbreitung der Wissenschaften überhaupt beybehalten, und durchaus nicht die Flüchtigkeit der Ausländer nachahmen. Der Ausdruck S. 241: „Schon vor einigen hundert Jahren hat der berühmte *Cardan* oder vielmehr *Scipio Ferrei*, eine solche allgemeine Formel (die cubische Gleichung $x^3 + px = q$ aufzulösen) entdeckt, — scheint diese Nachahmung bestätigen zu wollen, anderer Fälle nicht zu gedenken. Wir bitten daher Hn. Prof. *F.*, die Manier *Käſtner's* und aller deutschen Mathematiker vom ersten Range, welche er selbst in seinem *physikalischen Wörterbuche* beobachtet hat, auch bey einer neuen Ausgabe dieses Werks zu befolgen.

M — son.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Mondstein-Würfe*, von *Zebedäus Kukuk* dem jüngern, erschlagenen Feld-Hauptmann der geschlagenen Reichsstadt Eulenhausen. Im ersten Jahre des ewigen Friedens. 190 S. 8. (21 Gr.)

Kaum hatte man sich von dem ersten Entsetzen über das Missgeschick der preussischen Adler an jenem ewig denkwürdigen 14 October erhohlt, so erscholl auch aus allen Gegenden der zertrümmerten Monarchie die einstimmige Frage: wie konnte diess unbegreifliche Ereigniss möglich werden? und tausend Federn setzten sich in Bewegung sie zu beantworten. Nicht zufrieden, den wahrscheinlichen Veranlassungen der beyspiellosen Niederlagen eines bis dahin so furchtbar geglaubten Heeres nachzuforschen, wussten sie bald aus dem Verfall der Religion, aus dem Greisenalter der Heerführer, vorzüglich aber aus der Unwissenheit und Entartung der adelichen Officiere die Nothwendigkeit dieses Erfolgs auf das bündigste *a priori* zu erweisen. Die Augen der militärisch-politischen Dilettanten schienen plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, so hell geworden zu seyn, dass man, bey ihren Demonstrationen, über die Begebenheiten selbst sich gar nicht mehr wundern konnte, wohl aber darüber, dass diese rüstigen Erklärer ihr Licht so lange unter dem Scheffel verborgen gehalten hatten.

In diesem Zeitpunct glaubte auch der Neffe des, durch die *Bagatellen aus dem zweyten Feldzuge am Mittelrhein* dem Publicum wohlbekannten, älteren Hn. *Zebedäus Kukuk* sein Scherflein zu Berichtigung der öffentlichen Meinung beytragen zu müssen. Obgleich bey Jena auf dem Bette der Ehren gefallen, nimmt er doch als Mondsbewohner noch warmen Antheil an den Angelegenheiten der Erde; er schrieb seine Gedanken auf Asbest-Rollen nieder, und gab sie einem Mondsteine mit, der gerade von seinem Planeten auf den unsrigen herabgeschleudert wurde. Durch einen glücklichen Zufall musste Hn. *Kukuks* ehmaliger Reitknecht sie finden, der sie dann mit einer Zueignung an den „laut verklagten Wehr- und hart geplagten Nähr-Stand" der Welt bekannt zu machen eilte. Unter diesem Vehikel trägt der Vf. seine Ansichten der Dinge in einem launigen Tone vor, der, wo es der Ernst des Stoffes erfodert, zu einer sehr edlen Sprache sich erhebend, dann wieder mit seinem Gegenstande spielend und den Leser stets angenehm unterhaltend, nie die Grenzen des guten Scherzes überschreitet.

Werke dieser Art leiden keine scharfe Absonderung der Materien, die Gegenstände müssen sich von selbst darzubieten scheinen, so wie der Vortrag von dem Einen zu dem Anderen hinübergleitet. Ohne weitläuftige Erzählung schon zu oft erzählter Begebenheiten begnügt sich Hr. *Kukuk* mit der Aufstellung eines mit wenigen Strichen gezeichneten, anschaulichen Gemäldes der Zerrüttung einer durch verkehrte Anstalten und eine unglückliche Schlacht aufgelöseten Masse, wodurch es begreiflich wird, wie eine Armee, ohne feig zu seyn, nach einer einzigen Niederlage so völlig vernichtet werden konnte. Er sucht dabey die Ehre des so hart beschuldigten preussischen Officier-Corps zu retten, und giebt zuletzt einige, aus den gemachten Erfahrungen abgezogene, Regeln für die künftige Organisation der norddeutschen Heere.

Untersuchungen über die Fehler der Staatsmänner und Feldherren gehören nicht vor das Forum eines launigen Schriftstellers; nur kleine Streifereyen in das Gebiet der Politik und der Kriegskunst erlaubt sich der Vf. da, wo sie ihm nöthig waren, um die von fern und unmittelbar wirkenden Ursachen des Unglücks der preussischen Heere anzudeuten. Er schildert weniger die Begebenheiten, als die Zustände, aus welchen die Erfolge von selbst sich erklären; und wo die Verblendung der Lenker, an denen jede Warnung und das Beyspiel des Nachbarstaates verloren ging, ganz unbegreiflich scheint, da nimmt er seine Zuflucht zu einem höheren Verhängnisse, das „die vereinte Intelligenz der Lichter des Staates und der Armee verwirrte, und, trotz alles Sinnens, Ringens und Abouchirens, die *wirklichen* Kriegsräthe zu Titularen oder Ahitopheln machte."

„Ein Blick auf die Karte," sagt er, „auf diese aus lauter Grenzen bestehenden Ländergruppen, und ein zweyter auf die *Gemüthsstimmung* dieser sarmatischen Süd- und Ost- und dieser germanischen Neu-Preussen unseres Heeres, entzaubert zum Theil schon das Wunder des Erfolgs." Das Verfahren bey der Besitznehmung der neueren Provinzen war nicht geeignet uns die Herzen zu gewinnen, „ein unsanftes militärisch-despotisches Joch sollte verwöhnten Priesterheerden und den Bürgern freyer Reichsstädte, von drückender Einquartierung unterstützt, annehmlich gemacht werden, und um das reizbare, verrathene, hochempörte Volk der Polen zu versöhnen, erkiesete man ihr Vaterland zur Cayenne des Mut-

terstaates. Als endlich beym herannahenden Ausbruch des Krieges „das grosse, gewagte Spiel sich immer mehr verwickelte, begann man erst noch zu zaudern und sich zu bedenken. Man wollte die Taube der bürgerlichen Rechtlichkeit mit der Schlange der höfischen (?) Politik verbinden, und in der Rolle des Schöpfers die Rücksichten des Geschöpfes nicht aufgeben. Da wurden die Freunde kalt, die Feinde kühn, die Bundsgenossen scheu und zweydeutig. — Dem Heere fehlte der Eine, an dem der Glaube der Soldaten haften konnte, der Kriegsgott dem Volke, das nur Laren und Penaten hatte.“ — Das warnende nahe Beyspiel erregte vielleicht in manchem Zweifler Gedanken, die er in der allgemeinen Stimmung nicht laut werden liefs, aber tiefer als Österreich sinken zu können, das hielt man doch für unmöglich, dazu hatten Alle noch eine zu gute Meinung von Feldherren, die zum Theil Friedrichs Kriegsgefährten gewesen waren, und indem jeder Preusse die Sache *seines* Staates für die Gute zu halten geneigt war, musste die poëtische Gerechtigkeit die Stelle jener schönen Zuversicht vertreten, welche allein zum Siege führt.“

Bey dem jüngeren Theil der Officiere äusserte sich die Freude über den Krieg laut und allgemein. Man hat ihnen dieses nach dem unglücklichen Ausgang zum Verbrechen gemacht; aber wenn auch Aussicht auf Beförderung, Eitelkeit auf das Interessante der Lage der den Gefahren und dem Tode entgegenziehenden Vaterlandsvertheidiger, vielleicht auch die gehoffte Ruhe vor drückenden Schuldnern dabey mitwirkten: sollten sie denn über die Gelegenheit, endlich einmal ihre Bestimmung zu erfüllen, nicht froh seyn? „Die schlagfertige Jugend des Heeres hatte ja lange genug auf den zukünftigen Lorbeern geruhet, um den Zahlungstag für anticipirte Auszeichnung und Ehre herbeywünschen zu dürfen.“

Ein kurzer Herbsttag zertrümmerte alle kühnen Hoffnungen, alle gemäfsigteren Erwartungen, und kaum dem Augenschein trauend, sahen die entfernten Provinzen, welche jene Hoffnungen getheilt und zu voreiliger Siegesnachrichten sich erfreuet hatten, die vereinzelten, flüchtigen Reste des Heeres vorübereilen. Auf das Erstaunen folgte der Unwillen, und dieser traf um desto schonungsloser den Officierstand, da jetzt in der aufgelöseten bürgerlichen Ordnung des unglücklichen Staates alle Leidenschaften den Zügel abwarfen, und der langverhaltene Groll der Einen Classe nun mit reichem Masse der Anderen die Zurücksetzung vergelten konnte, unter welcher sie seit einem halben Jahrhundert sich gedrückt gefühlt hatte. Zwar ist es nicht zu leugnen, dass die jüngeren Krieger zum grossen Theil durch manche Thorheit, durch Prahlerey und ein verachtendes Betragen gegen andere Stände, diesen gegründete Ursachen zur Unzufriedenheit gegeben haben konnten: aber mussten sie deshalb ohne weiteren Beweis der Feigheit, der Nichterfüllung ihrer Pflichten beschuldigt werden? Mussten selbst vorzügliche Schriftsteller sich mit dem Trofs vereinigen, um verlaufenen Soldaten die nachher von ihnen selbst widerrufene Sage nachzuerzählen, dass ganze Regimenter von ihren Officieren verlassen worden wären? Hat man nur ein einziges Beyspiel zur Unterstützung dieser so keck hingeschriebenen Behauptungen anführen können? Man macht den Subalternen die Gefangenschaft, das gegebene Ehrenwort zum Vorwurf, man verlangt, dass sie sich hätten den, von ihren Befehlshabern, oft ohne ihr Wissen, geschlossenen Capitulationen widersetzen sollen; kannte man aber auch die Beschränkung ihres Wirkungskreises, als man, ihnen die Schuld alles Unglücks aufzubürden, wetteiferte? Es ist sehr wahr, dass in der Entscheidung grosser Momente der kräftige Wille des Einzelnen oft das Unglaubliche vermag; aber waren denn nicht alle unsere Einrichtungen darauf berechnet, dass das Einzelne in dem Ganzen untergehen musste? Der Strahl des Enthusiasmus für das Vaterland muss auf brennbaren Stoff treffen, wenn er zünden soll, „was aber bleibt dem an seinen Zug gebundenen Führer, der, willig oder nicht, höheren Anordnungen folgen muss, wohl übrig, wenn die Rotte der fremden oder gezwungenen Söldlinge die Losung zur Flucht giebt, wenn weder das beschwörende, noch das befehlende, noch das flehende Wort ein Ohr, die Drohung wilden Widerstand, das bessere Beyspiel keine Folger findet, und der böse Geist der Auflösung die wenigen, vereinzelten Strebepfeiler der Ordnung und der Ehre im tauben Wahnsinn mit hinwegreisst? Verzweiflungsvoll im Strome fortzuschwimmen, oder, was selbst hier und da geschah, sich wehr- und zwecklos der Willkühr des Feindes preis zu geben! Ach, nur wenigen gelang es, mit der Ehre ihres Paniers zu fallen, die Fluth ergriff auch die Widerstrebenden, und der Dämon der eisernen Nothwendigkeit drückte ihnen, statt des entwundenen Schwerdtes, eine Feder in die Hand, um die feyerliche Losfagung von dem Geschicke dieses Krieges zu unterzeichnen.“

Die geheimen Berichte dreyer sächsischer Generale nach der Schlacht von Kesselsdorf unterbrechen diese Apologie, indem sie ihr, durch die naive Originalität des in ihnen enthaltenen treuen Gemäldes von dem Zustande eines geschlagenen Heeres, zur Unterstützung dienen. Nur durch eigene traurige Erfahrung, meint der Vf., sey es möglich, von der Lage der Dinge in solchen Momenten eine richtige Idee zu fassen, da lerne man anders urtheilen, als jene strengen Richter, die fern vom Schauplatz der Begebenheiten „zu allem Muth fühlen und für alles Rath wissen, so lange weder Muth noch Rath von Nöthen ist, und der Riese des Drangsals nur noch unter dem Horizont ihres Gesichtskreises umgeht.“ —

Rec. übergeht die nachfolgenden Vorschläge zur Verbesserung unserer militärischen Einrichtungen mit der Bemerkung, dass, wenn darin auch bey weitem nicht alles gesagt, das Gesagte doch durchaus praktisch und zweckmässig ist. Er wünscht von Herzen, dass man bey der Wiederherstellung der bey

Jena und Auerstädt zu Grunde gerichteten Armeen endlich einmal mit Ernst auf diese schon oft gesagten Wahrheiten Rücksicht nehmen, und nicht wieder den guten Stoff durch die Thorheit und Pedanterey beschränkter Machthaber möge verderben lassen. Aus diesem Grunde glaubt er das Büchlein eben so sehr den militärischen Lesern, als wegen seines Hauptinhalts dem Publicum im Allgemeinen empfehlen zu können. Die angeführten Stellen mögen als Proben von dem Geist und Ton des Ganzen dienen, das nicht in die Classe der historischen oder militärischen Schriften gehört, sondern als für sich bestehendes Kunstwerk in einer selten mit so vielem Glück bearbeiteten Gattung betrachtet werden muss. Einen fliessenden, belebten Vortrag ist man von dem bekannten Vf. gewohnt, und es gereicht diesem Werke zum Vorzug, dass er sich dabey nicht der Üppigkeit einer oft zu blühenden Phantasie überlassen, dagegen aber desto grösseren Fleiss auf die Reinigkeit der Sprache und die Bestimmtheit des Ausdrucks gewendet hat. Nur ein paar kleine Nachlässigkeiten sind der Sorgfalt seiner Feile entgangen: z. B. die (S. 17) der bürgerlichen Rechtlichkeit entgegengestellte *höfische* Politik. Der Contrast wäre ganz richtig, wenn der Vf. von der Politik *an* Höfen spräche; er meint aber die Politik *der* Höfe, die Staatskunst im eigentlichen Sinn, die wenigstens durch die Wichtigkeit ihrer Zwecke geadelt wird, nicht die nach kleinlicheren Zielen strebende, den Hofleuten gewöhnlich zugeschriebene, gewandte oder schlaue Handlungsweise, und nur auf diese passt das Beywort: höfisch. — Der *Gedientere* (S. 136) wird zwar durch den vorhergehenden *Gedienten* entschuldigt, aber auch bey diesem hätte die Klippe des activ gebrauchten, ursprünglich passiven, Particips der Vergangenheit bey einem Zeitwort der Mittelgattung lieber durch eine Umschreibung vermieden werden sollen, damit nicht der *gediente Soldat* einst in die Verlegenheit komme, den *gerittenen*, oder gar den *gerittneren Stallmeister* in Schutz nehmen zu müssen. — Der *Helene* für: der *Hellene* in der Stelle (S. 32): „das Fatum nannt' es der Helene" ist wohl nur ein Druckfehler; aber er entstellt den Sinn, weil man dadurch bewogen wird zu glauben, das Fatum stehe im Nominativ, und *die* Helene im Genitiv.

Kf.

1) Germanien: *Gallerie de Caractères Prussiens.* 1808. XII u. 402 S. 8. (2 Thlr.)

2) Germanien: *Gallerie preussischer Charaktere.* 1808. V u. 498 S. 8. (2 Thlr.)

Dem vorgeblichen Original (No. 1) ist das Bruchstück eines Briefes vorgesetzt, welches erklären soll, wie das Werk zum Drucke gekommen:

Je tiens ce manuscrit de la troisième ou de la quatrième main; chargé de le faire imprimer, on ne me donna que très peu de tems pour me décider. Ne trouvant rien dans l'ouvrage de contraire à l'état, à la religion ou aux bonnes moeurs, je consentis à ce qu'on me demandoit, et je le fis d'autant plus volontiers qu'on me permit sur mes représentations par écrit, de supprimer quelques articles et de retrancher quelques passages dans d'autres etc.

Dass diess nichts als Erdichtung sey, wissen wir bereits aus öffentlichen Blättern. Wir wissen aus denselben Mehreres, was hier nicht wiederholt werden soll. Überhaupt führen wir das Werk in den Annalen der Literatur nur als traurigen Beweis auf, bis zu welchem Grade die Entehrung der Schriftstellerey von guten Köpfen getrieben werden kann. Die Stimme des Publicums hat über das Beginnen schon gerichtet; der Verleger ist verantwortlich gemacht, das Buch confiscirt worden. Ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit, Hr. Prof. *Ancillon*, hat eine merkwürdige, mit dessen eigenen Worten hier S. 78—82 ausstaffirte Erzählung, welche, wenn sie wahr wäre, ihm zur Ehre, dem verst. Prinz Louis und ein paar anderen würdigen Männern zum Schimpf gereichen würde, laut und öffentlich für — Unwahrheit erklärt. Was bedarf es weiteres Zeugnisses gegen das, worüber noch kein öffentliches Veto ausgesprochen worden? Wie will der Vf. diese unwürdige Schreiberey entschuldigen? War sein Patriotismus so lebendig, dass er schreiben musste: warum log er? Trauerte er über wahrgenommene Entartung eines Staates, seufzte er über sein eigenes Schicksal, und wollte für jenen oder für sich besseres wirken: konnte er diesen Zweck durch eine Schrift erreichen, welche, wenn man ihr auch alle Gerechtigkeit widerfahren lässt, doch für nichts weiter, als eine gut stylisirte Schmähschrift genommen werden kann?

Fur es, ait Pedio. Pedius quid? crimina rasis
Librat in antithetis. Doctas posuisse figuras
Laudatur. Bellum hoc. Hoc bellum? an Romule ceves?
Men moveat? quippe et, cantet si naufragus, assem
Protulerim? cantas, cum fracta te in trabe pictum
Ex humero portes. Verum, nec nocte paratum,
Plorabit, qui me volet incurvasse querela.

Persius.

1) Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. Comp.: *Parabeln* von *Friedrich Adolph Krummacher*, D. u. Prof. der Theologie auf der Universität zu Duisburg. 2tes Bdchen. 1807. 228 S. 1stes Bdchn. 2te verbess. u. verm. Aufl. 1808. XXI u. 236 S. 8. (2 Thlr.)

2) Ebendas.: *Festbüchlein.* Eine Schrift für das Volk von *F. A. Krummacher.* 1stes Bdchen. *Der Sonntag.* 1808. VII u. 136 S. 8. (9 Gr.)

Den Zweck und die Vorzüge von No. 1 haben wir bey der Anzeige des ersten Bandes der ersten Auflage (1804 No. 299) dargelegt. Unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht. Das Büchlein ist fleissig gelesen; es ist bald eine neue Ausgabe nöthig worden. Wir dürfen jetzt nur hinzufügen, dass der zweyte Band eine würdige Zugabe des ersten ist, und wollen diessmal, zur Probe, eine der kleinsten Parabeln mittheilen:

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichen Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch eine Gabe erbitten, wie gern würd' ich dir sie gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Auhh No. 2 athmet einen kindlichen frommen Sinn, und wird gleichgestimmte Herzen belehren und rühren. Der Zweck dieses *Festbüchleins* ist, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflössen, und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Die geschichtlichen Ereignisse, auf welche die eigentlich christlichen Feste sich beziehen, erzählt es mit Einfalt, besinget es auch wohl, jedoch mit weniger Glück. Dem *Sonntage*, welcher dieses erste Bändchen begreift, sollen die anderen Feste, das Christfest, Neujahrsfest u. s. w. folgen. Wir wünschen, dass Schullehrer dieses Büchlein in ihren Schulen gebrauchen, und durch beygefügte Erläuterungen die Lectüre desselben fruchtbarer machen.

M. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Amsterdam*, im Kunst- und Industrie - Comptoir: *Lettre à Madame la Comtesse F. de B.* contenant un récit des événements qui se sont passés à Lubek dans la journée du jeudi 6 Novembre 1806, et les suivantes. 1807. 78 S. 8. (broschirt.)

2) Ebendaselbst: *Villers Brief an die Gräfin F. d. B.* enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck an dem Tage, Donnerstag den 6ten November 1806 und folgenden vorgefallen sind. Aus dem Französischen übersetzt. 1807. 96 S. 8. (broschirt 12 Gr.)

3) *Dresden*, b. Arnold: *Bericht über das Gefecht bey Saalfeld* am 10 October 1806. Mit einer vollständigen Situationskarte. 1807. $1\frac{1}{2}$ Bogen. 4. (10 Gr.)

4) *Jena*, ohne Anzeige des Verlegers: *Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bey (?) den deutschen Waffen im Jahr 1806.* Aus den Bemerkungen eines Augenzeugen. 1807. 46 S. 8. broschirt. (8 Gr.)

5) *Berlin*, ohne Anzeige des Verlegers: *Grundlinien zur Reorganisation der Armee eines sich wieder consolidirenden Staates.* Den preussischen Patrioten zur Beherzigung vorgelegt von einem preussischen Ex - Officier. 1807. 61 S. 8. geheftet 8 Gr.

No. 1. Ein düsteres und doch nur zu treues Gemälde einer der schauderhaftesten Scenen des nun beendigten Krieges, das aber keinen Auszug leidet. Der Vf., Hr. *von Villers*, erzählt einfach, ohne Übertreibung und ohne die Sittlichkeit durch zu deutliches Ausmalen einzelner Gruppen zu beleidigen; aber seine Rede fliesst aus einem, durch den Anblick der Barbarey und des Jammers, deren Zeuge er war, tief verwundeten Herzen. Er spricht mit grosser Bescheidenheit von dem, was er in diesen Tagen des Schreckens selbst zur Erleichterung des allgemeinen und partiellen Elends that, und lässt sich, so wenig er auch der häufigen Veranlassung, Betrachtungen anzustellen, ausweicht, doch selten zu Declamationen hinreissen.

Die deutsche Übersetzung (No. 2) ist treu, aber steif und unbeholfen wie der Titel.

Die Verlagshandlung von No. 3 hatte wahrscheinlich einen alten Plan der Gegend von Saalfeld, den sie noch benutzen wollte; sie liess die verschiedenen Positionen der Truppen hineintragen, und verschaffte sich eine Relation von dem Gefechte. Einen verständigen Zeichner kann sie bey dieser Operation nicht zu Rathe gezogen haben, denn die successiven Stellungen erscheinen aus Mangel an unterscheidenden Merkzeichen so confus durch einander geworfen, dass kein Mensch sich von der Art, wie die Truppen jedesmal standen, einen deutlichen Begriff machen kann. Von dem Plane lässt sich weiter nichts sagen, als dass er sauber gestochen ist; zu der auf dem Titel versprochenen Vollständigkeit fehlt ihm eine richtige Darstellung der Abdachungen der Berge und der Ufer. Zu mehrerer Deutlichkeit hat man 29 nicht erklärte Ziffern stehen lassen, und 9 andere gleichgestaltete, von 1 bis 9, hinzugesetzt, wo die alten nicht passen wollten, so, dass nun die Erklärung der Zeichen ganz verwirrt wird, und man jederzeit erst rathen muss, welche 1 oder welche 4 wohl gemeint seyn könnte. Die Orte *Garnsdorf*, Blanken*berg*, *Preylipp*, *Wir*bach, der Karte, heissen im Bericht: *Gernsdorf*, Blanken*burg*, *Prieliep*, *Wie*bach; Frösten für Cröften kann ein Druckfehler seyn, weil es nur einmal vorkömmt. Mit gleicher Nachlässigkeit sind auf dem Plan vier anrückende französische Colonnen gezeichnet, da doch die Nachweisung und der Bericht nur von dreyen wissen. Dieser Bericht scheint nun, bis auf die unrichtig erzählten Umstände von dem Tode des Prinzen, so ziemlich buchstäblich wahr zu seyn; aber er ist bey aller Weitschweifigkeit doch sehr dürftig und gewährt durchaus keine Übersicht. Ermüdend ist die wiederholte breite Aufzählung der Corps und der Namen; und das an einzelne Personen freygebig ausgespendete Lob hätte ganz wegbleiben sollen. Mit ängstlicher Genauigkeit wird jeder unbedeutende Auftrag angegeben, der etwa einen Subaltern - Officier abhielt, an dem Gefechte Antheil zu nehmen, und mit beynahe komischer Naivetät erwähnt der Vf. die Unfälle nicht nur *braver*, sondern auch *würdiger* Männer.

4) Um die voreiligen Urtheile über die militärischen Begebenheiten der letzten Jahre zu berichtigen, sollen hier, nach einem auf Laune Anspruch machenden Eingange, die wahren Gründe der Niederlagen der deutschen Heere aufgesucht werden. Der Vf. handelt sie unter 8 Titeln ab, verliert aber dabey die Deutschen bald aus den Augen, um sich bloss mit der preussischen Armee, und bey dieser auch nur mit dem hohnlohischen Corps zu beschäftigen. Nach einer möglichen Version des Zusatzes auf dem Titel geht das ganz natürlich zu: denn diese Blätter enthalten weiter nichts, als eine aus dem *Bericht eines Augenzeugen u. s. w.* (Tübingen bey Cotta) abgezogene systematische Nutzanwendung.

5) „Es soll keine stehende Armee seyn, sondern eine General - Conscription, wo die Officiere bis auf den Hauptmann herab bezahlt werden, die übrigen aber nebst den Gemeinen sich selbst equipiren und unterhalten. Kein Privatunterricht wird im Staate geduldet, jeder Bürger muss seine Kinder in die Elementar - Schulen schicken. Nach beendigtem Cursus werden hier zuerst die Subaltern - Officiere und Hauptleute ausgehoben, dann die Artilleristen, der Rest aber in Cavallerie und Infanterie getheilt. Aus diesen Schulen geht jeder an sein Gewerbe, ist aber vom 16 bis zum 25 Jahre zum Dienst verpflichtet. Die Conscriptionsbureaus führen die Aufsicht. Alle Sonn- und Fest - Tage sind den Übungen gewidmet. Die Exerciermeister werden in Kriegsseminarien erzogen, welche die untere Classe der Militairschulen ausmachen, die höhere ist eine Bildungsanstalt der Officiere vom Hauptmann aufwärts bis zum Reichsmarschall, der auch bis zum 51sten Jahre dient. Die Artillerie theilt sich in Artilleristen, zwey auf jedes Canon, welche eine stehende Truppe bilden, und Handlanger; das Fussvolk wird bloss zum Tirailliren angeführt, und die Cavallerie hat eine bestimmte Anzahl Pferde, auf welchen die Mannschaften der Reihe nach reiten; wem diese nicht gerade trifft, der begnügt sich mit einem hölzernen. Das Aufgebot geschieht durch Telegraphie." — Der Vf. ist überzeugt, dass ein auf diese Art eingerichteter Staat nicht nur im Kriege, den er bloss in den eroberten Ländern führen will, unüberwindlich, sondern auch im Frieden wohl organisirt seyn müsse. Zum Überfluss fügt er noch eine Kostenberechnung hinzu. Man sieht wohl, dass diess eine militärische Atlantis ist; die nicht viel Neues enthält. Die erfoderlichen heftigen Ausfälle gegen die privilegirten Stände sind nicht vergessen. Um seine eigenen früheren Verdienste in Erinnerung zu bringen, theilt uns der Vf. auf den ersten 21 S. Auszüge aus einem Aufsatze mit, in welchem er kurz nach dem pressburger Frieden dem Könige von Preussen einen Plan, zu Errichtung von Gewerbsschulen für die reitende Artillerie, vorgelegt hat.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 17 MÄRZ, 1808.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen*, herausgegeben von D. *Joh. Georg Aug. Hacker*, kön. sächs. Hofpred. 1806. I Bändchen. IV u. 232 S. II Bändchen. 219 S. III Bdchen. 1807. 221 S. kl. 8. (2 Thlr.)

Die Namen eines *Reinhard*, des Herausgebers und des Mittagspredigers *Frisch* in Freyberg, verbürgen es, dass man hier willkommene Beyträge zu den trefflichsten neuen liturgischen Formularen finden werde. Die nähere Ansicht dieser Arbeiten zeigt inzwischen noch, dass diese Sammlung einem gefühlten Bedürfnisse abhilft, und eine Lücke in dem vorhandenen Vorrathe neuer liturgischer Arbeiten ausfüllt. Gerade für die achtungswerthe Classe von Christen, deren geläuterten religiösen Ansichten und Gefühlen sich die meisten dieser Formulare aneignen, ist von den neuen Verbesserern unserer Liturgie am wenigsten gesorgt. Es sind diejenigen, die auf die positiven Lehren des Christenthums einen Werth legen, den Andere verkennen; welche diese positiven Lehren bey den christlichen Religionshandlungen herausgehoben sehen wollen, in die Formulare biblische Stellen eingewebt wünschen, und in den Ideengang bloss religiös-philosophischer Formulare sich nicht zu finden, und die neue Sprache nicht recht zu fassen, wenigstens nicht zu lieben wissen. Für diese nicht unbedeutende Zahl von Christen, so wie für diejenigen Prediger, welche entweder selbst diese Ansichten haben, oder doch bey Amtshandlungen nach Formularen für Sogesinnte sich umsahen, waren wieder die Formulare der alten Liturgie nicht. Sie entsprachen wegen mancher crasser Ideen und wegen ihrer veralteten Sprache den helleren Ansichten und dem gereinigten Geschmacke dieser gebildeten Anhänger der positiven Christenthumslehren nicht. So mochte der Prediger, welcher bey der Privatfeyer religiöser Handlungen, z. B. der Taufe, freye Wahl der Formulare hat, und pflichtgemäss die Geistesbildung und Ansichten des Zirkels, in dem er sprach, bey seiner Auswahl beachten wollte, öfters in Verlegenheit seyn, für Christen, welche aus dem Standpuncte eines *Reinhard* die Christenthumslehren betrachten, Formulare im Geiste desselben aufzufinden. Schon längst wünschten wir daher, dass der ehrwürdige Mann das Publicum auch mit einer Sammlung musterhafter Amtsreden beschenken möchte. Zum Theil ist dieser Wunsch durch obige Sammlung erfüllt. Sie enthält von ihm ein Formular für die Taufhandlung, eines für die Confirmationshandlung, und zwar bey der Confirmation des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, zwey für die eheliche Einsegnung, und fünf für die Abendmahlsfeyer. Für den, der *Reinhards* Geist und Sprache kennt, hätte es bey seinen Formularen keiner Namensunterschrift bedurft; so unverkennbar sprechen sich sein frommer Sinn und sein lebendiger Eifer für das Heilige in ihnen aus. Aber auch die Formulare vom Herausg. stehen, im Ganzen genommen, jenen würdig zur Seite. Die übrigen Beyträge hingegen haben nicht gleichen Werth. Wir wollen hier nur einige aus dem dritten Bändchen erwähnen. I. *Formulare und Materialien zu Reden bey der ehelichen Einsegnung:* eines vom Hn. *M. Frisch*, eines vom Hn. Pastor *Seltenreich*, und zwey vom Herausgeber. Jenes erste über den Einfluss des ehelichen Lebens auf unsere Veredlung und Beglückung ist zu sehr im trocknen Lehrton abgefasst, und ohne alle religiöse Berührung; das zweyte aber enthält im gemeinen liturgischen Style, der in Parenthesen auf alle möglichen Fälle Hinsicht nimmt, jene ganz gemeinen Ansichten, die man in jedem liturgischen Formulare findet. Die Formulare des Herausg. zeichnen sich auch unter dieser und den übrigen Rubriken vortheilhaft aus. II. *Formulare zu Taufreden.* Zwey von Hn. *Seltenreich* und zwey vom Herausg. Das erste unter der Aufschrift: Taufformular, dem eine kurze Anrede, welche irgend einen besonderen Umstand berücksichtigt, vorangeschickt wird, enthält bloss ein Gebet, die Eröffnung, dass es Befehl Jesu sey, das Kind zu taufen, das Glaubensbekenntniss und einige Segenswünsche. Hier ist also das Gemeine, das man überall findet, gegeben, und das Wichtige, das dem immer gleichbleibenden Taufformulare voranzuschicken ist, und die Handlung erst erhebend darstellt, vorenthalten. Anziehender durch Benutzung gegebener Umstände ist das zweyte Formular von demselben. V. *Materialien zu Abendmahlsreden.* a) Die Mittheilung eines getrosten Muthes und erquickender Hoffnung bey den Mühseligkeiten und Leiden des Lebens, eine der wohlthätigsten Absichten der Abendmahlsfeyer. b) Das Abendmahl, ein wirksames Mittel der Selbsterkenntniss. Beide vortrefflich! c) *Das Abendmahl ein Beförderungsmittel des Eifers und der Treue in unserem Berufe*, von Hn. M. *Frisch*. Nur eine specielle Veranlassung konnte die Wahl die-

fes Gegenstandes rechtfertigen. Die drey folgenden Auffätze, vom Herausg., betrachten das Abendmahl als Mittel: d) unser kindliches Vertrauen auf Gott zu stärken, e) unserer geistigen Natur die nöthige Nahrung zu gewähren, und die Macht des inneren Lebens über das äussere zu erhöhen, f) uns zu einem unablässigen Eifer in der Besserung zu ermuntern und zu stärken. Mögen die hier gelieferten Proben den Bewohnern des Königreichs Sachsen das Bedürfnifs einer gereinigten Liturgie tief fühlen lassen, und einer Reform der bestehenden Landesliturgie, unter *Reinhard's* Auspicien, glücklich die Bahn eröffnen! V. Pf.

Leipzig, b. Barth: *Moralisches Exempelbuch des Neuen Testaments*, oder *die christliche Tugendlehre in Gleichnissen, Beyspielen und Erzählungen Jesu und seiner Apostel*, von M. *Phil. Wilh. Meusser*, Pastor zu Grossjehser in der Niederlausitz. 1804. XVI u. 506 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. betrachtet sein Buch als eine Fortsetzung der bey Vieweg d. ält. 1797 erschienenen *Eckschen* Schrift: *Religion für Menschen, oder der Werth der Lehre Jesu aus seinem bildlichen Vortrage*, welche er als ein sehr brauchbares Buch empfiehlt, indem er es als solches durch seine eigene Erfahrung kennen gelernt habe. Hr. *Eck*, Pred. zu Lübben in der Niederlausitz, dem bekanntlich einmal seine natürliche Erklärung der Wunder Unannehmlichkeiten zuzogen, hat in der oben angeführten Schrift die Gleichnissreden Jesu für die Glaubenslehre benutzt. Das gab unserem Vf. Veranlassung, diese vortreffliche Lehrart Jesu für den praktischen Theil der Religion zu bearbeiten, und so entstand dieses Buch, das seiner Absicht rühmlich entspricht. Alle in den Schriften der Evangelisten, und selbst in den apostolischen Briefen enthaltenen Parabeln, sind mit der Sittenlehre auf eine sehr zweckmässige Art in Verbindung gesetzt, obgleich, nach des Rec. Ansicht, manche Ideen hineingetragen worden sind, an die wohl schwerlich in der Parabel gedacht wird, wovon er weiter unten einige Belege geben wird. Wenn sich der Vf. auf den sichtbaren Nutzen bey seiner Gemeinde beruft, den die katechetische Bearbeitung der Gleichnissreden in der öffentlichen Gottesverehrung gehabt habe: so wird ihm das wohl Jeder gern zugestehen, der sie zu gleicher Absicht benutzt hat, und wir glauben es ihm daher auch recht gern, dass er sein Buch *con amore* ausgearbeitet habe, weil ihn der sichtbare, bey seiner Gemeinde gestiftete Nutzen dabey begleitete, ob er sich gleich in einer Lage befand, die, wie er am Ende der Vorrede versichert, für ihn sehr drückend war, wesswegen er auch um Schonung bittet, wenn das gelehrte Publicum mit seiner Arbeit nicht so zufrieden wäre, als er wünscht. Auf das letztere kann nun freylich die Kritik keine Rücksicht nehmen, wenn es dem Buche selbst an innerem Gehalte fehlt, welches aber hier der Fall nicht ist, da es vielmehr alle Empfehlung verdient. Nach der Vorrede hat er es zunächst für unstudirte Schullehrer und für die erwachsene Jugend bestimmt. Wir befürchten aber, dass er seine Absicht nicht ganz erreichen werde, da viele Vorkenntnisse dazu gehören, wenn von beiden alles gehörig verstanden werden soll, welches man wohl nicht erwarten darf. In dem Schullehrerstande giebt es noch gar zu Viele, die mit der Büchersprache unbekannt sind. Diese verstehen gewiss nicht, was *sittlich freye Natur* ist. Wenn es nun aber gleichwohl in ihm einige giebt, die sich gern durch ein solches Buch belehren, wäre es nicht besser gewesen, der Vf. hätte in kurzen Noten diese Ausdrücke erklärt? Dafür hätte manche zu weitläuftig gerathene Erklärung abgekürzt werden können. Desto nutzbarer aber wird sein Buch für alle diejenigen seyn, die ihm zu folgen im Stande sind; ja selbst Prediger werden es bey ihren Arbeiten vortrefflich benutzen können.

Das Buch selbst zerfällt ausser der Einleitung, wo in 4 Kap. von der Würde und dem Vorzuge des Menschen, vom Gewissen, von der Bestimmung des Menschen, und vom Reiche Gottes oder dem höchsten Gute gehandelt wird, in 3 Abschnitte. Der 1te enthält die allgem. christliche Tugendlehre in 7 Kap., wo das 1te von der Beschaffenheit der christl. Tugendlehre handelt, das 2te von den Moralgesetzen und Triebfedern der christl. Moral, das 3te von den Pflichten und Tugenden, das 4te von den Eigenschaften der Tugend und des Tugendhaften, das 5te von Sünde und Laster, das 6te von der Lasterhaftigkeit, den unmoralischen Zuständen, das 7te von der Besserung des Menschen. Die besondere Tugendlehre des 2ten Abschn. zerfällt in die Pflichten gegen sich selbst, gegen den Nächsten und gegen Gott. In der letzten Abtheilung werden noch die Pflichten in besonderen Umständen, Verhältnissen und gemeinschaftlichen Verbindungen abgehandelt. Der letzte Abschnitt begreift die Lehre von den Mitteln zur Beförderung der Tugend. Man sieht daraus, dass das Buch selbst ein vollständiges System der *reinen* Moral, im Gegensatz der eudämonistischen, enthält, welche der Vf. geschickt mit den Aussprüchen Jesu und der Apostel zu vereinigen gewusst hat.

Dem Vf. einen Beweis der Aufmerksamkeit und Achtung zu geben, will Rec. noch einige Erinnerungen hinzufügen. Mancher biblischen Stelle hat er eine Erklärung nach seiner Ansicht und seinem Zwecke gegeben, die sie wohl nicht hat. So soll Jesus in dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge eine *uneigennützige* Tugend empfohlen haben, da er doch nur das Vorurtheil der Jünger bestreitet, als hätten sie auf eine vorzügliche Belohnung Anspruch zu machen, weil sie die ersten gewesen wären, die ihm nachgefolgt wären. Belohnung sichert ihnen auch Jesus zu: Ihr werdet sitzen, spricht er, auf den zwölf Stühlen Israels u. s. w. Eben so wenig ist der Sinn der Parabel Matth. 9, 14—17, wo von der Unschicklichkeit, einen neuen Lappen auf ein altes unbrauchbares Kleid zu setzen, die Rede ist, getroffen. Nach dem Vf. soll Jesus lehren: wer sich recht bessern will, darf nicht bloss einige auffallende Fehler able-

gen und andere Lieblingsfünden beybehalten, er muss von Grund aus sich bessern, alles Böse verabscheuen, jeder Art der Sünde entsagen und ein neuer Mensch werden. Ist diese moralische Deutung nicht sehr gezwungen? Auch der Ungelehrte, wenn sein Verstand gebildet ist, muss das Unnatürliche derselben fühlen. So liegt auch die Möglichkeit einer späten Bekehrung nicht in dem Gleichnisse vom verlohrnen Sohne, mehr die Bemerkung, dass eine grosse Kraft dazu gehöre, sich aus seinem lasterhaften Zustande herauszureissen, weswegen auch Jesus in dem vorhergehenden Gleichnisse sagt: *es wird Freude seyn im Himmel u. s. w.* Wenn er nun gar den Apostel *Paulus* als ein Beyspiel der späten Bekehrung anführt: so möchte er sich hier ganz irren, da dieser Mann vor seinem Übertritte zum Christenthume kein *Lasterhafter*, sondern nur ein *Verblendeter* war, der zwar in der Folge seinen blinden Eifer um das väterliche Gesetz bedauerte, aber seine Verfolgung der Gemeinde Gottes auch damit entschuldigte, dass er es aus Unwissenheit gethan habe. Auch möchte der Vf. wohl schwerlich seine Behauptung rechtfertigen können, dass die Apostel, wie Jesus, den Geist der Uneigennützigkeit besessen hätten, weil sie von ihm *nie ein Wunder um ihrentwillen* verlangt hätten. Die Geschichte zeigt vielmehr, dass sie anfänglich der Geist des Eigennutzes zu Jesu führte. Freylich waren sie in der Folge andere Männer; aber bey den Lebenszeiten Jesu konnten sie sich noch nicht von allem groben Eigennutze losreissen. Eben so unstatthaft ist die Behauptung bey der Erzählung von den Müttern, die ihre Kinder zu Jesu brachten, damit er sie segne, dass sie die Jünger darum abgehalten hätten, weil sie dabey Aberglauben vermuthet hätten. Sie waren ja damals selbst noch nicht von allem jüdischen Aberglauben frey. S. 102 sagt der Vf.: „ist die Unwissenheit, aus der Jemand sündigt, unvermeidlich, d. h. konnte er in seiner Lage, ohne seine Schuld, keine hellere Erkenntniss erlangen, so bleibt das Unrecht, das er aus Unwissenheit thut, zwar immer Unrecht, Sünde und Gott missfällig; aber es kann ihm doch nicht zur Strafe gerechnet werden.“ Unmöglich! selbst den Worten des Vfs. nach; denn was Niemanden zur Strafe angerechnet werden kann, ist auch keine Sünde. Warum schreibt der Vf. *immoralisch?* Ist das Wort einmal in die deutsche Sprache aufgenommen, so muss es sich auch nach ihren Gesetzen richten. Man sagt nicht inpolitisch, sondern unpolitisch, folglich auch *unmoralisch*. Bedenklich und für ängstliche Gewissen gefährlich ist die Äusserung des Vfs. von der *Sünde wider den heil. Geist*, die er besonders von den Pharisäern begehen lässt, *weil sie aus der böseften Absicht die wohlthätigen Handlungen Jesu für Wirkungen eines bösen Geistes, mit dem er in Bund stehe, für Teufelskünste erklärten.* Man könne, meint er S. 106, sagen, dass jetzt diese Sünde darin bestehe, dass man wider besser Wissen und Überzeugtseyn handele. Da nun von Jesu ausdrücklich behauptet wird, sie werde weder in *dieser* noch in *jener* Welt vergeben, so muss die gewiss falsche Erklärung des Vfs. denjenigen Gewissenhaften foltern, der sich bewusst ist, wider seine bessere Überzeugung gehandelt zu haben, wenn es auch nur *einmal* geschehen ist. Überdem heisst ja wider sein besser Wissen handeln überhaupt sündigen, so wie das auch Paulus behauptet, wenn er sagt: *was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.* Das Cap. von der *Feigheit*, die der Vf. mit Recht zu den unmoralischen Zuständen des Gemüths zählt, ist vortrefflich ausgeführt, aber manche Definition ist auch wohl nicht ganz richtig. So ist nach ihm jede *unrechtmässige Entwendung* des fremden Eigenthums Diebstahl. Ist das Beywort unrechtmäsig nicht überflüssig, da *Entwenden* den Begriff der Unrechtmässigkeit schon involvirt? Die *Missgunst* ist nach ihm ein höherer Grad des Neides; aber das ist unrichtig; denn man kann Jemanden seine Vorzüge missgönnen, ohne neidisch zu seyn. Missgunst entsteht unstreitig aus der Meinung, dass der Beglückte es nicht werth sey, gewisse Glücksgüter zu besitzen. Auch liegt in dem Worte Jesu: *Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, fürchtet euch vielmehr* u. s. w. nicht der Sinn, dass der Mensch durchaus von Ehrfurcht gegen Gott belebt seyn soll. Überhaupt hätte das Gefühl der Ehrfurcht mehr entwickelt werden sollen. Eine genaue Revision wird den Vf. auf manches Mangelhafte seines Buches aufmerksam machen. Übrigens verdient es allen denen, welchen es um Belehrung zu thun ist, sehr empfohlen zu werden, besonders Lehrern an Kirchen und Schulen, die reichen Stoff zum Unterricht darin finden werden.

Z. f. E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Das Buch für's Herz aufs ganze Jahr.* Von *Christian Friedrich Sintenis*, Consistorialrath und Pastor zu Zerbst. I—IV Theil. 1806. 1807. 8. (5 Thlr.)

Rec. gesteht, dass er sich mit den wenigsten der Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, so viel er deren kennt, befreunden konnte. Die eintönige ascetische Sprache, die in den mehresten herrscht, die gewöhnliche Einkleidung der Betrachtungen in die Gebetsform und der Mangel an Mannichfaltigkeit der betrachteten Gegenstände, verleideten ihm den Gebrauch der meisten derselben. Nur Männer mit praktischen Kenntnissen ausgerüstet, und mit dem Talente, die erworbenen Schätze zur Aufhellung des Verstandes und Erwärmung des Herzens zu verwandeln, und mit Kürze und Lebhaftigkeit in einer kräftigen, edeln und reizvollen Sprache darzulegen, Männer also von Geist, die für das, was sie schreiben, selbst ein tiefes Gefühl haben, sollten sich an Arbeiten dieser Art wagen, besonders wenn sie zu ihrem Publicum sich Menschen der gebildeteren Classe wünschen. Als ein solcher Mann ist Hr. *S.* längst bekannt. In ihm ist eine Fülle der mannichfaltigsten für's Leben brauchbaren Kenntnisse, durch den vertrauten Umgang mit Büchern und Menschen hat er sich einen schönen Schatz gesammelt, von dem er hier für jeden Tag etwas zur Belehrung und Erbau-

ung seinen Lesern mittheilt. Man sieht und hört den Mann, dem, was er spricht, vom Herzen geht, und da er mit dieser Herzlichkeit zugleich Einsicht und Geschmack verbindet, so kann es nicht fehlen, dass es nicht auch bey dem gebildeten Leser wieder zu Herzen gehen sollte. So rechtfertiget sich der glücklich gewählte Titel seines Buches. Wer *S's.* Schriften kennt, findet ihn auch hier wieder, mit seinen Vorzügen wie mit seinen Fehlern. Aus dem Gebiete der populären Theologie, oder richtiger: der Religionslehre für's Herz, — der Moral, der Naturlehre und der Philosophie des Lebens hat er die Gegenstände genommen, die er hier in kurzen Betrachtungen bald zergliedert, bald näher bestimmt, bald nur anwendet. Sein Buch ist ein vortreffliches Erbauungsbuch für Menschen aller Confessionen. Zuweilen stösst man auf Äusserungen, die auf den ersten Anblick etwas zurückschreckendes haben: wie z. B. in der Betrachtung am 11 März: — *Gott will mein Unglück.* Aber liesst man weiter, so versöhnt man sich wieder mit dem Vf., und schreibt die Härte jener Äusserung nur seinem Hange zu, zu frappiren und die Aufmerksamkeit zu spannen. Wenn dieser Hang ihn auch in diesem Buche zuweilen zu Fehlern verleitet: so ist doch das Gute desselben so überwiegend, dass wir dieser Erbauungsschrift recht viele Leser wünschen.

J. J.

Leipzig, b. Hinrichs: *Sittlich-religiöse Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre für die gebildeten Stände* von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz*, Prof. zu Wittenberg. 1 Th. Jan. — April, 1807. 366 S. 2 Th. May — August. 255 S. gr. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Andachten auf alle Tage des Jahres haben wir genug, auch fehlt es nicht an solchen, welche nur Alltagsgedanken enthalten, und daher diesem Titel im eigentlichen Sinn entsprechen. Die gegenwärtige Schrift zeichnet sich indess auf eine vortheilhafte Weise aus. Der Vf. schrieb für ein bestimmtes Publicum, nämlich für die gebildeten und höheren Stände, und dem Ganzen liegen reine Principien der Moral zum Grunde, ein Vorzug, dessen sich keines der bisherigen Andachtsbücher dieser Art, so viel Rec. weiss, rühmen darf. Der ganze Umfang der moralisch-christlichen Wahrheiten wird in kurzen Morgen- und Abend-Betrachtungen auf alle Tage des Jahres dargestellt. Die Betrachtungen sind kurz (Rec. möchte sagen, zu kurz), und da die detaillirte Ausführung des Gegenstandes in einer Betrachtung nicht verstattet war, musste das, was zusammen gehörte, in mehrere Abschnitte zerstückelt werden. Eine gewisse Einförmigkeit war also nicht ganz zu vermeiden, und es fehlt zu sehr an Abwechselung. Doch hat der Vf. durch seine lichtvolle Darstellung (nur ist die Sprache zuweilen zu pretiös und pomphaft) diese Mängel einigermassen ersetzt. Er verstehet die Kunst, auch philosophische Untersuchungen auf eine der Fassungskraft gebildeter Leser angemessene Art vorzutragen. Die Lehren von Gottes Daseyn und Vollkommenheiten, so wie von Unsterblichkeit und dem Leben nach dem Tode, sind am ausführlichsten abgehandelt, und überhaupt ist in Ansehung der Materien eine gute Auswahl getroffen worden. Selbst die 12 Betrachtungen vom 25 — 31 Jan., über die Hoffnung des Wiedersehens der Freunde in jenem Leben, haben auf eine angenehme Weise den Rec. unterhalten; ob er gleich nicht bergen kann, dass er den Satz: wir werden uns wiedersehn, weil er zu problematisch ist, lieber mit einem anderen, für welchen sich einleuchtendere Gründe auffinden lassen, vertauscht haben würde. Der Vf. hat zwar nicht verfehlt, die wahrscheinlichen Gründe für jenen Satz beyzubringen; allein es dürften manche Gebildete dagegen einwenden, dass, wenn dort unser geistiges Glück erhöhet werden soll, das Glück, das man unter guten Menschen auf Erden genoss, viel zu gering sey, als dass es noch in einem vollkommneren Zustande Bedürfniss für uns seyn könne; — dass man von der künftigen Welt nicht nach den Empfindungen die man auf Erden hat, urtheilen dürfe; — dass man, wenn es zu unserer künftigen Seligkeit nothwendig sey, unsere Freunde wieder zu sehen, eben so viel Grund habe zu glauben, dass man dort wieder in den Verhältnissen mit ihnen, wie hier auf Erden, stehen werde; — dass unsere Fortdauer und Seligkeit nach dem Tode nicht von diesem Wiedersehen abhängig sey, und, wer aus reinen Principien der Moral handle, der Hoffnung des Wiedersehens nicht bedürfe, um sich zum Streben nach Vollkommenheit zu ermuntern u. s. w. Doch, kaum braucht Rec. zu bemerken, dass diese Erinnerungen der Schrift selbst ihren Werth nicht benehmen sollen.

Ker.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Landshut*, b. Attenkofer: *Lieder für die Festtage des ganzen Jahrs.* Zum Gebrauche der Landschullehrer in Musik gesetzt von *Ch. P. M. D.* und *Pf.* zu Ovb. 1803. 35 kl. Qfolbog. Diese ganze Sammlung ist in dem gewöhnlichen Geiste des sogenannten Ariengesangs in den Dorfschulen geschrieben. Grösstentheils entfernt von der edleren vierstimmigen Arie, eben so auch von der Würde des heiligen Chorals, halten sich diese Melodieen in dem leeren Felde leichter Terzengänge auf, die von einem verbrauchten, und nicht selten trommelnden Basse getragen werden, und arten sogar, auch ohne Veranlassung des Textes, zuweilen selbst gegen den Text, in das Leyermässige des veralterten Tanzes aus, den man hie und da noch auf dem Lande hört. Ohne Auswahl führt Rec. zum Belege dessen, gleich No. 15 — 24 an; als originelles Muster religiöser Melodieen aber No. 69: „Trost gekränkter Tugend,“ das die Überschrift „munter“ führt. Der Liedertext ist, wie sich erwarten liess, ein geschmackloses Aggregat *aufgeklärter* und *altkatholischer Lieder*, welche unendlich contrastiren. So findet man z. B. viele Lieder protestantischer Kirchendichter, wie *Gellerts* u. a., die, wie nach den allbekannten Choralmelodieen, sich in *diesem* Kleide sehr ungeschickt ausnehmen; dann neben sehr poetischen Zügen, auch nicht selten höchst abgeschmackte, (z. B. „auch du erfreue dich von Herzen, der du noch nicht geboren bist!“) oft sprachwidrigen Ausdruck; wovon sich ein jeder selbst überzeugen kann, der den mit dem Liede: „*heiliger Sebastian, du bewährter Tugendmann,*“ anhebenden Abschnitt durchzugehen Lust hat. Dass vieles durch Declamation und jenen ländlichen Rhythmus noch abgeschmackter werden musste, lässt sich denken. Der Druck ist correct.

M . . . s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 MÄRZ, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) MEISSEN, b. Erbstein: *Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts.* Von Dr. *Karl Salomo Zachariä*, öff. ord. Rechtslehrer in Wittenberg [nunmehr in Heidelberg]. 1805. VIII und 167 S. 8. (16 Gr.)

2) ALTONA, b. Hammerich: *Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts.* Von *A. Fr. Jul. Thibaut*, Hofrath u. Prof. der Rechte in Heidelberg. Zweyte Ausgabe. 1806. 190 S. 8. (16 Gr.)

[*Von zwey Recensenten.*]

Die sogenannte logische Interpretation wird, nach der gewöhnlichen Darstellung der juridischen Auslegungskunst, unmittelbar in ausdehnende und einschränkende, auch wohl bestätigende (*declarativa*) abgesondert. Man kann nicht leugnen, dass sie in diesen Arten am öftersten sich zeige; allein erschöpft wird sie dadurch nicht, denn es liegt dabey der Gesichtspunct auf die Quantität der mit einander zu vergleichenden Gedanken-Massen zum Grunde, und ihre ganze Thätigkeit in qualitativer Hinsicht bleibt unrepräsentirt. Wenn, um ein beliebtes Erläuterungs-Beyspiel weiter fortzuführen, in einem Reiche, wo Korn die häufigere und Weizen die seltenere Getreideart ist, die Kornausfuhr verboten wird, in einer Provinz von ihm aber der umgekehrte Fall sich findet, dass nämlich der Weizen die häufigere, das Korn hingegen die seltenere Getreideart ist, und nun die Gesetzausleger für diese Provinz mittelst der logischen Auslegung das Verbot der Kornausfuhr in ein Verbot der Weizenausfuhr verwandeln: so kann man diess weder ausdehnend noch einschränkend, noch in quantitativer Hinsicht bestätigend nennen. Es ist daher ein Gewinn für die Wissenschaft, dass der scharfsinnige Vf. von Num. 1 nächst der quantitativen, auch (§. 50—57, §. 76, 106—110) von einer *qualitativen logischen Auslegung* handelt. Es zeugt schon diess von der Circumspection, mit welcher er seine Talente dazu verwendete, *a priori*, auf dem Weg der demonstrativen Methode, sowohl eine allgemeine Hermeneutik, als eine Hermeneutik des Rechts und zwar nicht allein der Gesetze, sondern auch der, so oft von den Hermeneuten stiefväterlich betrachteten, Privatdispositionen, in ihren ersten Linien, vorzuzeichnen. Nach einer Einleitung wird §. 12—20 der Begriff einer allgemeinen philosophischen Auslegungskunst, nebst ihrer Eintheilung, gegeben, ihre Begründung durch ein formales und ein materiales Princip versucht, und ihres Postulats so wie ihrer Bedingungen erwähnt. Und diess sind auch die drey Tendenzen, mit welchen der Vf. alle seine Abschnitte, Capitel und Abtheilungen durchläuft. Rec. giebt davon um so lieber eine Übersicht, als diese im Buche selbst fehlt. — *Allgemeine philosophische Auslegungskunst.* 1 Abschnitt. *Theoretischer Theil.* 1 Capitel. *Grammatische Auslegung.* 2 Cap. *Logische Auslegung*, sowohl I) überhaupt, als II) mit besonderer Hinsicht auf 1) *qualitative*, und 2) *quantitative* logische Auslegung. 2 Abschnitt. *Praktischer Theil* (oder: von der Ordnung der Anwendung der Regeln auf den einzelnen Fall). *Allgemeine Auslegungskunst des Rechts. Einleitung.* 1 Abschn. *Theoretischer Theil.* 1 Capit. *Grammatische Auslegung des Rechts.* 2 Cap. *Logische Auslegung* des Rechts, I) überhaupt, II) mit Rücksicht auf 1) *qualitative*, und 2) *quantitative* logische Auslegung d. Rechts. 2 Abschn. *Praktischer Theil.* Dazu kommt noch für die grammatische Auslegung ein Apparat von Regeln, die Undeutlichkeit und Vieldeutigkeit zu heben, für den juridischen Theil des Buchs eine Sammlung von Erläuterungs-Stellen des römischen Rechts, und zum Beschluss des Buchs ein Anhang über das Recht, juridische Willenserklärungen auszulegen.

Man muss diese Arbeit des berühmten Vfs. gewiss verdienstlich nennen, wenn man auch in bedeutenden Stücken von ihm abzuweichen sich genöthigt sieht. Den Zweck der Hermeneutik setzt er (§. 2, 3) ganz richtig in das Verständlichmachen des Sinnes, der Rede oder des Gedankens, der durch eine Rede mitgetheilt werden soll. Wenn er nun aber (§. 5), um das Wesen ihrer beiden Hauptarten, der *grammatischen* u. *logischen Auslegung*, anzugeben, jene diejenige seyn lässt, „welche den Sinn der Rede aus den gebrauchten Zeichen (Worten) bestimmt," und letztere die, welche ihn „aus der Absicht, die der Redende mit dieser Rede hatte," (oder, nach S. 44, aus dem, „was der Redende durch die Rede wirklich ausdrücken wollte"), bestimmt: so scheint diess unverständlich, und überhaupt unsystematisch zu seyn. Ersteres: denn Rec. wenigstens sieht nicht ein, wie nach den Definitionen des Vfs. Sinn und Absicht, folglich Zweck und Mittel der logischen Auslegung sich unterscheiden; Letzteres: denn ziemt es sich wohl für eine Wissenschaft der Hermeneutik, dass auf den nächsten Stufen zum Hauptzweck ein oder zwey zur Ergründung der Wahrscheinlichkeit dienende Facta stehen, und noch dazu solche, welche den hermeneutischen Apparat nichts weniger als erschöpfen, z. B. Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ausschliessen? Dem Charakter einer teleologischen Disciplin würde der Vf. entgegengekommen seyn, wenn er auf die zum Hauptzweck nöthigen Unterzwecke gesehen hätte; und selbst alsdann würde er sich richtiger, obgleich noch nicht ganz deutlich, ausgedrückt haben, wenn er die Gedanken, welchen die Worte zunächst, und die, welchen sie entfernt unterlagen, unterschieden, und jene der grammatischen, so wie letz-

tere der logischen Auslegung beygelegt hätte. Es finden sich zwar Spuren im Buch (§. 21, 33. Num. 2 lit. a), dass dem Verf. eine solche richtigere Ansicht vorgeschwebt habe: allein sie ist nicht bestimmt dargestellt. Nicht befriedigen kann auch (§. 14, 15) des Vfs. *Princip der Hermeneutik*. Es verweist auf die Absicht des Redenden, lautet formal: „eine jede Rede ist nach der Absicht des Redenden auszulegen," hingegen material: „eine jede Rede ist nach den Gesetzen auszulegen, unter welchen die Absicht des Redenden steht," und versieht in letzterer Gestalt die grammatische Auslegung (§. 27) mit dem materialen Princip: „die Worte einer Rede sind auszulegen nach den Gesetzen, unter welchen diese Worte sowohl überhaupt, als in wie fern sie Theile einer Rede sind, stehen", so wie die logische Auslegung (§. 46) mit dem Grundsatze: „Eine jede, im Verhältniss zu der Absicht des Redenden, unverständliche Rede ist auszulegen nach den Gesetzen, unter welchen die Absicht des Redenden für sich betrachtet steht." Was soll man nun sagen, wenn der Vf. (§. 16 in der Note, womit auch §. 54 zu verbinden ist) selbst über sein oberstes materiales Princip, das doch die Stütze des ganzen Gebäudes ist, die sehr richtige Bemerkung macht: „Dieser Grundsatz ist nicht unbedingt auf den einzelnen Fall anwendbar, denn der Redende kann auch etwas Gesetzwidriges gesagt haben?" Bedarf es nicht eines *tertii comparationis*, eines höheren Princips, welches die Anwendbarkeit leitet? Rec. ist der Meinung, die juridische, so wie alle Exegese werde durch ein, von der Theorie der Wahrscheinlichkeit entlehntes Princip regiert, nach welcher vom Bekannten auf das Unbekannte geschlossen wird, und man annimmt, dass ein Factum, das sich bekanntermaßen gewöhnlich unter gewissen Umständen, welche sich zu ihm als Ursache oder Wirkung verhielten, ereignet hat, noch einmal sich ereignet habe oder sich ereignen werde, wenn dieselben Umstände abermals da gewesen sind. Dieser Grundsatz, dann der Erfahrungsapparat über das Gewöhnliche und eine deutliche Einsicht in das Factum, worüber der Exeget Wahrscheinlichkeit geben will, sind die drey von einander verschiedenen Bestandtheile der juridischen Hermeneutik, und Rec. lenkt die Aufmerksamkeit derer, welche sich um diese Wissenschaft verdient machen wollen, auf den zweyten jener Puncte. Hier ist noch viel zu thun übrig. So wie *Eckhard* seine schätzbare Hermeneutik dem Studium vieler exegetischer Schriften verdankte: so betrete man einen gleichen Weg. Besonders studire man die Rechtsfälle, Observationen u. s. w., welche die Denk- und Handlungs-Weise der Privatpersonen in ihren Rechtsgeschäften nach ihren interessantesten Nuançen an den Tag bringen und sie auslegen; man mache dann mit Hülfe der Induction Regeln, und versehe mit einem Vorrath von ihnen den praktischen Rechtsgelehrten. Die Fundgrube wird um so unerschöpflicher seyn, als man in die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Classen von Personen, und der einzelnen deutschen Lande eindringen kann. Wenn der Vf. (§. 9 und §. 84) auch eine *positive Hermeneutik* annimmt: so ist diess unvereinbar mit einer, in die schöne Frage eingekleideten, Äusserung (Vorrede S. VII): „Können wohl die hermeneutischen Regeln, die das römische Recht aufstellt, als verbindliche Gesetze betrachtet werden, sobald sie mit den Grundsätzen der allgemeinen Hermeneutik in Widerspruch ständen? Ist wohl das römische Gesetzbuch auch in so fern verpflichtend, als es bloss wissenschaftliche Grundsätze aufstellt?" Rec. verneint sie mit voller Überzeugung; er kennt zwar positive Bestimmungen über den Umfang des Inhalts eines Vertrags, Testaments, Privilegii, Gesetzes u. s. w.; aber eine positive Auslegungs-Regel war ihm von jeher eine *contradictio in adjecto*. Dass nach S. 52, wo von Entfernung der *declarativen logischen Auslegung* die Rede ist, „im Falle, wo die Quantität des Wortverstandes und der Absicht des Redenden mit einander übereinstimmen, die Rede, in Beziehung auf die Quantität der Absicht betrachtet, schon für sich und ohne Auslegung verständlich" sey, würde Rec. nicht so schnell behaupten, da Jemanden die Gewissheit, welche ihm seine Eigenschaft als grammatischer Interpret gewährte, seine Eigenschaft als logischer Ausleger durch sehr scheinbare *rationes dubitandi* entreissen kann, so dass für ihn die Verständlichkeit fehlt. Die sogenannte *kritische Interpretation* schliesst der Vf. von der Hermeneutik aus, und er macht dadurch gegen den bisherigen Gebrauch der Juristen mit ihren Nachbarn gemeinschaftliche Sache. Rec. will mit ihm nicht darüber rechten; es dünkt ihn aber, dass in eine Leinenfabrik nicht nur Spinner und Weber gehören, sondern auch die Hand, welche den Flachs hechelt. =.

Ein umständliches Detail des Inhalts von No. 2 kann Rec. ersparen, da solcher aus der in den meisten gelehrten Zeitschriften enthaltenen günstigen Beurtheilung hinlänglich bekannt, und über den Werth dieser classischen Schrift bereits einstimmig entschieden ist. Nicht einmal die in dieser neuen Ausgabe vorkommenden *Abänderungen* und *Zusätze* kann Rec. vollständig ausheben, da des Vfs. verbessernde Hand fast durchgehends sichtbar ist. Nur einige Bemerkungen erlaubt er sich mitzutheilen.

Eine Auslegung nach dem Grunde des Gesetzes, „*ohne auf die wirkliche Absicht des Gesetzgebers Rücksicht zu nehmen*", wie Hr. *Th.* S. 51 der 1sten Ausg. solche bestimmte, kann Rec. sich nicht denken, und glaubt daher, wenn der Vf. auch in der vorliegenden Ausg. die Auslegung nach den Worten, nach dem Grunde und nach der Absicht, als eigene und von einander verschiedene Gattungen, wiewohl mit Hinweglassung des bezeichneten Zusatzes aufstellt, die Erläuterung beyfügen zu müssen, dass man diese drey Gattungen der Interpretation nur nicht als einander *coordinirt* und in der Anwendung von einander *unabhängig*, sondern als einander untergeordnet und successiv anwendbar betrachten müsse; so nämlich, dass vorerst nach der *Absicht* des Gesetzgebers (*wie* diese auch erkannt wird) die Auslegung geschieht, hiernächst, und wenn sich die Absicht des Gesetzgebers nicht ausmitteln lässt, man nach den *Gründen* des Gesetzes fragt, endlich aber, wenn man weder die Absicht des Gesetzgebers, noch einen Grund des Gesetzes aufzufinden vermag, bloss nach den *Worten* des Gesetzes und deren richtiger

Deutung den wahren Sinn desselben zu bestimmen sucht. — Eben so wenig kann Rec. der sogenannten *politischen* Interpretation in einer Theorie der logischen Auslegung auch nur beyläufig ein Plätzchen vergönnen. Hr. *Th.* will sie zwar auch nicht als *eigene Gattung* der Auslegung anerkennen, sondern sie mit zu der logischen rechnen, weil ja diese (nach S. 26) ausser *der Kenntniss des Sinns des Gesetzes*, auch noch diess als *conditio sine qua non* erfodere, dass man die Eigenschaften des Gegenstandes in Betracht ziehe. Allein nach Rec. Urtheil kann ein blosses Bestimmungsmittel der *Anwendbarkeit* eines Gesetzes überhaupt nicht hieher gezogen werden. Selbst der von Hn. *Th.* angegebene Begriff der Auslegung, als Entwickelung des *Sinnes* eines Gesetzes, steht damit in Widerspruch. Der Sinn eines Gesetzes kann vollkommen aufgeklärt seyn, es können die Worte desselben ganz unzweydeutig, der Grund des Gesetzes ausdrücklich angegeben und consequent durchgeführt, die Absicht des Gesetzgebers ganz offen vorliegend, mithin die Auslegungskunst aller ihrer Functionen gänzlich überhoben seyn, und dennoch kann die Frage entstehen, ob diess völlig klare Gesetz *noch heutzutage in Anwendung komme?* — eine Frage, mit deren Entscheidung der Interpret gar nichts zu schaffen hat. — Hiernächst war es Rec. auffallend, dass Hr. *Th.*, der doch an verschiedenen anderen Stellen (S. 93. 157. 182.) mit lobenswerther Freymüthigkeit seine geänderte Überzeugung darlegt, der gründlichen Gegenbemerkungen eines Recensenten der ersten Ausg. ungeachtet, auch in dieser die Behauptung wiederholt, dass die *Geschichte*, als Hülfsmittel der logischen Interpretation, fast gänzlich zu verwerfen sey, weil nämlich die Gesetze nicht bloss für den Gelehrten, sondern für alle Unterthanen gegeben würden, weil der Unterthan nur dasjenige als positives Gesetz zu befolgen habe, was ihm *publicirt* worden sey, und weil durch die Erlaubniss, aus historischen Daten den Umfang der Gesetze zu bestimmen, die Gewissheit des Rechts untergraben und dessen allgemeine Verbreitung unmöglich gemacht werde. Denn so richtig auch diese Gründe an und für sich seyn mögen, so ist es doch, wenn man sie auf das als Rechtsnorm für Deutschland recipirte römische Recht anwenden wollte, vollkommen klar, dass bey der Aufnahme eines in fremder Sprache abgefassten, seiner ganzen Structur nach so wenig populären Gesetzbuchs, als unser *Corpus juris* ist, die Absicht nicht seyn konnte, dass die Unterthanen daraus unmittelbar Regeln ihres Verhaltens schöpfen, vielmehr dass sie darüber von den Rechtsgelehrten, als Mittelspersonen, Belehrung erwarten sollten. — Wollte man aber auch annehmen, dass Hr. *Th.* bey der Mittheilung jener besonderen Meinung nicht sowohl an den Gebrauch des römischen Rechts in Deutschland, als an dessen ursprüngliche Bestimmung gedacht habe, und also die Voraussetzung, auf welche sich die Verwerfung der Geschichte als Hülfsmittel der Interpretation gründet, dahin zu deuten sey, dass der *römische* Gesetzgeber *seinen* Unterthanen gewiss keine Vorschriften habe geben wollen, die ihnen nur durch Benutzung historischer Daten verständlich gewesen wären: so steht auch dieser Ansicht der unleugbare Umstand entgegen, dass bey der Publication der römischen Gesetzsammlung eine Menge historischer Daten als *notorisch* vorausgesetzt werden durften, und *darum* in den Gesetzen nicht besonders erwähnt zu werden brauchten, obgleich sie auf die Abfassung und Disposition derselben den entschiedensten Einfluss hatten. Solche ganz notorische Daten waren *damals* als mit den Gesetzen stillschweigend publicirt anzusehen; wir hingegen müssen *heutzutage* uns erst aus der Geschichte jener Zeiten damit bekannt zu machen suchen; wenn wir die darauf sich beziehenden Stellen verstehen oder wenigstens nicht missdeuten wollen. — Von welchem Nutzen insonderheit die noch übrigen Fragmente der alten Juristen, die doch zu einem grossen Theile der Pandectengesetze selbst den Stoff gaben, für eine richtige Interpretation der letzteren seyn können, hat wohl noch niemand verkannt; und doch scheint auch deren Benutzung durch Hn. *Th's.* Missbilligung *aller* geschichtlichen Aufschlüsse, die nicht *aus den Gesetzen selbst* geschöpft sind (S. 31), und ausschliessende Gestattung der inneren Rechtsgeschichte, *wie sie auch nur allein aus dem Corpus juris geschöpft werden kann* (S. 33), für unstatthaft erklärt zu seyn. — Endlich könnte man Hn. *Th.* auch die Frage vorlegen, ob es dann wohl für den nichtgelehrten Unterthan leichter sey, durch Anwendung der von ihm selbst angegebenen, oft so äusserst subtilen Hülfsmittel der Interpretation, den Sinn eines Gesetzes auszuforschen, als durch Erkundigung nach ihm unbekannten geschichtlichen Daten? und ob nicht die Mehrzahl der Unterthanen in grössere Verlegenheit seyn würde, ein Urtheil zu fällen, zu welchem nur eine ganz besondere Cultur der Logik den Weg bahnt, als eine Erklärung zu geben, zu der schon die blosse Geschichtskunde die Prämissen an die Hand giebt? — Die Antwort hierauf giebt schon der übrigens sehr sinnreich gedachte und trefflich ausgeführte Unterschied der *rat. legis* und *rat. decidendi* (S. 58 fgg.), in Rücksicht dessen der Vf. S. 140 selbst sagt, dass der grosse Haufe den Mechanismus der Gesetze so leicht übersehe. S. 41 hat Hr. *Th.* in einem neu eingeschalteten §. die Regel, dass jede den Worten widerstreitende logische Auslegung eine unvollkommene Gesetzgebung voraussetze, welche unfähig (?) sey, entweder ihre Grundsätze consequent anzuwenden, oder ihre Ideen sprachrichtig auszudrücken, auf Gesetze *göttlichen* Ursprungs, namentlich die mosaischen Eheverbote, angewendet; und behauptet, dass man nur mit Abscheu an jede Umbildung des Gesagten durch logische Auslegung denken könne! — Nimmt man gleich bey solchen Gesetzen, denen ein göttlicher Ursprung zugeschrieben wird, eine unmittelbare Offenbarung an, so geschah diese doch zunächst an Moses, und *dieser* war eigentlich der, welcher dieselben in eine dem menschlichen Erkenntnissvermögen angemessene Form einkleidete; er *verfasste* die Gesetze, indem er den göttlichen Willen den Menschen vortrug, *ihm* also fällt schon ursprünglich jeder Mangel im Ausdrucke allein zur Last. Überdiess aber dauerte es gewiss lange, ehe die, anfangs bloss durch mündliche Tradition oder in unsicheren Charakteren aufbewahrten Gesetze schriftlich verfasst wurden; wie manches Versehen konnte sich aber auch dabey, wieder, wie manches bey dem vielfältigen nachherigen

Abschreiben bis zur Erfindung der Druckerey, einschleichen! Und pafst nicht, von dem allen abgesehen, auch hieher der vorhin in Ansehung der römischen Gesetze bemerklich gemachte Umstand, dafs bey der Abfassung jener etwas völlig klar seyn konnte, was wir jetzt nur mit Hülfe der Geschichte und Interpretation ausmitteln können, und wodurch wir dann allererst den *ursprünglich wahren* Sinn wieder *herstellen?* — Auffallend, und ein Beweis, wie leicht es dem scharfsinnigen Juristen wird, zwey einander geradezu widersprechende gesetzliche Dispositionen, jede einzeln aus ganz annehmlichen Gründen, zu rechtfertigen, ist sodann das S. 67 der älteren und S. 78 dieser Ausgabe ganz verschiedenartig mitgetheilte Beyspiel. Dort wurde dem daselbst erwähnten und nach Hn. *Th's.* damaliger Voraussetzung von dem *commodans* redenden Gesetze (ohne Zweifel L. 3. *C. de locato*) die Ausdehnung auf den Vermiether abgesprochen, weil das Recht des *Miethmannes* wegen des bezahlten Miethgeldes *stärker*, als das des Commodatars sey; nachher hat Hr. *Th.* wahrgenommen, dafs das Gesetz *nicht vom commodans*, sondern vom *Vermiether* rede, und versagt demselben nunmehr die Anwendung auf den *commodans*, weil dieser nicht, wie jener, durch die Befreyung vom Miethgelde einige Entschädigung erhalte. In beiden Stellen ist zugleich eine Beziehung auf augenscheinliche Billigkeit, wegen deren also dort der Vermiether in höherem Grade, als der *commodans*, hier der *commodans* in höherem Grade, als der Vermiether, Anspruch auf Schonung haben soll. — Eine andere bedeutende Abweichung der 2ten von der 1sten Ausgabe tritt bey der Lehre von der Ausdehnbarkeit *correctorischer* Gesetze (womit neue Strafgesetze völlig gleich beurtheilt werden) ein. In jener hatte der Vf. die Meinung derer angenommen, welche auch bey dergleichen Gesetzen eine ausdehnende Interpretation unbedingt zulassen; in dieser hingegen unterscheidet er S. 90 ff., ob das correctorische Gesetz etwas am älteren Rechte ändert, dabey aber *andere Bestimmungen* desselben, auf welche doch der Grund der correctorischen Verfügung ebenfalls pafst, ungeändert läfst, oder ob der Grund einer correctorischen Verordnung auf Fälle pafst, welche in dem älteren ungeändert gelassenen Recht *nicht entschieden* sind. Im letzteren Falle soll die ausdehnende Interpretation Statt finden, *im ersteren hingegen nicht.* Eines der gröfsten Verdienste dieser Schrift ist sodann die durchgängige Beyfügung sehr passender Gesetzstellen, als Belege der vorgetragenen Sätze, welche nur durch eine vertraute Bekanntschaft mit dem römischen Gesetzbuche möglich wurde. Diese Belegstellen sind jetzo hin und wieder *vermehrt* worden (z. B. S. 15, 68, 89, 130, 153 und 158), auch sind S. 160 einige Gesetze zum Beweise, dafs es deren giebt, welche unter die Rubrik desjenigen Pandectentitels, unter dem wir sie finden, nicht gehören, neu hinzugekommen. Es sind diefs die bekannten l. 86 und l. 91 *D. ad leg. Falc.*, welche von einem Universalfideicommifs verstanden werden sollen, obgleich die Rubrik des Titels auf solche Fideicommisse nicht hindeute. — Da Hr. *Th.* sich auf eine Erläuterung der zum Beleg angeführten Gesetzstellen an so vielen anderen Stellen sehr speciell eingelassen hat: so wäre zu wünschen gewesen, dafs er auch hier sich nicht auf blofses Allegiren beschränkt, sondern wenigstens angedeutet hätte, *auf welche Weise*, vornehmlich der so äufserst schwierigen l. 91, durch jenes Hülfsmittel eine passende Deutung gegeben werden könne, da man zumal auch in der neuesten Ausg. seines *Systems des* P. R. einen näheren Aufschlufs hierüber vergebens sucht. Auf der anderen Seite sind aber auch mehrere gesetzliche Beyspiele *weggefallen*, welche die erste Ausg. enthielt, namentlich das S. 138 dieser Ausg. vorgekommene, auf die l. 24 *D. de reb. aut. jud. poss.* sich beziehende Beyspiel, weil nämlich Hr. *Th.* die ehemals angenommene *Dabelow*sche Meinung über dieses Gesetz nachher (*P. R.* §. 1238 der 2ten Ausg.) gemifsbilliget hat; desgleichen S. 160 die l. 153 *de R. J.*, welche *von Savigny* durch die in seinem Recht des Besitzes (S. 326 der 2ten Ausg.) gegebene Erklärung unanwendbar auf den mit ihr zu belegenden Satz gemacht hat, so wie S. 176 die l. 16 §. *ult. de pignor.* und l. *ult. C. de pign. act.*, in Ansehung deren Hr. *Th.* ebenfalls nachher (*P. R.* §. 649) seine Meinung geändert hat; desgleichen die l. 13 und l. 21. *C. de mand.*, wobey er vielleicht selbst nachher die gebrauchten Ausdrücke für einen so bestrittenen Fall, wie dieser (*P. R.* §. 867 Not. d) ist, zu hart fand. Übrigens hätte, was die letzteren betrifft, in der Sache selbst wohl auf die in *Schöman's Handb. des Civilrechts* B. I. S. 12 gegen die unbedingte Zurücksetzung der Pandecten im Collisionsfalle mit dem Codex vorgebrachten Einwürfe einige Rücksicht genommen werden sollen. — Wie sodann die S. 164 angeführten Beyspiele mit dem Hauptsatze harmoniren, sieht Rec. nicht ein. Denn wenn gewisse Rescripte des Codex blofs einzelne Ausnahmen zum Vortheile gewisser Individuen enthielten, „von welchen bey anderen Gelegenheiten abzugehen, kein Jurist sich scheute:“ wie kann man es widersinnig nennen, dergleichen Bestimmungen des Codex durch das Pandectenrecht weginterpretiren zu wollen? — Endlich möchte doch wohl S. 174 als ein Fall, wo der Gebrauch der Inscription eben so zuläfsig, als zweckmäfsig wäre, auch dieses noch anzuführen seyn: wenn 4) zwey Gesetze einander *widersprechen*, vermittelst deren Inscription aber entweder objectiv, durch Einrangiren in einen anderen Titel, oder subjectiv, durch Vergleichung der Perioden, wo die Verfasser lebten und schrieben, theils der anscheinende Widerspruch des einen derselben gehoben, theils dasselbe als antiquarische Verfügung dargestellt werden könnte.

Den Schlufs dieser Ausgabe macht, von S. 180 an, eine an die Stelle der S. 195 fgg. der 1 Ausg. befindlichen Widerlegung einer Abhandlung des Hn. *Wittich* über die bisherige Eintheilung der logischen Interpretation, getretene Beurtheilung verschiedener gegen des Vfs. Meinung über die Zuläfsigkeit der *Kritik* des römischen Rechts von *Feuerbach* aufgestellten Behauptungen. Seine gegenwärtige Ansicht der Sache legt Hr. *Th.* S. 184 u. 85 in folgenden Sätzen dar: „Sie (die höhere Conjecturalkritik) ist erlaubt, wenn aus dem Zusammenhange gezeigt werden kann, dafs der Gesetzgeber nicht diefs, sondern jenes, sagen wollte; unerlaubt hingegen, wenn eins von beiden, oder beides nicht erwiesen werden kann, also wenn man überhaupt ungewifs darüber ist, ob nicht der Gesetzgeber vielleicht wirklich die Absicht hatte, sagen zu wollen, was er sagte, oder wenn man zwar sieht, dafs er diefs nicht sagen wollte, dabey aber unmöglich ist, auszumitteln, was eigentlich positiv seine Absicht war.“ — Diese Grundsätze werden gegen die Abweichungen der *Feuerbach*schen Theorie befriedigend vertheidigt.

P — r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

MÜNCHEN: *Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen:* nebst Titel, Vorrede und Albrecht Dürers Bildnifs, zusammen 23 Blätter, in lithographischer Manier gearbeitet von *N. Strixner.* 1808.

Zwar sind wir gefafst, von dem anzuzeigenden Werke viel Gutes und Löbliches zu berichten, denn die oft wiederholte Durchsicht desselben ist uns in dieser unfruchtbaren Zeit eine trostreiche Gemüthserquickung gewesen; aber seine Verdienste sind auch von solcher seltenen Art, dafs wir befürchten, unser bestes Lob möchte kaum das gebührende seyn.

Der Fall ist folgender: Wenig bekannt, bewahrt seit langem die Münchner Bibliothek ein auf Pergament schön gedrucktes Buch, welches wahrscheinlich einst zum gottesdienstlichen Gebrauch eines bayerischen Fürsten gedient; auf dem Rande der Blätter ist es mit Federzeichnungen von Albrecht Dürer, und zuletzt mit noch acht dergleichen Zeichnungen von Lukas Cranach geschmückt. — Dürers Zeichnungen, welche vor den Cranachischen grofse Vorzüge haben sollen, werden hier auf zwanzig Tafeln (Steindruck) dem kunstliebenden Publicum vorgelegt. Hätte uns Jemand diese Darstellungen ausführlich beschrieben, die Motive angemerkt, deren sich der Meister bedient, die Gewandtheit, womit er sich in den beschwerlichen Raum der Blatt-Ränder zu fügen gewufst, die geschmackvollen Compositionen, die Zweckmäfsigkeit der einzelnen Theile zum Ganzen; hätte, sagen wir, Jemand, auf dessen Einsichten allenfalls zu trauen war, uns alle diese Eigenschaften nach der Wahrheit beschrieben: dennoch würden wir gezweifelt haben, ob wirklich von Werken Albrecht Dürers die Rede sey, und nur der Augenschein, des Meisters unverkennbare Eigenthümlichkeit im Geschmack der Formen und Falten, seine Art die Feder zu führen; Name und Jahrzahl [1515], welche jedem Blatt beygesetzt sind, konnten uns überführen. Sonst hielten wir Dürern für einen ernsten Künstler, der mit pünktlicher Treue und offenem Sinne für Leben, Farben und Formen die Natur nachahmte, dem diese Nachahmung auch zuweilen ohne die gewöhnliche unangenehme Härte gelungen, und von dem alsdann verschiedenes Einzelne zu Stande gebracht worden, z. B. Porträtköpfe, welches dem Herrlichsten in der neueren Kunst nahekommt: wir erkannten ebenfalls, dafs er Fruchtbarkeit in Erfindungen besessen; allein wir glaubten ihn ohne Anmuth und wenig fähig, in eine heitere, poetische Stimmung überzugehen. Die vorliegenden Nachbildungen Dürerischer Handrisse erweitern und berichtigen indessen unsere Ansicht seines Kunsttalents. Er erscheint hier freyer als wir gedacht, anmuthiger, heiter, humoristisch und über alle Erwartung gewandt in der durch äussere Bedingungen nothwendig gewordenen Wahl seiner Motive, der Symbolik seiner Darstellungen. Die Aufgabe erfoderte, dafs das Ganze innerhalb des Charakters einer blofsen Verzierung bleiben sollte, und ohne diese vorgezeichneten scheinbar engen Schranken zu übertreten, hat der grofse Meister nichts destoweniger einen überschwenglichen Reichthum bedeutender Gegenstände anzubringen gewufst; ja man kann wohl sagen, er läfst die ganze Welt der Kunst vor uns vorübergehen, von Figuren der Gottheit bis zu den Kunstzügen des Schreibemeisters.

Da unsere Leser bereits erfahren haben, zu welchem Zweck diese Zeichnungen Dürers ursprünglich verfertigt worden, und da wir voraussetzen dürfen, dafs jeder Kunstfreund bemüht seyn werde, sich sobald als möglich das Vergnügen eigener Anschauung zu verschaffen: so wäre es überflüssig, hier ein Verzeichnifs von dem Inhalt derselben zu geben. Anstatt dessen aber wollen wir sie nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften betrachten, um dadurch die Bewunderung zu rechtfertigen, die wir für sie empfinden.

Hohes und Würdiges. Das Erhabene ist in der neueren Kunst eine gar zu seltene Erscheinung, als dafs man dasselbe auch von Albrecht Dürer billiger Weise sollte fodern dürfen. Indessen zeigen doch einige von den hier dargestellten Figuren des ewigen Vaters wirklich hohen Sinn, und eben dieses mufs man auch der Darstellung auf der 9ten Platte, in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet, einräumen. Unten jammern nämlich in den Flammen des Fegefeuers gequälte Seelen; eine derselben wird von einem Engel empor getragen, wo über den Wolken im stillen Lichtraume die Gottheit segnend thront. Abgesehen von der Würdigkeit, die im Ganzen liegt, der herrlichen Beziehung eines Theils auf den anderen, pafst auch die Composition unverbesserlich für den Raum, oder scheint vielmehr mit demselben so eins, so unmittelbar aus ihm hervorgegangen, wie jene bewunderten Parzen des Rafael auf einem Pilaster der vaticanischen Logen. Die Platte 21 enthält eine ungemein würdige Christus-Figur. Pl. 18 einen Hel-

Vorrede des Übersetzers von einem sechzehnjähri-
gen Mädchen herrühren, die Gessner selbst, wegen
der Geistesähnlichkeit, seine Enkelin nannte. Mit
jugendlicher Heiterkeit und leicht empfänglichem
Zartgefühl giebt sie aus ihrem Gemüth den Eindruck
und den Genuss ländlicher Scenen und wechselnder
Jahres- und Tages-Zeiten frisch und treu wieder,
und stellt das Geschehene mit einfacher Klarheit wer-
dend vor unsere Sinne, so dass wir des schönen
Landlebens kindlich-froh mit ihr geniessen. Diess
gilt vorzüglich von den ersten Stücken dieser Samm-
lung. In der kleinen schildernden Erzählung: *die
Gefahren der Liebe*, ist auf eine herzliche, kunstlose
Weise zart berührende Einfachheit mit unterhalten-
der, ja selbst überraschender Mannichfaltigkeit ver-
bunden, und dichterisch-lieblich sehen wir den
Gang der Geschichte von dem Fluge zweyer Tauben
begleitet, die die sanfte Theilnahme an dem Schick-
sale der Liebenden noch erhöhen. *Das Heliotrop*,
welches das Lob dieser Blume enthält, zieht eben-
falls durch Wärme des Ausdrucks und durch die
darin herrschende kindliche Gutmüthigkeit das Herz
des Lesers an, und die am Schlusse damit verbun-
denen Klagen über den entfernten Geliebten treffen
willkommen. — Schade, dass nicht alle Scenen
und Schilderungen in dieser Unschuld und Reinheit
sich treu erhalten! Hier sehen wir, bald mehr, bald
weniger, die Kunst und den Geschmack einer städti-
schen Bildung einwirken. Manches, das unmittel-
bar aus dem Herzen die Anmuth der kindlichen Em-
pfindung mitbrachte, leidet durch angelernte Be-
strebungen des Verstandes, und erscheint nun ver-
ziert und entadelt. Statt einfacher Bezeichnungen
durch einzelne, klar aufgefasste Züge treten farben-
reiche Ausschmückungen und umständliche Schilde-
rungen ein, die dem kindlichen Ton wenig ziemen;
die vorige Bescheidenheit einer in sich genügsamen
Natur entstellt sich durch die Anmassung einer grö-
sseren Welterfahrung, und die Unschuld trübt ihren
Frieden durch Darstellungen grausamer Lasterha-
ten, so dass die idyllischen Erzählungen zuletzt in
das gewagte Farbenspiel einer Romanenwelt über-
gehen. Schade um die ursprüngliche Feinheit und
Herzlichkeit, der ohne jenen Aufwand die Mitthei-
lung so mancher schönen Empfindung so gut gelingt!
Zu pomphaft heisst es unter anderen: *kaum hatte sich
der Himmel mit dem Strahlenmantel Aurorens ge-
schmückt*; zu umständlich: *kaum begonnen die Bewoh-
ner der Fluth durch ihre fröhlichen Sprünge die tiefe
Ruhe des Gewässers zu stören.* Zu grell ist S. 142
die Schilderung von einem Meuchelmörder, und
ganz ungemäss ihrem Charakter und ihrer Bildung
sagt S. 59 ein Mädchen, das mit einem Lamme spielt,
zu sich selbst: *Nein, es giebt kein reineres Glück, als
das, welches ich in diesem Augenblicke empfinde*; und
nachher: *Ach! wäre wohl ein Wesen, auf welchem
das Leid so schwer lastete, um es* (!) *gefühllos für
dieses schöne Schauspiel zu machen?* statt: *wo wäre
ein Betrübter, den dieser Anblick nicht erheitern müss-
te!* Diese Betrachtung kommt aber überhaupt nicht
dem Mädchen, sondern einem Dritten zu, der ihr
harmloses Spiel aus der Ferne beobachtet. An süss-
lichen und empfindsamen Stellen fehlt es in diesen
Erzählungen auch nicht, so dass die Unterhaltung,
die so kindlich-schön anhebt, je weiter hin, je
mehr gestört und verleidet wird. Zuweilen hat
auch wohl der Übersetzer gefehlt, so fliessend und
schön im Ganzen seine Sprache ist. Z. B. der Him-
mel, mit *hüpfenden* Sternen besäet, malte sich in
der Fluth — müsste so gestellt seyn: *Es malte sich
in der Fluth der Himmel, mit hüpfenden Sternen besäet.*

Da indess die meisten Unvollkommenheiten
dieser Erzählungen gerade die Schwächen der Leser
in Anspruch nehmen, und bald auf die sinnliche
Reizbarkeit ihres Gefühles, bald auf eine materielle
Anregung der Phantasie gehen, so dürfen diese zwey
kleinen Bücher der Aufmerksamkeit und des Bey-
falls wohl um so gewisser seyn.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Mathematik. *Berlin*, b. Frölich: *Sammlung geo-
metrischer Aufgaben*, von *Meier Hirsch*, Privatlehrer der Ma-
thematik. I Theil. 1805. IX u. 272 S. Nebst 10 Kpf. II Th.
1807. VI u. 372 S. 8. Mit 10 Kpf. (3 Thlr. 8 Gr.) Der Vf.
dieses Werks hat sich schon im J. 1804 durch seine *Sammlung
von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstaben-
rechnung und Algebra*, als einen mathematischen Denker ge-
zeigt, welcher mit der nöthigen Schärfe des Vortrags zugleich
eine empfehlende Darstellung verbindet. Dieses Urtheil finden
wir durch gegenwärtige Sammlung bewährt. Der Vf. ging
bey derselben von dem richtigen Satze aus, dass nur das suc-
cessive, systematische Fortschreiten in den Lehren der Mathe-
matik dem Geiste dieser Wissenschaft angemessen sey. Wol-
len daher Anfänger die Schranken der gewöhnlichen Algebra
überschreiten, und durch das Studium grösserer Werke ihre
Kenntnisse bereichern: so bedürfen sie eines zweckmässigen
Leitfadens, welcher zwischen den gewöhnlichen Anfangsgrün-
den und den höheren Lehren ein glückliches Mittel hält. Als
eine solche Vorbereitung zum höheren Studium können wir die-
ses Werk bestens empfehlen. Der *erste* Theil enthält planime-
trische Aufgaben, welche theils zur reinen, theils zur ange-
wandten Geometrie gehören. Sehr nützlich sind die nicht spar-
sam beygefügten Beyspiele, wodurch die Rechnungen erläutert
und deren praktische Anwendungen gezeigt werden. Die mei-
sten sind dem Vf. eigenthümlich. Der *zweyte* Theil ist den
Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie und der Stereo-
metrie gewidmet. Auch werden hier noch einige damit in Ver-
bindung stehende Aufgaben aufgelöset. Auch hievon haben wir
vieles dem Vf. Eigenthümliche sowohl in der Sache selbst, als
in ihrer Einkleidung gefunden. Auch sind sämmtliche Aufga-
ben ohne Kenntniss der höheren Geometrie und des Differen-
tialcalkuls verständlich; ein Umstand, welcher sie für Anfän-
ger um so nützlicher macht.

Wir wünschen, dass der Vf. die versprochene Fortse-
tzung, welche der höheren Geometrie und der Goniometrie ge-
widmet seyn wird, baldigst mittheile.

Δ.

Vermischte Schriften. *Coburg*, b. Ahl: *Ar-
chiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen* aus den
Schriften berühmter Gelehrten. Ein Buch für Jedermann (?!)
Erster Theil. Herausgegeben von P. *Cölestinus Stöhr*, Be-
nedictiner im Banz. 1804. 188 S. 8. (8 Gr.) Wer aus
den hier abgedruckten Stellen den Geist der Männer ken-
nen lernen wollte, aus deren Schriften sie genommen
sind, würde sich gewaltig irren. Es ist nichts weiter,
als ein Collectaneenbuch, das sich Hr. *St.* bey seiner Lectüre
machte, und das er ohne allen Plan und ohne Auswahl hier ab-
drucken liess.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ 1808.

BOTANIK.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Collectio plantarum, tam exoticarum, quam indigenarum, cum delineatione, descriptione culturaque earum. Sammlung ausländischer und einheimischer Pflanzen, mit ihrer Abbildung, Beschreibung und Cultur,* von *Joh. Christoph Wendland,* königl. Garten-Meister zu Herrenhausen etc. 1 B. 1 Heft. 1805. 27 S. 2 Heft. 1805. 16 S. 3 Heft. 1806. 15 S. 4 Heft. 1806. 12 S. Med. 4. (Jedes Heft mit 6 Kupfertafeln 2 Thlr.)

Der Garten zu Herrenhausen bey Hannover bietet dem Vf. vielfältige Gelegenheit dar, ausländische Pflanzen zu beobachten und ihre Cultur kennen zu lernen. Seit mehreren Jahren hat er seine Aufmerksamkeit den Arten der Gattung *Diosma* gewidmet; und da er bey manchen Arten verschiedene Abweichungen in ihren Blüthentheilen bemerkte, so fühlte er sich berufen, nebst *Diosma* noch einige neue Gattungen aufzustellen, welche er in diesem Werke den Blumenfreunden vorlegt, und die Beschreibung durch wohlgerathene Abbildungen anschaulicher macht. Diese letzten zeigen beym ersten Blick einen bedeutenden Unterschied; betrachten wir aber die Theile der Blumen genau, so finden wir, dass Kelch, Safthülle, Kapsel und Saamen, welche Linné und andere gute Botaniker bey der Bildung neuer Pflanzengattungen am meisten berücksichtigen, im Wesentlichen nicht verschieden sind. Den von Hn. *W.* angegebenen Gattungskennzeichen zufolge, wäre seine Gattung *Bucco*, da die Fächer und Klappen der Saamenkapsel an der Zahl variiren, nur durch die zehnblättrige Blumenkrone, und die Gattung *glandulifolia* durch die Staubfäden und durch zwey Saamen in einem Fache zu unterscheiden; doch bemerkt Hr. *W.* S. 38, dass auch einzelne Saamen in jedem Fache sich finden. — Wenn Hr. *W.* alle ausländischen Pflanzen, die in dem ihm anvertrauten Garten vegetiren, auf dieselbe Art untersucht und von einander unterscheidet: so erhält die Wissenschaft bald ein anderes Ansehen; er wird z. B. aus *Pelargonium dipetalum* wegen der zweyblättrigen Blumenkrone, und aus *P. tetragonum* wegen der vier Kronblätter und der unfruchtbaren Staubfäden neue Gattungen bilden!!! Dann wäre aber eine bessere Auswahl der Namen zu wünschen. *Bucco* und *Glandulifolia* sind keine gut gewählten Gattungsnamen. S. 38 heisst es: „Zu dieser Art (*glandulifolia umbellata*) zähle ich die *Diosma uniflora Linn.*, die völlig mit diesem Charakter übereinkommt.“ Da nun schon längst *Bergius* in der *Flora Capensis p.* 71 *Linné's Diosma uniflora* unter dem Namen *Hartogia* aufgeführt hat: so ist nicht einzusehen, warum dieser Gattungsname nicht beybehalten wurde. Die Synonymieen hätten bey einem Werke der Art durchaus berichtiget und gehörigen Orts angegeben werden sollen. Von den, bey der Angabe der Gattungen sehr wichtigen und wesentlichen, Saftwerkzeugen hat Hr. *W.* noch keinen klaren Begriff. Der Nektarkranz, welchen er S. 1 und 13 ausdrücklich *Nectarium* nennt, ist bloss eine Safthülle (*Nectarilyma*) und der Fadenkranz bey *Passiflora*, welchen er S. 56 mit dem Namen schützende Nectarium-Strahlen bezeichnet, nichts anders als das Saftmal (*Nectarostigma*); das eigentliche Nectarium, welches auf dem Boden um die Basis des Säulchens sitzt und S. 56 richtig angegeben wird, hätte auch Tab. 17 durch einen Verticalschnitt der Blume dargestellt werden sollen, wovon sich Hr. *W.* in *Christ. Konrad Sprengels entdecktem Geheimniss der Natur etc.* hinreichend belehren konnte.

In den 4 Heften des 1 Bandes sind folgende Gewächse beschrieben und abgebildet: 1 Heft. No. 1) *Diosma succulenta*, ist schon von *Bergius Fl. Cap.* 64 sehr gut beschrieben und in *Commel. rar. t.* 1 vortrefflich abgebildet. 2) *Bucco villosa*, ist *Diosma villosa Thunb.* 3) *Bucco erecta* (*Diosma virgata Thunb.*). 4) *Chironia frutescens latifolia.* 5) *Cactus melocactus*, sehr schön und der Natur treu abgebildet. 6) *Mimosa ulicifolia, M. inermis, foliis sparsis linearibus mucronatis, floribus capitatis.* Aus Neuholland. 2 Heft. 7) *Phylica cylindrica.* Die Abbildung ist weniger belehrend als bey den vorhergehenden Gewächsen, und die Beschreibung undeutlich. S. 29 heisst es: *Receptaculum commune album persistens*, gleichwohl sagt der Vf. S. 30: „Die Blumen in einer walzenförmigen Ähre, einzeln zwischen den Blättern sitzend.“ Demnach ist kein gemeinschaftlicher Fruchtboden vorhanden. Auch ist diese Art von *Phylica pubescens Ait.* und *P. plumosa. Gaertn. semin. pl. t.* 24 *f.* 9 nicht genau unterschieden. 8) *Diosma subulata.* 9) *Bucco imbricata*, ist *Diosma imbricata Linn.* Bey dieser und mehreren Arten der Gattung *Bucco*, bemerkt Hr. *W.*, dass der Griffel mit einer stumpfen Narbe versehen sey; gleichwohl heisst es S. 13, wo der *Character naturalis* angegeben ist: „*Stigma acuminatum.*“ Hieraus sieht man, wie schwankend und unbestimmt seine neuen Gattungskennzeichen sind. 10) *Glandulifolium*

umbellatum, ist *Diosma umbellata* der Gärten. 11) *Brunia lanuginosa*. 12) *Euphorbia meloformis*. 3 Heft. 13) *Bucco obtusa*. 14) *Bucco obtusa oblonga*. Beide vortrefflich gezeichnet. 15) *Parapetalifera*. Eine neue Gattung, deren *Char. essent.* so angegeben ist: „*Calyx pentaphyllus persistens. Corolla* 10 *petala inaequalis, receptaculo inserta. Stamina quinque corolla breviora patentia, receptaculo inserta. Nectarium receptaculo insertum. Pistillum monogynium. Capsula tuberculata* 5 *locularis*, 5 *valvis semina singula, arillo elastico cincta.* Wegen des Umstandes, dass die Kronblätter, Staubfäden und Safthülle auf dem Fruchtboden stehen, ist es zu billigen, dass dieses Gewächs von *Diosma* getrennt, und als eine selbstständige Gattung aufgeführt werde, wiewohl Saamenkapsel und Saamen von *Diosma* nicht verschieden sind. *Parapetalifera odorata*, ist *Diosma latifolia* der englischen Gärten. Hr. *W.* beschreibt sie so: „*P. foliis oppositis ovatis crenatis glabris glandulosis odoratis, floribus ramulorum axillaribus vel terminalibus uni-vel bifloris.* Nach der beygefügten Abbildung zu urtheilen, sollte es aber heissen: *Pedunculis axillaribus solitariis unifloris, terminalibus* 1 — 2*floris*. 16) *Metrosidero pinefolia. M. foliis alternis linearibus longis acerosis acuminatis gibbosis, floribus lateralibus confertis sessilibus glabris viridibus*, aus Neuholland. 17) *Passiflora glabra*. 18) *Melaleuca hypericifolia*, ist schon in *Andrews botan. Reposit.* sehr gut abgebildet. 4 Heft. 19) *Diosma longifolia*. 20) *Bucco ovata*, ist *Diosma pulchella Houttuyn Linn.* Pflanz. Syst. 3 Th. 21 f. 2. 21) *Brunia paleacea, Linn.* 22) *Staavia glutinosa, Willden.* ist *Brunia glutinosa Linn.* 23) *Elichrysum proliferum Willd.* ist *Xeranthemum proliferum Linn.*, und schon in *Seb. Mus.* 2 T. 89. *Breyn. ic. t.* 17 abgebildet. 24) *Myrica bankfiaefolia, foliis alternis lanceolatis dentatis passim duplicato-dentatis pilosis, caule fruticoso; floribus axillaribus in amento infra masculis, supra foemineis.*

Die Cultur der hier abgehandelten Gewächse hat Hr. *W.* meist sehr gut angegeben. Zuerst redet er von der Mischung der nutzbaren Erdarten, und wie man sich beym Versetzen und Begiessen der Buccosträucher zu verhalten habe. Sodann lehrt er, wie dieselben durch Saamen, Ableger und Stecklinge zu vermehren sind, und wie die jungen, aus Saamen und Stecklingen erzogenen Pflanzen in den verschiedenen Perioden ihres Wuchses behandelt werden müssen. Über die Vermehrung und Fortpflanzung durch Stecklinge heisst es S. 8: „Ist alles vorbereitet, so wähle man (zu Stecklingen von Buccosträuchern) kleine gesunde Zweige 2 — 3 Zoll lang, vom vorjährigen Triebe. Diese trenne man von den Ästen, ohne sie abzuschneiden (?) und dann reisse man sie mit einem Druck schnell gegen sich, wodurch der Wulst, welcher tief — in den Ästen sitzt, mit herauskommt (!!) Durch dieses Abreissen erfolget gemeiniglich etwas Holz und Rinde von den Ästen mit u. s. w." Diese Behandlung kann Rec. auf keine Weise empfehlen, besonders desswegen nicht, weil die Mutterpflanze durch das Ausreissen der Zweige gefährliche Wunden bekommt, zumal wenn sie in einem Jahre viele solche Operationen aushalten muss. Dann ist auch nicht einzusehen, was dieser aus der Tiefe des Astes herausgerissene Wulst nützen soll; da die jungen Wurzeln nicht an dem entblössten Holze hervorkommen, sondern aus dem Rindenwulste entspringen. Bey Holzarten, mit gegenüberstehenden Blättern, hat sich schon von Natur ein Wulst gebildet; in solchen Fällen schneidet man die zu Stecklingen bestimmten Zweige dicht unter einem Blätterpaar queer durch, und steckt sie in die Erde. Auf diese Art behandelt Rec. *Melaleuca hypericifolia* und mehrere ausländische Sträucher. S. 24 giebt Hr. *W.* eine sehr gute Regel, die Melonendistel (*Cactus Melocactus*) zu erziehen. Manche Blumenfreunde glauben ihre Lieblinge durch öfteres und vieles Begiessen zu erquicken; allein durch diese Behandlungen werden viele, vornehmlich succulente Pflanzen, in einen leidenden Zustand versetzt, und nicht selten gänzlich verdorben. Daher bemerkt Hr. *W.* sehr richtig, dass die Melonendistel im Winter gar nicht begossen werden darf. Das Erdreich, in welches er dieselbe pflanzen lässt, besteht aus Sand, gestossenen Mauersteinen (Dachziegelsteinen) und etwas Dammerde. Ausser den gründlichen Culturmethoden empfiehlt sich dieses Werk auch durch die vortrefflichen Abbildungen, welche den Blumenfreunden belehrende Unterhaltungen darbieten. Rec. zweifelt daher keineswegs, dass Hr. *W.* das Ziel, welches er sich beym Entwurfe seines Planes vorgesteckt hat, erreichen werde, besonders dann, wenn er kleine Abweichungen, die bey cultivirten Pflanzen leicht entstehen, weniger berücksichtiget, und sich von der Sucht, neue Gattungen und Arten aufzustellen, frey erhält. Auch wird er sich um die Pflanzencultur sehr verdient machen, wenn er, statt der einheimischen, lauter ausländische Zierpflanzen liefert, die sich durch liebliche Blumen oder durch andere artige Eigenschaften auszeichnen, und den Erziehern Freude gewähren; die einheimischen Pflanzen erhalten wir besser und mit mehr Bestimmtheit von *Jacob Sturm, Hayne, Drewe* u. a. m.

DD — h.

ALTENBURG, b. Rink: *Beschreibung der Gattung und Arten der Heiden nebst einer Anweisung zur zweckmässigen Cultur derselben.* Ein Handbuch für Botaniker, Gärtner und Gartenfreunde von *Carl Friedrich Waitz.* 1805. 1 Alphabet. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Heidenarten gehörten in England schon längst zu den Modeblumen. Der Vf. versichert in der Vorrede, dass dort jeder, dem es seine Verhältnisse gestatten, einige Topfgewächse zu cultiviren, wenigstens einige Heidenarten besitzt, so wie man in Deutschland Levkojen und Lakstöcke überall vor den Fenstern antrifft. Aber auch in Deutschland verbreitet sich die Liebhaberey an denselben immer weiter, da diese Gattung so reich an Arten ist, und diese durch die Verschiedenheit der Gestalt und durch die prächtigen Farben sehr schön ins Auge fallen. Der Vf. hat also denjenigen, für die er dem Titel nach sein Buch bestimmte, ein angenehmes Geschenk mit demselben gemacht. Er hatte freylich an *Thunberg, Wendland, Dietrich, Andrews* gute Vorgänger, die er fleissig benutzt hat; doch kommen auch vie-

le von ihm selbst gemachte Beobachtungen, Untersuchungen und Bemerkungen vor. Sein Verzeichniss der Heidenarten enthält 42 Arten mehr, als in der 1799 erschienenen Ausgabe der *Species plantarum* von *Willdenow* vorkommen. Dieser zählt nur 137 Arten, der Vf. 179. Er bringt sein Buch unter 2 Abtheilungen. Die *erste Abtheilung* betrifft die Beschreibung der Gattung und der Arten der Heiden. Er verbindet mit der Gattung *Erica* die Gattungen *Andromeda* und *Blaeria*, weil diese beiden Gattungen dem Habitus nach mit dem der *Erica* übereinstimmen, und also nach Linné'schen Grundsätzen selbst mit einander verbunden werden können. Rec. unterschreibt den Linné'schen Grundsatz: *melius esse pauciora genera fixa, quam plura vaga condere;* indess glaubt er, dass es zur bequemeren Übersicht und zum Unterrichte rathsamer sey, eine allzuangehäufte Gattung, wie es *Erica* ist, in mehrere zu vertheilen, so wie es die neueren Botaniker bey den Geranien mit gutem Erfolge gethan haben. Die Eintheilung der Naturkörper in Classen, Ordnungen und Gattungen gehören überhaupt nur zum künstlichen System, d. i. zur leichteren Übersicht der vielen in der Natur vorhandenen Arten und zum bequemeren Unterrichte. Der Vf. tadelt *Neckern*, dass er die Gattung *Erica* in drey besondere Gattungen, *Erica* mit begraneten Staubbeuteln, *Lophoria* mit kammförmigen Staubbeuteln, und *Apogandrum* mit unbewehrten Staubbeuteln, abtheilt; doch behält er diesen Unterschied bey der Unterabtheilung seiner Heidenarten, und zwar mit gutem Grunde bey. Vor jeder der drey angegebenen Unterabtheilungen der Heiden steht eine tabellarische Übersicht der darunter gehörigen Arten, und zwar erst in lateinischer, dann auch in deutscher Sprache. Bey einer so grossen Menge von Arten, wovon allein 152 von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nur 3 in Deutschland einheimisch sind, werden diese synoptischen Tabellen dem Untersucher willkommen seyn, da sie geschickt sind, die oft sehr geringen Unterscheidungsmerkmale der einen Art vor der anderen bequem aufzusuchen. Bey der besonderen Aufführung der verschiedenen Arten giebt der Vf., so wie er es bey dem Gattungsnamen gethan hatte, die verschiedenen Bestimmungen der Art von verschiedenen Botanikern meistens in lat. Sprache, dann die etwanigen Varietäten, auch Wohnort und Blüthezeit an, worauf in deutscher Sprache eine Beschreibung und zuletzt oft eine oder mehrere kritische Bemerkungen folgen. Rec. will hier nur über die Erläuterung der ersten Art einige Erinnerungen beyfügen: 1) Warum behält der Vf. bey der deutschen Übersetzung der lat. Benennung *E. glutinosa* nicht den gleichgeltenden Namen, *klebrige* Heide bey und setzt dafür: *sonnenthauartige*, besonders da *Spec.* 50 eine beynahe ganz einerley bedeutende deutsche Benennung, *sonnenthauähnliche Heide*, vorkommt? Wenn deutsche Benennungen, Bestimmungen und Beschreibungen in der Botanik zu eben der Würde kommen sollen, die die lateinischen Namen und Worte erlangt haben: so müssen erstere den letzteren so genau als möglich entsprechen. Diese Anmerkung trifft mehrere Arten des Vfs, z. B. *Sp.* 11. Warum nennt der Vf. diese Art mit Linné *E. nigrita* und nicht lieber nach *Bergius E. laricina*, dessen Synonym er anführt, da er sie doch in der deutschen Übersetzung *lerchenblätterige* Heide, so wie der Engländer *Larchtree-leaved Heath* nennt? — *Sp.* 15 *E. urceolaris* wird durch becherförmige — warum nicht *krugförmige*? — Heide übersetzt. *Sp.* 16 *E. marifolia* heisst bey dem Vf. *gamanderblätterige* — warum nicht *marumblätterige*? Unter Gamander im Deutschen wird das lateinische *Chamaedrys* verstanden. *Sp.* 24 *E. articularis, grosskelchige* Heide — warum nicht *gegliederte*? — 2) Der Vf. sagt in seiner 2ten Bemerkung zu *Sp.* 1, dass nach *Thunbergs* Versicherung die Blüthen der *E. glutinosa* aufrecht wären, und in seiner Beschreibung giebt er sie als hängend an. Wonach soll man sich also bey der Untersuchung richten? Rec. ist der Meinung, dass, wenn bey Untersuchung der Heidenarten mehrere Autoritäten sich widersprechen, *Thunberg* jedesmal den Vorzug haben müsse, weil dieser, als er in Afrika war, die wildwachsenden Heidenarten an Ort und Stelle selbst untersucht haben konnte. Andere Botaniker sahen nur cultivirte Pflanzen. Diese Anmerkung findet bey mehreren Arten Statt. — 3) Aus dieser eben so, wie aus der Bemerkung 1, sieht man, dass die Botaniker mit dieser, so wie mit vielen anderen folgenden Arten noch nicht ins Reine gekommen sind. Vermuthlich wird man die Untersuchungen noch so lange nicht als geschlossen ansehen können, als man gewohnt oder genöthigt ist, die Bestimmungen nicht an wildwachsenden Arten in ihrem eigentlichem Geburtsorte, sondern an cultivirten Pflanzen im Treibhause vorzunehmen. Der Vf. macht bey *Sp.* 81 die richtige Bemerkung, dass cultivirte Pflanzen oft auffallende Veränderungen in ihrer Gestalt und Bau, besonders unter fremden Klimaten zeigen. Daher specifische Bestimmungen nach Gartenpflanzen stets zweifelhaft bleiben, und weniger gelten können, als Beschreibungen, die von wildwachsenden Pflanzen gegeben worden sind. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, hätte *Thunberg* wohl überall, wenn er über die Heidenarten mit anderen Botanikern im Widerspruch steht, den Vorzug verdient. Z. B. nach *Thunberg* soll *E. planifolia sp.* 17 eingeschlossene Staubbeutel haben, und der Vf. folgt doch den Autoritäten *Willdenows*, *Bergius*, *Wendlands*, die sie als hervorragend angeben. Bey *E. muscosa sp.* 70 folgt der Vf. der Angabe *Wendlands*, dass solche 4 oder 5fach gleich breite und stumpfe Blätter habe, da *Thunberg* solche dreyfach, eyrund, stumpf und am Rande gezahnt angiebt. — 4) Da die Cultur die Pflanzen oft ganz anders darstellt, als sie auf ihrem natürlichen Boden in ihrem wildwachsenden Zustande waren, welches bey den Heidenarten, deren natürlicher Boden meistens sehr weit von uns entfernt ist, gewiss häufig genug Statt findet: so würde es Rec. für rathsamer halten, statt eine Ehre in der Vermehrung der aufgestellten Arten zu suchen, sie auf weniger natürliche Arten einzuschränken, und dann die Verschiedenheiten der darunter gehörigen Varietäten in der verschiedenen Cultur derselben aufzusuchen. Bey *E. vulgaris sp.* 51 z. B. wird die weissblühende Varietät der gemeinen Heide angegeben, und dabey bemerkt, dass *Pallas* die Ursache dieser veränderten Blüthenfarbe in dem unter der Dammerde liegenden weissen Thon zu finden glaube. Rec. hat die

weifsblühende gemeine Heide in manchen Jahren überaus häufig, in vielen anderen Jahren aber gar nicht an eben den Stellen gefunden. Jedesmal sahe er sie in sehr trockenen Spätsommern, besonders, wenn der Frühsommer sehr nass gewesen war, auf thonigem Boden. Die Landleute seines Wohnorts versicherten ihn, dass das sicherste Mittel gegen den Brand im Weizen darin bestehe, dass man frischblühende weisse gemeine Heide in das Säetuch lege, aus dem man den Weizen ausstreue. Bey genauerer Untersuchung fand Rec. den anfangs so lächerlich scheinenden richtigen Zusammenhang zwischen weifsblühender gemeiner Heide und dem Mangel des Brandes im Weitzen auf das zukünftige Jahr. Der Brand im Weitzen entsteht nämlich immer aus dem feuchten Boden des Ackers zur Saatzeit, wo jedes Weizenkorn, auch das von schwacher Vegetationskraft, aufkeimt, und im folgenden Jahre Brand erzeugt, welches im trocknen Boden oder nach einer vorhergegangenen Beitze erstickt oder getödtet wird. Weisse gemeine Heide blüht nur in einem sehr trockenen Nachsommer auf fast ganz ausgetrocknetem Boden, besonders wenn der vorhergewesene breyartige thonige Grund beynahe in Steinhärte verwandelt wurde, bey welcher Gelegenheit auch der Weizenacker gehörig austrocknete. Der Fall kommt übrigens häufig genug vor, wo der Mangel an Säften die natürliche blaue, rothe oder gelbe Farbe der Blumen in die weisse umändert, die Blätter schmäler und kürzer macht, auch wohl die natürliche Zahl der Geschlechtstheile vermindert. — Sollte *E. Stelleriana Willdenow sp.* 94 wirklich auf keine Art zu den *Ericis* gerechnet werden können, sondern ihrer Beschreibung nach in die erste Ordnung der 10 Classe *Decandria Monogynia*, gehören: so billigt Rec. den Vorschlag des Vfs., dieses neue Genus, gemäss dem Verdienste des fleissigen Pflanzenforschers und vorzüglichen Pflegers und Beobachters der Heidenarten, *Wendlands*, *Wendlandia* zu nennen.

Ausser den 179 als besondere Arten angegebenen Heiden kommen auch noch 60 Varietäten derselben in dieser ersten Abth. vor. Da manche angegebne Varietät ihren Unterschied von der ächten Art selbst in den Theilen der Blüthe hat: so können künftige Beschreiber der Heidenarten dabey noch Gelegenheit finden, die Zahl der Arten zu vergrössern, z. B. bey *E. triflora sp.* 55, die unter den kammförmigen Arten stehet, kommt eine Varietät mit begraneten Staubbeuteln vor. Bey der *E. persoluta sp.* 26, die einen eingeschlossenen Griffel hat, wird eine Varietät mit bisweilen vorragendem Griffel N. 3 angeführt. Selbst bey der oben wörtlich abgeschriebenen *sp.* 1 kommt eine Varietät vor, die sich von der eigentlichen *E. glutinosa* durch fünfspaltige Kronenblätter und durch 10 Staubfäden unterscheidet. Wollte man diese und mehrere andere Varietäten als eigene und besondere Arten aufnehmen, so würde man, nach dem Vorgange *Salisbury* in England die Zahl der Heidenarten noch um viele vermehren können. Letzterer zählt in seinem in den 6 Band der *Transactions of Linnean society* in London 1802 eingerückten Auffatz über die Gattung *Erica* 246 besondere Arten derselben. Er verwirft bey seiner Anordnung dieser Arten die Zahl der Blätter und die Form der Staubbeutel als ihm unzulängliche Merkmale, und stellt sie bloss nach der Ähnlichkeit zusammen, die sie unter einander haben, wobey es ihm freylich leicht werden konnte, obige Zahl der Arten herauszubringen. — In der 2 Abtheilung kommen die Anweisungen zur Cultur der zu der Gattung *Erica* gehörigen Pflanzen unter folgenden Aufschriften vor: 1) Woher bekommt man die Pflanzen und den Saamen der Heidenarten am besten und wohlfeilsten? *Wendland* von Herrenhausen bey Hannover erhält hierin das verdiente Lob. 2) Behandlung der von fremden Orten erhaltenen Heidepflanzen. Ausser den Regeln, wie zarte Gewächse überhaupt behandelt werden müssen, setzt man sie am sichersten in Asche, deren Boden ungefähr 1 Zoll hoch mit mittelmässigen grossen Quarzkieseln belegt ist, auf welche man etwas gute schwarze wohlgemengte Dammerde schüttet, in die der Ballen eingesetzt werden soll. Dieses ist der natürliche Boden, den diese Gewächse auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, besonders auf dem Tafelberge haben. 3) Standort der Heiden. Sie lieben zwar die freye Luft, können aber die Sonne in den Mittagsstunden nicht wohl vertragen. 4) Zweckmässige Erde für die Heiden. Nach *Wendland* eine Mischung aus 3 Theilen Laub- oder Holzerde, einem Theil Erde von verfaultem Pferdemist und anderthalb Theilen Sand. 5) Beschaffenheit der Asche, Begiessen, Versetzen, Einsammlung des Saamens. Das Gewöhnliche. 6) Vermehrung der Heiden; durch Saamen. Man säet den Saamen vom April bis Junius. Auf Vermehrung durch Wurzelsprossen ist am wenigsten zu rechnen; durch Stecklinge ist es sicherer. Man wählt dazu die vorjährigen Zweige von ganz gesunden Pflanzen; durch Absenken der Zweige. Im freyen Lande ist dieses die sicherste Methode; in Aschen muss man Vorsicht anwenden, dass mit dem Ablegen nicht zugleich der Mutterstock verderbe. 7) Behandlung der kranken Pflanzen. Gegen die Würmer in Aschen wird ein Absud von Glanzruss und Wermuthblättern zum Begiessen in den Morgenstunden empfohlen. Sollten die salzigen Theile des Russes nicht auch einen nachtheiligen Einfluss auf die Pflanze selbst haben? 8) Regeln, wie man ausländische Heidenarten nach und nach an unser Klima gewöhnen kann. Bey den aus Saamen gezogenen Pflanzen geschiehet dieses am sichersten. 9) Regeln beym Versenden der Heidenarten. Das Gewöhnliche. Diese zweyte Abtheilung wird den Gärtnern und Gartenfreunden nicht bloss bey der Cultur der Heidenarten, sondern auch bey der Cultur anderer ausländischer Gewächse willkommen seyn. Zuletzt sind, ausser einigen Verzeichnissen der Preise für Heidepflanzen bey Wendland in Herrnhausen, bey Reichardt in Weimar, bey Lee und Kenerdy in England, und einem alphabetischen Register, noch eine den Liebhabern besonders willkommene Classification der Heidenarten nach den verschiedenen Farben der Blume angehängt, die dem Nichtbotaniker gewiss zuerst in das Auge fallen.

In der Vorrede macht der Vf. Hoffnung, die Gattungen der Rosenarten und der Pelargonica eben so behandelt, in Druck herauszugeben, wodurch er sich den Dank der Blumisten erwerben wird.

tm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 22 MÄRZ, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von D. *Aug. Fr. Wilh. Crome*, grofsherz. heff. geh. Reg. Rath u. Prof. der Staats- und Cameral-Wiffenfchaften in Giefsen, und von *Karl Jaup*, ord. Prof. des Staatsrechts dafelbft. I Bandes 1 Heft. 1808. 196 S. gr. 8.

Mit diefem Heft beginnt eine Zeitfchrift, auf einen trefflichen Plan gegründet, für deffen Befolgung die Achtung, welche die verdienftvollen Herausgeber geniefsen, und die Gelehrfamkeit, Kenntniffe und Verbindungen derfelben bürgen. Diefe Zeitfchrift ift gewidmet der Kunde und Darftellung der Geographie und Statiftik, der Länder- und Staatsveränderung, der Staatsverfaffung und des Staatsrechts, der Civil- Criminal- und Polizeygefetze, der Militäreinrichtung, der Religionsverfaffung, der Induftrie und Gewerbe, und der Hof- und Regierungsveränderungen Deutfchlands; ihr Zweck ift, die — leider fich immer mehr verlierende — Einheit Deutfchlands möglichft zu erhalten, und dadurch das wahre Glück des Vaterlands zu befördern. In der *erften* Abhandlung: *neuefte Anficht von Deutfchland im Ausgange des Jahres 1807*, ftellt Hr. *Crome* die Vorzüge dar, welche Deutfchland, befonders in feiner gegenwärtigen Bundesverfaffung, aus jener Einheit erhält. Diefe Vorzüge find befonders in ftaatswiffenfchaftlicher Hinficht berechnet, und zeigen den Mann von feftem, das Ganze umfaffendem Blick, welcher jene Vorzüge treffend entwickelt. Der Schlufs diefer Abhandlung legt die Fürforge für die Erhöhung der Geiftescultur, der Culturanftalten lebhaft ans Herz, und empfiehlt dazu die Verwendung eines Theils der Güter der aufgehobenen Stiftungen, ein Vorfchlag, der theilweife bereits im Bayerifchen ausgeführt ift. No. II. *Abdruck der grofsherzogl. heffen-darmftädtifchen Declaration über die ftaatsrechtlichen Verhältniffe der unter der grofsherzogl. Souveränetät ftehenden, vormals reichsftändifchen Lande und deren Befitzer, der nunmehrigen Standesherrn d. 1 Aug. 1807.* Eine fehr umfaffende, inhaltreiche Conftitution. No. III. *Karl Dalberg, Beyfpiel deutfcher Fürften-Gerechtigkeit.* Mit unwiderlegbarer Klarheit wird hier gezeigt, dafs der Aufschufs der Advocaten in Wetzlar den Plan des Fürften Primas verftümmelt hat, als er behauptete, es fey die Abficht diefes edlen Fürften, den Mitgliedern des Reichskammergerichts $\frac{1}{3}$ ihrer Befoldungen, $\frac{1}{3}$ ihrer Gehalte zum Vortheil der Advocatur abzuziehen. *Karl Dalberg* konnte diefs nie wollen, und hat diefs nicht gewollt; diefs ift das Thema diefer Ausführung. Sein Vorfchlag war, die Kammerzieler um ein Drittheil zu erhöhen, und *diefes erhöhete* Drittheil den Advocaten zu geben; kein Menfch, der nur eine Idee von Logik hat, wird aber diefes Drittheil für *gleich* halten mit dem dritten Theil der *unerhöheten*, d. h. *jetzigen* Kammerzieler. IV. *Gedanken eines Patrioten über die etwanige Einführung des Code Napoléon in unferem deutfchen Vaterlande.* Eine, fowohl wegen mancher guter Bemerkungen, als wegen der literarifchen Notizen fchätzbare Abhandlung von Hn. *S.* Sie erörtert und beantwortet die Fragen: Sollen, wenn der *Code Napoléon* jetzt in Deutfchland recipirt wird, auch die ihm in Frankreich noch folgenden Nachträge, Zufätze und Veränderungen in Deutfchland gefetzliche Kraft erhalten? Soll der Code uns nicht in deutfcher Sprache promulgirt werden? Sollen nicht feine Abweichungen von unferen bisherigen Rechten zur befonderen Kenntnifs des Publicums gebracht werden, ehe feine Befolgung verlangt werden kann? Wie foll, wie kann diefs auf die leichtefte Art am beften gefchehen? In welchem Verhältniffe foll er zu unferen fchriftlichen und gewohnheitlichen Provincialrechten ftehen? Welche Wirkungen kann und darf er auf Verhältniffe haben, welche *vor* dem Zeitpuncte feiner Einführung fchon beftanden? Von welchem Zeitpuncte an endlich müffen Richter, Parteyen und Sachwalter nach ihm fich richten? Alle diefe Fragen werden hier befriedigend beantwortet. In der Nachfchrift äufsert Hr. *J.* feine Anficht über diefen Gegenftand; er ift im Allgemeinen für die Aufnahme des *Code Napoléon*, und fchlägt eine Commiffion vor, welche in der Ordnung deffelben das gemeine deutfche Recht redigirt und dem Bundestage zur Prüfung und Beftätigung vorlegt, den Code Napoléon für die Gegenftände, worüber das gemeine deutfche Recht nichts enthält, officiell in die deutfche Sprache überfetzt, oder wenigftens eine Überfetzung revidirt, ihn unferem Vaterlande anpafst, und die nothwendigen Modificationen deffelben dem Bundestage zur Beftätigung vorlegt. V. *Nachricht über die grofsherzogl. heffifchen Kammerzieler.* Der Grofsherzog zahlt die Kammerzieler fort; jedes Ziel beträgt 1185 Thlr. 26½ Kr. VI. *Conftitution des Königreichs Weftphalen; aus dem Bulletin des Loix du Royaume de Weft-*

phalie in französischer und deutscher Sprache abgefasst, mit den Abweichungen des Projects und einer erläuternden Nachschrift der Herausgeber; die, in letzterer enthaltenen, Anmerkungen werden gewiss jeden Leser befriedigen; sie sind so gründlich als vollständig. VII. *Über die Pensionirung der Reichskammergerichts-Advocaten.* Dieser Aufsatz enthält eine Vorstellung, welche letztere unterm 12 Oct. 1807 hierüber an den Fürsten Primas erlassen haben, und Anmerkungen zu derselben. Rec. vermag nicht einzusehen, mit welchem Fug Rechtens die Procuratoren darauf anzutragen vermögen, dass sie an den Matricularbeyträgen Theil nehmen, indem dieselben, wie bekannt, nur den Mitgliedern des Kammergerichts gebühren; eben so wenig vermag er es zu begreifen, wie die Advocaten behaupten können, dass diese ihre Theilnahme an den Matricularbeyträgen mit allen Interessen so leicht zu vereinbaren sey, indem es doch bekannt ist, dass selbige nicht einmal zur Unterhaltung der Kammergerichts-Mitglieder hinreichen. In den Anmerkungen wird aus Theorie und Praxis ausgeführt, dass Advocaten und Procuratoren keine Staatsdiener sind, sondern sich nur in der Kategorie sogenannter Concessionisten befinden, dass der Staat nur schuldig ist, ihnen die Praxis-Concession, keinesweges aber deren wirkliche Ausübung, oder deren Einträglichkeit zu gewähren, dass mithin der Staat bey Aufhebung des Gerichts, bey welchem sie immatriculirt sind, nicht gehalten sey, ihnen für ihre bisherige Praxis eine Pension zu geben, sondern nur ihnen die Erlaubniss zuzugestehen, ihre Praxis an anderen Staats-Gerichtshöfen auszuüben. Bekannt ist es, dass nach diesem Grundsatz stets in Deutschland verfahren worden. Am Schlusse ist aus dem französisch-kaiserlichen *Moniteur* angeführt: *Que l'Empereur Napoléon declara hautement, que l'entretien du Grand-Juge, des Présidens et des juges de la chambre de Wetzlar étoit une dette sacrée pour les souverains d'Allemagne, mais qu'on repond aux avocats et procureurs attachés au Tribunal de Wetzlar, qu'ils n'étoient pas des fonctionaires publics, et qu'on ne peut pas les classer dans la même cathégorie avec les juges.* No. VIII. *Eintheilung des Königreichs Westphalen in 8 Departements.* — Wir wünschen die Fortsetzung dieser gemeinnützlichen und viel versprechenden Zeitschrift.

M. St. St.

LEIPZIG, [ohne Namen des Verlegers]: *Frater Hermann, von den Schicksalen der Mark Brandenburg und ihrer Regenten.* Eine Prophezeihung des (aus dem) dreyzehnten Jahrhundert. Aus der brandenburgischen Geschichte genau(?) erläutert. 1807. 104 S. 8. (10 Gr.)

Diese Schrift wird einem cistercienser Mönch zugeschrieben, der in der letzten Hälfte des 13 Jahrhunderts zu Lehnin, einem ehemaligen Mönchskloster dieses Ordens, bey Brandenburg gelebt haben soll, und besteht aus hundert lateinischen Knittelversen, welche der ungenannte Herausgeber, neben der Grundsprache, auch in das Deutsche übersetzt, und, wie er vorgiebt, *aus der brandenburgischen Geschichte erläutert* hat. Schon der Titel dieser Schrift zeigt an, dass die darin enthaltene Weissagung, das Entstehen, Wachsen, die Grösse, Dauer, und die endliche Auflösung des brandenburgischen Hauses zum Gegenstande hat. Die Weissagung zerfällt daher in drey Abtheilungen. In der *ersten* kommen die brandenburgischen Fürsten aus dem Hause Anhalt, in der *zweyten* die, aus dem Hause Bayern und Luxenburg, und in der *dritten* die, aus dem Hause Hohenzollern vor.

Der *angebliche* Frater *Hermann* fängt, wie alle inspirirt seyn wollenden Propheten aller Zeitalter, damit an: dass er, von göttlichen Offenbarungen geleitet, nunmehr das Schicksal seines Klosters, deren Stifter (*Albrecht I*, der Bär genannt, im J. 1160, und *Otto I*, Sohn des ersten, stiftete Lehnin, das Kloster, im J. 1180) und nachherigen Säugammen und Pfleger, wie die Schicksale des Klosters, seine endliche Auflösung, wie die seiner Regenten und der Fürsten prophezeiht, die vom Jahre 1272 an (in welchem Frater *Hermann* diese Knittelverse geschrieben haben soll), bis auf *den eilften Stamm* der Hohenzollern (*Friedrich Wilhelm III*, König von Preussen und Kurfürst von Brandenburg,) gelebt haben. Dieser soll der letzte des Stammes seyn. Die Mark Brandenburg soll demnach alle ihre Drangsale vergessen; der Hirt (das Oberhaupt der römischen Kirche) soll alsdann die Heerde (die gesammte christliche Kirche), und Deutschland einen König wieder bekommen; kein Fremder alsdann unter den Deutschen sich eines Vorzugs zu erfreuen haben; die Klöster *Lehnin* und *Chorin* (?), wie die gesammte (katholische) Klerisey aus ihrem Nichts wieder emporsteigen, nach alter Sitte (zur Zeit der Unwissenheit des Mittelalters) hoch glänzen, und wie *ein edler Schafstall*, dem alsdann keine Wölfe mehr nachstellen, mehr wie zuvor geehret werden. — Der Herausgeber scheint S. 14, dieses untergeschobene mystische Gewäsche nicht nur für Wahrheit, sondern *für göttliche Eingebungen* zu erklären. In der Vorrede, wo er über das mehrmalige gedruckte Erscheinen dieser Weissagung Auskunft giebt, sagt er S. 10: „Anfangs erregte diese Prophezeihung kein besonderes Aufsehen; als aber im Jahre 1740, *Friedrich II*, König von Preussen, da er kaum 28 Jahr alt, *folglich noch ein Jüngling* war, — *Marien Theresien*, der Tochter Kaiser *Karl VI*, eben zu der Zeit, als diese Hoffnung hatte, Mutter des nachherigen Kaisers *Joseph II* zu werden, den Krieg ankündigte und in Schlesien einfiel, mithin der 81 Vers (*Mox Juvenis fremit, dum magna puerpera gemit*) *vollkommen* in Erfüllung ging (vrgl. S. 81 fg.), erschienen nicht lange darnach, fast in den mehresten Hauptstädten Deutschlands, neue Auflagen von dieser Weissagung u. s. w." — Indem er fast aller früheren Ausgaben der Frater *Hermann*schen Verse erwähnt (wovon die erste der Prof. *Lilienthal* in Königsberg, im J. 1725, herausgegeben hat), auch die

Ausgabe: Berlin, b. Ambrof. Haude, 1746. 8. gekannt zu haben scheint, erwähnt er doch mit keinem Worte des Ursprungs und des Werthes dieser Verse, was doch in letzterer Ausgabe aus authentischen Quellen anschaulich gemacht worden ist. — Rec., der die Verse vom *Bruder Hermann* weder im *Morery*, noch *Morhof*, noch *Fabricius*, noch *Bailly*, noch *Niceron*, noch *Jöcher*, *Baumgarten*, *Wolff*, *Bauer*, und anderen literarischen Hülfsmitteln der Art, erwähnt findet, will darüber dasjenige anführen, was *Adelung* (*Fortsetz. und Ergänz.* zu *Ch. G. Jöcher's allgem. gel. Lexikon u. s. w.* 2 Bd. S. 1945), von diesem Propheten und seinen Versen weiss: „*Hermann von Lehnin*, ein *vorgegebener* cistercienser Mönch des ehemaligen Klosters Lehnin in der Mittelmark, welcher gegen das Jahr 1300 gelebt haben soll. Man legt ihm in lateinischen Knittelversen geschrieben haben sollende *Vaticinia* bey, die in den neueren Zeiten oft gedruckt worden, und sich unter anderen auch in dem *europäischen Staats-Wahrsager* befinden. Allein in eines Ungenannten: *Vaticinio metrico*, *oder Bruder Hermanns vorgegebene Weissagungen*, *u. s. w.* Berlin 1746. 8, wird evident erwiesen: dass der *Bruder Hermann* eine *erdichtete Person* sey, und wie seine *so genannte Weissagungen absichtlich untergeschoben worden*, indem selbige erst in den letzten Jahren *Friedrich Wilhelm* des Grossen (bekanntlich starb derselbe den 29 April 1688) geschmiedet sind, und dass der ehemalige Bürgermeister zu Berlin, Namens *von Seidel*, diese Missgeburt in seiner Jugend, aus gewissen Absichten, verfertiget habe." —

Womit will nun der Commentator dieser Schrift die Behauptung S. 14 beweisen, dass das ehemalige Kloster Lehnin, *dermalen ein königliches Jagdschloss etc.* sey? — Davon weiss *Büsching* nichts, der doch, wie bekannt, viele Jahre in der Nachbarschaft von *Lehnin* lebte. (S. *Neue Erdbeschreib.* 3 *Th.* 4 *Bd.* S. 1046 fg. 6 Aufl.) *Leonhardt* und neuere topographische Beschreibungen von der Mark Brandenburg, nicht zu gedenken. —

Endlich verkündet der Herausgeber S. 100 fg. aus den 9 letzten Versen der vorliegenden Schrift: dass *die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Parteyen unter ihrem Oberhaupte dem Pabste*; — die Wiederaufbauung der Klöster Lehnin; — die Wiedereinstellung der katholischen Geistlichkeit in ihren *vorigen Stand der Ehre*; u. a. Dinge mehr, bis zum Jahre 1812 erfolgen würden. Diess schliesst er aus dem 99 Vers, der im Urtexte heisst:

Et VeterIs More CLerVs spLenDesCIt honore.

Er geht noch weiter, und versichert S. 93 fg. im vollen Ernste: das *Gebäude des Protestantismus* sey gleichsam *eingestürzt*, und *die reformirte Religion* werde ihre Mutter (die *Reformation Lutheri*) nicht lange mehr überleben. — Dieser Geist der Weissagung und die Triebfeder, die überall den Commentator belebt, ist in alle Noten dieses *Vaticinii* sichtbar; und das Motto hinter dem Titelblatte ist aus 1. Thessalon. V. 20. und 21 nach der Vulgata ins Deutsche übersetzt. Aber weiss denn der Herausg. nicht, dass *weissagen*, *dichten* und *singen* Ausdrücke sind, die im Alterthume *Einer* Person beygelegt wurden? (S. II B. d. Kön. III. 15. — I B. d. Chron. XXV, 1 u. 3. — Tit. I, 12. Vergl. *Lowth de Sacra poësi Hebr. p.* 122.) Selbst bey den Lateinern wurden die *Dichter* bisweilen *Propheten* genannt. (*Quintilian L. I, c.* 20.) Die Morgenländer, Griechen und Römer dachten sich unter diesem Namen keinen *politischen Wahrsager*, den der Herausg. sich aus der Vulgata erträumt. — Endlich werden S. 102 fg. der neulich im *Journal de Paris* wieder aufgefrischten *ewigen Weissagungen des Joseph Justo aus Neapel v. Jahre* 1521 *bis zum Ende der Welt* gedacht. Hieran hätten doch die 10 *Centuriae Propheticae* gereihet werden dürfen, die *Michael Nostradamus* in den Jahren 1555 und 1558 zu Lyon in 8. ebenfalls in Versen bekannt machte. Vielleicht sind dem Herausg. diese eben so wenig, als die von *Christoph Kotter*, *Johann Kregel*, *Hermann von der Hude*, *Christina Poniatowska* und anderen Propheten der Art bekannt worden, die man zusammen gedruckt, unter dem Titel antrifft: *Lux e tenebris, novis radiis aucta etc. etc.* 1665. 4. — Diess Buch, da der Inhalt, wie in ähnlichen Schriften der Art, nichts Gemeinnütziges, vielmehr schwärmerische Grillen enthält, ist selten geworden, und in wenigen Bibliotheken anzutreffen. Nichts desto weniger wird darin dem österreichischen Hause alles Unglück; dem Könige von Frankreich, Ludwig XIV, das Kaiserthum, nebst der Herrschaft über alle Reiche von Europa; geweissagt. Indessen steht Österreich noch, und die Bourbonen haben zu regieren aufgehört; was aus dem eilften Stamm der Hohenzollern werden soll, darüber entscheidet — wenigstens nicht Bruder *Hermann*.

B — s.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Versuch psychologischer Charakteristiken des Menschen* in seinen verschiedenen Lebensperioden, verschiedenen Nationen und Ständen von *J. A. Eisenmann*, Erzieher des jungen Grafen von Bochholtz. Erstes Bändchen. 1807. XVI u. 198 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem die Vortheile, die man aus Charakteristiken ziehen könne, aufgezählt, und die Quellen für dieselben (Geographie, Historie, Psychologie) genannt sind, und nachdem erklärt worden, dass Bemerkungen von Männern, welchen Wahrheit bekannt, lieb und werth ist, dem Vf. willkommen seyn, und von ihm in den *folgenden Bänden* benutzt werden sollen: wird uns in neun Abschnitten eine Charakteristik des Menschen 1) im Kindesalter, 2) im Knabenalter, 3) im Jünglingsalter, 4) im Mannsalter, 5) im Greisenalter, 6) der Geschlechter, 7) der deutschen, 8) der englischen, 9) der französischen Nation, gegeben. — Unter der Vorrede steht: im Januar, 1806. Der erste Titel der Schrift führt auch die Jahreszahl 1806, aber er ist durchschnitten, und ein neuer, übrigens ganz unveränderter, ist vom 1807. Vielleicht hat der Verleger dem Buch dadurch

einen neuen Anstofs geben wollen, weil es das erstemal nicht gut ging. Hätte er nur zugleich neue Ideen hinein zu bringen vermocht! Das ganze Buch enthält lauter gewöhnliche Dinge, die noch dazu sehr gewöhnlich gesagt sind. Es ist vielleicht keine einzige Idee in demselben, die dem Vf. eigenthümlich wäre, es möchte denn etwa die Bemerkung seyn, dafs man *launigt, launisch* und *läunisch* unterscheide, dafs der erste sich willkührlich in eine gute Laune versetze, der zweyte verdrüfsige Launen habe, und der dritte unwillkührlich, bald in diese, bald in jene Laune übergehe; oder die, dafs Deutsch von den Teutonen herkomme; oder die Bemerkung, dafs das Weib schon durch seine Weiblichkeit vorzüglich *praktisch*, nicht speculativ sey, S. 72 (wiewohl, setzen wir hinzu, es oft ein Gegenstand der Speculation ist). Wenn das Nachschlagen der Mühe werth wäre, lo liefsen sich vielleicht die Quellen entdecken, aus welchen Hr. *E.* geschöpft, wenn er auch keine angegeben hat. So ist z. B. das, was über den Geschlechtstrieb des Weibes und die Dinge gesagt ist, die dazu gehören, aus *Fichte's* Naturrecht genommen. Die Meinung, dafs der Mann ursprünglich keine Liebe fühle, sondern nur den Geschlechtstrieb, und dann Grofsmuth, dafs das Weib nicht freyen dürfe, weil ihm eine abschlägige Antwort unerträglich seyn müfste u. s. w., sind *bona fide* abgeschrieben, recht wörtlich bis auf solche Bemerkungen herab, dafs die Prostituirte) lieber gestehe, sie treibe ihr schändliches Gewerbe aus Gewinnsucht, als aus Wolluft.

Die Drohung, dafs noch mehrere Bände erscheinen sollen, wird hoffentlich Drohung bleiben; sonst wäre dem Vf. zu empfehlen, dafs er die Sachen gründlicher und interessanter machte: der Verleger würde alsdann von selbst besseres Papier nehmen. Bx.

Ohne Angabe des Druckorts: *Johannis-Geschenk für Brüder Freymaurer vom Br. Wackerhagen, zweytem Steward der Loge Friedrich zum weissen Pferde zu Hannover.* 1805. 188 S. 8. (20 Gr.)

Diese Sammlung maurerscher Reden und Gedichte darf weder in Hinsicht der behandelten Gegenstände, noch der Form des Vortrages auf ein ausgezeichnetes Interesse Anspruch machen, wogegen ihr aber eine für den Moment berechnete Zweckmäfsigkeit nicht ganz abzusprechen seyn dürfte. Diese wird nur von einer, vielleicht durch Beschränkung der Zeit entstandenen, Oberflächlichkeit verringert, und der frühere Zuhörer fand sich gewifs eben so getäuscht, wie der spätere Leser, wenn er z. B. das Thema der dritten Rede: Wie läfst sich die Forschung in der Geschichte der Freymaurerey als sittlicher Zweck benutzen? mit der Rede selbst in eine ernsthafte Parallel stellte. Obgleich Hr. *Wackerhagen*, vermöge seines Logenamtes, zu der Ausarbeitung dieser Auffätze aufgefodert wurde, so scheint er selbst doch noch nie die Frage untersucht zu haben: ob Reden und Gedichte moralischen Inhalts, wenn sie, mit Andeutungen der freymaurerschen Symbolik durchwebt, durch einzelne Äufserungen an die Ordensallegorieen erinnern, defshalb schon den wirklichen Ordensschriften in irgend einer Hinsicht beyzuzählen, und als solche einer allgemeinen Mittheilung werth sind? — Um so weniger kann man hier erwarten, dafs der Vf. die bis jetzt noch so wenig verstandene Ordensmystik als Dichter und Redner zu höheren Künstlerzwecken benutzt habe. — Der abgedruckten Gedichte sind sechs und der Reden fünf, welche letztere Hr. *W.* mit einzelnen Versen durchwebt hat.

CRR.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Die sichersten und besten Mittel, den Zug des Rauchs durch die Schornsteine und Kamine zu befördern, und dadurch das Rauchen in den Häusern, Küchen und Laboratorien zu verhüten, auch gute Rauchkammern in den Gebäuden anzulegen.* Von *C. G. Fix.* Mit einem Kupfer. 1806. 24 S. in 4. (10 Gr.) Unter den vielen Schriften, welche über diesen Gegenstand seit geraumer Zeit erschienen sind, gehört die vorliegende ohne Zweifel zu den nützlicheren und besseren. Nachdem der Vf. die Bedingungen festgesetzt hat, welche zu einem gut ziehenden Schornstein erfodert werden, worunter er aber mit Unrecht eine schiefe Lage rechnet: so gehet er die verschiedenen Mittel durch, welche das Rauchen verhindern sollen, und erläutert die Beschreibung durch deutliche und sauber gestochene Figuren. Das erste Mittel sind, nach dem Vf., die in England allgemein üblichen Cylinder von Thon oder Blech, welche oben auf den Schornstein gesetzt werden, und den Zug allerdings sehr befördern. Des Vfs. Vorschlag, diese Cylinder von Blech zu fertigen, und auf eine bewegliche Platte zu befestigen, um dadurch, bey Entzündung, in den Schornstein hinein zu können, ist recht vernünftig. Das zweyte Mittel, welches in einem blechernen Auffatz bestehet, aus dem der Rauch, je nachdem der Wind verschieden, aus verschiedenen Öffnungen ausgehet, rührt vom Hn. Prof. *Lenormand* her, und ist, nach des Rec. Erfahrung, nicht immer von Nutzen. Das dritte Mittel endlich bestehet ebenfalls aus einem pyramidalen blechernen Auffatz, bey dem das Abziehen des Rauchs, durch die oben verengte Öffnung, befördert wird. Was der Vf. über die Rauchkammern sagt, ist sehr kurz. Übrigens ist sein Vortrag deutlich und bestimmt. K.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Stage: *Träume eines Leidenden.* Vom Vf. des Philotaph's, Parallet's, der guten Christine und Karls und Leonoren. (Ohne Jahreszahl) 280 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.) Man findet hier neun Erzählungen in Träume eingekleidet. Wenn man gleich nicht den Mann nach dem Kleide, was er trägt, beurtheilen soll, so ist doch das äufsere Gewand nicht gleichgültig. Und bey diesen Erzählungen hat die Form der Träume etwas Unschickliches. Nicht zu gedenken, dafs das Interesse der Wahrheit dadurch ganz verloren geht, so sind auch diese Erzählungen, als Träume betrachtet, ganz unnatürlich. Denn wer träumt z. B. einen so langen und gut geordneten Dialog, wie in der zweyten Erzählung, welche die Überschrift hat: „Der Mann, der einem Unglücklichen etwas ins Ohr sagte, oder die Seltenheit eines ganz unschuldig Leidenden." Noch weit besser würden sich daher diese Erzählungen, als *Fragmente aus der Geschichte eines Leidenden*, lesen lassen. Und man mufs ihnen recht viele Leser wünschen: denn der Vf. hat Belehrung und Unterhaltung sehr gut zusammen verbunden. O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1808.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Henr. Hoogeveen doctrina particularum linguae Graecae.* In epitomen redegit *Chr. God. Schütz.* Editio secunda, auctior et emendatior. 1806. XVIII u. 636 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die *Hoogeveen*ische Partikellehre ist nichts weniger als ein Kunstwerk, das der Nachwelt in ursprünglicher Gestalt bewahrt zu werden verdiente. Aus Mühe und Noth hervorgegangen, um Mühe und Noth zu erleichtern, kann und will sie schlechthin *nützlich* seyn, und jede Veränderung, wodurch sie das in vollerem Maſse wird; ist, wenn einmal Jemand dieses fremde Eigenthum als ihm gehöriges behandeln will, nicht nur gestattet, sondern auch, so lange dazu nicht ungemeiner Umfang von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erfodert wird, unerläſslich: alles Ungeänderte geht auf Rechnung dessen, der durch Eine Änderung sich zu allen verbindlich gemacht hat. Wieviel nun aber, und wie habe geändert werden müssen, darüber läſst sich im Allgemeinen nicht gut mehr sagen, als so viel, daſs vornehmlich drey Dinge wünschenswerth waren, die auch auf dem Titel der ersten Auflage von des Hn. Hofrath *Schütz* Bearbeitung angekündigt wurden: kritische Prüfung des meist unkritisch Gesammelten und Gefolgerten (*recensuit*), Tilgung des Unnöthigen und Unrichtigen (*breviavit*), Nachtragung des zum Theil schon vor, besonders aber nach Erscheinung des Grundwerkes bekannt gewordenen Fehlenden (*auxit*). Die Ankündigung ist jetzt herunter gestimmt: ob aus Selbstverleugnung oder aus Selbsterkenntniſs, entscheide der Leser, dem wir die Entscheidungsgründe durch Vergleichung der jetzigen Ausgabe mit der ersten, und beider mit der holländischen an die Hand zu geben suchen wollen. Natürlich kann diese Vergleichung nur theilweise geschehen.

Die Partikel εἰ nebst den damit zusammengesetzten nimmt in der holländischen und in der ersten *Schützischen* Ausgabe das 16 Capitel ein. In der zweyten hat Hr. *Schütz* die Eintheilung in Capitel und Sectionen aufgegeben: wodurch die Übersicht nicht gewonnen hat, wenn auch einiger Raum erspart ist, und der Verwirrung, die in der ersten Ausgabe, z. B. wo *Hoogeveens* vierzehn Sectionen in zwey zusammengefaſst waren, nichts desto weniger auf Sect. 4, 8 etc. verwies (S. 254, 266), einiger Maſsen gesteuert ist. Freylich nur einiger Maſsen. Noch immer wird auf Sect. 1, 2, verwiesen (S. 180, 190, 197, 199, 213), ungeachtet es überall keine Sectionen mehr giebt: desgleichen (S. 221) in einem Abschnitte, der bey Hn. *Schütz* überhaupt nur vierzehn Paragraphen hat, wird in dem vierzehnten und letzten § ein *obiger* § 15 citirt, der nicht etwa verzählt ist, sondern wohlbedächtig weggelassen. — Weggelassen ist auch § 1, wie alle, in denen *Hoogeveen* von der Etymologie der Partikeln redet. Das ging in dieser Ausgabe eher an, als in der ersten, der nicht, wie dieser, ein Auszug aus *Hoogeveens* Vorrede vorgesetzt war, worin, unter anderem, von dem Ursprung der Partikeln aus den primitiven Redetheilen im Allgemeinen gehandelt wird. Aber doch mag der Anfänger befremdet werden, wenn *Hoogeveen* § 13 und sonst, eben in Beziehung auf § 1, von einer Verbalnatur des εἰ spricht: ein *veruntamen* statt des *Hoogeveen*ischen *si tamen initio hujus capitis aliquid dixi* verhehlt höchstens die Lücke, die es ausfüllen soll. — Übrigens sind § 1 noch einige Druckfehler corrigirt, sowohl der holländischen Ausgabe, als auch der daran reichen ersten *Schützischen*. So auch S. 196, 199, 201, 202, 216, 223 u. f.

§ 4 (*ponitur* εἰ *pro* ἐάν, *plerumque cum optativo constructum, quoties in conclusione particula* ἂν *invenitur*) beruht, wie die zunächst folgenden, auf unrichtiger Vorstellung von dem Unterschiede zwischen εἰ und ἐάν, und hätte nicht wiederhohlt werden sollen, nachdem jener Unterschied einleuchtend gezeigt ist in einem Buche, das Hr. *Schütz*, seinem Anhange nach zu urtheilen, kennt. Eben so wenig muſste jetzt noch §. 7 εἰ δοίη —, οὐκ ἂν δυναίμην durch *si daret, non possem*, und §. 8 εἰ σε πει-θοιμι —, γέλοιον ἂν εἴη durch *si tibi persuaderem, ridiculum esset* übersetzt werden. Der ganze §. 8 ist überdieſs entbehrlich, da, was er enthält, sich von selbst versteht, daſs nämlich im Gespräch bisweilen ein Interlocutor nur den Vordersatz spricht, und der andere mit dem Nachsatz einfällt. Dadurch wird der Dialog lebendiger, nicht aber die Bedeutung der Partikel geändert. Gleiche Bewandniſs hat es mit §. 11: *conditionis naturam non prorsus deponit, quando obtestationibus inservit.* Nicht *non prorsus* sondern *prorsus non*: dann aber durfte aus dem längst abgehandelten kein eigener § gemacht werden. Dank verdient daher Hr. *Schütz*, daſs er wenigstens von der Menge der *Hoogeveen*'schen Beyspiele nur einige gegeben hat. Über die Verbindung des εἰ mit Temporibus und Modis erhalten wir §§. 9, 10, 14 u. f. die Verworrenheit des Holländers unentwirrt: gar man-

cherley schwankende und unsichere Wahrnehmungen ohne alle Einsicht in die Gründe. Das unverstandene wird gewöhnlich vermittelst eines unterdrückten ἄν erklärt: z. B. ἠρώτησεν, εἰ τοὺς νόμους ἐπαινοῖεν, ἢ ἐπικινοῖεν ἄν, und zu dem platonisch. ἐπειδὴ δ᾽ ἀνοιχθείη τὸ δεσμωτήριον, ᾔειμεν παρὰ τὸν Σωκράτην wird erinnert: ἐπειδὴ *aliquam futuri admixtam habet notionem, intellecto ἄν, quo intellecto ponitur pro* ἐπειδάν (S. 222 §. 3). Schon *Hoogeveen* hätte das zum Theil besser wissen können, nachdem vier und zwanzig Jahre vor Erscheinung seines Buches *Dawes* geschrieben hatte, den er freylich, seltsam genug, nirgends anführt: jetzt aber, nach vielfältiger Bestreitung, Bestätigung und Bestiminung der *Dawes*'schen Lehre, dürfte die meisten Leser der losen Speise ekeln, auch wo sie nicht mit so offenbarem Widerspruch gewürzt ist, wie z. B. S. 178 §. 2. Da wird gelehrt, dass das wünschende εἰ immer den Optativus verlange, ausser bey dem Verbum ὤφελον. Nun aber ist zweyerley schwer zu begreifen: erstlich wie ein einzelnes Verbum sich so habe emancipiren können (der Grund: *hoc non tam votum complectitur, quam voti signum est*, ist, leicht begreiflicher Weise, ein Ungrund, da ein Verbum ohne Verbalbedeutung, das blosser Vorläufer eines anderen wäre, undenkbar ist,) und zweytens, in welcher Besonnenheit Hr. *Schütz* dem *Hoogeveen* nachgesprochen habe, nachdem er selbst so eben εἰ γάρ μ᾽ ὑπὸ γῆν — ἧκεν citirt hatte, welches ἧκεν doch wohl weder Optativus, noch durch ein ὤφελεν eingeleitet ist.

Nach §. 12 soll εἰ auch mitunter *quoniam, quandoquidem* bedeuten. Belegt wird diese Bedeutung mit mehreren Stellen des N. T. und mit mit Einer homerischen. Jene, wenn sie auch wirklich verstanden werden müssten, wie *Hoogeveen* will, was doch der Fall nicht ist, können, wo nach hellenischer Sprache und nicht nach hellenistischem Jargon gefragt wird, überall nichts beweisen, und hätten, da sie schon *Hoogeveen* selbst (in seiner Vorrede) mit nichts anderem als Condescendenz gegen die Theologen zu entschuldigen weiss, durch das ganze Buch gestrichen werden sollen, womit die Hälfte beynahe des Raumes gewonnen wäre: die homerische

> αἰεὶ γάρ τοι ἀμύνουσιν θεοὶ αὐτοί.
> εἴ τοι Τρῶας ἔδωκε Κρόνου παῖς πάντας ὀλέσσαι
> Il. Φ. 216.

beweiset ebenfalls nichts, weil sie, im Zusammenhang gelesen mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden, offenbar so interpungirt werden muss, wie sie auch längst interpungirt ist:

> περὶ — αἴσυλα ῥέζεις
> ἀνδρῶν· αἰεὶ γάρ τοι ἀμύνουσιν θεοὶ αὐτοί.
> εἴ τοι Τρῶας ἔδωκε Κρόνου παῖς πάντας ὀλέσσαι,
> ἐξ ἐμέθεν γ᾽ ἐλάσας πεδίον κάτα μέρμερα ῥέζε.

Dieselbe hier nicht erwiesene ätiologische Bedeutung wird S. 19[illegible] §. 3 und 4 dem εἰ γάρ beygelegt, consequent, aber wiederum so sehr ohne Grund, dass *Hoogeveen* selbst zugiebt, man könne in allen Stellen, die er für die ätiologische anführt, gleich bequem die conditionale annehmen.

Mit ähnlichem Erfolg wird §. 13 gezeigt, dass εἰ in directen Fragen gebraucht werde. Beweisstellen sind fünf gegeben, drey biblische, die wir bereits perhorrescirt haben, eine aus dem Platon und eine aus dem Homer. Die platonische steht *de rep.* 5, *p.* 478 *D.* εἰ δ᾽ ἀμφοῖν μεταξὺ κεῖται. Auch hier ist weder von *Hoogeveen*, noch von Hn. *Schütz* erwogen, was doch zuerst erwogen werden muss, wo die Geltung einer Partikel zu bestimmen ist, der Zusammenhang. Die umgebenden Worte sind: Ἆρα, ἦν δ᾽ ἐγώ, γνώσεως μέν σοι φαίνεται δόξα σκοτωδέστερον, ἀγνοίας δὲ φανερώτερον; Καὶ πολύ γ᾽, ἔφη. Εἰ δ᾽ ἀμφοῖν μεταξὺ κεῖται; Ναί: aus denen, wenn man auch die richtige Lesart (ἐν μέσῳ δ᾽ ἀμφοῖν κεῖται, wie an einem anderen Orte aus Gründen und Handschriften gezeigt werden wird) nicht herzustellen wusste, wenigstens die jetzige leicht für falsch erkannt werden konnte, und also für unbrauchbar. Aus dem Homerus wird beygebracht:

> ξεῖνε φίλ᾽, εἰ καί μοι νεμεσήσεαι, ὅ, ττι κεν εἴπω
> *Odyss.* α, 158:

aber dort ist statt εἰ zu lesen ἦ, und εἰ selbst, wenn es kritische Sicherheit hätte, würde man eher in seiner gewöhnlichen Bedeutung nehmen müssen, ungefähr wie Il. κ, 65, mit Aposiopesis eines leicht zu ergänzenden Nachsatzes, als dass man eine einzige Stelle missbrauchte zu Begründung einer Bedeutung, die in der guten Zeit der Sprache unerhört ist. Aber Zeiten werden freylich in dem ganzen Werke überall nicht weder von *Hoogeveen* noch von Hn. *Schütz* unterschieden.

Hoogeveens §. 17 und 18 sind in §. 16 zusammengezogen, aber dennoch mitgezählt; daher auf §. 16 unmittelbar §. 19 folgt, wie S. 182 auf §. 2. 6.; und S. 202 auf §. 5. 7. 20 sind, wie auch schon §. 11 und sonst, aber nicht gleichmässig, die lateinischen Beyspiele *Hoogeveens* weggelassen. Dasselbe Schicksal hätte ein griechisches verdient (*Aristophan. Acharn.* 558 (564 *Invern.*)), worin εἰ *quasi* bedeuten, und diese Verschiedenheit des Begriffs in *nichts anderem* bestehen soll, als in Weglassung des Wörtleins ὡς (καί, συκοφάντης εἴ τις ἦν, ὠνείδισας, *et criminatus es, quasi sim sycophanta.*) Nimmt man den vorhergehenden Vers hinzu:

> ταυτὶ σὺ τολμᾷς, πτωχὸς ὤν, ἡμᾶς λέγειν,
> καὶ συκοφάντης εἴ τις ἦν, ὠνείδισας;

so kann man nicht zweifeln, dass εἰ hier die Bedeutung habe, die *Hoogeveen* §. 17 und 18 erläutert, und dass ἦν nicht erste, sondern dritte Person sey, gehörig zu dem Subjecte τις, das in *Hoogeveens* Übersetzung ganz übersehen ist.

§. 21 zweifelt *Hoogeveen*, ob εἰ in einer und derselben Construction zweymal vorkommen könne. Statt diesen Zweifel zu beseitigen, wie durch Bestimmung der Fälle unschwer hätte geschehen können, bemerkt Hr. *Schütz*, dass εἰ auch die optative Kraft habe, die *Hoogeveen* nur dem εἰ γάρ zugesteht. Die Bemerkung leidet keinen Zweifel; aber wir hätten diesen Gebrauch des εἰ erklärt gewünscht, wie derselbe mit Hülfe der Muttersprache, in die ja Hr. *Schütz* gern übersetzt, in aller Kürze zu er-

klären war. Hieher übrigens mussten die Beyspiele von dem ähnlichen Gebrauch des *si* gerückt werden, die im folgenden Abschnitt an der unrechten Stelle stehen.

Auch in *Hoogeveens* zweyter Section ist §. 1 dem Hn. *Schütz* eigen: er zeigt darin richtig, dass εἰ γὰρ keine *vox formalis* sey, sondern beide Partikeln ihre ursprüngliche Bedeutung beybehalten. Nur, dass er εἰ γὰρ mit *utinam enim* übersetzen will, können wir so wenig billigen, als dass *Hoogeveen* daraus, dass εἰ γὰρ und nicht εἰ mit *utinam* übersetzt zu werden pflegt, folgert, nur εἰ γὰρ und nicht εἰ habe die Kraft des *utinam*: beide vergessen, dass *utinam* aus *uti* und *nam* zusammengesetzt ist. — Den euripideischen Vers:

ὦ φίλτατ', εἰ γὰρ τοῦτο κατθάνοιμ' ἰδών

übersetzt Hr. *S.*: *Vortrefflicher Freund! das ist ein glücklicher Einfall; denn das möcht' ich gern vor meinem Ende noch erleben.* Genauer, wenn auch weniger zierlich, dürfte seyn: *Ja wenn, o Freund, vor meinem Tod' ich dieses säh'!* — §. 2, worin Hoogeveen die optative Bedeutung des εἰ γὰρ mit einer gedoppelten Ellipse zwingt, und §. 4, der, nur eine Widerlegung des *H. Grotius* enthaltend, noch in die erste Ausgabe aufgenommen war, sind mit befsem Fuge gestrichen. — Die Partikeln εἴ γε, εἴ γε δή, εἰ μέν, εἰ δέ und viele andere, die jetzt in eigenen Abschnitten folgen, verdienten, nachdem sowohl εἰ als γε u. s. w. besonders abgehandelt waren, und nachdem erinnert war, dass Partikeln, dadurch dass sie verbunden werden, keine Bedeutung annehmen, die sie vor der Verbindung nicht gehabt, keine neue Abhandlung, wofern jene irgend befriedigend ausgefallen war. Von πῆ, ποῦ, ποτέ, πῶς gesteht *Hoogeveen* selbst, *vix ac ne vix quidem* τὸ εἰ *afficiunt, et per se stare et considerari possunt*: aber dessen ungeachtet widmet sowohl er als Hr. *S.* dem εἴ πῃ, εἴ που, εἴ ποτε, εἴ πως drey §§.

In dem Abschnitt über εἰ μέν und εἰ δέ ist §. 1 eine Stelle des Eustathius, die *Hoogeveen* ausführlich mittheilt, nur citirt. §. 2 räth *Hoogeveen* zu dem Verse:

εἰ δ' ἄγε μὴν πείρησαι, ἵνα γνώωσι καὶ οἵδε

zu suppliren εἰ δὲ βούλει πειρῆσαι, offenbar πειρήσασθαι meinend. Hr. *S.* hat nicht nachgeholfen, so wenig als er §. 11 (προηγόρευε τοῖσι Λαμψακηνοῖσι μετιέναι Μιλτιάδεα· εἰ δὲ μή, σφέας — ἀπείλεε ἀποτρίψειν) *Hoogeveens* ungrammatische Ergänzung εἰ δὲ μὴ ἐβούλοντο vertauscht hat mit der richtigen εἰ δὲ μὴ βούλοιντο. Versucht scheint eine solche Berichtigung, aber misslungen, S. 204. Zu ἐὰν δὲ ergänzte da *Hoogeveen* und in der ersten Ausgabe Hr. *Schütz* ὑβρισθήσομαι. Das war freylich falsch. Jetzt lesen wir ἐὰν δ' ὑβρισθήσωμαι; das ist erstlich falsch und zweytens gar nichts. — §§. 4 und 5, die den Beweis enthielten, dass εἰ in εἰ δ' ἄγε nicht für εἶα stehe, sind weggefallen: ein Stück indess des Beweises ist im §. 6 übrig geblieben, das gleich gern entbehrt werden würde. Denn

εἰ δ' ἐθέλεις πολέμοιο δαήμεναι, ὄφρ' ἐῢ εἰδῇς
ὅσσον φερτέρη εἰμί

beweiset zwar, dass hinter εἰ bisweilen der Nachsatz wegfalle, aber keinesweges, was zu beweisen war, dass εἰ allein ohne Zutritt eines Verbums einen Vordersatz bilde. Eher war der elliptische Gebrauch des εἰ μή und εἴπερ zu vergleichen. — §. 10 ist aus der hypokrateischen Stelle ὁκόσοι — ἔμπυοι γίνονται, ἢν ἀνακαθαρθῶσιν, — παύονται· ἢν δὲ μή, εἰς φθίσιν μεθίστανται durch einen Druckfehler in dieser wie im der vorigen Ausgabe παύονται ausgefallen, was dem Anfänger hier, wo von Ellipsen die Rede ist, leicht entgehen oder irren könnte. Ein anderer Druckfehler ist §. 12 aus der holländischen Ausgabe herübergenommen; *quam minima mutatione* st. *qua* oder *quanam* (τίνος σμικροτάτου μεταβαλόντος).

In dem Abschnitt von εἰ καί ist §. 2 die Abkürzung der neutestamentlichen Beyspiele zu billigen. §. 3 ist ohne Zurechtweisung abgedruckt, für εἰ καί werde, nur freylich höchst selten, in demselben Sinne καὶ εἰ gesagt: wider die Wahrscheinlichkeit, da in der Sprache die Ordnung der Faktoren für das Product selten gleichgültig ist, und wider die Wahrheit, da sowohl *Hermann ad Viger.* S. 792, als *Schäfer ad Long.* S. 355 den wohl fixirbaren Unterschied gezeigt haben.

S. 188 sind wieder einige Beyspiele weggelassen; S. 189 zwey §§. *Hoogeveens* weggelassen, drey andere in Einen zusammengezogen, welcher Eine sich ohne Nachtheil noch mehr zusammenziehen liesse. §. 5 klagt *Hoogeveen*, dass er eine von Devarius und H. Stephanus citirte Stelle im Äschines nicht habe finden können: Hr. *Schütz* druckt die Klage, jetzt zum zweyten Male, ab, ohne sich die, bey einem Schriftsteller von so geringem Umfang nicht sonderliche, Mühe zu geben, die Stelle zu suchen. (Sie steht *adv. Ctesiphont.* 74, 28 *Steph.* 537, 7 *Reisk.*) Darüber richte sich selbst und ihn *Hoogeveen* mit den Worten der Vorrede: *deprehendebam Devarium auctores, quos Budaeus ad partes vocat, non consuluisse, fortasse deterritum labore: — haec neglexisse NEFAS, neglexisse autem manifesto liquet.*

S. 194. §. 9 hätte uns wohl die moralische Erklärung des Homerus und S. 196. §. 16 die fast unverständige Umstellung einer demosthenischen Stelle erlassen werden sollen. Demosthenes wusste vermuthlich, warum er schrieb περιαιρεθεὶς αὐτὸς τὰ ὄντα ἴσως οὐκ ἂν ὑβρίζοι· εἰ δ' ἄρα, ἐλάττονος ἄξιος ἔσται τοῦ μικροτάτου παρ' ὑμῖν. *Hoogeveen* meint zwar (und Hr. *Schütz* meint nichts dagegen), er habe auch schreiben können, ἔσται δ' ἐλάττονος ἄξιος τοῦ μικροτάτου παρ' ὑμῖν, εἴπερ ἄρα: allein dann hätte er der Periode die Symmetrie, dem letzten Theile den Sinn genommen; denn zu diesem εἴπερ ἄρα würden die Zuhörer ἄξιος ἔσται ergänzt haben, weil, wie nicht nur an allen anderen Beyspielen ersichtlich, sondern auch überall, wenn die Ellipse nicht Dunkelheit hervorbringen soll, nothwendig ist, immer nur das nächste Verbum verstanden werden kann. — Bey εἴ πῃ u. s. w. heisst es §. 1, πῃ *et* ποῦ *notans partem*

vel locum, einige Zeilen weiter *ποῦ locum notat infinitum*. Ist das erste Mal ein bestimmter gemeint? wenn nicht, wozu die irre machende Wiederholung? — Bey εἴτε citirt *Hoogeveen* §. 1 aus Demosthenes Olynth. 1 εἴτε — Ὄλυνθον παραστήσεται, ῥᾳδίως ἀμυνεῖται· εἴτε — προσεδρεύσει τοῖς πράγμασι, καὶ περιέσται — τῶν πολιορκουμένων, und übersetzt *five — Olynthios ad deditionem compellet, — sua defendet facile: five — obsidionem urgebit, et mora obsessos superabit*, ohne zu merken, und ohne von Hn. *Schütz* erinnert zu werden, dass dieses καὶ und *et* (ein längst aus den Editionen verschwundener Schreibfehler) dem zweyten εἴτε seinen Nachsatz nimmt. §. 9 war das zweyte Beyspiel *Hoogeveens* beyzubehalten. — ἐάν wird §. 1 für durchaus dasselbe mit αἴ κε gegeben: daraus fliesst §. 3 die unauflösliche Verwunderung, wie Homer Odyss. η, 315, (als ob diess die einzige Stelle wäre!) habe sagen können δοίην, αἴ κε μένοις (*darem, si manere velis*). Aber jene Selbigkeit ist mehr als zweifelhaft nach dem, was *Hermann ad Hymn. in Mercur.* 288 bemerkt hat. Dass §. 2 in dem Homerischen

εἶμ' αὐτὴ πρὸς Ὄλυμπον ἀγάννιφον, αἴ κε πίθηται

αἴ κε πίθηται so viel sey als εἰ ἄρα δυνήσεται πείθεσθαι, ist zwar der gewöhnlichen Erklärungsweise *Hoogeveens* gemäss, aber schwer zu glauben. Aus derselben Erklärungsweise ist vermuthlich §. 4 zu verstehen, wo aus dem Platon ἐὰν βούλωμαι, und aus dem Homerus αἴ κ' ἐθέλωσι angeführt wird zum Beweise, dass, wie ἄν, so auch ἐάν mit einem *verbo voluntatem notante* construirt werde: wozu sonst niemand einen Beweis verlangen würde. Noch ist aus eben diesem §. zu lernen, dass θερμαίνειν *calescere* und ψύχειν *frigescere* bedeute! Höchst wunderbares enthält §. 5: in ἐὰν τὸ ἅλας μωρανθῇ nehme das ἄν in dem ἐάν so viel weg von dem Actus des Verbums μωραίνεσθαι, *als Zeit verlaufe zwischen dem dummen Salze und dem nicht dummen*: ferner ἐὰν ὑψωθῶ sey οὔπω ὑψώθην ἀλλ' ὑψωθῶ. Für dergleichen Erklärungen war ohne Zweifel das beste, in die Vergessenheit geworfen zu werden, ehe sie den Starken eine Thorheit, den Schwachen ein Ärgerniss wurden. — Von ὃς ἐάν, οὗ ἐάν, ὅπου ἐάν u. s. w. für ὃς ἄν, οὗ ἄν, ὅπου ἄν, mit welcherley Corruptelen der lange §. 7 angefüllt ist, kann nicht mehr die Rede seyn.

Nach ἐὰν *καί* sind vier §§. der ersten Ausgabe, über ἐὰν μή — ἀλλά, ἐάνπερ, εἴ κε und ἐάν που, zusammt der Hn. *Schütz* eigenthümlichen Bemerkung, dass ἐὰν ἄρα μή *si nimirum non* bedeute, weggefallen, wie billig. Auch zu αἴθε u. s. f. entbehren wir jetzt eine entbehrliche *Schützische* Note. Über die Construction mit den Modis und die Übersetzung in das Lateinische wird so unbefriedigend hin und her geredet, wie wir oben gerügt haben.

In dem Abschnitte, wo von εἶτα gehandelt wird, hätte §. 5, als einleuchtend falsch, gestrichen werden müssen. εἶτα soll *denique, ceterum* bedeuten, wann Späteres nicht an Früherem hange, sondern davon ganz verschieden sey, und nichts anderes folge, so dass es selbst zu hinterst stehe. Dazu wird als Beyspiel angeführt

— κλητὴρ εἶμι νησιωτικὸς·
— εἶτα. δέομαι πτέρα λαβὼν
κύκλῳ περισοβεῖν τὰς πόλεις καλούμενος,

worin alles gerade die umgekehrte Bewandniss hat, wie allein die Wiederaufnahme des Substantivs vermittelst des gleichstammigen Participiums hätte zeigen sollen. S. 208 sind einige Beyspiele weniger als bey *Hoogeveen*: willig hätten wir die leere Distinction der §§. 8 und 9 mit aufgegeben. Sonst ist noch *Hoogeveens* §. 12 und wie die gegen die Meinung von Expletivität gerichteten fast alle, §. 17 gestrichen.

Bey ἐπεί endlich loben wir die Zusammenschränkung des Ausdrucks §§. 1, 3 und 4; bey ἐπειδάν S. 226 tadeln wir die rasche Folgerung: weil in Einer Stelle (die, sobald ω gesetzt wird für ο, sich der Regel bequemt) ἐπειδάν mit dem Conjunctiv vorkomme, so sey solche Construction nicht unrecht. —

Vermuthlich würden andere Capitel noch mehr Stoff zu Bemerkungen angeboten haben, als dieses aufs Gerathewohl herausgegriffene: das Verfahren des Herausg. zu bezeichnen, dürfte genug gesagt seyn. Weder zahlreich noch bedeutend scheinen die Zusätze und Berichtigungen, wozu ihn, der Vorrede nach, die Streitschrift des *Hoogeveen* veranlasst hat. Der Auszug aus *Hoogeveens* Vorrede (S. V—XVIII) ist bereits erwähnt; angehängt ist ein Aufsatz über die Reihe und Verwandtschaft der griechischen Partikeln überhaupt (S. 625—629) und ein Nachtrag von Bemerkungen über einige einzelne Partikeln, (S. 629—636) entlehnt aus *Hermanns* — mitunter, wie S. 632 in Betreff der Construction von ἐπάν, missverstandenen — Anmerkungen zum Vigerus; nur die Ausführung der *Vossischen* Erklärung des εἴ ποτ' ἔην γε gehört Hn. *Schütz*. Was er sonst noch in der Vorrede der Anführung werth findet, dass er den Citaten aus dem Platon die zweybrücker Seitenzahl beygesetzt habe, ist theils nicht überall geschehen (vgl. S. 220 und 224), theils ist es verlorene Mühe, da die stephanische Seitenzahl am Rand der zweybrücker Ausgabe angegeben ist. Nöthiger wäre die Zurückführung auf neuere Ausgaben manchem anderen Autor gewesen: wer mag noch den Demosthenes vor 1607, den Xenophon von Leunclavius nachschlagen?

Δμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Gräff: *Das Ganze der Taschenspielerkunst, ohne grossen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen*. Zum geselligen Vergnügen. Nach Eckardtshausen, Guyot und Pinetti. Herausgegeben von *Agrippa von Nettesheim*. Mit zwey erläuternden Kupfern. 1805. 239 S. 8. (20 Gr.) Becher- und Karten-Künste aus Eckardtshausen, Guyots, Wieglebs und Kosmanns Schriften findet man hier gesammelt. Was man von dergleichen Schriften zu halten hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden.

α † γ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1808.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. Crusius: *Praktische Grammatik der lateinischen Sprache* von *Christian Gottlob Bröder*, Pastor zu Beuchte und Weddingen im Fürstenthum Hildesheim. *Sechste Auflage.* 1806. XXVI u. 500 S. gr. 8.

2) Ebendas.: *Lectiones latinae, delectandis excolendisque puerorum ingeniis accommodatae.* Collegit adjectisque notis philologicis ed. *C. G. Bröderus.* Ed. VI. 1806. 100 S. gr. 8. (Beide Bücher zusammen 16 Gr.)

3) Ebendas.: *Kleine lateinische Grammatik mit leichten Lectionen für Anfänger* von *C. G. Bröder*, Pastor zu Beuchte u. s. w. *Fünfte Auflage.* 1805. X u. 260 S. gr. 8. (8 Gr.)

4) Frankfurt u. Leipzig: *Kleine lateinische Grammatik* u. s. w. *Neueste Auflage.* 1805. XII u. 260 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der innere Werth von Num. 1—3 ist schon in ihren früheren Auflagen zu sehr anerkannt, als dass es noch einer Anpreisung derselben bedürfte. No. 1 und 2 unterscheiden sich von den früheren Auflagen nur durch die Verbesserung einiger Druckfehler, und hin und wieder durch kleine Zusätze und Veränderungen. No. 3 aber hält sich Rec. für verpflichtet nach ihrem eigenthümlichen Werthe genauer zu würdigen, da sich diese Auflage von der nächst früheren in einigen Stücken merklich auszeichnet, und um so mehr vor dem schamlosen Nachdrucke No. 4 gewarnt werden muss.

Seit der ersten zweyten Auflage der kleinen Grammatik (denn Rec. hat noch zwey spätere zweyte Auflagen kennen gelernt) wurden die neuen Auflagen nicht nur immer schlechter in Druck und Papier, sondern auch zahlreicher in Druckfehlern, ohne dass sie eine wesentliche Änderung erfuhren. In der fünften ächten Auflage sind endlich die nach und nach eingeschlichenen Druckfehler verbessert, und die bisher nur nach ihren Abweichungen oder nach ihren ersten Personen angeführten *Verba anomala* und *defectiva* mit nebenstehender Verdeutschung vollständig durchgeführt, ohne die Bogenzahl des Buches zu vergrössern, indem man durch den engeren und kleineren Druck für die beträchtlichen Zusätze Raum gewann. Mehr Änderungen glaubte der Vf. wohl nicht machen zu dürfen, wenn das Wörterbuch der vierten verbesserten Auflage von 1802 seine Brauchbarkeit behalten, und die kleine Grammatik der praktischen nicht widersprechen sollte. Da jedoch diese Grammatiken, wie schon aus den wiederholten Auflagen erhellet, in sehr vielen Schulen gebraucht werden, so wird es nicht überflüssig seyn, den Vf. für künftige Auflagen auf einige Mängel aufmerksam zu machen, welche sich noch fast in allen Grammatiken der lateinischen Sprache finden, aber in einem so häufig gebrauchten Schulbuche am ersten abgeändert zu werden verdienen. Rec. will nicht wegen mehrerer Kleinigkeiten mit dem Vf. rechten, wenn er z. B. S. 31 ausser den Hülfswörtern *seyn*, *haben* und *werden* nur noch *mögen*, *sollen* und *dürfen* im Conjugiren anführt, da doch in den Conjugationstabellen selbst noch *wollen* und *müssen* für die *Fut. Conjunct.* vorkommen. Er will nur das Wichtigere ausheben, was sich entweder über einen beträchtlichen Theil des Buches verbreitet, oder, wenn es einmal unrichtig gelernt ist, sich schwer wieder aus des Knabens Gedächtniss herausbringen lässt. Dahin gehört

I) *Die verkehrte Folge der Tempora* in den Conjugationen, da das *Futurum* zwischen *Plusq.* und *Fut. exact.* gestellt zu werden pflegt, statt dass es im Lateinischen, wie im Griechischen, sowohl nach seiner Abstammung, als nach seinem wahren Begriffe, unmittelbar auf das *Imperfectum* folgen sollte. Bey den grammatischen Zeitformen muss man nämlich die absoluten Zeiten der Handlung von den relativen unterscheiden, weil eine jede Handlung, sie werde in der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit gedacht, in Rücksicht auf eine andere wieder gleichzeitig, vorhergehend oder folgend seyn kann. Hieraus ergeben sich folgende *neue* relative Zeitformen, wovon aber in der lateinischen Sprache, wenn man auf das *Activum* und *Passivum* zugleich Rücksicht nimmt, nur die Hälfte durch eigene Flexionen, die übrigen hingegen durch Umschreibungen mit *Particip* und Hülfsworte bezeichnet zu werden pflegen. 1) Wenn eine Handlung in der *gegenwärtigen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird, so gebraucht man das *Praesens in praesente*, schlechthin *Praesens* genannt. 2) Wenn eine Handlung in der *vergangenen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird: so gebraucht man das *Praesens in praeterito*, gewöhnlich *Praeteritum imperfectum* genannt. 3) Wenn eine Handlung in der *zukünftigen* Zeit als *gleichzeitig* mit einer anderen gedacht wird, so gebraucht man das *Praesens in futuro*, oder das sogenannte *Futurum simplex*. 4)

Wenn eine Handlung in der *gegenwärtigen* Zeit als *vergangen* gedacht wird, so gebraucht man das *Praeteritum in praesente*, gewöhnlich *Praeteritum perfectum* genannt. 5) Wenn eine Handlung in der *Vergangenheit* schon als *vergangen* gedacht wird, so gebraucht man das *Praeteritum in praeterito*, oder das sogenannte *Praeteritum plusquamperfectum*. 6) Wenn eine Handlung in der *Zukunft* als *vergangen* gedacht wird, so gebraucht man das *Praeteritum in futuro* oder das sogenannte *Futurum exactum*. 7) Wenn eine Handlung in der *Gegenwart* noch als *künftig* gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in praesente* oder das erste *Futurum periphrasticum*, z. B. *amaturus sum*. 8) Wenn etwas in der *Vergangenheit* als *künftig* gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in praeterito*, oder das zweyte *Futurum periphrasticum*, z. B. *amaturus eram*. 9) Wenn endlich etwas in der *Zukunft* noch als *künftig* gedacht wird, so gebraucht man das *Futurum in futuro*, oder das dritte *Futurum periphrasticum* z. B. *amaturus ero*.

Die generelle Verwandtschaft und der specielle Unterschied dieser neun Zeitformen, welche man noch vermehren könnte, wenn man auf verschiedene Nebennuançen Rücksicht nehmen wollte, zeigt sich am deutlichsten in folgender Tabelle, welche wir um einiger folgenden Bemerkungen willen hersetzen.

	Praesens.	Praeteritum.	Futurum.	
in Praesente	amo — amem amor — amer.	amavi — erim amatus sum — sim	amaturus sum — sim. amandus sum — sim.	*tempora graphica.*
in Praeterito.	amabam — rem. amabar — rer.	amaveram — issem. amatus eram — essem.	amaturus eram — essem. amandus eram — essem.	*historica.*
in Futuro.	amabo — amem amabor — amer.	amavero — erim. amatus ero — sim.	amaturus ero — sim. amandus ero — sim.	*prophetica.*
tempora conditionalia	amarem. amarer.	amavissem. amatus essem.	amaturus essem amandus essem.	

Aus dieser Tabelle, deren Richtigkeit zu erweisen der Raum hier zu eng ist, ergiebt sich nun zuerst die wahre Folge der *Tempora*, da, die bedinglichen Zeitformen abgerechnet, welche der Deutsche durch das Hülfswort *würden* bezeichnet, immer drey zu einerley Stamme und Begriffe der Gleichzeitigkeit, Vergangenheit oder Zukunft gehören. Es ergiebt sich aber daraus auch

II) *Die verkehrte Ansicht mancher einzelnen Theile des Verbums*, wovon jetzt nur wieder das Wichtigste gesagt werden soll. 1) Ist es unrichtig, wenn man z. B. *futurus sim* als den Conjunctiv von *ero* betrachtet, da doch sein wahrer Indicativ *futurus sum* von *ero* eben so verschieden ist, als *fui* von *eram*. Die Bildung des Conjunctivs im Lateinischen ist nach der Ansicht des Redenden verschieden, der im beschreibenden Style alles auf die Gegenwart, im erzählenden alles auf die Vergangenheit, und im prophetischen alles auf die Zukunft bezieht. Für die letzte Gattung des Styles giebt es im Conjunctiv keine besonderen Zeitformen, sondern die prophetischen Zeitformen sind mit den beschreibenden gleichlautend, so wie wiederum die erzählenden Zeitformen mit den bedinglichen gleich lauten. Der Conjunctiv von *amabo* und *amabor* ist also nicht *amaturus* und *amandus sim*, welches schon durch ihre Verdeutschung widerlegt wird, sondern *amem* und *amer*, wie man aus folgenden Beyspielen siehet: *vereor ut amer*, *videbo an ames*, *efficiam ut amet etc.* Hieraus ergiebt sich zugleich, dass der Conjunctiv des *Futurum exactum* mit dem *Perfectum* gleichlautend seyn müsse. 2) Ist es unrichtig, wenn man z. B. *amatum iri* für das eigentliche *Futurum Inf. pass.* hält, da es doch vom wahren *Futurum amandus esse* eben so verschieden ist, als sein *Activum amatum ire* von *amaturus esse*. Die lateinischen Infinitive entstehen aus den bedinglichen Zeitformen durch Weglassung der Personalendungen, und schliessen, wie die Participe, immer drey relative Zeitformen einerley Stammes in sich. *Amari* ist also *Praesens*, *Imperfectum* und *Futurum simplex* zugleich oder der Infinitiv der Gleichzeitigkeit, *amatus esse* das *Perfectum*, *Plusquamperfectum* und *Futurum exactum* oder der Infinitiv der Vergangenheit, *amandus esse* endlich der Infinitiv für die drey *Futura periphrastica*; *amatum iri* hingegen ist eigentlich ein Infinitiv der Gleichzeitigkeit mit dem Nebenbegriffe des Zwecks. Weil aber auch die *Participia Futuri amaturus* und *amandus* im Lateinischen den Nebenbegriff des *Wollens* und *Sollens* (nicht *Müssens*, wie der Vf. unrichtig schreibt,) erhalten, so muss man, sobald von blosser Zukunft ohne jene Nebenbegriffe die Rede ist, für *amaturus esse* sowohl als für *amandus esse* die Construction mit *fore* oder *futurum esse ut* gebrauchen. Man sollte daher als *Futura Infinitivi amaturus esse* mit der Verdeutschung *lieben wollen*, und *amandus esse* mit der Verdeutschung *geliebt werden sollen* anführen (*lieben werden* möchte wohl eben so wenig deutsch seyn, als *werden geliebt werden*, ob es gleich in Adelung steht). Aber man sollte zugleich bey beiden hinzusetzen, dass man da, wo von einer bloss künftigen Sache ohne allen Nebenbegriff der Thätigkeit oder des Leidens die Rede sey, wo folglich der Begriff der Zukunft nicht sowohl im Participe, als in der Copula liege, die Construction mit *futurum esse* oder *fore ut* gebrauchen müsse, so wie in ähnlichen Fällen auch wohl *fieri* und *factum esse* gebraucht werden. Wer auch *amatum iri* mit aufführen wollte, müsste im Activ *amatum ire* als Infinitiv von *amatum eo* gleichfalls erläutern. In der Syntaxe

der praktischen Grammatik, wo den Vf. die classischen Beyspiele leiteten, hat er diese verschiedenen Infinitivformen richtiger behandelt. Rec. verläfst diese Materie, indem er sich nur noch gegen einen Einwurf vertheidigt, welchen man ihm machen könnte, wenn er in der obigen Tafel der Zeitformen das *Perfectum* unter die beschreibenden *Tempora* gezählt hat, da es doch die Lateiner meistens für ein erzählendes gebrauchen. Dafs das *Perfectum* nach seiner ursprünglichen Bestimmung, welche der Sprachphilosoph zuerst vor Augen haben mufs, ein beschreibendes *Tempus* sey, lehrt die Vergleichung anderer Sprachen, z. B. der griechischen und deutschen; dafs aber die Lateiner das *Perfectum* (wiewohl nur im Indicativ und nur in Hauptsätzen) als ein erzählendes *Tempus* behandeln, gehört zu den Anomalieen des besonderen Sprachgebrauches, und hat seinen Grund blofs darin, dafs die Lateiner auch den griechischen Aorist auf das *Perfectum* übertrugen. Die Töchter der lateinischen Sprache, z. B. die französische und italiänische, haben daher diese Anomalie wieder aufgehoben, indem sie das lateinische *Perfectum* zu einem Aorist umschufen, und das eigentliche *Perfectum* der deutschen Sprache analog durch ein Hülfswort bildeten. Es mag hier ferner noch die Bemerkung stehen, dafs der Imperativ seinem Begriffe nach nur die prophetischen *Tempora* haben könne, und also z. B. *ama* oder *amato*, welche nur als *Passivus* und *Imperativus*, aber nicht als *Tempora* von einander unterschieden sind, das *Futurum simplex* oder ein *Präsens* im *futuro* sey, daher man auch *amabis* oder im Conjunctiv *ames* nach verschiedenen Graden der Höflichkeit dafür setzen kann. Welchen Einflufs übrigens die obige Tafel der Zeitformen auch auf die Syntaxe habe, lehrt.

III) *das Capitel von der richtigen Folge der Tempora* in Hinsicht auf Syntaxe. Auf jedes *Tempus* von einerley Stamme können nämlich nach Verschiedenheit der Umstände dreyerley *Tempora* desselben Stammes folgen, so dafs in Hinsicht auf den Begriff der Zeitformen 27 Fälle von Verhältnissen zweyer Sätze zu einander denkbar sind, die sich zwar im Lateinischen auf 18 reduciren lassen, da die prophetischen *Tempora* im Conjunctiv mit den beschreibenden gleich lauten, aber wieder durch die Anomalie anwachsen, nach welcher die Lateiner das *Perfectum* in der Stelle des Aorists oder des auf einen einzelnen Fall bezogenen Imperfects gebrauchen. Durch die Abkürzung dieser ansehnlichen Zahl von möglichen Folgen der *Tempora*, wenn man sagt, *auf das Praesens und Futurum folge das Praesens, und auf das Imperfectum, Perfectum und Plusquamperfectum* (oder kürzer auf die *Praeterita*) *folge das Imperfectum*, ist in einer gröfseren Grammatik nichts gewonnen, weil man alsdann über die anderen Fälle sich in Anmerkungen verbreiten mufs, wodurch leicht die irrige Meinung entsteht, als ob dieses nur Anomalie sey. Rec. könnte diese Sprachbemerkungen noch mit sehr vielen anderen über die richtige Ansicht der *Modi* und *Species Verbi* oder über andere Theile der Grammatik vermehren, die um so lehrreicher seyn würden, da sie zugleich den Grammatikern anderer Sprachen manche Winke geben könnten, und da auch die besten neueren Lateiner aus Unkunde derselben zuweilen gegen das classische Latein verstofsen. Aber um gegenwärtige Anzeige nicht unverhältnifsmäfsig auszudehnen, mögen hier nur noch

IV) *über die richtige Stellung der Gerundia und Supina* einige Worte stehen. Weder *Gerundia* noch *Supina* sind Theile der *Verba*, mit welchen sie nur, wie einige andere *Substantiva verbalia* z. B. *reditio domum*, die Rection eines gewissen Casus gemein haben. Sie gehören also weder ins *Activum* noch *Passivum*, sondern sind als blofser Anhang der *Verba* zu betrachten, daher sie auch bey den Deponentien Statt finden. Am Ende des Passivs stehen sie am besten, weil alsdann der Übergang vom *Participio Fut. Passivi* zu den *Gerundiis* leichter ins Auge fällt, und das zweyte Supinum bey einem Adjectiv z. B. *nec visu facilis*, *nec dictu affabilis ulli* offenbar einen passivischen Sinn hat. Auch läfst es sich dann leicht begreifen, warum die Deponentien der passivischen Gerundien halber in den *Participiis Futuri* die active und passive Form zugleich erhalten. Den Beschlufs von allen diesen und ähnlichen Bemerkungen mag

V) *die Warnung vor irreleitenden Verdeutschungen* der zum Grunde gelegten Paradigmen machen. Mit nichts hat Rec. als Schulmann von jeher mehr zu kämpfen gehabt, als mit der Zurechtweisung der Schüler in den gleich anfangs unrichtig eingesogenen Begriffen von solchen Wörtern der lateinischen Sprache, welche ihnen entweder das Wörterbuch oder die Grammatik oder auch der Gebrauch des früheren Lehrers in einer irreführenden Verdeutschung eingeprägt hatte. Dahin gehört das Wort *turpis*, welches man eher *schändlich* als *schimpflich* oder *häfslich* übersetzen lernt, und die Wörter *scelus*, *nefas*, *facinus* u. a., welche man gewöhnlich durch *Schandthat* verdeutschet, u. dgl. m. Wenn also *Schelle* mit Recht von einem Lexicographen es fodert, dafs er die Wörter in seiner eigenthümlichen Bedeutung zu verdeutschen suche: so mufs sich dieses der Sprachlehrer noch mehr zum Gesetze machen, da keine Bedeutung der Seele des Knaben sich unauslöschlicher einprägt, als die im Paradigma gelernte. Man sollte also in den Sprachlehren, welche zu einem Schulbuche bestimmt sind, immer solche Wörter zu Paradigmen wählen, welche nur eine bestimmte, leichtfafsliche Bedeutung zulassen. Hr. *Bröder* hat nun zwar die Verstöfse gegen diese Regel äufserst vermieden; dennoch ist *experior* stehen geblieben, welches er freylich in der kleinen Grammatik richtiger durch *versuchen*, als in der praktischen durch *erfahren* übersetzt, aber immer zweydeutig bleibt, und zu irrigen Begriffen führt, man mag es übersetzen wie man will. Doch schlimmer noch ist der andere Fall, wenn er *hortor* durch *ermahnen* ver-

deutscht, da es, wie das griechische ὀτρύνω, vielmehr *aufmuntern* bedeutet.

No. 4 ist, wie schon gesagt, nur der schamlose Nachdruck eines Verlegers in Frankfurt am Main, der auf dem Titelblatte selbst seinen Wohnort nicht verleugnet, aber sich auch als Frankfurter in der Orthographie verräth, da er *fünfzehntes* Capitel für funfzehntes, und *sechszehntes* für sechzehntes, sowie umgekehrt aus Versehen *sechtes* für sechstes, hat drucken lassen. Da dieser Nachdruck früher erschienen zu seyn scheint, als die neueste Auflage von Hn. *Bröder*, so ist es noch ein Glück, dass der Nachdrucker die correctere zweyte Ausgabe von 1797 zum Grunde legte, weil sonst der Druckfehler, die dieses Buch entstellen, noch mehr gewesen seyn würden. Der Druck ist etwas grösser als in der ächten Auflage, aber schlechter, besonders in der schwabacher Schrift, und in den lateinischen Lectionen, worin sich auch die meisten und entstellendsten Druckfehler finden. Einiges hat der Nachdrucker durch seine eigenthümliche Orthographie zwar verbessert, wenn er z. B. *ungeachtet* für ohngeacht, *gereizt* für gereitzt, *wässerig* für wässrig, *der Syntax* für die Syntax (besser noch die Syntaxe) schreibt; aber andere Veränderungen in der Schreibart z. B. *zum voraus* für im voraus, *zweyter* für zweiter, *beyderley* für beiderley u. dgl. mehr, möchten wohl unnöthig gewesen seyn. F—G.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Berlin*, b. Voss: *Lateinisch-deutsches Wörterbuch über die Lectiones latinae, welche Brödr seiner grössern lateinischen Grammatik angehängt hat.* Zum Schulgebrauch abgefasst von *D. L. Siedmogrodzki.* 1806. VIII u. 187 S. gr. 8. (12 Gr.) Ein sehr vortrefflich eingerichtetes Buch, den Schülern die Vorbereitung auf die *Bröderschen Lectiones lat.* zu erleichtern! Es ist blosses Raumersparniss, wenn wir die trefflichen Grundsätze, nach welchen dieses Wörterbuch ausgearbeitet ist, nicht besonders hersetzen. F—G.

Literaturgeschichte. *Schwerin*, b. Schober u. Scherz (in Commiss. b. Bädecker u. Comp. in Duisburg): *Lebensbeschreibung Doctor Martin Luthers.* Von *Peter Heinrich Holthaus*, Conrector in Schwelm. 1806. 8. VIII u. 80 S. (7 Gr.) Die bekannte Ankündigung der literarischen Gesellschaft in der Graffschaft Mansfeld hat diese, so wie mehrere ähnliche Schriften, veranlasst. Nach einer Einleitung, die sich über den Zustand des Christenthums vor Luthers Zeiten und über die nächsten Veranlassungen zur Reformation verbreitet, trägt der Vf. die merkwürdigsten Lebensumstände Luthers, nach Anleitung der in der Vorrede angegebenen Quellen und Hülfsmittel, in gedrängter Kürze vor, giebt allenthalben die Jahre und Tage genau an, und gewährt dem Leser, der nur die Hauptdata der Geschichte Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation zu wissen wünscht, eine sehr anschauende Übersicht. Auffallende Fehler sind Rec. nicht vorgekommen; doch bemerkt er einiges, was entweder berichtigt, oder näher bestimmt zu werden verdient. Nach S. 32 soll Luther auf der Reise von Worms, *ohne sein Vorwissen*, überfallen und auf die Wartburg abgeführt worden seyn. Diese von mehreren Geschichtschreibern verbreitete Sage widerlegt Luther selbst, wenn er in einem Briefe an Nic. Gerbelius in Strassburg, vom 1 Nov. 1521 schreibt: Er habe sich auf Anrathen guter Freunde verstecken lassen. Nach Spalatins genauerer Nachricht hatte der Kurfürst Luthern, am Abend vor der Abreise, in Phil. von Feilitsch, Frid. von Thun und Spalatins Gegenwart angezeigt, *dass man ihn bey Seite bringen wollte* (Cyprian. Reformat. Urkund. I, 514). Ganz richtig schreibt daher *Fischer* in der angef. Schrift S. 68 nach der vierten Aufl. v. 1802: Die ganze Sache war das Werk des Kurfürsten von Sachsen, der auf diese Art *den darauf schon vorbereiteten Luther* in Sicherheit setzen und seinen feurigen Geist von mehreren kühnen Schritten abhalten wollte. — *Barthol. Bernhardi* war nicht der erste, der es, nach S. 34, wagte, sich von dem päbstlichen Cölibatgesetze frey zu machen. Schon 1519 und also zwey Jahre früher, verehlichte sich *Nicol. Brunner*, Pred. zu Nesselbach im Baireuth. Was S. 36 von *Karlstadt* erzählt wird: Er sey mit einem Haufen Studenten in die Schlosskirche eingefallen, habe die Bilder und Altäre zerstöret und die Geistlichen verjagt, ist nur zum Theil gegründet. Nicht in der Schlosskirche, wo der Kurfürst durchaus nichts ändern liess, sondern in der Stadtkirche, begann Karlstadt seine Reform. Die Bilder wurden zwar mehr durch Mitwirkung der schwärmerischen Augustiner, besonders eines ihrer Ordensbrüder, des *Gabr. Didymus*, als der Studenten, herausgeworfen, aber kein Geistlicher ward verjagt. Spalatin schreibt in seinen Annalen (*ap. Menk. S. R. G. II*, 611) diese tumultuarischen Bewegungen den Augustinern beynahe ganz allein zu. Auch kann man nicht mit dem Vf. S. 37 sagen, dass Karlstadt den Ruf als Pfarrer nach Orlamünde erhalten habe. Dieses Amt war mit dem Archidiakonat der Stiftskirche zu Wittenberg, das Karlstadt verwaltete, als eine sogenannte Präbende verbunden. Bisher war es einem Vicarius anvertrauet; jetzt übernahm es Karlstadt selbst. — Unter den S. 42 angezeigten, als Förderer der Reformation hingerichteten Lehrern, ist ein nicht unwichtiger Mann, *Leonhard Kaiser*, der zu Scherdingen in Baiern 1527 verbrannt ward, übergangen worden. Luther schrieb nach seiner Hinrichtung: *Von Er Lenhard keiser ynn Bayern vmb des Evangelii willen verbrant. Eine selige geschicht.* Wittenb. 1528. 4. — Das Glaubensbekenntniss der Evangelischen ward zu Augsburg, nicht, wie es S. 55 heisst, in beiden Sprachen, sondern nur *deutsch* vorgelesen. (Seckendorf. II, 170). Die letzte akadem. Vorlesung hielt Luther (nach Keil IV, 235) den 17 Nov. 1545. also nicht d. 17 Sept. 1544. Ausser *Lucas Fortennagel* (S. 71) hat auch *Lucas Kranach* Luthern im Sarge liegend abgebildet. Beide Gemälde sind noch vorhanden, jenes auf der Univers. Bibl. zu Leipzig, dieses in der Kunstkammer zu Dresden. Ersteres sieht man in Kupfer gestochen vor *Hofmanns Memoria secular. funeris et sepulcri Lutheri Vit.* 1746. 4. In dieser Schrift sowohl, als in Keils Lebensumständen Luthers, sind die dem Reformator errichteten Denkmale, von welchen hier S. 74 nur eine ganz kurze Nachricht gegeben wird, ausführlicher beschrieben. — Noch bemerkt Rec., dass vorliegende kleine Schrift, ausser einigen unbedeutenden Fehlern, z. B. S. 18 Texel, S. 52 Lünneburg, S. 66 Ratzeburg, S. 75 Hauchwitz, wo *Tezel*, *Lüneburg*, *Ratzenperger*, *Haugwitz*, gelesen werden muss, durchaus fehlerfrey gedruckt ist. F. K.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: 1) *Rosamond.* A tale for Instruction and Amusement of Youth. By *Mr. R. L. Edgeworth.* Translated by *Mr. Fr. Herrmann.* III Parts. *Rosamunde.* Eine belehrende und unterhaltende Geschichte für Kinder von *Mr. Edgeworth.* Herausgegeben von *M. Fr. Herrmann.* Drey Theile. Mit Kupf. 1806. 303 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Dasselbe Buch, *französisch und deutsch.* 303 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Rosamunde, ein veränderliches Mädchen, das durch Schaden klug wird, ist die Heldin dieser, wie es scheint, ursprünglich englisch geschriebenen Geschichte. In den ersten zwey Theilen ist die Bildungsgeschichte dieses Mädchens in einzelne kleine ganz unterhaltende Erzähhlungen, im dritten Band aber in eine fortlaufende Erzählung eingekleidet. Die deutsche Übersetzung, die sich, einige Kleinigkeiten abgerechnet, wie S. 75 *fürtrefflich* (st. vortrefflich) gut liest, stehet in No. 1 dem englischen und in No. 2 dem französischen Text gegenüber. Z—d

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MÄRZ, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *System der empirischen Anthropologie* oder *der ganzen Erfahrungsmenschenlehre* in zwey Haupttheile abgefasst von D. *Johann Karl Wezel.* Erster Haupttheil.

Auch unter dem Titel:

System der anthropologisch-physiologischen Somatologie oder *der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empirische insbesondere,* von D. *J. K. Wezel.* Erster analytischer Theil der Somatologie. 1803. LVIII u. 608 S. Zweyter und letzter oder synthetischer Theil. 1804. XX u. 787 S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Dieses Werk enthält die Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens. Nach vorausgeschickter allgemeiner Einleitung zur Anthropologie überhaupt, und einer besonderen Einleitung zur anthropologischen Somatologie, handelt der Vf. in dem ersten analytischen Theil die *allgemeine Physiologie und Anatomie* ab. *Erstes Hauptstück. Das erste Buch* enthält die allgemeine Lehre von der organischen Natur, den Kräften und dem Leben organischer und thierischer Wesen und eine Beschreibung der organisch-thierischen Substanz. *Das zweyte Buch* handelt von den Veränderungen oder der Wirksamkeit organischer Wesen überhaupt, und organisch-thierischer Wesen insbesondere. *Zweytes Hauptstück.* Grundriss des Wissenswürdigsten aus der Zergliederungswissenschaft des menschlichen Körpers. *Anhang.* Kurzer Grundriss der Geschichte aller Physiologie, kurze Übersicht der Literatur dieser Wissenschaft, Schlussanmerkungen über die allgemeine Methode der Anthropologie überhaupt und der Physiologie insbesondere. Zuletzt folgen noch einige nöthige Zusätze und Berichtigungen. *Der zweyte synthetische Theil* enthält die *besondere Physiologie* des menschlichen Körpers, und zerfällt in vier Hauptstücke. I) Von den allgemeinen und besonderen Kräften und deren Gesetzen; II) von den Verrichtungen oder Functionen der Körperkräfte des Menschen, als den Hauptäusserungen der allgemeinen, bildenden, organischen oder Vegetationskraft; III) von den Vermögen des menschlichen Körpers, nämlich von dem Zeugungs-, Empfindungs- und Sprachvermögen; IV) von der ganzen Menschennatur überhaupt, nämlich über den wechselseitigen Einfluss zwischen Leib und Seele, über die Perioden des menschlichen Lebens, über die eigenthümlichen Vorzüge des menschlichen Organismus, und über das Alter der Menschheit.

Der Vf. hat aus dem ganzen Vorrathe physiologischer und anthropologischer Schriften aller Art die brauchbarsten Materialien in ein Ganzes geordnet und nach systematischer Art zusammengestellt. Dem Inhalte nach ist daher dieses Werk so reichhaltig, als es billiger Weise gewünscht werden kann, und man muss es dem Vf. als Verdienst anrechnen, dass er, von jeder Hypothesen- Secten- oder Systems-Sucht frey, nur die Wahrheit sucht, und mit einem unbefangenen Urtheil zwischen so vielen einseitigen Ansichten einen glücklichen Mittelweg zu finden gewusst hat. Was die systematische Form und den Styl des Werkes betrifft, so erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Je wichtiger es ist, die *Wissenschaft der Lehre von dem Menschen* allgemeiner zu verbreiten: desto mehr muss man sich bemühen, dem Unterricht derselben eine Form zu geben, welche den gebildeten aber ungelehrten Theil der Leser nicht abschrecke, oder seine Mühe zu sehr erschwere. In dieser Rücksicht besorgt Rec., dass die Form, welche der Vf. gewählt hat, durch das schwerfällige Gerüste der Einleitungen, Hauptstücke, Abtheilungen, Bücher, Capitel, Abschnitte, Buchstaben und Zahlen nicht geeignet sey, unter dem nicht gelehrten Theil des Publicums viele Schüler anzulocken. Sonst ist die Schreibart des Vfs. rein und deutlich und jedem Leser verständlich. Hin und wieder nur stösst man auf einzelne Sätze, welche wegen ihrer zu grossen Länge das Verstehen erschweren, z. B. im I Th. S. 22 eine Periode von 19 Zeilen, S. 55—56 eine von 24 Zeilen, S. 68 eine von 21 Zeilen. Im Ganzen genommen möchte also eine grössere Bündigkeit und Runde zu wünschen seyn.

Wir wollen zuletzt noch einige Stellen dem Vf. bemerkbar machen, welche uns im Laufe des Lesens aufgefallen sind. Im 1 Th. S. 162 heisst es: *aus fehlerhaften gemischten Nahrungssäften entspringen verschiedene Eingeweidewürmer.* Den Beweis davon zu führen, würde sehr schwer werden; es widerspricht dem allgemeinen Gesetze, welches in dem ganzen organisirten Reiche aller Wesen in Betreff ihrer Zeugung obwaltet. S. 497—500, wo die *Rede von dem Organ der Seele* ist, vermisst Rec. die Erwähnung der scharfsinnigen Idee *Sömmerrings,* wel-

che dieser grosse Anatom in seinem Werke über das Organ der Seele bekannt gemacht hat. In dem ersten Hauptstücke des 2ten Theiles, wo einige Abschnitte über die Reizbarkeit der flüssigen und festen Theile ganz besonders gut bearbeitet sind, vermissen wir die Benutzung der wichtigen Thatsachen über die Reizbarkeit des Gehirns und der Nerven vermittelst der galvanischen Versuche, *Reizbarkeit*, welche bey getödteten Thieren sehr lange fortdauert, durchs Gehirn in allen Kopf- und Gesichts-Muskeln, durch das Rückenmark und die Nerven in allen Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten so merkwürdige Erscheinungen veranlasst, und zu der wichtigen Untersuchung geführt hat, ob in dem Gehirn vom Rumpf getrennter Köpfe lebender Thiere noch einige Zeit Empfindung und Bewusstseyn fortdaure. Keine von allen über diese Gegenstände erschienenen Schriften finden wir angezeigt. — S. 371-373 am Ende des §. 191, in welchem von der Grundursache der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Ältern und Kindern gehandelt wird, heisst es: „Da selbst Familienzüge Statt finden, nicht bloss Geschwister, sondern auch nahe Verwandte einander ähnlich sehen, und kein vernünftiger Mann vollkommen durchgängige Ähnlichkeit, sondern einen noch bemerkbaren Grad von Ähnlichkeit, vorzüglich zwischen sich und seinen Söhnen, zwischen seiner Frau und den Töchtern mit Recht erwarten und verlangen kann: so ist er befugt, dasjenige Kind, welches ihm und (bey Mädchen) seiner Frau, zumal schon nach der Geburt, weniger ähnlich sieht und ist, als dem Bedienten, Kutscher, Jäger u. d. gl., für einen *Bastard* zu halten. Einen mir stets ganz unähnlich bleibenden Sohn würde ich nie für den meinigen zu erkennen im Stande seyn." Dieser Satz verdient die allerschärfste Rüge, nicht sowohl der falschen Thatsachen wegen, woraus die Folgerungen gezogen sind, als wegen des Lebensunglücks, welches aus diesen Behauptungen auf die ungerechteste Weise den reinsten und tugendhaftesten Frauen erwachsen könnte. *Es ist falsch*, dass die männlichen Kinder den Vätern, die weiblichen Kinder den Müttern vorzüglich ähnlich sind. Gerade umgekehrt, die Söhne haben im Allgemeinen weit mehr Ähnlichkeit mit ihren Müttern. Ferner ist es eine eben so ausgemachte als merkwürdige Thatsache, dass die Kinder vieler Mütter nicht die mindeste Ähnlichkeit ihrer wahren Väter an sich tragen, sondern das Ebenbild eines Gliedes der Ältern, oder Gross- oder Ur-Ältern der Mutter sind. Ein ganz weiss-blonder Mann z. B. zeugte mit seiner Frau (Enkelin eines portugiesischen Juden) Söhne, welche die Bildung und Farbe der Vorfahren der Mutter im allerhöchsten Grade, aber keine Spur von Ähnlichkeit mit ihrem Erzeuger hatten. Ein anderer brauner, wohlgebildeter Mann zeugte mit seiner eben so wohl gebildeten Frau Kinder, unter denen einige waren, deren Bildung auffallend dem afrikanischen Geschlecht sich näherte; dasselbe beobachtete Rec. unter den Kindern, welche die wohlgebildeten Brüder jenes Mannes gezeugt hatten. Diese Brüder waren aus der Vermischung eines Europäers mit einer Mulattin entsprossen, welche ihr Urgrossvater in den westindischen Inseln geheirathet hatte. Wie empörend wäre nun die Anwendung des oben angeführten Satzes des Vfs. auf diese hier berührten Fälle, und Rec. hat gerade aus der Reihe seiner Beobachtungen nur solche gewählt, welche durch ihre auffallende Grellheit leichter, als so viele andere Fälle, die lieblosesten Muthmassungen erregen können, und bey denen es um so schwerer ist, sich einen genauen Unterricht zu verschaffen, weil der Ursprung aus jüdischem oder afrikanischem Stamm auf alle mögliche Art verborgen wird! Ferner darf im Allgemeinen gar nicht von der Aufsuchung der Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Ältern gleich nach der Geburt die Rede seyn; denn auch hieraus würden die ungerechtesten Schlussfolgen gezogen werden. Wer nur einigermassen hierin Erfahrung besitzt, muss wissen, dass die Gesichtstheile und Züge der neugebornen Kinder sehr oft jedem Anderen, nur nicht ihren Ältern gleichen, und dessen ohngeachtet bey nachmaligem Wachsthum des Körpers mit jedem Monat oder Jahre immer mehr und mehr Ähnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter, oder mit beiden entwickeln. S. 535 heisst es in der dritten Anmerkung: *Folglich kann es auch keine specifische Heilmethode geben*, *obgleich für jeden Zweck in der thierischen Natur der Art nach unzählich verschiedene Mittel Statt finden u. s. w.* Wir antworten dem Vf. darauf, dass wir zu Heilung der syphilitischen Krankheiten kein anderes Mittel besitzen als Quecksilber in seinen verschiedenen Zubereitungen, und dass es demnach allerdings specifische Heilmethoden giebt. *In dem Schlusscapitel, über das Alter des menschlichen Geschlechts*, spricht der Vf. von der ehemaligen Beschaffenheit des Erdbodens, und den steten Veränderungen auf demselben, und den daraus künftig hervorgehenden Ereignissen. Wir haben hier mehrere Irrthümer und grossen Mangel in der Kenntniss aller dahin einschlagenden geognostischen Thatsachen bemerkt, welche wir hier nicht besonders herausheben mögen, indem dieser Gegenstand eigentlich nicht zu dem Hauptzweck dieses Werkes gehört. □

1) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Georg Agrikola's Bermannus*, eine Einleitung in die metallurgischen Schriften desselben, übersetzt und mit Excursionen herausgegeben von *F. A. Schmid*. 1806. 260 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Georg Agrikola's* aus Glauchau *Mineralogische Schriften*, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen und Excursionen begleitet von *Ernst Lehmann*. Erster Theil. Von den Entstehungsursachen der unterirdischen Körper und Erscheinungen. Mit illuminirten Kupfern und Tabellen. 1806. XXXII u. 424 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ein in so mancher Hinsicht interessantes Buch wie *Bermannus*, welchen *Agrikola* selbst als Einlei

tung zu seinen mineralogischen und bergmännischen Schriften bestimmte, verdiente allerdings, bey der leider immer mehr vernachlässigten Sprache der Römer, eine Übersetzung in unsere Muttersprache, und Rec. freuet sich, dass dieselbe in gute Hände gerathen ist. Wir wüssten kaum den Übersetzer von No. 1 einer Unrichtigkeit zu zeihen. Denn das *dort* anstatt *damals*, S. 70. Z. 15, ist wohl nur übersehen. Das Deutsch liest sich sehr fliessend und gut, man merkt, dass der Übersetzer beider Sprachen vollkommen mächtig ist. Nur für die ganz Unkundigen bemerken wir, dass *Bermannus* der Name eines Freundes des *Agrikola* ist, und dass das Ganze aus Gesprächen zwischen *Bermann* und zwey anderen Freunden über die Elementarkenntnisse der Mineralogie und Bergwerkskunde besteht. Diese Gespräche haben durchaus nicht das Ermüdende, welches man an vielen Ausgeburten unserer schreibseligen Zeit bemerkt, wo wissenschaftliche Gegenstände in dieser Form abgehandelt sind. Man bewundert darin den Gelehrten, den Sachkenner (versteht sich für die damalige Zeit) und den humanen Mann. Möchte doch diese Übersetzung Veranlassung werden, manchen heutigen Literator an die ächte Urbanität und die ehrende Bescheidenheit zu mahnen, welche von *Agricola* so schön beurkundet ist! Rec. wünschte sehr, dass diess Buch in der Ursprache als Lesebuch in allen Schulen gebraucht werden möchte, wo man die Jugend zu irgend einem Zweige der theoretischen oder angewandten Naturkunde vorbereitet. Ausser dem Verdienste der Übersetzung hat Hr. *Schmid* auch noch das einer vollständigeren biographischen Nachricht, als vor ihm über den Vf. geliefert worden ist, wobey ihm einige noch unbekannte handschriftliche Quellen der ehemaligen Klosterbibliothek zu St. Annaberg zu Statten kamen. Die Excursionen zeugen von der Belesenheit des Übersetzers, obgleich dadurch die Kritik der alten mineralogischen und metallurgischen Benennungen noch bey weitem nicht erschöpft ist.

No. 2 schliesst sich, obgleich von einem anderen Übersetzer bearbeitet, würdig an die deutsche Bearbeitung des *Bermannus* an. Beide Übersetzer haben nach Einem Plane gearbeitet, und auch Hn. *Lehmann* ist seine Arbeit im Ganzen gut gelungen. Er suchte mit möglichster Treue den Sinn des Originals wiederzugeben, ohne sich allenthalben streng an die Worte zu binden. Rec. kann versichern, dass der Sinn nirgends entstellt ist; falsche einzelne Wörter, wie *Borax* statt *Salpeter* (wozu der Übersetzer durch die den Schriften angehängte Clavis verleitet wurde) und einige andere, berichtiget er in der Vorrede selbst. Der Text ist nach heutigem Gebrauche in Capitel abgetheilt, welches sich im Originale nicht so findet. Jedem Buche sind die numerirten Erläuterungen und dann die Excursionen angehängt. Von den ersteren hätten freylich manche, als zu unbedeutend, wegbleiben mögen. Was die letzteren betrifft, so enthalten sie zwar wenig oder nichts Eigenes, aber doch eine gute Zusammenstellung der jetzigen berichtigten Meinungen über die von *Agrikola* behandelten Gegenstände, welche aber auch noch mancher Berichtigung bedürfen werden. Es sollen diesem ersten nun noch drey andere Bände folgen. Rec. möchte fast zweifeln, ob das Unternehmen vollendet werden wird. Denn den ungebildeteren theoretischen und praktischen Mineralogen interessirt es nicht genug, verwirrt ihn auch vielleicht wegen der vielen aufgestellten schwankenden Meinungen in seinem Urtheile über manchen Gegenstand, und der gebildetere Mineralog wird das Werk lieber in der Ursprache lesen. Indess ist nicht zu leugnen, dass auch diesem das Verstehen des Werks durch vorliegende Bearbeitung sehr erleichtert wird, und auch in so fern ist die Vollendung des Ganzen zu wünschen.

S. F.

WEIMAR, b. Gädicke: D. *Hier. Ludw. With. Völkers Handbuch der ökonomisch-technischen Mineralogie;* für Staatswirthe, Kameralisten, Fabrikanten, Künstler, Metallurgen, Architekten, Land- und Forstwirthe, und Jeden, der sich über die ökonomische Benutzung der Mineralien zu unterrichten wünscht. I Band. 1804. 426 S. II Band. 1805. 610 S. 8. (3 Thlr. 18 Gr.)

Es ist ein sehr lobenswerthes Unternehmen, nun auch die Anwendung der Mineralien den Technologen und Ökonomen bekannt zu machen, und der Vf. hat es nicht an Anstrengung fehlen lassen, seinen Endzweck zu erreichen. In der ersten oder präparativen Abtheilung handelt er von der allgemeinen Oryktognosie, der allgemeinen Geognosie, der Lehre von Gewinnung der Mineralien überhaupt, und der allgemeinen ökonomischen Mineralogie, welches für Mineralogen, bey denen man schon mehr Kenntniss von dem allen voraussetzen darf, ein wenig zu weit ausgeholt scheinen, den Technologen und Ökonomen hingegen, für die doch das Werk eigentlich bestimmt ist, nicht unwillkommen seyn dürfte. Besonders wird das ihre Aufmerksamkeit verdienen, was der Vf. über Systemkunde sagt. Am wenigsten scheint der Vf. mit der Gewinnungsart der Fossilien bekannt gewesen zu seyn, indem er nicht nur oft gegen die bergmännische Kunstsprache anstösst, sondern dieselbe nicht selten auch unrichtig anwendet, überhaupt aber mit den dahin einschlagenden Gegenständen nicht genug bekannt ist. Diess wird durch eine grosse Menge theils angezeigter, theils übersehener, den Sinn ganz entstellender Druckfehler, noch auffallender.

Mehr Interesse hat die zweyte Abtheilung, wo die Fossilien in oryktognostischer Ordnung aufgeführt werden, und wo man, nebst ihren Kennzeichen und Eigenschaften, von jedem den technologischen und ökonomischen Gebrauch angezeigt findet. Aus eigenen, doch nicht angezeigten Gründen geht der Vf. in dieser Ordnung von der Wernerischen, jetzt fast allgemein angenommenen, Ordnung ab, indem er in die erste Classe die brennbaren, in die zweyte

aber die alkalischen Fossilien gebracht hat, als so weit er auch in diesem Bande mit seiner Arbeit gekommen ist. Das übrige wird erst in der Folge, und wahrscheinlich noch in drey Bänden, abgehandelt werden. Der Classe der brennbaren Fossilien ordnet er folgende Ordnungen unter, als: Schwefel, Demant, kohlige Fossilien und Erdharze. Als Gattungen der letzteren führt er auf: Bergöl, Bergtheer, Bergpech, Kohlenschiefer oder Brandschiefer, Steinkohle, Braunkohle und Bernstein. Zu den Steinkohlen rechnet er: Schieferkohle, Blätterkohle, Lettenkohle, Rufskohle, Glanzkohle, Stangenkohle und Pechkohle; — zu den Braunkohlen hingegen nur bituminöses Holz, Erdkohle und gemeine Braunkohle. Da man sich bis jetzt über eine richtige und allgemein anzunehmende Eintheilung der Stein- und Braunkohlen noch nicht ganz vereinigt hat: so läfst sich auch gegenwärtig zu der von dem Vf. gewählten wenig sagen. Unter den kohligen Fossilien gedenkt er der Kohlenblende gar nicht. Den Gebrauch, der von den Inflammabilien sowohl, als von den alkalischen Fossilien zu machen ist, findet Rec. so vollständig, als möglich, angezeigt, daher Mancher Veranlassung finden wird, dieselben in Zukunft besser, als bisher, zu benutzen.

Der zweyte Band enthält Anweisungen zum ökonomisch-technischen Gebrauch der erdigen Fossilien, wovon jedoch jetzt nur die Zirkon-Ordnung, Kiesel-Ordnung und Thon-Ordnung bearbeitet worden sind. Die Talk- Kalk- Baryt- Stronthian- und Hallit-Ordnung, so wie die Classe der metallischen Fossilien, werden die Gegenstände für einen dritten und vierten Band bleiben. In den angezeigten drey Ordnungen aus der Classe der erdigen Fossilien vermisst Rec. viele Gattungen und Arten, als: bey der Zirkon-Ordnung den Kannelstein, bey der Kieselordnung den Chrysoberyll, Chrysolith, Olivin, Augit, Kokkolith, Leucit, Melanit, Staurolith, Schmirgel, Axinit, Zoisit, Pistacit, Hyalith, Perlstein, Prehnit, Zeolit und viele andere, besonders auch alle neuentdeckten nordischen Fossilien. In der Thonordnung hingegen finden sich einige Fossilien der Kieselordnung, die man hier nicht gesucht hätte, als Schörl, Korund, Feldspath u. s. w. Da der Vf. im ersten Bande erklärt hat, dafs er aus eigenen Gründen von den bisherigen Eintheilungen abging: so muss man diese Abweichungen dahin rechnen, und die Mittheilung seiner Gründe abwarten. Doch wäre es schicklicher gewesen, solche gleich jetzt anzuzeigen. Das ist gewiss, dafs von den meisten der ausgelassenen Fossilien noch kein Gebrauch für Technologen und Ökonomen bekannt seyn mag, ja, von manchen sich kaum denken läfst. Was hingegen die Fossilien betrifft, deren Benutzung wirklich angezeigt worden ist: so ist nicht zu leugnen, dafs diefs mit vielem Fleifse und guter Auswahl geleistet worden ist, wie denn dem Quarze, mit Einschluss des Sandes, allein über funfzig Seiten gewidmet worden sind. S. 20 findet sich das Storrische Mährchen von den Krystallgewölben in der Schweiz wieder aufgetischt, das eigentlich der Vergessenheit übergeben bleiben sollte. St. wollte nämlich darin noch unreife, sogar biegsame Bergkrystalle, und an den oberen Theilen Zapfen einer gallertartigen Flüssigkeit angetroffen haben, welche letztere er für die Mutter der Krystalle hielt, auch eine Flasche voll davon mitnahm, dieselbe aber unglücklicherweise zerbrach. Doch hat eine Weichheit oder Biegsamkeit bey Bergkrystallen sich nie bestätigt, und schleimige, bisweilen zapfenförmige Ansinterungen findet man nicht selten in Felsen- und anderen Kellern, ohne dafs sie eine Spur von mineralischen Bestandtheilen enthielten, am wenigsten aber die des Bergkrystalls. B — t.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Katechismus für Krankenwärterinnen.* Von *Erhardus Mangold*, Kaplan der Pfarrey Haug zu Würzburg. 1806. 96 S. 8. (8 Gr.)

2) *Giessen* b. Heyer: *Anleitung, zweckmäfsige Krankheitsberichte zu verfertigen*, für denkende Nichtärzte von D. *G. M. W. L. Rau*, Physikus zu Schlitz. 1807. 110 S. 8. (8 Gr.)

No. 1. Nicht oft genug kann in Ländern, wo mehrere Protestanten sich aufhalten, der nachahmungswürdige Eifer gerühmt werden, womit Katholiken in anderen Gegenden für Krankenwartung zu sorgen pflegen. In dieser Rücksicht zeichnet sich auch der würdige Vf. dieser nützlichen Schrift vortheilhaft aus. Mit Deutlichkeit werden in derselben die Pflichten der Krankenwärterinnen aus einander gesetzt, mehrere, leider! unter ihnen noch herrschende, Vorurtheile gerügt, das Vornehmste, was sie in Krankheiten zu wissen, zu beobachten und zu besorgen haben, vorgetragen. Es wäre daher zu wünschen, dafs mehrere Krankenwärterschulen errichtet würden, wo dieses Lehrbuch benutzt werden könnte. So sehr indess Rec. die menschenfreundliche Absicht des Vfs. bey Entwerfung desselben zu schätzen weifs: so kann doch der Wunsch nicht unterdrückt werden, dafs der Vf. dabey sich mit einem einsichtsvollen Arzte verbunden haben möchte. Wahrscheinlich würde dann das nöthige Verhalten der Krankenwärterinnen in mehreren Krankheiten, als hier angeführt worden, besonders in Kinderkrankheiten, ausführlicher bestimmt worden seyn. Unter den Reinigungsmitteln der Luft hätte der Vf. vorzüglich die Räucherungen mit Mineralsäuren erwähnen sollen. Die Regel, dafs, wenn bey dem Gebrauche eines Fufsbades eine Ohnmacht entsteht, man nicht eilen soll, die Füsse aus dem Wasser zu bringen, bedarf mancher Einschränkung. Während eines epileptischen Anfalles kann eine Krankenwärterin mehr thun, als der Vf. vorgeschlagen hat. Wäre es nicht oft dienlich, wenn sie dabey die Lage des Kranken veränderte, wenn sie ihn an die freye Luft oder in ein lauwarmes Bad brächte? — Zweckmäfsig ist Alles, was der Vf. in Hinsicht der Gesundheit der Krankenwärterinnen, vorzüglich in ansteckenden Krankheiten, anempfiehlt. Zu den darauf sich beziehenden Regeln gehört noch dieses: in der Nacht sollten sie sich durch wärmere Kleidungen vor Erkältung schützen, gewisse Salben sollten sie nicht mit der flachen Hand einem Kranken einreiben.

No. 2. In einer fafslichen Sprache macht Hr. *Rau* Nichtärzte auf mehrere schädliche Einflüsse, welche Krankheiten hervorbringen, dann auf verschiedene Erscheinungen in Krankheiten aufmerksam. Übertrieben wäre es allerdings, wenn man von dem Vf. einer solchen Schrift eine Anweisung, vollständige und gründliche Krankheitsberichte abzufassen, welche eine genaue Untersuchung eines Kranken, die Anwendung richtiger semiotischer Kenntnisse auf die Eigenheiten eines jeden einzelnen Falles, die möglichste Aufklärung der Natur und Ursachen einer Krankheit voraussetzen, fodern wollte. Rec. aber wünschte jedoch, dafs hier besonders die den gewöhnlichsten Krankheiten charakteristischen Kennzeichen so genau als möglich angegeben, auch die Wirkungen mehrerer äufserer und innerer Medicamente erörtert worden wären. Er würde dann die Einführung dieser Schrift vorzüglich in Schulmeisterseminarien dringender anempfehlen. E — a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MÄRZ 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften nach dessen eigenen Handschriften* diplomatisch verfasst und mit Urkunden belegt von *Ildephons Fuchs*, ehemaligem Archivar des Gottshauses Rheinau, dermalen Pfarrer in der Grub. 1805. I Theil. 215 S. II Theil. 220 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es macht Freude, wenn unbescholten biederer, unermüdet thätiger und vielumfassend gelehrter Männer Andenken gefeyert, und ihr Musterbild dem Zeitalter, das edler und fester Menschen bedarf, zur Tröstung, Stärkung und Ermunterung aufgestellt wird. *Gilg Tschudi* war ein Mann von seltener Probehältigkeit, hoch gebildet und reich an trefflichen Kenntnissen, Patriot mit eben so viel Besonnenheit als Wärme, eifrig und gewissenhaft thätiger Geschäftsmann, und bewundernswerth fleissiger Gelehrter, beseelt von inniger Gottesfurcht, und doch in den Zeiten der Stürme nicht allein abhängig von vorherrschender leidenschaftlicher Heftigkeit; in ihm vereinten sich altschweizerische Kraft und milde Humanität, Selbstgefühl und Bescheidenheit, treue Anhänglichkeit am Alten, und ruhige Unparteylichkeit gegen das Neue. Vor vielen anderen ist er würdig, dass sein treuer Bürgersinn und seine reine Vaterlandsliebe von dem grossen Geschichtschreiber seiner Nation, dem richtigen Schätzer jedweden Verdienstes, verewigt werde! Bis dahin, dass diese Hoffnung in Erfüllung geht (möchte es recht bald geschehen!), müssen wir uns an dem vorliegenden, freylich nichts weniger als gelungenen Versuche genügen lassen. Das Buch ist nicht gut geschrieben, und ermangelt aller historischen Kunst; aber die Thatsachen sind aus Urkunden, deren viele im Anhange zum ersten Theile mitgetheilt werden, geschöpft; das meiste, was zur Lebensgeschichte *T's*. gehört, ist, wenigstens in Vergleich mit dem, was *Iselin* und *Meister* gegeben haben, ziemlich vollständig gesammlet; und manche gleichzeitige Begebenheit, besonders die cappeler Kriege und die glarner Religions-Unruhen werden erläutert. Der Fleiss des Vfs. verdient Lob; die Anordnung der Materialien, die Darstellung und Schreibart bedürfen grosser Nachsicht.

Gilg Tschudi [geb. 1505; starb d. 28 Febr. 1572,] stammt aus einer der ältesten edeln Familien der Schwez, deren Anherr Johann, Meyer von Glarus, auf Vorwort des Grafen Burchard, vom deutschen König Ludwig den III, dem 31 May 906, feyerlich zum freyen Manne erklärt worden war. In früher Jugend genoss er den Unterricht des Ulrich Zwingli, damals Pfarrers zu Glarus; im 11 Jahre kam er in die Pensions-Anstalt (für ein Jahrgeld von 15 — 16 Goldgulden) des berühmten Loretus Glareanus zu Basel, und begleitete diesen im August 1517 nach Paris; der Leitung dieses Humanisten, welcher immer die zärtlichste Zuneigung gegen ihn bewies, verdankte er seine vertraute Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, und die reife literarische Bildung, welche sich in seinen Arbeiten und Ansichten offenbart. Während die Reformations - Ideen sich ausbreiteten, und die Gemüther trennten, und mit Factionsgroll erfüllten, durchreisete er die Schweiz und Italien. Im 23 Jahre wurde er auf die Tagsatzungen nach Baden und Einsiedeln geschickt, wo er die Katholiken zur Nachgiebigkeit bestimmte, und 1529 zum Landvogt von Sargans bestellt; in welcher Stelle er dem Fortgange der Reformation mit Erfolg entgegen arbeitete; 1532 ernannte ihn der Abt von St. Gallen zum Obervogt in Rorschach etc., mit einem Gehalte von 50 fl., 1 Fass Wein und 2 Fuder Heu; 1533 übertrug ihm Glarus die Landvogtey Baden; und 1534 trat er als Hauptmann in französische Dienste. Nach Verlauf von 8 Jahren kehrte *Tschudi* in sein Vaterland zurück, wurde Mitglied des Raths und benutzte seine Musse zu literärischen Beschäftigungen. Die Landvogtey Baden wurde ihm 1549 abermals übertragen; 1556 wurde er zum Landstatthalter und 1558 zum Landammann von Glarus erwählt; als Deputirter zur Tagsatzung in Baden erhielt er den Auftrag, dem Stadtschreiber zu Lucern und dem Ammann zu Altstädten ein *Fenster* zu schenken; daher der Gebrauch, in die gemalten Glasscheiben das Wappen des Gutthäters, unterschiedliche Symbole, Figuren u. s. w. setzen zu lassen; und diese Scheiben haben für den Freund des Alterthums einen so höheren Werth, weil die Kunst, lebhafte Farben in Glas einzubrennen, verloren ist. Grosse Auszeichnungen erhielt er 1559, als er im Namen sämmtlicher Eidesgenossen an Ferdinand nach Augsburg geschickt wurde, um die Bestätigung der alten Rechte und Freyheiten zu erbitten. Aber hiemit endete auch die Glücksperiode des hochverdienten Mannes; der Zwist der Alt- und Neu-Glaubigen in Glarus brach laut und offen seit 1561 aus; *T.*, welcher, nach eigenem Geständnisse, „den alten Glauben mit *zu viel* Eifer verfochten und nach Vermögen geäufnet und befördert hatte", musste einen so drücken-

nehme Unterhaltung gewähren möge, woran er jedoch einigermaßen zweifle. „Denn, setzt er hinzu, bey *Franklin* und *Washington* fand wirklich eine *Armuth der* (an) *Nachrichten* Statt." (Sollte diess wohl der Fall seyn?) Dabey bemerkt er noch: dass in diesem Bande *bloss Franklin's* Leben *seine* Arbeit sey, *Washington's* Leben aber die Arbeit eines Fremden, die er nur durchgesehen habe. — Auch sagt uns Hr. B. noch: dass er durch die bisherige günstige Aufnahme seiner Sammlung bewogen worden sey, sie fortzusetzen. In dieser Fortsetzung unter dem Titel: „*Unterhaltungen a. d.* 18 *Jahrh.*" sollen „einzelne merkwürdige Parthieen" aus der Geschichte des nächstverflossenen Jahrhunderts ausgehoben und ausführlicher erzählt werden: z. B. die Verweisung der Jesuiten aus Portugal; die Bemühungen christlicher Missionarien u. s. w. Es soll dabey nach eben den Grundsätzen „zu Werke gegangen werden," wie bey den bisherigen Biographieen. Über die Zeit der Erscheinung dieser Fortsetzung, die Hr. B. als ein „*neues Werk*" betrachtet, kann er, einer anderen literarischen Arbeit wegen, nichts bestimmen, sondern behält sich eine öffentliche Anzeige darüber vor.

Die erste der beiden vorliegenden Biographieen kann, zum Theil wenigstens, als ein Auszug aus dem angesehen werden, was uns *Schatz* geliefert hat: aber mit fruchtbaren Bemerkungen und treffenden Reflexionen so einsichtsvoll durchwebt, dass sie bey mehreren bedeutenden und folgereichen Ereignissen und Situationen in *Fr's.* Leben, bald zu einem Leitfaden, bald zu einem Corrective, dienen kann, und zugleich auf Manches aufmerksam macht, was wegen seines grossen Nutzens im praktischen Leben einen hohen Grad von Aufmerksamkeit und genaue Befolgung verdient. Diess ist der Fall sogleich bey *der* Stelle (S. 10), wo *Fr.*, besonders durch *Shaftesbury's* und *Collins* Schriften verleitet, zum völligen Zweifler an der Vernunftmässigkeit und Glaubwürdigkeit mancher Lehren des Christenthums wird. So verhält es sich auch damit, wenn Hr. *B.* gleich darauf *Fr's.* sehr bedeutende Winke und Warnungen über den besten Gebrauch der sokratischen Methode beym Disputiren vor manchem anderen auszeichnet. Völlig dasselbe gilt auch, und zwar ganz vorzüglich, von dem, was Hr. *B.* in Absicht auf die, von *Fr.* im J. 1775 bekannt gemachten Briefe sagt (S. 107 ff.) Nur möchte hierbey wohl noch die Frage wenigstens zu berühren gewesen seyn: ob man es wohl wahrscheinlich finden könne, dass Yeddeburn, als *Fr.* aus dem Verhör heraustrat, ihm die angeführte Drohung ins Ohr gesagt haben soll? Schwerlich! Dass der *Mann* nie voraus sagt, was er thun will: diese Maxime sollte *Franklin* vergessen haben? — — Noch verdient bemerkt zu werden, dass Hr. B. seiner Arbeit einige Beylagen gegeben hat, die ihre Nutzbarkeit nicht wenig zu vermehren geeignet sind. 1) *Mirabeau's* bekannte *Rede* auf *Fr's. Tod*; 2) *Fragment* aus *Fr's.* Memoiren, die *Art* seiner *moralischen Selbstbildung* betreffend [wobey jedoch *Fr.* gerade *den* Weg verkannte oder verschmähte, der am sichersten zum grossen Ziele führte]; 3) *Einige Stücke aus seinen Werken;* unter anderen „*Fragmente*" aus den bey *Schatz* sogenannten „*politischen Rhapsodieen.*" [Hier macht Hr. B. über *Fr's.* Anpreisung einer unbedingten Freyheit des Getreidehandels (S. 160) die Anmerkung: „Hier fragt man billig: was denn die Regierung thun solle, wenn der Landmann, um die Preise zu steigern, sein Korn verleugnet oder zurückhält? Wenn der Landmann Andere zwingt und drängt, soll er allein nicht gezwungen werden?"] — — Eben so treffend spricht Hr. *B.* noch ferner (S. 161 ff.) wider manche Behauptungen *Franklin's*, die jetzt Vielen über allen Widerspruch erhoben zu seyn scheinen. Vielleicht aber möchte noch Manches haben hinzugefügt werden können. So z. B. wenn *Fr.* sagt: „Der Pöbel arbeitet *nie*, weil es ihm *Vergnügen* macht, sondern *aus Noth*"— hätte wohl nach der Befugniss zu diesem, nur im Allgemeinen so hingeworfenen Ausspruche gefragt werden mögen indem doch so manche Beobachtung dagegen spricht. — So auch, wenn *Fr.* sagt: „Theurung lehrt arbeiten" — hätte wohl gefragt werden mögen: aber auch mit Erfolg? d. h. mit *dem* Erfolg, dass der Fleissige das Hinlängliche zu seiner Subsistenz erarbeiten *kann?* Was hilft ihm alle seine Anstrengung, wenn sein dringendstes Bedürfniss reichen Schlemmern im Auslande zugeführt wird, die vermögend sind, es so zu bezahlen, wie er, bey aller Anstrengung, es nimmermehr vermag? — Und wenn *Fr.* noch hinzusetzt: „dadurch werden die Dinge wohlfeiler" so hätte immer beygesetzt werden können: auf dem Papiere wohl! nicht in der Wirklichkeit!

Veranlassung zu fruchtbaren Bemerkungen enthält, in reichem Masse, auch die Lebensbeschreibung *Washington's*, eines Mannes, von welchem *Franklin*, in seinem Testamente, als von *seinem* Freunde, und „dem *Freunde* der *Menschen*," achtungsvoll gesprochen; dem er ein bedeutungsvolles Vermächtniss mit dem Zusatz hinterlassen hatte: „wär' es ein Scepter, er hätte es verdient, und würde es mit Ehren führen." — Es ist die Lebensbeschreibung eines Mannes, der, unter fortwährendem Kampfe mit Hindernissen, mit Ränken, mit Verkennung und Schmach, dennoch Geisteskräfte genug behielt, um Anderen zurufen zu können: „wären diese Gedanken ihnen gegenwärtig, sie würden lieber grosse Lasten tragen, und grosse Opfer bringen, als ihre Dienste entziehen." — Es ist die Lebensbeschreibung eines Feldherrn, dessen Abschied von seinen Soldaten, „die ihn als *Freund*, als *Vater* betrachteten," mit inniger Wehmuth erfüllt. — O warum nicht *hier* das Ziel seiner Bahn! — Doch im Rathe der Vorsehung war es anders über ihn verhängt! — Sie aber, die dieses Andere über ihn beschlossen hatte, sie verlieh ihm auch Kraft genug, um verkannt und geschmäht, mit Ruhe und mit Würde, ausdauern zu können, bis ans Ende.

G. St . . . s.

Druckfehler. In der Recension von *Wolfs* Geschichte Maximilians Jahrg. 1807. No. 291. S. 506. Z. 4 von unten st. *heroischen* l. *herrischen* Tone.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 MÄRZ, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Die Jägerschule, oder kurzgefasster aber gründlicher Unterricht in allen Haupt- Hülfs- und Neben-Wissenschaften, worin der Jäger, nach den Erfodernissen der jetzigen Zeit, bewandert seyn muss.* Ein Handbuch zur Selbstbelehrung für angehende Jäger und Forstmänner. Von *Wilhelm Christian Orphal.* Zweyter Band. 1807. XII u. 372 S. 8. Mit Kpf. Dritter Band. 1808. XII u. 420 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Den Zweck dieses brauchbaren Buches haben wir schon bey der Beurtheilung des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1807. No. 44) ausführlich dargelegt, so dass es dermalen nur der Anzeige der in den erschienenen zwey letzteren Bänden enthaltenen Materien und deren Ausführung bedarf. *Erster Abschnitt. Vermischte Abhandlungen.* I) *Über den Jägerstand überhaupt.* Ist Fortsetzung der Gespräche zwischen dem Oberförster mit seinem Lehrlinge. Im vierten wieder einige Ausfälle auf die Forstinstitute, die aber von vielen derselben abgewiesen werden können. Im fünften über die Prüfung der Lehrlinge. Zwar praktisch und gut, nur können wir die Antwort des Lehrlinges, S. 29, nicht vollkommen gut heissen: „Nur das Thier- und Gewächsreich gingen dem Jäger und Forstmann an, *das Mineralreich aber wenig oder nichts.*" Endlich im sechsten ein verbessertes Ceremoniel bey der Aufnahme junger Leute in die Lehre. II) *Über die Verfertigung des Schiesspulvers.* Diese ist vollständiger gerathen als die III) wo die *Gewehrfabrikation* beschrieben werden soll. IV) *Die Naturgeschichte der grauen Otter und der Kreuzotter,* als der einzigen Thiere unter den Amphibien, die wegen ihres tödtlichen Giftes den Jäger interessiren. V) *Darstellung von Fällen, dass einige Jagdthiere zuweilen in giftigen Zustand gerathen können,* und VI) *Vom Bisse der tollen Hunde und den Mitteln dagegen.* Alles gut gemeint und an seinem Platze.

Zweyter Abschnitt. Hauptwissenschaften. VII) *Anfangsgründe der Arithmetik.* Die Einleitung, so wie die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, sind nur kurz beygebracht, weil der Vf. bey seinen jungen Lesern schon einige arithmetische Kenntnisse voraussetzt. Dafür aber hätte hier das, was in den gemeinen Schulen nicht gewöhnlich davon gelehrt wird, etwas ausführlicher abgehandelt werden können. Z. B. die Lehre von den Decimalbrüchen, wo gar nicht angegeben ist, was für eine Function das Komma dabey bekleidet, wodurch schon die Anmerkungen, wie S. 228 etc., erspart worden wären. Hierauf folgen die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung, hauptsächlich nur zur leichteren Darstellung der darauf folgenden Lehren von Ausziehung der Wurzeln, und von Verhältnissen und Progressionen. Der Vf. würde mehr Nutzen gestiftet haben, wenn er die Buchstabenrechnung sogleich bey der Zahlenrechnung mitgenommen, und beide neben einander gestellt hätte. Beides lernt sich dann zugleich; die Zahlen geben immer die concreten Beyspiele und erleichtern die Überzeugung. S. 129 enthalten die vier untersten Zeilen Undeutlichkeit und Irrthum. Dass die Lehren von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen etwas ausführlicher abgehandelt sind, ist zweckmäsig; man schenkt ihnen gewöhnlich weniger Aufmerksamkeit, als sie verdienen. Das wenige, was hierauf von den Logarithmen vorkömmt, soll nur auf die grossen Vortheile in der Rechnung mit selbigen hinweisen. VIII) *Anfangsgründe der Geometrie.* Was der Vf. darüber in der Vorrede sagt, leidet keinen Widerspruch; aber schwer — ja fast unmöglich ist es, hierin eine überall passende Grenzlinie zu treffen. Rec. hat eine Abneigung von allen so betitelten Anleitungen zur *Selbstbelehrung.* Wofern ein Lehrer nicht die Hand bietet, so wird es nur unter die Ausnahmen von der Regel gehören, wenn ein junger Mensch, ohne dessen Beyhülfe, es in einer Wissenschaft zur praktischen Anwendung und einiger Vollkommenheit bringt. Man überlasse es also lieber dem Lehrer, seinem Vortrage die dienlichen Grenzen zu setzen, oder bestimme das Buch für selbigen und nicht für den Schüler allein. Übrigens ist der mathematische Theil dieses Bandes nicht schlecht ausgearbeitet; nur haben sich gerade darin verschiedene bedeutende Druckfehler eingeschlichen. IX) *Die deutsche Sprachlehre;* nach Adelung vorgetragen und mit passenden Beyspielen erläutert. X) *Naturgeschichte des kleinen Flügelweidwerks, welches zur Vertilgung der schädlichen Waldinsecten bestimmt ist.* In der Einleitung zu diesem Abschnitte, ist der wahre Gesichtspunct über die Entstehung der in vergangenen Zeiten so häufig vorgekommenen Waldverwüstungen durch Insecten, aufgestellt: nämlich: das gestörte Gleichgewicht zwischen Waldvögeln und Insecten, durch übermäsiges Vertilgen der ersteren. Möchten doch alle Behörden darauf Bedacht nehmen, dass die hier beschriebenen Waldvögel in Zukunft gehegt — und durch dieses wohlfeile Mittel den Waldverheerungen durch Insecten,

ein weit sichererer Widerstand geleistet würde, als durch die so häufig angewandten, kostspieligen, gefährlichen und mitunter auch lächerlichen Mittel.

Dritter Band. I) *Über den Jägerstand überhaupt*, in der Fortsetzung der Gespräche zwischen dem Oberförster und seinem Lehrlinge. Im 7ten über den heutigen Bezug des Jägers und Försters auf einander, in einer Person. Im 8ten über das Benehmen des Revier-Purschen gegen seinen Dienstherrn. Endlich im 9ten von dem Übergange aus der Lehre in ein Forst-Institut. Hier fehlt es wieder nicht an übertriebenen Ausfällen, womit bekanntlich der Zweck verfehlt wird. II) *Von der Flösserey.* Wichtig an sich, aber dürftig abgehandelt; die Sache verdient eine ausführlichere Darstellung. III) *Forst-Naturgeschichte.* Der Eingang enthält die Naturgeschichte der Holzarten überhaupt. Eine besondere Eintheilung in *Bauholz* und *Baumholz* billigen wir nicht. Hier soll die Eintheilung blos naturgeschichtlich seyn, aber durch *Bauholz* wird sie schon technisch, und greift in die übrigen Abtheilungen ein. Man kann ja z. B. Birken, Aspen, ja selbst die Zwergkiefer zu Bauholze brauchen. Wegen einiger physiologischer Sätze dürfte der Vf. wohl Widerspruch erfahren, z. B. wegen *Auf*steigens des Saftes in der Rinde; wegen der Holzringe in den Wurzeln; wegen der spiralförmigen Röhren zur Horizontal- oder Queerleitung des Saftes, die einige Naturforscher, trotz aller optischen Hülfsmittel, nicht haben sehen können u. s. w. Es scheint freylich hierin noch manches zweifelhaft zu seyn; denn so wurde vor wenig Jahren von zwey Abhandlungen, die zur Beantwortung einer dahin einschlagenden Preisfrage eingegangen, — und sich durchaus entgegengesetzt waren, von einer literarischen Gesellschaft, der einen der Preis und der anderen das Accessit zuerkannt. Die Rinde scheint ein eigenes Verhältniss zum Marke, vermittelst der Queerkanäle zu haben, und vorzüglich ein Resultat der Absorption zu seyn. So wie den Chemikern überhaupt noch manche Entdeckung in der Naturlehre aufbehalten ist: so möchten sie auch hierin noch ein Feld zur Bearbeitung finden, das aber wenigstens von Dornen und Hecken schon gereiniget ist. Das Verzeichniss der nun beschriebenen deutschen, und einiger naturalisirter fremder Waldhölzer, ist zwar nicht vollständig, jedoch nach dem Zwecke, den der Vf. sich vorgesetzt, auch nicht unvollständig zu nennen. Nur hat die Absonderung in Bau- und Baumholz eine unangenehme Versetzung derselben nothwendig gemacht. Die individuellen Beschreibungen sind aus bekannten Schriften entlehnt, und mitunter nach gemachten Erfahrungen modificirt. IV) *Naturgeschichte der vorzüglichsten schädlichen Forstinsecten*, und V) *Von den Gegenanstalten zur Verminderung derselben*, sind schätzenswerthe Abhandlungen. Es wird gleich anfangs bemerkt: dass, wenn eine ausserordentliche Vermehrung derselben, durch gestörtes Gleichgewicht oder sonstige Localumstände, begünstiget wird, sie nicht an den ihnen von der Natur angewiesenen Orten — gewöhnlich kranken oder faulenden Bäumen — allein bleiben, sondern nun auch gesundes Holz anfallen und dadurch grosse Walddistricte verheeren. Hierauf gründen sich nun auch die vorgeschlagenen Gegenanstalten zur Verminderung und Vertilgung, die sich durch leichte Anwendbarkeit besonders empfehlen. VI) *Anfangsgründe der Forstwirthschaft.* Wenn diese Abhandlung so beurtheilt wird, wie es der Vf. haben will, und es auf der letzten Seite des Buches wiederholt: so ist wenig dagegen zu sagen, weil in der Grenzbestimmung zu viel Willkühr liegt. Übrigens ist sie als ein Register zur Forstwirthschaft, zu weitläuftig, als selbstständige Abhandlung über den Gegenstand hingegen zu wenig auslangend. Die neuesten Schriften sind nicht dabey benutzt worden, was doch bey einer empirischen Wissenschaft, wie diese, d. h. deren Beweise nur aus der Erfahrung genommen werden können, geschehen sollte.

rz.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Die Krankheiten, Übel und Feinde der Obstbäume und ihre Abhülfe.* Nebst Vorschlägen, die Obstcultur zu befördern. Von *Joh. Ludw. Christ*, Oberpf. zu Kronberg u. s. w. 1808. 310 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Hr. *Christ*, der sich schon seit vielen Jahren mannichfaltige Verdienste um die Baumzucht und Obstcultur erworben hat, verdient den wärmsten Dank des Publicums auch für diese Schrift, in welcher die Krankheiten der Obstbäume zusammengestellt, den Ursachen derselben nachgespürt, und die geprüftesten Heilungsarten bekannt gemacht werden. Dabey wird zugleich erinnert, wie man seine Obstbäume gesund erhalten und wider mancherley widrige Zufälle schützen, oder das Übel verringern oder ganz heben könne. Freylich findet man vieles von diesen Gegenständen auch in anderen Gartenschriften, aber, wie der Vf. in der kurzen Vorr. sagt, zu zerstreut, meist sehr unvollständig und unbefriedigend; und dieser Umstand veranlasste ihn, dieses Werkchen auszuarbeiten. Ob er sich nun gleich — wenn man seine früheren Schriften nachschlägt — oft wiederholt, so bemerkt man doch mit Vergnügen, wie er immer tiefer in seinen Lieblingsgegenstand eindringt, und, nach Beschaffenheit der Baumkrankheiten, auch eine vernünftige Kurmethode mittheilt. Rec. ist nun freylich der Meinung, dass es besser sey, kränkelnde oder schadhafte Obstbäume, wenn sie noch jung sind, sogleich mit anderen gesunden zu vertauschen, indem man an jenen keine Freude erlebt, besonders wenn man sich dieselben selbst in einer eigenen Baumschule nachziehen kann; aber wie dann, wenn sie schon mehrere Jahre edle Früchte getragen haben, und in einen kranken Zustand gerathen? wird man sich dann nicht nach einem wirksamen Heilmittel umsehen? In keinem Falle wird man das *Christ*'sche Buch unbefriediget aus den Händen legen. Es lehrt zuvörderst — sehr zweckmässig — die Mittel, gesunde Bäume auch

gesund zu erhalten, indem es vor fetter Bedüngung junger Obstbäume, besonders der Kirsch-, Aprikosen-, Pfirsich- und Birn-Bäume warnt, und z. B. das Umgraben und Verneuern der Erde über den Wurzeln, das Reinigen und Waschen der Stämme mit Lauge, von 2 Händen voll Büchenasche und 1 Hand voll Salz und so viel kochendem Wasser gemacht, alle Frühjahre u. dgl., und ganz vorzüglich das Einschlämmen mit gegohrener und mit Wasser vermischter Mistjauche beym Pflanzen empfiehlt. Letzteres kann auch in der That nicht genug empfohlen werden, und Rec. fühlt sich gedrungen, das Verfahren dabey hier wörtlich aus *Christ* anzuführen. „Man bereitet," heifst es S. 7: „die Erde fein und zart, und wenn sie wie Staub ist, so ist es desto besser. Es ist daher nöthig, dass sie trocken sey. Nun setzt man den an Wurzeln und Krone zurecht geschnittenen Baum in das für ihn gemachte Loch so tief, als er zuvor gestanden, legt seine Wurzeln so zurecht, dass sie in einem Kreise hübsch ausgebreitet sind, keine Wurzel eingebeugt sey oder ein Knie mache, sondern alle wohl ausgestreckt, jede, so viel möglich, von der anderen gleich abstehend. Sodann wirft man von der klarsten und feinsten Erde sachte so viel auf den Wurzeln herum, dass sie drey Finger hoch davon bedeckt werden, giesst darauf mit der Giesskanne allgemach so viel Wasser darauf, bis es über der aufgelegten zarten Erde stehet; läfst dem aufgegossenen Wasser so viel Zeit, bis es ganz eingeseigert ist. Alsdann legt man wieder einer Hand hoch trockene Erde auf die begossene, die nun wie ein Schlamm da liegt, aber kein Wasser mehr über sich hat; begiesst abermals diese eingelegte trockene Erde mit so viel Wasser, bis es über der Erde streicht; lässt diess zum zweytenmal aufgegossene Wasser wieder ganz einseigern, dass keines mehr oben steht. Hierauf füllt man das Loch mit der übrigen vorhandenen Erde vollends so voll, dass nur das zuletzt aufgegossene Wasser nicht neben ablaufen kann, und wenn solches wieder eingeschlüpft ist, so wirft man noch Erde darüber und häuft sie an dem Baum etwas an." — Nachdem hierauf der Vf. einiger Mittel gedacht hat, welche bey Heilung kranker Bäume häufig angewendet und gebraucht zu werden pflegen, z. B. des Einschnittes, des Aderlasses und Schröpfens, der Gallerte, Baumsalbe, des Kittes, Baummörtels: so kommt er auf die *Krankheiten* der Bäume selbst und ihre öfteren widrigen Zufälle nebst den Mitteln dagegen, nach alphabetischer Ordnung. Unter den Baumkrankheiten, deren 35 angeführt werden, wird man nicht leicht eine vermissen, und sich also hier in jedem Falle Raths erholen können. Besonders ist vortrefflich und verdient näher geprüft zu werden, was über Frostschäden an Bäumen und Blüthen gesagt wird. Bey jeder Krankheit wird immer erst die Entstehungsursache aufgesucht, und darnach die Heilungsart bestimmt, auch bisweilen das Vorbeugungsmittel an die Hand gegeben. — Vorzüglich viel hält Hr. *Christ*, unter anderen, auf einen künstlichen Dünger, eine *Gallerte*, der er ausserordentliche Wirkungen zuschreibt, so dass es wohl der Mühe werth ist, die Bereitung derselben hier mitzutheilen. Man nimmt nämlich, nach S. 14, 1 Scheffel Schaaf- oder Hammels-Knochen, oder auch Knochen von anderen jungen Thieren, schlägt sie klein, und kocht sie mit etwa 200 Quart (50 Mass) Wasser im Kessel 24 Stunden, oder bis sie weich werden, da dann die Brühe so dick wird, dass sie beym Erkalten gerinnet. Dieser Gallerte, zu 6 Quart oder Schoppen auf einen Baum gerechnet, bedient man sich mit etwas wenigem Wasser vermengt, und schüttet sie über die Wurzelerde. Diese Düngung wiederholt man alle 2 Jahre, und sie soll an kranken wie an gesunden Bäumen ausserordentliche Wirkung thun.

Das folgende 2te Cap., von S. 101 an, handelt von den Raupen, welche den Obstbäumen vorzüglich verderblich und schädlich sind. Cap. 3. Von den verschiedenen Mitteln wider die Raupen. Cap. 4. Verschiedene gerühmte, meist künstliche Mittel wider die Raupen. Cap. 5. Von den Insecten vertilgenden Vögeln. (Einer so weitläuftigen naturhistorischen Beschreibung so vieler bekannter Vögel bedurfte es hier doch gewiss nicht; sie geht von S. 148. bis 185.) Cap. 6. Von Raupen tödtenden Insecten. Cap. 7. Von mancherley anderen, den Obstbäumen schädlichen Insecten und den möglichsten Mitteln dagegen. Cap. 8. endlich von den Feinden der Obstcultur aus dem Thierreiche, und wie ihnen zu begegnen sey. Von S. 255 an *über Beförderung der Obstcultur*. Nachdem der Vf. den grossen Nutzen der Obstcultur geschildert hat, fodert er alle diejenigen, welche zur Beförderung derselben etwas beytragen können, auf, dazu mitzuwirken; namentlich Fürsten und Regierungen, Adeliche und Vorgesetzte auf dem Lande. Wie viel können erstere durch zweckmässige Verordnungen und Anstalten, durch Belohnungen und Beyspiele hierin bewirken! Sie lassen es daran in neueren Zeiten nicht fehlen, aber was hilft es, wenn von unten hinauf nicht die Hände geboten werden? Wie trefflich ist die, hier wörtlich abgedruckte, Verordnung der herzogl. Landesregierung zu Hildburghausen vom Jahr 1801! Wie musterhaft die Instruction der Landespolizey in Schlesien (Breslau 1788), welche hier ebenfalls im Auszuge mitgetheilt wird! Was ist nun aber dadurch bewirkt worden? Befindet sich jetzt auch wirklich in jedem Orte des Herzogthums Hildburghausen eine Communbaumschule, welche unter Aufsicht des Schullehrers oder Predigers von den grösseren Schulknaben gepflegt wird? Rec. hat Ursache, daran zu zweifeln. — Auch im Königreiche Sachsen, wo schon fast vor 300 Jahren der Kurfürst Friedrich August selbst über die Obstcultur schrieb, finden die vortrefflichsten Befehle in dieser Hinsicht Statt; aber werden sie auch befolgt? Fehlt es nicht an der so nöthigen Energie? Ohne Zwangsmittel ist auch hier schlechterdings nichts auszurichten; selbst Prämien und Ehrenbezeugungen setzen den Bauer nicht in Bewegung. Und wenn auch ein Fürst v. Solms-Braunfels, ein Fürst-Bischoff

von Würzburg, Franz Ludwig, oder ein Leopold Friedrich Franz zu Anhalt-Dessau, und so viele Rittergutsbesitzer, thätige Beförderer der Obstcultur sind, wer hat Muth, ihrem Beyspiele, bey den so oft ungeahndeten Diebstählen der Obstbäume oder Früchte, oder frevelhaften Beschädigungen derselben, nachzufolgen? Wie schlecht steht es um die Dorf- und Feld-Polizey in den meisten Orten! Wenn freylich, wie Hr. *Christ* will, in diesen Fällen die Commun, d. i. *viritim* Schadenersatz zu leisten, schlechterdings angehalten, jeder zu pflanzende Baum unten oder oben mit einem eingeschnittenen Buchstaben in die Rinde bezeichnet würde, und ein entdeckter Dieb, oder Frevler, ausser Zuchthausstrafe, alle vorherigen verborgen gebliebenen Diebereyen oder Beschädigungen durchaus vergüten müfste: so würde diefs der Obstcultur allerdings sehr beförderlich seyn. Eben so würde auch die Bepflanzung der Chausseen und Landstrassen mit fruchtbaren Obstbäumen den Eifer für die Obstbaumpflege allgemeiner rege machen, und nicht weniger die Anlage und Unterhaltung solcher Pflanzungen, aus welchen ein ganzes Land mit Bäumen edler Obstsorten, oder auch nur mit Veredlungsreisern versehen würde, die Obstcultur gar sehr verbessern helfen. — Aber auch die Ortsvorsteher auf dem Lande können und sollen, nach Hn. *Christ*, zur Beförderung derselben mitwirken. An jedem Orte soll, etwa unter der Aufsicht und Anleitung des Schullehrers (Rec. erbot sich als Prediger dazu, und erreichte seinen Zweck nicht,) eine Gemeindebaumschule angelegt und unterhalten, aus derselben sollen alle leere Orte bepflanzt, und noch überdiefs die höhere Verordnung bewirkt werden, dass jedes neue Ehepaar sechs junge Obst-Bäume pflanzen und unterhalten, ingleichen auch jeder Hausvater bey der Geburt eines Kindes 2 Stämme setzen solle, wodurch noch mancher Nachbar bewogen werden würde, für sich eine eigene kleine Baumschule anzulegen. Wenn überdiefs noch in jedem Orte tüchtige und ehrliche Feldschützen nicht nur angestellt, sondern auch hinlänglich besoldet, und ihnen z. B. die Hälfte der Strafgelder von verübten Diebstählen oder Feldfreveln gelassen würde, und wenn auch Prediger und Schullehrer durch Vorstellungen, durch Beyspiel und praktischen Unterricht den Eifer für die Obstcultur anzufachen suchten: so würde auch diefs alles sehr viel zur Beförderung derselben beytragen. Kurz, die Vorschläge des Hn. *Christ* sind alle recht gut, aber wer führt sie aus? Wer weckt Energie und Gemeingeist in diesen Zeiten der Schlaffheit und des Entgegenstrebens? Wer hilft verarmten Communen wieder empor? — An Aufmunterungen fehlt es nicht; auch Hr. *Christ* hat es daran nicht fehlen lassen, und vielleicht wird mancher Gartenbesitzer durch dieses Buch in den Stand gesetzt, einen durch den Krieg verletzten Obstbaum wieder zu heilen. Sollte es eine neue Auflage erleben, woran nicht zu zweifeln ist, so suche der achtungswerthe Vf. die hie und da gerügte Weitschweifigkeit zu vermeiden, und sorge für mehr Correctheit. Der Verleger verdient übrigens wegen des schönen Aeusseren alles Lob.

— sch —

BERLIN, b. den Gebr. Gädicke: *Die Flachsökonomie* oder *vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege derjenigen Pflanzen, Bäume und Sträucher, welche ein bastartiges Material liefern; nebst dem Verfahren, solches wie Flachs zu benutzen, zu veredeln und in Manufacturen zu verwenden.* Von Dr. *Phil. Fr. Breitenbach* in Erfurt. 1807. XII u. 304 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf., der auch schon ein *Ganzes* hat drucken lassen, hatte 1804 ein Handbuch des Flachsbaues in 2 Bänden herausgegeben (J. A. L. Z. 1805. No. 43). Diese in aphoristischer Form geschriebene *Flachsökonomie* soll eine von *ihm* gefühlte Lücke in jenem ausfüllen, und mit den mancherley entdeckten Stellvertretern des Flachses näher bekannt machen. Wie es aber mit allen Surrogaten, welche jetzt an der Tagesordnung sind, sich verhält, so auch mit diesen! Gewifs wird es, bey dem nicht mangelnden Flachse in Deutschland, Niemanden einfallen, aus Hopfen, Sonnenblumen, Nesseln, Malven, oder von Maulbeerbäumen, Birken, Ulmen u. a. mühsam Bast zu gewinnen, und als Flachs zu behandeln; auch wird man diefs gewifs nicht von Hn. *B.* hier lernen, wo nur selten einmal der verheissene Unterricht über die Cultur, Wartung und Pflege jener Stellvertreter des Flachses auch wirklich gegeben wird. Am längsten verweilt der Vf. noch beym Hanf im 2ten Cap. des 1sten Abschnitts, dessen, freylich bekannter, Bau und Behandlung zum Ermüden bis auf alle Kleinigkeiten gelehrt wird; hier werden viele Seiten mit allbekannten Bemerkungen über das Rösten und über die Hecheln ausgefüllt. Aber Unwille bemächtigte sich des Rec. vollends bey Lesung des 3ten Abschnittes, in welchem von dem Spinnen des Garnes, der Benutzung und dem Bleichen desselben und der daraus verfertigten Producte die Rede ist. Auch hier spricht der Vf. mit ekelhafter Weitschweifigkeit über Dinge, welche jedes Bauerweib eben so gut und wohl noch besser weifs, z. B. über das Weifen des Garnes, über Kreuz- oder Weber-Knoten u. dgl. m. Lächerlich sind vollends die hier empfohlenen Surrogate des Speichels zum Benetzen des Garnes beym Spinnen, als Graupen, Hafergrütze, Kraftmehl u. a. — Kurz, man sieht es deutlich genug, dass es Hn. *Br.* nur darum zu thun war, in diesen Zeiten der Noth abermals ein entbehrliches Büchlein zusammen zu schreiben.

— sch —

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bran: *Gesammelte Actenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich.* Herausgegeben von *Alex. Bran.* 8s H. 1807. In fortlaufender Seitenzahl, 194 S. 8. S. Recens. der 7 ersten Hefte. 1807 No. 260.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 29 MÄRZ, 1808.

MEDICIN.

München, b. Strobel: *Beyträge zur Cultur der medicinischen und bürgerlichen Bevölkerungspolicey*. Von dem Einfluss des Erzeugungsgeschäfts und den Geburtsverhältnissen der Menschen auf die ächten Grundsätze der Bevölkerung. Von Dr. *Ignaz Niederhuber*, kurpfalzbairischem Landphysikus. 1805. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Der wichtigste Gegenstand für die Polizey jedes Landes ist unstreitig die zweckmäfsige Beförderung einer verhältnissmäfsigen Bevölkerung, und doch sehen wir in so manchen Staaten wesentliche Momente, von denen diese abhängt, vernachlässigt. Wenn auch dieser Gegenstand schon häufig und gründlich bearbeitet worden: so ist es doch dem Menschenfreunde, dessen Wirkungskreis vorzüglich auf diesen wichtigen Zweck gerichtet ist, erlaubt, seine Stimme zu erheben, und die Arbeit des Vfs. verdient um so mehr eine günstige Aufnahme, da sie gründliche Kenntnisse, eigene Erfahrung verräth, und besondere Rücksicht auf die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit nimmt. Bey der Betrachtung über die mit der wahren Würde und Cultur der Menschheit übereinstimmende Fortpflanzungsweise derselben geht er von dem Grundsatze aus: Nur der gesetzliche Ehestand kann als die einzige physisch und moralisch gute Generation und Fortpflanzungsweise, sohin auch als das einzige, erste physische Mittel zur Bevölkerung angenommen werden. Rec. stimmt ganz mit diesem Grundsatze überein, und nimmt auch mit dem Vf. an, dass der ausserehelichen Generation, wenn sie auch die Duldung der Polizey für sich habe, doch immer die öffentliche Meinung entgegenstehe, und dass sowohl die handelnden Personen, als die Producte der Handlung, so vielen physisch- und moralisch-üblen Folgen ausgesetzt seyen, dass sie mehr zum Nachtheile als zur Beförderung der Bevölkerung gereichen könne. Allein ganz verbannt wird nie die aussereheliche Erzeugung, und man darf auch mehr Duldung von der öffentlichen Meinung fodern, besonders in Hinsicht des weiblichen Geschlechts, welches die Folgen fast allein tragen muss, und immer nur die Schuld zur Hälfte hat. Die Polizey muss also immer aus diesem Übel den möglichsten Vortheil für das Ganze zu ziehen suchen. Sie kann die schädlichen Einflüsse des inneren Grams der Mutter nicht beseitigen, aber sie kann die einzige Zuflucht unglücklicher geschwängerter Personen seyn, und auf solche Weise vielen Müttern und Kindern Leben und Gesundheit retten. Ein neuer Kostenaufwand wird hiezu erfodert, allein der Betrag kann ohne allgemeine Lasten gewonnen werden. Es wird eine solche Rücksicht um so nothwendiger, da in jeder Classe des in Gesellschaft lebenden Menschen bedeutende Hindernisse der gesetzmäfsigen Verehlichung im Wege stehen. Der Verf. schildert diese Hindernisse ausführlich. Bey wohlbegüterten, durch Würde, Ansehen und häusliche Vollständigkeit gesicherten Ständen, ist allerdings die Ehelosigkeit gröfstentheils willkührliche Wahl; allein die willkührlichen Hagestolze sind als die gröfste Quelle der Nachtheile der Bevölkerung durch uneheliche Zeugung anzusehen. Wenn daher irgend wo eine Luxussteuer billig ist, so wäre sie hier anzurathen; nur müsste sie in jene Kasse fliessen, von welcher dem Elende unehelicher Mütter und Kinder vorgebeugt werden soll. Unter die wichtigsten Mittel, die muthwillige Ehelosigkeit zu vermindern, gehört eine passende Erziehungsweise; allein Rec. zweifelt, ob hiedurch allein der Zweck erreicht werde. Über die gezwungene Ehelosigkeit oder den Cölibat des geistlichen und des Soldatenstandes ist der Vf. viel zu kurz, und keinesweges durchgreifend. In Beziehung auf den Soldaten-Stand, hat *Beinl von Bienenburg* in seiner vortrefflichen militärischen Staatsarzneykunde, obgleich nur mit Rücksicht auf die österreichische Armee, doch allgemein zu beherzigende Vorschläge gemacht. Über die Beförderung der Ehen unter dem gemeinen Volke ist der Vf. zwar ziemlich weitläuftig, doch viel zu allgemein, und beschränkt sich blofs auf die in Baiern zu diesem Zwecke gemachten Vorschritte, welche er als Muster betrachtet. — Die zweyte Hälfte dieser Schrift hat die polizeymäfsige Cultur der gesetzlichen Ehe zum Gegenstande. Der Vf. handelt hier zuerst von den Hindernissen der ehelichen Befriedigung. Diejenigen, welche als legal gesehen werden, berührt er nur kurz, dagegen ist er ausführlicher bey denen, welche noch nicht allgemein der nöthigen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, nämlich die Epilepsie, die Auszehrung oder Dörrsucht, (warum ist hier nicht auch die Rede von der eitrigen Schwindsucht?) die Lustseuche, unheilbare Hautausschläge, Drüsenverhärtungen, Krebs, Verkrüppelung des Körpers, besonders beym weiblichen Geschlechte, dauernder, oft ursprünglicher Mangel der monatlichen Reinigung, weisser Fluss, skirrhöse Brüste, Vorfälle der Mutterscheide, Unenthaltsamkeit des Urins, hysterische Anlagen, Saamenflüsse, voreilige, schwächliche Entladungen im Zeu-

gungsgeschäfte, fistulöse Geschwüre, eingewurzelte Gichtschmerzen u. dgl.; wirklicher, offenbarer Wahnsinn, Ungleichheit des Alters, Blödsinn, Leistenbrüche. In manchen dieser Puncte mag der Vf. zu streng entscheiden, obwohl er meistens den Aussprüchen anderer Ärzte folgt. Vor allem sind seine Wünsche in Betreff der Fürsorge für den Landmann und die ärmere Classe, wegen der unter denselben häufigen Leistenbrüche, sehr zu beherzigen, und der Vorschlag, dass die Landchirurgen in Verfertigung der Bandagen unterrichtet werden sollten, da der Landmann von den theueren Fabrikaten der Bandagenhändler selten Gebrauch machen könne, verdient allerdings in Ausführung gebracht zu werden.

Bisher betrachtete der Vf. theils die Hindernisse, welche die Befassung mit der gesetzlichen Ehe erschweren, theils jene, welche dem wahren Zwecke entgegenstehen, und die fortdauernde Zufriedenheit derselben stören; nun wendet er sich zur Darstellung der Obliegenheiten der Bevölkerungspolizey nach der geschlossenen Ehe, um den Schwangern und ihren Leibesfrüchten die nöthige Sicherheit zu gewähren. Unter den hier behandelten Gegenständen verdienen die Bemerkungen über die Behandlung unehelicher Schwangern, vorzüglich von Seiten der Gerichtsstellen, eine besondere Aufmerksamkeit. Um die längst anerkannte Nothwendigkeit der Geburtshülfe oder eigentlich der Hebammen zu demonstriren, hätte der Vf. viel kürzer seyn können. Die Bemerkungen über die Hindernisse der willigeren Aufnahme der Geburtshülfe und der Landhebammen scheinen grösstentheils auf localen Fehlern, die dem Vaterlande des Vfs. eigen sind, zu beruhen. So z. B. wird man in wenigen cultivirten Ländern noch hören, dass die Hebamme 6—8 Stunden weit herbeygeholt werden müsse. Ein solcher Mangel an Hebammen verräth Nachlässigkeit oder beschränkte Einsicht der dirigirenden Behörden. Die Bemerkung, dass die Maxime mancher Hebammenschulen zweckwidrig sey, den Hebammen nur die bey einem natürlichen Vorgange der Geburt nöthigen Handgriffe wissen zu lassen, und sie übrigens bey widernatürlichen Lagen und Vorfällen unbedingt an die männlichen Geburtshelfer zu verweisen, — diese Bemerkung könnte leicht grossen Nachtheil nach sich ziehen, und wenige Ärzte werden mit dem Vf. übereinstimmen, wenn er eine solche Ausdehnung des Hebammenunterrichts verlangt, dass sie auch in harten und schweren Fällen sich als Geburtshelferinnen zeigen können. Die Foderung eigener Pflanzschulen der Landhebammen ist sehr billig, so wie der Wunsch, dass gebildetere Personen sich diesem Stande widmen möchten. Dabey würde Rec. nie seine Stimme zu dem Vorschlage geben, junge Mädchen in der Entbindungskunst zu unterrichten, indem hierdurch die gute Sache sehr viel verlöre. Die Jugend macht hier keine Vorzüge, denn es können auch junge wackere Weiber zur Lehre gewählt werden; wenn aber selbst der Staat den Schwangeren alle Achtung widerfahren lässt, wenn die Weiber, sowohl die gebildeten wie die rohen, von ihren Zufällen nie in Gesellschaft lediger Personen sprechen, wie soll man ihnen zumuthen, die weibliche Schamhaftigkeit so bey Seite zu setzen, und bey einer ledigen Person Hülfe zu suchen? Nichts scheint mehr geeignet, die Delicatesse des Weibes zu beleidigen, und den Stand der Hebammen verächtlich zu machen, da man immer ein Vorurtheil gegen ledige Geburtshelferinnen hegen wird, und das oft mit allem Rechte, da solche Personen in der Regel doch von verdächtiger Moralität sind. Die übrigen Vorschläge zur Verbesserung des Hebammenwesens und über die Wartung der Gebährenden und Kinder verdienen allen Beyfall. Am Schlusse dieser Anzeige können wir die Provinzialismen, welche in dieser Schrift vorkommen, und die häufigen Sprachfehler nicht unberührt lassen, so sehr wir überzeugt sind, dass der wesentliche Inhalt dieser Schrift praktisch brauchbar und verdienstlich sey.

nt.

Paris: *Nouvelles recherches sur la retention d'urine, par rétrécissement organique de l'urètre,* An IX. et 2de édition revue et augmentée par *J. Nauche,* médecin, présid. de la Société galvanique, membre de plusieurs sociétés littéraires. An XI. 8.

Hr. *Nauche,* durch mehrere Schriften, besonders durch die Übersetzung der Fieberlehre von *Selle,* durch eine Abhandlung über die Wirkungsart der resinösen Substanzen in der thierischen Ökonomie, und durch die Herausgabe des *Journal du galvanism, de la vaccine etc.* vortheilhaft bekannt, liefert hier eine Monographie der Harnverhaltung aus organischen Krankheiten der Harnröhre, welche sich durch Vollständigkeit und Präcision der Darstellung, durch einen Reichthum an wichtigen Beobachtungen, und durch mehrere neue Ansichten und technische Vorschläge empfiehlt. Der Vf. nimmt 4 Gattungen von Verengerungen der Harnröhre an: die entzündliche, die krampfhafte, die organische, und die symptomatische. Der Vf. wählt hier nur die dritte Gattung zum Gegenstand einer eigenen Monographie. Er behauptet, und erweiset gegen die Behauptungen der neuesten und angesehensten Schriftsteller, dass diese Verengerungen der Harnröhre schon den älteren Ärzten bekannt waren, und nicht erst bey der allgemeineren Verbreitung der syphilitischen Krankheiten entstanden. Hr. *N.* beschreibt die drey gewöhnlich angenommenen Grade der Harnverhaltung, Dysurie, Strangurie, und Ischurie; und giebt nur sehr kurz die unterscheidenden, diagnostischen Merkmale der organischen Verengerungen der Harnröhren, von der inflammatorischen, spasmodischen und symptomatischen an. In den ätiologischen Untersuchungen sagt er: „man findet diese Harnverhaltung gemeiniglich bey Männern von 35—40 Jahren, (in Deutschland öfterer in einem späteren Alter) nur in heissen Klimaten (?) und grossen Städten, bey Menschen von reizbarer Constitution, bey welchen das Gefässsystem prädominirt, bey Wollüstlingen, wel-

che ihre Genüsse in der Liebe vervielfältigten, und sich solche zu erkünsteln suchten." Der Vf. stellt überhaupt die Behauptung auf, dass organische Verengerungen der Harnröhre in sehr vielen Fällen ohne vorausgegangenen Tripper entstehen, dass der Tripper selbst, wenn der Kranke vorher solchen überstanden hat, nur ein entfernteres ursächliches Moment der Krankheit setzte, und dass diese am häufigsten von lange fortgesetzter Masturbation, von Übermass im Beyschlafe, und im Genusse geistiger Getränke, und überhaupt aus allen jenen Schädlichkeiten entstehe, welche lange Erectionen unterhalten, und den Tonus im schwammigen Gewebe der cavernösen Körper schwächen. In dem Hotel de Dieu kömmt unter 6—8 Structuren der Harnröhre immer wenigstens ein Fall vor, wo der Kranke nie vorher am Tripper litt. Hr. *Nauche* führt eine grosse Reihe von Krankengeschichten zur Bestätigung dieser Behauptung an. Die organischen Verengerungen der Harnröhre bestehen nach dem Vf. 1) in den sogenannten Carunkeln, Fleischauswüchsen, welche zwar seltener, als man gewöhnlich glaubt, in der Praxis vorkommen, die aber doch nicht ganz abgeleugnet werden können; 2) in Vernarbungen und Verschwärungen, deren, obgleich seltene Gegenwart ebenfalls durch einige glaubwürdige Beobachtungen bestätiget wird; 3) in Verhärtung, welche aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Jahrelang nach vollkommen geheilten Trippern entstehen kann, sondern meistens sehr bald nach heftigen Entzündungen der Harnröhre, besonders nach dem unvorsichtigen Gebrauche der Bougieen und adstringirenden Einspritzungen sich äussert, 4) und wenigstens in $\frac{2}{3}$ von Fällen in den varicösen Ausdehnungen, und der Anschwellung des schwammigen Gewebes der Harnröhre. Diese Varicosität des gefässreichen Parenchyms des schwammigen Körpers der Harnröhre, findet man fast beständig in den Leichen alter Leute und junger Debauchieurs, so wie dagegen die Gefässe dieses Systems bey enthaltsamen Menschen immer sehr kleine Durchmesser haben. Sowohl der Vf. als andere Schriftsteller haben zuweilen enorme Varices in diesem Canale gefunden. Eine ähnliche Varicosität desselben wird durch einen rauhen und eckigen Stein, der lange in der Blase liegt, hervorgebracht.

Unter den einzelnen Momenten der Prognose erklärt sich Hr. *N.* besonders deutlich über die Gefahren der Recidive, auch bey der besten und glücklichsten Heilung. Er sagt: „alle Canäle, welche bestimmt sind, einer ausgesonderten Flüssigkeit Durchgang zu verstatten, können, wenn sie einmal einen beträchtlichen Grad von krankhafter Veränderung in ihrer Structur erlitten haben, nie mehr gänzlich auf ihren primitiven Zustand zurückgebracht werden." Daher die häufigen Rückfälle nach geheilten (?) Thränenfisteln und Harnbeschwerden.

Der Vf. stellt zwey therapeutische Indicationen auf: Entleerung des angesammelten Harnes, und — Hebung des organischen Hindernisses. Zu dem ersten Zwecke wird hier besonders das *Catheterisiren* empfohlen. Man hat in den französischen Schulen der Chirurgie die beynahe ganz geraden Sonden von *Dessault* wieder verlassen. Nur nach wiederholten, mit Geschicklichkeit und Schonung angestellten Versuchen, den Catheter einzuführen, darf man zur Punction der Blase schreiten.

Unter den drey bekannten Methoden, diese Operation zu verrichten, wird der *Cosmischen* Punction über den Schaambeinen der Vorzug gegeben. Der Vf. empfiehlt die *Pelletan*'sche Verbesserung. Diese besteht darin, dass man durch die Troikardröhre, wenn das Stilet herausgezogen ist, eine Sonde von *Gummi élastique* einbringt, über dieser die Troikardröhre herauszieht, und die elastische Sonde bis zur erfolgten Heilung in der Blase liegen lässt. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen die Operation der Boutonniere. — Die zweyte Indication wird durch die methodische Anwendung der Bougieen und elastischen Sonden erreicht. Der Verf. giebt den letzten vor den ersten den Vorzug.

Hr. *N.* liefert einen reichen Nachtrag von Bemerkungen über die Folge-Krankheiten der Stricturen. Dahin rechnet er die Erweiterung des hinter der verengerten Stelle gelegenen Theiles der Harnröhre von der Stagnation des Urines; die Verdickung des Gewebes, und die Vermehrung der Muskelkraft der Blase, die Erweiterung der Uretheren und des Nierenbeckens, das Unvermögen, das Blutharnen, die falschen Wege, welche durch ungeschicktes Sondiren hervorgebracht werden. (Der Vf. verwirft mit Recht jedes operative Verfahren zur Heilung derselben, und behauptet, dass die Integrität des Canales sich in den meisten Fällen wieder von selbst herstelle.) Harn-Depots und Harnfisteln.

Wth.

Erfurt, b. Keyser: *Die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Ärzte und Wundärzte* von Dr. *Adolph Friedrich Löffler*, russisch-kaiserl. Hofrathe u. s. w. 2ter Band. 1805. 924 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Handbuch der wissenswürdigsten und zur Beförderung einer glücklichen medicinischen Praxis vorzüglich geeigneten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen.* Herausgegeben von Dr. *A. F. Löffler*, u. s. w.

Ein Aggregat von Bemerkungen, die aus einer grossen Menge Schriften, vorzüglich Zeitschriften, oft wörtlich, zusammengetragen sind. Der Werth einer solchen Sammlung lässt sich aus zwey Gesichtspuncten bestimmen. Für den denkenden Arzt, der durch Geschäfte oder Localverhältnisse gehindert wird, aus zerstreuten Werken das für seinen Zweck Brauchbare auszuwählen, sind dergleichen Sammlungen wünschenswerth und nützlich; da sie ein Depot von merkwürdigen Erfahrungen liefern, deren Resultate sehr ergiebig seyn können. Auf der anderen Seite aber wird durch solche Sammlungen der Charlatanerie und der Empirie bey dem grossen

Trofs unserer Ärzte und Wundärzte Vorschub geleistet, und dadurch oft grofser Schade gestiftet. Eigenes des Herausgebers findet man sehr wenig. Nicht einmal an eine nothwendige Ordnung der Materien hat er sich gehalten, sondern alles steht bunt, wie ein Quodlibet, durch einander. Die Abhandlungen von innerlichen und äusserlichen Krankheiten wechseln mit der Zubereitung und Anpreisung von Heilmitteln ab; nach der Heilkraft des thierischen Magnetismus wird der Spinnen und ihres Gewebes als eines bewährten Mittels gegen Wechselfieber gedacht; der Abhandlung über eine Gebärmutterstütze folgt eine andere über Mercurialseife. So sind auch Abhandlungen über gewisse Krankheiten mehreremal getrennt, und die Übersicht ohne Zweck noch mehr erschwert worden. Z. B. S. 369, vom Kindbetterinfieber; S. 429 ebenfalls; vom Missbrauch des Opiums S. 460 u. S. 612 Abh. über das Opium; Mittel gegen den Kropf S. 680 u. S. 702 ebenfalls u. s. w. Überhaupt aber sind der Abhandlungen an der Zahl 130. Rec. hebt aus dieser Menge das Bemerkenswertheste aus. Die Anwendung des Arseniks von *le Febure* (S. 73) innerlich und äusserlich gegen den offenen Krebs verdient viel Einschränkung, und desselben Angabe, mehr denn 200 (?) Menschen von diesem Übel befreyet zu haben, bedarf in pathologischer Rücksicht mancher Berichtigung. Merkwürdig ist die S. 142 erzählte glückliche Anwendung des Galvanismus bey schon ausgebrochener Wasserscheu aus dem *Journal de Médecine, de Chirurgie et de Pharmacie, ou Annales de la Société medico - pratique de Montpellier. An IX, No. III.* Sollte nicht hier eine der gewöhnlichen Täuschungen zum Grunde liegen? Die S. 154 befindliche Aufführung mehrerer Arzneykörper, die durch Einreibungen, mit thierischen Säften vermischt, in den Körper gebracht werden (*Anatripsologia*), verdient, in therapeutischer Hinsicht, die Beherzigung jedes denkenden Arztes, da der Nutzen dieser Anwendung auf die Organisation ausgebreitet ist, und die seitherige Vernachlässigung nicht verdient. Die S. 179 angeführte verbesserte Art, den Hebel in der Geburtshülfe anzuwenden, ist sehr gut bey leichten Fällen; allein sehr oft möchte es unmöglich seyn, den hier nothwendigen Grad von Kraft hervorzubringen. Von S. 201 bis 285 wird in kurzen Aphorismen das Vorzüglichste über die Schutzblattern angeführt, und die Erfahrungen und Resultate mehrerer Impfärzte mitgetheilt; als historische Übersicht ein interessanter Beytrag. S. 454 empfiehlt der Herausgeber allen Schwangeren, das Mafs über die gröfste Ausdehnung des schwangeren Leibes zu nehmen, und zwar zuerst im Anfange der 2ten Hälfte und dann im letzten Monate der Schwangerschaft. Auf dieses Mafs soll man den Namen der gemessenen Person, wahrscheinliche Zeit der Schwangerschaft und den Ausgang der Geburt schreiben; und dadurch versichert der Vf. für die folgenden Schwangerschaften einen Mafsstab erhalten zu haben, aus welchem er jedesmal sehen konnte, ob sich die jetzige Schwangerschaft wie die vorige verhalten würde u. s. w. Auch eine Queerlage und eine Zwillingsgeburt will er hierdurch erkannt haben. Der geübte Geburtshelfer hat bestimmte, nicht leicht trügliche Zeichen, um Queerlagen und Zwillingsgeburten vorher zu sagen, da hingegen das Mafsnehmen allein nichts Bestimmtes leistet. Überhaupt giebt es in dem äusseren Habitus der Schwangeren eine grofse Menge von Verhältnissen, die übereinstimmend sind, ohne dafs die Geburtslage immer dieselbe ist. Der Vorschlag S. 486, die Zange der Stelle der Einkeilung in allen möglichen Fällen so nahe als möglich anzulegen u. s. w., findet Rec. sehr zweckmäfsig, ausser da, wo gewisse Theile des Gesichts Berührungspuncte darbieten, die mit der Zange durchaus vermieden werden müssen. S. 605 erwähnt der Herausg. seine, schon in *Hufelands* Journal XVI, 4. S. 45 beschriebene und abgebildete Gebärmutterstütze, welche aus einer, nach der Axe des Beckens gebogenen Hohlröhre von Horn besteht, an deren oberes Ende ein runder Nufsgrofser Schwamm befestigt ist, u. s. w. Dieses Instrument bringt er dann, wenn der Uterus sich nach der Geburt in einem schlaffen asthenischen Zustande befindet, sich nicht gehörig zusammenzieht, sondern unthätig und kraftlos wieder herabsinkt, durch den Muttermund bis zum Gewölbe des Uterus. Allein Rec. glaubt, dafs durch eine zweckmäfsige Manipulation, und nachherige zweckmäfsige Lage der Patientin das Instrument entbehrt werden könne. S. 683 schlägt der Herausg. die Inoculation der Pocken an den Füfsen vor. Die Nachtheile, welche die Inoculation an den oberen Extremitäten erzeugen, werden aufgezählt, treffen aber mehr die Inoculation der Menschenblattern, und sind bey der Schutzblatternimpfung gar nicht zu befürchten, da hingegen die Impfung an den Armen viele Vortheile darbietet. Angehängt ist ein Register über beide Theile. —d—

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. 1) *Königsberg*, b. Nicolovius: *Pharmacopoea castrensis borussica.* Editio altera. 1807. 72 S. 12. (9 Gr.)

2) *Paris*, b. Méquignon d. ä.: *Formulaire pharmaceutique à l'usage des hospitaux militaires.* An XIII. 111 S. gr. 8.

Der Schrift No 1 gebührt ohne Zweifel die erste Stelle unter den ihr ähnlichen; sie verdient bey allen Armeen eingeführt zu werden. Die höchste Einfachheit, verbunden mit der überdachtesten Auswahl der kräftigsten Mittel, zeichnen diese Schrift besonders aus. Nachdem zuerst auf einer Seite eine bequeme Übersicht der Gewichte und Mafse gegeben worden, folgt in alphabetischer Ordnung der *Selectus medicaminum simplicium et compositorum.* Bey jedem Mittel ist auf der Seite zugleich die Dosis bemerkt worden nach drey verschiedenen Graden. Der zweyte Theil enthält die *Formulas medicas*, an der Zahl 90, und gewiss hinreichend, alle Bedürfnisse eines Militairhospitals zu befriedigen.

No. 2 ist ein sprechender Beweis der tiefen Stufe der Cultur, auf welcher noch gegenwärtig die Arzneykunde in Frankreich steht. Die mehresten der hier aufgenommenen Mittel sind kraftlos und von deutschen Ärzten der Vergessenheit längst übergeben, und viele der hier aufgestellten Arzneyformeln höchst unbequem. Ein Paar Proben werden dieses hinreichend beweisen. S. 3. *Espèces apéritives. Prenez racines séchées: d'ache, de fenouil, de persil, de fraisier, d'asperge, de chaque parties égales etc.* Wie kräftig muss nicht die *Tisane commune* seyn, die aus 4 Pfund Gerste, 4 Unzen Sufsholzwurzel und 64 Pfund Wasser bereitet werden soll!! Die *Pilules mercurielles* werden aus metallischem Quecksilber, Weinsteinrahm, Skammonium und Jalappe bereitet! C. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Zwey Epochen der modernen Poesie* in *Dante*, *Petrarca*, *Boccaccio*, *Goethe*, *Schiller* und *Wieland*, dargestellt von *Adolf Wagner*. 1806. 111 S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint Rec. zu der Classe der jungen Männer zu gehören, an welchen unser Zeitalter so reich ist, die, nicht ohne Kenntnisse und Talent, von fremden Ideen angesprochen, bewegt, begeistert wurden, und, ungeachtet sie ihnen eigenthümliche Modificationen geben, nicht im Stande sind, sich diese Ideen anzueignen, und in das Ganze ihres Wesens aufzunehmen, d. h. sie scharf zu denken und klar zu verstehen; die, immer fremdem Einflusse hingegeben, nach einer gewissen Alterthümlichkeit streben, um ihrer Rede ein ernsthaftwichtiges Ansehen zu geben, weil sie selbst an die Wichtigkeit derselben um so mehr glauben, je weniger sie völlig darum wissen; die an den Perioden drehen und drechseln, sie verschieben und verwirren, sie mit grosen, vielsinnigen Worten verzieren, und mit dunkelen Ausdrücken so lange verbrämen, bis sie sich selbst über den Gehalt zu täuschen im Stande sind. Hr. *Wagner* hat gewisse Kenntniss und Geist: das beweiset diese Schrift; aber er hat nicht verstanden, dadurch seine Schrift interessant zu machen. Sie ist in einem so seltsamen Styl, ohne Kraft und Gediegenheit, ungrammatisch und unorthographisch, und überhaupt so verworren geschrieben, dass es Rec. bey wiederholter Lectüre, die ihm in der That Mühe gekostet hat, doch nicht möglich gewesen ist, heraus zu bringen, was Hr. *W.* eigentlich will? ob er glaubt, dass es in der ganzen modernen Poesie, im Gegensatz der antiken, *nur* die zwey Epochen gebe, welche durch die drey genannten Italiäner und die drey Deutschen gebildet sind, und dass alles übrige an sie angereihet werden könne? oder ob er aus der ganzen Geschichte der modernen Poesie nur diese beiden Epochen willkührlich herauswählte, etwa darum, weil sie sich ähnlich sind, indem die Deutschen mehr ideal darstellen, was die Italiäner mehr real dargestellt hatten, und indem *Schiller* und *Wieland* sich so zu *Goethe* verhalten, als *Petrarca* und *Bocaccio* zu *Dante*? Jenes Erste kann Hr. *W.* wohl schwerlich wollen, da er ja selbst den *Shakespeare* über alle zu setzen scheint, weil sich in ihm das italiänische Reale und das deutsche Ideale wieder concentrire und durchdringe. Dass dieses Zweyte aber eine höchst willkührliche Annahme seyn würde, davon werden wohl die meisten Leser mit dem Rec. überzeugt seyn. Vielleicht will Hr. *W.* keins von beiden, sondern noch ein Drittes; und es ist leicht möglich, dass er den Rec. bemitleidet, weil er ihn nicht verstanden habe. Damit die Leser in diesem Falle zu entscheiden vermögen, wessen die Schuld sey: hält Rec. für das Klügste, zu referiren, was Hr. *W.* giebt, und, so viel als möglich, mit den eigenen Worten desselben, damit zugleich Styl und Sprache bekannt werden.

„Von jeher, so beginnt Hr. *W.*, eilten Kunst und Wissenschaft dem Zeitalter, aus welchem sie hervorgingen, zuvor, schon hierin ihre Elemente offenbarend — (hierin ihre Elemente offenbarend?) — und stellten in ihren lebendigen Ideen eine Norm auf, nach welcher die tiefer stehende Zeit aufstreben musste. So *anticipiren* sie gewissermasen die goldene Zeit der Nation, zu welcher diese, nach dem unwandelbaren Kreislaufe der Natur, *zurückkehren* muss, wovon — (von welcher goldenen Zeit?) — schon eben Dichter und Weise der Vorzeit begeistert sangen. Auch wurden eben darum — (warum denn nun eigentlich?) — ihre Werke — (die Werke der Dichter und Weisen der Vorzeit, oder der Kunst und Wissenschaft?) — als classisch anerkannt, gleich als ob an ihnen die Abweichung von dem Ewigen, welches ihren Darstellungen zum Grunde lag, am sichtbarsten gemessen, und der Geist durch das Anschauen gekräftigt würde, zu einem höheren Fluge, der Ruhe fände vor den Stürmen der umgebenden Welt." Neben diesen grosen Geistern (also neben den Dichtern und Weisen der Vorzeit, denn sonst sind ja noch gar keine genannt) hätten von jeher minder grose gestanden, in welchen die Lebendigkeit der Anschauung in der Fülle des Angeschauten unterging, mindestens ermattete, oder vorherrschend — (welches ist nun das Subject?) — die Gestaltung hemmte, und deren Werke mehr eine stets gehemmte Unruhe, als die ruhig waltende Besonnenheit eines ordnenden Kunstgeistes verrathen. Diesen Geistern werden auch diejenigen verglichen, die den Gegensatz der antiken und der modernen Kunst festhalten, und nicht den heiligen Abgrund sehen, in welchen beide versinken, um im Geiste des Menschen blühend wieder zu erstehen." — Von dem Gebiete der Kunst werden aber die ganz ausgeschlossen, „welche es nie vermochten, eine eigenthümliche Ansicht der Welt frey ordnend zu beleben, und bis in ihr

luminirten Vorstellungen, und kurzen, aber zuverlässigen Beschreibungen. — Die Vorstellungen in Queer-Octav, mit untergesetzter Beschreibung, füllen jedesmal eine Seite vom Quartblatte. In jedem Hefte finden sich drey solcher Blätter, die aber keine Seitenzahlen haben. Vier Hefte machen eine Lieferung aus, die auf Velinpapier und illuminirten Kupfern 24 Franken kostet. Mehrere Thaten der französischen Armee in Ägypten kommen hier vor. Madame *Verdier*, die Gemahlin des Generals dieses Namens, ist im zweyten Hefte sehr gut, nur etwas zu stark männlich vorgestellt, wie sie, in einer Wüste Syriens, einem maroden kranken Soldaten am Schweife ihres Pferdes forthilft. Handlungen gemeiner Soldaten und Bürger stehen in Menge unter jenen der Generäle und Grossen, wie z. B. die des Grenadiers Aubert im J: 1800 bey Grissen; die des Pierre Bazile zu Neuil. Wichtige Scenen aus der französischen Geschichte vor der Revolution, kommen auch hier und da vor: ein Beyspiel davon ist die des Maréchal *Segur* im sechsten Hefte.

Sbst.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Himburg: *Theoretisch - systematische Vorlesungen über die Bearbeitung des Soldatenpferdes nach organographischen und physischen Grundsätzen und über die Zäumung desselben.* Gehalten und herausgegeben von *L. Klatte*, kön. pr. Stallmeister des hochlöbl. Husaren - Regiments Schimmelpfennig von der Oye. 1804. 101 S. gr. 8. (10 Gr.) Der Vf., der sich schon in einer früheren Schrift über die Zäumung und durch sein Journal für die Reitkunst als wissenschaftlicher Reiter gezeigt hat, liefert hier ein sehr interessantes und belehrendes Werk über die Bearbeitung des Soldatenpferdes. Es zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Über den Zweck, die Mittel und die Folgen der Bearbeitung des Pferdes. 2) Über den zweckmässigen Sitz des Reiters bey der Bearbeitung, als Berichtigung der Streitfrage: Wie muss der Sitz des guten Reiters beschaffen seyn? 3) Über die richtige Anwendung der Mittel, die uns von der Kunst gegeben sind, uns das Thier unterthan zu machen (die Zäumung). 4) Über die Anwendung der Kunst auf den thierischen Körper des Pferdes zur Verbesserung der physischen Fehler desselben (die eigentliche Bearbeitung). 5) Über die Abrichtung selbst oder den Unterricht, das Thier künstliche Gänge zu lehren (die Abrichtung). 6) Über die Zäumung des Soldatenpferdes, als letztes Hülfsmittel, dasselbe nach allen unseren Absichten zu leiten, und die von der Natur in den Weg gelegten Hindernisse durch Beyhülfe des Mechanismus zu überwinden.

L. T. L.

1) *Ronneburg*, b. Schumann: *Der Mildheimische Briefsteller*, oder *gemeinfassliche und vollständige Anleitung für Bürger und Bauersleute zum Briefschreiben und zur Abfassung aller Arten schriftlicher Aufsätze. Ein Anhang zu dem Beckerschen Noth- und Hülfs-Büchlein.* 1805. 326 S. 8. (12 Gr.)

2) *Stadtamhof*, b. Daisenberger: *Neuester Briefsteller zum allgemeinen Gebrauche* oder *Anweisung zum Briefschreiben für alle Fälle des menschlichen Lebens, sammt einem deutsch - lateinisch - und französischen Titularbuche.* Von *J. F. Arnswald.* 1804. XX u. 358 S. 8. (16 Gr.)

Es ist gar keine leichte Aufgabe, für den gemeinen Mann ein briefstellerisches Noth- und Hülfs - Büchlein zu schreiben; aus dem er sich, bey vorkommenden Fällen, Raths erholen, oder, ohne weitere mündliche Beyhülfe, selbst einen Brief schreiben lernen soll. Besonders aber ist das Letztere sehr schwer: denn es fehlt in der Regel dieser Classe von Menschen zu viel, um einen zusammenhängenden schriftlichen Vortrag gehörig zu verstehen und zu benutzen. Wo man aber so viel Bildung voraus setzen darf, da wird das anzuzeigende Buch nicht ohne Nutzen seyn. In der Einleitung S. 1 — 89 wird das Nothwendigste über die Abfassung von Briefen im Allgemeinen vorgetragen. Ihr Inhalt, dünkt Rec., hätte noch mehr beschränkt werden können. So konnte z. B. Manches, was von der äusseren Einrichtung der Briefe zwar gesagt, aber nicht hinlänglich deutlich gemacht werden kann, nur angedeutet, und was über das Gefällige im Briefschreiben vorgebracht worden ist, vielleicht ganz wegbleiben sollen, weil es doch nicht ohne eine gewisse, feine Beurtheilung schicklich angewendet werden kann. Lobenswerth ist indessen das überall durchscheinende Bestreben, dem gemeinen Manne verständlich zu seyn. In die Lehre von den Unterscheidungszeichen wäre wohl dadurch, dass man das Colon und Semicolon, deren richtiger Gebrauch zuweilen auf zu feinen Unterscheidungen beruht, die von Leuten dieser Bildung nicht zu erwarten sind, nicht beachtet hätte, mehr Deutlichkeit zu bringen gewesen. Von S. 90 an kommen Briefmuster. Sie sind im Ganzen genommen gut gerathen, und den Bedürfnissen entsprechend. Den Schluss machen kleine Aufsätze, welche auch noch ausser den Briefen im gemeinen Leben vorkommen, wodurch die Brauchbarkeit des Buches noch mehr erhöhet wird.

No. 2 enthält einige Regeln über die gute Einrichtung eines Briefes, dann die verschiedenen Arten von Briefen selbst, und endlich eine Sammlung von Titulaturen. Die Briefe sind ziemlich fliessend und correct. Wenn man aber darin neben den Schreiben von Schuhmachern und anderen Handwerkern auch Briefe eines Generals, eines Studenten, Professors und Predigers findet: so sollte man fast glauben, der Vf. habe eine Satyre auf die höheren und gebildeteren Stände schreiben wollen.

D. u. nx.

Berlin, b. Franke: *Der junge Handwerker und Künstler in allen seinen Verhältnissen. Ein Buch, welches lehrt, wie junge Leute es anfangen müssen, um in der Welt ihr Glück zu befördern. Nebst einigen nützlichen Bemerkungen und Nachrichten zum allgemeinen Gebrauch. Von dem Verfasser des Unterrichts für Dienende* u. s. w. 1804. 189 S. 8. (8 Gr.) Diese Schrift entspricht im Ganzen genommen, ihrer menschenfreundlichen Absicht. Die Classe des Volks, auf die sie berechnet ist, wird darin manche gute Belehrungen, Vorschläge und Räthe finden, die, wenn sie angewendet werden, auf ihr künftiges Glück nicht ohne wohlthätigen Einfluss seyn können. Dass jene weder neu noch tief geschöpft sind, wird man dem Vf. billigermassen nicht zur Last legen. Aber über Eines könnte man ihn in Anspruch nehmen. Auch er hat sich, wie viele von den jetzt so zahlreichen Volksschriftstellern, bey vorzüglicher Richtung seiner Bestrebungen auf materiellen Nutzen, einen zu oberflächlichen und bequemen Begriff von Popularität gebildet. Auch er setzt die besonderen Stände des Volkes gar zu roh und ungebildet voraus, was bey dem Fortgange unserer Schulverbesserungsanstalten doch kaum der Fall seyn sollte. Daraus entsteht denn theils in Rücksicht des Vortrags häufig eine gewisse Plattheit und Gemeinheit, und von Seiten der Behandlung der Materien eine breite Ausführlichkeit und Seichtigkeit, die bey den Verständigeren ohnehin ihres Zwecks verfehlen, und durch diese auch bey den Ungebildeteren, da *sie* am wenigsten so geradezu ihre Rohheit und Unwissenheit sich wollen vorwerfen lassen, in schlimmen Ruf gerathen. Von diesen Fehlern ist die gegenwärtige Schrift nicht ganz frey, obgleich, wie Rec. gerne gesteht, weniger als andere damit überladen.

K. P.

Jena, gedrukt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf 1808.

Monatsregister

vom

März 1808.

I. Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

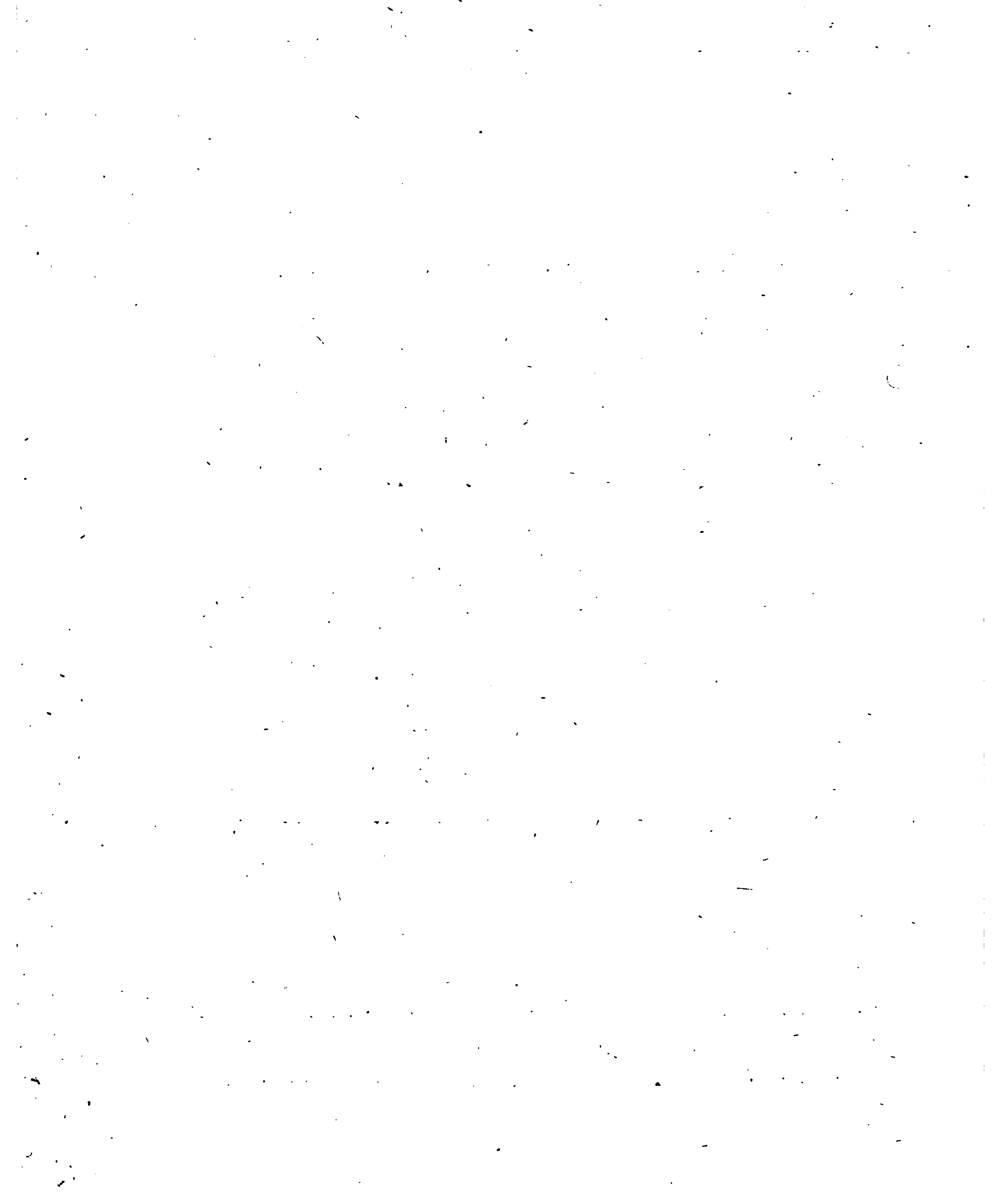
JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1808.



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 1 APRIL, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Bemerkungen über Stellen in Jeremia's Weissagungen.* Von C. G. Hensler, Dr. und Prof. der Theologie zu Kiel. 1805. 186 S. gr. 8. (18 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift hat seine Vorgänger sorgfältig geprüft, und liefert uns hier das Resultat seiner Untersuchungen, seine eigenen Ansichten und Bemerkungen. Sie enthalten manches Neue und verdienen in jeder Rücksicht Aufmerksamkeit. Den Sinn eines Satzes oder einer Stelle hat der Vf. besonders nach dem Zusammenhang mit dem unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden und durch Vergleichung mit anderen, in Ansehung der Worte oder der Sachen dahin gehörenden Stellen des Propheten, oder, wenn solche nicht vorhanden waren, eines anderen hebräischen Schriftstellers zu bestimmen gesucht. Die Festsetzung neuer Bedeutungen der Wörter mit Hülfe eines der verwandten Dialekte glaubt er weit seltener nöthig zu haben, als viele neuere Philologen annehmen, die sehr oft eine gewisse und aus anderweitigem Gebrauche ganz sichere Bedeutung mit einer neuen aus den Dialekten ohne Noth vertauschen. Auch den alten Übersetzungen legt Hr. *H.* bey der Bestimmung der Leseart und des Sinnes kein sehr grosses Gewicht bey. „In unzähligen Fällen, sagt er, wo man die Alten eine andere Leseart in ihren Handschriften finden läfst, hatten sie gewifs die unsrige, nur dafs sie diese falsch verstanden, oder unglücklich, wenigstens zu frey, ausdrückten, oder gar sie emendiren zu müssen glaubten; und da, wo sie wohl wirklich etwas anderes lasen, ist diefs in den mehresten Fällen nur als Schreibfehler anzusehen; es ist weit öfter der Leseart des masoretischen Textes nachzusetzen als vorzuziehen. In exegetischer Hinsicht, bey den Angaben der Bedeutungen dunkler Ausdrücke, sind die alten Übersetzer auch nur mit grosser Vorsicht als Gewährsmänner anzusehen, obwohl immer unter ihren Arbeiten die eine mehr Vertrauen, als die andere, verdient, und auch bey einer und derselben ein grosser Unterschied in den verschiedenen Büchern des A. T. sich findet u. s. w." Alles dieses sind in dem Munde eines vorsichtigen Exegeten, der sich auch vor dem Mifsbrauch hüten wird, richtige Behauptungen. Auch mufs es Rec. billigen, wenn der Vf. bemerkt, dafs er in diesen Bemerkungen der Meinung derer gefolgt sey, welche bey den Verkündigungen der hebräischen Propheten Erweisungen des menschlichen Vorhersehungsvermögens, so weit diese reichen, nicht ausschliessen; aber doch, da jenes Vermögen so beschränkt ist, vieles, ja bey mancher Verkündigung alles einer göttlichen Einwirkung zuschreiben, welche indefs sich nicht auf die Einkleidung der Gedanken erstreckte, und dieselbe dem Redenden ganz überliefs. Wir wollen einiges aus diesen Bemerkungen als Probe von der Manier des Vfs. ausheben. Cap. 2, 33 wird gegen die Erklärung von Hn. *Schnurrer* erinnert, dafs der Ausdruck: *seine Wege an Laster gewöhnen*, etwas Befremdendes habe, ob es gleich die Sprache erlaube die Worte so aufzufassen. Der Vf. übersetzt: *Wie hast du so schöne Wege, um Buhlschaft aufzusuchen: Daher lernst du auch, wie diese Wege, so das Unglück kennen*, und glaubt, dafs der Prophet auf ein gegenwärtiges Unglück, vielleicht auf die drückende Dürre, wovon Cap. 3, 3. 5 die Rede ist, aufmerksam mache. את דרכיך, *cum viis tuis* wäre also so viel, als *aeque ac vias tuas*. Aber auch dieses ist noch immer gesucht. Cap. 3, 1 hält es der Vf. für eine verkehrte Ansicht, wenn viele הלא חנוף zum Vorhergehenden ziehen, aber er missbilligt es, wenn *Schnurrer* eine Zusammenschmelzung des eigentlichen und des bildlichen Ausdrucks annimmt, und האשה als Bild des Volks oder Landes betrachtet, so dafs nachher הארץ für האשה gesetzt und der Sinn sey: *omnino nefanda haberi debet ejusmodi femina.* Er erinnert, dafs das Ganze dadurch sehr verwickelt und räthselhaft werde, dafs es so natürlich sey, dafs אשה wirklich eine einzelne hebräische Frau anzeige, und dafs חנף הארץ die Entweihung des Landes sey, so wie V. 2 auch הארץ durchaus das Land seyn müsse. Der Vf. übersetzt daher den ganzen Vers: *Wenn ein Mann, sagt man, seine Gattin verstöfst, und sie, nachdem sie von ihm gegangen, sich einem anderen ergiebt, so wird jener sich nicht wieder mit ihr verbinden. Entweihet wird diefs Land; du (Jude) treibst Unzucht mit der Buhler Menge: dennoch darfst du wiederkehren. So spricht der Herr.* Aber auf diese Weise ist doch הלוא nicht ausgedrückt, welches doch nicht umsonst gesetzt ist. Rec. ist noch immer am geneigtesten, diesen Satz mit dem vorhergehenden zu verbinden, und findet gar nichts unschickliches darin, da der Contrast dadurch wirklich noch auffallender wird. Offenbar wird hier auf das Verbot 5 Mos. 24, 2—4 Rücksicht genommen, und der dort angegebene Grund des Verbots ולא תחטיא את הארץ entspricht gar zu deutlich dem hier gesetzten הלא — הארץ. In dem fol-

genden 5 V. nimmt Hr. H. וחוכל als die dritte Person so, dass es nach einer auch bey Jeremias Cap. 48, 41 u. 51, 56 vorkommenden Anomalie auf הרעות gehen würde: *So sprichst du; gleichwohl verübst du das Böse, es hat die Oberhand.* Bey C. 3, 14 will Hr. H. die Bedeutung, die man בעל mit ב construirt nach dem Arabischen giebt, nicht gelten lassen. Er behält die Bedeutung *herrschen* Jes. 26, 13 bey, und bemerkt, dass auch משל mit ב *einen beherrschen* heisse. Er übersetzt daher: *Kehret um (zu mir), da ich euer Beherrscher bin*, und eben so übersetzt er auch C. 31, 32. Bey C. 4, 10 will Hr. H. keine Zwischenrede des Jeremias anerkennen. Er findet etwas unschickliches darin, da Jeremias das Volk selbst V. 3—5 für strafbar erklärt, und er überdiess eine unehrerbietige Äusserung über die Gottheit hier vorbringen würde. Er will desswegen וְאָמַר aussprechen, so dass ein anderes Subject, die V. 9 erwähnten falschen Propheten, redend eingeführt würden. Er übersetzt daher: *Und sagen wird man: O Herr, wahrlich du hast diess Volk, hast Jerusalem getäuscht durch die Zusage: Euch wird es wohl ergehen.* Das schwierige שדוד C. 4, 30 will der Vf. als Infinitiv punctiren, und ein ב oder ל hinzudenken: *Und du dort, was willst du beginnen beim Verderben* oder *wider das Verderben?* Diess kommt aber doch dem Rec., besonders bey der Stellung des Worts, etwas hart vor. Freylich ist das hier angeredete Subject eine weibliche Person; aber es ist ja bekannt, dass das beygefügte Adjectiv oder Particip *masc.* oft für ein Neutrum oder Substantiv anzusehen ist. Daraus lässt sich die anscheinende Unregelmässigkeit am natürlichsten erklären, s. *Schröderi institut. synt.* §. 17. Cap. 6, 6 glaubt Hr. H. der grammatischen Härte dadurch abzuhelfen, wenn man הפקד als den mit dem Artikel versehenen Infinitiv in Kal betrachtet: *Es ist die Stadt der Ahndung*, die der Strafe bestimmte Stadt. *Überall ist sie des Unrechts voll.* Rec. ziehet כלה lieber zu dem Vorhergehenden, und betrachtet היא העיר als den *nomin. absol.* *Was die Stadt betrifft, sie ist ganz zur Strafe bestimmt: Unrecht herrscht in ihr.* Cap. 6, 27 wird auch unter anderen die Erklärung von *Blayney*, der מבצרו liest, angeführt: *Ich verordnete dich mein Volk zu prüfen wegen seines Goldes.* Um die grammatische Härte zu entfernen, und weil חרע ohne Partikel im Anfang des zweyten Satzes missfällt, schlägt Hr. H. vor, מבצרו חרע zu einem besonderen Satz zu machen: *Sein Silbererz solltest du prüfen.* Diesem Satz, sagt er, schliesst sich nun der folgende passend an: *seine Wege solltest du untersuchen.* Nachher heisst es denn, nur Kupfer, Eisen, Bley sey da, *als Silber verworfen* sey das Volk. Jene Bedeutung des מבצר hält der Verf. für schicklicher, da V. 30 כסף נמאס folgt, und zugleich auch für philologisch sicherer. Cap. 8, 18 wird übersetzt: *Was ist mein Trost bey dem Kummer* d. i. bey dem Kummer ist kein Trost für mich. Der Vf. betrachtet das hier stehende Wort als zusammengesetzt aus מה בלינוחי, von welcher Zusammenziehung ein ähnliches Beyspiel Malach. 1, 13 vorkommt. Bey Cap. 10, 11 wird bemerkt, dass es nicht unpassend genannt werden könne, dass Jeremias den Verbannten hier etwas zuruft, dass sie den Siegern, die sich ihrer Götter freuten, kühnlich würden vorhalten können; aber es ist dem Vf. mit Anderen auffallend, dass diese Worte, und sogar der Anfang des Verses, aramäisch abgefasst sind, und dass dadurch der Zusammenhang zwischen V. 10 u. 12 ganz zerstört wird. Er vermuthet daher, dass der Prophet diesen Vers hebräisch geschrieben, und gleich auf den 9 Vers habe folgen lassen. Aber in früheren Zeiten gerieth einer, aus leicht einzusehendem Grunde, auf den Einfall, dieses in die, beym Umgang mit den Chaldäern übliche, Sprache einzukleiden. Aus seiner Handschrift kam nun der Vers so in die übrigen, und ward dabey zufällig von der rechten Stelle weg, hinter den 10 V. gerückt. Cap. 10, 17, 18 wird es bestritten, dass unter ישבת במצור Jerusalem zu verstehen sey. Der Vf. findet es mit dem übrigen mehr übereinstimmend, dass Jeremias die Nation im Sinne gehabt habe. Diese, die so oft als Frauenzimmer gedacht wird, wird auch gleich nachher V. 19, 20, und wieder V. 23-25, als ein solches redend eingeführt. Auch der 18 V. redet von dem Schicksale der Bewohner des ganzen Landes. Der Vf. übersetzt daher: *Nimm, o du Eingeengte, was du hast, zusammen, aus dem Lande wandernd;* ישב würde also hier in der Bedeutung *versari* stehen, und wörtlich würde es heissen, die du in der Einengung dich befindest. Bey dem 18 V. wird bemerkt, dass alles klar sey, wenn man nur ימצאו in Niphal ausspreche. Der Sinn wird also bestimmt: *Ja, so spricht der Herr, diessmal will ich des Landes Bewohner fortschleudern, einengen will ich sie, und ergriffen sollen sie werden.* Auch Cap. 1, 24 kommt מצא in dieser Bedeutung vor. Den sehr dunkelen Vers Cap. 11, 15, eine der schwersten Stellen im ganzen Buch, erklärt der Vf. auf eine ihm eigene Weise. So ungeneigt er sonst ist, die Leseart nach den alten Übersetzern zu ändern, so folgt er doch hier den Alexandrinern und dem Syrer, und lieset לידידתי im Föminin. Auch nachher spricht er יעברו in Hiphil aus. Der erste Theil des Verses wird übersetzt: *Die von mir Geliebte* (die Nation C. 2, 2), *in meiner Wohnung* (in Palästina Cap. 12, 7. Hos. 8, 1. 9, 15) *lebend, wie konnte sie jenen Gedanken ausführen!* Das Suffix in עשותה wird auf ידידתי gezogen, und המזמתה *jener Gedanke, Einfall* auf den V. 10 angeführten Entschluss, der um so füglicher gemeint seyn kann, da auch V. 12, 13 über den Götzendienst geklagt wird. Das folgende הרבים - מעליך scheint dem Vf. eine Frage zu seyn, welche eine Verneinung enthält: *Es wird jene Menge* (die Götzen, in Rücksicht auf V. 13, oder als Gegensatz mit dem Einen Jehova), *es wird das geweihete Fleisch dir das nicht abwenden.* Bey יעברו müsste אתה supplirt werden, und es würde auf das Unglück gesehen, welches V. 11, 12, und kurz vorher, V. 14, gedrohet wird. Die Schlussworte, wo vor רעתכי ein ב hinzuzudenken wäre, würden dann dieses sagen: *Wie würdest du da* (wenn du so das Unglück abwenden könntest) *bey deiner Verderbtheit jauchzen!*

Cap. 23, 5. 6 scheinen Hn. H. die Anzeigen zu schwach, um hier den Messias verkündigt zu finden. Er sucht zu zeigen, dass alles das, was die Stelle enthält, auf Serubabel anwendbar sey. Von dem Nachkommen Davids wird hier gesagt, er werde Gerechtigkeit liebend, tugendhaft seyn, im Gegensatz mit dem unwürdigen Nachkommen des grossen Königs zu Jeremias Zeiten Cap. 21, 11—14. Bey den Worten ומלך מלך wird bemerkt, dass es hier scheine, als wenn ausser jenem Abkömmling Davids noch eine anderePerson angekündigt würde, und dass alles dieses wohl auf Cyrus passen könne, aber dass es doch sicher sey, dass Jeremias keinen anderen, als jenen Sprössling als Herrscher aufstellen wolle, besonders wenn man Cap. 33, 15, 21 vergleiche. Hr. H. will aber desswegen die Worte מלך והשכיל als Infinitiv punctiren, und übersetzt: *weise wird er herrschen.* Rec. findet diese Änderung gesucht und unnöthig. Wer auf den Parallelismus achtet, der wird hier an kein anderes Subject denken. Es wird ferner bemerkt, dass durch den hier gebrauchten Ausdruck noch nicht angezeigt werde, dass der von David Abstammende ein eigentlicher König, ein unabhängiger Herrscher, seyn werde: denn das Wort מלך werde in der höheren Poesie auch von dem Oberhaupte einer Nation gebraucht, das nicht die Königswürde hat; hier und in anderen Stellen zeige es einen Herrscher an, der nur einen Theil der Obergewalt, vorzüglich die richterliche, habe. Der Schluss des 6 V. wird also erklärt: Das יהוה צדקנו heisst eigentlich: *der Herr ist unser Wohlthun,* unser Wohlthäter, denn der Begriff der Güte und des Wohlthuns ist mit diesem Ausdruck nicht selten verbunden Jes. 45, 8. Das Volk wird also seinen Obern mit dieser ehrenvollen Benennung bezeichnen können, so wohlthätig beweist sich die Gottheit durch ihn. Der Vf. vermuthet, dass Jeremias vielleicht den Jesaias Cap. 9, 5 hier nachgeahmt habe. Cap. 23, 33 wird übersetzt: *Wenn einer aus dem Volke, wenn ein Prophet oder Priester dich fragt: Was für einen Spruch des Herrn giebts nun? so sage ihnen das, was der Spruch ist: Ich verwerfe euch! das spricht der Herr.* Der Vf. betrachtet מה משא als ein Wort, als eine neue, aber einen passenden Gedanken darbietende Zusammensetzung. Cap. 31, 22 giebt er dem Wort סבב in Piel die Bedeutung: *weggehen machen, zurückdrängen.* Er bemerkt: *das Weib drängt den* Mann zurück, war etwa ein Sprichwort, das man in Fällen gebrauchte, wo, wider Erwarten, ein Schwächerer dem Stärkeren überlegen sich zeigt. Hier dachte sich Jeremias vermuthlich unter der schwächeren Person, Israel, unter der stärkeren, die chaldäische Nation. Diese hielt bisher jene unter dem Joch; allein jetzt macht die Schwächere sich los von dem Joche des Stärkeren, drängt gleichsam in einem, mit diesem unternommenen Kampfe ihn zurück.

Dieses wird genug seyn, um auf diese Anmerkungen aufmerksam zu machen. Wenn man oft manches zu weit gesucht findet, so wird man doch den Scharfsinn des Vfs. nicht verkennen können, und eben dadurch zur näheren Prüfung geweckt werden. T. D.

Coburg, b. Sinner: *Anleitung zur Kenntniss derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie, den Stadt- und Land-Predigern, Vicarien u. s. w. in der katholischen Kirche wesentlich nothwendig und nützlich sind.* Von *Ildephons Schwarz,* ehemaligem Benedictiner und Prof. der Theol. u. Philos. zu Banz. Nebst einem Vorbericht und einer freyen Charakteristik des berühmten Vfs. von *J. B. Schad,* Doctor und Prof. der Philosophie (damals zu Jena, jetzt zu Charkow). II B. 1804. LXVIII u. 836 S. III B. 1806. 360 S. 8.

Ildephons Schwarz, der rühmlichst bekannte Benedictiner von Banz, soll, wie Hr. *Schad* versichert, die Grundlage zu diesem Werke entworfen haben. So lange sich diese Angabe bloss auf das Zeugniss von Hn. *Schad* gründet, dürfte diese Autorschaft leicht verdächtig scheinen. Indess glaubt Rec. jener Versicherung um so lieber, je bescheidener das Urtheil über die in demselben angeführten Schriften ausgefallen ist. Der Blick des Vfs. und Herausg. trifft immer nur die besten Seiten von Jedem, und beide scheinen den Grundsatz angenommen zu haben, dass kein Buch ganz unbrauchbar sey. Wenigstens fühlt Rec. sich nicht im mindesten versucht, in Hn. *Schad* auch den Vf. zu vermuthen. Vorzüglich wichtig und interessant ist die vorausgeschickte gutgeschriebene Charakteristik des trefflichen *Ildephons Schwarz,* dem Hr. *Sch.* im Ganzen doch mehr Gerechtigkeit widerfahren lässt, als man von ihm vermuthen sollte. Aber auf *Columban Rösser* und den verdienstvollen *Placidus Sprenger* werden auch hier die ungerechten, harten, oft pöbelhaften Ausfälle wiederholt, die man von diesem Vf. bis zum Ekel gewohnt ist. Das Verzeichniss der Bücher ist überaus reichhaltig, und verräth, wie gesagt, einen so bescheidenen als belesenen Vf. und Herausg. Einige Schriften will Rec. noch nennen, die darin übergangen worden und ihm beym Durchlesen eben eingefallen sind. Zur Geschichte der Glaubensinquisition, eine kleine Schrift über die spanische Inquisition von *Reuss,* Prof. und Bibliothekar in Göttingen. Zur Geschichte der geistlichen Orden und Klöster, das *Benedictiner-Museum*; des Beförderers dieses Werkes, Hn. *Joh. B. Schad's Pater Sincerus,* welcher Unterlassungssünde sich der Herausg. nicht hätte schuldig machen sollen, wenn nicht etwa der Vf. selbst sich derselben schämen sollte. Auch hätten die Erklärungen des Klosters Banz gegen die Beschuldigungen des Hn. *Schad* nicht übergangen werden sollen. *Von Borns* Monachologie verdiente als ein Denkmal des Zeitgeistes angeführt zu werden. Zur Geschichte der verschiedenen Kirchen gehörte: *Acta et Scripta theologorum Wirtembergensium et patriarchae Constantinopolitani etc.* Witenbergae 1584. Fol. Zur Geschichte der Reformatoren: *Leben Ulrichs von Hutten von Meiners.* Zürch, 1797; *Leben Karlstadts von Fuesli.* Zur Geschichte der janseni-

stischen Streitigkeiten: *Acta publica constitutionis Unigenitus*, edidit *Pfaffius*. Tubingae 1721. 4, auch: die *Bulla Unigenitus*, oder Clementis XI Constitution wider die Anmerkungen P. *Quesnels* über das N. T. mit vielen Stellen der h. Schrift und alten Väter beleuchtet, jetzo ins Deutsche übersetzt, wozu eine Vorrede statt gründlicher Einleitung zur Historie von Jansenio und den Jansenisten, item von P. *Quesnels* Affaire, gemacht von *Joh. Frick*, Prof. Th. Ulm, 1717. 4. Unter den Predigten über einzelne biblische Bücher verdiente auch noch angeführt zu werden: *Christliche Religionsvorträge* von B. C. L. *Natorp*, Prediger zu Essen. II Sammlung. Über das Buch Ruth. 1803. Unter den Canonisten vermisst Rec. die ehrwürdigen Namen *Neller*, *Hederich*, *Schrod*, *Rautenstrauch etc.* *Barthels Annotationes*, Dissertation, und die seines Schülers und Nachfolgers *Endres*, hätten auch nicht ganz übergangen werden sollen.

F.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Essen*, b. Bädecker: *Momenta praecipua ad liberaliorem veteris Testamenti interpretationem, quae nostris temporibus est introducta*: e collatione Scriptorum veterum Graecorum et Romanorum cum Scriptoribus sacris. Programma, quod pro aditu Magisterii theologici in regia Boruss. Universit. Monasteriensi scripsit *Michael Wecklein*, Theol. Doct., Exegeseos biblicae, nec non linguarum orient. Prof. publ. ord. 1806. 70 S. 8. (6 Gr.)

2) *Münster*, b. Theissing: *Commentatio de nova exegesi praecipue Veteris Testamenti ex collatis scriptoribus graecis et romanis* scripta a *I. H. Kistemaker*, Prof. exeges. in Univers. Monast. et Direct. Gymnasii. 1806. 108 S. 8. (8 Gr.)

Rec. kennt von den beiden hier controvertirenden Collegen keinen persönlich, und steht mit keinem auch nur in den entferntesten Verhältnissen. Bloss von Hn. *Kistemaker* weiss er, dass er Vf. einiger mit Beyfall aufgenommener philologischer Arbeiten ist; allein dieser Umstand kann Rec. um so weniger für ihn bestechen, da auch sein Gegner in dieser kleinen Schrift eine schöne Bekanntschaft mit der classischen Literatur der Griechen und Römer an den Tag gelegt hat. Rec. ist daher im Stande, über diesen Streit, worein sich die Leidenschaft der Personen gemischt zu haben scheint, völlig unparteyisch zu urtheilen. Dieses Urtheil nun lautet summarisch (denn zu einem mit Zweifels- und Entscheidungs-Gründen versehenen Urtheil würde eine ausführliche Abhandlung, oder gar ein Buch erfoderlich seyn) folgendermassen:

Hr. *W.* hat Recht, wenn er bey der Erklärung des A. T., bloss von dem historischen Gesichtspuncte ausgehend, dieselben Grundsätze angewendet wissen will, die man bey der Interpretation anderer alten Schriften befolgt, und wenn er glaubt, dass die Denk- und Sprach-Weise Palästina's auch subsidiarisch aus Griechenlands und Roms Classikern erläutert werden könne. Diess haben seit langer Zeit besonders protestantische Gelehrte nicht ohne glücklichen Erfolg versucht, und auch der künftigen Generation wird hier noch ein wichtiges Feld des Verdienstes geöffnet bleiben. Nur ist dabey wohl zu beherzigen, dass man den Genius des Orients und des Occidents sorgfältig unterscheide, und nicht, nach Art der holländischen Philologen, zu einer unglücklichen Vergleichungssucht verführt werde, wobey man zuletzt, wie eine wilde Biene, ohne Ziel herumirret.

Dagegen müssen wir Hn. *K.* beypflichten, wenn er sich darüber beklagt, dass die meisten neueren Interpreten, worunter Männer von berühmten Namen sind, *die historisch-dogmatische* Rücksicht, welche bey diesen Religionsurkunden einmal genommen werden muss, gänzlich vernachlässiget, mit der sogenannten höheren Kritik ein loses Spiel getrieben, und bey der Erklärung selbst, eben durch die so sehr gerühmte Liberalität und Reinheit der Grundsätze, der Willkühr Thür und Thor geöffnet haben. Was der Vf. S. 74 ff. unter der Rubrik: *Quorsum ferunt exegeseos novissimae mollmina?* zum Theil mit *Fessler's* Worten sagt, ist etwas stark und schneidend; aber die Wahrheit darin ist unleugbar. Vollkommen Recht hat der Vf., wenn er S. 32 ff. auf die grosse Verschiedenheit, die zwischen den Hebräern und zwischen Griechen und Römern Statt finde, aufmerksam macht. Weiterhin giebt er selbst an, wie die Vergleichung mit denselben auf eine nützliche Weise angestellt werden könne, und wie weit die Grenzen derselben gehen.

Wir müssen freymüthig gestehen, dass uns auf seiner Seite mehr Wahrheit zu seyn scheint. Auch hoffen wir, dass die Zeit nicht mehr fern sey, wo die Schriftgelehrten zu der Einsicht gelangen werden, wie wenig durch die „*conceptus puriores*“ und die „*interpretatio liberalior*,“ worauf Hr. *W.* sich nicht wenig einbildet, eigentlich gewonnen werde. Dass er es bey Empfehlung seiner Interpretationsgrundsätze mit Religion und Tugend redlich meine, lasst sich gar nicht bezweifeln, und das, was er S. 53 ff. in dieser Rücksicht bemerkt hat, kann als eine hinlängliche Apologie seines guten Willens betrachtet werden. Aber dieser ist auch, unseres Wissens, von seinem Gegner nirgends in Anspruch genommen worden. Und wäre es, so würde ihm diess den gerechten Tadel aller Wahrheitsfreunde zuziehen.

mcr.

Schwelm, b. Scherz: *Auserlesene biblische Historien aus dem alten und neuen Testamente nach Hübner.* 1806. XII und 326 S. 8. (12 Gr.) Die biblischen Historien von Hübner, die vor mehr als funfzig Jahren, erschienen und als ein beliebtes Erbauungsbuch für die Jugend gebraucht worden sind, haben viel Nutzen gestiftet, und verdienen allerdings eine neue Bearbeitung, die sie dem Bedürfnisse und dem Geiste der Zeit mehr angemessen macht. Durch die gegenwärtige Umarbeitung ist Folgendes zu ihrer Verbesserung geschehen. Mehrere Bruchstücke aus dem A. T., z. B. die Geschichten von Simson und seiner Geliebten, von der Susanna und anderen mehr, welche wenig geeignet waren, einen religiösen und moralischen Zweck bey der Jugend zu befördern, sind weggelassen, und mehrere fruchtbare Materien, besonders aus dem N. T., hinzugefügt worden. Die gottseeligen Gedanken, welche den biblischen Historien von Hübner beygefügt waren, sind hier in Lehren verwandelt worden, die ungezwungen aus der vorstehenden Geschichte abgeleitet und erläutert werden. Es folgen dann einige Liederverse, die auf diese Lehren sich beziehen und gut gewählt sind. Aber dem ohngeachtet ist an dieser Umarbeitung noch viel zu verbessern. Es sind mehrere Geschichten aufgenommen, die gar nicht zur Lectüre für die Jugend passen. Was für Wirkung wird z. B. die Geschichte S. 104, Saul und die Zauberin, wo die sogenannte Hexe zu Endor den Samuel von den Todten citirt und ihn wegen Sauls Schicksal befragt, auf den Glauben an Zauberey bey der Jugend haben? Die Geschichten von David und der Bathseba, von der Betrügerey Labans, von Joseph mit der Gemahlin Potiphars, so behutsam sie auch hier erzählt worden sind, haben doch immer etwas Unschickliches für die Jugend. In den Hübnerschen biblischen Historien sind jeder Geschichte numerirte Fragen angehängt, wozu die Antworten in dem Texte befindlich sind, welcher mit Numern, die sich auf die Numern der Fragen beziehen, durchwebt ist. Jede Mutter konnte ihrem Kinde eine solche Geschichte zum Lesen aufgeben, und wurde durch diese Fragen in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob das Gelesene gefasst und verstanden worden war. Und dieses Abfragen der gelesenen Geschichte hatte einen mannichfaltigen Nutzen. Mehrere Seelenkräfte des Kindes wurden dadurch in Thätigkeit gesetzt, und das Vermögen, sich eine Fertigkeit im Ausdrucke zu erwerben, wurde dabey vorzüglich geübt. Diese numerirten Fragen sind in dieser neuen Bearbeitung ganz weggelassen, und Rec. wünscht, bey einer zu hoffenden zweyten Auflage dieses nützlichen Buches, ihre Wiederherstellung.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL 1808.

JURISPRUDENZ.

Stuttgardt, b. Metzler: *Handbuch des würtembergischen Privatrechts*, von Dr. *Jakob Friedr. Weishaar*, würtemb. Hofgerichtsadvocaten. I Theil. 1804. XXVIII u. 258 S. II Theil. 1805. XXVIII u. 366 S. 8. (3 Thlr. 6 Gr.)

Das würtembergische Privatrecht hat seit mehreren Jahrhunderten eine vorzügliche Cultur der Gesetzgebung erhalten, wie die Landrechte von den Jahren 1554, 1567 und 1610 eine Menge besondere Ordnungen, z. B. die Ehegerichts-, die Polizey-, die Pupillen-, die Wechsel- u. a. Ordnungen und viele einzelne Gesetze bestätigen. Die Landrechte sind die vorzüglichste Quelle der Privatrechtsverhältnisse; sie berühren aber manche Verhältnisse nicht, und daher enthalten die Commentarien, welche *Plebst*, *Besold*, *Lindenspühr*, *Wolfgang Adam Lauterbach*, *Ferdinand Christoph Harpprecht*, *Michael Grass*, *Wolfgang Adam Schoepff*, *Hochstetter* und zuletzt *Ludwig Friedrich Griesinger* über dieselben geliefert haben, bey weitem nicht das ganze würtembergische Privatrecht. Die Lücken, welche in demselben blieben, haben zwar seit einigen Jahrhunderten mehrere Schriftsteller, namentlich *Moser*, *Hofmann*, *Breyer*, *Benjamin Fried. Pfitzer*, *Griesinger*, *Hochstetter*, *Scheffer*, *Weisser*, *Kapf*, *Jaeger*, *Röslin*, *Bodmann*, *Gmelin*, *Carl Pfitzer*, *Hartmann*, *Canz*, *Bardili*, *Grass*, *Fischlein*, *Späth*, *Paulus*, *Moegling*, *Renz*, *Wiebel*, *Gerstlacher*, *Weckerlin*, *Bäuerlen*, *Gutscher*, *Schweder*, *Autenriedt*, *Bolley* u. a. m. durch, zum Theil vorzügliche, Erörterungen einzelner Rechtslehren gefüllt; allein an einem, den ganzen Umfang des w. PR. umfassenden Systeme und Handbuche fehlte es bis jetzt *gänzlich*. Diese Betrachtung veranlasste den Vf., der gegenwärtig Mitglied des Consulentencollegiums in Stuttgardt ist, die vorliegende Darstellung des gesammten würtemb. Privatrechts in einer systematischen Ordnung herauszugeben, indem nur dadurch der Zusammenhang der Rechte sichtbar und ein Überblick über dieselben möglich wird.

Aus dem gemeinen Recht hat Hr. *W.* nur dasjenige aufgeführt, was der würtembergische Gesetzgeber aufgenommen hat, obgleich er nach der Vorrede des ersten Theils S. VII hievon dann zuweilen eine Ausnahme gemacht hat, wann ohne Voraussetzung gewisser gemeinrechtlicher Sätze die aus dem gemeinen Rechte entlehnten Landesgesetze nicht erklärt werden konnten, oder wenn der Territorialgesetzgeber ausdrücklich auf die Belehrung durch Rechtsgelehrte verwiesen hatte. Diesem Bearbeitungsgesetz ist der Vf. ziemlich treu geblieben. Nur selten, z. B. §. 1, 26 ff., 226, 633, 703, hat er, nach Rec. Meinung ohne Noth, Digressionen in das römische Recht gemacht. So viel diejenigen Rechtsinstitute betrifft, welche aus einheimischen Gebräuchen und Gewohnheiten entstanden sind, so hat er sie, so weit sie nicht durch Gesetze bestimmt waren, aus ihrer Natur entwickelt, weil es für sie kein gemeines Recht giebt, aus welchem dasjenige, was die Gesetze unbestimmt lassen, ergänzt werden könnte, da das deutsche Recht bloss einen historischen Werth hat. Allein diesen historischen Werth hätte der Vf. mehr benutzen, und die rein germanischen Institute seines Vaterlandes, theils den Stamminstituten der ganzen germanischen Nation näher anreihen, theils sie öfter historisch deduciren sollen. Sonst hat man gegründete Ursache, mit der Methode des Hn. *W.* zufrieden zu seyn, und sie denjenigen, welche Territorialprivatrechte bearbeiten, als Muster zu empfehlen. Sein Werk erhält dadurch einen besonderen Werth, dass die, die wissenschaftliche Aufklärung so befördernde, würtembergische Regierung dem Vf. die Benutzung der zur Erläuterung des w. PR. dienenden Archivalacten, besonders der bey Abfassung des Landrechts entstandenen, gestattete. Bey dem ersten Theil dieses Werkes war freylich diese Quelle ihm noch nicht zugänglich; allein der dritte Theil wird aus diesen Archivacten Nachträge zu jenem enthalten.

Der *erste* Theil enthält die Quellen, Geschichte und Literatur des gesammten w. PR. und das Personen-Recht; der *zweyte* das dingliche Sachenrecht (*jus in re*), und der *dritte* wird das Recht der Verbindlichkeiten und Verträge (*jus in personam s. in rem*) befassen: den Process will der Vf. nicht hieher ziehen. I) Die *Einleitung* des ganzen Werks beginnt mit Entwickelung des *Begriffes des w. PR* — Umfang der Rechte und Verbindlichkeiten der würtembergischen Unterthanen gegen einander, welche durch einheimische Gesetze sanctionirt sind. Eintheilungen desselben. II) *Geschichte und Quellen des w. PR.* Bis zur zweyten Hälfte des 15ten Jahrh. gab es, nach §. 4, in Würtemberg kein geschriebenes Gesetz, nicht einmal allgemeine Gewohnheiten, sondern jede Stadt, ja jedes Dorf hatte seine eigenen Gebräuche. Graf Ulrich führte (§. 5) zuerst 1456 und 1460 stehende Gerichte ein, und (§. 6) publicirte 1495 die

erste Landesordnung und die Stadtrechte für Stuttgardt und Tübingen; in den Jahren 1554, 1567 und 1610 entstanden die drey Landrechte, und nach und nach mehrere einzelne Ordnungen und Gesetze, welche 1738 gesammelt wurden. III) *Literatur des w. PR.* Hier sind nur die oben erwähnten Commentare über das Landrecht angeführt; die übrige reichhaltige Literatur ist bey den einzelnen Gegenständen im Verfolg des Werkes bemerkt, und dadurch die, so interessante, allgemeine und historische Übersicht der Literatur gehemmt. Die biographischen Notizen sind nicht immer vollständig. Z. B. §. 23 bey *Ch. Friedr. Harpprecht* ist weder sein Todesjahr noch das angeführt, dass er lange und bis zu seinem Tode Reichskammergerichtsassessor war. IV) *Von der Auslegung des w. PR., dessen Ergänzung und Ausgang.* Hierauf folgt B) das *erste Buch: Personenrecht*, welches aus zwey Abtheilungen besteht, nämlich: I) *Rechte einzelner Personen, nach deren Verschiedenheiten:* 1) *Geschlecht und Alter. Veniae aetatis* werden seit dem Jahre 1732 nicht mehr von den Gerichten, sondern von der obersten administrativen Behörde (in neueren Zeiten vom Justizministerium) ertheilt; das 25ste Jahr ist auch in Würtemberg das Ende der Minderjährigkeit. 2) *Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden*; Indigenat, Vorzüge der Einheimischen vor den Fremden, Retorsion, Abzugsrecht, Heimfalls - oder Fremdlings - Recht. 3) *Rechte der verschiedenen Religionsverwandten.* 4) *Von der Leibeigenschaft.* Diese Lehre wird hier sehr genau und vollständig in allen ihren Theilen vorgetragen. Zur Vorbereitung führt der Vf. §. 55 an: „Wenn ein Begüterter einem Unbemittelten Grund und Boden zum Bauen verlieh, und denselben mit den nöthigen Geräthschaften versah: so gab dieser jenem seinen Leib zum Eigenthum, zur Sicherheit dessen, was man ihm anvertrauete, und was er für die Benutzung des Bodens zu leisten hatte, welches in gewissen Diensten für den Herrn des Guts und in Lieferungen von Naturalien bestand. Diess ist die eine Art, wie die Leibeigenschaft entstand: sie war eine Bürgschaft für das im Eigenthum des Herrn gebliebene Gut, und mit dem Besitze desselben verbunden. Die Leibeigenschaft vererbte sich auf die Kinder der leibeigenen Ältern, und von diesen auf die weiteren Nachkommen. Hatten sich nun diese so vermehrt, dass das vom Leibherrn hinausgegebene Gut zu ihrem Unterhalte nicht mehr hinreichte: so verliessen sie zum Theil dasselbe, um anderswo Nahrung und Obdach zu suchen; in dem Eigenthum des Herrn blieben sie aber, und dadurch veränderte sich die Leibeigenschaft dahin, dass sie auch ohne Beziehung auf ein zum Genuss überlassenes Gut die Person der Leibeigenen umfasste." Nach §. 58 folgt in Würtemberg das Kind stets, und auch in der Ehe, dem Busen, und nach §. 62 heisst das Recht der Leibherrn, zu fodern, dass der Leibeigene ohne seine Einwilligung nicht heirathe, das *jus primae noctis*. Diejenigen, die, der Modesucht gemäss, über das *jus primae noctis* so manches unzeitige Geschrey gemacht haben, erhalten hier abermals einen Beweis, wie trüglich es sey, sich ohne Sachkenntniss an Worte zu stossen. Nach neueren Gesetzen mehrerer Staaten darf kein Staatsdiener ohne Erlaubniss des Regenten heirathen, wer wird aber von diesem desshalb sagen, dass er das *jus primae noctis* habe? Übrigens geht aus diesem Abschnitt hervor, dass die Leibeigenschaft in Mecklenburg, Pommern, und in der Kurmark Brandenburg für den Leibeigenen gelinder sey, als die würtembergische.

Aus den folgenden Abschnitten, deren summarische Herzählung, ohne eigenes Urtheil, den Leser ermüden würde, und nicht in dem Geist unseres Instituts ist, heben wir nur folgendes aus. Nach Cap. VI, §. 84 des ersten Abschnitts werden in St. Georgen sogar ein Knabe, der im zwölften Jahre ist, und ein Mädchen, welches das 14 Jahr zurückgelegt hat, als Hagestolzen behandelt, wenn sie ledig sterben, und der Leibherr zieht ihr ganzes Vermögen ein. Im 2 Cap. Tit. 2. bey den Rechten, welche nach der Trennung der Ehe durch Scheidung der Ehe Statt finden, scheint Rec. die, §. 191 angeführte, Wirkung der Scheidung von Tisch und Bette, nicht hieher zu gehören, weil durch letztere, nach des Vfs. eigenem System, die Ehe nicht aufgehoben wird.

Im *zweyten dem Sachen - Recht* gewidmeten Theile handelt das 7 Cap. des dritten Abschnitts *vom Anfall der Erbschaft. Titel I. Intestat - Erbfolge.* Allgemeine Grundsätze über die gesetzliche Erbfolge der Verwandten, Eintheilung derselben in Classen: Nach w. PR. giebt es in dieser Hinsicht vier Classen derselben, nämlich die Classe des Justinianeischen Novellen - Rechts, jedoch geht die 4te nur bis zu den Verwandten des zehnten Grades, indem die weiteren ausgeschlossen sind, Erbfolge aus besonderen Gründen; das gemeine Recht ist auch hierin durch das würtembergische bestätigt, die sogenannte Succession des Fiscus wird §. 685 richtig für keine Erbschaft angesehen. *Tit. II. Testamentarische Erbfolge.* Begriff, Fähigkeit zu testiren; Verschwender dürfen kein Testament machen, auch nicht diejenigen, welche das 16 Lebensalter noch nicht zurückgelegt haben, jedoch kann man vom vierzehnten Jahre an um Dispensation nachsuchen; Ketzer und Widertäufer dürfen nicht testiren; Formen der Testamente, Erbesunfähigkeit, Notherben u. s. w. —

Was wir oben erwähnten, dass der Vf., wo es auf historische Entwickelungen vaterländischer Institute, z. B. die eheliche Gütergemeinschaft, die Zehenden u. d. gl. ankommt, zu kurz gewesen sey, und zu wenig auf Geschichte und deren Ausbeute Rücksicht genommen habe, davon kann auch die statutarische Nutzniessung (T. I. §. 178) zum Beyspiel dienen, deren Grund, nach einer solchen Entwickelung, dem Vf. gewiss mehr eingeleuchtet haben würde. So würde ferner eine Digression in die Rechtsgeschichte Würtembergs und die historische Entwickelung des gegenwärtigen Rechtszustandes dieses Landes bewiesen haben, dass es, was Th. I. §. 4 geleugnet wird, vor der ersten Hälfte des 15 Jahrhunderts in Würtemberg nicht

blofs particuläre, fondern auch mehrere allgemeine Gewohnheitsrechte gegeben habe; Rec. macht nur auf das Verhältnifs der Ehegatten in Beziehung auf das Vermögen aufmerkfam, welches blofs auf der Bafis jener älteren Gewohnheitsrechte in neueren Zeiten legalifirt ift. Auch darin, dafs, wenn über einen Satz des römifchen Rechts die Rechtsgelehrten zu verfchiedenen Zeiten verfchiedene Meinungen hatten, das würtembergifche Gefetz, in welchem das römifche Recht angenommen worden ift, nicht nach der, obgleich vielleicht richtigen neueren, Meinung, fondern nach der, zur Zeit der Errichtung des Landrechts herrfchend gewefenen, Meinung der Rechtsgelehrten ausgelegt werden müffe, weil diefer der Gefetzgeber Gefetzeskraft habe ertheilen wollen (T. I. §. 31), kann Rec. dem Vf. nicht unbedingt beytreten. Nur dann, wenn der Gefetzgeber in feinem Gefetz diejenige Meinung, welche gelten und angenommen werden folle, ausdrücklich angegeben hat, fcheint Rec. diefe Behauptung richtig, in allen anderen Fällen aber um fo weniger zuläffig zu feyn, als darin nicht vorliegt, welche unter den verfchiedenen Doctrinen die Gefetzgebung angenommen oder für die richtigere erkannt habe. Dafs man ehedem und noch im 15 Jahrhunderte nicht ohne landesherrliche Erlaubnifs, ohne den fogenannten Gondsbrief, ein Teftament gemacht habe (Th. II. §. 638), ift in feiner *Allgemeinheit* wohl nicht richtig, und ift wohl nur dann der Fall gewefen, wenn der Gegenftand der Erbeneinfetzung nicht ohne landesherrlichen Confens veräufsert werden konnte; Teftamente und das Recht der Teftamentifaction *im Allgemeinen* hingegen ift fchon mit der Aufnahme des römifchen Rechts auch in Würtemberg aufgenommen und, ohne landesherrliche Difpenfation, üblich gewefen.

Durch die neuen Hauptveränderungen, welche Deutfchland feit der Abfaffung diefer zwey Theile erlitten, hat auch das w. PR. bedeutende Veränderungen erhalten. Rec. führt nur zwey wefentliche Theile an, nämlich das neue Religions-Edict wodurch die §§. 50—54 des *erften* Theils beynahe ganz wegfallen, und den Umftand, dafs Würtemberg durch die Mediatifationen nunmehr auch einen landfäffigen Adel, den es vorher nicht hatte, erhalten habe, wodurch in einem Syfteme des würtembergifchen Privatrechts jetzt ganz neue Dogmen, auf welche Hr. *W.* vorher nicht Rückficht nehmen konnte, entftanden find, z. B. im Perfonenrecht ein eigenes Capitel vom Adel, im Erbfchaftsrecht die Lehre vom Erbrecht unter dem Adel u. a. m. Die Metamorphofe, welche das Jahr 1806 dem deutfchen Reich und feinen einzelnen Provinzen gab, hat vielleicht in keinem anderen Lande fo viele privatrechtliche Veränderungen gefchaffen, als gerade in Würtemberg. Rec. wünfcht daher, dafs Hr. *W.* diefe Veränderungen als Zufätze diefem Werke nachtragen und dadurch demfelben eine noch gröfsere Brauchbarkeit geben möge. — Was endlich die Schreibart betrifft: fo verdient der Vf. auch in diefer Hinficht alles Lob. Provincialismen, wie z. B. S. 22 *Lefsart* für *Lefeart*, S. 49 *Weiffe* für *Weife*, S. 181 *Waifengericht* für *Waifengericht*, S. 207 *Waiden* für *Weide*, hätte er vermeiden follen. Mit dem Fleifse des Druckers hat man weniger Urfache zufrieden zu feyn; mehrere Seiten find falfch numerirt, S. 37 ift die Jahrzahl 1551 auf jeden Fall unrichtig u. f. w.

Rec. fieht dem baldigen Erfcheinen des *dritten Theils* mit Verlangen entgegen und bemerkt, dafs der Vf. uns in einigen öffentlichen Blättern die Verficherung gegeben hat, dafs derfelbe noch im Jahr 1807 erfcheinen follte.

M. — St. St.

ULM, b. Stettin: *Vermifchte Abhandlungen über Gegenftände der Gefetzgebung und Rechtsgelehrfamkeit.* Von K. G. *Naundorf*, vormaligem erftem Raths-Confulenten in der Reichsftadt Efslingen. 1805. 275 S. 8. (16 Gr.)

Der unfreywillige Ruheftand, in welchen der Vf. durch die politifche Veränderung in feiner Vaterftadt verfetzt worden war, hat diefen Ausarbeitungen das Dafeyn gegeben. Unter 22 Numern find theils Abhandlungen über die Gefetzgebung, theils einige Rechtsfälle aufgeftellt, welche von des Vfs. Kenntniffen und Erfahrung zeugen, und in einem guten Styl vorgetragen find, wie man ihn aus jenen Gegenden eben nicht gewohnt ift. I) *Gedanken über das Fehlerhafte in dem Zeugenverhör, und Vorfchläge zur Verbefferung deffelben.* Eine wichtige Abhandlung, infofern fie, wenn man auch mit dem Vf. nicht einverftanden wäre, zu weiterer Bearbeitung diefer Materie Anlafs geben kann. Denn für den Kenner ift gewifs der Zeugenbeweis der fchlüpfrigfte, und ein eben fo genaues als unbefangenes Zeugenverhör ift der Probierftein eines gefchickten und redlichen Richters. Da aber fo viele Richter zu fehr Menfchen find, da die meiften adelichen Gerichtsverwefer die Perfon des Richters und Actuars in fich vereinigen, fo ift für das Gefchäft der Erforfchung der Wahrheit aus der Zeugen Munde gewifs eine Controlle höchft nöthig; fey es nun, nach dem Vorfchlag des Vfs., durch Gegenwart der Parteyen, (wie in England,) oder — was wenigftens in einigen Fällen rathfamer feyn dürfte — durch Gegenwart anderer Perfonen.

II. *Von dem Gebrauch des Loofes bey Entfcheidung ftreitiger Rechtsfälle.* Über diefen, in mehrere Theile der Rechtswiffenfchaft einfchlagenden, Gegenftand wäre wohl eine eigene Schrift von einem mit hiftorifchen und philofophifchen Kenntniffen ausgerüfteten Rechtsgelehrten zu wünfchen. Der Vf. hat hier einen fchätzbaren Beytrag für das Civil-Recht geliefert, und nach vorausgefchickten allgemeinen Sätzen, neun Fälle aufgeftellt, wo der Gebrauch des Loofes Statt finden könne, die man im Buche felbft nachlefen mufs. Da indefs in einigen Fällen die Rechtslehrer ftreitig find, da das Loos nicht — wie einige, z. B. *Ludovici* etc. meinen — wegen Ungewifsheit, fondern wegen Collifion der Rechte eintreten kann, diefe aber auch in dem beften Gefetz-Buch, als menfchlichem Machwerk, nicht

ganz vermieden werden wird: so wäre es der Aufmerksamkeit der Legislation würdig, Grundsätze für den Gebrauch des Looses festzustellen. III. *Bey denen (den) bey den Untergerichten geschlossenen Vergleichen sollte die Reue innerhalb acht Tagen erlaubt seyn.* Das heisst, den geendigten Processen eine Hinterthüre aufthun! Bey einer guten Controlle wird der Unterrichter nur selten die eine Partey zu einem schädlichen und ungerechten Vergleiche zwingen können. IV. *Confrontation unter Ältern und Kindern ist in keinem Fall erlaubt.* Der Vf. traut doch den Verbrechern zuviel Zartgefühl zu, das Rec. leider! in *praxi* noch nicht sah, und den Confrontationen zu wenig Effect, wovon Acten das Gegentheil besagen. Man versäume ja über die Humanität und Delicatesse gegen Verbrecher nicht die Pflicht gegen das Publicum durch Entdeckung der Verbrechen. Die Materie ist noch nicht so völlig aufs Reine gebracht, um dem Vf. unbedingt beyzustimmen. V. *Der Executiv-Process ist in den deutschen Reichsgesetzen gegründet.* VI. *Ein Vater sollte nicht in einer Process-Sache Richter seyn dürfen, in welcher sein Sohn als Advocat einer von den Parteyen Beystand leistet.* VII. *Über die Desertion der Appellation erkennt der Unterrichter, wenn die Appellation noch nicht bey dem Oberrichter eingeführt ist.* Werden nicht alle Oberrichter zugeben. VIII. *Wenn der Kaufcontract rückgängig wird, so ist der Fiscus schuldig, den Accis zurückzugeben.* Richtig! obgleich nicht alle Rechtslehrer einstimmen. Der Vf. hat aber den Fall vergessen, wo beide Contrahenten freywillig zurückgehen; da ist doch in vielen Ländern in Ansehung des Laudemii und dergl. eine andere Meinung herrschend. IX. *Der praktische Nutzen der Unterscheidung zwischen Matrimonium perfectum und consummatum durch einen seltenen Rechtsfall erläutert.* Ein Rausch des Bräutigams verleitete ihn zu Ausschweifungen, die die Vollziehung der Ehe hinderten, und die Scheidungsklage der Braut mit Recht begünstigten. X. *Der Gläubiger, der bey dem Concurs des Hauptschuldners ein Prioritätsrecht hat, kann dieses bey dem Concurs und des Bürgen Vermögen nicht auch verlangen.* XI. *Die eigenen Gläubiger des Schuldners haben kein Vorzugsrecht vor den Bürgschaftsgläubigern.* XII. *Über den Unfug bey Vorschützung der Einrede des nicht gezahlten Geldes in Concurssachen.* XIII. *Ein Diener des Staats kann von Rechtswegen die gesetzlich festgesetzte Besoldung verlangen, wenn schon keine ausdrückliche Verabredung vorgegangen ist.* XIV. *Etwas über Handelschaft der Geistlichen u. s. w.* XV. *Ein zwischen dem Kranken und seinem Arzt abgeschlossener Vertrag ist ungültig.* Seine Meinung verdient vor der gegentheiligen den Vorzug. XVI. *Apologie der Disputirsätze.* XVII. *Über die Auslegung dunkler oder zweydeutiger Zeugenaussagen.* XVIII. *Von Zurückdatirung in Schuld- und Pfand-Verschreibungen.* XIX. *Der Inquirent sollte nie auch Referent seyn.* XX. *In Concurssachen nützt die Appellation eines Gläubigers zuweilen auch einem Anderen u. s. w.* XXI. *Die schädlichen Folgen davon, wenn der Contradictor in den Prioritätsstreit gezogen wird u. s. w.* XXII. *Ein Vorschlag zur Verbesserung der Correlations-Anstalt.* Der Correferent soll weder den Referenten noch dessen Relation vorher kennen. F. J.

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Eisenberg*, b. Schöne und Comp.: *Über Bestrafung der Verbrecher, besonders über öffentliche Hinrichtungen* von *Ernst Bornschein.* Mit Anmerkungen begleitet vom Hn. D. *Steinbeck* in Langenberg. Aus dem deutschen Patrioten besonders abgedruckt. 1804. 46 S. 8. (3 Gr.) Die Geschichte zweyer Mörder (*Künzel* und *Müller*), welche bis S. 28 erzählt wird, hätte dem Vf. Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen geben können, wenn er das Fach, an welches er sich gemacht hat, verstanden hätte. So aber findet man hier weiter nichts, als einige oberflächliche Bemerkungen, welche die Nothwendigkeit darlegen sollen, bey Bestrafung der Verbrecher auf die Erziehung derselben, auf die Leidenschaften und Triebfedern zum Verbrechen, auf die Verführung und auf die Wiederholung der That Rücksicht zu nehmen: alles Dinge, die längst bekannt, längst besser gesagt, und längst zur Anwendung gebracht worden sind. Von S. 35 bis zu Ende wird gegen die *öffentlichen* Hinrichtungen declamirt, wobey S. 40 u. f. auch noch der Grund gegen sie aufgeführt wird, dass sie den Buch- und Finger-Fabrikanten, wie Hr. *B.* sich ausdrückt, Gelegenheit zum Schreiben geben. Diese Ansicht ist in der That neu, und wenn Hr. *B.* von den Hinrichtungen anderer Verbrecher wiederum Gelegenheit zu nehmen Lust haben sollte, ähnliche Werke wie das vorliegende zu fertigen: so würde Rec., der bisher immer *für* die öffentlichen Hinrichtungen gewesen ist, wohl umgestimmt werden können, und die Vollziehung der Todesstrafe, wenigstens für die Mitarbeiter an dem deutschen Patrioten, geheim zu halten rathen. — Hn. D. *Steinbeck's* Anmerkungen sind von der Art, dass es, um sie zu bemerken, allerdings nöthig war, sie auf dem Titel anzuführen. Bey dem seichten Grunde gegen die öffentlichen Hinrichtungen, dass sie das Publicum nicht bessern und gewöhnlich unter dem Galgen gestohlen werde (ebenfalls eine zum Ekel wiederholte Erinnerung), bemerkt Hr. *Steinbeck* S. 36: „Mir selbst ist, während des Aufnagelns der Müller- und Künzelschen Köpfe ein Tabaksbeutel am Hochgerichte aus der Tasche gestohlen worden." Übrigens wollen wir Hn. *B.* das Verdienst um die Unterhaltung der Leser des deutschen Patrioten, welches Hr. D. *Steinbeck* S. 46 preiset, nicht absprechen; er wird es aber nicht übel nehmen, wenn Rec. in dieses Lob, in Beziehung auf die Unterhaltung des wissenschaftlichen Publicums, nicht einstimmt, und es noch überdiess für unschicklich erklärt, wenn ein Schriftsteller in einer Schrift, deren Abdruck er selbst besorgt, durch die Worte eines dritten sein Lob preisen lässt. Dr.

LITERATURGESCHICHTE. *Ulm*, b. Stettin: *Neues historisch-biographisch-literärisches Handwörterbuch u. s. w.* von *Sam. Baur*, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. *Zweyter Band.* 1808. 972 S. 8. (2 Rthlr.) S. die Recension in der J. A. L. Z. d. Jahres. No. 24. Dieser Band begreift die Buchstaben E bis J. Unrichtigkeiten in chronologischen Angaben sind nicht häufig; nur ist der Tag der Schlacht bey Lützen den 6 Nov. 1632, abermals falsch angegeben; S. 578 wird sie auf den 1 Nov., und im ersten Bande, S. 690, war sie auf den 8 Decembr. angesetzt. Auf die Correctur muss mehr Fleiss verwendet werden; der Druckfehler sind für ein solches Hülfsbuch gar zu viele. Sonst ist sich die Arbeit gleich geblieben, und die Verfahrungsart des Vfs. verdient im Ganzen Beyfall. Wir wünschen eine baldige Vollendung dieser Arbeit. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 4 APRIL, 1808.

MEDICIN.

Berlin, b. Schüppel: *Versuch einer systematischen Encyklopädie der gesammten Medicin.* Nebst einer Abhandlung über das Studium der Medicin, von *Emanuel Meyer.* 1807. 374 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Eine, den höheren Anfoderungen der Kritik entsprechende, medicinische Encyklopädie sollte, gleichsam im verjüngten Maſsstabe, das Abbild der gesammten Heilkunde repräsentiren, und dasjenige, was ein vollkommen ausgebreitetes System der Medicin in sich fasst, in einer begrenzten Form treu und lebendig darzustellen suchen. Der Vf. einer solchen Encyklopädie müſste die gleiche Weihe in der Theorie und Empirie dieser Wissenschaft erhalten, sich ein vollkommenes System der Heilkunde erschaffen haben. Hieraus wird es erhellen, wie selten Versuche dieser Art von einem glücklichen Erfolg begleitet seyn können, da sich nur zu viele Schwierigkeiten ihrem Gelingen entgegenstellen. Denn entweder huldigt der Encyklopädist einer Aftertheorie, oder er ist nicht tief genug in das Wesen der ächten Lehre eingedrungen, oder es fehlt ihm an genügenden Kenntnissen im Felde der Empirie, oder endlich, er versteht die schwere Kunst nicht, diese beiden wesentlichen Pole zu einem, in sich geschlossenen, System der Medicin zu verbinden. Aus diesen Ursachen wird man sich über die selten gelungenen Versuche in diesem Zweige unserer Literatur, nicht wundern können. —

In vorliegender Schrift spricht sich das lebhafte Verlangen, dieſs Ziel zu erreichen, auf eine unverkennbare Weise aus; inzwischen sieht der Vf. die groſsen Schwierigkeiten sehr wohl ein, und geht mit einer ihn ehrenden Scheu an das Werk.

So viele Achtung gegen die Bescheidenheit des Vfs. aber wir auch hegen: so müssen wir doch bekennen, daſs diese Encyklopädie, so viel davon vor uns liegt, keineswegs dem uns von einem Werke dieser Art vorschwebenden Bilde entspreche. — Hr. *M.* legte diesen Untersuchungen eine einseitige, irrige Theorie zum Grunde, und verstand diese nicht einmal mit Consequenz durchzuführen. So sehr man es dem Vf. in der gegenwärtigen Epoche, wo die Theorie der Heilkunde eine so auffallende Metamorphose erlitten hat, auch an und für sich schon verargen muſs, daſs er von der Erregungstheorie ausgegangen ist: so würde dieſs doch noch verzeihlich seyn, wenn er diese Theorie consequent durchgeführt, und nicht so vieles, ihr Fremdartiges, mit eingemischt hätte. Wenn man aber Sätze der Brownschen, naturphilosophischen, chemischen, Hufelandschen Lehre, wie es hier geschehen, mit einander verbindet, was kann anders daraus folgen, als eine theoretische Miſsgeburt? Wahr ist es allerdings, was der Vf. in der Vorrede erinnert, daſs der gegenwärtige Zustand der theoretischen Heilkunde der Abfassung einer gelungenen medicinischen Encyklopädie groſse Hindernisse in den Weg legt. Tritt aber dieser Fall nicht auch bey der Bearbeitung eines Systems der gesammten Medicin ein? Deſswegen zieht sich Jeder von dieser herkulischen Arbeit zurück, der ihr nicht vollkommen gewachsen ist, ja selbst die Meister der Kunst gehen mit einer heiligen Scheu an ein solches Unternehmen. Leidet es der zu lückenhafte Zustand unserer Wissenschaft nicht, gegenwärtig ein vollendetes System der Heilkunde, eine gelungene medicinische Encyklopädie zu liefern: so mögen wir immerhin davon abstehen, und lieber eine Pause machen, als unsere, mit dergleichen miſslungenen Versuchen ohnehin schon so reiche, Literatur mit neuen noch mehr zu belästigen.

Der Vf. eröffnet seine Untersuchungen mit einer Abhandlung über das Studium der Medicin. Hier bemerkt er, auf Akademieen seyen die Klagen über den Mangel eines passenden Studienplanes allgemein, und der nachtheilige Einfluſs dieser Lücke auf die Studien angehender Ärzte sehr fühlbar. Die jetzt existirenden Lehrpläne ständen in gar keiner Harmonie mehr mit den groſsen Veränderungen im Gebiete der Wissenschaft. Besonders habe die Idee, daſs die besonderen Wissenschaften und ihre einzelnen Zweige nicht als Bruchstücke, sondern als organische Glieder eines groſsen Ganzen zu betrachten sind, einen groſsen Einfluſs auf die Bearbeitung der Wissenschaften gehabt. Der Erlernung des Besonderen sollte daher die Erkenntniſs des organischen Ganzen vorausgehen, so daſs das Einzelne immer im Zusammenhang mit dem Ganzen erblickt würde. Hierauf sey aber bisher fast gar keine Rücksicht genommen worden. Man könne sich kaum über die immer häufiger zum Vorschein kommenden mittelmäſsigen Producte des akademischen Studiums wundern. Obgleich diese Behauptung vollkommen mit unserer Überzeugung übereinstimmt, und uns ganz ein Wort zu seiner Zeit geredet scheint: so ist doch der Vf. darin zu weit gegangen, und spricht zu grell ab, wenn er ein gleiches Verdam-

mungsurtheil über alle akademischen Lehrplane fället, unter denen doch einige von jener Form entfernt seyn, und sich dem gezeichneten Bilde mehr annähern dürften. Sehr richtig bemerkt ferner der Vf., dass bey der Entwerfung eines jeden Lehrplanes alles auf die ihm zum Grunde liegende Idee, und auf die Quelle ankomme, aus welcher diese fliefst. Um eine gründliche Lehrmethode der Heilkunde auszumitteln, müsse man sich vor allem einen richtigen Begriff vom Wesen der Medicin verschaffen, zu welchem Ende der Vf. ein concentrirtes Gemälde der Medicin aufzustellen, und alle zu ihr gehörigen Disciplinen daraus abzuleiten, den Versuch macht. — Was der Vf., in der Einleitung dieses Aufsatzes, über die beiden Hauptclassen der streitenden Parteyen in der Medicin äussert, läuft darauf hinaus, dass die eine Partey in der Anwendung der Philosophie auf die Medicin zu weit gehe, die andere hingegen der Empirie eine zu grosse Herrschaft einräume. Streng genommen ist diess nicht bloss der Streit der entzweyten Parteyen der jetzigen Zeit, sondern aller jener Epochen, in denen sich das Streben, ein wahres System der Heilkunde zu begründen, auf eine lebhafte Weise aussprach. Es möchte sich wohl kaum eine Periode in der Geschichte unserer Wissenschaft aufzeigen lassen, wo man nicht durch Hülfe der Philosophie, die wenigstens dafür gelten wollte, wenn sie auch diesen Namen nicht verdiente, ein richtiges theoretisches Gebäude aufzuführen, den Versuch machte, ein Streben, dem sich die Empirie stets hartnäckig entgegenstellte. Dieser Streit, der schon so viele Jahrhunderte gedauert, wird wohl niemals erlöschen, da jener vollkommene Zustand der Medicin, wo die ächte Theorie und Empirie in Eins zusammen fliessen, kaum jemals eintreten dürfte. — Übrigens drückt sich Hr. *M.* S. 7 sehr irrig aus: „Zu der einen Classe gehören diejenigen, welche über eine zu *transcendente* Behandlung der Medicin klagen", was einen wirklich lächerlichen Widerspruch giebt, da es transcendental, dem transcendent *e diametro* entgegen steht, heissen sollte. —

Unser Vf. hält es weder mit denen, welche einen nicht bloss regulativen, sondern wirklich constitutiven Gebrauch von der Philosophie in der Medicin machen und aus Sätzen *a priori* das Materiale derselben zu construiren wähnen, noch mit jenen, welche behaupten, der Arzt bedürfe nichts als der Wahrnehmungen, Beobachtungen, Erfahrungen am Krankenbette; er liebt die goldene Mittelstrasse, welche sich zwar der Philosophie, jedoch nur auf eine beschränkte, vernünftige Weise bedient, und die Empirie in ihrem Werth lässt, ohne ihr mehr einzuräumen, als sie, ihrem Wesen nach, gelten soll. Ob man bey einer solchen Nüchternheit je etwas vorzügliches in einer von ihrer Vollendung noch so entfernten Wissenschaft, wie die Medicin ist, zu leisten vermag? Diese Frage überlassen wir der Beurtheilung des denkenden Lesers. So viel ist wenigstens anerkannt, dass alle Heroen unserer Kunst, alle, welche irgend eine grosse, heilsame Revolution in ihr hervorbrachten, von dieser Mässigung sehr entfernt waren, und entweder mit der Empirie, oder der Philosophie, in einem schneidenden Gegensatz standen.

Was nun das, in den folgenden Abschnitten gelieferte Gemälde der Medicin selbst betrifft: so können wir nichts weiter darüber bemerken, als dass das eigentlich Theoretische ganz in dem Geiste verfasst ist, welcher durch die Röschlaubische Nosologie eine kurze Zeit in der Medicin herrschend war. Für diesen Standpunct ist das hier Vorgetragene gut und zweckmässig abgehandelt, und wird bey den Anhängern der verbesserten Erregungstheorie vielen Beyfall finden. Die Gründe, warum wir uns mit dieser Ansicht nicht begnügen können, hier weitläuftig auseinander setzen zu wollen, wäre um so unzweckmässiger, da die Stimmen aller Kritiker hierüber bereits so bestimmt und laut entschieden haben. — Wir wollen dafür versuchen, den Lesern ein Bild von dem hier entworfenen Gemälde der Medicin zu liefern.

Bevor man zu einer Theorie gelangt, muss man, nach der Behauptung unseres Vfs., bestimmte Grundsätze aufstellen, die eine gehörige Ansicht vom Ganzen der Wissenschaft geben. Der Arzt soll sich daher einen Umriss vom Ganzen seiner Wissenschaft, ein bestimmtes Schema entworfen haben, nach dem er das Ganze und seine einzelnen Theile bearbeitet. Die ersten Grundsätze müsse er aus der Naturlehre entnehmen; hiedurch entstehe ihm eine eigentlich *fundamentale, reine Theorie*, welche nicht als Zweig der Medicin, sondern der allgemeinen Naturlehre anzusehen sey, und aus welcher die empirische Medicin nicht gefolgert, sondern *nach* der sie bearbeitet werden müsse. Hiedurch entstehe uns eine *rationelle empirische Theorie* der Medicin, welche wieder in die *allgemeine* und die *besondere* zerfalle. Jene hat es mit den Hauptgattungen wahrnehmbarer Krankheiten, und den allgemeinen Bedingungen ihrer Existenz zu thun, wozu es einer *Physiologie* bedarf, um sämmtliche Erscheinungen des lebenden Organismus erklären zu können. Nur vermittelst der Physiologie gelange man zu einer allgemeinen *Pathologie*, in der man wieder Ätiologie, Pathogenie, Nosologie, Semiotik und Symptomatologie unterscheiden müsse. Aus diesen Lehren, auf bestimmte Fälle angewendet, resultiren die specielle Physiologie und Pathologie. — Durch diese Betrachtung des gesunden und kranken Zustands würden wir auf die *Therapie* geleitet, welche theils die Grundsätze lehrt, nach welchen der Heilungsprocess für allgemeine und besondere Krankheitszustände entworfen wird — *Therapeutik* im engeren Sinn, theils die Kenntniss der Mittel bestimmt, durch welche jene Grundsätze erreicht werden — *Heilmittellehre*. Durch die Anwendung der in der allgemeinen Heilkunde gegebenen Kenntnisse auf besondere Krankheitsformen entstehe die *specielle Therapie*. Diess sind die Bestandtheile der rationellen Theorie der Heilkunde. — Die praktische Medicin ist, nach des Vfs. Bestimmung, der Inbegriff der Regeln, um jene allgemeinen Grundsätze zu realisiren. Das erste Moment, worauf die Aufmerksamkeit des Arz-

tes gerichtet seyn muss, ist die Kunst Krankheiten zu erkennen — *Diagnostik*. Die Anleitung zu der Kunst, im Anfange einer Krankheit ein Urtheil über ihren Ausgang zu fällen, giebt die *Prognostik*. Durch diese Bestimmungen gelangt man zur Erkenntniss des Heilungsprocesses, zur *technischen Therapie*. — Die Heilmittellehre zerfällt 1) in die directe, welche enthält: a) Kenntniss der einfachen und rohen Arzneykörper — *materia medica*, b) Kenntniss der zusammengesetzten, künstlichen Arzneykörper, Pharmakologie, der wieder die Pharmacie und Receptirkunst untergeordnet ist; 2) die indirecte Heilmittellehre, welche die Chirurgie und Entbindungskunst in sich fasst.

Alle diese Kenntnisse zum Unterricht angehender Ärzte am Krankenbette angewandt, giebt die *medicinische Klinik*. — Wir stimmen vollkommen mit dem Vf. darin überein, mehrere Disciplinen, welche man in vielen medicinischen Handbüchern irriger Weise als integrirende Theile der Medicin aufnahm, z. B. Anatomie, Chemie, Physik, Botanik, nur als Hülfswissenschaften derselben anzusehen, so unentbehrlich auch ihre Kenntniss dem Arzte ist. —

Sämmtliche, zur Medicin näher oder entfernter gehörigen Disciplinen, in ihrer natürlichen Ordnung aufgestellt, giebt folgendes Schema:

Hülfs - oder Vorbereitungswissenschaften.

Physik.
Chemie.
Physiographie.
a) Überhaupt.
1) Mineralogie.
2) Botanik.
3) Zoologie.
b) In Beziehung auf den menschlichen Körper.
α) An sich.
a) Durch Zergliederung — gesammte mechanische Anatomie.
b) Durch Scheidung und Auflösung — chemische Anatomie.
β) Durch Vergleichung — vergleichende Anatomie.

System der medicinischen Wissenschaft.

A) Theoretische Medicin.
Allgemeine.
I) Physiologie.
II) Pathologie mit allen ihren Zweigen, als Ätiologie, Pathogenie, Nosologie, Semiotik, Symptomatologie.
III) Therapie.
1) Eigentliche Therapie.
2) Heilmittellehre.
a) Directe.
α) Maderia medica.
β) Pharmakologie, mit Pharmacie und Receptirkunst.
b) Indirecte.
α) Wundarzneykunst.
β) Entbindungskunst.
B) Praktische oder technische Medicin.
1) Diagnostik.
2) Prognostik.
3) Medicinische Technologie.
a) Technische Therapie.
b) Technische Heilmittellehre.
C) Klinische Medicin.
Anhang.
1) Staatsarzneykunde.
a) Medicinische Policey.
b) Gerichtliche Medicin.
2) Medicinische Geographie.
3) Volksarzneykunde.
4) Thierarzneykunde.

Zu allen diesen kommt endlich noch die Hygiene.

So grosse Vorzüge dieser Anordnung auch vor der bisher gewöhnlichen Methode zukommen, wo man weder eine richtige Aufeinanderfolge der Lehren, noch eine geschickte Aneinanderreihung der homogenen Theile beobachtete: so lässt es sich doch nicht leugnen, dass diese Ordnung im Ganzen zu complicirt, und in einigen Theilen zu pedantisch aufgestellt ist. Es möchte daher wohl kaum zu zweifeln seyn, dass, wenn nach diesem Schema die Heilkunde studirt wird, dem Gedächtnisse des angehenden Arztes oft das Allgemeine entschwunden seyn würde, wenn er so spät auf das Speciellere und dann erst auf das Speciellste geführt wird. So wichtig es auch ist, das Allgemeine, worin sich die Theorie der Heilkunde am lautesten ausspricht, von dem abzusondern, was mehr das Resultat der empirischen Erkenntniss ist: so scheint es uns doch nicht wohlgethan, diesen Läuterungsprocess zu streng fortzusetzen und zu weit zu verfolgen, wenn nicht nothwendig Verwirrung entstehen soll. Übrigens ist die hier vorgetragene Ordnung der medicinischen Disciplinen, zum Behuf eines besseren Studienplans, sehr zweckmässig und consequent benutzt. Die gewöhnliche Weise, wie die jungen Ärzte ihre Studien auf Akademieen treiben, ist mit sehr lebhaften Farben geschildert, und die grossen Inconvenienzen, die aus einem solchen, von aller Methode entblössten, Studium nothwendig folgen, unwiderleglich dargethan. Die grosse Wichtigkeit der Sache lässt es wünschen, dass die Curatoren der Universitäten diesem Gegenstande eine grössere Aufmerksamkeit schenken, und durch Anordnung kräftiger Massregeln diesem, überall so lebhaft gefühlten, Bedürfnisse endlich abhelfen mögen.

Übrigens umfasst Hr. *M.* gegenwärtig nur den ersten Theil der theoretischen Medicin — nämlich das Allgemeine der Physiologie, Pathologie, Therapie, Heilmittellehre, und die specielle Physiologie. —

Die hier gelieferte Physiologie ist ganz im Geiste der verbesserten Erregungstheorie, wie sie von Röschlaub in seiner Nosologie dargelegt wurde, verfasst, und alle hier entwickelten Gesetze der Erregbarkeit nur eine Wiederholung der schon so oft vorgetragenen Sätze. Zugleich hat der Vf., wo er von der Mischung organischer Körper überhaupt, und des menschlichen insbesondere handelt, die Ansicht der chemischen Schule mit aufgenommen. Das über die weichen und festen Theile im Organismus gelehrte, ist reine Compilation. Eben so wenig erhebt sich der Vf. über die gewöhnliche Röschlaubische Ansicht bey der Betrachtung der äusseren Einflüsse auf den lebenden Organismus, wo er, jenem Meister getreu, alles aus dem Oxydations- und Desoxydationsprocess zu erklären sucht. — Dieselbe Bewandniss hat es mit dem zweyten Abschnitte, worin die allgemeine Pathologie abgehandelt wird. Hr. *M.* unterscheidet Krankheiten der *Kräfte* und der *Materie*; die erste Classe ist nichts mehr und nichts weniger als die gewöhnliche Unterscheidung der Krankheiten in sthenische und asthenische, die Krankheiten der Materie nichts weiter als die, durch mechani-

sche oder chemische Gewalt entstehenden, örtlichen Krankheiten im gewöhnlichen Sinn des Brownschen Systems. Eben so wenig erhebt sich die Entwickelung der schädlichen Einflüsse über die beschränkten Grenzen dieser einseitigen Ansicht; wir sind bey allen diesen Gegenständen keiner neuen, originellen Idee des Vfs., sondern lauter alten bekannten begegnet. — Dasselbe Urtheil müssen wir über den dritten Abschnitt, die allgemeine Therapie, fällen, welche ganz nach dem Vorbild der Physiologie und Pathologie bearbeitet ist. Der Vf. unterscheidet zwey Heilmethoden, die dynamische und materielle, aus welchen er die erregende, schwächende, specifische und restaurirende Methode ableitet. Bey der erregenden Methode unterscheidet er die direct und indirect erregende; jene erreicht diess Ziel durch Removirung positiv schwächender Potenzen, diese durch die eigentlich excitirenden, roborirenden Mittel. — Bey der specifischen Methode unterscheidet Hr. *M.* die dynamisch-specifische von der qualitativ-specifischen, eine Differenz, deren Sinnigkeit durch nichts befriedigendes motivirt wird; überhaupt ist das Capitel von der specifischen Methode die dunkele Region der Erregungstheoretiker, dem sie nur mit innerem Widerstreben einen Platz in ihrem System einräumen. — Die Heilmittel betrachtet der Vf. entweder nach ihrer allgemeinen Wirkung auf den Organismus, als oxydirend und desoxydirend, oder nach ihrer therapeutischen Beziehung, wo sie nach der Verschiedenheit der Heilmethode als erregend, schwächend, specifisch und roborirend angesehen, und ganz nach der hierüber bereits entwickelten Ansicht beurtheilt werden. — Was die, im vierten Abschnitte vorgetragene, specielle Physiologie betrifft, so geht unser Vf. dabey von dem Satze aus: die Ursache aller Lebenserscheinungen ist das Lebensprincip oder die Erregbarkeit; diese äussert sich aber auf drey verschiedene Hauptarten, als Receptivität, Wirkungsvermögen (Irritabilität) und Productionsvermögen. — Ohne fernere Beweise dieses Fundamentalsatzes entwickelt nun unser Vf., auf eine rein compilatorische Weise, die verschiedenen Phänomene und Functionen dieser Grundäusserungen des Lebensprincips, ohne in die Ergründung ihres Wesens selbst tiefer einzudringen. —

Denjenigen, welche sich mit einer speciellen Physiologie begnügen können, welche bloss dasjenige enthält, was auf dem Wege der empirischen Erkenntniss gewonnen, durch Benutzung, Zusammentragung des schon Bekannten erhalten wird, würde der vorliegende Versuch keine unwillkommene Erscheinung seyn, wäre das Meiste nicht zu rhapsodisch, fragmentarisch bearbeitet. Jene aber, welche in einer Physiologie etwas Höheres erwarten, als die compilatorische Zusammenfügung des Bekannten, welche diesen Versuch etwa nach dem Maßstab der in einem höheren Sinne verfassten Naturlehre des menschlichen Körpers beurtheilen, wie wir in der Walterschen und Döllingerschen die Vorbilder besitzen, werden auf keine Weise einige Befriedigung finden.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass, wenn der Vf. diese Encyklopädie fortzusetzen gedenkt, er entweder den Einfluss der in diesem Band gehuldigten Theorie mehr beschränken, und sich so viel als möglich an das rein Empirische halten, oder diese Untersuchungen von einem höheren, richtigeren Standpuncte aus unternehmen möge. S. S.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Dankwerts: *Vollständige und deutliche anatomische Anweisung für gerichtliche Ärzte und Wundärzte zu gerichtlichen Leichenuntersuchungen* von *Georg Heinr. Christ. Crusius*, Prosector an der Julius-Carls-Universität zu Helmstädt. 1806. 102 S. 8. (14 Gr.) Die Seltenheit der Legalsectionen und der daraus entspringende Mangel an Übung in anatomischen Arbeiten machen allerdings den meisten gerichtlichen Wundärzten ein solches Handbuch, das sich rühmlich an *Oechy's* und *Roose's* bekannte Schriften über Leichenöffnungen anschliesst, zum Bedürfniss. Wollen sie aber dieses gehörig benutzen, so müssen sie zugleich *Hildebrandt's* oder *Wiedemanns* Lehrbuch, worauf sich der Vf. fast auf jedem Blatte beziehet, bey der Hand haben. Deutlich ist die hier dargestellte Beschreibung der anatomischen Handarbeiten bey einer gerichtlichen Leichenöffnung. Nicht alles aber ist so vollständig, als der Titel erwarten läfst. Z. B. von der äusserlichen Untersuchung der Leichen hätte ausführlicher gehandelt werden sollen. Auf die in der vorderen Höhle der Mittelwand (*cavum mediastini anticum*) möglichen Blut- Wasser- oder Eyter-Ergiessung, und auf das dabey nöthige anatomische Verfahren hat der Vf. nicht aufmerksam gemacht. Die Reinigung der Stellen, wo Verletzungen mit Ergiessung gewisser Flüssigkeiten verbunden sind, mit einem Schwamme sollte immer, ob es gleich der Vf. nicht erinnert hat, mit der grössten Behutsamkeit geschehen, damit die Lage der nahe liegenden Theile nicht verrückt werde. Die Handgriffe, welche der Vf. bey Untersuchung der Leichen empfiehlt, weichen z. Theil von denen ab, welche *Oechy* vorschreibt. Wo dieser sich des Meissels und Hammers bedient, z. B. wo die Rippenknorpel verknöchert sind, gebraucht der Vf. eine kleine Handsäge. Ist die Brusthaut mit den Lungen verwachsen, so sucht *Oechy* die Lostrennung mit den Fingern zu bewirken; nicht so der Vf., der das Durchschneiden vorzieht. Aus wichtigen Gründen missbilliget derselbe *Oechy's* Rath, den Mastdarm der Leiche vor der Section durch ein Klystier von kaltem Wasser zu reinigen, um das Hervortreten des Kothes aus dem After während der Untersuchung der Leiche zu verhindern. Warum aber empfiehlt er nicht so, wie *Oechy*, die Unterbindung der grossen Gefässe in der Brusthöhle, besonders der drey Hauptäste, die aus dem Bogen der Aorte entspringen? Oberhalb und unterhalb der Leber soll nach ihm die untere Hohlvene, um bey der Section eine übermässige Blutergiessung zu verhindern, unterbunden werden. Warum aber erwähnt er nichts von der Nothwendigkeit der Unterbindung des gemeinschaftlichen Gallenganges? Bey der Evisceration der zur Verdauung dienenden Werkzeuge giebt der Vf. den Rath, zwey Ligaturen nicht nur an dem Mastdarm, sondern auch an der Speiseröhre anzulegen. Das letztere ist gewiss in den meisten Fällen überflüssig, eine Ligatur an der Speiseröhre wird gemeiniglich hinreichend seyn. Besonders bey Vergiftungen hält der Vf. zwey Ligaturen für nothwendig, damit nichts von dem Gifte, welches sich vielleicht noch in der Speiseröhre befindet, verloren gehe. Soll aber dabey, wie er sagt, das untere Ende der Speiseröhre durch starkes Herabziehen des Magens zum Theil aus der Brusthöhle hervorgezogen werden: ist dann nicht oft zu fürchten, dass die Lage der Theile der Brust und des Halses zu sehr verändert, oder dass, wenn Brand in der Speiseröhre entstanden, diese leicht zerrissen werde? — — —ea—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 APRIL, 1808.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur.* Herausgegeben von *Friedrich Bouterwek.* Zweyten Bandes erstes und zweytes Heft. 1804. 168 u. 172 S. Dritten Bandes erstes und zweytes Heft. 1805. 142 u. 110 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Diese Zeitschrift ist für ihren Zweck in demselben Grade schlechter als die in No. 57 von uns angezeigte *Neue Vesta* für den ihrigen, in welchem sie höher stehen, oder eine höhere Tendenz haben soll. Die höhere Philosophie ist nun einmal *Hn. Bouterweks* Sache nicht, und es ist in der That zu bedauern, dass er zu vielen Dünkel hat, um sich auf die Sphäre zu beschränken, für welche allein ihm Talent gegeben ist. Da könnte er nützliche Wahrheiten verkündigen und vortrefflich wirken, die Gemüther aufregen und empfänglicher machen für eine höhere Ansicht der Dinge. Er aber hat nun einmal den Stolz, unter Deutschlands ersten Philosophen glänzen zu wollen; und da ihm diess leider! nicht gelingen will durch die Gewalt des Genie's, welche die Gemüther unterwirft, und die Blicke unwiderstehlich auf sich zieht: so sucht er sich ein Ansehen dadurch zu ertrotzen, dass er sich keck und verwegen in die Reihe drängt, den Hals so lang als möglich macht, bis er über Alle hervorzuragen glaubt, und dann aller Welt zuruft, er sey doch der grösste! Der scharfsinnige Rec., welcher die beiden ersten Hefte des *neuen Museums* in dieser A. L. Z. (1804. No. 57) angezeigt hat, hat über den Geist und Sinn dieses Journals, insofern es Hn. *B's.* Werk ist, mit Geist und Sinn gesprochen; der gegenwärtige tritt dem Urtheile desselben mit voller Überzeugung bey. In den vorliegenden Heften findet man freylich mehrere Aufsätze populäreren Inhalts, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. In den Abhandlungen hingegen, in welchen Hr. B. sich als speculativen Philosophen zu zeigen bemüht, herrscht dieselbe Unklarheit der Gedanken, dieselbe Unbestimmtheit der Begriffe, dasselbe Hin- und Herphilosophiren, dieselbe Betteley von Haus zu Haus bey allen Philosophen, dabey dasselbe unaufhörliche Schimpfen gegen diese Philosophen, welches dadurch einen artigen Schein von Wahrheit erhält, dass *Jacobi's* immer mit einer Verbeugung gedacht wird, dieselbe wahrhaftig empörende, man möchte sagen, an Impertinenz grenzende Weise, über Männer wie *Kant*, *Fichte*, *Schelling*, ohne welche Hr. B. ganz und gar nichts wäre, abzusprechen. Bey der weitläuftigen Anzeige der beiden ersten Hefte sind die Beweise für das ausgesprochene Urtheil geliefert. Die dort gerühmte, nicht uninteressante Abhandlung: *Idee einer Literatur*, ist im zweyten Hefte des zweyten Bandes fortgesetzt. Eben so die: *von der Naturphilosophie nach der Idee einer Apodiktik*. Noch etwas von *Maimon*, von *Kunhardt*, welches letztere aber nicht bedeutend ist. Der Aufsatz eines Ungenannten: *Diogenes unter den Büchern, oder, wo fehlt es der deutschen Literatur?* hat sogar das Glück oder Unglück gehabt, dass die Vff. der *Archives Littéraires* ihn ins Französische übertragen haben, wahrscheinlich, um ihren Landsleuten über die deutsche Literatur die Augen zu öffnen. Der Vf. hat sich dadurch veranlasst gefunden, auch *die schöne Seite der deutschen Literatur* aufzudecken. Beide Aufsätze enthalten eben nichts Neues, und der letzte kann wenigstens eben so gut auf Wahrheit Anspruch machen, als der erste: dennoch ist möglich, dass er nicht ins Französische übersetzt ist. — Das erste Heft des dritten Bandes enthält mehrere Abhandlungen, die man gern lieset. Dahin rechnen wir freylich nicht die erste: *Von der allerneuesten Überzeugung, oder: wie man noch immer durch Einfälle überzeugt wird;* aber wir rechnen schon dahin die zweyte: *Erinnerung an die Naturphilosophie einiger Ärzte, Kabbalisten und Rosenkreuzer aus den vorigen Jahrhunderten.* Gegen die dritte: *die vier grossen Nationen des neunzehnten Jahrhunderts*, Fragment zur Philosophie der Weltgeschichte vom *Herausgeber*, liesse sich leicht Vieles sagen, Vieles gegen die ganze Ansicht der Geschichte, oder, wie Hr. B. sagt, des Plans des Schicksals mit der Menschheit, Vieles gegen das Einzelne: dennoch folgt man dem Vf. nicht ungern, und freuet sich mancher Bemerkung. Der Aufsatz über *Philosophie und Poesie* in Beziehung auf das Lehrgedicht, ist, nach Hn. B. (der freylich darin Recht haben mag) von einem Idealisten, der dem *Fichtio-Schellingio-Schlegelianismus* — (wie stattlich würde es sich ausnehmen, wenn es Hn. B. gelänge, auch einen *Bouterwekianismus* zu Stande zu bringen!) — zugethan ist. Hr. B. wundert sich darüber, dass derselbe sein Kind vor Hn. *B's.* Thür ausgesetzt habe, und Rec. kann nicht leugnen, dass es ihm eben so geht. Er hat sich aber über die Humanität gefreuet, mit welcher Hr. B. sich des armen Kindes erbarmt, dasselbe in seinen Pallast aufgenommen, und es erst, nachdem er es mit dem Prunke *Bouterwekscher* Anmerkungen ausgeputzt, in die

Welt geschickt hat. Hr. B. gesteht dem Vf. Geist und Würde zu; Rec. will sie ihm nicht streitig machen, wiewohl er dem Auffatz eben keinen grossen Werth beylegt, und will hoffen, dass Hr. B. ihm diese Gaben aus einem anderen Grunde beylegt, als *weil* er das Kind vor seiner Thüre ausgesetzt. Aber eine naive Bemerkung des Hn. *B's.* kann Rec. nicht unberührt lassen. In einer kleinen Vorerinnerung sagt er: er habe der kleinen Abhandlung Anmerkungen zur Erläuterung mitgegeben, aber „diese Anmerkungen seyen nur gegen die Lehre, zu welcher sich der Vf. bekenne, und *nicht im mindesten gegen die Individualität des Vfs. gerichtet.*" Also nicht gegen die Individualität des liberaldenkenden Vfs.! War das nöthig anzumerken? Oder fühlte Hr. B., dass vielleicht Andere fühlen möchten, viele seiner sonstigen Anmerkungen seyen nicht gegen die Lehre, sondern gegen die Individualität ihrer illiberaldenkenden Vff.? *Hinc illae lacrimae!* H. J.

Leipzig, b. Leo: *Krito oder über den wohlthätigen Einfluss der kritischen Philosophie auf menschliche Tugend.* In dialogischer Form. Ein Versuch von *Traugott Benjamin Agapetus Leo*, Pfarrer zu Sorno und Staupiz. 1806. X und 212 S. 8. (16 Gr.)

So oft auch schon die Sache des moralischen Purismus gegen den Eudämonismus von geschickten Vertheidigern und mit glücklichem Erfolg geführt worden ist, so verdient doch der Vf. Dank für diese Schrift. Er zeigt sich darin als einen eben so gründlichen als bescheidenen Denker, und wenn auch der Kenner der kritischen Philosophie keine neuen Ansichten darin findet, so wird er sie doch nicht ohne Achtung für den Vf., der mit so viel redlichem Ernst eine nicht gemeine Gabe der Popularität verbindet, aus der Hand legen. „Krito, sagt der Vf. S. VIII der Vorr., ist ein Freund kritischer Weisheit, und zugleich ein inniger Verehrer Jesu und seines Evangelii, und ist überzeugt, dass durch richtige Einsicht in den Geist der kritischen Philosophie viele Zweifel und unrichtige Vorstellungen verschwinden, wodurch der Glaube an die Lehre des Evangelii, und selbst die Hauptsätze derselben, sehr leidet und geschwächt wird. Vielleicht könnte die Prüfung seiner Gedanken manchem Lehrer des Evangelii nützlich werden. Gern würde er etwas dazu beytragen, die Hindernisse zu entfernen, die es verursachen, dass das reinste Gold nicht zum Tempel der Heiligkeit von den Pflegern desselben herbeygeschafft und genützt werden kann." Was der Vf. hier von seinem Krito sagt, den er die Sache des moralischen Purismus gegen Philo, den Advocaten des Eudämonismus, vertheidigen lässt, lässt sich, nach dem Geiste dieser Schrift, auf ihn selbst anwenden, und sie verdient daher insbesondere christlichen Religionslehrern empfohlen zu werden.

Gegen die dialogische Form wäre zwar noch manches zu erinnern. Philo erscheint nicht nur dem Krito gegenüber meist als ein zu schwacher Gegner, sondern auch die Sprache, in der beide sprechen, ist nicht Sprache des Dialogs; die Perioden sind zu lang und oft zu verwickelt, auch sind die Wiederholungen nicht genug vermieden, indessen *ubi plura nitent* — Als eine Probe der Behandlung und Darstellung mag folgende Stelle S. 196 dienen: Wer kann die Schilderung jener Heuchler, von denen gesagt wird: alles, was sie thun, thun sie nur, um von Anderen gesehen zu werden — welches den Hauptzug dieser Schilderung, den Grundsatz ihrer ganzen Handlungsart enthält, lesen; wer jenes Urtheil über jene Person, die freylich, wenn man bloss nach den nützlichen Folgen ihre Handlung schätzt, nach dem entgegengesetzten Ausspruch: wozu dieser Unrath, auf andere Art weit besser gehandelt hätte; — wer kann das Urtheil: „sie hat ein gut Werk an mir gethan," vernehmen, und hier verkennen, dass allein die reine Absicht gebilligt wird? — Wer findet nicht in der Aufstellung jener Geschichte von dem Diener, der für die Vollendung seiner Pflicht nach dem allgemeinen Urtheil keinen weiteren Dank zu erwarten hat, das Gebot der Pflicht sprechen: „wenn ihr alles gethan, so sprecht: wir sind verdienstlose Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren?" Wer findet nicht in jener bildlichen Erläuterung des Gedankens: „die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten seyn" — zumal da sie noch zur bestimmten Beantwortung jener Frage: „wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?" dient, — wo nicht gefragt wird, was? wie lange? wie viel? wie nützlich? sondern — wie gut einer gearbeitet, gehandelt habe —. wer findet nicht hier, dass nicht die äussere Gesetzmässigkeit, nicht der Vortheil, sondern die Pflichtmässigkeit — das, was man thut, aus Pflicht zu thun — als Regel des Handelns aufgestellt werde? Wer sollte nicht hier allenthalben das reine Sittengesetz finden, zumal wenn er jene vorzügliche Stelle, die mit den Worten anhebt: „wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete" — vergleicht, denn hier wird ja ganz deutlich gesagt, dass der Mensch ohne wahre innere Güte, die von aller Eigennützigkeit fern ist — denn das ist das so viel sagende und immer noch nicht recht verstandene Wort αγαπη, nicht ερως — keinen wahren Werth habe! L — r.

MEDICIN.

Dresden, b. Arnold: *Johann August Titmann*, der Philos., Medic. und Chir. Doctor u. s. w. *von den topischen Arzneymitteln gegen Augenkrankheiten.* 1804. XVI u. 150 S. 8. (16 Gr.)

Wären die *Reilschen* Pepinieren für Routiniers schon an irgend einem Orte errichtet: so würde Rec. versucht seyn, anzunehmen, Hr. *Titmann* habe die angezeigte Schrift zum Vorlesungsbuche an einer solchen bestimmt. Aber auch als solches würde sie Hr. *Reil* wohl nicht gelten lassen, da in jenen Pepinieren immer das, was sich als endliches Resultat aus den neuesten Bearbeitungen der Wissenschaft herauswirft,

also die Indifferenz der Wissenschaft selbst, vorgetragen werden soll. Die besseren Ärzte sind darin übereingekommen, dass eine Heilmittel-Lehre, getrennt von der allgemeinen Therapie, durchaus keiner wissenschaftlichen Behandlung fähig sey. Hr. *T.* hat diese Bedenklichkeit überwunden, und alle Recepte zu Augenwassern und Augensalben u. s. w., die er in älteren und neueren ophthalmologischen Schriften auffinden konnte, selbst aus *Lefebure's* berüchtigtem Augensalbenbuch zusammengetragen, und in einigen Classen, ohne auch nur um einen Eintheilungsgrund verlegen zu seyn, zusammengestellt. Diese Classen sind folgende: 1) *Erweichende Mittel.* Von diesen heisst es S. 1: „sie vermindern den Zusammenhang der festen Theile, indem sie in die Zwischenräume derselben eindringen; — sie erschlaffen die trockenen Fasern, und machen sie biegsamer; — die schleimigen und öligen Mittel dieser Classe haben noch überdiess die Wirkung, dass sie die Reize einwickeln u. s. w." Wer glaubt sich hier nicht zu *Gaubius* und seinen Anhängern zurückversetzt? — Zu dieser Classe nun werden gerechnet: *das lauwarme Wasser, die Malve;* hier ist der Vf. gutmüthig genug, *Janin* nachzuerzählen: das Malvendecoct erweitere die Poren (?) der Hornhaut, und lasse so bey dem Eiterauge das Eiter durchdringen. (Wenn nur je ein Physiolog oder Anatom so besonnen gewesen wäre, um sich selber zu fragen, was er denn unter jenen Poren der Hornhaut sich denke!): *Althee, Milch, Butter, Käse u. s. w.* 2) *Narcotische Mittel.* „Für den praktischen Augenarzt sey es blos nöthig zu wissen, dass alle narcotischen Mittel krampfstillend, schmerzlindernd und auch in gewissem Grade zertheilend wirken." Gesegnet sey die goldene Genügsamkeit und die Frugalität der Opinion! So wie der Vf. überall die schlechtesten Methoden anrühmt, so räth er auch an, „ein Decoct von Mohnköpfen mit einer Compresse warm aufzulegen, wenn nach der Operation des grauen Staares das operirte Auge sehr unruhig ist." Es war zu erwarten, dass Hr. *Titmann* in diesem Abschnitt Hn. *Himly's* Beobachtungen über die Erweiterung der Pupille durch die Anwendung des Hyosciamus ausschreiben würde, welches er auch wirklich ohne alle Kritik und ohne Sonderung des Wahren vom Falschen gethan hat. Es wird dabey erinnert, dass durch den bekannten Fehler in der Übersetzung der *Himly*'schen Schrift die französischen Ärzte veranlasst wurden, sich der Belladonna statt des Hyosciamus zu bedienen; allein Rec. weiss sehr bestimmt, dass sie weder das Eine noch das Andere gebrauchen. — Hr. T. scheint zu glauben, dass Flecken der Hornhaut (welche ?) durch die Anwendung des *Aqua laurocerasi*, so wie schon des Malvendecoctes, zertheilt werden könnten!. Sogar *Janin's* Augenwasser aus der Auflösung der *massa pillularum de cynoglosso*, von welcher Hr. *T.* bedauert, dass sie innerlich nicht mehr gebraucht werde, bringt er aufs neue in Vorschlag. 3) *Mercurialmittel.* Selbst *Arnemanns* sonderbares Augenwasser von Calomel in Rosenwasser aufgelöst (?), wird hier angeführt, der beliebten Vollständigkeit wegen. — Von dem rothen Quecksilberpräcipitat wird behauptet: „es gehöre unter die Arzneymittel der gelinderen Art, und von dieser Eigenschaft hänge wohl gröfstentheils seine Heilkraft ab." Als das zweckmässigste Verhältniss der Dosis in der Mischung einer Präcipitatsalbe wird eine Drachme roth. Präc. auf $1\frac{1}{2}$ Unze frischer, ungesalzener Butter angegeben. Rec. findet diess Verhältniss nach seiner Erfahrung noch viel zu gross. 4) *Zertheilende Mittel.* Unter diesen empfiehlt der Vf. den *Minderer*'schen Geist unter einem Decoct von Mohnköpfen, und später mit etwas Opium vermischt, und nur wenig mit Rosenwasser verdünnt, bey catarrhalischen und rheumatischen Augenentzündungen. — Hr. *T.* erwähnt auch der *Himly*'schen Auflösung des Weinsteinsalzes zu 2 — 6 Gran in ℥j destillirt. Wassers aufgelöst, gegen verhärtete Flecken der Hornhaut. Rec. hat immer die Dosis zu geringe befunden, und lässt gewöhnlich schon vom Anfang 12 — 15 Gran in ℥jj Wasser auflösen. 5) *Reizende Mittel.* „Beym Thränenfluss *von Erweiterung der Poren der Hornhaut* (?) soll man weissen Wein u. s. w. überschlagen." 6) *Zusammenziehende Mittel.* Das Bleywasser wird bey der gallichten Augenentzündung empfohlen, unmittelbar nachdem die Unreinigkeiten ausgeleert sind: — eben so gegen die Röthe der Augen von Krebsschärfe.!! — Von dem *Lapis divinus* wird die *St. Yves*'sche Bereitung angegeben, der neueren Bereitungsarten aber nicht erwähnt. 7) *Ätzende Mittel.* Unter dieser Aufschrift wird zum Theil unter schlechter, zum Theil ganz ohne Auctorität der *Lapis infernalis*, und der Spiessglanzbutter gegen Staphylome der Hornhaut, Vorfälle der Regenbogenhaut, Leukome u. s. w. empfohlen. Dass diese Ätzmittel gerade in diesen Fällen aus der besseren Praxis verbannt sind, scheint dem Vf. unbekannt zu seyn. 8) *Mechanische Mittel.* In dieser Classe hat der Vf. sich selbst übertroffen. Sogar der Krebsaugen, um fremde Körper aus dem Auge zu spülen, geschieht hier eine ehrenvolle Meldung. — In einem Anhange werden solche Mittel angeführt, welche in keine der angegebenen Classen einpassen, z. B. Blutigel; von diesen S. 137: „ihr Gebrauch ist indicirt in allen acuten Ophthalmieen im ersten Zeitraume, vorzüglich bey der gonorrhoischen, gichtischen, und rheumatischen." Bey einer so auffallenden Unwissenheit des Verfassers und so vielen dem unerfahrnen Praktiker offenbar höchst gefährlichen Irrsätzen konnten wir die Kritik dieser Schrift nicht nach höheren Ansichten führen, und begnügen uns, ihre Verwerflichkeit von der Seite der technischen Regulative dargethan zu haben, da ihre Sache, schon bey der niederen Instanz verloren, vor die höhere nicht einmal gebracht werden mag. Wenn Hr. *T.* durch grössere Aufmerksamkeit auf die Bestrebungen, die jetzt zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin sich vereinen, und zwar in näherer Beziehung auf das hier gewählte Fach, durch die Beherzigung dessen, was in einem

Auffatze in der ophthalmologifchen Bibliothek von Hn. Rath *Schmidt* über die Art, die Krankheiten eines einzelnen Organes, als eines fpeciellen, in fich befchloffenen Organismus zu bearbeiten, vorgetragen wurde, — fich felber in der philofophifchen Cultur höher gebracht haben wird: dann werden wir gerne Compendien über fpecielle Doctrinen aus dem Gebiet der Heilkunde von ihm empfangen. Aber wer fich ohne kritifches Talent durch blofse Compilation an dem literarifchen Eigenthum der Zeit verfündigt, und dabey gerade das, was der gegenwärtigen Zeitperiode Eigenthümliches und Unterfcheidendes einwohnt, vornehm ignorirt, fodert eben dadurch die ganze Strenge der Kritik gegen fich auf, um folches tadelhafte Unternehmen zurechtzuweifen.

Wth.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Paris*, b. Levrault: *Obfervations anatomico-phyfiologiques fur la circulation du fang dans l'enfant qui n'a pas refpiré.* Par *Jean Fr. Lobftein*, Profecteur à l'école de médecine de Strasbourg. 1805. 36 S. 8. Diefe Schrift, welche viele wichtige anatomifche Beobachtungen und intereffante Anfichten aus der Phyfiologie des Foetus enthält, ift eigentlich eine Kritik der von *Sabatier*, oder beffer von *Nicholls* zuerft aufgeftellten Theorie von der Circulation des Blutes in dem Kinde, welches noch nicht geathmet hat. Gelegentlich wird auch die bekannte Meinung von *Mery* (*mém. de l'acad. des Sciences pour l'année* 1705) und jene von *Wolff* über die Zweytheilung der Mündung der unteren Hohlader erwähnt (*novi comment. Acad. Scient. Petropol. Tom. XX.* 1775. S. 357). Gegen den letzten verfichert Hr. *Lobftein* nie eine Anmündung der unteren Hohlader in dem linken Ventrikel gefunden zu haben. Doch befindet fich allerdings das *Bodal*'fche Loch in der Richtung der unteren Hohlvene, fo dafs man die Klappe deffelben gar wohl als eine Fortfetzung der Wände diefer Vene bis in den linken Ventrikel anfehen könnte. *Sabatiers* Meinung findet fich in den *mémoires de l'acad. des Sciences pour l'année* 1774. S. 198 aus einander gefetzt. Hr. *Lobftein* hat nie den venöfen Gang, fo wie es *Sabatier* angiebt, aus der Nabelvene felbft entftehen gefehen, fondern immer nahm er feinen Urfprung aus dem linken Afte der Pfortader der Einmündung der Nabelvene gegenüber, fo dafs alfo nicht das frifch-oxydirte Blut aus dem Mutterkuchen, fondern fchon vermifcht mit dem verkohlten Blute aus der Pfortader, durch den venöfen Gang in die Hohlader gelangt. *Bichat* nahm in feiner *Anatomie générale* die *Sabatier*'fche Meinung auf, und gründete auf fie feine Theorie von dem 8förmigen Kreislaufe im ungebornen Kinde. Das Blut nämlich gelange aus der unteren Hohlader durch den rechten Herzensfack und das eyförmige Loch in den linken, und von da in den Ventrikel derfelben Seite. Diefer treibt es durch die Aorte und ihren Bogen in die grofsen Stämme, welche zu dem Kopfe und den oberen Gliedmafsen gehen. Von da gelangt es durch die obere Hohlader in den rechten Herzensfack zurück, kreuzt fich hier (unvermifcht?) mit dem Blute aus der unteren Hohlader, — dringt in den rechten Ventrikel ein, und gelangt von da gröfstentheils durch den arteriellen Kanal in die abfteigende Aorte. Gegen diefe Theorie nun beweifet Hr. *Lobftein*, dafs die Circulation auf diefe Weife weder in dem Embryo noch in den 4 erften Monaten des Alters des Foetus Statt finden könne. Er beweift diefs aus der allgemein eingeftandenen früheren Ausbildung des linken Ventrikels vor dem rechten bey allen warmblutigen Thieren, und aus der fpäten Bildung der *Euftachi*fchen Klappe (nach dem 3ten Monat), aus der Reaction des Herzens und der beiden Hohladern auf das enthaltene Blut, wodurch nothwendig eine Vermifchung der beiden fich kreuzenden Blutftröme gefetzt werde, aus der Lage und Structur der *Euftach*fchen Klappe. Er führt ferner die Untauglichkeit eines venöfen Blutes (aus der oberen Hohlader) zur Nutrition der Bruft- und Bauch-Eingeweide und der unteren Extremitäten an. Aus diefen Gründen, welche Rec. jedoch nicht für hinreichend beweiskräftig hält, behauptet Hr. *L.*, *Harveys* Theorie über den Kreislauf bey dem Foetus fey die einzig annehmbare und alle fpäteren verwerflich. Rec. würde, wäre diefe Materie nicht zu umfaffend, hier das Verhältnifs der Functionen zu den räumlichen Dimenfionen der Organe, darthun und erweifen, dafs die organifche Gebildung felbft nur ein Abdruck und gleichfam eine geometrifche Conftruction desjenigen fey, was in der Function felbft fchon organifch beftimmt war, fo dafs wirklich die Function, als den Typus der Organifation beftimmend, und die letzte als eine Nachbildung, gleichfam Refiduum der erften angenommen werden mufs. Wenn alfo in einer beftimmten Periode der Schwangerfchaft das Gefäfsfyftem des Foetus noch nicht fo evolvirt war, dafs es der Ausübung der Function des Kreislaufes unter einer beftimmten Form entfpräche: fo folgt hieraus nicht, dafs nicht der Kreislauf auf diefe beftimmte Weife in jener Periode ausgeübt wurde. Vielmehr konnte das Gefäfsfyftem nur dann fpäter jene beftimmte Form der Gebildung in fich aufnehmen, wenn fchon früher die Function auf eine diefer entfprechende Weife ausgeübt wurde. Hr. *Lobftein* reihet jene Theorie des Kreislaufes bey dem Foetus an feine in dem *effay fur la nutrition du foetus* mitgetheilten Anfichten über die Alimentation des Foetus an, und zeigt, dafs in derfelben Periode, wo der Foetus fich gleich einem Amphibion ernähre, derfelbe auch die Form des Kreislaufes der Amphibien in fich aufnehme. Sein arterielles Blut ift von dem venöfen beynahe gar nicht unterfchieden; feine Temperatur fteht geringer als jene der Mutter. Es findet die genauefte Analogie Statt zwifchen dem venöfen Gang bey dem Foetus, und der Lungenvene bey den kaltblütigen Thieren; beide mifchen der grofsen Menge gekohlten Blutes nur einen fehr geringen Antheil von neu oxydirtem Blute bey. Rec. verweilte mit Vergnügen etwas länger bey der Beurtheilung diefer Schrift, in welcher er überall den unermüdet fleifsigen Anatomen und forgfältigen Beobachter erkennt, in welcher er aber doch auch, fo wie in anderen Schriften des Vfs., die genauere Präcifion in der Ableitung der phyfiologifchen Folgerungen aus den anatomifchen Conftructionen vermifst. Rec. fügt den Wunfch bey, man möge in Deutfchland den anatomifchen Arbeiten des Hn. *L.*, der urfprünglich unfer Landsmann ift, mehrere und die verdiente Aufmerkfamkeit widmen.

Wth.

Römische Literatur. *Kopenhagen u. Leipzig*, b. Schubothe: *Des Marcus Porcius Cato Befchreibung eines Wein- und Oel-Kelterhaufes*, durch erklärende Anmerkungen und Abbildungen ins Licht gefetzt von *Jens Bang* etc. a. d. Dänifchen übertragen von *J. A. Markuffen*. Mit 3 Kupfern. 1805. 20 S. 8. (12 Gr.) Hr. *Rothböll* lieferte in den Schriften der königl. dänifchen Gefellfchaft der Wiffenfchaften über *M. P. Cato de re ruftica* belehrende Anmerkungen. *Catos* 18 und 19 Cap. handelt vom Weine und Öl-Kelterhaufe. Hr. *R.* munterte unferen Vf. auf, feine Kenntniffe bey den dunkeln Stellen des alten Römers anzuwenden, um als Philolog und Architekt die nöthige Aufklärung zu geben. Man kann annehmen, dafs *Catos* Abficht bey der Befchreibung des Wein- und Öl-Kelterhaufes nur dahin ginge, die wichtigften Mafse, befonders für die Grundanlage und das Zimmerwerk, anzugeben. Alles übrige nahm *Cato* als bekannt an. Daum ift es jetzt fo fchwer, den wenigen undeutlichen Worten des alten Schriftftellers über die innere Einrichtung mit erklärenden Zeichnungen nachzukommen. In den Abbildungen wird nach *Catos* angegebenen Mafse Tab. I die Grundlage der Weinkelter vorgeftellt. Tab. II zeigt das Balkenwerk von oben anzufehen. Tab. III ftellt den Durchfchnitt der Breite des Kelterhaufes und den feiner Tiefe vor. Im Ganzen geht Hr. *Bang* mit *Meifter de torcularibus*, Götting. 1764. 4. zu Rathe, und zeigt überall an, wo fie beide in ihrer Meinung übereinkommen, oder aus welchen Gründen Hn. *Meifters* Meinung nicht angenommen werden kann.

Sbft.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft des Regenten.* Von *August Wilhelm Rehberg*, Hofrathe und Ober-Licent-Inspector zu Hannover, Mitgliede der Göttingischen Societät der Wissenschaften. 1807. 238 S. 8.

Sowohl der Name des Vfs. als der Gegenstand dieser Schrift, haben längst alle diejenigen, welche für die Begebenheiten des Tages und für die Schicksale deutscher Staaten einiges Interesse haben, und denen es ein Genuss ist, einen der scharfsinnigsten vaterländischen Denker über einen höchst wichtigen Gegenstand reden zu hören, angezogen. Eine Anzeige wird daher vielleicht zu spät kommen, und für die grössere Verbreitung dieser Schrift nur sehr wenig Nutzen haben. Doch das Buch ist zu wichtig, um ganz darüber zu schweigen. Auch ist der Gegenstand desselben von der Art, dass, so viel Vortreffliches ein Schriftsteller darüber gesagt haben mag, doch immer noch für den denkenden Leser eine grosse Nachlese übrig bleiben muss. Denn es ist fast unmöglich, dass zwey Menschen, von übrigens gleichen Grundsätzen, über solche Angelegenheiten des gemeinen Wesens ganz gleich denken und urtheilen sollten. Die nächsten Umgebungen, eigene Erfahrungen und Beobachtungen und selbst ganz individuelle Zwecke und Wünsche, haben zu grossen Einfluss auf die Ansichten und Urtheile, auf das Reden und Schweigen eines praktischen Schriftstellers über eine praktische Materie, als dass ein Jeder durch das, was gesagt worden ist, auf eine gleiche Weise befriedigt werden könnte.

Die Schrift selbst ist theils durch die Begebenheiten der Zeit, theils durch die geistreiche Schrift des Kriegsraths *Scheffner* in Königsberg: *Gedanken und Meinungen über manches im Dienst*, veranlasst worden. An der Spitze steht eine *Darstellung der charakteristischen Züge der vermeinten Vollkommenheit in der Staatsverwaltung nach den herrschenden Begriffen.* Diese Darstellung ist zugleich eine Kritik des preussischen Staatsverwaltungs-Systems, wie solches der Vf. sich gedacht hat. Die Prüfung der Maximen, welche diesem System zum Grunde liegen sollen, hat daher auch sehr vieles von dem Charakter an sich, welchen wissenschaftliche und historische Untersuchungen so leicht zu erhalten pflegen, wenn sie mit Beziehung auf ein bestimmtes Subject, und für oder wider einen gegebenen oder gedachten Fall, gleichsam deductionsweise angestellt werden. Der Geist hat nicht die Ruhe und Unbefangenheit, die er haben muss, wenn das Ziel, wohin die Prüfung führen, das Resultat, welches sich aus ihr ergeben soll, schon im voraus festgesetzt worden ist, und wenn das ganze Geschäft des Forschers gewissermassen nur auf die Aufsuchung der triftigsten und scheinbarsten Gründe für das angenommene Resultat eingeschränkt ist. Rec. findet keinen besonderen Beruf dazu, eine Rechtfertigung der preussischen Dienerschaft, und des preussischen Systems, dessen Freund und blinder Bewunderer er nie gewesen ist, zu übernehmen; doch fordert die allgemeine Pflicht für Wahrheit, zu gestehen, dass das Bild, welches der Vf. in einzelnen Zügen von diesem Systeme und von dessen Handhabung aufstellt, eben so weit von der Wahrheit entfernt ist, als das System selbst von der Vollkommenheit eines Verwaltungs-Systems entfernt seyn mag. Es ist überhaupt eine niederschlagende Wahrnehmung, und thut sehr wehe, wenn man sieht, dass auch geachtete Schriftsteller und vortreffliche Blätter sich unter den Haufen derer mischen, welche dem Leser ganz unwillkührlich eine alte bekannte Fabel ins Andenken bringen. Die Ehre, eine solche Verbindung der Ideen zu erwecken, sollte man billig anderen ephemeren Flugschriften und ums Brod schreibenden Autoren überlassen, und bedenken, dass eine jede beklatschende Einstimmung und Verkündigung der Werke solcher Auctoren *gleich* im ersten Moment, weit mehr den Vorwurf der Theilnahme an Pasquillen und an deren Verbreitung verdient, als wenn ein allgemeines literarisches Blatt *einige Jahre* nach der Erscheinung solcher Schriften, die das Publicum interessirten, eine Beurtheilung derselben liefert, in welcher das Streben nach Wahrheit und Unparteylichkeit eben so sichtbar ist, als der Unwille gegen diejenigen daraus hervorleuchtet, welche, die Lehre eines alten Weisen: *afflictis non est addenda afflictio*, vergessend, über den unglücklichen Wehrlosen herfallen. Möge der Deutsche, vorzüglich der Norddeutsche, und ganz besonders der Hannoveraner, es immerhin laut sagen, dass es eine Nemesis — nicht blofs die nacheilende, sondern auch die vorgreifende — gewesen sey, welche Preussen so fürchterlich getroffen hat; möge sich ein jeder, wer da wolle, freuen, dass Preussens Plane nicht gelungen sind; möge die Zukunft diese Freude durch nichts verbittern und auf das vollkommenste rechtfertigen: allein nie sollte man doch vergessen, was Preussen für Deutschlands Verfassung und Cultur ein Jahrhundert hindurch gewesen ist, nie

sollte das Gefühl des Schmerzes, des Unwillens, des Eigennutzes, des Patriotismus, noch irgend ein anderes Gefühl stark genug seyn, um das Edle, welches man in keiner Lage des Lebens vergessen darf, aus den Augen zu setzen. Überdiess wird niemand, der im Geiste die Schicksale der Staaten zu erwägen vermag, die von einem glücklichen Eroberer ergriffen wurden, und wer es nicht vergessen hat, was wir selbst in unseren Tagen erlebt haben, und wer es zu ahnden im Stande ist, was wir noch erleben können und erleben werden, sich sehr verwundern, dass gerade das Reich, dessen Haltung künstlicher und bodenloser war, als die irgend eines anderen, sogleich völlig zusammenstürzte, als es der zum Kampf herausgefoderte Held mit entrüsteter Hand schüttelte und der Vernichtung weihte. Wären auch die entehrenden Scenen in Magdeburg, Cüstrin und Stettin u. s. w. nicht vorgefallen, so würde doch keine Macht, wie sie Preussen aufstellen konnte, am wenigsten eine noch so trefflich organisirte und gehandhabte Civiladministration, den einmal beschlossenen Untergang gänzlich haben abwenden, und das unselige Eingreifen feindlicher Administratoren verhindern können, welche berufen und unberufen, unter hundert Namen dem siegreichen Heere mit Geyersgier und Geyersschnelle folgten, und allenthalben sich anzusiedeln bemüht waren, ehe noch die edleren und weiseren Administratoren eintreffen konnten.

Doch wir wenden uns zu unserem Schriftsteller. Das moderne Verwaltungssystem, sagt er, sey darauf angelegt, dass die gröſste Stärke gegen Aussen, aus der vollkommensten Übereinstimmung im Inneren hervorgehe. Gegen diesen Zweck aller neuorganisirten Staaten, oder vielmehr ihrer Regenten, lässt sich nun nach der bisherigen Lage der Dinge nicht viel sagen. Aber freylich ist der Zweck der Regenten zu theuer erkauft, dem Zwecke der Unterthanen nicht entsprechend, und vielleicht auf einem falschen Wege verfolgt, wenn man den Grundsatz: *dass die moralische Person des Staates alle individuellen Glieder desselben völlig durchdringen solle, so dass ihr Privatwille und ihre Kräfte in den allgemeinen Willen zusammenschmelzen und von ihm ihre Richtung erhalten*, in seiner fürchterlichen buchstäblichen Strenge nehmen will; wenn man es als ausgemacht ansieht, dass zur Beförderung jenes Zweckes und in Gemässheit dieses Grundsatzes, *der Regent damit nicht zufrieden sey, die Verhältnisse seiner Unterthanen in Ordnung zu erhalten, und sich darein, so weit es das gemeine Wohl erfodert, zu mischen und Jeden dazu, dass er dazu mitwirke, anzuhalten*, sondern *dass er alle Privatangelegenheiten durchforsche, um zu versuchen, ob sich aus denselben nicht noch etwas zum gemeinen Besten, d. h. für die individuellen Absichten derer, die an der Spitze stehen, herausziehen lasse*. Denn wo dieses wirklich geschieht, ist es um alle behagliche Ruhe, um alle Freude, die das stille Verfolgen eigener Plane und Zwecke auf einem neuen selbstentdeckten Wege, um alle häusliche Industrie und Absonderung und um die meisten schönen und wohlthätigen Wirkungen eines verständigen Eigennutzes geschehen, und es muss unausbleiblich ein allgemeiner, leicht in offenbaren Krieg ausartender Zwangszustand Aller gegen den Staat entstehen, der einem allenthalben in den Weg tritt, und ärndten will, ehe noch die Saat reif ist. So wenig es nun zu leugnen steht, dass in vielen, vorzüglich in kleinen Staaten, die die Rolle eines grossen spielen wollen, die Regierungen hie und da mehr, als es nöthig seyn dürfte, diese Maxime zu befolgen scheinen: so wird man doch schwerlich einen Staat aufweisen können, in welchem sie in ihrem ganzen Umfange zur Anwendung käme.

Folgerecht und richtig ist es, dass der erste charakteristische Zug einer Staatsverwaltung, die nach dieser Maxime verfährt, darin besteht: *alles wissen zu wollen*. Diess führt den Vf. auf die Sitte, durch Tabellen und durch einzusendende Berichte der Unterbehörden alles erfahren zu wollen. Er spricht über diese Materie mit ungemein vieler Einsicht. Wer es weiss, wie dergleichen Tabellen entstehen, wer als Geschäftsmann mit ihnen umzugehen gelernt hat, kennt die Unvollkommenheiten derselben nur zu gut, und lächelt herzlich über die Gutmüthigkeit der Statistiker, welche ein so grosses Wesen daraus machen, und alles, was in solchen officiell genannten Papieren steht, für baare Münze annehmen. Ihre Unvollkommenheit wird um so grösser, je weniger das, was einberichtet werden soll, nach Mass, Zahl und Gewicht angegeben werden kann, je mehr Misstrauen, Furcht, Hoffnung oder andere menschliche Leidenschaften, sowohl auf die Gemüther derer, welche die ersten Data hergeben müssen, als auf diejenigen einwirken, welche die einzelnen Data und Angaben zusammenzustellen, und den Bericht zu erstatten haben. Hiezu kommt noch, dass die trefflichsten Beamten, von denen man etwas vorzügliches erwarten kann, sehr oft gerade am wenigsten Fleiss auf diesen Zweig ihrer Geschäfte wenden, dass hingegen Schwachköpfe, denen das Förmliche die Hauptsache ist, und welche sich durch recht günstige Resultate und genaue Tabellen zu insinuiren glauben, sich keine Mühe und Arbeit verdriessen lassen, um die Rubriken recht reichhaltig auszustatten. Hiedurch wird denn das ganze Tabellenwesen noch viel unsicherer gemacht, und eine höchst nachtheilige Schiefheit in der Beurtheilung einzelner Theile des Landes hervorgebracht. Demungeachtet werden Tabellen so lange unentbehrlich und wohlthätig bleiben, als es eine Wahrheit bleibt, dass eine Administration, ohne eine genaue Kenntniss des Landes, nicht im Stande ist, zu beurtheilen, wo sie eingreifen oder wo sie nicht eingreifen soll. Auch lässt es sich mit Sicherheit behaupten, dass eine Regierung, die sich durch die Ansicht, welche sie aus den Berichten der Unterbehörden erhalten hat, irre leiten und zu falschen Massregeln von Bedeutung verleiten lässt, sicher eben so viel Antheil an der Verschuldung hat, als die Tabellen und Berichtserstatter. Wer mit eigener Sachkenntniss, richtiger Beurtheilung, prüfender Vergleichung und zweckmässiger Nachfrage am rechten Orte, die mitgetheilten Data benutzen will und zu benutzen versteht, wird gewiss die Tabellen nicht,

ohne erheblichen Gewinn daraus gezogen zu haben, aus der Hand legen. Noch gewährt die Einrichtung, dass die Unterbehörden über eine Menge Dinge von Zeit zu Zeit Bericht abstatten müssen, den grossen Vortheil, dass sie selbst auf die dazu gehörigen Nachforschungen geführt werden, und nicht zu sehr in Bequemlichkeit und Nachlässigkeit verfallen. Mancher, der sich nicht schämt, alles, was nicht durchaus nothwendig geschehen muss, liegen zu lassen, schämt sich denn doch — sollte es auch nur vor seinen Untergebenen seyn, — wenn er seine Obern geradezu belügt; und eine Lüge, welche zur Pflichtvergessenheit hinzukommt, ist dann doch auch strafbarer und nicht so leicht mit allerley Ausflüchten zu bemänteln, als eine blosse Pflichtvergessenheit. Endlich wird eine Regierung, welche desshalb, weil sie glaubt oder weiss, dass man keine zuverlässigen Data erhalten könne, sich zu wenig oder gar nicht um Data bekümmert, nicht leicht eine Verfügung von einigem Umfange und einiger Verwickelung treffen können, die nicht in der Folge, wenn sie ins Werk gesetzt werden soll, Anstände findet, und Erläuterungen und Abänderungen nothwendig macht. Nichts setzt aber eine Oberbehörde mehr herab, nichts ist für einen ordentlichen schnellen Geschäftsgang nachtheiliger, nichts erzeugt leichter die unglückselige Idee, dass die Oberbehörden leichtsinnig zu Werke gehen, als solche Erläuterungen, die so oft nichts anderes sind, als Geständnisse grober Unwissenheit und Übereilung. Das Streben einer Regierung, alles zu wissen, ist daher an sich nicht zu tadeln. Auch ist es selten weise, die Nachrichten erst dann einzuziehen, wenn man sie zu einem bestimmten Zweck braucht. Denn ohne zu gedenken, dass man dazu nicht immer Zeit hat, so ist die Gefahr, hintergangen zu werden, weit grösser, wenn die Unterthanen wissen oder errathen, wozu man die Nachforschungen anstellt und benutzen will, als wenn sie regelmässig alle Jahr angestellt zu werden pflegen. Eine Regierung z. B., welche sich jährlich nach der Ärndte ein Verzeichniss des Ertrags einliefern lässt, erhält gewiss sicherere Data, als die, welche nach einer vorzüglich schlechten Ärndte, bey steigenden Kornpreisen, oder zum Behuf einer bevorstehenden Lieferung, dergleichen Verzeichnisse fodert.

Als eine zweyte Eigenthümlichkeit des modernen Systems giebt der Vf. an: die möglichste Vereinfachung, Übereinstimmung, und Unterordnung unter einen Centralpunct, die vollkommenste Abhängigkeit von denen, welchen die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten anvertrauet worden ist. So wenig wie das, was der Vf. über diese Materie sagt, sie erschöpft, und so wenig wie er, zum Bedauern des Rec., darauf ausgegangen ist, einige auf Theorie und Erfahrung gestützte allgemeine Grundsätze darüber, wo und wann Gleichförmigkeit unentbehrlich und nützlich, oder wo sie entbehrlich oder gar schädlich ist, anzugeben: so viel vortreffliche und geistreiche Bemerkungen enthält sein Raisonnement über diesen Gegenstand. Die neuesten Erscheinungen beweisen jedoch, dass so wenig diese, wie andere Bemerkungen des Vfs. und anderer geistvoller und menschenfreundlicher Schriftsteller, bey den Reformatoren der Staatsverwaltungen den Eingang gefunden haben, welchen Tausende gesegnet haben würden. Zu schwach scheint die Stimme des Vfs. und aller derer gewesen zu seyn, welche gegen die kalte Gleichmachung aller Provinzen geeifert und behauptet haben und noch behaupten zu können glauben, dass diese Gleichmachung mit jedem Schritt, den sie vorwärts thut, mit jeder Niederreissung bestehender und zum Theil erkaufter Verfassungen, des rechtlichen Herkommens, der heilig gewordenen Sitte, die Regierung mehr von ihrem Ziele entfernt, als demselben näher führt. Denn in demselben Masse, in welchem sie Gleichheit im Äusseren und in den Formen erzwingt, vermisset sie die wohlthätigste Übereinstimmung, nämlich die innere, wahre Übereinstimmung der Gemüther. Durch Schonung und Achtung dessen, was die Unterthanen achten, kann sich eine Regierung am sichersten Vertrauen bey ihren Zeitgenossen erwerben; und besitzt sie erst dieses, so wird es ihr leicht werden, durch Benutzung günstiger Umstände zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem sie gelangen zu müssen glaubt, und sie wird sicher seyn, nicht mit der Zeit Schritte zurück thun zu müssen, und die Freude haben, über glückliche und zufriedene Unterthanen zu herrschen; eine Freude, welche ungleich inniger und sicherer zu seyn scheint, als die Freude, ein Gebäude aufzuführen, in welchem die folgenden Geschlechter einst glücklich wohnen können. Keine Einrichtung und keine Regel ist allenthalben gleich nothwendig, gleich anwendbar und gleich wohlthätig. Die meisten Zwecke können durch verschiedenartige Mittel erreicht werden, und die Vorzüge, welche eines vor dem anderen *in thesi* hat, werden nicht selten durch das Ungewohnte und Anstössige, welches es mit sich führet, *in hypothesi* mehr als aufgehoben. Es hat den Rec. sehr gefreuet, dass bey dieser Gelegenheit der sel. *Moser* von dem Vf. genannt worden ist, dessen Schriften leider zu wenig benutzt werden, obgleich manche einzelne Abhandlung dieses denkenden Geschäftsmannes von ein paar Blättern ungleich mehr Ideen und mehr politische anwendbare Weisheit enthält, als ganze Bücher superkluger Stubengelehrten, wenn sie gleich die reinste Virtuosität zur Tendenz zu haben vorgeben, und die erhabenste Intelligenz sich darin selbst aussprechen soll.

Nicht minder lehrreich sind die Bemerkungen des Vfs. über die Anwendung des Systems der vollkommenen Gleichförmigkeit auf die Haushaltung mit den öffentlichen Einkünften, vorzüglich in so fern sie dahin führt, dass keine einzelnen Verwaltungen geduldet werden sollen. Der Vf. erklärt sich gegen dieses Streben, und glaubt, dass daraus nur die Begünstigung einzelner Angelegenheiten und die Vernachlässigung anderer entspringe, und dass dabey das Glänzende oft dem Nützlichen vorgezogen werde. Doch verkennt er es nicht, dass sich eine Gleichförmigkeit in diesem Stücke an und für sich sehr empfehle; er hält sie nur nicht für vollkommen ausführbar, weil der Gegenstände zu viele seyen, als dass die sorgfältigste Regierung sie alle zugleich mit

gleich gerechter Vorliebe beachten könne. Wenn daher für minder glänzende, aber sehr nützliche Zwecke, z. B. für Anstalten des öffentlichen Unterrichts oder für die Angelegenheiten einzelner Communen, etwas Dauerhaftes begründet werden solle, so müsse man für eine abgesonderte, der höheren Aufsicht unterworfene, Verwaltung sorgen. Der Verwalter eines kleinen öffentlichen Gutes habe ein ganz anderes Interesse für Erhaltung, Vermehrung und zweckmäßsige Verwendung, als der Beamte, der seinen Theil zur grofsen Staatskasse liefern müsse, vor dessen Augen der Zweck, den er befördern solle, ganz verschwinde, und der weiter kein Interesse habe, als sich als einen dienstpflichtigen und rechtschaffenen Mann zu beweisen. Alles dieses ist sehr wahr und gut, wie auch das vorzüglich schön ist, was der Vf. über die fromme, wohlthätige Enthaltsamkeit unserer Vorfahren sagt, welche nicht mit unüberlegter Habsucht alles fiskalisirten, sondern zufrieden mit den Früchten, den Stamm, der sie defshalb jetzt noch segnenden Nachwelt erhielten. Mit welchen Empfindungen einer wahrhaft andächtigen Dankbarkeit, bleibt der denkende und fühlende Wanderer vor der Segen verbreitenden Schulpforta stehen, und wie fühlt er sich ergriffen, wenn er auf ein Kloster Banz oder Eberach stöfst! — Doch läfst sich gegen eine Absonderung, wie sie der Vf. will, und welche, wie Rec. gern eingesteht, die Erfahrung beynahe durchgehends für sich hat, manches sagen. Wie? wenn weder die Anstalten noch die Mittel den Foderungen des Zeitalters entsprechen? Wie, wenn die Fonds in keinem richtigen Verhältnisse zu den Zwecken stehen, oder wenn die Dotirungen zu ungleich sind; wie dieses bey Stiftungen, Städten, Kirchen und Schulen im Ganzen und im Einzelnen so oft der Fall ist, und daher hier für Bedürfnisse des Luxus gesorgt werden kann, während dort für die ersten Nothwendigkeiten nichts geschehen darf! Und, zeigt sich denn der Einflufs der menschlichen Natur, ihrer Schwäche und ihrer Stärke, nicht auch bey den einzelnen Verwaltungen? Weifs nicht der kraftvolle oder begünstigte Vorsteher einer Anstalt auf die Kosten einer anderen manches an sich zu ziehen, und sich mehr als nöthig ist, zu bereichern? Mufs nicht unendlich viel Nachtheiliges und Zweckwidriges geschehen, mufs nicht unendlich viel Gutes und Vortreffliches unterbleiben, wenn ein jedes Glied in einer Kette nur für sich sorgt, sein isolirtes Interesse hat, seinen kleinen, oft höchst erbärmlichen Vortheil dem allgemeinen Besten *ex officio* allenthalben vorziehen zu müssen glaubt, und wird nicht Neid, Eifersucht und ein unseliger Zunftgeist durch eine solche Einrichtung genährt? Diefs mag wenigstens ein schwaches Wort des Trostes seyn, dessen so mancher jetzt bedürfen mag.

Ein dritter Zug dieses Systems soll der übertriebene Werth seyn, der auf die Ausbildung der Formen und auf die Beobachtung alles Formellen gelegt wird.

Man verkennt zwar auch in den Bemerkungen über diesen Gegenstand den scharfsinnigen Denker nicht; doch ist dieser Theil der unbefriedigendste im ganzen Buche. Der Vf. scheint sich den Gegenstand, worüber er spricht, nicht immer deutlich gedacht, vielleicht ihn wohl gar hie und da nicht vollständig übersehen zu haben. Auch leitet ihn hier besonders oft das Gefühl da, wo er den Verstand und ruhige Einsicht zu seinen einzigen Führern hätte wählen sollen. Daher kommt es denn wohl, dafs er manchmal gegen ein Bild ficht, das in der wirklichen Welt gar nicht existirt, dafs er manchen Einrichtungen Zwecke unterlegt, welche sie entweder gar nicht, oder doch nicht in der angenommenen Masse haben, und dann, wenn sie zu diesen willkührlich untergelegten Zwecken nichts taugen, über sie abspricht. So ist z. B. gleich S. 39 die Behauptung, dafs in unserer Literatur die systematische Anordnung und Vollständigkeit der Ausführung über alles geschätzt, und für die gröfste Vollkommenheit *der schriftstellerischen Kunst* und Hauptgegenstand der kritischen Prüfung gehalten werde, der Wahrheit nicht gemäfs. Man fodert dieses freylich von Werken, die zum eigentlichen Unterricht über eine ganze Wissenschaft, oder über einen einzelnen Theil derselben geschrieben werden; aber Niemand macht diesen Anspruch an Werke des schaffenden Geistes, wenn man gleich auch da, wie allenthalben, das Mehrere und Planmäfsige dem Wenigern und Verworrenen vorzieht. Sehr fein, fast zu fein und schwerlich befriedigend für denjenigen, welcher sich von der Herrschaft der Gesetze, und inwiefern solche allein Statt finden kann, und Statt finden soll, richtige Begriffe gemacht hat, ist dasjenige, was der Vf. über diesen Gegenstand sagt. Denn richtig erwogen hat man es nie verlangt, dafs diejenigen Verwaltungs-Mafsregeln, welche durch momentane Bedürfnisse, neue Umstände und Verhältnisse nothwendig gemacht werden, nach vorhandenen Gesetzen genommen werden sollen, und dafs die höchste Gewalt überhaupt, bey der Anwendung ihrer Kräfte, wie bey den Vorschriften zur Verbesserung der Verwaltung sich eben so den Gesetzen unterwerfen, oder ein Verfahren beobachten solle, wie man es etwa von dem Richter in einem Processe fodert. Man will vielmehr eines Theils nur, dafs alles, was zu den Privatrechten gehört, nicht der Willkühr, sondern fest bestimmten Gesetzen unterworfen sey, anderen Theils, dafs die höchste Gewalt bey den Veränderungen und Verbesserungen, welche sie vorzunehmen für gut findet, nach festen Grundsätzen und mit Consequenz zu Werke gehe, dafs endlich dem Wirkungskreise derselben durch die Verfassung gewisse vernünftige Grenzen gesetzt seyn, und dafs, wenn dergleichen Grenzen vorhanden sind, diese möglich geachtet werden. Sollte aber die Herrschaft der Gesetze, so verstanden, zu verwerfen seyn? Sollte sie der Vf. verwerfen wollen, da er sich gegen das allgemeine Gleichmachen so lebhaft erklärt hat? Sind politische Schwärmer, besonders in den ersten Zeiten der französischen Revolution weiter gegangen, haben Menschen, welche nicht wissen, was sie wollen, mehr gefodert: so darf man dieses den verständigen Politikern so wenig anrechnen, als man es sämmtlichen Astronomen und dem Zeitalter anrechnen darf, wenn sich einer von ihnen — sey er auch ein Akademiker — in der Berechnung der Bahn des Cometen gröblich irrt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 APRIL, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von *August Wilhelm Rehberg,* u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn der Vf. in der Folge sagt, dafs diejenigen, welche davon ausgehen, dafs keinem Menfchen zu trauen fey, und dafs Jeder, der Gewalt habe, fie beftändig fchlecht anwenden werde, fich hoffentlich eben fo oft irren, als diejenigen, welche allen Menfchen nur Gutes zutrauen: fo zeugt diefes, wie alles folgende, von einer fehr humanen und edlen Sinnesart, und Rec. wünfcht dem Vf. von Herzen Glück, wenn er gerade in feinem Poften, als Ober-Licent-Infpector, diefen Satz durch die Erfahrung beftätigt gefunden hat. Übrigens glaubt Rec., dafs man leider! nach einer ziemlich allgemeinen Erfahrung die Menfchen, in allem demjenigen, was nicht zu dem Privat-Verkehr, und zu den Privat-Rechten gehört, fondern auf den Staat unmittelbar Bezug hat, und befonders die adminiftrativen Mafsregeln angeht, weit geneigter finden werde, *gegen* folche, als *nach* folchen zu handeln, und dafs auch diejenigen, welchen Gewalt anvertrauet worden ift, viel öfter in Gefahr gerathen, folche — wenn gleich eben fo oft aus gefetzwidriger Nachficht als aus unmoralifcher Härte — zu mifsbrauchen, als fie vorfchriftsmäfsig anzuwenden, wenn ihrer Willkühr zu vieles überlaffen ift. Hiermit will jedoch Rec. dem übertriebenen Formenwefen keinesweges das Wort reden, und behaupten, dafs es gut fey, ein jegliches Gefchäft an beftimmte Formen zu binden, jeglichen Mann nur darnach zu fchätzen, in wie fern er fich in diefe Formen zu bequemen weifs; und er hält es mit dem Vf. für eine der erften Wahrheiten, dafs eine Verwaltung, im Grofsen wie im Kleinen, nur von demjenigen gut geführt werden könne, der das Gefchäft, welchem er fich widmet, durchaus als feine eigene Sache anfieht, und die vorgefetzten Zwecke immer lieber gewinnt, je länger er fich damit befchäftigt, und je mehr er dafür gethan hat. Die Anwendung, welche der Vf. von allem diefem auf den preuffifchen Staat macht, befonders dasjenige, was er über das Anfehen der Gefchäftsmänner, wie über die Vertheilung der Gefchäfte fagt, ift wenigftens nicht allgemein wahr, denn es giebt Provinzen und Collegien, wo es ganz anders ift.

Über das eigentliche Rechnungswefen läfst fich, ohne vielfältige eigene Erfahrung, fchwerlich richtig urtheilen. So viel glaubt jedoch Rec., dem es an einer vielfältigen Erfahrung hierin fehlt, annehmen zu können, dafs das eigentliche Rechnungswefen, als folches, nie genau und förmlich genug feyn könne, und dafs es ein eben fo grofser Fehler fey, wenn in und aus demfelben ein Grofchen oder ein Pfennig defertiren kann, als wenn der Fehler einen Thaler oder eine Million beträgt. Ein jeder Tadel, welcher gegen diefe Art der Genauigkeit gerichtet wird, ift daher geradezu ungerecht, und ganz im Widerfpruche mit dem Geift des Rechnungswefens. Ganz anders ift es freylich, wenn man diefe höchfte Pünctlichkeit auf das, was dem Rechnungswefen zum Grunde liegt, auf die ganze Finanz-Verwaltung überträgt. Beides fcheint der Vf. hie und da zu verwechfeln, wenigftens nicht genau genug von einander zu unterfcheiden.

Mit dem Etatswefen hat man es hie und da übertrieben, diefs weifs Rec. fehr gut, und glaubt es gern. Aber wehe dem Staate, in welchem man gar keine Etats kennt, oder wo man ihnen gar keine Heiligkeit beylegt! In Staaten, wie der hannöverifche, wo der Fürft nicht gegenwärtig ift, und aus den Revenüen eines Landes die Bedürfniffe feines Hofes und feiner Perfon, feine Liebhabereyen und Verfchwendungen nicht zu beftreiten find, und wo die ganze Verwaltung durch nichts von oben herab geftört wurde, mag diefs einigermafsen gehen; aber noch einmal wehe dem Lande, wo alles diefes anders ift, und wo man nicht mit wachfamer Strenge über Etats hält, in welchen die Ausgabe nach der Einnahme genau berechnet ift, und wo der Fürft nicht leicht und nicht deutlich den Zuftand der Finanzen, Einnahmen und Ausgaben, die nothwendigen und nützlichen fo gut, als die zufälligen und entbehrlichen, überfehen, und fich von der Summe des disponibeln Geldes ficher überzeugen kann! Man braucht wahrlich feine Begriffe nicht aus einem Kriegs-Commiffariate genommen zu haben, um vorauszufehen, wohin das führen wird, wenn der Regent dann nicht perfönlich ein guter Wirth ift.

In wiefern die fpeciellen Etats, welche in jedem Departement aufgeftellt werden, und denfelben zur *Vorfchrift* dienen, im Preuffifchen *blofs* diefen Zweck haben, und nicht auch zur *Beurtheilung* dienen, wozu fie, wie der Vf. zugiebt, nützlich find, will Rec. Anderen auszumachen überlaffen. Doch kann man nicht umhin zu bemerken, dafs auch eine *Vorfchrift* der Art unentbehrlich zu feyn fcheint. Was würde

wohl dabey herauskommen, wenn den Chefs einzelner Departements, sey es nun einzelner Provinzen oder einzelner Zweige der öffentlichen Verwaltung, erlaubt wäre, nach Gutdünken, und ohne Einschränkung über die unter sich habenden Mittel zu disponiren, und wenn sie nicht bey der Einnahme und Ausgabe höchst gebundene Hände hätten? Würden nicht selbst die Guten und Edlen — und vielleicht gerade diese am meisten — welche ihre Geschäfte lieb haben, welche den Menschen wohlwollen, von denen sie zunächst umgeben sind, für die sie arbeiten, und die von ihnen abhängen, sich leicht zu Nachsichten und zu Verwilligungen verleiten lassen, welche mit der allgemeinen Gerechtigkeit, mit den Verhältnissen und der Lage des Staats gar nicht vereinbarlich wären? Wahrscheinlich würde es bald höchst schlecht um die Überschüsse aussehen, deren doch die General-Casse nothwendig bedarf, wenn den Vorstehern der Special-Cassen jede Verwendung, welche als *nützlich* dargestellt werden könnte, hinginge. Eben so wenig will Rec. mit dem Vf. darüber streiten, ob man bey der Verfertigung der Etats so unglaublich plan- und geistlos zu Werke gehe, als er glaubt. Ist dieses aber: so findet ein grober Missbrauch Statt; deswegen darf aber doch die gute Sache noch nicht gleich verworfen werden. Treffender ist hingegen, was von dem Bestreben der untergeordneten Beamten gesagt wird, mit Beobachtung des Buchstabens ihrer Vorschriften, sie zu umgehen, und von der Oberrechnungs-Cammer, in so weit man solche aus der Form kennt.

In einem Anhange zu dieser Darstellung sucht nun der Vf. alle diese Züge in eine noch nähere Beziehung auf den preussischen Staat zu bringen. Hier vorzüglich führt ihn sein Eifer zu weit. Richtig ist es zwar, dass Preussen, um die künstliche Rolle einer nicht bloss unabhängigen Macht, sondern einer, im Rath der Amphiktyonen Europa's mitsprechenden Macht, spielen zu können, manches thun musste, was nicht natürlich war, und was mit seinen ursprünglichen Verhältnissen nicht übereinstimmte. Aber man ging dabey sicher nicht so systematisch zu Werke, als der Vf. behauptet, und als es vielleicht nöthig gewesen wäre, um diese Rolle fortwährend mit Glück zu spielen. Wenigstens passt die grosse Freyheit, welche man einem Jeden, sich zu entwickeln und seine Meinung nicht nur höchst freymüthig, sondern selbst auf eine anstössige Weise, zu äussern gestattete, nicht in das Gemälde eines kalt despotisch regierten Staates, der mit Consequenz für *einen* Zweck und nach *einem* Ziele hin arbeitet. Selbst bey der Organisirung der neu erworbenen Provinzen ergriff man nur halbe Massregeln, und ging mit einer Schonung der alten Formen und Gerechtsame zu Werke, wovon man bey der Organisirung anderer neuer Staaten nichts sieht, und die selbst von dem, was im südlichen Deutschlande geschehen ist, sehr absticht. Wenn demungeachtet jeder deutsche Staat sich vor dem preussischen Adler fürchtete, so hat das mehrere Gründe, unter welchen die heimliche Rolle keiner der letzten ist, welche Preussen bey der letzten polnischen Theilung und bey Abschliessung des baseler Friedens, und seit diesen beiden Begebenheiten, wodurch Preussen die höchste politische und moralische Verblendung an den Tag legte, spielte. Nur gewinnen, nichts wagen wollen, und über einen jeden angebotenen momentanen Vortheil, alle Foderungen der Gerechtigkeit und der berechnenden Klugheit vergessen, kann so wenig Achtung, Zutrauen und Liebe verschaffen, als Segen bringen.

Die Reflexionen über den Dienst und die Dienerschaft, welche den zweyten Abschnitt des Buchs ausmachen, sind mit ungleich mehr Ruhe geschrieben; sie gewähren daher auch einen weit ungestörteren Genuss, und Rec. wünscht von Herzen, dass recht viele Staats- und Geschäfts-Männer das trefflich Gesagte lesen und erwägen mögen.

Bey der Festsetzung des allgemeinen Begriffs von Staatsdiensten, womit sich der §. 1 beschäftigt, entwickelt der Vf. zuerst den Sinn des oft wiederholten Ausspruchs eines grossen Königs: der Regent sey nur der erste Diener des Staats, welcher ehedem missverstanden wurde, jetzt aber praktisch hinlänglich bestimmt zu seyn scheint. Der Regent ist Diener des Volks, in sofern er für die Zwecke desselben arbeitet, nicht weil er demselben gehorchen muss. Das Befehlen und Führen ist seine Sache, so wie es auch nach der Praxis älterer und neuerer Zeit seine Sache ist, die Zwecke des Staats zu bestimmen. Von, durch und für ihn handeln die Beamten, er lohnt sie, sie sind seine Diener. Allein nicht im gemeinen Sinne des Worts, sondern in einem edleren und erhabneren. Sie sind mehr Bevollmächtigte — Rec. möchte sagen Stellvertreter — denen die Ausführung — nicht auch die Entwerfung? — der Massregeln des obersten Anführers des gemeinen Wesens übertragen worden ist. Sehr schön und richtig. *Staatsdiener* arbeiten für die Zwecke des *Staats*, sind Diener *der Sache*, nicht *der Person*, dadurch unterscheiden sie und ihre Dienste sich von denen der Hofleute. Von diesen sagt der Vf. nichts. Er hat darin Recht; denn die Hofdienste sind ganz anderer Art, sie haben keinen Einfluss auf Erhaltung und Beförderung des Wohls des gemeinen Wesens. Der Frohn darf nicht fehlen, wenn das gemeine Wesen nicht leiden soll, wohl der Hofcavalier. Dieser Dienst ist eine Art des häuslichen persönlichen Dienstes, folglich weit illiberalerer Art. Auch hat er ein ganz anderes Princip. Denn wenn *Wahrheit* das Princip und die Hauptsumma alles Staatsdienstes ist, wie *Scheffner* schön und wahr bemerkt, so ist *Schein* die Hauptsumma des Hofdienstes.

Bey der Ausrichtung der übertragenen Arbeiten durch die Beamten, sagt unser Vf., ist es nicht genug, dass die Arbeiten geschehen, selbst nicht immer, dass sie zweckmässig geschehen, sondern es muss alles mit einer gewissen edleren Denkungsart, mit einer höheren Beziehung aufs Ganze geschehen, wenn durch die Arbeit nicht bloss Arbeit hervorgebracht, sondern dem Ganzen wirklich genutzt werden soll. Es sieht im Staate übel aus, und keine Con-

trolle kann etwas helfen, wenn die Staatsbeamten, welchen sämmtlich eine Art von Autorität über andere zusteht, in ihrem Dienste nichts sehen, als ihr Gewerbe, und wenn sie genug gethan zu haben glauben, sobald sie ihre Arbeit gleichsam contractmäsig vorzeigen können, und wenn sie sich freuen, dass sie damit fertig sind, und zu ihren meistens geist- und herzlosen Vergnügungen übergehen können. Empfindungen für die Ehre des höheren Berufs — nicht Ranges — das Selbstgefühl, welches in dem blossen Bewusstseyn einer edleren Bestimmung seine Befriedigung findet, dieses ist es, von dem das gemeine Wesen eine wirklich gemeinnützige Verwaltung seiner Angelegenheiten zu erwarten hat. Ein solcher Charakter der Staatsdiener ist mehr als hinlänglich, alle Formen und positiven Anstalten für Förderung des Dienstes zu ersetzen; und alles ist verloren, was versucht werden mag, die öffentlichen Geschäfte zu vervollkommnen, wenn die Denkungsart verschwindet, die in ihnen, blos deswegen, weil sie Sachen des gemeinen Wesens sind, etwas Höheres erkennt als in jeder Privatsache. Alles vortrefflich, und Rec. setzt hinzu, dass jeder, der nicht in Dienstsachen von einem ganz anderen Gefühl beseelt, und von ganz anderen Empfindungen erwärmt wird, als in seinen wichtigsten Privatsachen, ein wenig vollkommener Diener seyn werde. Allein demungeachtet muss er hinzusetzen, dass dieses nicht Alles sey, dass, so lange die Staatsdiener von Menschen erwählt und aus dem Menschenhaufen genommen werden müssen, positive Anstalten und Formen vorhanden seyn müssen, welche der menschlichen Natur zu Hülfe kommen, welche jenen edlen Sinn erhalten und befördern, welche das gemeine Wesen vor dem Untergange retten, wenn jener Sinn verloren gegangen oder zu erschlaffen in Gefahr ist. Was würde herauskommen, wenn jeder, von dem trefflichsten Geiste beseelte Mann, ohne an Formen gebunden zu seyn, seinen eigenen Gang gehen, und nichts weiter, als seinen Zweck im Auge, fortschreiten dürfte? Wie bald würde nicht hier Erschlaffung, dort Willkühr einreissen, wenn keine positiven Anstalten vorhanden wären, welche dem einen wie dem anderen Grenzen setzten! Überdiess ist auch ein grosser Unterschied unter den Staatsdiensten. Von einem Chef eines Departements, einem Rathe, kurz von einem jeden, der in seinem Dienstkreise eigene Ideen fassen darf und ins Werk setzen kann, und der die Ehre des Erfolgs hat, lässt sich ein solcher edler Sinn fodern und erwarten. Weniger aber von dem Subalternen, der etwa nur für die Ordnung der Acten, oder für die Extension oder pünctliche Befolgung der Entschliessungen anderer zu sorgen hat. Hier ist Controlle und Aufsicht ganz unentbehrlich, Lob und Tadel nothwendig, damit sie sich wenigstens gewöhnen, und dann durch Gewohnheit und durch aufgeregtes Ehrgefühl in ihrem Eifer beharren.

Der zweyte §. enthält höchst lehrreiche Bemerkungen über die Ausbildungen der Fähigkeiten für den Dienst. Gleich anfangs erklärt sich der Vf. gegen den erbärmlichen, durch den Kaufmanns- und Industrie-Geist neuer Pädagogen geweckten und genährten Sinn unseres Zeitalters, den Unterricht nur auf das Erlernen des Nothwendigen und unmittelbar Nützlichen einzuschränken. Möge es nicht umsonst gesagt seyn, was der Vf. und auch der edle *Jacobi* über diesen elenden Sinn gesagt haben! In den letzten Zeiten, welche so viele Geschäfte herbeygeführt haben, auf welche niemand vorbereitet war, hat man bis zur Verwunderung sehen können, wie trefflich sich Männer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung in selbige zu finden wussten, wie erbärmlich hingegen andere, welche vorher in ihrem Kreise als gute Geschäftsmänner galten, sich benommen haben. Ausnahmen giebt es hier, wie allenthalben; aber in der Regel wird nur ein gründlicher Theoretiker, ein Denker, welcher sich auf einem höheren Gesichtspunct stellen, und in das Wesen und den Zweck der Geschäfte eindringen kann, ein guter Praktiker seyn können. Die Routine der Geschäfte, sagt der Vf. sehr richtig, erzeugt in dem Kopfe, der durch sie allein gebildet ist, eine kleinliche Ansicht der Dinge, die man schwerlich alsdann noch ablegt, wenn man es allenfalls dürfte. Das ist auch der Fall, setzt Rec. hinzu, wenn Männer, die eine bessere Ausbildung gehabt haben, sich, wie das so oft geschieht, dem gewöhnlichen trägen Leben eines sogenannten Geschäftsmannes ganz überlassen, und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihren Studien bey Seite setzen. Denn die Pedanterey der Geschäftspraxis tödtet, wie der Vf. S. 97 richtig bemerkt, den Geist noch unendlich mehr, als die wissenschaftliche: diese schärft und übt doch den Geist, jene hingegen macht bequem und schlaff. Was der Vf. ferner über Universitäts-Studien sagt, ist gleich richtig und ein Wort zu rechter Zeit. Durch den Aufenthalt in jenen gelehrten Städten, wo Wissenschaft an sich allein den Zweck des Lebens ausmacht, wird bey unzählig vielen Menschen jene schöne Liebe zu ernsthaften Vergnügungen des Geistes mit in die bürgerliche Welt hinübergenommen. Darum taugen aber, setzt Rec. hinzu, die ganz kleinen und mit illiberaler Kargheit versorgten Universitäten, wo die Wissenschaften in kümmerlicher verkrüppelter Form erscheinen, eben so wenig etwas, als die Universitäten in grossen Residenzen und Handelsstädten, wo die Wissenschaften — nur fade Belletristerey ist nicht Wissenschaft — dem Treiben der Grossen und der reicheren Handelsleute nachstehen müssen. Sehr befriedigend sind die Bemerkungen, durch welche der Vf. dem gewöhnlichen Einwand begegnet, dass bey der empfohlenen gründlichen Art zu studiren, so viele Zeit verloren gehe: denn keine Zeit ist verloren, wenn man die Denkkraft übt, und wer vermag in seiner Jugend zu sagen, was ihm im Alter entbehrlich oder unentbehrlich, nützlich oder nicht nützlich seyn werde! Goldene Worte sind es, die der Vf. S. 92 über den Lehrvortrag auf Universitäten ausspricht: Gelehrt, wissenschaftlich, nicht praktisch soll der Unterricht auf Universitäten seyn, und unendlichen Schaden hat es ge-

than und wird es thun, wenn man auf Universitäten die praktischen Fertigkeiten zum Zweck macht. Doch scheint sich diese Thorheit schon wieder etwas verloren zu haben, denn der vernünftigere Theil sieht es ein, dass dieses für das Geschäftsleben gehört. Eben so thöricht ist es, wenn die Schulen den Universitäten vorgreifen. Wenn man doch das καιριον nie vergäße! Über das Emporsteigen nach dem Dienstalter ist der Vf. sehr kurz. Als Regel empfiehlt es sich ohne Zweifel, nur müssen Ausnahmen Statt finden, diese müssen gesetzlich seyn, damit sie nicht auffallen, und wenn dabey auf das Verdienst gesehen wird, so werden sie nicht auffallen.

Aus sehr guten Gründen erklärt sich der Vf. gegen diejenigen — unter welche auch *Scheffner* gehört — die verlangen, dass jeder, der auf eine höhere Stelle Anspruch machen will, alle untergeordneten wenigstens durchgangen seyn, und in denselben einige Zeit mit Lob gearbeitet haben müsse. Hierdurch kann höchstens eine mechanische Fertigkeit gewonnen werden, für den Geist hingegen wird nichts gewonnen, vielmehr wird demselben dadurch oft geschadet. Denn wie oft ist nicht ein trefflicher Untergebener ein schlechter Rath, und ein guter Rath ein höchst mittelmäßsiger oder gar schlechter Chef. Auch darf die Beförderung zu hohen Ämtern nicht blofs als Belohnung geleisteter Dienste angesehen werden, denn, — hört ihr Grofsen! — nicht demjenigen müssen Macht und grofse Ehrenstellen zu Theil werden, der in anderen Verhältnissen etwas geleistet hat, sondern demjenigen, der fähig ist, das zu leisten, was an der Stelle erwartet wird, die jetzt besetzt werden soll. Durch Geld, Titel und Rang, je nachdem der eine diefs der andere jenes bedarf und schätzt, muss der Staat die Verdienste thätiger und im Dienst alt und stumpf gewordener Männer belohnen, nicht auf Kosten des gemeinen Wesens durch hohe Ämter, denen sie nicht gewachsen sind. Dass in wichtigen Stellen Männer stehen, welche den Willen, die Kenntnisse und Muth und Kraft haben, für Verbesserungen thätig zu seyn, ist um so nothwendiger, weil in den monarchischen Staaten Deutschlands nur sie allein, das übrige Publicum hingegen sehr wenig im Stande ist, auf die Fortschritte und auf Verbesserungen zu wirken. Fehlen daher den Männern, die an den höchsten Stellen stehen, jene Eigenschaften; sind sie damit zufrieden, wenn nur nichts liegen bleibt, und die currenten Geschäfte geschehen: so ist an Verbesserungen nicht zu denken. Aus dem Mangel an Männern, welche die nöthigen Eigenschaften haben, läfst sich erklären, warum in vielen Staaten die Verwaltungen so weit hinter den Einsichten des Publicums zurückbleiben, und nicht einmal mit dem Reichs-Anzeiger fortschreiten. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche derjenige, der sich mit regem Eifer dem gemeinen Wesen widmet, von Seiten seiner Obern, von seines Gleichen und von Seiten des Publicums findet, schildert der Vf. als ein Mann von Erfahrung. Das Publicum ist, wie er meint, noch am gerechtesten. Aber es kann nur über den Charakter im Allgemeinen, nicht über Kenntnisse, Dienstfähigkeit und Dienstthätigkeit urtheilen. Wie oft erstaunt nicht der besser Unterrichtete über die Urtheile des Publicums über die Brauchbarkeit dieses oder jenes Mannes! Öffentliche Anerkennung der Verdienste und Absichten — so süfs solche ist — muss jeder, schliesst der Vf., entbehren können, ohne sich dadurch niederschlagen zu lassen; nur die Bemühung Gutes zu befördern, so lange dazu noch einige Mittel vorhanden sind, ist das Einzige, dem man nicht freywillig entsagen kann, und nicht ohne die höchste Noth entsagen darf.

Überzeugend thut der Vf. dar, dass man sehr irre, wenn man glaube, dass es nicht gerade nöthig sey, die höchsten Stellen selbst zu bekleiden, um Gutes zu wirken, weil doch die Hohen und Mächtigen so oft zu den Diensten und zu den Einsichten ihrer Untergebenen ihre Zuflucht nehmen müssen, und dass daher ein schädlicher Ehrgeiz bey dem Streben nach hohen Stellen zum Grunde liege. Denn er bemerkt sehr richtig, dass die Begierde nach Macht von dem gewöhnlichen Ehrgeize sehr verschieden sey, weil sie etwas Reelles zum Gegenstande habe, und der Wunsch, die Gewalt zu haben, das ausführen zu können, was man für nützlich erkannt habe, in einem jeden thätigen Gemüthe mit der Liebe zum gemeinen Wesen unzertrennlich verbunden sey. Aber noch mehr — und diefs möchte wohl mehr als jenes entscheiden — ohne eigene Macht, und blofs durch Vorstellungen und Einwirkungen auf Höhere, kann man höchst selten auf die Ausführung wichtiger Dinge rechnen. Den Einsichten kann man allenfalls noch zu Hülfe kommen, den Verstand wohl überzeugen; aber ganz anders ist es mit den Neigungen, mit dem Charakter, der läfst sich nicht ersetzen. Nur der Mann von festem Charakter, der selbst gewollt hat und fortdauernd selbst will, ist im Stande die Hindernisse zu überwinden, die sich ihm entgegensetzen. Und darum, setzt Rec. hinzu, ist ein selbst wollender und selbst ausführender Mächtiger jederzeit unüberwindlich und unwiderstehlich, und darum, weil Männer dieser Art so selten sind, sind jetzt und zu allen Zeiten der halben Masregeln, der angefangenen und nicht zu Ende gebrachten Plane so viele. Denn die, welche sie ersannen, konnten sie allein nicht ausführen, und der Eifer derer, die dafür gewonnen werden mussten, erschlaffte zu früh. Rec. bedauert, dass er nicht alles hersetzen kann, was der Vf. über diesen Gegenstand weiter sagt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Supprian: *Kern- und Kraft-Stellen über wichtige Gegenstände aus D. Martin Luthers Schriften* gezogen und alphabetisch geordnet. Ein lehrreiches Lesebuch für die Verehrer dieses grofsen freymüthigen Mannes. Von *J. F. W. Motz*, Rector der Schule zu Meinungen. 2te wohlfeilere Ausgabe. 1804. 253 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von *August Wilhelm Rehberg* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im dritten §. spricht der Vf. über die Vertheilung der Geschäfte. An sich ist die Vertheilung der Geschäfte nothwendig und wohlthätig. Allein sie hat auch ihre böse Seite; es geht über die Sorge für das eine Geschäft leicht die Rücksicht aufs Ganze verloren, und es entsteht daraus, auf Kosten des Ganzen, der unselige Departementskrieg. Diesem scheint am besten dadurch abgeholfen werden zu können, wenn der Regent selbst regiert. Der Vf. hält aber diess nicht für möglich, nicht für wünschenswerth. Vorsichtige und weise Wahl tüchtiger Männer sey das wohlthätigste, das der Regent für sein Land thun kann, und wer durch rechtliche, fähige Männer regiere, regiere mehr selbst, als wer niemanden frage: denn während dieser in Willkühr verfalle und doch allenthalben hintergangen werde, werde den weisen Absichten jenes ein Genüge gethan. Hierin liegt sehr viel Wahres, und ein Regent verfehlt seinen Zweck gewiss, der sich zu sehr mit dem Detail abgiebt. Aber zwischen diesem und der Gewohnheit, alles seinen gut gewählten Räthen zu überlassen, liegt unendlich viel in der Mitte, und Rec. hält dafür, dass die letzten Enden aller Geschäftszweige — die Justiz allein etwa ausgenommen — doch nur allein in den Händen des Fürsten selbst recht wohl verwahrt sind. Zur Vermeidung der Departementskriege, glaubt Rec., ist nichts nützlicher, als eine nach festen und richtigen Grundsätzen geschehene Vertheilung der Geschäfte. Denn es sind nicht nur dann der Collisionen weit weniger, sondern eine Verschiedenheit in den Grundsätzen hat lange nicht die üblen Folgen, als wenn gleichartige und verwandte Geschäfte aus ganz verschiedenen Gesichtspuncten angesehen und behandelt werden. Leider sind aber in den meisten deutschen Staaten, die nicht gänzlich regenerirt sind, die Geschäfte weit mehr nach Zufälligkeiten, als nach Grundsätzen vertheilt; und es giebt nicht leicht eine Kammer, die nicht etwas Justiz, nicht leicht ein Justiz- oder Regierungs-Collegium, welches nicht etwas von den Finanzen haben sollte, und dann liegen die Consistorien mit ihren unbestimmten Geschäftskreisen in der Mitte.

Wenn es doch alle die, welche an der Spitze stehen, beherzigten, was der Vf. S. 128 sagt, und sich von der Menge des kleinlichen Details losmachten, um Zeit und Ruhe des Geistes für die Erwägung grosser Gegenstände zu behalten! Denn man findet es leider nur zu oft, dass das Wichtige und Schwere liegen bleibt, während die Zeit mit Kleinigkeiten, die füglich ungeschehen bleiben könnten, und in Ansehung welcher es ganz einerley ist, ob sie so oder anders geschehen, ausgefüllt, und die Geduld der Untergebenen, welche die Dinge richtiger zu schätzen und die Zeit besser zu gebrauchen wissen, zur Verzweiflung gebracht wird.

Über die Vertheilung der wichtigsten Hauptzweige der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen und sogenannten Regierungssachen, giebt der Vf. sehr viel Gutes. Mit Recht ist er gegen die Verbindung der Regierungssachen mit der Justiz. Eins wird leicht dem anderen aufgeopfert. Ein Glück ist es, wenn die Policey der Justiz aufgeopfert wird. Am wenigsten ist es passend, den Kammern Justiz- oder Policey-Sachen anzuvertrauen, denn dann ist grosse Gefahr da, dass das Beste der Unterthanen den pecuniären Interessen und den kaufmännischen Finanz-Speculationen aufgeopfert werde. Diess ist aber unendlich schlimmer, als wenn es der Justiz aufgeopfert wird. Überhaupt nimmt der Geist und die Bildung eines Cameralisten einen solchen Gang, dass man von ihm wenig für Interessen, die keinem Calcul unterzogen werden können, erwarten kann. In kleinen Staaten kann man inzwischen eine Zusammenschmelzung nicht wohl vermeiden, denn zu viel Behörden, die ihre Leute nicht beschäftigen und nicht ernähren, taugen noch viel weniger. Ohne Zweifel ist es dann am besten, wenn mit der Justiz so viel als möglich verbunden wird. Denn der Geist der Ordnung, Rechtlichkeit und Freymüthigkeit, welcher in einem Collegium, das sich vorzüglich mit der Justiz beschäftigt, weit eher herrschend wird und herrschend bleibt, als in einem jeden anderen, ist für alle übrigen Geschäfte äusserst wohlthätig; und es ist unstreitig oft sehr gut, wenn die Sorge für Beförderung des allgemeinen Besten, die den Regierungsmann erwärmt, hie und da durch die warnende Stimme des Justizmanns, der den Einzelnen nie aus dem Gesichte verliert, in Schranken gehalten und abgekühlt wird. Spielerey ists, wenn dieselben Personen heute als Regierungs-, morgen als Civil-, übermorgen als Criminal-Justiz-Collegium, und endlich als Consistorium zusammen kommen, und wenn sie

und ohne Sorgen, die den Geist niederdrücken, im Dienste leben, dass er einigermaßen mit denen, welche neben und unter ihm stehen, gleichen Schritt halten kann. Es muss ihm doch wenigstens so viel werden, dass er die Freuden eines Hausvaters genießen kann, wozu ihn die Natur eben so gut als jeden anderen Menschen hinzieht, und welche er mehr als jeder andere nöthig hat, um den heiteren Sinn, ohne welchen in der Welt so weniges gedeihet, behalten zu können; so viel, dass er seine Kinder zu nützlichen Bürgern erziehen kann. Es ist daher hartherzig und jüdisch gedacht, und es öffnet über kurz oder lang den unseligsten Missbräuchen Thür und Thor, wenn man sich dadurch, dass sich zu jeder Stelle viele melden, welche aus Unkunde der Dinge, oder von Hoffnungen geblendet, von Eitelkeit angereizt, von Verzweiflung getrieben, sich mit dem Wenigen, was man ihnen anbietet, begnügen, oder sich wohl gar noch Abkürzungen gefallen lassen, irre leiten lässt, und von einer Thorheit Gebrauch macht, welche auf beiden Seiten unausbleiblich zur Reue führen muss, und wenn man da zu sparen sucht, wo am wenigsten gespart werden soll, und wo das Sparen — eine schöne Tugend — am wenigsten hilft. Wie viele Diener können nicht durch das, was eine unnütze Compagnie Garde, ein Hoffest, eine grosse Oper oder Jagd, und ähnliches kostet, glücklich gemacht werden! Die Sache ist von der grösten Wichtigkeit, nicht nur für das Wohl oder Wehe vieler braver Menschen, ohne welche der Staat gar nicht bestehen kann, sondern auch für das Wohl des ganzen Staats. Sie ist um so wichtiger, weil gerade die bravsten Menschen am meisten darunter leiden: denn diese werden sich in ihrem Eifer am wenigsten irre machen und auf einen Abweg im Dienste leiten lassen. Schlechtere Menschen hingegen werden weit leichter Mittel finden, sich einen Zugang zu verschaffen, und nur desto gefährlicher werden. Dagegen werden jene sich ruiniren, sich in Schulden stürzen, und wiederkehrende Beyspiele werden den Sinn gegen beides abstumpfen. Strafen werden da, wo der Geist verdorben ist, und wo die Ursache der Verderbniss fortdauert, nichts helfen; und welcher Richter, welcher Fürst wird nicht zittern, wenn er die Strenge der Gesetze da anwenden soll, wo ihm der Schuldige bis zur Überzeugung beweisen kann, dass ihm nur die Wahl zwischen einer sordiden Lebensweise, zwischen Vernachlässigung seiner Kinderzucht, oder zwischen Hintansetzung aller Menschlichkeit und anderer heiliger Pflichten im Dienste und zwischen dem betretenen Abwege übrig gewesen sey? Ein strenges Urtheil möge über den ergehen, der durch unzeitigen Luxus sich ruinirt hat; aber man nenne das jetzt nicht mehr Luxus, was man vor 100 und mehreren Jahren, wo die Familie in einer Stube, um einem Ofen, um ein Licht, oft nur um eine Öllampe umher sass, wo man im Ameublement, im geselligen Umgange, selbst in der Literatur und Lectüre, von dem nichts wusste, was jetzt zu den ersten Bedürfnissen des Lebens gehört, und was nach heutiger Sitte ein jeder Kaufmann, Landwirth und jeder gebildete Mensch sich gönnt! Man fodere nicht, dass, während niemand mehr im Naturzustande lebt, gerade diejenigen zu demselben zurückkehren sollen, deren Existenz, Bildung und Beschäftigung mehr als jede andere eine Folge von der Cultur und von dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustande ist, und denen man — o die Inconsequenz! — es am wenigsten verzeihen würde, wenn sie das Allgemeinübliche und Schickliche aus den Augen setzen würden. Die Fürsten, selbst die Grossen, für welche gewöhnlich gut gesorgt ist, oder für die andere sorgen müssen, kennen das Loos der armen Staatsdiener nicht, welche jetzt, wo die allgemeine Sitte unzählige Bedürfnisse herbeygeführt hat, wo die Preise der Dinge nicht nur verdoppelt, sondern oft vervierfacht sind, sich mit demjenigen begnügen sollen, was unsere billiger und vernünftiger denkenden Vorfahren vor zwey oder dreyhundert Jahren ihnen aussetzten: die guten Vorfahren, welche von den Dienern ungleich weniger foderten, und welche über Nebenvortheile bey weitem nicht so fein und so delicat dachten, als man in unserem Zeitalter, wie man dieses demselben zur Ehre nachsagen muss, darüber denkt. Sie handeln daher hart, wenn sie den allgemeinen Anfoderungen nicht nachgeben; sie begehen aber eine wirkliche Ungerechtigkeit, wenn sie entschieden unnützen und überflüssigen, zudringlichen Dienern, entweder aus persönlicher Begünstigung, oder anderen Nebenrücksichten, Besoldungen, Zulagen u. s. w. aussetzen, so lange noch *ein* nützlicher und unentbehrlicher Diener mit Grund über eine unzulängliche Besoldung sich beschweren kann. Bey der Vertheilung des Ranges und der Titel mag so etwas allenfalls Statt finden, nicht aber bey dem, oft durch sauren Schweiss der Unterthanen, zu nützlichen Zwecken zusammengebrachten Gelde. Auch ist der Grund, den man gewöhnlich zur Entschuldigung anführt, man wolle es anderswo wieder ersparen, sehr wenig werth. Denn entweder ist die Ersparung zweckmässig, dann ist sie ohnehin Pflicht, oder sie ist es nicht, dann ist sie Verbrechen oder Thorheit. Möge die Stimme der Bedrängten doch endlich Gehör finden, und möge man, wenn die Staatskasse wirklich einen grösseren Aufwand auf den nützlichsten Zweig der Ausgaben nicht vertragen kann, dem Übel lieber durch Verminderung der Staatsdiener abhelfen, als auf dem bisher betretenen, verderblichen Wege fortgehen! Eine solche Verminderung ist, unbeschadet des Dienstes, und ohne eine zu grosse Überhäufung der Diener mit Arbeiten fürchten zu dürfen, meistentheils immer möglich; sie ist selbst, wenn am rechten Orte angefangen wird, gut. Freylich muss man auch dabey die Pflichten der Gerechtigkeit nicht aus den Augen setzen, und nicht den einen um des anderen willen sofort brodlos machen. Doch wir kehren zu unserem Verfasser zurück.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 APRIL 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten.* Von *August Wilhelm Rehberg*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 153, dass der unabhängige Geist, der Eifer mit eigener Aufopferung und Gefahr, Gutes zu wirken, welcher im Dienst so viel werth ist, und in vielen Fällen eine ganz unablässige Bedingung einer guten Geschäftsführung ausmacht, nicht immer als Folge einer, durch ein grosses, eigenes Vermögen begründeten, unabhängigen Lage anzusehen sey. Die Liebe zum gemeinen Wesen, die Begierde nach nützlicher Thätigkeit, und Rec. setzt hinzu, ein durch lebhaftes Gefühl für Wahrheit und Recht belebter Eifer, und ein edler Sinn der Freymüthigkeit, dem es eine Wollust ist, sich ohne Scheu selbst da zu äussern, wo die Wahrheit nicht gern gehört wird, wo sie aber nützlich ist, und nicht ohne wesentlichen Nachtheil verschwiegen werden darf, haben das Eigene, dass sie sich des Menschen, der von ihnen ergriffen ist, ganz bemeistern, und dass sie durch zeitliche Rücksichten wenig geschwächt, und wenig zurückgehalten werden. Diese Gesinnungen, welche zum Theil ein schönes Geschenk der Natur sind, finden und äussern sich bey Menschen von den verschiedensten Glücksgütern. Wenn sie sich aber bey Menschen ohne Vermögen finden: so kann man sicherer seyn, dass sie rein sind, und auf einem festern, edleren Grunde beruhen, als bey Menschen, bey welchen sie Folge eines zufälligen Glücksgutes seyn können. Sie führen daher bey jenen fast jederzeit auf Achtung des Verdienstes und auf Werthschätzung gleichgesinnter Menschen; und so lebhaft sie jedem ungerechten Machtspruche sich zu widersetzen wissen, so wenig werden sie durch einen, mit Gründen unterstützten Widerstand gereizt, sondern vielmehr geehrt, wo hingegen diejenigen, welche durch Reichthum unabhängig sind, leicht von einer gewissen Geringschätzung Anderer, und von einem thörichten Stolz beseelt werden, welcher durch jeden Widerstand beleidigt wird, und welcher mehr zum Herrschen als zum Wirken taugt.

Der Vf. verkennt nach S. 158 zwar den Werth der freyen Mitbewerbung vieler Menschen von ungleichem Herkommen und mannichfaltiger früher Bildung um öffentliche Stellen nicht, doch legt er nach Rec. Dafürhalten einer gewissen Diener-Aristokratie zu vielen Werth bey. Es ist Sache der Erfahrung, ob es mehr die Kinder der angesehenen Beamten — *heroum filii* — oder Emporgestiegene und Fremdlinge sind, welche den eigenen Geist, der eine gute Dienerschaft beleben soll, erhalten, und dem Staate, sowohl durch edeln Sinn, als durch Talent nützen? Die Beobachtungen, welche Rec. gemacht hat, und welche durch die hannöverische, sehr rechtliche Dienerschaft wenigstens nicht widerlegt werden, sprechen gegen die Kinder der angesehenen Beamten, und bestätigen den oft aufgestellten Satz, dass die höheren Stände aus den unteren verbessert werden müssen, wenn sie nicht physisch und moralisch ausarten sollen. Daher ein grober Nepotismus dem Staate jederzeit verderblich werden muss. Was endlich der Vf. in diesem reichhaltigen Abschnitte zur Vertheidigung der Bezahlung der Beamten durch Sporteln sagt, kann Rec. Überzeugung von den Nachtheilen einer solchen Einrichtung nicht ändern. Nicht bloss der grösste Theil der Einnahme, sondern alle und jede Einnahme der Staatsdiener muss in fixer Besoldung bestehen, wenn ihre Würde, und ihr edler, uneigennütziger Sinn selbst gegen jeden bösen Schein gedeckt seyn soll.

Im 6 §., welcher von der Aufsicht über die Dienerschaft handelt, stellt der Vf. zuerst seine Ideen über die Dienstentlassungen auf. Es sind ganz dieselben, welche in einer Recension in der Hallischen Literatur-Zeitung entwickelt sind, und welche durch eine königliche Cabinets-Ordre vom 17ten Dec. 1805 an den Staatsminister *von Massenbach* in den königl. preuss. Landen Gesetzes-Kraft erhalten haben. Sie gehen im Allgemeinen dahin, dass über eigentliche, im öffentlichen Dienst begangene, Verbrechen eine gerichtliche Untersuchung Statt finden könne, dass hingegen über Vernachlässigungen der Dienstpflichten, über Fähigkeit und Unfähigkeit der Diener niemand anders als die vorgesetzte Behörde urtheilen könne. Diese Ansicht ist dem Wesen des Dienstes, den Zwecken und der Bestimmung der Dienerschaft so angemessen, dass Rec. nicht würde begreifen können, wie man eine andere Meinung haben konnte, wenn er nicht wüsste, dass alle diejenigen, welche für diese Meinung gefochten haben, selbst Staatsdiener gewesen sind, und wenn nicht bey weitem der allergrösste Theil der Staatsdiener ihren Dienst als Pfründe ansähe, bey welcher das *utile* die Hauptsache ist. In dem *königl. bayerischen pragmatischen Statut in Betreff der königlichen Staatsdiener* von 1807, welches überhaupt viel Schönes enthält, hat man, vielleicht durch des Vfs.

Ideen veranlafst, einen fehr zweckmäfsigen Mittelweg eingefchlagen, indem man dem Dienerftande und dem Standesgehalte eine Perpetuität gegeben hat, die nur durch richterlichen Ausfpruch gehoben werden kann, hingegen die Dauer der Functionen des Dieners und den Dienftgehalt von dem Ermeffen der adminiftrativen Behörden abhängig gemacht hat. Die ganze Sache mit der Dienftentlaffung aus landesherrlicher Gewalt, hat übrigens jetzt, wo keine Reichs-Juftiz mehr exiftirt, einen grofsen Theil ihrer Wichtigkeit, und ihre Reize ganz verloren. Dafs man übrigens im Ganzen gegen einen Diener, welchem nichts als Unfähigkeit zur Laft gelegt werden kann, fchonend feyn müffe, fodert die Billigkeit; allein es ift wahrlich dem Zwecke gänzlich entgegengehandelt, und die gröfste Unbilligkeit und wahre Ungerechtigkeit gegen das Ganze und viele Andere, wenn man zu fchonend verfährt, und alles hingehen läfst. Wenige Menfchen find fo edel, dafs fie diefen liberalen Sinn fchätzen; fie halten es vielmehr für das, was es auch eigentlich ift, für Schwäche, und erlauben fich mit jedem Tage mehr, und werden dadurch erft recht unfähig.

Mit edler, überzeugender Wärme erklärt fich der Vf. endlich gegen diejenigen, welche behaupten wollen, dafs, wenn dem Staatsdiener nur in feinem Berufe nichts zur Laft falle, es dem Staate gleichgültig feyn könne, wie fein übriges Leben befchaffen fey. Es ift durchaus nothwendig, dafs die Untergebenen, dafs das Publicum mit Achtung und Vertrauen auf diejenigen hinfehen könne, denen die heilige Sorgfalt für das öffentliche Wohl, die Auffieht über das Staatsvermögen, die Befchützung der theuerften Rechte, die Zurechtweifung und Beftrafung derer, die die öffentliche Ordnung übertreten und die fanctionirte Sittlichkeit verletzt haben, oder fonft irgend eine Art der öffentlichen Autorität anvertraut ift. Eben fo nothwendig ift es, dafs der Mann, der mit Nachdruck und ohne Scheu dem Unrechte und der Sittenlofigkeit nachfpüren und fich ihm entgegenfetzen, allgemeine Zucht und Ordnung befördern und durch Lehre und Ermahnung nützen foll, mit reinem Herzen und freyer Stirn auftreten, und dafs er, ohne zu erröthen und von innerer Schaam geprefst zu feyn, das Unrecht Unrecht nennen, Mifsbräuche auffuchen und beftrafen könne. Oder foll man es für Stärke des Geiftes halten, wenn ein Richter, erfchlafft und mifslaunig durch die fträflichen Ausfchweifungen der verfloffenen Nacht, einen Unglücklichen, der auf ähnlichen Wegen ertappt worden ift, mit kalter Strenge in die Eifen verurtheilt? Oder will man es für hohe Kraft des Gemüths, für Wirkungen der Intelligenz ausgeben, wenn ein anderer ganz unbefangen den Ausfteller eines falfchen Wechfels oder einen muthwilligen Banqueroutier condemnirt, während er darauf finnt, wie er, zur Beftreitung eines höchft frivolen Aufwandes, einen armen Tropf, oder gar einen durch Dienft oder andere Verhältniffe von ihm abhängigen Menfchen, zur Annahme eines Wechfels verleiten will, den er zur Verfallzeit weder bezahlen kann, noch die Abficht hat zu bezahlen? Der moralifche Menfch ift nur einer, und die moralifche Räude greift um fich und theilt fich mit wie die phyfifche. So wenig wie man daher einen inficirten zu einem Krankenwärter machen wird, eben fo wenig follte man einem unfittlichen, fträflich wandelnden, einige Theilnahme an der Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung geftatten. Eine Auffieht hierüber — fo fchwer folche an und für fich auch feyn mag — ift um fo nothwendiger, weil, wie der Vf. fehr richtig bemerkt, der thörichte Geift des Zeitalters die Weisheit unferer Vorfahren verfchmäht, nach welcher ein jeder Stand, jedes Alter, jeder Beruf feine eigenen Begriffe von Schicklichkeit hatte, welche fich in der eigenthümlichen Lebensart, in Kleidung und Anftand äufserten. Schön und wahr ift es, was der Vf. darüber fagt, und entfpricht ganz dem, was der verftändige Theil der Menfchen empfindet, wenn er fieht, dafs man, unbekümmert um das, was dabey herauskommt, darauf ausgeht, nur das nicht zu fcheinen, was man ift, wie man jede nur etwas genirende Zurückgezogenheit und Abfonderung als das gröfste aller Übel fcheuet, und wie ein Stand dem anderen nachzuftreben und zu übertreffen bemüht ift. Wohin das führen werde, ift nicht abzufehen; noch fchwerer aber ift es vielleicht, ein Mittel gegen diefe verderbliche Thorheit aufzufinden, da felbft eine grofse allgemeine Noth dem Übel nicht hat Einhalt thun können, indem man lieber jede andere Erfparung fich hat gefallen laffen, und lieber alles andere aufgeopfert hat, als irgend etwas von dem, was mit diefem unfeligen Streben in Verbindung fteht. Das Beyfpiel der höheren Stände kann viel wirken; es würde aber noch mehr helfen, wenn man nicht durch unverftändige Abfonderung, durch eine unnatürliche Steifheit und lächerliche Pedanterey fo oft jeden guten Eindruck und den Reiz zur Nachfolge minderte. Für Erhaltung eines fchicklichen Anftandes und unanftöfsigen Wandels der Dienerfchaft können die Chefs der verfchiedenen Behörden aufserordentlich viel thun, wenn fie Männer find, die Menfchen zu behandeln wiffen, und auch das Unangenehme, wenn es Noth thut und wo es recht ift, zu fagen fich nicht fcheuen.

Wir find in unferen Bemerkungen fo ausführlich gewefen, dafs wir über den Anhang, welcher von deutfchen Landftänden handelt, nur wenig fagen dürfen. Der Vf. ift für die Stände; ihnen, glaubt er, verdanke Deutfchland feinen guten Nationalgeift und die Mäfsigung feiner Fürften gegen ihre Unterthanen. Rec. will diefem nicht widerftreiten; doch glaubt er, dafs diefes, wie vieles andere Vortreffliche, was untergegangen, und bis zu diefem Augenblick noch durch nichts erfetzt worden ift, der ganzen deutfchen Verfaffung, und vorzüglich der deutfchen Reichsjuftiz zuzufchreiben fey. Sie war es, die den Unterthanen ein gewiffes Gefühl ihres eigenen Werthes und eine Freymüthigkeit gab, welche fonft in monarchifchen Staaten höchft felten ift. Konnte doch jeder mit feinem Landesherrn ein ernftliches Wort vor einem Richterftuhle fprechen, vor welchem das Anfehen der Perfon fo wenig galt, als es bey Menfchen möglich ift. Hierdurch wurden die gefährlichften Despoten, nämlich die kleinen, ganz eigentlich im Zaume gehalten. Diefs war aber auch den gröfseren nicht

gleichgültig. Sie brauchten zwar die Vollziehung eines Erkenntnisses nicht zu fürchten; aber ihnen war doch auch das öffentliche Urtheil eines von der Nation geachteten Senats nicht gleichgültig. Wahr ist es, dass die Einmischung eines fremden Staates in die inneren Angelegenheiten eines Landes durchaus nichts taugt, und dass die Einmischung des Reichshofraths oftmals zu einer Einmischung des österreichischen Cabinets werden mochte. Allein dieses war bey dem Reichskammergerichte nicht der Fall, und dann blieb doch auch die Furcht vor einer Einmischung wohlthätig. Wenn daher Rec. Wünsche für die Zukunft haben soll, so wünscht er zwar sehr die Beybehaltung der Landstände; allein da Landstände, wie der Vf. sehr gut zeigt, in Deutschland das nicht seyn können, was in England auch das schlechteste Parlament ist: so kann Rec. wenig von ihnen hoffen, wenn nicht ein Justizhof da ist, ähnlich dem Reichskammergerichte in seinem Wesen, nicht in seiner Form, vor welchem nicht bloss über Streitigkeiten der Souveräne unter einander, sondern auch über Streitigkeiten der Privaten mit den Souveränen entschieden werden kann. Ohne ein solches Tribunal haben die Landstände keine rechtliche Garantie, und ohne diese möchte ihnen hie und da eine freymüthige Sprache bald theuer zu stehen kommen. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieses Wunsches weitläuftig zu entwickeln. Nur gegen einen Grund, durch welchen man oft darthun will, dass deutsche Fürsten keiner Justiz unterworfen zu seyn brauchten, weil es die Souveräne anderer Staaten nicht sind, will Rec. bemerken, dass ein beträchtlicher Unterschied Statt findet zwischen einem Fürsten, welcher von einem gut gelegenen Hügel sein ganzes Reich übersehen, und seinen Unterthanen, wie man zu sagen pflegt, in die Töpfe gucken kann, dessen Hofhaltung nicht selten die Hälfte der sämmtlichen Revenüen seines Landes hinwegnimmt, der durch eine einzige, an sich nicht sträfliche, Lieblingsneigung seinen ganzen Finanzstaat ruiniren, durch einen einzigen Fehler und schlechtere Leidenschaft — auf welche der Mangel an Geschäften so leicht führt — alle und jede seiner Diener plagen und seine Unterthanen drücken kann, kurz dessen ganzes Wesen sich dem Privatstande beträchtlich nähert; und zwischen einem grossen Monarchen, welcher sein Reich nur mit Mühe im Geist zu übersehen im Stande ist, welcher vielleicht nicht den 50sten Theil seiner Revenüen zur Bestreitung seiner glänzendsten Hofhaltung gebraucht, der für jede Neigung und für jedes Institut mit fürstlicher Milde und Verschwendung ohne Nachtheil der Finanzen wirken kann, der nur mit einem sehr kleinen Theile seines Volks in Berührung kommt, und welchen die wichtigsten und mannichfaltigsten Dinge so durchaus beschäftigen, dass ihm auch nur wenig Musse für diese Berührung übrig bleibt, und dessen Leben von dem des Privatstandes durchaus entfernt ist. Und würde denn selbst ein höchster Gerichtshof, ein unabhängiger Senat, auch in einem grösseren Staat nicht von Nutzen seyn, wenn er möglich wäre, und höhere Zwecke ihm nicht entgegenständen? In Deutschland ist er möglich, ohne dass irgend ein höherer Zweck darunter leidet; und wenn wir Unterthanen auch, wegen des Zutrauens zu unseren Fürsten, nicht gerade uns ängstlich nach einem höchsten Gerichte zu sehnen nöthig haben, so haben unsere Fürsten, wenn sie dieses Zutrauen von uns fodern, ein höchstes Gericht noch weniger zu scheuen. Über das ständische Administrationswesen, über Trennung der ständischen Cassen von den Kammer-Cassen, über den unseligen feindseligen Geist der Cassen gegen einander, über die so häufige thörichte Verblendung der fürstlichen Räthe, welche die ständische Casse als ein fremdes Gut ansehen, auf welches man ohne Scheu greifen und für welches man, ohne eine Sünde zu begehen, nicht sparen dürfe, sagt der Vf. sehr viel Schönes. Von dem Hange mancher Stände, ihre Cassen bloss als Spar-Anstalten anzusehen, aus denen sie auch dann nichts hergeben wollen, wenn der Zweck, wozu solche da sind, und das allgemeine Beste es erfodert, ist nichts gesagt worden. Dass auch dieses nichts tauge, leuchtet ein; ob es aber nicht durch jene Verblendung der Fürsten und ihrer Räthe nothwendig gemacht werde, und wem also die Schuld davon beyzumessen sey, will Rec. dahin gestellt seyn lassen.

Der Hauptzweck aller Landstände ist die Aufbringung des Geldes. Die Concurrenz zu anderen Regierungs-Angelegenheiten, welche ihnen zusteht, ist sehr verschiedenartig bestimmt, und muss natürlich eine Veränderung leiden, so wie die gesellschaftliche Verfassung sich mehr ausbildet, und sich von dem patriarchalischen väterlichen Regimente entfernt. Die Stände haben also auf einen der wichtigsten und schwierigsten Theile der Staatsverwaltung Einfluss: denn gewöhnlich kommt es ihnen nicht nur zu, ein gewisses Geldquantum zu bewilligen, sondern sie haben auch zugleich die Mittel anzugeben, wodurch solches herbeygeschafft werden soll, oder doch die angegebenen Mittel zu beurtheilen. Allgemein anerkannt ist es aber, dass die Festsetzung eines zweckmässigen, einfachen und gerechten Steuersystems eine der schwierigsten Aufgaben ist, indem sie nicht nur die mannichfaltigsten, verschiedenartigsten und detaillirtesten Kenntnisse und eine höchst reifliche Überlegung erfodert, sondern dabey auch die Beyseitesetzung aller Rücksichten auf eigenes Interesse und auf das Interesse eines besonderen Standes, einer einzelnen Corporation, und der feinste, durch keine Vorliebe für irgend ein Gewerbe und für irgend einen besonderen Zweig der Industrie zu bestechende, Sinn für eine allgemeine Gerechtigkeit und für das Wohl des Ganzen erfodert wird. Es fragt sich nun, ob sich dieses von einer Versammlung erwarten lasse, in welcher die Mehrzahl der Individuen sehr oft auf besondere Bildung und Kenntnisse nicht den mindesten Anspruch machen kann, von welchen nur wenige, so wie die besseren Staatsdiener, gewohnt sind, das gemeine Wesen als ein Etwas zu betrachten, das über sie und über ihr Zeitliches unendlich erhaben ist, und dessen Wohle jede andere Rücksicht nachstehen muss, welche vielmehr das gemei-

ne Wesen, zu dem sie gehören, sehr häufig nur in so fern lieben, als es sich für sie bequem darin leben lässt, und welche das nur für eine Verbesserung und Vervollkommnung desselben halten, was *ihre* Lasten mindert und *ihren* Vortheil fördert: von einer Versammlung, auf welcher nur wenige Classen von Staatsbürgern erscheinen, und auf der in der Regel der Stand das entschiedenste Übergewicht hat, dessen Interesse mit dem Interesse der sämmtlichen übrigen Unterthanen gewöhnlich im geradesten Widerspruch steht, der Stand, der nicht nur sich — diess würde man ihm gern gestatten — sondern auch einem Jeden aus seiner Mitte einen Vorzug vor allen anderen Staatsbürgern einräumt und eingeräumt sieht? Diese Frage wird nicht schwer zu beantworten; und eine verneinende Antwort auch sehr leicht durch die Erfahrung zu rechtfertigen seyn. Denn kann man nicht behaupten, dass bisher in keinem Lande Deutschlands ein einfaches zweckmäsiges Steuersystem gewesen sey? Ist es nicht noch mehr in die Augen fallend, dass nirgends ein gerechter Steuerfuss vorhanden ist? Stösst man nicht vielmehr allenthalben auf auffallende Ungerechtigkeiten? Findet man nicht, dass im Ganzen der Beytrag der Bewohner eines Staats zu den öffentlichen Lasten gerade in einem umgekehrten Verhältnisse zu den Vortheilen, Annehmlichkeiten und Aussichten steht, welche das gemeine Wesen ihnen gewährt? Ist nicht die innere Geschichte der Verhandlungen einer patriotischen Landschaft meistens nur eine mehr oder weniger Unwillen erregende Geschichte des Strebens verschiedener Corporationen, die gemeinschaftlichen Lasten, so viel als möglich, und oft mit grosser Schaamlosigkeit, von sich und seinem Stande hinweg und auf einen anderen Theil der Bürger zu wälzen? Und wird man erstaunen, dass dieses Streben meist immer nur dem Adelstande geglückt ist, wenn man erwägt, dass dieser der zahlreichste ist, und die Sache ganz und gar als seine eigene ansieht, welches bey den Deputirten der Praelatur und der Städte, welche ohnehin auch oft Adeliche, oder in Diensten adelicher Gerichtsherrn stehende Männer sind, der Fall nicht ist, wenn man hinzunimmt, dass die ersten Räthe der Regenten in der Regel nur aus diesem Stande genommen werden, und dass endlich unsere Fürsten und Fürstinnen nicht nur ihren Umgang bloss auf Männer und Frauen aus diesem Stande haben einschränken lassen, sondern dass auch selbst der Fürst als Privat-Eigenthümer und als Besitzer von Domainen, in vielen Stücken mit dem Adel ein ganz gleiches Interesse hat? So lange es daher Wahrheit ist, dass eine Versammlung, wie der Vf. S. 230 bemerkt, den Geist einer gesetzgebenden Weisheit nie erreichen werde, in welcher der Geist des Provincialismus, des besonderen Standes, das Privat-interesse einzelner Corporationen herrscht: so lange werden Landschaften, so zusammengesetzt, wie sie es jetzt sind, dem gemeinen Wesen den Nutzen und Vortheil nicht gewähren, welchen sie unter anderen Umständen unstreitig gewähren könnten. Mögen aber immerhin auf den landständischen Versammlungen unvollkommene Steuer-Einrichtungen gemacht werden; mögen sie immerhin bey anderen Administrations-Massregeln einseitige, und vielleicht zuweilen parteyische Rathgeber seyn: so wird doch jeder patriotisch denkende Deutsche, jeder mit dem Wesen und dem Treiben, wie solches in kleinern und mittlern Staaten Statt findet, nur einigermassen bekannte, jeder die Gerechtigkeit, Freymüthigkeit und den Bürgersinn schätzende Mann, die Beybehaltung und Befestigung der landständischen Verfassung selbst mit allen den Mängeln und Unvollkommenheiten, welche sie an sich haben mag, einer Aufhebung derselben unendlich vorziehen. Ja, er wird selbst, aus grosser Achtung für dieses Institut, nicht einmal gern zu einer Verbesserung derselben rathen, damit dem ehrwürdigen Gebäude der Vorfahren nichts von seiner Heiligkeit genommen werde. Wer es je erfahren hat, wie wohlthätig das Hemmeisen beym Fuhrwesen selbst dann ist, wenn ein weiser und besonnener Führer einen gefahrvollen Weg zurückzulegen hat; wer je das schreckliche Schicksal derer gesehen hat, welche leichtsinnig und unbesonnen, auch auf minder gefährlichen Wegen alles auf die Seite zu schaffen suchten, was ihren Lauf erschweren und aufhalten konnte: der wird gewiss diesen Wünschen beystimmen, und diese Überzeugungen theilen. Ein guter Genius wache über Deutschland, damit die Nachwelt uns segne, wie wir unsere guten Vorfahren segnen können!

BN.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Bohn: D. *Anton Friedrich Büschings neue Erdbeschreibung. Europa. Portugal* und *Spanien.* 1ste Abth. *Portugal.* Sehr verm. u. verbess. Aufl. Herausgegeben von *C. D. Ebeling.*

Auch unter dem besonderen Titel:

Portugal und Spanien. Erste Abtheilung. *Portugal.* Nach D. *A. F. Büschings* Erdbeschreibung aufs neue bearbeitet und herausgegeben *v. C. D. Ebeling.* 1808. 140 S. Einleit. u. 287 S. Text u. Register 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Salzburg, in d. Mayr'schen Buchhandl.: *Katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums unter nachdenkenden und gutgesinnten Christen.* Herausgegeben von *Matthäus Reiter*, Pfarrer zu Ainring. 12te einzig rechtmässige Originalausgabe. 1804. 267 S. 8. (10 Gr.)

Nürnberg, b. Bauer u. Mann: *Communionbuch für gebildete Christen.* Von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer zu Walkersbrunn und Gräbern im Nürnbergischen. 2te verm. u. verbess. Ausg. 1803. 240 S. 8. (10 Gr.)

Zeitz, b. Webel: *Vom Wiederkommen, Wiedersehen und Erscheinen der Unsrigen nach dem Tode und von Geistererscheinungen überhaupt.* Meine Überzeugungen nach Crusius'schen Grundsätzen Von D. *Joh. Fried. Teller.* Zweyt. Abdruck. 1806. 157 S. 8. (12 Gr.)

Druckfehleranzeige. In No. 40. S. 318. Z. 17 von unten l. *jenes* Dienstwesen statt: *jedes* Dienstwesen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 APRIL, 1808.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Maurer: *Über die zweckmässigste Einrichtung der Lehranstalten für die gebildeteren Stände.* Versuch einer neuen Ansicht dieses Gegenstandes mit besonderer Rücksicht auf Berlin von *Ernst Gottfr. Fischer*, ordentl. Prof. an dem berlinisch-cöllnischen Gymnasium. 1806. 134 S. 8. (12 Gr.)

Den verdienstvollen Vf. dieser inhaltreichen Schrift haben die zwar oft übertriebenen, aber gewiss nicht ungegründeten Klagen über das Zuvielerley, das auf unseren Gymnasien gelehrt werde, und über die daraus hervorgehenden Übel der Oberflächlichkeit, Vielwisserey und Anmasslichkeit der jungen Leute auf eine Idee geführt, die in hohem Grade die Beherzigung derer verdient, welchen die Aufsicht über den öffentlichen Unterricht anvertraut ist. Er schlägt nämlich vor, in unseren grösseren Städten, namentlich in Berlin, neben den bisherigen Gymnasien eine oder mehrere höhere Bildungsanstalten (Realgymnasien) für die künftigen nichtstudirenden Mitglieder der gebildeten Stände zu errichten. „Der gemeinschaftliche Unterricht der Studirenden und Nichtstudirenden sey für beide gleich nachtheilig. Für den Studirenden: weil ihm die Zeit, welche er auf die eben so schwierige als wichtige alte Literatur wenden sollte, verkürzt, und hingegen sein Fleiss, besonders in den höchsten Classen, wo er anfangen sollte, sich mit ungetheilter Kraft des Kerns der alten Literatur zu bemächtigen, zerstreut und erschlafft wird. Für den Nichtstudirenden, weil er über der Beschäftigung mit den alten Sprachen nur dürftige, übel zusammenhängende Bruchstücke derjenigen Kenntnisse sammelt, die für ihn Hauptsache seyn sollten." Der Vf. ist jedoch nicht gemeint, dass neue Anstalten dieser Art errichtet, oder die gelehrten Gymnasien in 2 Anstalten gespaltet werden sollten. „Von Zeit zu Zeit ereigneten sich Fälle, wo der Lehrplan eines Gymnasiums abgeändert werde. Dann möge man überlegen, ob es nach Zeit und Umständen nicht zweckmässig seyn dürfte, ihm die Einrichtung eines *Real-Gymnasiums* zu geben, oder auch es auf den Zweck des *Sprach-Gymnasiums* zu beschränken." Er zeigt nun zuerst die Organisation dieses letzteren. Hier sey kein wesentlich neuer Plan nöthig, sondern der bestehende dem beschränkteren Zweck gemäss zu verbessern und zu vereinfachen. Darauf entwickelt er nun umständlicher seine Idee von einem Realgymnasium. Es soll für die wissenschaftliche Ausbildung derjenigen sorgen, für welche die alte Literatur kein dringendes Bedürfniss sey. Hier tritt demnach Mathematik und die damit innig zusammenhängende historische und dogmatische Naturkunde an die Stelle der alten Literatur, d. h. sie wird Hauptlection, bestimmt die Classe und den Rang der Schüler, weil, wer in ihr Fortschritte gemacht hat, in den übrigen Realkenntnissen, besonders in allen Theilen der Naturlehre, nicht zurückbleibt. Auch lassen sich in ihr bestimmter als in irgend einem anderen Fach Abschnitte für die Folge des Unterrichts begrenzen, deren jeder ein in sich vollendetes Ganzes ausmacht: so dass selbst der, welcher nicht die ganze Schule durchläuft, dennoch nicht unbrauchbare Bruchstücke erhält, und also mehr als den bloss formellen Nutzen, die Übung des Kopfes, mitnimmt. — Die Bemerkungen die der Vf. hierbey über die Methode dieses mathematischen Unterrichts macht, sind dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben. Dass die unteren Classen des Realgymnasiums *einerley* Unterrichtsgegenstände mit denen des Sprach-Gymnasiums haben, und auch in den höheren Classen beider ein gewisser Parallelismus bleiben soll, scheint zwar beym ersten Anblick in einem Widerspruch mit der Grundidee des Vfs. zu stehen; allein so wie er sich näher darüber erklärt, kann Rec. es nicht anders als billigen, theils weil einige Kenntniss der lateinischen Sprache jedem Gebildeten unentbehrlich ist, theils aber auch, weil so viele junge Leute sich erst späterhin für das zu wählende Fach entscheiden, und also aus der einen Anstalt in die andere übergehen würden. — Bey der Anordnung des Lectionsplanes für jede der oberen Classen des Realgymn. fodert der Vf., dass besonders Rücksicht auf diejenigen Schüler genommen werde, welche aus derselben in der Regel die Schule zu verlassen pflegten, wobey er die Erfahrungen mittheilt, welche er bey dem berl. kölln. Gymnasium gemacht hat, und darnach eine wahrscheinliche Berechnung aufstellt, wie viel Zöglinge zum mechanischen Geschäftsdienst, zur Landwirthschaft, zum Militair-, Bau- und Berg-Fach, zu Handlung und Manufakturen, zu mechanischen Künsten und Handwerken u. s. w, in einem Zeitraum von 11 Jahren aus jeder Classe eines berlin. Realgymnasiums abgehen würden, woraus er lehrreiche Resultate für die Gegenstände des Unterrichts in diesen Classen zieht, die man jedoch bey ihm selbst nachlesen muss. Bey dieser besonderen Rücksicht auf Berlin macht der Vf.

wiederholt darauf aufmerksam, dafs ein folches Realgymnafium überall auf Localitäten berechnet feyn müffe.

Um nun den auf dem Realgymnaf. angefangenen Unterricht planmäfsig weiter zu führen, fchlägt der Vf. die Errichtung einer *Realakademie* vor, die mit jenem in Verbindung gefetzt werden foll. Er zeigt fehr gut die Wichtigkeit einer folchen Anftalt für Kaufleute, Manufakturiften, Künftler, Architekten, Pharmaciften u. f. w. und wie wenig begründet der Einwurf fey, den man gewöhnlich dagegen macht: der Kaufmann, Manufakturift u. f. w. werde fein eigentliches Gefchäft vernachläffigen, wenn man ihm zu viel Mathematik, Chemie, Phyfik u. f. w. beybringe. Auch der Koftenaufwand für eine folche Anftalt werde dadurch um vieles vermindert, wenn die Lehrer in den höheren Claffen des Realgymnafiums zugleich als Profefforen der Realakademie öffentlich wiffenfchaftliche Vorlefungen für alle, die daran Theil nehmen wollten, gegen ein feftgefetztes mäfsiges Honorar zu halten verpflichtet würden. Nach einigen richtigen Bemerkungen über die Einrichtung und die Gegenftände eines folchen Curfus zeigt der Vf., dafs es vortheilhafter feyn würde, eine Realakademie mit einem Realgymnafium zu verbinden, als fie als eine abgefonderte Anftalt zu errichten, und in welches Verhältnifs zu einander Realfchule, Gymnafium und Akademie gefetzt werden müfsten. Zuletzt erörtert er die Frage: was der Staat thun müffe, wenn er die Ausführung eines folchen Entwurfs zur Verbefferung der Lehranftalten begünftigen und ernftlich befördern wolle. Rec. würde die Grenzen einer Beurtheilung für diefe Blätter überfchreiten, wenn er auch hier ins Einzelne gehen wollte. Überhaupt leuchtet aus dem ganzen Entwurf eine, das Ganze der Wiffenfchaften, fo wie das wahre Wohl des Staats, das nur durch eine höhere Cultur feiner Mitbürger erreichbar ift, umfaffende Denkart hervor, und macht diefe Schrift zu einer fehr lehrreichen Lektüre, wenn auch die Ausführung ihrer Vorfchläge, insbefondere für Berlin, noch weit entfernt feyn follte. L — r.

1) Duisburg und Essen, b. Bädeker: *Verzeichnifs auserlefener Schriften zur Anlegung einer Elementar-Bibliothek.* Entworfen von *B. C. L. Natorp*, Prediger in Effen. Zweyte, ganz umgearbeitete Ausgabe. 1805. 70 S. 8. (6 Gr.)

2) Weimar: *Bitte für die Bibliothek des Weimarifchen Gymnafiums.* Nebft einer Beyfpielfammlung von Gefchenken und Vermächtniffen an anderwärtige Schulbibliotheken. Einladungsfchrift vom Director *Chrift. Ludw. Lenz.* 1807. 36 S. 8.

No. 1 verdient allen Elementarfchullehrern recht dringend empfohlen zu werden. Sie finden in diefer Schrift mit vieler Sachkunde verzeichnet: 1) folche Werke, in welchen der Lehrer über den *Zweck* — die *Gegenftände* — und die *Methode des Unterrichts* Belehrung findet; 2) folche Werke, in welchen die *Materialien des Unterrichts* fowohl für Lehrer, als für Schüler aufgeftellt find; 3) folche Werke, die theils dem Lehrer, theils den Schülern, theils auch lernbegierigen und Lectüre liebenden Gemeinsgliedern eine lehrreiche Unterhaltung gewähren.

Von allen Schriften der erften und zweyten Numer wird entweder der Inhalt, oder doch die Tendenz angegeben, fo dafs der Lehrer in Stand gefetzt wird, immer nach feinem nächften Bedürfniffe zu wählen. Auch dafs der Preis jedes Buches angegeben worden ift, mufs den Lehrern erwünfcht feyn, fo wie wir denn überhaupt überzeugt find, dafs alle denkenden Elementarlehrer, die in ihrem Fache vorwärts wollen, diefen forgfamen Wegweifer mit warmem Intereffe umfaffen, und Hn. *N.* feine Mühe durch ftille Dankbarkeit lohnen werden. Zwar dürfte fich auch wohl mancher über Hn. *N.* beklagen; denn es leidet keinen Zweifel, dafs viele, wie Tantalus, ihr trauriges Loos nur um fo tiefer fühlen werden, da ihnen gewiefen ift, was die *res angufta domi* zu geniefsen nie erlaubt. Indeffen glauben wir allerdings mit dem Vf., dafs den Lehrern, die fich felbft kein Buch kaufen können, wenigftens die Gründung einer Schulbibliothek meiftentheils gelingen würde, wenn fie Eifer und Klugheit befäfsen, von fo manchen ihnen nahe liegenden Wegen den einen und anderen einzufchlagen. Da Rec. felbft auf diefe Art in wenigen Jahren eine ganz artige Bibliothek für fein Gymnafium gefchaffen hat, fo darf er die Vorfchläge des Hn. Pr. *N.* als leicht ausführbar, fo wie das ganze Buch als ein wahres Noth- und Hülfs-Büchlein, allen Schullehrern empfehlen.

No. 2 bezweckt die Anlegung einer Bibliothek für höhere Lehranftalten. Wir wollen den Hauptinhalt der Schrift mit den eigenen Worten ihres Vfs. hier mittheilen. „Da das weimarifche Gymnafium jährlich nur Eine Druckfchrift herausgiebt, fo fcheint es dem Hn. *Lenz* nicht übel gethan zu feyn, wenn man, ftatt immer nur *gelehrte* und *lateinifche* Abhandlungen zu liefern, die feltene Gelegenheit auch *bisweilen einmal* benutzt, den Lefern zum Beften der Lehranftalt felbft ein Wort ans Herz zu legen. Und das mufs in der Mutterfprache gefchehen." [Alfo wohl im Gegenfatz von jenen Abhandlungen, wie fie des Vfs. berühmter Amtsvorfahr in Weimar zu fchreiben pflegte, *deutfche* und *ungelehrte!*] „Die alte Gymnafiumsbibliothek in Weimar ift zu den (*für die*) Abfichten des Vfs. bey weitem nicht hinreichend. — Hier ift aber (fagt er S. 5) nicht die Rede von der vorhandenen Privatfammlung deutfcher, den Gefchmack *bilden follender* und unfchädlich-angenehm, mitunter auch nützlich-unterhaltender Lefebücher blofs für die Primaner; fondern von der ganz eigentlich gelehrten oder philologifchen und wiffenfchaftlichen, *wie auch zugleich* pädagogifch-didaktifchen, Schulbibliothek des gefammten Gymnafiums." Seither hatte Hr. *L.* den weimarifchen Gymnafiaften innerhalb eines Jahres über hundert (S. 6), fo wie

ehemals feinen nordhäufer Zöglingen über taufend Bände (S. 31), aus feiner eigenen Bibliothek *unentgeltlich* geborgt. Jetzt aber fodert er „die höchften und hochzuverehrenden Stadt- und Landesbewohner aus allen Ständen und von beiden Gefchlechtern" (S. 3) auf, „die Gnade und Güte zu haben (S. 5), die gemeinfchaftliche Gymnafiumsbibliothek entweder mit Geld, oder mit wirklich zweckdienlichen Büchern zu befchenken." Zwar befitze Weimar (S. 6) eine herrliche öffentliche Bibliothek, die herzogliche, aus welcher Lehrer und Schüler Bücher bekommen können. Aber oft bleiben Schriften dort lange Zeit roh liegen; und roh werden fie nicht verborgt. Sach- und Sprachwörterbücher erhalte felbft kein Schulmann [natürlich, weil diefe ein befoldeter Gymnafiumslehrer fich felbft anzufchaffen hat!] Kupferwerke eigentlich auch nicht, oder doch nur [fehr billig, wie uns dünkt,] nach Weitläuftigkeiten, *in feine Wohnung;* der Schüler noch viel weniger u. f. w. Überhaupt findet Hr. *L.* die Bedingungen, unter welchen der Gebrauch jener Bibliothek verftattet ift, allzu verdriesslich und läftig, zumal (S. 9) da kein Gymnafiumslehrer Mit-Bibliothekar fey. [Rec. dagegen findet die von Hn. *L.* ausgehobenen Bedingungen insgefammt fehr zweckmäfsig und mit grofser Einficht entworfen; auch hat er oft im Stillen mehrere feiner Collegen bedauert, welche der Beforgung öffentlicher grofser Bibliotheken die Zeit fchenken mufsten, die fie weit beffer auf gründliche Vorbereitung zu ihren Lehrftunden und auf eine gute Schuldifciplin verwandt haben würden.] „*Aus nichts wird nichts* (fchreibt Hr. *L.* S. 16 mit gröfseren Buchftaben weiter); auch kein vortreffliches Gymnafium mit *grundgelehrten* Schülern! — *Uns fehlt es an einem ausreichenden Schulfonds* zur Vermehrung der Schulbibliothek, zur Verbefferung der ...., zur Anftellung noch einiger Mitarbeiter und *gelehrten* Profefforen, zur Errichtung einer *claffis felecta*, — — zu Penfionen, um alt und fchwach werdende Lehrer *bey Zeiten* (hat Hr. *L.* wirklich *folche* Collegen?) in kummerlofen Ruheftand zu verfetzen, zur Anlegung eines Schulcabinets u. f. w. [Unbekannt mit den Localverhältniffen, wiffen wir zwar jene Apofiopefe des Hn. *L.* nicht zu deuten; allein die ganze Stelle hat uns in Verwunderung gefetzt. Die ruhmvollen Zeugniffe der Mitwelt, dafs der alles Gute und Schöne fo edel fördernde Fürft zu Weimar auch für die literarifchen Anftalten in feinen Landen mit feltener Freygebigkeit forgt, dafs er namentlich das weimarifche Gymnafium und deffen Lehrer fo liberal unterftützt, dem eifenachifchen, wo keine öffentliche Bibliothek ift, noch neuerlich erft eine Schulbibliothek angekauft hat — diefe und andere Zeugniffe, wie follen wir fie mit Hn. *L*'s Klagen zufammenreimen?] — Hr. *L.* wünfcht S. 17 mit *Engelszungen* reden zu können, um die Herzen zu rühren, dafs mit dem Gymnafium doch wenigftens eine *Armenbibliothek* vereiniget werde, welche nächft Riemer's griechifchem und Lünemann's lateinifchem Wörterbuche, Ausgaben der im Gymnafium nöthigen Klaffiker enthalte. Es werden aber jetzt (S. 18) mit den Schülern der drey oberften Claffen gelefen Herodotos, Homeros, Sophokles, Gedike's griechifches Lefebuch, Strothii *chreft. graeca*, Caefar, Cicero's Chreftomathie von Gefsner und gewählte philofophifche Schriften, Horatius, Livius, Nepos, Plautus, Salluftius, Terentius und Virgilius. Künftig follen noch gelefen werden Euripides Hekabe, der homerifche Hymnus auf die Ceres, Jakobs und Matthiä's griechifche Lefebücher, auserlefene ganze Stücke aus Äfchylos, Hefiodos, Kallimachos, Pindaros, Plato, Theokritos, Thucydides und Xenophon, ferner der Cicero vom Redner, Curtius, Eutropius, Juftinus, Mela, Plinius Lobrede, Seneca's Troërinnen, Vellejus, Döringii Eclogae, Gedike's lateinifche Chreftomathie, und überdiefs gewählte ganze Stücke aus Cicero's Reden und Briefen, Ovidius Verwandlungen, Phädrus, Plinius Briefen, Seneka's philofophifchen Schriften und Briefen und Tacitus Werken. Auch will Hr. *L.* nächftens wiederum (S. 10) Vorlefungen über Mythologie, Archäologie und Antiquität beginnen. [*Non multa, fed multum!* möchten wir hier wohlmeinend dem Hn. Director zurufen. Was aber die Sache felbft anlangt, fo glauben wir, dafs Jünglinge, welche fich nicht einmal wohlfeile Handausgaben der nöthigften Klaffiker und die unentbehrlichften Wörterbücher anzufchaffen im Stande find, in unferen Tagen gar nicht zum Studiren gelaffen werden follten.] Schliefslich erinnert Hr. *L.*, dafs diefe kleine Schrift ein *noch ungedruckter Nachtrag* (S. 20) zu einer anderen kleinen Schrift: *über Schulen und Schulcabinette* fey, die fich aber vergriffen habe, und von welcher er eine ganz veränderte und fehr vermehrte Ausgabe verheifst.

Wir erlauben uns zum Schlufs noch eine hiftorifche Berichtigung. Wenn der Vf. (S. 13. vgl. S. 16) die Urfache, „warum von *Joh. G. Gräve* und *Joh. Aug. Ernefti* an, bis auf *Carl Aug. Böttiger* herab, eine fo bewunderungswürdige Anzahl vortrefflicher und zum Theil wahrhaft grofser Philologen aus Schulpforte hervorging," vorzüglich in dem dort vergönnten freyen Gebrauche der trefflichen Schulbibliothek fucht: fo hat er einen kleinen Nebenumftand vergeffen, den wir ihn aus den Äufserungen der angeführten Männer felbft ins Gedächtnifs zurückrufen wollen. *Saepe defunctum narrantem audivi* (fo erzählt Pet. Burmann in feiner Leichenrede auf *Grävius*) *quam egregia cura et difciplina laudabili teneriores ibi formarentur mentes etc.* Und noch deutlicher *Ernefti* in der *Narratio de Gesnero* von feinem vormaligen Lehrer, dem Rector Freytag zu Pforte: *Scholam Portenfem triginta amplius annos optime rexit, et ejus veterem gloriam paene unus fuftentavit. Erat enim, ut alia bona mittam, Graecarum et Latinarum literarum eximia fcientia praeditus, inprimisque exquifito judicio elegantiae in fcribendo valebat. Hic primus orationem meam limae fuae feveritate expolivit, intra juftos fines redigere, et numerofam efficere docuit etc.* Wie

Böttiger über die Sache denke, wird Hr. *L.* von ihm selbst am besten erfahren können. L — st.

Salzburg, b. Duyle: *Geschichte des Schulwesens und der Cultur in Salzburg.* Ein Versuch von *Fr. Mich. Vierthaler.* I Theil. 1804. XII u. 242 S. 8. (1 Thlr.)

Das Publicum muss dem Vf. für diesen mit sorgfältigem Fleisse gearbeiteten Versuch einer salzburgischen Schulgeschichte vielen Dank wissen; und da es ausgemacht ist, dass der jedesmalige Zustand der Schulen recht eigentlich dazu taugt, den Geist des Zeitalters, den Staat und seine Verfassung zu physiognomisiren: so wird auch der Geschichtschreiber der Menschheit, wie Hr. *V.* wünscht, diesen Beytrag zur Culturgeschichte Deutschlands mit Interesse lesen. Nur eine vollständige Materialiensammlung ähnlicher Art kann uns über die fortschreitende Veredlung der Menschheit beruhigende Resultate geben. Es verbreitet dieses Werk über die Geschichte des Schulwesens in Deutschland überhaupt manche Aufklärung, und wir wünschen daher, dass der Vf. eine vollständige Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens in Deutschland liefern möge, von welcher der verst. *Ruhkopf* einen leider unvollendeten Versuch lieferte. Das Werk selbst zerfällt in vier Perioden. Die *erste* enthält das Zeitalter der Caroliden, die *zweyte* geht von Friedrich I Grafen von Chiemgau bis Eberhard II; die *dritte* von Eberhard II bis Matthäus Lang. Ein Abschnitt, welcher viele belehrende Beyträge über den Geist des damaligen Schulwesens enthält. Die *vierte* Periode: von der Säcularisation des Domkapitels bis zur Errichtung der Universität, ist vorzüglich interessant durch die aus Actenstücken mitgetheilten Schulordnungen und durch Entwickelung der Verdienste, welche sich die Erzbischöfe, Johann Jacob und Wolfgang Dietrich, um das salzburgische Schulwesen erwarben. — o —

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Stuttgart: Die Verhandlungen bey der Schulmeisterwahl zu N***.* Ein pädagogisches Fragment, besonders *in Rücksicht für* (!) gebildete Schul- und Privatlehrer, auch denkende Provisores. Ein Gemälde menschlicher Entwürfe, Leidenschaften und Thorheiten. Entworfen von einem Augenzeugen. 1803. 29 S. 8. (4 Gr.) Ein ziemlich umständliches, wie es scheint, von einem bey der Wahl durchgefallenen Schulamtscandidaten entworfenes, Gemälde der Art und Weise, wie es vor und bey einer Schulmeisterwahl, in der Schenke und bey der Probe zuging, wozu man, so grell auch die Farben sind, mit welchen es aufgetragen ist, wohl hie und da noch ein Original finden dürfte. Z—d.

Stendal, b. Franzen und Grosse: *Freymüthige Briefe über die Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen.* Herausgegeben von einem Schulfreunde. 1804. IV u. 190 S. 8. (12 Gr.) Nach dem Titel erwartete Rec. eine Prüfung der neuesten Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen; man findet aber statt dessen diese Vorschläge selbst, zum Theil mehr, zum Theil weniger ausführbar. Auch ist nicht von Volksschulen überhaupt, sondern nur von Bürgerschulen in kleinen Städten die Rede, die, wie der Vf. glaubt, bisher ganz übersehen worden waren. — Der Wunsch, dass die Schullehrerstellen in kleinen Städten mit Candidaten des Predigtamts besetzt werden möchten, die nach einigen Jahren weiter befördert würden, ist schon in mehreren Ländern realisirt worden; aber es ist noch zweifelhaft, ob dadurch die Vortheile wirklich erreicht worden sind, die man sich davon versprochen hat. Der Herausgeber, der nach der Vorrede von dem Vf. verschieden ist, glaubt, dass ähnliche Vorschläge wohl schon öfter, aber schwerlich in dem Tone gethan worden wären, wie in diesen bereits in den J. 1785 und 1786 geschriebenen Briefen geschieht. Aber den *Ton* möchte Rec. doch nicht für so vorzüglich erklären. Die Sprache ist äusserst nachlässig, der Witz oft verunglückt, und die häufigen Ausfälle auf den Predigerstand sind um so weniger an ihrer Stelle, da dieser Stand in unseren Tagen durchaus nicht zu den begünstigten gehört. — m —

Gotha, b. Perthes: *Über das Vergnügen, welches Eltern aus der eigenen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch-guten Menschen schöpfen können.* Zur Empfehlung einer für Familien zu veranstaltenden allgemeinen moralischen Bilderbibel. Von *K. F. Loffius*, Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. 1804. 43 S. 8. (2 Gr.) Hr. *L.*, der schon als Vf. von Gunal und Lina und von mehreren Kinderschriften vortheilhaft bekannt ist, hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, dass nur der wissenschaftliche Unterricht von fremden Lehrern ertheilt werden dürfe, die eigentliche Bildung und Erziehung aber billig von den Eltern besorgt werden müsse. Was er aber über das Vergnügen sagt, welches für die Eltern daraus entspringt, wenn sie die moralische Bildung ihrer Kinder selbst besorgen, ist ziemlich oberflächlich. — Das Unternehmen, eine Bilderbibel, der diese kleine Schrift zur Ankündigung und Empfehlung dienen soll, herauszugeben, und der Plan, nach welchem der Vf. sie in Verbindung mit einigen von seinen Freunden zu bearbeiten gedenkt, haben unseren völligen Beyfall, und wir glauben, dass dieser Plan, gehörig ausgeführt einem Bedürfnisse unserer Zeit abhilft. — m —

Jugendschriften. *Hamburg*, b. Kratzsch u. Wettach: *Der Kinderfreund*, ein Lesebuch für Volksschulen. 1804. IV u. 132 u. 47 S. 8. (10 Gr.) Dieser Kinderfreund, der in der *ersten* Abtheilung Gesundheitsregeln, wobey besonders *Hufelands* Makrobiotik benutzt zu seyn scheint, in der *zweyten* Geschichten und Erzählungen zur Bildung des sittlichen Gefühls, und in der *dritten* Gedächtnissübungen in Sentenzen und Denksprüchen enthält, kann für Bürgerschulen allerdings brauchbar seyn, obgleich er sich vor der Menge ähnlicher Lesebücher nicht auszeichnet, und nach keinem neuen und vorzüglichen Plane bearbeitet worden ist. Für Landschulen ist er nicht populär und nicht wohlfeil genug. Warum in der dritten Abtheilung die Seitenzahl wieder von vorne anfängt, begreift Rec. nicht. — m —

FORTSETZUNGEN.

Magdeburg, b. Keil: *Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleiner Amtsvorträge.* Von *C. G. Ribbeck* und *C. G. Hanstein.* 9ter Theil. 1807. 340 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recens. des 6ten Ths. 1804. No. 302.

Leipzig, b. Barth: *Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen* in allgemeiner und besonderer Beziehung bearbeitet von *Adolph Georg Kottmeier*, Prediger zu Hartum im Fürstenthum Minden. 2tes Bdchen. 2te verbess. u. verm. Aufl. 1808. VIII u. 220 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* 1804. 46ter Bd. 1—4tes St. 484 S. 47ter Bd. 1—4tes St. 488 S. 8. (jeder Bd. 1 Thlr. 8 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Neues Journal für Prediger.* 26ter u. 27ter Bd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1808.

BOTANIK.

1) Berlin, b. Mylius: *Anatomie der Pflanzen* von *Karl Asmund Rudolphi*, der WW. und Arzneygel. Doctor u. s. w. Eine von der königl. Soc. d. Wissensch. in Götting. gekrönte Preisschrift. Mit 6 Kupf. 1807. 286 S. in 8. (1 Thlr. 16 gr.)

2) Göttingen, b. Dieterich: *Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen* von D. H. F. *Link*, Prof. zu Rostock. Mit 3 Kpft. 1807. 305 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

3) Göttingen, b. Dieterich: *Vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben.* Eine Schrift, welcher die königl. Soc. der Wissensch. in Göttingen das Accessit zuerkannt (hat). Von *L. C. Treviranus*, der M. D. und Arzte in Bremen. Mit (2) Kpf. 1806. XX u. 208 S. gr. 8. (1 Thlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Obgleich der Pflanzenbau, so weit ihn die Phytotomen erforscht haben, sehr einfach erscheint, und das Innere der Gewächse lange nicht so viele Abweichungen zeigt, als die vielfachen, oft äusserst auffallenden, äusseren Formen der verschiedenen Pflanzenfamilien vermuthen lassen sollten: ist es doch sehr erwünscht, dass jetzt das Streben so vieler Botaniker dahin geht, die Pflanzenanatomie zu vervollkommnen, und die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat sich kein geringes Verdienst um die Botanik erworben, indem sie durch ihre sehr gut entworfene Preisfrage über den Pflanzenbau den Eifer der Naturhistoriker noch mehr dafür anfachte. Da hier nämlich nur die Erfahrung sprechen kann, so müssen möglichst viele Data gesammelt werden, und die dazu nöthigen Untersuchungen können unmöglich von einem oder von ein paar Botanikern angestellt werden. Über die bey jener Societät eingelaufenen Concurrenzschriften ward also entschieden, dass unter zweyen, deren Vff. die Hn. Proff. *Rudolphi* und *Link* waren, der Preis getheilt wurde, und eine dritte, von Hn. D. *Treviranus*, das Accessit erhielt.

No. 1. In der Einleitung redet Hr. *Rudolphi* von den Umständen, welche die Pflanzenanatomie, grössere Fortschritte zu machen, bisher gehindert, von den Wegen, welche er selber eingeschlagen, um dabey zu sicherern Resultaten zu gelangen, und von den Grenzen des Pflanzenreichs gegen das der Thiere. Die Laub- und Leber-Moose, Farrnkräuter, Najaden, Tange sind ihm bestimmte Vegetabilien, über die Flechten und Conferven ist er zweifelhaft, die Pilze sind ihm, dem inneren Bau und der Mischung nach, Bürger des Thierreichs. Im *ersten* Abschnitt wird gehandelt: von der Entstehung, Fortbildung, Verschiedenheit des Zellgewebes nach den Pflanzen und den Theilen der Pflanze. Der Vf. findet es von dem thierischen Zellgewebe, das er Schleimstoff genannt wissen will, ganz unterschieden, ja er findet hierin den anatomischen Unterschied beider Reiche. Schleimstoff ein gallertartiges Wesen, ausdehnbar in Fäden, in deren Zwischenräumen sich eine flockige Materie befindet, da das Zellgewebe der Pflanzen starre Wände mit regelmässigen Zwischenräumen hat. (Rec. findet das sehr gegründet: aber die mikroskopischen Abbildungen, und die Beschreibung *C. F. Wolfs* in den *Nov. Act. Petropolitan. Tom. VI-VIII*, stellen die glutinöse, in alle Gestalten dehnbare Materie, thierischer Zellstoff genannt, selbst ohne ursprünglichen faserigen oder zelligen Bau vor. Vergleicht man damit den theils faserigen, theils blasigen Bau der Flechten, Tange, Schwämme, so kann man unmöglich mit dem Verf. jenen der ersteren beiden dem des thierischen Schleimstoffs sich nähernd, den der letzteren einerley mit ihm nennen, obgleich dieser Bau in der Form und in der mangelnden Verbindung der Fasern und Blasen allerdings sehr von dem der wahren Vegetabilien abweicht.) — §. 22. 23. Aus Bläschen, die sich vermehren, ausdehnen, an einander drängen, verwachsen, lässt der Vf. das Zellgewebe entstehen: so ist auch unsere Ansicht, und in diesem Sinne mag er allerdings die Wände der Zellen einfach nennen. Man siehet aber auf Queerdurchschnitten des lockeren stumpfeckigen Zellgewebes, z. B. von *Cotyledon orbiculata L.* die einfache Wand zwischen je zwey Zellen in den stumpfen Ecken sich allemal spalten, oder wie *Link* S. 14 seiner *Anat. und Phys. d. Pflanz.* es nennt, „doppelte Ränder" gewinnen, wodurch die Zwischenzellengänge entstehen. §. 25—31. Das Zellgewebe bilde die Gefässe nicht: man begreife nicht, wie die Zellform sich z. B. in die Spiralfiberform umwandeln könne; vielmehr bildeten sich Gefässe geradezu ohne Mittelformen in den leeren Gängen zwischen den Zellen, wie *C. F. Wolf* in seiner Generationstheorie angegeben und geschildert. (Hier wird eine Hypothese durch eine andere widerlegt; die des Rec. ist: dass das körnige Wesen des Pflanzensaftes, sich ausdehnend, einerseits die Zellen, andererseits die Gefässe hervorbringe.) — §.

35. Bey den Tangen finde ſich bloſs Zellgewebe, keine Spur von Gefäſsen. (Iſt nur dann wahr, wenn man unter dieſen bloſs Spiralgefäſse verſtehet: denn ſonſt beſteht der Stamm dieſer Körper allerdings aus einer Vermiſchung von blaſigem und geſtrecktem Zellgewebe, ungefähr wie der Baſt der Bäume und Sträucher.) §. 37. Um die Gefäſse liege ſchmal- und langzelliges Gewebe, die ſogenannten geſtreckten Zellen. Sie haben den Anſchein von Faſern, für die man ſie aber doch „ihrer Verbindung und Theilung wegen“ nicht halten könne, deſshalb auch keine Gefäſse, obgleich ſie Saft führen. (Wenn ſie den Anſchein von Faſern haben, ſo hindert der angeführte Grund nicht, ſie dafür zu halten. Ihr ganzes Äuſsere, ihre Länge, Schmalheit, zugeſpitzte Enden, harte, dicke Wände, kleine Höhle, die ſich auf dem Queerſchnitt nur als ein Punct darſtellt, zwingen uns, ſie als eine beſondere Art von Organen zu betrachten, obgleich allerdings zwiſchen ihnen und den Zellen, ſo wie zwiſchen allen Elementarorganen der Pflanze, Übergänge Statt finden. Am ſchönſten ſiehet man ſie, wenn man feine Schnitte einer weichen Holzart, z. B. der Linde, eine Zeitlang abwechſelnd in kauſtiſchem Kali und Salpeterſäure macerirt; ſie laſſen ſich dann der Länge nach aufs feinſte von einander ablöſen.) §. 40. Das Zellgewebe habe *Leuwenhoek* mit Unrecht *vaſa horizontalia* genannt (aber *L.* redet an den citirten Orten bloſs von den Inſertionen oder Zellgewebeſtrahlen zwiſchen dem Holze). — §. 42. Der Vf. ſcheint zu glauben, daſs die Beſchaffenheit des Zellenbaues im Inneren der Blätter die nämliche ſey, wie die des zelligen Gefüges ihrer Oberhaut. Denn er beſchreibt jene, ſo wie er letztere fand, mit unregelmäſsiger Form der Zellen und welligen Rändern. Allein mit Unrecht. Denn z. B. in *Cotyledon orbiculata* ſind die Zellen im Inneren des Blattes regelmäſsig, mit gleichförmigen Rändern und wohl zweymal gröſser wie die der Oberhaut. Das nämliche bemerkt *Link* S. 105 ſeines angef. Buches. — §. 44. Anmerk. *Mirbel* wird hier, wie an mehreren Stellen, ſpöttiſch getadelt, weil er, wo Eine Hülle der Geſchlechtstheile vorhanden, ſie *perianthium*, wo zwey, *calix* und *corolla* nennt. Hr. R. will ſie, mit *Hedwig* und *Link*, *perigonium* genannt wiſſen: Rec. ziehet jene Benennung, trotz *Hedwigs* Gegengründen, vor. — Von der Beſchaffenheit des Zellgewebes in der Frucht, in den Palmen, Calamarien, Farrnkräutern und unvollkommenen Gewächſen, hätte man eine genauere Angabe wünſchen mögen. — Der *zweyte* Abſchnitt iſt der Betrachtung der Oberhaut gewidmet: Sie iſt dem Vf. §. 45. 46. die äuſserſte Schicht des Zellgewebes (deren Zellen, möchte Rec. hinzuſetzen, platt und ohne Höle ſind), das Netz derſelben bezeichnet die Stellen, wo das darunter liegende Zellgewebe vor der Trennung mit ihr zuſammenhing (aber hat ſie als Zellgewebe nicht für ſich den netzförmigen Bau?). Die Doppelheit dieſer Netzlinien kommt theils von nicht gehöriger Befeuchtung, theils von mit weggenommenen Portion der Scheidewand der unterliegenden Zellen. (Jenes iſt ungegründet, und letzteres ſcheint bloſse Vorausſetzung. Wenn man die Entſtehung des Zellgewebes aus Bläschen, die Bildung des Oberhäutchens auf dem weichen Parenchyma, wo die noch unverwachſenen Zellen der ausdehnenden Kraft des Ganzen leicht nachgeben und ſich von einander abſondern, berückſichtiget, ſo hat man eine weit natürlichere Entſtehung dieſer doppelten Striche.) — §. 51 — 73. Eine Reihe von zahlreichen und vortrefflichen Beobachtungen über die Poren der Oberhaut. Der Vf. hat dieſen Gegenſtand mit vorzüglicher Liebe bearbeitet, und wir wollen ſeine Unterſuchung darüber in ihrem vollen Werthe laſſen, obſchon ſie gegen andere Parthieen dieſes Werkes zu weitläuftig gerathen iſt. *Hedwigs* lymphatiſche Gefäſse der Oberhaut exiſtiren nach dem Vf. nicht, und noch weniger ſind die Poren Öffnungen derſelben. Wo nur auf einer Seite des Blattes ſich Poren finden, haben die Zellen der Oberhaut dieſer Seite weit unbeſtimmtere Umriſſe und mehr wellenförmig gebogene Ränder, als die der anderen ohne Poren, wo die Zellen regelmäſsiger geformt, oft gröſser und mit geraderen Rändern erſcheinen. Pflanzen, die mit Poren verſehen, verlieren ſie nicht durch äuſsere Urſachen, als: Entziehung des Lichts und Wachſen im Waſſer, wie *Decandolle* behauptet. Pflanzen, die keine Poren haben, die ſie am Stengel, auf einer oder der anderen oder beiden Blattſeiten, auf dem Kelche, Blumenblättern, Geſchlechtstheilen, Früchten haben; die verſchiedene Form der Poren bey verſchiedenen Pflanzen und Pflanzentheilen, die Stellung, Menge und Gröſse derſelben: alles dieſes iſt mit ausnehmendem Fleiſse unterſucht und angegeben. Wenn aber der Vf. §. 53 ſagt, daſs den Laub- und Leber-Mooſen die Poren gänzlich fehlen, „worüber alle Schriftſteller einig ſind“: ſo muſs Rec. darin ihm und *Link* widerſprechen. Am oberen Theile der Apophyſe von *Splachnum ampullaceum* finden ſich deren eine ziemliche Menge (Rec. zählte an 24) ganz unverkennbar. Auch *Marchantia polymorpha* hat ſie ganz groſs und deutlich, wie *Kooker* (*de pl. Epid. T.* 2, *f.* 4) abbildet. Sie weichen zwar durch ihre ovale Öffnung von der gewöhnlichen Form etwas ab, ſind aber nicht zu verkennen, und es iſt Rec. daher unbegreiflich, wenn der Vf. §. 67 ſagt, „daſs er ſie hier nicht habe finden können“. Die Poren hält er übrigens mit Recht für Werkzeuge der Einſaugung, wofür eine Menge Gründe beygebracht werden. — Der *dritte* Abſchnitt handelt von den Haaren, Schuppen und Drüſen. Die Haare ſind eine Verlängerung des Zellgewebes nach auſsen. Wenn *Sprengel* einen Schraubengang in ein Haar ſich fortſetzen zu ſehen geglaubt, ſo iſt es ein Irrthum. Merkwürdig ſind die ſternförmigen Haare: Sie bilden, indem die Strahlen durch eine Zwiſchenmaterie verbunden werden, die Schüppchen, womit manche Pflanzen, z. B. *Olea europaea*, bedeckt ſind; andere Schuppen, deren beſonders die Farrenkräuter haben, ſcheinen bloſse Verlängerungen der Oberhaut. Unterſchieden da-

von ist das Mehl, welches z. B. einige Primeln und *Atriplices* überzieht. Es bildet regellose Klümpchen unter dem Mikroskop, die sich in Weingeist zum Theil auflösen (bey *Atriplex patula*, *laciniata* indess finden wir den Überzug deutlich aus Schüppchen von, wie es scheint, abgelöster und in kleine Stückchen getheilter Oberhaut bestehend). Die Drüsen bestehen aus feinem gedrängtem Zellgewebe, in dieselben glaubte der Vf. die Gefäfse bey *Crassula lactea* verfolgen zu können (Rec. konnte dieses bey *cotyledon orbiculata* deutlich). Vielleicht ist die papillöse Oberfläche mancher Blumenblätter drüsig. (Drüsen haben einen zusammengesetzten Bau, jene Erhabenheiten aber verdanken der Ausdehnung der einzelnen Zellen, welche Rec. dem fehlenden Oberhäutchen zuschreibt, ihren Ursprung). *Sprengels* Meinung, dass die Haare zur Ausdünstung dienen, bemüht der Vf. sich zu widerlegen, und durch eine Menge von Gründen das einsaugende Geschäft derselben zu beweisen. Der wichtigste ist: dass starkhaarige Pflanzen warme, trockene, hohe Standörter haben, und durch die Cultur öfters die Haare verlieren, hingegen glatte Pflanzen gewöhnlich im Wasser oder an kalten feuchten Orten vorkommen. (Rec. glaubt, dass sich aus diesen Erfahrungen gerade das Gegentheil schliessen lasse, und *Links* und *Sprengels* Meinung sich der Wahrheit mehr nähere.) Der *vierte* Abschnitt §. 94—111, handelt von den Luftwegen der Pflanze, und gewährt eine neue, und dem Vf. eigenthümliche Ansicht. Er begreift unter jenen, aufser dem Markzellgewebe, die grofsen cylindrischen Höhlen, welche im Mittelpuncte vieler Pflanzen, z. B. Lilien, Schirmpflanzen, und zwar mitten im Zellgewebe, sich finden, oft ein Continuum bilden, oft aber durch zellige Queerscheidewände unterbrochen sind. Statt eines solchen Luftkanals findet man deren oft eine Menge, vorzüglich in den Wasserpflanzen aufsteigend, und bald in einer gewissen Ordnung bald regellos stehend. Auch die Luftblasen der Tange, mehrerer Wassergewächse, z. B. *Utricularia*, *Aldravanda*, die aufgeblasenen Früchte, z. B. von *Colutea*, *Candiospermum*, werden hieher gerechnet. Der Vf. überzeugte sich, indem er jene cylindrischen Lücken unter Wasser öffnete, dass sie luftvoll waren. Bey der Gelegenheit beschreibt er die sternförmigen Haare in den Lufthöhlen der *Nymphaea lutea* und *alba*, welche er mit den sternförmigen Haaren vergleicht. — Dass §. 104 der Milchsaft beym Papiermaulbeerbaume aus den Gefäfsen des Holzes komme, gegen *Medikus*, welcher ihn aus dem Marke kommen läfst, ist aller Analogie zuwider. Auch beym *Rhus typhinum* und Feigenbaum stehen im Umkreise des Markes Milchgefäfse mit zelligen Wänden, deren Spur, selbst wenn es schon trocken, noch deutlich ist. — §. 106. Die Insertionen (wie *Grew* sie nennt, *productions medullaires* der Franzosen) hält der Vf. (gegen *Leeuwenhoek*, *Wahlenberg*) für Zellgewebe, ja er nennt es sogar Parenchyma, welches mit der übrigen Masse verholzet, und deutliche Öffnungen enthält, durch welche die Luft von allen Seiten zum Marke, und von ihm nach allen Theilen gebracht werde. (So lange diese noch wahres Zellgewebe sind, nehmen und geben sie unstreitig Saft; mit trockenwerdendem Marke vertrocknen auch sie, und ihre Höhle verschwindet, so dass noch eine einfache Lamina mit festeren Queerstrichen [den Spuren ehemaliger Interzellulargänge, gleich den Netzlinien der Oberhaut] übrig bleibt. S. *Leeuwenhoek Arc. Nat. Ep.* 74. *f.* 5. *B. C.* Luft kann diese schwerlich dann führen.) — §. 108. Wo kein luftvolles Mark oder keine Lufthöhlen vorhanden, wie z. B. überall im jungen Triebe, in den Laub- und Leber-Moosen, in vielen Lilienstengeln, manchen fleischigen Dikotyledonen, sey die Luft den Säften beygemischt. Durch Zersetzung derselben komme sie in jene Behälter, und werde darnach wieder zu neuen Mischungs- und Entmischungs-Processen in der Pflanze verwandt. — Der *fünfte* Abschnitt behandelt den wichtigsten Gegenstand der Pflanzenanatomie, den von den Gefäfsen der Pflanzen. §. 112—117. Durch das natürliche Ausfliessen gefärbter Säfte und durch das künstliche Aufsteigen gefärbter Flüssigkeiten hält der Vf. das Daseyn der Gefäfse aufs bündigste erwiesen (würde aber ohne Hülfe des Mikroskops wohl *Medikus* widerlegt seyn, der die Zwischenräume des Gewebes für den Ort, wo die Säfte aufsteigen, hält? zu geschweigen, dass die gefärbten Säfte nur wenigen Gefäfsen und Pflanzenfamilien zukommen). Da *Sprengeln* die Anfüllung der Spiralgefäfse mit gefärbten Flüssigkeiten nie gelang, so giebt der Vf. die Puncte an, welche zu berücksichtigen, damit sie gelingen; und nachdem er die verschiedenen Formen jener Gefäfsart beschrieben, stellt er die von *Hedwig* aufgebrachte, von *Sprengel* ausgeführte Theorie von Verwandlung der Schraubengefäfse in Treppengänge, als das Resultat auch seiner Beobachtungen auf. Er bemerkt, dass Pflanzentheile, die zahlreiche Treppengänge enthalten, im Entstehen nichts wie Spiralgefäfse zeigen, also diese sich in jene verwandeln müssen, indem sie „unter einander verwachsen, so dass ihre Wände nicht mehr faserig, sondern hautig erscheinen, und nur kleine Queerstriche und Puncte noch die Stellen, wo die Fibern noch nicht so fest verwachsen, bezeichnen.“ Der Vf. ist seines Glaubens so gewiss, dass er in den Zusätzen S. 257 jedes Anderen andere Meinung ohne Umstände Unwahrheit nennt; besonders wird *Mirbel*, der umgekehrt die Treppengefäfse sich in Schraubengänge verwandeln läfst, defshalb kläglich von ihm abgefertiget. Gleichwohl gestehet er, a) die Schraubengänge in der Rose sehr spät, nämlich in einem siebenjährigen Stamme noch im Umkreise des Markes gefunden zu haben; so auch an eben dem Orte in vorjährigen Trieben von Obstbäumen, *Corylus Avellana*, *Acer Negundo*, *Cytisus Laburnum*. Auch bemerkt er, b) dass er im jungen Holze der Bäume, das sich um die älteren Schichten jährlich anlegt, nie Schraubengänge gesehen, also die Treppengänge sich gleich oder sehr schnell aus solchen bilden müssen; nicht minder c) dass er bey den Gräsern, die doch häufige Trep-

pengänge enthalten, bey der sorgfältigsten Untersuchung nie, als nur ein einzigmal bey der *Bambusa*, Schraubengänge mit abgerollten Fibern gesehen, woraus er schliesst, dass selbige schon im Entstehen so sehr verbundene Spiralfibern haben, dass sie Treppengängen nahe kommen. Sollte aber alles dieses nicht den Uneingenommenen auf die Unwahrheit jener Lehre (um uns auch eines Machtspruches zu bedienen) aufmerksam machen? Rec. weiss wenigstens keine stärkeren Gründe gegen diese Verwandlung, als die a—c genannten Erscheinungen von den angehängten Schlüssen entkleidet, anzuführen. Der Vf. bemerkt zwar, dass er bey der Linde und beym *Rhus typhinum* in überjährigen Zweigen keine Schraubengänge mehr um das Mark, wie doch bey *Rosa*, *Corylus*, beobachtet; allein Rec. kann ihn versichern, dass er nicht recht gesehen: denn nicht nur in überjährigen, sondern auch in zweyjährigen Schössslingen der erstgenannten Holzarten fand er zahlreiche deutlich abzuwickelnde Schraubengänge an der gewöhnlichen Stelle im *Etui medullaire*. Wollte man annehmen, dass hier immer neue Schraubengänge, indem die alten sich verwandeln, nach innen hervorgestossen werden, so ist dieses dem ganz bestimmten Gange der Natur von innen nach aussen im Ansatze neuer Theile bey den Dikotyledonen zuwider. Und obgleich *Link* das Holz im ersten Jahre auch von aussen nach innen wachsen lässet, so sah Rec. doch in der Mitte Junys wiederholt, in zwey Monat alten Schössen von *Rhus typhinum* die Markhöle gegen die Spitze, wo der Zweig nur Schraubengänge hatte, fast von der nämlichen Dicke als gegen die Basis, wo derselbe $1\frac{1}{2}$ mal dicker wie oben war und bereits einen Ring von *Alburnum* voller Treppengänge besass. Wodurch er sich überzeugte, dass auch im Anbeginn schon das Holz der Dikotyledonen von innen nach aussen wachse, vermöge einer natürlichen Tendenz und ohne dass ein Widerstand nach innen es dazu nöthige. Dass man aber nie Schraubengänge im Splinte siehet, wirft vollends das Gebäude über den Haufen; die Treppengefässe sind von Anbeginn Treppengefässe, und die Schraubengänge bleiben immer Schraubengänge, obschon ihre Fibern mit der Zeit brüchig werden und bey Zerstörung des Marks mit vergehen. — §. 129 bey den Nadelhölzern fand der Vf. gegen *Link* niemals Schraubengänge (Rec. siehet deren deutlich in der Weimouthsfichte an der Grenze von Mark und Holz selbst zweyjähriger Zweige. Zwar äusserst fein sind sie, aber doch an den auseinander gezogenen Windungen der Spiralfiber kenntlich.) Dagegen nimmt er bey den Fichten gerade Röhren, welche von den Schraubengängen ganz unterschieden, an; nach S. 261 der Zusätze sind dieses die Harzgänge oder *Vasa propria* des Malpighi, und also durchaus verschieden von den geraden Röhren des §. 130, die den Najäden, Laub- und Leber-Moosen eigen seyn und mit den gestreckten Bastzellen übereinkommen sollen. Nach S. VIII der Vorrede aber sind sie einerley mit ihnen; wohl eine Verwirrung! — §. 133. 134 widerlegt der Vf. *Hedwigs* Meinung, dass die Spiralfiber selber saftführend sey, und in ihren Windungen einen häutigen Kanal einschliesse; mit Unrecht legt er aber auch dem *Malpighi* die erstere Lehre bey; *Hedwigs* dunkle Schreibart (*de fibr. veget. ortu p.* 20) scheint dieses veranlasst zu haben. — §. 135. Die Spiralgefässe sollen keine Luft, sondern nur Saft führen. Gründe sind, ausser einigen von minderem Belange, a) dass niemals Luft, wenn man sie unter Wasser öffnet, vielmehr b) Saft aus ihnen fliesset, und c) wenn sie Luft enthielten, diese nicht zulassen würde, dass sie gefärbte Flüssigkeit aufnehmen, welches doch geschiehet. (Rec. fodert alle Pflanzenanatomen auf, zu sagen, ob sie aus diesen Gefässen je Saft fliessen sahen; so oft er zu verschiedenen Jahreszeiten die Oberfläche des Holzes mit der Loupe betrachtete, sah er allezeit ihre Öffnungen leer und hohl. Auch gesteht der Vf. S. 260 der Zusätze selber, die Kanäle, welche die Milchsäfte führen, mit den Spiralgefässen verwechselt zu haben. Es ist natürlich, dass aus den unter Wasser durchschnittenen Gefässen keine Luft aufsteige; wie kann in so zarte Gefässe das Wasser so schnell dringen, dass die Luft sich aus ihnen schnell entferne, und in Bläschen sammle? Man betrachte aber ein dünnes Verticalscheibchen von einer porösen Holzart, das man in einem klaren Tropfen Wasser unter das Mikroskop gebracht; häufig wird man in den Treppengefässen von dem auf beiden Enden eingedrungenen Wasser Luftblasen sehen, die sichtbarlich kleiner werden, und endlich verschwinden ohne zu entweichen. Rec. schliesst hieraus, dass diese Gefässe eine Luftart, die vom Wasser verschluckt wird, vielleicht Kohlensäure enthalten, wodurch zugleich auf die Schwierigkeit unter c zur Genüge geantwortet ist. Das Eindringen gefärbter Flüssigkeiten in diese Gefasse beweist nur ein Einsaugungsvermögen derselben, nicht aber, dass sie von Natur Saft führen, wie *Links* Versuche a. a. O. lehren. Doch sah Rec. die Treppengänge im Splinte des *Rhus typhinum* oft mit bräunlichen Wänden oder von einer bräunlichen Masse, wie die vertrockneten Milchgefässe im Marke; daher *Gren* und *Bernhardi* Recht haben mögen, welche diese Gefässe in einem gewissen Alter auch Saft führen lassen.) — Von den Verästelungen, Anastomosen, Seitenöffnungen der Gefässe, ihrer Vereinigung in Bündel, Ringe, ihrer Vertheilung in Wurzelkörper, Stamm, den Blattstielen, Blätter, der Blume und Frucht redet der Vf. umständlich. — §. 136. In den Gelenken der Balsamine sah er die Anastomosen der Gefässe, wobey sie erweitert schienen, vorzüglich schön. (In den Knoten anderer Pflanzen sah Rec. sie die Form cylindrischer Röhren in die von länglichten, schlauchförmigen, unregelmässig verbundenen Körpern verwandeln.)

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 APRIL, 1808.

BOTANIK.

Beschluss der Recension
von
Rudolphi's, Link's und Treviranus Pflanzenphysiologie.

Desfontaines Gesetz, dass bey Monokotyledonen die Gefässbündel den Stamm vereinzelt durchlaufen, bey Dikotyledonen in concentrischen Kreisen stehen, anlangend (§. 143): so sey das von den Saamenlappen hergenommene Merkmal für diese beiden Familien trüglich, und stehe mit der Gefässvertheilung im Inneren in keiner Beziehung. (Beides gilt, da diese Familien von der Natur selber geschieden sind, nichts, sobald die Sache an sich selbst richtig ist.) Zwar sind bey den meisten Monokotyledonen die Gefässbündel zerstreut: aber auch bey manchen Dikotyledonen, z. B. *Bryonia alba, papav. orient. Chelidon. cornicul.* So trifft man auch bey den mit einer Markröhre oder Höhle versehenen Monokotyledonen, den Binsen, Calamarien, Gräsern, einen Kreis von Spiralgefässen an, zwischen deren Bündeln sich das Zellgewebe sammelt. (Dass manche Dikotyledonen, namentlich die *Cucurbitaceae* einer Seits, so wie einige Lilien (s. *Link* a. a. O. S. 143) anderer Seits, eine Ausnahme zu machen scheinen, ist freylich richtig; indessen zeigt sich dieses Gesetz im Übrigen so bewährt, dass es dadurch auf keine Weise umgestossen werden kann. Auch stehen in den Monokotyledonen mit hohlem Stengel, z. B. den Gräsern, die Gefässbündel so gut einzeln, als in denen, wo derselbe solid ist: nie bilden sie eine geschlossene ringförmige Holzlage, obgleich sie häufig in einen oder mehrere Kreise geordnet, mit dazwischen liegendem Zellgewebe, vorkommen. — §. 150 erzählt der Vf. ein schönes Beyspiel des Productionsvermögens der Pflanzen. Das Blatt einer *Cotyledon orbiculata* nämlich war an der oberen Fläche in drey noch zusammenhängende Stücke geschnitten; das Obere davon trieb da, wo sein stärkstes Gefässbündel durchbrochen war, ein Auge, aus dem sich bald sechs kleine Blätter entwickelten. Er erinnert dabey an ähnliche, von *Thömmig* und *Bonnet* beobachtete Fälle. — Der *sechste* Abschnitt hat es mit den angeblichen Gefässen in der Rinde, mit den vermeinten Muskeln und Nerven der Pflanzen zu thun. — §. 157 vermuthet der Vf. einen Schreibfehler bey *Sprengel*, wo er die Fasern des Flachses aus Spiralgefässen entstehen lässet: man siehet aber an mehreren Orten der *Sprengel*'schen Schrift, z. B. S. 200, dass er sich die Spiralgefässe durch die Treppengänge, mittelst Verwachsung der Fibern, in Holzfasern übergehend denke. — §. 158—163. Der Bast (*liber*) sey kein isolirter Theil, er gehe in das weiche Holz über, welches gleich ihm aus Bastfasern oder gestreckten Zellen bestehe. (In die äussere Rinde gehet der Bast allerdings über, zwischen ihm und dem Splinte aber findet man allezeit eine Scheidungslinie, welche im Frühjahre durch das aufsteigende *Lambium* sehr breit ist; auch ist der Bau beträchtlich verschieden.) Die junge Holzlage werde weder vom vorjährigen Holze, noch vom Baste gebildet; sondern von beiden gemeinschaftlich, indem der Saft, der zwischen ihnen aufsteigt, sich in die neuen Theile gestalte. Die gestreckten Zellen (Fasern) dienten, als ein feineres Zellgewebe, zur Aufbewahrung und Filtrirung der Flüssigkeiten. An ein Zurückgehen des Saftes durch die Rinde sey nicht zu denken. (Diese Sätze, obgleich sie zu den wichtigsten der Pflanzenphysiologie gehören, hat der Vf. auf eine zu kurze und nicht ganz befriedigende Weise behandelt.) — §. 164—172. Die Zusammenziehungen und Wiederausdehnungen einzelner Theile der Pflanze, der Schlaf u. s. w., sey nicht bloss von äusseren Reizen, z. B. vom starken Andrange der Flüssigkeiten, von Einwirkung des Lichts und der Wärme abzuleiten: denn, da diese Kräfte bey allen Pflanzen wirken, so müsse in denen, wo jene Wirkungen durch sie erfolgen, ein Besonderes vorhanden seyn, welches sie dazu disponire, und dieses sey die Reizbarkeit, eine Eigenschaft, die nicht einzelnen Elementarorganen, z. B. dem Zellgewebe, den Spiralfibern u. dgl., sondern dem ganzen Gewebe von diesen Theilen zukomme. Denn eines Theils hätten wir nicht Ursache, diese oder jene Elementarorgane vorzugsweise reizbar und contractil zu nennen; anderen Theils sey die Verbindung aller dieser Organe unter sich zu genau, als dass wir einem allein diese Eigenschaft beylegen könnten. (Sollte dessen ungeachtet das Zusammenziehungsvermögen nicht einer gewissen Classe von Elementarorganen, z. B. dem saftreichen Zellgewebe, vorzugsweise zukommen? Es wird dann freylich noch eine Besonderheit des Baues, sowohl in der Anhäufung desselben, als in der Verbindung mit den übrigen Elementarorganen, hinzutreten müssen, damit jene Eigenschaft sich durch wirkliche äussere Bewegungen kund gebe. Wenigstens wenn Rec. bedenkt, dass bey den Süsswasserconferven, die nichts als ein einfacher Strang von Zellgewebe sind, die einzelnen Schläuche getrennt sich sehr ausdehnen; dass die reizbaren Milchgefässe mancher Pflanzen, z. B. der Sumach-Arten, im Zellgewebe liegen, und Wände von Zellgewebe haben, das sich bey Verengerung jener Gefässe nothwendig ausdehnen muss; wenn er damit das ganze Verhal-

ten des Zellgewebes in der wachsenden Pflanze vergleicht: so kann er sich des Gedankens, dass dieses durch seine Ausdehnung und Wiederzusammenziehung Ursache der Erscheinungen von Reizbarkeit bey den Pflanzen sey, nicht erwehren. Diese Vermuthung gewinnt dadurch, dass Pflanzen, welche des Nachts die Lage ihrer Blätter verändern, oder sie auf einen Reiz senken, z. B. *Mimosa, Cassia, Hedysarum, Cupirus*, eine eigene Articulation des allgemeinen und der besonderen Blattstiele haben; so nämlich, dass derselbe am Grunde stark zusammengezogen, sich über dieser Verengerung verdickt, welche Verdickung, wie der Vf. bemerkt, aus Zellgewebe besteht. Wobey auch noch das in Anschlag zu bringen, dass die Schrauben- und Treppen-Gänge in solchen Knoten gewöhnlich ihre gestreckte Form ablegen, und die von länglichten, unregelmäßig verbundenen Schläuchen annehmen, also dem zelligen Bau sich nähern.) — In den Zusätzen S. 247—262 berücksichtiget der Vf. die Beurtheilung seines Werkes in den *götting. gel. Anzeig.*, und die ihm seitdem zu Gesichte gekommenen Schriften von *Link* und *Bernhardi*. Im Ganzen bleibt er seinen Ansichten getreu: nur über die Röhren, welche resinöse oder milchige Säfte führen, hat er seine Meinung geändert. Nach §. 113 stehen diese nämlich nie in der Rinde, d. i. weder im eigentlichen Rindenzellgewebe, noch im Baste, sondern im Parenchym (darunter scheint der noch gallertartige Holzkörper verstanden zu werden, obgleich es nach §. 32 „das saftreiche, grüne Zellgewebe" überhaupt ist), und bey manchen nahe am Marke, also nicht in ihm selber; nach §. 139. 140 sind es bestimmt die Spiralgefäße, welche solche Säfte führen, aus welchen die umliegenden gestreckten Zellen sie aufnehmen, die sie daher häufig enthalten. — Nach den Zusätzen kommen hingegen diese Säfte allerdings öfter in der Rinde vor; für die Harzflüssigkeit der Nadelhölzer nimmt der Vf. nun eigene Behälter, wie er sie lieber, denn Gefäße, genannt wissen will, im Zellgewebe an; die Milch der Euphorbien aber, des Schöllkrauts, mancher Sonchus-Arten, glaubt er im lang gestreckten Zellgewebe befindlich, ob in einzelnen Bastzellen, oder in den Zwischenräumen derselben, will er nicht entscheiden. (Öfters sind denn doch die Milchsäfte in eben solchen dicken Kanälen enthalten, wie die, welche das Harz der Nadelhölzer führen, z. B. bey den Sumach-Arten, wo sie ebenfalls in der Rinde liegen, und aus einem feineren Zellgewebe bestehen.) Was für eine Flüssigkeit es denn nun seyn solle, welche die Schrauben- und Treppen-Gänge leiten, darüber erhält der Leser keine weitere Belehrung. — Den Beschluss des Werkes machen eine Erklärung der Abbildungen, ein Namenverzeichniss der angeführten Schriftsteller, und der untersuchten Pflanzen, welches letztere ungemein groß ist, und füglich hätte wegbleiben können. — Die sechs Kupfertafeln erläutern manche der verhandelten Gegenstände. Die Zeichnungen sind gut, nur öfters zu stark schattirt, und manchmal ohne Noth zu sehr erweitert. Die Abbildung der Zellen Taf. II. Fig. 12. und Taf. IV. Fig. 2, entspricht nicht völlig der Natur, eben so die des lang gestreckten Gewebes Taf. IV. Fig. 5. Auf der nämlichen Tafel, Fig. 6, windet die bandförmige Spiralfiber, die auch schwerlich auf die hier dargestellte Art immer dünner wird, sich um einen festen Körper; was soll das seyn? —

Wenn bey diesem Werke noch manches zu wünschen übrig geblieben: so würde es gewiss nicht minder trefflich, wie das Übrige, ausgefallen seyn, wenn der Vf. nach einem festeren Plane in seinen Untersuchungen gearbeitet, und manche Gegenstände vorher genauer untersucht hätte, ehe er über sie absprach. Hätte er es als „Beyträge zur Pflanzenanatomie" dem Publicum übergeben und die Veränderungen und Auslassungen, welche dieser allgemeinere Titel ihm verstattete, angebracht, so würde es dadurch ungemein gewonnen haben. . . . Ts.

No. 2. Dieses treffliche Werk des Hn. *Link* ist eine freye Übersetzung der lateinisch geschriebenen Preisschrift, wovon die Societät dem Vf. den beliebigen Gebrauch erlaubte. Es ist aber zugleich das Ganze sehr vermehrt, und vom dritten Capitel des zweyten Abschnittes an ist alles neu hinzugekommen. Für das Ausland wäre es allerdings zu wünschen gewesen, dass die Schrift lateinisch erschienen wäre, da kein neueres Werk der Ausländer mit diesem die Vergleichung aushält: unsere Buchhändler scheuen sich aber wohl, ein lateinisches Buch in Deutschland herauszugeben, wo die lateinische Sprache auch dem Naturforscher selbst unbekannt zu werden anfängt; wenigstens sind unsere neuen naturhistorischen, besonders botanischen Schriften größtentheils in höchst barbarischem Latein geschrieben. — In der *Einleitung* schon zeigt der Vf. seinen Beruf, als Naturforscher Belehrung zu verbreiten, auf die eindringendste Weise. Sehr gut ist, was er vom Mikroskop sagt; unter anderen ein Wort für *Medicus*: „Wer das Mikroskop verwirft, will, um Täuschung zu vermeiden, gar nicht sehen, er will sich nicht bewegen, damit er nicht falle." Man kennt des Vfs. gelungenes Werk über die Naturphilosophie, auch hier spricht er über Erfahrung und Speculation auf eine Weise, die wohl beherzigt zu werden verdiente; z. B.: „Ich sehe Theorieen vor mir, die von einer unzeitigen Speculation geboren, die Willkühr, in eine Spielerey mit Trieben oder Kräften verwandelt, zur Norm der Erklärungen macht." Und in der Schrift selbst findet sich S. 246 eine ernste Rüge über den Unfug, der jetzt so häufig in dieser Hinsicht getrieben wird. Es muss auch wahrlich weh thun, wenn man sieht, dass so mancher darüber zu Grunde geht, und der modische Flitterstaat der unwissenden Jugend so theuer verkauft wird.

Das Werk zerfällt in drey Abschnitte. Im ersten, S. 8, handelt der Vf. *von den feineren Theilen der Pflanze*; im zweyten, S. 125, *von den größeren Theilen oder den Gliedern der Pflanze*; im dritten endlich S. 245 *von der Pflanze überhaupt*.

I Abschnitt 1 Capitel. *Von dem Zellgewebe*. Der Vf. hält die Zellen desselben für ganz geschlossen, und zwar so, dass jede Zelle ihre eigenen Häute hat, die Ränder der Zellen daher doppelt sind, oder zwischen den Wänden der an einander stoßenden Zellen kleine Gänge bleiben, die der Vf. Zellengänge, *ductus cellulares*, nennt. Dass bey dem zusammengesetzten Zellgewebe so etwas erscheint, giebt Rec. gerne zu; allein bey dem einfachen Zellge-

webe möchte Rec. keine doppelten Wände annehmen, namentlich bey den recht saftigen Pflanzen, bey *Anthericum* u. s. w., und das Erscheinen eines doppelten Randes kann durch mikroskopische Täuschungen gar zu leicht entstehen. Der Vf. theilt das Zellgewebe in:

A. Regelmässiges Zellgewebe,
  a. einfaches,
    1. Parenchym, lockeres Zellgewebe,
    2. Bast,
  b. zusammengesetztes.
B. Unregelmässiges Zellgewebe (bey Lichenen, Algen, Pilzen)
  a. blasenförmiges,
  b. faseriges,
  c. fadiges,
  d. häutiges. Hiezu kommt noch das Keimpulver.

Das braune Zellgewebe um die Spiralgefäse der Farrnkräuter führt der Vf. auch an; Rec. hat es jedoch nicht bey allen, dafür aber auch an anderen Pflanzen, z. B. bey *Asarum*, bemerkt. Bey der chemischen Untersuchung des Zellgewebes fand der Vf. dieselben Theile, welche man im Kork gefunden hat, hält also den Namen Korkstoff nicht für gut, da er dem Kork nicht allein eigen ist. Sehr gut spricht der Vf. über die Körner, welche man so gewöhnlich im Zellgewebe findet, und er zeigt, dass sie das Stärkemehl, Satzmehl (*amylum*) der Pflanze ausmachen. Auch der Schleim zeigt sich in solchen Körnern. Von beiden vermuthet der Vf., dass sie zur Ernährung der Pflanzen dienen, und dass sich daher einer von diesen Stoffen wohl in den mehresten Pflanzen finde. Sodann von dem harzigen Farbestoff und dem rothen Extractivstoff. 2 Cap. *Von den Gefäfsen.* Der Vf. giebt eine Geschichte der Entdeckungen in Hinsicht der Spiralgefäse, und spricht sehr gut über ihre künstlichen Anfüllungen, die *Sprengel* auch neuerdings zu sehr herabsetzt; besonders möchte Hr. *Osiander* wohl beherzigen, was der Vf. über die Anfüllung der Pflanzengefäse mit Quecksilber beybringt. Es bahnt sich auch nicht allein selbst Wege, wie der Vf. sagt, sondern wie soll man hernach einen damit angefüllten Theil untersuchen? doch wohl nur, indem man ihn zerschneidet, also das Quecksilber ausfliesen läst. Was der Vf. gegen *Bernhardi's* Röhre im Spiralgefäs sagt, die nämlich von einem Spiralfaden ausgespannt seyn soll, hat Rec. eben so gefunden, und *Bernhardi* wird auch wohl selbst von seiner Meinung zurückkommen. Die Treppengänge und getüpfelten Gefäse hält er mit *Sprengel* und Anderen für veränderte Spiralgefäse; über die Ringgefäse u. s. w. sehr gut. In einer jungen Pflanze von *Pinus Pinea* und in den jungen Schössen von *Pinus Strobus* hat der Vf. Spiralgefäse gefunden, obgleich Manche sie den Fichten absprechen; eben so im *Ruscus aculeatus*, dem sie *Bernhardi* abspricht. 3 Cap. *Von den Functionen der Gefäse und des Zellgewebes.* Was der Vf. von dem Aufsteigen des Saftes, von der nicht Statt findenden Circulation des Saftes u. s. w. sagt, ist sehr deutlich und richtig vorgetragen. Die Spiralgefäse nimmt er mit Recht für Saftgefäse; in einem älteren Stamme von *Euphorbia Caput Medusae* sah er die Spiralgefäse schon von Natur mit einem braunen Safte gefüllt. 4 Cap. *Von den Saftbehältern, Lücken und Luftbehältern.* Für die eigenthümlichen Säfte nimmt der Vf. Behälter im Zellgewebe an, jedoch ohne ihnen eigene Wände beyzulegen; ähnliche Behälter findet er auch in den Pilzen. Die Ausführung dieser Materie ist sehr interessant. Von den prismatischen Körpern in den Milchsäften. Wie ein neuerer Recensent diese mit den sternförmigen Körpern in der *Nymphaea*, wovon der Vf. weiterhin spricht, vergleichen und für Eins halten kann, begreift Rec. nicht; er hat beide oft untersucht, findet aber auch nicht einen Zug von Ähnlichkeit zwischen ihnen. S. 99 spricht der Vf. gegen *Rudolphi's* Meinung, dass die Lücken Luftgefäse wären; allein Rec. hat des ebengenannten Schriftstellers Pflanzenanatomie vor sich, und findet kein Wort darin von Luftgefäsen, sondern nur von Luftbehältern, wie sie auch *Link* nennt; diess muss also ein Misverständnis seyn. Wie der Vf. diese Luftbehälter, die immer vorkommen, stets denselben Bau zeigen, und so weit verbreitet sind, *zufällig* nennen kann, ist schwer einzusehen. Das Wort *Zufall* kann wohl in der Anatomie, wenn vom beständigen Bau die Rede ist, keinen Platz finden. 5 Cap. *Von der Oberhaut und den Ansätzen auf derselben.* Die Darstellung dieses Gegenstandes im Allgemeinen ist sehr befriedigend, und es fehlt eben so wenig an einzelnen eigenen und interessanten Beobachtungen. So hat z. B. der Vf. an den Deckblättern der Knospen bey der Linde Poren gefunden; auch sah er sie an der inneren Seite des Kelches von *Cynoglossum linifolium*. Das, was die Schriftsteller auf den Blättern der *Pinus*-Arten für Poren gehalten haben, nimmt er S. 118 für eigene Körper, deren Function ihm unbekannt ist; Rec. hält sie doch noch für Poren. Die Haare hält er für Excretionsorgane.

Der zweyte Abschnitt handelt in sechs Capiteln: von der Wurzel und dem Wurzelstocke; von dem Stamme; von der Verästelung und den Knospen; von den Blättern und blattartigen Theilen; von der Blüthe; von der Frucht und dem Saamen. Der Vf. spricht hier von bekannteren Gegenständen, allein wenn man auch nichts geradezu Neues antrifft, so wird man doch die von ihm gegebene Übersicht mit Vergnügen lesen.

Der dritte Abschnitt. Cap. 1. Von den Bewegungen der Pflanze. 2. Von den organischen Verrichtungen der Pflanzen überhaupt. 3. Die Pflanze in Vergleichung mit anderen Naturproducten. Rec. kann nur einige einzelne Bemerkungen ausheben, von dem Ganzen gilt dasselbe, was vom vorigen Abschnitt gesagt ist. *Tragopogon crocifolius* aus Portugal schliesst sich bey dem Vf. nach 10 Uhr Vormittags, ungeachtet der Unterschied im Mittage zwischen Rostock und Portugall beträchtlich ist. Der Vf. hat gefunden, dass die *Calendula pluvialis* sich nur dann an das Wetter kehrt, wenn es lange trocken gewesen ist; wenn oft Regenschauer kommen, richtet sie sich auf keine Weise darnach; auch sie gewöhnt sich an das Wetter. Indem er die sich bewegenden Pflanzen durchgeht, und auch von den Oscillatorien spricht, bemerkt er, dass die Bewegungen oft an *Oscillatoria principalis*, *Adansoni* und *viridis*, und am lebhaftesten an einer, von ihm entdeckten, verwandten Gattung *Spirogyra* (deren Fäden gleich einem Pfropfenzieher gedreht sind), nie aber an *Oscillatoria parietina* und *vaginata* beobachtet habe. Sehr interessant ist, was der Vf. über die Luftzersetzung sagt, allein bey ihm selbst nachzulesen.

Die 6 Kupfertafeln (auf 3 Blättern, die daher nur der Titel nennt) enthalten 74 Figuren, und stellen man-

che vorher gar nicht oder nicht so gut abgebildete Gegenstände nach einer mäſsigen Vergröſserung sehr deutlich vor. Druck und Papier ist gut, nur Schade daſs kein Register gegeben ist.

Auch No. 3 kann auf Beyfall Anspruch machen. Ganz umfassend ist diese Schrift freylich nicht, sondern manche Theile des Pflanzenbaues sind darin mit Stillschweigen übergangen; der Vf. hat nicht genug Vergleichungen angestellt, besonders in Hinsicht des Zustandes der Gefäſse im verschiedenen Alter der Pflanzen, und nicht selten scheint ihm *Mirbel* zu falschen Ansichten verleitet zu haben, obgleich man sonst sein Bestreben nicht verkennen kann, die Natur treu darzustellen, und keinem Schriftsteller allein zu folgen. Rec. will den Gang des Vfs. in der Kürze darstellen, und die Puncte ausheben, die eine nähere Prüfung verdienen. Im *ersten Abschnitt* spricht er vom Zellgewebe und dessen Säften; die Darstellung von jenem ist die gewöhnliche, nur daſs er auch *Mirbels Lücken* darin annimmt; dieser Name ist aber schon so unpassend, daſs man sich seiner nie bedienen sollte. Wie kann man glauben, daſs bey Bildung der Pflanzen Lücken (aus Mangel) in denselben regelmäſsig entstehen sollten! Es sind Luftbehälter, die der Pflanze eben so nöthig sind, als die übrigen Theile. Die Saftwege im Zellgewebe nennt der Vf. Intercellulargänge. 2 *Abschn.* Von den Fasern und ihren Säften. Der Name Faser ist auch weniger gut, als langgestreckte Zellen oder Bast, weil man dabey leicht mit *Medikus* in Gefahr kommt, die Höhle darin zu leugnen. Den Saft in den Fasern läſst der Vf. gallertartig seyn und stagniren: etwas, das Rec. nicht einsehen kann, und wofür der Grund, daſs man aus ihnen keinen Saft flieſsen sieht, nicht genug beweisend ist; denn wie fein sind nicht jene Kanäle, und Manche wollten ja auch aus ihnen Saft flieſsen sehen. 3) Von den wahren Spiralgefäſsen. 4) Von den falschen Spiralgefäſsen. 5) Von den getüpfelten Gefäſsen. Hier unterscheidet der Vf. offenbar zu fein. Die beiden letzten Arten Gefäſse nämlich sind durchaus dieselben, nur daſs die punctirten gewöhnlich älter sind, und der Vf. soll oft Mühe haben, zu entscheiden, ob ein Gefäſs zu den gestreiften oder punctirten gehöre. Die Spiralgefäſse läſst er nicht in die anderen übergehen, verfällt aber hiebey in den Fehler der Einseitigkeit. Im Splint kommen nie, und bey den Gräsern und Farrnkräutern höchst selten freye Spiralgefäſse, sondern gleich Treppengänge (falsche Spiralgefäſse, gestreifte oder punctirte Gefäſse) vor; diese muſs man also hier als ursprünglich ansehen, und man kann nicht sagen, daſs alle Treppengänge aus Spiralgefäſsen entstanden sind; allein in den jüngsten Theilen aller anderen Pflanzen kommen immer zuerst nur Spiralgefäſse, späterhin bloſs Treppengänge vor, und es giebt vielleicht kein einziges Spiralgefäſs, das immer ein solches bliebe, und nicht in einen Treppengang verwandelt würde. Die von Gräsern oder Farrnkräutern, oder vom Splint hergenommenen Beyspiele beweisen natürlich nichts gegen die übrigen Pflanzen, sondern man muſs unterscheiden, und dazu sind eben vielfache Untersuchungen nöthig. Den Bau der Spiralgefäſse nimmt der Vf. nach *Bernhardi's* Vorstellungsart an; allein das häutige Wesen, welches dieser um die Spiralfibern abbildet, entsteht nach des Rec. Beobachtungen nur durch eine minder feine Präparation. Die gröſseren, ovalen oder runden Löcher, welche der Vf. bey mehreren Pflanzen in den punctirten Gefäſsen gefunden hat und auch abgebildet liefert, hat Rec. bisher noch nie gesehen, und er wagt also nicht darüber bestimmt zu urtheilen; sollten sie nicht zu den Insertions gehören, deren ähnliche Löcher bekannt sind? 6) Ob es noch andere Arten von Pflanzengefäſsen gebe? Die halsbandförmigen Gefäſse *Bernhardi's* nennt der Vf. wurmförmige Körper, hat über sie aber dieselbe Vorstellungsart. Die sogenannten eigenen Gefäſse nimmt der Vf. nicht an, sondern läſst die eigenthümlichen Säfte (sehr richtig) im Zellgewebe befindlich seyn. 7) Von dem Ursprung der groſsen Gefäſse der Pflanzen. Eine wenig begründete Hypothese, die hier nicht widerlegt werden kann, da dieſs zu viel Raum fodern würde; der Vf. läſst diese Gefäſse aus den Körnern des Zellgewebes entstehen. 8) Von den Verrichtungen der groſsen Gefäſse. Der Vf. führt hiebey einige Versuche mit künstlichen Anfüllungen der Gefäſse mit gefärbten Flüſsigkeiten an. Er glaubt übrigens, daſs sie Waſser in Luftgestalt führen, welches schwerlich je zu beweisen ist. 9) Vom Bau der kryptogamischen Pflanzen. Mit Recht leugnet er die Spiralgefäſse in den Tangen, die Einige darin angenommen haben. Die Saamenschleudern der *Jungermannia tamariscifolia* bestehen aus einem einfachen, spiralförmig gewundenen, in einem langen waſserhellen Schlauch eingeschloſsenen Faden, wovon der Vf. auch eine Abbildung giebt. So wie bey den Moosen, so zeigen sich auch bey den Farrnkräutern erst in den Fruchttheilen Spuren wahrer Spiralfibern, z. B. in der *Rachis* der Ähren von *Equisetum*, in der Frucht selbst. (Rec. hat sie doch auch, wie *Sprengel*, in anderen Theilen, z. B. im Strunk der Farrnkräter, obgleich selten, gesehen). Dieser Abschnitt ist reicher an eigenen Beobachtungen, als die folgenden. 10) Vom Bau der Monokotyledonen. Es ist ein Wortspiel, wenn der Vf. ihnen das Mark abspricht, indem er Mark als das Zellgewebe bestimmt, welches den Mittelpunct des Stengels einnimmt und durch einen geschloſsenen Kreis von Holzfasern und gröſseren Röhren von dem Zellgewebe der Rinde abgesondert ist. Mark ist vielmehr ein saftleeres, silberweiſses Zellgewebe, es mag seyn, wo es will. 11) Vom Bau der Dikotyledonen überhaupt. 12) Von der Rinde der Dikotyledonen. 13) Vom Holze der Dikotyledonen. 14) Vom Marke der Dikotyledonen. 15) Von den Functionen der Rinde. 16) Von der Bildung des Holzes. Er läſst es aus der innersten Rinde erzeugt werden. Rec. glaubt nicht daran, sondern daſs das junge Holz aus dem abgeschiedenen Saft gebildet werde, und keinem anderen Theil zuzuschreiben sey; denn die Gefäſse fehlen der Rinde, also können sie nicht von dieser in den Splint kommen, und vom alten Holz kommen sie auch nicht, da er keine Gefäſse seitwärts schicket. 17) Von der Function des Marks. Nichts Neues. Die Abbildungen sind gröſstentheils sehr gut.

I. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 APRIL 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) MÜNSTER, b. Waldeck: *Polyanthea.* Ein Taschenbuch für das Jahr 1807. Herausgegeben von *Karl Reinhard.* Mit Kupferstichen und Musik. 212 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) WIEN, b. Degen: *Apollonion.* Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1808. 212 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

Anspruchslos und leicht in Ton und Unterhaltung, gefällig ohne besonderen Reiz, geschmackvoll ohne wirksam anziehende Kraft, wohlmeinend ohne grosse Naivetät, geistreich, verständig, doch ohne hohen Aufflug, und dabey deutlich und klar fast bis zur Durchsichtigkeit — das ist ohngefähr der Charakter des ersten dieser Taschenbücher. Es fängt mit der interessanten Betrachtung von *Villers* an, über die verschiedene Art, womit die deutschen und französischen Dichter die Liebe behandeln, und schliesst mit einer kurzen, inhaltreichen Erzählung von der bekannten *Geschichte des Grafen von Gleichen*, wozu man in einem Schnitzwerk auf einem elfenbeinernen Kasten Abbildungen gefunden zu haben glaubt. Dazwischen steht mancherley von verschiedenem Werth, in Poesie und Prosa. Eine Erzählung von *Schink: der Mann, der Liebhaber seiner Frau, ohne es zu wissen*, kündigt schon den ganzen Inhalt in der Überschrift an, und wird nur gegen das Ende durch die gut gewählte Auflösung aufregend und unterhaltend. — Der Herausg. selbst erscheint in dem *Gedichte an Friedrich Wilhelm* mit liebenswürdiger Deutschheit, aber sonst — zu nüchtern. Die meiste Phantasie und poetische Kraft zeigt *Lappe*, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen, mehr in den Bildern und im Ausdruck als in der Erfindung und Aufstellung einer grosen oder neuen Idee; er verwöhnt sich durch Beschreibungen und durch das blos abbildende *Besingen*, das für unsere Poesie jetzt leider! ein wahrer Verderb ist. Die schönsten Verse giebt *Schink*, die herzlichsten *Starke*. Lieblich ist *Münchhausen* in den Minneliedern, artig *Haug* in einzelnen Einfällen, *Overbeck* treffend ohne Umstände, nur zu derb; aber ein unbekannter B., der die meisten Gedichte zu diesem Taschenbuche geliefert hat, die Gewöhnlichkeit, die Alltäglichkeit selbst.

No. 2. Es ist freylich löblich, wenn ein literarisches Institut in der Poesie der Fehler des Zeitalters: der Sentimentalität, der musikalischen Gestaltlosigkeit, der Phantasterey, der Mystik und der nachahmenden Frömmeley, sich enthält; allein wenn es gegen die Poesie selbst ein solches Verhältniss beobachtet, dass die Ausschweifungen derselben nicht einmal möglich sind, dann kann man es ihm zu keinem Verdienste mehr anrechnen. Diess ist mit No. 2 der Fall, das in seiner klaren Verständlichkeit sich nicht viel über die nüchterne Prosa erhebt, und hie und da nur durch Kraft und Anmuth ergötzt. Sein Höchstes ist, geistreich und geschmackvoll zu seyn; allein dabey geht ihm die frische Jugend ab, die den Gebilden erst den rechten Reiz geben sollte. Es erreicht in diesem Bestreben nur eben so viel, als ein gebildetes Frauenzimmer, das in einem gesetzten Alter durch ein anmuthiges Wesen, durch Geist und Zierlichkeit die entflohene Jugend zurückzubannen trachtet, und zum Dank für ihre Bemühungen am Ende nur die Benennung *einer alten Grazie* gewinnt. Auch der Wunsch, man möchte sie wohl früher gekannt haben, ist nur ein bittersüsses Compliment; man muss daher lieber den alten Liebhabern winken, die in einer solchen Unterhaltung gern den Genuss voriger Jahre erneuern. In dieser Gesellschaft hören wir *Hinsberg* mit Heldenkraft und nicht ohne Würde sprechen, *J. G. Scheiger* mit satyrischer Miene zuweilen etwas Ergötzliches sagen, *Ayrenhoff* etwas aus der Vorzeit in gewandten Versen erzählen und *Gottlieb Leon* der alten Grazie nicht ohne Beymischung der neueren Bildung huldigen. *Brandler* überrascht zwischendurch durch einen neuen Einfall, indem er den donnernden Jupiter durch die Iris versöhnt. *Arnstein* unterhält durch einige Erzählungen, die vermittelst der vielen Leiden freylich Theilnahme erregen müssen. *Gabriele Batsányi* giebt etwas aus ihrem reinen, edlen Herzen. Ein grosser Theil der Poesieen besteht in Gelegenheitsgedichten auf Vermählungen, Einweihungen und politische Vorfälle. Auch einige Überfetzungen findet man hier: Proben aus dem persischen Dichter *Hafis* von *Jos. v. Hammer*, die gerade keine sonderlichen Reize an sich tragen; Bruchstück einer metrischen Übersetzung der *Pharsalien Lucans* von *Ratschky*, welche an einigen Stellen edel und kraftvoll, an anderen matt und prosaisch, im Bau der Hexameter aber sehr fehlerhaft und noch nach den älteren Gesetzen des Accents von *Moriz* eingerichtet ist; endlich *Juvenals* 13te Satyre; Trostgründe des Betrogenen, von *A. Kreil* in reimlosen Jamben, wovon manche Verse mit dem Anfange eines Satzes, z. B. mit *In*, endigen, und worin Fehler gegen die

Scansion vorkommen, wie: *Ein jeder Gott äss zu Mittag für sich.*

Um doch etwas zur Probe aus diesem Taschenbuche anzuführen, wählen wir ein Gedicht von *Scheiger*, das nicht übel ist:

Der Lorbeer.

Es stritten um den Lorbeer sich,
Als des Verdienstes Lohn, die Helden und die Dichter;
Doch wer ihn mehr verdient, darüber, hört! bin ich,
Wenn gleich ein Musensohn, doch ein gerechter Richter.
Dem *Dichter* sag' ich; denn, wenn er ihn je beglückt,
So hat er ihn auch selbst ersungen;
Doch der, womit sich oft der Held die Stirne schmückt,
Wird leider meistens nur von Andern ihm errungen.

Bd.

Strasburg u. Paris, b. König: *Alsatisches Taschenbuch* für das Jahr 1808. Mit Kupfern und Musik. XXII u. 235 S. 12.

Wenn man diesem Blüthenkranz reiner Gesinnungen und unbefangener Empfindungen das Verdienst, dass er den höchsten Kunstgenuss gewähre, nicht zuerkennen darf, so kann man dagegen mit Recht an ihm loben, dass er ein ungemischtes Interesse an dem, was er ist und seyn will, dem Leser errege, ohne, wie so manche Dichtungen unserer Tage, an die kampfvolle Krisis zu erinnern, in welcher das Zeitalter begriffen ist. Und so schmerzlich es ist, selbst in den heiteren Regionen der Kunst durch plötzliche Ausbrüche der Unruhe des Gemüths gestört zu werden, so erfreulich dagegen ist geläuterte Klarheit und sorgenloser Antheil an dem Wohl und Wehe des Lebens. Von dieser Seite haben uns die hier auftretenden Dichter, die wir zum Theil schon aus den früheren Jahrgängen kennen, durchaus befriediget. Übrigens sind die einzelnen Beyträge, wie es schon die Natur solcher Taschenbücher mit sich bringt, nicht alle von gleichem Werthe. Das *Neujahrslied* von *H*** hat uns vorzüglich gefallen; ganz in horazischem Sinne athmet es kräftigen Gleichmuth bey dem Wechsel des Lebens. Von *Pfeffel* finden wir eine *Threnodie* auf den Tod seines Bruders, rührend durch Beziehung auf die Blindheit und persönliche Lage des Dichters; einiges andere ist ganz in seiner bekannten scherzhaften Manier, in welcher er zum Bewundern reichhaltig ist. *Büschenthal*, als Dichter, ist schon durch ein ihm allein gehöriges Bändchen genügend bekannt; die Höhle zu *En-Gedi*, ein prosaischer Aufsatz von ihm, ist an einigen Stellen zu kostbar erzählt; rhetorische Floskeln entstellen diese rührende Geschichte. Unter *Schweighäuser's* Beyträgen hat uns das Himmelblau angezogen, und der Geburtstagswunsch:

Weinend kamst du zur Welt, von Freunden mit Lächeln empfangen.
Suche, von Freunden umweint, lächelnd zu können im Tod.

Auch einige Damen haben einen Versuch zu dichten gewagt. Die *Parodie eines Volksliedes* ist zum Vorlesen in Gesellschaften launig genug, wozu es auch die Verfasserin nur bestimmte. Neben der kriegerischen Begeisterung eines edeln französischen Officiers, den *Abendempfindungen* einer Lina, womit Rec. ganz harmonirt, einer *Elegie* über den Tod eines Freundes, und neben den *Rosen* des Hn. *A.*, die besser erfunden als versificirt sind, sticht sehr kräftig hervor Hn. *Schallers* Unwille über die Unmütter. Poetischer ist ein Gedicht an den Mond, von *Brun*, und eine von aller falschen Empfindsamkeit reine, warm ausgesprochene Abendempfindung von *Graf*. *Fragmente aus dem Tagebuche eines Elsassers* schildern die edeln Gesinnungen der braven Schweizer; aber das Merkwürdigste ist des Hn. *von Luce Beytrag zur Geschichte der Hexenprocesse*. Das *Blümchen aus der Fremde* ist nur so ein Gespenst von Blümchen und hat gar keine rechte Gestalt. *Mäder*, *Stöber*, *Bender*, Hr. *L.*, der mit bescheidener Selbstwürdigung dem Ideal des Dichters entgegengestrebt, und *Eli Levi* haben zum Theil schätzbare Beyträge geliefert, und *Hebel* hat den Almanach mit Räthseln geschmückt, die vielleicht manchem Leser einiges Kopfbrechen verursachen werden. — Mögen die wackeren Alsaten fortfahren in ihrem Streben; unseres Dankes können sie gewiss seyn.

D. A. E.

Schwerin, b. Bärensprung: *Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser.* Jahr 1804. Nebst einem Anhange von *vermischten poetischen Versuchen* von *Ehrenhaus*. VIII u. 313 S. kl. 8. (16 Gr.)

Die erste Abtheilung dieses Taschenbuches enthält *Apophthegmen*, welche der Vf. auf Veranlassungen, die ihm Lectüre und Erfahrung gaben, niederschrieb, und nachher der Revision unterwarf. Eignen sich solche abgerissene Gedanken auch nicht dazu, den Leser lange hinter einander angenehm zu unterhalten, so kann doch die abgebrochene Beschäftigung mit ihnen sehr nützlich seyn, wenn es ihnen nicht an Gehalt und Kraft fehlt; und in dieser Rücksicht können wir dem, was hier geliefert ist, im Ganzen unseren Beyfall nicht versagen. Nur selten giebt uns der Vf. Schimmer statt gediegener Wahrheit, und eben so selten entstellt ein verunglückter Ausdruck einen an sich wahren Gedanken. Beyspiele davon finden sich S. 7: „Wer geliebt seyn will, muss gefallen; um zu gefallen, muss man liebenswürdig seyn. *Die Kunst zu gefallen ist aber nicht so schwer, als ohne Kunst gefallen zu wissen.*" Man erräth wohl, was dem Vf. vorgeschwebt hat; aber was er niederschrieb, ist ungereimt. Den gleich folgenden Satz versteht der Rec. nicht: „*Liebe lässt sich nicht so leicht wegdenken — vielleicht gar nicht — sie liegt zu tief in der Seele.*" Wollte der Vf. sagen, sie lasse sich durchs Denken nicht besiegen: so wäre nicht nur der Ausdruck übel gewählt, sondern auch der Gedanke äusserst trivial. Aber freylich diesem letzten Vorwurfe werden auch manche andere dieser Sentenzen nicht entgehen. Verunglückt ist folgende Vergleichung: „*Der gute Name ist eine weisse Oberfläche; ist diese einmal beschmutzt, so bringt man sie nie wieder zu ihrer ersten Reinigkeit;*" denn es giebt Dinge, von denen dieses nicht gilt. Dem

Urtheile S. 20, dafs es oft vernünftiger fey, ein nützliches Vorurtheil zu *erhalten*, als es durch Wahrheit zu zerftören — können wir nicht beyftimmen, es wäre denn, dafs *erhalten* dem Vf. nur fo viel bedeutete, als *einftweilen ftehen laffen*. Eben fo wenig möchten wir das allgemeine Verwerfungsurtheil über die gelehrten Frauenzimmer (S. 25) unterfchreiben. Denn foviel man auch über diefen Gegenftand declamirt hat, fo hat man doch noch nirgends bewiefen, dafs gelehrte Bildung mit der Natur und Beftimmung des Weibes *nothwendig* ftreite. In der Sammlung von *Gedichten*, welche die zweyte Abtheilung ausmacht, fcheint uns das *Spiel der Phantafie* (S. 97) unter anderen eine Auszeichnung zu verdienen. Neue und kühne Gedanken oder Spuren einer fchöpferifchen reichen Einbildungskraft enthalten diefe Gedichte freylich nicht, aber gute Gedanken und Empfindungen in einer oft nicht mifslungenen Einkleidung. Mehr Sorge für die Verfification würde ihnen vortheilhaft gewefen feyn. Einige feiner Lieder hat Hr. *E.* felbft in Mufik gefetzt. In der Compofition von *Lina's Lebewohl* ift der Ausdruck gewifs verfehlt; denn in ihr herrfcht forgenlofe Ruhe und Zufriedenheit. Überhaupt fcheinen des Vfs. Compofitionen mehr aus Erinnerungen an Werke anderer Meifter, als aus eigener mufikalifcher Erfindungskraft entftanden zu feyn. Auch von Seiten der mufikalifchen Grammatik laffen fich gegen einige Stellen gegründete Bedenklichkeiten erheben. — Von den *altdeutfchen Denkfprüchen*, die auf des Vfs. eigene Gedichte folgen, hat er die Quellen nicht angegeben; einige find aus *Logau's* Sinngedichten genommen. Es folgen *fatyrifche Grabfchriften*, aus guten Dichtern zufammen getragen. *Die Guirlande*, eine Handlung für Kinder am Geburtstage ihres Vaters, — und *die transparente Pyramide*, eine Handlung für Kinder am Geburtstage ihrer Mutter, haben nichts, wodurch fie des Druckes würdig wären. *Der Sieg deutfcher Treue*, eine Ballade, hatte gerechteren Anfpruch darauf. Zum Schluffe hat Hr. *E.* noch einige *fcherzhafte Gefundheiten* und *Auffätze in Stammbücher* mit guter Auswahl gefammelt. HKL.

LEIPZIG, b. Kummer: *Almanach dramatifcher Spiele*, zur gefelligen Unterhaltung auf dem Lande, von *A. von Kotzebue*. Sechfter Jahrgang. 1808. 333 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Nachdem unfer berühmter Schaufpieldichter viele Jahre, faft ausfchliefslich, von den öffentlichen Bühnen herab die Deutfchen durch herzinnige Rührung und durch glänzenden Witz veredelt, cultivirt und amüfirt hatte, da gefiel es ihm auf einmal, feinen grofsen Wirkungskreis zu befchränken, und er liefs es nun fich befonders angelegen feyn, die Landbewohner durch kleine dramatifche Spiele, bald rührend bald lachend, zu unterhalten, vermuthlich aus keinem anderen Beweggrund, als um auch fie der höheren Cultur und Veredlung, welcher die Städter fich durch ihn erfreuen, entgegenzuführen, und fo im eigentlichen Sinne über die ganze Nation Bildung und Gefchmack zu verbreiten. Bey der allgemein anerkannt grofsen Empfänglichkeit der Deutfchen für alles Schöne und Gute, ift man anzunehmen berechtigt, dafs die fünfjährigen Arbeiten zur Beförderung der moralifch-äfthetifchen Landescultur bereits vielfältige Früchte getragen haben. Dem Hn. *v. K.* fcheinen jedoch über den Erfolg feines Unternehmens nicht die günftigften Nachrichten zugekommen zu feyn, oder er hat keinen rechten Glauben an die grofse Bildungsfähigkeit feiner Landsleute. Denn wäre nicht deutlich zu lefen, dafs wir in dem neueften Almanach der dramatifchen Spiele fchon den fechften erhalten, fo würde man ihn für den erften zu nehmen geneigt feyn. Die fämmtlichen fechs Stücke find nämlich fo gewöhnlicher Art, dafs man fie gleichfam nur als den erften Curfus und blofs für Anfänger und Neulinge gemacht anfehen kann. Es thut uns leid, diefes fagen zu müffen, und gewifs wird jeder, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, nicht ohne Betrübnifs es vernehmen. Unter den Schaufpielen, Poffen und Luftfpielen befindet fich auch nicht Eins, das wahren Werth hätte. Will man einmal die Gattung von Dramen, welche man wegen der, blofs mittelft des Stoffs bewirkten, mechanifchen Rührung, die weinerlichen benannt hat, gelten laffen, fo gebührt vor den übrigen Stücken dem Schaufpiele: *die Erbfchaft* der Rang, denn hier wird die beabfichtigte Wirkung wenigftens völlig erreicht. Diefes ift weniger der Fall bey dem in gleicher Manier bearbeiteten Schaufpiele: *der Leineweber* (Leinweber), wo die ehrliche Armuth, die unerfchöpfliche Hülfsquelle unferes Dichters, abermals die Herzen weich machen mufs. Der fteinreiche und ftockdumme Lieferant, der die grellkomifche Parthie zu beforgen hat, ift gleichfalls unzählige Mal da gewefen. Von den beiden Luftfpielen kann man das erfte: *das Pofthaus in Treuenbrietzen* eine angenehme Kleinigkeit nennen, die wohl Einmal unterhaltend feyn mag. Der Erfindung, welche aber von einem franzöfifchen Luftfpiele entlehnt ift, kommt die Ausführung nicht gleich, welche zu flüchtig und ungründlich ift. Das andere Luftfpiel: *der Stumme*, hat nur den einen Fehler, dafs es von Anfang bis zu Ende Langeweile macht. Ein junger Schwätzer wird plötzlich ftumm. Die Mutter ift aufser fich über das Unglück, und meint, des Vaters ftrenges Verbot, dafs der Herr Sohn an keine Verbindung mit der Pflegetochter denken folle, fey Schuld daran. Der Vater behauptet, der Stumme fey nicht wirklich, fondern nur aus Eigenfinn ftumm. Da diefer aber, trotz aller Verfuche eines Bedienten, ihm durch Anreizungen zum Zorn einige Worte abzulocken, in feiner Stummheit beharrt, fo fängt auch der Vater an, daran zu glauben. Er läfst einen Arzt kommen, und als diefer fich gehörig als ein ausgemachter Dummkopf zur Heilung legitimirt hat, und nun die Zunge des Patienten operiren will, fo entfchlüpft der Stumme, und entzieht fich der Operation. Nun ift guter Rath theuer. Aber wie, wenn die Pflege-

tochter sich entschlösse, dem Stummen ihre Hand zu reichen? Würde dieses grosse ersehnte Glück nicht dem armen Eduard vielleicht die Sprache wieder geben? Die Pflegetochter ist dazu bereit, man verkündet es ihm in ihrer Gegenwart, und als sie ihn versichert hat, sie sey mit seinem Gehorsam zufrieden, und er möge nun reden, so kommt dem Stummen die Sprache wieder. Der Vater meint, man habe ihn betrogen; Julie versichert aber, sie habe nur, um Eduards Liebe zu prüfen, und ihn von seiner Schwatzhaftigkeit zu heilen, ihn geloben lassen, nicht eher als bis nach ertheilter Erlaubniss wieder zu reden. Man denke! — Die Posse: *der Deserteur*, hat keinen Mangel an spasshaften Situationen, welche wirklich nicht wenig ergötzen würden, wenn sie nicht so willkührlich herbeygeführt wären, und nicht so registermässig hinter einander folgten, sondern auf eine kunstgemässe Weise sich leicht und ohne Zwang entwickelten, und zu einem befriedigenden Ganzen schlössen. Indem man sieht, wie der Vf. die Verkleidungen und Intriguen bloss darum häuft, damit das Stück die gehörige Länge bekomme, so kann man kein wahres Interesse dafür fassen, und lässt sich höchstens die Spässe nur gefallen. An dem Spiele für lebendige Marionetten, *der Graf von Gleichen* benannt, lässt sich vollends gar nichts loben; es ist matt und platt, und — was das ärgste ist — ohne Sinn und Verstand. Der Vf. scheint zu glauben, das Burleske könne nicht toll und sinnlos genug seyn, und die Possenstreiche müssten etwa den Einfällen eines Menschen gleichen, dem im Weinrausch sich die Welt verkehrt. Wie könnte er sonst die Gräfin und die türkische Prinzessin, nachdem sie sich um den Grafen, der keine von beiden missen will, vergebens gerissen haben, sich eine nach der anderen erstechen lassen! Wenn eine die andere erstäche, so liesse man es sich noch eher gefallen. Hr. v. K. räth den Privatgesellschaften, in dieser Posse, damit sie die gehörige Wirkung thue, die Frauenzimmerrollen durch Mannspersonen spielen zu lassen. Wir möchten ihnen rathen, das Stück keiner Aufführung zu würdigen, und wir wünschen, dass der nächste Jahrgang ihnen eine bessere Unterhaltung bescheren möge! — Von den illuminirten Kupfern lässt sich nur sagen, dass die Farben nicht gespart sind.

Ha. Ha.

STUTTGARDT, im Magazin für Literatur: *Taschenbuch für die Erhaltung und Verbesserung der Schönheit.* Eine nach vernünftigen Grundsätzen behandelte Auswahl der bisher geheim gehaltenen zuverlässigsten und einfachsten Mittel, wodurch die Haut, Gesicht u. s. w. rein erhalten, von Fehlern befreyt und ihre Reize erhöht werden können. 1804. 91 S. 8. (6 Gr.)

Man findet hier eine beträchtliche Sammlung von Mitteln zur Beförderung der Schönheit und Heilung von mancherley Gebrechen der äusseren Theile des menschlichen Körpers, welche aus medicinischen und anderen Schriften zusammengetragen sind. Obgleich versichert wird, dass diess Werklein durch den Fleiss mehrerer Ärzte, die sich die grosse Mühe gegeben haben, berühmte Geheimmittel zur Beförderung der Schönheit zu untersuchen und ihre Bestandtheile bekannt zu machen, zu Stande gebracht worden sey: so muss Rec. doch bekennen, dass ihm eben nichts Neues darin vorgekommen sey; ja dass mehrere innere und äussere Mittel gerühmt werden, die kein rechtlicher Arzt so unbedingt anempfehlen würde. Wir müssen um so mehr zweifeln, dass ein Arzt Verfasser dieser Schrift sey, da er eine kosmetische Pomade, welche Arsenik und Quecksilbersublimat enthält, zwar tadelt, gleichwohl aber vorher eine Salbe aus 2 Loth Auripigment, 6 Loth ungelöschtem Kalk, dem Weissen von drey Eyern und Lauge so viel als nöthig ist, um eine Salbe daraus zu machen, zum Vernichten überflüssiger Haare empfiehlt. Er scheint nicht zu wissen, dass Auripigment selbst Arsenik enthält. So empfiehlt er auch Quecksilber und Bleymittel ohne Vorsicht. Das beste ist das 8 und 9 Cap.; allein beide möchten von den Damen bey der Toilette überschlagen werden, wo man nur Mittelchen sucht. Gleichsam, um das Papier zum Umschlage, (denn das Schriftchen wird broschürt verkauft,) nicht unbenutzt zu lassen, ist der Verkauf einer englischen Hautconservations-Pomade, die bey der Verlagshandlung zu haben ist, angezeigt, von welcher alles mögliche Gute gerühmt wird. Welch ein raffinirter Kunstgriff, das Aushängeschild ganz bescheiden in den Hintergrund zu stellen! Die schönheitslustigen Damen werden diess Mittelchen so nur um desto gewisser finden, und natürlich auch kaufen!

r. w.

BERLIN, b. Matzdorf: *Anekdotenalmanach auf das Jahr* 1808. Gesammelt und herausgegeben von *Karl Müchler.* Mit 1 Kpf. XVI u. 478 S. 8. (1 Thlr)

Es war gewiss ein guter Gedanke, eine Sammlung kleiner Erzählungen, Bonmots, Scherze und Einfälle der Lesewelt in einem Zeitpuncte zu übergeben, wo die drückende Gegenwart den Frohsinn immer mehr zu verscheuchen scheint. Man kennt Hn. *M.* bereits als einen unterhaltenden und anmuthigen Erzähler; als ein solcher erscheint er auch hier. Nicht alles in seinem Almanach ist neu; vieles aber ist es gewiss, da es bloss aus mündlichen Erzählungen niedergeschrieben worden. Manches andere ist aus Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen, aus Reisebeschreibungen u. s. w. entlehnt. Aber auch das Bekannte empfiehlt eine gute Auswahl und gefällige Darstellung.

M. G.

NEUE AUFLAGEN.

Kopenhagen, b. Brummer: *Anhang zu Dietrichs Auszug der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu.* 1804. 43 S. 8. (3 Gr.)

Potsdam, b. Horvath: *Anleitung zum christlich-religiösen Denken und Handeln für die Jugend.* 3te Aufl. 1807. IV u. 58 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 APRIL, 1808.

NATURLEHRE.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Abriss des Systems der Biologie*, von Dr. *Oken*. Zum Behuf seiner Vorlesungen. 1805. 206 S. 8. (12 Gr.)

Wir erhalten hier eine ausführlichere, und vom Standpuncte der Erfahrung aus vielseitig erläuterte Darstellung der Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere, wie sie der achtungswürdige Vf. schon 1802 in einer kleinen, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen Schrift: *Übersicht des Grundrisses des Systems der Naturphilosophie und der damit entstehenden Theorie der Sinne*, (Frankfurt a. M. b. Eichenberg 1½ Bogen. 8.) schematisirt hat, und freuen uns ihrer Erscheinung. Nach dem Motto: *Geometria est historia*, geht alle Darstellung von der mathematischen Anschauung aus, ihr Wesen im Realen aller Stufen suchend, und aus jeder die Formel für den entsprechenden Punct der Constructionssphäre entwickelnd. Unter dem Schema jeder Potenz ist der gegenseitige Reflex im Idealen und Realen, als Action und Materie, festgehalten, und so steigt das System durch eine doppelte Dreyzahl der Potenzen der unorganischen Natur:

Erste Stufe.

1.	3.	2.
Linie.	Ellipse.	Kreis.
Zeit.		Raum.
Cohäsion.	Schwere.	Feuer.
Erde.	Wasser.	Luft.

Zweyte Stufe.

4.	6.	5.
Parabel.	Eyform.	Hyperbel.
Magnetismus.	Chymismus.	Elektricismus.
Metall.	Salz.	Schwefel.

zur dritten Stufe empor, in welcher aus dem Conflicte der ersten beiden Stufen, in der Ineinsbildung besonderer Sphären die organische Welt hervorwächst. Ihr Schema ist:

7.	9.	8.
Conus.	Synthese beider.	Sphäre.
Galvanismus.	Animalismus.	Vegetatismus.
Korall.	Thier.	Pflanze.

Aber in der Synthesis dieser dritten Stufe, dem Thier, wird die unorganische Welt abermals in *organischer Potenz* entfaltet, und beginnt sich allmählich, in der eigenen Wiederholung des Organischen, dem Leben aufzuschliessen. —

1.	3.	2.
Bedeckung.	Lunge.	Haut.
4.	6.	5.
Knochen.	Magen.	Leber.
7.	9.	8.
Kreislauf.	Nervensystem.	Lymphsystem.

So bezeichnet sich die Wiederholung der früheren Stufen im besonderen Organismus als *Function*, homolog der dreyfach ausgebildeten Qualität des Korallen- Pflanzen- und Thierorganismus. Mit dem völlig entwickelten Gegensatze endlich tritt die unorganische Welt wieder, als solche, im Besonderen, in *sinnlicher Potenz* auf, und wird nach ihren beiden Stufen in den 6 Sinnen und ihren Organen im Ideellen realisirt.

Erste Stufe.

1.	3.	2.
Cohäsion.	Schwere.	Feuer.
Bedeckung.	Lunge.	Haut.
Gefühl.	Tastsinn.	Gesicht.

Zweyte Stufe.

4.	6.	5.
Magnetismus.	Chymismus.	Elektricismus.
Knochen.	Magen.	Leber.
Ohr.	Zunge.	Nase.

Jeder dieser 6 Sinne nun wird durch eine der 6 unteren Thierclassen repräsentirt, und der Charakter derselben durch vorzugsweise Entwickelung des Sinnorgans selbst, so wie auch durch gleichmäsiges Hervortreten der seiner Sphäre homologen Organe, angedeutet. Die Unterordnung der Thierclassen selbst unter die von ihnen repräsentirten Sinne wird wohl niemand, der ihre Ökonomie tief genug erforscht hat, unnatürlich finden. Sie ist übrigens zum Theil bekannt. — 1) *Gefühlsinn* = *Würmer*, 2) *Gesichtssinn* = *Insect.* (gegen *Troxler*, und wohl nach tieferen Gründen, als diejenigen sind, vermöge deren sie dieser zu Repräsentanten des Gefühlsinns macht; wie denn überhaupt hier allenthalben mehr reife Erkenntnifs des Besonderen, und ein reicher Schatz von Beobachtungen hervorleuchtet.) 3) *Tastsinn* = *Schnecke* (was man sonst unter dem Ausdruck *testacea* begriff, mit Einschluss jedoch der Gattungen *limax*, *aplysia*, überhaupt der mit Tentakeln versehenen Mollusken.) 4) *Hörsinn* = *Vögel.* 5) *Riechsinn* = *Fische.* 6) *Schmecksinn* = *Amphibien.* Die Mamalien endlich, als die eigentlichen Allsinnthiere, drücken das freyeste Zugleichseyn aller Sinne in der harmonischen Einheit ihrer Organisation unter solchen Modificationen aus, welche die allseitige Gegenwart aller Stufen in allen, als relatives Überwiegen, (nicht aber als Vorherrschen) des einen oder des anderen Sinns, in immer engeren Sphären, und gleichsam beweglicher und flüssiger, zur Erscheinung bringen, bis endlich alle in der einen In-

dividualität des Menschen, wie in ihrem Brennpuncte, zusammentreffen, und als *ein* höherer Sinn in der Intelligenz die Welt umfassen.

Diese, den Gang des Vfs. in höchster Allgemeinheit andeutende, kurze Darstellung des Plans dieser Schrift konnten wir uns nicht enthalten niederzuschreiben, da eine ausführlichere Entwickelung ihres Inhalts in diesen Blättern nicht den für sie erfoderlichen Raum finden dürfte. Deſshalb können wir uns auch nicht auf eine tiefer gehende Kritik einzelner Momente in der Anordnung der Thiere nach dem obigen Schema, inwiefern sich nämlich aus Induction und Beobachtung hie oder da einiges berichtigen lieſse, einlassen, weil eine solche Erörterung leicht zu weit führen könnte. Wir wollen uns daher lieber auf wenige, hie und da herausgehobene Bemerkungen einschränken, wie sie sich uns gerade aus der lebendigen Erinnerung der letzten Lectüre dieser Schrift darbieten. Vortrefflich ist, was über die dreyfache Verschiedenheit der Töne, nach den Gesetzen der Parabel, mit Hinsicht auf *Eschenmayers* bekannte Ideen, gesagt wird. Nach dieser Construction steht die *Stärke* und *Schwäche* des Tons in dem gleichen Verhältnisse der Verlängerung oder Verkürzung der Parabel, bey gleichem Parameter, — seine *Höhe* und *Tiefe* ist = einer entsprechenden Potenz *derselben* Parabel durch verschiedene Exponenten, *die qualitative* Differenz des Tones endlich, welche auf Verschiedenheit des tönenden Instruments beruht, und die *Eschenmayer* nach geometrischen Proportionen geordnet hat, geht aus der Verschiedenheit des Parameters selbst und den daraus abgeleiteten verschiedenen Abweichungen der Parabel hervor. Wie viel läſst sich nicht auf diesem Wege noch erwarten, wenn in Beobachtung der Sinnenaction die Mathematik nach Ideen in die Physik einzuwirken fortfährt.

Am Ende der dritten Stufe, wo sich in den beiden aus einander strebenden Polen die männliche und weibliche Potenz einzeln für sich, als Polyp und Pflanze, hervorbilden, hätten wir auch der Schwämme, die überhaupt in dieser Darstellung ganz übergangen worden sind, erwähnt zu sehen gewünscht. Ein eigenes, höchst sonderbares Geschlecht, scheinen sie die Polypen des vegetativen Pols, die eigentlichen Vegetabilien der ersten Potenz, die, so wie das männliche Princip in dem gallertartigen Stoff der Polypen, in unendlicher Zerstreuung, nicht in der *eigenen Sphäre*, sondern in dem *Unorganischen* selbst mit dem *Meerwasser* den neuen Act der Zeugung beginnt: so ihrer Seits, Kinder der Luft und der Erde, das männliche Princip zeugend über die *Erde* ausstreuen, und hier gleichsam den ersten Act der Organisation auf der zweyten Stufe wiederholen. Die gelbliche, einem sehr milden Wachse gleichende Masse, welche mehrere Blätter- und Löcher-Schwämme (denn von diesen und den ihnen homologen Gattungen kann hier nur eigentlich die Rede seyn) ausstreuen, wenn man sie vor ihrer gänzlichen Entwickelung sammelt und ruhig an einem schattigen Orte, mit der Unterfläche gegen eine Ebene gerichtet, hinlegt, zeigt unter starker Vergröſserung ganz den feinkörnigen Bau, oder vielmehr, sie besteht nur allein aus der unendlichen Menge dieser Körnchen, auf die sich allenthalben, wo das, was man Geschlecht nennt, im Pflanzenreiche hervortritt, der zeugende Stoff zurückführen läſst. Die Masse, die der Pollen enthält, erscheint; doch unter stärkerer Vergröſserung, eben so gebildet, aber trüber, und wie mit Fremdartigem gemischt. Rec. hat die gedachte Substanz aus dem *Agaricus procerus*, *Amanita muscaria*, *mappa*, *Boletus circinans* und *lucidus* zu wiederholten Malen aufmerksam beobachtet. Bey allen erscheint der körnige Bau völlig gleichförmig, selbst die Grade der Gröſse sind unter gleichen Linsen schlechthin dieselben; — die Masse der *Naemaspora chrysosperma*, so fremdartig diese Schwammart hier erscheint, darunter gemischt, läſst sich in ihrem körnigen Bau nicht mehr vor den übrigen erkennen. Wenn aber eine dünne Schichte dieser Masse sehr gleichförmig auf eine Glasplatte getragen, behutsam mit Wasser übergossen und so 24 Stunden ruhig gehalten, dann aber wieder beobachtet wird: so haben sich die Körnchen jeder verschiedenen Masse in besondere Züge zusammen geordnet, und diese Züge sind, wie wiederholte Versuche bewiesen, bey derselben Art beständig gleich, bey den verschiedenen Arten aber allezeit, oft sehr auffallend, verschieden. Doch dieſs könnte hier am unrechten Orte angebracht scheinen. — Die Ansicht der Fische, als Repräsentanten des Geruchsinnes, ist sehr scharfsinnig mit Inductionen unterstützt, und in gewisser Hinsicht zur Evidenz gebracht worden. Bey den Amphibien aber wird es besonders klar, was uns noch abgeht, um eine befriedigende Anwendung der hier aufgestellten Grundsätze auf die Erfahrung zu machen. Der gröſste Aufwand von Scharfsinn von Seiten des Vfs, selbst durch eigene, absichtlich angestellte Beobachtungen unterstützt, führt hier unter den Beweisgründen nicht unerhebliche Widersprüche mit herauf. Vielleicht sehen wir bey den Würmern und Schnecken zu wenig, und einige Stufen höher zu viel, um den rechten Anstoſs zu finden, an dem sich die Kraft des Systems mit einem Male mächtig bewähren könnte. Daher das Ungenügende in so vielen harmonischen Congruenzen, — der Zweifel aus zu groſser Leichtigkeit der Congruenz. — So richtig des Vfs. Idee im Ganzen ist, die Thiere vorzugsweise nach dem vorwaltenden Sinne zu ordnen, und so sorgfältig er, dieses Planes ungeachtet, in jeder Classe auch auf das Verhältniſs der übrigen, untergeordneten Sinne Rücksicht nimmt: so darf doch nie vergessen werden, daſs auf jeder Stufe und in jeder Classe eigentlich eine Totalität *aller* Sinne, unter dem Schema einer bestimmten sinnlichen Potenz, nicht aber der Sinn, wie wir ihn durch die ursprüngliche Demonstration entwickelt haben, in seinem *absoluten* Vorhersehen, gegeben sey, und daſs demnach in den vorwaltenden Organen des Sinnes wohl ein äusseres, historisches Unterscheidungs-

merkmal (*differentia*), keineswegs aber die Totalität des inneren und wesentlichen Charakters selbst, aus welcher allein die untergeordneten Glieder der besondern Sphäre vollständig abgeleitet, und in ihren Merkmalen gehörig gesondert werden können, involvirt liege. Nach dieser Ansicht wäre der vorwaltende Sinn einer Sphäre, in der Besonderheit ausgedrückt, der Gattungsbegriff derselben; derselbe Sinn aber als Exponent des Sinnes a, b, u. s. w., würde die tieferen Sphären angeben, innerhalb deren die Totalität aller übrigen zur specifischen Einheit tendirt.

Nicht um des Vfs., aber um so vieler Anderen willen, besonders derer, die an dieser Schrift einen behaglichen Leitstern ihres gemeinen, empirischen Sinnes gefunden zu haben glauben werden, müssen wir es wiederholen: Das Wesen philosophischer Naturforschung besteht einzig darin, dass alle Sonderung nur nach der Ganzheit trachtet, und eigentlich nur in dieser *ist;* da wo sie aus ihr hervorbricht, regt und bewegt sich das Leben, aber geschaut und lebendig ergriffen wird es nur in seiner Wurzel, eben da, wo die Sonderung, als rege in Eins Bildung, in dem Organismus, es sey auch auf welcher Potenz es wolle, zur relativen Ruhe gelangt. Darauf beruht, nach unserem Ermessen, der eigentliche Gewinn und Genuss der ächten *Naturbetrachtung*, die, ihrer ursprünglichen Natur nach, mehr poetisch als philosophisch ist. — Die Natur des Gegenstandes erlaubt wohl ein Beyspiel, statt einer weitläuftigen Auseinandersetzung. — Wenn wir, im Geiste unserer jetzigen Naturphilosophie, über die nachstehenden (gut oder schlecht erhaltenen) Fragmente des Empedokles commentirt hätten:

Potenz a.

Οὐλοφυεῖς μὲν πρῶτα τύποι χθονὸς ἐξανέτελλον,
Ἀμφοτέρων ὕδατός τε καὶ οὔδεος αἶσαν ἔχοντες.
Τοὺς μὲν πῦρ ἀνέπεμπε, θέλον πρὸς ὅμοιον ἱκέσθαι,
Οὔτε τί πω μελέων ἐρατὸν δέμας ἐμφαίνοντας· —

Potenz b.

Ἀλλὰ διέσπασται μελέων φύσις. —

Potenz c.

Ἄλλοτε μὲν φιλότητι συνερχόμεν' εἰς ἓν ἅπαντα
Γυῖα, τὰ σῶμα λέλογχε βίου θαλέθοντος ἐν ἀκμῇ.
(*Animal omnisexuale.*)

Ἄλλοτε δ' αὖτε κακῇσι διατμηθέντ' ἐρίδεσσι,
Πλάζεται ἄνδιχ' ἕκαστα περὶ ῥηγμῖνι βίοιο. —
(*Animalia unisensualia.*)

Ὅσα δὲ οἴω ἐμπλάσθησαν, —

Theorie der Sinne:

Γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀπώπαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ,
Αἰθέρι δ' αἰθέρα δῖον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδηλον: —

wer zweifelt wohl, dass wir sehr viel Schönes und Wahres, ja selbst das Unumstössliche der absoluten Erkenntniss dabey hätten aussprechen können, alles in der vollkommensten Harmonie aus und mit dem vorgelegten Thema? — Und doch — wie ganz anders meinte es der Mann, — und wie Vieles würde er für uns vielleicht gar nicht gemeint haben, wenn erst die köstliche herkulanische Rolle gefunden und aufgerollt wäre! Haben wirs hier besser gemacht, als der Alte, und sehen ihn unten im Schatten unter dem kühnen Gewächs, das aus seiner Asche hervorkeimte: so ist diess doch nur die Wirkung des dichten Laubes, in das sich die letzte Verzweigung kleidet. Der Philister zuckt die Achseln, und geht vorüber; wem aber Sinn übrig blieb für die lebendige Gestalt, der steht still, vergisst die Gegenwart, und freut sich des seltsamen Sprösslings einer fremden Natur. — Nur wer den *rechten Dichter* vernimmt, dessen Gedicht durch die Lücken des Systems hinzieht, möge begeistert es preissen, und sich des Verständnisses rühmen; der Philosoph aber wird *das* nicht für verloren halten, was ein höherer Assimilationsact dem Standpunct des Systems für einen kurzen Moment entrückt hat.

Zum Schlusse glaubt der Rec. noch auf das Verhältniss der beiden hier angezeigten Schriften zu den *Troxler*ischen Versuchen, die denselben Gegenstand mit vieler Übereinstimmung der Resultate, wenn gleich mit unverkennbarer Verschiedenheit des in beiden herrschenden Geistes, behandeln, vorzüglich darum aufmerksam machen zu müssen, weil ihm, wie vielleicht mehreren, die auffallende Ähnlichkeit der Idee, die der Classification des Thierreichs zum Grund gelegt wird, so wie auch viele Beziehungen, welche aus der weiteren Ausbildung des Ganzen deutlich genug hervor leuchten, Bedenklichkeiten in Hinsicht der Unabhängigkeit der von beiden Autoren vorgetragenen Ideen von einander, erregt hatten. Die Erscheinungsepoche der im Eingange erwähnten kleinen Schrift, welche den fast unveränderten Plan der *Biologie* vorträgt (1802), vindicirt nun Hn. O. offenbar die Priorität der Bekanntmachung dieser Ideen, — so wie dagegen die Art der Bekanntmachung, wodurch dieser Entwurf vielleicht weniger allgemein verbreitet wurde, Hn. T. vor dem Vorwurfe eines Plagiats schützen würde, wenn ihn nicht, mehr als dieses, sein philosophischer Geist, und die Nothwendigkeit, mit welcher das gleiche Resultat in gewissen Ansichten der Natur begründet liegt, gegen jeden unziemlichen Argwohn schirmten.

* * a.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Dyk: *Lehrbuch der städtischen Gewerbkunde, für Gelehrten- und Mittel-Schulen*, von *Friedrich Erdmann Petri*, Prof. zu Fulda. 1807. 328 S. 8. (20 Gr.)

Dieses reichhaltige wohlgeordnete Buch lässt in gedrängter Kürze nur wenige Zweige der Technologie unberührt. Nachdem der Vf. in den Vorerinnerungen von dem Namen, Begriff und den verschiedenen Gattungen der Technologie, von der Nützlichkeit, von der Lehr- und Lern-Art derselben, so wie von den Hülfswissenschaften und anderen Hülfs-

mitteln zur Kenntnifs der städtischen oder bürgerlichen Gewerbkunde sehr körnige Erklärungen und Beschreibungen geliefert, ferner S. 7 ff. die technologische Bücherkunde (nämlich die bekanntesten Hand- und Lese-Bücher, wie sie für die Jugend am pafslichsten sind) aufgeführt und kritisch beleuchtet, auch mancherley allgemeine technologische Kunstausdrücke erklärt hat: so kömmt er S. 28 ff. auf die verschiedenen Zweige der Technologie selbst. Er geht sie nach den drey Naturreichen durch, so dafs die Verarbeitung thierischer Stoffe den Anfang, die der mineralischen den Schlufs macht. Freylich bleibt der mündlichen Erklärung des Lehrers, für welchen das Buch als Leitfaden bestimmt ist, das meiste überlassen; aber bey jedem abgehandelten Gewerbe sind doch zugleich gute Schriften angeführt, woraus Lehrer und Schüler sich genauer Raths erholen können. — Nur einige Erklärungen hat der Rec. ungern vermifst, woran junge Leute nicht blofs ihren Scharfsinn hätten üben können, sondern die ihnen auch von manchen verarbeiteten Sachen eine genauere Einsicht würden gegeben haben. Z. B. S. 33. Was bewirkt die *Lohe* beym Gerben der Häute? S. 51. Was heifst *Filzen?* S. 55. Was heifst *Weben?* S. 62. Was sind *geköperte Zeuge?* — S. 50. Bey der Bereitung der Sachen aus Haaren hätte auch die Verfertigung der Uhrbänder und anderer haarnen Bänder mit beygebracht werden können. S. 56 hätte nicht dürfen vergessen werden, dafs die Tücher durch das Walken dichter und stärker werden. Dafs sie an Breite und Länge verlieren, ist erwähnt. S. 58 nennt der Vf. die *Prefsspähne* geglättete Pappbogen; S. 122 bey der Pappbereitung sind sie genauer beschrieben. S. 71 ist nicht der neuen Kunst gedacht, die Abfälle von Horn und Schildpatt (Horn- und Schildpatt-Spähne), welche man erweicht in allerley Formen prefst, zu Dosen u. s. w. zu benutzen, und S. 91 bey den Schiffmühlen nicht der grofsen Breite der Radschaufeln wegen des geringen Gefälles. S. 100 ist die Definition vom *Destilliren* nicht ganz klar und richtig. S. 114. Bey den *Bleichen* hat der Vf. die Dampfbleichen nicht genannt. Bey der *Papierbereitung* hätten S. 118 die Waschmaschienen, S. 119 die Wasserpressen und weiterhin auch die Glättmaschinen genannt werden können. S. 210 hätte unter dem Verzeichnifs der ergiebigsten Salzquellen die *lüneburger* nicht fehlen sollen. — Durch ein paar gute *Register* hat der kenntnifsreiche Vf. sein Werk geschlossen, dem es an einer guten Aufnahme, die es so sehr verdient, gewifs nicht fehlen wird.

Gn.

ERFURT, b. Hennings: *Ökonomische Technologie oder vollständige Anweisung zu Anlegung und Betreibung derjenigen Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden können.* Ein Handbuch für Landwirthe, Cameralisten und Policeybeamte, von *J. C. G. Weise*, herzogl. weimar. Landfeldmesser. IV und letzter Theil, mit 3 Kupfertafeln und 294 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein schickliches Nebengewerbe wird dem kleinen und grofsen Gutsbesitzer täglich unentbehrlicher. Es mufs aber *unmittelbar* mit dessen Wirthschaft in Verbindung stehen, d. h. zum unmittelbaren Nutzen des Hauptgewerbes beytragen, wie z. B. Brantweinbrennen, Stärkemachen, Pottaschsieden; oder ihn nur auf eine gewisse Zeit beschäftigen, wenn die Feldarbeiten ruhen, wie beym Besenbinder, Leineweber. Gewerbe, die Zeit und Aufsicht das ganze Jahr und zu allen Zeiten zu sehr theilen, bestehen selten zusammen, ohne dafs nicht eins, oder beide zugleich dabey leiden. Wo der kleine Bauer zugleich Fuhrmann, Leinreuter etc. ist, und dadurch doppelten Verdienst geniefst, ist gewöhnlich Armuth mit Liederlichkeit zu Hause.

In dem IV Bande ist die Rede von Kalkbrennereyen; vom Graben und der Behandlung der Steinkohlen, Braunkohlen und der Benutzung des Torfs. Rec. kann sich nicht leicht schädlichere Nebengewerbe denken. In dem Sinn, wie Hr. *Weise* die Kalkbrennereyen behandelt wissen will, können sie nie als Nebengewerbe dienen. „Die Landespolicey," heifst es S. 3, „soll dafür sorgen, dafs es im Lande nicht an guten Kalkbrennereyen fehle, und eine jede Provinz mufs damit hinreichend versehen seyn; und sollten sich in derselben keine Kalksteine oder andere zum Kalkbrennen taugliche Materialien finden, so müssen lieber solche aus anderen Provinzen, wo es deren giebt, herbey geholt werden." — S. 6: Es sollte billig die Obrigkeit einer jeden Stadt dergleichen Kalkmagazine anlegen; zugleich aber auch das Recht haben, allein Kalk zu verkaufen, und dieses Monopolium wird Niemand für schädlich halten können u. s. w." — Wie soll unter dergleichen Verhältnissen dieses Gewerbe mit der Landwirthschaft verbunden werden? Wird die Einfuhr des gebrannten Kalks nicht wohlfeiler seyn, als das Beyfahren der rohen Steine, um sie im Lande zu brennen? Wenn ferner die Obrigkeit der Städte überall Magazine mit Vorrechten anlegen soll, wie können noch Einzelne sich damit abgeben? — Die charakteristischen Kennzeichen der Kalk- und Gyps-Steine sind S. 8 u. 9 sehr mangelhaft angegeben. Die Beschreibung der mancherley Öfen zum Kalkbrennen ist mit Abbildungen erläutert, und so deutlich verfafst, dafs man nach derselben im Grofsen arbeiten kann. Der Vf. hat über diesen Gegenstand mit Sachkenntnifs geschrieben, und verdient Dank dafür. Was übrigens der tiefere Forscher hier nicht findet, kann er in *K. Ch. Langsdorfs Erläuterung höchstwichtiger Lehren der Technologie* II Th. S. 164 nachschlagen. — Die Beschreibung und der Betrieb der Steinkohlengruben ist hier nach Angabe des Hn. *Voigt* abgehandelt, und folglich lehrreich und gründlich. — „Beym Torf", heifst es S. 180, „ists in neueren Zeiten beynahe ausgemachte Wahrheit, dafs derselbe ein blofses Gewächs eines feuchten sumpfigen Bodens sey, das immer in sich selbst fortwächst, ohne über sich zu treiben und Blätter oder Stengel zu formiren."

Den Beschlufs macht eine Abhandlung über Steinkohlen- und Torf-Feuerung, wobey der Vf. die Theorie des Verbrennens vorträgt, von den sichersten Mitteln redet die Hitze zu vergröfsern, und das Rauchen der Schornsteine zu vermindern.

Sbst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16. APRIL, 1808.

MATHEMATIK.

MAGDEBURG, b. Keil: *System der praktischen Steuermannskunde*, mit den nöthigen Tafeln zum Lehr- und Hand-Buche zweckmäfsig eingerichtet und geordnet von *H. Brarens*, königl. auctorisirt. Navigationslehrer und Examinator in Tönningen. Zweyte, neu umgearbeitete Auflage; 1807. VIII u. 191 S. Text, nebst 32½ Bog. Tabellen kl. 4, und 2 Kupfertaf. (4 Rthlr.)

Der Text zerfällt in *zwey Theile*, jeder derselben in 5 Abhandlungen (Abschnitte). Im *ersten* werden in der *Einleitung*, als Vorbereitungswissenschaften, die Sinus, Tangenten und Secanten u. s. w., deren Logarithmen und die ebene Trigonometrie erklärt. In der *1 Abhandlung* wird von Berechnung der Ebbe und Fluth; in der 2 vom Compasse, dessen Misweisung, der Abtrift des Schiffes vom wahren Course, der Cours-Verbesserung u. s. w. und der Logge; in der 3 von Berechnung der Breite und Länge, der Course und Distanzen u. s. w., vom Strome; in der 4 vom Koppeln der Course, dem Besteckberechnen, dem Gebrauche der Gunterscale, der Marine-Tabellen u. s. w., und in der 5 von den See-Karten, dem Messen in denselben mit einem Handcirkel, dem Manövriren und Laviren des Schiffes, und dem Steuermanns-Journal, wie es geführt werden soll, mit hinlänglicher Ausführlichkeit gehandelt.

Dem *zweyten Theil* ist wieder eine Einleitung vorangeschickt, in welcher vom Beobachten mit einigen, in der mathematischen Schiffahrtskunde üblichen Instrumenten, besonders mit dem Octanten und Sextanten, auch vom Laufe der Gestirne Anleitung ertheilet wird. In der *1 Abhandlung* werden gründliche Lehren von Beobachtung der Sonne und Sterne; Meridian-Höhen zur Erforschung der Breite; Berechnung dieser Höhen aus jenen Resultaten, und Anleitung, die Tafeln u. das Besteck des Steuermanns darnach zu berichtigen, vorgetragen. Die 2 Abh. ist der sphärischen Trigonometrie gewidmet. Auf sie folgt die Berechnung der Sonnenamplitudo, des Azimuths, die Berichtigung des Compasses u. a. dgl. Gegenstände mehr. Wie die wahre Zeit auf dem Schiffe gefunden werde, zeigt die 3 Abh. — In der 4 wird die Berechnung der Breite aufser dem Mittage gezeigt; und in der 5 die Berechnung der Breite aus des Mondes Meridianhöhe, und die der Länge aus Mondes-Distanzen und nach See-Uhren, bey der die *Harrison*'sche, besonders dessen *Timekeepers* (die der Vf. *Zeitbewahrer?* übersetzt) in Anwendung gebracht wird. — Jetzt folgen Prüfungs-Aufgaben über mehrere Theile der Steuermannskunst, wie sie in ähnlichen Werken der Art vorkommen. Als *Anhang* werden mehrere Gegenstände hinzugefetzt, die vielmehr in den Vorbereitungswissenschaften hätten aufgenommen zu werden verdient. Dahin gehören die Berechnungen vom Sonntags-Buchstaben; dem Osterfeste u. s. w.; dem Stande der Sonne in der Ekliptik; der Declination, Parallaxe; der Stand und die Kenntnifs der Gestirne, der Winde, und andere Dinge mehr, die man Trivialschülern im Rechnen beybringt. Was von den See-Karten, dem *Copernik*anischen Sonnensysteme, und dem Weltgebäude überhaupt vorkommt, hätte in der Einleitung zum *ersten Theile*, seinen Platz finden sollen. Den Beschlufs machen §. 89, 24 nautische Aufgaben, mit den Resultaten, aber ohne Auflösung, die daher den Seelehrlingen zur Übung gegeben sind. Diese haben einen grofsen Nutzen, wie alle früheren Werke über die mathemische Schiffahrtskunde bisher gezeigt haben. Was die Tafeln Vorzügliches enthalten, werden wir noch eben in der Kürze berühren: Sie sind von A — T bezeichnet. A — H sind der Bestimmung der höchsten Fluth an den vorzüglichsten Seeörtern der Erde gewidmet, bey welchen auch die Länge und Breite derselben, jene nach dem Zero des Pico Teneriffa gegeben ist. Hiezu kommen die Tafeln des Zeitunterschiedes zwischen der Sonne und dem Monde; der Sonnen-Declination; ihre gerade Aufsteigung: beide mit Anwendung auf die kenntlichsten Sterne. Ferner: des Sonnen-Halbmessers; der Strahlen-Brechung; des Neigungswinkels des erhöheten Standes vom Auge des Beobachters. — Die Tafeln I — L enthalten die Sinus, Tangenten und Secanten, ihre Logarithmen, und die Logarithmen der natürlichen Zahlen, die in der gewöhnlichen Art geliefert werden. — M — O sind für die wachsende Breite, der veränderten Breite und Abweichung von ¼ zu ¼ Compasstriche durch alle hiehin gehörigen Grade bestimmt. Diese sind sehr brauchbar geliefert. — Die übrigen Tafeln von P — T dienen zur logarithmischen Berechnung der Breite aufser dem Mittage; der Sonnen-Parallaxis in jeder Polhöhe; zur Verwandlung des Monden-Halbmessers in der Höhe; der Parallaxis des Mondes, weniger der Refraction der Mondeshöhe, nach Mafsgabe der Horizontal-Parallaxe, und der Grade in Zeit, oder diese in jene zu verwandeln. Die S. IV — VI vorkommende, Erklärung einiger, in diesem Werke vorkommender (47) fremder Ausdrücke, ist wirklich zu kurz gerathen, und für den, der nicht mit der technischen Nautik hinlänglich bekannt ist, unzulänglich. Wir wollen daher noch einige Bemerkungen über einige Theile der in diesem

Werke vorkommenden Gegenstände einschalten, um dem Verf. zu zeigen, dass in demselben Manches noch bey der *dritten Ausgabe* verbessert werden könne.

Als Handbuch für Seelehrlinge, welche keine höhere Mathematik und Physik studiren, also sich bloss der reinen Geometrie, und gewöhnlichen Arithmetik und Trigonometrie, mit Anwendung derselben auf die astronomische Nautik widmen wollen, ist dieses Werk ganz vorzüglich geeignet; aber für diejenigen, welche diese Wissenschaft systematisch, im strengeren Sinne des Worts, daraus erlernen wollen, mangelt Manches, das von den gelehrten Ausländern gründlich abgehandelt worden ist, und wovon wir nur unter den neueren anführen wollen von den Spaniern: *Francisco de Barreda*, *Joseph de Mendoza*, *Raymundo Pasqual*; unter den Portugiesen: *Joaquiem Hypólito de Matos*, *Joze Melituö da Mata*; unter den Italiänern: *Sebastiano Gorgoglione*, *Vizenzo Brunacci*, *Andr. Mazzitelli*, und ein paar Ungenannte; unter den Engländern: *Heath*, *Murray*, *Love*, *Maskelyne*, *Macclesfield*, *Waddington*, *Haselden*, *Falk*, *Moore*, *Martin*, *Adams*, *Hotham*, *Wilson*, *Puddicombe*, *Boyer*, *Donn*, *Kean*, *Mackenzie*, *Wakely*, *Pickersgill*, *Betteswortb*, *Nicholson*, *Ferguson*, *Liddel*, *Hutchinson*, *Pownal*, und mehrere hieher gehörige Abhandlungen von bekannten und ungenannten Verfassern, die sich in den *Philosoph. Transact.* befinden; ferner unter den Dänen: *Minke*, *Schram*, *Lous* (treffliche Schriften, die Hr. *Bravens* benutzt, nur den systematischen Gang der Steuermannskunst als Wissenschaft, nicht immer befolgt hat), *Wyborgh*, *Cramer*; unter den Schweden: *Hauswolff*, *Chierlin*, *Pehr Elvius*, *Wilke* und mehrere wichtige Aufsätze in den *Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wissensch.*; — unter den Holländern: *Colom*, *de Vries*, *Douwes*, *van Olm*, *Struik*, *Steenstra*, *Vaillant*, *Gerhard Hulst van Keulen*, und mehrere Abhandlungen, die auf Veranstaltung der *Commission in Betreff der Meereslänge* herausgegeben sind; — unter den Franzosen: *Saverien*, *Moreau de Maupertuis*, *Bellin*, *Bouguer*, *Bezout*, *de Villeneuve*, *de la Caille*, *Diguart de Kerguette*, *Pezenas*, *le Monnier*, *de Chavnieres*, *le Roi*, *le Rouge*, *Levêque*, *Romme*, *de Lafferle*, *de Borda*, *le Gaigneur*, und eine Menge anderer Abhandlungen in der *Hist. et les Mémoires de l'Academ. roy. des Scienc. de Paris*; unter den Deutschen: *Stender*, *Rökl*, *Müller*, *Brodhagen* und *Braubach*; und endlich von verschiedenen europäischen Gelehrten, die *in lateinischer Sprache* über die Steuermannskunst geschrieben haben: *Kratzenstein*, *Rouppe*, *Leonh. Euler*, *Grischow*, *Zeiser*, *Lexell* und andere mehr.

In der *ebenen Trigonometrie* S. 9 fg. (die der Vf. die *geradlinige* Trigonometrie nennt,) schickt er nur drey Zeilen Erklärung voraus; giebt dann eine Note, worin er erläutert, dass in der Navigation die Seiten der Triangel (statt auf dem festen Lande in Ruthen, Füsse und Zolle etc.) in Meilen zu 4 Minuten, u. die Winkel auf den Bogen des, mit dem Radio beschriebenen, Cirkels gegeben würden, worauf er sofort zu den Aufgaben und deren Berechnung schreitet. Diesen letzteren hätte doch eine ganz andere Vorbereitungswissenschaft vorangeschickt werden sollen, die sich auf eine reine Theorie der Trigonometrie gründet, verbunden mit etwas Analysis, die ganz nothwendig damit vereinigt werden muss, wenn die Beweise, nach den Regeln der neueren Mathematiker und Lehrer der Navigationswissenschaft, strenge geführt werden sollen. Dieses gilt auch für die sphärische Trigonometrie. Wir ersuchen daher den Vf., bey einer neuen Ausgabe auf diese unsere Bemerkungen Rücksicht zu nehmen, und eine Literatur der gesammten Steuermannskunst vom Jahre 1801 an, so weit er dieselbe besorgen kann, aus allen europäischen Sprachen anzuhängen, wobey eine kurze kritische Anzeige dieser Schriften, eine erwünschte Erscheinung seyn würde. B — s.

OFFENBACH, b. Brede: *Anleitung zur Arithmetik für Anfänger*, entworfen von *Joseph Ignaz Hoffmann*. 1804. in 8.

Dieses Lehrbuch gehört zu den guten, durch welche den blossen leidigen Formelbüchern der Raum immer mehr beschränkt wird. Der Zweck des Vfs. war, Gründlichkeit mit Fasslichkeit zu verbinden, und die einzelnen Lehren so darzustellen, dass keine dieser Eigenschaften der anderen einigen Abbruch thun möchte. Sehen wir aufs Ganze, so müssen wir gestehen, dass er seine Absicht erreicht hat, so weit sich diese in der Manier, worin er arbeitete, erreichen liess. Er schrieb nur für die ersten Anfänger; vielleicht glaubte er, dass die ersten Gründe der Buchstabenrechnung ihre Fassungskraft übersteige, oder dass man nicht im Stande sey, dieselbe mit einer für die Anfänger erfoderlichen Fasslichkeit vorzutragen, worin wir denn nicht mit ihm übereinstimmen könnten. Er sah sich daher genöthiget, manches, was sonst allgemein kurz und dennoch völlig deutlich kann dargestellt werden, durch ein ausführliches Raisonnement vorzutragen, und durch eine Reihe von Schlüssen zu beweisen, was sich durch eine einfache Construction vielleicht leichter hätte zeigen lassen.

In der Einleitung, worin die mathematische Methode und die bey Mathematikern verschiedenen Benennungen von Sätzen kurz und ziemlich deutlich erklärt werden, fiel uns vorzüglich auf, dass der Vf. *Grundsätze* solche Sätze nennt, *welche aus den in der mathematischen Methode voranzuschickenden Erklärungen dergestalt hergeleitet werden, dass man ihre Wahrheit einsieht, sobald man nur ihren Sinn versteht.* Nach ihm also sind Grundsätze blosse unmittelbare Folgerungen aus vorhergegangenen Erklärungen, und der geometrische Satz, dass zwey gerade Linien sich nur in einem Puncte schneiden können, würde also kein Grundsatz seyn, denn aus welcher Erklärung würde sich dieser wohl unmittelbar herleiten lassen? Ist es aber ein Grundsatz, so passt jene Erklärung nicht, und man wird die Sätze in §§. 9, 13, 16, 30, 33, u. s. w., welche unter jenem Namen aufgeführt werden, nicht dafür gelten lassen können. Die eigentlichen arithmetischen Grundsätze sind dafür beynahe alle übergangen. Wir führen diess deswegen an, weil selbst in einer populären Darstellung einer Wissenschaft die ersten Begriffe auf das genaueste müssen bestimmt werden, eben deswegen, weil Bestimmtheit der Begriffe einen jeden Vortrag gerade am fasslichsten macht, und die Einsicht des Folgenden erleichtert. Die erste Abtheilung handelt *von Zahlen überhaupt.* Eine Zahl wird erklärt durch eine *Menge von Einheiten.* Genauer würde man eine Zahl

durch eine bestimmte Menge von Einheiten erklären, indem der Begriff von einer Zahl, einer Allheit, aus der Verbindung der Begriffe von Einheit und Vielheit entsteht. Im §. 13 wird gesagt: *Der Begriff der Einheit ist kein bestimmter unveränderlicher Begriff, denn die Einheit kann bald grösser bald kleiner angenommen werden.* Diess soll doch nichts weiter heissen, als: das, was man sich als eine Einheit, als Eines, als *ein* Ding, denkt, kann sehr verschieden seyn; aber ist desswegen der *Begriff* der Einheit unbestimmt und veränderlich? Das, was man sich als Einheit denken will, ist, wenigstens für die theoretische Arithmetik, sehr gleichgültig. Ferner §. 25: *Bey der Addition wird eine Zahl durch mehrere ungleiche vermehrt.* Warum denn nicht auch durch mehrere gleiche? Doch wohl desswegen nicht, weil man sich, wenn lauter gleiche Zahlen zu addiren sind, eines abgekürzten Verfahrens, Multiplication genannt, zu bedienen pflegt? Hier kam es ja nur auf den allgemeinen Begriff der Addition an. Genauer würden sich §. 46, II die möglichen Fälle so ausführen lassen: 1) bloss Einer; 2) bloss Zehner; 3) Einer und Zehner; gesetzt nämlich, dass man auf Hunderte nicht Rücksicht nimmt. §. 49, II hätten die möglichen Fälle gleich wieder angegeben werden müssen. Die über einander stehenden Ziffern sind entweder 1) gleich, oder 2) ungleich. Der letzte Fall enthält wieder zwey andere, 1) die Ziffer des Subtrahendus ist kleiner als die über ihr stehende Ziffer des Minuendus, oder 2) grösser. Statt *Minuendus* und *Subtrahendus* sagt der Vf. *kleinere* und *grössere Zahl*, was wir wenigstens nicht deutlicher finden können. Das sogenannte *unten Borgen* wird gar nicht erklärt, wie doch hätte geschehen müssen. Auch ist in III die Anmerkung ausgelassen, dass die Ziffer, bey welcher geborgt ist, um eine Einheit kleiner werden muss. Es versteht sich dieses zwar von selbst, aber wenn man alles auslassen wollte, was sich von selbst versteht, so könnte man wenigstens auf erste Anfänger keine Rücksicht nehmen. Übrigens sind die Regeln der Addition und Subtraction sehr gut entwickelt und deutlich vorgetragen; wir wünschten dieses von den Regeln der Multiplication auch sagen zu können. Vor der Aufgabe des 56 §. hätte der Satz vorangeschickt werden müssen, dass, eine Ziffer mit einer Einheit von einer höheren Ordnung multipliciren, eben so viel ist, als die Ziffer zu einer Ziffer von derselben Ordnung, von welcher die Einheit ist, erheben. Daraus würde dann leicht folgen, wie man sich bey der Multiplication einer Ziffer von einer höheren Ordnung mit einer Einheit von einer höheren Ordnung, und überhaupt einer jeden Ziffer mit einer Ziffer von einer höheren Ordnung zu verhalten habe. Nun erst kann die Aufgabe folgen: Eine Zahl, welche aus mehreren Ziffern besteht, mit einer anderen, welche ebenfalls mehr Ziffern enthält, zu multipliciren. Die Aufgabe des 57 §. also ist nicht an ihrem gehörigen Orte, und eben so wenig der Zusatz §. 58. Bey der Division möchte die im 62 §. vorgeschlagene Multiplication des Divisors mit allen Ziffern von 1—9 etwas zu weitläuftig seyn. Hat man nicht andere Mittel, sogleich im Kopf zu übersehen, wievielmal der Divisor in dem über ihm stehenden Theil des Dividendus, als Zahl betrachtet, enthalten seyn könne? Die dritte Abtheilung handelt von benannten Zahlen. Hier fiel uns §. 69 der Satz auf: *Der Werth einer Zahl hängt nicht allein von der Menge ihrer Einheiten, sondern zugleich auch von der Grösse und dem Werthe der Einheiten selbst ab.* Spricht man von dem arithmetischen Werthe einer Zahl, so ist der Satz wohl nicht ganz bestimmt ausgedrückt. Eine Zahl ist eine bestimmte Menge von Einheiten, und drückt entweder eine wirkliche Menge von separaten Dingen, oder eine Grösse, ein Ganzes dadurch aus, dass sie das Ganze durch einen von diesem eingenommenen Theil bestimmt, und die Menge dieser Theile angiebt, welche das Ganze enthält. In beiden Fällen gehört die Bestimmung der Einheit (die Benamung der Zahl) nicht in die reine Arithmetik, und in die angewandte nur in so fern, als man entweder von verschiedenen Einheiten die eine als eine höhere oder niedere Einheit von den übrigen ansehen kann, oder, wenn das nicht der Fall ist, nur um die Bemerkung machen, oder vielmehr wiederholen zu können, die sich auch von selbst versteht, dass sich nur Zahlen von gleichbestimmten Einheiten (gleichnamige Zahlen) zu einander zählen oder von einander abzählen lassen. Die Benennung der Einheit hat also auf die Zahl, als Zahl, gar keinen Einfluss, der Werth der Zahl zwölf bleibt immer derselbe, ich mag mir zwölf Elephanten oder zwölf Mücken denken, es sind immer zwölf Stück, nicht mehr und nicht weniger. Die Benamung der Einheit ändert nur so viel in diesem Fall, dass diese Zahlen, deren Werth gleich ist, weil beide eine gleiche Menge von Einheiten enthalten, jetzt ungleichnamige Zahlen sind, weil sich ihre Einheiten auf ganz verschiedene Dinge beziehen. Wenn man aber 12 Gulden und 12 Kreuzer denkt, so ändert sich der Werth der Zahlen nur in sofern, als ich mir die Einheit von diesen als eine niedere von jenen denke, von welchen sechzig in jener enthalten sind. §. 76—78 hätte müssen bemerkt werden, dass der Multiplicator nie eine benannte Zahl seyn kann, und dass, wenn der Divisor eine benannte Zahl ist, der Quotient eine unbenannte Zahl seyn müsse, und so umgekehrt.

Die Entwickelung und Bestimmung der Regeln mit gebrochenen Zahlen zu rechnen, die dem Anfänger gewöhnlich auch bey einer vernünftigen Lehrmethode schwer vorzukommen, bey einer unvernünftigen auf immer ein Räthsel zu bleiben pflegt, ist, wie uns dünkt, dem Vf. vorzüglich geglückt. Wenn er §. 112 von dem Satze ausgegangen wäre, dass man, um mehrere Brüche auf einerley Nenner zu bringen, nur eine Zahl zu suchen habe, worin alle Nenner der gegebenen Brüche aufgehen, welche Zahl in allen Fällen das Product aus allen Nennern ist: so würde er nicht vergessen haben, zu erwähnen, dass man oft kleinere Zahlen finden kann, welche dieselbe Eigenschaft haben; auch hätte er leicht das in Rechenschulen einmal eingeführte Verfahren erläutern können.

Im fünften Abschnitt, worin der Vf. von den Vergleichungen der Zahlen handelt, treffen wir eben die Deutlichkeit und Vollständigkeit an, die wir im vorhergehenden Abschnitt rühmen mussten. Nach vorangeschickter Buchstabenrechnung freylich hätte sich vieles kürzer und eben so leicht voll vortragen lassen. Eine Reihe von Schlüssen, die, wenn sie Überzeugung hervorbringen soll, nicht nur einzeln verstanden, sondern auch vollständig und im Ganzen über-

sehen werden muss, gesetzt auch, dass alles aufs klarste aus schon vorhererklärten Grundsätzen und Begriffen hergeleitet, und mit gehöriger Bestimmtheit und Deutlichkeit vorgetragen ist, kann doch einem Anfänger, der erst zum regelmässigen Denken gewöhnt werden muss, viele Schwierigkeit machen. Man muss bedenken, dass es manche Menschen in ihrem ganzen Leben nicht so weit bringen, vier Schlüsse im Zusammenhange zu übersehen; und man kann nicht genug einschärfen, dass selbst Kürze des Vortrags, wenn ihm nur die Bestimmtheit nicht mangelt, sehr viel zur Deutlichkeit beyträgt, um endlich den alten Postillenglauben, der in manchen Volksschriften, worin man wissenschaftliche Gegenstände popularisirt, noch sein Wesen treibt, zu entfernen, nämlich, dass eine Sache um so deutlicher werde, je mehr man darüber schwatze. Es ist wohl nicht ganz richtig, was der Vf. §. 180 sagt, dass alle drey bekannten Glieder in einer Proportion nur als blosse Zahlen betrachtet werden. Diess findet nur bey den zwey Gliedern des gegebenen Verhältnisses Statt, woraus der Verhältnisexponent construirt wird, der natürlich nur eine blosse Zahl seyn kann. Mit dem Verhältnissexponenten aber wird das gegebene dritte Glied der Proportion, welches eine benannte Zahl ist, multiplicirt, natürlich muss das Product auch eine benannte Zahl seyn. §. 191 wird bey der Lehre von den zusammengesetzten Proportionen (wann wird man einmal die sinnlose Rechenmeister-Nomenclatur, *regula de tri, regula de quinque, regula multiplex*, verbannen!) folgender Satz als Grundsatz aufgeführt: In der zusammengesetzten Regeldetri ist die Anzahl der gegebenen Dinge immer ungerade. Dieser Satz ist nun nicht allein kein Grundsatz, sondern ein höchst müssiger Satz, der immer hätte wegbleiben können, wenn die Erklärung dieser Regel so gefasst worden wäre: die Anweisung, ein Verhältniss, wovon ein Glied gegeben und das andere gesucht wird, nach mehreren gegebenen Verhältnissen zu bestimmen.

Der Vortrag der Vermischungsrechnung (*regula alligationis*) möchte nicht nur dem Lehrling im Rechnen, welcher sich dieses Buches ohne Anweisung bedienen wollte, sondern selbst einem Lehrer, der die gegebenen Vorschriften zu erläutern hat, Schwierigkeiten machen, die aber nicht eigentlich auf Rechnung des Vfs. zu schreiben sind, sondern durch die hier gewählte Art der Behandlung dieses Gegenstandes beynahe unvermeidlich gemacht werden. Die ganze Rechnung gründet sich auf die Lehre von den Gleichungen; ist diese nicht vorgetragen, und man will doch die Regeln für die gewöhnlichsten Falle angeben: so ist diess wohl nicht anders möglich, als dass man die Resultate, welche man aus den Gleichungen erhält, durch Worte ausdrückt, und also blosse Vorschriften ertheilt, die an sich ganz verständlich seyn können, deren Grund man aber nicht so leicht zu übersehen im Stande ist. Hat man aber nur ein paar Seiten jener Lehre gewidmet, so sind solche Vorschriften ganz entbehrlich, welche sich auf die Vermischung von zwey Materien beziehen. Die Vermischung mehrerer Materien nach gegebenen Bedingungen gehört zur unbestimmten Analytik. Es wäre daher immer besser gewesen, wenn der Raum, welchen diese Vorschriften einnehmen, den ersten Gründen der Buchstabenrechnung und der Lehre von den Gleichungen wäre gewidmet worden, die jedem, selbst auch einem künftigen Landmann und Handwerker, wo nicht unentbehrlich, doch von grossem Nutzen seyn können. Beide Aufgaben (§. 214—216) können durch eine allgemeine Gleichung weit kürzer aufgelöset werden. Wenn ein Theil der Materie A und ein gleicher Theil der Materie B, a und c kosten, wie viel muss man von A und B nehmen, um die Mischung m zu erhalten, deren Preis b seyn soll? Setzt man nun x von A und y von B, so hat man die zwey Gleichungen $xa+yc = mb$, und $x+y = m$; und hieraus $x = \frac{m(c-b)}{c-a}$; und $y = \frac{m(b-a)}{c-a}$. In der ersten Aufgabe soll b die mittlere arithmetische Proportionalgrösse zwischen a und c seyn; man hat also $b = \frac{a+c}{2}$. Dieses substituirt giebt für x und y den Werth $= \frac{m}{2}$.

Die Kettenregel, für das gemeine Leben, besonders für Kaufleute, die sich fast beständig mit Vergleichungen von Münzen, Massen und Gewichten beschäftigen müssen, so äusserst wichtig, ist ganz unverhältnissmässig kurz abgefertigt, und selbst das Gesagte reicht bey weitem noch nicht hin, sich einen richtigen Begriff davon zu machen, vielweniger darnach Aufgaben ansetzen und ausrechnen zu können. In Büchern, wie dieses, welche für Anfänger geschrieben sind, muss durchaus alles so abgehandelt werden, dass der junge Leser im Stande ist, dasselbe ohne Anweisung nicht allein zu verstehen, sondern auch gehörig anzuwenden. Den Raum dazu muss eine zweckmässige Auswahl der Materien geben, wo es ja einem frey steht, sich auf das unentbehrlichste einzuschränken. Die Lehre hingegen von der Ausziehung der Quadratwurzel, welche die letzte Abtheilung ausmacht, nimmt 43 Seiten ein. Zweckmässiger, dünkt uns, hätte der Vf. entweder diese Materie ganz weglassen, oder nicht ohne einen vorangeschickten Begriff von Buchstabenrechnung und Decimalbrüchen, welche er auch jetzt nicht einmal ganz entbehren konnte, vortragen sollen, indem das, was davon hin und wieder zur Erläuterung eingestreut ist, mehr dazu beytragen muss, das Verständniss zu erschweren als zu erleichtern. Vielleicht hat er aber dabey schon Rücksicht auf einen zweyten Theil genommen, welcher die Anfangsgründe der Geometrie enthalten soll. Übrigens, was vorzüglich von einem Schriftsteller, der für Anfänger schreibt, erfodert wird, Deutlichkeit im Vortrage, besitzt der Vf. gewiss, und junge Leute werden sein Buch nicht ohne Nutzen lesen. Nur wünschen wir, dass er sich, vorzüglich im folgenden Theile, mit den ersten Begriffen und Grundsätzen genau bekannt machen möge, ohne welche wohl jemand viele mathematische Kenntnisse haben, aber durchaus kein Lehrer in dieser Wissenschaft seyn kann.

— g.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 APRIL, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Über das Wahre, Gute und Schöne; drey Dialogen des Plato. Theaetetos. Philebos. Hippias d. gr.* Insbesondere für junge Theologen nach einem berichtigten Texte übersetzt, und mit Einleitungen, nebst erläuternden Anmerkungen, welche besonders die Sachen betreffen, versehen von *Friedr. Hülsemann*, Dr. der Philos. u. Director der Stadtschule zu Osterode am Harz. I Theil. *Theaetetos und Philebos.* II Theil. *Hippias d. gr. und Commentar über alle drey Dialogen*, nebst Register. 1807. XXVIII und 640 S. 8.

Der deutsche Schriftsteller soll deutsch zu schreiben wissen, der Übersetzer aus dem Griechischen soll Griechisch verstehen, der Erklärer eines Philosophen soll sich selber klar seyn. Hr. *Hülsemann* hat platonische Dialogen sowohl verdeutscht als erläutert, ohne von diesen mäfsigen Foderungen Eine zu erfüllen.

In der Vorrede lehrt er, dafs Philosophiren jedem selbstdenkenden Gelehrten eine wichtige Pflicht seyn müsse; dafs man junge Studirende auf Gymnasien und Universitäten nicht früh genug aufmerksam machen könne auf diesen Prüfstein des Wahren, worauf ihre künftige Nutzbarkeit beruhe; dafs man dazu, Methode und Stoff zum Selbstdenken gebildeten Jünglingen zu geben, am sichersten grosen Theils durch das Studium der Philosophen des classischen Alterthums gelange. Darauf erzählt er Einiges von der Erziehung des Plato, die eine ästhetische gewesen sey von der Art, die der geistreiche *Schiller* in einer Reihe Briefen im Jahrgang 1795 der Zeitschrift: *die Horen*, schildert; nur dafs damals die physische und propädeutische Erziehung etwas lange gedauert, sintemal Plato erst in seinem 28 Jahre ernstlich angefangen Philosophie zu studiren. Der edle Sokrates habe die bemerkten guten Anlagen seines enthusiastischen Zuhörers durch den Ehrtrieb belebt u. s. w. Einiges sodann von des Plato Eifersucht und Verachtung gegen die übrigen Anhänger des Sokrates; warum besonders der gelehrte Xenophon gegen sein Genie nicht habe aufkommen können. Den Plato habe Xenokrates und Äschines gehört: mit Aristipp habe kein Einklang freundschaftlicher Gesinnung Statt gefunden. Nach Megara sey Plato geflohn, weil er sich in der Hauptstadt nicht sicher geglaubt. Dafs er gereiset ist, und dazu Geld gehabt hat, wird in kostbarer Wendung offenbart: „Sollte ein so vornehmer, und geistvoller junger Mann nicht auch auf Reisen seine Wifsbegierde und Menschenkenntnifs genährt haben? Die Alten lassen uns auch hierüber nicht in Zweifel. Es fehlte dem Plato nicht an bedeutendem Vermögen; davon wandte er einen Theil zu einer Reise nach Ägypten ——, nachher nach Sicilien und Italien an, wo damals pythagoräische *Weisen blüheten*, und eleatische *Philosophie galt*. Glücklicher Erdstrich!" (eine Note, wie besonnen, mitten im Pathos! verweiset auf *Cic. Academ.* 4, 42 der magdeburger, d. h. der *Hülsemann*ischen Ausgabe, in gr. 8) „wo einst Orpheus, Solon und Pythagoras lebten!" (Orpheus und Solon in Sicilien und Italien lebend?) Nachher sey Plato als Lehrer aufgetreten: wie viel er da gewirkt, lehre Aristoteles, *und* seines Ruhmes sey das ganze Alterthum voll.

So viel soll über den Plato *als Menschen überhaupt und als erzogenen Mann* im Voraus bemerkt seyn: Folgendes wird über seine Philosophie und Methode bemerkt. Jeder platonische Discurs lehre den ihn studirenden Jüngling Selbstdenken und Philosophiren; diesen Vortheil erschwere aber die Schreibart und die dialogische Form, *ferner* die aphoristische Art des Discurirens u. s. w. Cicero scheine gute Winke zu geben, wie die seinem dialogisirenden Meister eigenthümlichen Ideen aufzufassen seyen: allein es frage sich, wie verstand selbst Cicero den Plato? Diefs erhelle nur einigermafsen aus — den Fragmenten der Übersetzung des Timäus und anderer Dialogen. Das sicherste bleibe wohl diefs, bey jedem einzelnen Begriff die Merkmale *aufzuspüren*, unter welchen Plato diesen Begriff dachte, bey jedem Satze den logischen Grund desselben *zu suchen*, sodann die Verbindung der Sätze *zu zeigen*. So habe der systematische Denker Stoff zu untersuchen, was und wieviel Plato vom Gebiet der Philosophie gewufst habe. Über das Verhältnifs ferner der sokratischen Methode in den platonischen Dialogen zu unserer heutigen Katechetik ergiebt sich dieses. Methode sey ein gewisser sicherer Gang des Denkens, der seinen Grund in der gesunden Vernunft habe, und in dessen Aneignung die Kunst des lehrenden Vortrags bestehe. Einen solchen lehrenden Vortrag zeige *schon* Homer, Hiob, Xenophon, insbesondere aber Plato, von dem hier zunächst die Rede sey: Beyspiele davon fänden sich auch in den Tragikern der Griechen und in dem Aristophanes. Auf diesem Wege sehe man die Seele gleichsam ganz allein in ihrer Werkstätte sich äufsern: und diefs zu sehen sey sehr unterhaltend und nützlich. Mit dem lucianischen Discurs,

welcher auch Ironie zur Salbung der Rede brauche, stimme der sokratische *darin* überein, dass beide kurze, unter verschiedenen Personen gehaltene, Reden aus dem gemeinen Leben darstellen; aber dem Lucian komme es dabey mehr auf das sogenannte attische Salz an, als auf die liebevolle, unschuldige *Belehrung des Sokrates* beym Plato oder Xenophon. Auch lasse Plato *den Sokrates ein* jedes *Gespräch* einzeln, als ein Ganzes für sich *halten*, da hingegen Homer und die dramatischen Dichter es bloss zur Hebung des Vortrags einweben. Kurz, man habe nach der mühsamen Lesung dieser Stücke sehr viel gewonnen, die Methode. Was nun von dieser den Katecheten ins Gewissen geschoben wird, wie sie voll warmen Gefühls für Wahrheit und Tugend ihren Unterricht beginnen sollen u. dgl. m, das mag der solches Rathes Bedürftige in dem Buche selbst nachlesen. — Schliesslich meldet Hr. *H.*, dass er alles gesammelt habe, was zu einer künftigen kritischen Ausgabe seines Originals beytragen könne; dass er aus dieser Arbeit in mehreren Wintern, 1801 bis 1804, reichlichen Nutzen gezogen habe; dass er den Herren Theologen gelegentlich einige Musterreden, zur Bildung des Kanzelvortrags, übersetzt aus Demosthenes, Cicero, Bourdaloue und Blair, und kurz erläutert, mittheilen wolle; und dass die Herren Kritiker und Philologen finden werden, er habe seinen griechischen Text sorgfältig studiret, habe sich genau an denselben gehalten, und habe alles gesammelt, was auch gelehrten Lesern dieser Dialogen nützlich seyn könne. Was Rec. gefunden, hat er im Eingang dieser Anzeige ausgesprochen. Die Belege nimmt er, bloss der Humanität zu gefallen, die Hr. *H.* anempfiehlt, nicht aus den grösseren Dialogen, die schwer und ernst scheinen mögen, sondern aus dem kleineren, der so leicht wie ergötzlich ist.

Mit böser Vorbedeutung droht die Überschrift: *Der grössere Hippias;* denn der Titel des Gesprächs hat sich verdreht in den Namen des Sophisten. Also observirt der Übersetzer S. 604: „der grössere Hippias war ein, im platonischen Zeitalter wegen seines anmassenden Tones und hohen Honorars, das er nahm, sehr bekannter Sophist, gebürtig aus Elis, und in der Folge (?) Gesandter seiner Mitbürger an die Athenienser." Darauf folgen einige Verse von der Allmacht der Liebe, aus dem Guarini, zunächst aber vermuthlich aus einer Ausgabe des Symposiums, wohin sie eher passen. Der Übersetzer nimmt es mit dem Passen nicht genau: wie hätte er auch sonst alle die Sprüchlein in gebundener und ungebundener Rede zusammen gebracht, mit denen er jedes Titelblatt zwiefach, jeden Schmutztitel einfach, ferner jeden Eingang und Ausgang, ja selbst das Register, beschönpflastert?

Von solcher Aegide wird eine historische Einleitung gedeckt, die, laut Vorrede S. XX, einen fortlaufenden Commentar ersetzt. Historisch, geschichtlich, scheint sie darum zu heissen, weil nun einmal nichts in der Welt aus der Geschichte heraus kann, oder auch, nach einer bekannten Figur, weil sie grossen Theils geschichtswidrig ist. Sie hebt dergestalt an: „In diesem Dialogen beginnt" [als ob er nicht auch vollendete] „Sokrates mit dem Sophisten Hippias einen philosophischen Discurs" [in dem Dialogen einen Discurs!] „über den Begriff des Wesens der Schönheit. Er wählt *dazu* die Manier, dass er nichts behauptet, sondern Satz für Satz den Sophisten widerlegt, und ihm dann über seine Unwissenheit und derbe Anmassung Vorwürfe macht" [nicht in unserem Text]. „Es ist die Gewohnheit des Sokrates, mit genauer Bestimmung der Begriffe die Sophisten zu bekämpfen" [entlehnt aus *Tiedemann*]. „In dieser Hinsicht" [in welcher?] „lässt der feine Satyriker Sokrates seinen herben Spott über die leere Anmasslichkeit" [s. oben] „aus, mit welcher u. s. w. Sokrates macht ihn zuvörderst darauf aufmerksam, dass er nicht einmal in Lacedämon gewesen" [in dem gemeinen Texte sagt Hippias auf der ersten Seite: πλεῖστα καὶ περὶ πλείστων εἰς τὴν Λακεδαίμονα ἐπρέσβευσα] „und man seine Weisheit dort gar nicht verlange" [χαίρουσιν ἀκούοντες ἐμοῦ καὶ ἐπαινοῦσι], „weil" [lies *ungeachtet*] „die Lacedämonier selbst" [lies *sonst*] „sehr viel Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne zu wenden pflegten. Ferner nützt er *den Umstand, wo* Hippias seine gepriesene Schrift" [πάγκαλος λόγος] „über die Erziehung ihm anrühmt, demselben die Erklärung abzufragen, worin denn eigentlich das Wesen der Schönheit bestehe, durch dessen Eigenschaft der Charakter des Schönen bestimmt werde, und worin eigentlich die Natur des Schönen liege?" [Kann man unbeholfener und verworrener tautologiren?] „Denn, fuhr Sokrates fort" [wie überraschend der lebendige Übergang aus der Gegenwart in die Vergangenheit!] „ich bin neulich über diesen Begriff von einem Wortstreiter" [οὐδὲν ἄλλο φροντίζων ἢ τὸ ἀληθές?] „heftig angelassen worden. Ich will dir das, was ich damals hörte, wiederholen, damit Hippias Gelegenheit habe" [*damit du Gelegenheit habest*, hätte ein gewöhnlicher Schriftsteller gesagt: der Übersetzer, hineingewachsen in die Sprache seines Autors, scheint, unwillkührlich und unbewusst, in jene *enallage personae* gerathen zu seyn, die so manchmal die Ausleger geplagt hat, z. B. zu Anfang des Symposiums] u. s. w. „Hippias antwortet erstlich: Die Schönheit an sich bestehe in einem schönen Mädchen" [mit Nichten; auch müsste er ja rasen; sondern, was hoffentlich wahr ist, παρθένος καλὴ καλόν]. — Und in solchem Ton und Geiste wird fortgeleitet, bis der philosophische Discurs selbst dermassen einfällt:

„Hippias, du trefflicher und weiser Mann, wie verlierst du dich nach langer Zeit einmal wieder hinab zu uns nach Athen?" Ominos, wie die Überschrift. Dann erstlich *trefflich* ist nicht nur müssig neben *weise*, sondern auch widrig modern für καλός, und wird nicht besser durch die Behauptung S. 605, dass, an die körperliche Schönheit hier zu denken, für einen grossen Gelehrten, wofür Hippias (s. Pau-

sanias S. 443) gegolten, eben kein feines Compliment wäre. Wenn man sich doch bescheiden wollte, die Weise der Alten einfältiglich zu lernen, statt sie vorwitzig zu meistern! Die Note von *Heindorf*, aus der das Citat genommen ist, besagt nicht, wesshalb sie angeführt wird. Ferner *Mann* und *einmal wieder* sind willkührliche und unnütze Zusätze; *wie* ist aus einer Verwechselung des ὡς mit πῶς entstanden; *hinab* grammatischer Fehler für *herab*; *sich verlieren* nichts weniger als entsprechend für καταίρειν.

Nicht abgewandt wird das Omen, wenn gleich nachher ὅταν τι δέηται διαπράξασθαι πρός τινα τῶν πόλεων übersetzt wird: „so oft sie einen Sachwalter gegen eine benachbarte Stadt braucht;" und αἱρουμένη πρεσβευτήν „zum Geschäftsträger, Legaten wählen;" und, mit offenbarer Verkennung des Sinnes, τῶν λόγων οἳ ἂν παρὰ τῶν πόλεων ἑκάστων λέγωνται, „in Absicht der Verhandlung (*sic*), welche mit sämmtlichen fremden Städten im Werke sind." Εἰς ἄλλας πόλεις ἐπρέσβευσα heisst nicht „ich bin in *fremde* Städte als Gesandter abgegangen." Bey πλεῖστα δὲ καὶ περὶ πλείστων καὶ μεγίστων „am öftersten im Betreff sehr wichtiger Angelegenheiten" war die schöne Beziehung unter den gleichklingenden Wörtern wiederzugeben. Διὸ δή, ὃ καὶ σὺ ἐρωτᾷς, οὐ θαμίζω εἰς τούσδε τοὺς τόπους hat sich so breiten und zieren müssen: „daher kommt es auch, wie du zu sagen beliebst, dass ich saumselig bin, in die hiesige Gegend zu reisen." Unverständlich ist, was unmittelbar folgt: „Das ists gerade, mein Hippias, was in Wahrheit den weisen Mann ausmacht." Denn wer nicht das Griechische zur Hand hat, wird dieses *das* nur auf die Saumseligkeit oder auf die Reise beziehen können, und in keiner von beiden Beziehungen Sinn finden: dass gemeint sey τοιοῦτον μέντοι ἐστὶ τὸ τῇ ἀληθείᾳ σοφὸν ἄνδρα εἶναι, erräth er gewiss am letzten. Und doch sind die Worte so klar und von *Heindorf* so sorgfältig umschrieben, dass unmöglich scheinen könnte, sie misszuverstehen. Der Zusammenhang ist natürlich mit dem Sinne verloren gegangen; daher wird fortgefahren: „Denn du bist eines Theils in deinen Privatlectionen im Stande, neben dem hohen Honorar, das du dir von jungen Leuten geben lässest, sie gleichwohl noch weit kostbarere Dinge zu lehren, als das hohe Lehrgeld werth ist, was du nimmst. Zweytens vermagst du in Staatsangelegenheiten deine Vaterstadt kräftig mit Wohlthaten zu unterstützen, ganz den Pflichten des Biedermannes gemäss, der nicht bloss Gleichgültigkeit gegen sich scheut, sondern auch bey den Meisten in guten Ruf zu kommen strebt." Zehn Zeilen für fünf, aber welche für welche! wie schwer *einestheils* — *zweytens*, was noch dazu sich nicht einmal entspricht, gegen das leichte καὶ — καί, *ganz den Pflichten gemäss* gegen ὥσπερ χρή: wie schief *in deinen Privatlectionen* für ἰδίᾳ, nicht zu erwähnen, dass die Privatlectionen zum Gegensatze nicht Staatsangelegenheiten, sondern bekanntermassen ein Publicum verlangen: wie ungeschickt jenes *neben*, wodurch das Honorar unter die Gegenstände des Unterrichts eingerückt wird. Honorar und Lehrgeld ist vermuthlich Ein Begriff: wozu zwey Wörter? *Gleichwohl*, *weit*, *kräftig* unnütze Einschiebsel. *Hohes Lehrgeld, das kostbare Dinge werth ist*, schmeckt wenigstens nach Tautologie. *Mit Wohlthaten unterstützen* kann man etwa Hausarme. μέλλειν μὴ καταφρονήσεσθαι liess sich kaum gesuchter geben als „Gleichgültigkeit gegen sich scheuen." Dass endlich der *Biedermann, der in Ruf zu kommen strebt*, neuen und schlechten Gepräges sey, bedarf kaum einer Erinnerung.

Unconstruirbar scheint diese bald folgende Periode: „Was anders, mein lieber (ὦ) Sokrates, als ihr Unvermögen, und ihre Beschränktheit, die sie fühlten, nicht Fähigkeiten genug zu beiden Geschäften, dem Privatunterrichte und öffentlichen Staatsarbeiten, vorstehen zu können, zu besitzen?" Wobey noch merkwürdig ist, dass der Übers. auch einen Privat-Staat zu kennen scheint: δημόσια sind ihm fast immer *öffentliche* Staatsgeschäfte, *öffentliche* Staatsarbeiten, *öffentliche* Staatsaufträge.

Auf jene Frage antwortet Sokrates, oder vielmehr, mit tüchtigem Sprunge über alle stark und schraff gezogenen Fäden des Zusammenhangs, der Übers.: „Aber, beym Zeus, (ἆρ' οὖν) es haben *ja* (ὥσπερ —) alle anderen Wissenschaften allmählich sich vervollkommnet, *so dass* z. B. die heutigen Kunstarbeiten die früheren Zeiten weit hinter sich lassen, *so dass* die Alten gegen die Neueren Stümper (φαῦλοι) sind. Sollte man nicht annehmen dürfen (οὕτως —), dass in eben diesem Grade auch eure Sophistik, Kunst zu disputiren, an Vollkommenheit zugenommen *habe*, und dass die Alten in dieser, chikanirenden, Kunst gegen euch Stümper *waren*?" Eine Probe zugleich von des Übers. Neigung und Geschick zum Nachhelfen und Ausmalen. So ist ihm τοὔνομα der *berühmte* Name, Γοργίας der *glorreiche* Gorgias, ἐν τῷ δήμῳ ἔδοξεν ἄριστα εἰπεῖν man hielt ihn für den *fähigsten* Volksredner *wegen seines herrlichen Vortrags*, ἀκούειν Prunkreden halten, peroriren, hören, θαυμάζειν τε καὶ ἐκπεπλῆχθαι seine grosse Verwunderung und Staunen nicht bergen können, σμικρόν που τοῦτ' ἂν εἴη μάθημα ὧν σὺ τῶν πολλῶν ἐπίστασαι diese deutliche Entwickelung ist nur ein kleiner Lichtstrahl aus den Schätzen der Weisheit, die du so in Menge besitzest, χαλεπὰ τὰ καλὰ das Schöne zu begreifen, deutlich sich vorzustellen, ist schwer. Gleichen Gehaltes sind die Angaben der Gemüthsbewegungen, als: Hippias (nachgiebig), Sokrates (ironisch bitter), Hippias (unwillig über seinen beleidigten Ehrgeiz).

Doch sowohl diese überverdienstlichen Werke als jene Abweichungen von der platonischen und überhaupt von der guten Form, möchten dem nur um Deutlichkeit Bemühten allenfalls nachgesehen werden, wenn diese Deutlichkeit selbst erreicht wäre, oder auch nur die erste Bedingung derselben, grammatisches Verständniss. Daran aber wird zweifeln, wer folgende Übersetzungen erwägt, die alle in der ersten Hälfte des Dialogen zu finden sind. Ἰδίᾳ ἐπι-

δείξεις ποιούμενος, Prunkreden, die er in Privatlectionen machen liess; ἄλλοτε δημοσίᾳ ἀφίκετο hat oft auswärts öffentliche Staatsgeschäfte abgemacht; καὶ ἔτι πρότερος τούτων Πρωταγόρας, in dieser Erwerbskunst hatte Protagoras die genannten Beiden noch weit übertroffen; οὐδὲν γὰρ οἶσθα, ὦ Σώκρατες, τῶν καλῶν περὶ τοῦτο, das will noch nichts *sagen*, mein Sokrates, was du da rühmliches von diesen Sophisten-Geschicklichkeiten *sagest*; Πρωταγόρου αὐτόθι ἐπιδημοῦντας, wo Protagoras sich niedergelassen hatte; ἐκ χωρίου Ἰνυκοῦ aus einer Gegend Inykos; σχεδόν τι οἶμαι ἐμὲ πλείω χρήματα εἰργάσθαι ἢ ἄλλους σύνδυο οὕστινας βούλει τῶν σοφιστῶν, ich getraue mir zu behaupten, dass ich mir weit mehr Geld erworben habe, als die beiden Sophisten, die du in dieser Hinsicht rühmtest; τῶν προτέρων περὶ Ἀναξαγόραν πολλὴ ἀμαθία λέγεται, die alten Weisen vor dem Anaxagoras waren äusserst unwissend in der Philosophie; τοῦτο μὲν οὖν μοι δοκεῖς καλὸν τεκμήριον ἀποφαίνειν περὶ σοφίας τῶν νῦν πρὸς τοὺς προτέρους, καὶ πολλοῖς συνδοκεῖ, ὅτι τὸν σοφὸν αὐτὸν αὑτῷ μάλιστα δεῖ σοφὸν εἶναι, du scheinst mir hierdurch einen trefflichen Beweis deutlich vor Augen gelegt zu haben, wie sehr die Neueren vor den Alten den Vorzug verdienen. Dazu kömmt noch, dass ein Philosoph recht weise auf seinen Vortheil bedacht seyn *müsse*, und davon ist der Zweck, sich viel Geld zu erwerben. Σ. πῶς φῄς; ἀλλ' ἐλάχιστον; Ἰ. οὐδὲν μὲν οὖν τὸ παράπαν πώποτε. S. wie kannst du so etwas sagen? doch wohl nicht das wenigste? H. Nun freylich; zuweilen gar nichts. Σ. ἀλλὰ τοὺς μὲν Ἰνυκινῶν υἱεῖς οἷός τ' ἦσθα ἀμείνους ποιῆσαι, τοὺς δὲ Σπαρτιατῶν ἠδυνάτεις. Ἰ. πολλοῦ γε δέω. S. Vermochtest du denn etwa die Söhne der Inyker besser zu erziehen als die der Spartaner? und war dir diess bey Letzteren durchaus nicht möglich? H. Es wollte gar nicht gelingen. Ὅπου τοῦτο σπουδάζοιτο, wo er seine Kunst treibt; πότερον οὖν τοὺς νέους οὐχ οἷός τ' ἦσθα πείθειν, ὡς σοὶ συνόντες πλέον ἂν εἰς ἀρετὴν ἐπιδιδοῖεν, konntest du denn die jungen Leute auf keine Weise bewegen, lieber zu dir in Unterricht zur Menschenveredlung zu gehen, als zu ihren Verwandten, Mitbürgern? (Anderwärts ist ἀρετὴ Menschenwürde; εἰς ἀρετὴν βελτίους ποιῆσαι heisst da: durch Hinleitung zur Menschenwürde veredeln; ὁ δυνάμενος παραδιδόναι τὰ πλείστου ἄξια μαθήματα εἰς ἀρετήν, ein Mann, welcher die schätzenswerthesten Vorschriften zur Erlangung der Menschenwürde zu geben versteht; σὺ δὲ ταύτην παραδιδόναι κάλλιστ' ἐπίστασαι, du bist nun vor allen anderen der Mann dazu, sie, *die Menschenveredlung*, am besten Jemanden *beybringen* zu können.) Ἀλλὰ μὴν εὔνομός γ' ἡ Λακεδαίμων, das läst sich von Lacedämons guten Gesetzen erwarten; ἐὰν κελεύῃς, weil du es sagst; Λακεδαιμονίοις οὐ πάτριον ὀρθῶς πράττειν, ἀλλ' ἐξαμαρτάνειν, ists nicht Landesgebrauch bey den Lacedämoniern brav zu handeln, sondern vielmehr Fehler sich zu Schulden kommen zu lassen? χαίρουσι γοῦν ἀκούοντες ἐμοῦ καὶ ἐπαινοῦσι, so aber hören sie mich mit vielem Beyfalle wenigstens an, und Lob ist alles, was sie mir geben; ἀλλὰ μήν που οἵ γ' εἰδότες τὸ ὠφελιμώτερον τοῦ ἀνωφελεστέρου νομιμώτερον ἡγοῦνται τῇ ἀληθείᾳ πᾶσιν ἀνθρώποις, musst du nicht zugeben, dass die Sachkundigen, welche aus Gründen des Pflichtgebots das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden wissen, es nach Gründen der Wahrheit für Jedermann so darstellen? περί τε γραμμάτων δυνάμεως καὶ συλλαβῶν καὶ ἁρμονιῶν καὶ ῥυθμῶν, über Buchstaben- und Sylben-Abtheilung, so wie über das Wesen des Rhythmus und der Harmonie durch Declamation. (Sehr passend schliesst sich an: „Ey, lieber Freund, was sind denn das für Harmonieen und Buchstabeneintheilungen?" nur leider unpassend für περὶ ποίων, ὦ 'γαθέ, ἁρμονιῶν καὶ γραμμάτων;). Περὶ τῶν κατοικίσεων ὡς τὸ ἀρχαῖον ἐκτίσθησαν αἱ πόλεις, sie mögen gern vernehmen, wie Wohnsitze eingeführt wurden, wie man auf den Gedanken kam, keine (*sic*) Städte zu bauen; ἄν τις τοὺς ἄρχοντας τοὺς ἡμετέρους καταλέγῃ, aus deinem Munde die Staatsmänner Athens sich namentlich vorsagen zu lassen; καὶ ναὶ μὰ Δία, ὦ Σώκρατες, περί γ' ἐπιτηδευμάτων καλῶν καὶ ἔναγχος αὐτόθι εὐδοκίμησα διεξιὼν ἃ χρὴ τὸν νέον ἐπιτηδεύειν, der Himmel weiss, wie's zugeht, Sokrates! neulich erst bin ich daselbst, in Lacedämon, wegen meines Vortrages über elegante Literatur, wie sie ein junger Lacedämonier treiben müsse, mit ihrem Beyfall beehrt worden. (Der böse Ficinus mit seinen **pulchris studiis!** Um diese *schönen Studien* befragt gleich nachher Neoptolemus den Nestor; dann wird eine Rede über die *Bildung zur schönen Literaturkenntniss* erwähnt.) Ὁποῖα καλά warum diese Dinge schön sind; ἠπείλουν ὁπότε ὑμῶν τῶν σοφῶν τῳ ἐντύχοιμι, ἀκούσας καὶ μαθὼν καὶ ἐκμελετήσας ἰέναι πάλιν ἐπὶ τὸν ἐρωτήσαντα, ich fasste den drohenden Entschluss: *Sobald* ich einen von euch Weisen von Profession anträfe, *ich* mit Begierde ihn fragen und mich belehren lassen *wolle*, nachdem ich mich vorher darauf vorbereitet hätte; sodann wolle ich zu jenem mit der Frage zurückkehren. Ἀτὰρ μή τι κωλύω μιμούμενος ἐγὼ ἐκεῖνον, ἐὰν σοῦ ἀποκρινομένου ἀντιλαμβάνωμαι τῶν λόγων ἵνα ὅτι μάλιστά με ἐκμελετήσῃς; σχεδὸν γάρ τι ἔμπειρός εἰμι τῶν ἀντιλήψεων, würde es dich wohl incommodiren, wenn ich mich jetzt in seine Stelle setzte, und dir, zu meiner eigenen Übung, die Antworten abfragte? Ich entsinne mich noch ziemlich der Einwurfssätze. Ἔθος γάρ τι τοῦτ' ἔχει, die Einkleidung der Frage wäre vermuthlich folgende gewesen; ὦ ξένε Ἠλεῖε, Fremdling aus Elea; ἓξ χόας, sechs Choä; Σ. (σοφίᾳ οἱ σοφοὶ σοφοὶ καὶ τῷ ἀγαθῷ τἀγαθὰ ἀγαθά. Ἰ. πῶς δ' οὔ;) Σ. οὖσί γέ τισι τούτοις. οὐ γὰρ δή που μὴ οὖσί γε; Ἰ. οὖσι μέντοι. S. Sie sind das, was sie sind, durch sich selbst, nicht aber, wenn sie nichts wirkliches wären. H. Freylich ein wirkliches. Δικαιοσύνῃ δίκαιοί εἰσιν οἱ δίκαιοι, die Gerechten sind durch ihre Gerechtigkeit das, was sie zu Gerechten macht; ἆρ' οὖν οὐ καὶ τὰ καλὰ πάντα τῷ καλῷ ἐστι καλά; ist nicht ferner ebenfalls das Schöne im Ganzen durch das, was es ist, schön, weil es schön ist?

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Über das Wahre, Gute und Schöne; drey Dialogen des Plato.* Von *Fr. Hülsemann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Hauptfrage wird also festgestellt: „S. Er würde fragen: Fremdling, worinne besteht denn das, was man schön nennt? H. Will denn diese Frage etwas anders sagen als soviel: was ist schön? S. Offenbar nichts weiter! Der Sinn ist: Worinne besteht *seinem* Wesen nach *die* Schönheit? H. Diese Frage ist ja mit jener einerley. S. So! einerley? H. Ich finde keinen Unterschied. S. Du verkennst deine eigene bessere Einsicht. Besinne dich nur, mein Theurer! seine Frage betrifft ja den Gesichtspunct: nicht, — was ist das Schöne? sondern worinne besteht das Wesen der Schönheit?" Hier ist nun wahrhaft unmöglich die Bewunderung zurückzuhalten: denn in die Augen fällt der Vorzug der Übersetzung vor der Urschrift. Während in dieser die Verworrenheit des Sophisten fast unbegreiflich bleibt, ist sie in jener auf das sattsamste begründet, in der Verworrenheit nämlich des Sokrates: es geschieht, was jenem Posthorn nachgerühmt wurde,

Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus. —

παρθένος καλὴ καλόν, es besteht das Wesen der Schönheit in nichts anderem, als in dem, was an reizenden Mädchen gefällt; ὡς γλυκὺς εἶ, ὦ Σώκρατες, du erlaubst mir einen feinen Scherz, o Sokrates! (es folgt die Zusammenstellung mit einer Stute). Καλὸν μὲν καὶ τοῦτο σκεῦός ἐστιν, ἀλλὰ τὸ ὅλον τοῦτο οὐκ ἔστιν ἄξιον κρίνειν ὡς ἂν καλὸν πρὸς ἵππον τε καὶ παρθένον καὶ τἄλλα πάντα τὰ καλά, diese Vase (χύτρα) ist auch schön: aber dieser ganze Begriff, angewendet auf ein Mädchen und ein Mutterpferd und auf alle schöne Dinge, kann nicht für das Wesen der Schönheit gelten; ἀνθρώπων ὁ σοφώτατος πρὸς θεὸν πίθηκος φανεῖται, der weiseste Mensch ist in Gottes Augen ein Affe; τί μάλιστα ey meisterhaft! ποτέραν πρέπειν ταῖν τορύναιν τῷ ἔτνει, dass sich beide Rührkellen zum Erbsenbrey schicken; σοὶ μὲν οὐκ ἂν πρέποι τοιούτοις ὀνόμασιν ἀναπίμπλασθαι, οὕτω καλῶς ἀμπεχόμενον, es möchte dich nicht gut kleiden, dich mit solchen Namen anzufüllen, dich einen so schön gekleideten Mann; ταύτῃ τῇ ἀποκρίσει, ἣ ἂν φῶ τὸ καλὸν χρυσὸν εἶναι, οὐδέν μοι ἀναφανήσεται κάλλιον ὂν χρυσὸς ἢ ξύλον σύκινον, durch diese Antwort, nach welcher ich behaupte, das Schöne bestehe im Golde, wird offenbar das Gold mir den Werth um keinen Grad schöner machen als Feigenholz; φάναι ἐμὲ μηδ' ὁτιοῦν ἐπαΐειν, ich werde ihm gestehen, dass ich ihm nichts mehr gut heissen könne; λίθος καὶ οὗτος μυλίας, ein Marmorblock oder ein Mühlstein; μὰ τὸν κύνα, ich wollte, dass dich der Hund Anubis holte.

Vielfach ist in dem Dialogen von dem Schicklichen die Rede: wäre doch davon recht viel der Übersetzung zu Gute gekommen! Aber οἱ τετελευτηκότες sind die Verewigten, τοῖς νέοις συνεῖναι sich mit jungen Leuten abgeben, ληρεῖν dummes Zeug schwätzen, διθύραμβον ᾆσαι einen Galimathias vorplaudern, ἡδέως μυθολογῆσαι ein amüsantes Histörchen erzählen, πολλὰ εἰδώς Polyhistor, πάγκαλος λόγος eine sehr geschmackvolle Rede, σεμνὸν πρᾶγμα eine sehr respectable Sache, ἀργύριον ἀπὸ σοφίας ἐργάζεσθαι durch Weisheitskrämerey sich Geld zusammenscharren, οὐ γὰρ πάτριον τοῖς Λακεδαιμονίοις κινεῖν τοὺς νόμους freylich widerstreitet es den vaterländischen Statuten der Lacedämonier, die Gesetze derselben ausser Kurs zu bringen. So auch ὦ ἑταῖρε mein Theurer, ἄγαμαί σου ich bin dir dankbarst verpflichtet, ἀλλ' ὅπως παρέσει ich wünschte aber auch die Ehre zu haben, dich dabey gegenwärtig zu sehen, ταῦτα πειθώμεθα du glaubst mir diess weiss machen zu können, εὐηθέστατός ἐστιν ὁ ἄνθρωπος er ist ein erbärmlicher Tropf, der Kerl, ὦ τετυφωμένε du blinder Tölpel, οὕτως εὐήθεις ἦσαν so einfältige Tröpfe waren die guten Alten, καὶ ἐγὼ διὰ τὴν ἐμὴν φαυλότητα ἠπόρουν da gerieth ich Stümper ins Stecken, εὖ γε νὴ τὴν Ἥραν λέγεις Potz tausend! das wäre, so wahr Herkules lebt, eine herrliche Sache, βάλλ' ἐς κόρακας vor den Kukuk!

Gleich auffallend ist die Unbestimmtheit der Übersetzung, die vornehmlich daraus entsteht, dass sie gerade diejenigen Begriffe, um welche die Rede am häufigsten sich dreht, nur schwankend und theilweise bezeichnet. Statt das griechische Wort in dem ganzen Umfang seiner Bedeutungen aufzufassen, und ein für allemal mit dem Einen deutschen wiederzugeben, das am genauesten entspräche (Erschöpfung ist nicht zu verlangen, so lange das Griechische griechisch ist und das Deutsche deutsch): statt dessen verliert sie sich in eine Menge von Synonymen, die den bloss deutschen Leser verführen müssen, Vielheit zu vermuthen, wo im Original Einheit herrscht. Wenn z. B. Sokrates, eben durch scharfe Bestimmung des Gesetzmässigen (νόμιμον) zeigt, dass die Lacedämonier durch zu grosse Gesetzmässigkeit in Gesetzwi-

nen Grammatik und ihrer weiteren Ausführung im Lesebuche, um dieses auch bey dem Gebrauche der kleinen Grammatik noch benutzen zu können, und ein Register der im Lesebuche vorkommenden Wörter und Sachen. Die Zahl der Druckfehler ist unbedeutend, und nur selten hat Rec. einen nicht angezeigten Druckfehler bemerkt. Auch an der Ächtheit des gewählten Lateins ist, bey aller seiner Leichtigkeit, nur selten etwas auszusetzen; und mit den in der Vorrede geäusserten Grundsätzen des Vfs. ist Rec. vollkommen einverstanden. Dahin gehört vorzüglich seine Äusserung über das Auswendiglernen der Vocabeln, welches der Vf. nur dann verwirft, wenn man dem Gedächtnisse etwas zu behalten zumuthet, was entweder unverständlich oder von keinem wesentlichen Nutzen für die Zukunft ist. Rec. erinnert nur noch, dass das Auswendiglernen der Vocabeln in bloss alphabetischer Ordnung für die Kinder nicht nur sehr ermüdend und abschreckend ist, sondern auch leicht zu Verwechselungen ähnlicher Begriffe und zu Missverständnissen führen kann, welche in der Folge schwer wieder auszurotten sind. Er stimmt daher der Meinung derjenigen bey, welche die Vocabeln in ihrem sächlichen Zusamenhange und in der natürlichen Verbindung ihrer Bedeutungen wollen auswendig gelernt wissen, und empfiehlt in dieser Rücksicht die *Sammlung lateinischer Wörter und Redensarten zur leichten und zweckmässigen Erlernung eingerichtet, mit Hinsicht auf Bröder's lateinische Lectionen für Anfänger*, welche zu Frankfurt a. M. bey Varrentrapp und Wenner erschienen ist.

F — G.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, b. Dieterich: *Über die Vereinigung aller Provincial-Schulden des Königreichs Westphalen in Eine allgemeine Reichs-Schuld.* 1808. 64 S. 8. Der Gegenstand dieser gehaltreichen Schrift macht die Untersuchung der juridisch-politischen Frage aus: ob es rechtlich und rathsam sey, alle *vor* der Vereinigung der Provinzen, welche gegenwärtig das Königreich Westphalen bilden, gemachten Staats- oder Landes-Schulden in eine allgemeine Reichsschuld zu verwandeln oder nicht? Die Frage wird, wie sich erwarten liess, verneinend beantwortet. Der Vf. bemüht sich zuerst, die Motive zu entwickeln, welche der Zusammenschmelzung das Wort reden; diese sind hauptsächlich folgende: 1) um *Einheit* zu bewirken, 2) alle Unterthanen bey respectiven *gleichen* Zahlungskräften zu erhalten, 3) der *Schwierigkeit in Erhebung* besonderer Steuern zu Etablirung eines speciellen Zinsen- und Kapital-Abtragungsfonds für jede Provinz zu begegnen. — Alle diese Motive werden vom Vf. mit Gründlichkeit widerlegt und theils als *nicht erheblich*, theils nicht *von dem Gewichte* dargestellt, um eine Härte zu rechtfertigen, welche dem gemeinsten Menschen-Verstand in die Augen springt, da es immer ein allgemein anerkannter Grundsatz bleibt, dass *Niemand der Regel nach gehalten seyn kann, des Änderen Schulden zu bezahlen.* Auch scheint der dritte Artikel des ersten Titels der Constitutions-Urkunde des Königreichs Westphalen, wo es heisst: „die besagten Ländern auferlegten ausserordentlichen Kriegssteuern sollen abgetragen, oder es soll für ihre Abzahlung vor dem 1 Dec. 1807 Sicherheit gegeben werden," einer solchen Vereinigung entgegenzustehen. Denn nach diesem Artikel sollen gar keine rückständigen Kriegs-Contributionen existiren, dieselben sollen entweder abgetragen seyn, oder die Schuldner sollen Sicherheit gestellt, d. h. sich verbindlich gemacht haben, die Rückstände ihrem Gläubiger, dem französischen Kaiser, nach und nach zu entrichten. — Hiezu kommt noch, dass selbst nach dem Codex Napoleon, Gesetze keine rückwirkende Kraft haben, also ein noch zu gebendes Gesetz die Verbindlichkeit nicht bestimmen kann, dass ein Hesse und Braunschweiger preussische oder hannöverische Schulden bezahlen solle, vorzüglich wenn sich abgethane Kriegssteuern darunter befinden.

Würden aber auch die Schulden aller übrigen Provinzen zusammengeschmolzen, so müssten doch die ehemaligen hessischen Länder von einer solchen Vereinigung billig ausgenommen werden. Denn durch einen von den Bevollmächtigten des französischen Kaisers, dem General-Gouverneur und Intendanten von Hessen, mit dem engeren Ausschusse der ehemaligen hessischen Landstände am 16 Junius 1807 eingegangenen feyerlichen Vertrag sind diese Länder über die richtige Zahlung der ihnen auferlegten und durch ein theils freywilliges, theils gezwungenes Anlehn herbeygeschafften Kriegs-Contribution nicht nur förmlich quittirt worden, sondern es sind ihnen auch zur jährlichen Zinsenzahlung und successiven Amortisation der Schulden die sogenannten Petri- und Martini-Steuern, welche zur Abtragung der Landes-Schulden bestimmt waren, in bester Form Rechtens abgetreten worden. Dieser Vertrag sichert vollkommen die hessischen Provincial-Schulden davor, in eine allgemeine Reichs-Schuldenmasse gezogen zu werden, weil keiner ein kaiserliches Wort drehen oder deuten wird.

Rec., der sich über die Wahl der Mittel zur Deckung ausserordentlicher Kriegssteuern bereits an einem anderen Orte ausführlich geäussert hat, stimmt mit den vom Vf. entwickelten Ideen vollkommen überein, und ist um so mehr überzeugt, dass der Plan, die Schulden sämmtlicher Provinzen in eine allgemeine Reichs-Schuld zu verwandeln, von der westphälischen Regierung verworfen werden wird, da derselbe weder in Frankreich, dessen Verfassung der westphälischen in den meisten Stücken zum Vorbild dient, noch in Holland ausgeführt worden ist. Übrigens hätten wir gewünscht, dass der Vf., der sich überall in dieser Schrift als ein denkender, vorurtheilsfreyer und patriotisch-gesinnter Mann zeigt, manche darin kaum berührte wichtige Materien, wie z. B. die Aufhebung des Lehnnexus, Bestimmung eines Lehncanons, Vereinzelung der Domänen u. s. w. umständlicher aus einander gesetzt hätte. Denn von der Weisheit des jetzigen westphälischen Ministeriums und Staatsraths lässt sich mit Grund erwarten, dass bey der Organisation des jungen Königreichs dergleichen von vorurtheilsfreyen Denkern und Sachkennern gegebene Winke nicht werden unbenutzt gelassen werden.

M — d.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Glogau*, in Commission in d. n. Günterschen Buchh.: *Sammlung geistlicher Lieder und Gebete zum gemeinsamen Gottesdienst für Landschulen.* I Heft. Lieder mit Melodieen. 1803. 99 S. 8. Text und 10 Blätter Noten in gr. Fol. (18 Gr.)

2) *Osnabrück*, b. Blothe: *Kleines Gesangbuch zum Gebrauch in Land- und Bürgerschulen.* Gesammelt und herausgegeben von C. *Busch*, Pred. zu Dinker bey Söst. Zweyte verm. u. verb. Auflage. 1805. XXX u. 146 S. 8. (3 Gr.)

Beide Vff. theilen das Lob der guten Absicht; aber nur No. 2 kann auch auf das bedeutendere der guten Ausführung Anspruch machen. Dagegen ist es wohl kaum möglich, eine schlechtere Auswahl zu treffen, als es in No. 1 geschehen ist. Man höre! S. 82:

Kommet, lobet ohne End'
Das hochheilge Sacrament,
Welches Jesus eingesetzet
Uns zum Testament.

„Wenn der Schullehrer, heisst es S. 2, die Kinder zugleich mit dem Sinne und Inhalt der Lieder bekannt macht, um so mehr Erbauung." Aber, — setzt Rec. hinzu — ein schweres Stück Arbeit für den Schullehrer! Desto leichter wird sie ihm bey den grösstentheils vortrefflichen Liedern No. 2 werden. Die hinzugefügten *Schulgebete* geben dieser neuen Auflage einen bedeutenden Vorzug. Dass die Lieder in gespaltenen Columnen gedruckt wurden, ist des ersparten Raumes wegen zu loben; allein dass die nicht abgesetzten Strophen in den Anfangsworten mit grosen Buchstaben gedruckt sind, gereicht den Kindern häufig zum orthographischen Anstoss.

— ft —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) St. Petersburg u. Mitau, im Verlage der Herausgeber: *Ruthenia*, oder: Dritter Jahrgang der St. Petersburgschen Monatsschrift. Herausgegeben von *F. E. Schröder* und *F. B. Albers*. 1807. Drey Bände, zusammen 1008 S. 8. (10 Rubel Banco-Aff.)

2) Mitau, b. Steffenhagen und Sohn: *Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Russland.* Drey Jahrgänge in sechs Bänden. — J. 1805, 884 S. — J. 1806, 844 S. J. 1807, 852 S. 8. (Jeder Jahrgang 12 Gulden Albert.)

Wären zwey unsterbliche Völker, die durch geistige Übermacht ewig über die Nachwelt gebieten, die Griechen und die Deutschen, in keinem Puncte zu vergleichen, in dem Einflusse wenigstens, den beide auf die Cultur des europäischen Ostens gehabt haben, ist die Vergleichung zuläſsig. Selbst die Mittel sind nicht verschieden, durch welche die Griechen sehr früh die scythischen, später die slavischen, Bewohner des grofsen Landes, die Deutschen blofs die letzteren, bearbeitet haben: zuerst merkantilische, dann moralisch-intellectuelle. Hoch in das Binnenland erstreckten sich die wohlthätigen Folgen der Handelsberührungen, in welche die europäischen Scythen mit den griechischen Kolonieen am Pontus gekommen waren; glückliche Vorrichtungen zum moralischen Anbau des heutigen südlichen Rufslands. Nie sind die Spuren griechischer Cultur in dieser Gegend völlig verwischt worden; schöne Reste fand noch Dio Chrysostomus zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Der Verkehr mit Constantinopel unterhielt Empfänglichkeit für die Anfänge moralischer Ausbildung, die vom neuen Griechenland aus die Russen beglückten. Was diesem grofsen Volke zwey Mal im Süden die Griechen, das wurden ihm zwey Mal im Norden die Deutschen. Tief in das Binnenland erstreckten sich die merkantilischen Wirkungen der Hansa; durch den belebenden Frühling des Handels, durch die Niederlassung vieler Deutschen im baltischen Rufsland, wurden viel schlummernde Kräfte geweckt, Landwirthschaft, kleiner Verkehr, ermuntert. Die Verbreitung der Wissenschaften durch deutsche Gelehrte neuerer Zeit ist das Seitenstück zu der Einführung des Christenthums durch griechische Geistliche. Rühmlich, verdienstvoll, jeder Aufmunterung werth, ist die Vereinigung thätiger, hellsehender Männer, um den Geist der Wissenschaften rege zu erhalten, seine veredelnde Herrschaft unter der befreundeten Nation weiter auszudehnen. Beide angezeigte periodische Schriften, Vereinigungspuncte solcher Männer, verdienen Auszeichnung in der neuesten Geschichte der Literatur. Viel schöne Beweise von Aufklärung, Gelehrsamkeit, Kunstsinn; viel Streben nach Weiterm. Historische, geographische, wissenschaftlich-politische, humanistische, philosophische, physikalische, patriotische Auffätze, wechseln mit lieblichen Spielen der Phantasie in poetischer und prosaischer Form. Der Theater-Kritiken scheinen uns zu viel vorzukommen; in No. I arten sie aus in widerliche Zänkereyen. Freyer Geist, gesunde Lebensphilosophie, ist den meisten Verfassern eigen. Was bey der Redaction periodischer Blätter schwer ist, Würde, Unparteylichkeit, humanen Ton, zu erhalten, ist den Herausgebern gröſstentheils gelungen. Unter den Mitarbeitern des ersteren Werkes ist ein krankhaft-verletzbarer Mann, *Brosse*, der in erzwungen-burleskem, eines Gelehrten unwürdigem, Tone, Bemerkungen über eine Recension seines *Anakreon* in unserer A. L. Z. (1806, No. 181) einrückt. (Wir kennen den Vf. dieser Recension nicht, brauchen ihn nicht zu vertreten, bemerken dabey nur folgendes. Verhöhnung ist keine Rechtfertigung. Fehlgriffe sind dem Rec. nicht nachgewiesen. Wenn derselbe den Ausdruck gebraucht: „Tropfen Lebensbalsam, von Anakreon in den Kelch unserer Bekümmernisse gemischt," so hat der Anti-Kritiker Unrecht, so bitter darüber zu spotten: „neu und genialisch ist die Bemerkung unseres Kranken, den Lebensbalsam, den man nur auf äusserliche Schwächen als Salbe streicht, zum inneren Gebrauch anwenden zu wollen." Es ist homerisch. Ambrosia war inneres und äufseres Stärkungsmittel; als letzteres, als Balsam oder Salbe, kömmt sie vor: Jl. XVI, 670. 680. Odyff. XVIII, 191. 192. Sie konnte *geträufelt* werden: Jl. XIX, 38. 39. Odyff. IX, 359. Aus Wein, mit eingerührtem Mehl, ward ein stärkender, dem Balsam ähnlicher, dicker Trank bereitet: Jl. XI, 630. — Wund-Balsam ist nicht der einzige.) Noch nicht abgekühlt, macht der beleidigte Schriftsteller ein Epigramm auf seinen Recensenten, worin er ihn als Trunkenen vorstellt, in den wöchentlichen Unterhaltungen Bd. V. S. 48. Weniger unwürdig, doch ebenfalls zu leidenschaftlich, ist in der letzteren Zeitschrift die Vertheidigung eines anderen Geistlichen, *Elverfeld*, gegen eine, darin abgedruckte, Recension seiner, in Jena erschienenen, In-

augural-Dissertation. — Wir geben von beiden periodischen Schriften die vorzüglichsten Mit-Arbeiter an, und zeichnen einige Aufsätze aus.

1) In der *Ruthenia*. Historiker: *Richter, Schröder, v. Kotzebue, v. Baczko, Thieme, Hennig*. Reisebeschreiber, Topographen: *v. Schlippenbach, v. Reimers*. Politiker: *von Baczko*. Humanist: *Trinius*. Sprachforscher: *Hennig*. Philosophen: *Purgold, Thieme*. Prosaische Erzähler: *Albers, Wiedeburg*. Dichter: *Purgold, v. Schlippenbach, Brosse, Trinius, Thieme, Froehn*. — Unter den Ideen zu einer Geschichte der ausserchristlichen Religionen, von *Richter*, sind mehrere gut. Das Meiste ist aus Reisebeschreibungen und ethnographischen Werken zusammengestellt. Bey der braminischen Religion verweilt der Vf. am längsten. *Schröder* giebt ein Bruchstück aus der Einleitung seiner noch ungedruckten Geschichte des Zaars *Alexei Michailowitsch:* Befreyung Moskwa's und ganz Russlands von der polnischen Herrschaft 1612. Der Vortrag ist ungezwungen, männlich; es quält den Erzähler nicht der unselige Drang nach pikanter Darstellung. Unsere Sprache ist sehr geeignet zum bündigen Vortrage, zu Appositionen und Participialconstructionen. Wie oft aber vergreifen sich selbst gute logische Köpfe! „Aus niederem Stande entsprossen, ein Fleischer seines Gewerbes, erhob ein hoher Heldenmuth und ächter Patriotismus ihn über seine Brüder (I, 208); sich ihrer eigenen Schwäche bewusst, bleibt ihnen keine andere Wahl u. s. w. (214)." — Ebenfalls natürlich und gefällig ist von *Kotzebue* die Geschichte der berüchtigten Victualienbrüder erzählt, ein Fragment aus dessen noch ungedruckter Geschichte von Preussen. Der Gebrauch des geheimen Archivs zu Königsberg hat den Vf. in den Stand gesetzt, Irrthümer zu berichtigen. — Noch ein historisches Fragment von *Hennig*, aus dessen ungedruckter kritischer Geschichte des lettischen Nordens: *Odin und Waidewout*, eine Parallele. Der ostgothisch-alanische Heerführer Odin zog sich mit seinem Gefolge, bey der allgemeinen Völkerbewegung seit dem Übergange der Hunnen über die Wolga, durch Russland und Preussen hinab, bis an das baltische Meer, und längs an dessen südlichen Ufern westwärts durch Pommern, Mecklenburg, Holstein, Jütland. Der Zug ward über Seeland fortgesetzt bis nach Schweden. Vergleicht man die Nachrichten der preussischen und polnischen Chronisten über den preussischen Waidewut mit diesen, aus zuverlässigen Quellen geschöpften, Angaben über Odin, so überrascht die Ähnlichkeit beider Heerführer so sehr, dass man Identität annehmen muss, wenigstens gleiches Schicksal von beiden, und Gleichzeitigkeit. Die Ausführung ist gründlich, mit historischer und Sprachen-Kenntniss; sie erregt Erwartungen von dem Ganzen. Die Identität der *Personen* ist aus der Übereinstimmung fast aller Umstände nicht zu folgern, die, der *Namen*, ist einleuchtend. Der Vf. würde sich die Deduction erleichtern, wenn er *Odin, Wodan, Waid-Wut, Gwodan, Godan*, nicht durch *Reich*, dann *Gott*, auch *Priester*, übersetzte, und *Wodan* (*Gwodan*) nicht aus *Odin*, sondern dieses aus jenem entstehen liesse. (Die Endung *in* ist schwedisch; der Anfangsbuchstab *W* ist unterdrückt, wie in *Ord*, aus *Wort*, *Ulf* und *Olaf*, aus *Wolf*.) Gezeigt zu haben, dass beide Volksführer um dieselbe Zeit, auf gleiche Veranlassung, in den Norden gekommen seyn müssen, ist das Verdienst des Vfs. Die einfache Vorstellung ist wohl diese. *Odin* (verderbt *Waid-Wut*) ist eine *Collectivbenennung*, heisst: der *Gothe* (wie *Cadmus*, d. i. der Morgenländer). Mehr Würde und Ernst im Eingange wäre zu wünschen. — Derselbe Historiker und Sprachforscher vertheidigt die Existenz der Kimmerier, Skythen and Kelten, gegen *Voss*, in dessen gelehrter Abhandlung über die alte Erdkunde (vor dem zweyten B. unserer A. L. Z. v. J. 1804) diese Namen für blosse Appellativen erklärt werden. Es hat wohl mit diesen Völkern dieselbe Bewandniss wie mit den Türken im Mittelalter, den Tatarn in der neueren Völkerkunde: eine besondere Völkerschaft liegt zum Grunde, manche andere sind aus Unkunde dazu gerechnet worden. — Der *Schröder*sche Aufsatz über den Ursprung der bewaffneten Neutralität ist gut geschrieben und lehrreich. — Der würdige *Baczko* will beweisen, dass Englands Fabrikwesen, Handel, Schifffahrt, durch den Ruin Deutschlands und Preussens in Hinsicht auf Landwirthschaft und Kunstfleiss sehr gewinnen müsse. Der Verfall der Schäfereyen ist zu stark geschildert; die Tuchfabrication hat, wegen vermehrten Absatzes, in verschiedenen Gegenden Deutschlands zugenommen. Der Zustand dürfte wohl nicht eintreten, dass jedermann nach England zu zahlen hat, wenige von da zu empfangen haben (II. 148). Wenn unter uns Production und Fabrication so zerrüttet sind, wie können *Activa* entstehen, um *Passiva* in England zu decken? — Der ungenannte Vf. des patriotischen Aufsatzes über die Bildung der Letten in Kurland, ist ein aufgeklärter, wohlwollender Mann. Sein herzliches Wort, da es mit Mässigung ausgesprochen ist, wird nicht vergeblich seyn. — Der Freyherr *von Schlippenbach* giebt Fragmente aus einer noch ungedruckten Beschreibung kurländischer Gegenden und Städte. Topographisch-statistisches Gerippe? Nein. Der Aufsatz, durch die zwey ersten Bände fortlaufend, gehört zu den anziehendsten. Das ist ein trefflicher Mann. Da ist genialisches Auffassen der Gegenstände, Kraft und Gewandheit der Sprache, edles Gefühl, überraschender Witz. Dürften wir doch unter vielen schönen Stellen einige abschreiben, die, vom Kirchspielsprediger zu Erwahlen, von dem Denkmal zu Sassmacken, einem Dienstmädchen von der adlichen Herrschaft errichtet, die Anrede an die Mächtigen der Erde (I. 85)! *Lorenz Sterne* ist uns oft eingefallen. Einzig unangenehm waren uns die zänkischen Bauerweiber am See, und die göttliche Grobheit (I. 292, 293). — *Albers* ist ein gewandter Erzähler, dem Chevalier *Boufflers* zu vergleichen. — Wir dürfen nicht fragen, wie zwey Briefe über *Palms* letzte Stunden hieher kommen. Der erste ist

von dem Unglücklichen eine halbe Stunde vor seinem Ende an seine Gattin geschrieben; der zweyte an dieselbe von *Thomas Pöschl*, Stadtpfarrprovisor in Braunau. Welch gefühlvoller, edler Mann ist dieser Geistliche!

II. In den *Wöchentlichen Unterhaltungen* u. s. w. ist es, dem Titel und Inhalte nach, Hauptabsicht des Herausg. (kaiserl. Hofraths und Raths im Kameralhofe in Mitau, eines im dortigen Publicum sehr hochgeachteten, verdienstvollen Mannes), den Deutschen im baltischen Russland theils eine lehrreiche, angenehme Unterhaltung zu gewähren, theils die Bekanntschaft mit den neuesten einheimischen Schriften zu erleichtern. Daher die grosse Mannichfaltigkeit der Aufsätze, und die vielen Kritiken über kleinere und grössere, in Russland erscheinende, Werke. Schon wegen des letzteren Umstandes verdient die Sammlung in Deutschland bekannt und verbreitet zu werden. Die Recensionen sind freymüthig, und grösstentheils gehaltvoll und human. Ausser denselben sind stehende Rubriken: vermischte grössere Abhandlungen, kleinere Miscellen, edle Handlungen, Theater und Musik, Gedichte, Anekdoten. Wir freueten uns, den geistvollen *Schlippenbach* wieder zu finden. Auch hier theilt er Bruchstücke mit aus Beschreibungen kurländischer Gegenden. *Lichtenbergs* Geist lebt in der Schilderung einer, mit Goldmünzen behangenen, Judenfrau, III. 381, in den Betrachtungen über das Niesen der Alten, V. 201 ff.; mit hohem Interesse haben wir die Schilderung des Ärndtefestes zu Gross - Bersen gelesen, IV. 237 ff. Als Dichter (in *Hölty's*, *Matthison's* Manier) ist er nicht so ausgezeichnet. Der poetischen Beyträge sind viele; ausser dem genannten Dichter liefern die meisten: *Trinius*, *Liebau*, *Maczewski*, *Elverfeld*, *Trautvetter*, *Brosse*, *Becker*. Von *Tiedge* schöngeschriebene Briefe aus Italien. Eines Ungenannten Gemälde von Baldohn, einem stark besuchten Bade zwischen Riga und Mitau, ist unterhaltend. Unter den Anekdoten kommen einige sehr bekannte vor, z. B. von *Voltaire*, *Holbein*, *Garrik*; unter den Miscellen einige müssige, ohne Salz, z. B. I. 220 ff. Eine sonderbare Todtesanzeige ist aus der Königsberger Zeitung abgedruckt, deren Anfang dieser ist; „Zum Throne des Höchsten in jener Centralwelt, 30mal höher denn unsere Sonne, wohin Vollendete mit blosser Lichtsschnelle in 4 Stunden sich erheben, entfloh der Geist meiner einzigen, neunzehnjährigen Tochter Johanna Wessel u. s. w." VI. 431. Lehrreich ist *Giese's* Abhandlung über die Fortschritte in der Kenntniss der Naturprodukte Russlands, und *Beitler's* historische Übersicht der Vorstellungen über die Kometen. *Maczewski* und *Elverfeld* führen lebhafte philosophische Debatten, doch mit Anstand; jener vertheidiget das *Kant*'sche, dieser das *Schelling*'sche System. Lesenswerthe historische Abhandlungen von *Cruse*, *Hennig*, einigen anderen. *Hennigs* etymologische Bemerkungen über die Namen der Wochentage im Deutschen, V. 157, scheinen uns nicht treffend. Dins - Tag z. B. wird abgeleitet von *Dis* oder *Thüs*, dem Mars der alten Teutonen. Es ist aber das, aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übergegangene *Tius - Tag*, *d. i. Zinstag*. In der letzteren Gestalt kömmt das Wort in mehreren oberdeutschen Urkunden aus dem vierzehnten Jahrhundert vor, z. B. in einer vom J. 1363 bey *Neugart. cod. dipl. Alemann.* II. 464, in einer anderen vom J. 1368 in *Luckens* Rappoltsteinischer Chronik, und daraus bey *Wencker*, von Ausbürgern, S. 179.

N. N.

Rudolstadt, b. Klüger: *Geschichte der durch Mathieu Lovat zu Venedig im Jahr 1805 an sich selbst vollzogenen Kreuzigung*, bekannt gemacht von D. *Cesar Ruggieri*, Professor der chirurgischen Klinik zu Venedig. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Jul. Heinr. Gottl. Schlegel*, Stadt - und Amts-Physikus u. s. w. zu Ilmenau. Mit Kupf. 1807. 32 S. 8.

Dass der Wahnsinn einen Menschen dahin bringen könne, sich selbst an ein Kreuz zu heften, und dass dieses ohne fremde Beyhülfe zu bewerkstelligen sey, lesen wir, indem wir es kaum denken konnten, in diesem Werkchen. *Mathieu Lovat*, der Held dieser Geschichte, von welcher Gattung es selbst in den Legenden wohl keine giebt, ein Schuhmacher seiner Profession, 47 Jahr alt, der diese Kreuzigung zu Venedig den 19 July 1805 an sich vollzog, war ein Mann, der mit sich etwas auszuführen verstand. So grossen Respect er auch vor den Heiligen in Rücksicht der Art und Weise, gewisse Begierden zu bekämpfen, haben mochte: so werden doch dieselben, selbst der heil. Franciscus, trotz seinen Schnee- und Dornen-Experimenten, (den heil. Origenes ausgenommen,) gestehen müssen, M. Lovat sey dem Übel, mit grosser Herzhaftigkeit, geradezu auf den Grund gekommen, indem er drey Jahre vor seiner Kreuzigung, mit einem Schuhkneif an sich eine gänzliche Amputation der Zeugungstheile vornahm, und alles das, was er sich ganz heroisch weggeschnitten hatte, zum Fenster hinaus, auf die Strasse warf, — zur Erbauung der Frommen. Wer einem Feinde so zu begegnen, und die Wurzel des Übels so herzhaft auszurotten weiss, der verdient, dass man wenigstens — fragt: Welch ein Mensch war er? — Das ist nun alles in dieser Erzählung zu lesen, die recht gut übersetzt, und vom Übersetzer mit einigen interessanten Nachrichten versehen worden ist.

L. P.

München, b. Fleischmann: *Gemälde aus dem Nonnenleben*. Verfasst aus den Papieren der aufgehobenen baierischen Klöster. 1808. 234 S. 8. (22 Gr.)

Nach öffentlichen Nachrichten hat dieses Buch in Baiern und in den angrenzenden Ländern grosses Aufsehen erregt, und ungemein viel Beyfall erhalten. Diess möchte nun wohl nicht allenthalben der Fall seyn; denn diese sogenannten Gemälde sind

weder schön und anziehend, noch mit Laune gezeichnet; der Vf. hat weder das Herz ergreifen, noch den Verstand zu beschäftigen gewusst. Nur die Tendenz seines Werkchens kann in den dortigen Ländern dasselbe einer gespannten Aufmerksamkeit entgegen heben. — Das Aufheben der Klöster war dort so wichtig, dass man einen Riesenschritt über die unermesslichste Kluft gethan zu haben glaubte (s. die Vorrede), als dieselben aufgehoben waren, und wohl hat man einen grossen Schritt gethan, der — zu Allerley führen kann. Trotz dem, dass man sich allenthalben mit Klöstern umgeben sah, scheint man dennoch das Innere derselben so wenig gekannt zu haben, dass jetzt eine Schilderung davon angestaunt, begierig angehört und mit Frohlocken gekauft wird. Freylich gab es schon längst Klostergemälde genug, und ganz nach der Natur gezeichnet, durften dieselben aber in Baiern verkauft und gelesen werden? — Daher hat der Vf. dieser Gemälde den rechten Zeitpunct getroffen, mit der grössten Beschränktheit seiner Kunst *sein* Publicum zur Verwunderung zu bringen. Er beschreibt die Geschichte einer gewissen Marie Baumann, die als Nonne die schrecklichsten Dinge auszustehen hatte. Indem ihre Leiden geschildert und ihre Duldungen erzählt werden, wird das Innere der Klöster ohne Zurückhaltung gezeigt, so, dass der Vf. dem Büchlein den Titel: *Das Nonnenkloster, wie es ist*, gar füglich hätte geben können. Leser, die noch gar nicht wussten, wie es hinter jenen hohen Mauern aussah, welche der Nimbus der Heiligkeit deckte, werden nun von dem Erzähler, als einem gewandten und erfahrenen Cicerone, umher geführt, und erhalten von ihm gutgemeinte und belehrende Erklärungen in einer zwar etwas schlechten Sprache, aber dennoch zur völligen Befriedigung der Wissbegierigen.

L. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturlehre. *Göttingen*, b. Dankwerts: *Über das Leben und sein Problem*, vom Dr. *Troxler*. 1807. 40 S. 8. (4 Gr.) Setzen wir an die Stelle des Absoluten in der Formel a = a, die ein grosser Geist zum Sinnbild des erhabensten Gedanken gewählt hat, das concrete Wort *Leben*, — an die, des Identischen a in der Form, *Erscheinung* und *Existenz;* fassen wir dann das Ganze nochmals von der Seite des §. 15 der neuen Darstellung des *Schelling*'schen Systems (*Zeitschr. für spec. Physik*) recht fest, und lassen den Blick, indem wir weiter differenziiren, unverrückt auf jenem metaphorisirten x haften, so dass wir, im Durchlaufen verschiedener Gesichtspuncte, es in Gott und Natur sich trennen sehen, und zugleich nicht verabsäumen, zu bemerken, wie, an §. 17 derselben Darstellung *vorüber*, im Auseinandergehen, die Erscheinung und Existenz, als *Urtheil*, in Zeit und Raum zu Sphäre und Ellipsi sich *entwickeln* und *ausbilden;* wiederholen wir endlich dieses A = B u. s. w. nochmals für die *schnell ergriffene* Form des *individuellen* Lebens, in welcher *Einbildung* und *Erzeugung* = Seele und Leib, und ihre wechselseitige Ineinanderbildung, in der Vierzahl des *Denkens*, *Erfahrens*, *Wollens* und *Handelns*, zur Wissenschaft und Geschichte, Ethik und Kunst hervorgehen, um zuletzt, synthetisch vereint, die Ideale der *Lebensweisheit* und des *Lebensgenusses*, als Ziel des Einzelnen, in Kirche und Staat für die gesammte Gattung zu realisiren: so erhalten wir den wesentlichen Inhalt dieser Schrift, die (Vorrede S. 4) „eine Frucht eigner Art, nur nach den Vorarbeiten anderer reifen konnte, aber doch unverkennbar aus des Vfs. eigenen hervorwuchs — unabhängig und selbstständig ward (?)" Ob der Vf., nach diesen Grundzügen zu urtheilen, wirklich berechtiget sey, zu glauben, „das, was wir alle suchen", in der endlichen Zurückführung alles dessen, was aus dem Einen hervorgerufen war, *auf dieses Eine*, gefunden zu haben, möge er uns bald durch die erweiterte Darstellung des Gefundenen zeigen. Rec., der Hn. *Tr.* aufrichtig schätzt, und die mannichfaltigen Verdienste seiner früheren Schriften nicht verkennt, kann diese Art der Verkörperung des Übersinnlichen, in der die Idee nicht nur durch die Metaphern des Ausdrucks verschleyert, sondern auch, durch das Concrete der Bezeichnung, *entstellt* wird, nicht billigen. Nur der einfachste Ausdruck erreicht die höchste Höhe des Erhabenen, in der Kunst wie in der Wissenschaft, der letzteren aber ziemt nur dieser, wenn erstere, bey der Unendlichkeit ihrer Zwecke, willkührlich ihre Mittel wählt. Die Wissenschaft will nicht erhaben und nicht schön, sondern nur *wahr* seyn, und nur dann, wenn sie in solcher Herzensreinheit nach dem Reich Gottes trachtet, wird ihr die irrdische Hoheit und Zierde, als eine Gabe von oben, zufallen. Viele sind vor Hn. *Tr.* auf jenem Wege der Eitelkeit gegangen. Ihre Spur sollte zurückschrecken, nicht anlocken. Und doch war es gewiss nicht ein *innerer* Beruf, der ihn trieb, *so* zu schreiben; denn die Mühe blickt allenthalben hervor, und den gehäuften Bildern fehlt fast immer diejenige Lebendigkeit, die nur da, wo sich die schöpferische Kraft des Geistes ungehemmt in die Sprache ergiesst, Statt finden kann, die aber an einer Schrift, aus welcher uns die ungetheilte und allwaltende Einheit des Lebens in ihrer ganzen Fülle ansprechen soll, mit doppeltem Missbehagen bemerkt wird. Wir wollen in dieser Hinsicht nur an S. 36 erinnern. Der für die *Bestimmung* der Menschheit gewählte Ausdruck, dass sie, wie das Leben selbst, bestimmt sey, „aus dem Keime zur Frucht zu reifen", möchte wohl manchem, der sich das *Problem* des Lebens (S. 21) noch gern gefallen liess, aufs gelindeste ausgedrückt, sehr *unphilosophisch* scheinen.

* * s.

Jugendschriften. *Stuttgardt*, b. Löfflund: *Gespräche und Anekdötchen aus der nahen Thierwelt.* Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von *Rudolph Magenau*. Mit 1 K. u. 14 Vign. Zweyte Ausgabe. 1804. 140 S. 8. (12 Gr., mit illum. K. 20 Gr.) Ein Geistlicher, welcher die Sprache der Thiere verstehen will, wird von seinen eigenen und seines Nachbars Kindern aufgefodert, ihnen doch zu erzählen, was die Thiere, die er bey ihren Gesprächen belauscht hatte, gesprochen hätten. Das thut denn auch der alte Pfarrer in diesem Buche. Mit der Absicht des Vfs., der die redenden Thiere manche, den Menschen heilsame Wahrheit zur Berichtigung des Aberglaubens sagen, ihnen manche Warnung vor Thierquälerey und anderen Fehlern, ja selbst Ermahnungen zur ehelichen Treue geben lässt, mag es recht sehr gut gemeint seyn; gleichwohl dünkt uns die hier beliebte Art der Einkleidung zu tändelnd und läppisch. Diess abgerechnet, scheint auch der Vf. zuweilen vergessen zu haben, dass er für Kinder schrieb. So lässt er S. 21 den Kukuk mit spöttischem Lächeln erzählen: Vor einigen Wochen kam ein junges artiges Dirnchen und frug (fragte) mich, ob sie bald einen Mann bekommen, oder ob es noch lange damit anstehen würde. S. 55 seufzt der überzärtliche Tarber am Grabe seiner Gattin: Komm, Erseufzter, mich mit der guten Gefährtin wieder zu vereinigen, und wenig Minuten darauf verhaucht er auch wirklich sein überzartes Leben. S. 37 *frug* Carl: Sind die Thierchen auch begierig zu wissen: woher sie kommen, oder *aus was* sie entstanden sind? Gegen Orthographie und Grammatik wird auch zuweilen verstossen. So schreibt der Vf. *Reisse, böfse, Hauss*, und nimmt es sich nicht übel, *fürwerfen statt vorwerfen* zu schreiben.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Geistinger: *Prometheus*. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von *Leo von Seckendorf* und *Jos. Lud. Stoll*. 1808. Erstes Heft. 82 und 33 S. gr. 8. (Der ganze Jahrgang 8 Rthlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Eine Zeitschrift für Literatur und Kunst, die in Wien erscheint, und, nach dem Gehalt des ersten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutsch liest, sich die beyfällige Aufmerksamkeit der Gebildeten versprechen darf, ist eine in gewissem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erscheinung. Deshalb zeigen wir sie so bald als möglich an, obgleich sonst, einzelne Hefte von Zeitschriften zu beurtheilen, nicht in dem Plan unseres Instituts liegt. Die Herausgeber, die sich in Wien aufhalten, werden den Zusammenfluss von Mitteln und Thätigkeiten in einer solchen Hauptstadt zu benutzen, und die dort einheimischen Talente und Kenntnisse, denen es oft nur an einer Veranlassung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufodern wissen, während es ihnen gelungen ist, auf ihren Reisen durch persönliche Bekanntschaft Verhältnisse mit vielen bedeutenden Schriftstellern, ja mit einigen vom ersten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Versprechen sogleich befriedigend zu lösen an, und haben, wenn sie sich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu besorgen.

Nach der deutschen Sitte muss jede neue Zeitschrift einen mythologischen Schutzhelden haben, und so wollen wir nicht weiter über den Namen *Prometheus* grübeln, dessen Wahl die darauf bezügliche *Einleitung* von *Stoll* sinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber sehr schön gerechtfertigt wird diese Wahl, durch ein Festspiel von *Goethe*, *Pandora's Wiederkunft*, dessen erste Scenen das Monatsstück auf das glänzendste eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu spielen hat.

Der Plan dieses Schauspiels läst sich noch nicht beurtheilen, da erst der Anfang gegeben ist; allein in diesem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene so sehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles ist beweglich, und doch bildnerisch umgrenzt; die Formen sind gelinde gehalten; der Gegensatz zwischen Phileros, dem Bilde des raschen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer über sehnsüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und besonders die jugendliche Fülle und Frische muss ein freudiges Erstaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Gesundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommensten Beweis ablegen! — Ein Aufsatz vom Hofr. *Meyer*, dem Mitarbeiter der Propyläen, *über Handzeichnungen*, als Einleitung zu Nachrichten von der florentinischen Sammlung, unterscheidet klar und einsichtsvoll die verschiedenen Arten von Zeichnungen, und bestimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunst. — *Amors Bild*, ein Spiel in einem Act, von *Stoll*, ist eine beynah idyllische Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beyfall gegeben worden. Es liegt dabey ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthischen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerey und namentlich des Bildnisses gewesen seyn soll: so giebt hier die Neigung eines jungen Mädchens zur Malerey, und ein unternommenes Bildniss den Anlass, gegenseitige Liebe überraschend zu erklären. Die dritte Person des Stückes ist ein Kind, dessen Verwandlung in den Amor am Schlusse vielleicht nicht hinreichend vorbereitet ist. Doch man sollte wohl mit einer flüchtigen Phantasie nicht so genau rechten. Der leichte Versbau in vierfüssigen, bald jambischen, bald trochäischen Zeilen, mit regellos wechselnden, hie und da sogar ohne Erwiederung bleibenden Reimen, hat das nicht leichte Verdienst, dem wahren Tone und der Raschheit des Gesprächs nirgends Eintrag zu thun. — Der *Versuch einer Allegorie über den Homer* von *Wezel* ist zwar in Prosa geschrieben, jedoch mit dithyrambischem Schwunge. Indessen dürfte Plato, der selbst gern auf seine Weise die Dichter allegorisirte, die Ähnlichkeit der Philosophie mit dem Dithyrambus, wovon er seinen Sokrates reden läst, noch in etwas verschiedenem Sinne gemeint haben. Solche hineinlegende Deutungen von Werken, in denen mehr oder weniger dunkel allerdings eine Ahndung aller Wahrheit liegt, sind nicht zu missbilligen, wenn sie mit Bewusstseyn der Willkühr vorgenommen werden; und seine eigene Willkühr erkennt der Vf. an, indem er diese Allegorie nur für einen Morgentraum giebt, aber dabey erinnert, nach Vater Homer komme auch der Traum von Zeus. Nur vergisst er diess wieder, wenn er nachher aus

seinen Deutungen die Nothwendigkeit ableitet, warum die beiden homerischen Epopöen gerade so weit und nicht weiter gehen, gerade so und nicht anders schliessen müssen. Übrigens ist er auf dem rechten Wege, da er sich nicht auf eine einzelne Seite der menschlichen Natur, z. B. das Sittliche richtet: die ächte Allegorie muss allerdings Abspiegelung der Gesammtheit der Dinge in einem beschränkten Ganzen seyn. Auch der Gegensatz der Ilias und Odyssee ist gut gefasst; dass beide uns ganz verschiedene Welten und Ansichten darstellen, diess lässt sich historisch ohne alle dithyrambische Freyheit durchführen. — Ein kleines Gedicht von *Wieland, an Olympia*, die nun verewigte Herzogin *Amalia* von Sachsen Weimar, erweckt eine wehmüthige Erinnerung an den Kreis vortrefflicher Geister, welche diese edle Fürstin um sich zu versammeln gewusst hatte, und der zuerst durch *Herders* und *Schillers* zu frühen Hintritt gemindert, dann durch ihren eigenen Tod mitten unter trüben Ereignissen beynahe zerstreut ward. Nicht leicht gab es an irgend einem anderen Hofe einen so herrlichen, auf freye Anerkennung alles Guten und Schönen gegründeten Bund, und wo findet sich jetzo sonst die Aussicht zu ähnlichen neuen Vereinigungen? Wir Deutschen sind nun in der Epoche des Verlierens, und was das schlimmste ist, so fühlen wir es nicht einmal.

Das hierauf folgende *Gedicht* von *A. W. Schlegel* an seinen Bruder wird jeder mit Vergnügen lesen, weil es durch die Dichtung eines Traumbildes, welches beide wie von der Rinde eines Baums umschlossen und den einen in den Wipfel, den andern in die Wurzel treibend vorstellt, die nach aussen zwar sich von einander entfernenden, dem Wesen der Poesie nach aber zu gemeinsamer Wirkung vereinten Kräfte beider in der That zu einer poetischen, ins Dunkle des Gefühls sich verlierenden, Anschauung bringt. — *Friedrich Schlegel* antwortet darauf in sehr kraftvollen Ausdrücken und Bildern, dass sie in diesem brüderlichen Verein, unerschüttert durch die Stürme der Zeit, treulich beharren wollten. Diesem Gedichte wünschten wir indess mehr Zusammenhalt durch eine poetische Hauptidee, die das Ganze mehr beleben und organisch durchwirken, und es äusserlich durch eine daraus entstehende Nothwendigkeit mehr begrenzen würde. — In dem letzten Auffatze: *die deutschen Mundarten* überschrieben, macht *A. W. Schlegel* auf die bisher verkannten Vorzüge der oberdeutschen, besonders der schweizerischen Mundart mit einigen Beyspielen aufmerksam, und wir pflichten seinem Grundsatze bey, alle Eigenthümlichkeiten provinzieller Dialekte neben einander bestehen zu lassen, und die deutsche Sprache durch die wechselseitigen Einwirkungen derselben in einem fortwährenden Wachsthume zu erhalten.

Mit Übergehung einiger kleineren Beyträge von *Ericksson*, *Falk* und *Wezel* erwähnen wir noch den *Anzeigen für Literatur, Kunst und Theater*, der laut der Ankündigung jedem Hefte beygefügt werden, und kurze Nachrichten von neuen Erscheinungen in diesen Fächern, vorzüglich denen, welche Wien liefert, enthalten soll. Er hebt an mit einer Beschreibung der *Vermählungsfeyer* Kaiser Franz des ersten mit Maria Ludovica Beatrix von Österreich, von *A. W. S.*, welche diese glänzenden Auftritte in ihrer Beziehung auf würdige Sitte und reinen Geschmack der Einbildungskraft vorüberführt, und durch manche eingestreute Betrachtungen und geäusserte Gesinnungen eine andere als bloss örtliche Theilnahme bezweckt. Dann folgt ein Auffatz von Hn. *Ellmaurer* (Archivar und Bibliothekar der Akademie der Künste) *über den Zustand der bildenden Künste in Wien.* Es ist nur Einleitung, die aber durch die aufgestellten Grundsätze eine nüchterne und auf praktische Kunstkenntniss gegründete Beurtheilung erwarten lässt. Kurze Notizen aus Briefen machen den Beschluss. Wenn die Herausgeber durch immer gleich sorgfältige Auswahl der Beyträge und eigene Thätigkeit den Eifer ihrer berühmten und schätzbaren Mitarbeiter rege erhalten, und den Geist ihrer Zeitschrift vor jeder ausschliessenden Einengung bewahren: so kann der *Prometheus* ein fruchtbarer Vereinigungspunct für Leser und Schriftsteller aus verschiedenen Theilen Deutschlands werden, die sich meistens allzu fremd bleiben; ein Mittel zerstreuete, doch einstimmige Bestrebungen an einem hoffentlich auf lange hin friedlichen Zufluchtsorte des alten Deutschlandes zu sammeln. W. u. T. Z.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Das Murgthal*, geätzt von *G. Primavesi*. Mit 4 Prospecten und dem in Kupfer gestochenen Titel; der schön gedruckte dazu gehörige Text beträgt 8 Seiten. Alles in Queer-Folio und Sr. königl. Hoheit dem Grossherz. von Baden zugeeignet. (2 Thlr. 16 Gr.)

Ein Werk wie dieses mag für Anwohner und solche, die mit der Gegend sonst bekannt sind, ein locales Interesse haben; auch geht aus den vorliegenden Prospecten selbst hervor, dass das Murgthal in der That an reizenden Situationen keinen Mangel hat. Inzwischen liegt uns hier nicht sowohl ob, die Naturschönheiten des Murgthals, als vielmehr den Kunstwerth der von Hn. *P.* gelieferten Ansichten zu betrachten. — Seine Nadel ist sehr zart, einige Schattenpartieen haben eine liebliche Klarheit, bewachsene Hügel und Berge des Mittelgrundes gelangen ihm sehr gut, nicht minder die heiteren Lüfte, wie auch ein gewisser schwüler Dunst, der über den Fernungen liegt; diesen selbst aber scheint es hingegen am Charakteristischen zu fehlen, auch der Baumschlag könnte leichter, lockerer und bedeutender seyn. In Hinsicht auf die Vertheilung des Lichts und Schattens ist dem Künstler vornehmlich die Anwendung grösserer und wirksamerer Massen zu empfehlen. Denn sobald er noch dieses Theil der Kunst besser in seiner Gewalt haben wird, können seine Blätter zu den Vorzüglichen gerechnet werden. Der Text erklärt theils die Kupfertafeln, theils giebt er Bericht vom Murgthal und seinen Bewohnern überhaupt.

W. K. F.

Bayreuth, b. Lübeks Erben: *Lebensweg des guten Mädchens nach Lichtenberg und Chodowieckie.* Ein Taschenbuch für erwachsenere Mädchen und junge Weiber. Vom Vf. der Stunden der Wahrheit und Tugend oder einer glücklichen Ehe gelebt. Mit 6 Kupfern. (ohne Jahrzahl.) X. u. 326 S. kl. 8. (1 Thlr.)

In der ziemlich schwülstigen Vorrede dieses Buches erklärt der Vf., seine Absicht bey Herausgabe desselben sey keine andere, als dem verstorbenen *Lichtenberg* und *Chodowieckie* ein kleines Denkmal zu setzen. Aber ist das Denkmal der Männer auch würdig? und wozu denen ein Denkmal, die in ihren Werken fortleben werden, deren würdigstes Denkmal ihre eigene Arbeit ist? *Lichtenberg* sagt irgendwo: Klippern gehört zum Handwerk; diese Stelle führt der Vf. — wie es scheint *gegen* sich, — an. Quintilian aber sagt irgendwo: *multa fiunt eadem sed aliter.* — Der Vf. theilt sein ganzes Opus in 39 Abschnitte. Von der Heldin des Werks, Seraphine, liefert er einen sehr ausführlichen Lebenslauf. Er schildert schon die Fata derselben als Embryo (S. 4 und 5). Dann folgt Ser. Geschichte als Kind. Es wird genau beschrieben, was, und wie sie gegessen habe. Der Vf. verwirft alle Arten des Backwerks, vorzüglich wenn sie zusammengesetzt und *geschmiert* sind, und spricht S. 16 von Katharr und Schnupfen. Beym 8 Abschnitte wird Seraph. Mädchen, der Drang sich zu schmücken und der Keim zu gefallen liegt im kleinsten Mädchen, der Drang ist also Naturgeschenk und nach dem Ausdruck des Vfs. ein — *köstliches* Geschenk. Übertreibt das Mädchen seinen Schmuck, so artet der *köstliche Drang* aus, das Mädchen verfehlt seine schöne Bestimmung und würdigt sich zur abgeschmackten *Lumpenpuppe* — (wie edel!) herab. — Die Hauptbasis der Erziehung Seraph. war der Grundsatz ihrer Mutter: Mache dich nützlich und mache dich angenehm. Der Vf. theilt nun in mehreren Abschnitten Seraph. Erziehung mit und führt dabey die Mutter redend ein, z. B. „Die schönste Musik verliert, wenn sie in einer Leier hingerasselt wird.“ S. 53. „Der Tanz ist Ausdruck der lebhaften Freude“ u. s. w. „Der Mutterstand (heisst es S. 177) ist in manchem Betrachte ein schmerzhafter Stand; aber die Freude über die junge Menschenpflanze, die Gottes Allmacht nach unbegreiflichen (!!) Gesetzen durch beide Gatten hervorrief, verwischt die Schmerzen wieder, welche schon durch religiöse Ergebung in seinen Willen, seine Absichten zu befördern, gemildert werden.“ Doch mehr als genug! Das in der Vorrede versprochene Gegenstück also möge der Vf. ja in seinem Pulte ruhen lassen! — An den Nussbiegelschen Kupfern hat Rec. alte Bekannte wieder gefunden. Man sieht schon an ihren Numern, dass sie ursprünglich für ein anderes Werk bestimmt waren. Für eine sehr ansehnliche Menge, theils angezeigter, theils nicht angezeigter Druckfehler hat der Vf. gesorgt, und dadurch seinem Buche noch eine gute Eigenschaft mehr verschafft. ♂.

Pirna, b. Friese: *Carlo di Francheci. Fürst der Banditen im Teufelsthale.* I Theil. 1804. 365 S. II Theil. 1805. 227 S. III Theil. 1805. 267 S. IV u. letzter Th. 1807. 331 S. Mit Kupfern 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Die Fürsten der Räuber und Banditen haben sich in der Literatur einen so üblen Ruf erworben, dass man nicht leicht ohne Vorurtheil ein Buch ergreift, welches mit einem so ominösen Namen in die Welt tritt. Um so erfreulicher ist es, in dem genannten Buche diese Erwartung getäuscht zu finden. Unverkennbar ist zwar eine gewisse Rohheit der Erzählung, und eine Unbekanntschaft des Vfs. mit der Welt, in welcher seine Personen handeln; allein eben so unverkennbar ist auch die Fähigkeit des Vfs., etwas ungleich Vorzüglicheres zu liefern, als diesen Roman, wenn er die Mühe nicht scheut, sich mit der Kunst der Darstellung vertrauter zu machen. So wenig der Reichthum an Ideen, und die Kraft der Phantasie den Maler macht, wenn ihm die Fähigkeit mangelt, seinen Ideen Klarheit zu geben, und die Geschicklichkeit, sie anschaulich und in reinen Formen darzustellen: eben so wenig besteht der Dichter ohne diese Geschicklichkeit, welche in der Kunst dasjenige ist, was sich durch Studium erlernen lässt, und eben deswegen nicht von der Natur unmittelbar angeboren wird. Vortheilhaft wäre es vielleicht für das Buch gewesen, wenn es auf einen geringeren Umfang, als den von vier Bänden, beschränkt worden wäre. Denn obgleich der Vf. den Leser durch interessante Situationen, mitunter auch durch überraschende und treffende Reflexionen, immer angenehm zu unterhalten weiss: so ist doch die Ausführung des Einzelnen oft zu ungleich, und noch öfter die Übersicht des Ganzen durch zu grosse Ausführlichkeit störend. Vielleicht verleitete auch eben die grosse Ausdehnung den Vf., den Schluss seiner Erzählung etwas zu vernachlässigen. Die Charakterschilderung ist zum Theil sehr wohlgerathen, aber vorzüglicher in den Nebenfiguren, als in den Hauptpersonen. Gewiss wird dieses Buch den meisten Lesern, welche sich von der Zahl der Bände nicht abschrecken lassen, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren. D. c. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Rostock,* gedr. b. Adlers Erben: *Miltons verlorenes Paradies.* Erster Gesang. Als Probe einer neuen Übersetzung des ganzen Gedichts von *J. E. Pries,* Prof. in Rostock. 1807. 47 S. gr. 8. Als *Zachariae* uns die erste Verdeutschung von *Miltons verlorenem Paradies* lieferte, war unsere poetische Übersetzungskunst noch von der Einseitigkeit und Beschränktheit der französischen Manier befangen. Ihre Monotonie und Steifheit zwar verliess *Bürde* in seiner schon in die gute Zeit fallenden Arbeit: da es ihm aber an sicheren Principen, an bestimmten und selbstbewussten Ansichten vom Geiste seines Originals fehlte, und ihn die noch jetzt nicht ganz ausgerotteten Begriffe von sogenannter *Deutschheit* und *Deutlichkeit* verwirrten, so konnte auch er wenig mehr als eine Travestie liefern, die durch das gewählte freye Sylbenmass keinen Zug des Urbildes zu erhalten vermochte. *Miltons* zwölf Gesänge bestehen aus 10565 zehnsylbigen Versen; *Bürde* hat aus ihnen 13789 zehn- und eilf-sylbige gemacht, und dennoch 112 ganze *Milton*'sche, die Hr. P. in seine Vorr. S. 5. aufzählt, stillschweigend ausgelassen, unzähliger unübersetzt gebliebener einzelner Wendungen und Worte nicht zu gedenken. Hr. P. erkannte die wesentlichen Mängel dieser, im Ausdruck mancher Einzelheiten, immer verdienstli-

chen Arbeit, und er fühlte Lust und Kraft in sich, eine ähnliche zu liefern, wie sie der hohen Vollendung, die unsere Übersetzungskunst anjetzt erreicht hat, angemessen ist.

So bestimmt und unverrückbar auch das Ziel ist, das sich Aufgaben dieser Art selber stecken, so unmöglich ist es doch, das Moment seiner Erreichung festzustellen. Denn hier eröffnet sich das unbegrenzte Feld der Möglichkeit, und — anders, als bey einem Werk unmittelbarer Begeisterung — ist es dem Folgenden vergönnt, ja Pflicht, in des Vorgängers Fusstapfen zu treten, zu brauchen, was er Gutes darbeut; wo er irrt, einen anderen Pfad zu suchen, und ihn, wo möglich, ganz auszutilgen. Darum giebt es bey der Kritik einer Übers., die nicht die erste ist, ungleich festere und lehrreichere Resultate, wenn man sie mit der nächst voraufgegangenen, als wenn man sie mit einem Ideal, das sich jeder nach Belieben anders und wieder anders gestalten kann, zusammen stellt: und so wollen wir den Werth von Hn. *P's.* Versuch besonders gegen *Bürde's* Arbeit abwägen. —

Die überwiegende Sorgfalt, die Hr. *P.* auf die metrischtreue Nachbildung *Miltons* wendet, zeigt sich zuerst darin, dass er sich wie sein Original ohne Ausnahme auf den zehnsylbigen jambischen Rhythmus mit männlichem Ausgang beschränkt, sodann in der beharrlichen Beybehaltung der Verszahl. So rühmlich auch diess Bestreben und so glücklich sein Gelingen im Ganzen ist, so können wir doch über die Behandlung der Jamben mit dem Übers. nicht durchaus einverstanden seyn. Er hat Recht, wenn er den reinen jambischen Rhythmus hie und da mit Spondeen und mit Pyrrhichien, auch — wiewohl seltner — mit Trochäen untermischt: der Wohlklang und der Genius unserer Sprache, auch *Miltons* eigenes Beyspiel, fodern es sogar. Dagegen missbilligen wir es höchlich, dass Hr. *P.* S. 19 die Regeln des *antiken* Trimeters auf den *modernen* Fünffüssler übergetragen wissen will. Er scheint das Charakteristische beider Versarten, das *metrische* in jener, das *rhythmische* in dieser, die ganz wie unsere *gereimten* Zeilen zu betrachten sind, nicht genug erwogen zu haben, indem er hier etwas Unerreichbarem nachstrebt, und wesentlich verschiedene Begriffe vermischt. Für den *Trochäus*, als ein dem jambischen Rhythmus entgegenstrebendes Glied, glauben wir allerdings die Regel schreiben zu dürfen, dass ihn nur der erste Versfuss, und auch nur an besonders nachdrücklichen Stellen, aufnehme, wie: —

> Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
> *Langsam* verschwindend in das Land der Wonne.

Schillers Theater Th. I, S. 413. Wenn aber der Spondeus und der Purrichius den Ictus auf der letzten Sylbe hat, so ist er gleichsam zum Jambus geworden, und darf folglich in jedem Gliede Statt haben. Möchte also Hr. *P.* beym Bau seiner Verse allein sein Ohr befragen, und sich doch ja nicht die Fesseln einer einseitigen Theorie, die uns eine todte bleiben muss, aus zu weit getriebenem Eifer anlegen!

So wie von *Bürde's* formlosen Versen auch die äusserste Laxität und Willkührlichkeit in Nachbildung des *Milton*'schen Periodenbaues kaum getrennt gedacht werden kann: so ergiebt sich aus Hn. *P's.* grosser metrischer Genauigkeit eine musterhafte Darstellung des Eigenthümlichen im *Styl* des englischen Dichters von selbst. Der fleissige Übers. hat ihn bis in jedes Detail, und mit durchgängigem Glück verfolgt, wovon besonders die gelungene Übertragung der Wortspiele v. 606 und 666. 667 zeugt, die *Bürde* gar nicht bemerkt zu haben scheint. Kam auch die Verwandtschaft beider Sprachen im Ganzen dem Übers. auf halbem Wege entgegen, so bleibt doch das Verdienst geistvoller Combination sein.

Inzwischen glauben wir uns auch hier zu einem Tadel berechtiget, dessen Grund in der zuweilen vernachlässigten höheren Bedeutung des jambischen Rhythmus liegt. Hr. *P.* erlaubt sich nämlich eine einzige Untreue gegen den Periodenbau des Dichters, die aber um so mehr eine Rüge verdient, als sie oft wiederkehrt, und nirgends im ganzen Gedicht eine Stelle zu ihrer Vertheidigung findet. Er lässt sich unzähligemale durch den Zwang des Verses verleiten, aus einer jambischen Zeile, die mit einem vollen Sinn anhebt, *Ein* einsylbiges, an sich bedeutungsloses Wort, meistens eine Conjunction oder eine Partikel als Schlusswort in die voraufgehende hinüberzuziehen, z. B. v. 162:

> ◡ — ◡ Sucht dann seine Vorsicht, was
> Wir Böses thun, zum Gut zu bilden, so
> Sey unsr're Sorg' ihm das zu hindern u. s. w.

bey *Milton*: *If then his providence*
Out of our evil seek to bring forth good,
Our labor must be to pervert that end.

wir würden etwa so übersetzen:

> Wenn nun seine Vorsicht strebt,
> Aus unserm Bösen Gutes zu erziehn,
> Sey's unser Müh'n, zu stürzen dieses Ziel.

Denselben Fehler bemerkten wir V. 27. 32. 48. 69. 88. 89. 91. 118. 144. 210. — So müssen wir noch einen ähnlichen Verstoss gegen die allgemeinsten Sprachbegriffe rügen. Hr. *P.* trennt nämlich öfters durch den Versabsatz den Artikel vom *unmittelbar* darauf folgenden Adjectivum oder Substantivum: oder er schliesst einen Vers mit einer Präposition, und beginnt mit dem von ihr regierten Casus den nächsten. So übersetzt er *Miltons* Worte v. 467:

> *Him follow'd Rimmon, whose delightful seat*
> *Was fair Damascus.*

also: Ihm folgte Rimmon, dessen Prachtsitz in
Dem schönen Damask war.

Warum nicht besser und treuer:

> Ihm folgte Rimmon, dess lustreicher Sitz
> Das schöne Damask war.

Eben so v. 170. 188. 231. 291. 308. 313. 322. 344. 387. 487. 676. 719. 767. Man vgl. den auf alle Sprachen anwendbaren Kanon *Hermanns* bey *Erfurdt* zu *Sophokles Antigone* v. 407.

Der Geist eines Dichters kann sich nur durch das Medium der Sprache, durch die Wahl der einzelnen Worte und durch ihre Verbindung unter einander zu Perioden, kund geben. Der unscheinbare Buchstab ist immer die wunderbare Chiffre, an die der Geist festgebannt ist. Darum lässt es sich nicht denken, dass einem so liebevoll ausgeführten Versuch das innere Leben abhanden kommen könnte. Wer in *Miltons* Geist nicht fremd ist, den wird er auch aus diesem Büchlein lebendig ansprechen: dem Idioten freylich können wir nur Langeweile verheissen; denn diese Übers. ist, aus dem, unserer Meinung nach, höchsten und einzig wahren Gesichtspunct, nur für den Kenner der Urschrift gearbeitet. Jedes andere Bestreben würde sich selber widersprechen, und die ganze Übersetzungskunst zu einer dienenden Gattung ohne eigenen Werth hinunterwürdigen.

Um indess auch einen Begriff vom absoluten Werth dieser Arbeit zu geben, stehe hier eine der schönsten Stellen aus dem, sonst an solchen nicht überreichen, ersten Buch, v. 423 — 431.

> Geister wählen sich
> Nach Willkühr ein Geschlecht, auch beide, da
> So fügsam und so rein ihr Wesen ist:
> Nicht fesseln es Gelenk' und Glieder nicht,
> Noch stützt es der Gebeine morsche Kraft,
> Wie unbehülflich Fleisch. In jeder Form:
> Gross oder klein, verfinstert oder hell,
> Vollbringen sie den geistigen Entschluss,
> Und üben Lieb' und üben Feindschaft aus. —

Möge diese Probe zugleich als Beleg unseres oben gefällten Urtheils dienen.

Die S. 20 versprochenen Anmerkungen müssen jedem Leser um so willkommener seyn, als das Gedicht ihrer wirklich bedarf, und die Commentare von *Bentley*, *Pearce* und den beiden *Richardson's* bey uns eben so schwer zu haben sind, als *Th. Newtons* Ausgabe.

Die Ausführlichkeit unserer Anzeige ist nicht bloss dem Werth dieser Arbeit, auch ihrem Zweck, vor Erscheinung des Ganzen die Urtheile der Sprachfreunde zu vernehmen, angemessen. Wir fügen nur noch die Bitte hinzu, dass Hr. *P.* uns bald mit der Vollendung dieses so schön begonnenen Unternehmens erfreuen möge.

P.

Dresden, b. Gerlach: *Novellen.* Aus dem Französischen der Frau von Genlis und des Vfs. von Süsettens Aussteuer. 1804. 208 S. 8. In der ersten Erzählung sind die Charaktere gut gezeichnet, und mit Haltung bis ans Ende durchgeführt, auch der Styl ist ganz leidlich. Das Ende scheint indess ein wenig zu rasch herbeygeführt, und nicht dem Gange der Geschichte ganz angemessen zu seyn. Die zweyte Erzählung ist eben so als die erste vorgetragen, Styl und Schreibart dieselben; aber den Charakteren fehlt es an Festigkeit. Doch das ist die Schuld des Vfs., nicht des Übersetzers.

σ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 APRIL, 1808.

GESCHICHTE.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte.* Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. Nebst einem vollständigen Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts. IV Band. 1804. 1805. V Band. 1806. 1807. 8.

Wie von den vorherigen Bänden, (J. A. L. Z. 1804. No. 273. 1806. No. 99). nun auch Etwas über die gegenwärtigen Bände einer Zeitschrift, in welcher das Versprochene fortwährend erfüllt wird. I. St. I. *J. J. Barthélemy*; von Hn. Dr. *Horn* zu Göttingen. Wie es scheint, nach einem biographischen Aufsatze in der Zeitschrift: *Frankreich* (vom J. 1795. St. VII. S. 242. ff.), ohne dessen Erwähnung. Ungern vermisst man hier, bey der Darstellung von B's. ernsthafteren Beschäftigungen mit der Numismatik (S. 18—20), eine Zusammenstellung und Vergleichung jener Bemühungen des französischen Gelehrten mit dem, was nachher *Eckhel* dafür gethan. — Gegen den Schluss des Aufsatzes überzieht ihn gleichsam ein trübes Gewölk, wie B's. Ausgang aus dem Leben war. „*He was brocken!*" möchte man von B. in einem nachdrucksvollen Anglicismus sagen; verlassen hatte ihn die Kraft, die Menschen zu lieben bis ans Ende. — II. *Die Prätendenten des grossbritannischen Throns;* von Hn. Prof. *Voss*. Hier erst vom Vater (oder von Jakob dem Dritten, auch *Ritter St. Georg* genannt); in der Folge soll auch vom ältesten Sohne die Rede seyn. — Nach einer kurzen Einleitung — in welcher ein Wort über das Interesse des Gegenstandes gesagt ist — folgt ein Blick auf England unter Jakob II, und dann die Untersuchung des bekannten Problems, auf welchem bey der gegenwärtigen Darstellung so viel beruhet. Diese Untersuchung ist so durchgeführt, wie man es von einem denkenden, unbefangenen Geschichtsforscher erwarten kann. Das *Resultat* derselben aber, wie der Vf. selbst es (S. 46) aufgefasst hat, besteht darin: „*dass durchaus kein eigentlicher historischer Beweis für die Unächtheit des damaligen Prinzen von Wales beygebracht worden sey;* dass aber allerdings dem Hofe der Vorwurf der *Unvorsichtigkeit* gemacht werden könne." — „Gewiss (fährt der prüfende Erzähler fort) war es nicht weise gehandelt, anstatt den ihm bekannt gewordenen Verdacht mit Sorgfalt zu vernichten, [wie konnte das geschehen?] ihn *scheinbar* *absichtlich* zu nähren [geschah das wohl?] und zu vermehren [gefragt wie so eben], oder mit stolzer Verachtung zu behandeln. Der König und die Königin büssten diese Unvorsichtigkeit und diesen Hochmuth [war es das? — oder war es Gefühl von Schuldlosigkeit und Würde? —] mit dem Verluste des Throns" u. s. w. — Wenn der Vf. das strenge Verfahren gegen *Fuller*, unter den vorher erzählten Umständen, „*auffallend*" nennt, so wird mancher Leser wohl noch: „*wenigstens*" hinzufügen wollen. Oder sollte vielleicht nur der *Privatmann* schweigen, während die Regierung handelte und handeln liess? — Bey der Charakterisirung der Prätendenten (S. 97) möchte doch wohl Veranlassung zu einigem Zweifel seyn. An Energie des Willens — sagt der Vf. — fehlte es ihm gänzlich. Er war leicht zu bestimmen, und ersetzte den Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit [woher der Beweis?] durch den Eigensinn, der sich bey schwachen Charakteren gewöhnlich anstatt der eigentlichen Willenskraft findet." [Woher auch dafür der Beweis? — Und was hätte denn der Prätendent thun sollen, um eigentliche Willenskraft und Festigkeit und Entschlossenheit zu zeigen? Vielleicht bedarf es noch einer genaueren Revision der Begriffe von Energie des Willens und Festigkeit und Entschlossenheit auf der einen, von Nachgiebigkeit und Schwäche auf der anderen Seite; so wie einer schärferen Bestimmung der Grenzen, wo jene in Hartnäckigkeit und Starrsinn, diese aber in Willenlosigkeit und Schwäche übergehen.] — —

2 St. I. *Phil. Jac. Spener*; von Hn. Dr. *Knapp* in Halle. Gewiss ein wohlverdientes und wohlgesprochenes Carmen *Saeculare!* — Oder auch, wenn man lieber will, eine sehr angenehme Erläuterung der von *Köhler* (in seinen *hist. Münzbelustigungen*, XVIII. 34) gelieferten *Denkmünze:* auf die von Dr. *Sp.*, mit *Wahrheit* und *Liebe*, unter göttlichem *Schutze*, standhaft abgetriebene, vielfältige und heftige Anfälle seiner Widerwärtigen. 1698." — Wer es aber haben kann, der blicke zugleich auf jene Denkmünze, wenn ihm der achtungswerthe Vf. der vorliegenden Erläuterung von seinem *Sp.* sagt: „Ungeheuchelte Frömmigkeit leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor. Von der Wahrheit der Lehre Jesu und dem hohen Werthe des thätigen Christenthums aus Erfahrung aufs innigste überzeugt, und belebt von dem lautersten Eifer für das wahre und ewige Wohlseyn der Menschen, liess er sich sein ganzes Leben hindurch angelegen seyn, Gottseligkeit nach Jesu Vorschrift und Beyspiel mit Wär-

me und Herzlichkeit zu verbreiten. Seine liebſte Beſchäftigung war der Umgang mit Gott im Gebete: dieſes nannte er den *Odem ſeines geiſtlichen Lebens;* und alle ſeine Geſchäfte wurden mit Gebet angefangen, verrichtet und vollendet.“ (S. 136.) — — II. *Jacob Stuart, Graf von Murray;* von Hn. Pred. *Niemeyer.* Intereſſant iſt gleich der Eingang dieſer ſehr intereſſanten Darſtellung. — „In einem Lande, rauh durch Luft und Boden, wie durch Gemüth und Sitten ſeiner Bewohner, ſehen wir, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, ſich einen Kampf, ſo ungleich irgend einer gekämpft (worden) iſt, erheben. Auf der einen Seite, an der Spitze einer beſiegten, zertrennten, muthloſen Partey ſteht — ein Weib, jung, zärtlich, gutmüthig, talentvoll, aber durch Sinnlichkeit, Vorurtheile und Leichtſinn unglaublich ſchwach: auf der entgegengeſetzten Seite, an der Spitze wilder, ſiegſtolzer, habſüchtiger Edelleute, und ſchwärmeriſcher, ſchwerbeleidigter Geiſtlichen ſteht — ein Mann, kühn, verſchlagen, bedächtſam, von grenzenloſem Ehrgeiz entflammt, entſchloſſen, alles zu wagen, und voll Kraft, alles auszuführen.“ — — Man wird doch wohl weiter leſen wollen? — Nur überſehe man vorher nicht, was Hr. *N.* (S. 162 und in der Anmerk. zu S. 163) über den eigentlichen Geſichtspunct dieſer Darſtellung, und den Werth ſeiner Quellen, treffend ſagt. — Erſt im 3 St. I, vollendet. — — Das Übrige dieſes *dritten* Heftes enthält eines *Ungenannten* Erinnerung an eine von *Ludwigs XIV* Geliebten, an die *Herzogin von Valiere,* deren traurige Geſchichte, deren veränderter Sinn ſich in den Worten ausſpricht, die ſie beym Empfang der Nachricht vom Tode ihres Sohnes geſagt haben ſoll: „So muſs ich denn ſeinen Tod beweinen, ehe ich aufgehört hatte es zu beklagen, daſs er geboren ward!“ (S. 352) — — 4 S. I. *Aonius Palearius;* vom Hn. Direct. *Gurlitt,* in Hamburg. *Wie* dieſer ſehr achtungswerthe „*Märtyrer der Wahrheit*“ — der „unter günſtigeren Umſtänden auch im Erfolg ſeiner Beſtrebungen der Luther Italiens würde geworden ſeyn“ — wie der treffliche *Antonio degli Pagliaricci* — „einer von den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften in Italien“ — *hier* geſchildert erſcheine, iſt bereits aus einer kleinen Schrift des Vfs. und deren Anzeigen in öffentlichen Blättern, bekannt genug. Vielleicht würde dieſe Schilderung noch ſchätzbarer ſeyn, wenn die nöthige *Sonderung* des Katholicismus von Pabſtthum und Hierarchie ſorgfältiger und ſchärfer beobachtet wäre, als in der Einleitung hie und da geſchehen iſt. — Auch würde wahrſcheinlich eine *Vergleichung* jenes redlichen und hellſehenden Eiferers für Wahrheit und Recht mit ſeinem Geiſtes-Verwandten, der bekanntlich den *Weg durchs Leben* ſo lehrreich beſchrieben hat — der Schilderung nicht wenig Intereſſe gegeben haben. — „Seine Aſche *ſey* geſegnet!“ — ruft Hr. G. ſeinem Palearius nach; und ſollte nicht mehr als ein Leſer bey dieſem Nachrufe wünſchen, den Verewigten aus *ſeinen Briefen* — vom Hn. G. verdeutſcht — noch genauer und inniger kennen zu lernen? — — II. *Simon Dach;* von Hn. *Lud. Richter,* zu Königsberg. Ein kleines, aber wohlverdientes Denkmal der Erinnerung an einen Mann von edlem Sinn, der ſeinem Vaterlande inſonderheit *das* geweſen iſt, was *Opitz* und andere Zeitgenoſſen dem geſammten Deutſchland wurden; deſſen *Lieder* noch immer gern gehört werden, zumal mit einer Compoſition von *Seckendorf;* deſſen *geiſtliche* Geſänge, — „in welchen Kraft, Fülle und innige Religioſität herrſcht,“ — bleibenden Werth behalten. —

Fünfter B. I St. I. D. *Olivier Goldſmith;* von Hn. Pred. *Niemeyer.* Eine anziehende, vielfach belehrende Schilderung eines „Naturſohns ſeltener Art!“ Am Schluſſe derſelben faſst Hr. *N.* die zerſtreuten Züge noch einmal unter Einen Blick zuſammen, und ſagt dann zuletzt: *G.* blieb ſein Lebelang ſich ſelbſt überlaſſen: deſshalb iſt er das, was die Natur ihn urſprünglich hatte werden laſſen, ſein Lebelang geblieben.“ — Wieder eine Warnung vor den Gefahren, die den umringen, der, bloſs ſich ſelbſt überlaſſen, durch das Leben wandern will! Ernſt, unwiderſprechlich eindringend, ſagt G's ganze Biographie dem jungen Manne beym Eintritt ins Leben: daſs es ihm nicht gut iſt, ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben; daſs er *ſo* nimmermehr eine richtige Anſicht des Lebens und ſeiner Beſtimmung gewinne; daſs nur *der* zur Freyheit gelange, der Freyheit zum Opfer zu geben verſteht. II. *Kaſpar von Schwenkfeld;* von Hn. Diakon. *Weyermann.* Ein wohlgerathener Verſuch einer unbefangenen Beurtheilung jenes merkwürdigen Mannes, der ſelbſt von Einem der Reinſten und Sanftmüthigſten ſeiner Zeitgenoſſen verkannt wurde. Mit aller Achtung für ſeine Geſinnung und ſeine Zwecke, wird über den Grad und Gebrauch ſeiner Einſichten geurtheilt. „Der vornehmſte Grund ſeiner ſonderbaren Meinungen“ — wird S. 120 darein geſetzt: — „daſs er Facta, welche wir bloſs, als gegeben, glauben ſollen, weil wir ihre Quellen nicht verwerfen können, erklären und begreifen wollte. — Auch war die Veranlaſſung zu manchen ſeiner Lehren — — durchaus zweckmäſsig im Bedürfniſſe der Zeit und in Fehlern ſeiner Gegner gegründet: aber er verdarb ſie durch Übertreibung; und der Gang zu dieſer entſprang nicht ſo ſehr aus ſeinem Charakter, der Sucht zu glänzen (?), als aus dem Bedürfniſſe ſeines Geiſtes, aus allen ſeinen Anſichten ein Ganzes zu bilden, und dem Unvermögen deſſelben, ſein Syſtem auf eine gelehrte und hinlänglich philoſophiſche Weiſe zu bauen. Daher — fährt der Vf. fort — gar kein Zweifel iſt: daſs *Schw.* ein *Schwärmer,* in *jedem* Sinne des Wortes ein Schwärmer war.“ — So urtheilt Hr. *W.* über Schwenkfeld; wiewohl mit ausdrücklicher Erwähnung, daſs Andere ihn anders beurtheilt haben. Wenigſtens gründet ſich ſein Urtheil auf einen Begriff von Schwärmerey, der im Vorhergehenden hinreichend angedeutet iſt; anders als ſo mancher modiſche Machtſpruch über Schwärmerey und Schwärmer. Auch zollt der Vf., noch ſelbſt nach dieſem

Ausspruche, seinen Zoll der Achtung dem Manne, in dessen Seele tief und unauslöschlich jene Worte eingeprägt waren: „So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr's thut!“ — — 2 St. III. Sir *William Jones;* von Hn. Hofr. *Eschenburg*. Gröfstentheils nach Teigumouth; von einer Meisterhand, und würdig, jenes trefflichen, in jeder Hinsicht musterhaften, früh-vollendeten Mannes, der nicht lange vor dem Ende seines wohlthätigen Lebens eine Grabschrift entworfen hatte, die für eine wahre Lehrtafel gelten kann.

Ähnlich diesem Trefflichen, fast in jeder Beziehung ähnlich, erscheint in der folgenden Biographie, ein junger Mann, nah' einem Throne, und frühzeitig eines Thrones werth, aber frühzeitig hinaufgehoben in eine höhere Welt. — Dieser frühzeitig vollendete junge Mann ist: IV. *Friedrich Christ. Heinrich Ludwig, Prinz von Preussen*, geschildert von einem *Ungenannten*. „*Familien-Gemälde* aus einem *Fürsten-Hause*“ — ist diese Biographie überschrieben, und mit gutem Grunde; denn sie zeigt Trauer und Freude, Freude und Trauer, wiewohl diese zuletzt und im Stillen bleibend. — *Familien*-Gemälde kann sie auch in einem anderen weiteren Sinne heissen, wenn hier die grosse Familie, genannt die Menschheit, verstanden wird; denn *ihr* gehören *solche* Menschen, mit ihren Genüssen und mit ihren Leiden, mit ihrem Beyspiele und mit allen Erinnerungen an ihren hohen Werth. — — V. *James Cook*, von einem *Ungenannten*. Nicht die Begebenheiten aus C's. späterem Leben sind der Zweck dieser Biographie: sondern *die* aus seiner *Jugend* und von seinen *ersten Schritten*, weil sie *weniger allgemein verbreitet* sind. 3. St. VI. *Benedict Spinoza*, von Hn. Pred. *Schaller*, in Magdeburg. — „Sein Charakter — sagt der Vf. S. 309 — verband die Strenge einer von der Vernunft unbedingt gebotenen Tugend mit der Milde ächter Humanität. Sein ganzes Betragen war musterhaft. Nie hat man ihn von Affecten überwältigt gesehen; seine Gleichmüthigkeit war bey allen Vorfällen unerschütterlich. Er, der so grosse Foderungen an sich machte, machte so geringe an Andere. Nachsicht gegen die Fehler Anderer gab ihm die Überzeugung: dass der wahre Grund davon immer in Irrthümern des Verstandes liege. Daher galt ihm Wahrheit alles; — — sie hatte für ihn ein eben so lebhaftes praktisches als theoretisches Interesse“ u. s. w. — Zuletzt concentrirt sich gleichsam Alles, was der Vf. gesagt hatte, in *Jacobi's* bekannte Worte: „Sey du mir gesegnet, grosser, ja heiliger Benedictus! Wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren, und in Worten Dich verirren mochtest: seine Wahrheit war in Deiner Seele, und seine Liebe war Dein Leben!“ — — VII. *Herzog von Alba*, von Hn. Pred. *Ludwig*, zu Kloster Marienberg vor Helmstädt. Nach dem Vf. einer französisch geschriebenen Geschichte des Herzogs von *A.*, Paris 1699, und dessen Vorgänger, dem Vf. einer lateinischen Biographie des Herzogs, Salamanka 1669, der nach Originalbriefen, nach gleichzeitigen schriftlichen Nachrichten und nach der Geschichte eines Marqu. von *Astonge*, gearbeitet hatte. „Man sieht bald — sagt Hr. *L.* (S. 318) — dass er *mehr für* als wider den Herzog ist; indessen sucht er ihn doch *nicht durchgehends zu vertheidigen*, — — lässt auch den *Gegnern* des Herz. *Gerechtigkeit* widerfahren.“ Diesem Spanier ist Hr. *L.* gröfstentheils gefolgt, wiewohl mit sorgfältiger Prüfung. — — 4. St. VIII. *Curt Christoph Graf zu Schwerin*, von Hn. M. *Nebe* zu Crumpa. — „Den schwersten Druck, den der unterste Soldat — — vielleicht zu leiden hat, musste *Schw.* ertragen lernen. Dessen ungeachtet blieb sein Entschluss unbeweglich; und die gegenwärtige Beschwerde, indem sie den Körper abhärtete, und seinem Gemüthe die Eigenschaften der *Ertragsamkeit* und *Standhaftigkeit* gab, diente vielmehr, ihn seine Lehrjahre würdiger bestehen zu lassen, und ihn auf die nachherige Laufbahn desto vollständiger *vorzubereiten*.“ Und gerade „diese Periode der *Vorbereitung*“ ist *der* Theil dieser Biographie, der ihr Eigenthümliches und Vorzügliches ausmacht. Um so belehrender wird dadurch das Folgende, in welchem die *Ausführung* nach der Vorbereitung entwickelt wird. — — Eben so treu und vielfach belehrend hat Hr. *N.*, in No. X, auch den trefflichen *H. C. von Winterfeld* geschildert; diesen würdigen Waffenbruder des edlen Schwerin, und ihm so ähnlich an Geist und Talenten, und Güte des Herzens, wie an Schicksalen und Vollendung. — Nun gebe uns Hr. *N.* auch die Biographie jenes gefühlvollen Dichters, der seinem *Winterfelde* nachsang:

„Ihr Winde wehet sanft, die heil'ge Asche ruht!“ —

O wie ganz anders war es doch in jenen männlichen, durch die sanfte Gewalt der Religion des Christenthums gereinigten, veredelten, beruhigten Gemüthern, die nicht dem vergänglichen Ruhme nachjagten, der dennoch den Helden zufiel — wie ganz anders war es in ihnen, als in der unruhvollen Seele jenes Spaniers, der auch in diesem vierten Stücke zwischen Schwerin und Winterfeld erscheint! IX. *Alfonso de Ojeda*, von Hn. Pred. *Niemeyer*. „Ein Gegenstück zu Colombo“ — auch in der Sammlung des Biographen — aber wie sehr verschieden von Jenem! „Dort der weise Held auf einer Entdeckungsreise; hier der unbesonnene Wagehals auf abenteuerlichen Fahrten. — — Dort die Triebfeder hauptsächlich die Ehre und Freude der Ausführung eines grossen, rühmlichen, dem Vaterlande erspriesslichen, Planes, und dieser letzten Hinsicht wegen, nie ein Schritt gegen des Landes Wohlfahrt; hier die Triebfeder, ritterlich glänzende Auszeichnung für sich, und, wo mit dieser eigennützigen Rücksicht eine andere, sey es ein fremdes, höheres Verdienst, oder die Wohlfahrt des Vaterlandes, in Streit kommt, Verwerfung dieser letzten Rücksicht. — — Dort Kraft und Licht; hier Gewalt und Flammen“ (S. 430). Ihm gegenüber steht, ebenfalls in diesem Stücke: XI. *Vasco Nunnez de Balboa*, auch von Hn. Pred. *Niemeyer*

geschildert — „durch Muth, verbunden mit Besonnenheit und Klugheit; (durch) Ruhmdurst, verbunden mit Freundlichkeit und Mässigung; (durch) Fassung grosser Plane, verbunden mit unerschütterlicher Ausdauer — ganz der Mann, welcher das Südmeer entdecken, und die Thore von Mexico und Peru öffnen konnte; freylich aber auch der Mann, welcher den Neid kleiner und stolzer Seelen gegen sich aufreizen musste" (S. 481). Gross — lässt sich hinzusetzen — wenn er, beym Anblick des Südmeeres, tief unter sich, demuthsvoll und dankend auf seine Kniee sinkt (S. 500); gross, wenn er schuldlos leidet und stirbt (S. 512). — Gern findet man hier das Andenken an ihn, neben den Erinnerungen an *Schwerin* und *Winterfeld*. „*Die heil'ge Asche ruht!*" —

G. St...s.

Pirna, in Comm. b. Friese: *Leben der Kaiserin Josephine von Frankreich, Gemahlin Napoleon des I.* Von einem Augenzeugen. 1807. 272 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Verfertiger dieses Machwerks hat in einem trivialen Styl bekannte Nachrichten von der Gemahlin des französischen Kaisers zusammengetragen, Wahres und Falsches, ohne Wahl und Prüfung. Um seinen Stoff noch etwas weiter auszuspinnen, hat er auch oberflächliche Nachrichten von Napoleon, seiner Jugendgeschichte, seinen späteren Thaten, ja sogar von der Revolution des 18 Brumaire eingewebt. Das Erheblichste sind einige Anekdoten, die persönliche Verhältnisse betreffen, für deren Zuverlässigkeit wir aber keinen Bürgen weiter haben. Aus der Geschichte der letzteren Jahre hebt er besonders einige Umstände aus, die das Ceremoniel betreffen, und versichert uns, dass es eigentlich die Kaiserin Josephine sey, welche Glanz, Pracht und Etikette so sehr liebe, und der letzteren eine so mächtige Herrschaft gegeben habe.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Hayn: *Ländliche Stunden* von *Ernestine von Krosigk*, geb. *Krüger*. 1806. 85 S. 8. (8 gr.) Diese neun Aufsätze, welche die geistreiche Verfasserin durch den Druck hier dem lesenden Publicum übergeben hat, und welche die Überschrift führen: die Natur, der Schöpfer, die Flur, der Hain, das Feld u. s. w., enthalten gefühlvolle Betrachtungen und Schilderungen ländlicher Gegenstände, mit moralischer und religiöser Anwendung, in jenem malerischen und blumenreichen Styl vorgetragen, den man poetische Prosa zu nennen pflegt. Sie sind fliessend und mit Wärme, aber zugleich auch mit einer solchen Süsslichkeit des Gefühls und mit so verweichlichter Phantasie geschrieben, dass wir anstehen, ob wir sie der weiblichen Jugend unbedingt zur Unterhaltung und zur Erbauung empfehlen sollen, indem wir fürchten, dass sie dadurch, so edel und vortrefflich auch die darin herrschenden Gesinnungen sind, nur zu sehr verzärtelt und einer leicht verführbaren Empfindsamkeit preis gegeben werden möchte. Eher sind wohl die eigenen Worte der Verfasserin hier anzuwenden: „Will der Unglückliche Trost suchen, so suche er ihn nur bey seines Gleichen, bey denen, welche kämpften und duldeten wie er." Denn überall, auch in den reizendsten Schilderungen, blickt hier eine leidende Miene durch, die zwar für Herzen ähnlichen Zustandes sehr wohlthuend, aber für ganz unbefangene, heitere Gemüther gerade nicht heilsam seyn möchte, weil diese dadurch ohne sonderlichen Nutzen zu früh gewöhnt werden, die Welt und das reizvolle Leben hinter einem Trauerflor zu erblicken, der ihnen zwar frühzeitig eine gewisse sanfte Resignation, aber keine Vorsicht und Entschlossenheit gegen Gefahren, und keine rechte Frohmüthigkeit zum Genuss des sich darbietenden Glücks geben kann. Mit grossem Aufwande von poetischer Beredsamkeit breitet die Verfasserin die Schönheiten der Natur vor ihnen aus, aber auch bey den fröhlichsten Erscheinungen zieht sie das Herz mehr zum Mitleiden als zur Mitfreude hin, indem sie dabey entweder einen trüben Seitenblick auf das verdorbene Stadtleben wirft, oder sich in eine zärtliche Sympathie mit vernunftlosen, ja fast leblosen Wesen einlässt. So schliesst sie z. B. die Betrachtung, welche sie über das Ärndtefeld anstellt, mit dieser Ermahnung an die Landbewohner: Euren wallenden Saaten vertraute die Lerche, deren Frühlingshymne euch entzückt, vertraute die Wachtel und das schüchterne Rebhuhn die hülflose Brut — o, wehret der Sense des Schnitters, dass sie nicht die Halmen geizig dahinmähe, welche das Obdach der unbefiederten Vögelchen waren! Für die wenigen Ähren, welche ihr den schutzlosen Geschöpfen opfert, wartet eurer ein süsser Lohn feinempfindender Seelen — im künftigen Lenz ist jede Melodie der zarten Sänger, die euer Erbarmen erhielt, ein Loblied eurer Milde, und der sanfteste Engel am Throne des Ewigen lächelt auf euch, für die kleine aber gute Handlung, aus Zähren seliger Freude hervor." Auch mit den Pflanzen sympathisirt sie, und segnet die Seelen, die die schmachtenden tränken. Das ist doch ein wenig gar zu gutmüthig!

T. Z.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Das Ideal*. Von *Karl Anton von Gruber*. Auch unter dem Titel: *Journal von neuen deutschen Original-Romanen*. Dritter Jahrgang. Zweyte Lieferung. 1804. 232 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. warnt selbst solche Leser, die durch einen Roman bloss unterhalten seyn wollen, und in demselben nur recht viel für ihren Thränensack suchen, vor diesem seinem Ideal, und räth ihnen, es auf die Seite zu legen. Er hat wohl daran gethan: denn für Leser dieses Schlags ist sein Buch durchaus nicht. Für Andere wird es gerade so viel Unterhaltung gewähren, als nöthig ist, um sie beym Nachdenken fest zu halten, und ihnen wieder gerade so viel zu denken geben, als genug ist, um die Unterhaltung nicht abzureissen. Demungeachtet fehlt aber immer noch viel, ehe es sich des Charakters der Mittelmässigkeit entledigt; und so deutlich sich auch an mehreren Stellen der gute Kopf aussprechen mag, so zeigt sich doch nirgends das poetische Genie. Das Ganze ist zu wenig Ideal, ein paar Gedanken und Floskeln machen es nicht. Was uns zu denken gegeben wird, ist mitunter schon etwas oft gedacht, und nicht minder oft gesagt worden; mitunter auch wohl selbst etwas undenkbar. So heisst es S. 30 von der Liebe: „O sie ist weise, die Allumfassende! — sie ist unsere Leiterin; nie wird sie, wenn wir ihrer Stimme folgen, uns auf Irrwege führen. Sie zeichnet uns die Bahn des Möglichen; sie befiehlt uns, still zu stehen, wo die ewigen Schranken in dem Umkreise der Schöpfung gezogen sind." Die Wörter *exaltirt* und *excentrisch* müssen Manches verbergen.

Sp.

Vermischte Schriften. *Berlin*, in Comm. b. Maurer: *Berliner gemeinnützige Blätter zur Beförderung der Moralität und Belebung der Industrie*. Für das Jahr 1804. 420 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.) Wie sich aus der Inhaltsanzeige ergiebt, sind diese gemeinnützigen Blätter nichts anders, als die Abhandlungen aus der, zum berliner Intelligenzblatte gehörigen, Beylage für das genannte Jahr. Sie verbreiten sich zum Theil wenigstens über solche Gegenstände, die für viele ein Interesse haben können, z. B. über Getreide, Mühlen und Brod; über Süssholz; Gewinnung des Salpeters in Frankreich; Papierfabrication, über die entehrende Strafe des Hundetragens und über mehrere andere historische, technologische, ökonomische und in andere Fächer einschlagende Gegenstände. Die mehresten Beyträge haben die Hn. Dir. *Achard*, D. *Aronsson*, Medic. R. *Hermbstädt*, Prof. *Heynatz*, Feuerbau Insp. *Jachtmann*, Prof. *v. Hönen*, Pred. *Treumann*, Prof. *Wadzeck* und Dr. *Wolf* (aus Halle) geliefert.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 APRIL, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes: *Beaumont's* und *Fletcher's dramatische Werke*, herausgegeben von *Karl Ludewig Kannegiesser*. I Theil. 1808. 316 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Francis Beaumont Esq., aus dem alten Geschlechte dieses Namens, ward Anfangs zu Cambridge, nachher im Inner-temple erzogen, wo er den Grund zu den Kenntnissen legte, die ihn als einen umfassenden Gelehrten seiner Zeit auszeichneten; er starb vor dem 30 Lebensjahre, und ward den 9 May 1615 in der Westmünster-Abtey begraben. Er hinterliess eine Tochter, *Mrs. Frances B.*, die 1700 in Leicestershire gestorben ist. Diese besass noch einige Gedichte von ihrem Vater, die aber auf der See, als sie von Irland zurückreiste, verloren gingen. Einige Jahre nach Beaumonts Tode wurde ein Büchlein gedruckt, verschiedene Gedichte unter seinem Namen enthaltend; unter anderen die Fabel der *Salmacis* aus dem Ovid, und eine freye Übersetzung der *remedia amoris*. — *John Fletcher Esq.*, ebenfalls in Cambridge erzogen, starb an der Pest, im ersten Jahre der Regierung Karls des I, und ward in der Kirche *St. Mary Overy* zu Southwark am 19 August 1625 im 49 Jahre seines Alters begraben. — Einige Schauspiele dieser beiden engverbrüderten Freunde wurden noch bey Lebzeiten der Verfasser gedruckt. Im Jahre 1647 gab *Shirley* die erste, aber noch unvollständige Sammlung ihrer dramatischen Werke heraus. Voran stehen Lobgedichte von ihren Freunden und Bekannten, unter denen wir die Namen der damals angesehensten Männer lesen. Ein Kupferstich von Fletcher ist dem Titel beygefügt, und das Werk dem Grafen von Pembroke zugeeignet. Die erste *vollständige* Folioausgabe erschien 1679, worin noch verschiedene Lobgedichte nebst einem grossen Stücke des letzten Actes von *Thierry und Theodoret* hinzugekommen. — Das Räthsel, wie diese beiden merkwürdigen Männer gearbeitet haben, wird einigermassen durch folgende Anekdote gelöset, die sich in *Winstanley's* englischen Dichtern findet. Als beide einst den Plan zu einem Trauerspiele in einem Gasthofe entwarfen, hörten einige Anwesende Fletchern ausrufen: „Ich nehme die Ermordung des Königs auf mich!" Diese Worte, die dem Anschein nach auf eine erschreckliche Verschwörung deuteten, wurden ruchbar; und man machte den armen Dichtern schon einen Process darüber, der ihnen hätte gefährlich werden können, wenn sie nicht zur rechten Zeit durch die Erklärung, ihr Vorhaben sey nur gegen einen Theaterkönig gerichtet, ihre Unschuld dargethan, und die drohende Gefahr von sich abgewendet hätten. — Aus dieser Nachricht sehen wir, dass beide sehr verwandten Geistes müssen gewesen seyn, und dass der Unterschied ihrer persönlichen Fähigkeiten schwerlich so bedeutend war, als uns der wunderliche *Seward* (in seiner *Abhandl. üb. B. und Fl. Genie*) einreden will, der ohne die mindeste Unterstützung historischer Zeugnisse, bloss seiner kritischen Nase vertrauend, den Charakter jedes einzelnen Dichters aus solchen Stücken, welche eine einseitige Tradition Einem allein zuschreibt, will abgezogen haben, oder wohl gar sich zutraut, genau die Stelle nachzuweisen, wo der Eine das Werk des Anderen fortzusetzen begonnen habe. Eben so wenig Autorität hat die Meinung solcher Kritiker, welche, wie *Pope* (in den Sat.), oder *Dryden* (Prolog zum Sturm), nach *Cartwright's* und *Harri's* Vorgange, Fletcher's Witz auf Unkosten Beaumont's herausstreichen, oder Beaumonts Kraft und Fülle im Gegensatze von Fletchers untergeordnetem Zupfleger-Genie. Beide gewähren uns die anmuthige Erscheinung von zwey verbrüderten Herzensfreunden, die nicht aus Bedürftigkeit des kargversorgten Geistes sich ergänzend zusammenthaten; sondern bey dem regsamen Ineinanderwirken und innigen Zusammenschmelzen harmonischer Empfindungen, in der gemeinschaftlichen Gabe der Musen ein fester und fester verkettendes Seelenband finden mussten. Fletcher, der seinen Beaumont zehn Jahre überlebte, schrieb in dieser Zeit Schauspiele, die denselben Geist, dieselbe Kraft und Fülle zeigen, welche wir in den gemeinschaftlichen Werken der beiden Dichter wahrnehmen; und ist dieses wohl ein Wunder (fragen wir mit dem unbefangenen *John Berkenhead*), da er, vermöge des langen vertraulichen Umgangs, den Geist seines Freundes als ein angehöriges Erbgut musste zurückbehalten haben?"

Wenn nun schon allein der interessante Anblick einer in der Literaturgeschichte fast beyspiellosen Vereinigung zweyer, nach gleichem Zwecke hinwirkender Geistesbrüder den Werken des B. und *Fl.* die Theilnahme der Nachwelt auch bey anderen Nationen erregen muss: so werden uns dieselben noch um vieles merkwürdiger, wenn wir uns erinnern, dass deren Urheber Zeitgenossen des *Shakspeare* waren, des *Ben Johnson*, *Donne* u. a., dass diese Männer

unter einander in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, in wissenschaftlichen Zusammenkünften einander begeisterten, und zu neuen Erfindungen anregten, ja sogar in ihren Arbeiten sich unterstützten, wie man denn bestimmt weiss, dass unseren beiden Dichtern Shakspeare in einigen Schauspielen hülfreichen Beystand leistete. Und haben Beaumont und Fletcher, in einem solchen Kreise, vieles hervorgebracht, was sie isolirt, und eines so wohlthätigen Einflusses beraubt, nimmermehr geleistet hätten; hat man folglich viele ihrer Schauspiele nicht einzig als Erzeugnisse ihrer Personen zu betrachten, sondern zugleich als Producte jener Zeit, jenes geselligen Verkehrs und Austausches: so kann auch selbst des Shakspeare und *Ben Johnson* Studium, da auch sie *in* dieser und *durch* diese Verbindung den höchsten Gipfel ihrer Kunst erreichten, nicht anders vollendet werden, als durch genaue Bekanntschaft mit den Werken ihrer gleichzeitigen Freunde. Zwar *was* und *wieviel* jeder Theilnehmer dieses edlen Kreises fremdem Einflusse verdanke, lässt sich durch keine Kritik ausmitteln; aber, bey dem immer allgemeiner sich verbreitenden Enthusiasmus, insonderheit für Shakspeare, ist es uns nach zweyhundert Jahren noch rührend und behaglich, theils bey fremden Werken durch Stellen, die aus Shakspeares Seele geflossen scheinen, an ihn erinnert zu werden, theils in seinen eigenen Schöpfungen die Spuren einer empfänglichen Mitwelt und eines genussvollen Privatlebens ahnden zu können.

Es ist daher für uns Deutsche, die wir durch die Bemühungen unseres *Goethe, Wieland, Eschenburg, Schlegel* in der Würdigung Shakspeares so weit gekommen sind, dass nun auch die Engländer von uns ihren Dichter können verstehen lernen, ein wahres Bedürfniss geworden, auch mit *B. u. Fl.* vertrauter zu werden. Wie sehr verdient also Hn. *Kannegiessers* Unternehmen von Seiten des Publicums diejenige Aufmunterung, die ihm Rec. mit aller Wärme wünscht. Denn aus der gelieferten Probe scheint es, als sey Hr. K. für diess Unternehmen gerade der rechte Mann. Kenntniss des Originals, richtiger Sinn, Gewandtheit im Ausdrucke, Beharrlichkeit, die zahlreichen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit zu überwinden, diese Vorzüge müssen wir ihm unbedenklich zugestehn, so wenig wir auch einzelne Mängel verschweigen wollen, welche sich aus einer sorgfältigen Vergleichung ergeben haben, und welche in den nachfolgenden Bänden Hn. K's. schon geübtere Hand allmählig wird vermeiden lernen. — Was zuvörderst die Auswahl der Stücke betrifft, so fanden wir einiges Bedenken, warum eben die *Seereise* zuerst genommen sey, die doch gewiss nicht zu den vorzüglichsten gehört. Vielleicht aber hat Hr. K. ganz richtig geurtheilt, mit diesem Stücke beginnen zu müssen, da gerade dieses durch *Eschenburg* (*Abh. zu Sh. Sturm*) und durch *Lessing* (*Laok.* S. 257), wenigstens dem Namen und Inhalte nach, ziemlich unter uns bekannt war.

Von dem zweyten Stücke *Maid's tragedy* besitzen wir schon eine frühere prosaische Übersetzung von *Gerstenberg*. Kopenh. u. Leipzig 1765.

Die Seereise (von der uns schon *Eschenburg* eine ausführliche Inhaltsanzeige gegeben hat) missfällt weniger in den Einzelheiten, als in der verwirrten Anordnung des Planes, indem die wichtigsten Ereignisse theils durch das blinde Spiel des Zufalls herbeygeführt, theils so beyläufig und oft an so unschicklichen Stellen erzählt werden, dass man nur mit Mühe nach wiederholtem Lesen das Stück im Zusammenhange aller seiner Theile überschauen kann. Die gepriesene Ähnlichkeit mit Shakspeare's Sturm ist höchstens in zwey Charakteren und in einigen Situationen zu suchen. Die Seereise beginnt gleich dem Shakspearischen Sturme, mit einem Seesturme; die Reden der Personen auf dem Schiffe, das zu scheitern droht, sind lebendig, aber fast zu declamatorisch gegen Shakspeare's einfache Darstellung, wo wir die Gewalt des Sturmes und die Grösse der Gefahr mehr in dem Thun und Treiben der Schiffsgesellschaft erblicken. *B. u. Fls. Clarinda* hat etwas von dem Charakter der Miranda, doch ist sie aus gröberem Stoffe gebildet. Vielleicht auch mag der lustige *Tibalt-du-Pont* Shakspeare's Gonzalo nachgebildet seyn; beide kommen darin überein, dass sie wackere Männer sind, und im Unglücke die gute Laune nicht verlieren, aber liebenswürdiger ist Gonzalo. Wenn endlich auch die Scene, wo der schlafenden Aminta Mord gedroht wird, der Shakspearischen nachgeahmt ist, in welcher Alonso und Gonzalo im Schlaf sollen ermordet werden, so zeigt sich auch hier Shakspeare's überlegene Meisterschaft. Denn dass Alonso und Gonzalo erwachen, wie gerade der Hieb fallen soll, begreifen wir, weil ihnen *Ariel* ein warnendes Liedchen ins Ohr summt; Aminta's Erwachen dagegen im entscheidenden Momente ist nicht so begreiflich, zum mindesten hätte sie uns ihr ahndungsvolles Traumgesicht (wie im Sommernachtstraum Hermia Act 2 am Ende) mittheilen müssen. Die Hungerscene ist, wie schon *Lessing* bemerkt, übertrieben, und wird schwerlich durch *Eschenburgs* Gegenbemerkungen gerechtfertiget werden. Rec. wenigstens kann sich nicht vorstellen, wie „diese stark aufgetragenen Farben bey Jemandem einen erschütternden Eindruck hervorbringen können;" ihm dünkt diese, wie jede andere Übertreibung, lächerlich, und an einigen Stellen ekelhaft. Anfangs gehen die Reden der Hungernden noch ziemlich natürlich; aber von da an, wo der Wundarzt hinzukömmt, beginnt die Scene sich selbst zu persifliren. Reiner gehalten und wahrhaft rührend sind die verliebten Scenen zwischen Albert, Aminta und Clarinda; auch der Auftritt, wo Albert auf der fruchtbaren Insel von holden Mädchen aus seiner Ohnmacht erweckt wird, und sich im Elysium von Genien umringt wähnt. Doch der Triumph unserer Dichter in der Seereise sind die launigen Stellen. Der lustige Tibalt, dem Charakter und Festigkeit eine Art von

Autorität über seine Gefährten geben, ist meisterhaft gezeichnet, am lebhaftesten in der Scene, wo er seine verhungerte Schiffsgesellschaft unter die sanguinischen Mädchen der fruchtbaren Insel austheilt, und selbst noch das Herz der alten Rosellia, die man vorher für die Keuschheit auf Erden gehalten hat, zu erobern weiss. Wir theilen den Schluss mit, der zugleich als ein Beweis von Hn. *Kannegiessers* treuer Darstellung dastehen möge.

Ros. Ein lustiger Geselle! wenn ein Mann
Mir nicht ein unausstehlich Wesen wäre,
So könnt' ich seinen Umgang wohl ertragen.

Tib. Hier ist 'ne schöne Heerden Ziegen vor mir,
Nur möcht' ich eine unfruchtbare haben!
Ich mach' es gerne mit, doch lieb' ich nicht,
Mich zu behindern. Wie ein Grossultan
Spatzir' ich im Serail,
Kuck' im Vorübergeh'n sie an und ziehe
Mein Schnupftuch, und nachdem die Wahl getroffen,
Geb' ich es so von mir.

Ros. An mich?

Tib. An dich.
Und so hat Jeder nun sein Theil, d'rauf los,
Ihr hungrigen Gesellen!

Alb. O vortrefflich!

Ros. Bey allen Heiligen,
Es macht mich lächeln, meiner Angst zum Trotz.

Clar. Ein sonderbarer Kampf ist zu bemerken
Bey meiner Mutter zwischen Freud' und Zorn.

Tib. Nicht spröde! *seyd die Herrin eures Wortes*,
Ich muss und will euch haben.

Ros. Vernünftig, Narr! Ach leider bin ich alt!
Kann eine Mutter Funfzig dir genügen?

Tib. Lass das nur gut seyn, meine Praxis kennt
Ganz gute in den Sechzigen und drüber,
Zudem ist heisses Wetter,
Und Männer von Erfahrung scheu'n das Fieber!
Vorsichtige Diät wirkt *dann* am besten;
Eu'r Julip, eu'r Guajacum und Prunellen,
Waidwasser *etwa* oder Kampferpillen
Sind gegen eine alte Mutter nichts.
Ein junger Magen fodert immer noch,
Wenn nichts mehr da ist, ihm das Maul zu stopfen;
Und glaube mir, ich bin nicht unerschöpflich!
Lacht nur, ja lacht, ihr lieben Leute, lacht!
Ich schlaf' und mache Feyertag, wenn ihr
Noch, bis das Herz knackt, in den Minen grabt.

Ros. Ein toller Kerl! Topp, Bursch', ich schlage ein.

Zur Vergleichung wird diess Stück vom Original hinreichen.

Ros. Be advis'd, fool, alas I am old;
How canst thou hope content from one that's fifty.

Tib. Never talk on't; I have known
Good ones at threescore and upwards;
Besides the weather's hot; and men
That have experience, fear Fevers.
A temperate diet is the only Physik.
Your Julips, nor Guajacum, prunellos.
Camphire pills, nor Goord-water,
Come not near your old Woman;
Youthfull stomuchs are still craving,
Though there be nothing left te stop the mouth's with;
And believe me, I am no frequent giver of those bounties.
Laugh on, laugh on, good Gentlemen do,
I shall make holiday and sleep, when you
Dig in the mines till your hearts ake.

Die Lüsternheit der drey Mädchen (Act. 4), die sogar dem Schiffspatron zu derbe dünkt, übergehen wir mit Stillschweigen. Am Schlusse, wo jeder Topf seinen Deckel findet, lesen wir mit Bedauern:

Wenn wir uns ausgeruht, so wollen wir
Ein jeder heim in seine Wohnung kehren.

Wie viel schöner, wenn die ganze Gesellschaft auf der Insel geblieben wäre, und sie aus einem weiblichen Kloster in eine anmuthige Insel Felsenburg umgeschaffen hätte!

In einem edleren Style ist *die Braut* (*Maid's tragedy*) gedichtet: *Amintor*, ein junger Edelmann, hat sich mit *Aspasia*, der Tochter des *Callianax*, verlobt, wird aber vom Könige vermocht, ein anderes Mädchen, des Königs geheime Buhlerin, zur Ehe zu nehmen, damit diese für ihre Kinder einen Vater aufzuweisen habe, und der Schein des Anstandes gerettet werde. In der Brautnacht entdeckt die verlobte *Evadne* ihrem Bräutigam das schreckliche Geheimniss. Mit besonderer Kunst haben hier die Dichter durch lüsterne Andeutungen des Lesers ganzes Interesse auf die Brautnacht gespannt, wodurch der tragische Effect der Ankündigung, dass Amintor, nach dem Willen des Königs, nur Scheingemahl der Evadne seyn solle, um vieles verstärkt wird. Furcht vor öffentlicher Schande bewegt den Amintor, nachdem die erste Leidenschaft ausgetobt hat, sich in sein Schicksal zu ergeben, und es vor den Augen der Welt zu verbergen. Dennoch bemerkt *Melantius*, der Evadne Bruder, seinen geheimen Gram, und entlockt ihm durch die Macht der Freundschaft sein Geheimniss. Melantius, empört von Zorn und Rachsucht, will seinen Freund zu einer kühnen That gegen den König bewegen; doch da dieser vor dem Gedanken eines Königsmordes zurückbebt, so zwingt Melantius seine eigene Schwester zu dem Geständniss ihres Verbrechens und zu dem Entschlusse, den König zu ermorden. Um nach der That eine sichere Zuflucht in der königlichen Festung zu haben, sucht Melantius deren Befehlshaber, den Callianax, zu gewinnen. Dieser höchst originelle, drollig-naive alte Schwächling entdeckt zwar dem Könige den ganzen Plan; wird aber, vor den Augen des Hofstaates, mit seinem Geheimnisse zum Gespötte gemacht, und thut am Ende alles, was er soll. Der Charakter des Callianax gehört zu den wesentlichen Schönheiten des Stückes; er ist ein alter Murrkopf, eigensinnig, trotzig, aber zugleich schwach wie ein Kind. Evadne ersticht den König auf dem Bette seiner Sünden; Melantius erhält Vergebung vom neuen Könige; Evadne, welche auch nach ihrer Heldenthat Amintors Leidenschaft nicht zu entzünden vermag, entleibt sich selbst, und auch Amintor tödtet sich, nachdem er die Aspasia, die, als Jüngling verkleidet, zum Zweykampf ihn reizt, um von seiner Hand zu

sterben, verwundet und getödtet hat. Dass auch Melantius stirbt, ist vielleicht als Fehler des Stückes zu tadeln. Der sanfte, höchst tragische Charakter der Aspasia, der gegen die sündlichere, doch des Edlen noch empfängliche Natur der Evadne vortrefflich absticht, hätte vom Dichter noch mehr können hervorgehoben werden. Bey einer Bearbeitung für die Bühne, der vielleicht die freyen Situationen entgegen seyn möchten, müsste hierauf Rücksicht genommen werden.

Die Übersetzung ist treu, lebhaft, präcis, elegant, durchaus frey von Modeausdrücken, wie diess schon die ausgehobenen Stellen beweisen, welche zu vermehren wir uns ungern versagen. Hr. K. versteht die verschiedenartigsten Töne, der fröhlichen Laune, wie der Schwermuth, der Ruhe, wie der Leidenschaft, mit Leichtigkeit und Wahrheit nachzusprechen. Manchmal musste er von der wörtlichen Treue abweichen. *Seer.* S. 34 ist *here's Herb - graceless* vortrefflich übersetzt durch: *„hier ist Marien-hungerstroh."* Denn diess Kraut (*sedum sexang.*), das dürren Boden liebt, mochte immerhin auf der Hungerinsel anzutreffen seyn. Auch Act. 4 ist der Scherz mit *Salt Eele* recht gut durch „gespickte Beutel" gegeben. — Aber Seer. p. 34:

Fr. Oh, I am hungry, and hurt, and weary
Tib. Here's a Pestle of a Portigue, sir;
'tis excellent meat, with sour sauce.

hat Hr. K. sich durch folgende Übersetzung:

Tib. (auf Morillat zeigend) Hier ist *ein abgezehrter Hasenfuss*
Ein trefflich *Schaugericht* in saurer Brühe.

lustig genug aus der Noth geholfen. *Pestle of a Portigue* bedeutet eher alles, als das Übersetzte, und diessmal musste der arme Morillat des Übersetzers Unkunde entgelten. Aber wer soll diese Unkunde wegräumen, da selbst geborene und belesene Engländer Rec. über die eigentliche Bedeutung dieses Ausdrucks nicht belehren konnten. Wahrscheinlich ist *Portigue* ein verstümmeltes Wort aus einer fremden Sprache; so wie denn unsere Vff. mitunter spanische und portugiesische Worte in ihre Sprache aufnehmen. — Auch bey dem *„ledernen Patron mit holden Schönen,"* der den *leather'd Captains, with Lady's to adore'em* entsprechen soll, ist dem Rec. etwas unheimlich geworden. — Dass in der Braut im 2 und 3 Acte mehrere Zweydeutigkeiten ausgelassen sind, müssen wir billigen; auch aus der Seereise durfte immerhin noch einiges gestrichen werden. Manchmal aber fehlt etwas ohne Noth, oder wohl gar den Zusammenhang unterbrechend. Sogleich im Anfange der Braut die Worte Cleons: *See, good my Lord, who is return'd!* — S. 168 der Übers. fehlen im Maskenspiele 10 Verse von der Rede der Cinthia, die wir um des Schlusses willen ungern vermissen. S. 200 in der Rede der Aspasia sind die Worte *Lovers*,

such as speak truth, and dy'd in't
die wahrhaft blieben bis zum Tod.

viel zu schwach gegeben, und die folgende schöne Zeile:

And like me believe all faithfull and be miserable

ganz ausgelassen. — *A man so young* „*solchen* Jüngling" S. 152 ist undeutlich. So auch *binding word*, Bundeswort S. 192. — S. 203 gebietet Aspasia nicht eine *Furie* auf das Schiff des Theseus zu sticken, sondern, was weit nachdrücklicher ist, *a fear*, ein *Schrecken*; — *continual surges* sind nicht „*enge* (?) Brandungen," sondern „unaufhörliche Schläge der Fluth." — Auch sind die melancholischen Ausdrücke *sad*, *mournful*, *grief* etc. und die zärtlichen, besonders *wench*, *poor wenches*, *dear Melantius* u. a. nicht überall glücklich wiedergegeben. Solche Beyspiele mögen hier stehen, um Hn. K. für die folgenden Bände eine noch genauere Sorgfalt auf Kleinigkeiten zu empfehlen.

Als Verskünstler stehen B. und Fl. weit unter Shakspeare; die Seereise ist so schlecht versificirt, dass man beynahe glauben muss, sie sey stellenweis in Prosa geschrieben, und von späterer Hand erst ganz in Verse abgesetzt worden. Hier hat die Übersetzung bedeutende Vorzüge. In den hochpoetischen Stellen ist der Jambus durchaus rein gehalten; wo die Diction der geselligen oder humoristischen Sprache sich zur Prosa neigt, hat sich der Übersetzer oft mit einem jambusähnlichen Rhythmus begnügt, und gewiss würde auch die Rede eines Callianax oder Tibalt mit dem feyerlichen miltonischen Verse sonderbar contrastirt haben. In solchen Stellen durften auch vierfüssige und dreyfüssige Verse oder einzelne überzählige Jamben zugelassen werden. Doch möchten wir Hn. K. bitten, darin weder den Zufall noch die Bequemlichkeit walten zu lassen, sondern jedesmal sein Gefühl zu befragen, ob hier oder dort für solche Vergünstigung der rechte Ort sey. In der 8 und 24 Zeile der von uns ausgehobenen Stelle thut der dreyfüssige Jambus eine gute Wirkung, da die Farbe des Gedankens eine Unterbrechung oder vielmehr ein plötzliches Abbrechen des rhythmischen Fortganges fast erfodert. Aber nicht so im 13 Verse, wo der Hörer sich den Halbvers aus der folgenden Zeile ergänzt, und nothwendig aus dem jambischen Rhythmus herauskommen muss. — Noch wünschen wir für die künftigen Bände die weiblichen Versausgänge vermindert; und eine sorgfältigere Correctur, besonders in der Interpunction.

Der Fortsetzung dieses Werks sehen wir verlangend entgegen. Wollte uns Hr. K. auch mit einer Abhandlung beschenken, und *Beaum.* und *Fletcher* neben Shakspeare und Ben Johnson unparteyisch würdigen: so würde er sich ein zweytes Verdienst erwerben. Wir besitzen zwar schon eine ähnliche Schrift von *Th. Seward*; allein diese ist theils einseitig, theils grenzenlos abgeschmackt. Was *Gerstenberg* über Beaum. u. Fl. gesagt hat, ist vortrefflich; aber warum musste dieser geistreiche Kenner der englischen Tragiker so schnell verstummen?

Zum Schlusse können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass eine solide Buchhandlung einen neuen Abdruck der B. und Fletcherschen Schauspiele unternehmen möge. Wie wenige Deutsche sind, die Beaum. und Fl. kennen! und daran ist grösstentheils der Mangel an Exemplaren Schuld. Aber wir dürfen nicht länger kalt seyn gegen Männer, die mit Shakspeare so eng verbunden lebten, in deren Schriften vielleicht noch manches, das Shakspeares Eigenthum ist, verborgen liegt. Ein solcher Abdruck müsste nach der londoner Ausgabe von 1778 besorgt werden, die bis auf einige unnütze Conjecturen sehr correct ist; vor allem aber müsste ein Mann von Kenntniss und Gewissenhaftigkeit die Correctur besorgen, dass der Käufer schon im Voraus vor einem incorrecten Abdrucke sicher wäre, was bey unseren deutschen Ausgaben von englischen Classikern leider! so selten der Fall ist.

D. A. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL 1808.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Traité de mécanique céleste*, par *P. S. Laplace*, membre du Sénat conservateur, de l'institut nationale et du Bureau des Longit. de France. Tome III. 1802. XXIV u. 303 S. Tome IV. (Paris b. Courcier,) 1805. XL und 347 S. 4.

Hiezu gehört als Supplement:

PARIS, b. Courcier: *Théorie de l'action capillaire*, par *P. S. Laplace*, chancellier du Sénat conservateur, Grand-Officier de la Legion d'Honneur etc. 1806. 65 S. 4 und 1 Kupfer.

Ebendas.: *Supplément à la théorie de l'action capillaire*, par *P. S. Laplace*, chanc. du Sénat conserv. etc. 1807. 78 S. 4.

Eine Anzeige von einem Werke, wie das gegenwärtige, kann nicht die Absicht haben, die Kenner der Wissenschaft auf dasselbe aufmerksam zu machen, oder sie von dem, was sie darin zu suchen haben, zu unterrichten; denn dazu würde sie zu spät kommen. Die Absicht dieser Anzeige kann noch weniger die seyn, einzelne Sätze zu beurtheilen, und so das ganze Werk einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen; denn, wenn auch ein Rec. sich hiezu berufen glaubte, so würde doch eine solche Kritik zu viel Raum einnehmen, um für ein Journal zu passen, welches die gesammte Literatur zu seinem Gegenstande hat. Wir glauben daher unserer Pflicht auf die möglichst beste Weise nachzukommen, wenn wir nur von einigen besonders wichtigen Abschnitten den Inhalt so darzustellen uns bemühen, dass er auch für den weniger geübten Mathematiker, und selbst den Dilettanten verständlich und interessant ist; aus den übrigen Abschnitten aber blofs die auffallendsten Entdeckungen und Bemerkungen ausheben, und den Inhalt dieser Abschnitte nur flüchtig berühren.

Der Vf. hatte in den beiden ersten Bänden dieses Werkes, welche er als ersten Hauptheil desselben zusammenfasst, die allgemeinsten Gesetze der Bewegung, die Theorie der von den anziehenden Kräften abhängenden Bewegung der Schwerpuncte der Himmelskörper, die Untersuchungen über die Figur der Weltkörper, über die Ebbe und Fluth, und über die Umdrehung der Himmelskörper um ihre eigenen Schwerpuncte, in 5 Büchern abgehandelt. Die beiden vor uns liegenden Bände machen nun den zweyten Haupttheil aus, und enthalten die Anwendungen der vorigen allgemeinen Theorieen auf die einzelnen Himmelskörper, und ausserdem noch andere, zur Astronomie gehörige Untersuchungen, welchen letzteren als Beylage die Theorie der Haarröhrchen angehängt ist. Der Vf. macht uns aber Hoffnung, dass er in einer weiteren Fortsetzung auch noch genauere Untersuchungen über die neu entdeckten Planeten Ceres und Pallas liefern werde, wenn nur erst durch fortgesetzte Beobachtungen die Elemente ihrer Bahnen mit mehr Genauigkeit bestimmt seyn werden.

Sechstes Buch. Theorie der Bewegungen der Planeten. Die Hauptformeln hiefür enthält schon das zweyte Buch; indess sind dort in den entwickelten Reihen einige Glieder, als sehr klein, weggelassen, welche gleichwohl in gewissen Fällen merklich werden. So klein nämlich auch die Excentricitäten und die Neigungen der Planetenbahnen gegen einander sind, (bey den länger bekannten Planeten nämlich, von denen allein der Vf. für jetzt redet): so giebt es doch in jenen Reihen einige Glieder, welche von den höheren Potenzen dieser kleinen Grössen, oder auch von den Quadraten der ebenfalls sehr kleinen Perturbations-Kräfte abhängen, dennoch aber wegen der Kleinheit ihrer Divisoren nicht so unerheblich werden, als man wegen jener sehr kleinen Coefficienten vermuthen könnte. Besonders findet diess bey den gegenseitigen Störungen des Jupiter und Saturn Statt, weil ihre mittleren Bewegungen fast genau commensurabel sind, indem ihre Umlaufszeiten sich sehr nahe, wie 2 zu 5 verhalten, und bey diesen können die Glieder, welche $5n' - 2n$ im Divisor enthalten, noch merklich werden, wenn sie auch von der fünften Potenz der Excentricitäten abhängen. Aus diesen Betrachtungen erklärt es sich, warum die grossen Ungleichheiten in der Bewegung dieser beiden Planeten so sehr lange nicht in Übereinstimmung mit den Tafeln, die hierauf nicht Rücksicht genommen hatten, zu bringen waren. — Merkwürdig ist noch in diesen ersten Abschnitten die Bestätigung des Satzes, dass die Excentricitäten und Neigungen der Planetenbahnen immerfort sehr klein bleiben müssen, so wie sie es gegenwärtig sind, nämlich der Beweis, dass dieser Satz noch richtig bleibt, wenn man auch auf die Secular-Ungleichheiten, und die eben erwähnten Glieder der Formeln Rücksicht nimmt. Bey diesen Untersuchungen über die sehr geringen Perturbationen, welche Einfluss auf die Bewegung der Planeten haben, bietet sich auch die Frage dar, ob die sphäroidische Gestalt der Sonne bey

der Bewegung der Planeten in Betrachtung zu ziehen sey. Die Theorie giebt an, dafs sie eine kleine Verrückung der Axe, der Bahnen, und der Knoten-Linien bewürken müsse; aber die Berechnung der Zahlenwerthe dieser Perturbation ergiebt, dafs sie selbst bey Mercur höchst unbedeutend ist, und bey den übrigen Planeten noch weit geringer. — Den gröfsten Theil dieses sechsten Buches füllen die Anwendungen auf die einzelnen Planeten aus, nämlich die Berechnung aller Zahlenwerthe, deren man bey der Verfertigung äufserst genauer Tafeln für die Bewegung aller Planeten bedarf. Der Vf. rühmt die Sorgfalt, mit welcher Hr. *Bouvard* diefs schwierige Arbeit ausgeführt habe, und hofft durch sie den Grund zu noch weit genaueren Tafeln, als die bisherigen sind, gelegt zu haben. Insbesondere versichert er, dafs die Jupiters- und Saturns-Tafeln, welche bisher zuweilen noch gegen 40 Min. von der Wahrheit abwichen, nach diesen verbesserten Formeln nie um mehr als 1 Min. fehlerhaft seyn werden. (Man mufs hiebey bemerken, dafs Hr. *Laplace* der neuen Eintheilung des Quadranten folgt, wo also 1 Min. wenig über $\frac{1}{2}$ Min. der Sexagesimaltheilung beträgt.)

Siebentes Buch. Theorie der Bewegung des Mondes. — Obgleich die Genauigkeit der Mondstafeln durch *Mayer's*, *Mason's* und *Bürg's* Bemühungen schon sehr weit gebracht war: so fehlte es bisher doch noch immer an einer Theorie, welche *die Gründe* der vielen Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes nachwiese, für welche jene Astronomen die Gleichungen nur aus den Beobachtungen hergeleitet hatten. Des Vfs. Bemühen ging daher vorzüglich dahin, durch eine äufserst sorgfältige Entwickelung der aus der Theorie der Schwere sich ergebenden Gleichungen zu zeigen, dafs jene empirisch gefundenen Ungleichheiten des Mondlaufes wirklich alle aus der allgemeinen Theorie der anziehenden Kräfte abgeleitet werden können. Diese Untersuchung bietet mannichfaltige Schwierigkeiten dar, weil die Reihen, durch welche die Bewegung des durch Erde und Sonne angezogenen Mondes ausgedrückt werden, wenig convergiren, und manche Glieder, die sehr kleine Coefficienten enthalten, doch nicht übersehen werden dürfen, weil sie durch die wiederholten Integrationen Divisoren bekommen, welche sehr klein sind. Um die Übereinstimmung der Theorie mit der Beobachtung oder mit *Mayer's* und *Bürg's* Tafeln und Gleichungen zu prüfen, brachte der Vf. die letzteren auf einerley Form mit seinen Gleichungen, und verglich die Coefficienten; er fand, dafs die Coefficienten der theoretisch bestimmten Gleichungen nur sehr wenig von denen in *Mayer's* und noch weit weniger in *Bürg's* empirischen Gleichungen abwichen, und dafs wirklich *alle* empirisch bestimmten Ungleichheiten gänzlich aus der Theorie der Schwere erklärt werden. Hr. *L.* bemerkt, dafs die Übereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung noch gröfser seyn würde, wenn man in den theoretischen Formeln sich nicht erlaubte, die Gröfsen der fünften Ordnung (welche an Kleinheit ohngefähr der fünften Potenz des Verhältnisses zwischen der mittleren Bewegung der Sonne und des Mondes gleich sind) zu vernachläfsigen. — Sehr interessant ist die Bemerkung, dafs man aus lange fortgesetzten, sehr genauen Mondbeobachtungen die Figur der Erde wird bestimmen können. Es giebt nämlich zwey Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes, welche von der sphäroidischen Gestalt der Erde herrühren, und die daher anders ausfallen müssen, je nachdem die Erde mehr oder minder von der Kugelgestalt abweicht. Die bisherigen Beobachtungen dieser Ungleichheiten ergeben die Abplättung der Erde $= \frac{1}{305}$. Dieses weicht zwar etwas von der aus den Pendelbeobachtungen hergeleiteten Figur ab; aber H. *L.* glaubt, dafs man vielleicht Ursache habe, die aus der Bewegung des Mondes gefolgerte Abplattung als richtiger anzunehmen, da hier Irregularitäten in der Gestalt der Erde nicht so grofsen Einflufs haben, als bey den auf der Erdoberfläche angestellten Beobachtungen, die man doch nie bis nahe an die Pole erstrecken kann.

Auch die schon lange aus Beobachtungen geschlossene Beschleunigung der mittleren Bewegung des Mondes erklärt sich jetzt, da man findet, dafs nicht allein sie, sondern auch die mittlere Bewegung des Mondsperigäum und der Mondsknoten von der Abnahme der Excentricität der Erdbahn abhängt. Das erstere Phänomen hätte sich aus einem Widerstande des Äthers, in welchem die Himmelskörper sich vielleicht bewegen, erklären lassen; aber die Abnahme der mittleren Bewegung der Erdnähe und der Knoten stimmte mit dieser Erklärung nicht überein, und so findet sich also je mehr und mehr, dafs man keiner Hülfshypothesen bedarf, sondern dafs alle himmlischen Bewegungen einzig und allein aus der, nach dem Quadrate der Entfernung abnehmenden, anziehenden Kraft erklärt werden müssen. — Die Vergleichung der älteren und neueren Mondesbeobachtungen zeugt auch für die Unveränderlichkeit des Tages. Denn hätte die Länge des Sterntages sich auch seit Hipparchus Zeit nur um $\frac{1}{100}$ Sec. geändert, so würde hiedurch in die mittlere Bewegung des Mondes eine Seculargleichung eingeführt, welche mit der Erfahrung nicht bestehen kann.

Diefs sind nur einige der Hauptpuncte, welche sich aus den äufserst verwickelten Formeln ergeben, deren Betrachtung und Auflösung dieses Buch enthält.

IV Band. Achtes Buch. Theorie der Satelliten des Jupiter, Saturnus und Uranus. Die Betrachtung dieser kleinen Planetensysteme ist unter anderen defswegen sehr interessant, weil man hier im Kleinen und in schnell ablaufenden Perioden alle die Ungleichheiten wieder findet, welche im Systeme der Hauptplaneten vorkommen, dort aber wenig merklich sind, weil die Perioden der Ungleichheiten viele Jahrhunderte lang sind. Aufser den eigentlichen Untersuchungen über die Bewegung dieser Monde enthält das 7te Capitel allgemeine Formeln für die Oberfläche des Schattens, welchen ein dunkler Kör-

per von willkührlicher Gestalt wirft, wenn er von einem leuchtenden, dessen Gestalt ebenfalls willkührlich ist, beschienen wird. Man findet diese Oberfläche, wenn man sich eine Ebne denkt, welche ihre Lage immerfort so ändert, dass sie beständig eine Tangentialebne sowohl des leuchtenden, als des erleuchteten Körpers bleibt. Die Oberfläche des Schattens gehört allemal zu der Classe der abwickelbaren (developpablen) Oberflächen. Hr. *L.* widmet hier vorzüglich dem Falle nähere Aufmerksamkeit, da der leuchtende Körper sphärisch, der erleuchtete sphäroidisch ist, um daraus die Dauer der Finsternisse der Jupitersmonde zu bestimmen.

Neuntes Buch. Theorie der Kometen. Die Schwierigkeit der Berechnung der Störungen, welche die Weltkörper in ihrem elliptischen Laufe um die Sonne durch die anziehende Kraft anderer Weltkörper leiden, ward bey den Planeten dadurch um vieles vermindert, dass ihre Bahnen so wenig excentrisch, und so wenig gegen einander geneigt sind, dass man die höheren Potenzen der Excentricitäten und Neigungen als unbemerkbar klein betrachten und weglassen konnte. Die Theorie der Kometen bietet weit grössere, für die jetzigen Kräfte der Analysis nicht gänzlich zu hebende Schwierigkeiten dar. Um die Betrachtung der Perturbationen, welche von den Planeten in der Bewegung der Kometen herrühren, einigermassen zu erleichtern, kann man die drey Hauptfälle, jeden besonders, untersuchen. In dem ersten Falle, wenn der Komet der Sonne viel näher ist, als dem Planeten, dessen Einfluss man untersucht, ist der letztere fast unmerklich und die Bewegung des Kometen fast genau elliptisch. Der zweyte Fall findet Statt, wenn der Komet sehr weit von der Sonne entfernt ist: — alsdann bewegt er sich beynahe so, als ob er von dem gemeinschaftlichen Schwerpuncte der Sonne und des Planeten angezogen würde durch eine Masse, welche der Summe dieser beiden Massen und der des Kometen gleich ist; er beschreibt also eine elliptische Bahn um diesen Schwerpunct. Die Bahn eines Kometen ist also eine veränderliche Ellipse, deren Elemente, während einer Umlaufsperiode, nicht dieselben bleiben; man muss daher Regeln aufsuchen, um aus den Elementen für eine gewisse Epoche und aus den störenden Kräften die Elemente der Bahn für jeden anderen Zeitpunct zu bestimmen. Besonders wichtig ist die Untersuchung, welchen Einfluss diese Perturbationen auf die Zeit eines ganzen Umlaufes haben, und Hr. *L.* giebt Regeln an, wie man dieses z. B. für den Kometen von 1759, dessen ganze Umlaufszeit von 1682 bis 1759 bekannt ist, bestimmt. Man darf hiebey nicht übersehen, dass die mittlere Bewegung des Kometen in jedem Augenblicke eine andere ist, nämlich diejenige, welche für die Ellipse passt, deren Bogen der Komet eben jetzt beschreibt; die ganze Umlaufsperiode ergiebt also gleichsam nur einen mittleren Werth der gesammten mittleren Bewegungen, statt dass der wahre Werth der mittleren Bewegung für jeden Punct der Bahn angiebt, wie gross die Umlaufszeit seyn würde, wenn der Komet fortdauernd auf derjenigen Ellipse fortliefe, deren Element er gerade jetzt beschreibt. Da man die jedesmaligen Elemente der Bahn nicht ganz allgemein bestimmen kann (wegen der Unvollkommenheit unserer Analysis): so muss man die Rechnung stückweise vornehmen, und die Änderung der Elemente nach und nach für jeden Grad, um welchen die excentrische Anomalie wächst, besonders suchen; allenfalls auch wo es nöthig ist, nämlich für den Theil der Bahn, wo der Komet einem Planeten am nächsten kömmt, diese Rechnung bey jedem halben Grade Änderung der excentrischen Anomalie wiederholen. Auf diese Weise, glaubt Hr. *L.*, könne man die Zeit, wenn der Komet von 1759 sein Perihelium wieder erreichen wird, bis auf wenige Tage genau voraus berechnen. Doch lasse die über die Masse des Uranus noch obwaltende Ungewissheit keine völlig strenge Genauigkeit zu, und die Beobachtung der Rückkehr dieses Kometen werde dienen können, die Masse des Uranus genauer kennen zu lernen. Aufser jenen beiden Fällen kann auch noch der vorkommen, dass der Komet überaus nahe an einem Planeten vorbey geht, und dann kann der Planet, besonders wenn es Jupiter ist, eine gänzliche Veränderung der Bahn des Kometen bewirken. Um in einem solchen Falle mit einiger Leichtigkeit die Einwirkung des Planeten zu berechnen, kann man eine Wirkungs-Sphäre des Planeten festsetzen, und vor dem Eintritt in dieselbe die Wirkung des Planeten, hingegen nach dem Eintritte in dieselbe und bis zum Austritte aus derselben die Wirkung der Sonne bey Seite setzen. Dieses ist wenigstens als erste Annäherung genau genug, und es macht nicht so sonderlichen Unterschied, ob man die Grenzen jener Wirkungs-Sphäre etwas enger oder weiter annimmt. Diese Betrachtungen, die man nur dann anzuwenden braucht, wenn der Komet einem Planeten ungewöhnlich nahe kömmt, scheinen sehr befriedigende Aufschlüsse über den Kometen von 1770 zu geben. Bekanntlich stimmten die Beobachtungen dieses Kometen mit keiner parabolischen Bahn überein, und schon *Lexel* und auch nachher *Burkhard* fanden eine elliptische Bahn, welche der Komet in $5\frac{1}{2}$ Jahren durchlaufen müsste, wobey aber die Frage entstand, warum man denn diesen Kometen nie vorher und nie nachher gesehen habe. Die nähere Untersuchung, welche Hr. *Burkhard* über diesen Kometen angestellt hat, ergiebt, dass er 1767 sehr nahe am Jupiter vorbey gegangen war, und also seine Bahn eine starke Änderung erlitten haben musste. Nimmt man nun beym Austritte aus Jupiters Wirkungssphäre die Elemente der Bahn so an, wie die Beobachtungen von 1770 sie ergeben: so kann man berechnen, wie die Bahn vor der Ankunft in Jupiters Nähe beschaffen seyn musste, um durch seine Einwirkung in die gegebene Bahn umgestaltet zu werden. Diese Rechnung lehrt, dass der Komet sich vor dem Jahre 1767 in einer Bahn bewegte, deren halbe Axe ungefähr = 13,3 war, (den mittleren Abstand der

Erde von der Sonne = 1 gesetzt,) und dass sein kleinster Abstand von der Sonne = 3, 1 betrug, in welcher Entfernung er den Erdbewohnern nie sichtbar werden konnte. Nach dem J. 1770 hätte der Komet zwar im März 1775 wieder erscheinen sollen; aber um die Zeit seiner Sonnennähe befand er sich, von der Erde her gerechnet, gerade jenseits der Sonne, und konnte also nicht gesehen werden. Die fernere Rechnung aber zeigt, dass er im J. 1779 abermals ganz nahe am Jupiter vorbeyging, und dass dadurch seine Bahn eine solche Änderung leiden musste, dass sein Abstand in der Sonnennähe wieder auf 3,33 stieg, (statt dass dieser perihelische Abstand im Jahre 1770 nur 0,67 betrug,) und nach den Beobachtungen ist zu schliessen, dass auch bey einer solchen Entfernung von der Erde und Sonne der Komet uns nie sichtbar werden kann. Dieser nämliche Komet kam 1770 auch der Erde sehr nahe: indess konnte die Einwirkung dieser seine Umlaufszeit doch nur um zwey Tage abkürzen; der Komet dagegen hat weder auf die Bewegung der Erde, noch auf die Bewegung der Jupiters-Monde, zwischen welchen er durchgegangen ist, die mindeste Wirkung geäussert, daher seine Masse äusserst unbedeutend seyn musste.

Zehntes Buch. Über verschiedene Gegenstände, die Beziehung auf astronomische Untersuchungen haben. 1 und 2 Cap. Von der astronomischen und terrestrischen Refraction. Wenn man das Licht als bewegte Körperchen betrachtet, auf welche die Theilchen des Medium, worin es sich fortpflanzt, anziehend wirken: so findet man für die Bahn des Lichttheilchens in der Atmosphäre eben die Gleichung, wie bey anderen gegen einen Mittelpunct angezogenen Körpern. Diese Gleichung hängt hauptsächlich ab von dem Gesetze, nach welchem die anziehende Kraft der Lufttheilchen auf das Licht wirkt, und es scheint hierin, da dieses Gesetz, (wie nämlich die Anziehung in der Entfernung abnimmt,) unbekannt ist, eine Hauptschwierigkeit bey dieser Untersuchung zu liegen. Wendet man indess die Untersuchung auf den Fall an, da der Lichtstrahl in ein Medium führt, welches durch eine Ebene begrenzt ist: so findet man, dass es bloss nöthig ist, die gewiss richtige Voraussetzung anzunehmen, dass jene Anziehung nur auf äusserst geringe Distanzen merklich sey, und dass man alsdann die weitere Bestimmung, wie die anziehende Kraft von der Entfernung abhängt, gänzlich bey Seite setzen könne. Da nämlich die Krümmung des Lichtstrahls bey dem Eintritte in das neue Medium gleichsam nur in einem Puncte Statt findet: so erlangt das Integral, welches diese Änderung der Richtung des Lichtstrahles ausdrückt, schon in einer äusserst kleinen Entfernung von der Ebene, welche das Medium begrenzt, einen beständigen Werth, und bloss diesen Werth, der sich aus der Beobachtung bey jedem Medio bestimmen lässt, braucht man zu kennen. Diese Betrachtung führt auf theoretischem Wege zu der Regel, dass bey dem Übergange in dasselbe Medium der Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels ein beständiges Verhältniss hat; und bestimmt die Grenzen, bey welchen der Strahl nicht in das andere Medium übergeht, sondern anscheinend reflectirt wird, wobey die Theorie noch einen Unterschied zeigt, in welchen Fällen der Strahl das zweyte Medium gar nicht erreicht, und in welchen Fällen er es nur eben erreicht und gleich in dasjenige zurückgeht, welches er nur eben verliess. Die Theorie giebt zugleich einen Ausdruck für die Änderung der Geschwindigkeit des Lichttheilchens bey dem Übergange in ein anderes Medium und zeigt, dass der Sinus des Einfallswinkels sich zum Sinus des gebrochenen Winkels verhalte, wie die Geschwindigkeit des Lichtes nach seinem Eintritte in das zweyte Medium, zu der Geschwindigkeit, welche es vor dem Übergange hatte. Dieses Verhältniss hängt nicht allein von der Dichtigkeit des Medium ab, also nicht bloss von der Menge und Nähe der anziehenden Theilchen, sondern es wird durch die übrige Beschaffenheit des Medium mit bestimmt. Man muss also gleichsam den Theilchen eines jeden Körpers eine eigene Intensität von Anziehungskraft für das Licht oder von Brechungskraft zuschreiben, und diese ist es, welche Hr. *L.* die brechende Kraft eines Körpers nennt. Sie ist $= \frac{i^2-1}{\varrho}$, wenn i das mehrmals erwähnte beständige Verhältniss der Sinus und ϱ die Dichtigkeit des Medium bezeichnet.

Diese Betrachtungen, auf die Atmosphäre angewandt, führen zu einer Differentialgleichung für die Bahn des Lichtes, worin die Änderung der Richtung des Strahls bloss durch die in irgend einer Höhe = r Statt findende Dichtigkeit und durch diese Höhe selbst ausgedrückt wird. Diese Differentialgleichung ist also völlig zur Integration vorbereitet, wenn man die Dichtigkeit der Luft als Function der Höhe ausdrückt; aber die Ausführung der Integration bietet noch Schwierigkeit dar. Diese Schwierigkeiten sind indess unbedeutend bey scheinbaren Höhen, die über 12 Grad ($\frac{12}{100}$ des Quadranten) betragen, und für solche Höhen lässt sich die Refraction bloss aus dem Zustande der unteren Luft bestimmen, ohne alle Hypothese über das Gesetz, wie die Wärme und Dichtigkeit in der Höhe abnimmt; dagegen beruht die allgemeine Integration jener Gleichungen auf einer mühsamen und künstlichen Analyse, von welcher sich hier kein Begriff geben lässt. Der Vf. nimmt verschiedene Hypothesen für die Abnahme der Dichtigkeit der Luft in der Höhe an, und findet diejenige allen Beobachtungen am entsprechendsten, welche zwischen einer nach arithmetischer, und nach geometrischer Progression abnehmenden Dichtigkeit einigermassen in der Mitte liegt; diese Hypothese führt zugleich auf ziemlich bequeme Formeln. Den Einfluss der Feuchtigkeit auf die Refraction hält Hr. *L.* nach einer specielleren Untersuchung für wenig bedeutend, weil die grössere Brechungskraft des Wasserdampfes zum Theil dadurch compensirt wird, dass er weniger Dichtigkeit hat, als die Luft.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1808.

MATHEMATIK.

Paris, b. Courcier: *Théorie de l'action capillaire* — avec *Supplément* — par *P. S. Laplace*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

3 Cap. Von der Schwächung der Lichtstrahlen in der Atmosphäre. Zuerst Formeln für die Schwächung des Lichts beym Durchgange durch unsere Atmosphäre; dann Untersuchungen über die Atmosphäre der Sonne. Hätte die Sonne keinen Dunstkreis, welcher einen Theil des Lichts absorbirte: so würde uns ein Punct der Sonne desto heller erscheinen, je näher er dem Rande wäre; dieses findet sich aber, nach *Bouguer's* Beobachtung nicht so, sondern der Glanz nimmt nach dem Rande hin ab. Dieser Umstand erklärt sich am natürlichsten aus einer die Sonne umgebenden Atmosphäre, und wenn man *Bouguers* Angaben für den relativen Glanz des Mittelpuncts und der weiter gegen den Rand hin liegenden Puncte zum Grunde legt, so findet man, dass die Sonne uns etwa zwölfmal so hell erscheinen würde, wenn sie von ihrer Atmosphäre befreyet wäre. — 4 Cap. Von den Höhenmessungen durch das Barometer. 5 Cap. Über den Fall der Körper, welche von beträchtlichen Höhen fallen. — Der erste dieser Abschnitte ist in *Gilberts* Annalen der Physik. 1807. 6tes Stück übersetzt; der zweyte steht mit wenig Abänderung in *Benzenbergs* Versuchen über die Umdrehung der Erde. — 6 Cap. Über einige Fälle, wo sich die Bewegung mehrerer Körper, die sich anziehen, strenge genau bestimmen läst. Hier kommt unter anderen der Beweis der Behauptung vor, dass der Mond immer in Opposition mit der Sonne bleiben würde, wenn seine Entfernung von der Sonne = 1,01, die der Erde = 1 wäre, und die anfänglich ihnen mitgetheilten Geschwindigkeiten parallel und eben diesem Verhältnisse gemäss gewesen wären. 7 Cap. Über die Änderungen, welche in der Bewegung der Planeten durch einen Widerstand des Äthers und durch die allmähliche Fortpflanzung der anziehenden Kraft hervorgebracht werden könnten. Bewegten die Planeten sich in einem widerstehenden Medium: so würden die Durchmesser ihrer Bahnen allmählich abnehmen, und diese sich zugleich mehr der Kreisform nähern. Auch wenn das Licht aus Theilchen, die von der Sonne ausgehen, besteht, müsste der Anstoss der Planeten an diese Theilchen eine Seculargleichung in ihrer mittleren Bewegung hervorbringen, und eben das würde der Fall seyn, wenn die anscheinende Attraction Wirkung des Stosses eines *fluide gravifique* wäre. Aus der Beobachtung läst sich schliessen, dass die Wirkung aller dieser hypothetisch angenommenen Widerstände unmerklich ist, woraus dann in Hinsicht des supponirten *fluide gravifique* folgt, dass die Geschwindigkeit desselben hundert Millionen Mal grösser als die des Lichts seyn müsste. — 8 und 9 Cap. Nachträge zu den Theorieen der Planeten.

Hiemit endigt sich der vierte Band der Mechanik des Himmels; aber die Untersuchungen über die Refraction des Lichts führten den Vf. auf eine Theorie der Wirkungsart der Haarröhrchen, welche er in zwey Abhandlungen als Supplemente zum zehnten Buch der *mécanique céleste* bekannt gemacht hat. Hr. *L.* geht dabey von der Erfahrung aus, dass in Haarröhrchen, worin das Fluidum sich über das Niveau des umgebenden Flüssigen erhebt, die Oberfläche desselben concav ist, und hingegen convex bey solchen Materien, die sich, wie Quecksilber in einer Glasröhre, im Haarröhrchen niedriger halten, als in dem Gefässe, in welches das eine offene Ende der Röhre eingetaucht ist. Da man aus bekannten Erfahrungen schliessen kann, dass die Anziehungskraft, welche das Aufsteigen des Wassers im Haarröhrchen verursacht, auf keine merkbare Entfernung wirkt: so kann man nicht annehmen, dass die Theilchen der Röhrenwand durch ihre Attraction die in der Axe der Röhre befindlichen Theilchen erhalten könnten. Da nun ferner, wenn man sich durch den niedrigsten Punct der concaven Oberfläche eine horizontale Ebene gelegt denkt, die unterhalb dieser Ebene liegenden Wassertheilchen völlig so auf einander wirken, wie die Theilchen in dem Gefässe, dessen Oberfläche horizontal ist: so kann nur die anziehende Kraft des Meniscus, welcher oberhalb jener horizontalen Ebene liegt, die Masse des Flüssigen im Haarröhrchen oberhalb des Niveau's des umgebenden Flüssigen schwebend erhalten. Um die Attractionskraft dieses kleinen Meniscus, dessen concave Fläche wir fürs erste als sphärisch annehmen, zu bestimmen, berechnet Hr. *L.* die Attraction der Kugel, welche in den hohlen Raum des Meniscus passen würde, auf den in der Axe der Röhre befindlichen, auf die Oberfläche dieser Kugel senkrechten Wasserfaden. Die Wirkung dieser Kugel wird durch $K - \frac{H}{b}$ ausgedrückt, wenn der Radius der Kugel $= b$ ist, und K, H sind Grössen, welche unabhängig von b sind, und bloss durch das Gesetz, wie die Attra-

ction von der Entfernung abhängt, und durch die Natur der anziehenden Körper bestimmt werden. Dieser Ausdruck für die Attraction der ganzen Kugel ist zugleich der wahre Werth der Attraction des kleinen Kugel-Segments, welches den sehr kleinen hohlen Raum des Meniscus zunächst um die Axe ausfüllen würde. Denn da die hier wirkende Attraction nur in unmerklich kleinen Distanzen wirkt; so hat der entferntere Theil der Kugel eigentlich gar keinen Einfluss. Für b = unendlich, das ist, bey einer Kugel von unendlich grossem Halbmesser, wo die Concavität der Oberfläche in eine horizontale Ebene übergeht, ist die Attraction = K; da sie nun bey jeder anderen Kugel $= K - \frac{H}{b}$ ist, so muss $\frac{H}{b}$ die Attraction des Meniscus ausdrücken, welcher zwischen jener Ebene und der Kugelfläche liegt, und diese Kraft ist es, welche (weil man sich den Meniscus als durch andere Kräfte gehalten denken muss,) das Wasser im Haarröhrchen hebt. Ist die obere Concavität nicht sphärisch, so findet man die Attraction des sie ausfüllenden Körpers $= K - \frac{H}{2B} - \frac{H}{2B'}$, wenn B und B' die Halbmesser der beiden Krümmungslinien der krummen Oberfläche an dem Puncte sind, wo der angezogene Wasserfaden sie trifft. Und eben jener Ausdruck ist nun der Werth der ganzen Kraft, mit welcher die Theilchen in der Axe des Haarröhrchens von der wirklich vorhandenen, oben concaven Wassermasse niederwärts gezogen werden. Denn K ist die Attraction der Wassermasse unterhalb der horizontalen Ebene, welche die concave Oberfläche im niedrigsten Puncte berührt, und $\frac{H}{2B} + \frac{H}{2B'}$ die ihr entgegengesetzte, aufwärts gerichtete Attraction des Meniscus, wenn B, B' die beiden Krümmungshalbmesser für den niedrigsten Punct der Oberfläche bedeuten. Da die bisherigen Betrachtungen auf jeden Punct der concaven Oberfläche passen: so ergeben sie, wenn man sich einen sehr dünnen Wasserfaden denkt, dessen eines Ende in der Axe, das andere in irgend einem anderen Puncte der concaven Oberfläche senkrecht auf diese Oberfläche ist, eine Gleichung für das Gleichgewicht des Wassers in diesem kleinen Wasserfaden, den man sich allenfalls als in ein höchst enges kleines Röhrchen eingeschlossen denken kann. Man hat nämlich im niedrigsten Puncte der Oberfläche die niederwärts gerichtete Attraction des Wassers $= K - \frac{H}{2B} - \frac{H}{2B'}$, und dieser hält die entgegengesetzte Wirkung auf das andere Ende $= K - \frac{H}{2R} - \frac{H}{2R'}$, wenn R, R' die beiden Krümmungshalbmesser für diesen Punct sind, verbunden mit dem Gewichte der kleinen Säule, die oberhalb jenes niedrigsten Punctes liegt, das Gleichgewicht; und daraus ergiebt sich eine Gleichung für die Gestalt der concaven Oberfläche selbst, die aber nur in dem Falle, da die Oberfläche durch Umdrehung entstanden, also B = B' ist, sich auflösen lässt. Diese Gleichung bestimmt den Werth von B durch den Halbmesser der Röhre, durch den Winkel, welchen der äusserste Theil der concaven Oberfläche mit den Röhrenwänden macht, und durch die Grösse H; und durch eben diese drey Grössen wird auch die Höhe = z vom niedrigsten Puncte der concaven Oberfläche bis zu ihrem höchsten Puncte, wo sie an die Röhrenwand stösst, bestimmt. In diesen Gleichungen ist nun noch H eine Grösse, welche nicht aus unmittelbarer Beobachtung bekannt ist; bezeichnet man aber mit q die Höhe der erhobenen Säule im Haarröhrchen, mit g die Kraft der Schwere, so ist $\frac{H}{B} = gq$, und wenn man B durch H und bekannte Grössen ausdrückt, so findet sich ein Ausdruck für H, welcher zugleich zeigt, dass bey einerley Materien die Höhe q fast ganz genau sich umgekehrt, wie der Durchmesser des Haarröhrchens verhält, und dieses ist der Erfahrung gemäss. Bey verschiedenen Materien und gleich weiten Haarröhrchen verhält q sich direct, wie H Sin. D und D ist hier das Complement des Winkels, welchen die äusserste Richtung der Oberfläche mit der Wand des Gefässes macht.

Alle diese Untersuchungen wurden so angestellt, dass man die concave Oberfläche als schon bestehend und durch andere Kräfte erhalten, annahm; die Betrachtung dieser Kräfte selbst macht also noch einen wichtigen Theil dieser Theorie aus. Die gegenseitige Attraction der Röhre und des Fluidi ist offenbar die eigentliche Ursache, welche die Krümmung der Oberfläche bestimmt. Denkt man sich ein in der Attractions-Sphäre der Röhrenwand und an der Oberfläche liegendes Wassertheilchen, so wird dieses angezogen: 1) von dem unteren Theile der Röhre mit einer Kraft, die wir $= \rho x$ setzen, vertical niederwärts, und mit einer horizontalen $= \rho y$; 2) von dem oberen Theil der Röhre mit der verticalen Kraft $= -\rho x$, mit der horizontalen $= \rho y$; 3) von dem unterhalb befindlichen Wasser mit einer Kraft, die wir $\rho' z$ setzen, vertical niederwärts; endlich 4) von der der Röhrenwand gegenüber ähnlich liegenden Wassermasse, durch eine verticale $= \rho' x$, und horizontale $= -\rho' y$, den vorigen horizontalen entgegen wirkend. Hier werden ρ und ρ' durch die besondere Natur der Röhre und des Fluidi bestimmt, und man findet die gesammte horizontale Kraft $= (2\rho - \rho')y$; die gesammte verticale Kraft $= \rho' x + \rho' z$. Da die horizontale Kraft verschwindet, wenn $\rho = \frac{1}{2}\rho'$, oder die Wirkung der Röhrentheilchen auf das Wasser nur halb so gross, als die der ähnlich liegenden Wassertheilchen auf einander ist: so folgt, dass dann die Oberfläche im Haarröhrchen horizontal sey. Eine nähere Untersuchung zeigt, dass für $\rho = \rho'$ die Oberfläche eine halbkugelförmi-

ge Concavität bilden; für $a > g$ glaubt Hr. *L.* annehmen zu dürfen, dass die Oberfläche zwar eine hohle Halbkugel bleibe, dass sich aber Theilchen des Flüssigen an der Röhrenwand hinauf ziehen und den Halbmesser der Röhre gleichsam vermindern, und so ein neues, aus Theilen der Flüssigkeit bestehendes Röhrchen bilden.

Diese scharfsinnige und durchaus mathematisch begründete Theorie stimmt nun auch vollkommen mit der Erfahrung überein. Zuerst lehrt die Erfahrung, so wie die Theorie, dass bey einerley Materien die Höhe, zu welcher die Flüssigkeit im Haarröhrchen über das Niveau der Flüssigkeit im Gefässe steigt, sich sehr nahe umgekehrt, wie die Halbmesser der Röhrchen, verhalte. (Eigentlich ist, wie Hr. *L.* in dem Supplemente zu dieser Theorie zeigt, bey einerley Materien, das Volumen der über das Niveau erhobenen Masse dem inneren Umfange der Röhre proportional, wenn diese prismatisch ist, bey jeder Figur des Queerschnitts. Beide Regeln kommen, bis auf geringe Kleinigkeiten, die von der Figur der Oberfläche des flüssigen Körpers abhängen, völlig überein.) Auch die Höhe, welche das Fluidum zwischen zwey einander sehr nahen ebenen Platten, oder in dem engen Raume zwischen zwey concentrischen Cylinderflächen erreicht, und die Bewegung und das Gleichgewicht eines Tröpfchens in einem horizontalen oder geneigten conischen Haarröhrchen, oder zwischen Platten, die einen sehr kleinen Winkel mit einander machen, — wird durch die Theorie völlig der Erfahrung gemäss bestimmt. Der Vf. führt diese ganze Theorie auch für solche Flüssigkeiten durch, die im Haarröhrchen unterhalb des Niveau's stehen, und leitet daraus die Correction her, welche man wegen der Convexität der Oberfläche des Quecksilbers bey Bestimmung des wahren Barometerstandes anbringen muss.

Die zweyte Abhandlung enthält fortgesetzte Untersuchungen über die Fundamentalgleichungen dieser Theorie, welche zeigen, dass auch andere Methoden zu denselben Resultaten führen; sie enthält ferner die Entwickelung mancher Folgerungen, welche sich aus der Theorie ergeben, und die durch Erfahrungen und Versuche, deren die Herren *Hauy* und *Gay-Lussac* auf des Vfs. Veranlassung viele angestellt haben, bestätigt werden. Von diesen Betrachtungen specieller Fälle mag es hier genug seyn, nur den einen zu erwähnen, welche das scheinbare gegenseitige Anziehen und Abstossen schwimmender Körperchen betrifft. Denkt man sich zwey einander sehr nahe parallele Platten vertical in die Flüssigkeit eingetaucht: so können hier drey Fälle Statt finden, entweder nämlich tragen beide bey, das Fluidum zu heben, oder beide tragen bey, es zu deprimiren, oder sie wirken auf entgegengesetzte Weise, so, dass die eine Platte aus einer Materie besteht, welche im Haarröhrchen das Fluidum höher erhält, die andere aus einer, welche es niedriger erhält, als das Niveau des umgebenden Fluidi. In dem ersten dieser Fälle ist die ganze Oberfläche zwischen den eingetauchten Platten concav; in dem zweyten ist die ganze Oberfläche convex, und im dritten endlich ist sie an der einen eingetauchten Ebene concav und an der anderen convex, so dass sie irgendwo in der Mitte einen Wendungspunct hat. Im ersten Falle, da z. B. zwey benetzte Glasplatten in Wasser getaucht werden, ist 1) der Druck von innen, *unterhalb* des Niveau's des umgebenden Fluidi dem Druck von aussen gleich, weil die ganze höhere Säule zwischen den Platten der ganzen Attraction des oberen Meniscus das Gleichgewicht hält, und diese Gleichheit findet noch Statt in dem kleinen Raume, wo das Wasser sich auswärts an der Platte ebenfalls ein wenig über das Niveau des Gefässes in die Höhe zieht; aber 2) *oberhalb* des Punctes, wo die gekrümmte Oberfläche des äusseren Wassers an die Röhre antrifft, ist der Druck von innen kleiner, als der von aussen. Der äussere Druck ist nämlich dem der Atmosphäre gleich, welchen wir aber weglassen können, weil er auch auf das zwischen den Platten eingeschlossene Fluidum wirkt, also der äussere Druck im Vacuo $= 0$. Um den Druck von innen zu bestimmen, denke man sich einen Wasserfaden von dem niedrigsten Puncte der concaven Oberfläche vertical niederwärts bis zu einer Tiefe $= x$ gehend und dann horizontal, senkrecht gegen die eingetauchte Platte gerichtet. Dieser übt gegen die Platte zu den Druck $= K - \frac{H}{B} + g\,x$ aus, wovon aber K abgeht, weil das an die Platte grenzende Ende desselben mit einer Kraft $= K$ nach der entgegengesetzten Richtung von dem Fluido angezogen wird. Ist nun q die ganze Höhe des niedrigsten Punctes der concaven Oberfläche über dem Niveau: so ist $\frac{H}{B} = g\,q$, und der Druck von innen $= -g\,(q - x)$, also negativ, wenn $x < q$. Dieser ganze obere Theil beider Platten leidet also einen Druck von aussen nach innen, und wenn diese Platten schwimmende Körper wären, so würden sie sich, vermöge dieses Druckes, einander nähern und sich anzuziehen scheinen. Eben das findet im zweyten Falle Statt, wenn beide Oberflächen das Fluidum deprimiren; dagegen aber stossen die Flächen einander scheinbar ab, wenn die eine das Fluidum neben sich erhoben, die andere dasselbe niedergedrückt erhält. In diesem letzteren Falle nämlich, wo z. B. eine befeuchtete und eine mit Fett bestrichene Glasplatte in Wasser getaucht werden, erhebt sich (wenn die Platten einander ziemlich nahe sind) an der inneren Seite der befeuchteten Platte das Wasser weniger, als an der äusseren, und eben so steht an der inneren Seite der mit Fett bestrichenen Platte das Wasser weniger tief, als an der äusseren; bey beiden findet daher ein Druck von innen nach aussen Statt, wie aus den beym ersten Falle umständlich aus einander gesetzten Gründen erhellet. Es ist aber hier eine Ausnahme zu bemerken, wo das Abstossen doch wieder in Anziehen übergeht. Ist nämlich der Winkel, welchen die gekrümmte Oberfläche des Wassers an der befeuch-

hteten Platte macht, viel kleiner, als der an der mit Fett bestrichenen: so rückt bey sehr verminderter Entfernung der beiden Platten der Wendungspunct der Oberfläche endlich bis an die letztere Platte hinan, das Wasser erhebt sich an der inneren Seite der befeuchteten Platte mehr als an der äusseren, und der Druck treibt beide Flächen nun gegen einander. — Die Versuche, welche Hr. *Hauy* über diesen dritten Fall angestellt hat, bestätigten auch wirklich diese theoretische Folgerung, und zeigten, dass die Platten, die sich in grösseren Entfernungen abstiessen, sich sehr schnell gegen einander bewegten, wenn man sie einander sehr nahe gebracht hatte.

Den Schluss der Abhandlung machen einige *allgemeine* Bemerkungen. — So wie die Phänomene der Haarröhrchen, so hängen auch die Affinitäten von der anziehenden Kraft ab, aber die Figur der elementarischen Theilchen, die Wärme und andere Ursachen modificiren die Wirkung jener. Bey festen Körpern haben die Theilchen eine solche Lage, dass sie der Änderung dieser Lage den möglichst grössten Widerstand entgegensetzen, und der feste Zustand scheint von der Attraction und Figur der Theilchen zugleich abzuhängen. Der Einfluss der Figur bleibt noch etwas merklich bey den unvollkommen flüssigen Körpern; bey den vollkommen flüssigen aber hat die Expansivkraft der Wärme diesen Einfluss ganz aufgehoben, und endlich scheint bey den gasförmigen Körpern die ausdehnende Kraft der Wärme so gross zu seyn, dass dagegen die Attraction unmerklich wird. — —

Es ist fast unmöglich, die Intensität der Attractionskraft der Theilchen eines Körpers auf einander durch Erfahrung zu bestimmen. Wir haben gesehen, dass die Phänomene der Haarröhrchen nur von dem zweyten Gliede des Ausdrucks: $K - \frac{H}{b}$ abhängen, indem der Theil $= K$ durch die Wirkung der Wassertheilchen an der Oberfläche im Gefässe aufgehoben wird. Es lässt sich aber zeigen, dass K sehr bedeutend grösser, als jenes zweyte Glied ist, weil das Differential von $\frac{H}{b}$ gleich ist dem Differentiale von K multiplicirt mit dem Factor $\frac{z}{b}$, welcher für die ganze Ausdehnung des Integrales äusserst klein bleibt; und man übersieht also, dass jedes Theilchen im Inneren eines flüssigen Körpers durch eine sehr bedeutende Kraft $= K$ zusammengedrückt wird. Die Theilchen des Fluidi, welche äusserst nahe an der Oberfläche liegen, leiden offenbar nicht ganz diesen Druck, und können daher in dem unbemerkbar kleinen Raum zunächst an der Oberfläche eine geringere Dichtigkeit haben. Denkt man sich also ein isolirtes Wasserblättchen von geringerer Dicke als der Halbmesser der Wirkungssphäre eines Wassertheilchens: so ist zu vermuthen, dass dieses Wasser eine weit geringere Dichtigkeit haben werde, als Wasser in grösseren Massen. Liesse es sich also nicht denken, dass die Umhüllungen der bläschenförmigen Wasserdünste in diesem Falle sich befänden, und so also sehr leicht, und in einem Mittelzustande zwischen dem tropfbaren und dampfförmigen wären?

Dieses wird hinreichen, den Reichthum von Ideen zu zeigen, den der grosse Geist des Vfs. uns in diesen Werken dargelegt hat. Möge es seinen Nachfolgern gelingen, diese ungehofften Entdeckungen in einem ganz neuen Felde von Untersuchungen noch mit vielen gleich wichtigen zu vermehren!

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Dresden*, b. Gerlach: *Die europäische Brodwurzel.* Eine wohlthätige Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts. Bey den jetzt so brodarmen Zeiten zum Anbaue empfohlen von *Joh. Heinr. Rosenhayn*, aus Sachsa in der Grafschaft Hohenstein. Mit einem illum. Kupfer. 1806. Auf 1 Bogen. 8. (4 Gr.) Die Wurzel dieser doldenförmigen Wasserviole (*butomus umbellatus*) scheint allerdings zur Nahrung für Menschen dienen zu können. Frisch hat sie roh einen milden, gar nicht unangenehmen, den Nusskernen ähnlichen Geschmack; und da sie vielen gesunden Schleim enthält: so ist auch sehr zu vermuthen, dass sie nahrhaft ist; obgleich bey einigen flüchtigen Versuchen, die Rec. damit angestellt hat, kein Stärkemehl sich daraus hat ausscheiden lassen. Aber diese gute Eigenschaft behält sie nur so lange, als sie jung ist; mit dem Älterwerden vergeht sie zum Theil, und zum Theil verholzt sie auch. Überhaupt ist der essbare Theil derselben in der Masse so unbedeutend, dass es kaum der Mühe werth seyn könnte, ihn zu gewinnen, wenn die Pflanze auf sonst völlig unbrauchbaren Stellen wild wüchse; sie eigens darum anzubauen, würde gewiss nie lohnen. Auch würde der Anbau so leicht nicht seyn. Es ist eine Schlammpflanze, die nur eben ihre Wurzel im Schlamme haben, mit dem Stengel und Blatte aber über der Feuchtigkeit stehen will. Der Schlamm muss, so weit R's. Beobachtungen reichen, aus schwerer guter Erde bestehen, und von Wasser befeuchtet werden, das nicht gänzlich stille steht, sondern sich langsam fortzieht. Ein solcher Standort lässt sich den Pflanzen durch die Kunst allenfalls im Kleinen, nie aber im Grossen verschaffen. Diese kleine Schrift giebt uns eine kurze botanische Beschreibung der bey uns einheimischen, genugsam bekannten Pflanze, weiter aber nicht die mindeste Belehrung, und hätte daher füglich ungeschrieben bleiben können. Wir wünschen jedoch, dass sie unserem Publico wenigstens Veranlassung geben möge, unter unseren einheimischen Gewächsen immer mehr zur Nahrung dienende aufzusuchen.

α.

Eutin, b. Struve: *Kurze, jedoch gründliche Anweisung, Rahm- und Fett-Käse, welche den besten holländischen und englischen völlig gleichkommen, ja sie wohl an Schönheit, Wohlgeschmack, besonders aber an Lockerheit und Fettigkeit übertreffen, zu bereiten.* Ein Fragment aus meiner, von der k. ökon. Gesellschaft zu Petersburg gekrönten Preisschrift, betr. die Frage: wie sind die fruchtbaren, grasreichen Heiden des südlichen Russlands am besten zu benutzen? Von *Nic. Christ. Voss.* 1807. 24 S. in 8. (2 Gr.) Kurz genug, und auch nicht ganz unrecht; aber gründlich kann Rec. eine Anweisung nicht nennen, die nur Vorschriften zur Ausübung enthält, die Gründe, worauf diese beruhen, aber verschweigt. Wer darnach verfahren will, wird jeden Augenblick in eine Lage kommen, worin er sich nicht zu helfen weiss.

α.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1808.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, im Verlagsbureau: *Die Handlung von Hamburg*, oder Beschreibung der kaufmännischen und Manufactur-Gewerbe und zuverlässige Nachrichten von den Handelsanstalten, den Münzen, Maassen, Gewichten, Zöllen, Verordnungen u. s. w. dieser ersten Handelsstadt von Deutschland; mit Angabe der Firmen aller hamburgischen Kaufleute und Fabrikanten. *Ein unentbehrliches Comtoirbuch für jeden deutschen Kaufmann.* I Band. 1805. 486 S. II Band. 1805. 494 S. III Band. 1806. 470 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Das Gewerbfleissige Deutschland. 7 — 9 Theil. (5 Thlr.)

Der Vf. war noch nicht zufrieden, sein Werk auf dem Titelblatte als ein *unentbehrliches Comptoirbuch* zu empfehlen, sondern hatte sogar die Dreistigkeit, dieses Machwerk mit der vortrefflichen Schrift des *L'Espine de Koophandel van Amsterdam*, in der Vorrede zu vergleichen. Ja, er äussert die Hoffnung, dass auch seine Schrift eben so viele Auflagen und Übersetzungen erleben könne, und legt derselben bey weitem den Vorzug vor jenem Werke, in Ansehung der Vollständigkeit und systematischen Anordnung, bey. Er beschliesst diese Vorrede mit einer Bitte an *gewisse* Recensenten, nicht bloss *sie*, sondern das *ganze Buch* zu lesen, und nicht bloss *nach ihr*, sondern nach dem Totaleindrucke der *vollendeten Lectüre*, ihr Urtheil nieder zu schreiben. Eine Bitte, sagt er, deren Gewährung diese Herren nicht sowohl mir, als dem Publicum, welches Recensionen theuer genug bezahlen muss, schuldig sind.

Rec. hat sich die unangenehme Mühe gemacht, das ganze Werk zu lesen und den Totaleindruck abzuwarten. Er gesteht aber, dass dieser nichts weniger als günstig für den Vf. ausgefallen ist, so sehr auch sonst ein Rec. im Fache der kaufm. Literatur an schlechte Waare gewöhnt wird. Denn jeder Handlungsdiener, der es müde ist, mit der Elle in der Hand im Laden zu stehen, und ein paar Schriften über die Handlung gelesen hat und einige andere zum Abschreiben geliehen bekommen kann, macht ein Buch, das für seines Gleichen, meint er, wohl gut genug seyn mag. Dadurch wird aber um so mehr Schaden angerichtet, je weniger gelehrte Kenntnisse man bey jungen Leuten voraussetzen kann, die sich der Handlung widmen, und die alles Gedruckte auch für wahr und richtig halten, und dadurch gemissleitet, oder wenigstens um ihr Geld und ihre Zeit gebracht werden.

Rec. sieht sehr wohl ein, dass in einer kaufm. Schrift, wie die gegenwärtige, nicht viel *Neues* gesagt werden kann. Es kommt auch hier selten auf Räsonnement, aber immer auf richtige Angabe von Thatsachen an, die sich nothwendiger Weise auch schon bey früheren Schriftstellern finden müssen, und die der spätere Schriftsteller von ihnen entlehnen muss. Aber je mehr Hülfsmittel dieser Art ein Schriftsteller vor sich hat, desto mehr ist er auch verpflichtet, sie zu studiren, zu vergleichen, zu berichtigen, alles, was sie gesagt haben, sich anzueignen und das Ganze in einer lichtvollen Ordnung mit der grössten Richtigkeit vorzutragen, und da, wo er andere wörtlich abzuschreiben für gut findet, seine Gewährsmänner ehrlich zu nennen. Dabey ist es so leicht über Hamburgs Handel ein gutes Werk zu compiliren. Wem sind *Krusens* Contorist, *Bohns* wohlerfahrener Kaufmann, und die mannichfaltigen lehrreichen Schriften eines *Büsch* nicht bekannt? Jene Bedingungen aber hat unser Vf. keinesweges erfüllt. Nennt er einmal seine Gewährsmänner, so thut er es immer auf eine so versteckte Weise, dass man glauben muss, sie seyen nur gelegentlich nachzulesen, oder sie werden angeführt, um sich eine Berichtigung gefallen zu lassen. Er hat seine Vorgänger nur höchst flüchtig excerpirt, oft ohne sie verstanden zu haben; er hat sie nie verglichen, nie berichtiget; grobe Druckfehler hat er auf Treu und Glauben nachgeschrieben, und alles mit solcher Eile, dass er im 2ten und 3ten Theile Stellen im Dunkeln gelassen hat, die er aus dem ersten Theile seines eigenen Werkes hätte aufklären können, wenn es ihm gegenwärtig gewesen wäre. Dabey ist es absichtlich darauf angelegt, durch lange unnütze Verzeichnisse recht viele Bogen zu füllen und das Buch zu vertheuern.

Der *erste Band* enthält I. Einleitende Nachrichten über Hamburgs Lage; II. Verzeichniss der über Hamburgs Handel und Gewerbe erschienenen Schriften und Abhandlungen, nach systematischer Folge der Gegenstände geordnet. No. 1 ist so, wie alle anderen geograph. und statistischen Nachrichten dieser Stadt aus *von Hess Beschreibung der Stadt Hamb.* entlehnt, ohne dass diese Quelle genannt ist. Bey der Angabe der Länge ist ein grober Druckfehler eingeschlichen. Statt 27° 56' steht 70° 56', und statt 9000 Häuser, die v. *Hess* angiebt, zählt unser Vf. nur 6000.

No. 2 ist eine armselige Zusammenstoppelung von Schriften, die nichts weniger als vollständig ist, und worin wir selbst *Krusens* Schriften und *v. Hess* eben genannte Beschreibung vermissen. An eine Beurtheilung der aufgezählten Schriften hat der Vf. gar nicht gedacht. Hätte er nur irgend einen Bücher-Catalog eines hamburger Buchhändlers zu Hülfe genommen (so wie er doch ohne Bedenken das hamburger Addresbuch ganz abgeschrieben hat): so würde er sicher etwas viel Brauchbareres und Vollständigeres geliefert haben.

Darauf theilt sich das ganze Werk in vier sehr ungleiche Abschnitte. *Der erste* handelt von den Fabriken und Manufacturen der Stadt Hamburg, und zerfällt in zwey Capitel: 1. Allgemeine Bemerkungen über Hamburgs Manufacturwesen, und 2 von den Fabriken und Manufacturen selbst nach alphabetischer Folge der fabricirten Artikel mit den beygefügten Firmen ihrer Besitzer. Die allgemeinen Bemerkungen sind auf etwa 8 Seiten aus bekannten Schriften zusammengetragen und das alphabetische Register, welches volle 88 Seiten einnimmt, ist, unseres Erachtens, von gar keinem Nutzen, da es blos aus dem Adresbuche, das ohnehin unter den Firmen nochmals vorkommt, zusammengesucht ist, und weiter nichts als die Fabrikate und einige Namen von Fabrikanten enthält. Um diesen Aufsatz recht auszudehnen, sind sogar auch Conditoreywaaren, schweizer Backwerke u. s. w. mit unter die Fabrikate, und nebenher des gekrönten Poeten *Knaust* Lobrede auf das hamburger Bier, angeführt worden. Wozu diess alles? Dem Hamburger nützt es nichts. Der kennt die Fabrikanten oder erfährt nicht nur ihre Namen, sondern auch die Strasse, worin sie wohnen, und die Numer ihres Hauses durch sein Adresbuch und durch seinen Mäkler, ohne welchen er doch — ausser beym Conditorey- und Schweizer Backwerk-Fabrikanten — keinen bedeutenden Handel mit ihnen abschliessen wird. Der Auswärtige wird doch wohl, wenn er ein gewisses Fabrikat bedarf, sich nicht einen Fabrikanten in diesem Register aufsuchen und ohne Kenntniss seiner Solidität und der Art, wie er arbeitet, sich aufs Gerathewohl an ihn wenden sollen. Dieser muss sich an seinen Commissionär halten, und hat mit dem Fabrikanten anders nichts zu thun, als wenn er ihn persönlich oder durch seine Reisenden kennt.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *Von der Handlung*, und füllt das 1ste, 2te, 3te Capitel des ersten, und das 4te und 5te Capitel des zweyten Bandes aus. *I Capitel. Historisch-statistisch-politische Bemerkungen über Hamburgs Handel.* Hierunter versteht der Vf. Listen über dem Betrag des Hamburger Einfuhrhandels in den Jahren 1789 bis 1791, und eine Liste der Schiffe, die im J. 1791 an Hamburg ankamen, nebst den Betrag ihrer Ladung, und mehrere solche Notizen, mit denen nicht einmal der Statistiker, viel weniger der Kaufmann, etwas anzufangen weiss. Was soll man denn für Resultate zum Nutzen der jetzigen Handlung aus diesen veralteten Nachrichten ziehen? Die Antwort kann nicht anders ausfallen, als dass der Vf. in Noth war, einige Seiten auszufüllen, und dass er keine neueren Nachrichten hierüber anschaffen konnte, weil sich in dem 1792 gedruckten *Ricard*'schen Handbuche für Kaufleute, welches er zu diesem Behufe plünderte, keine neueren finden lassen. Doch wir dürfen ihm nicht Unrecht thun; er hat auch eine interessante Liste von den im J. 1803 in Hamburg angekommenen Schiffen mitgetheilt. Diese lautet also: von Aalburg 3, von Abo 1, von Alicante 3, und geht so das ganze Alphabet auf mehreren Seiten durch. 2 *Cap.* Statistische Übersicht der Handelsverbindungen Hamburgs mit einzelnen Ländern und Staaten, und Handelsverträge der Stadt Hamburg. Das erstere ist eine nüchterne Compilation, und der Zusatz von den Handelsverträgen ist aus *Bohn's* wohlerfahrnem Kaufmann abgeschrieben, ohne dass solcher genannt ist. 3 *Cap. Von dem Hamburger Waaren-Handel.* Hier erhält der Leser einen Waaren-, Preis-, Courant-Zettel abgedruckt, wie er wöchentlich in Hamburg ausgegeben wird, und auf vollen 13 Bogen ein alphabetisches Verzeichniss der Waaren, welche im Hamburger Handel vorkommen. — Wäre dieses Waaren-Lexikon mit dem Preis-Courant-Zettel in Verbindung gesetzt, und von jeder Waare gesagt, wie solche in Hamburg behandelt werde, was für Maass, Gewicht, Thara, welches Ziel der Bezahlung, wie viel Makler-Courtage und mehr dergleichen Wissenswürdiges bey ihr Statt finde: so wäre solches allerdings von Nutzen gewesen, und der Vf. hätte bey den bekannten grossen Hülfsmitteln solches mit leichter Mühe ausarbeiten können. Statt dessen aber begnügt er sich mit Notizen folgender Art, von denen wir nur die Artikel *Bücher*, *Federn* und *Callicovs* zum Beyspiele anführen wollen. *Bücher. Die Einfuhr des Jahres* 1800 *betrug* 106 *Kisten*, 11 *Ballen*, 4 *Fass*, 14 *Pack*, 9 *Coffer*, 1 *Colly und* 1 *Parcel*, *unter diesen ist aber nur ein kleiner Theil derer, die von Leipzig eingeführt werden. Holländische bezieht man aus Amsterdam und Rotterdam; englische aus Leith, Liverpool, London, Newyork, Yarmouth; italiänische aus Livorno; portugiesische aus Lissabon; russische aus Petersburg; schwedische aus Stockholm.* — *Callicovs gingen aus London und Falmouth im Jahre* 1800 *in* 520 *Säcken und* 45 *Kisten ein. Da man diesen Artikel in den bekannten Büchern über Waaren-Kunde nicht findet: so dürfte hier eine kurze Beschreibung nicht am unrechten Orte seyn. Es giebt von diesen Waaren, die wie die glatten Nankings gewebt wird* (*sic*), *verschiedene Sorten. Die erste heisst Yard wide, und ist* 27 *Zoll breit; in Stücken von* 28 *Yards Länge. Die zweyte ist feiner, und heisst Ell wide; sie hat in der Breite* 36 *Zolle, und in der Länge* 21 *Yards. Fancy Calicoes sind solche, die in Hinsicht ihrer Muster täglich abweichen.*

Ist es nicht empörend, bey so grober Unwissenheit den Lehrer spielen zu wollen? Das erste beste englische Lexikon hätte dem Vf. ja sagen müssen,

dass dieser neue unbekannte Waaren-Artikel, von dem in dem ganzen Jahre 1800 nur 520 Säcke und 45 Kisten in Hamburg eingeführt wurden (!!) und von dem alle Bücher über die Waaren-Kunde schweigen, nichts mehr und nichts weniger sey als — Kattun! — Von den Federn heisst es volle 4 Seiten lang: „*Aus Lübeck gingen ein im J. 1790, funfzehen Packte; im J. 1791, siebenzehen Colly; im J. 1792, hundert zwanzig Säcke und* 112 *Fässer; u. s. w. Die weisse Sorte Federn wird aus dem Dittmarschen und aus Potzakeland gezogen!* Ein solcher Schriftsteller fodert noch vom Recensenten, dass er sein Buch ganz durchlesen solle!

II *Band.* 4 *Cap.* ist überschrieben: *Addreß-Verzeichniss der jetztlebenden Hamburger Kaufleute, besonders der Waaren-Händler nach alphabetischer Folge der Artikel in denen sie vorzüglich Geschäfte machen.* §. 1. *Handelsfirmen.* Wenn noch die Namen der Strassen, worin sie wohnen, und die Häuser-Numern angegeben wären: so hätte es allenfalls das Adress-Buch ersetzen können: so aber, wie es jetzt ist, kann es durchaus zu nichts dienen. Von S. 42-100 folgt wieder eine andere eben so unbrauchbare Abtheilung unter der Überschrift: *Firmen derjenigen, welche mit einzelnen Waaren-Artikeln handeln, nach alphabetischer Folge der Waaren.* Diese Arbeit ist ungefähr in demselben Geiste verfasst, wie das zweyte Capitel im ersten Abschnitte. Es werden auf gut Glück Waaren-Artikel genannt, und neben denselben mehrere Firmen, zuweilen sehr verstümmelt, angeführt. Unter der Rubrik: *Ellen-Waaren*, finden sich nur 3 Namen, *Schweizer-Waaren* 1 Name. *Ostindische Waaren* 1 Name, wogegen 20 *Austerhändler* genannt sind. Von S. 101-129 folgen: *Firmen solcher, welche besondere Zweige des Handels treiben.* (Welches Deutsch!) Dazu gehören *Discontenten, Assecuradeurs privatim!* u. s. w. — *Cap.* 5 handelt *vom Hamburger Wechsel-Handel.* „Ehe von den hamburgischen Wechselgeschäften überhaupt oder insbesondere das Weitere abgehandelt werden kann, ist es nöthig," — sagt der Vf. — „die Basis, auf welcher dieselben beruhen, näher kennen zu lernen. — Wir meinen den *Geld- und Wechsel-Cours* dieses Platzes." (Die Cours-Zettel sind also, nach der Meinung des Vfs., oder der Vff., denn es wird hier immer in der Mehrzahl gesprochen, — die Basis der Wechselgeschäfte? Wir haben immer gehört, dass es sich gerade umgekehrt verhalte, und die *Wechselpreise* nach Aufgabe geschworner Makler *so* in die Cours-Zettel aufgenommen werden, wie solche an jedem Posttage wirklich Statt gefunden haben: so dass die *Wechselgeschäfte* die Basis der *Cours-Zettel* abgeben, und der Natur der Sache nach auch abgeben müssen.) — „Was den Geldcours anlanget, so erscheint allwöchentlich zweymal, nämlich Dienstags und Freytags, ein gedruckter Geldcours-Zettel. Da es nun wegen der darin stets vorfallenden Veränderung gleichviel gilt, ob wir hier den ganz neuen, oder einen älteren zu Grunde legen: so wählen wir einen vom Jahre 1798." Nun folgt wirklich der Geldcours-Zettel vom 2ten März 1798 vollständig abgedruckt, worauf denn als Gegenstück ein Cours-Zettel von 1804 ebenfalls in höchster Vollständigkeit mitgetheilt wird, und endlich erscheinet dann zum Nutz und Frommen der Uneingeweiheten, wie der Vf. sich ausdrückt, eine Erklärung des alten Courszettels von 1798. Die Uneingeweiheten müssen sich freylich Vieles gefallen lassen, den Eingeweiheten muss es aber doch auffallen, warum der Vf. nur von den Geldcours-Zetteln spricht, ohne der Wechselcours-Zettel zu erwähnen, die mit jenen zugleich zweymal in der Woche unter öffentlicher Autorität gedruckt erscheinen, auf die er in der Folge auch wirklich kommt, und warum er überhaupt einen von 1798 anführt und erläutert, da er doch im Besitze eines Geldcours-Zettels von 1804 war. So geht es aber, wenn man über Dinge schreibt, die man nicht versteht, und ganz von anderen Schriftstellern abhängt, die man, ohne sie zu nennen, plündert. Das Ganze ist gewiss aus irgend einem älteren Werke entlehnt, wo ein Courszettel vom 2 März 1798 zum Grunde gelegt war, und desshalb musste unser Vf. wohl auch dabey stehen bleiben, weil er sich den neuen nicht zu erklären getraute. — Von den Erläuterungen wollen wir nur die erste ausheben. In dem Cours-Zettel waren *Schlesw. Holst. Spec. zu* $\frac{3}{4}$ % *besser* als Hamb. Banco notirt. Hierüber commentirt der Vf. also: „Unter Schlesw. Holst. Species versteht man diejenige Münze, die in den Herzogthümern Schleswig und Holstein seit dem Jahre 1787 ausgeprägt worden ist, Dreyviertel Procent besser als Banco heisst, hundert Thaler Species sind gleich hundert dreyviertel Thaler Hamburger Banco, weil diese Münze dreyviertel Procent besser ist, als Hamburger Bankgeld." Wer sagt das? Sie ist nicht besser als Hamburger Banco, sie ist vielmehr schlechter. Denn $9\frac{1}{4}$ Species machen eine Mark fein. Jeder Species hat also etwas über 525 As. Der Hamb. Banco Thaler hat aber etwas über 528 As, weil die Mark fein stets zu 27 Mark 10 ß. bey der Einnahme gerechnet wird. Der Thaler ist also ein $9\frac{1}{22}$ einer Mark von 4864 Asen, folglich ist er ungefähr $\frac{1}{11}$ Procent besser, als der Species. Rechnet man nun noch dazu, dass der Holst. Spec. aus vierzehenlöthigem Silber gemünzt wird, welches nur 27 Mark 6 ß. gilt: so entsteht ein Unterschied von beynahe $1\frac{1}{2}$ Procent, so dass man für $101\frac{1}{2}$ Stück Species, als Silber in die Bank niedergelegt, nur 100 Thl. Banco bekommen würde. Die Species waren freylich am 2 März 1798 $\frac{3}{4}$ pC. besser als Banco, und sind in dem Augenblick, da Rec. diess schreibt, sogar 3 pC. besser. Diess kommt aber daher, weil sie als Münze wirklich vorhanden sind, und im Handel gesucht werden, der Hamburger Bancothaler aber ungemünzt in der Bank liegt. Er ist keine Münze, sondern nur eine gewisse Quantität Silbers. Doch wir wollen den Vf. über diesen Gegenstand weiter reden lassen: „Die hamburger Bank nimmt die kölnische Mark fein Silber zu $27\frac{3}{4}$ Mark an. (Nicht so. Die Bank bezahlt für die Mark fein von Silber, das 15,6 hält, 27 Mk. 10 ß.). Für alles minder löthige Geld bezahlt sie daher auch

weniger und also für das vierzehnlöthige schlesw. holst. Speciesgeld nur 27 Mk. 6 ß. Da sie nun für dieses Geld, wenn sie es ihrem Bankgeld gleich rechnen könnte, ebenfalls 27 Mk. 10 ß. geben müsste; so lässt sich das eigentliche Pari zwischen beiden Geldsorten so berechnen:

$28\frac{7}{8}$ Mk.: $27\frac{5}{8}$ = 100.

zu 100. 91.

So sind 100 Mk. schlesw. holst. Spec. = $100\frac{91}{100}$ Mark Banco, und *hieraus ergiebt sich der Unterschied des obigen Courses vom eigentlichen Pari.*" Welche Unwissenheit gehört dazu, dergleichen Galimathias niederzuschreiben? Wenn wir auch annehmen, dass $28\frac{7}{8}$ ein Druckfehler sey und $27\frac{3}{8}$ Mk. heissen solle: so ist doch das ganze Gewäsch widersinnig, und es würde gerade das Gegentheil von dem beweisen, was es beweisen sollte, nämlich dass 100,91 Spec. = 100 hamb. Banco. Der Satz muss aber also lauten: $27\frac{3}{8}$: $27\frac{5}{8}$ = 100: $101\frac{37}{100}$, wodurch dann das eben von uns angegebene Resultat entspringt. Nachdem der Vf. den ganzen Geld-Cours-Zettel auf diese Weise behandelt hat, lässt er auch den Wechselhandel Hamburgs mit anderen Ländern und Staaten folgen. So lange er aus *Bohns* wohlerf. Kaufmann, den er aber wohlweislich nicht nennt, richtig abschreibt, geht alles recht gut; sobald er sich aber selbst vernehmen lässt, verräth er auch hier die gröbste Unwissenheit. Über das Uso von holländischen Wechseln z. B. drückt er sich folgendermassen aus: „*Das Uso bey holländischen Briefen ist, so wie auch bey England, ein Monat vom Tage der Ausstellung an, so versichert wenigstens Bohn; allein Büsch sagt: von Hamburg auf England gelten zwey Monat und heissen hier zwey Uso, von England auf Hamburg aber 2½ Monat oder Uso.*" Sollte man nicht glauben, diese zwey erfahrenen und gelehrten Männer wären hier in offenbarem Widerspruche, müssten sich erst von unserem Vf. zurechte weisen lassen und hätten sich — beide an Ort und Stelle, — über das Uso, welches doch nothwendigerweise, um alle Irrungen in Wechselgeschäften zu verhüten, aufs genaueste festgesetzt und bestimmt seyn muss, nicht vereinigen können, hätten auch keine Belehrung über eine Sache einziehen können, die in den genannten Handelsstädten jeder Comptoirbursche genau weiss? — Die rechte Erklärung des Uso's liegt ja schon in dem Worte selbst. *Ein Uso heisst die gewöhnliche, durch die Gewohnheit unwandelbar festgesetzte Zeit, in welcher ein Wechsel, vom Tage seiner Ausstellung an, bezahlt werden muss.* Die Uso's sind in Ansehung der Orte verschieden. Das Uso zwischen Hamburg und England ist *Ein Monat.* Will der Aussteller aber, dass der Wechsel später bezahlt werden soll: so sagt er bestimmt darin: *nach zwey Uso*, oder *nach zwey und ein halb Uso zahlen Sie gegen diesen Wechsel* u. s. w. und alsdann wird ein solcher Wechsel von dem bezogenen erst nach 2 oder 2½ Monat bezahlet. Diess ist das ganze Geheimniss. Und mit dieser Ansicht der Sache findet auch keine Verschiedenheit zwischen *Bohn* und *Büsch* Statt. Der Vf. ward nur in *Büsch's* Ausdruck irre. Wenn dieser sagt: von Hamburg auf England gelten zwey Monat und heissen zwey Uso, von England auf Hamburg aber 2½ Mon. oder Uso: so rechnete er auf Leser, die ihn, dieser kleinen Undeutlichkeit ungeachtet, doch wohl verstehen würden, denn er hat eigentlich sagen wollen: von England auf Hamburg aber 2½ Monat oder 2½ Uso. Aber die Auslassung der Zahlen 2½ vor Uso, verwirrte unseren Vf. Selbst der Wechselhandel Hamburgs mit Frankreich wird ohne alle weitere Bemerkung aus *Bohn* abgeschrieben. „*Frankreich*, heisst es, *hat die beständige Valuta, nämlich ein Ecu von drey Livres Tournois. Nach der letzten Veränderung der französischen Goldmünzen ergiebt sich das Pari folgendermassen:*

In Silber für einen Ecu	25, 21 ß. Bo.
In Golde	23, 93
Das Mittel	24, 57.

Konnte er denn vergessen, dass *Bohns* Schrift 1789 herauskam? Dass das, was dieser vortreffliche Schriftsteller, *damals* die *letzte Veränderung der französischen Goldmünzen* nannte, *jetzt* nicht mehr die letzte sey, und dass Frankreich jetzt nicht mehr nach *Livres Tournois*, sondern nach Francs rechne, deren 80 = 81 Livres?) — Bey Breslau hat *Bohn* unseren Vf. wieder in Stich gelassen. *Das breslauer Pfund*, sagt unser Vf. nach *Bohn*, *ist eine Rechnungsmünze, von welcher 4 auf einen Fried. d'or zu 5 Thlr. gehen, die folglich 25 pC. besser als Courant zu achten ist.* Mit nichten! Wenn 4 Bancopfund gleich sind einem Friedrichsd'or von 5 Thlr.: so sind 100 Pfund = 125 Thlr. Frdor, folglich 25 pC. besser als Frdor. 100 Thlr. Frdor zu 5 Thlr. sind aber gleich gerechnet 105 Thlr. Courant, und es sind demnach 100 Pfund Banco = 131¼ Thlr. Courant oder 31¼ pC. und nicht 25 pC. besser als Courant.

Alle Wechselbriefe, schreibt unser unterrichtete Vf. weiter, *haben zu Hamburg 12, oder nach Büschs Angabe nur 11 Respittage, innerhalb welcher man protestiren lassen muss.* Wie kann hier von Meynungen die Rede seyn? hier so wenig als beym Uso kann die Autorität eines *Büsch* oder irgend eines anderen Schriftstellers seiner Art, etwas gelten. Die Hamburger Wechsel-Ordnung hat hier ganz allein eine entscheidende Stimme, und diese sagt bestimmt §. 16: „und weil bishero zu Betrachtung eines Wechsels 11 Discretions- oder Respit-Tage im Gebrauche oder Observanz gewesen: so hat es dabey auch sein Bewenden." Diese Unachtsamkeit bey einer so wichtigen Sache ist um so auffallender, da unser Vf. die Wechsel-Ordnung in sein Werk aufgenommen, und sich also aus seiner eigenen Schrift hätte belehren können, wenn solche Schriftsteller gewohnt wären, ehe sie etwas hinschreiben, erst genaue Nachforschungen anzustellen.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 APRIL, 1808.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, im Verlagsbureau: *Die Handlung von Hamburg* u. s. w. I—III Band.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wir kommen zum *dritten Abschnitte*, welcher *von den Anstalten und Verordnungen zur Beförderung des Commerzes* handelt. Er ist in 14 Capitel getheilt. Die 6 ersten füllen den übrigen Theil des zweyten Bandes aus, und handeln von der Assecuranz, der Bank und dem Lombard, der Börse, den Lehranstalten für die Handlung, den Maklern und den Waagen oder Krahnen. Wir mögen uns nicht zu tief in das Detail dieser Abhandlungen einlassen, die eben so, wie das meiste übrige, ohne Beurtheilung, Vergleichung und Geschmack aus den bekannten Schriften von *Bohn*, *Büsch*, *Hess* u. a. zusammengeschrieben sind.

Der dritte Band endlich fasst die zweyte und grösste Hälfte des 3 Abschnittes und den ganzen 4 Abschnitt in sich. Zum dritten Abschnitte gehören noch das 7te bis 14te Capitel, welche handeln vom Waarentransporte, von den Zöllen, von den Handelsgesellschaften, von kaufmännischen Corporationen, von der Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. s. w., von den Handelsbibliotheken, von den fremden Consuln und Handelsagenten und von dem Handelsgerichte. Diess alles sind blos Abschriften aus den bekanntesten und in allen Händen sich befindenden Schriften; aber diese Excerpte sind von derselben Beschaffenheit, als die vorhergehenden und enthalten viel Unrichtiges, Missverstandenes und Überflüssiges. So sagt der Vf. z. B. von dem englischen Court in Hamburg (S. 142): *Die englischen, hier etablirten Häuser verkaufen nur an gewissen, in der Woche bestimmten Tagen, welche deswegen Thautage heissen.* Da dieses Wort weder englisch noch deutsch ist: so sehen wir nicht ein, warum die Geschäftstage des englischen Courts gerade so heissen sollen; auch ist uns diese Benennung nie zu Ohren gekommen. Übrigens ist es bekannt, dass die *Avanturiers*, wenigstens seit einem halben Jahrhunderte, weder in der Zeit noch in der Art ihrer Geschäfte beschränkt werden, und dass man ihnen stillschweigend alle Bürgerrechte in dieser Hinsicht eingeräumt habe. Zuweilen läst der Vf. sichs auch einfallen, ein gelehrtes Ansehen anzunehmen und andere Schriftsteller berichtigen zu wollen. Es gehört aber sehr wenig Belesenheit dazu, ihm nachzuweisen, mit wessen Kalbe er gepflügt habe. Am possierlichsten sticht dieser gelehrte Nimbus mit dem oft recht kindischen Nachschreiben des Vfs. ab. So sagt er z. B. bey der Schiffahrt der Hamburger: „ihre Schiffe besuchen den grössten Theil der *europäischen* Gewässer, jedoch kommen sie, *wie Bohn versichert*, nicht südwärts über Lissabon, und zwar aus Furcht vor den Barbaresken." Weiss der Vf. denn nicht, dass die Schiffahrt der Hamburger sich seit *Bohns* Erscheinung sehr erweitert hat? weiss er ferner über diess wichtige Hinderniss, welches die Barbaresken der hamb. Schiffahrt in den Weg legen, gar nichts weiter anzuführen? In dem ersten Theile seiner Schrift findet sich ja unter der Rubrik: *Handelsverträge* (die er ebenfalls von *Bohn* heimlich entlehnt hat), dass die Hamburger 1751 mit Algier Frieden geschlossen, weshalb Spanien seinen Handelstractat mit Hamburg aufgerufen, und solchen eher nicht erneuert habe, bis diese Stadt ihr Bündniss mit Algier wieder aufgab. Daran aber dachte er hier nicht. Die Hauptsache findet sich freylich bey seinem Gewährsmanne nicht; und diese besteht darin, dass Hamburg durch einen alten Handelstractat mit Spanien im Zwange erhalten wird, keinen Frieden mit den Raubstaaten abzuschliessen, um selbigen keine Kriegsbedürfnisse, zum Nachtheil Spaniens, zuführen zu können, weshalb es also auch keine Reisen ins mittelländische Meer machen kann.

Der 4 Abschnitt endlich handelt von den Münzen, Massen und Gewichten in 6 Capiteln, und das 7 Capitel macht ein Sach- und Personen-Register aus. Hier hatte der Vf. ein so weites Feld zum Abschreiben, dass es nicht der Mühe werth ist, ihm weiter zu folgen. Wir wollen nur zum Beweise, dass wir Wort gehalten und auch diesen Abschnitt durchgesehen haben, Folgendes bemerken. Von der Species valuta sagt er: „Acht Species sollten eine Mark cöllnisch wiegen, deren Gehalt auf 14 Loth 8 Grän bestimmt wurde. Ein solcher Thaler wog 608 Ass und sein Korn war 540, 44 Ass." Das ist aber falsch. Das Gehalt dieses Speciesthalers war 14 Loth 4 Grän; sonst hätte ja sein Korn nicht 540, 44, sondern 549 Ass seyn müssen, wie jeder Schüler in der Rechenkunst solches berechnen kann. S. 243 sagt unser Vf. ferner: „Beym Silber rechnet man in Hamburg, dass tausend Stück neue von Achten gemeiniglich 115 Mark 4 à 8 Loth cöllnisch wiegen, und mit 2 Mark von diesem Gewichte 11 Mark fein Silber gerechnet." Ist da ein vernünftiger Sinn her-

auszubringen? 2 Mark schlechtes Silber sollen für 11 Mark (oder wie der Vf. sagt, *mit* 11 Mark) feines Silber gerechnet werden? — Aber der böse *Bohn* ist an Allem Schuld. Beide Stellen finden sich bey ihm, §. 13, und §. 26; und in beiden sind grobe Druckfehler eingeschlichen. Der erste ist in dem Verzeichnisse der Druckfehler auch bey *Bohn* berichtiget. Statt 14 L. 8 Gr. heisst es daselbst: lese 14 Loth 4 Grän. Der zweyte Druckfehler ist dem Herausgeber von *Bohn* wohl entgangen, und muss also wohl berichtiget werden: 12 Mrk. von diesem Silber werden für 11 Mark fein gerechnet.

Übrigens darf nicht ungerügt bleiben, dass die Käufer des Buchs 11 volle Bogen bezahlen müssen, die unter der Überschrift: Literär-, Sach- und Personen-Register, das siebente Capitel ausmachen, und nichts als leere Namen enthalten.

φ.

BERLIN, b. Maurer: *Die Kunst, in drey Stunden ein Buchhalter zu werden.* Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italiänische, englische und neue deutsche Buchhalterey in einem äusserst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen. Herausgegeben von *S. G. Meisner.* 1805. 161 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. gesteht in der Vorrede, dass die kaufmännische Literatur eine grosse Anzahl von Anweisungen zum Buchhalten in allerley Formen aufzuweisen habe; meint aber doch, dass es noch an einer Schrift fehle, die durch Kürze, Wohlfeilheit und Deutlichkeit sich für die zahlreiche unbemittelte Classe der Handlungsgenossen vorzüglich eigne, zugleich die neuesten Verbesserungen dieser Wissenschaft lehre, und dass gegenwärtiges kleines Werk diesem Bedürfnisse abhelfen könne. Über den Vordersatz sind wir mit dem Vf. vollkommen einverstanden. Zwey Aufsätze, einen von *Büsch* und einen von *Beckmann*, kennt Rec. nur, die leicht und fasslich geschrieben sind, und die die Theorie des Buchhaltens ziemlich vollständig erschöpfen: um diese bekümmern sich aber die Herren nicht, welche selbst zu schriftstellern Lust haben. Auch dieses kleine Werk hilft keinesweges dem Bedürfnisse ab, und Rec. ist über die Dreistigkeit erstaunt, mit welcher der Vf. auszurufen wagt: „*Man sehe den Titel ja nicht als ein blosses glänzendes Aushängeschild an, um Käufer anzulocken, wie es bey vielen Schriften, leider! der Fall wirklich ist: sondern man prüfe das Werk selbst, und man wird finden, dass es keinesweges unter die Unmöglichkeiten gehört, sich in drey Stunden richtige, helle Einsichten von dem kaufmännischen Buchhalten zu verschaffen, selbst wenn man noch gar keine oder nur mangelhafte Kenntnisse von demselben hat.*" Alles, was Rec. einräumen kann, ist, dass ein *geübter Buchhalter*, dem alle drey verschiedenen Formen des Buchhaltens genau bekannt sind, in Zeit von drey Stunden diess Werkchen lesen, die Schemata unter einander vergleichen und untersuchen kann, ob alle Posten richtig eingetragen sind. Aber kein Anfänger wird sich allein, ohne mündliche Erklärung, nur irgend eine deutliche Vorstellung vom Buchhalten daraus abstrahiren können, wenn ihm auch statt 3 Stunden volle 3 Monate eingeräumt würden. Wie sollte diess auch möglich seyn, da der Vf. durchaus der Theorie nicht entfernt erwähnt und dennoch dreyerley Formen zugleich vorträgt, wodurch gerade denkende Köpfe, die das Licht lieben und was sie praktisch üben sollen, auch verstehen wollen, am meisten abgeschreckt werden müssen. Sie werden dadurch offenbar verwirrt, und bekommen wohl gar eine Verachtung gegen alles systematische Buchhalten, wenn sie sehen, dass man jeden Posten auf drey verschiedene Weisen buchen könne, ohne dass ein anderes Resultat erfolgt: wodurch leicht die Meinung entsteht, es sey überhaupt einerley, *wie* man die Posten zu Buche bringe, wenn es nur geschieht. Der Vf. hätte theoretisch zu Werke gehen und zeigen müssen, dass, so verschieden diese 3 Formen auch sind, sie doch alle darin übereinstimmen, dass sie das Ganze auf Gleichungen bringen, wodurch ihre (theoretische) Richtigkeit mathematische Gewissheit erlangt; er hätte daraus wieder die Vorzüge dieser systematischen Buchhaltungen vor der sogenannten einfachen aus einander setzen sollen, dass sie nämlich so viel vor Irrthum sichern, als der Mensch überhaupt in seinen Handlungen sich vor Irrthum sichern kann. Dann wäre das Unternehmen, alle 3 Formen so in der Kürze zugleich abzuhandeln, so lobenswerth als lehrreich gewesen.

Dennoch will Rec. diess Werkchen nicht ganz verwerfen, sondern ihm nur seinen rechten Platz anweisen, den es mit Ehren einnehmen kann. Es kann als ein bequemes Lehrbuch von guten Lehrern, welche die Theorie selbst vorzutragen verstehen, beym Unterrichte gebraucht werden, und wird vor vielen anderen darin einen bedeutenden Vorzug haben, dass es die drey Systeme auf *dieselben* Geschäfte anwendet, wodurch natürlich bewirkt wird, dass ihre Gleichheiten und Verschiedenheiten viel leichter in die Augen fallen und aufgefasst werden können, als wenn solche über verschiedene Geschäfte verfasst wären.

φ.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU und FREYSTADT, b. Darnmann: *Über den zu frühen Religionsunterricht.* Ein Beytrag für die Erziehung, von *F. D. E. Scherwinzky*, Diaconus zu Reppen und Pred. zu Fornow in der Neumark. 1804. XII u. 176 S. 8. (16 Gr.)

Vor noch nicht gar langer Zeit waren die meisten unter den neueren Pädagogen darin einig, dass man die frühere Jugend vor allem, was an Religion erinnern und auf Religion hinführen könnte, sorgfältig bewahren, und jede Belehrung von Gott u. s. w. für ein reiferes Alter aufsparen müsse. Das war

auch ganz in der Ordnung, so lange man Religion hauptsächlich als Sache des Verstandes behandelte, und dabey von dem Grundsatze ausging, dass das Kind nichts lernen dürfe, was es nicht verstehen und begreifen könne. Aber Religion ist mehr Sache des Herzens, als des Verstandes, und manches wird dem letzteren ewig unbegreiflich bleiben, was von dem ersten vollkommen gefasst wird. Religion wohnt in der innersten Tiefe des Geistes, sie kann nur in dem Heiligthume des Gewissens gedeihen, und sie muss darum immer etwas Dunkles und Geheimnissvolles für uns behalten, das selbst der Verstand des scharfsinnigsten Denkers nicht zu durchschauen vermag, das er nur mit freudigem Herzen glauben und hoffen darf. Wer den Geist der Religion hat, der ist auch religiöser Gefühle empfänglich, wenn er auch einen vollständigen Religionsunterricht nicht zu fassen im Stande ist, und das kindliche Gemüth ist der Bildung zur Religion vorzüglich günstig. —

Unstreitig verwechselte man nicht selten, indem man sich gegen die frühe Bekanntschaft der Jugend mit Gott und Religion erklärte, einen systematischen Religionsunterricht, der offenbar für ein reiferes Alter gehört, mit gelegentlicher Belehrung und mit der schon frühzeitig möglichen Anregung religiöser Gefühle. Das scheint auch dem Vf. der vorliegenden Schrift zuweilen begegnet zu seyn, der sich übrigens als einen warmen Freund der Religion, und als einen verständigen Pädagogen ankündigt. Er redet, dem Titel seiner Schrift zufolge, nur von dem zu frühen Religionsunterrichte, und man wird ihm darin Recht geben, dass ein zusammenhängender Religionsunterricht nicht für eigentliche Kinder gehört; man würde ihm auch Recht geben, dass alle Belehrung von Gott, wie fasslich sie auch sey, zu früh komme, wenn er von 3 bis 4jährigen Kindern redete: aber er erklärt sich zuweilen so, als ob er alle religiöse Belehrung bis in die Jahre des reiferen Verstandes hinausgesetzt wissen wolle. Zwar giebt er kein bestimmtes Alter an, er behauptet nur, dass man so lange warten müsse, bis die Vernunft ihre völlige Reife erlangt habe, und das Herz ein Interesse für Religion fühle. Aber hier fragt es sich, ob nicht auch eine weise Belehrung von Gott ein Mittel werden könne, dieses Interesse zu wecken! Allerdings empfiehlt der Vf. eine religiöse Erziehung; er verlangt nicht, dass man ein Kind absichtlich von Erkenntniss der Religion zurückhalte, noch dass man es ängstlicher Weise von den Gedanken an Gott entferne; er wünscht selbst, dass die Kinder an ihren Eltern das hinreissende Beyspiel der heiteren religiösen Freude, der frohen herzlichen Dankbarkeit, der innigen Liebe, der stillen Andacht und der feyerlichen Ehrfurcht erblicken, dass sie dadurch auf etwas Hohes, Erhabenes, Ehrwürdiges im Verborgenen aufmerksam gemacht, und zu dem Gefühle des Bedürfnisses erweckt werden mögen, Gott näher kennen zu lernen. „Das schöne Geheimniss" (heisst es S. 57) „hat dann für das Herz des Kindes an Reiz gewonnen, und es sieht mit stillem Vergnügen der Periode entgegen, wo es bey grösserem Verstande und Wachsthum im Guten dasselbe mehr aufgeklärt finden soll. Auch ist ihm eben dadurch ein grösserer Antrieb gegeben, durch Fleiss und gute Aufführung die erwünschte Periode herbeyzuführen. Dieser Erfolg ist doch wohl mehr werth, als wenn man dem Kinde ohne alle weitere Vorbereitung von Gott etwas vorredet, ihm bey kindischer Gedankenlosigkeit einen Glauben aufdringt, den es noch gar nicht bedarf, und auf die Art die ganze Religion, ihm gleich vom Anfang an zu einem geringfügigen, unbedeutenden Gegenstande macht." Vortrefflich, und dem Rec. wie aus der Seele geschrieben! Nur kann er sich nicht überzeugen, dass es so sehr schädliche Wirkungen haben werde, wenn man noch einen Schritt weiter geht, wenn man z. B. dem Kinde, das sich neugierig nach einem Urheber der Welt erkundigt, auch sagt, dass dieser Herrliche, nach dem es frage, Gott sey, und dass er auch das Kind lieb habe, auch dem Kinde Gutes wolle. Und warum soll man dem Kinde nicht auch von Jesus erzählen? von seiner Liebe für die Menschen und besonders für die Kinder? von seiner Sanftmuth und Feindesliebe? von seiner stillen Geduld im Leiden? Warum soll man diess herrliche Muster moralischer Grösse nicht recht frühzeitig nutzen, um das Kind zur Nachahmung desselben zu erwärmen und zu begeistern? Gesetzt auch, das Kind verstände noch nicht alles; so wird doch, wenn der Lehrer nur selbst mit Wärme für seinen Gegenstand erfüllt ist, diese Wärme auch auf das Kind belebend übergehen, und ihre beseligenden Wirkungen ihm mittheilen. — Der Vf. wird sagen: das Kind lernt auf diese Weise bloss auf fremde Autorität an Gott glauben, und das darf nicht seyn. Aber warum nicht? Auf die Autorität des Erziehers, oder vielmehr aus Achtung, Liebe und Gehorsam gegen ihn, huldigte es zuerst der Tugend; auf eben diese Autorität, und aus eben diesen Gründen huldige es auch dem grossen Unsichtbaren, indem die Tugend ihren höchsten Vater verehrt. Es ist gewiss nicht schädlich, das Kind schon früh an einen Glauben zu gewöhnen, der auch für die Kindesseele, sobald sie nur der Gefühle der Liebe, der Freude, der Sehnsucht empfänglich ist, ein lebhaftes Interesse mit sich führt; die Kindheit ist das eigentliche Alter des zweifellosen Glaubens; und so gut, wie Vorurtheile, Gespensterfurcht u. dgl. von der Natur des Menschen unzertrennlich sind, weil sie ihm schon in der Jugend mitgetheilt wurden, eben so gut wird auch der Glaube an Gott und Religion sein unverlierbares Eigenthum werden, wenn er schon in den früheren Jahren des Lebens mit diesem frohen Glauben genährt wurde.

Es ist hier der Ort nicht, über jede einzelne Äusserung mit dem Vf. zu rechten; auch kann es ihm nicht verargt werden, wenn er, wie jeder Denker, seine eigenen Ansichten hat; darum wollen wir es auch nicht rügen, dass er Religion bloss auf ein moralisches Bedürfniss gründet, da wir im Gegentheil neben dem moralischen einen eigenen religiö-

fen Sinn in dem menfchlichen Gemüthe anzunehmen uns gedrungen fühlen. Genug wir haben feine Schrift, die aus zwey Abfchnitten befteht, wovon der erfte ein theoretifches Räfonnement über den wichtigen Gegenftand, *dafs es einen zu frühen Religionsunterricht giebt, der nichts fruchtet, aber wohl fchadet*, und der zweyte eine praktifche Anweifung enthält, wie ein Kind nach und nach zu dem Bedürfniffe der Religion am beften und vortheilhafteften angeleitet werden könne, mit Vergnügen gelefen, obgleich wir nicht in allen Puncten mit ihm übereinftimmen. Vorzüglich intereffant haben wir den zweyten Abfchnitt gefunden. — m —

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Unterredungen über die Lehre vom Gebet, wie fie mit der Oberclaffe einer nicht vernachläffigten Land-, oder niederen Bürger-Schule gehalten werden können.*

Auch mit dem Titel:

Unterredungen über die vier letzten Hauptftücke des lutherifchen Katechismus, Gebet, Taufe, Beichte, Abendmahl. Erfter Theil. 1806. VIII u. 244 S. 8. (9 Gr.)

Was Rec. in diefer Schrift mit Vergnügen fand, das, wünfcht er, möchten die Religionslehrftunden in unferen Bürger- und Land-Schulen immer mehr werden — *katechetifche Andachtsübungen*, worin die zergliederte Religionswahrheit in nahe Anwendung auf die jugendlichen Gemüther gefetzt, worin der Unterricht nie als etwas für den Verftand allein Gehöriges, fondern immer zugleich als eine Nahrung für das Religionsgefühl betrachtet wird. Dann darf der Lehrer hoffen, dafs nicht etwa, was man fo oft unter dem Namen der Religion giebt — nur ein Cento kahler *Begriffe* in die Köpfe der Lehrlinge niedergelegt werde, fondern dafs ihre *Gefinnung* bewegt und gerichtet, ihr *Wollen* veredelt wird. Werden die katechetifchen Gefpräche von diefem Geift geleitet, und mit Befonnenheit auf diefen Zweck hingeführt: fo wird kein Vernünftiger auf fie Vorwürfe anwenden, wie fie in der Vorrede angedeutet werden, als: dafs jetzt das Zeitalter der Katechetik vorüber fey. Möchte das Zeitalter der kalten Wortkatechetik, die ängftlich ihre fchwere *Syftems*feffel fchleppt, oder durch einen zu fublimirten *Geift* das Herz austrocknet, vorüber feyn, — und das Zeitalter einer väterlichweifen, und dem Gange der Natur liebevoll folgenden Katechetik beginnen! — Die vorliegenden Katechefen könnten hie und da abgekürzt feyn; aber Rec. hat fie gern gelefen, *wie fie find*, in ihrer verftändig belehrenden, und väterlich wohlwollenden Manier. Die Kunft oder Künftlichkeit hat daran wenig Antheil. Deftomehr empfiehlt fie Rec. allen noch unverdorbenen Jugendlehrern, die Sinn haben für das Natürliche, für das der Kindernatur fo angemeffene Religiöfe, und Liebe zu ihren Kindern. Ermahnungen, Bitten, Warnungen, Gebete — wechfeln hier mit den wohlgeordneten Fragen. So finden wir es recht für Religionslehrftunden. Die angehängten Anmerkungen geben zweckmäfsig den in den Unterredungen zum Grunde liegenden Plan, und motiviren manches dem Ungeübten in der Methode vielleicht Auffallende.

NA.

KURZE ANZEIGEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Kurzgefafste Anleitung zur Waaren- u. Wechfel-Berechnung.* Zum Gebrauch beym erften Unterrichte in Handlungsfchulen. 1807. 452 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.) Diefe, von einem Ungenannten, aus mehreren Büchern und nach Dictaten feines ehemaligen Lehrers, des verft. *Brodhagen* in Hamburg, zufammengefchriebene Compilation hätte füglich ungedruckt bleiben können, da man alles, was hier vorgetragen wird, in anderen Büchern neuerer Zeiten ungleich richtiger und vollftandiger antrifft. Die Einleitung zu diefem Buche, das *zum erften Unterrichte* (für welche Schüler?) beftimmt ift, *ift wörtlich*, wie der Vf. S. 3 felbft gefteht, aus den Dictaten von *Brodhagen* abgefchrieben; und gerade diefe ift das Befte am ganzen Buch, weil darin eine gefunde Theorie herrfcht, aber aus Mangel an eigentlicher fyftematifcher Form von *Brodhagen* nie zum Abdruck unter feinem Namen beftimmt war. Denn Manches wird darin vermifst, was im J. 1806. bereits lange zuvor Gefetz war. Z. B. die metrifchen Mafse und Gewichte in Frankreich. Sonft find die Proportionen von den naffen und trockenen Maffen, auch Gewichten, wovon wir mehrere verglichen haben, genau nach *Krufe* und dem verbefferten *Bohn* (Ausgabe 1789 gr. 8., die damals *Brodhagen* beforgte,) angegeben. Aber bis zum J. 1793 dachte man an kein neues metrifches Münz-Mafs- und Gewicht-Syftem; und nachher fcheint *Brodhagen* fich nicht weiter darum bekümmert zu haben. Deftomehr wäre es Sache des jetzigen Herausg. gewefen, feinen Lehrer in diefem Stücke zu ergänzen, und mit der Zeit fortzurücken. Diefs hätte um fo leichter gefchehen können, da Alles auf Hamburg und deffen Handelsverhältniffe reduciret wird. Wie weit aber des Vfs. Unwiffenheit in diefem Stücke geht, kann man daraus abnehmen, dafs er S. 412 verfichert, *Paris und ganz Frankreich rechne nach Livres à 20 Sous à 12 Den.*, da doch die ganze kaufmännifche Welt weifs, dafs diefes Reich nach mehreren gefetzlich beftätigten Staatsbefchlüffen fchon feit dem Jul. 1793 in Francs zu 10 Decimen à 10 Centimen, oder, wie die fpäteren Confular- und Kaifers-Beftimmungen fich darüber ausdrücken, in Francs zu 100 Centimen, Buch und Rechnung führt, und dafs keine andere Valuta in den Gewichten und gefetzlichen Verhältniffen Statt findet. Der beygebrachte, hier abgedruckte Courszettel von 1797 (die meiften der Art Börfen-Nachrichten fchreiben fich von diefem Jahre her) entfcheidet hierin nichts. Denn da im J. 1797 von dem damaligen Directorio und auch noch jetzt nachgelaffen worden, die Courszettel für das Ausland nach dem ehemaligen Münzfufse einzurichten, welches aber für Frankreich nichts Verbindliches vorausfetzte: fo hätte diefer Unterfchied erklärt werden müffen. — Die S. 41 — 126 gelieferten 14 Waarencalculationen findet man in *Kampke*, *Wagener*, *Illing* u. a. ungleich vollftändiger. Die Lehre von den Wechfeln ift S. 129 — 148 unbedeutend; und was S. 149 — 322 von den Courszetteln vorkömmt, hat gewifs *Flügel* u. a. längft erlediget. Die Überficht von dem Münzwefen S. 323 — 452 ift ein Auszug aus *Bohns Kaufmann*, und das Ganze eine Mifchung, die nicht zum Titel des Buches pafst.

M — fon.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bohn: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Feftags-Evangelia* von *Joh. Jahn*, Paftor an der heil. Dreyeinigkeitskirche in der hamburgifchen Vorftadt St. Georg. 10ter Jahrg. 1806. VIII u. 288 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 APRIL, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig u. Riga, b. Hartmann: *G. Merkels sämmtliche Schriften.* Erster Band. 332 S. Zweyter Band. 318 S. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Die Erzählungen und Auffätze, welche von den beiden ersten Theilen, die auch den besonderen Titel: *erzählende Schriften* führen, den Inhalt ausmachen, sind an Werth und Gehalt zu ungleich, als dass sich darüber etwas Allgemeines sagen liesse, es müsste denn etwa dieses seyn, dass in ihnen allen, und selbst in den kleinsten so wie in denen, welche eine Art von poetischem Anstrich haben, das bekannte Bestreben des Vfs., alles auf das nächste Leben zu beziehen und so viel möglich praktisch zu machen, sein hieraus erklärlicher Hang zu pathetischen Declamationen, welchem ein starker, nachdrücklicher, aber nicht eigentlich energischer Styl entspricht, und endlich sein Talent, psychologisch darzustellen, mit unverkennbarer Deutlichkeit sich offenbart. Eine kurze beurtheilende Anzeige von jedem Einzelnen, das die beiden Bände enthalten, mag diese allgemeine Behauptung bestätigen.

Erster Band: Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Biographie. Dieser Auffatz, der den Zweck hat, die Ehre der verläumdeten Königin zu vertheidigen, kann nur solche Leser befriedigen, denen es um blosse Unterhaltung zu thun ist; bey Jedem anderen wird sie nur den Wunsch erwecken, von der Geschichte der unglücklichen Fürstin gründlicher unterrichtet zu werden. Denn eine Biographie wird hier keineswegs geliefert, nicht einmal eine wahrhafte Vertheidigung, sondern nur ein Abriss. Die Schilderung der Hauptmomente des öffentlichen Lebens ist nicht hinreichend, um eine wahre Anschauung von Johannens Individualität zu geben; jede Lebensbeschreibung erfodert ein tiefes Eindringen in den Charakter, und die Darstellung desselben muss ganz seiner Eigenthümlichkeit gemäss seyn, und sich nicht in solche allgemeine sogenannt schöne Diction gleichsam auflösen, wie hier geschieht, der vielen rhetorischen Ausrufungen nicht zu gedenken, die bey tausend ähnlichen Geschichten sich eben so gut anbringen liessen. *Snitger, ein Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs.* Es wird gewiss Jedermann dieses Bruchstück mit einiger Theilnahme lesen, aber eben so gewiss auch wird Jeder seinen Augen nicht trauen wollen, wenn er sieht, wie die drey Seiten lange, mit dem angestrengtesten und aufs Höchste getriebenen Pathos geschriebene Warnungsrede an zum Ehrgeiz geneigte Jünglinge und das am Schluss der Geschichte angebrachte Motto mit dem Inhalte selbst im grellsten Widerspruche stehen. Dass Snitger ein ächter Patriot war, und nur durch eine ächt patriotische Unbesonnenheit sich den Henkerstod zuzog, dem er im Bewusstseyn der edelen Absicht mit der heldenmüthigsten Fassung entgegenging, dieses sagt der Vf. selbst mit klaren Worten; ja in der Einleitung sagt er sogar, er hoffe, dieses Bruckstück werde als ein Beweis dienen können, dass in der neueren Geschichte wenigstens die kleinen Freystaaten auch Männer aufzuweisen haben, die einem Timoleon an die Seite zu setzen sind. Und dieser deutsche Timoleon nun wird als ein warnendes Beyspiel des ins Unglück stürzenden Ehrgeizes aufgestellt! an seinem Schicksale soll man die Weisheit des horazischen Sprüchleins erkennen lernen: „*Beatus ille, cui licet forum vitare!* Dieses Sprüchlein heisst, auf diesen Fall angewendet, zu deutsch: *Weit davon ist gut vor dem Schuss.* — Auf dieses *qui proquo* folgt *die Unterhaltung beym Punschnapfe, ein Coq-à-l'Arie.* Um einen weitgereisten Schwätzer nicht zu Worte kommen zu lassen, beredete sich die Gesellschaft, jeder solle ein Geschichtchen zum Besten geben. Es werden deren sieben erzählt. Die erste und zweyte sind lustige Schnurren, recht artig vorgetragen und besonders dadurch belustigend, dass sie zugleich gegen den Schwätzer persiflirend gerichtet sind. Diese beiden so wie die dritte haben eine französische Physiognomie, die folgenden hingegen, mit Ausnahme der letzten, die auch einen französischen Anstrich hat, sind ganz im deutschen Charakter. Dieser Contrast des leichten, zuweilen selbst muthwilligen Scherzes und des umständlichen, moralisirenden, manchmal sogar ins Klägliche gehenden Ernstes kann in dieser Verbindung keine gute Wirkung thun. Übrigens sind die deutschen Erzählungen, und zumal die von dem zahmen Wolfe, unterhaltend genug, und auch, bis auf die vielen eingestreuten Betrachtungen, angenehm vorgetragen. — *Zwey Anekdoten aus J. J. Rousseau's Leben.* Diese sehr interessanten und mit sprechender Anschaulichkeit und individuellem Leben erzählten Anekdoten sind unstreitig das Gehaltvollste und das Gelungenste von allem, was die beiden Bände enthalten, und der Vf. verdient für die Mittheilung derselben den Dank der Lesewelt, welcher sie vermuthlich noch nicht bekannt sind. Denn sie befinden sich unter dem noch nicht gedruckten Manuscripte Rousseau's, das Mylady

Howard besitzt, und wovon man eine Abschrift im Portefeuille des Grafen d'Antraigues fand, das ihm bey seiner Verhaftung abgenommen wurde und jetzt (1799 setzte der Vf. diese Anekdoten auf) bey dem Bürger Lacanal seyn soll. Hn. *M.* wurden sie von Jemand mündlich mitgetheilt. — *Der Getröstete. Ein Mährchen.* Ein bloſser Einfall, mährchenhaft eingekleidet — nichts Halbes und nichts Ganzes. — *Männerstolz vor Fürstenthronen.* Eine Anekdote von *Engel*, die dem Gelehrten wie dem Fürsten zur Ehre gereicht. — *Der Arzt auf dem Balle. Eine Nessel.* Ein unbedeutender Einfall. Der Arzt vertheidiget die dünne Bekleidung der Damen aus dem Grunde, weil sie jedem, der sich nur etwas auf Physiologie und Anatomie versteht, es leicht mache, die gesunden Schönen von den krankhaften zu unterscheiden und hiernach die Wahl seiner Braut zu bestimmen. — *Herder und Engel* (aus dem Freymüthigen bey Gelegenheit der Bildnisse dieser beiden Männer). Kurze Lobreden. Manches von dem, was über *Engel* gesagt wird, möchte wohl nicht Jeder unterschreiben. So heiſst es z. B.: „Er war nächst *Lessing* unstreitig der scharfsinnigste Kunstrichter, den Deutschland hervorgebracht hat, und vielleicht hätte er seinen Freund übertroffen, wenn er je die Kritik mit so viel Eifer geübt hätte, als jener. Seine Mimik ist längst und mit unstreitigem Recht als ein classisches Werk anerkannt worden u. s. w." — Man wird vielmehr *Herders* Urtheil über Engel, das hier angeführt ist, sehr treffend finden. Es lautet so: ——— „Recht hat er immer; aber ich weiſs bey der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten schön und bündig beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun, ich kann sie nicht schnell und nackt genug erhalten, und Engel giebt sie durchaus nicht eher heraus, als *bis er ihr ein Kopfzeug aufgesetzt hat.*" Vornämlich paſst dieser Ausspruch gerade auf die Mimik, die mit eben dem Rechte classisch heiſst, als mancher Fürst der Groſse. — *Auch ich war in Arkadien. Eine Reminiscenz.* Auf die Behauptung eines jungen Rechtsgelehrten gegen einen Dichter, daſs die poetischen Ideale lauter Hirngespinste seyen, thut ein Dritter den Vorschlag zu einem Versuche, ob sich das arkadische Leben nicht, wenigstens zum Theil, verwirklichen lasse. Auf dem Landgute eines Freundes versammelt man sich nun mit seinen Geliebten, legt Schäfertracht an, und bringt auf schäferliche Weise einen ganzen Tag im Freyen zu. Dieses idyllisirende Spiel ist eine artige Kleinigkeit. — *Jonas und Eudoxia. Eine wahre Geschichte.* Ein schauderhaftes Beyspiel von der Raserey der Liebe. — „*Ich fühl.*" — Eine Phantasie nach einem Gemälde, so gesucht und gekünstelt wie die Überschrift. —

Vom *zweyten Bande* nimmt die erste Hälfte ein: *Die Rückkehr ins Vaterland: Ein Halbroman.* Ein alter Kriegesheld, der sich in der Welt viel versucht hat, bekommt in seinen Ruhetagen den Gedanken, die Fremde zu verlassen, und in seine Vaterstadt Riga, die er seit mehr als dreyſsig Jahren nicht wieder gesehen, und die er ein unschuldig Verbannter hatte verlassen müssen, zurückzukehren, und dort, wo möglich, unter seinen alten Freunden sein Leben zu beschlieſsen. Dieſs ist die Grundlage des Halbromans, welcher, wie man schon erwarten wird, ohne alle Kunst aus allerley Geschichten und Anekdoten zusammengesetzt ist. Der gröſste Theil derselben scheint auf Thatsachen zu beruhen, und ihr Gegenstand sind, wie man auch erwarten wird, hauptsächlich die barbarischen Grausamkeiten des liefländischen Adels gegen ihre Leibeigenen, aber nicht der jetzigen Edelleute; diesen wird vielmehr eine groſse Lobrede gehalten wegen ihrer Humanität, worüber sich gewiss jeder Leser von Herzen freuen wird. Daſs in diesem Zwitterromane an den gehörigen Declamationen kein Mangel ist, versteht sich von selbst, denn hier sind der Gelegenheiten gar zu viele. In einem Abschnitte läſst es sich der Vf. sehr sauer werden, die Schwärmerey zu vertheidigen; da heiſst es z. B. mit groſsen Worten: „Was ist Groſses geschehen, das nicht ein Schwärmer that? Ja Schwärmerey, dir gebühren die Altäre, die man dem Genie, der Tugend und dem Patriotismus errichtet u. s. w." Schade, daſs dem Vf. nicht zum Glück der Unterschied zwischen Schwärmerey und Begeisterung (Enthusiasmus) beyfiel; er hätte dann die saure Mühe sich sparen können. — In der erdichteten Hälfte des Romans kommen ein paar Züge vor, die etwas Poetisches haben. So z. B. die Freude des Alten über den Anblick eines Zimmers mit altmodischen Möbeln, und wie er sich in dieser Freude auf einen Stuhl niedersetzt und dieser unter ihm zusammenbricht. Dahin gehört auch die Täuschung, daſs er in der, hinter ihrer Mutter, seiner ehemaligen Geliebten, stehenden Tochter seine Geliebte wieder zu sehen glaubt u. s. w. — *Signora Contarini. Eine venezianische Novelle.* Der Keim von dieser Geschichte, die ein Beyspiel aufstellt von der unmenschlichen Grausamkeit des venezianischen Inquisitionsgerichtes, befindet sich, nach der Angabe des Vfs., in *Mayers Beschreibung von Venedig.* Die Erzählung ist lebhaft und mit so starken Farben wird das entsetzliche Schicksal der beiden Liebenden geschildert, daſs man nur mit Grausen dabey verweilen kann. Übrigens bedarf es wohl kaum noch der Anzeige, daſs bey dieser Gelegenheit dem Unwillen und der Erbitterung über die Tiranney des venezianischen Inquisitionsgerichtes in einer hochtönenden Declamation Luft gemacht wird. — *Der Überspannte. Ein Tagebuch.* Ein Brautpaar veruneiniget und trennt sich plötzlich. Der Bräutigam, im Bewuſstseyn der Unschuld und sterblich verliebt, ist der Verzweiflung nahe, und schildert nun an jedem Tage seine Liebesqualen. Auf den Rath eines Freundes verläſst er die Stadt, wo seine Geliebte wohnt; während seiner Fuſswanderung trifft er auf einen gescheuten jungen Mann, der ihm mit paradoxen Behauptungen über die Mädchen und die Liebe durch den Sinn fährt und zur Besonnenheit bringt. Fast gänzlich gefaſst kehrt er nun in die Stadt zurück, und nach einigen Rückfällen wird er endlich von seinem Elende ganz befreyt; eine Verläumderin hatte die Braut gegen ihn aufgebracht; die Lüge

wird entdeckt und der Liebesbund von neuem geknüpft. — Die Schilderung ist sehr lebhaft, anschaulich und psychologisch wahr, und leistet ganz, was sie leisten soll, daher sie unter allen den übrigen Stücken, nächst den Anekdoten von Rousseau, den ersten Rang verdient. — *Gulhindy. Ein Mährchen.* Eines von den Mährchen der gewöhnlichen Art, in welchen die Beybringung einer Lehre die Hauptsache ist. — Den Beschluss machen *kurze Aufsätze: die Hypochondrie.* Das Schicksal ertheilt diese Gemüthskrankheit den vor allen anderen Menschen begünstigten Gelehrten, damit sie sich ihrer grossen Vorzüge nicht überheben sollen. Ein bizarrer Gedanke. — *Witzlinge, Mücken.* Eine ausgesponnene Vergleichung. — *„Es giebt" Gallerie aus der literarischen Tagesgeschichte.* Ereiferung über drey Arten von literarischem Unfug in weit hergeholten Vergleichungen. *Der Schmetterling. Eine Tändeley.* Selbst in dieser Tändeley zeigt sich am Schlusse ein trübseliger Ernst, und ein ungeberdiges schwerlastendes Pathos. Ein in Liebeswonne berauschtes Schmetterlingspaar flattert umher. „Wehe! da schiesst, mit weitverbreiteten Schwingen, ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es zerstückt, es verschlingt beide! — beide! die Geliebte und den zärtlich Liebenden! Mitten im höchsten Genuss der Wonne reisst es beide hinweg zum gräslichsten Tode — Scheusal, gefühlloses Scheusal, Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! Wie konntest du deine schöne Welt durch solch' ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerhaus wandeltest du sie durch die blosse Schöpfung des gräulichen Würgers, der gefräfsigen — Schwalbe!" —

Ha. Ha.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Tulpen.* Von *Friedrich Kind.* Drittes Bändchen. 1807. 258 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

An Mannichfaltigkeit steht dieser dritte Band den beiden ersten nach, aber nicht an Werth und Interesse; im Gegentheil verdient er insofern den Vorzug vor jenen, als sich unter den Dichtungen, welche er enthält, keine befindet, die man nicht mit Vergnügen läse, was bey dem ersten und zweyten Theile (1806. No. 173, und 1807. No. 195) nicht ganz der Fall war. — *Die Belagerung von Sigeth* ist eine zum Theil auf Thatsachen gegründete Erzählung, reich an den seltsamsten und erschütterndsten Situationen und Scenen, den ächten Heldenmuth eines auserwählten Häufleins von nur durch Übermacht besiegten Kriegern und eines erhabengesinnten Weibes schildernd, das der Gemeinschaft jener Helden im Leben und im Tode sich würdig zeigt. Der Vortrag der ausserordentlichen Begebenheiten ist sehr lebhaft und aufregend für Gefühl und Phantasie; manchem wird er das vielleicht in zu hohem Grade seyn, und fast declamatorisch scheinen; allein obgleich der Gegenstand an sich schon wirksam genug ist, und einer so blühenden Darstellung entbehren könnte: so verträgt sich dennoch seine Ausserordentlichkeit mit einem glänzenden Colorit, und man übersieht es schon, wenn etwa hie und da die Farben etwas schillernd aufgetragen wären. — Auf diese interessante Erzählung folgt *ein Lustspiel* in zwey Aufzügen: *die sieben Proben,* oder *die Wette.* Es ist in wohlklingenden Alexandrinern geschrieben, und gehört zu den kleinen leichten Spielen, deren das allgemein beliebte, nach dem Französischen von *Stoll* glücklich bearbeitete Duodrama: *Scherz und Ernst,* bereits mehrere veranlasst hat, wie z. B. *das Räthsel* von *Contessa,* und *die Beichte* von *Kotzebue.* Wenn nun auch dieses kleine Drama, das gleichfalls nur zwischen zwey Personen spielt, jenem französischen an Einfachheit in der Erfindung und künstlicher Benutzung jedes kleinen Umstandes, an ächt-komischen, ungezwungen herbeygeführten Situationen, pikantem treffendem Witz und überraschender Gewandtheit merklich nachsteht: so darf es doch die Vergleichung mit den beiden erwähnten Nachbildungen keineswegs scheuen. Schon der Titel lässt errathen, dass hier mehrere Verkleidungen ihr Spiel treiben; die prüfende Dame erscheint abwechselnd als Gastwirthin, Tyrolerin, Schauspielerin, Obsthändlerin, Zofe (und zwar in dieser Rolle als Berlinerin, die ihr *mir* und *man* für *mich* und *nur* zum Besten giebt), Page, und endlich als eine verschleyerte Griechin. In der Gestalt der Verschleierten hatte sie den Dichter Florin gefesselt, sich aber, sobald sie davon überzeugt war, seinem Anblicke entzogen. Die geheimnissvolle Schöne nur zu sehen und kennen zu lernen, versucht er mehrere Gelegenheiten, welche diese selbst, indem sie als Gastwirthin, Tyrolerin u. s. w. sich ihm präsentirt, an die Hand giebt. In jeder dieser Erscheinungen findet Florin sie reizend, und sagt Artigkeiten und giebt Geschenke, bis er zuletzt in der vermeintlichen Griechin jene junge Wittwe erblickt, die er einst, ehe sie einem betagten Reichen ihre Hand gab, aufs zärtlichste liebte, jetzt aber, weil er diess als einen unverzeihlichen Bruch der Treue betrachtete, verschmäht, obwohl sie ihn ihrer fortdauernden Liebe versichert, und scherzend eine siebenfache Prüfung seiner Beständigkeit ihm angekündigt hatte. Aus diesem, zu unserem Zwecke bloss angedeuteten Inhalte des Stückes erhellt, dass es mit den sieben Proben nicht gar ernstlich zu nehmen ist; sie lassen sich ohne Zwang auf eine einzige zurückführen, nämlich auf die allerletzte, zu welcher die vorhergehenden eigentlich nur als Mittel anzusehen sind. Denn allein um die vermeinte Griechin zu sehen und zu sprechen, hatte Florin seine unbedeutenden Artigkeiten und Geschenke an die Zofe u. s. w. verschwendet. Die Probe, wo die Geliebte als Schauspielerin ihn in Versuchung führt, ist freylich etwas ernstlicher; sie greift aber in das Ganze sehr wenig ein, und ist eigentlich nur da, damit Florin nachher sagen kann, er wolle nun ein neues Lustspiel schreiben, statt dessen, das er sich von der Actrice zu ihrem Benefice abschwatzen liess, und dieses neue Lustspiel soll eben das seyn, was er so

eben selbst aufgeführt hat. Ist nun das Gewebe des kleinen Drama's auch nicht das haltbarste, und wird hier gleichsam mit dem Spiele gespielt: so fehlt es doch nicht an belustigenden Einzelnheiten, und der Dialog ist im Ganzen genug belebt und gewandt, um für den Augenblick angenehm zu unterhalten. — Nach diesem Lustspiele, das den meisten Raum einnimmt, folgt wieder eine Erzählung, und zwar eine komische Heirathsgeschichte, betitelt: *Malchen Troschel.* Sie ist in einem drolligen Tone abgefasst, hat einen munteren Gang, und manche ächt burleske Züge, wohin wir besonders die rechnen, welche den säuberlichen Raritätensammler recht treffend schildern. c. f. r. z.

Altona, b. Hammerich: *Kinder der Phantasie* von *Johann Friedrich Schink.* Mit einem Kupfer. VII und 456 S. 1805. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Drey Erzählungen giebt Hr. *Sch.* unter diesem Titel. Die zwey ersten: *Feiner Tact,* und *Triumph und Beschämung,* sind aus dem *Reinhard*'schen Romanen-Kalender schon bekannt, und erscheinen hier nur etwas umgearbeitet. Die dritte: *Magie,* ist neu; der Vf. gab ihr, wie er sagt, diese Überschrift, weil sie, ohne in eine eigentliche Wunder- und Zauber-Welt zu versetzen, theils romantische, d. i. der gewöhnlichen Sphäre des Lebens fremde Charaktere, theils seltene wunderähnliche Begebenheiten vorführt; doch möchten wohl die Leser kaum die Charaktere so fremd, und die Begebenheiten so wunderähnlich finden, als der Vf. meint. Ausser dem Wort des Titels erinnert weder der Ton der Erzählung, noch das Erzählte selbst, an eine magische Welt, im Gegentheil bleibt der Leser auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit, und erwartet selbst das Zusammentreffen aller zusammengehörigen Personen mit ziemlicher Sicherheit; fast würde er sich mehr wundern, wenn es anders in dieser Erzählung zuging, als es nun eben sich darin begiebt. Wäre die Erzählung lebhafter und nicht durch alltägliche Floskeln eines erkünstelten Redeschmucks aus einander gezogen und entstellt; träten die Charaktere mit mehr Bestimmtheit und Individualität hervor, und zerflössen nicht ihre Gestalten in einer, Allen gemeinen, Empfindsamkeit: so erregte die Erfindung und Anordnung der Begebenheiten allerdings das Interesse des Lesers, und er würde bis an das Ende der Geschichte davon sich angezogen fühlen, statt dass er bey dieser Behandlung des Vfs. den Vorsatz, das Buch durchzulesen, einigemal erneuern muss. Im Leben, wo sich der Mensch nur gar zu oft an den scharfen Ecken fremder Individualität verwundet, erfreuet allerdings das Erscheinen des allgemeinen Vortrefflichen, bey welchem die Natur schon das Bestehen der Individualität sichert und garantirt; allein in der Poesie ist jene allgemeine Vortrefflichkeit sittlicher Charaktere das, was sich bey ihnen, ihrer Natur nach, von selbst versteht, und der Dichter hat dieses Allgemeine zu individualisiren und zu gestalten. Unterlässt er dieses, so verfehlt er sein Werk, möchte es auch die reinste, moralische Tendenz haben. Wie weit nun besonders die von der Poesie abweichen, welche, um dem Vorwurf des Moralisirens zu entgehen, statt sittlicher, verschwimmender Luftbilder, undulirende, trübe Nebelgestalten der Unsittlichkeit bilden, fällt in die Augen. Von diesem Missgriff bleibt nun zwar Hr. *Sch.* in diesen Erzählungen frey; allein in den beiden ersten ist so wenig, als in der letzten, eine bestimmte Gestalt sichtbar, kein Charakter sondert sich von dem anderen ab, und nur ihre Namen, oder die Benennung ihrer bürgerlichen Qualitäten, macht einen Unterschied unter ihnen bemerklich. Die zweyte Erzählung, *Triumph und Beschämung,* ist nach dem Englischen frey, aber nicht eben sehr glücklich, bearbeitet. Die einfache, alte Ballade: *The mariage of Sir Gawaine,* ist in ihrer kunstlosen Natürlichkeit weit interessanter und anziehender, als diese in Prosa und Versen wechselnde Erzählung, deren Laune so gesucht ist, als ihre Behandlung gedehnt und langweilig. D. c. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Leipzig,* b. Schäfer: *Beyträge zur Bibliopöie, in praktischen Anmerkungen für Schriftsteller und Verleger.* Ein Versuch von *M. Daniel Gotthold Joseph Hübler,* (ehemals) Conrector am Gymnasium zu Freyberg. 1803. XII u. 92 S. 8. (10 Gr.)

2) *Eisleben u. Leipzig,* b. Verdion: *Über Buchhandel und Romanenfabricatur.* Ein Wort zu seiner Zeit zur Beherzigung für viele von *P. H. M—r.* 1803. 48 S. 8. (6 Gr.)

In einer Zeit, in welcher sowohl die Literatur als der Buchhandel Deutschlands vielfältig beschränkt wird, verdienen Vorschläge zur Wegräumung derjenigen Nachtheile, welche von den Schriftstellern und Verlegern selbst herrühren, doppelt Beherzigung, zumal da diese Nachtheile gehoben werden können, sobald diejenigen, die am meisten darunter leiden, (Schriftsteller und Verleger), nur wollen.

Der erstere dieser beiden Versuche enthält folgende zwölf Numern: I) Von Verbesserungen übersetzter ausländischer Schriften. Sie seyen nothwendig, wenn die Originale viele Fehler enthalten. II) Nothwendigkeit der Abtheilungen in etwas starken Büchern. III) Über Mängel der Inhaltsanzeigen, Columnentitel, Marginalien und Register. IV) Über stillschweigende Contracte zwischen Schriftstellern bey Werken von vielen Theilen. Wir bitten die Leser besonders die Bemerkungen dieser Rubrik zu erwägen, und sie werden dem Vf. in der Anklage beystimmen, dass manche Schriftsteller angefangene Werke nicht fortsetzen, und manche sie, ihrem Versprechen zum Trotz, zu weit ausspinnen. V) Über zu weitläuftig angelegte Pläne mancher Werke. VI) Der Schriftsteller bleibe in seinem Berufe. Jeder Schriftsteller solle sich nicht von fremdartigen Unternehmungen von der Fortsetzung solcher Werke abhalten lassen, die nur er in gleichem Grade zu vollenden geschickt sey. VII) Über Werke, die nur erst zum Gebrauch bey Vorlesungen ausgegeben und nach der Vff. Tode der Welt doch vorenthalten werden. VIII) Vom besonderen Abdruck der bey neuen Auflagen gemachten wenigen Zusätze und Veränderungen der ersten Ausgaben. IX) Über zu lange Zeilen. X) Über die Mode, Bücher geheftet auszugeben. XI) Über Proben der herauszugebenden Werke. XII) Über typographische Schönheit und Eleganz. Nicht nur die Bemerkungen der einzelnen Rubriken, auch die Zahl dieser Rubriken selbst liessen sich noch ansehnlich vermehren; es wäre indess schon viel gewonnen, wenn vorerst auch nur der Inhalt dieses Büchelchens angewendet würde.

No. 2 enthält zwar auch manche gute Bemerkung; die Vorschläge aber sind weniger ausführbar. Denn alle gehen darauf hinaus, den gesunkenen Buchhandel zu heben durch verweigerte Erlaubniss zur Errichtung neuer, und selbst durch Verminderung der schon bestehenden. Wo der Handel durch positive Veranstaltungen der Regierungen gehoben werden soll, wird er nie blühen. O.

Monatsregister

vom

April 1808.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 2 MAY 1808.

THEOLOGIE.

Nürnberg und Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen*, von Dr. *Paul Joachim Siegmund Vogel*, Prof. d. Theol. zu Altdorf. 1805. 296 S. 8. (21 Gr.)

Diefs Compendium abzufassen, bewog den Vf. die Erinnerung einiger Recensenten, dafs sein *Lehrbuch der christlichen Moral* (Nürnberg und Altdorf 1803) zu akademischen Vorlesungen wegen seiner Ausführlichkeit minder brauchbar sey. Doch hat er keinen blossen Auszug aus seinem Lehrbuche geliefert. Einiges ist hinzugesetzt, mehrere Paragraphen sind umgearbeitet, mehrere Begriffe und Sätze schärfer bestimmt und besser verwahrt, auch sind kleinere Änderungen beygebracht. Die systematische Anordnung ist ungeändert geblieben, und es sind keine Behauptungen zurückgenommen, weil der Vf. von der Untauglichkeit jener, und von der Ungültigkeit dieser nicht überzeugt wurde. Er wünscht, dafs bey der Beurtheilung seiner Principien das verglichen werde, was er in anderen Schriften darüber gesagt hat, und hofft, gegenwärtiges Compendium möge Veranlassung geben, auch die einzelnen Lehren zu prüfen, da seine Bitte um vertrauliche Mittheilung von Erinnerungen über dieselben bis jetzt fruchtlos geblieben sey. Rec. glaubt alles gelesen zu haben, was der gelehrte Vf. über seine Principien geschrieben hat, und wird mit der Achtung, welche er für den Gegenstand dieser Untersuchungen hegt, seine Bemerkungen über das ganze Werk mittheilen; wenn gleich der Raum es nicht erlaubt, Stellen aus anderen Schriften des Vfs. anzuführen, und mit Erinnerungen zu begleiten.

Zuvörderst gehört der Begriff von einer unbedingten Gesetzgebung der Vernunft für vernünftig-sinnliche Wesen wohl nicht in eine *christliche Moral*. *Diese* setzt den Satz als unbestreitbar gewifs voraus, dafs die Vernunft alle Menschen, die nur vernünftig über sich selbst, und über Alles, was sie aufser sich wahrnehmen, nachdenken wollen, vom wirklichen Daseyn eines einzigen Schöpfers und Herrn der Welt und der Menschen überzeuge, welcher sich und seinen Willen durch die Vernunft den vernünftigen Wesen bekannt mache, und mithin als der einzige Gesetzgeber derselben anerkannt werden müsse. Mit diesem Satze steht oder fällt die christliche Moral. Ist er wahr: so giebt es keine Gesetzgebung der Vernunft; es giebt nur eine Gesetzgebung Gottes für die vernünftigen Wesen, und die Vernunft ist nur das Mittel, diese Gesetzgebung zu erkennen, und der Herold, welcher sie kund thun soll. Eine reine, durch sich selbst gesetzgebende Vernunft ist dann eine blosse Idee, auf welche das vermeinte Bedürfnifs, die Moral unabhängig vom Glauben an Gott zu begründen, geleitet hat. Ein wirkliches Bedürfnifs einer solchen Begründung der Moral setzte voraus, dafs der Glaube an Gottes wirkliches Daseyn nur auf Moral gegründet werden könnte, und dafs es keine hinlänglichen, von der Idee einer durch sich selbst gesetzgebenden Vernunft unabhängigen Gründe dieses Glaubens in der menschlichen Vernunft gebe. Diese Voraussetzung aber darf eine christliche Moral, als solche, durchaus nicht gelten lassen. Sie würde sonst den festen Grund vernichten, auf welchem ihr ganzes Gebäude ruht. Denn nach ihr offenbart sich Gott durch seine Werke allen Menschen, und macht sie dadurch gewifs, dafs Er es ist, der durch ihre Vernunft von ihnen Weisheit und Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit fodert. Die moralischen Eigenschaften Gottes müssen nicht erst, wie es S. 21 heifst, durch die Sittengebote der *reinen* Vernunft erkannt werden. Durch diese, die selbst nur ideale Gebote sind, wie die reine Vernunft eine ideale Vernunft ist, sofern sie durch sich selbst gesetzgebend heifst, könnten sogar die moralischen Eigenschaften Gottes nur als ideale Eigenschaften eines idealen Wesens erkannt werden. Nach Christus Unterricht hingegen lehrt die wirkliche menschliche Vernunft das wirkliche Daseyn Gottes mit gewisser Überzeugung glauben; dieselbe Vernunft lehrt den Menschen Gutes und Böses unterscheiden, jenes wählen, dieses verwerfen; sie erklärt nur das für gut, was dem einzigen Endzweck, den sie billigen kann, dem Endzweck, Vollkommenheit und Glückseligkeit möglichst zu befördern, gemäfs ist, und was mit diesem Endzweck nicht besteht, erklärt sie eben darum für böse und verwerflich. Diefs Alles lehret Gott durch sie die Menschen, und macht dadurch seinen Endzweck, seinen Willen bekannt; Gott lehret sie, was sie thun und lassen sollen, und eben darum, weil sie gewifs sind, dafs Gott sie diefs lehre, leuchtet ihnen die Nothwendigkeit ein, diesem Unterricht zu folgen, wenn sie jenen Endzweck der Vernunft erreichen, und sich nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen wollen. Überhaupt aber wird die Nothwendigkeit, der Vernunft zu folgen, nicht leicht verkannt; nur was die Vernunft fodre, was sie wählen oder verwerfen lehre, das ist es, was von ei-

nem Menschen oft anders, als von dem anderen bestimmt wird. Auch der Verächter der Tugend bildet sich ein, der Vernunft zu folgen, und nicht einer idealen, sondern seiner eigenen Vernunft, die er für klüger hält, als die Vernunft Anderer. Mit einer idealen Vernunftmoral ist diesen Verirrungen der Vernunft nicht abzuhelfen. Wird aber der Glaube an Gott der Moral zum Grunde gelegt, und alles Gute von der zartesten Jugend an, als von Gott geboten, dem Menschen heilig und hehr gemacht: so wird er leichter in der Folge den Reizungen des Lasters widerstehen, als wenn die Gebote der Pflicht ihm immer zuerst blofs als Gebote der Vernunft erwiesen werden, und dann nur die Übereinstimmung des N. T. mit den Aussprüchen der Vernunft gezeigt wird. Sollte es daher nicht rathsam seyn, in der Abhandlung der *christlichen* Moral die vom Vf. vorgezogene Ordnung umzukehren, und immer zuerst die Lehre Jesu und der Apostel, und dann die Gründe vorzutragen, aus welchen jedem nachdenkenden Menschen dargethan werden kann, dafs Gott auch ihn eben dasjenige durch die Vernunft und durch sein Gewissen lehre, was er durch Jesus Unterricht für seinen heiligen Willen erklärt hat?

Die Erwartung, dafs Gott Tugend und Glückseligkeit in eine verhältnifsmäfsige Verbindung bringen werde, ist S. 11. 12 nicht mit Recht als Folge der Betrachtung der Sittengebote als Gebote Gottes angegeben. Dafs Gott jemals die Tugend mit einem verhältnifsmäfsigen Mafse sinnlicher Glückseligkeit belohnen werde, lehrt die Vernunft nicht erwarten, weil es unmöglich ist, dafs die sinnliche Glückseligkeit nach Verhältnifs der Tugend ausgetheilt werde, wenn die sinnlichen Güter ein Gegenstand des freyen Strebens sinnlichvernünftiger Wesen seyn sollen; und weil die Allmacht das Mifsverhältnifs zwischen Tugend und sinnlicher Glückseligkeit nicht kann wunderthätig aufheben wollen, da diefs ihrem Zwecke, die sinnlichvernünftigen Wesen zur Herrschaft über alle sinnlichen Neigungen zu erziehen, widerstreitet, und sie die Tugend vielmehr mit geistiger Glückseligkeit, hier und einst ewig, und schon hier vollkommen gerecht belohnt. — Die Hinsicht auf Gottes *Vergeltung* S. 30. 32. 34 rechnete Christus nicht unter die *Motive*, den Geboten Gottes gehorsam zu seyn, sondern unter die Mittel, sich alle Aufopferungen zu erleichtern, welche die Pflicht erfodert. Dafs nach S. 32 die mosaische Sittenlehre durch ihre Drohungen den Übertretern den Muth benahm, der zur Besserung nöthig ist, dürfte nicht behauptet werden können, da sie jedem sein Vergehen Bereuenden Vergebung zusicherte. Auch kann von der Sittenlehre der Propheten nicht, wie S. 32, behauptet werden, dafs sie den jüdischen Particularismus begünstigte, da sie so ernstvoll überall das Vertrauen auf Ceremonien und Opfer, ohne Besserung des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, tadelt; und eben so wenig kann es den Propheten zum Vorwurf gereichen, dafs sie das starke Motiv der Vergeltung in der Ewigkeit unbenutzt liefsen. Denn *Motiv* soll diese Vergeltung nicht seyn; Gehorsam der Vergeltung wegen wäre Lohndienst, und übrigens war das Volk noch zu roh, um die geistige Glückseligkeit oder Seligkeit jenes Lebens nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. — Dafs Jesus nach S. 33 die alttestamentliche Sittenlehre vervollkommnen wolle, sagt er Matth. 5, 17. 20 ff. nicht. Die Sittenlehre der Pharisäer und Schriftgelehrten wollte er berichtigen und vervollkommnen. — Sollten nach S. 34 die Beweggründe und Antriebe zur Tugend durch Offenbarung *gewisser* werden, als sie durch die Vernunft sind? Nur der subjective Glaube an Offenbarung könnte etwa die subjective Gewifsheit von denselben bey einzelnen Subjecten verstärken! — Die Gebote der Vernunft drücken nicht ein *Müssen* aus, weil nicht von einem Zwange durch Gewalt die Rede ist, nicht aber, wie es S. 53 heifst, weil sinnlichvernünftige Wesen sich auch anders als durch Vernunft bestimmen können. Die gleich darauf folgende Behauptung, die Verletzung des Gebots mache den, der es verletzt, eines Verlustes der Glückseligkeit würdig, setzte voraus, dafs die Gebote der Pflicht mit Verheifsungen einer dem Gehorsam proportionirten Glückseligkeit verbunden seyen, welche doch nicht durch die Vernunft damit verbunden sind. Die Vernunft erklärt hingegen die Austheilung der Glückseligkeit, so fern von sinnlicher Glückseligkeit die Rede ist, nicht für Austheilung eines Lohnes; sondern für ein Werk unerforschlicher Weisheit und Güte, welche so, wie es für das Ganze und für jeden Einzelnen am besten ist, es dem Streben der freyen Wesen nach Glückseligkeit mehr oder weniger gelingen, und ihnen mehr oder weniger Mittel, Güter zu erwerben, zu ihrem Antheil werden läfst. Die Vernunft gebietet *unbedingt*, d. h. nach S. 54, sie erklärt jede Widersetzlichkeit gegen ihre Gebote für verwerflich. Sollte hier nicht die Bestimmung hinzukommen: sie fodert Gehorsam, *weil sie uns gebietet, ohne Rücksicht auf Vortheil oder Verlust an sinnlichen Gütern?* Denn die Vernunft gebietet ja auch Manches *bedingt*, und erklärt auch dann jede Widersetzlichkeit gegen ihre Gebote für verwerflich. Die vom Vf. nach Kant angeführten Beyspiele bestätigen obige Bemerkung. Du sollst kein Depositum unterschlagen, gebietet die Vernunft unbedingt, d. h. du sollst es nicht, wenn du auch sicher dadurch den gröfsten Vortheil erlangen, und gewifs seyn könntest, dafs es niemand erführe. Der Vf. unterscheidet S. 54 in uns eine *gesetzgebende* und *allgemeine* Vernunft von unserer *individuellen irrsamen* Vernunft, und gründet die Behauptung, dafs die Aussprüche jener gesetzgebenden Vernunft von Jedem für gültig erkannt werden müssen, auf ein *Gefühl von Nöthigung*, diese Aussprüche für Aussprüche der allgemeinen Vernunft zu erkennen. Aber diefs auch S. 58 erwähnte *Gefühl von Nöthigung* ist ein sehr unsicherer Grund dieser Behauptung, da Gefühle immer eine nicht deutliche Vernunfterkenntnifs voraussetzen, und hier doch vor Allem deutliche Erkenntnifs zu wünschen ist. Warum soll denn

in uns eine doppelte Vernunft unterschieden, und nicht bey dem Grundsatze beharrt werden, dass die individuelle Vernunft jedes Menschen trüglich ist, und also nie anders, als *nach Gründen entscheiden soll, welche sie vor jedem Vernünftigen darzuthun und zu vertheidigen vermag?* Nicht darum, weil ich etwas für Pflicht halte, ist es wirklich Pflicht. Ich kann irren, wenn ich nicht unwiderlegliche Gründe dafür angeben kann. Eben desswegen bedarf der Mensch Unterricht in den allgemeingültigen Vernunftgrundsätzen, nach welchen er jede einzelne Handlung beurtheilen kann. So ist das Gebot, kein Depositum unterzuschlagen, nicht zu verleumden, seinen Wohlthäter nicht zu verleumden, durch unwiderlegliche Gründe als eine Foderung der Vernunft erweislich, weil es einleuchtet, dass kein Vernünftiger den Zweck haben kann, dass derjenige, dem er ein Depositum anvertrauet, dasselbe unterschlage oder dass man ihn verleumde u. s. w. Es ist einleuchtend, dass die Vernunft nach ihrem Endzweck, Vollkommenheit und Glückseligkeit möglichst zu befördern, gegenseitige Treue und Redlichkeit, Achtung und Sorge für die Erhaltung der Ehre und des guten Namens für nothwendig, hingegen Untreue und Unredlichkeit und Verleumdung, als ihrem Endzweck widerstreitend, für verwerflich erklärt. Im Reiche der Vernunft können nur *Gründe*, nicht Meinungen und Gefühle dieses oder jenes Menschen entscheiden. Nach S. 57 soll sich nicht angeben lassen, warum Gott wolle, dass die Menschen gerade durch ihre Übereinstimmung mit dem Sittengesetze vollkommen werden sollen. Kann denn aber die Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens, sofern es ein vernünftiges Wesen ist, in etwas anderem bestehen, als in völliger Angemessenheit seines Wollens und Wirkens zum Endzweck der Vernunft? Weil Gott wollte, dass die Menschen vernünftige Wesen seyn sollten: so wollte er auch, dass sie nach dieser völligen Übereinstimmung mit dem höchsten Zwecke streben sollen, den die Vernunft aufgiebt! Wenn ferner Glückseligkeit nur nicht für Gottes höchsten Zweck mit den Menschen erklärt wird, welches wider die Vernunft ist, die uns lehrt, unsere sinnliche Natur als der vernünftigen, die unser Adel und der Vorzug unseres Wesens vor den vernunftlosen ist, untergeordnet zu betrachten: so darf nicht S. 57 vorausgesetzt werden, dass Gott die Menschen nach dem Masse ihrer durch Gehorsam erlangten Würdigkeit sinnlich glücklich machen wolle; hingegen kann eine solche Proportion der Tugend und sinnlichen Glückseligkeit, nach obiger Bemerkung, nicht Gottes Zweck seyn. Vielmehr leuchtet es ein, dass der Schöpfer der Natur die sinnlichen Güter theils zur Erhaltung unseres Lebens, theils zur Übung im Gehorsam gegen seinen Willen, uns bestimmt hat, und durch die Vernunft uns lehrt, wie wir sie suchen, wählen, erhalten, vermehren, und froh und dankbar geniessen sollen. Warum Gott aber die Menschen nicht zur Übereinstimmung und zur Glückseligkeit physisch nöthige, lässt sich sehr wohl einsehen, weil er sie geschaffen hat, durch eigenes Streben nach Erkenntniss des Guten und nach Fertigkeit im Guten, immer weiser und besser zu werden. Das *gesellschaftliche Zusammenleben* der Menschen durch seine Gesetzgebung möglich zu machen, müsste die Vernunft dann für den einzigen Zweck Gottes bey dem Gesetze, welches er durch die Vernunft dem Menschen gab, erklären; wenn die Vernunft die Menschen lehrte, dass sie bloss für dieses Leben bestimmt seyen, und den Tod als das Ende ihres Daseyns zu betrachten hätten. Weil aber die Vernunft uns lehrt, dass alle Menschen für eine ewige Fortdauer bestimmt und mit Anlagen und Vermögen erschaffen sind, die hier noch keinen ihnen angemessenen Zweck erreichen: so lehrt sie auch die möglichstgrösste Vollkommenheit und Glückseligkeit, nämlich sittliche Vollkommenheit und geistige Glückseligkeit jedes einzelnen Menschen, als den Zweck der göttlichen Gesetzgebung für uns betrachten. Wir bedürfen also der S. 58 als Erkennungsprincip angegebenen Kantischen Formeln nicht, nach der Maxime zu handeln, durch die man wollen könne, dass sie ein allgemeines Gesetz werde, oder als ob die Maxime unserer Handlung durch unseren Willen ein allgemeines Naturgesetz werden sollte. Bey der Trüglichkeit unserer individuellen Vernunft könnten wir uns einbilden, nach einer solchen Maxime zu handeln, sie für ein Gebot der allgemeinen Vernunft halten, und uns doch sehr irren. Wer z. B. keinen Gott und kein künftiges Leben glaubte, könnte sich es zur Maxime machen, den möglichst frohen Genuss seines Lebens zu befördern, ohne das Glück und Vergnügen anderer Menschen zu stören, und sich einbilden, diess sey die Foderung der Vernunft an jeden Menschen. Gegen die Consequenz dieser Art zu denken und zu handeln wäre nichts mit Grund zu erinnern; wenn die Vernunft lehrte, dass kein Gott und kein ewiges Leben wäre! Auf den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, als auf einen durch Vernunft sicher begründeten Glauben, und nicht auf eine unbedingte Gesetzgebung der Vernunft, müssen wir die Sittenlehre bauen, wenn wir die Aussprüche der Vernunft den Menschen auf eine unwiderlegliche Weise vernehmlich machen, und sie vor der Gefahr sichern wollen, dieselben unrichtig auszulegen, und aus falschen Vordersätzen, durch übrigens consequente Schlüsse, falsche Folgerungen herzuleiten. Selbst das S. 59 angegebene Princip: Achte die Vernunft und ihre Zwecke in jedem vernünftigen Wesen, reicht nicht aus. Denn das ist eben die Frage, was der höchste Zweck der Vernunft in jedem Menschen, und jeder diesem untergeordnete Zweck seyn könne und solle. Dass aber Menschen nicht *vermögen*, dem Verlangen der Sinnlichkeit keinen Einfluss auf die Willensbestimmung zu gestatten, wie S. 61 behauptet wird, und dass das Begehrungsvermögen vernünftig-sinnlicher Wesen nicht durch die erkannte Pflicht allein bestimmt werden *könne*, darf desswegen nicht zugegeben werden, weil die Vernunft jede Bestim-

mung des Willens durch *blofse*, das ist, nicht von ihr gebilligte, *Neigung* für verwerflich erklärt, und dem Menschen möglich seyn muss, was die Vernunft von ihm fodert. Er soll nur wählen, was vernünftig ist, und weil es vernünftig ist, das zu wählen. Ist das auch seiner Sinnlichkeit erwünscht: so *bestimmt* diese doch seinen Willen nicht; wenn er überall, wo Vernunft und Neigung in Widerstreit gerathen, nur der ersteren folgt. Der Rath S. 62, seinen Willen hauptsächlich nach dem *vernünftigen Gefühle* zu bestimmen, ist bedenklich. Besser ist der S. 63: Bestimme deinen Willen nach dem Gewissen; dieser fodert aber im Grunde die Bestimmung des Willens durch die erkannte Pflicht, oder jedesmal zu thun, was die Vernunft in dem Falle von ihm fodert. Wenn nach S. 67 die Verheissungen künftiger Seligkeit und Drohungen künftiger Strafen im N. T. hauptsächlich die Absicht haben, dem Abschreckenden der pflichtmäfsigen Aufopferungen das Gleichgewicht zu halten: so gestattet deswegen das N. T. noch nicht einen Einfluss gutartiger Begierden und Neigungen auf die Willensbestimmung. — Die Freyheit des Willens wird S. 68—76 auf das *Freyheitsgefühl*, und auf das Gefühl von Nothwendigkeit, in diesem Falle eine Ausnahme von der Allgemeinheit des Causalitätsgesetzes zu statuiren, gegründet. Der Vf. meint, ohne dem Menschen ein Vermögen beyzulegen, sich bey jedem Entschluss sowohl nach den für schwächer, als nach den für stärker erkannten Gründen zu bestimmen, würde man ihn zum Automat herabwürdigen, und alle Imputabilität seiner Handlungen aufheben; und doch soll diess Vermögen nicht ein Vermögen, sich ohne alle Hinsicht auf Gründe zu bestimmen, seyn! Wer sich aber auch nach Gründen zu handeln bestimmen kann, die er für schwächer erkennt, muss doch nothwendig, bey der Bestimmung, auf Gründe nicht Rücksicht nehmen. Er würde sonst sich selbst widersprechen. So wenig der Mensch deswegen zu einem Automat herabgewürdigt wird, weil wir behaupten müssen, dass er nicht nach Willkühr, sondern nach Gründen der Erkenntniss sein Urtheil, richtig oder unrichtig, selbstthätig bestimme: so wenig bestimmt er seinen Willen als Automat, wenn er ihn jedesmal nach den Gründen bestimmt, die er, mit Recht oder Unrecht, für überwiegend hält. Nur, wenn er unrichtig wählt, zwingt ihn keine Naturnothwendigkeit. Er hätte seiner Natur nach sich durch Selbstthätigkeit zu höherer Achtung für seine Pflicht erheben, und richtig wählen können. Das lehrt eigentlich das N. T. in den S. 76 angeführten Stellen, worin es die Lasterhaften als Knechte der Sünde beschreibt, die aber durch die christliche Religion frey werden können; und die angekündigte Vergeltung setzt gleichfalls nur die Möglichkeit der Vervollkommnung durch eignes Streben voraus. — Wenn aber nach S. 78 die Gewissheit einer der Tugend proportionirten sinnlichen Glückseligkeit die Bedingung der Moralität vernünftig-sinnlicher Wesen wäre: so sähe es nach den obigen Bemerkungen um ihre Moralität misslich aus. Der Vf. erklärt es für absolut unmöglich, tugendhaft zu bleiben, wenn man wüsste, dass mit dem Gehorsam auf immer sinnliches Elend verbunden seyn würde! Die unendliche Fortdauer der vernünftigen Wesen ist S. 80 auf die Behauptung gebauet, dass eine Zerstörung der Vernunft in einem Geschöpfe durch die höchste Vernunft im Schöpfer undenkbar sey. Hier wird aber, was erwiesen werden sollte, unerwiesen vorausgesetzt, nämlich dass die Vernunft in einem Geschöpfe nicht anders untergehen könne, als wenn der Schöpfer sie zerstörte!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Coburg* u. *Leipzig*, b. Sinner: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesus's (Jesu)*, aus den vier Evangelien zusammengestellt und mit den Resultaten der neueren Exegese begleitet von *August Sebastiani*. Erster Theil. 1806. XIV u. 280 S. 8. (22 Gr.) Die Wunder, die in der heiligen Schrift erzählt werden, sind vorzüglich seit *Bahrdts* Zeiten vielen Exegeten ein Ärgerniss geworden. Bey gewissen, von einer philosophischen Schule *a priori* festgesetzten Grundsätzen für die Möglichkeit aller Erfahrung, mussten freylich alle wunderbaren Begebenheiten ihren Glauben verlieren, und Exegeten, die mit jenen philosophischen Grundsätzen vertraut waren, suchten daher bey ihren Bemühungen für die Erklärung der heiligen Schrift vorzüglich den Zweck zu erreichen, den Inhalt derselben mit jenen Grundsätzen zu vereinigen. Aber dieses Bestreben wurde für sie ein Stein des Anstoses. Sie verwechselten das, was der Schriftsteller erzählt, mit dem, was wirklich geschehen war. Und diese Verwechselung, die man allenfalls dem Dogmatiker verziehen hätte, brachte die Grundsätze ihrer ganzen Wissenschaft in Unordnung. Sprachgebrauch und Zusammenhang mussten nun in der Praxis dem Genius jener philosophischen Denkungsart nachstehen, und das Bestreben, nichts Wunderbares in den Erzählungen der heiligen Schriftsteller finden zu wollen, verleitete zu Erklärungen, von welchen jedem Unbefangenen das Gezwungene und Unhaltbare sogleich in die Augen fällt. Unser Vf. hat die Erzählungen in den Evangelisten, welche Wunderbegebenheiten enthalten, zuerst in einer freyen Übersetzung aus den Evangelisten dargestellt, und dann die erzählte Begebenheit nach Anleitung der jetzt beschriebenen Ausleger so erklärt, dass das Wunderbare wegfällt. Alles, was sich gegen diese Art der Exegese überhaupt und bey jeder einzelnen Stelle insbesondere erinnern lässt, und schon oft von mehreren gründlicheren Auslegern erinnert worden ist, leidet daher auch bey unserem Vf. eine Anwendung. Nur muss ihm Rec. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er öfters die Unmöglichkeit, nach *richtigen* Grundsätzen der Exegese das Wunderbare zu entfernen, selbst gefühlt und gestanden hat. Auch nennt er die Vff. von dem Leben und Thaten Jesu „*unkritische Liebhaber des Wunderbaren*," und spricht dadurch der sogenannten neueren Exegese und seinem Buche selbst das Verdammungsurtheil. Denn wenn wunderbare Erzählungen von unkritischen Liebhabern des Wunderbaren erzählt worden sind, warum lässt man sie nicht auf sich selbst beruhen? Der kritische Geschichtsforscher weiss ohne unsere Exegese, wie wunderbare Erzählungen in Umlauf kommen, und der unkritische Leser findet am Wunderbaren keinen Anstoss. Auch die Religion hat von einem solchen Unfug der Exegese keinen Vortheil. Denn der Philosoph, welcher mit seinen Begriffen die Wunder nicht vereinigen kann, weiss den Stifter der Religion und seine sittlichen Lehren von den Erzählern der Wundergeschichten zu unterscheiden, und der unphilosophische Wunderglaube findet an einer solchen Auslegungsart der Bibel gewiss keine Erbauung.

Oe. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MAY 1808.

THEOLOGIE.

Nürnberg und Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen,* von *Paul Joachim Siegmund Vogel,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ein kaum zu billigender Sprachgebrauch ist es, wenn S. 84 *Vernunfttriebe* angegeben werden, und wenn S. 87 *die vernünftigen Gefühle*, als Quelle des richtenden Urtheils über den Werth oder Unwerth des Menschen, *das Gewissen* heissen sollen. Das Vermögen uns selbst zu richten ist nicht ein blosses vernünftiges *Gefühl.* In Absicht auf alle die Aussprüche der Vernunft, welche der Mensch nicht vernimmt, hat er nach S. 90 keine Freyheit. (Ja! Es ist ihm zuzurechnen, dass er sie nicht vernimmt, wenn er sie hätte vernehmen können, und durch seine Schuld vernachlässigt hat, sie zu beachten, wenn sie ihm vorgehalten wurden!) Wo von Belohnungs- und Bestrafungswürdigkeit die Rede ist, wie S. 125, liegen Begriffe zum Grunde, die von menschlichem Verfahren abgezogen sind. Im Reiche Gottes sind Belohnung und Strafe nur Namen von Mitteln, Tugend und Rechtverhalten zu fördern. — Dass die Pflichten gegen Gott die höchsten sind, S. 126, gilt nur von den Pflichten der inneren, nicht eben so von den Pflichten der äusseren Gottesverehrung. Nach S. 128 sollen Collisionen der Pflichten darin bestehen, dass nach der Gesetzgebung der Vernunft mehrere Handlungen *in einer Zeit* vollbracht werden sollen. Diess kann aber die Vernunft nicht gebieten, wenn es unmöglich ist! Es scheint uns nur, als gebiete sie das, so lange wir nicht deutlich erkannt haben, was zu der Zeit zu thun das Beste, und also eigentlich allein Pflicht ist. Das Begnadigungsrecht S. 132 dem Tugendhaften zuzugestehen, dürfte bedenklich seyn; aber unverschuldete Unwissenheit macht schuldlos. *Demuth* S. 145 ist doch wohl die Anerkennung unserer gänzlichen Abhängigkeit von Gott, eben sowohl, als seiner unendlichen Erhabenheit über uns. Dass zum Eyde nothwendig die *Auffoderung* an Gott gehöre, die Unwahrhaftigkeit zu bestrafen, dürfte eben so wenig erweislich seyn, als dass sich 2 Kor. I, 23 eine solche Auffoderung finde. *Liebe Gottes* S. 153 hat nicht bloss die Erkenntniss der höchsten *Güte Gottes* zum Gegenstande. Diese ist Gegenstand der Dankbarkeit, die von der Liebe billig, wie im N. T., unterschieden wird. Auch ist sie nicht bloss *Erweisung des sich regenden Gefühls der höchsten Liebe*, durch innere und äussere Handlungen. *Zufriedenheit mit Gott* S. 155 ist ein zu wenig angemessener Ausdruck für eine Pflicht. Wie kann die Lehre S. 164, dass es nur dann Pflicht sey, das Christenthum zu bekennen, wenn wir Nutzen zu stiften hoffen können, *ohne uns Schaden zuzuziehen*, mit den Foderungen Christi und des Gewissens bestehen? Nach S. 165 ist ja Religionseifer mit Muth verbunden, Pflicht! Die Definition des Gebets, dass es jeder Vortrag an Gott sey, ist für den Sprachgebrauch der Bibel zu eng. Wir beten im biblischen Sinne des Wortes, so oft wir uns, mit lebhaftem Andenken an Gott, mit der Betrachtung des ganzen Verhältnisses beschäftigen, worin Gott zu uns und unseren Nebenmenschen, und zu der ganzen Welt steht, und worin wir und unsere Nebenmenschen zu Gott, und nach Gottes Ordnung zu einander stehen; wenn wir auch nicht gerade Gott etwas vortragen. Von einer Unterbrechung des Naturlaufs zum Behuf der Erfüllung der Bitten, dürfte S. 181 nicht die Rede seyn, da in Absicht alles Leiblichen, wie mit Recht vorher erinnert ist, nur mit der Bedingung gebeten werden darf, dass Gott es uns gebe, wenn es uns gut ist; und uns Alles zu geben, was uns gut ist, hat Gott schon von Ewigkeit durch die Ordnung der Natur Alles veranstaltet. Überhaupt hätten die Bitten und Fürbitten nicht so beschrieben werden sollen, als ob Gott wegen derselben thun werde, was er sonst nicht thun würde. Denn *diese* Bestimmung der Gebetserhörung ist nicht in der Bibel hinzugesetzt, und widerstreitet der Vernunft. Anstatt *Gottesdienst* und *Gottesverehrung* S. 185, 186, würde *Andachtsübung* als ein Wort gebraucht werden können, das keinen Missverstand veranlasste. Die S. 193 u. 228 ff. gemachte Eintheilung der Pflichten gegen uns und Andere, als vernünftige, und als sinnliche Wesen, hat das Unbequeme, dass sie trennt, was in der Wirklichkeit nicht getrennt gedacht werden kann, da wir in uns und in Anderen nicht zwey Wesen, ein vernünftiges und ein sinnliches, aber wohl Leib und Seele, Ehre und Glücksgüter unterscheiden können, um eine bequeme Eintheilung zu gewinnen. Anstatt S. 240 dem Lehrer es zur Pflicht zu machen, *einzustimmen* in irrige Meinungen, würde ihm nur vorzuschreiben seyn, sie nicht zu bestreiten; sondern wo es nöthig sey, sie zu moralischen Zwecken zu benutzen. Er stimmt dadurch in sie nicht ein! Der Ausdruck *Nothlüge*, der vorher mit Recht verworfen war, hätte besser S. 241 vermieden werden mögen. Eigentlich

kann es nur Pflicht seyn, oft die Wahrheit nicht zu sagen, und Anderer Irrthümer nicht zu bestreiten. Eine Unwahrheit sollte nicht gesagt werden, um Anderen einen Irrthum, den sie nicht hatten, erst mitzutheilen. Es giebt Vorsichtsmittel, der Unwahrheit auszuweichen, wo es Pflicht ist, die Wahrheit nicht zu sagen! Arbeitsamkeit ist S. 210 durch Lust zum Arbeiten um der dazu gehörigen Thätigkeit willen definirt. Streben nach möglichst gemeinnütziger Thätigkeit, wäre vielleicht bestimmter. Eben so sind *Arbeiten* nicht treffend durch den Beysatz: *anstrengende Beschäftigungen* erklärt. Nur anstrengende *gemeinnützige* Beschäftigungen sind Arbeiten: es giebt aber der anstrengenden Beschäftigungen viele, die gar nicht den Namen der Arbeit verdienen, z. B. wenn manche bey Karten-, Hasard-, Kegel-Spielen, sich mit der grössten Anstrengung beschäftigen. Nach S. 278 soll es der Obrigkeit nicht freystehen, eine Ehescheidung zu bewilligen, wegen der sittlichen Verdorbenheit eines Ehegatten, oder gegenseitiger Abneigung und Unverträglichkeit. Aber brechen nicht auch z. B. die Verschwender, die Unverträglichen u. s. w., die sich nicht bessern lassen wollen, und einem unschuldigen Ehegatten sein Leben zur Quaal machen, den Ehevertrag? Warum thäte denn die Obrigkeit Unrecht, wenn sie, nach umsonst versuchter Besserung, den gekränkten Ehegatten wider die unverschuldeten Kränkungen seines unverbesserlichen Ehegatten durch Ehescheidung schützte? Wahrlich die Hoffnung, keine Ehescheidung fürchten zu dürfen, ist die Ursache der Unart vieler Ehegatten, die durch Gewohnheit zum unverbesserlichen Laster ausartet! Mit Recht hat übrigens der Vf. die Ehescheidung für erlaubt und rechtmässig erklärt, wenn der Ehegatte den Verstand verliert, und dieser Zustand desselben für unheilbar erklärt wird. Es ist sogar Pflicht der Obrigkeit, zu verhüten, dass Personen ihr Geschlecht fortpflanzen, die auch nur temporärem Wahnsinn unterworfen sind, weil dieser Wahnsinn leider auf die Kinder forterbt.

J T.

BERLIN, b. Schöne: *Über die Offenbarung St. Johannis.* Ein Entwurf derselben, mit zwo Abhandlungen, von *Karl Wilhelm Brumberg.* 1804. 120 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift enthält eine Aufzählung der verschiedenen Visionen, welche in der Offenbarung hinter einander beschrieben werden; eine sehr unbedeutende Vertheidigung der Ächtheit dieses Buches; die Rettung der lutherischen Übersetzung von 2 Thess. 2, 7 gegen den Vf. der „zweckmässigen Betrachtungen über die Offenbarung Johannis," welchen Rec. so wenig, als das ganze Buch kennt; und endlich einen kurzen Aufsatz über *Schwärmerey.*

„Es schien mir," sagt Hr. B. in der Vorrede, „dienlich zu seyn, eine kurze und erläuternde Darstellung (der einzelnen Parthieen des ganzen Gemäldes der Offenb.) selbst zu liefern und beyzufügen, wonach, wie ich noch nicht gefunden habe, dass es eben auf diese Art geschehen sey, die heilige Offenbarung gleichsam methodisch und classificirt durchgegangen wird, und zwar in unveränderter Verfolgung des Ganges, den sie selbst nimmt. Es kann kein Commentar ohnedem recht helfen." Ja wohl! Wer aber den Entwurf, welcher irgend einer Schrift, und so auch diesem Gedicht, zum Grunde liegt, wieder herstellen will, der muss im Stande seyn, vorher den Hauptgedanken aufzufassen, und nun aus der Schrift nachzuweisen, auf welche Art derselbe eingeleitet, entwickelt, erläutert u. s. w. worden ist. Unser Vf. thut nichts, als dass er die Reihe von Gesichten angiebt, welche allmählig in der Offenbarung geschildert werden, ohne eine Beziehung der einzelnen Gemälde auf einen Zweck und ohne ihren Zusammenhang unter einander anzugeben. Dass er glaubt, es habe niemand einem Commentare über die Offenbarung eine Übersicht des ganzen Gedichtes und seiner Theile vorangehen lassen, ist ein Beweis seiner Unbekanntschaft mit der neueren Literatur. Wenn er auch nie die Commentare eines *Herder*, *Eichhorn*, *Hagen* u. a. angesehen hätte: so sollten ihm doch die Werke ihm gleichdenkender Vff. *J. G. Pfeiffer*, und *M. M. Fr. Semler* nicht fremd seyn, welche es an Übersichten nicht fehlen lassen. Was in dem kurzen Entwurfe an Erläuterungen hinzugefügt ist, ist ganz unbedeutend; von dem Geiste derselben sey Folgendes zur Probe genug. Bey der Beschreibung des Thieres mit zwey Lammshörnern und Drachensprache heisst es: „Wer denkt hier nicht an das papistische Mönchswesen und allen Anhang des römischen Oberbischofs und päpstlichen Stuhls, an die Jesuitereyen, an alle die Orden, besonders die geheimen Verbindungen und Brüderschaften mit ihren Planen u. dgl., obwohl ein weises und tiefes Nachdenken und Forschen dazu gehört, wenn auch sogar das Unterscheidungszeichen, woran es kenntlich seyn soll, in eines Menschen Benennung oder der genau benannten Zahl von 666, die im Namen begriffen ist, liegt." Die Bildersprache der Off. J. ist dem Vf. so erhaben, dass „erweislich die reichsten, ergiebigsten, fruchtbarsten Dichtergenies nie den Grad des Erhabenen und der sinnlichen Darstellung erlangten, und dass, wenn auch nicht an Dechiffrirung dieser Sprache gedacht wird, sie schon eine staunende Bewunderung und den Glauben erregen muss, das könne nicht menschliche Erfindung seyn." Das Buch selbst ist dem Vf. „die wahreste Kirchengeschichte des N. T. *von dem Stifter des neuen Bundes selbst geschrieben.* (Jesus redet zu und durch Johannes), worin die Lage des Christenthums und der christl. Menschenwelt charakterisirt wird, mit Angabe aller dabey von Zeit zu Zeit erfolgenden wichtigen Begebenheiten und grossen Revolutionen. Selbst die Bilder und die Sprache treffen auf jeden Gegenstand zu." Da das ganze Buch nun Dinge enthält, welche niemand vorher wissen kann als Gott oder Jesus, so muss es von Gott oder Jesus, und folglich ächt seyn. *Quod fuit demonstrandum.* Etwas besser ist das, was gegen *Corrodi* als Vf. gesagt ist.

Der Auffatz rettet die lutherische Überfetzung von 2 Theff. 2, 7 gegen einen ftarken Tadel in den obenangeführten Betrachtungen über die Offenb. J. Der Vf. von diefen Betrachtungen überfetzt diefe Stelle: „*die Bosheit reget fich bereits heimlich*, *aber einer* (*den ihr wohl kennet — der Herr aller Dinge*) *hält es noch auf*, *bis es mitten aus der Kirche hervorbreche.*" Mit diefer Überfetzung ift es denn allerdings nicht weit her, und *Luther* läfst fich mit feiner Erklärung leicht vertheidigen. Das thut Hr. B. nach vielem Schimpfen durch eine lange Stelle aus *Kypke Obferv. Tom. II. p.* 342 *fq.*

Der Auffatz über *Schwärmerey* mit der Überfchrift I. N. J. ift eine Retorfion der Anfchuldigung, dafs der Vf. ein Schwärmer fey. Ihm ift vielmehr die gröfste Schwärmerey der Unglaube, d. h. der Mangel *feines* Glaubens. Hf.

Bern, b. Haller: *Analyfen über den Heidelbergifchen Katechismus.* Blofs zum Gebrauch für Geiftliche und Schullehrer. Durchaus neu bearbeitet von *David Mueslin*, oberftem Helfer im Münfter. 1806. 243 S. 8. (22 Gr.)

Diefe Analyfen treten zum erftenmal ans Licht, und die auf dem Titel bemerkte *neue* Bearbeitung bezieht fich auf das Manufcript, welches, nach der Verficherung der Vorrede, unter den jungen Geiftlichen fchon feit den Jahren 1791 und 1792 in vielen oft fehlerhaften Abfchriften circulirt hat. — Prediger und Schullehrer follen durch diefe Zergliederungen einen Leitfaden bey ihren Katechifationen über den heidelbergifchen Katechismus erhalten. Der Katechismus felbft ift abgedruckt, und unter jeder Frage find mit kleinerer Schrift in kleinen abgebrochenen, oft nur halbausgedrückten, Sätzen die Gedanken angedeutet, auf welche bey der Katechifation Rückficht zu nehmen ift. Diefe Methode ift an fich nicht zu verwerfen. Denn dem Lehrer werden nicht alle Begriffe in ihren Beftandtheilen dargelegt, fondern er erhält nur eine Anleitung zum Selbftdenken; aber oft ift hier die Andeutung der Gedanken und Begriffe gar zu dunkel und räthfelhaft, und in anderer Rückficht herrfcht eine zwecklofe Weitläuftigkeit. Diefe Weitläuftigkeit fucht zwar der Vf. durch die Bemerkung zu entfchuldigen, dafs „Auslaffen leichter fey, als Zufetzen, und dafs diefe Analyfen auch als Skizzen zu Katechismuspredigten dienen follten; aber man mufs bey Katechifationen fowohl, als bey Predigten, beftändig das Zweckmäfsige berückfichtigen, und nicht alles das anbringen wollen, was fich bey einer Gelegenheit überhaupt fagen läfst. Überdiefs wird der Satz, dafs Auslaffen leichter ift, als Zufetzen, bey den häufigen Lücken und Gedankenftrichen, den Analyfen felbft gar nicht zur Empfehlung gereichen. — In Rückficht der Lehre ftimmt der Vf. mit dem Katechismus überein, und dawider mögen wir nichts erinnern. Aber dafs er die Überzeugung hat: „dafs unter allen wirklich exiftirenden Katechismen keiner fey, der bey der Kürze an Reichthum der Ideen mit diefem [dem heidelbergifchen] verglichen werden könnte, keiner, wo auch kein Einziges Wort vergebens da ftünde, — keiner, der fich fo zum Lehrbuche für Erwachfene, die die Sünde fchon aus Erfahrung kennen, eigne, wie diefer," — das beweift feine Vorliebe für ein Buch, welches bey vielem Guten doch feine grofsen Unvollkommenheiten und Fehler hat. O. m. r.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Zeitz*, b. Webel: *Praktifches Wörterbuch über den kleinen Katechismus Lutheri*, von M. *George Adam Horrer*, Pfarrer und Superint. zu Weifsenfee. 1805. 135 S. 8. (10 Gr.) Es giebt zwar fehr viele Erläuterungen des kleinen Katechismus von Luther, aber fie verbreiten fich gröfstentheils nur über die Sachen, und übergehen die Erklärungen der einzelnen Worte und Redensarten, die dem gröfsten Theile der Schullehrer, welche diefen Katechismus ihren Schülern erklären follen, unverftändlich find. Auch das *Wörterbuch über den kleinen Katechismus Lutheri*, welches vor mehreren Jahren in alphabetifcher Ordnung erfchienen ift, hilft diefem Bedürfniffe nicht ganz ab, und der Vf. des gegenwärtigen *praktifchen Wörterbuchs* erwirbt fich um die Schulen, in welchen L. K. als Lehrbuch eingeführt ift, ein wahres Verdienft, wenn thätige Schullehrer das ihnen hierdurch angebotene Hülfsmittel benutzen wollen. *Praktifch* nennt der Vf. diefes Wörterbuch wahrfcheinlich defswegen, weil er demfelben eine zum Gebrauche fehr bequeme Einrichtung gegeben hat. Es ift nämlich nicht, wie man von einem Wörterbuche vermuthen könnte, in alphabetifcher Ordnung abgefafst, fondern die Wörter und Redensarten, die einer Erklärung bedürfen, werden in der Ordnung erläutert, in welcher fie in dem Katechismus felbft vorkommen. Die Schullehrer werden dadurch der Mühe des Nachfchlagens überhoben, und finden ohne Mühe das, was fie bedürfen. Die Erläuterungen felbft find immer richtig und zweckmäfsig. Nur die Beweife, welche in der Einleitung für den göttlichen Urfprung der heiligen Schrift aufgeftellt werden, ftehen nicht am rechten Orte. Kinder, die im Katechismus Lutheri unterrichtet werden, haben gewöhnlich keine Zweifel in Anfehung der Offenbarung der heiligen Schrift, und für die, welche wirklich den göttlichen Urfprung der heil. Schrift bezweifeln, haben die Beweife, welche vom Inhalte und den Wirkungen der biblifchen Bücher hergenommen find, keine Beweiskraft. O. m. r.

Giefsen, b. Tafché u. Müller: *Lehrbuch der chriftlichen Tugend und Religionslehre bey dem Schul- und Katechismus-Unterrichte.* 1806. 96 S. 8. (4 Gr.) Nichts ift vielleicht fchwerer zu fchreiben, als ein guter Katechismus. Die vielen Lehrbücher der Religion, die wir von Meffe zu Meffe erhalten, beftätigen diefs. Ein grofser Theil derfelben hätte ungedruckt bleiben können und follen. Der ungenannte Vf. diefes Lehrbuches, der mit keiner Sylbe angezeigt hat, was ihn bewogen habe, es zu Tage zu fördern, wird es Rec. verzeihen, dafs er auch fein Product zu diefem grofsen Theile hinzuthut. Es fcheint dictatorifch, fo ohne Beleg diefs harte Urtheil zu fällen; aber wie könnte unfer Inftitut beftehen, wenn die Rec. fich auf ausführliche Anzeige *folcher* Werkleins einlaffen wollten? Rec. verweifet alfo auf das Schriftchen; und wer es zu lefen der Mühe werth hält, wird obiges Urtheil ganz gegründet finden. Es fängt mit der Tugendlehre an, läfst die Religionslehre darauf folgen und fchliefst mit einigen Fragen zur Recapitulation des Ganzen. Wider den Gang kann niemand etwas einwenden, aber defto mehr ift bey der Ausführung zu erinnern. Über d. n. Eyd z. B. läfst fich unfer Vf. S. 17 fo vernehmen: Einen Eyd ablegen oder fchwören heifst *überhaupt* = feine gethane Ausfage mit Hinzu-

mergerichts ihr Gehalt u. s. w. nicht gekürzt," und bey der Auflösung desselben hat ihnen die Bundesacte selbst die volleste, allen wirklichen Staatsdienern gebührende, Entschädigungsberechtigung zuerkannt. Von gleichen Gesinnungen — des Protectors des neuen Bundes, des Fürsten Primas, der Könige von Bayern, Würtemberg und Sachsen, der Grofsherzoge von Baden, Hessen, Berg und Würzburg, der Herzoge von Nassau, Sachsen-Gotha, Weimar, Hildburghausen, Meiningen, der herzoglichen Häuser von Anhalt, der Fürsten von Hohenzollern-Siegmaringen, Lichtenstein, Reuss, Schwarzburg-Sondershausen, der Könige von Preussen und Dänemark, des Herzogs von Hollstein-Oldenburg, des Hoch- und Deutschmeisters, der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, Mecklenburg-Schwerin, des Fürsten von Kaunitz-Rietberg, des Grafen von Stollberg-Wernigerode, der Hanseestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, des Kaisers von Österreich, der Häuser Mecklenburg-Strelitz, Ahremberg, Hohenzollern-Hechingen, Schwarzburg-Rudolstadt, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Lippe-Bückeburg und Lippe-Detmold — zeugen die S. 50 bis 73 niedergelegten Beweise. — II. In Betreff der vom Fürsten Primas angestellt gewesenen Mitglieder der K. Reichskammergerichtskanzley bemerken die Vff. nur, dass das Recht derselben auf den Fortgenuss ihrer vollen Besoldung von Sr. Hoheit durch Wort und That anerkannt ist, — III. Die Advocaten und Procuratoren des kaiserlichen Reichskammergerichts waren in ihrer Eigenschaft als besoldete Anwalde einzelner Personen keinesweges Reichsdiener, aber doch wirkliche Diener derjenigen, in deren speciellen Anwaldsverhältnissen sie stunden, und die mehresten Fürsten, ja selbst verschiedene Privatpersonen, haben denselben die ihnen rechtlich forthin gebührende stehende Besoldung gelassen. Als allgemeine Advocaten und Procuratoren aber, als Personen, welchen der Staat die Führung der Processe der Privatpersonen gestattet hat, sind sie ebenfalls keine Staatsdiener. Das Object ihres Geschäftes ist nicht öffentlich, kein Zweig der Verwaltung der Staatsgewalt oder Staatsregierung. Die Autorisation derselben zur Praxis ist von der öffentlichen Autorisation eines Arztes, Apothekers u. dgl. (grofsherzoglich hessische Constitut. vom 1 Dec. 1807. §. 22. 29) in rechtlicher Hinsicht wesentlich nicht verschieden; sie ist nur eine Concession, von Privatpersonen sich zur Führung ihrer Processe beauftragen zu lassen; sie ist nicht entfernt ein Staatsdienstvertrag. Die Parteyen, welche die Advocaten und Procuratoren bevollmächtigen, können diesen Mandatscontract nach Belieben aufheben, und der Staat ist ihnen demnach keinesweges die Praxis selbst, sondern nur die Erlaubniss zur Praxis zu gewähren, schuldig; über des Staates Gewährungsverbindlichkeit aber, kann dessen Entschädigungsverbindlichkeit nicht gedacht werden. Daher werden denn auch in keinem Staate die Advocaten und Procuratoren für Staatsdiener gehalten, im Gegentheile sind sie in den Gesetzen mehrerer Staaten, z. B. in einer königlich bayerschen Verordnung vom 16 Dec. 1806, ausdrücklich nicht für Staatsdiener erklärt. Nirgends geniessen sie persönlicher Freyheiten, der Amtsunverletzbarkeit, des Rechts auf Gehorsam und Ehrfurcht; nirgends haben ihre Honorarien die Rechte der Besoldungen eigentlicher Staatsdiener. Die Advocaten und Procuratoren können also dafür, dass sie nicht mehr an ihrem bisherigen, nun aufgehobenen, Gerichte prakticiren können, keine Anstellung im wirklichen Staatsdienst, und keine Entschädigung überhaupt, sondern, nach der consequenten Entwickelung der Vff. S. 87 bis 97, nur, dass der Staat ihnen auch in der neuen Staatsverfassung die Concession zur Praxis erhalte oder wiedergebe, fodern. Die deutsche Praxis stimmte hiermit von jeher vollkommen überein, und die Fürsten Deutschlands nennen die gegenwärtigen Entschädigungsreclamationen der kaiserl. Reichskammergerichts-Advocaten und Procuratoren nur: *billig*. (S. 97 bis 114.)

Den *vom Ausschusse der K. R. Kammergerichts-Advocaten und Procuraten entworfenen Entschädigungsplan*, welchen die Vff. besonders §. 15 beleuchten, so wie manche andere in der Schrift gemachte Bemerkungen über die Tendenzen jenes Ausschusses, übergeht Rec. mit Stillschweigen, weil alles dieses ausser der Sphäre einer *rein literarischen* Prüfung liegt, zu welcher allein er sich berufen glaubt.

Wenn nun Rec., wie im Eingange bemerkt, mit den Vffn. in den *Rechts-Resultaten* ihrer Schrift völlig einverstanden ist, und diese *Resultate* für *rechtlich unwiderlegbar* hält: so ist er doch des wissenschaftlichen Glaubens, dass sich Alles, was die Vff. unter III gesagt haben, aus höheren Ansichten noch tiefer begründen lasse. Von einer solchen philosophischen Rechtstheorie über die Entschädigungspflicht des Staates gegen Bedienstete im Staate kann jedoch Rec. nur Weniges bemerken. Sie würde, seines Erachtens, durchaus nicht mit *von der Becke* aus *römischen* Gesetzen zum Entschädigungsvortheile der Staatsdiener argumentiren, sondern selbst die noch am meisten scheinbaren unter diesen Gesetzstellen, *Tit.* 19. §. *ult. Dig.* XIX. 2, mit Rücksicht auf so viele, das Verhältniss der „*Comites*" erläuternde Gesetze, und auf *Cicero Orat.* 2 *in Verr. C.* 10 u. a., in ihrer völligen Unanwendbarkeit auf Staatsdiener beruhen lassen. Sie würde die Construction eines Dienst-*Vertrages* nicht beybehalten, sondern vielmehr zu jenen Obersätzen und letzten Gründen hinaufsteigen, woraus die *Schuldigkeit* zur Übernahme der Staatsdienste hervorgeht, und wohin das Ressort der Verträge gar nicht eingreift: doch dürften auch hierbey selbst *Gönners* Ansichten keineswegs zum Muster dienen. Sie würde in ihrer reinen Entwickelung dahin führen, dass den Advocaten und Procuratoren überhaupt, und so auch den des ehemaligen K. R. Kammergerichts, an Entschädigungs-*Recht* eben so wenig einzuräumen ist, als Handelsleuten, welche sich durch neue Handlungstractaten ihres Staates mit anderen, in ihren Speculationen für die Folge gehemmt, und ihre bisherige Nahrungsquelle abgeschnitten sehen.

Diefs wäre die Stimme des *Rechts*. Rec. wünfcht übrigens von Herzen, dafs die mildere Stimme der Billigkeit und Humanität hier nicht ungehört bleibe.

S. A.

Heilbronn, b. Raufche: *Gefchichte des peinlichen Rechtes und der Criminalverfaffung Deutfchlands*, nebft Anhang über die Begründung des Strafrechtes, von dem Zwecke der Strafen und Imputation der Verbrechen; von *Georg Jofeph Stein*. 1807. IV u. 103 S. 8. (10 Gr.)

„Diefe peinliche (ja wohl peinliche) Gefchichte mit dem Anhange", fagt Hr. *Stein* in der Vorrede, „ift lediglich das Refultat meiner Lieblingsneigung für die peinliche Rechtswiffenfchaft." (Rec. hätte lieber das Refultat eines fleifsigen Studiums diefer Wiffenfchaft und Gefchichte gewünfcht.) „Man kehrt in feinen Mufeftunden", fährt er fort, „immer gerne zu feiner Lieblingswiffenfchaft zurück, und ruht in der Befchäftigung mit ihr aus von den übrigen Gefchäften des Tages. Auch ich fühlte in diefer Gewohnheit mich glücklich, und benutzte diefe Stunden meiner Mufse zur Ausarbeitung diefer kleinen Schrift." Leider verkündet der Inhalt diefer Schrift das Ausruhen des Vfs. nur zu deutlich. Was gewöhnlich in den Lehr- und Hand-Büchern über das Criminalrecht von der Gefchichte der peinlichen Gefetze gefagt worden ift, giebt uns hier Hr. *St.* mit einigen geringfügigen Bemerkungen aus *Malblancs* Gefchichte der peinlichen Gerichtsordnung, wenn er diefe anders felbft gelefen und nicht, wie es fcheint, die daraus entnommenen Bemerkungen wieder Anderen abgeborgt hat. Mit einem Worte, es ift die oberflächlichfte Erzählung, die fich denken läfst, und man thut dem Vf. nicht Unrecht, wenn man von ihm behauptet, dafs er auch nicht eine Ahndung von allem dem gehabt habe, was zu einer Gefchichte der Criminalgefetze gehöre. Hätte Hr. *St.* nur *Jellenz* zwey Reden über die allgemeinen Grundfätze des Criminalrechts und deffelben Literargefchichte gekannt: fo würde er gefunden haben, dafs 1785 fchon mehr über diefe Gefchichte gefagt worden ift, als er hier auf 62 ziemlich weitläuftig gedruckten Seiten geliefert hat; und hätte er *Reitemeiers* Encyklopädie und Gefchichte der Rechte, *Malblancs* bekannte Gefchichte, *Haufchilds* Gerichtsverfaffung der Deutfchen, *Mälers* Gefchichte der Gerichtspflege, *Kopps* Gefchichte der Gerichtsverfaffung in Heffen, deffelben und *Hütters* Gefchichte der heimlichen Gerichte, *Dreyers* Beyträge, Nebenftunden, antiquarifche Bemerkungen u. f. w., *Maiers* Gefchichte der Ordalien, insbefondere der gerichtlichen Zweykämpfe, *Grupen's* Werke und andere dergleichen Schriften auch blofs den Namen nach gekannt: fo hoffen wir von feinem Intereffe für diefe Wiffenfchaft, er würde es nicht gewagt haben, mit diefem Producte vor dem Publico zu erfcheinen. Er hat hier weder an Perioden der Gefchichte gedacht, die doch fchon Andere (*Tittmann* über die wiffenfchaftliche Behandlung des peinlichen Rechts) vorgezeichnet haben, noch von einer Sonderung der Gefchichte der Criminalgefetze und der Criminalrechtswiffenfchaft (über welche *Stübel* Syftem des peinlichen Rechts Th. I bisher am ausführlichften gefchrieben hat) etwas gewufst. An Refultate aus den Gefetzen felbft ift gar nicht zu denken. Die Unrichtigkeiten der Behauptungen mögen ungerügt bleiben, aber das kann nicht unbemerkt gelaffen werden, dafs der Vf. lieber *Epko* von *Stepko* (*fic*) und *Ulrich von Hutten*, der hier ein berüchtigter Avanturier genannt wird, gar nicht hätte erwähnen follen, wenn er ihre Werke nicht hätte lefen wollen. Um das Mafs der Alltäglichkeit voll zu machen, ift auch weidlich auf *Carpzov* gefchimpft. *Thomafius*, foll der erfte gewefen feyn, der es gewagt habe, gegen *Carpzov* zu fchreiben. Alfo kennt Hr. *St.* auch *Oldecop* nicht einmal, und fpricht von *Carpzovs* Syfteme!! — Von einer Gefchichte der *Criminalverfaffung* Deutfchlands enthält das ganze Werk auch nicht einen Buchftaben.

Nicht beffer als die Gefchichte ift der Anhang. Über die Begründung des Strafrechts find *Grolmanns* Schriften ausgezogen und etwas weniges aus *Stephani's* Rechtswiffenfchaft zugefetzt. Diefe ganze Deduction nimmt überhaupt nur vier kurze Paragraphen ein, und die Lefer werden fich daher denken können, dafs dabey von einer Unterfuchung der verfchiedenen Theorieen über die Begründung des Strafrechts die Rede nicht habe feyn können. Über den Zweck der Strafe ift das alltäglichfte Raifonnement aus den Schriften voriger Jahrzehende wiederholt. Den Nachtrag von der Imputation wollen wir dem Vf. nicht weiter imputiren. Aus dem Ganzen geht fchon zur Genüge hervor, dafs er *Kleinfchrod's*, *Feuerbach's* und *Grolmann's* Schriften kaum flüchtig durchgefehen haben könne, und von den übrigen Syftemen gar nichts wiffe. — Dafs übrigens der Vf. in der Vorrede Belehrung wünfcht, ift rühmlich; nur bedauern wir, ihm, nach unferem beften Gewiffen, keine andere geben zu können, als die, dafs man fich erft in der Literatur jeder Wiffenfchaft gehörig umzufehen habe, ehe man über einen Theil derfelben zu fchreiben im Stande fey.

Dr.

KURZE ANZEIGEN.

Jurisprudenz. Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Allgemeinfafslicher Rechts- und Gefetz-Katechismus für die deutfchen Bürger- Stadt- und Land-Schulen zur Verhütung mancher Proceffe, und zur Beförderung der Zufriedenheit über Policey- und Regierungsverordnungen.* 1806. 112 S. 8. (6 Gr.) Diefer Rechtskatechismus vereinigt die meiften der Mängel in fich, welche an den feit einigen Jahren erfchienenen Schriften diefer Art in öffentlichen Blättern gerügt worden find. Eben defswegen find dergleichen Fehler aber auch den Vffn. defto mehr zuzurechnen, zumal da es befondere Schriften über die nothwendige und zweckmäfsige Einrichtung folcher Lehrbücher giebt, von welchen der Vf. der vorliegenden Schrift nichts zu wiffen fcheint. An diefer hat man Materie und Form zu tadeln, und mithin vor dem Ganzen zu warnen. Gleich der erfte

§. der Einleitung läfst nichts Gutes erwarten. „Was ist Recht?" heifst es, und die Antwort ist: „Was so ist, wie es seyn soll." Der darauf folgende 4 §. zeigt dann deutlich, dafs des Vfs. Begriffe von Recht nicht so sind, wie sie seyn sollen, denn hier werden sogar den Pflanzen Rechte zugeschrieben. „Es ist kein Zweifel," heifst es, „dafs Thiere und Pflanzen auch das Recht haben da zu seyn, eben weil sie einmal da sind. Und besäfsen sie Vernunft oder erkännten (*sic*) unsere Rechte an: so dürften wir sie auch nicht kränken. Weil sie uns aber durch ihre zu starke Vermehrung nicht nur in unmittelbare Lebensgefahr setzen (??), sondern auch die Früchte unserer Arbeit zerstören, so thun wir ihnen nicht Unrecht, wenn wir unsere Rechte gegen ihre Eingriffe vertheidigen, sie tödten und ausrotten. Daher (?) die Jagd- und Schlachtanstalten." Wie unzweckmäfsig die lateinischen Benennungen u. dgl. in einem Buche wie das vorliegende sind, versteht sich von selbst: der Vf. bringt sogar die juristischen Sprüchelchen *honeste vive, neminem laede etc.* mit an, spricht von der *bona fides* bey der Verjährung u. s. w. Schon nach diesen Belegen sind die Einstreuungen ganz ungeschickter Bemerkungen nicht zu verwundern, wie man z. B. im 8 §. findet, wo eine Beschreibung der rohen Lebensart der Deutschen in den ältesten Zeiten enthalten ist. Von den meisten Gegenständen sind ganz falsche Ansichten genommen. So wird z. B. im 30 und ff. §§. nicht, was Gotteslästerung sey, erklärt, und das Unsittliche davon dargestellt, sondern nur davon gesprochen, was nicht als Gotteslästerung bestraft werden dürfe. Nach §. 42 soll Todesstrafe auch in dem Falle eintreten, wo Tödtung blofs auf Verwundung erfolgt ist. Der Vortrag selbst ist mehr als gemein, und nirgends findet man Spuren die Gegenstände ihrem Werthe und Zwecke gemäfs darzustellen. „Um solche Übel (Räubereyen) zu verhüten," sagt der Vf. §. 14, „müssen Leute *aufgestellt* (—) seyn, *die sonst nichts zu thun haben*, als im Lande herum zu *streifen* und nachzusehen, wo sich etwa verdächtiges Gesindel aufhaltet. Diese Leute müssen aber selbst wieder verwahret seyn, damit ihnen das Diebsvolk nicht so leicht schaden kann. Die Husaren oder Dragoner sind daher noch zur Zeit die brauchbarsten Soldaten dazu." Eine ähnliche Stelle enthält §. 25. „Er (der Bürger) darf sich zwar mit Sachverständigen darüber (über den vorgeschriebenen Schulunterricht) besprechen, auch sogar seine Beschwerden vorbringen, aber nicht schreyen und lärmen, als wenn seine Kinder Höllenbraten und Teufelsdiener werden sollten." Im 33 §. heifst es: „Auch giebt es noch Leute, die Gott lästern, indem sie glauben, er habe seine Regierung mit dem Teufel getheilt und diesem Hexenmeister Gewalt gegeben, die Menschen zu versuchen oder zum Bösen zu verleiten. Wenn auch in der jüdischen Geschichte so etwas von Iob erzählt wird, so darf doch keine Rücksicht darauf in der Beurtheilung eines Verbrechens genommen werden. Denn wenn ein Dieb sagen wollte, er habe der Macht des Teufels nicht widerstehen können und daher stehlen müssen: so müfste man eigentlich nur den Teufel bestrafen und den armen Schelm frey lassen, wobey allen übrigen Verbrechen Thür und Angel geöffnet würden." Zuweilen verliert sich auch der Vf. in philosophische Darstellungen, welche sehr lustig ausfallen. „Nur durch den Ehevertrag giebt ein Mensch das Recht auf den Gebrauch seiner Person als solcher hin, welches nicht seyn dürfte, wenn er nicht eben so viel dagegen bekäme, nämlich auch das Recht auf den Gebrauch einer anderen Person. Alles, was durch ein anderes ersetzt werden kann, hat nur einen Werth, und ist Sache. Der Mensch allein, er mag zum männlichen oder weiblichen Geschlechte gehören, er mag jung oder alt seyn, ist eine Person, die keinen Werth sondern eine Würde hat, d. h. er giebt sie für keinen Preis hin, er will, dafs man ihn als vernünftiges Wesen, worin die Persönlichkeit besteht, anerkenne, und ihn zu nichts zwinge, was er nach vernünftigen Vorstellungen und nach seiner Einsicht oder Überzeugung von selbst thut. Nimmt man z. B. einem ein Stück Vieh, so mufs er zufrieden seyn, wenn er ein gleichgeltendes anderes dafür erhält. Wird aber ein Kind geraubt, so kann es durch kein fremdes ersetzt werden." §. 82. Im 103 §. ist auf gleiche Art von den Testamenten gesprochen. „Dürfte jeder das Jagdrecht ausüben, so würde das Wild bald so weggeschossen seyn, dafs zuletzt einer dem ander (*sic*) ein Stück wegzuschnappen sucht. Dieses veranlafst Hafs und Feindschaft, wobey mancher vorsätzlich von seinem Nachbarn für ein Wild angesehen und *kalt gemacht* werden könnte." Dergleichen gemeine Redensarten wechseln mit undeutschen häufig ab, z. B. auf eigene *Kösten bearzneien* §. 86, auch schreibt der Vf. *dörfen*, *Nichtdörfen*, *Schiefsgewähre*, Rechte *anerkännen* u. s. w. Dr.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Knick: *Thalheim, eine romantische Geschichte. Aus den Papieren der letzten Aebtissin zu Marienzell u. des verstorbenen Commandanten der Festung Strahlenberg vom Verfasser des Rinaldo.* 1806. 309 S. 8. (1 Thlr.) — Der Vf. des Rinaldo bleibt überall Er, und seine Dichtungen in Form und Gehalt überall dieselben, selbst bis auf die spanischen Motto's. Der Charakter seiner Darstellung ist Rapidität; es geht immer frisch darauf los über Berg und Thal, über Stock und Stein: sein Schicksal ist ein beständiger Sturmwind, bald mehr, bald weniger heftig. Ein Ebenbild des Ganzen ist der Dialog S. 290 ff.:

Der Officier ging rasch auf und nieder und sagte endlich:
Eine gewisse, verwittwete Dame —
„Wie? — Wer? —"
Eine Oberstallmeisterin —
„Rosalie?"
Sie ist Ihre Freundin.
„Sie kennen sie?"
Sie ist des Fürsten Freundin. —
„Bey ihm?"
Bey ihm. — Sie hat mir — Verstehen sie mich?
„Nein! — Aber, empfehlen Sie mich ihr."
Soll geschehen. — Indessen — Ehe wir aufsitzen — — Es hat mir Jemand für Sie 300 Dukaten eingehändigt. Hier sind sie. — Ist's nun gefällig? Wir sitzen auf?
„Ich bin bereit!"

Bisweilen scheint sich der Vf. in der Hast selbst nicht recht zu verstehen. So heifst es z. B. S. 244: „Ganz mathematisch, lieber Thalheim! müssen Sie auf allen Wegen Ihres Lebens stets die *Perpendicularlinie* lieben." — Verschwenderisch, wie der Vf. mit Geld und Juwelen, ist der Verleger mit dem Papier gewesen. S—ch—

Regensburg, in der Montag-Weifsischen Buchhandlung: *Titania, oder das Reich der Mährchen. Aus dem Marfeldischen Archive. Vom Herausgeber des goldenen Kalbes.* 1807. 350 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Der Mährchen, die hier erzählt werden, sind zwölf, und alle, bis auf das fünfte, „des Schicksals Würfel", welches der Tausend und einen Nacht nachgebildet ist, von eigener Erfindung. Es würde überflüssig seyn, viel zu ihrem Lobe zu sagen, da sich von dem angedeuteten Vf. kaum etwas anderes, als Angenehmes und Sinnreiches erwarten läfst. Und besonders in dem Letzten besteht ein grofser Vorzug dieser Mährchen: sie sind nicht blofs zur Unterhaltung geschaffen oder zum Zeitvertreibe. Die zarte und zugleich ernste Ansicht des Lebens, die durchweg in ihnen herrschend ist, der heitere Geist, der das Ganze belebt, der Reichthum der Erfindung, die edle, gebildete Sprache, in der sie vorgetragen, sind eben so viel Vorzüge, die man ihnen nachrühmen mufs. Wäre ja etwas in Erinnerung zu bringen, so wäre es vielleicht der allzumoderne Ton, der dem Mährchen nicht wohl anstehen will. Zum Schlufs setzen wir den Anfang der Dedication hieher, welche Licht seyn wird für diejenigen, die Augen haben:

O fahre fort, aus deinem schönen Hain
Dir ein Elysium zu schaffen!
Was hold den Musen ist, soll da willkommen seyn!
Doch allen, die in deine Wildnifs gaffen,
Und nichts darin, als — Bäume sehn,
Dem ganzen Midasstamm der frost'gen Langenweile,
Mit ihrem Trofs, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schwesterschaft, den Gänschen und den Kräh'n,
Sey deine Luft zu rein!

J. P.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1808.

MEDICIN.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus.* Ein Versuch zu Beantwortung der diesen Gegenstand betreffenden, von der kaiserl. Akademie der Naturforscher im Jahre 1804, aufgestellten Preisfrage, welchem diese Akademie das Accessit zuerkannt hat. Von Dr. C. C. F. *Jäger,* königl. würtembergischem Hofmedicus. 1807. XII u. 380 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Je seltener in unseren Tagen der Geist philosophischer Empirie in den Schriften der Ärzte sichtbar wird, jemehr die Bequemlichkeit *dabey* ausruht, das allgegenwärtige Bild des Einen in Allem, von der ersten besten Oberfläche zurückgeworfen, zum Erfahrungs-Beleg der schematisirten Analysis, entweder einer von höherer Hand erhaltenen Idee, oder, was noch häufiger der Fall seyn mag, des während eines gemüthlichen oder phantastischen Hinschlenderns durch die Welt der Erscheinungen flüchtig aufgesammelten, in der Einheit dunkler Reminiscenz ruhenden *Begriffs des Mannichfaltigen* selbst, zu erheben, und dann sich mit dem bewundernswürdigen Scharfblick, der Himmel und Erde, gleichsam spielend, in *einen* grossen Gedanken zusammenfasst, zu brüsten: — um so erfreulicher muss eine Erscheinung, wie die gegenwärtige Schrift seyn, die nicht nur beweist, dass jener Geist, der beym ersten Hervortreten der Naturphilosophie, und schon vor ihrer sichtbaren Entfaltung, sich in den Andeutungen eines *Kielmeier, Baader, Humboldt,* in *Steffens* Combinationen u. s. w. verkündigte, noch nicht ganz unter der Masse der Systeme erlegen sey, sondern die auch zugleich eine Richtung desselben nach einem Gebiete, das seines Einflusses vor allen bedürftig war, verkündigt, und das Nachdenken über viele Dinge, welche so leicht dem nur aufs Allgemeine gerichteten Blick entgehen, wenigstens aufzuregen, wenn auch nicht in allen Resultaten zu befriedigen geschickt ist. Hier, wo es nicht sowohl einer Bekanntmachung seltsamer, noch nie beobachteter Erscheinungen, unerwarteter Aufschlüsse über bisher geheimnissvolle Vorgänge, plötzlicher, unwiderlegbarer Bestätigungen allgemeiner Sätze u. s. w. gilt, sondern wo eben das Gewöhnlichere, wie es einer ruhigen, vorurtheilsfreyen Beobachtung erscheint, sich dergestalt mit dem Neuen aus der eigenen Erfahrung eines denkenden Individuum verschlingt, dass auch das Alte wie neu, das Neue wie Allbekanntes in die Resultate der Untersuchung eingreift, gilt nicht Lob noch Tadel im Allgemeinen, sondern wie Alles, selbst das allgemeinere Resultat, hier wieder einen individuellen Charakter trägt, die wahre Belehrung aber gleichsam im Verborgenen ruht, und nur als selbstthätiges Product des denkenden Lesers sichtbar werden kann: so muss auch die Kritik entweder bey der oberflächlichen Charakteristik, die hier fast nichts sagt, stehen bleiben, oder in Relation übergehen, und versuchen, in der Wiederholung dessen, was ihr vorzüglich nahe trat, die Form ihres eigenen Denkens über den Gehalt des Ganzen auszudrücken. Eines solchen Versuchs scheint dem Rec. die gegenwärtige Schrift allerdings würdig, und das Urtheil der kais. Akademie, die ihr bey der Preisbewerbung *nur* das Accessit zuerkannte, hindert ihn nicht, sie für eine der besten anzuerkennen, die seit geraumer Zeit sich um Preise beworben und Preise davon getragen haben. Er wird, so weit es der Raum gestattet, mehr berichten, als loben oder tadeln. Das Lob muss durch die Anzeige entbehrlich werden; den Tadel, wo er sich erheben sollte, lässt, wenigstens bey dem Rec., die ihm schätzbare Tendenz der Schrift als eine Richtung auf Nebendinge erscheinen, die, wo sie sich nicht selbst leicht in den Gegenstand verwebt, den Blick, ohne besonderen Nutzen zu gewähren, nur zerstreuen würde.

Einleitung. I. Von dem Objecte oder Begriffe der Stärke und Schwäche des Organismus überhaupt, und über die Schwierigkeiten, die sich der genauen Bestimmung dieses Objects entgegen setzen. — Schwäche oder Stärke können nur eine gradative Verschiedenheit derjenigen Qualitäten bezeichnen, die den Organismus als einen solchen auszeichnen, und durch die er erst zum Organismus wird. Da aber die in Form und Mischung der organischen Materie gegründeten ursprünglichen Qualitäten, an sich, sich dem Blick der Erfahrung entziehen: so bleiben uns nur die *Lebens-Äusserungen* als sichtbares Object des Begriffs der *Schwäche.* Diesen Begriff auf analytischem Wege fortzuführen und festzusetzen, findet der Vf., theils der Anleitung der Preisfrage, theils dem gegenwärtigen Standpunct der Erfahrung und ihrem Verhältniss zur speculativen Medicin am meisten angemessen. Es ist also von den Erscheinungen verminderter Reaction des Organischen, insofern sie sich *als Krankheit* darstellen, (denn hierauf schränkt sich abermals der Zweck der Schrift ein,) alles dasjenige abzusondern, was die besonderen Modalitäten

einzelner Krankheits-Formen der Schwäche angeht, so wie diejenige Beschränkung der Function, die als Product äusserer Hemmung zu betrachten ist; dagegen muss der durch solche Abstractionen gesteigerte Begriff in allen Beziehungen seiner Anwendbarkeit aufgefasst werden. Daraus geht, als empirisches Merkmal der krankhaften Schwäche des Organismus, Folgendes hervor: „sie ist eine aus den blossen „Veränderungen der Aussendinge unerklärliche, von „Krankheiten begleitete, Verminderung der Äusserungen des Lebens, in Rücksicht auf ihre intensive „oder extensive Grösse, Dauer und Häufigkeit." — Der Vf. bemerkt selbst am Schlusse dieses Abschnitts, dass durch den aufgestellten Begriff der Schwäche zwar die Sphäre seines Gegenstandes keineswegs so scharf begränzt sey, dass nicht manches Fremdartige mit hineingezogen werden könne, und dass nicht diese Unbestimmtheit des Gegenstandes in den daraus hergeleiteten Resultaten fühlbar werden müsse, dass aber, so lange die höhere Begrenzung nur durch eine *hypothetische* Annahme über die *Ursache* der Lebensthätigkeit herbeygeführt werden könne, Treue und Wiedererkennbarkeit des Ausgedrückten in der Erfahrung gegen die Gefahr, auf inhaltsleere Formeln, oder auf Widersprüche mit der Erfahrung zu stossen, das Übergewicht behaupten müsse. Im *2ten Abschnitte: Über die bedeutendsten Versuche der medicinischen Systeme, einen Begriff der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus aufzustellen*, sucht eine, an originellen Ansichten reiche Kritik, in möglichster Kürze, in der Verwechslung der Idee der vitalen Schwäche, mit verminderter Cohäsion der festen Theile, an dem *chemischen*, *Stahl*'schen und *Brown*'schen System das Urtheil zu bewähren, dass die Versuche der Speculation, von einer allgemeinen Erklärung der Lebensthätigkeit überhaupt ausgehend, die Verschiedenheit ihrer Energie *a priori* zu construiren, und der daraus sich entwickelnde Begriff von Stärke oder Schwäche, allezeit inhaltsleer oder praktisch unbrauchbar gewesen sey, welches nicht minder erfolgt sey, wenn man diesen Begriff auf verallgemeinerte Erfahrungssätze gebaut, und durch das Bestreben, ihn der Speculation auf halbem Wege entgegen zu führen, unzuverlässig und schwankend gemacht habe, woraus für den Vf. eine neue Rechtfertigung des gewählten analytischen Verfahrens hervorgeht. — *3ter Abschnitt: Über den Plan dieser Untersuchung.* — Alle Krankheiten der Schwäche zerfallen, nach dem Grade der Extension der Verminderung der Energie, über *alle* oder nur über *einzelne* Lebensfunctionen, in Krankheiten *allgemeiner*, und in Krankheiten *besonderer* Schwäche. In den letzteren, als den concretesten, stellt sich die Schwäche zunächst der Erscheinung dar, und ihr Allgemeines kann erst Licht über das Wesen der ersten Classe verbreiten. Der Vf. folgt daher dem analytischen Wege auch insofern, dass er mit den Krankheiten von *besonderer* Schwäche, geordnet nach der Eintheilung der organisch - menschlichen Thätigkeiten in *Empfindungs*-, *Bewegungs*-, *Bildungs*- und *Seelen - Thätigkeit* anfängt, und durch prüfende Untersuchung ihrer Natur der Lehre von der allgemeinen Schwäche die Bahn zu bereiten trachtet.

In dieser Einleitung spricht sich schon zur Genüge der richtige, empirische Sinn des Vfs. und die Unbefangenheit seines Verfahrens aus. Was in vieler Hinsicht vielleicht Tadel verdiente, wenn es ihm um die directe Aufstellung der Theorie selbst zu thun gewesen wäre, z. B. die erwähnte Anordnung der Gattungen der besonderen Schwäche, erhält, durch die klar angegebene Absicht, eine ganz andere Bedeutung, indem alle Trennung und Begrenzung als frey und willkührlich erscheint, und das Object an und für sich, in seiner unbestimmten Totalität, dem Auge der Empirie vorgeführt wird. Wenige Blicke auf das Folgende würden dazu dienen können, des Vfs. Beobachtungsgabe in den Resultaten, die sie aus der Betrachtung des so befreyten Objects hervorzieht, bemerklich zu machen, wenn sich diese nicht schon in früheren Schriften hinlänglich bewährt hätte, und dem Rec. daher die Freyheit liess, sich mit Aushebung einiger zerstreuten Bemerkungen zu begnügen, und dadurch seine Empfehlung dieser lehrreichen Schrift zu beurkunden. —

I Cap. Von der krankhaften Schwäche der besonderen Äusserungen des Lebens. 1 Abschnitt. Von der krankhaften Schwäche der Empfindungsthätigkeit oder den (der) Sensibilitätsäusserungen. — Allzu hypothetisch für den Geist der Schrift möchte das Princip der Eintheilung dieser Krankheitsclasse klingen, wenn es heisst: das *Princip der Sensibilität oder* seine *Thätigkeit* kann allgemein oder örtlich *wirklich* vermindert, oder durch *Anhäufung in einzelnen Organen* andern entzogen werden. — Unter den Erscheinungen einer wirklichen Verminderung dieses Princips („wenigstens seiner zur wirklichen Äusserung erfoderlichen Form nach" — diese Einschränkung löst wieder die Schranken der obigen Annahme —) steht die *Kälte* voran. Nicht Anhäufung der Erregbarkeit durch Verminderung des Incitaments, sondern reale Herabsetzung des Sensibilitätsprincips durch irgend eine Ursache, vielleicht durch Hemmung oder Veränderung der Form des Ineinanderwirkens der organischen Gebilde und Stoffe, ist das Product ihrer verstärkten Einwirkung. Die Erregungstheorie übersieht, wenn sie die nachtheiligen Einflüsse hoher Wärmegrade auf Erfrorne als Beweise für die Anhäufung der Erregbarkeit aufführt, das *mechanische* Gesetz der Bewegung der Wärme, nach welchem sie sich aus einem wärmeren Körper in einen kälteren, im geraden Verhältnisse des Temperaturabstandes, mit stärkerer oder geringerer Heftigkeit verbreitet. Unsere Wärme-Empfindung zeugt nur von der Gewalt dieser Mittheilung, nicht von der dadurch hervorgebrachten Erregung; darum fühlen sich Körper von verschiedener Leitungsfähigkeit, bey gleicher Temperatur, der besser leitende kälter, als der schlechtere Wärmeleiter, an. Auch in erfrornen Früchten u. s. w. wirkt die Differenz des schnell - einströmenden Wärmeprincips anders,

als das allmählige Steigen der Temperatur; wohl schwerlich im Verhältniss der ihnen einwohnenden Erregbarkeit. Der erfrorne Apfel *bratet* in der gewöhnlichen Stubenwärme. — Interessante Belege aus der Erfahrung gehen diesen Behauptungen zur Seite, die grösstentheils *widerlegen*, was sie widerlegen sollen, wenn sie auch nicht alle *beweisen* möchten, was sie beweisen sollen. — Sehr richtig ist noch die Ansicht der Frostbeulen, als Producte partieller Sensibilitäts-Verminderung des absorbirenden und venösen Hautgefässsystems, mit fortdauernder Thätigkeit der arteriellen Gefässparthieen der krankhaft afficirten Gebilde. — Die Behandlung des Sensibilitätstorpors durch Kälte, ist im Allgemeinen zweckmässig angegeben, welches auch bey allen folgenden Darstellungen der verschiedenen Arten der Schwäche, bald mehr bald weniger ausführlich, geschehen ist. So wie dieser Theil der Schrift, durch die Preisfrage, zu deren Beantwortung sie bestimmt war, gefodert worden ist: so findet Rec. ihn auch der Aufgabe völlig genügend, und sieht in ihm, wenigstens an manchen Stellen, eher zu viel, als zu wenig, im Verhältniss zur gnügenden Entwickelung des aufgegebenen Gegenstandes.

Ein andere Art der allgemeinen Sensibilitätsschwäche bringen die, von dem Vf. so gen. *Sensibilitätsgifte* hervor, unter welchen er alle sogenannten narkotischen, meist kohlenstoffhaltigen, Potenzen, (*Op.*, *Hyosc.* Blausäure, Wein, Weingeist u. s. w.) versteht. Sie scheinen in Polarität mit der Verbreitung der äusseren Nervenramificationen zu stehen, und wirken durch Herabstimmung der ursprünglichen Nervenaction. Bey vielen, z. B. *Hyosc.*, geht eine erhöhte Erregung der folgenden Schwäche voran, bey anderen, selbst beym *Op.*, scheint der Grad der (durch Herabstimmung des sensiblen Elements relativ erhöhten (Erregung der Bewegungsorgane mit dem Grade der individuellen, oder allgemeinen klimatischen Sensibilität im gleichen Verhältnisse zu stehen. Das *Op.* berauscht z. B. den Orientalen leichter, und in einem vollkommneren Grade, als den Nordländer. Etwas auffallend könnte es seyn, dass der Vf. mit dieser Classe von Giften noch das Miasma des ursprünglich nervösen Typhus, der zu *Huxhams Febris nervosa lenta* gerechnet werden muss, sich aber hauptsächlich durch seine primitive Entstehung, durch Ansteckung, und durch einen bedeutungsvollen Verlauf, auszeichnet, in Verbindung setzt. Das Causalitätsverhältniss in der angegebenen Folge der Symptome verdiente aber doch eine ausführlichere Untersuchung, so wie die aus der Erfahrung hinzugefügten praktischen Bemerkungen, nach welchen z. B. *Op.* hier schaden, dagegen *Arnica*, Goldschwefel, Moschus, flüchtiges Alkali mit Sinapismen u. s. w. heilsam seyn sollen, Beherzigung und weitere Prüfung. Den genannten Sensibilitätsgiften sind die eigentlichen *Reizmittel*, die durch Erhöhung der Erregung, womit stets eine partielle Anhäufung der Sensibilität im dem unmittelbar afficirten Organe ursprünglich verbunden ist, wirken, in so fern verwandt, als sie, in ihrem letzten Effect, die Sensibilität (durch endliche Aufzehrung) gleichfalls vermindern. Sensibilitätsgifte, die reizende Bestandtheile enthalten, erleiden durch diese eine Modification ihrer Wirkungsweise, die ihren ursprünglichen Charakter versteckt, und hier scharfsinnig zu entwickeln gesucht wird. Wenn unter den Sensibilitätsgiften das Kirschlorbeerwasser und die Blausäure, als die einfachsten, die Reihe beginnen: so scheinen sie dagegen Op., Wein und Alkohol auf der anderen zu schliessen.

Ausser der *indirecten* Schwäche und der *directen* durch *Verminderung der Sensibilitätsthätigkeit ohne das Mittelglied vermehrter Erregung*, wird keine Schwäche derselben statuirt, und die directe Asthenie als solche scharfsinnig bestritten. Was über das Zeitverhältniss der Ansammlung der Erregbarkeit bey Abnahme der Incitamente gesagt wird, ist triftig, andere von physiologischen Erscheinungen, z. B. vom Schlafe, hergenommene Gründe möchten, wenn sie gegen Hn. *Jägers* Theorie gerichtet würden, schwerer zu heben seyn. Die Erfahrung ist hier nicht scharf genug von der Reflexion darüber gesondert, daher sagt sie wohl auf der einen Seite zu viel, während sie die Concentration ihrer Beweiskraft auf ihren nächsten Gegenstand versäumt. Der 21 und 22 §. enthalten wichtige Ideen über das Verhältniss der Nahrungsstoffe zur Reproduction der Sensibilität, mit Hinsicht auf die aus ihrer Entziehung herzuleitende Sensibilitätsschwäche. Wenn die festen Nahrungsmittel durch Verzehrung einer bestimmten Summe von Sensibilität in den Verdauungsorganen das Gefühl der Sättigung zu bewirken scheinen, und daher primitiv als Reizmittel in den Organismus eingehen: so scheinen dagegen das *Wasser* und die *Säuren*, die beiden rein durstlöschenden Potenzen, auf directe Vermehrung der Sensibilität zu influiren. — Es wäre zu wünschen, dass der Vf. diesen Gegenstand durch eine weitergreifende Induction mehr ausgeführt hätte. Durch eine solche Induction würde erst der richtige Sinn dieser Folgerung recht einleuchtend geworden seyn, — die Resultate würden ihre Berührungspuncte mit höheren, speculativen Ansichten mehr hervorgekehrt, und den Erklärungsversuchen der Erregungstheorie kräftigeren Anstoss dargeboten haben. So lange die Zauberer und Weisen des Systems der naturgemässen Erfahrung ihre Wunder noch nachthun können, wird es nicht an Ungläubigen fehlen, die der Würde ihres Berufs Hohn sprechen. An der wirklichen Existenz eines Falles von eigentlichem Verdürsten zweifelt der Vf. aus guten Gründen. Man sollte die Versuche an Thieren nach allgemeineren Ideen vornehmen und die Resultate unverkünstelt mittheilen. — Die *allgemeine* Sensibilität spaltet sich wieder in verschiedenen Systemen und Organen, die ein specifisches Verhältniss zur Aussenwelt ausdrücken, in besondere *Zweige* ihrer Thätigkeitsform, und diese Differenz der organischen Verhältnisse drückt sich ausser den Sinnesorganen noch besonders deutlich und bestimmt in denjenigen organischen Gebilden

aus, deren unter sich verschlungene Systeme in einem Antagonismus der Thätigkeit begriffen sind, z. B. in den membranösen Expansionsflächen der Haut und der inneren Höhlen, in den Verhältnissen der Gefässpolarität u. s. w. Gegen diese Systeme richten sich von Aussen hinwiederum specifische Sensibilitätsgifte sowohl als Reize, deren Wirkung auf die Entstehung mehrerer besonderen Sensibilitätskrankheiten der Schwäche weiter entwickelt wird. Wir müssen bekennen, dass wir hier eine bessere Sonderung der aufgeführten Potenzen nach ihrer allgemeinen Qualität, und nach ihrer Beziehung zu den verschiedenen Arten specifischer Sensibilität, gewünscht hätten. Wenn z. B. unter den specifischen Sensibilitätsgiften für das Gefässsystem *digitalis*, *scilla*, *colchicum*, *ipecacuanha*, *nicotiana*, *inula*, *arnica*, *dulcamara*, *viola tricolor*, Salpeter, Salmiak, Antimonial- und Bley-Präparate, neben einander aufgeführt werden, fast ohne Berücksichtigung der wichtigen Gegensätze innerhalb der verschiedenen Theilsysteme dieser umfassenden Sphäre; wenn ferner unter den specifischen Reizmitteln des *absorbirenden* Systems Queckfilber und *cicuta*, — der Harnwerkzeuge, Canthariden u. Balsame, — des Darmkanals, Mittelsalze, Zucker und Öle zusammengefasst werden: so hat diese Verbindung allerdings die Erfahrung *überhaupt* für sich, hier aber wäre es nöthig gewesen, tiefer einzudringen, und aus dem, was über das *äussere* Verhältniss der aufgezählten Mittel und das *innere* der genannten Theilsysteme bekannt ist, durch Zusammenhaltung mit der Erfahrung, diejenigen Data hervorzusuchen, die uns einerseits auf eine bessere Reihenfolge der Potenzen nach der Quantität ihrer Gewalt, und andererseits auf eine schärfere Unterscheidung ihrer Qualität, hinleiten können. — Unter vielen scharfsinnigen Bemerkungen und Andeutungen fallen, aus dem gerügten Grunde, Äusserungen auf, wie die S. 85: „die reizenden Diuretica, der Terpentin, die Canthariden u. s. w., verursachen durch die *Determination* der Sensibilität nach den Harnwegen hin einen Harnfluss.“ Wir müssen erst nachdenken, um die Übereinstimmung dieses Satzes mit den Principien, die in früheren Stellen ausgedrückt sind, zu finden, bloss darum, weil nicht auf den Unterschied der positiven und negativen Secretionsvermehrung hingedeutet wird, dessen Berücksichtigung allenthalben zum Grunde liegt. — Der Mercur steht gewiss zu unbedingt unter den Reizmitteln (im Sinne dieser Schrift). Die Erklärung von der Wirkung des Bleyes ist wenigstens eine vielerläuternde, scharfsinnige Hypothese. Es dürfte nicht schwer werden, ein Princip dafür zu finden. Mehr als die, hier nur im Allgemeinen eingeführten, antagonistischen Verhältnisse in den als Träger specifischer Sensibilität zu betrachtenden Systemen, deren Wesentliches darin besteht, dass durch eine absolute Sensibilitätsverminderung eines Theils eines solchen Systems in einem anderen Pol eine vermehrte Äusserung dieser Function relativ hervorgebracht wird, ist im Folgenden dasjenige consensuelle Verhältniss berücksichtiget, nach welchem die verminderte Sensibilitätsäusserung eines Organs im Gesammtorganismus, als das Produkt einer absoluten Erhöhung der Sensibilitätsthätigkeit in einem oder mehreren besonderen Organen desselben, betrachtet werden muss. Die Anlage dazu steht mit dem Grade der allgemeinen Sensibilitätsthätigkeit eines organischen Individuum im geraden Verhältnisse. — Ungeachtet nun bey allen hieher gehörigen Krankheitszuständen das Hauptleiden in demjenigen Organe hervortritt, in welchem die Anhäufung der Sensibilitätsthätigkeit Statt findet, und folglich ursprünglich als Krankheiten entgegengesetzter Art zu betrachten sind: so war ihre Aufzählung an diesem Orte doch keinesweges überflüssig, da auch die Schwäche, die aus jener Anhäufung hervorgeht, nicht selten Object der Erkenntniss, wie der Heilung wird. Die hieher gehörigen Erscheinungen werden nach den Organen, welche, gleichsam als Centralorgane, die Sensibilität in sich concentriren, geordnet. Zuerst über diejenigen Fälle, wo diese Concentration der Sensibilität im Gehirn selbst, wenigstens in einigen Organen desselben (denen der niederen Seelenthätigkeiten), Statt findet. — Dahin gehören manche Arten der Manie, manche Ohnmachten, Epilepsien, vielleicht die Wasserscheu, der Starrkrampf u. s. w. Rec. sah einem Starrkrampf, der einen hohen Grad von Hysterie begleitete, und während der Kur der Hauptkrankheit zweymal wiederkehrte, jedesmal eine Beschwerde beym Schlingen des Getränkes, ohne den der Kranken sonst wohlbekannten *Globus hystericus*, vorhergehen. Den ersten Anfall hob er mit Op. und Kali in abwechselnden Gaben, beym zweyten Anfall bewirkte Op. allein, schneller als erst in Verbindung mit Kali, die Besserung. Diess stimmt mit des Vf. Bemerkungen überein. — Wenn Seite 104 von Zufällen einer Reizung sensorieller Organe gesagt wird, „dass sie sorgfältig „von den Zufällen einer *gänzlichen Abolition* der „Sensibilitätsthätigkeit des Gehirns unterschieden „werden müssen“: so ist dieser letztere Satz wohl nur im Ausdruck verfehlt, da gänzliche Abolition der Sensibilitätsthätigkeit des Gehirns, den Tod unmittelbar und unvermeidlich zur Folge hat. Dieses wird auch dann noch gelten, wenn wir die S. 108 gegebene, ungewöhnliche Einschränkung des Begriffs des Gehirns hieher beziehen. Denn die unmittelbare Verschmelzung der hier vorzugsweise so genannten Organe mit dem ganzen Gehirn, als Sensorium, kann in vollkommnen Organismen gewiss keinen partiellen Tod erleiden, eher Abolition der Sensibilität überhaupt nach sich ziehen.

(Der Beschluss folgt.)

D r u c k f e h l e r.

In No. 64 d. J. S. 509. Z. 45 von oben statt: *Genitiv* lies *Dativ*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MAY 1808.

MEDICIN.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus.* Von Dr. *C. C. F. Jäger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden, die weiter aufgestellte Classification der örtlichen Sensibilitätsschwäche, durch Concentration in einzelnen Systemen, übergehen, so sehr wir uns auch geneigt fühlten, manches Interessante daraus hervorzuheben. Die Hauptclassen bilden noch die Krankheiten von Sensibilitätsanhäufung in den Expansionen des sympathischen Nerven, vorzüglich des Magens und oberen Darmkanals, ferner in dem Uterinsysteme, dann in den beiden Polen des Blutgefässesystems, und endlich in dem lymphatischen Systeme. Aus der ersten der genannten Classen ist besonders die Betrachtung der Hypochondrie, der Hysterie, und im Folgenden der örtlichen Blutflüsse, als Folgen der Sensibilitätsanhäufung in einzelnen Stellen des venösen Systems, auszuzeichnen. Die Entwickelung der Lehre von den gastrischen Fiebern trifft besonders der Vorwurf einer zu grosen Zerstücklung der Materien, der dieser Schrift von der K. A. d. N. F. gemacht wurde, und hauptsächlich seinen Grund in der Eintheilung der Sensibilitätsschwäche nach den Functionen, die hier zum Grunde gelegt ist, hat.

Zum Schluss dieses Abschnitts wird noch auf eine Ursache ungleicher Sensibilitätsvertheilung hingewiesen, die in den höheren Verhältnissen unserer Erde begründet ist, und bey dieser Gelegenheit einer Classe von Mitteln erwähnt, die vorzugsweise gleichförmige Vertheilung der Sensibilität zu bewirken scheinen. So verschiedenartig diese Mittel an sich auch sind: so wird doch kein praktischer Arzt leugnen können, dass bey ihrem Gebrauch eine gemeinsame Wirkung, der gedachten ähnlich, zu bemerken sey, die zwar gewiss ihrem Princip nach höchst verschieden ist, eben jener Analogie wegen aber nicht bloss einer a priorischen Sichtung, sondern auch einer fortgesetzten, empirischen Prüfung in Krankheiten, würdig ist. Der Vf. rechnet hieher, ausser dem Magnetismus und der Elektricität, noch einige Metallkalke, nämlich Zink- und Wismuth-Kalk, Kupfer-Ammoniak, Bleyessig und Silbersalpeter, ferner aus dem Pflanzenreiche einige schon mit deutlicher, reizender Eigenschaft versehene Mittel, die *Valeriana, Raute, Assa foedita*, ferner den *Moschus, das flüchtige Alkali u. s. w.* — Wir können die hier nöthige Sichtung keineswegs an diesem Orte versuchen, und wollen nur bemerken, dass, hinsichtlich der gedachten Metallkalke, der Vf. in dieser Schrift selbst schon eine Andeutung ihrer Wirkungsweise versucht habe, der er hier untreu geworden zu seyn scheint, eben so, wie er sich diesen Fehler auch darin zu Schulden kommen lässt, dass in dem gegenwärtigen Abschnitte das Op. zuweilen als Sensibilitätsgift einer höheren Stufe auftreten muss, als diejenige ist, die ihm früher mit Beystimmung der Erfahrung angewiesen wurde.

Nachdem der Vf. zuletzt noch die Ursachen der Sensibilitätskrankheiten unter einige allgemeine Gesichtspuncte gebracht hat, äussert er noch die Vermuthung, mit der auch wir unsere Betrachtung dieses Abschnitts schliessen wollen: dass diese Bedingungen vielleicht unter zwey zusammenfallen, nämlich unter die des chemischen- und des polarisirenden Einflusses der Aussen- und Innen-Welt des Organismus auf die Sensibilität, und dass eine höhere Physik auch diese beiden Gesichtspuncte wieder unter einen höheren vereinigen werde. — Der zweyte Abschnitt: *Von der krankhaften Schwäche der Bewegungsthätigkeit, oder der Contractilitäts-Äusserungen*, ist mehr in systematischem Geiste behandelt, als der vorhergehende, und von allgemeinen Gesetzen für die Erscheinungen der Contractilitätsthätigkeit eingeleitet. Er ist daher weniger eines Auszugs fähig, und enthält zudem einen so gedrängten Vorrath von Erfahrungs-Belegen, dass er schlechterdings ganz im Zusammenhange gelesen werden muss. Das Gesetz des umgekehrten Wechselverhältnisses zwischen der Sensibilitäts- und Contractions-Thätigkeit in den der Contraction fähigen Organen, insofern von Reizungsbewegungen die Rede ist, gewinnt ein polarisches Schema in doppelter Ansicht, je nachdem auf der einen Seite die überwiegende *Sensibilität* Leichtigkeit der Contraction mit geringer Energie, auf der anderen die überwiegende *Contractilität* schwere Erregung mit Neigung zu Contractionsäusserungen *ohne äusseren Reiz*, (unabhängig von allem Reizverhältnisse), bewirkt. Die letzte Ansicht der reizlosen Bewegungen der contractilen Organe bildet die eigenthümliche Seite dieses Abschnitts, und wird von dem Vf. mit vielem Scharfsinn, wiewohl nicht immer ganz glücklich, vertheidigt. Der Grund des Widerspruchs scheint jedoch nur allein darin zu liegen, dass der Begriff äusserer Reize oft da eingemischt wird, wo das vermittelte Verhältniss schon

fo weit geftört ift, dafs in dem Conflicte der Organe ein inneres, unmittelbares Reizverhältnifs hervorzutreten beginnt, welches, wie der Vf. durch manche angezogene Erfahrungsfätze fehr fchön darthut, im normalen Zuftande allerdings vorbereitet ift, oder vielmehr in der Continuität gegenfeitig gehaltener Spannung beftändig exiftirt, aber, eben der Continuität der Spannung wegen, nicht zur Erfcheinung gelangt, bis der vermittelnde Factor des Lebens die Gleichung aufhebt, oder durch fein Herabfinken bis auf einen gewiffen Grad das Hervorbrechen eines *äufserlichen* Verhältniffes im *Innern* geftattet.

Wenn vielleicht in dem Theile, welcher von der directen Contractilitätsfchwäche handelt, zu viele Rückficht auf das rein-chemifche Verhalten mehrerer Stoffe des organifchen Körpers, befonders auf die Wirkungen des Sauerftoffs, und deffen Verbindung mit dem Cruor genommen zu feyn fcheint: fo wird diefe fcheinbare Einfeitigkeit einer theoretifchen Anfichtreichlich durch eine umfaffende Aufzählung und Anordnung der hieher gehörigen Erfahrungen erfetzt, und Veranlaffung zu mancher wichtigen Vergleichung und weiteren Folgerung gegeben. — Unter die eigentlichen Irritabilitätsgifte rechnet der Vf. S. 202 nur das Vipern- und Ticunna-Gift, die Hydrothion-Säure, und vielleicht die Salpeterluft. Die Wirkungen der Queckfilberkalke und des Arfeniks find fchon mehr zufammengefetzt, in ihren Endrefultaten aber hieher zu beziehen. — Der Satz: „dafs jedes Bewegungsorgan den ifolirten Apparat der Reproducibilität feiner Bewegfähigkeit enthält" (S. 20), läfst fich wohl nur unter gröfseren Einfchränkungen behaupten, als ihm der Vf. hier zuzugeftehen fcheint. Treffender ift die Claffe der Krankheiten von *relativ* (durch innormale Erhöhung der Senfibilität) verminderter Contractilität dargeftellt. Wenn hier eine neu unterfchiedene Art des Herpes bey Weibern, den Rec. gleichfalls beobachtet und in allen Stücken mit des Vfs. Schilderung übereinftimmend gefunden hat (in einem Falle, wo alle Mittel fruchtlos gewefen waren, verlor er fich fchnell und ohne alle nachtheilige Folgen während der erften 14 Tage der Ehe), — die Achores, die flechtenartigen Fufsgefchwüre beym *Morbus niger* und einige Arten des nicht venerifchen weifsen Fluffes bey Hyfterifchen, parallelifirt werden: fo mag diefs nur dem auffallen, der in feiner Beobachtung diefer Erfcheinungen blofs bey der Oberfläche ftehen geblieben ift. Eine nähere, felbft mit Zuziehung chemifcher Reagentien, verfuchte Prüfung der in allen diefen Fällen ausgefchiedenen Stoffe, wird ficher jeden auf eine bedeutende Ähnlichkeit ihres Urfächlichen hinführen. 3ter *Abfchnitt. Von der krankhaften Schwäche der Bildungsthätigkeit oder der Productivitätsäufserungen.* — Unftreitig der reichhaltigfte und vorzüglichfte der ganzen Schrift. Überall blickt der würdige Schüler *Kielmeiers* hervor, wenn auch nicht des Vfs. eigene Erwähnung in der Anmerkung S. 232 darauf aufmerkfam machte. Zur Beftätigung der Annahme eines zweyfachen Weges der Reproduction, nämlich der *Nerven*, als Organ der Reproduction der Senfibilitäts- und Contractilitäts-Organe, und des *Gefäfssyftems*, als Organ der Reproduction der jenen zum Gerüfte dienenden todten (?) Maffe, werden hier vortreffliche Beobachtungen, befonders von Mifsgeburten mit überzähligen Theilen hergenommen, aufgeführt, und eben daher eine ganze Reihe zufammenftimmender Beyfpiele abgeleitet, die, in Übereinftimmung mit anderen, an vollkommenen Organismen zu machenden Beobachtungen, den Satz begründen und beftätigen helfen: „die Bildungserfcheinungen find nicht aus den blofsen Senfibilitäts- und Contractilitäts-Äufserungen der abfondernden Organe erklärlich (wiewohl bey jeder Bildung folche Äufserungen vorkommen), fondern fie können nur aus einem, von jenen Äufserungen verfchiedenen Einfluffe diefer Organe auf die durch diefelben abgefchiedenen Flüffigkeiten begriffen werden, der wahrfcheinlich fchon bey dem Proceffe der Secretion felbft, noch weit mehr aber bey dem der Formung und Anlagerung des Secernirten (nach Gefetzen der organifchen Polarität) thätig ift." — Doch hier ift nichts auszuziehen. Man mufs diefen ganzen Abfchnitt im Zufammenhange lefen und durchdenken, wozu wir jeden auffodern, der, nicht ohne Ideen, die Natur zu beobachten verfteht. — Dadurch, dafs erwiefen ift, es laffe fich der Act der Bildung (der Abtrennung des Heterogenen aus den aufgenommenen Affimilationsftoffen und Anbildung des Homogenen in die entfprechenden, feften Formen) aus der blofsen Action der Senfibilität und Contractilität, als folchen, auf diefe Stoffe nicht begreifen, folgt keineswegs, dafs nicht die Bildungsproceffe nur ein anderer Ausdruck *derfelben* Thätigkeit feyen, die fich auf einer anderen Stufe als Senfibilitäts- und Irritabilitäts-Action zeigt. Eine Menge von Erfcheinungen in der organifchen Natur weifst in der That darauf hin, dafs daffelbe Subftrat, diefelbe Action, die, nach Aufsen reflectirt, als Senfibilität erfcheint, in ihrer Richtung nach Innen, Princip der Reproduction feyn dürfte. Da wir aber, auch wenn diefe Annahme als bewiefen vorauszufetzen wäre, über die *Art* der Action diefer Thätigkeit bey dem Bildungsproceffe noch ganz im Dunkeln find: fo können wir auch, wenn von Schwäche der reproductiven Thätigkeiten die Rede feyn foll, keine Claffification der Arten derfelben, nach den Kräften, durch welche fie wirklich werden, verfuchen, fondern müffen uns mit einer Gruppirung derfelben nach äufseren, empirifchen Merkmalen begnügen, um von diefen Standpuncten aus den Urfachen diefer Erfcheinungen, fo weit es thunlich ift, nachzufpüren. Zu diefem Zweck ift die Abtheilung der Bildungserfcheinungen in *Ernährung* und *Wachsthum*, *Wiedererzeugung* und neue *Anbildung* und *Abfcheidung der Excretionsftoffe* vollkommen brauchbar, und wird von dem Vf. der weiteren, fehr ausführlichen Darftellung aller hieher einfchlagenden Schwächezuftände zum Grunde gelegt. Unter den Krankheiten der Nutritionsfchwäche vom

verminderter Contractilität des Lymphsystems, auf derjenigen Stufe, wo diese verminderte Contractilität schon Anhäufungen der Lymphe und örtliche abnorme Ausdehnung zur Folge gehabt hat, wird der ausgebildeten Skrofelkrankheit und derjenigen Art der Abzehrung, die mit der Entstehung lymphatischer Geschwülste verbunden, und, besonders durch unvorsichtiges Öffnen derselben, oft tödtlich ist, auf eine vortreffliche Art Erwähnung gethan. Der Vf. schliesst *daraus*, dass bey der letztgenannten Krankheit die gedachten Geschwülste sich meistens auf dem Rücken oder zu beiden Seiten des Thorax befinden, auf einen unmittelbareren Zusammenhang derselben mit dem *Ductus thoracicus*. In der Leiche eines Knaben fand er mehrere strickförmige Streifen von geronnener Lymphe, die sich von der Wirbelsäule des Brustkastens an, zwischen den Rippenmuskeln hindurch, bis in einen, aussen an der Brust befindlichen, zum Theil noch mit geronnener Lymphe gefüllten Abscess zogen. — Die Wirksamkeit der salzsauren Schwererde in der Skrofelkrankheit ist wohl durch neuere Erfahrungen zu sehr angefochten worden, als dass ihre Aufzählung unter den Mitteln gegen dieses Übel nicht wenigstens ein Fragezeichen verdient hätte.

Bey der Lehre von den phthysischen Krankheiten und ihrem Ausgange durch *Colliquation* könnte vielleicht das chemische Verhältniss des Sauerstoffes, der, in seiner Combination mit den Säften, ihre Concrescibilität bedingen soll, zu hoch angeschlagen scheinen. Man lese aber die ganze Folge der aufgestellten ätiologischen Sätze und achte auf ihr consequentes Ineinandergreifen zur Charakteristik einer Summe different scheinender Krankheiten, und man wird sich gewiss hingezogen fühlen, unter dem Bilde einer höheren Realität nachzuspüren. — Über die Harnruhr stehen hier einige vortreffliche Bemerkungen. Anhäufung des Combustibeln in der Säfte-Masse liegt auch hier, wie allen Colliquationen, zum Grunde. Der Nutzen des hydrothionsauren Ammoniaks beweisst nichts für die angenommene allgemeine Oxydation der Säfte in dieser Krankheit. Man übersieht bey diesem Mittel den Stickstoffgehalt des Ammoniaks, und beachtet nicht, dass gerade ein Missverhältniss an diesem Stoffe mit der ausgebildeten Krankheit sich bemerklich macht. Es fragt sich ferner, ob nicht der Schwefel, der sich wahrscheinlich schon im Magen abscheidet, die Säfte vielmehr *deshydrogenisire*, statt sie, nach der Voraussetzung, zu *desoxydiren*. Dafür spricht unter anderen der Geruch der Ausdünstung beym Gebrauch des Schwefels nach hepatischem Gase, nicht aber nach schweflicher Säure. Der Begriff der Zeugung, als anderer Zweig der Bildungsthätigkeit, wird §. 93 so erweitert, dass darunter nicht bloss die *Bildung* eines *neuen Individui*, sondern auch manche Acte der Bildungsthätigkeit kurz nach der Entstehung des Foetus im Uterus, und kurz nach der Geburt, dann bey der Zahnentwicklung und dem Eintritte der Pubertät, begriffen werden. Die Vermuthung, dass in dem Zeugungsacte nur wenige Organe ursprünglich *vorgebildet*, und diesen alle übrigen in der Folge, durch polarisirende Actionen, weiter *angebildet* werden, verwahrscheinlicht eine schöne Zusammenstellung von Beobachtungen, die zum Theil mit früher aufgeführten zu vergleichen sind. Es zeigt sich als Gesetz, dass in allen Fällen monströser Geburten kein der Peripherie näher liegendes Organ oder Theil vollkommen ausgebildet ist, während das seine Verbindung mit dem Ganzen im natürlichen Zustande vermittelnde gänzlich fehlt, und jenes Organ also auf einem noch mehr centralen Theile, als seiner Wurzel, aufsässe. — Unter den Krankheiten der eigentlichen reproductiven Bildungsthätigkeit im engeren Sinne, enthält besonders die Lehre von der syphilitischen Krankheit schätzbare praktische Winke. Rec. war in der Heilung der allgemeinen Lustseuche, bey dem Verschwinden bestimmter, örtlicher Zufälle nicht eher glücklich, als bis er den Gebrauch des Mercurs in solchen Fällen gänzlich aufzugeben und bis zur Erhebung der Bildungsthätigkeit und dem neuen Sichtbarwerden der örtlichen Geschwüre u. s. w. China mit Op. zu reichen lernte. Kamen mit der Reconvalescens keine örtlichen Zufälle zurück: so unterblieb die Anwendung des Mercurs, ohne dass Recidive erfolgten. Oft war die Quantität des Anfangs gegebenen Mercurs so gering, dass man ihm kaum die Heilung der Krankheit zuschreiben, und lieber die Fähigkeit des Organismus, das venerische Gift durch *veränderte Richtung* seiner productiven Thätigkeit zu modificiren, und gleichsam auf andere Systeme zu reflectiren, annehmen möchte, wodurch es einer Tilgung durch *allgemeinere* Potenzen fähig würde. Das Resultat des *4ten Abschnitts*, *von der krankhaften Schwäche der sensoriellen Thätigkeit oder der Äusserungen des Seelenorgans*, welcher übrigens eine sehr treffende Vergleichung der Hauptactionen des niederen Seelenorgans mit den Functionen des vegetativen Organismus, als höherer Potenzen der letzteren, enthält, ist mit musterhafter Wahrheitsliebe ausgedrückt. (§. 115) — Das *zweyte Capitel*, *von der allgemeinen Schwäche der Lebensäusserungen*, liefert, wie sich aus der Art der bis dahin geführten, besonderen Untersuchung schon erwarten liess, sehr von der bisherigen Ansicht abweichende Resultate. Der Begriff von örtlicher Krankheit wird schärfer von dem der allgemeinen abgesondert, und zugleich enger als bisher eingeschränkt. Eben so wird die Unbestimmtheit des Begriffs vom allgemeiner Schwäche, und die Nothwendigkeit, die Relativität und die gegenseitigen Übergänge der Formen örtlicher und allgemeiner Schwäche stets vor Augen zu behalten, lebhaft versinnlicht. Allgemeine Schwäche im engeren Sinn, kann nur auf empirische Weise durch „die verminderte Energie aller Äusserungen des Lebens, und die Zerstörung der in ihnen begründeten Fähigkeit des Organismus, seine Integrität im Conflict mit der äusseren Natur zu behaupten,“ begriffen werden. Die allgemeine Schwäche führt jederzeit (ihrer Tendenz nach) direct zum Tode,

und wenn der Vf. von der Heilung des Todes, als Erscheinung, spricht: so kann er darunter nur entweder diejenige Form der Störung der Thätigkeitsverhältnisse, nach welcher die unmäfsige Steigerung des einen oder des anderen Factors, in zu raschem Fortschritte, das sichtbare Hervortreten der ihr folgenden allgemeinen Schwäche verdunkelt, oder den höchsten Grad der allgemeinen Schwäche selbst verstehen. — Dafs die allgemeine Schwäche nach diesem Begriffe nie primitiv als Krankheit existirt, sondern durch die Fortbildung der besonderen Schwäche, entweder *direct*, mittelst ursprünglicher Schwäche der Reproduction (wenn es eine solche geben kann) oder durch *mittelbare* Schwächung derselben auf höheren Stufen der Sensibilitäts- und Irritabilitäts-Schwäche, aus dieser erst entsteht, — dafs folglich der Begriff der allgemeinen Schwäche für sich, weder als leitendes Princip der Heilkunde, noch als Classificationsgrund einer bestimmten Classe von Heilmitteln, dienen kann, — dafs die allgemeine Schwäche meistens nur die letzte Determination der Krankheit andeutet, aber keineswegs jede allgemeine Krankheit mit dem Charakter der Schwäche, Krankheit allgemeiner Schwäche seyn soll, — diese und mehrere aus der hier geführten Untersuchung abgeleitete Folgerungen können vielleicht, in ihrem Anstofse gegen die Einseitigkeit und Voreiligkeit unserer Theorieen, den Schein der Paradoxie gewinnen, und mancherley Ärger und Zwist erregen; wer aber defshalb den Vf. einer „*regressiven Tendenz*" beschuldigen wollte, würde mit dieser Beschuldigung nur die übelversteckte Blöfse seiner eigenen Urtheilskraft enthüllen.

In dem männlichen, gleichförmig und in geschlossenen Perioden fortschreitenden Styl machen einige wenige schwäbische Provincialismen, unter denen *angeditten* statt *angedeutet* am grellsten hervorsticht, eine um so störendere Wirkung.

** s.

Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch der physischen Selbstkenntniss für Jünglinge gebildeter Stände* von D. L. G. L. *Wildberg*, herzogl. meklenb. strel. Hofrathe, Stadt- und Districts-Physicus und. prakt. Arzte zu Neustrelitz u. s. w. 1807. XII u. 468 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Für ein Buch, welches nicht für die Wissenschaft, sondern für Jünglinge oder vielmehr für Knaben geschrieben ist, giebt es keine Kritik über die Gegenstände selbst, sondern nur über die Art, wie sie vorgetragen sind. Es würde sehr am unrechten Orte seyn, hier über die Wahrheit der physiologischen, psychologischen und anthropologischen Sätze zu reden, da überhaupt dem nicht zum Fache gehörenden Publicum nie die Quellen, sondern immer nur die Resultate mitgetheilt werden können, wenn nicht Misverstand oder abergläubischer Misbrauch die Frucht eines solchen unbesonnenen Auskramens seyn sollen. Die Bearbeitung einer solchen Schrift fodert daher vollkommene Klarheit des Gegenstandes sowohl, als auch seines Verhältnisses zum Publicum, und ein eigenthümliches Talent, dieses Erkennen in der Darstellung gleichförmig niederzulegen. Von allem hat der Vf. vortreffliche Beweise gegeben, und wenn von der Brauchbarkeit des Buches für Eltern und Erzieher geredet werden soll: so kann man nicht anders, als es empfehlen — nicht als ein vollendetes, aber doch als ein brauchbares Buch. Zu solchen Schriften ist dem Vf. etwas zuviel von der disciplinarischen Methode des Faches, wie es gelehrt getrieben wird, zurückgeblieben. Eine Kenntnifs der anatomischen Theile für Jünglinge mufs nur im Contexte der physiologischen u. s. w. Resultate, und da nur als zufällig auftreten, und darf nicht, wie hier geschieht, isolirt und knöchern vorausgeschickt werden, als wenn die gebildeten Jünglinge alle Mediciner werden sollten. Die geistlose Anatomie ist ein Skelet, an dem der Knabe nichts sieht und sehen will, und wovon der Erzieher nichts versteht. Übrigens ist die anatomische Abtheilung gut behandelt. Zweckmäfsiger ist der physiologische, psychologische und anthropologische Theil, wenn man es so nennen will. Es herrscht darin Ordnung und Deutlichkeit, wie denn durchgehends der Vf. eine sehr verständige Philosophie erblicken läfst, so wie sie jeder Ehrenmann zu haben pflegt; nur findet er noch zuviel Zufriedenheit in den leeren logischen Definitionsformeln, gewöhnlich im kantischen Style, z. B. von Organisation, Schlafen, Wachen, Träumen u. s. w., und in einer gewissen Vernachlässigung der Chemie. Destoweniger ist es die Literatur, welche vortrefflich angegeben ist — aber wozu in einem solchen Buche? Dessen ungeachtet könnte das Buch, einzelne Entdeckungen abgerechnet, vor mehr als 10 Jahren geschrieben seyn; was jedoch nicht zu tadeln ist, da das seitdem in diesen Fächern Entstandene nicht für Knaben pafst. Die Anordnung des Buches ist übrigens folgende. Die Einleitung enthält etwas über todte und belebte Naturkörper, über den Unterschied der Pflanzen und Thiere, und des Menschen, wobey das Bekannte, also nichts, jedoch genug für Dilettanten, gesagt ist. Am Ende werden wohl alle gepriesenen Unterschiede des Menschen vom Thiere den einzigen müssen gelten lassen, dafs er durch eine combinatorische Production von äufsern Schlüsseln sein Inneres aufzuschliessen und mitzutheilen im Stande ist. — Auf die kurze Einleitung folgt die *Anatomie*, dann die zweyte Abtheilung *von den Kräften und Verrichtungen des physischen Menschen*, oder die Physiologie. Hierauf die dritte Abtheilung *von dem physischen Menschen nach seiner Vereinigung* mit der Seele betrachtet. — Vierte Abtheilung: *Von dem physischen Menschen nach seinen Verhältnissen zur äusseren Natur.* — Fünfte Abtheilung: *Von dem physischen Menschen nach seinem verschiedenen Lebensalter.* Nirgends wird Vollständigkeit vermifst. Ein Register ist beygegeben.

O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 MAY, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London: *An Essay on the principle of Population, or a view of its past and present effects on human happiness, with an Enquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils, which it occasions*, by *T. R. Malthus*, A. M. late Fellow of Jesus College, cambridge. Third Edition in two Voll. 505 u. 559 S. 8.

Überfetzt unter dem Titel:

Altona, b. Hammerich: *Verfuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung.* Von *T. R. Malthus.* Aus dem Englifchen von Dr. *F. H. Hegewifch.* 1807. Erfter Th. XVI u. 368 S. Zweyter Th. VIII u. 358 S. 8. (2 Thlr 16 Gr.)

Freunde der Menfchenfamilie, in deren Gemüth durch höhere Ahnungen, durch Refultate der Gefchichte, der erquickende Glaube an fchönere Perioden lebendig erhalten wird, wenden in ftiller Trauer das Auge von dem Abftande zwifchen dem veredelten *Privat*-Rechte und dem verwilderten *öffentlichen* der neueften Zeit. Weniger Mäfsigung herrfcht bey Wahrnehmung des Widerfpruchs zwifchen *Privat*- und *öffentlicher* Wirthfchaft: jene, der Landbau, die Fabrication, der Grofshandel, nach helleren Einfichten betrieben, mit Verbefferungen, Hülfsmitteln, des Zeitalters würdig; diefe, die Beftimmung der öffentlichen Leiftungen, die Auffícht über das Ganze des Gewerbes, über den Wohlftand des Volks, häufig Männern ohne theoretifche Kenntniffe, ohne praktifches Talent, anvertraut, Tabellenmeiftern, Actenfabricanten, blofsem Gefinde, zum Kanzley- und Seffions-Dienfte abgerichtet. Gerechter Unwille äufsert fich laut, wenn Männer in dem geweihten Berufe als Bevollmächtigte eines thätigen, aufgeklärten Volks erblickt werden, die auf jede andere Weife zur Würde gelangt find, nur nicht durch Qualification. Aufser dem Elende, das im Gefolge des Kriegs über Norddeutfchland gekommen ift, find alte Gebrechen fühlbarer geworden. Die Laft der Kriegscontribution follte vertheilt werden. Das Gefchäft war in der Werkftatt noch nicht vorgekommen. Welche Verlegenheit, Inconfequenz; wie empörende Mifsgriffe! — Es fehlt nicht an Staatsbeamten, die mit dem Zeitalter Schritt halten, die, mit Geifteskraft und theoretifchen Schätzen ausgerüftet, das Ruder zu führen berechtigt wären. Aber, fo will es das Schickfal, die alten Prakticanten haben die Meinung für fich, imponiren. Mit belebenden Lichtftrahlen wechfelt häufige Finfternifs. Himmlifcher Edelmuth liebenswürdiger Fürften ift dann ohne Wirkung. Vermag die Sonne durch Nebel der Novembertage zu dringen? Welche taufend Exiftenzen werden nicht felten das Opfer der Unkunde oberer Finanzbeamten, die, ohne Begriff von dem Wefen des dauerhaften, foliden Nationalwohlftandes, ohne Rückficht auf Localitäten, Eigenthümlichkeiten, den natürlichen Bewegungen des Gewerbes gewaltfame Richtungen geben! Sie gedenken das Vaterland reich und mächtig zu machen; aber fie halten die Wirkungen der Staatskraft für die Urfache, ergreifen zuerft die Glieder, mit denen die Kette des Nationalgewerbes am natürlichften endet. Sie erkünfteln Fabrikwefen, Bevölkerung, Geldumlauf; mit Einfeitigkeit, vorgefafster Meinung für ftädtifches Gewerbe, begünftigen fie daffelbe mit Freyheiten. An die Bafis denken fie nicht, die dem Kunftfleifse, wo nicht nothwendig unterliegt, nicht überall unterliegen kann, doch am ficherften und natürlichften zur Grundlage dient: höhere Nutzung des Grundes und Bodens, um möglichft im Lande felbft, auf äufserfte Fälle, Nahrung für die wachfende Volksmenge in den Fabriken zu gewinnen. Erzeugt das Land in mittleren Jahren den nöthigen Vorrath, ift daher Einfuhr nicht für immer eingerichtet; liegt daffelbe nicht in der Nähe kornreicher Provinzen; fteht es mit folchen nicht in Waffer-Communication, oder hat es keine Marine, um dem Blokadefyftem zu trotzen, einer von den Barbareyen der Zeit: fo verfchmachtet in Jahren des Mangels und der Theurung das Volk in Fabrikftädten; Hunger und Elend zerftören das precaire Dafeyn der Verlaffenen.

Hier tritt ein Engländer auf, der eine Hauptangelegenheit der Völker nachdrücklich zur Sprache bringt: *das Verhältnifs der Volkszahl zur Maffe der Nahrungsmittel.* Ein fcharfer Denker im öffentlichen Haushalt; fo tief und erfchöpfend im Unterfuchen, als verftändlich, popular, im Darftellen. In jenem ift Hr. *M.* den grofsen Vorgängern *Stewart* und *Smith* faft an die Seite zu ftellen, in diefem hat er den Vorzug. Der Mann ift nicht fo kalt, wie ihn manche feiner Lefer in der Heimath befchuldigt haben. Er ift gerührt von dem Elende des Volks in grofsen Städten, in volkreichen Fabrikorten. Minderung der Noth ift die Aufgabe, die fein rühmlicher Eifer zu löfen unternimmt. Ein ftrenger Reformator, der die Syfteme über Volksvermehrung umwirft, die unfere wohlmeinenden politifchen Schriftfteller, ein *Sonnenfels*, *Herrenfchwand*, *Fa-*

bricius, aufgeführt haben; der ohne Schonung die Altäre unserer Frömmigkeit niederreisst, die Einrichtungen unserer Armenfreunde als vergeblich vorstellt. Was unter anderen in Deutschland wohlwollende Männer, ein *Rochow*, *Nostiz*, *Wagemann*, *Vogkt*, Graf *Spauer*, Graf *Kuefstein*, viele andere, zur Verbesserung des Zustandes der Armen vorgeschlagen, mit edler Aufopferung ausgeführt haben, das würde als fruchtlos, ja verderblich, erscheinen, bewährten sich durchaus die Resultate des kühnen Zergliederers. Seine Lehre ist überraschend, erschreckend. Seine Rede ist nüchtern, abfertigend, schneidend: „anmaſsende, ungereimte Verordnung der Königin Elisabeth; — Gedanke eines Tollhäuslers; — das zermalmende Gewicht unseres Argumentes; — Irrlehren über Volksvermehrung, in barbarischen Zeitaltern erzeugt, — suspendirte Urtheilskraft, deraisonniren, absurd:" II. 74. 123. 134. 140. 332. — Er verachtet speculative Philosophie, II. 14. — Seine Seele ist eingeengt in die Schranken der Gegenwart; ihm ward nicht der hohe Adel des Glaubens an Besserwerden, der über scheinbare Rückfälle in Barbarey beruhigt, aus dem Kerker eines vorübergehenden Despotismus errettet, II. 7. 351. 352. — Wäre aber der auffallende Mann Herold einer souveränen politischen Wahrheit, wir müſsten dieſs alles übersehn. Unsere Leser müssen den wesentlichen Inhalt der merkwürdigen Schrift kennen lernen. Mit der gröſsten Deutlichkeit zwar, doch nicht in der besten Anordnung, trägt der Vf. sein System vor. Wir haben uns aus dem wichtigen Buche ein Studium gemacht. Zum Behufe der leichteren Übersicht für die Leser dieser Anzeige lösen wir das Werk in die Hauptbestandtheile auf, und ordnen dieselben, wie sie uns am natürlichsten, dem Inhalte nach, aus und nach einander zu folgen scheinen. Wir enthalten uns dabey aller Bemerkungen, damit zuvörderst der Vf. ohne Unterbrechung gehört werde.

I. Bedingung der Volksvermehrung, Wesen des Nationalwohlstandes. Die Zeugungskraft des Menschengeschlechts ist unendlich, aber die hervorbringende Kraft der Erde beschränkt. Lieſsen alle zeugungsfähige Menschen dem Naturtriebe ungehemmten Lauf, ohne Rücksicht auf Ernährung der Kinder, und wäre diesen allen das Leben zu erhalten: so würde die Bevölkerung in geometrischer Proportion zunehmen, sie würde sich alle 25 Jahre verdoppeln; keiner menschlichen Industrie würde es möglich seyn, hinreichende Nahrung für die unverhältniſsmäſsige Zahl der Hungrigen zu schaffen. Noth und Elend, eben damit Laster, müſsten eintreten. Sie greifen wirklich unter jeder Nation in dem Maſse um sich, als die Ergiebigkeit des Bodens, der Vorrath an Nahrung, der Volkszahl nicht mehr angemessen ist. Der unüberwindliche Mangel verursacht groſse Sterblichkeit. Aufmunterungen zur Ehe, ohne gleichmäſsige Vermehrung des Vorraths an Lebensmitteln, sind Beförderungen der Todesfälle. Das Zurückbleiben der Masse des Speisebedarfs hinter der Zahl der Competenten, diese Hauptursache der Vertheurung der Lebensmittel, hält bey Vielen den Ausbruch des Naturtriebes zurück, hemmt dadurch am stärksten die vorauseilende Bevölkerung. Andere Mittel der Hemmung sind: ungesunde Beschäftigungen, schwere Arbeiten, Mangel, schlechte Behandlung der Kinder, groſse Städte, Ausschweifungen, Krieg, Seuchen: lauter Beförderungen der Sterblichkeit; endlich Auswanderungen: I. 5—25. 252. II. 324. 331. 332. 334. — Wesentliche Bedingung der Volksvermehrung ist demnach die Vermehrung der Naturproducte des Landes; in dem *richtigen Verhältnisse der letzteren zu der Zahl der Verzehrer* besteht das Wesen der Nationalwohlfahrt. In Staaten, wo lauter gröſsere Portionen der Ländereyen bestehen, ist Kunstfleiſs vortheilhaft, nothwendig, damit eine stärkere Menschenzahl unterhalten werde. In solchen aber, wo das Land in kleinere Loose zerschnitten ist, kann starke Bevölkerung ohne Manufacturen Statt haben. I. 176. Es ist nachtheilig für die wahrhafte Nationalwohlfahrt, wenn Capitalien, die noch auf den Landbau verwandt werden könnten, im Handel und Manufacturwesen belegt werden; die Folge ist, daſs bey weitem mehr Menschen von bedingten Erwerbszweigen ihren Unterhalt erwarten, als von dem unbedingten. In England ist dieses Miſsverhältniſs so hoch gestiegen, daſs kaum der fünfte Theil der Bewohner mit der Landwirthschaft beschäftigt ist. So unleugbar es ist, daſs Kunstfleiſs und Handel den Landbau befördern, so unverkennbar ist im Gegentheil, daſs sie, zu einer gewissen Höhe gelangt, von entgegengesetzter Wirkung sind, weil sie dem Ackerbau Capitalien entziehn, und eine bedenkliche Volksvermehrung begünstigen. In England ist der blendende Handel und Fabrikfleiſs nicht sowohl *Ursache* des Nationalreichthums, als vielmehr *Wirkung*. Der auſserordentliche Überschuſs an Landesproducten macht die Existenz eines Heeres von Manufacturisten, Schiffsvolke, Kaufleuten, Renteniern möglich. Aber das Verhältniſs ist verrückt. Schon reichen die groſsen Bestände nicht mehr hin, die übergroſse Volksmenge zu nähren; es muſs Getreide vom Auslande eingeführt werden. Um das Verhältniſs herzustellen, und Englands Blüthe zu erhalten, müssen dem Landbau mehr Capitalien zugewandt, und dieser so hoch cultivirt, der Überfluſs an Früchten so vermehrt werden, daſs England zu den kornausführenden Ländern gehört. II. 100—114.

II. Arbeitslohn. Theurung der Lebensmittel. — Mag das Wesen des Nationalreichthums, nach *Smith*, in den Inbegriff des Ertrags der Landwirthschaft und des Kunstfleiſses gesetzt werden, II. 85, oder nach den Ökonomisten, bloſs in den reinen Überschuſs an Naturproducten, nach Versorgung der Ackerleute, II. 96: es ist unläugbar, daſs der reine Überschuſs an Naturproducten das Urcapital sey, womit, nach Versorgung der Landleute, alle übrigen, nicht Landwirthschaft treibenden Bewohner (die Sterilen in der Sprache der Physiokraten) für ihre Arbeit bezahlt werden: II. 97. 98. 104. Jedes andere Capital wird den Unterhalt einer gröſseren Volkszahl nur mög-

lich machen, wenn es realisirbar ist, d. h. gegen jenes Realcapital umgesetzt werden kann, also, wenn demselben die Summe der einheimischen Naturproducte entspricht: II. 85. 98. Arbeitslohn ist demnach die Quantität der Lebensmittel, die der (sterile) Arbeiter mittelbar (durch das Medium des Geldes) für seine Anstrengung erhält. Je mehr Naturproducte für eine gewisse, als Lohn der Arbeit gezahlte, Metallsumme einzutauschen sind, desto grösser der Arbeitslohn. Bleibt der in Gelde ausgedrückte Nominalwerth (der Preis) der Arbeit unverändert, aber das Getreide wird theurer: so ist das eine Verringerung des Arbeitslohns, da nun weniger vom Real - Urcapital für dasselbe Geld eingetauscht werden kann: II. 63. 65. 67. 70. 85—87. 92. 97. 106. 108. — Theurung der Lebensmittel, und eben damit Verminderung des Arbeitslohns, entsteht, ausser dem Miswachse, allein durch verstärkte Concurrenz der Käufer: wenn entweder die Volkszahl sich unverhältnissmässig vermehrt, oder die Armen, durch Vertheilung gesetzlicher Armen-Gelder, in den Stand gesetzt werden, auf dem Markte zu concurriren: II. 67. 68.

III. *Mittel gegen die Armuth.* 1) Spätes und beschränktes Heirathen; Verringerung der Geburten. Niemand soll eher in den Ehestand treten, bis er sichere Aussicht zur Ernährung der Kinder hat, und bis dahin soll er keusch leben: II. 158 ff. 173. 174. 305. 309. Dem gemeinen Manne muss diess eindrücklich gemacht, er muss aufgeklärt werden über das richtige Verhältniss der Volkszahl zur Masse der Nahrungsmittel, über den Ursprung des meisten Elendes aus Überbevölkerung. In den Volksschulen müssen der Jugend richtige Begriffe über jenes Verhältniss beygebracht werden. Die öffentlichen Autoritäten sollen dem Volke einschärfen, dass jeder Vater die Pflicht auf sich habe, seine Kinder selbst zu ernähren, ohne Almosen zu erwarten; dass den Armen kein Recht zustehe, solche zu fordern. Dadurch werden sich viele vom Heirathen abschrecken lassen: II. 171 ff. 225 ff. 250. 334. 343. Das Vorurtheil muss ausgerottet werden, dass jeder die Pflicht auf sich habe, der Gesellschaft Kinder zu hinterlassen; alte Jungfer muss kein Spottname mehr seyn: II. 205. Wer spät oder gar nicht heirathet, trägt nichts zur Verminderung der Bevölkerung bey, wohl aber zur Verminderung der frühen Sterblichkeit: I. 292. Am wenigsten müssen Aufmunterungen zum Heirathen an das Volk ergehen, Erleichterungen der Ehen angeordnet werden: II. 270. Ohne Verringerung der Geburten ist keine dauerhafte Verbesserung des Zustandes der unteren Volksclasse möglich: II. 330. Das wahre Kriterion des öffentlichen Wohls und der Güte der Regierung ist nicht in das grössere Verhältniss der Gebornen, sondern in das geringere derer zu setzen, die, aus Mangel und Elend, unterhalb der Jahre der Mannbarkeit sterben: II. 339. — 2) Abschaffung aller gesetzlichen, regelmässigen Unterstützung der Armen. Durch die Hoffnung auf dieselben wird der gemeine Mann zum Heirathen verleitet; die Zahl der Armen nimmt zu: II. 69. 204. Die englische Armen-Ordnung hat keine anderen Folgen, als: die Armuth zu erzeugen, den Zustand der niederen Volksclasse zu verschlechtern, II. 67. 68. 70, den Geist der Selbstständigkeit zu ersticken, S. 69, die Todesfälle zu befördern, S. 79. Wäre diese Armenordnung nie zu Stande gebracht worden: so würden zwar einzelne Fälle von grossem Elend vorgekommen, aber im Ganzen die Summe des Glücks der Volksmasse grösser seyn, als sie ist, S. 73. Da jedes Kirchspiel die Last auf sich hat, seine Armen zu ernähren: so werden allemal Schwierigkeiten gemacht, wenn sich Jemand in einem anderen Pfarrsprengel niederlassen will, streitend mit den Begriffen von Freyheit, S. 72; die Dorfgemeinden sind bereitwilliger, Wohnstellen nieder zu reissen, als zu bauen, S. 78; die edeln Gefühle des Mitleids gegen Nothleidende werden durch Zwangsalmosen unterdrückt, I. 290. Also: a) keine gesetzliche Armengelder, II. 225 ff., Geldgaben einem Armen gereicht, sind immer ein Abbruch für andere Dürftige; man hilft dem einen, schadet dem anderen: der unterstützte Arme, in den Stand gesetzt, von der Masse der Nahrungsmittel (die durch Almosen nicht vermehrt wird) einen Theil an sich zu bringen, vertheuert dadurch diese Waare für die nicht unterstützten. Sich und den Seinigen einen Theil des Speisevorraths entziehen, und Armen geben; ein Stück Landes urbar machen, und die Früchte den Armen überlassen: das ist Unterstützung Nothleidender, ohne die Noth anderer zu vermehren: II. 53. 54. 73—75. Erhöhte Armengelder bey steigender Theurung helfen nichts, vermehren nur die Theurung, eben weil, bey gleich bleibendem Vorrathe an Lebensmitteln, der Preis derselben durch die verstärkte Concurrenz der Käufer steigt. Bey grosser Theurung sind (in England) die öffentlich unterstützten Armen besser daran, als die sogenannten kleinen Leute, die unmittelbar über den Kirchenarmen stehen: II. 56. — b) Keine Erhöhung des Arbeitslohnes in Missjahren, aus demselben Grunde, II. 62—65. — c) Keine Polizeytaxen des Getreides; dadurch wird die Einfuhr gelähmt, S. 66. („Wir *dürfen* nicht zu früh und zu laut über hohe Kornpreise schreyen, denn eben diese veranlassen Einfuhr, also Vermehrung des Vorraths": hier muss *dürfen* unrichtig übersetzt seyn, statt *können*.) — d) Keine Rumford'schen Suppen, keine öffentliche, wohlfeile Speisung: allgemein eingeführt, würden die wohlfeilen Nahrungsmittel den Arbeitslohn verringern, und, wegen der Leichtigkeit des Unterhaltes, die Zahl der Arbeiter übermässig vermehren, wodurch die Armuth unabsehbar zunehmen würde. Zur Abwehrung des grossen Zulaufes, eben damit zum Besten des Volkes, ist es gut, wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel desselben theuer sind, und der Arbeitslohn darnach bestimmt wird. Aber in Jahren des Miswachses muss schnell zu den wohlfeilen Speisemitteln gegriffen werden. Bloss in öffentlichen Anstalten sind

dieselben vortheilhaft: II. 286. 287. — e) Keine Werkhäuser: die Sippschaft darin schmälert die Portion der selbstständigen, fleissigen Bürger, II. 68, und ihren Verdienst, S. 79. 80. 87. Die letzteren können nicht Preis halten, die Zahl ihrer Abnehmer vermindert sich. Doch ist eine beschränkte, öffentliche Beschäftigung der Armen zulässig, S. 81. — 3) Freywillige Wohlthätigkeit muss wieder eintreten: I. 290. II. 256 ff. — Brod-Surrogate, Einschränkungen: II. 66.

Ohne unser Erinnern werden die Leser dieses Abrisses wahrnehmen, dass der Vf. bey Entwerfung seines Systems grösstentheils England vor Augen gehabt hat, und dennoch, eine auffallende Erscheinung, fast entschiedener Physiokrat ist. Mit freudigem Interesse werden sie auch bemerken, wie sehr dieser neue Schriftsteller, erleuchtet, erwärmt von der Religion der Menschlichkeit, in den Grundsätzen über Beschränkung der Volkszahl von den griechischen Bearbeitern dieser Materie, von Platon und Aristoteles, abweicht, die das Aussetzen der Kinder, den künstlichen Abortus, verlangen, wenn eine Ehe die bestimmte Zahl von Kindern geliefert hat. Jeder Unbefangene wird dem Vf. das Verdienst zugestehn, vollwichtige Warheiten gesagt, auf die verkehrte, gefährliche Massregel aufmerksam gemacht zu haben, in einem zum Ackerbau geeigneten Lande den Manufacturfleiss auf Kosten des Landbaues zu überspannen; Werkstätte zur Verarbeitung von Stoffen zu erkünsteln, die nicht im Lande gewonnen werden, z. B. in Deutschland Seiden- und Baumwollen-Manufacturen; zum Vortheile der übrigen, die sich mit inländischen, rohen Stoffen, als Wolle, Flachs, beschäftigen, den Landwirth durch Ausfuhr-Verbote zu despotisiren; besonders aber die Anlage grosser Manufactur-Anstalten zu betreiben, da doch in denselben die Arbeiter fast immer arm sind, und bloss die Unternehmer reich werden; in kleinen Werkstätten aber der selbstständige Arbeiter wohlhabender ist. Als reichhaltige Sammlung von Gedanken, zur ernsten Beherzigung für Regenten und Staatsmänner, ist die Schrift eine höchst wohlthätige Erscheinung. Aber als System mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit, als schlechthin gebietendes Regulativ für die Völker, können wir das Werk nicht anerkennen. Ein System mit dem Charakter der Allgemeingültigkeit muss von dem höchsten Standpuncte aus entworfen werden, der dem Urheber alle Schattirungen des Gewerbes entfaltet: das Raisonnement unsers Vf. ist fast allein von dem öffentlichen Zustande der brittischen Nation abgezogen, auch ist es, der vielen scharfsinnigen Ausführungen ungeachtet, nicht geschlossen. Wir halten uns nicht dabey auf, dass Hr. M. unter den Mitteln der Verbesserung des Zustandes der Armen, anstatt der gesetzlichen, erzwungenen Armengelder, das andere Extrem empfiehlt: freywillige Wohlthätigkeit schlechthin, worunter wir, da es ohne weitere Bestimmungen dasteht, die Wieder-Einführung der Strassen- und Haus-Betteley (mit gelegentlichen Diebstählen) verstehen müssen. Auf den Mittelweg, der in vielen deutschen Provinzen befolgt wird, öffentliche Vertheilung freywilliger Collecten, bey Untersagung der Privat-Betteley, nimmt er keine Rücksicht. Nur obenhin berühren wir auch, dass er, benommen von seinen Vorstellungen, die Ursachen der Getreidetheurung nicht erschöpft, weshalb er in den darauf gegründeten Raisonnements einseitig werden muss. In Ländern, die ihren Getreide-Bedarf selbst hervorbringen, nimmt er, ausser dem Misswachs, bloss die beiden Ursachen der Theurung an: unverhältnissmässige Volksvermehrung, und veränderte Vertheilung der Geldmasse (wenn die Armen zu viel Geld in die Hände bekommen, und dadurch in den Stand gesetzt werden, bey dem Einkaufe zu concurriren): II. 67. Die Ursache lässt er ausser Acht, die in England vorherrscht, Missverhältniss zwischen Getreidebau und Viehmastung. Erhöhete Grundsteuern sind auch eine von den Ursachen der Vertheurung des Getreides, wenn gleich in England nicht vorkommend u. s. w.

Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über den Central-Gedanken der Schrift: *Das Verhältniss der Volkszahl zur Productenmasse eines Landes.* Man kann dem Vf. nicht einräumen, weder, dass dieses Verhältniss in allen grösseren Ländern *wirklich bestehe*, noch, dass es nothwendig *in allen bestehen müsse;* wiewohl allerdings Völker, die den erfoderlichen Vorrath im eigenen Gebiete gewinnen, des zuverlässigsten Wohlstandes geniessen. Der Vf. begnügt sich nicht mit dem Satze: der verhältnissmässig mitsteigende Ertrag des Landes ist hauptsächliche *Bedingung* der Volksvermehrung, I. 280, untrügliches *Kriterion* derselben, S. 364; er behauptet, in jedem grössern Lande bestehe eine Causal-Verbindung zwischen der Volkszahl und der Productenmasse: möge Sklaverey darin Statt haben oder nicht, das Land sey immer nach Massgabe der Nahrungsmittel bevölkert, *die es hervorbringt;* keine moralische noch physische Ursache; sie müsste denn mit seltener Wuth wirken, könne die Volkszahl beträchtlich und dauerhaft afficiren, als, in wie fern sie die Hervorbringung und Vertheilung der Nahrungsmittel modificirt: I. 196.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Heilbronn*, b. Rausche: *Theodosie oder Pflicht und Liebe. Ein Roman für Gebildetere des weiblichen Geschlechts.* 1807. 248 S. 8. (1 Thlr.) — Wenn wir dem kurzen Vorberichte des Herausg. trauen dürfen, so ist der Vf. dieses Romans ein vor mehreren Jahren verstorbener Gelehrter in Würzburg. Aus ganz gemeinen Händen scheint auch wirklich dieser Roman nicht gekommen zu seyn (wie man schon aus der moralischen Tendenz desselben vermuthen kann); theils sind die Ansichten des Lebens nicht die gewöhnlichen, theils verräth das Ganze eine tiefere Menschenkenntniss, als sie der Tross der Romanenschreiber zu haben pflegt. Nur in der Verwickelung und Entwickelung der Begebenheiten ist der Vf. nicht ganz glücklich; hier würde uns das gemeine Leben etwas mehr angesprochen haben. Auch ist auf die Bildung des Styls nicht immer die nöthige Sorgfalt verwendet, um ihm die ihm gebührende Leichtigkeit zu geben. Uebrigens ist der Roman in Briefen geschrieben, die aber eigentlich keine — Briefe sind. — cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Versuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung.* Von *F. R. Malthus.* Aus dem Englischen von Dr. *F. H. Hegewisch* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eingeengt in die Schranken seiner Theorie, bemerkt er nicht, dass bekannte, statistische Notizen dem widersprechen. Das baltische und pontische Russland, überhaupt der grösste Theil des europäischen Gebietes dieses grossen Reichs, ist keinesweges seiner Productenmasse angemessen bevölkert: die Volkszahl ist hinter der Summe des producirten Getreides zurückgeblieben. Die unverhaltnissmässige Vertheilung der Ländereyen hindert die Bevölkerung auf dem Lande; in den Städten ist der Kunstfleiss bey weitem nicht so gross, dass er eine Bevölkerung zulässig machte, die den Vorrath aufzehrte: daher Exportation. Demnach ist der Satz nicht so kategorisch, als ihn der Vf. ausspricht: „die Volksmenge wächst unfehlbar, sobald die Masse der Nahrungsmittel zunimmt": I. 366. Umgekehrt ist in mehreren grössern und kleinern Ländern, die sich vorzüglich des Fabrik- und Manufactur-Wesens, des Weinbaues u. s. w. befleissigen, ungeachtet der blühenden Landwirthschaft, der Ergiebigkeit des Bodens, die Summe des producirten Getreides hinter der Volkszahl zurückgeblieben. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gaben Brabant und Flandern ein auffallendes Beyspiel. Nothwendig wird also nicht die Volksvermehrung beschränkt durch die Masse der Nahrungsmittel, wie der Vf. in der eben angeführten Stelle behauptet. Abgesehen von dem wirklichen Zustande der Staaten, ist die Foderung unstatthaft, ein belebtes, zur Industrie aufgelegtes, Volk, dessen Heimath, grossentheils gebirgig oder sandig, bey angestrengter Bearbeitung nur mässige Ärndten gewährt, solle mit stoischer Hingebung resigniren, nicht wagen, sich freyer zu bewegen, als die Schranken der vaterländischen Natur gestatten, Verzicht leisten auf Erwerbung von Schätzen durch Kunstfleiss und Zwischenhandel (unter Voraussetzung der Qualification zum letztern in Ansehung der Lage), da die ererbten nicht bedeutend sind. Überlässt sich aber ein Volk den beiden genannten Erwerbquellen: so geschieht es nur zu leicht, dass die Bevölkerung gegen den *einheimischen* Getreidebestand zu sehr zunimmt, da in der Ordnung, wenn die Natur und die völkerrechtliche Politik keine Störung machen, der erworbene Reichthum in den Stand setzt, fremdes Getreide einzuführen. Doch fügen wir ausdrücklich hinzu, dass diese Erweiterung des Verkehrs, und die darauf beruhende Bevölkerung, nicht übertrieben werden, dass ein Volk nicht unbedingt den Grundsatz befolgen dürfe: wir arbeiten für Andere in den Werkstätten, und lassen solche für uns das Feld bauen, deren vaterländischer Boden ergiebiger ist. Es bedarf keiner Erwähnung, wie unsicher der blendende Reichthum ist, durch Fabrikfleiss und Handel erworben. Nur ist die Grenzlinie nicht genau zu bestimmen, wo Übertreibung den Anfang nimmt. Das absolute Verhältniss der Volkszahl zur einheimischen Masse von Getreide können wir nicht dafür annehmen. Einige Speculation darf Statt finden. Aufgeweckte Nationen sind in Hinsicht auf Erwerbung der Nahrungsmittel nicht so sklavisch in die Schranken des eigenen Territorii zu bannen. Bemerkenswerth ist, dass der Vf. selbst ein Mal, I. 365, vergl. II. 93, die Zulässigkeit der Einfuhr anerkennt: „bey übrigens gleichen Umständen lässt sich mit Wahrheit behaupten, dass jedes Land nach Verhältniss der Menge von Nahrungsmitteln bevölkert ist, die es producirt *oder eintauscht.*" Offenbar überdiess eine Zweyheit, mit dem obigen Satze verglichen. In anderen Stellen, z. B. II. 90—93, will er nicht zugeben, dass grössere Länder Vorräthe vom Auslande ziehen sollen. Überhaupt scheint er mit seinem Gegenstande nicht ganz fertig zu seyn. Er hatte, wie angeführt ist, ursachliche Verbindung zwischen der Volkszahl und der *einheimischen* Productenmasse behauptet. Wie ist damit, ja mit sich selbst, folgende Stelle zu vereinigen, II. 97: der Nationalreichthum *im physiokratischen Sinne*, — d. i. der reine Überschuss an Naturproducten nach Versorgung der Ackerleute, womit alle übrigen Arbeiter, die nicht Landwirthschaft treiben, bezahlt werden, — kann zunehmen, z. B. durch Verbesserung der Ackergeräthe, des wirthschaftlichen Verfahrens, ohne dass die Mittel zum Unterhalte der Arbeiter, und dadurch die Bevölkerung, gewinnen! Das heisst ja: der Nationalreichthum (im ökonomistischen Sinne) kann vermehrt werden, ohne dass er vermehrt wird. — Eine mehrmals und verschieden geäusserte Vorstellung des Vfs. ist: durch abnehmende Bevölkerung verbessert sich die Lage des gemeinen Mannes (also der Mehrzahl jedes Landes), wegen der geringeren Concurrenz bey der Nachfrage nach Lebensmitteln: I. 253. 268. 279. II. 96, Note; daher entvölkert der

Krieg ein Land nicht, wofern die Induftrie rege bleibt, I. 192. Daraus erklärt fich auch das anfcheinende Räthfelhafte, worüber Livius (VI. 12) fein Erftaunen zu erkennen giebt, dafs die fo oft befiegten Volscer und Aequier immer im Stande waren, neue Heere gegen Rom aufzubringen: durch den beftändigen Abgang von Männern, verbefserte fich die ökonomifche Lage der übrigen, wodurch fie begünftigt wurden, dem Naturtriebe ungehemmten Lauf zu laffen, I. 187. — Wir können hierbey folgende Fragen nicht zurückhalten: Konnten Greife und Knaben fo gut Kinder zeugen, wie die rüftigen Männer, die gröfstentheils zu Felde zogen? Warum war diefs nicht der Fall im fpartanifchen Gebiete während des erften meffenifchen Kriegs, wo, auf Vorftellung der Frauen, eine Zahl junger Krieger aus dem Lager nach Haufe gefchickt ward, zur Beforgung des Zeugungsgefchäfts? Nahm wirklich die Zahl der Geburtsfälle nicht ab, wo blieben die vielen überzähligen Mädchen, während die Jünglinge immer durch Krieg fortgerafft wurden? Der Vf. meint feine Vorftellung mit dem Beyfpiele Frankreichs belegen zu können, I. 273. 276. Hat die Menfchenzahl wirklich feit der Revolution zugenommen: fo ift wohl die Vermehrung der Ehen nicht die Folge des Kriegs (in fofern durch die Abwefenheit fo vieler Männer Platz entfteht bey dem Einkaufe von Lebensmitteln), fondern die Folge der Vertheilung grofser Ländereyen, worauf der Vf. felbft kömmt, S. 280. — Wenn die Lage des gemeinen Mannes defto günftiger wird, je reichhaltiger die Nahrung bey abnehmender Concurrenz ift: wie läfst fich behaupten, dafs der Hirt, bey deffen Lebensart doch mehr Nahrung, als Arbeit, Statt findet, I. 267, aus blofser Mufse Neigung zum Auswandern habe, wefshalb vormals fo viele Schweizer in fremde Dienfte getreten feyen (ebendaf.)? Und wie ift damit zu vereinigen, dafs der gemeine Mann, der fein Auskommen hat, die Heimath gewifs nicht verläfst? II. 50.

Noch einige Worte von den hiftorifch-ftatiftifchen Ausführungen, die einen grofsen Theil des Inhaltes ausmachen. Aus hiftorifchen, ftatiftifchen, itinerarifchen, politifchen Schriften find *im erften Theile* die phyfifchen und moralifchen Hemmungen der Volksvermehrung unter den Nationen alter und neuer Zeit zufammengetragen: bey den Wilden auf Neu-Holland, in Amerika, der Südfee, bey den Nord-Europäern der Vorzeit, den heutigen Hirtenvölkern, verfchiedenen afrikanifchen Völkerfchaften, den fibirifchen Stämmen, den Türken, Perfern, Hindus, Tibetanern, Sinefen, Japanern, den Griechen und Römern, den Norwegern, Schweden, Ruffen, Schweizern, Franzofen, Engländern, Schottländern. Da die hiftorifch-ethnographifche Bearbeitung des Thema zum Plane des Werks zu gehören fcheint, fo hätten zwey ftark wirkende Hemmungsarten der Bevölkerung Europens im Mittelalter berührt werden follen: das Cölibat der Geiftlichen (bey der Ausführung über moralifche Enthaltfamkeit) und die Kreuzzüge. Es werden manche intereffante Beobachtungen und Nachrichten mitgetheilt, die der Vf. auf Reifen durch Norwegen, Schweden, Rufsland, Helvetien, gefammelt hat. Was von den Findelhäufern in St. Petersburg und Moskwa erzählt wird, S. 238—243, erregt Erftaunen. Die Sterblichkeit darin ift übergrofs, weil fehr viele Kinder krank hineingebracht werden; nach forgfältigen Erkundigungen des Vfs. kommen in dem zu St. Petersburg auf den Monat hundert Todte, ungeachtet der Gröfse und Höhe der Zimmer, der herrfchenden Reinlichkeit, der vortrefflichen Einrichtung überhaupt. Der Behandlung der Kinder ift demnach die grofse Sterblichkeit nicht zuzufchreiben, wohl aber dem Dafeyn der Anftalten überhaupt. Sie verleiten die Mütter, ihr Kind zu verlaffen, in Augenblicken, da es ihrer Pflege am meiften bedarf. Dafs die Findelhäufer das Gegentheil von dem bewirken, was die edeln Stifter beabfichtigten, dafs fie die Mortalität vermehren, dafs die Dienftmädchen ohne Weiteres ihre Früchte dahin fchaffen, verficherten den Vf. mehrere wohl unterrichtete Männer in St. Petersburg. In feiner Manier macht er die Anmerkung, S. 243: wer die Abficht hätte, die Volksvermehrung zu hemmen, und nicht ängftlich wäre in Anfehung der Mittel, könnte kein wirkfameres vorfchlagen, als eine hinreichende Anzahl von Findelhäufern, mit unbefchränkter Vollmacht zur Aufnahme. — Im *zweyten Theile* werden oft Notizen über das Armenwefen in England eingeflochten. S. 87. 88 wird der Zuftand der Kinder gefchildert, die in den grofsen Manufacturen bey den Baumwollengarnmühlen angeftellt find. Sie werden in grofsen Heerden viele hundert (englifche) Meilen weit in die Arbeitskerker getrieben, wo fie die einförmigfte Arbeit verrichten. In engen Zimmern, verpeftet durch die Ausdünftungen des Öles der Mafchinen, werden fie bis tief in die Nacht angeftrengt. Niemand kennt fie, nimmt fich ihrer an, bekümmert fich um ihre Reinlichkeit. Krankheiten, vorzüglich typhofe Fieber, find einheimifch in folchen Anftalten. Schwächliche Jünglinge gehen daraus hervor, Mädchen, unwiffend in weiblichen Arbeiten, in Kenntniffen der fparfamen Hausmutter.

Den Überfetzer dürfen wir nicht mit Stillfchweigen übergehen. Ein feuriger junger Mann, der in Zufätzen und Noten viel mitfpricht, befonders im *zweyten Theile*. Durch Lebendigkeit intereffirt er den Lefer, nur wird er zuweilen üppig und muthwillig (S. 151 gegen das Ende). Er äufsert warme Theilnahme am Wohl der Menfchen, felbft auf Koften der Moral, als Wiffenfchaft: die Moraliften follten fich einige anatomifche Kenntniffe erwerben, um die Strafbarkeit der Vergehungen gegen die Keufchheit abzuftufen; z. B. manches Mädchen fey, aus dem Syftem der Genitalien zu fchliefsen, zur Polyandrie geboren, S. 155. — Mit der häufig documentirten Humanität des Überf. können wir die Behauptung nicht vereinigen, S. 245: Krieg fey eine rechtmäfsige Entftehungsart der Sklaverey; es

sey zu fürchten, dass wir wieder in Barbarey sinken werden, weil wir die vermeinte barbarische Sitte, die Kriegsgefangenen zu Sklaven zu machen, abgelegt haben. — Mit zweyen Ausnahmen, S. 14 und 113. 114, ist der Übers. warm für seinen Autor eingenommen: Er geht in dem Enthusiasmus so weit, das Werk eine Ätiologie des menschlichen Elends, mit Angabe der Heilmittel, zu nennen, S. 357. Hat das Volk die Summe alles Glücks erreicht, wenn es satt ist? Kommen Aberglaube, Despotismus, gar nicht in Betracht? N. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne.* In Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter. Von *Aug. Wilh. Iffland.* I Band. 1807. 372 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ob es gleich nicht zu den froheften Erscheinungen gehört, wenn selbst ein *Iffland*, eine ächt deutsche Natur, dem wir so manches vaterländische Product, und gründliche Charakterstücke und Sittengemälde, wie *die Jäger* und *die Hagestolzen*, verdanken, nun auch zu einer Ährenlese bey unseren Nachbarn hinübergeht, und statt einheimischer Früchte aus fremden Ertrag anbietet: so ist und bleibt doch auch diese Bemühung um die theatralische Unterhaltung unseres Publicums immer noch dankenswerth, und für den, der also die Zeit seiner Kraft erkennt, löblich sogar. In wiefern diese Arbeit sich lohnt, darüber kann ihn seine eigene Erfahrung nicht lange in Zweifel lassen, da ihm die praktische Anwendung derselben nach Willkühr zu Gebote steht. Uns dünkt, dass ihr Eindruck die Wirkungen seiner eigenen Producte bey weitem nicht erreichen könne. Vier Lustspiele sind es, drey *von* und das vierte *nach Piccard*, welche diesen Band füllen.

Das erste: *Rückwirkung*, Lustspiel in Einem Act, zeigt, welchen mächtigen Einfluss die wandelbare Laune, die Freude oder der Verdruss über Kleinigkeiten, unter vornehmen Leuten ausübt. Dabey sehen wir zugleich, wie lächerlich sich jeder geberdet, indem er, halb bewusst und halb unbewusst, den Höheren im Betragen nachahmt. Der Jokey schmeichelt dem Kammerdiener, und dieser versichert ihn seiner Protection. Dasselbe wiederholt der Kammerdiener mit seinem Herrn, und dieser mit dem Sohn des Ministers, der sich um die Liebe seiner Nichte bewirbt. Als aber diese ihren Schosshund vermisst, wandelt die Ungnade von ihr auf alle übrigen hinab. Diesem hält ein geschenkter Canarienvogel wieder das Gleichgewicht, und alle verspüren die beste Wirkung davon. Obgleich durch diesen Gang etwas Abgezirkeltes entsteht, das durch seine entsprechenden Theile der Form nach einem Epigramme ähnlich wird: so hat doch die Idee etwas Belustigendes, und muss beym Zuschauer ein wohlgefälliges Lächeln hervorbringen; indess, zu einem eigentlichen Lustspiele fehlt noch eine andere Person, die mit der Laune der Einfalt das Betragen aller dieser grossen Kinder an sich selbst persiflirte. Das würde die Kraft des Komischen erst frey machen, und über das Ganze eine Dämmerung von Poesie verbreiten. In die Übersetzung haben sich einige Versehen und Sprachfehler eingeschlichen, z. B. Ich will ihm durchaus *bey sich* zu Hause aufwarten. — Leidlich? *Aber* fürtrefflich ist sie, statt: *Nein*, oder *vielmehr*. — *Durchsehen* wir alles das den Augenblick, statt: *sehen* wir es *durch*.

Das zweyte Stück ist: *die Nachbarschaft*, Lustspiel in Einem Act. Die Zudringlichkeit und Geschwätzigkeit neuer Nachbarn wird darin geschildert, wovon der eine dem zu erwählenden Schwiegersohne einen Dienst erweisen will, und alles verdirbt. Diess haben wir von *Jünger* im Lustspiele: *Er mengt sich in alles*, schon besser gesehen. Was bey *Piccard* nur Einfall und Gespräch ist, das wird bey *Jünger* zum wirklichen Auftritt, zur sichtbaren Thatsache. Nach der entdeckten Verstimmung wäre es freylich natürlich gewesen, wenn der betroffene Liebhaber seinen Vermittler geradezu gefragt hätte: was haben sie denn gemacht? Was haben sie denn gesagt von mir? Diess unterbleibt aber, um nachher noch einen anderen guten Freund auftreten zu lassen, der, ohne es selbst zu wissen, durch eine entgegengesetzte Verläumdung alles wieder gut macht. Dieser letzte Einfall ist das Löblichste und Sinnreichste dieses Lustspiels. Das Ganze unterhält, ohne sehr anzuziehen. — Fehlerhaft ist es, wenn der Übersetzer schreibt: du, die den Ton der grossen Welt verabscheu*st*; du, die das Landleben lieb*st*; ich, der dem Wohlstand meinem Fleiss verdanke — statt: ich, der ich u. s. w. Wieder gefehlt ist mit dem Aber. „Kennen sie denn Armand? Antwort: *Aber* sehr genau kenne ich ihn; statt *freylich* u. s. w.

Das dritte: *der Taufschein*, Lustspiel in Einem Act, hat wenig Werth. Mutter und Tochter lieben den Nachbar. Das Auffallende dieses Verhältnisses tritt gleich in der ersten Scene hervor. Das Übrige ist nur ein Sprechen darüber. Um nicht ihr Alter durch einen Taufschein bekannt werden zu lassen, willigt zuletzt die Mutter bey einem obwaltenden Processe in den Vergleich, der auch die Verheirathung ihrer Tochter mit sich bringt. Das giebt dem Stücke den Namen. — Nachlässigkeiten und Sprachfehler darin sind: *Am Ende genommen*, für: *Im Grunde betrachtet*. So *lassen* sie lieber den Putz, das Schönthun und die Foderungen (Ansprüche) ihrer Tochter *über*, statt: *überlassen sie*. — Sind sie nun *von mir* zufrieden, statt *mit mir*.

Den Beschluss macht: *Die erwachsenen Töchter*. Ein Lustspiel in drey Aufzügen *nach* dem Französischen des *Piccard*. Fünf junge Mädchen wollen alle gern heirathen, zwey Fremde treffen ein, und die Nachbarin giebt aus Eigennutz jeder einen falschen Rath, wie sie sich betragen solle. Als man diese List entdeckt, übt man gegen die Falsche gleiche List aus, und verleitet sie, Fehler und Eigenheiten anzunehmen, die dem Freyer verhasst sind. Das ist der Inhalt dieses Stücks, mit welchem unsere feinen La-

men wohl nicht sehr zufrieden seyn möchten. Auch die Kunstfreunde werden wenig daran zu loben finden. Die Verschmitztheit ist sehr oberflächlich gezeichnet, die Vorfälle sind ganz gewöhnlicher Art, die Ausdrücke allgemein, das Ganze zu umständlich. Für einen ärmlichen, obgleich nothwendigen Behelf muss man es erkennen, wenn der Personenwechsel auf der Bühne meistens durch Abrufen bewirkt wird.

Nun bleibt noch die Vorrede des Vfs. zu erwägen übrig, die zu merkwürdig ist, als dass wir sie ganz mit Stillschweigen hier übergehen könnten. Er sagt darin über *Piccard*. „Man hat diesem beliebten Sittenmaler vorwerfen wollen, seine Gemälde enthielten nur Nüançen, nicht Charaktere. Man vergisst, dass die Formen des geselligen Lebens allmählich die Charaktere so geglättet, verschliffen oder ausgelöscht haben, dass nur noch Nüançen wahrgenommen werden. Wer diese lebendig aufstellt (!), malt die Sitten, die Menschen und das Leben unserer Tage. In der Darstellung fodert eben dieser Ton mannichfache Schattirung, Regsamkeit, Fleiss, hervorgehendes Leben (!) und Genauigkeit. Zu dieser Eigenthümlichkeit, welche die frühere deutsche Bühne zu erlangen beflissen war, welche nachher im Ganzen vernachlässigt worden ist, müssen wir zurückzukehren streben (!), wenn das Publicum und die Bühnen nicht einander langweilen und die Schauspielkunst mehr bedeuten soll, als der veraltete Aushängeschild einer Zunft.“ Also, wenn man das Leben darstellen will, muss man da anfangen, wo es aufhört; man muss die letzten Splitter davon sammeln, man muss sehen, ob an den verschliffenen und ausgelöschten Charakteren nicht noch einige Pünctchen wahrzunehmen sind, diese muss man ganz subtil erheben und erhellen, damit doch noch Personen dahinter sichtbar werden? In der That, solche Auferweckung von den Todten mag sehr viel Kunst erfodern, denn das Todte soll hier zugleich lebendig, und das Lebendige wieder todt seyn. Aber lustiger dünkt uns dafür doch der Einfall unserer Vorfahren, die lieber gleich den Tod persönlich auftreten liessen, und dem Hans Wurst eine Flasche Wein vorsetzten, damit er desto lebhafter vor dem Tode erschrecken möchte. So sah man doch Tod und Leben noch hübsch getrennt gegen einander über, und konnte über ihr Zusammentreffen lachen. Jetzt soll beides verbunden erscheinen, und das Leben nur ganz wenig in den todten Formen sich regen. Erst spannt der Hof sich ein in seine Etikette, dann kommt der hohe Adel und macht es ihm nach, dann die übrigen feinen Gesellschaften, und nun erst der Dichter, der sich auf die Lauer stellt, um in einer Copie von den Copieen die Stellen zu bezeichnen, wo noch ein Charakter durchsieht. O welch ein Leben! Was gilt gegen ein solches Ideal die Natur in ihrer Kraft? Das Mädchen, das zum Brunnen geht, um Wasser zu schöpfen, ist nicht würdig auf der Bühne zu erscheinen. Jäger, Hirten, Landleute, Bürger — alle müssen zurück. Der Pedant in seiner Perücke, Schnaps, der Barbier, und Hans, der muntere Seifensieder, dürfen gar nicht behaupten, dass sie auch Leben haben. Alle diese Personen sind gar zu possierlich, als dass sie noch fernerhin auf der Bühne erscheinen dürften. Sonst war man der Meinung, dass das Leben gerade in seiner Bestimmtheit, in seinen entschiedenen Richtungen und persönlichen Einseitigkeiten am meisten sichtbar, und in seinen Contrasten erst recht unterhaltend und belustigend würde — ja man fand in diesem Krieg und Widerspiel den eigentlichen Schauplatz der Welt und die reichlichste Aussaat für den dramatischen Dichter. Jetzt aber hören wir, dass dieser zum feinen, geselligen, abgeschliffenen Leben zurückkehren, und die Sitten, die Menschen und das Leben unserer Tage in seinen letzten Nüançen darstellen müsse, wenn er nicht Langeweile machen wolle. — Sind wir wirklich in einem so traurigen Zustande, und geht das Interesse der Gebildeten nicht weiter, als, sich selbst nur im Spiegel zu sehen: so müssen wir einen Dichter wie *Iffland* bedauern, der in den früheren Jahren schon tiefer die Natur erfasste, und sich nun bequemen soll, die Oberflächlichkeit zu copiren.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. von Kleefeld: *Adorni, der Räuber. Ein Retter der unterdrückten Menschheit. Mit einem Titelkupfer.* 1804. 230 S. 8. (1 Thlr.) Adorni ist ein Räuber ganz vortrefflicher Art. „Mit heissem, *beleidigtem* (?) Herzen hatte er rasch den Gedanken ergriffen, *Stellvertreter der Gottheit* zu seyn. Unerbittlich das Laster zu verfolgen, war sein Schwur! Also nicht durch Raub und Morden ward Adorni das Schrecken Italiens — nur Schurken brauchten den zu fürchten, der immer edel gehandelt hatte, und es auch noch jetzt that! Durch ganz Italien hatten sich seine Gesellen verbreitet; von Savoyen bis Basilicata, in bewohnten Städten und auf den unwirthbaren Felsen der Apenninen wurde der Name Adorni mit Ehrfurcht genannt; sein feines Gewebe, womit er Räuber und Banditen umsponnen hatte, hielt manchen Dolch in der Scheide, rettete manchem Biedermanne das Leben!“ Welch' eine herrliche, göttliche Räubernatur! Wie dahin fliesset ein Bach zwischen Blumengefilden, so fliesset Adorni's Räuberleben dahin zwischen Handlungen des Wohlthuns und der vergeltenden Gerechtigkeit. Wir müssen es also dem Vf. des vorliegenden Buches verdanken; dass er sich dem Geschäft unterzogen hat, die vornehmsten Begebenheiten aus seinem Leben aufzubewahren, und noch mehr, dass er ihre von Haus aus etwas starke Natur mit dem Wasser seiner Darstellung zu mildern und dadurch geniessbarer zu machen gesucht hat. Auch ist das dankenswerth, dass er sich öfters Gelegenheit verschafft hat, Stellen aus unbekannten oder längst vergessenen Dichtern, z. B. aus Wielands Oberon, anzuführen, und dass er es in solcher Gesellschaft nicht unter seiner Würde gehalten hat, von seinen eigenen Poesieen etwas mit einfliessen zu lassen. Wie manchen herrlichen Gedanken und Ausdruck hätten wir da nicht entbehrt, z. B. S. 75: Ermordet ist mein Himmel — Vom Gram ist mir umwunden das Herz *im* Trauerflor u. f.

Xp.

Heilbronn, b. Rausche: *Fritz Freistein. Lebenslauf eines Advocaten.* 1807. 174 S. kl. 8. (16 Gr.) Fritz Freistein ist ein guter, braver Mensch, und ein eben so guter Advocat. Was ihm in seinem Leben begegnet ist, ist zwar nichts Ausserordentliches, doch aber auch nichts so Alltägliches, dass es Langeweile verursachte. Der rechtlichen Gesinnungen wegen, die er überall an den Tag legt, wünschen wir, dass das Buch viele Advocaten lesen mögen. Der einfache, ungekünstelte Ton der Erzählung dient dem Buche noch zur besonderen Empfehlung.

Hfd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 10 MAY, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Frölich: *Das Decameron des Boccaccio.* Von *D. W. Soltau.* Erster Band. 506 S. Zweyter Band. 510 S. Dritter Band. 491 S. 1803. 8. (6 Rthlr.)

2) Königsberg, b. Nicolovius: *Lehrreiche Erzählungen von Miguel de Cervantes Saavedra.* Übersetzt von *D. W. Soltau.* Erster Band. 432 S. Zweyter Band. 300 S. Dritter Band. 344 S. 1801. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Wir holen hier ein paar merkwürdige Überfetzungen nach, von welchen wir in anderen Literaturzeitungen noch keine genügende Beurtheilung gefunden haben. Die erste Überfetzung gehört, wenn gleich nicht zu den mufterhaften, doch zu den guten, und man kann ihr im Ganzen das Lob der Treue, und einer zum Theil glücklichen Nachbildung der leichten, gefälligen Diction des Boccaccio nicht verfagen. Die anmuthsvolle Grazie diefes Meifters im Erzählen, würde der Überfetzer noch mehr erreicht haben, wenn er den Periodenbau des Originals treuer nachgeahmt, und zu diefem Ende der Participien fich hin und wieder bedient hätte, von denen er nirgends Gebrauch zu machen fich erlaubt, da fie doch, fchicklich angebracht, die befte Wirkung thun, wie das Beyfpiel unferer vorzüglichften Profaiften zur Genüge beweifet. Was aber vornehmlich die Übertragung mangelhaft macht, und den Werth derfelben nicht wenig vermindert, find die Nachläffigkeiten aller Art, welche fich Hr. *Soltau* faft auf jeder Seite zu Schulden kommen läfst, der mancherley Verftöfse gegen die Sprachrichtigkeit nicht zu gedenken, insbefondere bey den Verknüpfungen der Rede, wo er freylich, weil er den Gebrauch der Participien fich gänzlich unterfagte, auf eine ungewöhnliche Auskunft getrieben werden mufste, welche leider ganz wider die Analogie der Sprache ausgefallen ift. Zu den vielen, öfters unverzeihlichen Nachläffigkeiten im Ausdrucke liefs er fich vielleicht durch den unabgemeffenen, leicht hinfliefsenden Styl verleiten, in welchem die Novellen erzählt find, fo wie durch gewiffe Äufserungen des Boccaccio, wenn diefer z. B. fagt, feine Gefchichte wäre gefchrieben *in iftilo umiliffimo e rimeffo quanto il più fi poffono,* und es würde Thorheit gewefen feyn, *gran cura porre di motto mifuratamente parlare.* Allein, der von den Italiänern allgemein anerkannten Claffieität diefes Profaikers nicht zu erwähnen, hätte der Überfetzer auch die merkwürdige Stelle vor Augen haben follen, wo der Novellendichter in der Vorrede zur vierten Giornata fagt: *Quefte cofe teffendo nè dal monte Parnafo nè dalle mufe non mi allontano, quanto molti per avventura f'avvifano.* Mit Erwägung diefer wichtigen Worte überhaupt hätte Hr. *S.* es ernftlicher nehmen können, dann würde er unter andern es nicht für erlaubt gehalten haben, die durch ihre Naivetät und Unbefangenheit überaus reizenden Lieder, welche den Schlufs der Giornate zieren, in die mattefte Profa aufzulöfen. Folgende Verfe werden hinreichen, zu zeigen, wie gegründet diefer Vorwurf ift. Im Original lauten fie fo:

Ballata mia, fe alcun non t'appara,
Jo non men curo, perciocchè neffuno,
Com'io, ti può cantare.
Una fatica fola ti vo' dare,
Che tu ritrovi amore, e a lui fol uno
Quanto mi fia difcara
La trifta vita amara
Dimoftri a pien, pregandól, ch'en migliore
Porto ne ponga per lo fuo onore.

Wenn Niemand dich, mein Klaglied, lernt, fo foll es
Mich nicht bekümmern; denn gewifs ift Niemand,
Der fo, wie ich, dich fänge.
Nur eine Mühe will ich dir noch machen:
Dafs du mir Amorn auffuchft, dafs du ihm noch,
Wie fehr mir diefes Leben
Voll Kummer jetzt verhafst fey,
Erkläreft, und ihn flehft, zu feinen Ehren
Mir einen beffern Hafen zu gewähren.

Aufserdem fehlt es auch nicht an Stellen, wo der Sinn ganz verfehlt, oder nur halb getroffen, oder durch derbe Ausdrücke entftellt, oder durch Provincialismen unverftändlich wiedergegeben ift. — Da fich nicht vermuthen läfst, das Decameron werde bald einen neuen Überfetzer finden: fo wird es zweckmäfsig feyn, für den wahrfcheinlichen Fall, dafs die gegenwärtige Übertragung eine neue Auflage erlebt, die Hauptfehler und Mängel derfelben näher anzuzeigen. *Im erften Bande* find dem Rec. folgende insbefondere aufgefallen: „Hier beginnt das Buch Decameron *mit dem Beynamen Schalk aller Schälke.*" So wird *cognominato Principe Galeotto* unrichtig überfetzt. *Galeotto* hiefs zu Boccaccio's Zeiten fo viel als ein Liebesvermittler. Dante gebraucht diefes Wort in demfelben Sinne. *Dell' Inferno. Canto V. v.* 137. — S. XIV. „Verftändige Männer, welche etwas davon anführen" — ganz unrichtig und wider den Zufammenhang für: welchen fie kund wurde, *alla cui notizia pervenno.* S. XVII. „Die es verfucht haben und noch erfahren" für: die fie (die Glut) empfunden haben und noch empfinden, *che l'hanno provate e pro-*

vano. S. XIX. „Die liebenswürdigen Weiblein" *le leggiadrette donne* — für — Frauen. Die Diminutiva liebt der Überf. mehr als billig ist, und Weibchen, Nönnchen, Weiberlein, Weiblein, bringt er gar zu gern an. Es ist eigen, dafs ihm für das schöne *donna* unser Fräulein auch nicht ein einzigesmal beygefallen ist, da doch dieses Wort noch am meisten jenem entspricht. S. 3. „Langweilig." *Nojoso* heifst hier widerwärtig. — „Werkchen" — im Original steht natürlicher: Werk, *opera*. S. 30. „Wie sie gleichsam stehendes Fufses auf und davon gehen könnten." Diese Stelle ist zugleich unrichtig und gemein wiedergegeben. Es mufs heifsen: als wenn sie sich sogleich zusammen auf den Weg machen müfsten, *quasi, quindi levandosi da sedere, a mano a mano dovessono entrare in camino*. S. 32. „Neifile, die bis an die Ohren roth ward." Diese spafshafte Redensart ist hier durchaus unschicklich; Boccaccio fagt: *tutta nel viso divenuta per vergogna vermiglia*. S. 44. „Es ist *weltkundig*, dafs alle zeitlichen Dinge und Wesen vergänglich und sterblich sind." — Für: Es ist eine ausgemachte Wahrheit, *manifesta cosa è*. S. 46. „Dafs er sein Vermögen hier und da versteckt hatte" — für — dafs er hie und da böse Schuldposten ausstehen hatte. S. 48. „Mehr als gewöhnlich jähzornig" — für: höchst jähzornig. S. 90 und 96 steht *indem* in einem kurzen Satze zweymal; überhaupt trifft man überall auf Wiederholungen eines und desselben Wortes; vor allen anderen aber hat Hr. *S.* das *Wie* in Affection genommen, das einem auf jeder Seite begegnet, und unter anderen S. 207 nicht weniger als viermal vorkommt. S. 106. „Küchenspülicht." *Broda* heifst Brühe, Suppe. Der Überf. anticipirt den Spott. S. 151. „Ein Geschichtchen, das aus *katholischem*, tragischem und verliebtem Stoff zusammengewebt ist." Für katholisch mufs es heifsen: andächtig oder geistlich. S. 155. „Ein feiger Schlingel." Eine von den unnöthigen Derbheiten, deren viele vorkommen. Im Original steht blofs *cattivo*. S. 197. „Sprang ihm entgegen mit offenen Armen, womit sie ihm um den Hals fiel *und einige* Secunden zubrachte, ohne ein Wort zu sagen." Diese Wortverbindung ist schlechterdings sprachwidrig und gar nicht zu gestatten. S. 198. „Hier" steht zweymal hinter einander. S. 200. „Wovon der König Wind bekam." Gemeine Redensart. Boccaccio fagt: *fu sentito dal rè*. S. 201. „Diese Fabel, die sie auf der Stelle erdichtete." Diefs steht nicht im Original und pafst auch nicht in den Zusammenhang. S. 201. „Rund vom Maule wegerzählen." Sehr gemein. S. 225. „Da war Niemand, der mit erquickendem Waffer oder mit tröstenden Reden ihre abgespannten Kräfte wieder gestärkt hätte." Ganz unrichtig für: — — den mit frischem Waffer oder einem anderen Mittel (*argomento*) sie wieder zu Sinnen gebracht hätte (*le smarrite forze rivocasse*). Es ist nämlich von einer Ohnmächtigen die Rede. S. 244. „Doch überzeugte ihn bald der verwandte Duft des mütterlichen Bufens" — *conobbe incontinente l'odor materno* fagt das Original. Dafs hier jede wörtliche Übersetzung anstöfsig ist, fühlt Jedermann. S. 254. „Eine Schlacht, die er an einem gröfsen Heer Araber gethan." Das ist undeutsch. S. 199. „Wenn ich dir versichere." Dieser Sprachfehler kommt öfter vor, so wie der folgende. S. 248. „Gefiel es unserm *Herrn* Gott." Herr Gott ist so gut als Ein Wort zu betrachten, wie das italiänische *Domeneddio*. S. 370. „Wo man nichts von solchen Feyertagen weifs wie den Eurigen." Das ist kein Deutsch. S. 317. „Indem sie ihn lieber lebendig in den Armen einer Gemahlin sehen wollten, die unter seinem Stande wäre, als auf der Bahre, *aus Mangel derselben*." Welche Nachläffigkeit! S. 321 steht das Wort *Kinder* fünfmal. S. 392. „Den Hof kehrte, hörte." Solcher Mifsklänge trifft man unzählige. S. 416 steht *gehen* in fünf Zeilen dreymal!! S. 404. „Dafs er sie mit heiterm Muth umarmte." Es mufs heifsen *grüfste, salutatala*. S. 429. „Nachbarinn." *Vicina* heifst hier Landsmänninn. S. 457. „Die Aufmunterung, die ich ihm habe geben *und ihm* Hoffnung machen müffen." Sprachwidrige Verknüpfung, so wie auch die der folgenden Sätze: S. 471. „Bey welchem er Dienste nahm *und mit* ihm nach Cypern wich" — und S. 475. „Den man angeklagt *und ihn* in Todesgefahr gebracht hatte", wo überdiefs das *ihn* ganz überflüffig ist. — S. 486. „Jemand zu berauben, — — das zeugt von einem bösen Herzen." Ein Sprachfehler statt: Jemand berauben. S. 554. „Hättet ihr uns klug machen sollen u. s. w." Im Original steht gerade das Gegentheil.

Zweyter Band. S. XVI. „Die sich meinen guten Namen so sehr zu Herzen nehmen." Dieses giebt keinen Sinn, und im Original steht auch nicht *fama*, sondern *fame*. S. 5. „Er liebte sie mehr, als jemals ein Vater sein Kind geliebt hat; aber *eben defswegen* behielt er sie länger unvermählt bey sich, als ihre Jahre es erfoderten hätten, und zwar *blofs defswegen*, weil er vor Liebe sich nicht entschliefsen konnte, sie von sich zu lassen. Wie er sie endlich an einen — — verheirathete, ward sie bald darauf *wieder* Wittwe" u. s. w. Wie viele Nachläffigkeiten in diesen wenigen Worten! — S. 30. „Franz von Affizes" — für — Affifi." Ebend. „Lisetta da Caquirino" — für — Lisetta vom Geschlechte Quirino; *Ca* ist nämlich das abgekürzte *Casa*. — Ebend. „Plaudertasche." *Bergola*, eitel, albern. S. 41. „Ins Meer" — für: ins Waffer. S. 52. „Vergnügter als irgend einige andere Leute" — für: als irgend Jemand auf der Welt." S. 48. „Brachte," und S. 67 „wufste" zweymal hintereinander. S. 99. „In der *Gestalt* eines Jünglings von gleichem *Gehalt* (?) und Stande." — S. 126. „*Für* einen Arzt forgte er nicht fleifsig genug *für* ihre Gesundheit." S. 178. „Aus welchem sie gestiegen, und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten." Unrichtige Verknüpfung. S. 206. „Austritt." Ein unangenehmes, provincielles, oder technisches Wort, für Erker oder Balcon. S. 224. „Ja, und es bringt mich zum Nachdenken" — unrichtig für: Ja, und so eben fann ich dem weiter nach, denn ich erinnere mich. *Sì e testè vi penfava più*. S. 231. „Segelstange, die er daselbst fand, *und sie* an das Fenster setzte." Wer spricht wohl so? S. 269. „Diese Foderung machte sie ein wenig verlegen, wie sie das Ding anfangen sollte," für: Als

sie diess vernahm, stand sie bey sich an und überlegte, was hier zu thun sey. S. 279. „Ihr mögt ihn — zum Henker schicken, *und belustigen* euch nur an u. s. w.“ Eine neue Art zu reden! — S. 349. „Er war mit einem so fertigen Maulleder begabt.“ Eine von den niedrigen Derbheiten. S. 350. „Der heilige Freyherr Sanct Antonio.“ *Baron* heisst hier nicht Freyherr, sondern ein angesehener ehrwürdiger Mann. S. 393. „Was ist das für eine Neuerung?“ Besser: *Was* ist das für ein Einfall?

Dritter Band. S. 15. „Das wäre mir was Rechtes.“ *Bene sta* heisst: das ist recht gut. S. 114. „Sie liess ihn sich in *der* Kiste verstecken.“ — Ein Sprachfehler. S. 156. „Ohrküssen statt Ohrkissen. S. 204. „Du solltest dich zu Bette legen *und schicken* dein Wasser.“ Die neue Art zu reden abermals! S. 227. „Du wirst sie recht besaurüsseln.“ Die Krone der Derbheiten! S. 227. „Wenn sie abwesend war, welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte.“ Ist kein Deutsch. S. 384. „Wollten die Götter, dass ich dir dereinst zu deinem Nutzen Beweise geben könnte, wie sehr du mich dadurch beglückst, dass du dich meiner besser erbarmst als ich selbst.“ Welch' ein Galimathias! Im Original heisst es ganz klar: *Faccia-no gli Iddii (se esser può) che con onore e con ben di te io ti possa ancora mostrare, quanto a grado mi sia ciò, che tu verso me più pietoso di me, che io medesimo, adoperi.* — S. 403. „Er befand sich hungrig.“ Ist kein Deutsch, so wenig als S. 451: „ich wüsste nicht, wie ihr die Väter ausfindig machen wollt“, statt: kennen lernen wollt. S. 454 „*liess*“ in einer Periode viermal. *Bulte* für *Büschel* und *Hummel*, wodurch *ribeca* übersetzt wird, sind Provincialismen. Das unaufhörliche *derjenige* macht die Erzählung sehr schleppend. Hr. *S.* unterscheidet niemals *wenn* und *wann*; so gut als *denn* und *dann* in unserer Sprache bestimmt unterschieden werden, eben so gut kann man es auch bey *wenn* und *wann* fodern.

Wir wünschen, dass Hn. *S.* diese Bemerkungen über seine verdienstliche Arbeit bey einer zweyten Auflage derselben veranlassen mögen, sie nochmals durchzusehn, und von diesen entstellenden Fehlern und Mängeln zu reinigen, welche wir aber keinesweges alle haben namhaft machen können. Die Veränderungen, welche er hin und wieder mit den etwas zu freyen Scherzen der leichtfertigen Novellen vorgenommen hat, sind zu billigen; doch wünschten wir, es wären einige ächt komische Züge nicht weggelassen worden, wie z. B. in der vierten Erzählung des ersten Tags die Worte: *il grave peso della sua dignità* — und in der ersten Novelle des dritten Tags, die ganze Schlussperiode. Die Anmerkung am Ende der zehnten Erzählung des dritten Tages rathen wir künftig zu streichen, da sie mehr für die Gutmüthigkeit des Übersetzers zeugt, als für seinen poetischen Sinn. —

Die Übertragung der *Novellen des Cervantes*, welchen Hr. *S.*, nach einem neuen Sprachgebrauche, in der Vorrede und Zueignung seinen *Vorgänger* nennt, leidet, wiewohl in etwas geringerem Grade, an denselben Fehlern und Mängeln, die der Rec. an der Übersetzung des Decameron gerügt hat: auch hier ist der Sinn öfters nicht getroffen, oder nur obenhin ausgedrückt, und man stösst nicht selten auf sprachwidrige Wendungen, zuweilen auf beleidigende und selbst am unrechten Ort angebrachte Derbheiten. Jedoch sind die Perioden, da der Übersetzer sich hier der Mittelwörter bediente, nicht so häufig durch undeutsche Verknüpfungen entstellt worden, und was die Nachbildung der eingestreuten Lieder und Romanzen betrifft, so hat er es damit sich mehr Ernst seyn lassen, und es sind wenigstens einige dieser kleinen Poesien, wie z. B. im ersten Bande der *Wechselgesang* und im dritten die *Chacone* im Ganzen gut gelungen. Da die Novellen des *Cervantes* wohl ebenfalls so bald nicht einen neuen Übertrager finden möchten, so wird es nicht zwecklos seyn, die wichtigeren Verstösse gegen Sinn und Sprache anzuführen, damit bey einer neuen sehr wünschenswerthen Auflage der Vf. dieser schätzbaren Arbeit veranlasst werde, sie von ihren Fehlern und Flecken möglichst zu säubern. Von den sprachwidrigen Stellen müssen wir aber zur Ersparung des Raums uns begnügen, nur wenige anzuführen, welche jedoch hinreichen werden, auf die übrigen aufmerksam zu machen.

Erster Band. S. XI. „Dass ich Ihnen hiemit *ohne viele Umstände* ein Dutzend Geschichtchen sende.“ So werden die Worte übersetzt: *que le envia, como quien no dice nada, doce cuentos.* Allein es muss nach unserer Meinung heissen; dass ich Ihnen *nichts Geringeres als* zwölf Erzählungen übersende. Bey dem: *como quien no dice nada*, welches wörtlich so viel heisst als: wie Einer der nichts sagt, ist zu suppliren: der aber sein Theil dabey denkt; ohne welches dieser sprichwörtlichen Redensart schwerlich ein Sinn abzugewinnen ist. Sie kommt unter anderen auch im *D. Quixote* und zwar im 10 Capitel des zweyten Theils vor, wo Sancho sagt: *Voy à buscar, como quien no dice nada, à una Prinzesa y en ella al sol de la hermosura y à todo el cielo junto*; und hier passt unsere Auslegung gleichfalls aufs beste. S. XVII. „Also will ich dir sagen, geliebter Leser, dass Niemand über diese Erzählungen eine lange Brühe machen muss, weil sie weder Kopf noch Füsse noch Eingeweide haben, oder irgend etwas, das dem ähnlich ist.“ Was in aller Welt soll man sich bey diesen Worten denken? Sie geben schlechterdings gar keinen Sinn. Das Original sagt: *Asì te digo, amable lector, que de estas novelas que te ofrezco, en ninguno modo podràs hacer pepitoria, porque no tienen piés ni cabeza ni entrañas ni cosa que las parezca*, das heisst: — dass du aus den Erzählungen, die ich dir übergebe, auf keinerley Weise deinem lüsternen Gaumen ein leckeres Gericht wirst bereiten können, da sie u. s. w. *Pepitoria* ist nämlich ein aus kleinen Leckerbissen von Geflügel zubereitetes Gericht. — S. 2. „Sie war im höchsten Grade einnehmend und vernünftig,“ *era en extremo cortés y bien razonada*; und verständig in ihren Reden. „Bey allem ihrem Scharfsinn war sie so züchtig,“ — bey ihrem lebhaften Witze. S. 3 kommen in drey Zeilen nicht we-

niger als vier Infinitiven mit zu vor. S. 4. „Von anderen Volksliedern, die sie mit ausnehmender Anmuth sang.“ Und vorzüglich von Romanzen, die sie mit besonderer Anmuth sang. S. 3. „Dergleichen Spielwerke und Artigkeiten;“ *juguetes y gracias*. lustige Lieder und Schwänke. Auf derselben Seite steht folgender fehlerhafter Satz, der als Beyspiel von manchen anderen dienen mag: „denn es giebt der Poeten eben so viele, die sich mit den Zigeunern verstehn und ihnen ihre Werkchen verhandeln *als den Blinden*, für welche sie Wunderwerke (Wundersagen) dichten, *und den Ertrag* derselben mit ihnen theilen!! S. 4. „Cymbeln und Tambourine.“ Wie unterscheiden sich beide Instrumente? Im Original heisst es: Tambourinen und Castagnetten. S. 5. „Indem sie im leichten und künstlichen Tanz einherschwebte;“ indem sie in weiten Kreisen aufs behendeste sich drehte. S. 16 „schickte er einen Pagen ab.“ *Page* wird immer durch *Page* übersetzt, da doch im Spanischen auch jeder junge Bediente so genannt wird. Lakay entspricht in dieser allgemeinen Bedeutung dem Worte am besten. S. 17. „Sporteln,“ zu allgemein für Kartengeld, *barato*. S. 53. „Eher fehlt es an einem Thaler, er mag so hart seyn wie er will, als an Stoff zu einer Romanze.“ Der Sinn von diesen Worten ist schwer zu errathen. Es müsste etwa so heissen: denn es vergeht eher ein Thaler, so hart er auch ist, als die Kunst, Romanzen zu machen. S. 120. „Vorlaut,“ unverschämt. S. 127. Falsche Verknüpfungen sind unter anderen folgende: wohin man alle die übrigen brachte *und den Andres* in einen Kerker steckte, und S. 147: er umarmte seine Schwiegerältern, die er seine Gebieter nannte *und Preciosas* Hände küsste! S. 133. „Er schnürte ihr den Busen *offen*.“ Sprachfehler für *auf*. S. 161. „Kurz ein Männchen von lauter Honig und Zucker inwendig, und von aussen in lauter weiche Kleider und Flitterstaat gehüllt.“ Kurz ganz zusammengesetzt aus Ambra und Zucker, und in Sammt und Seide gehüllt. S. 168. „Ihre liebenswürdigen Hände,“ zarten, *delicadas*. S. 188. „Die reichste Mohrin.“ *Moro* wird besser durch *Maur* übersetzt, da die Deutschen unter Mohr sich einen Neger zu denken pflegen. S. 189. „Sie entdeckte ein Gesicht.“ Undeutsch für: Sie liess ein Gesicht sehn. S. 192. „Der Cadi, der immer die Ohren spitzte,“ und „er würde ihnen das Maul gestopft haben.“ Zu beiden gemeinen Redensarten giebt das Original auch nicht den entferntesten Anlass. S. 205. „Wie *scharfsinnig* er war.“ *Curioso* heisst hier *unterhaltend*. S. 225. „Eine Antwort, die ihr eher eine Aufmunterung ihrer Wünsche verspricht als sie niederschlägt.“ Ein Galimathias für: die sie eher Hoffnung fassen als verzweifeln lässt. S. 227. „Offenes Betragen.“ — *Uano proceder* — hingebendes, bescheidenes, sanftmüthiges Betragen. Es steht dem vorhergehenden *desabrido y arrogante* entgegen. S. 245. Minder abwechselnd;“ mit einander abwechselnd. S. 251. „Mit Grossmuth,“ bestimmter: Freygebigkeit, wie der Zusammenhang erfodert. S. 257. „Befanden sich einst,“ unrichtig für: trafen einst zufällig zusammen. S. 264. „Geschlossen!“ Undeutlich für Topp! S. 266. „Karten, die zwar nicht mit Staub, aber wohl mit Unrath und *Schelmstücken!* besudelt waren.“ Karten, die zwar ohne Staub und *Stroh*, aber nicht ohne Schmutz und *Kniffe* waren — nämlich im Gegensatz gegen die Karten der Fuhrleute. S. 370. „Die ihn für einen besseren Katholiken hielten als er seyn sollte“ — die ihn in ihrem Herzen für zu christlich gesinnt hielten. Katholik passt in diesen Zusammenhang ganz und gar nicht. S. 384. „Sie liess von Zeit zu Zeit Bewegungen spüren, welche Verwirrung verriethen.“ Undeutsch und zu allgemein, das Original sagt ganz anschaulich bestimmt: *porque la vió trasudar y levantar la mano muchas veces á componerse el cabello*. S. 428. „Als Geisel für viertausend Ducaten, die er mehr verbraucht als er mitgebracht hatte.“ Ein abermaliger Galimathias für: die er über die mitgebrachte Summe aufgewendet hatte.

Im zweyten Band. S. 26. „Lass erst den Sabbath vorüber gehen“ — bestimmter: hineingehen. S. 63. „Spiessgesellen.“ Im Original steht bloss Freunde.“ S. 64. „Dass sie ihn zu dem Entschlusse bewog, sie zu besitzen,“ undeutsch und zugleich zu allgemein wiedergegeben. Das Original sagt: *despertó en él un deseo de gozarla*. S. 82. „Unbeschadet seiner grauen Haare und seiner hohen Würde.“ Unrichtig für: ohne seiner u. s. w. zu gedenken, oder ohne sich von seinen u. s. w. abhalten zu lassen. S. 83. „Der Neffe des alten Edelmanns, der ihn unter diesem *Titel* erzog,“ ist undeutsch. S. 84. „Zärtlichkeit,“ Menschenfreundlichkeit, *caridad*. S. 86. „Die ganze Welt wäre *über ihnen* zusammengestürzt.“ Ein Sprachfehler für: *über sie*. S. 96. „Sanft und lebhaft war ihr Wesen und ihr Anstand.“ Freymüthig und edel u. s. w. S. 100. „Verbreitete in dem *Busen* aller die Freude.“ Es muss heissen: in der *Brust*. S. 140. „Ihn noch öfter zu sehen“ — ihn einmal zu sehen. S. 142 steht *bringen* viermal. S. 200. „Zum Wahrzeichen“ — zum Andenken.

Dritter Band. S. 14. „Ich will jetzt thun was ich nie gethan, nämlich meine Lebensgeschichte zu erzählen.“ Das zu ist hier sprachwidrig. S. 18 „Der bundbrüchige *Vireno*“ für *Bireno*; Cervantes deutet auf die Geschichte des Bireno und der Olympia im *Orlando furioso Canto* IX und X. S. 27. „Wo ihm eine reiche Erbschaft zugefallen war,“ unrichtig für: wo er ein reiches Erbgut besass. S. 89. „Entschlossen sich, wie sie zusammen in S. studirten.“ Es muss heissen: die zusammen in S. studirten, entschlossen sich. S. 95. „Ihr könnt dem Kinde zum Vater geben, *welchen* ihr wollt.“ Ein Sprachfehler für: *wen*. S. 138. „Mit solchen Merkmalen der Furcht sprach, dass alles, was sie sagte, die Wahrheit zu seyn schien, und dass vielleicht I. und A. schon umgekommen wären und ihr Bruder vor der Thür.“ Welch' ein Deutsch!! S. 144 „Euer Excellenz.“ Unrichtig für: Eure Hoheit. S. 187. „Die Butterwoche,“ gemein für: Flitterwoche. S. 122. „Die sich in die Launen ihrer *Menscher* fügen müssen.“ Dieses unerträglich gemeine Wort bringt der Übers. nicht selten an. *Cervantes* giebt ihm dazu nicht den mindesten Anlass, und sagt z. B. in dieser Stelle sehr bescheiden: *amigas*.

H. D. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 MAY, 1808.

PÄDAGOGIK.

1) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Grundrifs der Lehre von dem Schulwefen.* Als Nachtrag zu dem Lehrbuche der Pädagogik und Didaktik. Von *F. H. C. Schwarz*, Prof. und grofsherzogl. badifchem Kirchenrathe. 1807. 40 S. 8. (7 Gr.)

2) Ebendafelbft: *Einrichtung des pädagogifchen Seminarium auf der Univerfität zu Heidelberg.* Von *F. H. C. Schwarz.* 1807. 15 S. 8. (2 Gr.)

Die Lehre von dem Schulwefen verdient nicht etwa nur die Aufmerkfamkeit der Theologen, der Prediger und Schulmänner allein; fondern fie ift vorzüglich der forgfamen Beachtung aller Staatsmänner werth, und das um fo mehr, da die Angelegenheiten des Schulwefens an vielen Orten weltlichen Obern anvertrauet worden find. So hat man im ganzen Königreiche Weftphalen unlängft die Schulen dem väterlichen Schutze der Präfecten empfohlen. Selbft da, wo die Confiftorien und geiftlichen Behörden für den Flor der Schulen zu forgen haben, befinden fich die Angelegenheiten des Schulwefens eigentlich in den Händen der weltlichen Beyfitzer, deren Zahl in den Confiftorien leider! faft überall gröfser als die der Geiftlichen ift. Aufserdem wirken in fo vielen grofsen und kleinen Städten die obrigkeitlichen Perfonen, als Patrone der Schulen, in die Angelegenheiten derfelben kräftig ein. Es leidet keinen Zweifel, dafs diefe Ordnung der Dinge höchft verkehrt und für das Befte des Schulwefens äufserft nachtheilig ift, und Rec. könnte, aus feinem Kreife, eine Reihe fchmerzlicher Erfahrungen und empörender Thatfachen darüber anführen, wenn hier der Ort dazu wäre. Mögen denn jetzt, wo in den politifchen Stürmen des Zeitalters die meiften alten Formen zertrümmern, die neuen auch in die Angelegenheiten des Erziehungs- und Schulwefens kräftig einwirken, das Fehlerhafte verdrängen, das Beffere herbeyführen helfen! Mögen endlich einmal die wichtigen Angelegenheiten des Schulwefens wohl unterrichteten, erfahrenen, praktifchen *Pädagogen* ausfchliefslich anvertrauet, und diefe von oben herab kräftig unterftützt werden! Sollte indefs diefer Wunfch, wie es den Anfchein hat, vielleicht lange noch unerfüllt bleiben: fo würde es wenigftens fehr heilfam feyn, wenn die weltlichen Obern die Lehre von dem Schulwefen künftig forgfältiger ftudirten, als diefs meiftentheils bisher gefchah. Vor allem follten unfere Jünglinge, die einft als Staatsmänner zu wirken wünfchen, auf den Univerfitäten die Vorlefungen über die Lehre vom Schulwefen, fo wie fie jetzt zu Heidelberg und an anderen Orten gehalten werden, fleifsig anhören, oder fich darüber felbft *gründlich* zu belehren fuchen, da Unkunde in diefem wichtigen Zweige der öffentlichen Staatsverwaltung weniger nachtheilig ift als Halbkunde. An trefflichen Hülfsmitteln der Belehrung über das Schulwefen, wie fie, aufser der deutfchen Nation, keine andere aufzuweifen hat, fehlt es nicht. *Niemeyer* gebührt das Verdienft, diefen Gegenftand, mit der ihm eigenen Fruchtbarkeit und Vollftändigkeit, in feinem Buche: *über öffentliche Schulen*, Halle 1799, und nachher, im zweyten Theile der neueften Ausgaben feiner *Grundfätze der Erziehung*, zuerft bearbeitet zu haben. Auch *Vofs* in feinem *Verfuche über die Erziehung für den Staat*, *Stephani* in feinem *Syfteme der öffentlichen Erziehung*, fo wie *Pölitz* im zweyten Theile feiner brauchbaren *Erziehungswiffenfchaft* lieferten fchätzbare Beyträge zur Bearbeitung der Lehre vom Schulwefen. Mehrere andere treffliche deutfche Schriftsteller der älteren und neueften Zeit, handelten einzelne diefe Lehre betreffende Gegenftände in befonderen Schriften ab, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Der würdige *Schwarz* befchenkt denn das deutfche Publicum von neuem mit einem, zwar nur in gedrängter Kürze aphoriftifch abgefafsten, aber darum nicht weniger fruchtbaren, Grundriffe der Lehre vom Schulwefen, welchen er als Nachtrag zu feinem Lehrbuche der Pädagogik und Didaktik angefehen wiffen will. Bey dem forgfältigen Studium diefes Grundriffes hat Rec. köftliche Bemerkungen gefunden, die ihm wie aus der Seele gefchrieben find, und die er, da das Zeitalter nicht oft genug darauf hingewiefen werden kann, hier noch etwas näher andeuten will. Er rechnet dahin die treffende Bemerkung über den nachtheiligen Einflufs des Hanges unferer Zeiten zur Speculation in die Angelegenheiten des Schulwefens S. 6; die Bezeichnung des Verhältniffes aller Lehrer zu dem Staate, und die daraus hervorgehenden Anfprüche beider, die mit den Worten: Liberalität, Zutrauen, Ordnungsliebe, Amtseifer, kurz und kräftig angedeutet werden S. 18; die nachdrückliche Empfehlung der Nothwendigkeit der Gelehrtenbildung, felbft für den Künftler und Officier, (gegen *Stephani*), weil alle Staatsbeamte in das Höchfte der Menfchheit eingeweihet werden müffen, wenn fie ihr recht dienen wollen S. 23; die empfohlene Trennung beider Gefchlechter in den Schulen, we-

nigstens nach dem zehnten Jahre, (nach unserm Dafürhalten, von der zartesten Kindheit an.) S. 24; die Bemerkungen: dass nicht die Menge von Lehrstunden, nicht die Menge der Lehrgegenstände, oder der Autoren, womit der Catalog prangt, nicht die starke Frequenz der Schule, die Vortrefflichkeit eines Gymnasiums ausmachen, sondern Aufregung des Privatfleisses, Einführung des Schülers in das eigene Studium, mit tüchtiger Anstrengung, Auswahl fleissiger Schüler, u. s. w. S. 27 und 28; die Äusserung, dass alle frommen Stiftungen, ihrem Geiste nach, für das Schulwesen verwendet werden können, dass aber auch die Ältern selbst nach Vermögen zur anständigen Besoldung der Lehrer beytragen sollen S. 34; die Aufstellung der humanen Grundsätze: einem Lehrer bey den geringen Schulen nie mehr als täglich fünf Stunden zuzumuthen; die Lehrer so wenig wie möglich einander zu subordiniren, damit jeder desto freyer und fröhlicher wirke; dem Ephorus sogar, nur unter manchen Umständen, unmittelbar Zurechtweisung des Lehrers zu gestatten S. 35, 36 u. 39; die von eigener Erfahrung zeugende Bemerkung, dass der Prediger als Aufseher der Landschulen, bey dem unstudirten Lehrer eines grösseren Ansehens bedürftig sey S. 89 u. s. w. — Bey der Aufzählung der im Staate nothwendigen, verschiedenen Schulen, hätte der *Töchterschulen* nicht nur im Allgemeinen, sondern, wie der übrigen Schulen, in einem besonderen Satze Erwähnung geschehen sollen. Für *Verstandesschwäche* wünscht der humane Vf. eigene Schulen, und er bemerkt, dass vielleicht *Galls Schädellehre* hierin viel Gutes bewirken werde. Der unlängst zu Braunschweig verstorbene Professor *Winkelmann*, dessen der Vf. auch gedenkt, würde unstreitig, bey einem längeren Leben, für Unglückliche der Art viel geleistet haben. — Unter den Aphorismen finden sich fruchtbare literarische Notizen, doch so, dass, zur Ersparung des Raums, nicht die Titel der Bücher, sondern nur die Namen ihrer Verfasser angeführt worden sind. Rec. vermisste hie und da manchen Namen, dem wohl ein Plätzchen gebührt hätte. So hätte S. 20, wo, bey der aufgestellten Frage: Wie verhält sich die Erziehung der Töchter zu öffentlichen Instituten? die Namen *Fenelon*, *Burton*, *Wolstonecraft* u. a. angeführt sind, ganz vorzüglich der Mad. *Unger* gedacht werden sollen, die in der von ihr, unter dem Namen: „*Julchen Grünthal*, dritte Ausgabe Berlin 1798," abgefassten Pensionsgeschichte, besonders im ersten Bande, die Nachtheile der Erziehung gebildeter Töchter in gepriesenen Bonneninstituten, kräftiger und lehrreicher als alle dort angeführten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, gezeichnet hat. S. 25 hätte auch wohl *Busš* genannt zu werden verdient, dessen *Bemerkungen für Landschullehrer* zweyte Aufl. Nürnberg 1792, Rec. den besten Schriften dieser Art beyzählt; S. 31 gebührt unter den Schriftstellern, welche für die Waisenhäuser geschrieben haben, *Riecke* ein ehrenvoller Platz; S. 32 ist, bey der Aufzählung der Schulen für Taubstumme, eine der vorzüglichsten und besten, die des Hn. *Pfingsten* zu Kiel, übergangen; S. 32 hätten, ausser *Winkelmann*, auch vielleicht *Hoffbauer* und *Reil* genannt werden können.

Möge übrigens der von dem würdigen Vf. am Schlusse dieses Grundrisses angedeutete *Geist*, welcher das ganze Lehrwesen durchherrschen sollte, die Obern wie die Untergebenen, die Lehrer wie die Lernenden, überall beleben und erwärmen! Es ist diess der *Geist der Humanität*, der, wie der Vf. so schön sagt, „von den Obern auf die Untergebenen ausgeht, in der Person jedes Lehrers erscheint, sich alle Schüler gewinnt, und von diesen zurück wirkt zur Aufmunterung jener, zur Freude der Regierung, dem Staate zur Entwickelung neuer Kräfte, der Menschheit zu steigender Veredlung." Gewiss, das Zeitalter ist dieses *Geistes* gar sehr bedürftig!

No. 2 enthält zwar nur wenige, aber gehaltvolle Blätter, die uns mit der Einrichtung des durch *Carl Friedrichs* preiswürdige Huld glücklich zu Stande gekommenen pädagogischen Seminarium in Heidelberg bekannt machen. Solche Seminarien sind das dringendste Bedürfniss für unsere Zeiten, wo der furchtbare Sturz einzelner Nationen, die in der Cultur zurückblieben, und das Emporkommen anderer zur Staunen erregenden Grösse durch eine in ihrem Innern erzeugte Kraft, die Staaten, mehr als jemals, zur angestrengtesten Sorgfalt für die Bildungsanstalten des jungen Geschlechts laut auffodern, wo Familienväter, mehr als sonst, fühlen, was sie ihren Kindern schuldig sind, und wo zugleich, bey den grossen Foderungen, welche man an den Erzieher der Jugend mit Recht macht, der Mangel an geschickten und mit heiliger Begeisterung für ihren Beruf erfüllten Hofmeistern, auf das Tiefste empfunden wird. Das so trefflich organisirte pädagogische Seminarium zu Heidelberg wird dann gewiss zur Abhelfung eines dringenden Zeitbedürfnisses das Seine beytragen, und wir haben uns gefreuet, dass der edle *Schwarz* dem Studium der alten Philologie, und der griechischen Classiker besonders, so kräftig das Wort redet, und mit Recht behauptet, dass der Kenner des griechischen Alterthums die Menschheit in ihrer Grösse wahrhaft schaue, von dem Göttlichen selbst begeistiget werde, und so die Weihe zum Dienste der Musen erhalte. Vor allem kann der Pädagog, welcher in seinem Berufe nach Vollkommenheit ringt, der Unterstützung des Philologen auf keine Weise entrathen, da Philologie und Pädagogik mit einander im schwesterlichen Bunde stehen. Die eine fördert die eigene, *innere* Bildung am sichersten, und die andere verleihet das praktische Talent, entwickelnd und lehrend, Menschen zu bilden.

Αιγπ.

LEIPZIG, b. Kummer: *Encyklopädie für die Bildung und Belehrung des weiblichen Geschlechts in den gebildeteren Ständen;* in einer gedrangten Bearbeitung und zweckmässigen Darstellung der

unentbehrlichsten Wissenschaften nach ihrer gegenwärtigen Gestalt, von *verschiedenen Gelehrten*. 1803. *Erster Theil*. XX u. 588 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vorredner und Vf. dieses ersten Theils ist der Meinung, dass das weibliche Geschlecht, sobald es auf eine höhere intellectuelle Bildung Anspruch macht, eine *vollständige* Übersicht über den ganzen Umkreis der menschlichen Erkenntnisse und zwar nach der gegenwärtigen Gestalt der Wissenschaften erhalten müsse. Auf dieser Voraussetzung, deren Richtigkeit zu erweisen sehr schwer seyn dürfte, beruht der Plan dieser Encyklopädie, welche so abgefasst seyn soll, dass sie theils zum Unterrichte des weiblichen Geschlechts (das heisst doch wohl als Lehrbuch zu Vorlesungen für die Damen?), theils zur Selbstbelehrung benutzt werden könne. Sie soll, nach S. 15, weder die widrige Vielwisserey, noch die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit in Behandlung der Wissenschaften, sondern eine liberale Bekanntschaft mit denselben befördern, das geistige Leben in ein freyes Spiel, durch Anregung und Beschäftigung aller intellectuellen Anlagen, setzen, und von der Seite der wissenschaftlichen Bildung dem heranwachsenden Mädchen und Weibe das geben, was diese in sittlicher und conventioneller Hinsicht sich selbst geben müssen. Das Ganze ist auf 4 Theile berechnet: 1) philosophische Wissenschaften; 2) Ästhetik und deutscher Styl; 3) historische und geographische; 4) mathematische und physikalische Wissenschaften. Der vor uns liegende erste Theil beschränkt sich auf die philosophischen Wissenschaften und liefert aus dem theoretischen Fach: die empirische Psychologie, Logik und Metaphysik; aus der praktischen Philosophie: philosophische Rechts-, Pflichten- und Religions-Lehre. Die sämmtlich hier abgehandelten Wissenschaften scheinen von einem und ebendemselben Gelehrten bearbeitet worden zu seyn, der ohne Zweifel auch die folgenden Theile, wenn dieser erste Theil auf recht vielen Toiletten eine freundliche Aufnahme finden sollte, bearbeiten wird. Rec. kann nicht leugnen, dass er nach den angeführten Äusserungen über die Tendenz dieser philosophischen Damenencyklopädie, mit grosser Spannung an die Lectüre derselben ging; er war ungemein begierig, zu sehen, wie der Vf., seinem aufgestellten Grundsatze zufolge: das Wahre muss dem weiblichen Geschlechte unter der Hülle des Schönen dargestellt werden, das mehr als herkulische Werk angegriffen haben würde, den höchsten Abstractionen, um welche sich die neueren und neuesten philosophischen Forschungen eines *Fichte*, *Schelling*, *Bardili* u. a. drehen, das Gewand des Schönen zu leihen, in welchem sie auch von den Gebildeteren des weiblichen Geschlechts aufgefasst und in ihre Erkenntnissphäre eingeführt werden könnten: allein Rec. fand, wie leicht vorauszusehen war, in der vorausgeschickten Übersicht der philosophischen Systeme seine Erwartung gar nicht — und in der Behandlung der Wissenschaften selbst für den beabsichtigten Zweck äusserst wenig befriediget. Da die philosophischen Formeln, auf welchen die neuesten Lehrgebäude, als auf ihren Endpuncten, beruhen, durchaus keiner solchen Popularisirung fähig sind, vermittelst welcher sie, im Geiste ihrer Urheber *treu aufgefasst*, auch zum Verständnisse der nicht wissenschaftlich Gebildeten gebracht werden können: so würden wir die vermisste Verdeutlichung dem Vf. zu keinem Vorwurfe machen, wenn er nur nicht sein Buch als ein solches angekündiget hätte, das von *Frauenzimmern* gelesen und verstanden werden soll. Wir fanden in dieser Encyklopädie nichts mehr und nichts weniger, als ein Compendium der philosophischen Wissenschaften für akademische Zuhörer, das auch für den Mehrtheil dieser Zuhörer immer noch der Erläuterung des Lehrers bedarf, wenn ihnen Alles, was darin vorkommt, begreiflich werden soll. Rec. hat ebenfalls Gelegenheit gehabt, *gelehrte* Frauenzimmer kennen zu lernen, und unter ihnen selbst solche, welche mit Formeln der *Fichte*'schen Philosophie Bekanntschaft verriethen; allein er zweifelt, dass auch die gelehrteste unter ihnen, die aus einer *Residenz* war, wo der Vf. nach S. V die literarische Thätigkeit der Weiber vorzüglich kennen lernte und wo er Schriften von *Kant*, *Fichte* und *Schelling* auf den Toiletten fand, die Darstellung, welche der Vf. von den verschiedenen philosophischen Systemen giebt, vom Materialismus bis zur Neutralphilosophie — welche letztere, beyläufig gesagt, die Meister von den philosophischen Stühlen der stricten Observanz gar nicht einmal für eine ächte Philosophie anerkennen wollen — verstehen werde. Das Verstehen der Sprache, die hier geredet wird und auch, der Natur der Sache nach, geredet werden muss, setzt Vorkenntnisse voraus, die in der Regel auch bey dem gebildetesten Frauenzimmer nimmermehr vorausgesetzt werden können. Zum Belege dieses Urtheils setzen wir nur eine Stelle her, wie sie uns beym Wiederaufschlagen des Buches sogleich in die Augen fällt. S. 64. „Der Geist des *Fichte*'schen Idealismus besteht in der Subjectivität des Objectiven, in der absoluten Identität des Objectiven im Ich. Dieses Ich ist der Punct, wo beide, das Subjective und Objective, überhaupt nicht geschieden, sondern ganz eins sind; man kann ihn auch die Intelligenz der Vernunft nennen. Der Charakter der Vernünftigkeit beruht darauf, dass das Handelnde und Behandelte Eins sey und dasselbe; durch diese Beschreibung wird der Umkreis der Vernunft, als solcher, erschöpft, und dieser Begriff ist in dem Worte *Ich* niedergelegt. Was *für* ein vernünftiges Wesen da ist, ist in ihm da; aber es ist nichts in ihm, ausser zufolge eines Handelns auf sich selbst u. s. w." Auf ähnliche Weise ist *Bouterwek*'s Virtualitätssystem, *Krug*'s Synthetismus, *Schelling*'s Identitätssystem, *Wagner*'s Idealphilosophie, *Bardili*'s rationaler Idealismus u. a. Systeme dargestellt. Der Vf. wende nicht ein, dass aus den früher vorausgeschickten Erläuterungen manche hier gebrauchte Formel ihr Licht erhalte. Wer die, jenen

ausgehobenen Stelle vorangehenden Blätter mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird sich höchstens noch aus S. 25 erinnern, dass das Reich der Natur und Freyheit oder *die Welt ausser uns und in uns* in der Sprache der neuesten Philosophie das *Objective* und *Subjective* genannt werde. Was aber unter dem *Handelnden und Behandelten* und unter dem *Handeln auf sich selbst* zu verstehen sey, das müssen sich die armen, der Philosophie beflissenen, Mädchen und Weiber aus und durch sich selbst begreiflich zu machen suchen. Was nun die Darlegung der in diesem I Theile enthaltenen philosophischen Wissenschaften selbst betrifft: so sind sie, nach des Vfs. Versicherung, liberal und nach einer neuen Ansicht behandelt. Der Vf. scheint sich zu der sogenannten *neutralen* Philosophie zu bekennen. In der Logik besonders haben wir viel Ähnlichkeit in den Ansichten und selbst in den zur Erläuterung gewählten Beyspielen mit *den* Ansichten gefunden, welche in den philosophischen Schriften des Hn. Prof. *Pölitz* vorkommen. Für Damen eignet sich also, nach unserer festen Überzeugung, diese Encyklopädie durchaus nicht; allein Geschäftsmänner, deren bürgerliche Verhältnisse ein gründliches Studium der neueren und neuesten und allerneuesten Philosophie aus den Quellen nicht gestatten, werden, im Fall sie an dem, auf dem Titel stehenden, weiblichen Geschlechte keinen Anstoss nehmen, sich aus der Einleitung dieser Schrift eine Übersicht der wesentlichsten Puncte, auf welche es bey jenen philosophischen Systemen ankommt, und aus der Schrift selbst einen Überblick über das, was der Vf. zu dem Gebiete der hier aufgestellten philosophischen Wissenschaften rechnet, verschaffen können.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Köhler: *Pantheon, oder der mehreren nützlichen Wissenschaften geweihte Tempel.* Von einem praktischen Erzieher. Ohne Jahrzahl. (1807) 256 S. 8. (16 Gr.) Das Buch ist eine sonderbare Erscheinung im Felde der pädagogischen Literatur. Es ist ein eben so untrüglicher Beweis von der grossen Masse der oft sehr vagen Kenntnisse des Vfs., als von seiner gänzlichen Unbehülflichkeit in Anwendung derselben zur Erziehung oder zum Unterrichte. Es fehlt ihm an aller Beurtheilung. — Vorauf geht eine „Inhalts-Übersicht im Zusammenhang," die fast allein zureicht, den Charakter des Buchs darzustellen. Sie lautet so: „Damit wir uns selbst nicht fremd bleiben, ist's nöthig, zuvörderst nach der *Anthropologie* uns näher kennen zu lernen, unter Leitung der *Philosophie* — die, wenn man tiefer in sie eindringt, zu Gott führt. *Religion* wird dann die beglückende Gefährtin unseres Lebens, welches uns *Chronologie* höher achten (??); so wie *Physik* die Elemente näher, und *Geographie* und *Geschichte* die Erde besonders und ihre Bewohner uns um so mehr (?) kennen lehrt, je weniger wir mit *Genealogie, Heraldik* und *Numismatik* unbekannt bleiben, und je vertrauter wir mit den *classischen Schriftstellern* werden, die ohne *Ästhesik* wir weder schätzen, noch ohne *Alterthümer* und *Mythologie* verstehen würden, um (?), indem *Astronomie* uns mit jenen zahllosen Welten bekannt macht, uns vollendet (?) zum Himmel aufschwingen zu können —

zu welchen höhern Sphären
ich auf dem Lichtweg übergeh' —
dass doch der Fruchtstaub guter Ähren
im Thal der Zähren
an meiner Gruft einst weh'!"

Von der classischen Literatur heisst es S. 83: „Die classische Literatur bietet, um die irdischen Begebenheiten noch aus ächten Quellen zu schöpfen, auch ein Hülfsmittel dar. Sie fasst nicht sowohl auf Schiffsflotten (*classes*) eingewanderte, als mehr: in verschiedene Classen eingetheilte alte griechische und lateinische Schriftsteller in sich." Wie es in den Lehrstunden dieses pädagogischen Pantheisten hergeht, davon giebt uns S. 184 ein auffallendes Beyspiel. Es wird Mythologie gelehrt. „*Lehrer.* Auch die Art, wie sich die Heiden die Hölle dachten, kann für uns lehrreich seyn. Denn wenn sie solche vom Cerberus bewachen, darin einen Tantalus vergebens nach Wasser oder darüber hängenden Äpfeln schnappen lassen, — *Schüler.* Verzeih! Das ist wohl von den sieben Wunderwerken der Schnapphans am jenaischen Rathhausthurm?" — Nun erklärt der Lehrer die sieben Wunderwerke von Jena, und nachdem er die Saalbrücken gemustert (in Naschhausen ist die engste, in Cahla die längste, in Jena die schönste u. s. w.), lenkt er wieder ein mit den Worten: „Wir kehren wieder zur Schilderung der Hölle zurück." — Wir aber wenden uns von der weiteren Schilderung dieses Buchs, und erklären es kurz und gut für eine Schrift, welche ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben konnte.

99?.

Leipzig, in der v. Kleefeldschen Buchhandlung: *Albert und Henriette, oder nur Liebe für die Gottheit, Tugend und Kunst erwirbt uns die höchste Bildung*, ein Lese- und Erziehungsbuch für Kinder und alle, die das edle Geschäft der Erziehung betreiben, von Dr. *Friedrich Grützmann*. 1804. 238 S. 8. (21 Gr.) Man sieht, der Vf. hat sich Mühe gegeben, aber man — sieht es. Daher vermisst man jene anziehende Leichtigkeit, die besonders Kinderschriften auszeichnen soll.

Was die Aufgabe des Buches betrifft: Kindern durch Liebe für Gottheit, Tugend und Kunst die höchste Bildung zu geben, so fragt man billig: ist das eine Aufgabe für Kinder? Bleibt das Streben darnach nicht die grosse Angelegenheit späterer Jahre? Wir sind indess geneigt zu glauben, der Vf. habe nichts anderes gemeint, als, Kindern Liebe für Gottheit, Tugend und Kunst einzuflössen, und stimmen ihm darin bey; aber die Mittel scheinen uns zweckwidrig gewählt. Denn die Scenen, die der Vf. angelegt hat, z. B. die Betrachtung eines Gemäldes, werden nur benutzt um Kinder über die höchsten Gegenstände schwatzen zu lassen. Wie anders sind die Winke, die darüber in *Jean Paul's Levana* gegeben werden, und die wir den Vf. zu beherzigen bitten.

O.

Halle, auf Kosten des Verlegers u. in Comm. in *Leipzig*, b. Joachim: *Kleine Reden für künftige Volksschullehrer*, vorzüglich zu Beförderung der Weisheit in Lehr und Leben. Ein Erbauungsbuch für nicht ganz ungebildete Schullehrer. (Ohne Jahrzahl) I Band. XII. 293 S. II Band. 328 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.) Wir können diese Reden als ein wahres Erbauungs-, zum Theil selbst als ein praktisches Methodenbuch allen nur einigermassen gebildeten Schullehrern mit gutem Gewissen empfehlen. Sie behandeln nach der Aufeinanderfolge der Sonn- und Festtage, theils allgemein wichtige Materien, als: von der Pflicht den Verbesserungstrieb in uns rege zu erhalten, jedoch mit beständiger Rücksicht auf den Schullehrer, theils aber auch solche Gegenstände, welche für Lehrer und Jugenderzieher ein eigenthümliches Interesse haben, als: über das Verhältniss des Schullehrers zum Prediger; ausgezeichnete Köpfe erfodern eine vorzüglich sorgfältige Behandlung; Kinderkenntniss eine Sache, ohne die man unmöglich ein nützlicher Lehrer seyn kann; Wichtigkeit der Töchterbildung u. a. Überall herrschen geläuterte Ansichten, sowohl da, wo von moralisch religiösen Gegenständen die Rede ist, als auch in den pädagogischen Rathschlägen. Freymüthigkeit und theologische Mässigung findet man hier vereint, so weit als beide sich vereinigen liessen. In mehreren Reden herrscht eine Wärme und Lebendigkeit der Darstellung, die den gefühlvollen Leser unmöglich ungerührt lassen kann. Nach dem Vorberichte des Herausgebers soll sich der Vf. bereits in einer anderen Welt befinden; wir wissen aber, dass er noch in der gegenwärtigen anzutreffen sey, und wünschen herzlich, dass er hier noch recht lange viel Gutes wirken möge!

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MAY 1808.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Barth: Auf Kosten des Verf.: *Pleonasmi Graeci sive Commentarius de vocibus quae in sermone Graeco abundare dicuntur.* Auctore *Benjamin Weiske*, Scholae Portensis nuper ConR. etc. 1807. 220 u. 9 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. wollte ein Buch liefern, das dem bekannten Tractat des *Lambertus Bos de ellipsibus Graecis* als Gegenstück könnte beygefügt werden. Er stellte daher zusammen, was von Anderen über diesen Gegenstand gesagt war, in der Meinung, dass er zum gemeinen Nutzen einiges weniger Bekannte ausziehen, anderes weiter ausführen, und Alles in eine Ordnung bringen könne, wo Jeder das Nöthige leicht herausfinden würde. — Noch bewog ihn dieses, die Mühe zu übernehmen, dass die gelehrtesten Männer dunkel und zweifelhaft über den Pleonasmus gesprochen. (*Isag. init.*)

Da hier über einen sehr zweydeutigen Gegenstand zum ersten Male ein eigenes Buch erscheint, das durch die Art seiner Herausgabe besonders in den Schulen verbreitet, und der griechischlernenden Jugend in die Hände gegeben worden ist: so darf die Bescheidenheit, mit welcher der Herausgeber des Xenophon uns seine Arbeit darbietet, die Foderungen der Kritik nicht herabstimmen, die hier mit besonderer Sorgfalt untersuchen muss, was hätte geschehen sollen, und was in dem Vorliegenden gegeben ist, damit, wenn Missgriffe darin sind, den Folgen derselben in Zeiten vorgebeugt, und von ihnen der schöne Flor nicht getroffen werde, in dem jetzt das Studium der griechischen Sprache auf unseren guten Schulen steht. —

Der Vf. ist weit entfernt, in der griechischen Sprache des *Überflüssigen* so viel zu finden, dass sich darüber ein eigenes Buch schreiben liesse; im Gegentheil, um dem übeln Vorurtheil zu begegnen, das der mit Recht verrufene Name des *Pleonasmus* gegen sein Buch erwecken könnte, wird dessen Begriff (§. 3. *Isag.*) auf eine eigene Art vorsichtig bestimmt. Es wird als Grund der Rede angenommen eine verständliche, schlichte, nicht ganz vollendete Darlegung des Gedankens (*sententia pro captu populari plena, sed nuda nec plane polita*), und was, um ihn auf irgend eine Art zu wenden und näher zu bestimmen, hinzukommt, ist dem Vf. Pleonasmus. Doch wie kommt es, dass gerade in der Rede, wo der *captus popularis* vorherrscht, die also *nuda nec plane polita* seyn sollte, z. B. in den Gesängen des Homer und der Conversationssprache des Aristophanes, gerade die meisten *also* bestimmten Pleonasmen zu finden sind; da hingegen die feine Sprache im Xenophon, oder die poetische im Sophokles, der meisten Überfüllungen jener Art ermangelt? — Es möchte also, statt zwischen dem, was *nudum nec plane politum*, und seinem Gegensatz zu unterscheiden, vor allen Dingen im Style der Griechen selbst erst ein Unterschied zu machen seyn. — Eine andere Diction, frey gehalten von Überladung kleiner Wörter und zu vieler Bestimmungen, die die Phantasie gerade auf eine bestimmte Seite hinziehen, verlangt die wahre Sprache der Poesie, die den Gedanken zwar scharf begrenzt, aber seine Grenzen nicht vorzeichnet: eine andere weit mehr durch Partikeln beengte, und durch genaue Bezeichnung mehr überladene, will die Conversation, die sich niemals deutlich genug machen kann, oder der ihr ähnliche Styl des Euripides. Etwas diesem hinweggenommen, und dem höhern Styl hinzugethan, würde dort eine Lücke, hier einen unnützen Auswuchs verursachen. — Die Vergleichung der lyrischen Gesänge und des Dialogs beym Aristophanes wird das Jedem deutlich machen. — Um nur Ein Beyspiel zu geben, so verschmäht die rein ausgebildete Sprache den *häufigen* Gebrauch der Partikel γε, er findet sich in keinem lyrischen Gesange, in keinem Dialog der wahren Tragödie, oder in einem darstellenden Vortrag, da hingegen beym Aristophanes und Euripides, und wo beym Plato die Personen des Dialogs schnell wechseln, die Partikel dem Leser auf jedem Schritt, und oft in Gesellschaft mehrerer anderer in den Weg läuft. Unserer Einsicht nach müssten also einem Buch über den Pleonasmus Abhandlungen über die Eigenheiten des verschiedenen Styls nicht nur in einzelnen Schriftstellern, sondern auch in den verschiedenen Zeitaltern vorangehen, wo sich denn vieles als Eigenheit des Einzelnen, anderes, wie bey den Alexandrinern und später, als falsch, und aus übelem Verständniss des Homers und Anderer entstanden, darstellen würde, was jetzt in den ungeschiedenen Schwall der Gräcität, als allgemeines Gut, hineingeworfen wird. Dann möchte immer eine Bestimmung des Pleonasmus eintreten, die der vom Vf. gegebenen ähnlich wäre. — Doch wir folgen ihm auf das Feld, das er durch dieselbe sich abgesteckt hat.

Zunächst sind darin eingeschlossen — nicht alle Partikeln wie der Vf. (S. 12) annimmt; denn wie könnte irgend eine Rede, obwohl *nuda nec plane*

polita, ganz ohne Partikeln seyn? sondern nur diejenigen, die da, *salva sententia*, fehlen könnten, den Sinn aber durch ihren Eintritt anders wenden: z. B. λέγω τοῦτο ist *sententia nuda*, die urbane Umschreibung des leise tretenden Attikers λέγοιμ' ἂν τοῦτο giebt ihr eine feinere Wendung, und ist so nach *Weiske Pleonasmus*. Eben so οὐδὲν λέγεις, ὅ,τι οὐκ ἀληθεύεις ist einfacher Ausdruck; voller, also pleonastisch οὐδὲν λέγεις, ἅ, τι ἂν μὴ ἀληθεύῃς u. s. a. — Dieses Gebiet hätte müssen untersucht und angebaut werden, da jetzt der Vf. aus Furcht, die ganze Partikellehre sich aufzuladen, sie lieber von sich weist, „weil *Devar*, *Hoogeveen*, *Schütz*, *Zeune* und *Hermann* Andern wenig zu thun übrig gelassen, und er kein grosses Volumen habe schreiben wollen." Dem Rec. aber erscheint die griechische Partikellehre ungeachtet vieler Bestimmungen, die sie im Einzelnen erfahren hat, *auch jetzt noch* als Chaos, indem selbst die neuesten Meinungen in Zwietracht an einander schlagen; wiewohl er nicht glaubt, dass zur Entwickelung desselben grosse Volumina nöthig sind, wenn nur zu den schon gemachten, und noch zu machenden Beobachtungen über ihre Construction philosophische Durchdringung hinzukommt, und man die möglichen Beziehungen der *modorum*, an denen am Ende die Hauptsache hängt, aufzufinden und zu verzeichnen weiss. — Gegen die Mitte des Buchs scheint der Vf. doch auf die kleinen Wörtlein eingehen zu wollen; aber es ist nur Fragment von dem, was nöthig war (*etiam de particulis aliquid audere coepimus*, sagt er selbst). — Doch wir wollen nicht mehr mit dem Vf. rechten über das, was nach unserer Einsicht in dem Buche stehen sollte, und dessen Mangel es selbst nur zu einem Bruchstück der Untersuchung macht, die es ganz zu umfassen vorgiebt, sondern ihm in der Begrenzung seines Feldes weiter nachgehen. — Ausgelassen, oder, wie billig, nur kurz berührt, werden Wiederholungen wie εἰσιέναι εἰς πόλιν, προδραμεῖν ἔμπροσθεν, Adverbien, die schon im Verbo liegen, Periphrasen, Synonyme wie βάσκ' ἴθι und anderes, was ohne Mühe verstanden wird (§. 5—9). Wir wünschten, dass dieses Verbannungsrecht noch weiter ausgedehnt wäre, wie auf αἰσχρὸς τὴν ὄψιν, πεδίον εἰς ἄποψιν ἄπειρον und gar viele Redensarten, die durch das Buch hin erläutert werden, ohne dass Jemand darin Dunkelheit finden wird: — So wie also auf der einen Seite die Untersuchung zu sehr beengt wurde, ist sie hier bey weitem zu sehr ausgedehnt. —

Dass unter dem Übergangenen auch mehrfach zusammengesetzte Wörter, wie ὑπεκφυγεῖν u. a. begriffen sind, ist nicht zu billigen, noch weniger des Vfs. Urtheil über die weiland *Graece apprime doctos, qui vim aliquam singulis in verbo composito praepositionibus tribuerent* (S. 15); denn daran thaten sie gar sehr Recht, und die Präposition im Verbo giebt eben, weil sie bestimmt auf etwas hindeutet, oft ein gar willkommenes Moment, um in streitigen Fällen zu entscheiden. Hier mussten jene Männer, wenn ihnen die Erklärung der Präpositionen im Verbo nicht gelungen war, verbessert, nicht aber das Kind mit dem Bade verschüttet werden. Wohl liegen zuweilen, wie in dem Beyspiele *Iliad.* β, 267, σμῶδιξ ἐξυπανέστη die Begriffe, wenn sie aufgewickelt werden ἔστη — ἀνὰ — ὑπὸ — ἐξ — ziemlich bunt bey einander, und werden von Eustathius linkisch genug erklärt; doch ist der volle Sinn: die Schwiele *erhob* sich *unter* dem Stabe *aus* dem Buckel des Männleins. — Diese Begriffe dürfen natürlich nur leise angedeutet werden, und das geschieht in dem trefflichen Wort. — Welche Sprache dürfte auch dergleichen Zusammensetzungen ohne Sinn und Zweck wagen?

Dann folgen S. 21—32 zum Theil sehr gute Bemerkungen über die Quellen der Pleonasmen, die wir der eigenen Erwägung eines Jeden überlassen, um ohne weiteren Aufenthalt aus der Isagoge in das Buch hineinzukommen. Hier werden nun in einzelnen Abschnitten die Pleonasmen eines jeden Rede-Theils zusammengestellt, und grossen Theils gut erläutert. Dieses Lob, welches dem Buche im Allgemeinen gebührt, wird durch folgende Bemerkungen zwar bedingt, aber nicht aufgehoben. Sie betreffen zuerst einige allgemeine Fehler des Buches: das zu grosse Bestreben, *Ellipsen* und *Etymologieen* zu machen.

S. 91. Ἐυθὺ τῆς πόλεως, wo εὐθὺ, wie andere Adverbia, den Genitiv hat. — Hier braucht der Vf. einen ganzen Schweif von Worten — κατὰ τὸ εὐθὺ μέρος τῆς πόλεως — und warum? um aus dem Adverbium ein Adjectiv zu machen. Was ist denn aber das εὐθὺ μέρος τῆς πόλεως? — S. 66. In ὑπερφυῶς μὲν οὖν ὡς βούλομαι, wo ὑπερφυῶς ὡς *quam maxime*, durch einige Partikeln getrennt ist, soll die volle Rede seyn: ὑπερφυῶς μὲν οὖν ἐστιν βούλεσθαι, ὡς βούλομαι. — wo denn ein *Paulo melius* aus *Hoogeveen* beygebracht, dann wiederum mit einem *verumtamen* eingelenkt, und mit — nichts beschlossen wird. — — Dieses ist die Interpretationsmethode, die alles will und alles versucht und darum nichts findet und zu nichts führet, als zu einem Hin- und Herfagen, das der Tod ist von der Erkenntniss. — Ähnlich ist die Erklärung des εἰς τὸ πάλιν, wo das Adverbium auf ganz gewöhnliche Art mit dem Artikel und der Präposition behandelt ist, durch εἰς τὸ ἀνὰ (?) πάλιν ὂν μέρος χρόνου, bey welcher Ausfüllung uns noch dazu angemuthet wird, einen Theil der Zeit zu denken, der von neuem seyn soll. — S. 208. Ἐπιγνοὺς, ὡς ὅτι ἐν ἐσχάτοις εἰσὶν οἱ *rell.*, wo die Rede ὅτι ἐν ἐσχάτ., in der ὅτι ohne Bedeutung, wie oft, bloss dient, den Anfang zu machen. — wo diese durch ὡς eingeleitet wird, findet der Vf. durch eine Ellipse, und diese durch eine andere zu erklären nöthig. — Dazu muss noch das ὅτι in ὅ, τι getrennt werden, und so kommt heraus: ὡς τοῦτο, nämlich κατὰ τοῦτό εἰσι; ὅ, τι ἐν ἐσχάτοις, d. i. wenn man übersetzt: *eos illud esse, seu in eo esse, quod in ultimis*: — — — S. 215. Ἀνὴρ ἐν τοῖς μάλιστα καὶ ἐκ πλείστου ἐναντίος τῷ δήμῳ, Thucyd. VIII. 90. Hier, wenn man nicht mit *Reiz de Pr. Gr. Acc. incl. p.* 15 — 25 ἐν τοῖς durch *omnium* erklärt, was noch zweifelhaft scheint, räth die Wei-

se des Thucydides bey ἐν τοῖς μάλιστα zu verstehen ἐναντίοις, was erst in dem Folgenden liegt. So heisst es gleich von Anfange I, c. 10: Μυκῆναι μικρὸν ἦν (sc. πόλισμα) ἢ εἴ τι τῶν τότε πόλισμα νῦν μὴ — δοκεῖ. Doch der Vf. setzt an: ἀνὴρ κατὰ τὰ μάλιστα ἐναντία ὄντα . . . ἐνάντιος. — In der That, wenn man vorkommende Knoten und Härten der Rede so lange mit Worten stopfen darf, bis sie nicht mehr aus dem Wulst hervorragen: so ist nichts leichter; aber auch nichts undankbarer, als dieses Geschäft. — Wir wollen indess bey dem Vf. dieses als einen Rest ansehen, der ihm von seinem Studium des *Lambertus Bos* anhängt, und ihm mit anderen wackeren Männern der älteren Schule gemein ist. Die jungen Besitzer seines Buches aber müssen wir vor solcher Willkühr warnen.

Ein anderer Vorwurf trifft des Vfs. Etymologieen und Worterklärungen. S. 73. Ὦ μοι oder οἴ μοι, wo nach ihm das μοί kein Dativ, sondern ein Theil der Interjection (also wie τοι in ὀτο τοι) seyn soll, weil man nicht sage οἴ σοι, οἴ ἡμῖν *cet.* Doch daraus folgt nichts gegen μοι in οἴ μοι. Auch im Lateinischen erinnert sich Rec. neben *hei mihi* niemals *hei tibi*, *hei viro* u. a. gelesen zu haben, und doch hört *mihi* nicht auf Dativ zu seyn. Das übrige, was unter §. b—d erinnert ist, wird eine richtige Ansicht der Interjection heben: οἴ μοι war durch seinen häufigen Gebrauch so geläufig geworden, dass der, der es hörte, nur noch den Begriff davon, στένομαι, auffasste. — So der Vers:

οἴμοι! — τί δ' οἴμοι; θνητά τοι πεπόνθαμεν.

In den Formeln οἴμοι ἐγὼ, οἴμοι ἐγὼ δειλὸς tritt also nur noch die Person zu dem im Worte vorhergehenden Verbo, und οἴμοι κακῶν, οἴμοι ἐγὼ κακῶν ist nichts mehr, als στένομαι κακῶν, wie στένω σε τᾶς οὐλομένας Τύχας und alle *Verba lugubria.* S. 112. Ganz eigene Schwierigkeiten hat dem Vf. das *Auxiliare* μέλλειν gemacht, so dass er davon aus dem Griechischen heraus ins Phönicische und, da dort natürlich nichts zu finden, hindurch ins Hebräische getrieben worden ist. — Da heisse מלא *explevit* (warum nicht schon מָלֵא?) zugleich *succedere*, *sequi*, *consentaneum esse.* Dem mag nun, heisst es, ein phönicisches Wort ähnlich gewesen, und aus dem mag μέλλω entstanden seyn, dessen erste Bedeutung also *ausfüllen, passen*, seyn mag. — Hier sind zum wenigsten drey willkührliche Annahmen; und was sich mit dem Schema: x ist y und y ist z, also ist z auch x, dem Vf. für Instanzen machen liessen, mag er selbst bedenken. — Es ist nicht nöthig, hierüber Speculationen zu machen, die endlich mit einem *quidvis defendere licet denique* (S. 113), sich schliessen, — nur aber nicht angenommen, dass μέλλω für sich etwas heisse: ποιήσω ist *faciam*, irgend einmal, μέλλω ποιεῖν *facturus sum*, instant, μέλλω ποιήσειν *facturus ero*, und μέλλω ποιῆσαι *fecero*, und wir haben nicht nöthig, willkührliche Begriffe in die Stellen hineinzudrehen. — Übrigens enthält des Vfs. Beyspiel μέλλω ἀκούσειν einen Solöcismus, da man bloss ἀκούσεσθαι, *Inf. M.*, findet. Auch sonst vermissen wir Sauberkeit der Diction, wo sich der Vf. griechische Formeln macht: wenn (S. 12) εἰ θέλεις, πρὸς σὲ ἐλεύσομαι vorn das εἰ verliert, heisst es nichts, und kann nur als θέλεις πρὸς σὲ ἐλεύσωμαι wieder auftreten. — Und S. 57 kommt gar ταῖς πᾶσι πόλεσιν zum Vorschein. S. 143. — Aus Phrynichus Angabe „pro πάλιν nonnullos (aber wer?) dixisse πάλι", wird sofort gefolgert, dass dieses der Dativ, πάλιν aber der Accusativ sey: also von πάλις, πάλιος, παλί (aus πάλϊ); und doch kurz bey *Manetho Apotel. VI*, v. 99, πάλιν. Und was sagt *Phrynichus?* S. 124 *ed. Paw.* πάλι οὕτω λέγουσι οἱ νῦν ῥήτορες καὶ ποιηταί, (also zu Phrynichus, d. h. zu Kaiser Commodus Zeiten, in welchen Niemand *canones etymologicos* suchen wird, denn:) δέον μετὰ τὸ νῦ, πάλιν, ὡς οἱ ἀρχαῖοι λέγουσιν. — Das Ganze ist also eine Spielerey der Spätern, die das Wort wie das jonische μέχρις, attisch μέχρι, oder ἄχρις, ἄχρι behandeln wollten. Von gleichem Korn sind auch die Bemerkungen, dass (S. 169) πω und ποι ein paar *Ablativi peculiaris formae, quam ei dederunt propter discrimen significationis*, dass (S. 174) ἀλλὰ ohne Zweifel *Accus. pl.* ab ἄλλος *et f. h.* κατὰ τὰ ἄλλα sey, so wie γὰρ aus γε und ἄρα, und demnach heisse *propter causam quidem, i. e. hanc saltem ob rationem*". — Wenn solche *lusus ingenii* nicht mit Ernst zurückgewiesen werden: so schiesst sich uns ein Distelfeld etymologischer Spitzfindigkeiten auf, das dann höchstens Ellipsen, aber keine Frucht tragen wird. — Und wozu das alles am Ende in einem Buche über den Pleonasmus? Doch dergleichen Mängel können nur so lange dem Unerfahrenen schaden, als sie nicht aufgedeckt werden, und sollen, einmal abgeschieden, dem sonst brauchbaren Werklein keinen Schaden thun.

Noch wäre vielleicht ein anderer allgemeiner Fehler des Buches zu rügen: nämlich das Bestreben des Vfs., jedem Wort, besonders jeder Partikel, wenn auch ihre Kraft nur dahin geht, den Modus zu bestimmen, dennoch eine eigene Bedeutung anzuheften, wie z. B. (S. 139) dem leidigen ἄν, das da eine *vis dubitandi* und *simplex* δυνατὸν *concedendi* haben soll, welcher Mantel denn so faltenreich ist, dass jeder Solöcismus, wie ἔς τ' ἂν ἔτυχεν, ἔς τ' ἂν ἦσαν, ἐπειδὰν (bekanntlich ἐπειδὴ ἄν) mit dem Ind. und gar viele andere darunter gehn, die noch jetzt den Xenophon und nicht in des Vfs. Ausgabe allein verunstalten; — doch wir kommen zu den einzelnen Theilen.

Pleonasmus Articuli. S. 33 — 39. Irrig ist S. 33 n. 2 in ἀνακαλοῦντες τὸν εὐεργέτην τὸν ἄνδρα τὸν ἀγαθὸν aus Cyrop. III, 3. 4 der Artikel vor ἀγαθὸν als Pleonasmus angesehen, der da des Wortes Kraft verstärke. — Ohne ihn würde τὸν ἄνδρα ἀγαθὸν kein *locus ambiguus et languidus* seyn, sondern einen gar gewaltigen Solöcismus enthalten. Wohl sagt man ἀνὴρ ἀγαθὸς, ἀνὴρ ὁ ἀγαθὸς, ὁ ἀνὴρ ὁ ἀγαθός; aber nie ὁ ἀνὴρ ἀγαθὸς. — Die nähere Bestimmung dieses Kanons gehört nicht hieher; nur bemerken wir, dass

Beyspiele vom Vocativ, wie ὦ παῖδες οἰκτροὶ und einige andere, bey den Tragikern, wo der Vers keine Versetzung zuläfst, nicht dagegen streiten, da ὦ kein Artikel, sondern reines ἐπίρρημα κλητικόν ist. Man vergl. die Stellen der Grammatiker darüber bey *Fischer Animadverſ. ad Weller. Spec. I. p.* 317 *ſeq.* — Eben so wenig Pleonasmus, sondern nothwendig, ist der Artikel in οὗτος ὁ ἄνθρωπος, τὸ ὄνομα τὰ Μήδων u. a., von denen S. 36 ff. zweifelhaft gesprochen wird, und es ist vergebene Mühe, wenn der Vf. herausbringen will, was die Formeln ohne denselben heissen, da kein Grieche sie ohne ihn je gebraucht hat. —

Pleonasm. nomin. Subſt. S. 40—53. Nach einigen guten Bemerkungen über gewöhnliche Abundanz gewisser Substantive, folgen eine Reihe einzelner, wo S. 43 aber ἀνὴρ Ῥωμαῖος, ἀνὴρ Ἀθηναῖος so wenig wie *civis* in *civis Romanus* ein Pleonasm genannt werden kann. — Das, so viel wir wissen, blofs tragische ὅδε ἀνὴρ st. ἐγώ ist hier nur mit zwey Stellen zu kurz abgefertiget. Zu loben ist der Fleifs, mit dem ferner das Nöthige zur Erklärung von Formeln πάλιν ἐξ ἀρχῆς, ἔπος εἰπεῖν a. zusammengestellt ist, obwohl *Fiſcher* und *Ruhnken* noch besser hätten genutzt werden können. — Κλήρῳ, πύλῳ λαχεῖν sind keine Pleonasmen, nicht weil, wie der Vf. will, λαγχάνειν urspr. blofs *accipere* heifst, was falsch ist, sondern weil man die Ideen *vom Schickſal* und *durchs Loos* erhalten, unterscheiden mufste. Auf gleichem Grunde beruht ἔριδι μάχεσθαι *opp.* χείρεσσι μάχεσθαι; λόγοις πείθειν *opp.* δώροις πείθειν u. a., wo der *Gegenſatz* den *Zuſatz* erfodert. Noch mufs als Mifsgriff aufgestellt werden, dafs in ἑλληνίζειν τῇ φωνῇ ein Pleonasmus gesucht wird. — Soll nach dem Vf. ἑλληνίζειν heissen griechisch, βαρβαρίζειν barbarisch, δωράζειν dorisch reden — was mag denn φιλιππίζειν irgend wo beym Demosthenes von der Pythia, die Philipp bestochen, was gar βοιωτιάζειν τὸν τρόπον καὶ ἂν θετταλίζειν (*Ael. V. H. IV*, 15) und ähnliche Ausdrücke heissen? — Offenbar ist ἑλληνίζειν den Griechen *ähnlich* oder *günſtig* seyn, *Helleniſiren;* u. s. a., und ἑλληνίζειν τῇ φωνῇ heifst *der Sprache nach* ein Grieche seyn. — Damit wird aber nicht geleugnet, dafs ἑλληνίζειν auch ohne weiteren Zusatz *griechiſch reden* bedeute, wie Plat. Charmid. S. 159. A; doch ist dieses nach dem Gesagten offenbar die *fernere* Bedeutung.

S. 54—58 *Pleonasm. nomm. numerall.* — S. 54. Sehr willkührlich ist die Erklärung des ἓν οὐδέν durch κατ' οὐδὲν *pro omnino non*, zum Verständnifs hilft keine einzige Stelle. Offenbar ist in Formeln wie οὐδὲ τούτων ἓν οὐδὲν μένει *Plat. Epinom. Vol. IX. p.* 245 ein zwiefach gedachtes: οὐδὲ ἓν τούτων μένει und τούτων οὐδὲν μένει, das dann in der Construction zusammengeschmolzen ist. — Auf gleiche Verschmelzung deutet S. 60 der *Pleonasm* von ἄλλος in Formeln wie πλειόνων δὴ γεωργῶν τε καὶ τῶν ἄλλων δημιουργῶν δεῖ ἡμῖν τῇ πόλει ct. aus *Plat. Rep.* II. p. 371. A., wo der Vf. wieder von einer *major perſpicuitas* und am Ende gar von einer Ellipse spricht. — S. 55 gute Zusammenstellung des Bekannten über πᾶς; doch ist οὐδένα γὰρ οἱ τῶν πάντων ἀντιβλέπειν ἠξίου aus *Julian. Caeſſ. p. m.* 4. so offenbar ungriechisch, dafs Rec. nicht begreift, wie der Vf. der vortrefflichen Conjectur des *Spanhemius* οὐδένα γὰρ οἱ ἁπαντώντων (nur noch den Artikel οἱ τῶν ἀπαντ. voran!) durch vages Raisonnement widerstreiten kann, ohne nur Eine Stelle zur Rechtfertigung der Vulgata beyzubringen. Ihm eigen aber ist die seltsame Bemerkung, πᾶς οὐχ *ex hebraica ratione pro nullus occurrere ap. Plat. Phaed. p.* 208. — S. 58 πλείονες δὴ πάντες τοῦτο λέγουσιν entspricht *ex aſſe* unserem *die meiſten ſagen dieſes alle* im nachlässigen Ausdruck, und braucht nicht durch Argutiren zu *quam plurimos* getrieben zu werden.

S. 59—66. *Pleonasm. nomm. adjectt.* S. 60 sind ἀκουσίας ἀνάγκαι aus *Dionyſ. Halic.* und mehreres, was weiterhin aus späteren beygebracht wird, nicht sowohl für Pleonasmen als poetische Floskeln zu erklären, die in jeder Sprache in die Prosa übergehen, wenn ihre schöne Zeit vergangen ist und die Schriftsteller sich mit Reminiscenzen schmücken. — Dafs aber τοσούτῳ — ὅσῳ S. 63 keinen Pleonasm mache, sondern die Sätze in das Dativverhältnifs stelle, wird der Vf. am besten finden, wenn er sucht einen solchen Pleonasmus davon wegzunehmen, um seine *ſententia non plane polita* zu bekommen. — Sonst werden in diesem Abschnitt manche sehr gute Bemerkungen über ὅσος, αὐτός u. a. Wörter der Art beygebracht, die in den folgenden Absch. über die Pronomina gehören, der überhaupt mit vieler Sorgfalt und Sachkenntnifs ausgearbeitet ist. Übrigens ist in ὅδ' αὐτὸς ἐγὼ — ἤλυθον ἐς πατρίδα γαῖαν das ὅδε *hieher*, wie *Schäfer* in den *Melett. Critt.* gezeigt hat.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Würzburg* u. *Bamberg*, b. Göbhardt: *Lateiniſche Sprachlehre* herausgegeben von *Heinrich Hub*, Lehrer zum Neuenmünster in Würzburg. 1806. 352 S. 8. (12 Gr.) In dieser Grammatik lieset man unter hundert ähnlichen Sächelchen folgende Wörter, Regeln und Beyspiele. S. 3. *Diphtongi* f. Diphthongi. S. 4. *h lieſt man wie ch.* Der Vf. schreibt fast überall *am* oder *im Genitivo Singulari.* S. 11. *Auch der Vocativ und Nominativ ſind* (*die 2te Declinatio ausgenommen* — welche Präcision!) *durchgehends im Sing. und Plural. einander gleich.* S. 13 declinirt der Vf. *Anchiſes* also: *N. Anchiſus. G. Anchis—e. D. Anchis—e.* S. 192. *Alexander Philippi filius Rex Macedoniae inſigni fama notus eſt:* wird übersetzt: Alexander Philipps Sohn, König von Macedo (wie König von Portugies) ist sehr berühmt. Und gleich auf der folgenden Seite: *Galli, qui mulli ſunt, Anglios devincent.* S. 242. *Doctor Siebold omnibus vulneribus medetur, quibus medcri difficile eſt:* das soll heissen: *die zu heilen ſchwere Wunden werden alle vom Doctor Siebold geheilt.* — Bedürfen wir weiter Zeugnifs, dafs diese Grammatik ein elendes Machwerk ist? Und wer etwa noch nicht davon überzeugt seyn sollte, lese nur die syntaktischen Regeln.

Vos ſaevas imponite leges,
Ut praeceptori verborum regula conſtet,
Ut legat hiſtorias etc.

Juvenalis.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MAY 1808.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Barth: *Pleonasmi Graeci.* — Auctore *Benjamin Weiske* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

S. 84—127. *Pleonasm. verbb.* Viel dürftiger ist dieser Abschnitt ausgefallen, wo des Stoffes so unendlich viel war; unter dem Gegebenen hat sich auch hier des Unbedeutenden nicht wenig eingemischt. — S. 85. Um aus ἀξιοῦν die Bedeutung *aequum putare* abzuleiten, wird *Hiphil* und *Piel* zu Hülfe gerufen. Solche Bemerkungen, mit unfruchtbaren Ellipsenerklärungen, die hier besonders häufig werden, untermischt, machen die Lectüre des Buchs unfreundlich. Was soll S. 97 bey ἑκὼν εἶναι, einem Rest alter Infinitivconstructionen [wie Thucyd. I. 21 ὡς παλαιὰ εἶναι *ut res sunt veteres*], das ὥστε erklären? und warum S. 100 soll man bey ἐπέρχεταί μοι ποιεῖν τοῦτο nur ἔννοια, ἐπιθυμία und andere Substantive verstehen? Auch wir sagen: *Es kömmt mir* bey, *etwas zu thun*, und niemand wird da Ellipsen suchen. Inzwischen wird auch hier manches Verbum näher erklärt, als εὔχεσθαι, ἔχειν u. a., wo *Koen's* und *Valkenaer's* Erklärung von ληρεῖς ἔχων durch ὑπάρχεις ληρεῖν mit Recht als *portenti instar* verworfen, und eine andere (*revera deliras*) beygebracht wird. — S. 108. In ἥκω φέρων ist ἥκω wie häufig *adsum*, und wir würden demnach wie bisher das φέρων als pleonastisch ansehen; wenn hier überhaupt von Pleonasmus zu sprechen wäre, wo der Begriff einer Präposition durch eine Participialconstruction ausgedrückt wird. S. 114 οἴχομαι ἀπιών, ist kein so grosser Pleonasm, als es dem Vf. und dem Suidas scheint. Ganz recht bemerkt *Schol. ad Aristoph. Lysistr.* v. 31 οἴχεσθαι τὸ ἀπελθεῖν καὶ τὸ θανεῖν καὶ ἁπλῶς ἀφανισθῆναι *cf. Hutchins. ad Cyrop. p.* 370, da also οἴχεσθαι der allgemeine Begriff ist, so muss er nothwendig näher bestimmt werden, und das thun die Griechen redlich in οἴχομαι ἀπιών, θανών, φερόμενος, was S. 126 besprochen wird, διώκων, ἀποπλέων u. a. Es hebt sich also die *celeritas discessus*, die nach dem Vf. darin liegen soll, und nachher nicht darin liegen soll, so wie die Zurechtweisung der *Virr. Graece doctissimorum* von selbst, welche jene *celeritatis notionem* nicht in dem gehörigen Worte, nämlich in οἴχομαι gesucht, da sie doch in ἀπιέναι zu finden sey. — Wer mag auch auf alle Grillen seiner Vorgänger mit solchen Discussionen eingehen!

S. 128—136. *Pleonasmi praepos. p.* 135. In ἕπεσθαι μετά τινος aus Lucian. Vol. VIII. p. 496 ist die Bedeutung ἔρχεσθαι vorherrschend, also kein Pleonasm, wie der Vf. mit *Reiz* (warum wird immer *Reitz* geschrieben?) annimmt; noch weniger ist zur Unterscheidung von εἵπετο μεθ' ἡμῶν und εἵπετο ἡμῖν auf das *aurium judicium* zu achten, worauf noch provocirt wird. Übrigens ist auch dieser Abschnitt etwas dürftig und nur wenige Präpositionen werden vorgenommen. Dahingegen ist S. 136—170 auf *Pleonasmi Adverbb.* und *ad fin. Pleonasm. Conjunct.* eine rühmliche Sorgfalt verwendet worden; und manche dem Vf. eigene Recherchen, z. B. über τε, δή verdienen Aufmerksamkeit. Doch ist die Untersuchung auch hier noch nicht vollständig. Manche sind ganz übergangen und über ihre Constructionen ist so gut wie nichts beygebracht, wo doch der Vf. bey seinen oft schwankenden Ansichten über mehr oder weniger *Pleonasmus* einen sicheren Leitfaden gehabt hätte. — Hier noch einige einzelne Bemerkungen. Was bey Formeln wie οἱ δὲ τὸν μισθὸν ἔφασαν δίκαιον εἶναι ἀπολαβόντες οὕτω ἐξιέναι nach einer nutzlosen Disputation mit *Fischer* gesagt wird, dass ἤδη dergleichen das *Adverb. perspicuitatis cujusdam gravitatisque studio* dazu gekommen, versteht sich wohl, erklärt aber nur nichts. Nützlicher wäre es gewesen, wenn der Vf. gezeigt hätte, wie durch den Eintritt der *Verborum dicendi* die Rede auf mannichfaltige Art gestört und die Construction verändert wird, eine Untersuchung, die leider noch nirgends vorgenommen, und beym Plato namentlich für richtige Interpretation von grosser Wichtigkeit ist. — Auch ist die im vorliegenden Fall obwaltende Construction, wo nach dem Particip noch Partikeln, ἔπειτα, οὕτως, selbst καὶ u. a. eingefügt werden, nur bey diesem einzelnen Fall, so viel Rec. sich erinnert, angeregt, nicht durchgeführt worden. Es fehlt überhaupt an einzelnen Rubriken, worunter sich mehreres hätte vereinigen lassen, was jetzt bey der alphabetischen Ordnung des Buches zerstreut liegt. — S. 155 über δέει τοῦ μὴ παθεῖν τι διὰ τὴν ῥαθυμίαν ct. heisst es: *ex quo particula* μὴ *manifesto salvis ceteris eximi posset* (?). — *Sed Graeci lectores statim sentiebant* τοῦ *esse explendi notam* (wie so, da nach Tilgung des τοῦ kein Griechisch bleibt und das Ganze umschmilzt in δέει, μὴ πάθοιέν τι — εἰς ῥᾳστώνην τραπέσθαι? — εἰς ῥᾴσεις ἐγχώρουν) *non autem pertinere ad* παθεῖν, *quasi causam timoris*; (war hier etwas zu erwähnen, so war es, dass τοῦ auf den ganzen Satz ginge, vor dem es steht und dessen Construction es trägt,) *et* μὴ *esse timentis, nequaquam autem poni posse pro* οὐ. (das versteht sich

wohl; aber warum?) *quod et per se h. l. sententiam perverteret.* (Wie kann das von einem Worte gesagt werden, das in der Sentenz gar nicht stehen kann, und wie willkührlich und schwankend ist da alles!). *Significat autem hic pleonasmus, majori dubitationi locum esse causamque timoris minus exploratam.* Welche vergebene Scharfsichtigkeit! und wie sollen diese aufgegriffenen Nüançen in μὴ hineinkommen? Um übrigens diese schwankende, in ihrer Art ganz einzige Methode über das Griechische zu raisonniren, noch deutlicher zu zeigen, nehmen wir gleich des Vfs. Bemerkungen über οὐ μὴ S. 159 hinzu. — Οὐ *et* μὴ *ubi conjuncta sunt, potiorem vim habet illud, quod statim ante ipsum verbum, altero non intercedente, positum est.* Was soll die *potior vis*? und was ist denn mit der anderen anzufangen? Was kommt heraus, wenn eine *negatio potior* und eine *minus potior* addirt werden? — Um sich mit dem Leser zu verständigen, bringt der Vf. sogleich die Rede auf μὴ οὐ, wo die *negatio* eigentlich in dem οὐ stecken soll. — Wie ist es doch möglich, jemanden auf diesem Wege zum Verständniss der Partikeln und ihres Einflusses auf die *modos* zu bringen, was doch die Hauptsache seyn muss, wenn wir uns über *Lambertus Bos, Zeunius* und andere dieser Art erheben und was *soloecum* sey, bestimmen wollen? — Angenommen nun, dass bey μὴ οὐ das οὐ negire, so habe das μὴ eine *vis interrogandi, vel prohibendi vel timendi*, und mache selten die Negation noch stärker, wo denn am Ende der Vf. selbst auf das Geständniss getrieben wird, *lubricum esse hujus discriminis judicium.* — Gleichwohl wird die Untersuchung wieder bey οὐ μὴ aufgenommen, und in dem Tone weiter geführt. — Um übrigens zu bestimmen, wie die Rede bey οὐ μὴ, ob mit φοβητέον, ὁρᾶν oder anderen zu ergänzen sey, müsste man erst mit der Construction dieser Partikeln aufs Reine seyn. — Denn dem Rec. scheint der Kanon, der aus des *Dawes Miscell. Critic.* p. 222 und anderwärts, von *Burgess* im Index seiner Edition der Miscellen so zusammengestellt wird: οὐ μὴ *non nisi cum futuro indicativi, vel cum aoristo altero subjunctivi activae, vel aoristo primo passivae vocis construitur*, dem *Brunk* und nach ihm *alle* gefolgt sind, mit äusserster Willkühr abgefasst. — Welcher Unterschied ist denn zwischen den *Aoristen*? und warum wird überall der *Aorist. primus subj. act.*, wo er nach οὐ μὴ folgt, mit leichter Hand in das *futurum indicativi* umgeformt? — Kein Wunder, dass bey schwankender Construction keine Ellipse ausreicht! Auch unser Vf. lenkt, nachdem er mehreres versucht hat, ein, und meint am Ende gar, μὴ sey ehemals eine *dubitandi nota* gewesen, obgleich der Gebrauch alle Kraft zu zweifeln gehoben habe; und im Gefühl der Unzulänglichkeit schliesst er: *omnia persequi non est instituti nostri.* —

Gelegentlich bemerken wir, dass das angebliche Fragment des Eupolis S. 154, wovon das doppelte μᾶλλον erläutert wird,

πῶς μὲν Ζεὺς ἐπινεφεῖ τὸ πρῶτον ἡσυχῆ,
ἔπειτα μᾶλλον μᾶλλον.

vom *Phocius Lex. Mptum* dem *Alexis* beygelegt wird, und kaum verständlich ist, wenn man nicht liest

πῶς ἐπινεφεῖτο πρῶτον ὁ Ζεὺς ἡσυχῆ
ἔπειτα μᾶλλον μᾶλλον.

So *Phocius*, nur dass ἐπινεφεῖ τὸ getrennt und ἡσυχῆ steht. Ζεὺς bekanntlich *Himmel*. — Der Ausdruck musste übrigens so gewöhnlich wie unser *mehr und mehr* seyn, da er nach *Phocius* Anführung öfter vorkam. — S. 162 die Stelle des Thucydid. III, 36 ὠμὸν τὸ βούλευμα, καὶ μέγα ἐγνῶσθαι, πόλιν ὅλην διαφθεῖραι μᾶλλον, ἢ οὐ τοὺς αἰτίους, wobey dem Vf. ein Feld dorniger Untersuchung (*spinosae disputationis campus*) sich öffnet, wo er mancherley Meinungen anführt und des *Perizonius* schlechte Conjectur αὐτὸς statt οὐ τοὺς mit der Bemerkung hätte abgefertigt werden sollen, dass sie einen Soloecismus enthalte. — Diese Stelle schliesst offenbar, wie die übrigen, die angeführt werden, eine zweyfache Construction in sich; nämlich πόλιν ὅλην διαφθεῖραι, (καὶ) οὐ τοὺς αἰτίους und πολ. ὁλ. διαφθεῖραι μᾶλλον, ἢ τοὺς αἰτίους. — Was der Vf. aus dem Französischen anführt *il est plus sage, qu'on ne croit*, passt nicht einmal; und dann wird seine Besprechungsmethode angewandt, um zu helfen: erst soll μᾶλλον *absolut* stehen, (was doch das heissen mag!) und ἢ so viel heissen als ἀλλά, wobey bemerkt wird: *hac ficta significatione scindimus nodum.* — Aber in aller Welt, warum wird bey eigener Einsicht das Schlechte nicht unterdrückt? — Hier kann Jemand, dem es um Gedeihen und Würde der Wissenschaft zu thun ist, sich nicht des Unwillens enthalten. — Was soll herauskommen, wenn man jeden Einfall, sey er noch so seltsam, auf Unkosten der Sache geltend machen will? — Was sonst noch hinzugefügt wird, werfe man zu dem Gestripp, das in dem Buche so reichlich wuchert. — S. 178 über die Construction des γάρ, welches mit dem Causalsatze vorangeht, als: ἐν δὲ τούτῳ τῷ χρόνῳ — ἦν γὰρ ἐν τῷ στρατοπέδῳ cet. und nun erst den Satz folgen lässt, dessen Grund es angiebt, ist schon bey *Schäfer Melett. Crit. p.* 75 — 78 eine classische Untersuchung, so wie über das doppelte δέ, worüber S. 179 gesprochen wird, bey *Schäfer* S. 111 eine eben so durchgreifende Bemerkung zu finden, und Niemand wird da weiter Pleonasmen suchen. — Was S. 182 über ἵνα τί, ὅτι τί, ὡς τί, vorkommt, das als Fortsetzung der Rede durch einen andern dargestellt wird, ist gut ausgeführt, so wie weiter hin die Bemerkungen über καί, μέν, dem sein δέ mangelt, (Sätze wie οὐχ ὁ μὲν ὁ δ' οὔ, ἀλλὰ πάντες, enthalten blofs Anfänge nicht ausgesprochener Gedanken.) — Noch liessen sich bey der grossen Mannichfaltigkeit von Bemerkungen manche Einwürfe gegen einzelne machen; doch die aufgestellten werden hinreichen, das Buch zu charakterisiren, und ein allgemeines Urtheil darüber einzuleiten. — Der Vf. scheint bey seinem Studium der griech. Sprache sich an der Methode zu begnügen, die *Lambertus Bos, Hoogeveen* und Andere nach ihnen aufgestellt haben, und verwendet seinen Scharfsinn und seine Belesenheit darauf diese geschickt zu brauchen und weiter auszuführen.

Darum geht er nicht ein auf den Bau der Rede, auf die Veränderungen, die durch Zutritt der Partikeln und Wendung des Gedankens in den Structuren bewirkt werden, um dadurch zur Einsicht dessen zu gelangen, was *nothwendig* und *richtig* ist, und dem gemäss das Falsche ausscheiden zu können; sondern er nimmt die Rede an, wie er sie eben findet, sucht in dem vorliegenden mancherley zu bemerken und zu erklären, und, was ihm eigen ist, Rubriken und Namen aufzufinden, um das Bemerkte darunter zu fassen, allem aber eine Bedeutung zu geben, und den Sinn darnach zu bestimmen. Es wird demnach nicht gefragt, ob etwas, von einer feineren Kritik beleuchtet, richtig sey und warum, wohl aber ob es diene, den Satz deutlich, gewichtig, elegant zu machen; und dann statt einer gründlichen Interpretation ein rhetorisches Raisonnement untergelegt. — Wollte der Vf. dieses, als er sich vornahm, über Pleonasm und nach obiger Bestimmung zu schreiben: so hat er zwar seine Absicht erreicht; aber doch ein ziemlich unfruchtbares Feld cultivirt. Denn was soll es nutzen, sich vorsagen zu lassen, etwas gehöre zur Umschreibung, Eleganz, Deutlichkeit des Gedankens, in einer Sprache zumal, wo alles unendliche Schwierigkeiten hat, und gleichsam jeder Fuss breit Landes mit Mühe erobert werden muss, so dass Zeit und Kraft zu ganz anderen Untersuchungen nöthig sind. — Doch die Untersuchung leitet den Vf. nach vielen Seiten hin. Mit Benutzug der *Fischer*schen Schätze zum *Weller* und Anderer, hat er eine grosse Mannichfaltigkeit eigengebräuchter Wörter und seltener Constructionen in guter Ordnung aufgestellt, und in soweit gut und lichtvoll erläutert, als es seine Methode erlaubte, so dass man im Ganzen die Hand eines geschickten Interpreten leicht entdeckt, und, das Unhaltbare abgeschieden, des Guten und Brauchbaren eine grosse Menge übrig behält. Rec. freut sich demnach, seine Beurtheilung damit schliessen zu dürfen, dass er Jedem, der sich mit den Sonderbarkeiten der griech. Rede näher bekannt machen will, ohne voluminöse Werke zu studiren, dieses Büchlein als ein brauchbares Compendium empfehlen kann.

— u —

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Lateinische Stylübungen zum öffentlichen und Privatgebrauche* herausg. von M. *Christoph Friedrich Roth*, Prof. am königl. Gymnasium in Stuttgardt. Erster Theil, welcher die Materialien zum Übersetzen in das Latein enthält. 1807. XXIV u. 359 S. Zweyter Theil, welcher die lateinische Übersetzung der Materialien nebst einem Beysatze und Anhange von Elegen zu metrischen Übungen in sich fasst. 1807. 380 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Das Alter der Jugend, für welche der Inhalt und die Einrichtung dieses Buches berechnet ist, und die zweyfache Grundlage desselben, da der Vf. fast alle Aufsätze entweder aus deutschen und neueren Schriften oder aus alten lateinischen Classikern entlehnte, deuten die besonderen Titel eines jeden Theiles bestimmter an. Der besondere Titel des ersten Theiles ist: *Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Latein für die Jugend von 12—15 Jahren* gesammelt und verfasst von M. C. F. *Roth*; des zweyten Theiles: *Argumenta latino sermone excerpta et reddita adjectis elegis* a M. C. F. *Roth*. Beide Theile sind ein vortreffliches Hülfsmittel zum Privatgebrauche, und noch mehr zur Selbstübung; doch minder zu empfehlen zum öffentlichen Schulgebrauche. Mögen die Materialien des ersten Theiles noch so gut gewählt und zweckmässig, noch so reichhaltig und mannichfaltig seyn; und mag die treue Übersetzung der gewählten Stücke noch so fliessend und im Geiste der ächten Latinität den Sinn derselben wiedergeben: durch die Herausgabe des zweyten Theiles hob der Vf. selbst die Einführung des ersten als eines Schulbuches auf.

F—G.

ANSBACH, b. Haueisen: *Poetische Blumenlese zur Erklärung, zum Declamiren und Auswendiglernen für Schulen*. 1804. 264 S. 8. (20 Gr.)

Wir sind mit dem Veranstalter dieser Blumenlese einverstanden, dass nichts die Sprache und den Geschmack der Jugend mehr und sicherer bilde, als das fleissige Lesen guter Dichterwerke. Auch billigen wir das, was er zur Empfehlung von Sammlungen auserlesener poetischer Stücke vorbringt. Mit der Sammlung selbst aber haben wir nicht so Ursache, zufrieden zu seyn. In der Voraussetzung, dass die Jugend mit allen Dichtungsarten und mit den Manier verschiedener Dichter bekannt gemacht werden müsse, hat der Vf. Manches aufgenommen, das die Bildung des Geschmacks nicht sehr befördern möchte. Doch kann ein verständiger Lehrer auch solche Stücke zum Guten brauchen, so wie er auch die vernachlässigte Stufenfolge vom Leichtern zum Schwereren aus dem dargebotenen Vorrathe für sich wird bilden können. Dass aber der Vf. die Dichtungsarten selbst nicht sorgfältiger unterschieden hat, da diese Blumenlese doch zur Kenntniss derselben mitwirken soll, ist ein Vorwurf, zu dessen Beseitigung sich nichts vorbringen lässt.

T. L.

PENIG, b. Dienemann u. Comp.: *Sammlung deutscher Beyspiele zum Gebrauch neben der grossen Bröder'schen Grammatik* herausgegeben. 1804. VI u. 320 S. kl. 8. (20 Gr.)

Der Vf. dieser Sammlung räumt es selbst in seiner Vorrede ein, dass es schon viele Sammlungen dieser Art giebt, hält aber, dessen ungeachtet, die Seinige um deswillen nicht für überflüssig, weil in ihr die Beyspiele der grossen *Bröder*'schen Grammatik *Schritt vor Schritt* folgen. Dieses Schritt vor Schritt-Folgen mag es denn auch seyn, warum, ungeachtet *Werners praktische Anleitung zur lateinischen Sprache*, welche doch auch der *Bröder*'schen Grammatik folgt,

schon da ist, er doch noch, selbst eine solche Sammlung zu veranstalten, für nöthig gehalten hat.

Der Endzweck bey einem Buche dieser Art ist, den Genius der deutschen Sprache mit dem Genius der römischen so vollkommen als möglich auswechseln zu lehren. Die deutsche Sprache aber so lange umzumodeln, bis sie sich der römischen so ähnlich als möglich zeigt, ist schädlich, weil der Deutsche, wenn er einmal so weit kommt, dass er einen deutschen Aufsatz übersetzen oder auch eine eigene lateinische Schrift verfertigen soll, doch in dem Aufsatze, wenn er gut ist, nichts als den reinen Genius der deutschen Sprache ausgedrückt findet, und wenn er schreiben oder sprechen will, höchst wahrscheinlich doch erst alles ächt deutsch denkt, ehe er es ächt römisch hinschreiben oder mündlich ausdrücken wird. Es ist damit nicht gesagt, dass es übel sey, ein rein deutsches Beyspiel dem Schüler nebenbey in eine solche Anordnung zu bringen, welche ihm das Übersetzen in ächtes Latein erleichtere; nein! es ist vielmehr nützlich und nothwendig. Das Beyspiel aber muss erst rein deutsch seyn. Der Vf. dieser Sammlung war sich halb und halb dieses Fehlers bewusst, und entschuldiget ihn in der Vorrede zu dieser Sammlung mit folgenden Worten: *Sollten*, sagt er, *diese Beyspiele ja bisweilen etwas gezwungen scheinen, so wird man dabey nicht vergessen, dass der Hauptzweck Erlernung der lateinischen Sprache war.* Man sieht, der Vf. stand in der irrigen Meinung, man könnte der deutschen Sprache wohl, der römischen zu gefallen, ein wenig die Glieder verrenken, wenn die lateinische nur darüber einen wohlgebildeten, schlanken Körper bekäme. Es ist aber leicht zu erweisen, dass man auf diesem Wege nie eine sicher reine Latinität erlangen kann. Je reiner das Deutsch, desto reiner das Latein. Zum Beweise, dass der Vf. hin und wieder diesen Fehler begangen hat, mögen folgende Stellen dienen. Die *Friedensliebe* f. Liebe zum Frieden: S. 18. *Alle Geschöpfe der Welt sind göttlich* (Gottes), S. 19. *Viele streben nach der Gunst bey dem Fürsten*, S. 19. *Der Tod ist eine Strafe von der Sünde*, S. 20. *Wann und wanneher*, S. 23. *Nicht heute, noch jemals wird diess geschehen*, S. 37. Warum hat der Vf. zur Nota des §. 149 kein Beyspiel gegeben? es giebt doch rein deutsche Redensarten, welche auf die dort vorgeschriebene Weise ausgedrückt werden können. Sollten ferner die Beyspiele zu §. 151 N. 1 wirklich die erfoderliche Einrichtung haben, um hieher zu passen? *In dem Laster ist so grosse Thorheit, als grosse Weisheit in der Tugend* f. in dem Laster ist die Thorheit so gross, als in der Tugend die Weisheit, *Ebend. Wer kann mir sagen, warum Dädalus merkwürdig sey* f. ist, S. 46. *Der Lehrer muss den Schüler antreiben, dass er fleissig ist* f. antreiben, fleissig zu seyn, oder zum Fleiss antreiben, S. 56. *Ältermörder* f. Älternmörder ist ein Druckfehler, S. 57. *Die Gedichte des Ovids lassen sich besser lesen, als die des Lucanus. Die Gelehrsamkeit des Cicero war grösser, als die des Seneca* f. als die Gedichte des *Lucanus*, als *Seneca's* Gelehrsamkeit u. s. w. Die lateinischen Wörter und Redensarten, welche der Vf. auf jeder Seite hinzugefügt hat, sind meistens treffend und ächt römisch. Auch verdient es gerühmt zu werden, dass er anfangs mehr, nach und nach weniger, immer aber das Schwerste hinzugesetzt hat. Hin und wieder finden sich auch nützliche Zusätze und Wiederholungen in angenehmen und gut vorgetragenen Erzählungen. Einige Ausdrücke aber mögen doch wohl theils nicht treffend und genau, theils nicht richtig und rein genug seyn. *Kurfürst* z. B. S. 10 kann unmöglich durch *octovir* ausgedrückt werden. *Die verdorbene Niere* wird durch *renes perditi*, treffender vielleicht durch *corrupti*, oder bloss *affecti*; und *verhärtet* von der Milz S. 14 durch *obduratus*, vielleicht auch besser durch *durus* gegeben. *Ein grosses Verlangen empfinden* durch *magnum sentire desiderium* gegeben, möchte schwerlich bey einem reinen Schriftsteller vorkommen. *Übermuth*: *insolentia*, vielleicht besser *superbia*. *Der Franzos: Gallus.* Die Franzosen sind jetzt *Franco-Galli*. S. 22. *Am Leben strafen: vita punire* mag wohl für manchen Verbrecher eine Strafe seyn; es ist aber schwerlich richtig ausgedrückt. Gebräuchlich ist dagegen *morte punire*, *mulctare*. *Ebend. Die Welt: orbis*, der Prosa gemässer ist *orbis terrae, terrarum*. S. 26. *Kleine Neckereyen: lacessitio*; vielleicht besser *ioci petulantes*. S. 27. *Unverbesserlich: incorrigibilis* ist sicher kein gutes Latein, besser *insanabilis*, *inemendabilis*, wenn man es nicht umschreiben will. *Numa war ein König von frommer Denkungsart.* Denkungsart ist durch *indoles* gegeben. *Indoles* ist hier freylich das richtige Latein, aber Denkungsart nicht das passende deutsche Wort; es sollte *Gemüthsart* heissen. S. 79. *Mir ist nichts daran gelegen, dass ich nach der Mode lebe*, S. 85. Nach der Mode ist ausgedrückt *ex more vulgari*. Dem Sinne des Satzes gemässer möchte es vielleicht *ex more victus cultusque elegantioris* heissen. *Einen schwachen Magen* u. s. w. S. 89. Magen: *ventriculus* ist wohl nur bey Ärzten gebräuchlich. Die übrigen classischen Schriftsteller gebrauchen dafür *stomachus*. *In das Gebiet der Samniter*, S. 97. Gebiet ist hier *regio* gegeben; vielleicht ist *ager* hier richtiger. *Kirchenverbesserung: reformatio sacrorum* besser *emendatio sacrorum etc.*

O.

KLEINE SCHRIFTEN.

Lateinische Sprachkunde. *Berlin*, b. Gebr. Gädicke: *Die lateinischen Declinationen und Conjugationen in Verbindung einiger Wörter zum Auswendiglernen, nebst einigen Hauptregeln, für die ersten Anfänger in der lateinischen Sprache*, von *George Ludwig Beuster*, Inspector des Schindlerschen Waisenhauses. 1807. IV u. 92 S. 8. (4 Gr.) Der Inhalt und Zweck dieser Bogen sind aus dem Titel klar, die Einrichtung derselben ist, einige kleine Fehler abgerechnet, ihrer Bestimmung gemäss, und ihr Nutzen nicht zu verkennen, wiewohl die lateinische Sprache eines solchen Vorbereitungsbüchleins weniger bedarf, als die griechische, welche gleichwohl noch wenig mit solchen Erleichterungsmitteln des ersten Unterrichtes bedacht ist.

F — G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MAY, 1808.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Erlangen, b. Palm: *Theoretisch-praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung der englischen Sprache*, von *Heinrich Joachim Jäck*, Custos der kurf. Bibliothek und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum zu Bamberg. 1804. 270 S. 8.

2) Erlangen, b. Walther: *Praktische englische Sprachlehre für Deutsche beiderley Geschlechts*. Nach der in Meidinger's französischer Grammatik befolgten Methode und nach Sheridan's und Walker's Grundsätzen der reineren Aussprache bearbeitet von Dr. *Joh. Christian Fick*, Lehrer der englischen Sprache zu Erlangen. Fünfte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1806. 264 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktische Anweisung zur leichteren Erlernung der englischen Sprache* etc. In drey Theilen, wovon der erste die Sprachlehre, der zweyte das Lesebuch, und der dritte die Elegant Extracts enthält.

No. 1 ist eigentlich der erste Theil eines Werkes, dessen zweyter Theil durch Zufall in diesen Blättern (1807. No. 96.) eher beurtheilt worden ist, als vorliegender erster Theil dem Rec. in die Hände kam. Sein erstes Geschäft war nachzusehen, ob er hier vielleicht einen Wink darüber fände, welchen Antheil der Herausgeber sich an der Entstehung dieses Werkes zueigne, den Rec. durchaus bey dem zweyten Theile vermisste, in welchem er mit einigen wenigen unbedeutenden Zusätzen, und unter einer anderen Anordnung des Einzelnen, bloss eine Übersetzung von *Murray's English Grammar* fand. Zu seinem Erstaunen war hierüber auch in diesem Theile nicht der geringste Aufschluss gegeben; vielmehr äussert sich Hr. *J.* in der Vorrede zu demselben über das Ganze folgendermasen:

„Wurde *gleichwohl* Deutschland seit einer Reihe von Jahren mit einem grossen Heere englischer Sprachlehren in den verschiedensten Formen überschwemmt: so blieb doch ein vollständiges Handbuch, in welchem alle Grundsätze der englischen Sprache systematisch geordnet und lichtvoll dargestellet sind, noch immer ein dringendes Bedürfniss. Diesem glaubte ich durch dieses und mehrere darauf folgende Werke um so eher abhelfen zu können, je mehrere Jahre ich mich ernstlich und anhaltend bestrebte, mit Sprachen überhaupt und ganz vorzüglich mit den Eigenheiten der englischen vertraut zu werden. Betrat ich auch Albions Küsten noch nie, so konnte ich doch durch zufällige Bekanntschaften mit gebornen Engländern, durch meinen Umgang mit mehreren Gelehrten, die sich in England geraume Zeit aufhielten, und vorzüglich durch den mit Hn. *Fick*, dessen und *Ebers* Lehrbüchern ich auch meine erste Bildung in der englischen Sprache zu danken habe, ganz leicht mit dem *besonderen Dialekte* der Eingebornen bekannt werden u. s. w." — Nach diesen Äusserungen, die indess noch zu mancher Anmerkung Gelegenheit geben könnten, glaubte Rec. wenigstens diesen Theil ganz als das eigene Werk des Herausgebers ansehen zu müssen. Wirklich würde es ihm bey demselben auch nicht so leicht geworden seyn, die Hauptquelle des Ganzen ausfindig zu machen, als es bey dem zweyten Theile der Fall war, da er zum Theil wenigstens Sachen enthält, die *Murray*, der für Engländer schrieb, nur oberflächlich berührte; allein da er sie nun einmal kannte, so konnte ihm der Erguss derselben auch hier nicht verborgen bleiben, ungeachtet manche andere mit ihr in ein Bette geleitet worden ist. Hier der Beweis unserer Behauptung:

Jäck S. 13.	*Murray* S. 3. (*7th edition.*)
Ein vollständiges Alphabet der *englischen*, und auch jeder anderen Sprache, würde eine Anzahl von Buchstaben enthalten, welche der Zahl der einfachen vernehmlichen Laute, so zur Sprache gehören, ganz gleich sind. Jeder Laut würde seinen unterschiedenen Buchstaben haben, und dieser Buchstabe könnte keinen anderen Laut, als gerade diesen, *von sich geben* oder vorstellen. Allein so ist es nicht mit dem englischen Alphabet: dieses hat weit mehr ursprüngliche Töne, als unterschiedene bezeichnende Buchstaben; und folglich sollen einige dieser Buchstaben nicht bloss einen einzigen, sondern mehrere Laute vorstellen. Hievon kann man sich überzeugen, wenn man bedenkt, dass die durch die vereinigten Buchstaben *th*, *sh*, *ng* ausgedrückten Laute nur einfache Laute sind, und in unserem Alphabet keine besondere, bloss ihnen zukommende Laute haben: und dass die Buchstaben *a* und *u* die verschiedenen Laute vorstellen, welche man in	*A perfect alphabet of the English language, and, indeed, of every other language, would contain a number of letters, perfectly equal to the number of simple articulate sounds belonging to the language. Every simple sound would have its distinct character: and that character be the representative of no other sound. But this is far from being the state of the English alphabet. It has more original sounds than distinct significant letters, and, consequently, some of these letters are made to represent, not one alone, but several sounds. This will appear by reflecting, that the sounds signified by the united letters th, sh, ng, are elementary, and have no single appropriate characters, in our alphabet, and that the letters a and u represent the different sounds heard in hat, hate, hall; and in but, bull, mule.* *To explain this subject more fully to the learners, we shall set down the characters made use of to represent all the ele-*

hat, *hate* und *hall*, ferner in *but*, *bull* und *mule* hört. — Um diesen Gegenstand den Anfängern noch deutlicher zu machen, will ich die einzelnen Buchstaben niederschreiben, deren man sich bedient, um alle einfache vernehmliche Laute der englischen Sprache vorzustellen; und jedem Buchstaben die Sylbe oder das Wort beysetzen, welches seinen angemessenen und unterschiedenen Laut in sich enthält.

mentary articulate sounds of our language: — and shall annex to each character the syllable or word, which contains its proper or distinct sound.

Wir könnten auf gleiche Weise *Jack* S. 200 und *Murray* S. 67 vergleichen, wenn wir nicht den Raum zu schonen hätten.

Auch die übrigen Quellen, aus welchen Hr. *J.* auf gleiche Art geschöpft hat, nachzuweisen, möchte dem Rec. ein Leichtes seyn; doch jene Probe wird das Verfahren unseres Schriftstellers hinreichend ins Licht stellen: und nun nur noch einige Bemerkungen über das Einzelne.

An der Spitze des Ganzen steht eine Einleitung, worin Bemerkungen über Sprache überhaupt, und dann über die englische Sprache insbesondere vorkommen. Statt der verworrenen Skizze der Geschichte derselben S. 5. 6 wäre, da doch einmal das Ganze Compilation ist, der Abriss derselben aus *Murray* S. 112. 113 nach *Corte* zu wünschen gewesen, wenn wir gleich am Ende dieses Theils dafür schadlos gehalten werden; jedoch auch wieder auf die in diesem Werke durchaus herrschende Art: Andere haben die Federn hergeben müssen. Man sehe *Wartons history of the english poetry*, und *Adelungs Geschichte der englischen Sprache* in seinem nach *Johnson* ausgearbeiteten Wörterbuche. Wenn Hr. *J.* von einer rein englischen *Mundart* spricht: so möchten ihm dieses wohl nur *Adelungs* Anhänger zu Gute halten. Von S. 11 bis 119 werden die Regeln für die Orthographie, oder vielmehr für die Orthoepie aufgestellt. Allein hier ist nicht einmal das Vorzüglichste, was wir über die englische Aussprache haben, hinreichend benutzt worden. Das lange *a* lautet im Englischen nicht eigentlich wie das deutsche *äh*, wie S. 22 und überall behauptet wird, sondern vielmehr wie *eh*, oder wie das *ee* in dem Worte *der See*; nur vor einem *r* (welches überhaupt immer einigen Einfluss auf die Aussprache des vorhergehenden Vocals hat) mit dem stummen *e*, wie *in care*, hat es jenen Laut. *Spectácle*, ein Schauspiel, (S. 23), war dem Rec. völlig neu; er kannte bisher nur das Wort *spéctacle*. Wahrscheinlich liess sich Hr. *J.* durch das deutsche *Spectákel* zu jener Betonung verleiten. — S. 89 heisst es: „In dem Worte *colonel*, ein Oberster, lassen viele Engländer das *l* in der Aussprache nicht hören, sondern sprechen dieses Wort *körnel* aus, womit auch *Sheridan*, und *Walker* übereinstimmen: allein diese Aussprache widerspricht den Regeln, und ist nur vom Pöbel beliebt und aufgenommen worden; man spricht richtiger *kolnelk*." — Versteht Hr. *J.* unter dem Pöbel die ganze englische Nation, so ist ihm nicht zu widersprechen; sonst muss Rec. bezeugen, dass jenes die Aussprache der gebildetsten Engländer ist: ausserdem würde *Walker* auch nicht zu diesem Worte die Bemerkung hinzugefügt haben: *This word is among those gross irregularities which must be given up as incorrigible.* — Doch genug hiervon. — Bis S. 259 dehnt sich der etymologische Theil aus, wo aber gleichfalls alles bunt durch einander gemischt ist. So werden S. 126 fg. erst einige sehr gute Bemerkungen über die Natur und das Wesen des Artikels beygebracht, nur für den Anfänger nicht deutlich genug; allein statt auf diese nachher Rücksicht zu nehmen, und der Ansicht von dem Gebrauche desselben das hellste Licht zu verschaffen, wird S. 128 wieder mit einer, das Gedächtniss ermüdenden Weitschweifigkeit, nach *Murray* gesagt: „Der Artikel wird öfters vor solchen Nennwörtern ausgelassen, welche die verschiedenen Tugenden, Laster, Leidenschaften, Eigenschaften, Wissenschaften, Künste, Metalle, Gewächse, Elemente, Speisen, eine Masse, Alter, Zeiten, Spiele, Bänder, Grasarten u. s. w. in sich enthalten oder anzeigen." — Die Verbs treten auch noch in Begleitung von Gerundien auf.

Bey No. 2 boten vergebens fünf wiederholte Ausgaben die schöne Gelegenheit dar, die in den ersten Ausgaben vorhandenen Mängel zu heben, und durch Tilgung des Unrichtigen dem Ganzen das Gepräge der grössten Vollkommenheit aufzudrücken. Leider aber ist das Werk höchst mangelhaft und unvollkommen geblieben; und bey genauer Prüfung wird man der Seiten wenige finden, die nicht fehlerhafte und unrichtige Behauptungen aufstellten. So kurz und gedrängt als möglich mögen die Beweise folgen.

Das *a* hat nicht bloss die S. 6 und 7 angeführten 4 Laute, sondern, um der übrigen Unregelmässigkeiten in seiner Aussprache nicht zu erwähnen, noch einen fünften, den man in *care* hört, und der von dem des *a* in *hate* (welcher nicht dem *eh* in *Mehl*, sondern dem *ee* in *See* gleichkömmt,) sehr verschieden ist. *E* in *believe* (S. 7) lautet nicht wie ein *gedehntes*, dunkles *e*; es hat vielmehr einen dem *i* sich nähernden Laut, den *Walker* daher sogar dem des *e* in *me* an die Seite setzt. Der kurze Laut des *o* ist nicht dem des deutschen *a* gleich; er fällt vielmehr zwischen *o* und *a*. S. 8 findet man das *a* in *daring* und *reformation* als gleichlautend aufgestellt; aber die Aussprache desselben ist in diesen beiden Wörtern sehr verschieden. Auch die Regel selbst, dass das *a*, wenn es die Sylbe schliesst und den Ton hat, lang ausgesprochen werden müsse, ist äusserst schwankend und unbestimmt; denn in welchen Fällen hat das *a* den Ton? Vergebens sucht man nach Aufschluss hierüber unter den für den Ton gegebenen Regeln. *Master* gehört zu den Ausnahmen nicht. Von einem langen Accente der Vocale sollte jetzt keiner mehr reden; die Grundlosigkeit dieser Vorstellung ist schon seit zu langer Zeit aufgedeckt worden. — Das *a* in der Endung *age* als dem deutschen *i* gleichlautend zu bezeichnen, würde sich Rec. nicht

entschliessen können, wenn es gleich von *Walker* selbst geschehen ist, der, durch den Zischlaut des *g* irre geführt, diesen Vocallaut in der erwähnten Endung zu bemerken glaubte. — In *gape* lautet das *a* nach den besten Bestimmungen, wie das *a* in *far*, und in *wasp* wird es wie das *o* in *not* ausgesprochen. — In *all* hat es nicht den Laut des *aa* in *Haar* (den breiten, schwäbischen Dialekt vielleicht ausgenommen), sondern es tönt sehr tief und dumpf. — In *caelibate* und *caecity* soll der Accent nicht auf *ae* liegen, sondern auf dem diesem Diphthong folgenden Consonanten, nämlich auf *l* und *c*. In Ansehung des ersten Wortes wäre dieses nach S. 53 II) der Fall; aber für *caelibate* findet sich eine Bestimmung der Art nicht, sondern nach S. 42 (unter *ate*) liegt der Accent in diesem Worte auf der Antepenultima, und folglich auf *ae*. Es ist dieses aber dessen ungeachtet kurz, und zwar wegen der verkürzenden Kraft des Accents auf der dritten Sylbe vom Ende (eine Bemerkung, von der man in vorliegender Sprachlehre auch nicht die mindeste Spur findet). Jetzt schreibt man auch lieber *cecity* und *celibate*. — *Ai* und *ay* (S. 10) lauten gleichfalls wie das *ee* in *See*, und der erstere Diphthong wie *äh* nur vor einem *r*. *Bargain* spricht man nicht *bärgin*, sondern *bärgen* aus. — Das *e* in einer betonten Antepenultima ist wegen der schon erwähnten verkürzenden Kraft des Accentes auf dieser Sylbe, welche nur bey dem *u* sich nicht äussert, der Regel nach kurz; die Fälle, wo es lang ausgesprochen wird, bilden die Ausnahmen. — In *head* und *bear* (S. 13) ist die Aussprache des *ea* sehr verschieden, eben so wie die des *ei* (S. 14) in *eight* und *their*. — Die Regeln für die Aussprache des *o* (S. 18. 19) sind zu weitläuftig, äusserst verwirrend und zugleich unvollständig und unrichtig. In *chord* und *Lord* hat das *o* den nämlichen Laut. In *word* und *work*, so wie auch in *one*, *once*, *front*, *dost* u. s. w. wird es wie das *u* in *but* ausgesprochen, und in *gross* lautet es wie *ok*. *Oe* in *woe* (S. 20) spricht man wie *oh*, und nicht wie *uh* aus. — *Oi* lautet völlig wie *oi* oder wie *eu* in *heute*, und nicht wie *ai*, worauf schon *Nares* aufmerksam gemacht hat. — *Moor* muss nach *Walker* wie *muhr* ausgesprochen werden; die Aussprache *mohr* erklärt derselbe für gemein. — In *but* etc. (S. 23) hat das *u* einen Laut, der sich dem deutschen ö nähert. *Endue*, *ensue*, *pursue* und *subdue* haben den Accent auf der letzten Sylbe. — In Hinsicht der für den Accent beygebrachten Regeln mag die Bemerkung hinreichen, dass die von *Sheridan* aufgestellten, durchaus nicht zulässigen, verwirrenden, und daher (*Adams* ausgenommen; denn *Walker's* Abtheilungsweise hat einen anderen Grund, wie aus der Bezeichnung der Aussprache von *danger* durch *danéjur* erhellet) von keinem weiter angenommenen Grundsätze befolgt worden sind.

Die Erklärung vom Artikel (S. 57. 58), der höchst unpassend das Geschlechtswort genannt wird, ist äusserst schwankend und unbestimmt, welches auch von den für den Gebrauch desselben (S. 122) gegebenen Regeln gilt. Das Verzeichniss der nur im Plural gebräuchlichen Wörter (S. 62) ist höchst unvollständig, und *news* (S. 63) hätte nebst *means*, *amends*, *summons* eine eigene Bemerkung verdient. — *Business*, *hair*, so wie das fehlende *fish*, sind als Collectiva zu betrachten: auch findet man sie im Plural, als: *A thousand businesses are brief in hand* (*Shakespeare, King John*). — *Bind up your hairs.* — *O that these hands could so redeem my son, as they have given these hairs their liberty* (Ebend.) — S. 68 hätte der Unterschied zwischen *elder*, *eldest*, und *older*, *oldest* angegeben werden müssen. — Die Pronominalverbindung *myself* u. s. w. ist, so wie man sie S. 72 aufgestellt findet, und wie sie in den Aufgaben gebraucht werden soll, durchaus nicht reciprok (oder wohl richtiger reflexiv). Der Zusatz *myself* u. s. w. verstärkt in diesen Fällen nur die Bedeutung des Pronominis Personalis. — Das Wesen des Infinitivs ist S. 78 nicht genau genug aus einander gesetzt, und die einfachen Participia schliessen an und für sich keine Zeitbestimmung ein. — Die für die Conjugation der intransitiven Verba S. 92 aufgestellten Regeln sind durchaus falsch. Nach ihnen sollten z. B. von den Verbis *to come*, *to fall*, *to grow*, *to return*, das Perfectum und Plusquamperfectum mit *to have*, von *to arrive*, *to become*, *to depart*, *to escape* hingegen mit *to be* gebildet werden. Wie wären denn aber folgende Stellen zu erklären? — *The Squire was come with a crowd of company* (*Goldsmith*). *My eldest daughter was fallen, and had lost anguish in insensibility* (Ebend.) *They are both grown fat and lazy* (Ebend.) *Mr. Western was now returned, as were the rest of the horsemen* (*Fielding*). — *That period of life, at which Mrs. Deborah had arrived* (Ebend.) — *Since the decay of the heroic opinions and belief, the Delphian Oracle had become the sovereign umpire of Greece* (*Gillies*). — *This lady had departed from the inn much about the same time with Sophia* (*Fielding*). — *This Lady has escaped from as great a tyrant as my own* (Ebend.) — Die Regeln für die Fälle, in welchen das Adjectiv dem Substantiv nachzustehen pflegt, sind gleichfalls nicht befriedigend und zum Theil falsch. So stehen z. B. die Adjectiva auf *al*, *ary*, *ent*, *able*, *ive*, den mit ihnen verbundenen Substantiven nicht immer nach, wie dieses aus folgenden Stellen erhellet: *Amelia determined, to pay a momentary visit to her children* (*Field.*) *He ordered the coachman to drive with all imaginable haste.* — *She was far from being an advocate for the present prisoner* (Ebend.) — Die eigenen Namen der Völker nehmen nicht immer im Plural ein *s* an (S. 139), wovon *the French*, *the Dutch*, *the Swiss*, Beweise sind. — Nach *such* (S. 173) folgt nicht immer *as*, sondern auch, nach Maassgabe der Umstände, *that*, als: *such was the power of fortune and fine cloaths, that he found no second repulse* (*Goldsmith*).

So könnte Rec. noch eine sehr grosse Anzahl von fehlerhaften Regeln anführen, die in vorliegender Sprachlehre aufgestellt worden sind; denn auf die fehlenden selbst wagt er es nicht einmal einen

Rückblick zu werfen, weil das Gesagte schon hinreichend und vielleicht mehr als zu viel ist, um unser obiges Urtheil zu rechtfertigen.

Rw.

Bremen, b. Meier und in Commission b. Seyffert: *Elements of german and english conversation on familiar subjects*, by *George Crabb*, author of a German grammar and German selections for the English. Second edition, enlarged and improved. Auch unter dem Titel: *Englische und deutsche Gespräche über Dinge des gewöhnlichen Lebens*, von *Georg Crabb*, u. s. w. 1804 172 S. 8.

Unter den gebildeten Sprachen ist wohl keine, in welcher sich nicht wenigstens einiger Unterschied unter der Sprache des gemeinen Lebens und der finden sollte, deren sich die vorzüglicheren Schriftsteller bedienen, wenn sie nicht zufällig Scenen des gemeinen Lebens ihren Werken einverleiben: in keiner Sprache aber dürfte dieser Unterschied grösser seyn, als in der englischen, deren Entstehung und unter den abwechselndsten Schicksalen fortschreitende Ausbildung im höchsten Grade dazu geeignet waren, diese Erscheinung bey ihr auffallender zu machen. Da wir nun die neueren Sprachen wohl nicht bloss deswegen erlernen, um uns mit den vorzüglicheren darin erschienenen Werken bekannt zu machen, sondern auch nöthigenfalls mündlich in denselben Anderen unsere Gedanken mittheilen zu können: so muss uns nothwendig jedes Hülfsmittel willkommen seyn, uns eine nähere Bekanntschaft mit der Umgangssprache und dem in der Conversation herrschenden Tone zu erwerben. — Allein Werke dieser Art beym ersten Unterrichte zum Grunde zu legen, möchte nicht sehr rathsam seyn, da die Gegenstände, die den Stoff derselben ausmachen können, zu wenig anziehend sind, als dass sie das Interesse und die Aufmerksamkeit des Lehrlings auf längere Zeit zu fesseln vermöchten. Will man je bey denselben in dieser Hinsicht den Gang der Natur befolgen, so kann dieses nur durch Unterredung geschehen. Von jenen Werken wird der Lehrer daher nur dann Gebrauch machen dürfen, wenn nach schon bedeutenden Fortschritten in einer Sprache seinem Lehrlinge von selbst die Nothwendigkeit einleuchtet, sich, um derselben völlig mächtig zu werden, auch mit den im gemeinen Leben üblichen Ausdrücken und Wendungen bekannt zu machen.

Sind diese Bemerkungen gegründet, so wäre dem vorliegenden Werke, durch welches uns der Vf. in die Eigenthümlichkeiten der Umgangssprache einzuweihen sucht, in jeder Hinsicht eine andere Einrichtung zu wünschen, so viel Dank ihm auch dafür gebührt, dass er uns die elenden Gespräche, die man gemeiniglich in den Sprachlehren findet, durch etwas Besseres zu ersetzen sich bestrebt hat. Hr. C. scheint nämlich sein Werk für die ersten Anfänger bestimmt zu haben; er geht deswegen überall von einzelnen Wörtern aus, setzt dieselben darauf zu Redensarten zusammen, und lässt diesen die Gespräche folgen, die sich übrigens durch Mannichfaltigkeit des Inhaltes und Reinheit der Sprache nicht unvortheilhaft auszeichnen. Hr. C. würde sich aber gewiss sowohl um die Lehrer, die der grossen Heerstrasse nicht folgen, als um diejenigen überhaupt, die ausser der Kenntniss der Büchersprache sich auch die der in der Unterhaltung gewöhnlichen Ausdrücke und Redensarten erwerben möchten, nicht wenig verdient machen, wenn er mit Hinweglassung alles Kleinlichen, sein Werk bey einer dritten Auflage einzig und allein für Gespräche bestimmte, deren Anzahl alsdann bey gleicher Bogenzahl wenigstens verdoppelt werden könnte, wozu ihm der Stoff gewiss nicht mangeln würde. — Dass Hr. C. durch seine Bemühungen zugleich in Ansehung der deutschen Sprache den unter Engländern sich befindenden Freunden derselben in der nämlichen Hinsicht habe nützlich werden wollen, bedarf keiner weitern Erwähnung, da es schon aus dem Titel erhellet.

Rw.

KURZE ANZEIGEN.

Deutsche Sprachkunde. *Würzburg*, b. Stahel: *Elementarübungsbuch zum Sprechen, Lesen und Verstehenlernen der deutschen Sprache*, nach der Stephanischen Methode entworfen von *Christian Friedrich Schneider*, Lehrer an den Elementarschulen zu Schweinfurt. 1806. 152 S. 8. (8 Gr.) Das Buch soll, laut der Vorrede, „ein *Leitfaden* in den Händen der Lehrer und Schüler seyn, nach welchem die *deutsche Muttersprache* in einem *gründlichen* und der *geistigen* Entwickelung der jugendlichen *Seele* angemessenen *Stufengange*, im *ersten Umrisse* gelehrt und gelernt werden kann, so, dass *es* zwar also nicht das ganze Sprachgebäude schon völlig umfasst, aber doch die *wesentlichen Grundsäulen* desselben aufstellet, und den praktischen, von den einfachsten Elementen ausgehenden Weg bezeichnet, der bey fernerer Verfolgung ganz gewiss zum Ziele und zur *Kollendung* (?) führet." Von einem Manne, der so undeutsch schreibt, hätte man Ursach etwas ganz anderes zu erwarten, als das Buch wirklich giebt; nämlich etwas schlechteres. — Das Buch ist für verständige Lehrer eine gute Vorarbeit. Es zerfällt in zwey Stufen. Auf der ersten stehen die Übungen, welche sich auf die Sprech- und Lesegründlichkeit, und den Sprachmechanismus beziehen. Unter den 26 Sprachelementen hat der Vf. das U vergessen. Sonst ist alles zweckmässig und gut, und der allmähliche Fortgang vom Leichteren zum Schwereren wohl beobachtet. Auf der zweyten Stufe, die viel breiter ist als die erste, stehen die Übungen, welche Beziehung auf die Sprech- und Lesefertigkeit und den Verstand haben. Auch hier ist viel Gutes und Brauchbares zusammengetragen. Etwas zu reich ist ohne Zweifel §. 13 ausgefallen, der sich mit dem Unterschied der gleichlautenden Wörter beschäftiget. Bey der beabsichtigten Sprechgründlichkeit der ersten Stufe muss man sich um so mehr über seine reiche Ausstattung wundern. Die Wörter: *Anger* und *Anker*, *Balken* und *balgen*, *befahlen* und *befallen*, *Hecke* und *Höke*, *sank* und *Zank* (*sang* und *sank* fehlen) und viele andere mehr, werden wohl nicht leicht für gleichlautende gehalten werden können. Auch ist die Aufgabe, diese Wörter in kurze Sätze zusammenzufassen, oft gar unglücklich gelöset worden: z. B. wir wollen uns nicht mit dem *Rechen* in dem *Regen rächen*. Der *Takt* ist ein Zeitraum (?) aber der *Docht* brennt. Dass der Vf. die Wörter mit ähnlichen Bedeutungen übergangen hat, daran hat er nicht wohl gethan. An ihnen lässt sich der Verstand auf eine sehr angenehme und nützliche Weise üben.

37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Schmidt: *Julius von Voſs Luſtſpiele.* Erſter Band. Enthält: 1) *Die Griechheit.* 120 S. 2) *Wettkampf der Eitelkeit.* 88 S. 3) *Der Commandant à la Fanchon.* 48 S. 4) *Die Liebe im Zuchthauſe.* 1807. 60 S. 8.

2) Ebend. und Leipzig b. Mittler: *Für einander geſchaffen.* Original-Luſtſpiel in fünf Acten von *Julius von Voſs.* 1806. 135 S. 8. (12 Gr.)

Bey der groſsen Bedürftigkeit der deutſchen Bühne muſs man wohl billig jeden neuen Schauſpieldichter mit freudiger Aufmerkſamkeit, und eher mit günſtiger Zuneigung als mit argwöhniſcher Strenge empfangen, — und ſo ſey denn auch dieſer uns mit ſeinen Erſtlingen willkommen! Wir erkennen in ihm einen talentvollen Mann, der eine groſse Bekanntſchaft mit den Sitten und Thorheiten der höheren Stände, und mit den Gebrechen groſser Städte, dabey viel Gewandtheit und Kühnheit beſitzt, merkwürdige Scenen aus der Wirklichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen. Hierin iſt er, als Portrait- und Sittenmaler, kühner als ſeine Vorgänger, indem er mit ſeiner theatraliſchen Nachahmung bis in das Innerſte der Maſchinerie groſser Geſellſchaften, in Tanz-, Spiel- und Luſtparthieen, ſich wagt, und keinen Aufwand zur Verſinnlichung dieſer Dinge ſcheuet. Auch können wir es keinesweges miſsbilligen, wenn er das, was in der Welt gerade vor unſeren Augen geſchieht, in einem Bilde mit ſtarken Zügen auf uns zurückſcheinen läſst, denn dem komiſchen Dichter muſs alles erlaubt, und jeder Stand, jedes Alter, jede Zeit, am erſten die Gegenwart, unverſchloſſen ſeyn, es kommt nur darauf an, alles mit Geiſt, mit poetiſcher Anſicht, und ſo zu behandeln, daſs daraus ein neues, für ſich beſtehendes, freyes Spiel hervorgeht, in welchem das ſpecielle Zeitintereſſe ſich in das allgemeine Vergnügen einer heiteren Anſicht des menſchlichen Lebens auflöſt. Dieſs iſt aber ein ſehr wichtiger Punct. So wenig dazu gehört, durch auffallende Einzelnheiten aus unſerer Nähe, Vorfälle des Tages, oder wohl gar durch Perſönlichkeiten eine ganze Stadt zur Schauluſt ſolcher Dinge in Bewegung zu ſetzen, und die Neugier aller Stände, die gern etwas Bekanntes von der Straſse, ſey es auch nur ein Pferd, auf der Bühne ſehen mögen, ſympathetiſch anzuziehen: ſo ſchwer iſt es auf der anderen Seite, alles dieſes durch eine verknüpfende Idee zu einem künſtleriſchen Ganzen zu verbinden, und darin durch eine höhere Auffaſſung und Vollendung dem Speciellen die Allgemeinheit, der Nähe die Ferne zu geben, ſo daſs auch ein Fremder, dem die beſonderen Beziehungen nach auſsen fehlen, ohne Verwirrung, und ohne etwas zu vermiſſen, an dem aufblühenden Kunſtwerke ſich erfreuen kann. Der Vf. berührt daher gerade die Hauptſache, wenn er in der Vorrede ſagt: „Über den Commandanten à la Fanchon muſs ich bemerken, daſs dieſes Stück *alle Localität vermeidet*, der Leſer deſshalb durchaus keine *Wahrheit* (ſoll heiſsen *hiſtoriſche Wirklichkeit*,) darin muſs ſuchen wollen, mit Ausnahme der allgemeinen ſittenmaleriſchen Wahrheit." Hätte nur der Vf. dieſe Regel auch bey der *Griechheit* näher ins Auge gefaſst! Hier fehlt es durchaus an einer klaren Durchführung der Idee, und an der nöthigen Gediegenheit des Ganzen, die jedem Werke erſt ſeinen rechten Werth geben muſs. Schon der Gegenſtand hat ſeine groſsen Schwierigkeiten, und iſt nicht glücklich gewählt, weil er wegen ſeiner unſinnlichen und gelehrten Beſchaffenheit ſich nicht gut vor die Augen bringen läſst. Der Titel verſpricht überdieſs, einen übertriebenen Geſchmack am *Griechiſchen* lächerlich zu machen. Auſser der Errichtung von Gebäuden nach griechiſchem Geſchmack (ſchon für das Theater eine zu groſse Anfoderung) und der Verkleidung junger Landmädchen in griechiſche Gottheiten, die zum Empfange der neuen Braut dienen müſſen, ſehen wir aber wenig von der modernen Griechheit. Deſto mehr iſt die Hauptperſon, der Baron Hainau, in der dafür ausgegebenen Naturphiloſophie und in Überpoeſie befangen, und ſeine Braut, eine Jüdin, in die tändelnde Sentimentalität nach ſpaniſcher Manier verſunken, ſo daſs man hier die widerſprechendſten Elemente aus den neueren äſthetiſchen Ausſchweifungen unnatürlich zuſammengehäuft findet, und man überzeugt wird, daſs der Vf. ſeinen Gegenſtand nicht gehörig gekannt, ſondern die Beſtandtheile nur flüchtig aus der Erfahrung und aus Büchern zuſammengetragen hat. Mit welcher Überfülle von Ideen und gelehrtem Wortkram er die Perſonen, denen er ſolches beylegt, vernichtet, und alle Grenzen der Wahrſcheinlichkeit, ſelbſt *die* einer Poſſe, überſchreitet, davon kann alles, was der Baron Hainau ſagt, zum Beweiſe dienen. Gleich ſeine erſten Worte lauten alſo: „Das Leben, das poetiſche mir ſtören? — Durch trübe Nebelolympiaden ſchon umnachtet Helotendunkel ſie, wildet ſie Scythenbarbarey. Da ſteht ein Jüngling auf, der glatten Menge, entbundnen Fittichs ſchwört er aufzuſtreben, er läſst der Seele Sehnſuchtsklänge grünen, verſchwundnen Menſcheriadel heimzurufen; zu dir fleht er, Minerva Polias, und deine heitre Silberglorie ſtrahlt in Bu-

sens Tiefe, u. s. w." — Immer den Geldbeutel in der Hand, verschwendet er in kurzer Zeit sein Vermögen an Baumeister, Virtuosen, Schauspielerinnen, und besonders an einen Naturphilosophen, der seinen Acker nach gelehrten Principien behandeln und düngen muss. Die an ihn abgeschickten Gerichtsdiener lässt er ohne Umstände gefangen nehmen und auf einem Esel reiten. Und dennoch sieht man auf der anderen Seite ganz ernstlich Anstalten machen, diesen mehr als unsinnigen Menschen zu bekehren, und der Schluss (nicht die Entwickelung) ist der, dass sein Nachbar, dessen Tochter sich in ihn verliebt hat, sein Gut zu verwalten übernimmt. So ist das Stück weder Lustspiel noch Posse geworden, und der Hauptsache fehlt die persönliche Wahrheit. An diesem allen ist die Wahl des gelehrten Stoffes schuld, der einer solchen Behandlung widerstrebte. Wir haben erst Gelegenheit, die Talente des Vfs. hochzuschätzen, wenn er die Büchergelehrsamkeit verlässt, und in's wirkliche Leben eintritt. So wird hier gleich Anfangs ein trinklustiger Virtuos sichtbar, („la la la! — Ein pompöser Morgen, hol' mich der Teufel! Ruft mir ein paar Leutchen, die das Fortepiano auf die Terrasse tragen, ich componire gern in freyer Luft,") an dem die Wirklichkeit seines frohen Daseyns gar nicht zu verkennen ist. Es wird musicirt, getrunken, gesungen, getanzt, und mit den Schauspielerinnen und Dorfmädchen Probe gehalten — das alles ist voll Leichtsinn und Leben, und muss lustig anzusehen seyn. Die städtische Freyheit und die griechischen Anfoderungen der Kunst auf der *einen*, und das linkische Benehmen der Bauermädchen mit ihrer Unschuld und Derbheit auf der anderen Seite, („*Pral.* Attitüde, Faltenwurf. *Schöppe.* Ne — angreifen nicht. Er kann ihnen den Hokuspokus so beybringen. *Pral.* Die Göttin, Gretlieschen, vergiss doch nicht! — Und wenn dich die Braut etwa küsst, zier dich nicht; den Mund sittsam freudig hingehalten. Wollen's einmal probiren!" Kuss und Ohrfeige. „*Gretliese*: Ich sag's meiner Grossmutter!") das alles giebt herrliche Contraste und wunderliche Auftritte. Auch die gegenseitigen Bestechungen der Bauleute, wie es scheint, nach der Natur gezeichnet, sind ehrenwerth. Und nun zu diesem allen der äussere Reiz, wenn z. B. Demoiselle Rahel auf einem hohen antiken Wagen, der Kutscher in griechischem Kostüm, unter sanfter Musik daher*gefahren* kommt — muss das nicht anlocken?

Die Sittenmalerey: *Wettkampf der Eitelkeit*, Lustspiel in drey Acten nach dem Französischen des *Picard*, ist weniger anziehend, obgleich in sich vollendeter. Die Auftritte sind gewöhnlicher Art, und das Stück erhält mehr sein Interesse durch die moralische Wahrheit, als durch den Geist der Erfindung; bloss die sinnreiche Wendung am Schlusse, wo der Fabrikant aus der Provinz, um seine befreundeten eiteln Städter zu bekehren, zum Schein ihre eigenen Fehler annimmt, verräth etwas mehr als ganz gewöhnliches Talent. Der Übersetzung ist hie und da noch der französische Ursprung anzusehen, z. B. *Uns gehört* eine mannbare Tochter — statt: *wir haben.* — Lass uns auf *Beschränkungen* sinnen, wo ökonomische *Einschränkungen* gemeint sind. Und wenn die Tochter sagt, als vom Tanzen die Rede ist: Ich bin fast mit dem jüngern Bourville *einverstanden:* so soll das nur heissen: darin bin ich mit B. einerley *Meinung.*

Der Commandant à la Fanchon, heroische Posse von Einem Act in Knittelversen, giebt im Kleinen ein Beyspiel von Feigheit bey der Übergabe einer Vestung. Die Persiflage ist durch Charaktere und Umstände so vermittelt, dass der Scherz die innere Wahrheit, die Möglichkeit der Erscheinung nicht verletzt, und äusserlich mit dem Schein des Ernstes eine gute Wirkung thut. Das Auffallendste natürlich erscheinen zu lassen, ist das Haupterfodernis einer Posse, und diess ist hier mit vielem Fleisse beobachtet. Die Knittelverse oder Schlagreime aber sind nicht die gelungensten, weil der Vf. für die Hauptschläge, die allein das Mass und zugleich den Rhythmus dieses Verses bestimmen, nicht genug durch starke Worte, und dazwischen für Geläufigkeit des Falles nicht hinreichend durch pausirende oder auch bloss anhaltende Sylben gesorgt hat; z. B. Hier konnt' ich *nicht mehr* — hat keinen rechten Hauptschlag, *nicht weiter* würde dem Ohr schon eher genügen; Ob ich die Damen *da kann* unterbringen — beleidiget durch eine zu grosse Hemmung. Wie schön fliesst dagegen: da *soll* ich mich *halten* auf *Tod* und *Leben.*

Die Liebe im Zuchthause, Tragikomödie in Einem Aufzuge, ist von allen am kühnsten und am gehaltreichsten. Der Dichter führt hier die Phantasie in den entlegensten Wohnplatz der menschlichen Thätigkeit, in den Kreis der verworfensten Geschöpfe, und lässt uns in ihr verwahrlostes Herz schauen. Zu den Ehebrechern und Dieben steigen Räuber und Mordbrenner herauf, erzählen ihre Greuelthaten, und gleichen ihre Verbrechen in Leichtsinn und Liebe gegen einander aus. Bey jeder Erscheinung schaudern die Andern zurück und rufen: ein Räuber, ein Mörder! Nein, dessen wär' ich nicht fähig. Sobald aber der Neuling seine Geschichte erzählt hat, finden sie die That möglich und leicht, und stiften Freundschaft mit ihm. Mitten unter ihnen sitzt reinen Herzens eine Kindesmörderin, die, still und in sich gekehrt, endlich vor Abscheu über die schändlichsten Reden hervortritt, und einer frechen Kupplerin grad' ins Angesicht speyt. Schon aus diesem Zuge wird jeder abnehmen können, mit welchen starken und, wir möchten sagen, höllischen Farben das Ganze gezeichnet ist. Dennoch würde man es als ein seltsames Nachtstück loben müssen, wenn der Vf. es mit einer poetischen Ansicht, in völliger Freyheit der Phantasie kühn und unbefangen als blosse Erscheinung hingestellt, und nicht mit praktischen Tendenzen, mit untröstlichen Bemühungen der Psychologie, und sogar mit Entschuldigungen aus der Moral vermischt hätte. Auf diese Weise zieht er den Gegenstand in die schrecklichste Wirklichkeit hinab, verwirrt den Anblick der Welt, und lässt nirgends eine Aussicht ins Freye, als allein in dem endlichen Leichtsinn dieser Menschen, welche Harmonie aber in der Seele des Beobachters wieder neue Dissonanzen weckt. Da ist es bald die Regierung und die Ju-

ftiz, die der Verfchuldung folcher Verbrechen angeklagt wird, und, wenn man diefen Gedanken weiter verfolgt, die Mangelhaftigkeit und Befchränktheit der menfchlichen Natur überhaupt; bald ift es das Zufammentreffen von Umftänden, Temperament, Erziehung, angeborne Neigung, dem man gern das Unglück aufbürden möchte, und diefs endiget wieder in der Unvollkommenheit der Welt und in der allgemeinen menfchlichen Schwäche; endlich mufs die edle Abficht, einem armen Vater oder einer kranken Mutter zu helfen, noch eine Entfchuldigung für das Verbrechen hergeben; und ift hierdurch etwa das Mitleid eines Lefers gewonnen, fo trifft der Schlufs, wo die Verfchwörung entdeckt und alle wieder in ihr Gefängnifs zurückgebracht werden, um fo peinlicher. Kurz, man fieht, dafs der talentvolle Vf., um etwas poetifch aufzufaffen und darzuftellen, fich felbft noch nicht genug über die Erfcheinungen der Welt erhoben. und fein eigenes Gemüth noch nicht zur reinften Harmonie hinaufgeftimmt hat. Daher er auch glücklicher ift, wenn er bey der blofsen Copie des Lebens ftehen bleibt, wie befonders in feinem letzten Stücke:

Für einander gefchaffen, Original-Luftfpiel in fünf Acten, wo er die gezwungenen Verhältniffe von unglücklich verheiratheten oder verfprochenen Perfonen durch alle gefellfchaftlichen Berührungen der feinen Welt, Spiel-, Ball- und Land-Parthieen mit feinem Pinfel treu und mit Glück verfolgt. Soll indefs der Zufchauer nicht ungeduldig werden, fich fo lange in einer folchen Gefellfchaft zu befinden: fo gehört nothwendig dazu, dafs diefe Scenen mit der gröfsten Genauigkeit und mit geläufigem Anftande auf der Bühne dem Leben nachgebildet werden. Der Vf. hat die Idee, mehrere Heirathsparthieen neben einander aufzuftellen, die nur für einander paffen, wenn fie die Perfonen wechfeln, fo wie die allmählige Annäherung derfelben fehr gut ausgeführt. Ein Morgen im Augarten, wo fie fich auf den Spaziergängen zu oft von einander entfernen, böfe auf einander werden, und endlich jeder ohne den anderen, aber immer mit dem, der *für ihn gefchaffen* ift, nach Haufe fährt, giebt der ganzen Sache zuletzt den erwünfchten Ausfchlag. Zu verwundern ift es, wie der Vf. in feine fein angelegte Zeichnung fo ftarke Züge hat einmifchen können, als z. B. das Hinken und die Einäugigkeit einer alten verliebten Frau, und die beftändige Wiederholung der Worte einer neugebornen Gräfin: *wofür bin ich denn eine vornehme Dame geworden?* Das ift felbft für eine Poffe zu kühn und unnatürlich. — Aber man fieht, welches entfchiedene, obgleich untergeordnete Talent der Vf. für's Theater hat, und dafs wir, befonders im Fach der Sittengemälde und der fatyrifchen Poffe, uns noch manche angenehme Unterhaltung von ihm verfprechen können. T. Z.

Berlin, b. Frölich: *Johanne Gray*, Trauerfpiel in fünf Aufzügen von *Amalie Berg*. 1806. 141 S. 8. (12 Gr.)

Diefes Trauerfpiel, deffen Gegenftand, wie man fieht, aus der englifchen Gefchichte entlehnt ift, trägt die unverkennbaren Spuren eines fanften Gemüthes und einer edlen Gefinnung an fich, und darf in feiner Anfpruchslofigkeit wohl hoffen, gleiche Herzen mit gleichen Gefühlen zu erwärmen. Die reine, einfache Schreibart fowohl als die ziemlich gelungenen Jamben, worin es gefchrieben ift, zeugen von einem gebildeten Geifte, und von einem in der Dichtkunft nicht ungeübten Talente, und machen der ftillen, fich felbft genugfam überlaffenen Befchäftigung eines Frauenzimmers, alle Ehre. Wir fehen hier in der Johanne Gray das Bild einer edel gefinnten, mit häuslichem und ehelichem Glück zufriedenen, fehr liebenswürdigen Frau, die durch die hohe Werthfchätzung ihres Fürften und durch die Fügung äufserer Umftände aus ihren Privatverhältniffen wider ihren Willen auf den Thron von England erhoben, und bald darauf durch das neidifche Schickfal ihrer neuen Würde beraubt, und dem unverdienten Tode preisgegeben wird. Im *erften Act* verfammlen fich auf die Nachricht, dafs König Heinrich geftorben fey, und ihr als feiner vorigen Geliebten den Thron vermacht habe, alle ihre Verwandten um fie her, und bewegen fie durch Überredungen, die Krone anzunehmen. Im *zweyten Act* empfängt fie die Huldigung der Lords, wobey zugleich fichtbar wird, dafs der vorige Minifter des Königs, der Herzog von Northumberland, ftatt ihrer zu herrfchen gedenkt. Diefs entfernt viele Herzen von dem Intereffe der Johanne; und im *dritten Act* erfahren wir fchon, dafs Marie, die Tochter des verftorbenen Königs, mit einem mächtigen Heere gegen fie im Anzuge ift. Im *vierten Acte* kommt die Nachricht von dem fiegreichen Einzuge der Marie, und von dem Vertrage mit ihr. Johanne geht, ihr zu huldigen, und friftet durch gute Fürfprache kaum ihr Leben. Im *fünften Act* ift man vergebens bemüht, fie zur katholifchen Religion zu bekehren. Die Antwort auf einen Brief ihres Vaters, der ihr die Flucht anräth, giebt der Königin einen Vorwand, fie mit ihrem Manne zum Tode zu verurtheilen. Diefs ift kürzlich der Inhalt und der Gang diefes Stücks. Da alles ohne grofse Verwickelung vor fich geht, und die Hoffnung, Johanne gerettet zu fehen, wenig aufgeregt und erhalten wird: fo darf man bey der milden Befchaffenheit diefes Drama's auch keinen hohen Schwung, Anfpannung oder heftige Anreizung erwarten. Johanne ift fchon zu früh in ihr Schickfal ergeben, unfere Gedanken begleiten fie fchon zum Tode, noch ehe ihr Urtheil gefällt ift, ihre Tugend ohne glorreichen Aufgang zieht uns fanft zu ihr hin, aber begeiftert uns nicht, ihre eigene Ruhe mildert unfer Mitleid. T. Z.

Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Lilar und Rofaide.* Ein romantifches Gedicht in XX Gefängen von *K. Heinr. Leop. Reinhardt.* 1807. 122 S. 8. (16 Gr.)

Wenn es dem Lefer fchwer wird, die Gefchichte, die in diefen zwanzig Gefängen enthalten ift, aufzufaffen und bis ans Ende zu verfolgen: fo ift vornehmlich die *Einfchachtelungsmethode* fchuld daran, der fich faft alle erzählenden Dichter nach früheren Beyfpielen bis zur Sklaverey ergeben haben. Diefe

besteht nämlich darin, dass sie in der Mitte, ja wohl gar nahe am Ende der Geschichte anfangen, das Frühere aus dem Inneren herausholen, und so *eine* Erzählung in die andere setzen. In vielen erzählenden Gedichten, z. B. im Oberon, ist diese Methode mit Klugheit angewandt. Aber davon abgesehen, dass jedes Ding durch Übertreibung misrathen muss, so fragt es sich auch noch, ob je eine Regel, sie mag noch so gut seyn, in der Dichtkunst strenges, allgemeines Gesetz werden kann. Wir glauben vielmehr, dass allein der Gegenstand darüber entscheiden müsse. Manche Erzählungen gerathen gerade am besten, wenn sie mit dem natürlichen Anfange der Geschichte beginnen. Eine Reise z. B., wie in der Parthenäis, kann sehr füglich statt des dritten oder vierten mit dem ersten Tage anfangen. Zuweilen kann sogar eine allgemeine Beschreibung, eine Schilderung, um dem Leser die gehörige Stimmung zu geben, im Anfange für den Gegenstand dienlich seyn. Für das Mährchen aber möchte es sich am ersten schicken, uns gleich von Hause aus mitzunehmen, und seine Erscheinungen allmählig vor unseren Blicken entstehen zu lassen. Hätte diess auch der Vf. dieses mährchenhaften Gedichts gethan, so würde wahrscheinlich sein Werk ein gesunderes Wachsthum erhalten haben. Zwar sehen wir Röschen anfangs ohne Umstände auf Reisen gehn, um ihr Traumideal zu suchen; — sie scheitert bey der Meeresfahrt an einer Insel, und wird hier von einem Pavian, von einem Vogel und einem Lamm bedient — diess alles ist noch deutlich und einfach; als aber der Himmel sich verdunkelt —

> Indess mit Drachen schnell dahin
> Auf Stürmen fuhr die Königin
> Der Hölle durch die Lüfte.
> Wild rollt ihr Basilisken-Blick,
> *Er dolcht herab;* sie bebt zurück,
> Und *niederspeyt* sie *lachend Gifte.*

und darauf in der Nacht die *rührendste der Stimmen* aus der Verborgenheit ihr zusingt:

> Ich war ein Prinz. Das schönste Eiland
> Nannt' ich mein Königreich,
> Ein gutes Volk mich seinen Heiland;
> Mein Herz, so sanft und weich —
> Wie glücklich war ich mit ihm weiland!
> Des Friedens Palmenzweig —
> Kein Lorbeer, blutbefleckt und eitel —
> Umlaubte blühend mir den Scheitel.
> Denn lächelnd einst im Schneegewande,
> Auf meiner Mutter Flehn,
> Trat zu des Säuglings Wieg' Amande,
> Die Lieblichste der Feen;
> Doch ach! zugleich mit ihr Urgande.
> „O Knäblein lieb und schön!" —
> Sprach *jene* — „ja! die besten Gaben
> Sollst du in reicher Fülle haben!"

und nachher der Redende immer wieder einen anderen redend einführt, so dass die ganze Vergangenheit mit Vater und Mutter in der Erzählung der rührenden *Stimme* zum Vorschein kommt: — da wird die Lectüre beschwerlich, und der Leser hat Mühe, sich aus dem Vergangenen wieder zur Gegenwart zurückzufinden. Auch in dem Ton ist sich der Vf. nicht gleich geblieben, und verfehlt dadurch die lyrische Einheit seines Gedichtes. Er schwankt zwischen der Kraft des Ausdrucks von *Bürger* und der scherzenden Leichtigkeit von *Wieland*, ohne einen von beiden zu erreichen. Am meisten aber trifft er mit *Blumauer* zusammen.

Wir zweifeln, dass dieses Gedicht, ob es gleich *romantisch* betitelt ist, das Vergnügen und die angenehme Unterhaltung ähnlicher Producte hervorbringen werde. T. Z.

HALBERSTADT, b. Gross: *Gedichte* von *Joh. Carl Aug. Rese.* Erstes Bändchen 1806. 141 S. 8.

> „Glaubt, nicht fremd ist dieser Busen,
> Und das Loos der schönen Musen
> War mir niemals unbewusst."

Ferner:

> „Meine Gluten zu bekämpfen,
> Freunde, bin ich allzufeig;"

singt Hr. *R.* in seinem Prolog, und diese Verse sind offenbar so beschaffen, dass sie hinreichend seyn würden, die Versicherung, die sie von des Vfs. Dichterberuf geben sollen, um allen Credit zu bringen. Dennoch kann Rec. bezeugen, dass mehrere seiner Gedichte eine Mittelmässigkeit haben, die von auffallenderen Anstössen frey ist, und dass Einige Anlage verrathen. Wenn jedoch Hr. *R.* in der Note zu S. 35 *das Ideal* sagt: „Dass man die hier geäusserte Vorliebe für das Ideal auf diesen Bogen noch wenig bestätigt findet, verzeihe man dem Vf., der hier einen so unbedeutenden Theil seines poetischen Strebens ausgestellt hat:" so wird ihm der Leser darin nicht Unrecht geben, dass seine Sammlung, so wie sie jetzt ist, nicht unter die bedeutenden gehört; was aber seine Vorliebe für das Ideal betrifft (welches er, in einer besonderen Note am Ende, *bisher aus eigener Ansicht* der Wirklichkeit entgegen gesetzt zu haben versichert): so scheint er manchen Wahn bey sich zu nähren, der der Ausbildung des Geistes nicht zuträglich seyn kann. An Eigenthümlichkeit sind seine Gedichte arm. Hr. *R.*, der sie sehr sorgsam classificirt, und einige Kleinigkeiten Mimos überschrieben, mit beygefügter Belehrung, was man sich unter seinem Mimos, dem alten gegenüber, mit dem er nicht verwechselt werden soll, zu denken habe, hätte mit mehrerm Rechte fast durchgehends Mimesis überschreiben können: denn die fremden Muster (*Goethe, Klopstock* u. a.) scheinen stark hindurch, und bisweilen sind es die fremden Worte, die wir vernehmen. Eine Ode S. 86, worin sich der Vf. mit dem Gedanken eines unsterblichen Ruhms begeistert, schliesst Hr. *Rese:*

> o der beglückten Zeit,
> Als *mein* Schiller noch freudig
> Auf den ewigen Pfaden ging!

Hr. *R.* trete doch etwas leiser auf! Leicht sein bestes ist die Ballade: die Braut am Meerstrand. Man kann hier den Vf. *Louisen Brachmann* an die Seite stellen. Unter den lyrischen Gedichten dürfte unter anderen vornehmlich S. 77: Antwort der Muse, für den Vf. beweisen. In den reimlosen Versarten folgt Hr. *R.* bloss seinem, noch nicht hinlänglich gebildeten Gehöre, z. B. S. 56:

> Der Schönheit Aufblühn belauschen,
> Blühend und lebenswärm reich. —

S. 67 soll man wohl scandiren: „und ein Lüfthauch wëbt ünd spielt noch — ünd die Seefluth dämmert glutroth" — wie das lateinische *gĕnĕrŏsī?* Hr. *Rese* kann einst dem Publicum willkommen seyn, wenn er mit Gedichten von mehr eigenthümlichem und kräftigem Gehalt und reiferer Bildung wieder erscheint. B. d. Sz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1808.

BOTANIK.

1) Wien, b. Geistinger: *Fungi Austriaci ad specimina viva cera expressi descriptiones ac historiam naturalem completam. Östreichs Schwämme, nach lebendigen Originalen in Wachs gearbeitet, mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte* von *Leopold Trattinnick*, Ehrenmitgliede der physikalischen Societät zu Göttingen. Vierte bis sechste Lieferung. 1807. 4. (Jede Lieferung 6 Thaler.)

Für minder bemittelte Liebhaber:

2) *Fungi Austriaci cum descriptionibus ac historia naturali completa. Östreichs Schwämme. Mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte*, von *L. Trattinnick*. Erstes bis sechstes Heft. Mit ausgemalten Kupfern. (Jedes Heft 1 Rthlr. 20 gr.)

Den Plan und die Einrichtung von diesem, in der That sehr nützlichen und prachtvollen Werke, wodurch sich Hr. *Trattinnick* um die Wissenschaft sehr verdient macht, haben wir im zweyten Jahrgange dieser Zeitung 1805. Nr. 300 angezeigt. Bereits befinden sich 6 Lieferungen davon in unseren Händen. Die drey letzteren sind folgenden Inhalts:

IV Lieferung. XIX. *Agaricus (gymnopus) mucceron*. Der Rafsling; gelber Rösling. Ein weisslicher Blätterschwamm, mit aufrechtem, vollem Strunke, gedrängten Lamellen, und einem gewölbten Hute. Nach der Beschreibung des Vfs. wird dieser Schwamm, welcher mit dem Röthlinge einige Ähnlichkeit hat, aber an lieblichem und gewürzhaftem Geschmacke jenen und mehrere Schwämme, ja selbst die Trüffel (?) übertrifft, als eine Würze zur Verbesserung der Brühen benutzt. Man findet ihn im Frühlinge in Buchenwäldern an der Erde. XX. *Agaricus (Lactiflus) pallidus. Pers.* Der Pfefferling; auch wilder Silberbärtling; Milchschwamm. In Rücksicht der Farbe stimmt die vorliegende Wachsfigur mit der Abbildung Tab. 10 nicht völlig überein. Die erstere ist weisslich grau; die letztere gelblichbraun, und der Rand des Hutes etwas eckig gehalten. Inzwischen ist es nicht zu leugnen, dass die Schwämme in den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung und Ausbildung, sowohl in der Farbe als in der Gestalt abändern, und bisweilen den geübten Beobachter zu Irrungen führen. Sodann entstehen nicht selten dergleichen Abweichungen unter den nachgebildeten Formen durch ein kleines Versehen des Künstlers, wenn ihm der Botaniker nicht immer zur Seite steht, wie diess auch wirklich bey der Abbildung in *Sowerby Fung.* Tab. 143 der Fall zu seyn scheint, wo die Lamellen viel breiter und weitschichtiger gelagert sind, als man sie an lebenden Originalen findet. S. 103 erklärt Hr. *Tr.*, dass er fest bey sich beschlossen habe, in diesem Werke sich einzig an die Richtschnur der *Persoon*'schen Synopsis zu halten; in dieser Absicht habe er einstweilen den Pfefferling, wovon hier die Rede ist, nach *Persoon* als eine eigene, selbstständige Art aufgestellt, bemerkt aber auch zugleich, dass er geneigt sey, denselben mit dem weissen Pfefferling für einerley Art zu halten. Rec. hat den letzteren schon oft in seiner Wildniss beobachtet, und findet kein erhebliches Unterscheidungszeichen. Wegen der kaustischen Schärfe ist dieser Pfefferling, welcher vom Julius bis September in Deutschlands Wäldern vegetirt, sehr verdächtig, und muss daher aus der Reihe der essbaren Schwämme ausgestrichen werden. XXI. *Agaricus (Russula) virescens. Pers.* Der grosse, grüne Täubling; Grünling. Er findet sich in Deutschlands gemischten Laubwäldern, und variirt mit einem schmutzig grauen Hute. Die vorliegende Wachsfigur, mit weissen Lamellen und einem grünen, concentrisch gewürfelten Hute ist der Natur sehr getreu nachgebildet, und macht dem Künstler Ehre. *Persoon's Russula furcata*, und seine *Russula virescens* sind sehr nahe verwandt. Rec. ist geneigt, mit Hn. *T.* beide für einerley Art zu halten. Schade, dass sie Tab. 11 nicht neben einander stehen! Die Zusammenstellung wäre desswegen höchst nöthig, weil der eine essbar, der andere giftig seyn soll. — Um nachtheilige Folgen zu verhüten, welche sehr leicht durch Vewechselung entstehen können, wird man wohlthun, beide von den essbaren Schwämmen auszuschliessen. XXII. *Agaricus (Omphalia) epiphyllus. Pers.* Der Schimmelschwamm. Diesen kleinen, niedlichen, schneeweissen Schwamm, welcher im Herbst ziemlich häufig aus der mit faulen Vegetabilien gemischten Erde hervorkommt, hat der Vf. bloss seinen Vorgängern zu Gefallen unter die Blätterschwämme aufgenommen. Ausserdem müsste er, den neueren Gattungscharakteren zufolge, allerdings unter den Aderschwämmen stehen. Wegen der Zartheit des Strunkes ist die Wachsfigur in eine kleine Schachtel eingepackt. XXIII. *Boletus (Fistulina) hepaticus. Persoon.* Der Fleischschwamm; Leberpilz; Rindszunge. Ein blutrother, in seiner Bildung sehr sonderbarer Löcherschwamm, welcher sich einzeln oder gesellig in gepolsterten Anhäufungen an Eichstämmen findet. Er ist essbar, und wird mit

den Kräuterfalaten gemifcht; auch mit Kalbfleifch gekocht, und auf verfchiedene Art zubereitet, gefpeift. Die Wachsfigur ift etwa 5 Zoll lang, in der Mitte 3 Zoll dick, und an der Bafis verdünnt. Allein die Abbildung Tab. 12 ift mit mehrerem Fleifs und Sachkenntnifs gefertiget; die niedlichen, häutigen, auf cylindrifchen Fruchtröhren fitzenden Sternchen, womit der Schwamm zur Zeit der Reife bedeckt ift, find hier fehr gut dargeftellt, und hätten billig auch bey der Wachsfigur an irgend einem Orte angezeigt werden follen. XXIV. *Hydnum repandum Linn.* Der Stockröthling; ausgefchweifter Stachelfchwamm. Zeichnung und Wachsfigur find dem Künftler gut gerathen.

V Lieferung. XXV. *Amanita vaginata Tratt.* (*Agaricus Schaeff.*) Der Strahlenkranz; Scheidenfchwamm. Hr. *T.* hat diefen Schwamm, deffen Hut regelmäfsig bandirt, und der hohle Strunk am Grunde mit einer Scheide umgeben ift, an feinem natürlichen Standorte beobachtet und auf einer Stelle Individuen gefunden, die in Anfehung ihrer Farbe merklich von einander abwichen; defswegen hat er, mit Recht, *Perfoons* kaftanienbraunen und fchwärzlichrothen Wulftfchwamm unter Eine Art vereiniget. XXVI. *Agaricus (lepiota) colubrinus Perf.* Der bunte Stiefelfchwamm. Rec. fand diefen zierlichen, mit vortrefflichen Farben gefchmückten Schwamm in Laubwäldern, bald einzeln, bald an faulem Holze u. f. w. Hr. *T.* fah ihn in Lohbeeten neben den Töpfen der eingefetzten Zierpflanzen, wo er beym erften Blick für abgefallene Blüthen von der *Volkmannia* (*Volkameria*) *japonica* gehalten werden könnte. — Die auf Tab. 13 zufammengeftellten Stiefelfchwämme bilden eine hübfche Gruppe. XXVII. *Agaricus* (*lepiota*) *mufcidus Perf.* Der fpiegelnde Stiefelfchwamm. XXVIII. *Agaricus* (*mycena*) *Markii. Tratt* Der Kellerfchwamm. Diefen Schwamm, welchen ein Landökonom, Hr. *Leopold Mark* zu Klofterneuburg, in feinem Weinkeller an alten Weinfäffern u. f. w. entftehen fah, hat Hr. *T.* als eine neue Art aufgeführt. Die Befchreibung ift: *Encarpio ftipitato, tenero, niveo, pileo umbonato, diaphano, fubftantia centrali crenato — radiata minusque diaphana notato, Lamellis tenuiffimis fubdecurrentibus; ftipite gracili, flexuofo, farcto.* XXIX. *Agaricus* (*lactifluus*) *ruber Perf.* Der Goldbärtling; Milchfchwamm. Wegen des angenehmen gewürzhaften Gefchmacks wird diefer zierliche Schwamm, welcher in Deutfchlands Buchenwäldern fich findet, zur Speife empfohlen. Die Abbildung Tab. 15 ift fehr fchön. XXX. *Daedalea gibbofa Perf.* Der bucklige Labyrinthfchwamm. Rec. hat nicht nur mehrere Labyrinthfchwämme an ihren natürlichen Standörtern beobachtet, fondern diefelben auch in feinem Cabinet aufgeftellt, und ift ganz der Meinung des Vfs., dafs die Labyrinth-, Wandel- und Löcher-Schwämme nur zu Einer Gattung gezählt werden müffen: der Verwandlungsboden, deffen Bildung gar fehr von Localumftänden abhängt, ift nicht hinreichend, mehrere Gattungen zu unterfcheiden. Richtig bemerkt Hr. *T.*, dafs *Perfoons* Labyrinthfchwämme in der erften Periode ihrer Entftehung wahre Löcherfchwämme find, deren Zellen bey zunehmendem Wachsthum und völliger Ausbildung des Fruchtkörpers fich mehr oder weniger erweitern, zerreiffen und in verfchiedenen Geftalten erfcheinen. Die Abbildung Tab. 15 ift meifterhaft.

VI Lieferung. XXXI. *Agaricus* (*cortinaria*) *fubferrugineus Batfch.* Der roftfarbene Schleyerfchwamm; Fleifchfchwamm. Die Befchreibung von diefem, Tab. 16 abgebildeten Schwamme hat der Vf. aus *Batfch Bl. fung.* entlehnt. Er fügt noch die fehr richtige Bemerkung hinzu, dafs diefer in Deutfchlands Wäldern vorkommende Schwamm eher zu den giftigen, als zu den efsbaren gezählt werden müffe, und zwar defswegen, weil fich die Farbe des Fleifches, wenn man den Schwamm zerfchneidet, fchnell verändert und oft in eine fchmutzig-gelbe oder in eine fchwarzblaue Farbe übergeht; ein ziemlich richtiges Kennzeichen der Giftfchwämme, wobey nun freylich auch das Alter der efsbaren Schwämme zu berückfichtigen ift. XXXII. *Agaricus* (*Coprinus*) *cinereus Perf. Agaricus tomentofus Bolt. fung.* Der afchgraue Miftfchwamm. Die Verfchiedenheit der Farbe diefes Schwammes, welchen Hr. *T.* für eine Varietät von *Perfoon's* afchgrauem Blätterfchwamme zu halten geneigt ift, hängt ebenfalls vom Standorte ab. Eine fchöne Varietät mit weifsem Hute und fchwarzblauen, gedrängten Lamellen fand Rec. in einem dunkeln Laubwalde an fauler Baumrinde. XXXIII. *Agaricus* (*Ruffula*) *rofaceus Perf.* Der Rofentäubling, Gifttäubling. Ob fchon diefer Schwamm eine fchöne rofenrothe Farbe hat, und ein liebliches Anfehen gewährt: fo ift er doch mit allem Rechte zu den erften Giftfchwämmen zu zählen. XXXIV. *Boletus edulis Perf.* Der Herrenpilzling, Tafelfchwamm. XXXV. *Hydnum erinaceus Büll. Agaricus barbatus flavefcens. Buxb.* Der Igelfchwamm. Aus Verfehen ift diefe Art auf der Kapfel, in welcher fich die Wachsfiguren befinden, *Bullards* Stachelfchwamm genennt worden. XXXVI. *Helvella leucophaea Perf.* Die Herbftmorgel, der kraufe Faltenfchwamm. Der Strunk ift aufrecht 1—8 Zoll hoch, 1—2 Zoll dick, mit unregelmäfsigen Rippen und Grübchen verfehn, der Hut gelblichbraun, in verfchiedene Lappen zerriffen und gekräufelt. Rec. fand einige Varietäten mit kleinerem, mehr oder minder gelapptem Hute. S. 202 wird bemerkt, dafs diefe Morgel zwar efsbar fey, aber doch mit Vorficht gebraucht werden müffe, befonders dann, wenn fie etwa fchon Infecten bewohnen.

Die in Wachs nachgebildeten Figuren, welche diefe hier angezeigten Hefte begleiten, find mit unverkennbarem Kunftfleifs gefertiget, und ganz dazu geeignet, die Schwämme in ihrer Wildnifs darnach kennen zu lernen, und die efsbaren von den fchädlichen zu unterfcheiden. Auch die Abbildungen in No. 2 haben gerechten Anfpruch auf Beyfall; fie zeichnen fich befonders dadurch fehr vortheilhaft aus, dafs die meiften zergliedert oder gefpalten find und die Farbe der inneren Fleifchmaffen fehr deut-

lich darstellen. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung und Vollendung eines Werkes entgegen, das den Naturforschern und Kunstfreunden eine so belehrende Unterhaltung darbietet.

H. ch. D.

Berlin, b. Gädicke: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik* oder *alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von Dr. *F. G. Dietrich*. 7 Band. 1807. 733 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Hr. Dr. *Dietrich* geht auf dem betretenen Wege rühmlich fort, uns seine eigenen Erfahrungen, besonders über die Cultur der Pflanzen, mitzutheilen, und auch in diesem Bande macht er uns, so wie in den vorhergehenden Bänden, welche von einem anderen Rec. (1806. No. 70, und 1807. No. 63) beurtheilt worden sind, mit der Gestalt und Beschaffenheit, dem Vaterlande, der Cultur und dem Nutzen der hier aufgeführten Pflanzen von *Peganum* bis *Pyxidata* näher bekannt; in Ansehung der Namen folgt er *Linné* oder *Wildenow*, und bey dem Worte *Pyrus Sickler, Krafft, Diel* und *Christ*, und ein beygelegtes deutsches Register nach dem Alphabet enthält die Trivialbenennungen. Rec. kann versichern, dass auch hier immer der Mann aus Erfahrung spricht, und sich um Botanik und Gärtnerey keine geringen Verdienste erwirbt. Möge er dieses so brauchbare Werk, das sich seiner Vollendung nun nähert, bey Gesundheit endigen! Das ist gewiss der Wunsch jedes Freundes der Botanik und Gärtnerey.

— sch —

Weimar, b. Gädicke: *Erfahrungen in meinem Blumen- Obst- und Gemüsgarten, zur Gründung der Ästhetik der Gartenkunst*, von neuem bearbeitet von *Joh. Samuel Schröter*, herzogl. sächs. Superintendenten und Oberpfarrer zu Buttstädt etc. I Theil. (ist auf dem Titelblatte nicht angezeigt) 1802. VIII u. 277 S. II Theil. 1807. VIII u. 365 S. kl. 8. (2 Thlr.)

Diese Schrift enthält lauter Auffsätze, welche der Vf. schon in einigen Journalen, (den *Annalen der Gärtnerey*, der *Gartenzeitung* u. a. m.) geliefert hatte. Seine Absicht war, zufolge der Vorrede, Gärtnerey und Blumenlehre zur Wissenschaft zu erheben und zu ihrer Ästhetik eine sichere Grundlage zu legen. Allein er hat die Grenzen seines Plans nicht genau bezeichnet, und die Grundsatze der ästhetischen Pflanzkunst nicht hinreichend erklärt; auch sind die Auffätze nicht gut geordnet. So finden wir hier neben den Abhandlungen über Nelken und Aurikeln auch Bemerkungen über Conchylien und über schädliche Thiere, die offenbar nicht zur Begründung einer Ästhetik der Gartenkunst gehören.

Der erste Theil beschäftiget sich hauptsächlich mit der Charakteristik und systematischen Eintheilung der vielfältigen Spielarten der Nelken, Aurikeln und Tulpen, welche der Vf. noch immer als die wichtigsten Gegenstände der Blumengärtnerey betrachtet. Aber Rec. zweifelt, dass es ihm gelingen werde, gebildete Blumenfreunde, die sich in der Gartenkunst der reichen Natur mehr genähert haben, und durch die Cultur ausländischer Zierpflanzen ihre Gärten zu verschönern suchen, auf die Spielereyen mit Nelken und Aurikeln u. s. w. zurückzuführen, und den besseren Gartengeschmack wieder zu verdrängen. Die Belehrung, Aurikeln aus Saamen zu erziehen und die hiezu taugliche Erde zu gewinnen, ist unstreitig der beste Aufsatz im ganzen Buche; die übrigen Abhandlungen sind von geringem Werthe, und manche noch überdiess mit unrichtigen Behauptungen und nicht wohlgewählten Ausdrücken untermischt. Zum Belege dieses Urtheils können allein folgende Stellen dienen: S. 5 heisst es: „So gross der Fleiss der Gärtner und Blumenfreunde ist, so hat es doch bis jetzt noch keine Menschenkunst (?) und kein Ohngefähr — auch kein günstiges Schicksal — dahin zu bringen vermocht, dass wir ein neues Blumengeschlecht gewonnen hätten!!" S. 37: „das Kraut der Blumenpflanze (?); S. 53: „das innere Auge der Blume ist ebenfalls ein Gegenstand der Charakteristik der Blumen!" S. 68: „die Conchylien gehören bey Linné unter die Würmer, wie bey uns die Blumen unter die Pflanzen gehören!" Um den willkührlichen Benennungen der Blumen und den hierdurch entstehenden Zweydeutigkeiten zu begegnen, wird S. 36 ein Blumenlexikon vorgeschlagen, „oder es müsste sich eine Gesellschaft mehrerer Blumenkenner vereinigen, wo Jeder dasjenige bearbeitet, dem er am meisten gewachsen ist. Ausserdem (setzt der Vf. hinzu) „ist der Zeitpunct noch nicht vorhanden, über die Wissenschaft des Blumenreichs, die sich noch in ihrer Kindheit (?) befindet, zu kritisiren!!"

Der erste Abschnitt des zweyten Theils handelt von der Gartenwissenschaft und der Gartencultur, vom Obst- und Gemüsbaue und von dem Ausführen des Düngers auf die Äcker; im zweyten Abschnitte redet der Vf. abermals von der Blumisterey, besonders von den ins Unendliche vermehrten Farbenabänderungen und von den oft sehr sonderbaren Namen der Nelken und Aurikeln. Ein Sachregister macht den Beschluss.

— tr —

Leipzig, b. Gräff: *Die botanische Pflanzenkunst nach Dumont-Courset*, von *M. E. G. Berger*, Verfasser des Taschenbuchs für Blumenfreunde. 1805. I Th. 598 S. II Th. 592 S. gr. 8. (4 Thlr.)

Le botaniste cultivateur, ou description, culture et usages de la plus grande partie des plantes étrangères naturalisées et indigènes, cultivées en France et en Angleterre, rangées suivant la methode de Jussieu erschien im J. 1802 zu Paris von *Dumont-Courset* in drey Bänden in 8. Hr. *Berger* wollte anfangs dieses Werk für deutsche Gartenfreunde übersetzen, doch entschloss er sich, dem Ganzen eine nützlichere Form zu geben. Die Gewächse werden in alphabetischer Ordnung bestimmt und kurz beschrieben, mit Angabe ihrer Behandlung. — Die Hauptgrundlage bleibt das französische Werk. Allen Gartenfreunden,

welche das grössere Werk von *Dietrich*, welches nur leider einen zu theuren Ladenpreis hat, nicht besitzen, kann das gegenwärtige als wahrhaft belehrend empfohlen werden. Verbesserung in Bestimmung der Gewächse, Angaben neuer Beobachtungen zur besseren Pflege ist des Vfs. Sache nicht. Er trägt das Bekannte kurz und deutlich vor, und ist darum allen denen nützlich, welche die lateinischen Pflanzensysteme nicht verstehen, und doch von der Cultur etwas näheres wissen wollen. Auszüge wären hier am unrechten Orte.

Sbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Duisburg* u. *Essen*, b. Bädecker u. Comp.: *Lazarus von Bethanien*. Eine dramatische Poesie. Herausgegeben von *Leonhard Heilmann*. 1807. 70 S. 8. (6 Gr.)

2) *Kölln*, b. Keil: *Die Carolinger*. Ein Trauerspiel in fünf Acten von *Joh. Jos. Pfeiffer*. 1807. 112 S. 8. (12 Gr.)

Beide Producte gehören zu denen, welche der Kritik keine interessante Seite darbieten, indem sich in ihnen kaum Spuren von dem entdecken lassen, was auf den Namen von Poesie Anspruch machen könnte. Die *erste* Schrift, da sie, nach des Herausgebers Versicherung, das Werk eines Mannes ist, dem nur wenige wissenschaftliche Bildung zu Theil wurde, mag immerhin nicht ohne Werth und Verdienst seyn, und der edle religiöse Sinn, der sich darin äussert, mag Manchen anziehen und erheben; allein die Behandlung ist schlechthin bloss rhetorisch, und die Ausdehnung der einfachen Geschichte in sechs Scenen zeugt nur von der Lust und Liebe, womit der Vf. *über* seinen Gegenstand sich vernehmen lässt, aber nicht von poetischem Talent, und am wenigsten von Genie für das Drama, von welchem er die äussere Form geborgt und keinesweges den inneren Geist erfasst hat. Ja selbst die Form ist kaum dialogisch, geschweige dramatisch zu nennen. Zudem ist in der Sprache eine sichtbare Vorliebe für jene wortreiche Zierlichkeit, die mit besonderem Wohlgefallen den einzelnen Gedanken zu schmücken und zu zieren sich bemüht — eine Eigenheit, welche dem ächten Dichtergeiste fremd ist, da dieser, stets auf das Ganze mit ungetheilter Kraft gerichtet, auf die Theile nur so viel Licht verbreitet, als ihnen, um sie harmonisch zu einer schönen Einheit zu verbinden, nothwendig zukommt. Das ungeübte Talent wird eher darin fehlen, dass es dem Einzelnen zu wenig, als zu viel thut, indem es, unbekannt mit dem Geheimnisse der ruhigen sicheren Entfaltung, durch rasches Fortschreiten sein Ziel zu erreichen strebt. — Folgende Probestelle von der Manier des Vfs. mag das ausgesprochene Urtheil bestätigen:

Nathan. Durch fröhliches Vertraun in banger Stunde
Wird Gottes Vaterwille nur geehrt;
Wo Glaube siege, sey das Wunder nahe.
Wohl kann ein Wunder nur den tiefen Sinn
Der Räthselkunde lösen — doch sie kommt
Aus einem Munde, dessen hohe Worte
Als reinste Wahrheit Gotteskraft besiegelt.

Martha. So läng' ein Fünkchen noch am Dochte glimmte,
So lang' noch einer seiner Pulse hüpfte,
Ein Schimmer noch aus seinem Auge quoll,
So lang' sein brechend Herz noch einmal pochte,
Einmal des Lebens emsiger Geselle,
Der Hauch noch schlüpfte über diese Lippe,
Stand mir der Hoffnung freundliche Gestalt
Zur Seite tröstend — doch was soll sie hier?
Des Lebens Freundin weilt bey Todten nicht
Sie hat von mir das Antlitz weggewandt.
Ich breit' umsonst nach ihr die matten Arme —
Vergieb mir, Herr! — ich kann sie nicht erfassen. —

Das *Trauerspiel: Die Carolinger*, ist, in so fern es vornehmlich der Kürze in Anordnung und Diction nachstrebt, ein Gegenstück zu dem breiten Lazarus. Der Vf. hat, wie er in der Vorrede versichert, recht eigentlich für die Bühne geschrieben, auf welche, nach seiner Meinung, viele Theaterdichter nicht genug Rücksicht nehmen, da doch „ihr gegenüber die Kritik ihr Forum aufschlagen müsse." Wie er nun dieses will verstanden wissen, erklärt er nicht weiter; es erhellet aber aus seiner Behandlung so viel, dass häufiger Wechsel, Kürze der Scenen und theatralischer Pomp ihm für die ersten Erfodernisse eines guten Drama's gelten. Leider ist aber, trotz allem Wechsel in den Scenen, bey aller Kürze im Dialog und bey allem Schaugepränge, sein Trauerspiel so höchst einförmig und langweilig ausgefallen, dass selbst das neugierigste Publicum ihm für seine Bemühung schwerlich Dank wissen wird. Jede Seite ist ein Beleg zu der Berufslosigkeit des Vfs., für die Bühne zu arbeiten, wenn man dieses auch nur in dem gewöhnlichsten Sinne nimmt. Mehr von dem Stümperwerke zu sagen, wär' überflüssig.

Ha. Ha.

Rudolstadt, b. Klüger: *Stolz und Edelmuth.* Schauspiel in drey Aufzügen von *Carl Adolph Eckhardt*. 1807. 104 S. 8. (10 Gr.) Wie ein Kaufmann eine theure Waare, die er lange in der vergeblichen Hoffnung auf einen grossen Gewinnst bey sich lagern liess, endlich mit übler Laune und verdriesslicher Miene losschlägt, ohngefähr so gebehrdet sich der Vf. dieses Schauspiels bey der Herausgabe desselben, indem er in der Vorrede sagt, dass er hier das Resultat einer *mehrjährigen* Anstrengung darbiete, das zwar mit Werken von einem Shakspeare, Leising u. s. w. sich nicht messen könne, aber doch kein gewöhnliches Theater-Product sey. Urtheile von Kritikern, die ihren Beruf dazu nicht bereits documentirt hätten, verbäte er sich. Übrigens sey diess Stück keinesweges, wie viele irrig glauben möchten, ein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel; er habe lange darüber nachgedacht, und würde seine Gründe sehr gern vorlegen, sobald ein Mann von Gewicht ihm deshalb einen Einwurf machte. — Wir freuen uns, dass wir diess nicht nöthig haben, indem wir so glücklich gewesen sind, diese geheimen Gründe zu entdecken. Nämlich: der Vf. hat sein Thema glücklich durchgeführt, der stolze Staatsmann ist von seinem übertriebenen Stolze zurückgekommen, und zu dem Dienste seines reuevollen Fürsten, der ihn vorher mit Unrecht verstossen hatte, zurückgekehrt, beider Versehen ist durch Schmerz ausgesühnt, indem der Fürst für seine Ungerechtigkeit mit dem Tode seines Sohnes bestraft worden, und der stolze Mörder desselben von seiner wahnsinnigen Tochter dafür mit Nasenstübern angegangen ist — beide haben folglich ihr Theil, die Geschichte endiget nach Wunsch, und es ist also ein Schauspiel. Freylich werden manche mit dem Wahnsinn der Tochter nicht zufrieden seyn, und sie lieber todt und zu ihrem Geliebten in den Himmel versetzt wünschen, aber — diess sind Nebenpartheien; hier kam es auf den Stolz und auf den Edelmuth an, und beide gehen durch Leiden geprüft und geläutert, wie ein Phönix herrlich aus der Asche hervor. Der Vf. hat sein Ziel nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren, er steuert vielmehr ohne alle Umstände grade darauf los: der in Ungnade gefallene Baron versagt dem Prinzen seine Tochter, und da dieser sie entführen will, so erschiesst er ihn, wird gefangen genommen, und — vom Fürsten begnadiget. Diese Gnade lernt er in dem Schmerze über den Wahnsinn seiner Tochter erst recht schätzen, Fürst und Staatsdiener sind wieder mit einander ausgesöhnt, und das Stück schliesst harmonisch mit dem Ausrufe: Heil dem Lande, dessen Fürst so edel denkt und handelt, und Heil dem Fürsten, der einen solchen Mann zum Freunde hat! — Der Gegenstand ist zu delicat, als dass wir uns noch Anmerkungen darüber erlauben könnten; wir geben nur dem Vf. zu bedenken, dass er in seinen dramatischen Bemühungen noch ganz auf dem epischen Wege begriffen ist, und dass er *in gerader Linie fortläuft, statt einen Kreis zu ziehen.* Von einem so nachdenkenden Manne dürfen wir nicht fürchten, missverstanden zu werden, und da wir *seine* Gedanken zu errathen uns bemüht haben, so hoffen wir, dass er gleiches Nachdenken auf *unsern* Satz verwenden, und damit so lange fortfahren werde, bis er im Stande ist, uns durch ein neues Räthsel auf die Probe zu stellen. Also auf Wiedersehn!

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY 1808.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Kummer: *Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Deutschlands*, von *Wilhelm Christian Orphal*. 1807. 142 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. betrachtet die von ihm hieher gerechneten Thiere in folgenden vier Abtheilungen: 1) Thiere, welche zwar von Natur nicht giftig sind, aber es doch unter mancherley Umständen leicht werden können; 2) Thiere, die von Natur giftig sind; 3) Thiere, die zwar eigentlich nicht giftig sind, aber doch durch ihren Speichel oder einen anderen bey sich habenden ätzenden Saft schädlich werden können; 4) Thiere, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, ohne dass sie es wirklich sind. In die *erste Abtheilung* gehören von den *Säugthieren* diejenigen, welche zuweilen von der sogenannten Tollheit befallen werden, nämlich der *Hund*, bey dem nur Versagung der Begattung als eine gewisse Ursache dieser Krankheit angesehen wird; der *Wolf* und der *Fuchs*, welche in der Tollheit durch ihren Biss noch weit tödtlicher wie der Hund sind; und die *Katze*, bey welcher diese Krankheit besonders desshalb gefährlich ist, weil die Vorboten derselben nicht so auffallend sind, wie bey dem Hunde. Unter den *Vögeln* giebt es einige, welche zuweilen giftige oder doch schädliche Sämereyen in solcher Menge fressen, dass sich die schädlichen Eigenschaften derselben dem Fleische mittheilen, welches dann, durch den Genuss, eben so schädlich wird. Dahin gehören der *Trappe*, das *Rebhuhn*, die *Wachtel*, der *Krammetsvogel* und die *Wein-* oder *Roth-Drossel*. Von den deutschen *Fischen* gehört nur die *Barbe* hieher, da der häufige Genuss ihres Rogens zuweilen schädlich gewesen ist. Unter den *Insecten* ist der *Krebs* zuweilen giftig, weil er oft von giftigen Pflanzen frisst. Unter den *Würmern* sind die verschiedenen Arten der *Essmuscheln* und *Austern* zuweilen giftiger Natur. — Aus der *zweyten Abtheilung* haben wir in Deutschland nur die *graue Otter* (*Coluber Berus L.*) und die *Kreuzotter* (*Coluber chersea L.*), welche zwar von einigen Naturforschern nur für Spielarten Einer und derselben Art gehalten werden, nach des Vfs. häufigen Vergleichen und Beobachtungen aber zwey verschiedene Arten sind. Die graue Otter ist die gefährlichere. Die Behauptung, dass keine Otter auf Einmal so viel Gift bey sich habe, als erfoderlich sey, einen Menschen zu tödten, wird durch die Erfahrungen des Vfs. widerlegt. Indess wird gewiss Jeder mit dem Rec. darin übereinkommen, dass die Wirkungen der Otternbisse auch durch andere Umstände sehr modificirt werden können, besonders durch die heissere oder kühlere Witterung, durch stärkere oder schwächere Erhitzung des gebissenen Menschen oder Thieres u. dgl., und dass daher auch die Folgen eines solchen Bisses sehr verschieden ausfallen müssen. Hier hätte der Vf. auch wohl den *Coluber Redi* anführen können, welcher von *Laurenti* und *Gmelin* für eine eigene Art gehalten wird. *Laurenti* nennt diese Otter eine *Vipera venenatissima*: eine Menge von Thieren starb an ihren Bissen. — In die 3 *Abtheilung* gehören, unter den *Amphibien*: die *Ringelnatter* (*Coluber Natrix L.*), deren Biss zuweilen Entzündungen erregt. Der Vf. hat aus seinen Beobachtungen erfahren, dass sie in Gegenden, wo Wasser befindlich ist, wo sie sich oft badet oder doch an nassen sumpfigen Orten aufhält, unschädlich bleibt. Denn Regen und kühle nasse Witterung benehmen selbst den giftigsten Schlangen einen Theil ihres gift- und bösartigen Wesens. Sobald aber die Ringelnatter eine geraume Zeit ohne Wasser, und dabey in einer trockenen sonnenreichen Gegend lebt, scheint sie giftartig und böse zu werden. Was der Vf. von den Wirkungen des Warzensaftes der verschiedenen Arten von *Kröten* erzählt, ist grossentheils aus *Laurentii synopsis Reptilium* entlehnt; jedoch hätte dieses Werk noch besser benutzt und die darin erzählten und nachgewiesenen Fälle näher beleuchtet werden können. Bey der *gemeinen Kröte* (*Rana Bufo L.*, *Bufo vulgaris*) macht der Vf. auch darauf aufmerksam, dass ihr Genuss bey Hunden die Tollheit mit bewirken soll. Bey der *grünen Kröte* (*Bufo viridis Laur.*) hätte auch noch der heftigen Zufälle gedacht werden sollen, welche erfolgten, als *Laurenti* einem Hunde mit Gewalt Stücken eines solchen zerschnittenen Thieres beybrachte. Der Warzensaft der *Wasserkröten* (*Rana fusca* und *bombina L.*) ist weniger ätzend wie der der Landkröten. Rec., welcher sich mit der *kleinen Wasserkröte* (*Rana bombina L. Bufo igneus Laur. Schneider*), besonders mit der Anatomie derselben, viel beschäftigt hat, machte die Erfahrung, dass, bey dem Zerschneiden derselben, ihre Ausdünstungen vorzüglich auf die Geruchsorgane wirkten, und dass er jedesmal einen Schnupfen davon bekam. Von dem *Wassermolch* (*Lacerta lacustris L. Salamandra cristata Schneider. Laur.*) verdiente noch angemerkt zu werden, dass die Eidechsen, welche ihn gebissen hatten, gestorben

treideschüttung von allen grofsen und kleinen Landgütern in die Magazine, vornehmlich in Sachsen, wo nur, nach dem Vf. (Cap. 19), der 50ste Theil des Gewinnstes dazu erfoderlich ist. Dafs der Staat das Recht habe in dieser für das Wohl, ja sogar für das Leben von vielen Tausenden seiner Unterthanen so wichtigen Sache durchzugreifen, sind wir mit dem Vf. vollkommen überzeugt. Die Befugnifs des Staates, (sagt er S. 286) den Geldwucher zu beschränken, wird allgemein anerkannt, warum sollte ihm in Betreff des Getreidewuchers nicht dieselbe Befugnifs zustehen? u. f. w. Dafs sich dagegen so viele Stimmen erhoben, scheint, genau erwogen, nur daraus zu folgen; weil bey dem Wucher mit Getreide eine so grofse Menge Menschen gewinnt. Der Vf. hätte hinzufügen können: und weil bey dem Getreidewucher gewöhnlich die Männer interessirt sind, die an der Spitze der Landesverwaltung und Gesetzgebung stehen! — Die landesherrlichen Magazine allein, hält jedoch der Vf. nicht für hinreichend, das Land auch nur wider künstlichen Mangel (Cap. 19) zu schützen, sondern empfiehlt noch, neben den in den Provinzen und gröfseren Städten zu errichtenden Magazinen, die Annahme des Depot-Systems. Als Muster ist uns auch hiebey, so wie schon vorher in vielen Stücken, die wahrhaft landesväterlich gesinnte Landesregierung zu Altenburg vorangegangen, welche unterm 16 Jan. 1805 verordnete: dafs jeder (Domainenrittergüter u. f.), welcher mehr als 3 Acker, d. i. 3 Scheffel Ausfaat besitzt, vom Ausdrusche, wovon auf 1 Scheffel Ausfaat nur 2 Scheffel zur Saat und zu den Bestellungs- und Erndtekosten abgezogen werden können, den 8ten Theil in Depot, d. i. zur Disposition der Landesregierung auf dem Boden behalte. Für ein Land, das aus lauter fruchtbaren Provinzen besteht, hält der Vf. das Depotsystem allein für hinreichend, räth jedoch an, den vierten Theil des Überschusses vom Ausdrusche in Beschlag zu nehmen; dagegen glaubt er, dafs für Länder, die nie ihren Getreidebedarf selbst bauen, z. B. England und Holland, alle Arten von Magazinen von keinem Nutzen sind, und der uneingeschränkteste Getreidehandel Statt finden müsse. Ausserdem zeigt er uns die wohlthätigen Folgen des Depotsystemes, nämlich: a) dafs jede Getreidesperre und das Verbot, Branntwein aus Getreide zu brennen, dadurch unnöthig wird; b) dafs die Industrie beym Ackerbau dadurch nicht unterdrückt werde, weil aller Überschufs an Getreide, sobald der Bedarf des Landes gedeckt ist, ungehindert ausgeführt werden könne, und c) dafs die Regierung aus den Depots zu allen Zeiten ihre Magazine wieder anfüllen könne (Cap. 19). — Ferner hält der Vf. (Cap. 16) dafür: dafs die bisher oft angewendete Fruchtsperre von entschiedenem Nachtheil gewesen sey, und gerade das Gegentheil herbeygeführt habe. Er führt zur Unterstützung dieser Wahrheit mehrere Gründe an, die auf alle Staaten passen, und Beyspiele von der letzten Sperre zwischen Altenburg und dem Erzgebirge, welche die Wahrheit seiner Behauptung ausser allen Zweifel setzen (Cap. 16).

Das ganze Buch ist reich an gut durchdachten und ausführungswerthen Vorschlägen. Wir wünschen ihm daher viele Käufer, fürchten jedoch, dafs in dem gröfsten Theile des Landes, für welches es zunächst berechnet ist, demselben aus bekannten Ursachen vielleicht in keinem einzigen Stücke nachgelebt werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Vorschriften zur Erlernung einer einfachen und leichten Geschäftshand.* Erstes Heft. Von *C. A. Nicolai.* (Ohne Jahrzahl) gr. 4. 6 Tab. (12 Gr.) Desselben Buches zweytes Heft. 12 Tab. (1 Thlr.) Wir besitzen eine Menge Vorschriften und Anweisungen zur Kalligraphie; aber nur sehr wenige entsprechen ihrem Zwecke. Durch eine gewisse Steifheit und zu weit getriebene Schärfe im Grundstriche, wie auch durch die mit zu vielen Zügen überladenen Initialbuchstaben, zeichnen sich die meisten mehr, als durch einen leichten und gefälligen Ductus aus, so dafs sich die danach bildenden Anfänger gewöhnlich eine schwere Hand angewöhnen, die höchstens für Expeditionen brauchbar, für den Kaufmann aber nicht flüchtig und fein genug ist. Überhaupt ist die kaufmännische Schreibart von der sogenannten Canzleyhand gar sehr unterschieden und erfodert eine eigene Übung. Hier kommt es nicht allein auf die Schönheit und Regelmäfsigkeit der Buchstaben, sondern auch auf einen gewissen Anstand an, mit welchem der ganze Auffatz erscheint. Es kann eine Note, Factura, Conto-Courant u. f. w. in ihren einzelnen Theilen recht schön geschrieben, und doch im Ganzen schlecht ausfallen, ja völlig unbrauchbar seyn, blofs weil manches nicht am gehörigen Ort und ohne allen Anstand steht. Sonst zeichnen sich allerdings diese Blätter in ihrer Form vortheilhaft aus. Eine zierliche, leichte, von aller unnützen Künsteley entfernte Manier herrscht darin, und sie verdienen in dieser Rücksicht empfohlen zu werden. Das erste Heft enthält blofs die Grundlage der deutschen und lateinischen Currentschrift; der zweyte dergleichen deutsche und einige lateinische Vorschriften ohne alle Canzley und Fractur*). Doch Canzley und Fractur, wie auch die französische und englische Schrift (*coulée* und *bâtarde*) soll in diesem Buche künftig erscheinen. Aber der Inhalt dieser Blätter könnte weit besser gewählt seyn.

W † A.

*) Irrig ist die Meinung Einiger, aus der deutschen Kaufmannshand die Canzley und Fractur gänzlich zu verbannen, weil solche niemals gebraucht werde. Dieses ist nicht der Fall. Wie sehr verschönert nicht z. B. im Buchhalten eine mit zierlicher Fractur überschriebene Hauptbuchs-Conto das ganze Buch, und wie viel trägt nicht überhaupt diese Schrift zur Bildung der Current bey!

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Braunschweigisches Kochbuch für angehende Köche, Köchinnen und Haushälterinnen.* Nebst einer Anleitung zu der einem Koche so unentbehrlichen Wissenschaft des inneren Haushalts. Herausgegeben von *J. D. Knopf*, herz. meckl. schwer. Hofküchmeister, und *J. Chr. Förster*, herz. braunschw. lüneb. Schlachtmeister. Zweyte verb. Aufl. 1800. XIV. 686 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Das Buch erfüllt durch Deutlichkeit und Vollständigkeit der Belehrung seinen Zweck, und verdient bestens empfohlen zu werden.

M. G.

Druckfehler.

No. 81. S. 38. Z. 25. v. o. lese man *vernichtet* st. *vermisset*. Z. 39. v. o. *Möser* st. *Moser*. S. 40. Z. 37. v. o. *Vorschritten* st. *Vorschriften*. No. 82. S. 46. Z. 14. v. u. *eine* statt *nur*.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY 1808.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Gädicke: *Darstellung einer neuen und äusserst leichten Methode, alle grossen und kleinen Landwirthschafts-Rechnungen in doppelten Posten nach kaufmännischer Art zu führen, ohne dass der Landwirth mehrere Schreiberey als bisher zu führen hat, oder von seinem gewohnten Verfahren wesentlich abzuweichen braucht.* In Gesellschaft einiger erfahrner Ökonomen nach den Grundsätzen der neuen deutschen kaufmännischen Buchhaltungs-Methode ausgearbeitet von *S. G. Meisner.* 1807. 13 Bog. 4. (20 Gr.)

Schwerlich ist ein Autor von dem Werthe seiner Schriften, besonders solcher, welche Unerfahrne für etwas Neues und Besonderes erklärt haben, so eingenommen, als Hr. *M.* von seiner deutschen Buchhalterey. Durch die Bekanntmachung derselben hat er, seiner Meinung nach, ein ganz neues Licht in der Handlungswissenschaft angezündet, das ihm der spätere Enkel noch verdanken wird. Deſshalb bringt er auch diesen seinen vermeintlichen Fund immerfort in einer veränderten Gestalt zu Kaufe. Allein der Nutzen dieser deutschen Buchhalterey ist nicht grösser als der, welchen alle ihre neuen Schwestern leisten. So wenig diese zur praktischen Anwendung auf wirkliche Geschäfte taugen: so unbrauchbar ist auch diese. Diess Urtheil ist auf lange Erfahrung gegründet. Oder vermag der Vf. eine einzige Handlung aufzuzeigen, welche nach seinem oder einem anderen neuen Systeme ihre Bücher hält? Die ökonomischen Geschäfte einer Landwirthschaft auf eine, dem kaufmännischen Buchhalten ähnliche Art in Bücher zu notiren, ist eine alte, bekannte Sache. Auf die beste Auflösung dieser Aufgabe setzte man sogar einen Preis, den der rühmlich bekannte *Berghauss* erhielt, dessen *Anleitung zum landwirthschaftlichen Rechnungswesen* (Braunschweig 1796) ein classisches Werk ist. Ausser diesem hat man noch von *Wöhner, Schmidt, Dresky, Wille* u. a., besonders aber von *Jung*, eine Anzahl guter Bücher, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Allein keines davon kann man für ganz zweckmäſsig erklären; alle beschäftigen sich zu sehr mit Kleinigkeiten, legen wie bey dem kaufmännischen Buchhalten unbedeutende, ängstlich ausgesuchte Geschäfte zum Grunde, und machen dadurch ihre ganze Theorie unanwendbar. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er die Ursache dieser Unvollkommenheit in Folgendem zu finden meint. Es kommt nämlich nicht darauf an, dass man die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe einzelner Landgüter in doppelten Posten hält, dieses würde weit mehr Mühe als Nutzen verursachen, und scheint überhaupt für den Landmann viel zu umständlich zu seyn; sondern die Frage ist: *Wie ist bey grössern Ländereyen und Ökonomieen über das Ganze eine Rechnung in doppelten Posten dergestalt zu führen, dass man jederzeit sowohl den Stand der ganzen Masse, als auch den Gewinn und Verlust an jedem einzelnen Zweige derselben ersehen kann?* Wer die Gründe des doppelten Buchhaltens wohl verstehet, dem kann es nicht schwer werden, die verlangte Rechnung zu führen. Alle Regeln zu kaufmännischen Geschäften sind auch hier anwendbar. Man kann die ganze Vermögensmasse ebenfalls als Capital Conto betrachten, und diese für die Summe der einzelnen Theile (als baare Capitale, Landgüter, Felder, Holzungen u. s. w. jeden als eigenes Conto) creditiren etc., wovon sich hier keine weitere Erklärung geben lässt. Auf vorbesagte Art wünschte auch der verst. *Struensee* eine neue Anweisung, und foderte deſshalb den Vf. schriftlich auf, diesen Wunsch zu erfüllen. Diesem hier angeführten Schreiben hat man denn die Entstehung gegenwärtigen Buchs zu verdanken. Den Anfang machen „*Allgemeine Begriffe des kaufmännischen Rechnungswesens in doppelten Posten.*" Man findet aber hier nichts als fades Geschwätz, verworren und ohne allen Plan vorgetragen. Anstatt eine deutliche Erklärung vom Debet und Credit (als der Grundsätze des Buchhaltens) und den vorzüglichsten Büchern voranzuschicken, hebt der Vf. sogleich an: „Der Kaufmann giebt bekanntlich allen den Personen, mit denen er in häufigen Geschäftsverbindungen steht, ein eigenes Conto im Hauptbuche, d. h. er widmet einer solchen Person zwey gegenüberstehende Blatt-Seiten, und notirt auf die linke Hand alle Gegenstände nach der Zeitfolge, welche die Person von ihm empfing, und wofür sie folglich als ein Schuldner anzusehen ist. Eben deſshalb wird auch diese Seite mit dem Worte Debet oder Soll überschrieben u. s. w." In diesem Tone geht es fort. Man weiss nicht, was eigentlich gesagt werden soll; gleichwohl baut der Vf. Alles auf diese Erklärung. Die darauf folgende *Anwendung der Doppel-Buchhaltung auf landwirthschaftliche Gegenstände*, so wie die übrigen Capitel, sind von gleichem Gehalt, und Rec. hat bey dem fleissigsten Durchlesen noch nicht finden können, worin die Landwirthschaft bestehe,

über deren doppelte Führung hier das Schema beygefügt ist. Noch weniger kann man die wahre Methode ergründen, nach welcher die Bücher gehalten werden sollen. — Es ist hier eine Mischung von vielerley Arten, einfach und doppelt, die dadadurch ganz ungeniessbar wird, dass der Leser keine genugsame Anweisung erhält, wie und warum so einzutragen ist. Da der Vf. Ökonomen, nicht aber erfahrne Kaufleute, belehren will: so hätte seine Erklärung desto deutlicher seyn sollen. W + A.

Friedrichsstadt, b. Bade und Fischer: *System der praktischen Schifferkunde.* Von *H. Brarens*, königl. (dänisch.) autoris. Navigat. Lehr. und Examinator in Tönningen. 1807. XIV u. 175 S. 8. Mit einer Kupfert. in 4. (16 Gr.)

Was der Vf. in seiner, zum zweyten Mal herausgegebenen, verbesserten *Steuermannskunde* (Magdeb. b. Keil 1807. 4) geleistet hat, um den Inbegriff der theoretischen Kenntnisse, wie der Weg eines Schiffes nach Grundsätzen der Physik und Mathematik zu bestimmen sey, mitzutheilen, das hat derselbe auch — in vorliegender *Schifferkunde*, als einer theoretisch-praktischen Wissenschaft, die für den wirklichen Schiffer im Allgemeinen noch ausgebreiteter wie jene ist, vortrefflich auseinander gesetzt. Letztere Kenntniss, die weniger der positiven wissenschaftlichen Disciplin, als einer oft von einander abweichenden Vorschrift, den Gebräuchen und Gesetzen der seehandelnden Völker untergeordnet ist, beruht theils auf einer ausgebreiteten Lectüre, theils aber und vorzüglich auf einer langen Reihe von Erfahrungen, die nur Zeit und Umstände, und besonders einen genauen Beobachtungsgeist erfodern, — Eigenschaften, die in unserem Vf. alle vereint zu seyn scheinen. Er verdient daher den Dank des Publicums, dass er dasjenige, was in den gewöhnlichen Navigationsschulen *nicht gelehrt* wird, und in *dem wohlunterwiesenen Schiffer* von *Joh. Andr. Engelbrecht* (Bremen 1792.8), und in einigen ausländischen schwedischen, dänischen, holländischen, besonders englischen Schriften, als: *The history of the Law of Shipping and Navigation, by J. Reewes*, Lond. 1792. 547 S. 8. — *Instruction for young Mariners, resp. the menagement of Ships by H. Taylor; the 2 Edit.* Lond. 1793. 4. — *The Elements and Practice of Rigging and Seaman-ship; 2 Vol.* 1794. 4, zerstreut vorkömmt, hier praktisch vorträgt, und mit seinen eigenen Erfahrungen begleitet. Das Buch zerfällt in *zwey Abschnitte*. Im *ersten* werden die allgemeinen Pflichten eines Schiffführers, und besonders diejenigen vorgetragen, die derselbe vor dem Antritt einer Seereise, und bey der Ausrüstung des Schiffes zu beobachten hat, wobey der Vf. einige Bemerkungen aus dem dänischen Seerechte voranschickt. Die Pflichten der Lootsen, und was bey dem Untersegelgehen wahrzunehmen sey, wird, wie die Grundsätze des Manövrirens der Schiffe, aus praktischen Ansichten geschildert. Diess ist auch der Fall bey den Bemerkungen über die Ancorage, und die Pflichten, die bey einer Seereise auszuüben sind. Lehrreich ist die Anweisung, wie die Segel zu bergen und zu setzen sind, damit durch die in Anwendung zu bringenden Vorsichtsmassregeln Unfälle zur See so viel als möglich verhütet werden. In der Hinsicht ertheilt der Vf. den Rath, wie man sich zu benehmen habe, wenn die Ladung ganz oder zum Theil über Bord geworfen wird; wenn der Boegspriet bricht; das Schiff Lecke bekömmt; auf Leegerwall getrieben wird; von der See - Rhede die Flucht nehmen muss, um die hohe See zu gewinnen; wenn das Steuerruder bricht, und in der Geschwindigkeit ein Nothruder verfertiget werden muss; welche Mittel zu ergreifen sind, wenn die aus Fässern bestehende Ladung hin und herrollt; oder die See - Brandungen, durch die gewöhnlichen Mittel, nicht gedämpft werden können, und daher der Schiffer genöthiget wird, zur Nachtzeit in einem Nothhafen Schutz und Sicherheit zu suchen. Die Bemerkungen, welche der Vf. über Strömungen und Winde einschaltet, überzeugen von der praktischen Gewandtheit, die derselbe durch eine vieljährige Erfahrung zu sammeln Gelegenheit gehabt hat. Dahin gehören auch die allgemeinen Regeln, welche zur Vollführung gewisser Seereisen mit eingestreut werden, um aus der Nordsee in den sogenannten Canal de la Manche, und umgekehrt aus dem atlantischen oder abendländischen Meere in diesen zu segeln; oder das Kattegat zu durchschiffen; nach Archangel um das Nord-Cap zu fahren, oder Seereisen nach und im mittelländischen Meere, nach den westindischen Inseln, nach Nord - Amerika, der Küste von Guinea, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, dem Golfo von Bengalen, den ostindischen Inseln, und nach China zu vollführen. Von den Leuchtthürmen, oder Nachtfeuern zum Dienste der Seefahrenden, werden jedoch nur die vorzüglichsten, die sich auf den dänischen und englischen Küsten an der Nordsee befinden, in der Kürze angeführt. Was der Vf. von den See-Karten sagt, ist nicht befriedigend; — desto besser sind die Bemerkungen über die Schwierigkeiten, die dem Schiffer begegnen, wenn er sich auf einer fremden Küste befindet, an die er zu landen gedenkt, welches hier nach dem holländischen Seesprachgebrauche (*Landandoen*) Landanthun (statt zu *landen*) genannt wird. Die Darstellung der Pflichten des Schiffers gegen seine Mannschaft, ist gut gerathen. Im *zweyten Abschnitte* werden die Obliegenheiten des Schiffs-Führers beym Frachtschliessen angeführt, und eine Tafel einiger Kornmasse und Gewichte gegen eine dänische Commerzlast, und gegen 100 Pfund in Dänemark eingeschaltet. Diese hätte nach *Kruse* und *Bohn* ausführlicher und genauer gefertiget werden können. Mehrere Formulare einer Certe-Parthie, der Connossemente, was bey Unterzeichnung derselben zu beobachten sey, und wie man sich, bey der Einladung der Güter, auf den Grund dieser Schiffspapiere zu benehmen habe,

werden mitgetheilt; eben so auch ein Schema zu einem Manifeste. Besonders lehrreich sind die Erinnerungen wegen nöthiger Certificate, mit welchen sich ein Schiffer versehen muss, wenn er, zumal in unserem Zeitalter, unter neutraler Flagge fahren will. Der kernhafte Extract aus der bekannten königl. dänischen Verordnung über das Verhalten der Schiffer in Kriegeszeiten, d. d. Kopenhag. v. 4 May 1803, giebt hierüber gesetzliche Aufschlüsse. Mehrere Anleitungen für Schiffer, wie dieselben sich, in Betreff der Ladung, während der Seereise zu benehmen, und was dieselben zu beobachten haben, wenn sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht. Im Fall das Schiff aus einer Gegend kommt, wo ansteckende Krankheiten herrschen, muss es Quarantäne halten, wesshalb für dänische Schiffe ein Extract aus der dänischen Quarantaine-Verordnung v. 15 März 1805 angehängt wird. Die lehrreichen Anweisungen, was bey dem Ausladen der Güter, bey dem Aufsuchen eines Nothhafens, bey der Haferey und deren Berichtigung, der Bodmerey, den Pflichten beym Schiffbruche und Stranden, wobey ein Extract aus der dänischen Strand-Verordnung d. d. Decbr. 1803 angebracht ist, — und im Fall der Schiffer einem Kriegsschiffe oder einem Kaper begegnet, zu beobachten sey, sind zweckmäsig abgefasst. Die Anleitung zur Schiffsrechnung hat uns weniger gefallen; dieser Gegenstand hätte eine besondere Erörterung von mehrerem Umfange verdient. Der Anhang, S. 165 — 171, enthält eine kurze Terminologie der im Seehandel und dem Seewesen vorkommenden Kunstwörter, die hin und wieder einer vollständigeren und weniger gedrängten Erklärung, wie hier geschiehet, bedürften. Den Beschluss macht die Erklärung der Kupfertafeln, in welcher alle ansichtigen Theile und Taue eines Schiffes genannt werden. — Die öfteren Verstöfse gegen die deutsche Sprache, deren der Vf. nicht völlig mächtig ist, im Ganzen abgerechnet, sind diese Bogen sehr brauchbar, und daher nicht nur jedem Seemanne, sondern allen Seehandel führenden Kaufleuten zu empfehlen. Doch würde Hr. *Bravens* schicklicher gehandelt haben, wenn er zu diesem kleinen Buche, statt des Wortes *System*, bloss *Einleitung* — gewählt hätte. Zu jenem gehört mehr, als hier geleistet worden ist.

gh — s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Ulm*, b. Stettin: *Anweisung zur Messung der Bäume, in Rücksicht ihrer Höhe und Dicke, nebst genauer Darstellung des Inhalts und Werths in tabellarischer Hinsicht*, von *J. H. L. Schott*. 1806. 15 S. 8. Mit 1 K. (3 Gr.) Das vorliegende, nicht gut geschriebene, Werkchen kann man in drey Abschnitte theilen. Der erste enthält, nach der Beschreibung des Instruments, die Anweisung zum Messen der Höhen der Bäume, mit nothdürftigem geometrischem Beweise und einigen Beyspielen. So leicht dieses ist, so bekannt ist es auch. Alle Höhenmesser der Art sind Sprösslinge vom Jacobsstabe; mit drey Stückchen Holz ist die Sache gemacht. Im zweyten Abschnitte soll Anweisung gegeben werden, wie, mittelst einer horizontalen Theilung an der Objectivdiopter, auch die Durchmesser der Bäume, in jeder beliebigen Höhe, gefunden werden können. Ohne Beweis und Beyspiele. Worauf es hiebey ankomme, ist aus anderen, diesen Gegenstand betreffenden, besseren Schriften bekannt. Bey einer hiezu vorgerichteten Art von Baummessern ist das Erfoderniss: dass nebst der Entfernung des gesuchten Durchmessers vom Auge oder der Oculardiopter, auch der Winkel, den er da macht, oder vielmehr die Tangente des Gesichtswinkels, für eine angenommene Distanz bekannt sey; worauf sich, nach bekannten Proportionsansätzen, der gesuchte Durchmesser berechnen lässt, und worauf sich die von *Arzberger*, *Späth* u. a. m. angegebenen Instrumente gründen. Das ist aber etwas weitläuftig; der Aufenthalt im Walde ist nicht dazu geeignet; besondere Tafeln oder Logarithmen-Bücher kann man auch nicht immer in der Tasche bey sich führen; und wie viel Förster giebt es, die dergleichen Rechnungen verstehen? Ein Werkzeug also anzugeben, das die Aufgabe ohne beschwerliche Rechnung löset, ist allerdings eben so nützlich, als es ausführbar ist. Die Hauptbedingung bestehet darin: dass die horizontale Scale an der Objectivdiopter den gesuchten Durchmesser am Baume unmittelbar angiebt. Dieses kann nun geschehen: entweder durch Verlängerung des Abstandes der Diopteren von einander, nach Verhältniss des Abstandes vom Baume: dieses giebt den, von *Ign. Pikel* angegebenen, von *Brander* verfertigten, und von ersterem in seinem Unterrichte zu Forstvermessungen beschriebenen Baummesser; oder bey unverrücktem Stande der Diopteren durch Verkürzung oder Verlängerung der Grundlinie, so dass die Weite des Auges vom Objecte immer der vorhergemessenen ganzen Grundlinie gleich bleibt. Bey der Ansicht des Buches und der Figur scheint es, als hätte der Vf. die letztere Bedingung ins Auge gefasst und die Absicht gehabt, durch eine leichte Construction (durch den Zirkelbogen bg Fig. 1) die jeder Höhe zugehörige Verkürzung der Grundlinie db anzugeben. Das kann aber nicht so zutreffen. Wenn das Instrument von der Grösse angenommen wird, dass db 1 Fuss oder 12 Zoll lang ist: so hält die Öffnung n an der Objectivdiopter (oder die Mikrometerscale) $1\frac{1}{2}$ Zoll, und schneidet in der bestimmten Weite von 24 Fuss 3 Fuss am Objecte ab. Wird diese Öffnung ferner in 12 Theile getheilt, so enthält 1 Theil $1\frac{1}{2}$ Linien, der am Objecte 3 Zoll giebt. Setzt man also die Theile der Scale = n, so giebt n X 3 den Durchmesser des Objects in Zollen. Wenn nun, wie der Vf. will, die Mikrometerscale den Durchmesser des Stammes in jeder beliebigen Höhe unmittelbar angeben soll: so müssen die Mikrometertheile zu den Theilen des Objects immer in dem Verhältnisse, wie 1 : 24 seyn, und das kann nur geschehen, wenn das Object die Entfernung vom Auge = 24 Fuss = der Basis nicht ändert. Da aber, den rechtwinklichten Triangel vorausgesetzt, bey jeder Höhe am Stamme, nicht mehr in der zur Basis dienenden Kathete, sondern in der Hypothenuse oder Secante visirt wird: so verlängert sich auch die angenommene Distanz (hier von 24 Fuss) jedesmal um den Überschuss der Hypothenuse über die Kathete, oder der Secante über den Radius, letzteren = der Grundlinie. Diesen Überschuss schneidet nun zwar der Bogen bg allemal richtig ab, aber er ist nicht zugleich das Mass, um welches die Grundlinie db verkürzt werden muss; denn *Gleiches von Gleichem abgezogen, giebt nur gleiche Reste.* Es sind hier zwey Fälle zu unterscheiden: entweder man bleibt bey dem gleichschenklichten Triangel stehen, wo Basis und Höhe in 24 getheilt sind; da wird man bey jeder Erhöhung, die unter 24 bleibt, die Länge von 24 für die Gesichtslinie behalten, wenn man die Grundlinie um 24 weniger der Erhöhung des Objects — und nicht um die Hypothenuse weniger der Kathete verkürzt; oder wenn der Triangel ungleichseitig, nämlich die verticale Kathete höher wird als 24, so nimmt man die Theilung des Instruments doppelt oder dreyfach und verlängert die Grundlinie so weit, dass die Gleichheit der Katheten hergestellt wird, worauf ein leichter Proportionsansatz zeigt, um wie viel sich alsdann der Coefficient der Mikrome-

carstheile ändert. Wollte man, wenn die Höhe des Objects
24 Fuss übersteigt, die Messung dennoch auf der zuerst ge-
messenen Grundlinie von 24 Fuss vornehmen: so sey Basis = b,
Kathete = c, Hypothenuse oder Gesichtslinie = h, und es müs-
se nun werden

$$b = \sqrt{h^2 - c^2}.$$

Es ist aber $c^2 > h^2$, das giebt eine unmögliche Grundlinie für
gegenwärtige Bedingung. Ein figurirtes Beyspiel mag das Ge-
sagte beweisen. Der Durchmesser eines Baumes, der am
Stammende 3 Fuss ist, soll in der Höhe von 30 Fuss mit des
Vfs. Instrumente gemessen werden. Der Zeiger x an dem Vi-
sire wird 14.5 Fuss von der Linie dc abschneiden, als um
welche die Grundlinie db verkürzt werden müsste; es blie-
ben also für selbige 9.5 Fuss, diese und die Höhe von 30 Fuss
geben die Hypothenuse oder Visirlinie = 31.5 Fuss, und für
diese Weite giebt nun 1 Theil der Mikrometerscale nicht mehr
am Objecte 3 Zoll, wie vorher, sondern 4 Zoll (beynahe).
Gesetzt der Durchmesser des Baumes fasse bey 30 Fuss Höhe
noch 10 Theile der Mikrometerscale, so wäre 10 X 3 = 30 Zoll
für den Durchmesser daselbst, nach des Vfs. Meinung. Aber
ferner angenommen, dieser Durchmesser halte daselbst wirk-
lich 30 Zoll, so wird er auf dem Mikrometer in der ange-
nommenen Stellung des Instruments nicht 10, sondern nur 7.5
Theile abschneiden; da würden aber nicht 7.5 X 3., sondern
7.5 X 4 erst 30 Zoll geben. Man muss also für diese Fälle das
Resultat, etwa nach *Späth's* Angabe, berechnen; mithin zu
einem Instrumente zurückgehen, das schon lange da war. —
Wenn man ein Bretchen von etwa 5 Zoll im □ nimmt, jede
Seite in 50 oder 100 theilt, damit kleinere Quadrate ziehet,
und an einer Ecke einen Senkel anhängt; ferner auf der Rück-
seite ein Visirrohr mit bisectirtem Objectivglase, nach *Arz-
bergers* Angabe, anbringt: so giebt dieses den bequemsten und,
weil das Schwanken der drey hölzernen Stäbe wegfällt, den
sichersten Baummesser für Höhe und Dicke. Im dritten Ab-
schnitte sollen die Fabriciusischen Holztabellen, mit Rücksicht
auf die kubische Berechnung, bereichert werden; diese wer-
den aber ihren Werth auch ohne diese Zuthat behalten. Sie
sind zum Gebrauch im Walde vorgerichtet; und wer in der
Stube nach dergleichen Tafeln rechnen will und muss, der
wird auch wohl die von *Segondat* oder *Kling* besitzen. rZ.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Gädicke: *Vorschriften und
Aufgaben zu allerley schriftlichen Aufsätzen.* Von Dr. *I. T.
L. Danz*, Rector an der Stadtschule zu Jena. Der Vorschrif-
ten zur Erlernung der deutschen Rechtschreibung zweyter Th.
7½ Bogen. 1807. (9 Gr.) In Bürgerschulen und in Schulen
auf dem Lande wird zu wenig Fleiss und Zeit auf die Verfer-
tigung schriftlicher Aufsätze gewendet, und gewöhnlich wer-
den die Kinder aus der Schule entlassen, ohne dass sie einen
Satz oder Perioden zu Papiere bringen können. Es fehlt auch
an zweckmässigen Hülfsmitteln zu einer Anleitung zu schrift-
lichen Aufsätzen in solchen Schulen. Denn obgleich zu dieser
Absicht eine grosse Menge von Büchern vorhanden ist, so sind
doch bey keinem die Bedürfnisse von solchen Schulen und von
solchen Kindern in solchen Schulen ganz berücksichtiget. Die
ersten Materialien zu schriftlichen Aufsätzen müssen von sinn-
lichen Gegenständen genommen werden, von welchen die Kin-
der Anschauungen haben, und der Lehrer muss in den Stand
gesetzt werden, mehreren Schülern zugleicher Zeit nach Mass-
gabe ihrer Fähigkeit verschiedene Anweisungen in die Hände
geben zu können. Auf beide Bedürfnisse ist in den gegenwär-
tigen Vorschriften und Aufgaben Rücksicht genommen worden.
Die Materialien sind grösstentheils aus dem gemeinen Leben
genommen, und der Druck ist so eingerichtet, dass jede Auf-
gabe abgeschnitten und auf Pappe aufgezogen werden kann.
Der Lehrer ist also beym Unterricht in den Stand gesetzt, jedem
Schüler eine einzelne Vorschrift geben zu können, die seinen
Kräften angemessen ist. Der Vf. hat aber, ohne auf seine Quel-
len irgendwo hinzuweisen, einen Theil seiner Materialien aus
anderen schon vorhandenen schriftlichen Aufsätzen entlehnt.
So sind z. B. Aufgaben zu Briefen Auszüge aus *Dolz* Anlei-
tung zum Briefschreiben. Ein solches Verschweigen der Quel-
len darf man keinem Büchermacher, ungerügt hingehen lassen,
zumal wenn durch die Angabe dieser Quellen, das Buch selbst
einen grösseren Werth erhalten hätte, wie diess bey dem ge-
genwärtigen der Fall ist. Denn durch Angabe der Quellen,
aus welchen diese Materialien zu Aufsätzen geschöpft sind, wür-
den diesen Aufgaben zugleich die Auflösungen beygefügt worden
seyn, welche für Lehrer in solchen Schulen nöthig sind, denen
theils die Zeit, grösstentheils aber die Fähigkeit fehlt, nach
diesen Aufgaben selbst Ausarbeitungen zu fertigen, die den
Schülern als Muster vorgelesen werden können. Der Vf. wird
daher nichts überflüssiges thun, wenn er noch ein drittes Bänd-
chen unter dem Titel: *Auflösungen zu den Aufgaben zu aller-
ley etc.* folgen lässt. X. Z.

Leipzig, b. Vogel: *Schreib- und Lese-Tafel.* Nebst ei-
ner Anweisung zum zweckmässigen Gebrauch derselben für
Dorfschulen. Von M. *Carl August Jütich.* Mit einem Kupfer.
1805. 34 S. 8. [Nebst einem Anhange zur Schreib- und Le-
se-Tafel 46 S. 8.] (8 Gr.) Der Vf. dieser *Schreib- und Le-
se-Tafel* giebt einen Vorschlag zu einer zweckmässigen Be-
schäftigung der ABC-Schüler in den öffentlichen Schulen. Sie
sollen, vermittelst einer Tafel, die hier genau beschrieben
wird, die zu erlernenden Buchstaben und Sylben mit Kreide
schreiben. Wo so viel Raum für diese Kleinen in einer Schu-
le vorhanden ist, dass sie an Tafeln sitzen können, da mag
der Vorschlag gar wohl auszuführen seyn; aber gewöhnlich
sitzen die Elementarschüler, wegen Mangels an Raum, auf
kleinen, dicht an einander stehenden Bänken. In diesem Fal-
le müssen kleine Schiefertafeln die Stelle der grossen Schreib-
und Lese-Tafel vertreten. Der Anhang ist auch besonders
abgedruckt unter dem Titel: *Neues ABC-Buch für Dorfschu-
len mit illuminirten Holzschnitten*, und kann mit Nutzen ge-
braucht werden. O. m. r.

Halle, b. Dietlein: *Deutscher Leseschlüssel, enthaltend
das vollständige ABC in Druck- und Hand-Schrift, nebst Zif-
fern und Lesezeichen*, für Mütter, die ihre Kleinen selbst un-
terrichten wollen. Mit 40 Kupferstichen. (Ohne Jahreszahl)
32 S. 8. (12 Gr.) Um einem Kinde die Buchstaben kennt-
lich zu machen, mag dieser Leseschlüssel wohl gute Dienste
leisten, weil ein jeder Buchstabe zugleich mit einem sinnli-
chen Bilde ins Gedächtniss kömmt, wenn nur die sogenann-
ten Kupferstiche nicht gar zu schlecht ausgefallen wären! Zur
Leseübung ist er aber ganz unzweckmässig eingerichtet. Es
wird nämlich die Aussprache eines jeden Buchstaben beschrie-
ben: z. B. „Y, y. Dieser Buchstab heisst Ypsilon. Wisst ihr
die Geschichte von Absalon, der am Baume hängen blieb?
Wenn man in Absalon aus den beiden A a ein I i macht, so
hat man den Namen dieses Buchstaben. Er wird eben so
ausgesprochen als I, nur ein wenig *spitzer*; z. B. in Ysop,
Sylbe, Ya! — Dieses *spitze* Y wird niemals wie Jot ausge-
sprochen, wie Ya! zeigt." — Welche Verkehrtheit! Setzt
denn nicht das Verstehen dieser Regeln für die Aussprache
eines jeden Buchstaben schon die Kenntniss des Lesens vor-
aus? O. m. r.

1) *Leipzig*, b. Gräff: *Johann Friedrich Adolph Krugs Hoch-
deutsches Syllabir- Lese- und Sprach-Buch für Bürger- und
Land-Schulen, auch beym Privatunterrichte zu gebrauchen.*
1806. 54 S. 8. (3 Gr.)

2) *Ebendas.*: *Erstes Lehr- und Lese-Buch für Bürger- und
Land-Schulen, auch beym Privatunterrichte zu gebrauchen.* Von
Johann Friedrich Adolph Krug, Lehrer an der Bürgerschule zu
Leipzig. Verbesserte Auflage. 1807. 86 S. 8. (4 Gr.)

Auf der Rückseite des Titelblattes von No. 1 steht: „Eine beson-
dere Anweisung, dieses Büchlein nach des Vfs. Sinn zu gebrauchen,
erscheint bey demselben Verleger." Rec. zweifelt aber, ob man je-
mals von diesem hochdeutschen Syllabir- Lese- und Sprach-Buche
einen nützlichen Gebrauch wird machen können, wenn auch das
Publicum gutmüthig genug seyn sollte, durch die versprochene An-
weisung von d. Gebrauche dieses Büchleins sich belehren zu lassen.
Auch zu No. 2 soll in Kurzem eine kurze Anweisung zu dessen
Gebrauch bey dem Verleger erscheinen. Warum hat der Vf. diese
kurze Anweisung nicht sogleich dem Buche selbst beygefügt, wenn
er sie für nöthig hält, zumal da diess eine verbesserte Auflage seyn
soll? Es ist übrigens keine besondere Anweisung zum Gebrauche
dieses gewöhnlichen Lesebuchs nöthig. Neben vielem Brauchba-
ren und Nützlichen steht auch manches Geschmacklose und Alber-
ne. Als Beyspiel von diesem letzteren dürfen nur die Verse S. 15
gelesen werden. O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1808.

GESCHICHTE.

Marburg, in d. neuen akad. Buchhandl.: *Grundriss der Geschichte der ältern, mittleren und neueren Zeit.* Als Handschrift für seine Zuhörer herausgegeben von Dr. *Ludwig Wachler*, Consistorial-Rath und Professor der Theologie u. d. histor. WW. zu Marburg. 1806. IV u. 242 S. gr. 8. (20 Gr.)

Wenn wir von diesem Buche sagen, dass es von der ältesten bis auf die neueste Zeit, bis zum Pressburger Frieden geht: so sieht ein Jeder schon aus der Seitenzahl, dass es nicht viel mehr als Tabelle seyn kann; was darüber ist, sind Andeutungen, die ihre Aufklärung von dem mündlichen Vortrag erwarten; und das mit Recht. Auf eine Angabe mehr oder minder kommt es unstreitig bey dergleichen Büchern nicht an; Alles anzugeben, ist ohnehin unmöglich. Ob alle Jahrszahlen richtig sind, mag Rec. nicht verbürgen; sehr viele aber hat er richtig gefunden, und es ist von des Vfs. bekannter Gelehrsamkeit zu erwarten, dass er darin genau gewesen seyn wird. Die Hauptsache, bey dem dermaligen Zustande der Historiographie, und bey der vorhandenen Anzahl solcher Lehrbücher, scheint Rec. die Ansicht des Vfs. und die Anordnung der Begebenheiten; und deswegen möchte er darüber noch einige Worte sagen.

Was die Ansicht betrifft, d. h. die Meinung, was die Geschichte ist, was man mit ihr will, was man in ihr sieht: so ist Rec. durchaus nicht geneigt, mit irgend Jemanden über die Principien zu streiten; aber das glaubt er fodern zu dürfen, dass ein Jeder seinem Princip treu bleibe, und es consequent durchzuführen versuche: keinem geschieht Unrecht, wenn man ihn nach seinen eigenen Grundsätzen beurtheilt. Auch ist es nicht unerlaubt, dem aufgestellten Grundsatz ein Warum? entgegen zu setzen. — Vortrefflich sagt Hr. C. R. *W.* in der Vorrede: „Die Grundsätze, welche den akademischen Lehrer bey historischen Vorlesungen leiten, sind in dem Bestreben, Neigung für Geschichte zu erwecken, und eigene Untersuchung zu veranlassen, begründet. — Wissbegierde und Forschungsgeist sollen durch Andeutungen und Aussichten gereizt, die den muthigen und verständigen Fleiss lohnende Ausbeute soll an einzelnen Beyspielen bemerklich gemacht, zum Quellenstudium, zur Kritik und zum vernünftigen Skepticismus soll Anleitung gegeben werden." Diess *setze* Übersicht *voraus*, und diese Übersicht könne die Universal-Geschichte gewähren. Also die Universal-Geschichte soll, dem Ausdrucke nach, jene Erweckung der Liebe für die Geschichte und die Reizung dazu noch gar nicht seyn; sondern nur als Grundlage dazu dienen. Das ist aber gewiss nicht die Meinung des Vfs., sondern — das will er sagen — in der U. G. und durch die U. G. soll die Liebe erweckt, soll gezeigt werden, wie man Geschichte studirt, und warum man sie studirt. Sie soll eigentlich zeigen, worauf es ankommt; soll darlegen, was *in* den einzelnen Geschichten lebt, und die einzelnen Geschichten an einander knüpft, und in ihnen das Ganze, die Einheit ist. Das ist die Übersicht, welche die Univ. Gesch. geben mag, und nicht etwa eine Zusammenziehung von Specialgeschichten, die bey aller Kürze doch niemals etwas anderes enthalten wird als Specialgeschichten. Aber dabey, sollte man glauben, käme es nicht sowohl auf Namen und Zahlen, als auf ein fortlaufendes Räsonnement an, das sich dann nur bewähren müsste an den wirklichen Geschichten. Und alsdann, möchte man wieder glauben, käme es nicht darauf an, aus allen Zeiten Etwas aufzugreifen, sondern, nach Darlegung des ganzen Gangs der Geschichte in einigen grossen Zügen, recht tief in das Einzelne eines Zeitraums zu gehen, so weit es die Zeit erlaubt. Hätte die U. G. eigentlich die Resultate der Begebenheiten zu beachten: so würde daraus folgen, dass sie sich nur über die Zeiten verbreiten könnte, von deren Begebenheiten das Resultat entdeckt werden kann; Zeiten aber, von welchen das nicht geschehen kann, würden nicht universal-historisch seyn. So dürften offenbar die Begebenheiten, die noch ihre Folgen täglich fortentwickeln, durchaus nicht in die U. G. kommen, weil sie nichts damit anfangen könnte; die neueste Zeit wäre für uns nicht universal-historisch; für unsere Enkel nach hundert oder tausend Jahren wird sie es allerdings seyn. Dasselbe gilt von Völkern, von deren Thun und Treiben wir nicht gehörig unterrichtet sind: ihre Geschichte dürfte nur speciell beschrieben werden. Es gab eine Zeit, in welcher man in die U. G. nur einige Völker aufnahm, die man für die wichtigsten hielt, und sie dann nur bis zu der s. g. Völkerwanderung ausdehnte: eine Weise, die noch von Einigen befolgt wird. Dass man gerade bey der Völkerwanderung aufhörte, möchte schwer zu billigen seyn; aber die Methode dürfte vielleicht eben so viel für sich haben, als die spätere, die weiser zu thun glaubte, wenn sie bis auf den heutigen Tag herabstieg, und das schon in die U. G. brachte,

was sich nur noch für die Chronik eignet. — „Universalgeschichte, heisst es in der Einleitung, ist treue und zusammenhängende Darstellung der merk- und denkwürdigsten Begebenheiten, aus welchen sich in jedem Zeitalter der Zustand des Menschengeschlechts, in Rücksicht auf gesellschaftliche Verfassung und Staatenverhältniss, möglichst bestimmt erklären lässt." Einmal soll also die U. G. nichts aufnehmen, als was zum Zusammenhange der Begebenheiten gehört; denn unmöglich kann die zusammenhängende Darstellung sich auf die fortlaufende Rede beziehen sollen, sondern auf die Begebenheiten selbst: sollte da wohl überhaupt eine U. G. möglich seyn? und zweytens sieht man, dass Hr. *W.* die U. G. auf die Beachtung des rechtlichen Zustandes beschränkt. Ob diess letztere zu billigen sey, mögen Andere entscheiden; wenigstens ist es gewiss, dass man den Zustand der Menschen im Grossen, den Zustand der Völker aus dem, was sie zu Völkern macht, aus den Staatsverhältnissen, den inneren wie den äusseren, am besten zu erkennen vermag; gewiss, *quod illi principi et praepotenti Deo, qui omnem hunc mundum regit, nihil eorum, quae quidem fiant in terris acceptius, quam concilia et coetus hominum jure sociati, quae civitates appellantur* (*Cicero*). Auch geht alle andere Cultur der Menschen aus von der Verbindung im Staate, oder vielmehr, sie ist dadurch bedingt. Daher hat Hr. *W.*, innerhalb seiner Grenze, nicht ganz Unrecht, wenn er die Entwickelung der Menschen steigen lässt bis zum freywilligen Tode für Gemeinwohl; aber darin geben wir ihm nicht Recht, dass er die Entwickelung des Menschengeschlechts so weit steigen lässt: das Geschlecht stirbt nicht freywillig für Gemeinwohl; sondern der Mensch, der in der Gesellschaft entwickelt ist. Wenn nun aber nachher (4) „die unentbehrlichen *Hülfskenntnisse* zum Studium der U. G." angegeben werden, und darunter „Kenntniss der wirksamsten *Ursachen* und *Hülfsmittel* zur Entwickelung des Menschengeschlechts" verlangt, und zu diesen gerechnet wird: „Civilisation, Bürgerstand, Regierungsverfassung, Religion, Erfindungen, politische Revolutionen, und besonders Kriege": so begreift man nicht wohl mehr, wie das zusammenhängt. Denn offenbar wird hier viel mehr als *Hülfskenntniss* gefodert, als vorher die U. G. selbst leisten sollte; die Regierungsverfassung gehört, nach der letzten Äusserung, gar nicht in die eigentliche U. G.; sondern wird schon für das Studium vorausgesetzt. Diess würde vielleicht nicht Unrecht seyn, wenn eine wissenschaftliche Kenntniss des (idealen) Staats darunter verstanden wäre, die als Massstab für die Würdigung empirischer Verfassungen in der Geschichte dienen sollte; aber aus den politischen Revolutionen und Kriegen erhellt, dass der Vf. an die Kenntniss historischer Verfassungen gedacht haben muss. Der obigen Erklärung der U. G. widerspricht freylich die Foderung, den Worten nach, nicht ganz; denn, wenn die U. G. die Begebenheiten nur erzählen soll, um den Zustand des menschlichen Geschlechts zu erklären (dass es nur in Einer Rücksicht geschehen soll, muss man übersehen!): so könnte man glauben, dass dieser Zustand in jedem Zeitalter vorher bekannt seyn soll. Aber das ist gewiss Hn. *W.* Meinung nicht. Denn wer den jedesmaligen Zustand des menschlichen Geschlechts in allen Zeitaltern kennt, der, wahrlich, ist ein Universalhistoriker, wie wenige sind; auch widerspricht seine Geschichte. — Von jeder historischen Darstellung (mithin auch von der U. G.) verlangt Hr. *W. Vollständigkeit* und *Treue*; das Factum soll sie auszudrücken suchen, gerade so, wie es sich zugetragen hat. Wie lange Zeit aber würde ein akademischer Lehrer gebrauchen, um die Facta, die in diesem Buche angedeutet sind, zu beschreiben, wie sie sich zutrugen! Treue ist aller Geschichte nothwendig; aber *zweydeutig* ist für die Universalgeschichte die *Vollständigkeit*. Man muss sich in Acht nehmen, dass die Universalgeschichte nicht in der Sammlung von Specialgeschichten untergeht! — Wenn unter den Kriterien historischer Wahrheit verlangt wird, dass die Begebenheiten möglich, und der Vernunft nicht widersprechend seyn sollen: so möchte man doch fragen: wer mag bestimmen, wie gross das Reich der Möglichkeit ist? (denn vernunftgemäss ist wohl gleich mit möglich.) Wenn z. B. von den Alten erzählt wird, dass in den engen Wegen vor Delphi Felsen auf die Perser stürzten, die durch sie hinzogen nach Apollon's Tempel: so ist bekannt, dass die Neueren solch' eine Erzählung für falsch halten; man meint, so Etwas sey nicht wohl möglich, und es sey vielweniger der Vernunft widersprechend, Griechen oben auf die Berge zu stellen, und die Felsenstücke auf die Köpfe der Perser herabschleudern zu lassen. So *Mitford*. Dennoch weiss man, dass Berge eingestürzt sind; und wenn es seltsam scheint, dass sie gerade in dem Augenblicke einstürzten, als die Perser darunter hinwegzogen: so könnte man doch fragen: war es denn minder seltsam, dass Stürme wiederholt für die Griechen, gegen eben diese Perser fochten? Aber freylich muss die Welt nicht ohne Götter seyn, und die Menschen nicht ausser der Welt, um so etwas für möglich zu halten; der kindliche Sinn der Alten fand das natürlich, was uns, wenn nicht unmöglich, wenigstens höchst unwahrscheinlich vorkommt. — Folgendes versteht Rec. nicht wohl (5): „Da die ungleich grössere Mehrheit (— die Mehrheit ist an und für sich grösser als der andere Theil, und darum schon diesem ungleich —) der cultivirten Menschen in Ansehung ihrer gesellschaftlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Existenz auf historischem Boden steht: so bedarf das Studium der U. G. keiner besonderen Empfehlung. Es läuft mit dem Studium der Philosophie parallel, gewöhnt an kreisartige Veränderung und lehrt das *Nil admirari*." Einmal: welcher Boden ist denn eigentlich historisch, da nicht alle cultivirten Menschen darauf stehen sollen? Zweytens: in wiefern folgt denn daraus, dass das Studium der U. G. mit dem Studium der Philosophie parallel laufe? Mit der Geschichte der Philosophie freylich; aber

warum ist denn die Philosophie allein genannt? was von ihr gilt, gilt von jeder Wissenschaft und Kunst! Drittens: ist denn die Gewöhnung an kreisförmige Veränderung ein Gewinn? so scheint sie wenigstens leichter zu erwerben zu seyn, als durch die U.G. Das *Nil admirari* möchte man schwerlich aus der Geschichte lernen. — Rec. hat dieses angeführt, um zu zeigen, wie viel der Vf. dem Vortrage selbst aufbehalten hat; hier konnte nur angedeutet werden, was dort Klarheit erlangen wird. Ein ganz besonderes Lob verdient Hr. *W.* für die Schonung, mit welcher er das Bestreben philosophischer Geister berührt, in der Geschichte den Beleg für den Glauben an eine fortschreitende Entwickelung des menschlichen Geschlechts aufzufinden. Rec. ist nur etwa darum für ein teleologisches Princip in der U.G., weil es doch immer besser ist, als gar keines; sonst aber durchaus nicht, in so fern dadurch der Zweck in die Zukunft gelegt, und alle Vergangenheit und alle Gegenwart nur als Mittel für die Realisirung desselben gemacht wird: das hiesse das Leben einem Zustande opfern, der hinter dem Leben liegt. Wem indess die Annahme eines solchen Zwecks Bedürfniss ist, dem möchte Rec. sie eben so wenig verkümmern, als der Vf. Aber, wenn man den Glauben auch dem Menschen gern nachsieht: so ist doch die Meinung in wissenschaftlicher Rücksicht zu bestreiten, wenn man ihr anders nicht beystimmen kann, wie Hr. *W.* nicht zu können scheint.

Was nun die Anordnung betrifft: so haben die drey grossen Abschnitte, wie schon aus dem Titel erhellet, ihr altgewohntes Recht wieder geltend gemacht. Die Gründe, warum die U.G. drey Haupt-Abtheilungen hat, sind der mündlichen Darstellung vorbehalten. Innerhalb einer jeden sind wieder Perioden angenommen, so willkührlich, wie gewöhnlich in den Büchern dieser Art. Zur bequemeren Übersicht sind Perioden allerdings wesentlich, wenigstens wünschenswerth; aber, wenn man keinen festen Gang geht, wenn man nicht Einer Linie folgt, die sich durch alle Völker hinzieht, kurz, wenn man in der Mannichfaltigkeit der Geschichte nicht eine Einheit beständig festzuhalten weiss: so dürfte es sehr schwer seyn, schickliche Puncte zu finden, Personen oder Begebenheiten, die wirklich Epoche gemacht hätten in der ganzen Sphäre der U.G., besonders in der weniger verbundenen Völkerwelt früherer Zeiten. Cyrus und Alexander machten unstreitig Epoche, aber doch nur in einem grossen Abschnitte der ganzen Sphäre der U.G. Welche Veränderung ging in Karthago vor? welche in Rom? Und wenn man sie noch hingehen liess: was eignet die Geburt von Jesus Christus zu einer solchen Epochemachenden Begebenheit für die U.G. Ging nicht die ganze Welt, in Rücksicht auf die Staatsverhältnisse, ihren Gang? Wenn man also bey ihm die Geschichte eines Volks abbricht, um die der anderen nachzuerzählen, so geschieht es bloss, weil man es nun einmal will; und doch kann man es kaum, ohne Gewalt und Wiederholung. Der Untergang des weströmischen Reichs ist wenigstens schicklicher. Auch in der mittleren und neueren Geschichte sind die Perioden zweckmässiger gewählt, wenn es anders erlaubt ist, die U.G. auf Europa zu beschränken. So soll in der ersten Periode der neueren Geschichte die Entstehung der neuen Staatenverhältnisse entwickelt werden; die zweyte umfasst den Zeitraum des Übergewichtes des spanisch - österreichischen Hauses; die dritte, Frankreichs Übergewicht; das politische Gleichgewicht ist die vierte bis 1789; dann die franz. Revolution. — Viele gute Ideen sind angedeutet und erwarten Ausführung. Die besten Bücher sind, ohne das Buch mit Literatur zu überladen, genannt, und hinter jeder Periode ist eine chronologische Übersicht der merkwürdigsten Personen und Sachen angehängt. Endlich sind noch zwey Beylagen hinzugefügt, die den Grundriss der mittleren und neueren Geschichte enthalten: „sie sollen bloss Verirrungen in Namen und Jahreszahlen verhüten und durchaus nichts weiter als rohe Umrisse seyn."

G. R.

HANNOVER, b. Ritscher: *Beyträge zur Erläuterung der älteren und neueren Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden.* Herausgegeben von *H[ermann] Schlichthorst*, Pastor zu Visselhövede im Herzogthum Verden. Vierter Band. IV u. 170 S. 8. (12 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Geschichte des Kirchenfonds beym Dom in Bremen.* Mit Beylagen I—XLII von u. s. w.

Aus diesem besonderen Titel, und noch mehr aus der Vorrede sieht man, dass dieser Band der *Schlichthorst*'schen Beyträge sein Entstehen eigentlich den Streitigkeiten verdankt, welche bekanntlich durch die im Jahr 1803 geschehene Übertragung der kurhannöverischen Besitzungen in Bremen an diese Stadt zwischen dem dortigen Senate eines- und den lutherischen Bürgern daselbst anderen Theils entstanden sind. Um nämlich die eben so sehr *in forma juris* rechtlichen, als auf Billigkeit und Toleranz gegründeten Foderungen der Lutheraner: dass man ihnen nun, nachdem die Kirche (der Dom), in welcher sie seit 1638 ihren Gottesdienst gehalten hatten, unter die Stadtbremische Landeshoheit gekommen war, eben die kirchlichen Rechte zugestehen möge, welche die übrigen reformirten Bürger Bremens in Ansehung ihrer Kirchen besitzen, und welche sie (die Lutheraner) auch selbst bis dahin besessen hatten, da man sie durch Einführung einer neuen Lehre nöthigte, ihre Pfarrkirche zu verlassen, und (wiewohl unter einigen Einschränkungen, die man von bremischer Seite mit der damaligen Landesherrschaft des Doms, in Ansehung der Gerechtsame dieser Kirche und der dabey angestellten Prediger, keineswegs aber in Ansehung der Gerechtsame der lutherischen Bürger selbst stipulirte) in einer, einem fremden Landesherren gehörenden Kirche ihren Gottesdienst zu halten, — ganz und auf einmal niederzuschlagen und sie als eine wahre Nullitätsklage dar-

vorherging. Die Türken stehen anderen Nationen an Geisteskraft nicht nach, aber aus Furcht vor Tadel und Verfolgung darf sie sich nicht regen und emporschwingen, obgleich das Fortschreiten in der Cultur oder der Umgang mit Menschen, die sich zu einer anderen Religion bekennen, in dem Koran nicht verboten ist. Das 2 Cap. *Entstehung und Wachsthum der ottomannischen Macht* ist wie alle übrigen mehr statistischen als historischen Inhalts. Von der Schwäche des türkischen Reichs, dem zerrütteten Zustande der Finanzen, der Verwüstung sogar in den Provinzen, die der Hauptstadt nahe liegen, macht der Vf. als Augenzeuge eine traurige Schilderung. Dass eine fremde Macht ein Recht habe, die Türken aus Europa zu vertreiben, will der Vf. nicht einräumen. Von den entarteten Griechen erwartet er es nicht, dass sie ihr Joch abschütteln, oder den alten glücklichen Zustand ihres Vaterlandes wieder herstellen werden. Er widerspricht sehr nachdrücklich ihrem Lobredner Hn. *Eton*. 3 Cap. *Staatsverfassung*. Die Stellvertreter des Sultans; der allein Gesetze giebt und ausübet, sind der Mufti in Hinsicht auf seine gesetzgebende, richterliche und religiöse Gewalt, und der Grossvezier, als Reichssiegelbewahrer, in weltlichen Dingen die erste Instanz und der Vorsteher politischer Administration. Der Mufti wird aus den *Ulema* gewählt. Diese sind nicht bloss Diener der Religion oder Geistliche, sondern sie haben die erbliche Würde, die Bewahrer der Religion und der Gesetze zu seyn. Sie theilen sich in 3 Classen, die *Imans* oder Diener der Religion, *Mufti's* oder Lehrer der Gesetze, *Kadi's* oder Gerichtsbeamte. Ihr Ansehen ist noch jetzt so gross, dass sie keinen anderen Strafen als der gefänglichen Haft und Verbannung unterworfen sind. Der Monarch ist zwar nicht verbunden, bey wichtigen Staatsangelegenheiten oder einem Act der Regierung, den Mufti um Rath zu fragen. Allein seine Beschlüsse werden mehr geachtet, wenn sie die Billigung der Ulema für sich haben. Das Gitterfenster, hinter welchem der Sultan die Berathschlagungen des Divans beobachten kann, ist ein wesentliches Erfodernis der Staatsverfassung, wird aber aus sehr verschiedenen Ursachen hergeleitet. In den letzteren Jahren ist die Macht des Veziers durch die Mitglieder des Divans oder Staatsrathes eingeschränkt, die in Sachen von Wichtigkeit eine entscheidende Stimme gegen ihn haben. Die Commission des Nizami Dschedid, die die Gewalt des Veziers hemmte, wird getadelt. „Sie raubt dem Despotismus seine vornehmste, seine einzige Stütze, die Raschheit und Unabänderlichkeit seiner Entschliessungen, sie lähmt die Energie der Regierung, sie erregt ein Interesse, das dem des Monarchen entgegengesetzt ist, und öffnet der Bestechlichkeit ein weites Feld." S. 165. Dass der Vf. als hellsehender Politiker dieses Urtheil gefällt hat, zeigt die neuliche Katastrophe im Reiche, die den bisherigen Sultan vom Throne stürzte und als eine Folge des von ihm eingeführten Nizami Dschedid angezeigt wurde. Reizend ist das Bild der Landbauer, die, wenn sie eine fixe Abgabe bezahlt haben, frey und unabhängig sind, nicht mit Steuern belastet sind, und keinem über ihre Handlungen Rede stehen müssen. S. 173. Aber wenn es kurz vorher heisst, dass Rechtlichkeit keine charakteristische Tugend der Beamten ist, und dass die Ayans oder Districtaufseher nur zu oft bey Ungerechtigkeiten schweigen oder selbst welche begehen, wer wird sich an der Stelle jener muselmännischen Einwohner zu seyn wünschen? Die Regierungsbeamten verdanken lediglich ihre Stellen der Gunst des Sultans. Sie werden nach Laune abgesetzt oder bestraft und der Staat erbt nach ihrem Tode ihr Vermögen. Die Statthalterschaften sind verkäuflich und werden nur auf ein Jahr verliehen, nach welchem ein Mehrbietender sie erhalten kann. Der Werth einer jeden ist in den Staatsregistern genau angegeben, und die regelmässige Einsendung des Tributs wird für das einzige Kennzeichen einer redlichen Verwaltung gehalten. Ein Statthalter, der darin nachlässig ist, wird nicht sogleich abgesetzt, sondern aus Furcht, er möchte sich ganz losreissen, mit vieler Nachsicht behandelt, und oft, wenn er Strafe verdiente, durch Wohlthaten an das kaiserliche Haus geknüpft. Auf die Weise sind die Paschen von Scutari und Janina in Europa, und von Bagdad und Damascus in Asien in einem gewissen Sinne von der Pforte unabhängig geworden. 4 Cap. *Civil- und Criminal-Gerechtigkeitspflege.* Die Gesetze sind sehr einfach und keinesweges zahlreich, auch die Formen ohne grosse Verwickelung. Der eigentliche Türke hat selten Ursache sich über Ungerechtigkeit zu beklagen. Da keine Advocaten zugelassen werden, so ist die Procedur in den Gerichtshöfen sehr einfach und schnell. Die Aussage zweyer unverwerflichen Zeugen wird in allen Fällen als vollgültiger Beweis angenommen. Die Unverschämtheit der falschen Zeugen, die nur von dem Grossvezier zur Strafe gezogen werden können, und keine andere Strafe, als öffentliche Beschimpfung, zu befürchten haben, übersteigt alle Vorstellung. Nicht-Türken und europäische Kaufleute richten mehr durch Geschenke und ungeziemenden Einfluss als durch die Gerechtigkeit ihrer Sache vor Gerichten aus. Am Leben werden viele gestraft, aber in Haft, im Drange der Leidenschaft, im Augenblicke des Zorns, nicht nach vorhergegangener Untersuchung. Tortur wird insgeheim und nicht selten gebraucht, um Geständnisse wegen verborgener Schätze herauszubringen. 5 Cap. *Kriegsmacht*. Weder die Lehns- noch die Nationalmiliz leisten jetzt die Dienste, die sie in vorigen Zeiten gewährten. Es zeigt sich eine allgemeine Abneigung gegen den Kriegsdienst, und der Erlaubniss, dass, wer vom 23 April bis zum 26 Oct. den Feldzug mitgemacht hat, nach Hause gehen darf, bedienten sich die türkischen Soldaten, bey welchen sich D. *Wittmann* befand, in grosser Menge. Als Individuen betrachtet, stehen die Janitscharen in keiner Rücksicht den christlichen Soldaten nach. Ihre Schwäche hat in der für die gegenwärtigen Zeiten unvollkommenen Verfassung ihren Grund. Die *Topschis* oder Artilleristen, die

wie die Janitscharen durch das ganze Reich zerstreut und das wichtigste Corps nach ihnen sind, haben ihre Vervollkommnung dem Ritter v. Tott zu verdanken. Die Cavallerie hatte in vorigen Zeiten ein so grosses Lob wie die der Mamelucken. Die Art wie die Truppen marschiren, Lager aufschlagen, sich mit Lebensmitteln versorgen, ist so beschaffen, dass man sich nicht sowohl darüber verwundern muss, dass sie, wenn sie beysammen sind, so wenig ausrichten, als dass sie sich nicht augenblicklich wieder zerstreuen. Der ganze Bestand der effectiven Armee, die gegen einen auswärtigen Feind ins Feld gestellt werden kann, wird auf 160000 Mann angeschlagen, nach einer Berechnung, die Marhigli gegeben hat, und die genauer zu seyn scheint als die jüngeren. Die Seemacht besteht aus mehreren guten Schiffen, die aber schlecht bemannt sind. 6 Cap. *Finanzen.* Die Quellen des Miri oder des öffentlichen zum Dienste des Staats gewidmeten Schatzes sind 1) die Grundsteuer oder der Zehnte von dem Ertrage der Ländereyen, 2) die Abgabe der Rayahs d. i. der Nichttürken, die den Haratsch bezahlen müssen von ihren beweglichen Gütern, 3) die Zölle, die gewöhnlich verpachtet werden, 4) der Haratsch oder das Kopfgeld der Rayahs ist durch die Art wie es gehoben wird, lästig, und beträgt höchstens 13, nie unter 4 Piastern für jedes Individuum, 5) die Monopole, z. B. mit dem Korn, welches der Grossherr zu sehr wohlfeilen Preisen aus den Provinzen erhält und sehr theuer an die Becker wieder verkauft, 6) der Ertrag der Bergwerke, deren mehrere aufgesucht würden, wenn nicht die Habsucht der Regierung die Einwohner daran verhinderte, 7) das Einziehen des Vermögens der Unterthanen theils durch den Tod der Beamten, deren Vermögen die Regierung beerbet, von welchem Gesetze jedoch die Ulema befreyt sind, theils durch Confiscationen; 8) die Münze. Sie hatte 1791 nur $\frac{1}{3}$ reinen Silbergehalts und ist seit der Zeit immer mehr verfälscht worden. 9) Der Tribut der Fürsten von der Moldau und Wallachey, der aber nur ein kleiner Theil der Geldlieferungen ist, die man von ihnen erpresst. Der Tribut von der Moldau belief sich 1770 nur auf 65000 Piaster, allein die Geschenke, die ihn begleiteten, stiegen über $\frac{1}{2}$ Million. Die Wallachey musste 1782 einen Tribut von 300000 Piastern erlegen, mit den indirecten Ausgaben eben so viel wie die Moldau. 10) Eine Abgabe von den Provinzen zur Unterhaltung der Seemacht und des kaiserlichen Hoflagers. Von allen diesen Einnahmen, die zu Staatsbedürfnissen bestimmt sind, darf der Sultan nicht einmal etwas auf fromme und milde Stiftungen verwenden. Der Schatz Itsch Hazne, der zu den Privatbedürfnissen des Sultans bestimmt ist, und unter der Verwaltung seiner Hofbedienten stehet, wird nicht bloss in klingender Münze erhoben, sondern hat viele Zuflüsse in Naturalien, als Reis, Zucker, Kaffe u. s. w. aus Ägypten, in Mastix aus Scio u. s. w. Der Nizami Dschedid, den der zur Zeit des Vfs. regierende, jetzt entthronte Sultan einführte, bestand in einer Accise von allen Consumtionsartikeln, und erregte viel Missvergnügen. Von welchen Folgen er für den Sultan gewesen ist, wissen die Leser aus der neuesten Geschichte. 7 Cap. *Religion, Moral, Sitten und Gebräuche der Türken.* Sie führen ein einfaches und eingezogenes Leben. Apathie und Indolenz sind ihnen lieber, als alle Vergnügungen. Geringschätzung und Abneigung gegen alle, die nicht ihres Glaubens sind, werden im Koran befohlen. Wenn sie auch nicht allen im Koran erwähnten Wundern Glauben beymessen, so wird ihnen doch nicht öffentlich widersprochen. Atheismus, sowohl der theoretische als praktische, ist sehr selten. Fanatismus, nicht Aberglaube, ist der hervorstechende Zug der mohammedanischen Religion. Die Diener der Religion stehen unter der weltlichen Obrigkeit und unterscheiden sich durch nichts von den anderen Bürgern. Selten sind sie die öffentlichen Lehrer der Jugend. Die Orden der Derwische, deren man 32 zählt, werden unrichtig für Mönche gehalten. Keiner legt das Gelübde der Ehelosigkeit ab. Sie erhalten sich durch das Ansehen, worin sie bey dem Pöbel d. i. bey denen, die eine pöbelhafte Denkungsart haben, stehen. Ihren Ceremonien werden Zauberkräfte zugeschrieben. Man unterwirft sich daher ihren Launen, und bewirbt sich durch Ehrfurchtsbezeugung und Freygebigkeit um ihren Segen. Das Vertrauen auf Zaubermittel und Amulete ist bey den Türken, wie bey den Juden und Christen im türkischen Reiche, gleich stark. Die Moral ist in ihren ersten Grundsätzen nicht schlecht, diejenigen ausgenommen, welche sich auf die Ungläubigen beziehen. Die Türken sind zu stolz einen Proselyten zu machen. Ihr ernsthafter Charakter wird durch die Strenge ihrer Religion erzeugt. In der Regel sind sie gelassen, aber gereizt wüthend und unwiderstehlich. Liebe zum Trunke ist ein seltenes Laster. Habsucht ist ein Hauptzug in ihrem Charakter, der durch die Verkäuflichkeit aller Ämter, und die Gewohnheit, sich mit Geschenken jedem zu nähern, tief eingeprägt ist. 8 Cap. *Frauenzimmer und häusliche Einrichtung.* Die Ehe ist, wie in Frankreich und in den Ländern wo der *Codex Napoléon* eingeführt wird, ein bloss bürgerlicher Vertrag, der durch die Bestätigung und Einregistrirung des Kadi oder der Districtobrigkeit Gültigkeit erhält. Von der Erlaubniss, mehrere Weiber zu nehmen, und der, sich von der Gattin zu scheiden, wird selten Gebrauch gemacht. Die sich die Harems der Grossen als Wohnungen, wo die Weiber in einem Haufen beysammen und in enge Gemächer eingesperrt leben, vorstellen, haben eine falsche Idee aufgefasst. Zu den Vergnügungen des Harems gehört auch das Tabaksrauchen. Die Entfernung der Weiber aus der Gesellschaft der Männer vermindert nicht die Zahl der [illegible]en, und versetzet nicht das andere Geschlecht in eine traurige Lage. Häusliche Tugend wird geehrt und Abweichung davon getadelt. Der Vf. hatte auf Reisen Gelegenheit, die Art, wie Sklavenhändler mit ihren Sklavinnen umgehen, zu beobachten,

und er fand sie sehr human. Liederliche Weibspersonen werden hart bestraft; da aber die Policey mehr streng als wachsam ist, so ist die Zahl derselben nicht gering. 9 Cap. *Die Moldau und Wallachey.* Der Vf. holt weit aus in der alten Geschichte Daciens, ehe er den physischen und politischen Zustand der beiden Fürstenthümer beschreibt. Wenn die jetzigen Einwohner nicht mehr den kriegerischen Muth ihrer Vorfahren besitzen, sondern statt dessen ein trotziges Verweigern und feige Widerspenstigkeit an die Stelle getreten ist: so ist dieses freylich Folge der Regierung, unter welcher sie stehen. Jedoch sind wir weit entfernt, den Gemeinsatz, dass *unter allen möglichen Übeln, von denen ein Staat betroffen werden kann, Unterjochung unter eine fremde Gewalt das schlimmste sey*, S. 541 zu unterschreiben. Alte und neue Geschichte widersprechen ihm offenbar. Ist nicht das Vaterland des Vfs. Beweis, dass nicht das Fremdseyn, sondern der Geist der Regierung das Volk glücklich oder unglücklich mache? Der Vf., der auf seiner Reise sich nicht der Zwangsmittel, die ihm die Bedeckung von der Leibwache des Fürsten darbot, bediente, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen, fand aller Orten die gröste Dienstfertigkeit und Dankbarkeit. Die Einwohner scheinen nicht so eifrige Christen zu seyn, als die Griechen in der Türkey. An Feyertagen belustiget sich das Volk in Tanzen. In den Gebirgen giebt es viele durch Kröpfe sehr verunstaltete Geschöpfe. In den Ebenen erreichen die Menschen selten ein Alter von 70 Jahren. Die Macht des Fürsten ist in Finanzsachen durch den Staatsrath eingeschränkt. In anderen werden die Befehle mit Ehrfurcht vollzogen, wovon der Vf. zu Yassy ein Beyspiel erlebte, S. 551. Die Bestellung von der Pforte geschieht mit derselben Feyerlichkeit, womit die Paschen und Veziers eingeführt werden. In dem Staatsrathe sitzen die Boyaren oder reichen Güterbesitzer, die das Recht haben über die Einnahme und Ausgabe des öffentlichen Schatzes die Aufsicht zu führen. Die obrigkeitlichen und anderen einträglichen Ämter sind in den Händen der Griechen, die, wenn ihr Gönner abgesetzt wird, sämmtlich ihrer Dienste entlassen werden. In dem Inneren der Länder liegen keine türkischen Truppen. Sie sind aber mit Festungen umgeben, in denen sich türkische Besatzungen befinden. Über das Fahrwasser der Donau haben die Fürsten nicht zu befehlen. Der Divan Effendi oder türkische Secretär ist der einzige Muselmann im Dienste der Fürsten, eigentlich ein Beamter der Pforte, um über das Betragen der Fürsten zu wachen. Die Miliz wird in jedem Fürstenthum auf 6000 Mann gerechnet, höchst elende und verächtliche Soldaten. Obgleich das Justinianeische Gesetzbuch angeblich Rechtskraft hat: so werden doch alle Processe nicht danach, das keiner studirt noch versteht, sondern nach dem alten Herkommen entschieden. Unter den vornehmsten Einkünften steht das Kopfgeld oben an. Die Verpachtungen der Einkünfte betrugen 1782 in der Wallachey 3,510,000 und 1785 in der Moldau 2,840,000 Piaster.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Abbildung und Beschreibung einer Pendular-Windmaschine, sehr nützlich und brauchbar zur Ent- und Bewässerung der Wiesen.* Von *Heinrich Ernst.* 1807. 14 S. 4. Nebst einem Kupfer. (8 Gr.) Es ist eine Pumpe, die vom Winde mittelst einer sogenannten Pendularvorrichtung getrieben werden soll. Diese Vorrichtung ist folgendermafsen construirt. Eine horizontal liegende Welle, die auf ein Viertheil ihres Umfangs hin und her bewegt wird, drückt mit einem Daumen, der in sie eingesetzt ist, den Pumpenstock nieder; und hebt ihn darauf wieder vermittelst zweyer Seile, die über Viertheilscheiben laufen, welche an ihr angebracht sind. Durch die Welle geht ein eiserner Zapfen, an dessen eines Ende eine Windruthe mit einer starken Schraube angesetzt ist. An dem oberen Theile der Windruthe befindet sich ein, im Verhältnisse zu der Kraft des Windes auf und nieder schiebbarer, mit Segeltuche überzogener Rahmen; an dem unteren hängt ein Gegengewicht. Der Wind stöfst auf den senkrecht stehenden Rahmen, und dreht ihn mit der Welle bis zur waagerechten Richtung nieder; und aus dieser hebt ihn das Gegengewicht wieder bis zur senkrechten. Damit das Segel dem Winde immer von selbst entgegengeführt werde, muss sich die Vorrichtung nach dem Winde drehen. Dieses wird durch einen daran angebrachten, gleichfalls mit Segeltuche überzogenen Einrichtungsrahmen bewirkt, wovon ohne Bild keine Beschreibung gegeben werden, den sich aber jeder Sachkundige leicht dazu denken kann. Da sich das Gegengewicht nicht von selbst von dem Ruhepuncte der Windruthe ab, auf und nieder schiebt: so sieht man, dass es nicht immer in einem richtigen Verhältnisse zur Kraft des Windes stehen, die Maschine also auch nicht gleichförmig gehen kann. Eben so wird der Einrichtungsrahmen, der die Maschine immer gegen den Wind bringen soll, seine Dienste oft nicht gehörig thun. Rec. zweifelt also, dass die Maschine im Grofsen die Wirkung so thun wird, wie sie es soll; ungerechnet, dass sie dabey noch immer zusammengesetzt und künstlich genug ist, um leicht lahm zu werden.

L.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Schmidt: *Ein Tag in der Hauptstadt.* Lustspiel von drey Acten von *Gustav Linden.* 1807. 124 S. 8. (12 Gr.) Ein gutmüthiger Baron, der immmer die Zeitung liest, und sich von seiner alten, heirathslustigen Schwägerin beherrschen läfst, ein junger Herr mit Schulden, der philosophische Brocken um sich wirft, ein wohlgerathener Sohn vom Lande, der sich in der Stadt nicht recht zu benehmen weiss, ein alter Soldat, der viel vom siebenjährigen Kriege spricht, und dagegen ein arglistiger Bediente — das sind ungefähr die komischen Bestandtheile des Lustspiels, welches, wie man sieht, an manches Alte erinnert, ohne diess selbst zu übertreffen oder durch eine Idee aufs neue zu beleben. Manche Scenen sind zwar unterhaltend und lustig, aber dazwischen fallen so viele leere und matte Stellen, dass das Ganze keine rechte Wirkung hervorbringen kann; besonders schleppt das Ende. Die Cabale, die der unschuldigen Liebe gespielt wird, ist zu unbedeutend, und die Gewissheit auf der anderen Seite zu gross, als dass eigentliche Besorgnisse darüber entstehen könnten. War es aber die Absicht des Vfs., die Gefahren der Stadt vor dem Blicke des unbefangenen Naturforschers vorübergehen, und ihn, staunend über solche Erscheinungen, endlich glücklich entrinnen zu lassen: so musste er eine weit kühnere Zeichnung wagen, und das geräuschvolle, verführerische Leben selbst mit Aristophanischen Zügen hinstellen. Davon ist hier nun freylich keine Spur, und man sieht wohl, dass es dem Vf., dem wir übrigens nicht alles Talent für's Theater absprechen wollen, an Kraft dazu gebrach.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 MAY, 1808.

MATHEMATIK.

Paris, b. Bernard: *Application de l'analyse à la géométrie*, à l'usage de l'école impériale polytechnique, par M. *Monge*. Prem. partie. Des surfaces du premier et second degré, par MM. *Monge et Hachette*. 56 S. 4. und 1 Kupfer. — Seconde partie. Théorie des surfaces courbes et des courbes à double courbure par *M. Monge*. 1807. 416 S. 4 und 3 Kupf. — (Beide Bände 5 Rthlr.)

Die Theorie der krummen Flächen gehörte bisher immer noch zu denjenigen, welchen kein Schriftsteller genug Aufmerksamkeit gewidmet hatte, um sie mit Gründlichkeit und Vollständigkeit zu untersuchen. Was *Clairaut* und *Euler*, und nach ihrer Anleitung einige andere Schriftsteller hierin geleistet hatten, betraf doch nur die Anfangsgründe, und war bloss Einleitung zu einem sehr weiten, noch uncultivirten Felde von Kenntnissen. Es war daher längst Wunsch des Rec., dass ein mit hinlänglichen Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter die nähere Untersuchung dieses Gegenstandes übernehmen möchte. Zwar kann es scheinen, als ob diese Lehre für die Anwendung nicht sehr fruchtbar sey, indem es wohl nur wenige krumme Flächen geben mag, von denen wir bis jetzt einen praktischen Gebrauch zu machen wissen; aber man muss bedenken, dass theils die Anwendung erst gefunden zu werden pflegt, wenn man in der Theorie Fortschritte gemacht hat, theils solche theoretische Untersuchungen immer auf verwandte Materien ein neues Licht werfen. Dieser letzte Gedanke war es vorzüglich, der den Rec. zu dem Wunsche veranlasste, einmal nähere Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt zu sehen, weil er glaubte hoffen zu dürfen, dass manche, für unsre Analysis unauflösliche Formel uns klarer werden würde, und dass es vielleicht zu einer Auflösung derselben leiten könnte, wenn man sie auf eine geometrische Betrachtung anwendete. Wir wollen als Beyspiel nur eine höchst wichtige Formel aus der Hydrodynamik anführen, welche alle diejenigen Bewegungen flüssiger Körper umfasst, wo alle Theilchen in parallelen Ebenen fortrücken, ohne aus einer in die andere überzugehn. Für den Beharrungsstand dieser Bewegung hat man nämlich: $u\left(\left(\frac{d^2w}{dx^2}\right)+\left(\frac{d^2w}{dz^2}\right)\right) = w\left(\left(\frac{d^2u}{dx^2}\right)+\left(\frac{d^2u}{dz^2}\right)\right)$ und u, w bedeuten hier die mit x, z parallelen Geschwindigkeiten. Sollte es hier nicht zu etwas führen, wenn man den Inhalt dieser Formel geometrisch untersuchte, und fragte: was für Verhältnisse finden Statt zwischen den beiden krummen Flächen, deren Coordinaten u, w, (welche nämlich zu einerley Werth der beiden anderen Coordinaten x, z gehören,) der Bedingung Genüge leisten, welche die eben angeführte Formel ausspricht? — Und ähnliche Beyspiele möchten sich wohl manche anführen lassen, von denen sich zwar nicht sicher behaupten, doch aber vermuthen lässt, dass sie durch Untersuchungen der Art, wie dieses Werk enthält, der Auflösung näher gebracht werden könnten. Wir gehen jetzt zur näheren Beurtheilung des Buches selbst über.

Der bescheidene Titel *application de l'analyse à la géométrie* würde kaum vermuthen lassen, was man in diesem Buche eigentlich zu suchen habe, wenn nicht die speciellen Titel beider Bände dieses angäben. Der erste Theil enthält nur die Elemente, und fängt sehr systematisch §. 1. mit den Gleichungen für die Lage eines Puncts an. §. 2. Gleichungen für die gerade Linie, und §. 3. für die ebne Fläche. Beweis, dass jede Linie, die man in der Ebne zieht, eine *gerade* ist. Der interessante Zusatz zu dem Probleme, wie man die Gleichung für eine durch 3 gegebne Puncte gelegte Ebne findet, hätte wohl eines Beweises bedurft. §. 4. Probleme über die grade Linie und die Ebne. §. 5. Von der Umformung der Gleichungen für andere Coordinaten. §. 6. Von dem Mittelpuncte und den Diametral-Ebnen einer Fläche. §. 7. 8. Von den Flächen der zweyten Ordnung. Der Vf. rechnet nur 5 Arten derselben, und weicht hierin von *Euler* ab, welcher den parabolischen Cylinder als sechste Art annimmt; aber Hr. *M.* hat Recht. Denn wenn man beym elliptischen Paraboloid den Parameter des einen Hauptschnitts unendlich setzt, so geht das Paraboloid in einen Cylinder über. Hr. *M.* erwähnt dieses nicht, so wie überhaupt seine Untersuchung nicht so vollständig die einzelnen Unterarten und die — theils sehr merkwürdige — Mannichfaltigkeit der Schnitte mit ebnen Flächen betrifft; dagegen macht er auf einzelne Merkwürdigkeiten aufmerksam, z. B. dass die Fläche des Hyperboloids, mit zwey möglichen Axen durch eine gerade Linie erzeugt werden kann. Die Figuren zu diesem Theile stellen die Hauptschnitte der Flächen der zweyten Ordnung dar; wir gestehen aber, dass diese Darstellung uns die Natur dieser Flächen nicht so anschaulich zu machen scheint, als die Zeichnungen,

welche sich in *Hindenburgs* Archiv bey einer Abhandlung über diese Flächen finden.

Zweyter Theil. §. 1. Gleichungen für die berührenden Ebnen und Normallinien krummer Flächen. Die folgenden §§. 2 bis 5 handeln von den cylindrischen Flächen, welche nämlich durch die Bewegung einer graden Linie, die sich selbst immer parallel bleibt, erzeugt werden; von den conischen Flächen; von den durch Umdrehung entstehenden Flächen; und endlich von den Flächen, welche entstehen, wenn eine grade Linie sich so bewegt, dass sie zugleich horizontal bleibt, und eine gegebene verticale immer fort schneidet. Diese Untersuchungen sind auf einerley Art abgehandelt; wir wollen die Methode der Behandlung an den conischen Flächen zeigen. Wenn x', y', z' die Coordinaten eines bestimmten Punctes irgend einer krummen Fläche bedeuten, x, y, z aber unbestimmte Coordinaten: so ist die Gleichung für die Ebne, welche die krumme Fläche in jenem Puncte berührt:

$$z - z' = (x - x')\left(\frac{dz'}{dx'}\right) + (y - y')\left(\frac{dz'}{dy'}\right);$$

wenn also die Bedingung Statt fände, dass diese berührende Ebne zugleich durch einen Punct gehen sollte, dessen Coordinaten a, b, c sind: so hätte man

$$c - z' = (a - x')\left(\frac{dz'}{dx'}\right) + (b - y')\left(\frac{dz'}{dy'}\right).$$

Die conischen Flächen haben, welche Curve auch ihre Grundfläche seyn mag, die Eigenschaft, dass *alle* Tangentialebnen durch den Scheitel gehen, und daher findet für sie, wenn a, b, c die Coordinaten des Scheitels sind, die zuletzt angeführte Gleichung allgemein Statt, man mag auf ihrer Oberfläche welchen Punct man will, nehmen, und diese Gleichung ist also eine ganz allgemeine Gleichung für die conischen Flächen. Man kann aber noch eine zweyte Gleichung von eben der Allgemeinheit in endlichen Grössen ausgedrückt finden. Die conischen Flächen entstehen durch die Bewegung einer graden Linie, die beständig durch den Scheitelpunct geht. Die Lage dieser Linie wird allgemein durch die zwey Gleichungen $x - a = \alpha\,(z - c)$, und $y - b = \beta\,(z - c)$ bestimmt. Hier bleiben α und β beide beständig für einerley Lage der Generatrix, beide aber ändern sich zugleich, wenn die Lage jener graden Linie sich ändert. Allgemein also muss x, α eine Function von β seyn, und $\frac{y-b}{z-c} = \text{Funct.}\ \frac{x-a}{z-c}$ ist die allgemeine Gleichung für alle conischen Flächen, wo die Form der unbestimmten Function bestimmt wird, wenn man eine bestimmte Grundfläche für den Kegel annimmt. Diese letztere Gleichung ist das vollständige Integral der erstern. §. 6. 7. Von den Flächen, welche eine unendliche Menge andere Oberflächen umhüllen, besonders von der Oberfläche der Canäle, deren Verticalschnitte alle gleich grosse Kreise sind. Wenn man sich vorstellt, dass eine Kugel von unveränderlichem Halbmesser sich so fortbewegt, dass ihr Mittelpunct irgend eine Curve in der horizontalen Ebne beschreibt: so kann man sich eine Oberfläche denken, welche eine Umhüllung (*enveloppe*) aller dieser kugelförmigen Räume bildet, und diese ist es, von der hier die Rede ist. Hr. *M.* nennt *Charakteristik* dieser Fläche diejenige Curve, in welcher zwey auf einander folgende der umhüllten Flächen einander schneiden, und diese Charakteristik ist also hier ein verticaler Kreis. Man findet die Gleichung für die Charakteristik, wenn man die allgemeine Gleichung für die umhüllte Fläche — hier die Kugel — so differentiirt, dass man bloss *die Lage* als veränderlich ansieht; denn für die Charakteristik muss nun Hauptgleichung und Differentialgleichung zugleich passen. Diese Flächen haben sehr oft eine Kante, wo der reguläre Fortgang der Krümmung unterbrochen wird, und diese nennt Hr. *M.* eine *arête de rebroussement*. Um von diesen *arêtes de rebroussement* eine Vorstellung zu geben, wollen wir ein einfaches Beyspiel wählen. Dieses erläutert die Sache mehr als von Hn. *M.*, der ganz bey dem Allgemeinsten stehen bleibt, geschehen ist; und bey seinem Vortrage müssen wenigstens Ungeübtere viele Schwierigkeit finden. Die Curve, in welcher sich der Mittelpunct der Kugel bewegt, sey eine Parabel, so beschreibt offenbar jeder Punct der Kugelfläche eine Curve, die von der Parabel überall gleich entfernt, oder, wenn man so sagen will, ihr parallel ist. Nun weiss man, dass diese Art Linien, wenn sie weit genug innerhalb entfernt sind, Knoten haben, und wenn es unter jenen Parallelen solche giebt, so hat die canalförmige Fläche eine *arête de rebroussement*. Man kann sich leicht überzeugen, dass die Projection dieser Wiederkehr - Kante auf die Ebene, worin der Mittelpunct sich bewegt, ein Stück von der Evolute der Parabel ist, und die Kante selbst ist die Linie, welche entsteht, wenn man einen Kreis an eine senkrechte Cylinderfläche, deren Basis jene Evolute ist, anbeugt. Allgemein bezeichnet diese Kante diejenigen Puncte, wo eine Charakteristik die zunächst folgende schneidet. §. 8. Von den Flächen, wo die Linie der grössten Neigung eine gerade Linie von überall gleicher Neigung ist. — Diese Fläche ist die Umhüllung einer Reihe von Kegelflächen, welche entsteht, wenn ein Kegel von verticaler Axe und kreisförmiger Basis mit seiner Spitze irgend eine horizontale Curve beschreibt, während die Axe vertical bleibt. §. 9. Von der Umhüllungsfläche irgend einer anderen Oberfläche, die sich längst einer Curve bewegt, welche auf einer gegebenen krummen Fläche gezogen ist. §. 10. Wenn man sich eine gerade Linie denkt, die sich so bewegt, dass sie beständig einer gewissen Ebene parallel bleibt, dabey aber sich an zwey gegebene krumme Linien stützt: so beschreibt diese Linie eine krumme Fläche, für welche man drey verschiedene Arten von Gleichungen findet. 1) Eine Gleichung, welche Differentiale des zweyten Grades enthält, aber von der Natur der beiden Richtungscurven völlig unabhängig ist; 2) eine andere, welche nur von der Natur der einen

Directrix abhängig, und bloſs durch Differentiale des erſten Grades ausgedrückt iſt; endlich 3) eine, welche in lauter endlichen Gröſsen ausgedrückt iſt, und zwey unbeſtimmte Functionen enthält, die von der Natur beider Richtungslinien abhängen. Die letztere Gleichung iſt das vollſtändige Integral der vorigen. §. 11. Von der Fläche, welche durch Bewegung einer geraden Linie, die immer die Axe der z ſchneidet, entſteht. §. 12. Von Flächen, die ſich abwickeln laſſen. Nur diejenigen krummen Flächen laſſen ſich abwickeln, welche, wenn ſie als beugſam gedacht werden, ſich in eine ebene Fläche ausdehnen laſſen, ohne zerriſſen und ohne doppelt gelegt zu werden. Cylinder und Kegel ſind bekannte Beyſpiele ſolcher Flächen, deren es aber noch unzählige andere giebt. Ihr allgemeiner Charakter iſt, daſs man ſie als aus ebenen Stücken von unbeſtimmter Länge, aber unendlich ſchmal zuſammengeſetzt betrachten kann, oder daſs jede Tangentialebne die Fläche in einer geraden Linie berührt, und daſs bey einer ſtetigen Änderung der Lage dieſer Ebene immer andere und andere auf der krummen Fläche liegende gerade Linien mit ihr in Berührung kommen, und die ganze Fläche, wenn es erlaubt iſt, ſo zu ſagen, gleichſam aus dieſen Berührungslinien zuſammengeſetzt iſt. Nimmt man alſo auf einer ſolchen abwickelbaren Fläche einen durch Coordinaten x, y, z beſtimmten Punct an: ſo läſst ſich allemal ein nahe liegender Punct angeben, oder es läſst ſich zwiſchen den Differentialen der Coordinaten ein ſolches Verhältniſs annehmen, daſs dieſer zweyte Punct in eben der Berührungsebene liege. Bezeichnen x', y', z' die Coordinaten eines unbeſtimmten Punctes in der Berührungsebene: ſo iſt

$$z' = x'\left(\frac{dz}{dx}\right) + y'\left(\frac{dz}{dy}\right) + z - x\left(\frac{dz}{dx}\right) - y\left(\frac{dz}{dy}\right),$$

die Gleichung für dieſe Berührungsebene, und es muſs nun bey Flächen, die ſich abwickeln laſſen, das Differential der Coefficienten von x', y', z' verſchwinden. Aus der Differentiation findet man ein Verhältniſs, welches zwiſchen dx, dy Statt finden, oder die Richtung, nach welcher man auf der Fläche fortgehen muſs, um in derſelben Berührungsebene zu bleiben, und dann die allgemeine Gleichung für alle abwickelbaren Flächen.

$$\left(\frac{d^2z}{dx^2}\right)\left(\frac{d^2z}{dy^2}\right) - \left(\frac{d^2z}{dxdy}\right)\left(\frac{d^2z}{dxdy}\right) = 0.$$

Die bloſse Betrachtung der Coefficienten eben jener Gleichung für die Berührungsebene giebt ſogleich zwey Gleichungen von Differentialen des erſten Grades, welche das vollſtändige erſte Integral der letzten Gleichung enthalten. Da nämlich jene Coefficienten alle zugleich veränderlich und zugleich beſtändig ſind; ſo iſt jeder eine unbeſtimmte Function des anderen, und man hat

$$\left(\frac{dz}{dx}\right) = F: \left(z - \left(\frac{dz}{dx}\right)x - \left(\frac{dz}{dy}\right)y\right);$$

$$\left(\frac{dz}{dy}\right) = f: \left(z - \left(\frac{dz}{dx}\right)x - \left(\frac{dz}{dy}\right)y\right),$$

als Gleichungen für eben jene Flächen. Die Gleichung in lauter endlichen Gröſsen übergehen wir, da ihre Erläuterung zu umſtändlich ſeyn möchte, und es nur unſere Abſicht iſt, die Wichtigkeit des Inhaltes und die Methode des Vfs. an einigen Beyſpielen zu zeigen. §. 13. Eine noch allgemeinere Betrachtung des ſchon in §. 9 behandelten Gegenſtandes. §. 14. Eine verwandte Unterſuchung über die Oberfläche, welche von einer gegebenen doppelt gekrümmten Linie beſchrieben wird, wenn dieſe, ohne ſich zu drehen, längſt einer anderen willkührlichen Curve fortrückt. Der Vf. bemerkt, daſs die völlig allgemeine Betrachtung dieſer Flächen auf eine partielle Differentialgleichung des vierten Grades führt. §. 15. Von der zweyfachen Krümmung krummer Flächen. Wenn man an zwey zunächſt an einander liegende Puncte einer krummen Fläche Normallinien zieht: ſo liegen dieſe nicht immer beide in einer Ebene, ſondern dieſes findet nur bey einer gewiſſen Lage dieſer beiden ſehr nahe an einander liegenden Puncte Statt. Wählt man die beiden Puncte ſo, daſs die Normallinien in einer Ebene liegen und ſich alſo ſchneiden, geht dann zu einem dritten Puncte fort, deſſen Normallinie mit der des zweyten Punctes in einer Ebene liegt, und nimmt nach derſelben Regel einen vierten, fünften Punct u. ſ. w. an: ſo beſchreibt man auf der krummen Fläche eine *der Krümmungslinien*. Die Gleichung, welche die Richtung beſtimmt, nach welcher man auf der krummen Fläche fortgehen muſs, um eine ſolche Krümmungslinie zu durchlaufen, giebt einen doppelten Werth, und es giebt daher für jeden Punct zwey verſchiedene Krümmungslinien, welche allemal auf einander ſenkrecht ſind. Auf jeder Normallinie giebt es alſo im Allgemeinen zwey Puncte, in welchen ſie von zwey anderen Normallinien zweyer unendlich nahen Puncte geſchnitten wird, und dieſes ſind die Mittelpuncte der beiden Krümmungslinien oder der beiden Krümmungen der Fläche. Stellt man ſich die ganze Reihe der Normallinien vor, wovon ſich die erſte und zweyte, die zweyte und dritte u. ſ. w. ſchneiden: ſo bilden dieſe eine abwickelbare Oberfläche, die auf jedem Punct der erſten krummen Fläche ſenkrecht ſteht; eben ſo entſteht nach der Richtung der zweyten Krümmung der krummen Fläche eine abwickelbare Fläche, und wenn man von mehreren Puncten ausgeht und den verſchiedenen Krümmungslinien folgt: ſo theilt man die krumme Fläche in lauter rechtwinklichte Vierecke, und jede der abwickelbaren Flächen der einen Reihe ſchneidet jede der anderen Reihe unter rechten Winkeln. Wir können hier die Bemerkungen nicht ganz übergehen, die Hr. *M.* über die Anwendung dieſer Unterſuchung auf Gegenſtände der Baukunſt macht. Wenn ein Gewölbe aus groſsen Steinen zuſammengefügt werden ſoll: ſo iſt es, ſagt Hr. *M.*, am natürlichſten und zweckmäſsigſten, dieſe Steine nach den Krümmungslinien und nach den Normalflächen zu hauen; auch für die Decorationen des Gewölbes würde es am ſchicklichſten ſeyn, wenn man ſie nach

der Eintheilung, welche die auf einander senkrechten Krümmungslinien ergeben, bestimmte. Jede der Normalflächen hat ihre *arête de rebroussement*, welche nämlich durch die Reihe der Durchschnittspuncte jeder zwey auf einander folgenden Normallinien bestimmt wird. Diese Linie ist die Linie der Krümmungsmittelpuncte für eine bestimmte Krümmungslinie, und wenn man alle diese Linien der Krümmungsmittelpuncte zusammen nimmt, so bilden sie eine Fläche, in welcher sich alle Mittelpuncte der Krümmung der ganzen Reihe der erstern Krümmungslinien befinden. Für die zweyte Reihe von Krümmungslinien erhält man eben so eine andere Fläche der Mittelpuncte. Jede Normale der Hauptfläche, auf welche sich alle diese anderen beziehen, ist Tangente der beiden Wiederkehrkanten der Normalflächen, deren Durchschnittslinie sie ist, und wenn man sich durch eine Normallinie zwey Berührungsebenen an beide Normalflächen gelegt denkt, so berühren diese die beiden Flächen der Krümmungsmittelpuncte, und da diese Tangentialebnen auf einander senkrecht sind, so haben die Flächen der Krümmungsmittelpuncte die merkwürdige Eigenschaft, dass, von welcher Seite man sie ansieht, die Umrisse beider Stücke sich immer unter rechten Winkeln zu schneiden scheinen u. s. w. §. 16 enthält Anwendungen auf die Krümmungslinien des Ellipsoids. §. 17. Von den krummen Flächen, wo alle Linien der einen Krümmung in parallelen Ebnen liegen. Der Vf. mischt auch hier, wie fast überall, interessante Bemerkungen über Integrationen ein, welche auch anderwärts anwendbar sind. Für die Auffindung der Integralgleichungen ist besonders die Kenntniss der Charakteristik der krummen Fläche von Wichtigkeit. Flächen, welche durch partielle Differentiale des zweyten Grades bestimmt werden, haben entweder zwey solche charakteristische Linien für jeden Punct, oder auch eine, deren zwey Äste sich in dem Puncte, welchen man betrachtet, schneiden. Die Gleichung für die Charakteristik findet man, indem man die Hauptgleichung so differentiirt, dass man bloss die Differentiale des zweyten Grades als veränderlich betrachtet, und dann die Differentiale dieser Grösse wegschafft. Hier sind diese charakteristischen Linien beide ebene Curven, und zwar sind es die beiden Krümmungslinien der Fläche; von der krummen Fläche selbst aber kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich um einen senkrechten Cylinder von willkührlicher Basis eine andere willkührliche ebne Curve nach einer dem Umfange der Basis parallelen Richtung herum geführt denkt; alle Gesimse von überall gleichem Profil, die um irgend eine cylindrische Fläche laufen, gehören hieher. §. 18. Von der krummen Fläche, deren einer Krümmungshalbmesser constant ist. §. 19. Von der Fläche, deren beide Krümmungshalbmesser für jeden Punct gleich und nach einer Seite gerichtet sind. — Die Kugel ist die einzige Fläche der Art, und ausserdem führt die allgemeine Gleichung nur auf krumme Linien, die also keinen Flächeninhalt haben. §. 20. Von der krummen Fläche, deren beide Krümmungshalbmesser in jedem Puncte gleich, aber von entgegengesetzten Zeichen sind. — — §. 21. Allgemeinste Betrachtung der Flächen, welche durch die Bewegung einer graden Linie erzeugt werden können. Die Bewegung einer graden Linie ist bestimmt, wenn man drey willkührliche Curven annimmt, an welche sie sich beständig stützen soll. Dieses führt zu einer Differentialgleichung des dritten Grades, oder zu Integralgleichungen verschiednen Grades, die unbestimmte Functionen enthalten. §. 22. Von der krummen Fläche, welche eine Reihe von Kugeln von ungleichem Halbmesser, deren Mittelpuncte auf einer willkührlichen Curve liegen, umhüllt. §. 23. Von der krummen Fläche, deren Normallinien sämmtlich Tangenten einer und derselben Kugelfläche sind. — Diese Kugel ist die Fläche der Krümmungsmittelpuncte für die eine Krümmung, und man findet, dass die Mittelpuncte der zweyten Krümmung auf einer Kegelfläche von willkührlicher Basis, deren Spitze aber sich im Centro der Kugel befindet, liegen müsse. §. 24. Von der krummen Fläche, deren Normallinien alle Tangenten einer einzigen Kegelfläche sind. Beide letzten §§ sind nur specielle Fälle der im folgenden §. 25 angestellten allgemeineren Untersuchung über diejenigen krummen Flächen, deren sämmtliche Normallinien Tangenten einer und derselben abwickelbaren Fläche sind. Da jede Berührungslinie, und folglich auch jede Tangentialebne der abwickelbaren Fläche senkrecht auf die zu betrachtende Fläche ist: so folgt, dass die Curve, in welcher jene Ebne diese letztere Fläche schneidet, eine ihrer Kümmungslinien ist. Diese Linie kann als die Generatrix der krummen Fläche betrachtet werden, denn sie beschreibt die krumme Fläche, wenn man jene Tangentialebene sich so bewegen lässt, dass sie immerfort berührend, und zwar ohne Verrückung, ohne zu gleiten, sich an die abwickelbare Fläche anlegt. Die eine Krümmungslinie ist also eine willkührliche, aber in einer Ebene liegende Curve und die Linien der zweyten Krümmung sind die Wege, welche jeder Punct der Generatrix bey der erwähnten Bewegung durchläuft. Die abwickelbare Fläche ist die eine Fläche der Krümmungs-Mittelpuncte, die zweyte Fläche der Mittelpuncte wird von der Evolute der Generatrix während eben jener beschriebenen Bewegung durchlaufen. Man kann eben diese Flächen, deren Normallinien Tangenten irgend einer abwickelbaren Fläche sind, auch betrachten als Umhüllungen von mehreren Flächen, die selbst wieder Umhüllungsflächen bewegter Kugeln von ungleichen Halbmessern sind. Jede abwickelbare Fläche hat eine *arête de rebroussement*; — man denke sich nun auf der Fläche mehrere durch Abwickelung dieser *arête* beschriebene Curven gezogen, oder eigentlich unzählige dieser abgewickelten Curven dicht an einander; und nehme an, dass auf jeder derselben eine Kugel von unveränderlichem Halbmesser sich fortbewege, die Halbmesser der Kugeln auf verschiedenen Curven aber ungleich seyen: so bildet die Umhüllung jeder dieser Kugeln einen röhrenförmigen Canal, der für jede der Curven von ungleichem Durchmesser ist; die Fläche aber, von welcher hier eigentlich die Rede ist, bildet die Umhüllung aller dieser Canäle.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MAY 1808.

MATHEMATIK.

Paris, b. Bernard: *Application de l'analyse à la géométrie*, à l'usage de l'école impériale polytechnique, par *Monge*.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir haben schon mehrmals erwähnt, wie wichtig uns diese geometrischen Betrachtungen für die Auflösung gegebener Gleichungen zwischen partiellen Differentialen scheinen; es ist daher wohl der Mühe werth, wenigstens Ein Beyspiel einer Integration, welche aus geometrischen Untersuchungen hergeleitet ist, anzuführen. Im 24 §. findet Hr. M. für die Flächen, deren Normallinien alle Tangenten einer Kegelfläche von willkührlicher Basis sind, die Differentialgleichung des zweyten Grades

$$\left(\alpha\left(\frac{d^2z}{dx^2}\right)+\beta\left(\frac{d^2z}{dxdy}\right)\right)\left(\beta+\left(\frac{dz}{dy}\right)\right)=$$
$$\left(\alpha+\left(\frac{dz}{dx}\right)\right)\left(\alpha\left(\frac{d^2z}{dxdy}\right)+\beta\left(\frac{d^2z}{dy^2}\right)\right);$$

wo α und β folgende Bedeutung haben:

$$\alpha=\frac{y+z\left(\frac{dz}{dy}\right)}{y\left(\frac{dz}{dx}\right)-x\left(\frac{dz}{dy}\right)}\text{ und}$$

$$\beta=\frac{x+z\left(\frac{dz}{dx}\right)}{x\left(\frac{dz}{dy}\right)-y\left(\frac{dz}{dx}\right)}.$$

Stellt man sich nun vor, jene Gleichung sey, als einer ganz unbekannten Fläche angehörend, gegeben, und man solle aus ihr die Natur dieser Fläche bestimmen: so fängt man damit an, die Charakteristik der krummen Fläche zu suchen. Diese findet man, wenn man jene Gleichung so differentiirt, dass man bloss die Differentiale des zweyten Grades als veränderlich ansieht, dann aber die Differentiale dieser zweyten partiellen Differentiale mit Hülfe der — hier statt findenden — Gleichungen $d.\left(\frac{dz}{dx}\right)=0$ und $d.\left(\frac{dz}{dy}\right)=0$ eliminirt. Auf diese Weise findet man hier die Gleichung für die Charakteristik

$$(\alpha dy-\beta dx)\left(\left(\beta+\left(\frac{dz}{dy}\right)\right)dy+\left(\alpha+\left(\frac{dz}{dx}\right)\right)dx\right)=0.$$

Da diese Gleichung aus zwey Factoren zusammengesetzt ist: so hat die gesuchte Fläche zwey, von einander unabhängige, charakteristische Linien, deren erste durch $\alpha dy-\beta dx=0$, das ist

durch $xdx+ydy+zdz=0$

ausgedrückt wird. Diese Gleichung, deren Integral $x^2+y^2+z^2=\gamma^2$, gehört einer Kugelfläche, und diese Charakteristik ist daher der Durchschnitt einer Kugelfläche mit unserer zu betrachtenden krummen Fläche; für jeden Punct der Fläche kann γ einen verschiedenen Werth oder die Kugel einen anderen Halbmesser haben, immer aber liegt das Centrum aller dieser Kugelflächen im Anfangspuncte der Coordinaten. Auf ähnliche Weise bestimmt man auch die andere Charakteristik, wobey wir aber nicht verweilen, sondern nur zeigen wollen, wie man aus jener Charakteristik das eine erste Integral unserer Differentialgleichung findet. Die Charakteristik liegt in eben der betrachteten Fläche, daher muss auch die allgemeine Gleichung für die Fläche für die Charakteristik gelten, wenn man darin $\alpha dy-\beta dx=0$ annimmt; thut man diess, so findet man:

$$d.\left(\frac{dz}{dx}\right)\left(\beta+\left(\frac{dz}{dy}\right)\right)=\left(\alpha+\left(\frac{dz}{dx}\right)\right)d.\left(\frac{dz}{dy}\right);$$

und daraus das Integral

$$\frac{z-x\left(\frac{dz}{dx}\right)-y\left(\frac{dz}{dy}\right)}{\sqrt{\left(1+\left(\frac{dz}{dx}\right)^2+\left(\frac{dz}{dy}\right)^2\right)}}=G,$$

wo G beständig ist für jeden Punct derselben Charakteristik, aber veränderlich, wenn man von einer Charakteristik zur anderen übergeht; G und γ sind also zugleich beständig und zugleich veränderlich, folglich ist die eine allemal Function der anderen, daher hat man

$$z-x\left(\frac{dz}{dx}\right)-y\left(\frac{dz}{dy}\right)=\sqrt{\left(1+\left(\frac{dz}{dx}\right)^2+\left(\frac{dz}{dy}\right)^2\right)}$$
$$f:(x^2+y^2+z^2).$$

als die eine erste Integralgleichung der vorgelegten Differentialgleichung des zweyten Grades. Aus der zweyten Charakteristik findet man die andere erste Integralgleichung und kann dann die fernere Integration versuchen. — §. 26. Über die Umhüllungsfläche einer bewegten Kugel von veränderlichem Halbmesser. §. 27. Über die doppelt gekrümmten Curven, ihre Evoluten u. s. w. Wenn man sich durch zwey sehr nahe an einander liegende Puncte der

doppeltgekrümmten Linie, Ebnen auf die Richtungen der Linie in diesen beiden Puncten senkrecht gelegt denkt: so ist die gerade Linie, wo beide Ebnen sich schneiden, die Axe dieses Bogens; eine senkrechte von jenen Puncten der Curve auf diese Axe gefället, bestimmt in der Axe den Mittelpunct der Krümmung, und diese senkrechte ist ihr Krümmungshalbmesser. Geht man von Punct zu Punct die ganze Curve durch und bestimmt so die Axen aller ihrer unendlichen kleinen Bogen: so bilden diese zusammen eine abwickelbare Fläche, welche der geometrische Ort aller Axen der Curve ist. Auf dieser abwickelbaren Fläche kann man unendlich viele Curven ziehen, aus deren Abwickelung jene erste Curve entstehen kann; man bestimmt diese im Allgemeinen, wenn man durch irgend einen Punct der Curve irgend eine Tangente an die abwickelbare Fläche zieht, und die Verlängerung dieser Tangente frey an die Fläche krümmt. Die so bestimmten Evoluten sind die kürzesten Linien, die man zwischen zwey Puncten auf der Fläche ziehen kann; aber keine derselben stimmt, wenn nämlich die durch ihre Abwickelung entstehende Curve wirklich doppelt gekrümmt ist, mit der Linie der Krümmungsmittelpuncte der letzteren überein. Diese Übereinstimmung findet nur Statt bey ebnen Curven, wo jene abwickelbare Fläche cylindrisch wird und die Linie der Krümmungsmittelpuncte mit derjenigen Evolute zusammenfällt, die mit der Curve selbst in einer Ebene liegt. — — Betrachtet man drey der zunächst auf einander folgenden, auf die Elemente der Curve senkrechten Ebenen: so findet man, dass die Durchschnittslinie der beiden ersten die Durchschnittslinie der beiden anderen schneidet, und dass folglich alle drey *einen* Punct gemein haben. Dieser Punct ist von den drey Puncten der Curve, wo die Normal-Ebenen durchgelegt sind, gleich entfernt, und folglich ein Mittelpunct der *sphärischen* Krümmung der Curve. Die Reihe dieser Puncte bildet die *arête de rebroussement* der developpablen Fläche. Bey ebnen Curven sind die Durchschnittslinien der Normalebne parallel. — Doppelt gekrümmte Curven können zwey verschiedene Arten von Wendungspuncten haben, einmal, wenn drey auf einander folgende Puncte in einer Ebne liegen, — ein einfacher Wendungspunct; dann aber auch, wenn drey nächste Puncte in gerader Linie liegen, welches Hr. *M.* einen Punct doppelter Wendung nennt. Für die Bestimmung dieser Puncte, so wie für den Krümmungshalbmesser giebt der Vf. die nöthigen Formeln. Das ganze Werk endigt sich mit einem Anhange über die Integration von Gleichungen zwischen partiellen Differentialen des ersten Grades, die von drey veränderlichen Grössen abhängen, woraus sich nicht wohl ein Auszug mittheilen lässt. Hr. *M.* lässt uns, an verschiedenen Stellen des Buchs, mehrere ähnliche Untersuchungen hoffen, besonders über die Integration solcher Gleichungen, welche gewöhnliche und partielle Differentiale gemischt enthalten.

Diess ist der Inhalt eines Werkes, dessen einzelne Sätze zwar hie und da noch weiterer Prüfung, vielleicht selbst an wenigen Stellen einzelner Berichtigungen bedürfen mögen, das aber im Ganzen so lehrreich ist, wie uns kürzlich wenige vorgekommen sind. Wir hoffen, dass diese Anzeige hinlänglich die Wichtigkeit dieses Werkes ins Licht stellt, und wünschen, dass auch unter uns recht Viele sich aufgefodert fühlen mögen, es zu lesen und auf dem Wege weiter fortzugehen, den Hr. *M.* mit so vielem Glücke betreten hat.

B.

Leipzig, b. Kummer: *Grundriss der gesammten reinen höheren Mathematik, oder die allgemeine Rechenkunst, Algebra u. s. w.* von D. *Joh. Carl Fischer. Zweyter Band.* Mit 6 Kupfertaf. 1807. VIII u. 678 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Der *zweyte Band*, in der Bearbeitung dem *ersten* (s. J. A. L. Z. 1808. No. 63) völlig gleich, zerfällt in *zwey Theile*, wovon der *erste* 5 *Capitel* enthält. In diesen wird von den geometrischen Linien der zweyten Ordnung und ihrer Construction: den geometrischen Örtern, im Geiste der griechischen Mathematiker, wozu Auflösungen einiger Aufgaben mittelst der Kegelschnitte kommen, — ferner: von den transcendenten krummen Linien, den Flächen, welche Körper überhaupt begrenzen, und den Schnitten der Flächen insbesondere gehandelt. Der *zweyte Theil*, in 26 *Capitel* getheilt, ist der *Erfindung* und Anwendung *unendlicher Grössen* gewidmet. Der Vf. handelt daher im 1—4ten *Capitel* von den Differenzen der Functionen, dem Nutzen der Differenzen bey Entwickelung der Reihen, der Erfindung der Summen aus ihren Differenzen und verschiedenen Anwendungen davon, nebst den Grenzen der Verhältnisse und den daraus entstehenden Gründen der Differentialrechnung. Dieses führt im 5 u. 6 *Capit.* zu der Auseinandersetzung der algebraischen Functionen einer veränderlichen Grösse, wobey die Anwendung der Differentialrechnung in Bestimmung der Tangenten, Subtangenten, Normalen und Subnormalen der algebraischen Linien für rechtwinklichte und schiefwinklichte Coordinaten das Mittel wird, diesen Gegenstand in ein helles Licht zu setzen. Vom 7—11 *Capitel* werden die Differentiation der Functionen zwey und mehrerer veränderlichen Grössen, die Differentiation der Differentialfunctionen und Differentialgleichungen, wie die Differentialrechnung auf die Bestimmung der Differenzen und einiger anderen, mitunter verwickelten Fälle, nebst der Anwendung der Differentialrechnung auf die Logarithmen, auf Exponentalgrössen und die logarithmische Linie, nach strengsten mathematischen Grundsätzen betrachtet, und im 12ten *Capitel* die Anwendung der Differentialrechnung auf trigonometrische Grössen mit vieler Gründlichkeit gemacht. Das 13—15 *Capitel* beschäftiget sich mit der Anwendung der Differentialrechnung bey Verwandelung der Functionen in unendliche Reihen, — auf die Bestimmung des grössten und kleinsten Werthes der veränderlichen Grössen, — und bey Auflösung mancher Art Gleichungen. Das 16 u. 17 *Cap.* ist dagegen der Betrachtung der merkwürdigsten Puncte der krummen Linien, dem Krümmungskreise und den Evoluten gewidmet. Vom 18—20 *Cap.* handelt der Vf. von den Werthen solcher Functio-

nen, die unter gewissen Umständen unbestimmt zu seyn scheinen, und daher zu den Differentialen für gewisse Werthe der veränderlichen Grösse führen, die im Grunde von der Integration der algebraischen Differentialfunctionen einer einzigen veränderlichen Grösse abstammen, wobey manches Lehrreiche von dem Gebrauche der Reihen in der Integralrechnung vorkommt. In dem 21—23 *Cap.* wird die Rectification, Quadratur und Cubatur der krummen Linien nebst der Berechnung der daher entstehenden krummen Oberflächen der Körper, mit vieler Gründlichkeit vorgetragen. In den drey letzten Capiteln sind mehrere erhebliche Gegenstände mit Präcision abgehandelt. So werden z. B. S. 595—678 die trigonometrischen Integrale, die Erfindung der trigonometrischen Grösen durch unendliche Reihen, die fernere Anwendung der Differential- und Integral-Rechnung auf krumme Linien, deren Ordinaten aus einem Puncte ausgehen, — und auf die Bestimmung der Summen der Reihen aus dem allgemeinen Gliede auf eine Art aus einander gesetzt, die wenig zu wünschen übrig läfst. Der Vf. ist seinem Plane auch bey der Bearbeitung dieses Bandes überall treu geblieben; jedoch nimmt er Gelegenheit, hin und wieder einige Bemerkungen anzubringen, welche er den Lehren der reinen höheren Mathematik wirklich schuldig war. Dahin gehört die S. 40—42 angebrachte Bemerkung über die Verdoppelung des Würfels und die Trisection des Winkels. Hr. *F.* zeigt darin mit vielem Scharfsinne, was die Mathematiker seit mehr als 2000 Jahren defshalb geleistet, und wie wenige geometrische Schärfe in den Beweisen dabey angebracht worden sey. Zugleich wird der verst. *Kästner*, dessen Schriften sonst fleisig gebraucht sind, einer Unrichtigkeit beschuldiget, als habe derselbe den *Hippokrates* (der sich unter den griechischen Mathematikern zuerst mit der Auflösung des *delischen Problems* beschäftigte) *einen Arzt* genannt, da er doch *Geometer* und aus Chios gebürtig gewesen. Auf *Kästner's Analys. endl. Grösen* §. 508 wird (ohne die Ausgabe von diesem Buche anzuführen) Bezug genommen. Rec. hat die *beiden ersten* Auflagen von demselben nicht, wohl aber die 3te verbesserte, Gött. 1794. 8. Aber darin wird a. a. O. S. 349—351 jener Irrthum nicht angetroffen, vielmehr gesagt, dafs *Hipparch aus einem verunglückten Kaufmanne* ein Mathematiker geworden sey. In *Kästners Gesch. der Mathemat.* 2r Bd. S. 56. §. 8 wird der besagten Probleme, nicht ihres ersten Auflösers gedacht; desto umständlicher handeln davon: *Montucla hist. des mathematiq.* Vol. I. p. 144; *Bossut's Vers. ein. allgem. Gesch. der Mathematik.* Aus dem Französ. I. S. 66—69, u. S. 113—124; auch *Reimer's Hist. problem. de Cubi duplicat.* Gott. 1798. 4. und *Harles* hat auf das Ansehen von *Proclus* und *Aristoteles* sowohl die Arbeiten dieses Pythagoräers, als die seiner vorzüglichsten Commentatoren gewürdiget; s. *Fabricii bibl. graec.* Lib. II. Cap. 13. — Ferner hat Hr. *F.* eine Anmerkung zu §. 150 gemacht, worin über die Festsetzung der ersten Gründe in der Rechnung des Unendlichen die Unstetigkeit gezeigt wird, womit die Analysten der neueren Zeit diesen Gegenstand der höheren Rechenkunst behandelt hätten. Indem er *Eulers* Meinung bestreitet, nach welcher die Differentialen als wirkliche Nullen zu betrachten wären, zeigt er zugleich, dafs die Behauptung von Hn. *Langsdorf*: die Theilbarkeit der Grösen könnte *nicht unendlich* seyn, sondern nur bis zu einer *gewissen Grenze* gehen, irrig sey, indem der Geometer sich blos mit der *Construction des Raumes* beschäftige, ohne sich zu bekümmern, was eigentlich *der Raum* sey. Die *Erklärung des Raumes* gehöre in die *Metaphysik* u. s. w. Im 11 *Cap.* wird die Differentialrechnung auf Logarithmen u. s. w. angewandt. Ihr Nutzen ist schon längst entschieden, und die Art, wie sie der Vf. anwendet, hat unseren völligen Beyfall. Um ihn davon zu überzeugen, haben wir die S. 376 angebrachte Reihe für den natürlichen oder hyperbolischen Logarithmen mit einiger Abänderung und verschiedenen Zusätzen aufgelöset, um zu dem gemeinen Logarithmensystem in einer Schärfe zu gelangen, die seit *Ludolf von Cölln*, der sich dazu keiner Differentialrechnung bediente, so viel uns bewufst ist, nur von einigen Wenigen ausgeführt worden. Auf den *modum procedendi* dürfen wir uns hier nicht einlassen, weil die A. L. Z. dazu keinen Raum gestattet; daher wir nur die Resultate davon anführen:

Rec. findet für den hyperbolischen Logar. 10 = 2,30258509299404568401799145468436420. 77

Darnach ist der Logarithm. . . . . . $\frac{1}{10}$ = 0,43429448190325182765112891891660508. 02

Hr. *F.* hat dafür S. 377. Log. 10 = 2,302585092994045683 76 = Log. 2 + Log. 5 u. f.

und für m = $\frac{1}{2,302585092994}$ etc. = 0,434294481903251 etc.

Um aber unsere Methode im Kurzen anschaulich zu machen, fügen wir hinzu:

Es sey x = $\frac{5}{4}$ Log. = 0,22314355131420975576629509030983450. 34 × 10.

und y = $\frac{128}{125}$ Log. = 0,02371652661731604211834685052867305. 79 × 3.

Also x^{10} = $\frac{9765625}{1048576}$ Log. = 2,23143551314209755766295090309834503. 40

Hiezu y^3 = $\frac{2097152}{1953125}$ Log. = 0,07114957985194812635504055158601917. 37

Folglich x^{10} = y^3 = 10 Log. = 2,30258509299404568401799145468436420. 77

und also für 9 Log. = 2,19722457733621938279049047384505141. 43

- 8 Log. = 2,07944154167983592825169636437452970. 24

- 7 Log. = 1,94591014905531330510535274344317973. 67

- 6 Log. = 1,79175946922805500081247735838070228. 88

- 5 Log. = 1,60943791243410037460075933322618764. 75

- 4 Log. = 1,38629436111989061883446424291635314. 64

- 3 Log. = 1,09861228866810969139524523692252571. 19

- 2 Log. = 0,69314718055994530941723412145817657. 32

- 1 Log. = 0,00000000000000000000000000000000000. 00

Dieses ist das eigentliche Modell zu dem gemeinen Logarithmensystem, das von Brigius an bis auf Vega alle Mathematiker im Grossen befolgt haben, und deren sich auch unser Vf. bedient. — Übrigens bemerken wir noch, dass mit dem 3 Bande diess Werk geschlossen ist, dagegen die *höhere Mechanik* vielleicht noch in Zukunft in einem besonderen, von diesem Buche völlig getrennten Bande folgen soll. K. C. B.

Leipzig, b. Schmidt: *Anweisung zum Rechnen, mit und ohne Hülfe geschriebner Zahlen.* Ein Leitfaden für Bürgerschulen von *J. S. G. Horn*, Lehrer an d. Rathsschule zu Leipz. 1805. XII u. 175 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. schrieb, wie er in der Vorrede meldet, dieses Buch, um als Lehrer in einer Bürgerschule einen seiner eigenthümlichen Lehrmethode gemässen, und den Zöglingen zur Erinnerung brauchbaren Leitfaden zu haben. Es enthalte fast bloss Winke zum Rechnen, ohne Beweise, ob er gleich von der Nothwendigkeit der letzteren überführt sey, sie jedoch dem mündlichen Vortrage überlasse. Rec. würde zwar nicht abstracte Beweise, aber doch Beweise an einem Beyspiele gegeben haben, wovon der Fähige dann leicht das Abstracte abnimmt. Richtig bemerkt der Vf., dass das Gedankenrechnen mit dem schriftlichen gleichen Schritt halten müsse. Die vorangeschickte Einleitung enthält unbestimmte, zum Theil unrichtige, und solchen Lehrlingen entbehrliche Notizen aus der Geschichte (z. B. „daher stellt uns die Geschichte der Ägypter einen Pythagoras auf"), und über den Nutzen der Wissenschaft. Der I Abschnitt, A) handelt von Zahlen überhaupt; die Erklärungen von Zahl und Einheit könnten ohne der Popularität zu schaden, präciser seyn: so heisst es z. B. „Gegenstände von einerley Art mehrmals zusammengedacht, geben eine Zahl (Anzahl)." Nach „zusammengedacht" sollte noch stehen: so dass man sich jedes Einzelnen im Ganzen bewusst bleibt; und „Anzahl" sollte wegbleiben. „Zahl drückt folglich eine Grösse, Umfang, Menge etc. aus"; etwa besser: Zahl *bestimmt* daher eine Menge, und dadurch Grösse, Umfang etc. Unter B) ist das Numeriren, oder das dekadische System fasslich und progressiv dargestellt. Der II Abschn. handelt vom Rechnen überhaupt; in ihm sind die 4 Rechnungsarten fehlerhaft erklärt: „I) *Vermehren.* A) *Addition* (*addiren*), *summiren*, Zusammenzählung — Aufsuchung einer gemeinschaftlichen (?) Zahl für mehrere *ungleichgrosse* Zahlen. B) *Multiplication* (multipliciren), Vervielfältigung — Aufsuchung einer Zahl für mehrere *gleichgrosse* Zahlen. II) *Vermindern,* A) *Subtraction* (*subtrahiren*), Abzählung — Verminderung durch *ungleichgrosse* Zahlen. B) *Division* (*dividiren*), Theilung — Verminderung durch *gleichgrosse* Zahlen." Aber bey der Addition können die Posten auch gleichgrosse Zahlen seyn: so wie auch die einzelnen Theile des Subtrahendus dergleichen seyn können. Die Multiplication ist ihrem Begriffe nach gar keine Addition, so wenig als die Division Subtraction; wiewohl man *in ganzen Zahlen* erstere durch letztere *erläutern* kann. Die Definitionen des Vfs. passen bey der Multipl. und Divis. schon auf die Brüche nicht, und confundiren dann den Zögling. Rec. würde in einem solchen Buche die Multipl. etwa so definiren: Aufsuchung der Zahl für ein bestimmtes Vielfaches einer gegebnen Zahl; die Division aber so: Aufsuchung der Zahl, von der eine gegebene Zahl eine bestimmte Vielheit ist, *oder* Aufsuchung der Zahl, nach welcher eine gegebene Zahl in einer andern gegebenen enthalten ist. Alle Vorschriften und Erklärungen, die auch dem gemeinen Lehrlinge gegeben werden, müssen nicht *gegen* die wissenschaftlichen Lehren seyn; denn die Popularität kann nicht in Unrichtigkeit bestehen, und ein solcher Lehrling, wenn er sich doch späterhin zur Wissenschaft bestimmen sollte, muss nicht erst Unrichtiges des ersten Unterrichtes zu verlernen brauchen. Der Vf. deutet durch ∸ Subtraction an, setzt aber den Subtrahendus bald vor, bald hinter dieses Zeichen. Der III Abschnitt handelt die 4 Rechnungsarten für ganze Zahlen ab; bey jeder werden erst Anleitungen und Hülfsregeln zum Gedankenrechnen vorausgeschickt, welche zweckmässige Vollständigkeit und Fasslichkeit haben, zum Theil aber erst aus dem schriftlichen Rechnen abstrahirt sind (z. B. S. 49 n. 2); doch liesse sich, wenn es hier der Raum gestattete, über sie noch mancherley beybringen. Die Regel z. B. S. 51 n. 5 könnte besser so gegeben werden: theile den Multiplicand durch 2, multiplicire diess durch 3 u. s. w. Die §. 21 gerathene Methode des Addirens ist nicht zu rathen, weil man sich dabey viel leichter verrechnet. Von Additionsproben wird keine angegeben. Unter den Regeln für das Gedankenrechnen beym Mult. sollte vorzüglich die 8te S. 52 an einem Beyspiele bewiesen seyn. Des Divisionszeichens (:) bedient sich der Vf. ohne Noth auf ungewöhnliche Weise. In der S. 81 gelehrten Abkürzung der Division hätten auch die horizontalen Striche weggelassen werden können. Die Regeln der dekadischen schriftlichen Multiplication und Division sind hier ganz ohne Beweis und nicht progressiv genug dargelegt. Der IV Abschnitt handelt von den Brüchen; dass jeder Bruch eine Divisionsaufgabe sey, wird nicht gehörig erläutert. Im §. 73 ist die bekannte Regel der Auffindung des grössten gemeinsamen Theilers, und im §. 74 die Charakteristik der Theilbarkeit der Zahlen durch andere bis 9 deutlich erklärt; so auch in den folgenden §§. die Regeln der Reduction verschiedengenannter Brüche auf gemeinschaftliche und kürzeste gemeinschaftliche Benennung; dann folgen die 4 Rechnungsarten in Brüchen, wo die Regeln grösstentheils ohne allen Beweis stehen. Der V Abschnitt giebt eine hinreichend vollständige und fassliche Darstellung der einfachen directen Regeldetri, nebst den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Abkürzung der Rechnung; da aber der Vf. gar nichts von den Verhältnissen voranschickt, so entsteht hieraus unter anderen Mängeln die Anweisung zu dem gewöhnlichen, zwar zu einem richtigen Resultate führenden, aber doch vernunftwidrigen Ansatze der 3 Glieder. Sollten nicht für die Zöglinge des Vfs. einige Kenntnisse von den Decimalbrüchen, von der verkehrten und von der zusammengesetzten Regeldetri, wovon diess Buch gar nichts enthält, nützlich, vielleicht auch unentbehrlich seyn? — Übrigens werden die Zöglinge dieses Buch, auch wenn sie die Schule verlassen haben, mit Nutzen brauchen können.

+

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 MAY, 1808.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: *Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht.* 1807. 716 S. (20 Gr.)

Seitdem man das Bedürfniss einer Reform unserer kirchlichen Liedersammlungen erkannte, haben wir eine solche Menge neuer Gesangbücher erhalten, dass man leicht eine kleine Bibliothek von den seit einigen Jahrzehnden erschienenen aufstellen könnte. So wenig wir die Vortheile dieses Wetteifers der verschiedensten Männer verkennen: so scheinen uns doch die Nachtheile eines solchen Verfahrens überwiegend. Die Erfahrung hat gezeigt, wie oft Männer die Herausgabe eines neuen Gesangbuches übernahmen, oder übernehmen mussten, die ohne allen inneren Beruf zu dieser Arbeit, von Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen befangen, mehr verdarben als verbesserten. Doch wenn auch die Wahl auf einen mit allen Erfordernissen zu einem solchen Unternehmen ausgerüsteten Mann fiel, ist es nicht unverzeihlich, dass dieser vielleicht Jahre lang Mühe und Zeit an eine Arbeit verschwenden musste, die ein Anderer, schon damit Vertrauter, in der Hälfte der Zeit gleich gut vollendet hätte? Vergeblich hat dieser während seines Geschäfts tausend Erfahrungen gemacht: ändern, verbessern darf er selbst bey einer neuen Auflage kaum Sylben. Wäre es nicht besser, ein Fürst, der seinem Lande ein neues Gesangbuch geben will, gäbe den Auftrag einem Manne, der seinen Beruf zu einer solchen Arbeit schon bewiesen hat, und nun im Stande wäre, seine Erfahrungen nebst den Bemerkungen Anderer zu benutzen?

Der Herausgeber der oben genannten Liedersammlung, Hr. geh. Reg. Rath *Wagner* in Hildburghausen, hat sich durch diese als einen Mann gezeigt, der eines solchen Auftrags nicht unwürdig wäre. Rec. zählt sie, wie sie schon jetzt ist, den gelungensten bey, die wir besitzen; aber er glaubt, wer schon so viel leistete, muss unter anderen Umständen noch mehr geben können. Wir hoffen, dass er Veranlassung dazu erhalten werde, und würden bey einer Umarbeitung des Buches ihm gerne unsere Bemerkungen über das Einzelne, die wir, der Bestimmung dieses Blattes gemäss, hier nicht geben können, mittheilen. — „Die Sammlung sollte nicht bloss Zusammentrag aus andern Gesangbüchern seyn; sie sollte durch Verbesserung alter und neuer Lieder, die nach den Fortschritten der Aufklärung und der geistlichen Dichtkunst einer Nachhülfe bedurften, und durch Einschaltung neuer, über noch nicht, oder noch zu wenig bearbeitete Gegenstände, ihren eigenen Werth erhalten und dadurch auf eine lange Reihe von Jahren brauchbar werden". Diese Foderungen befriedigt die Sammlung in hohem Grade; die Auswahl der Lieder ist zweckmässig, und nach den Bedürfnissen der verschiedenen Menschen, für welche das Gesangbuch bestimmt ist, berechnet; die Veränderungen, die fast in jeder Zeile angebracht sind, beweisen einen bewundernswürdigen Aufwand von Mühe und Geduld, und sein glückliches Talent zu einer so schwierigen Arbeit. Man muss erstaunen, wie viel oft durch ein Wort, durch eine veränderte Stellung der Verse gewonnen worden ist, z. B. in dem bekannten Liede: *Wer nur den lieben Gott u. s. w.* No. 449, (in welchem uns nur der Anfang des 1 und 3 Verses missfällt,) oder 458. 857. Vortrefflich ist die Art, wie Luthers Kerngesang: *Eine feste Burg u. s. w.* N. 766 in ein anderes Lied unverändert eingewebt ist. Unter den Gesängen, die vorher noch in keine kirchliche Liedersammlung aufgenommen, oder ganz neu sind, sind einige, denen wir ohne Bedenken das Bürgerrecht zugestehen, wie No. 1, 98 (ohne den letzten Vers), 726 und 727, 510 (von *Novalis*), andere, die wir den besten geistlichen Gesängen an die Seite setzen, wie No. 110 u. a.; noch andere sind zu sehr Kinder der Reflexion, viel zu kalt und nüchtern, als dass sie auf den Namen wahrhaft religiöser Gesänge Anspruch machen könnten, wie No. 617 und viele andere. Sind es vielleicht die Lieder der letzten Art, deren Aufnahme der Herausgeber in der Vorrede entschuldigen zu wollen scheint: „Für die Aufnahme der hie und da eingestreuten Lieder, die vielleicht in einzelnen Stellen nicht für Alle gleich fasslich sind, entschied die Bestimmung der Sammlung, nach welcher auch der Gebildete, Denkende, und wer die höhere Poesie liebt, sein Lied zur Privatandacht darin finden soll." Gesänge anderer Art bedurften wenigstens dieser Entschuldigung nicht, denn was aus den Tiefen eines frommen Sinnes gegeben wird, das klingt in den verwandten Saiten des Gebildeten, wie des Ungebildeten, nur nicht ganz Rohen, wieder. Und dass auf die letzten allein oder besonders Rücksicht genommen werde, möchte Keiner fodern. Übrigens wünschen wir, dass auch der Gebildete nach dem Buche greifen möge, und versprechen, dass sich Mancher dadurch befriediget finden wird, der auf ein solches Erbauungsbuch als auf ein Buch herabsah, das nur für den Pöbel gehöre.

Was die Form und Einrichtung des Buches betrifft, so würde Rec. die Folge der Lieder und den

ganzen Plan tadeln, wenn nicht der Herausg. in der Vorr. versicherte, er habe das Beſſere ſelbſt geſehen, und ſey durch äuſsere Vorſchriften gehindert worden, es zu befolgen. Bey der jetzigen Einrichtung war es unvermeidlich, daſs Lieder gleichen Inhalts an verſchiedenen Orten vorkommen, und die letzten Rubriken, z. B. *Glückſeligkeit* (beſſer: *Seligkeit*) *des Frommen*, unverhältniſsmäſsig dürftig ausfallen muſsten. Vermiſst haben wir keinen Abſchnitt, man müſste denn einen Geſang beym Nordſchein, oder bey ungetauften und todtgebornen Kindern verlangen. Für mehrere Regiſter, für ein Verzeichniſs der Vff. der Lieder, ſo wie für einen gefälligeren Druck ſollte bey einer neuen Auflage geſorgt werden.

Auch auf den muſikaliſchen Theil iſt die gebührende Rückſicht genommen worden. Einige gute neue Melodieen ſollen bald bekannt gemacht werden. Veraltete Überſchriften, wie: *Mit Sauſen und mit Brauſen*, hätten durch Lieder aus dem neuen Geſangbuche ſelbſt vertauſcht werden ſollen.

Da wir oben einer Vorrede erwähnt haben, und vielleicht keiner unſerer Leſer dieſe bey ſeinem Exemplare finden dürfte: ſo müſſen wir ſchon darum, wenn nicht aus wichtigeren Gründen, die Geſchichte derſelben berühren. Der Cenſor ſtrich in der Vorr. Stellen wie folgende: „Nur Stunden der Erholung und ſolche, die er der nächtlichen Ruhe entzog, konnte der Herausg. auf das Buch wenden, und nahe am Ziele ward er darin von ganz unerwarteten Ereigniſſen unterbrochen, von Lebensſtürmen, die ihn auf immer davon zu verſchlagen drohten. Eben darum konnte nicht alles in der ruhigen Abgeſchiedenheit von anderen Geſchäften und in der heiteren Gemüthsſtimmung bearbeitet werden, in welcher ſolche Arbeiten das reine Gepräge der Vollendung erhalten." Der Herausg., überzeugt, in keiner der geſtrichenen Stellen die Wahrheit beleidiget, oder irgend ein Cenſurgeſetz übertreten zu haben, weigerte ſich, die verſtümmelte Vorr. herauszugeben, und erhielt nun den Befehl, ſie ganz wegzulaſſen. — Rec. unterfängt ſich nicht, über die Gründe des Cenſors, in der Vorr. des Buches, als Landesgeſangbuches, zu ſtreichen, zu urtheilen, wiewohl wir in jenen Stellen durchaus nichts Anſtöſsiges finden; aber inſofern das Buch auch für das gröſsere Publicum beſtimmt war, und vor dem Richterſtuhle der Kritik erſcheinen ſollte, durfte weder die ganze Vorr., noch ſelbſt die geſtrichenen Stellen wegbleiben, indem gerade die letzten die beſte Erklärung und Entſchuldigung geben, warum der letzte Theil des Buches manche Spuren der Eilfertigkeit trägt. Dem Herausg. kann daher kein Cenſor das Recht nehmen, ſeinem Beurtheiler die ganze Vorrede in die Hände zu geben, wie er es uns gethan hat.

Vbt.

Liegnitz, b. Siegert: *Predigtentwürfe über die ganze chriſtliche Moral in alphabetiſcher Ordnung.* Ein Handbuch für Stadt- und Landprediger zu öffentlichen Vorträgen über alle Sonn- und Feſttags-Evangelien und Epiſteln, und über freye Texte. I Band. 1803. X u. 583 S. II Band. 1804. 592 S. III und letzter Band. 1805. 560 S. gr. 8. (6 Thlr.)

Obgleich dieſes voluminöſe Werk von 108 Bogen ohne jede wiſſenſchaftliche Beziehung iſt: ſo glaubt ſich doch Rec. zu einer weitläuftigeren Beurtheilung deſſelben verbunden, um die Verwerflichkeit dieſer literariſchen Unternehmung nach ihrer Tendenz und Ausführung darzuthun, diejenigen, für welche durch dieſelbe geſorgt ſeyn ſoll, vor dem Ankaufe dieſer Bände zu warnen, und dem Unfuge entgegenzutreten, der mit ſolcher Schriftſtellerey auf Unkoſten eines ehrwürdigen Standes in der Geſellſchaft getrieben wird. Der Vf. ſelbſt geſteht, daſs die von ihm bearbeiteten Gegenſtände gröſstentheils *alltäglich* ſind, und hat wohl darin Recht, daſs dieſe, beſonders vor Landgemeinen, am häufigſten bearbeitet werden ſollten. Aber wozu ſollen dieſe alltäglichen Materien, die man in jedem Handbuche der Moral weit richtiger und vollſtändiger bearbeitet findet, noch einmal bearbeitet werden? Oder wollte der Vf. ſeine Amtsbrüder dadurch von jedem Studium eines Handbuchs der Moral ableiten? Da würden ſie ſich bald getäuſcht ſehen, wenn ſie in dieſen drey dicken Bänden zu erhalten glaubten, was ihnen dort der vierte Theil der Bogenzahl darbietet, eine Bearbeitung der *ganzen* chriſtlichen Sittenlehre. Dieſer Theil des Titels iſt alſo lügend. Manche wichtige Rubrik, z. B. *Argliſt*, *Bedrückung*, *Kargheit*, *Schmeicheley*, *Stolz*, *Unmäſsigkeit*, *Unverträglichkeit*, *Üppigkeit*, *Verſtellung* u. ſ. w. ſucht man hier vergeblich, und wohl uns, daſs der Vf. nicht wirklich das ganze Gebiet der Moral umfaſste! wir hätten dann noch einige Bände eines zwecklosen Werks erhalten. Was that er alſo eigentlich? Was giebt er ſeinen Amtsbrüdern? Ein paar Hunderte ſeiner über moraliſche Gegenſtände gehaltenen Predigten. Um aber dieſer Sammlung einen Aushängeſchild zu geben, der ſie von vielen anderen Sammlungen unterſcheide, und zugleich den Trägen im Amte jedes Nachdenken, jede Aufſuchung, jede Anpaſſung an Evangelien oder Epiſteln zu erleichtern, wurden die moraliſchen Hauptſätze alphabetiſch geordnet, zu ſolchen Rubriken, die der Vf. ſelbſt noch nicht bearbeitet hatte, anderwärts Materialien aufgeſucht, die Entwürfe den Evangelien oder Epiſteln gut oder ſchlecht angepaſst, und noch andere bibliſche Stellen, die als freye Texte gelten könnten, beygefügt. Ein dem dritten Bande beygegebenes Regiſter macht die Sache noch leichter; es zeigt, welche Rubriken den Evangelien oder Epiſteln angepaſst wurden. Aus welchen Quellen der Vf. da, wo ihm die ſeinige keine Beyträge zuflieſsen lieſs, ſchöpfte, läſst ſich natürlich bey der ſo groſsen Menge der vorhandenen Predigtſammlungen nicht nachweiſen: nur daſs er die *chriſtliche Moral für den Kanzelgebrauch in alphabetiſcher Ordnung*, (Dortmund und Leipzig) fleiſsig benutzte, fanden wir; doch ſind auch die daher entlehnten Materialien nicht immer mit Einſicht verarbeitet. Möchten nur den Vf. ſeine Concepte öfter verlaſſen haben: es finden ſich in ſeinem Werke einzelne treffliche Entwürfe, deren Geiſtführe Adoption ver-

räth und mit dem Geiste, in dem das Ganze bearbeitet ist, auffallend contrastirt. Denn auch die Ausführung dieses tadelnswerthen Unternehmens ist höchst fehlerhaft. Warum fügt der Vf. Entwürfen, die doch nur Materialien darbieten sollen, am Anfange und Schlusse Gebete, wie sie der gemeinste Prediger augenblicklich verfertigen kann, und Liederverse, wie sie sich in jedem gemeinen Gesangbuche finden, öfters beide zugleich, bey? Traute er seinen Amtsbrüdern nicht einmal jene Fähigkeit und dieses Wollen zum Aufsuchen zu? Doch, es sey. Aber kann man es dulden, dass Männern, die vorgeblich durch Geistesarmuth, Trägheit oder Geschäftsdrang verhindert werden möchten, zweckmässige Entwürfe auszuarbeiten, hier meist fehlerhafte und zum Theil so gemeine Entwürfe in die Hände gegeben werden, dass es unbegreiflich wäre, wenn nicht diese Männer mit Hülfe des nächsten Compendiums weit bessere verfertigen könnten? Welcher Prediger z. B. würde auch im höchsten Geschäftsdrange nicht im Stande seyn, den ersten Entwurf *über das Abendmahl* niederzuschreiben? Welcher nicht sich augenblicklich sagen: wir feyern es zum Andenken an Jesu Lehren, Beyspiel und Tod? Unser obiges Urtheil erfodert inzwischen weitere Belege.

Die Dispositionen des Vfs. sind grösstentheils unrichtig, verwirrend, undeutlich und seicht. Von den Gesetzen, welche der psychologische Theil der Homiletik vorschreibt, weiss er nichts. Wie die Materialien geordnet, die Begriffe entwickelt, die Beweise überzeugend gestellt werden, wie der Eindruck immer mehr erhöht, die Empfindung aufgeregt und einflussreich auf den Willen gemacht werden sollen, davon scheint er nicht unterrichtet zu seyn. Welche Masse von Materialien ist in manche Dispositionen zusammengedrängt! Mehrere Entwürfe liessen sich aus Einem machen, und dennoch sind die Materien nicht vollständig behandelt, die Gegenstände nicht bearbeitet, entwickelt, erwiesen. Der Vf. hat nur zusammengerafft, was sich *über* einen Gegenstand in dieser oder jener Beziehung sagen lässt, und dann das Gefundene ohne Umsicht und logische Ordnung unter ein Thema gebracht. Es ist da über vieles etwas gesagt, und weil nichts ausgeführt und behandelt ist, so ist eigentlich der Wirkung nach nichts gesagt. Muster solcher elenden Entwürfe finden sich Th. II, 231. *Die gute Gesinnung*. 1) Was dazu gehört? So wie der Vf. die Materie angreift, hätte er in dem Entwurfe die ganze Moral abhandeln müssen. II, 292. Der Vf. predigt hier über die *Pflichten gegen Gott*, und handelt sie in *Einem* Theile ab. III, 14. *Ich bin ein Mensch*. 1) In Rücksicht auf Gott; 2) in Rücksicht auf Andere; 3) in Rücksicht auf uns selbst. In diesem Entwurfe, der vor allen Auszeichnung verdient, wird ein Stück der Lehre von den Eigenschaften Gottes, dann von den Pflichten gegen Andere, dann von Verstand und Vernunft, geistiger Freyheit und Perfectibilität behandelt. Ähnlich ist III, 25. III, 129. *Der Christ muss alle seine Pflichten erfüllen*. 1) Was ihn dazu verbindet? 2) Übersicht unserer Pflichten. (!). Hier liesse sich ja mit Recht die ganze Moral im zweyten Theile einer Predigt erwarten. Allein der Vf. behandelt hier, wie so oft, etwas ganz anderes. Die Haupt- und Unterabtheilungen enthalten ja gar oft Materien, die nicht zur Sache gehören. II, 136 wird zu dem *Verhalten gegen Gebrechliche* gerechnet: Dank gegen Gott, dass wir glücklicher sind. Die Stellung der Haupt- und Unterabtheilung in Hinsicht auf logische Ordnung, Entwickelung der Sätze, Beweiskraft u. s. w. ist dem Vf. etwas Gleichgültiges. I, 238 wird zuerst von der Nothwendigkeit, dann von der Beschaffenheit der brüderlichen Bestrafung gesprochen. Man findet in der Ausführung eingeschobene Theile. I, 118. *Das Gebet*. 1) Was heisst beten? In diesem Theile wird zugleich unter No. 2 untersucht: warum soll man beten? Der Vf. macht wohl auch den Inhalt des zweyten Theils zu Unterabtheilungen des ersten, und behandelt im zweyten Verpflichtungsgründe, die unter den Haupttheilen nicht angegeben sind. III, 191. Er bedarf eines zweyten Theils, weiss aber nicht ihn auszuführen. III, 287. Nicht einmal Hauptsatz und Theile sind immer richtig ausgedrückt. II, 24. *Lerne deine Fehler kennen*. 1) Beschaffenheit, 2) Nothwendigkeit. III, 84. *Betrachtung der Natur*. 1) Wie *es* (?) geschehen müsse. 2) Welche Vortheile *es* bringt.

Noch weit zahlreichere Ausstellungen wird die specielle homiletische Kritik an der weiteren Ausführung der Materialien finden. Der Vf. war offenbar vieler von ihm behandelter Gegenstände durchaus nicht mächtig. Er fasst sie öfters in ihrem weitesten Umfange, II, 157. *Über das Gebet*, und nimmt dann aus dem reichen Vorrathe der Materialien, was er will. Und dennoch ist die Ausführung oft so arm. III, 3 kennt er die Mässigkeit nur in Beziehung auf Speise und Trank. Aber seine Gesichtspuncte sind auch so beengt, seine Ansichten so gemein, öfters ist gar kein Standpunct der moralischen Beurtheilung gefasst, höhere Ideen vermisst man ganz. Da entschuldigt man sich freylich gewöhnlich damit, dass die Entwürfe für ländliche Gemeinen seyen, und der Landprediger, der durch solche geistige Vormünder selbst zur Gemeinheit herabsinken sollte, muss gleich der Damen- und Kinder-Welt, für die auch alles gut genug ist, das Gemeine bemänteln. II, 13 meint der Vf. in einem elenden Entwurfe *über das Fasten*: es wären solche gottselige Übungen, wie Beten und Fasten, doch nicht ganz zu verwerfen und unnütz, und ertheilt dann im zweyten Theil *diätetische* Vorschriften darüber, *wie* (wann) man fasten soll; als, in Krankheiten, wenn das Gemüth von Leidenschaften erschüttert ist, und um sich in der Selbstbeherrschung zu üben. Die gemeine Behandlung der Gegenstände springt übrigens überall in die Augen. — Man vermisst durchaus philosophische Ansichten der Gegenstände, Richtigkeit, Deutlichkeit und Genauigkeit der Begriffe, und findet daher Zusammenstellungen ganz verschiedener Dinge, viele halbwahre, schiefe, sich widersprechende, oft ganz falsche Behauptungen. I, 36. Ein Bettler ist der, der nicht arbeiten *will*; obgleich es S. 87 heisst: mancher ehrliche Arbeiter kann so weit gebracht werden, dass er verhungern oder

betteln *muss*. „Jeder kann arbeiten, wenn er nur *will*.“ Auch der Sieche, der Krüppel? Die Stelle 1 Thess. 4, 11 ist ganz unrichtig angeführt. Daraus fliessen mehrere unbedingte falsche Sätze: z. B. Allmosen zu geben sey sündlich. Hätte sich der Vf. von Jacobus belehren lassen, 2, 15. 16: so würde er die Stelle S. 38. Z. 18 v. u., die einem Spotte ähnlich sieht, nicht geschrieben, und die ganze Materie anders behandelt haben. I, 54. „Die Anbetung drückt im ganzen äusserlichen Verhalten die Ehrfurcht aus, die der Mensch für *jemand* im Herzen empfindet.“ II, 115. Zur Furcht Gottes wird gerechnet der Gehorsam gegen Gott, und dann im zweyten Theile gesagt: es ist *billig* und pflichtmäsig, dass wir Gott fürchten, weil die Furcht Gottes (also auch der Gehorsam, der ein Theil von jener ist,) uns zum Gehorsam antreibt. II, 203. Zu den vornehmsten Beweggründen zur Gelindigkeit wird gerechnet: „Denket zuvörderst an die Pflicht, (an welche?) die ihr Gott schuldig seyd.“ II, 235. „Wir müssen *hauptsächlich* uns gute Gesinnungen eigen machen.“ Also nebenbey doch auch schlechte? III, 31. Nicht die Menschenliebe, wie der Vf. will, sondern die Gerechtigkeit enthält sich aller Beleidigung. Zu dieser Liebe sollen uns bewegen die *Rechte der Menschheit!* So folgt ein falscher Begriff aus dem anderen. III, 32. „Wir sollen uns über das Glück Anderer freuen *mit Verstand und Vernunft*, d. h. unsere Freude soll gegründet seyn, und aus wirklichem Wohlwollen fliessen.“ Wie durchaus schief sind die II, 52 vorgetragenen Begriffe von Freyheit! Wir sollen in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden seyn, unsere *innerliche* Freyheit zu beschränken. Der Vf. kennt einen *grossmüthigen* Gehorsam gegen die Obrigkeit, und *unbillige*, *unedle* Laster, II, 210. 314. Die Definitionen in diesen Entwürfen tragen das nämliche Gepräge: sie sind zum Theil gänzlich flach, unvollständig, unrichtig, mehr verwirrend als verdeutlichend; der Vf. verwechselt oft verwandte Begriffe. I, 191. *Beruf* ist diejenige *herrschende* Beschäftigung, der sich ein Mensch *auf Lebenszeit* widmet, um sich der Welt nützlich zu machen, und sich Unterhalt und Genuss des Lebens zu verschaffen. „Zum Beruf gehört, dass wir ihn wenigstens nicht ganz nach freyer Wahl, als ein Nebengeschäft oder Erholung ergriffen haben, sondern dass er uns, vielleicht wider unseren Wunsch oder Willen, durch Gottes Fügung geworden ist.“ I, 234. *Bestimmung* des Menschen ist Arbeitsamkeit und ein thätiges Bestreben in jedem Stande, wo Geist und Herz sich anstrengen und vervollkommnen.“ I, 115. Indem der Vf. die *Aufrichtigkeit* aus dem Evang. am 21 Sonnt. n. Trin. herleitet, verwechselt er sie mit *Wahrhaftigkeit;* daher sind Sätze in diesen Entwurf gekommen, die nicht dahin gehören. II, 8. „Die Haupteigenschaften des Falschen sind ein boshaftes Herz und Verstellung. I, 267 werden Billigkeit und Gerechtigkeit, II, 8. Falschheit, Treulosigkeit und Verstellung, III, 108. Neugierde und Wissbegierde mit einander verwechselt. II, 232. „Unsere Gesinnung ist gut, wenn wir so gesinnt sind, wie wir gesinnet seyn *müssen;* wenn wir das, was uns und anderen schädlich ist, meiden u. s. w.“ Sollte diese Definition vollständig werden, so müssten alle Vorschriften der Moral durchgegangen werden. Der Vf. vermeidet aber auch klüglich die Definition, wenn sie gleich die Hauptabtheilung fodert. So begnügt er sich II, 116 richtige und unrichtige oder falsche (das ist schlimm!) Züge der Aufrichtigkeit anzugeben, und niemand weiss am Ende, worin sie besteht. — Der Vf. beweist oder behandelt etwas ganz anders, als er behandeln will. I, 8 ist der Hauptsatz: die würdige Abendmahlsfeyer, und der erste Theil behandelt die Vorbereitung auf dieselbe. II, 34 will er von der Feindesliebe sprechen, und redet mehr vom Betragen gegen Beleidiger. III, 326 soll das göttliche Ansehen der Sittenlehre Jesu bewiesen werden, und der Vf. sucht darzuthun, dass der Mensch einer göttlich geoffenbarten Sittenlehre bedürfe. 328. Die Sittenlehre Jesu giebt uns die stärksten Beweise der Liebe und Erbarmung Gottes. (!) — Der Vf. bringt unter die Verpflichtungsgründe solche Sätze, welche nur Hindernisse der Pflicht hinwegräumen oder die Ausübung derselben erleichtern sollen; kennt er aber keine speciellen Verpflichtungsgründe, so beschränkt er sich auf das Allgemeine, dass die Vernunft es fodert, und dass es Gottes Wille ist. I, 118. Übrigens werden Natur einer Gesinnung der Sache u. Wirkung derselben, Nothwendigkeit und Verpflichtung, Pflicht und Beweggrund, Verwahrungsmittel und Heilmittel öfters verwechselt. II, 298. *Gottesdienst.* 1) Was er ist? dazu wird gerechnet: 2) ein Band brüderlicher Gemeinschaft, 3) ein Mittel der Erleuchtung und Besserung. III, 297. *Verwahrungsmittel gegen Schwärmerey.* 1) Suche den Rath des Arztes, wenn die Ursache der Schwärmerey im Körper liegt. III, 164 beschränken sich die versprochenen Verwahrungsmittel allein auf Darstellung der Verwerflichkeit der Sache. Der irdische Vortheil ist dem Vf. immer zur Hand: nach II, 180 sind wir zum Gehorsam gegen Gott verpflichtet, a) weil er *immer*, b) weil er den *grössten* Vortheil bringt. — Die meisten Materien sind sehr unvollständig behandelt, und doch zieht der Vf. noch mehr in den Entwurf als in dem Thema liegt. II, 264. *Anleitung zum weisen Genuss der Freude.* a) Regeln des weisen Genusses (hier wird das Thema zum ersten Hauptsatz gemacht), b) Vortheile eines solchen Genusses. Der Vf. weiss aber nicht mehr als drey Regeln anzugeben. Was er hier noch hätte ausführen sollen, findet man zum Theil in dem Entwurf über die Fröhlichkeit, die der Vf. mit Freudengenüssen verwechselt. Die Hauptsätze sind zwar irgend einem Evangelium oder einer Epistel untergelegt, aber nicht immer glücklich: das Thema ist öfters nicht aus ihnen hergeleitet, weil sich das *wie* nicht finden liess, indem Evangelium oder Epistel falsch gewählt sind: III, 129. wäre die richtige Epistel 2 Corinth. 6, 2—10. Bey der Anpassung einiger Hauptsätze an Festtagsevangelien hat der Vf. keine Hinsicht darauf genommen, ob der Gegenstand sich auch für eine Festpredigt eigne. So soll z. B. III, 102 am ersten Weihnachtstage über *Neuerungen* gepredigt werden. Überaus schlecht, voll platter Gemeinsätze und seichten Geschwätzes sind endlich die meisten Eingänge und Übergänge. — Wir bedauern die Gemeinden, deren Prediger erst eines solchen Unterrichts in dem Bekanntesten bedürfen! —

V. Pf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 26 MAY, 1808.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig u. Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Beyträge zur Berichtigung des Adelungschen grammatisch-kritischen Wörterbuchs.* Nebst einem alphabetischen Verzeichniss derjenigen russischen und altslavonischen Wörter, welche mit der deutschen Sprache und mit ihren verschwisterten Mundarten verwandt sind. Von *D. W. Soltau.* 1806. 104 S. gr. 4. (20 Gr.)

Wenn man bey vielen Büchern Ursache hat, über die grosse Bogenzahl zu klagen: so möchte man im Gegentheil wünschen, dass dieser Nachtrag des Hn. *Soltau* bogenreicher wäre, und nebst den dankenswerthen Berichtigungen des *Adelung'schen Wörterbuchs*, welche, weil sie den grössten Theil ausmachen, der Titel allein verspricht, auch mehrere Ergänzungen, die mit † bezeichnet sind, enthielte. Die Berichtigungen betreffen vornehmlich solche Ausdrücke, die im Seewesen und in der Handlung vorkommen, und man ist dem Hn. *S.* um desto mehr Dank dafür schuldig, weil dergleichen Ausdrücke in mehreren Wörterbüchern unrichtig erklärt sind. Nur zuweilen möchte man hier mehr Deutlichkeit wünschen, z. B. *scharf bauen*, *ein Tau feyern*, *steif beladen* u.s.w. Rec. hat übrigens bey wiederholter Durchlesung dieses schätzbaren Nachtrages gefunden, dass Hr. *S.* auch in solchen Bemerkungen, die entweder die Ableitung der Wörter, oder ihre Ähnlichkeit mit ausländischen, oder auch den Sprachgebrauch besonders im Niedersächsischen betreffen, mehrentheils das Recht auf seiner Seite hat, und genaue Sprachkenntniss verräth. Das Wenige, worin *Adelung* mehr Recht haben möchte, wollen wir indess auch nicht verschweigen. Dahin gehört das Wort *ausführen*, wovon *A.* behauptet, dass das *utföhren* im Niedersächs. *immer* den Nebenbegriff habe, sich unerlaubter Mittel bedienen. Hr. *S.* sagt hingegen: der Niedersachse versteht unter *utföhren* in jeder Bedeutung weder mehr noch weniger, als was *ausführen* im Hochdeutschen gilt. Hier scheinen sich beide von der Wahrheit etwas zu entfernen. Man sagt wirklich in beiden Mundarten: *Er hat etwas ausgeführt*, anstatt: Er hat etwas Unrühmliches gethan; aber es ist ein Euphemismus, oder eine solche unbestimmte Art zu reden, wie man etwa auch sagt: Er hat etwas im Sinne, für: etwas Böses. Man kann aber nicht sagen, dass *utföhren* im Niedersächs. *immer* einen bösen Nebenbegriff habe, oder im Hochdeutschen *niemals*. Eben so scheinen beide den Unterschied zwischen *beschützen* und *beschirmen* nicht richtig zu bestimmen. *Beschirmen* sollte wohl bloss von leblosen Dingen, *beschützen* aber von lebendigen gebraucht werden; aber beides wird häufig verwechselt. Man sagt von einer Laube oder Gartenhütte: sie schützt vor dem Regen. Man nennt eine Mauer eine Schutzwehr, die doch eigentlich nur vor feindlichen Angriffen und Schüssen sichert, aber nicht vor Regen und Schnee, wovor ein Obdach schirmet. Wenn man aber genauer reden will, so hat Hr. *S.* Recht. Wenn *Adelung* das Wort *freundlich* für das Stammwort von *Freund* ausgiebt, und dieses so erklärt: eine Person, die ihre gute Gesinnung gegen uns durch Geberden an den Tag legt; Hr. *S.* aber *freundlich* lieber von *Freund* ableitet: so muss Rec. ihm abermals Beyfall geben; erinnert sich aber, irgendwo gelesen zu haben, dass Jemand das Wort *Freund* für das verkürzte Mittelwort des Wortes *freuen* ausgegeben hat, weil ein Freund ein erfreuender Mensch ist. Ob nicht in beiden Ableitungen zu viel Wortspiel ist, das wäre noch die Frage. Dass man im Niedersächs. das Wort *Ingedömte* für Hausrath bisweilen gebraucht, welches Hr. *S.* nach S. 35 nicht eingestehen will, ist bloss eine Metapher, wie man auch im Hochdeutschen: das Eingeweide des Hauses, für: das Innere, sagt. Aber ohne ausdrücklichen Beysatz hat es wohl schwerlich diese Bedeutung. *Hecken* leitet *Adelung* von Hecke (Gebüsch, Zaun), oder von dem Angelf. *Aeg*, ein Ey, her, hingegen Hr. *S.* von *hecken* oder *hacken*, picken mit dem Schnabel, welches natürlicher ist. Aber *hacken* heisst auch vereinigen, zusammenhangen, und bezeichnet also auch die Begattung. Daher sagt man auch an einigen Orten *gehackte Milch*, für: geronnene Milch. Bey den Worten *heim* und *Heimath* wird bemerkt, dass sie im Holländischen und das erstere auch im Niedersächsischen nicht gebräuchlich wären, mit dem Zusatz: *Heimet* ist kein holländisches Wort. Es steht aber doch in *Kilians* Wörterbuche, worauf sich *Ad.* verlassen hat; hingegen *Kramer* und *Moerbeck* geben es durch Vaterland. Im Niedersächsischen ist das Wort *Heime* (in einigen Mundarten *Heimde*) s. Brem. Wörterb. S. 613. Das Wort *heim* ist dem Niedersächsischen mit dem Hochdeutschen gemein, wenigstens im Verstande, ob es gleich einzeln nicht gebraucht zu werden pflegt. *Heimen* für beherbergen ist aber sehr allgemein bekannt. Bey dem Worte *hin* wird *Ad.* Meinung, dass es ehemals *en* gelautet habe, mit Recht bestritten und behaup-

tet, dafs *en* im Niederfächfischen öfters eine blofse *particula expletiva* fey. Diefs ift des Rec. Meinung auch, und es ift zu verwundern, dafs *Ad.* fich nicht an das erinnert hat, was 2 Mof. 3, 1 fteht: Mofe trieb die Schafe *enhinder*. Auch unter dem Worte *Hürde* wird mit Recht behauptet, dafs ein folches Flechtwerk verftanden werden müffe, wenn es im Sachfenfpiegel heifst, man folle einen Zauberer auf einer Hurt verbrennen, nicht auf einem Hort oder Berge und Scheiterhaufen. S. 53 meint Hr. *S.*, dafs der Ausdruck *Mönchsfchrift* nicht im Allgemeinen die alte eckige gothifche Schrift bedeute, fondern nur die Manier der Mönche, die Buchftaben jener Schrift an und in einander zu ziehen, ganze Sylben und Wörter durch einzelne Abkürzungszeichen auszudrücken u. f. w. Hier möchte wohl *Ad.* das gröfsere Recht haben. Als die lat. Schrift noch nicht durch viele Ecken und Krümmungen verftellt war, findet man fchon folche Abkürzungen; ja man findet fie in den alten röm. Infchriften, ehe man von Gothen etwas wufste, und ehe Mönche Schreiber waren. Wenn hingegen *Ad.* das Wort *nichts* aus *nicht* und *es*, oder etwas, zufammenfetzen will: fo hat Hr. *S.* richtiger die Zufammenfetzung aus *ne* und *icht* gemacht, welche fich Rec. vorlängft gedacht hat. Eben fo hat er die Ableitung des Wortes *Schnapphahn* gegen *Ad.* mit Recht vertheidiget. Dafs die Figur vom Feuergewehr nicht zu hart fey, hatte fchon *Oberlin* im *Gloffario Scherziano* erinnert, welches hier nachzulefen ift. Auch das Wort *fchülen*, fchüchterne Blicke thun, wie auch das Wort *Sicht* für Anficht (nicht Nachficht), findet Rec. hier richtiger, als von *Ad.* erklärt. Aber da fich *Ad.* nur auf die hochdeutfche Mundart einfchränkt: fo ift es ihm nicht als ein Mangel anzurechnen, dafs er das niederfächfifche *Klufter*, welches einen zufammengedrängten Klumpen bedeutet, und im Bremifchen Wörterb. S. 815 fehr gut erklärt ift; ingleichen *klüfterig* u. f. w. weggelaffen hat. Dahin gehört auch das Wort *fchrell*, welches von einer unangenehm fchreyenden Stimme gebraucht werden foll, aber noch nicht im Umlauf feyn mag (denn Rec. hat es noch nie gehört oder gelefen), und alfo für das Ohr eben das bezeichne, was *grell* für das Auge ift. Es verdient aufgenommen zu werden, wie der Ausdruck *Ledertauer*, d. i. Lederbereiter, im Unterfchiede von Gärber. So ift es auch etwas zu kühn gefagt, dafs die Hochdeutfchen *niemals* das Wort *Meer* von einem eingefchloffenen Landfee gebrauchten. Vom Steinhuder Meer wird in der Graffchaft Bückeburg allgemein geredet, und vielleicht gilt diefs von mehreren Ortern: denn wer hat alle Sprecharten kennen gelernt? Bey dem Worte *Unmuth* merkt Hr. *S.* an, dafs im Niederfächfifchen ehemals *Ungemüth* für *Unmood* möchte gebräuchlich gewefen feyn, leugnet aber, dafs es, wie *Ad.* meint, jemals den Begriff von *Ungenügfamkeit* oder gar *Unenthaltfamkeit* gehabt habe. Rec. mufs auch hierin dem Hn. *S.* Recht geben, und vermuthet, dafs *Ad.* vielleicht das Wort *ungeneete* gehört, und mit *Ungemöth* verwechfelt habe. Ein efsbegieriger Menfch wird ein *ungeneeter* Menfch, der im Genufs nicht Mafs halten kann, wenigftens im Braunfchweigifchen und vielleicht anderwärts genannt. In Schlefien fagt man *ungeneufslich* für unerfättlich. S. *Berndt's* Schlefifches Idiotikon S. 145. Eben diefs bedeutet das plattdeutfche *ungeneete*, wiewohl es eigentlich nur fo viel ift, als ungeniefslich, und alfo zunächft auf den Begriff deffen, was nicht efsbar ift, leitet. Unter dem Worte *Rabenftein* wird mit Recht die veraltete Bedeutung eines Steinhaufens, auf welchem Raben fitzen, beftritten. Diefs ift die feltfame Erklärung *Büchner's* in feiner biblifchen Concordanz, welchem unficheren Führer *Ad.* nicht hätte trauen follen. Gewifs hat *Luther* (Spchw. Sal. 28, 6) an nichts anderes gedacht, als an ein folches Gebäude, wo Miffethäter enthauptet werden, die noch an vielen Orten Rabenfteine heifsen. Was Hr. *S.* bey diefer Gelegenheit von der Steinigung anführt, würde berichtiget werden müffen, wenn hier der Ort dazu wäre. Die Juden hatten 4 Arten der Hinrichtung, und nicht die einzige Steinigung, und zu derfelben, wenn fie nicht etwa tumultuarifch gefchahe, wurde auch ein Blutgerüfte von 2 Mannshöhen erfodert, von welchem der Übelthäter rücklings herabgeftofsen, und durch herabgewälzte grofse Steine zerquetfcht wurde. — Genug der Rabenftein ift nicht der Ort, wohin man Edelfteine legt. — Eine wegen ihrer Neuheit vorzüglich wichtige Bemerkung von der Ableitungsfylbe *fter* findet fich bey dem Worte *Schufter*. Sie verdient eben fo wohl, als die folgende von *Schut*, *Schout by Nacht*, den Sprachforfchen empfohlen zu werden, weil viele, die über Sprachen zu fchreiben wagen, dennoch nicht wiffen, dafs das Holländifche wie *Schaut bey Nacht* ausgefprochen werden mufs. Überhaupt hat Hr. *S.* eine fo gute Sprachkenntnifs bewiefen, dafs fein ganzes Buch von den Sprachforfchern als ein angenehmes Gefchenk angefehen werden mufs, und es ift zu bedauern, dafs *Adelung* bey der neuen Ausgabe feines Wörterbuches keinen Gebrauch davon gemacht hat. Dafs übrigens S. 36 *Trotz aller Kunft* fteht für: *trotz* a. K., und alfo das Subftantiv mit dem Vorworte verwechfelt ift, mag vielleicht ein blofser Druckfehler feyn. Das von S. 85 anfangende Verzeichnifs derjenigen ruffifchen und flavonifchen Wörter, welche mit der deutfchen Sprache und ihren verfchwifterten Mundarten verwandt find, mit vorangefetzten Bemerkungen über die Ausfprache des Ruffifchen, wird den Sprachforfchern fehr angenehm feyn, und die Gefchichtforfcher werden dadurch *Leibnitzens* Meinung beftätiget fehen, dafs die Deutfchen mit den Ruffen näher verwandt find, als man gewöhnlich glaubt.

Gz.

Berlin, b. Öhmigke d. j.: *Anleitung zum Gefellfchaftsftyl in Amts- und Privat-Vorträgen mit befonderer Hinficht auf den Canzleyftyl und Ge-*

schäftsgang in den königl. preuss. Staaten. Von *J. D. F. Rumpf. Erster Theil.* VIII und 204 S. *Zweyter Theil.* 1806. 361 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. will angehenden und längst angestellten Geschäftsmännern ein Buch in die Hand geben, mit dessen Hülfe sie in der Kunst, richtig zu denken und richtig zu schreiben, einige Fertigkeit erhalten können. Im *ersten* Theile hebt er zur Beförderung dieses Endzwecks einige Regeln und Grundsätze der angewandten Logik, der Rhetorik und Grammatik aus, und giebt im *zweyten* durch Aufstellung von Verordnungen, Berichten, Gutachten u. s. f. eine eigentliche Anweisung zum Geschäftsstyle. Jener würde also den theoretischen, dieser den praktischen Theil in sich fassen.

Wir sind der Meinung, dass der Vf. sich keinen genau durchdachten Plan entworfen habe. Zwar will er in Hinsicht auf den ersten Theil die Unvollständigkeit sowohl als die Vermeidung der strengen mathematischen Form nicht als Fehler angesehen wissen; allein es ist mit Recht zu rügen, dass er die Lehren von der Sylbentheilung, Rechtschreibung und Interpunction nach jenen zum Theil schwierigen und philosophischen rhetorischen Erklärungen der Gattungen des Styls und der Tropen aufgestellt hat. Die Sprache selbst hat der Vf. noch nicht in seiner Gewalt, wie man schon aus der ersten Periode des Vorberichts sieht, welche also lautet: „Es giebt eine sehr grosse Anzahl von angehenden und längst *angegangenen* Geschäftsmännern in öffentlichen und Privatverhältnissen, denen es an der Fertigkeit gebricht, sich in ihren schriftlichen Vorträgen nur einigermassen deutlich und richtig auszudrücken u. s. w." — Er giebt S. 97 die Regel: „Nach einem oder zwischen zwey Vocalen stehet ein *tz*, als Katze, u. s. w. Ist aber der Vocal lang, so steht ein blosses *z*, als reizen, kreuzen, *jezt*." Ist denn in *jetzt* das *e* nicht kurz? Der Vf. selbst schreibt auch an anderen Orten, z. B. Th. 2. S. 182 und 187 richtiger *jetzt*. Eben so lehrt er S. 94: „Wenn in einem Worte zwey Consonante (*n*) zusammen kommen: so darf keiner von beiden verdoppelt werden; man schreibe Hofnung, nicht Hoffnung." Wie unrichtig ist die ganze Regel, so ausgedrückt! Die besten Orthographen schreiben Hoffnung, von *hoffen* abgeleitet. Fast die Hälfte des ersten Theils (von S. 110 bis 204) nimmt die Bestimmung der richtigen Begriffe sinnverwandter Wörter ein. Sie sind grossentheils aus *Funke's allgem. Lehrbuche für Bürgerschulen* Th. I, wörtlich abgeschrieben, aus welcher Schrift überhaupt noch Manches entlehnt ist.

Der *zweyte* Theil enthält Beyspiele von den verschiedenen Gattungen des Geschäftsstyls; also vom öffentlichen und Privatgeschäftsstyl. Es heisst S. 2: „Ist von einer besondern Anweisung zum Geschäftsstyl die Rede, so geschieht es bloss, um die allgemeine (*n*) Grundsätze der Schreibart auf besondere Fälle in der Schreibart des bürgerlichen Lebens näher anzuwenden, oder um die demselben (derselben) anklebenden Fehler und Missbräuche zu rügen, kennbarer zu machen und davor (vor ihnen) zu warnen. Aus eben diesem Grunde habe ich mich denn auch eines ungereimten Titels bey diesem Buche schuldig gemacht, da eine *Anleitung zum Geschäftsstyl* eigentlich weiter nichts seyn kann, als eine Anleitung zur Schreibart in Geschäften, *wie sie nicht seyn soll*." Diese besondere Bemerkung sagt aber im Grunde gar nichts. Wie kann der Titel der Schrift ungereimt genannt werden? Wenn man das Fehlerhafte in dem Gebrauche des Geschäftsstyls zeigt, und die besseren Ausdrücke, Wendungen und Wortfügungen an dessen Stelle setzt: so giebt man ja eben eine *Anleitung* zu dieser Gattung der Schreibart, für welche eigene Lehrstellen errichtet sind, wie diess unter anderen bey der Bauakademie in Berlin der Fall ist. — Geschäftsstyl ist doch unstreitig diejenige Schreibart, welche sich für Aufsätze in Geschäften des bürgerlichen Lebens eignet. Sind es öffentliche Geschäfte, die den Inhalt derselben ausmachen: so müssen ihn hohe und niedere Staatsbeamte verstehen. Der Curial- oder Canzley-Styl theilt sich in den *Hof-* und *Gerichtsstyl*. Jener zerfällt wieder in den *auswärtigen* und *inneren* Hofstyl. Als Beyspiel des auswärtigen Hofstyls ist hier das bekannte Schreiben Bonaparte's v. 26 Dec. 1799 an den König von England nebst dessen Antwort mitgetheilt. Bey der letzten sind in den untergesetzten Noten Bemerkungen angebracht, welche die gewählten Ausdrücke, die sich in der Übersetzung befinden, berichtigen. — Das Eigenthümliche des *inneren* Hofstyls wird S. 18 ff. in einigen Regeln gut entwickelt. Hierauf folgt eine Sammlung von Handschreiben, Cabinetsbefehlen, Verordnungen, u. s. w. aus verschiedenen Staaten. Zu den vorzüglichsten gehören die beym Antritt der Regierung des jetzigen preuss. Königs aus der Feder des verst. Cabinetsraths *Mencken* geflossenen Cabinetsschreiben, die zur Zeit ihrer Erscheinung durch öffentliche Blätter bekannt wurden, und auch in den Jahrbüchern der preuss. Monarchie und den Denkwürdigkeiten der preuss. Staaten aufbewahrt sind. Andere hieher gehörige Verfügungen u. s. w. im Namen einiger Regierungen und Städte sind freylich nicht so bündig und gut abgefasst, und erhalten hier Berichtigungen. Vom *Gerichtsstyl* sind darauf auch Beyspiele aufgestellt worden. Man findet hier Protocolle, Kauf-, Miethe- und Pacht-Contracte, ein Testament, einen Schuldschein, Wechsel, eine Quittung und Anweisung. (Zum Theil aus *Funke's Lehrbuche f. Bürgerschulen*.) Diese Abtheilung hätte einige Beyspiele mehr enthalten können. S. 221 bis 238 enthält die Erfodernisse des Privatgeschäftsstyls, und einige in diese Gattung der Schreibart gehörende Aufsätze, besonders Briefe. S. 239 bis 249 ist ein kurzer und hinreichender Überblick des Geschäftsganges bey den königl. preuss. Landescollegien, besonders bey den Kammern mitgetheilt worden. Zuletzt ist von S. 250 bis 361 ein alphabetisches Verzeichniss von fremden, veralteten und neugebildeten Wörtern und Redensarten angehängt, und die Erklärung derselben beygefügt. Für den Zweck zu weitläuftig. Die Anweisung zum Privatgeschäftsstyl hätte dagegen nicht zu dürftig seyn müssen. Man wird u. a. Formulare zu Bittschriften und Eingaben anderer Art, die doch so häufig

gebraucht werden, vermissen. Nur wenige Menschen sind in dem Fall, Cabinetsbefehle oder Schreiben an fürstliche Personen für ihre Landesherren aufzusetzen, und diejenigen, welche sich in dieser Lage befinden, haben in der Regel auch die Fertigkeit, die Gedanken ihres Vorgesetzten einzukleiden, und diesen ist auch die gegenwärtige Schrift nicht bestimmt. Für die angehenden, und in der Jugend vernachlässigten Beamten, die der Vf. doch im Auge hatte, scheint diese Anleitung nicht deutlich und zweckmässig genug zu seyn. V. H. B.

Berlin, b. Frölich: *Lehrbuch des deutschen Geschäftsstyls für angehende Geschäftsmänner*, zunächst zum Gebrauch für die Zöglinge der königl. Bauakademie. Auch unter dem zweyten Titel: *Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts für öffentliche und Privat-Lehranstalten* von *Th. Heinsius*, Dr. der Philos. etc. Sechster Theil. 1806. XVIII u. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey einem Lehrbuche des Geschäftsstyls wird ein Lehrbuch des Styls überhaupt als schon vorausgegangen, natürlicher Weise vorausgesetzt. Nicht so in diesem Lehrbuche. Der Vf. fängt *ab ovo* an, schickt das ABC der Logik, das ABC der Grammatik, das ABC der Rhetorik voraus, und füllt mit diesen Elementarabschnitten mehr, als die Hälfte des Buchs. Man muss zu einiger Entschuldigung des Vfs. annehmen, dass die Schüler der berliner Bauakademie ganz rohe, ungebildete, und in den Schulen durchaus verwahrlosete Leute sind, und dass der Vf. mit dem sechsten Theile nichts weiter habe sagen wollen, als dass er bereits fünf Bücher über die deutsche Sprache geschrieben habe. Wird es als der sechste Theil eines den Unterricht der deutschen Sprache (nicht, den *deutschen Sprachunterricht*, wie der Vf. sehr undeutsch sich ausdrückt) umschliessenden Ganzen betrachtet: so muss es für ein durchaus planloses Machwerk erklärt werden. Denn was sollte wohl da planmässig über die deutsche Sprache in fünf vorhergehenden Theilen haben gesagt werden können, wo im sechsten allererst gelehrt wird, was ein Substantiv, ein Adjectiv, ein Artikel sey, kurz, wo im sechsten Theile der Unterricht sich mit den Elementen der Sprache beschäftigt? Eben so wenig kann Rec. die Ausführlichkeit billigen, mit welcher sich der Vf. über seinen Lehrstoff verbreitet. Ein Lehrbuch setzt einen Lehrer voraus, darf folglich den Lehrer nicht überflüssig machen; es ist ein Leitfaden für den Schüler, der ihn das Ganze der Wissenschaft überschauen läfst, ihn auf den Vortrag des Lehrers aufmerksam macht, und ihm bey der Wiederholung zu einem Erinnerungsfaden dient, durch dessen einzelne Puncte der Vortrag des Lehrers in das Gedächtniss zurückgerufen wird. Ein Lehrbuch soll die Aufmerksamkeit erregen, nicht befriedigen. Unser Vf. hat seinem Lehrbuche den Vortrag eines Lesebuchs gegeben, sogar die etymologischen Erläuterungen nicht einmal dem mündlichen Vortrage vorbehalten, und wir müssen daher das Buch als Lehrbuch für völlig unbrauchbar erklären. Hierdurch soll aber dem Buche als Buch sein bedingter Werth nicht abgesprochen werden. Rec. würde es allen Geschäftsmännern des unteren Ranges, die in ihrer wissenschaftlichen Bildung verabsäumt wurden, und daher zur vollständigen Führung ihres Amtes sich je zuweilen einer fremden Feder bedienen müssen, zum Selbstunterrichte empfehlen; die Zahl solcher hülfsbedürftiger Geschäftsmänner ist vielleicht nicht klein. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Berlin*, in d. Realschulbuchhandlung: *Über die deutsche Sprache*. Von *G. L. Spalding*. Vorgelesen am 6 August 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften. 1807. 16 (21 zeilige) S. 8. (4 Gr.) Wenn allen Deutschen in unseren Zeiten nichts mehr gemeinsam ist, als ihre Sprache, ihre Literatur und Wissenschaft: so muss jedes Bestreben, unsere Sprache in ihrer Würde und Reinheit zu erhalten und auf ihren Werth aufmerksam zu machen, jedem Deutschen, in dessen Brust noch das Gedächtniss alter Deutschheit nicht erloschen ist, angenehm und beyfallswürdig seyn. Aber freylich kann nicht auf wenigen Seiten die Herrlichkeit der deutschen Sprache denen dargethan werden, die sie nicht kennen; diejenigen aber, die eingedrungen sind in ihren Geist, die ihre Originalität, ihre unendliche Bildsamkeit, ihre hohe Kraft, ihre innige Zartheit, ihre Musik erkannt haben, werden durch einige allgemeine Lobsprüche wenig gewinnen. Indess ist es sehr erfreulich, dass in dem Versammlungssaal der berliner Akademie, der so lange nur fremde Töne hörte, und noch immerfort durch fremde Töne an jene Zeit erinnert wird, endlich einmal ein treffliches, ernstliches, bedeutendes Wort über die deutsche Sprache geredet ist; und es ist doppelt erfreulich, dass es gerade zu solch' einer Zeit geschah; wir wollen hoffen, dass es von allen Anwesenden mit gleicher Treue und Liebe aufgenommen wurde, mit welcher Hr. *Spalding* es unverkennbar aussprach. Neu sind die Gedanken eben nicht, die er uns giebt; aber sie sind von der Art, dass sie nie genug wiederholt werden können; und sie sind auf eine Weise ausgedrückt, die dem Redner Ehre macht. Wir wollen einige Sätze mittheilen. „Und welche Sprache haben sie (die höheren Classen) verleugnet! Die einzige, die noch selbstständig lebte; die einzige, die, schon vor der allgemeinen Überwältigung durch die Römer, zu solcher Festigkeit gelangt war, so viel Gedanken und Gefühle in sich aufgenommen hatte, dass sie aus der grossen Sündfluth als ein gediegenes Ganzes hervorging, nicht in einzelnen Trümmern und Scheitern das allverschlingende Meer bedeckte. — Eine wahre Irreligion ist sie, diese Kälte gegen die Ehre deutschen Nation und Zeuge bey den Deutschen selbst; dieselbe Unfrömmigkeit, die der Römer schalt, wenn der Sohn dem Vater nicht anhing, noch der Verwandte dem Genossen seines Blutes. Die Sprache ist das Palladium eines Volkes. So lange sie lebt, so lange sie theuer und werth gehalten wird, eben so lange ist das Volk noch da, und kann sich verstehen, sich vereinigen. Um diesen allgemeinsten Gegenstand der Nationalehre, um diesen hell leuchtenden Heerd des deutschen Ruhmes versammele sich, wer fühlen und denken kann, und bilde treu und einstimmig immer mehrere zu Gedanken und Gefühl u. s. w." — Die Anwendung von *Goethe's* Worten:

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüssten, — —

mag, als sie ausgesprochen wurden, ihren Eindruck nicht verfehlt haben; aber beym Lesen kann man sie nicht anders als unpassend finden. Hr. *Spalding* ändert also:

Wenn's Deutsche gäbe, die ein deutsches Herz u. s. w.

Wie konnte Er, ein Deutscher, das sagen? Er konnte doch wohl unmöglich zweifeln, dass es solche Deutsche gäbe. Hätte die Prinzessin bey *Goethe* gesagt:

Wenn's Frauen gäbe, die ein weiblich Herz u. s. w.

so dürften schwerlich Viele glauben, sie habe aus dem Herzen gesprochen. Die Meinung ist: wenn alle Deutsche zu schätzen wüssten u. s. w. — Im Übrigen verdient es bemerklich gemacht zu werden, dass die Verlagshandlung für den Einen Bogen, für 14 weitläufig gedruckte Seiten 4 Gr. nimmt! Meinte sie es so ernstlich, wie Hr. *Spalding*, so thäte sie es wohl nicht. Br.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 MAY 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14 October des Jahres* 1806. Vom Vf. des neuen Leviathan. Erster Theil. 1808. 406 S. 8.

Die Ereignisse unserer Tage sind so ausserordentlich, sie selbst und die Folgen, welche sie nothwendig nach sich ziehen müssen, greifen in das Leben, Wirken und Hoffen der Zeitgenossen von einem Ende Europa's bis zum anderen, wess Standes und Gewerbes sie seyn mögen, so gewaltsam und so unmittelbar ein, sie verkündigen so laut, dass allen Staaten, allem Gewerbe, und dem ganzen menschlichen Leben eine vielfach veränderte Zukunft bevorstehe, sie verbergen dabey das *Wie* dieser Zukunft hinter einem Schleyer, den der schärfste Blick nicht zu durchdringen, die kühnste Hand nicht hinwegzuziehen vermag, und den nur der Thor mit Zuversicht durchschauen zu können wähnt, dass es sehr begreiflich ist, wie alle Gemüther, welche von irgend etwas ergriffen werden können, von einem und demselben Gefühle ergriffen sind, und dass Aller Augen auf den einen Punct, welcher diess unendliche Streben belebt, hier hoffend, dort fürchtend, gerichtet seyn müssen. Eine solche allgemeine Spannung eines grosen Theils der Gebildeten unseres Welttheils, ohne Zweifel eben so stark als irgend je einer war, giebt natürlicherweise allen Schriften, welche sich mit den allgemein interessirenden Gegenständen beschäftigen, einen grosen Reiz. Der Fabrications- u. kaufmanns-Geist, welchen man zu gleicher Zeit als die Wurzel alles Übels verschreyet, und dem man doch überall huldigt, weiss dieses zu benutzen. Das Heer der Schriften, erzeugt durch die Begebenheiten des Tages, vermehrt sich daher täglich, und scheint, wie alles, was die Neugierde befriedigt, reissenden Beyfall zu finden. Gleichwohl haben die meisten dieser Schriften, richtig geschätzt, nur einen sehr geringen Werth. Sie sind Früchte des parteyischen, längst erbitterten Gemüths oder einer Speculation, der das Heiligste nicht heilig ist, wenn sie durch einen Missbrauch desselben gewinnen kann. Sie dürfen daher, — diess zu bemerken, ist man den Zeitgenossen und der Nachwelt schuldig — in sofern sie erzählender Art sind, nicht als zuverlässige historische Quelle, und in sofern sie urtheilender und räsonnirender Art sind, nicht als Belege und als Abdruck des allgemeinen Urtheils und der allgemein herrschenden Ansicht unserer Zeit angesehen werden. Nicht bloss eine persönliche Furcht, die dem Fürchtenden so wenig Ehre bringt, als dem Gefürchteten, sondern vielfache andere Rücksichten weit edlerer Art, verbieten so manchem redlichen Manne, dem es an der Wahrheit ein Verräther zu werden unmöglich ist, jetzt, wo vom Tagus bis an die Newa, vom äussersten Süd bis an den äussersten Norden Europa's nur Eine Sprache in den öffentlichen Schriften herrscht, wo sämmtliche Regenten des festen Landes — mit Ausnahme eines einzigen — und manche, nicht ohne sich selbst sehr empfindlich wehe zu thun, eine und dieselbe Sache umfasst haben, alles zu sagen, was sich für und wider jede Sache sagen lässt, und mit gleich gerechter Strenge die Thaten des Freundes und Feindes abzuwägen, gleiche Unternehmungen, sie geschehen am Sunde oder anderswo, mit gleichen Benennungen zu bezeichnen, und über die Güte, Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit der folgereichsten Maasregeln ein unparteyisches Urtheil zu fällen. Nur diejenigen erheben daher ihre Stimme laut, welche überhaupt keinen anderen Lehrer als den *Ausgang* kennen, und herzlos jeder Partey huldigen, welche für den Moment die stärkste ist, und verworfen genug sind, heute das zu erheben, was sie gestern noch auf das bitterste getadelt haben, oder die Besseren, deren System mit dem der herrschenden Partey übereinstimmt, und welche daher ihre Überzeugungen frey und laut aussprechen können, ohne sich an dem Heiligsten zu versündigen. Wer vermag es aber zu verkennen, wie oft auch diese von ihrem Eifer für die gemeinschaftliche Sache sich zu sehr hinreissen lassen, und selbst das nicht für anstössig halten, was die Urheber und die Vff. von öffentlichen Schriften in ihrem Innersten schwerlich so innig fühlen mögen, als sie es bestimmt aussprechen. Die Einseitigkeit und Unvollständigkeit, welche hiedurch die Urkunden der Zeitgeschichte erhalten müssen, wird noch dadurch vermehrt, dass die wenigsten Schriftsteller die Wirkungen des Grosen und Neuen gehörig fassen können, dass sie weder die Allmacht des Starken, welcher Furcht und Hoffnung, Hass und Liebe, Schrecken und Bewunderung, und jede menschliche Gröse und Schwäche zu benutzen, zu belohnen und zu bestrafen weiss, noch das unendliche Übergewicht derer zu begreifen vermögen, die keine Form und Regel kennen, aber voller Kraft und Geist einherschreiten, deren Pläne mit jedem Schritte

punct, auf welchem er steht, dabey zu Werke geht, und sich selbst nicht zum gemeinen Güterbesitzer herabwürdigt: so kann er dem gemeinen Wesen unendlich viele Vortheile verschaffen, durch Lehre und Beyspiel nützlich werden, ohne erheblichen Aufwand Magazin-Anstalten errichten, und auf die wohlthätigste Weise zur Zeit der Noth helfen und eingreifen, und durch einige Fesseln, die er sich mit Weisheit und Vorsicht anlegt, die allgemeine Freyheit des Handels mächtig befördern. Freylich ist es nicht zu leugnen, dass die Cammern sich und ihren edelsten Zweck sehr oft verkennen, sich sehr häufig als erbitterte Gegner des Landes ansehen, und in die egoistischen Plane grosser Güterbesitzer und gemeiner Handelsleute eingehen, und es ist in dieser, wie in so mancher anderer Hinsicht wahr: „dass kein Umstand den meisten Continental-Staaten mehr geschadet hat, als der, dass die Edelleute in ihnen, beynahe die ausschliessende Socialität der Könige ausgemacht haben." Wie würde es nicht höchst wahrscheinlich in Europa aussehen, wenn seit den letzten zwanzig Jahren Männer — und Weiber — ohne Standes-Interesse und ohne Standes-Vorurtheile die Rathgeber und Leiter der Fürsten und ihrer wichtigsten Angelegenheiten gewesen wären!

Über das Pachtwesen, die Pächter und ihr ärgerliches Schlaraffen-Leben viel Wahres, was sich leider auch anderswo findet. Es kann jedoch dem Übel, welches aus dem Verpachten der Domainen entsteht, sehr abgeholfen werden, wenn man theils nicht alles, und namentlich das nicht verpachtet, wobey der Pächter mit den Personen der Unterthanen in zu nahe Beziehung kommt, z. B. nicht Frohnen, Jagden, Zinsen, Gefälle, das Recht zu Zwangnen, Gesindediensten u. s. w., theils wenn man bey der Wahl der Pächter vorsichtig ist, und Leuten von Erziehung den Vorzug vor gemeinen Menschen giebt, welche sich durch Makeleyen, Lieferungen oder glückliche Pachtungen u. s. w. bereichert und aus einer sordiden Niedrigkeit emporgejannert haben. Dem Rec. hat daher die Verpachtung der Domainen im Hannöverischen immer sehr gefallen, wo man die Pachtungen, gleichsam als ein öffentliches Amt, gebildeten Leuten, meistens Juristen gab, welche doch gröſstentheils weit mehr Sinn für Recht und Pflicht haben, als jene Kinder des Glücks. Die Kasse mag sich vielleicht bey einer Verpachtung an den Meistbietenden besser stehen, aber das Land gewiss nicht. Richtig ists, dass die Pächter der Adlichen noch weit mehr die Geisseln des Volks sind, und die Bemerkung, dass man die adlichen Dörfer von den königlichen gleich unterscheiden könne, dürfte als Grund für die Beybehaltung der Domainen angeführt werden können; denn gänzliche Zerschlagung aller Güter möchte weder rathsam noch auch allgemein ausführbar seyn. Unentgeltlicher Erlass aller grundherrlichen Rechte über die königlichen Bauern kann hingegen nicht ohne eine Freygebigkeit Statt finden, welche durch andere wieder übertragen werden muss, und neue Lasten nöthig macht.

Der Edelmann wird — unter N. III — nur als hauptsächlichster Güterbesitzer betrachtet, und der Vf. verweiset im Übrigen auf sein bekanntes Buch über den Geburtsadel. Das neue kaiserlich französische Statut vom 1sten März wird, so wenig es auch den bisherigen Adel begünstiget, und bey aller darin sichtbaren legislativen Weisheit, das zum Theil pöbelhafte Geschrey mancher neueren Schriftsteller, und auch manches gutgemeinte Raisonnement gegen alle positiven erblichen Vorzüge gewaltig herabstimmen, und manche bis dahin treffende Berufung und eine reichhaltige Quelle von Beyspielen hinwegnehmen. Mit vielem Rechte eifert der Vf. gegen das Creditsystem in seiner übertriebenen Missgestalt, und gegen den Güterschacher, dieses so verderbliche und zweckwidrige Unwesen. Aber auch dieses Übel ist nicht in dem preussischen Staate ausschliesslich zu Hause und nicht von da ausgegangen. In Mecklenburg, Holstein, Kursachsen, besonders in der Gegend um Leipzig war ein ähnlicher und fast noch grösserer Schwindelgeist. Unstreitig hat die ganz verkehrte Sitte, Landgüter zu einem Handelsartikel zu machen, auf den eigenen Gang, der mit dem Steigen der Kornpreise in den letzten zehn bis zwanzig Jahren Statt gefunden hat, sehr bedeutend gewirkt, und es lässt sich auch behaupten, dass es nicht ohne höchst nachtheiligen Einfluss geblieben ist, dass so viele Güter in die Hände von Kaufleuten gekommen, und dadurch so viele Gutsbesitzer von dem Geist ihrer Nachbarn, der Kaufleute, angesteckt worden sind. Dem Kaufmann geht Geld über alles, und wenn ein momentaner grosser Gewinn zu machen ist, denkt er selten an die Zukunft, und es macht ihm Freude, von einer Speculation zur anderen überzugehen. Diess verträgt sich nicht mit der Benutzung der Landgüter, einer fruchttragenden Sache. —

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Ronneburg* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Eintagsfliegen für den grossen Frosch.* Ein Roman ohne häusliche Glückseligkeit. 1805. 240 S. 8. (18 Gr.) S. 46 f. erhalten wir folgendes Geständniss von dem Vf. dieses ganz vortrefflichen Romans: „Ich war froh genug zu behaupten, seit man so viele Bande voll häuslicher Glückseligkeit geschrieben, habe sich die Summe besagter Glückseligkeit ansehnlich vermindert auf Erden, und es stehe zu besorgen, man werde sie künftig fast nur noch in Büchern antreffen. Jetzt erscheint mir das alles freylich in ganz anderem Lichte. Es hat sich, wie jedes kleine Kind im Publicum weiss, seitdem selbst eine kleine Familie um mich her krystallisirt, ganz *a la Fontain* — und warum sollt' ich's doch dem Leser verschweigen? dass ich eine Frau habe, verdanke ich nicht sowohl mir, als vielmehr einem meiner Werke, das neben vielen Schauergemälden und *s. v.* Räuberhistorien doch manchen zarten Zug von Familienglück und liebenswürdiger Häuslichkeit enthält. Nicht wahr, liebe Frau! Der Verfasser des R*** muss ein recht liebenswürdiger Mensch seyn. So sagtest du, und blicktest mit schwimmendem Auge nieder auf jenes Werklein, und wusstest nicht, dass der liebenswürdige Verfasser vor dir stand, kleine Empfindsame!" — — Was brauchen wir weiter Zeugniss?

B. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 MAY, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin und Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14ten October des Jahres* 1806. Vom Verfasser des neuen Leviathan, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So wenig es übrigens zu wünschen ist, dass eine Classe von Bürgern des Staats sich zu grosser Vortheile vor der anderen zu erfreuen habe, und dass ein Gewerbe zu sehr vor dem anderen einen grossen Gewinn gewähre: so ist doch des Vfs. Ansicht über das Agricultursystem und über die erhöheten Kornpreise, woraus er, in Verbindung mit einigen anderen, gleichsam fixen Ideen über England u. s. w., alles erklärt, dem Rec. nicht einleuchtend und höchst einseitig. Ein Gewerbe, welches den Wohlstand der bey weitem grösten und nützlichsten Classe von Menschen befördert, welches die Basis der Existenz der ganzen animalischen Welt ausmacht, welches daher unter allen Umständen, bey allem Wechsel der Dinge nothwendig bleibt, welches auf einem sicheren, gar nicht zu vertilgenden Grunde beruhet, und nicht leicht durch politische Rücksichten leiden kann, welches endlich, in Verbindung mit der Viehzucht, den wichtigsten Fabriken, den Wollen- und Leinwand-Manufacturen, vorarbeitet, ein solches Gewerbe verdient gewiss Begünstigung, und darf durch einen bedeutenden Vortheil, den es gewährt, anziehen. Zu hohe Kornpreise haben unsäglich viele Menschen gedrückt, — wer vermag das zu leugnen? — allein zu niedrige würden noch unendlich grösere, ausgebreitetere Übel, und am Ende gar Mangel nach sich ziehen. Gegen zu hohe Preise, die nicht durch eigentlichen Mangel entstehen, giebt es doch noch Hülfe. Der Staat kann, durch zweckmäfsige und weise Sperr-Anstalten, da wo der Zug im Grofsen ins Ausland geht — nicht durch jene thörichten Verbote, wo man den ertappt, der seinen ganzen Überfluss auf dem Rücken, oder auf einem Schubkarren auf den nächsten Marktort bringt, hingegen den ziehen läfst, der durch eine Reihe von Wagen und harte Thaler, hier oder dort, unten oder oben, zu imponiren weiss — dem Übel, wenn es seinen Grund in der Exportation hat, Grenzen setzen, dem Armen — wenn er Grundeigenthümer ist, und vernünftig verpachtet hat — aus seinen natürlichen Magazinen helfen, und den Staatsbeamten durch Naturalien entschädigen, während der Handwerker, der Kaufmann und der Taglöhner sich selbst zu helfen weiss, und durch das lebhaftere Verkehr, welches durch den erhöheten Wohlstand des Landmannes — der, wie man nie vergessen darf, die zahlreichste Classe von Staatsbürgern ausmacht — entsteht, ohnehin mehr gewinnt. Wie würde hingegen geholfen werden können, wenn, wegen zu niedriger Preise, der Ackerbau das nicht mehr abwürfe, was er nothwendig abwerfen muss, um im Flor zu bleiben, wenn der Bauer verarmte und nicht mehr im Stande wäre, sich die Geräthschaften, das Vieh, das er nöthig hat, anzuschaffen, die auf den Ackerbau liegenden Abgaben zu entrichten, und wenn der Capitalist sein Capital, welches ihm nicht genug mehr rentirte, diesem Zweige des Gewerbes entzöge. Welche entsetzliche Stockung würde dann entstehen, und wie bald würde nicht der Bürger in der Stadt bey den wohlfeilsten Brodpreisen verarmen!

Der Handwerker folgt in N. IV. Die Schilderung seiner Lage eröffnet der Vf. mit der Bemerkung: dass, wenn der Geldstrom sich bey einer Classe sumpfartig lagere, und nicht durch die ganze Gesellschaft hinziehe, ein Theil derselben an den Bettelstab gerathen müsse. Allein es möchte schwerlich richtig seyn, wenn der Vf. die Vermehrung der Armen den erhöheten Kornpreisen allein zuschreibt, und wenn er Berlin zum Masstab für die Vermehrung derselben annimmt. Die Vermehrung der Armen in Berlin seit Friedrich II von 6000 bis auf 20000 ist gewiss nicht einmal in den übrigen Städten des preussischen Staates so bedeutend. Und machen denn die Städte den Staat allein aus? Für die Vermehrung der Armen in allen grossen und mittleren Städten kommen sehr viele Ursachen zusammen. Der Gang, welchen der Luxus unter den Handwerksleuten genommen hat, die Schwäche unseres Zeitalters, zu leicht und auf eine unzweckmäfsige Weise Allmosen zu geben, und das unweise Streben, welches unlängst Mode war, die Volksmenge zu vermehren, dürfen dabey nicht vergessen werden. Dasselbe gilt von der Zunahme der Sterblichkeit in Berlin. Der Vf. macht es, um alle diese Übel zu verhüten, zu einer der ersten Pflichten der Regierung, das Geld in seinem Werthe zu erhalten. Billig hätte er aber auch zeigen sollen, wie das der Regie ung eines Staats, der mit anderen in Verbindung steht, und

welche nicht den ärgsten zwecklosesten Despotismus ausüben will, möglich sey. Und was ist denn der Werth des Geldes? möchte man fragen. Den Kartoffeln ist der Vf., als einer nahrungslosen, erschlaffenden Speise sehr abhold, und er dürfte wohl darin nicht ganz Unrecht haben, sobald diese mit dem Korn gar nicht zu vergleichende Frucht zur einzigen Nahrung wird. Die Klage über schlechtes Brod und Bier in Berlin macht der Policey wenig Ehre. Diese Klage führt man, besonders was das Bier angeht, in sehr vielen Städten. Ein Grund davon liegt in dem Speculiren dieser und aller gewerbetreibenden Menschen und der Handwerker, sich einen höheren Gewinn zu verschaffen, als ihr Gewerbe, redlich getrieben, abwirft. Dieses Streben ist eine Folge des Luxus und der Lebensart, die sie führen. So lange der Handwerker nur Bier trank, sich und seine Frau in selbstgemachtes Zeug kleidete, einen hölzernen Schemel und Ruhebette zu seiner Bequemlichkeit hatte, zu Fuss aufs Land ging und seine Bedürfnisse einhandelte, höchstens nur des Sonntags ins Wirthshaus ging, an den Wochentagen hingegen zum Feyerabend seinen Garten bestellte, den Tagelöhner im Hause machte und seinen Schemel selbst zusammenschlug, war ein mäsiger Gewinn nicht nur zu seiner Erhaltung hinreichend, sondern es blieb auch noch ein Sparpfennig übrig, und er lieferte ohne alle Aufsicht der Policey gute Waare. Jetzt hingegen, da jeder Handwerker mit Weib und Kind Kaffee, Brantewein und wohl gar Wein verlangt, da sich in jeder Stube ein Kanapee findet, da Herr und Frau wie Damen und Hofleute gekleidet seyn und jede Mode mitmachen wollen, da sie jeden Nachmittag und Abend — und das ist das schlimmste — in ihre Gesellschaft gehen, ihre Casino's, Piquenique's und Ressourcen haben, und des Sonntags eine Landpartie machen, da der Mann die Schaufel und das Beil in die Hand zu nehmen und die Frau das Kindermädchen zu machen sich schämen, und statt einen Abendsegen zu lesen, im Modejournal lesen, kann der Gewinn, wie ihn das Handwerk und Gewerbe, wenn es rechtlich geführt wird, abwirft, nicht mehr hinreichen, und man sucht durch Übertheurung und schlechte Waare den grösseren Bedarf wieder einzubringen. Hierin liegt der Grund der Verarmung der Handwerker und gewerbetreibenden Menschen und der Verfall der Gewerbe selbst, weit mehr, als in der Erhöhung der Preise der ersten Bedürfnisse. Die Erhöhung des Preises der Arbeit und der Waaren, die sich allenthalben findet, steht mit den Fruchtpreisen ziemlich im Verhältniss, und wenn diese Preise auch nicht so schnell steigen, so fallen sie auch dagegen *nie* in dem Verhältniss als die Früchte. Es arbeitet daher der Handwerker schlecht, um kürzere Zeit arbeiten zu dürfen, und doch eben so viel zu produciren als vorher, und um mehr Zeit zu seinen Vergnügungen zu gewinnen. Der Satz von dem er ausgeht, muss daher nicht heissen: *ich kann keine bessere Arbeit geben, weil ich sonst zu Grunde gehen würde*; sondern, *weil ich sonst meine Lebensart nicht fortsetzen kann*. Für eine Regierung ist es aber sehr schwer, ja fast unmöglich, dem Übel zu wehren. Freygebung der Gewerbe wird zwar manche Klage des Publicums über schlechte Bedienung von Seiten der Handwerker heben, aber dem Übel nicht ganz abhelfen, und noch weniger fürs erste der Verarmung Einhalt thun. Wenn daher auch alles, was der Vf. über das Handwerkswesen sagt, wahr ist, und leider auch ausserhalb Preussen seine Bestätigung findet: so sind doch gewiss die Ursachen, die er dafür angiebt, keineswegs die einzigen, ja nicht einmal die hauptsächlichsten, und nicht die Regierungen sind im Stande ihnen abzuhelfen, sondern das Volk selbst. Eben so wenig darf man es als die eigentliche Folge irgend eines Systems ansehen, wenn die Mode und der Gang, den der Luxus unter den wohlhabenden und höheren Ständen genommen hat, hier Verarmung nach sich zieht, und dort Wohlstand verbreitet, und wenn man daher jetzt wohlhabende Sattler, Wagenmacher und Schreiner findet, statt dass man ehedem wohlhabende Zinngiesser, Knopfmacher und Tapetenwirker antraf. Diess ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der Dinge. Eben so wenig ist das Agricultursystem allein die Ursache des armseligen Zustandes, in welchem sich die Bewohner der Gebirgsgegenden, wo die Fabriken zu Hause sind, befinden. Die Lage der Arbeiter für grosse Fabriken ist allenthalben armselig, und nirgends ist der Wohlstand des gemeinen Mannes in Fabrikorten mit dem in Ackerbau treibenden Gegenden zu vergleichen. Der Gewinn, den die Fabriken abwerfen, kommt lediglich in die Hände habsüchtiger Entrepreneurs, und wenn die Lage irgend einer Classe von Menschen mit den Sklaven in Amerika verglichen werden soll: so ist es die der Arbeiter für Fabriken weit mehr, als die der erbunterthänigen Bauern. Die Härte des calculirenden Kaufmanns und Fabrikherrn, der immer nur der Gegenwart lebt, ist ganz anderer Art als die des Edelmanns — nicht des Güterschacherers, — der seinen ererbten Rittersitz, auf dem er gross gewachsen ist, lieb hat, und seinen Kindern lieber ein blühendes Gut, als ein grosses Capital hinterlassen will. Unbekümmert um das traurige Loos der Menschen, durch die er bereichert worden ist, zieht der Fabrikherr, Jude oder Christ, sich zurück, wenn er genug erworben zu haben glaubt, oder wenn das Geschäft nicht mehr so viel abwirft, als er erwartet, während der Edelmann, selbst ein *glebae adscriptus*, bey seinen Bauern ausharren muss, und ihnen auszuhelfen verpflichtet ist, wenn das Unglück der Zeiten sie trifft. Rec., weit entfernt der Erbunterthänigkeit das Wort zu reden, möchte doch gern darauf hindeuten, dass auch diese Sache eine doppelte Seite habe.

Dem Handwerker folgt der Künstler. Auch die Künste sollen nur aufblühen können, wo alle feudalistischen Rechte aufhören, und ein allgemeiner Wohlstand sich findet. Dem Vf. scheint durch einen allgemeinen Wohlstand — das höchste Glück — mehr ein gewisser allgemeiner Geschmack befördert zu wer-

den, als eigentliches Künstlerwesen. Diefs erfodert einzelne sehr reiche Leute, denn diese nur sind im Stande den Fleifs, das Studium, den Silberblick, wie der Vf. sagt, und mitunter auch die Launen des Künstlers zu bezahlen. Gern giebt man es übrigens zu, dafs es für die Künste im Preussischen nicht sehr vortheilhaft war, dafs das Geld vorzüglich in den Händen der Pächter, Edelleute und Juden sich befand, deren Geschmack — wenn sie überhaupt Geschmack hatten — nicht auf Gegenstände der edleren Kunst gerichtet war. Hingegen ist der kleinliche Neid der Künstler weder auf Preussen noch auf unser Zeitalter eingeschränkt.

Der Gelehrte. No. VI. — Den Gelehrten auf Schulen und Universitäten nimmt der Vf. zwar nicht alle Verdienste um die Wissenschaften, doch glaubt er, dafs sie nur selten geeignet seyn werden, die Rathgeber der Könige und Fürsten zu werden. Hingegen „die Gattung von Köpfen, welche, weil sie in dem Einzelnen und Besonderen nie ihre Befriedigung finden, durch eine ihnen angeborne Kraft zu dem Allgemeinen steigen," und die man „die philosophischen Köpfe nennen kann," meint er, würden durch ihren Umgang den Fürsten sehr nützlich werden; auch sey, „jemehr sie das Ganze der Gesellschaft mit ihren Gedanken umfafsten, die Ähnlichkeit desto gröfser, die ihre Beschäftigung mit der Bestimmung des Fürsten habe." Was man, um die Macht von der Einsicht zu trennen, über den himmelweiten Unterschied der Theorie und Praxis schwatze, sey schlecht ersonnen, eine gute Praxis könne nur aus richtiger Theorie hervorgehen. Der Philosoph beschäftige sich mit der Verbesserung der Theorie, und er erfülle seine ganze Bestimmung nur dann, wenn er die Resultate seines Nachdenkens auf diejenigen übertrage, die vorzugsweise auf das Handeln angewiesen wären. Der Philosoph und der Fürst wären also für einander vorhanden, und schon Plato habe den Staat einen glücklichen genannt, in welchem ein Philosoph auf dem Throne sitze. Es ist weder schwer, die eigentliche Tendenz dieser Einleitung zu errathen, noch das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden. Allerdings ist es vortrefflich, wenn der Fürst, dessen Rathgeber und wo möglich dessen Umgebungen Philosophen sind, d. h. gebildete Männer und Denker, die in allen Dingen das Wesen von der Form zu unterscheiden wissen, die nicht, am Herkömmlichen und an Vorurtheilen hängend, oder nach dem Neuen, Blendenden haschend, die wahren und letzten Gründe und Zwecke der politischen Einrichtungen zu begreifen und zu würdigen verstehen, Theoretiker, welche mit den Grundsätzen der Wissenschaften gründlich bekannt sind, und denen bey der Verwaltung und Anordnung der Geschäfte diese lebendig vorschweben, und die nicht blofs Praktiker durch Routine sind. Allein blofs speculirende Gelehrte, schulgerechte Systematiker, Erfinder von philosophischen oder politischen Systemen, Poeten, die die Welt nur aus ihrer Stube und aus ihrer Phantasie kennen, Sophisten, denen ihre Hypothesen lieber sind, als die hergebrachten Rechte, die, aufgestiegen zum Allgemeinen, das Besondere nicht sehen und nicht achten, die das Neue, das Frappante, das Blendende dem Alten, Einfachen und Schlichten unbedingt vorziehen, und die dem huldigend, was sie Genie und den Feuerblick desselben nennen, den gesunden, geraden Menschenverstand — des Menschen höchste Zierde — unter die Füfse treten, nur *einreifsen*, nicht *ausflicken* wollen: diese mag der Fürst hören, interessant finden, sich an ihnen ergötzen und erfreuen, aber er darf sie um des Himmels willen nicht zu Rathgebern und Führern wählen. Das System und die Praxis verhalten sich gegen einander wie der Apfelkern zur Frucht des Apfelbaumes: soll diese aus jener gedeihen, so ist eine mannichfaltige Wartung und Pflege nothwendig, hier mufs gestützt, dort mufs ein Schmarotzer-Reisig genommen werden, und ohne die Hand eines verständigen Gärtners kann die Pflanze leicht verkrüppelt werden, ehe sie eine geniefsbare Frucht trägt.

Friedrich II, sagt der Vf., bey weitem der beste unter allen guten Köpfen seiner Zeit, habe die Philosophen geliebt und gesucht, nach seinem Tode seyen sie von den Theologen verdrängt worden, nachher sey die Gunst aufs Militär verfallen. Es habe zwar an besseren Männern, welche durch grofse Einsichten hätten nützlich werden können, nicht gefehlt, man habe sie aber nicht gebraucht, höchstens habe man sie einmal zur Tafel gezogen. Die Akademie der Wissenschaften sey zu einer Versorgungsanstalt geworden. Das Bücherschreiben sey das Einzige geblieben, wodurch die philosophischen Köpfe allein noch hätten wirken können, doch hätten diesen Weg auch nur einige wenige originelle Köpfe betreten, weil jeder sich nach einem Dienst gesehnt habe. Ausländer wären dem eingebornen Gelehrten ungerechter Weise vorgezogen. Galt doch nie der Prophet etwas in seinem Vaterlande! —

Der Officiant. No. VII. Richtig bemerkt der Vf., dieser, der auf eine vor langer Zeit fixirte Summe baares Geld gesetzt ist, fühle das Mifsverhältnifs zwischen dem baaren Gelde und den Sachen am drückendsten. Einschränkung könne nur bey dem helfen, der nicht an sich schon kärglich gesetzt sey. Es müsse daher auf Vermehrung der Einnahme gedacht werden. Einige, mit vorzüglicher Kraft ausgerüstet, fänden einen legalen Weg zu ihrem Zwecke, die meisten würden mit der Tugend brechen, gegen den Staat conspiriren, und dieser müsse allmählich zusammenfallen. Diese Schilderung pafst auch auf andere Staaten. Die Folgen von dem Mifsgriff, den man bey dieser Art von Sparsamkeit begeht, werden immer sichtbarer werden, so wie die Fonds, welche wir von unseren Vätern, die unter günstigeren Umständen lebten, ererbt haben, völlig aufgezehrt sind. In der Hauptstadt Preussens, in welcher die Verdorbenheit nicht nur schon lange auf einen so hohen Grad gestiegen war, als in irgend einer Stadt Europa's, sondern wo die Verdorbenheit um so ekelhafter wurde, weil sie wiederum mit

einer Armseligkeit verbunden war, die dazu gar nicht passte, mochte die Wirkung des Übels am sichtbarsten seyn. Der unglückliche Grundsatz, dass es einer liberalen Regierung nicht anstehe, sich um das Privatleben seiner Officianten zu bekümmern, macht es auch begreiflich, dass Manche ungescheuet und öffentlich einen Luxus und ein Leben führen konnten, welches mit ihrer Einnahme und ihren sonstigen Verhältnissen gar nicht zu vereinigen stand. Der unselige Handel mit Titeln, die Theilnahme der Weiber an den Titeln der Männer, welches die Folge hat, dass die Weiber die Männer eben so des Titels wegen nehmen, als diese ihre Weiber des Geldes wegen heirathen, wird mit Recht getadelt.

Besonders wird dann noch von den preussischen Officianten bemerkt die Beschränktheit ihres Wissens, Mangel an Gemeingeist, Mangel an Kenntniss ihrer Verhältnisse zur Regierung. Harte, aber nicht unwahre, und sehr begreifliche Anschuldigungen in einem Staate, der früher und mehr, als bisher ein anderer, seine Jünglinge auf die einheimischen Anstalten bannte, und der, gleich einem gemeinen Erbedelmann, von einem ererbten Ruhm aufgeblasen war, worüber jeder vergass, was ihm Noth that.

Den Beschluss des ersten Buchs macht der Kaufmann. Der Handel macht Nationen und Individuen frey, und ist das beste Mittel, die Lasten, die uns treffen, auf andere zu werfen. Dagegen ist Concurrenz dasjenige, was ihm am meisten schadet, und daher entspringt der Hang zum Monopolisiren.

Die vornehmste Abtheilung im Preussischen waren die Geldhändler. Eine gefährliche Classe von Menschen, um so gefährlicher, wenn es Menschen sind, die kein Vaterland haben, und für die es keine Ehre und keine Schande giebt. Diess ist bey den Juden der Fall. Ihre Bedeutsamkeit war in der Hauptstadt, dem Versammlungs-Platze aller reichen Erben und Verschwender, allerdings wohl zu gross, und der Güterschacher, wobey Menschen, welche ohne Kenntniss von den kaufmännischen Geschäften, und ohne kaufmännische Verbindungen und Credit, oft grosse Summen bedurften, gab dem Juden und Advocaten, denen sie in die Hände fallen mussten, noch mehr Ansehen. Den Juden war alles tributair, und sie waren, als Inhaber des baaren Geldes auch Inhaber der grössten Fabriken, die königlichen allein ausgenommen. Ob aber mit der Verbannung der Edelleute und der Juden Preussen ein ausgebreiteteres Fabrikwesen bekommen werde, und ob dieses sehr zu wünschen ist, lässt sich sehr bezweifeln, wie man es denn auch dahin gestellt seyn lassen will, ob es nicht auch jüdische Christen gebe, und ob es in der Natur des Christen liege, dem Juden auch dann nicht zu dienen, wenn er dabey gewinnen kann?

An der vortheilhaften Handels-Bilanz zweifelt der Vf. Gewiss ist es wohl, dass die Handels-Bilanz in den meisten Fällen vortheilhafter aussieht, als sie wirklich ist. Doch ist's auch nicht zu leugnen, dass Preussen einen sehr lebhaften Handel hatte. In das System des Vfs. passt es zwar, aber es entspricht der Wahrheit nicht, dass der Ackerbau zu keiner günstigen Handelsbilanz führen könne. Worauf gründet sich denn Ägyptens, Siciliens, und zum Theil Russlands und Amerika's vortheilhafte Handels-Bilanz? Und sind nicht die meisten Artikel des Kolonial-Handels Producte des Ackerbaues?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Altenburg*, in der Schnuphasischen Buchh.: *Der Kinderfreund auf dem Lande.* Eine Wochenschrift. *Erstes bis viertes Vierteljahr.* 1804. 416 S. *Erstes Vierteljahr.* 1805. 104 S. 8. (Der Jahrg. 1 Thlr. 8 Gr.) Hr. Diac. *Hoyer* in Blankenhayn bey Weimar ist, laut der Vorrede, Redacteur dieses, von einer Gesellschaft Prediger bearbeiteten Kinderfreundes. Es soll, wenn wir den Plan kurz zusammenfassen, ein für die Landjugend nützliches Allerley aus der Völker- und Naturkunde, Technologie, Geschichte u. s. w. seyn, und nebenbey auch lehrreiche und angenehme Erzählungen und Beschreibungen nützlicher Spiele enthalten. Fast von dem allen findet sich etwas in den vor uns liegenden fünf Heften. Ob das, was hier gegeben wird, gerade das Zweckmässigste sey? Die Vf. hielten es wenigstens dafür, und Rec. will auch nicht in Abrede seyn, dass Vieles den Landkindern, die es noch nicht wussten, nützlich und angenehm seyn könne. Sonderbar ist die S. 152 gegebene Beantwortung der Frage: was heisst einen Menschen erziehen? „Ihm durch öfteren Umgang unsere Ideen und Gedanken einflössen, unsere Kenntnisse und Wissenschaften mittheilen, unsere Geschicklichkeiten und Künste anbilden, ihn gewöhnen, das zu schätzen, was wir schätzen, das zu lieben, was wir lieben, das zu thun, was wir thun." Jeder sieht, dass in dieser Angabe auch nicht eine Zeile richtig ist. Obgleich in Schriften der Art eine Genauigkeit, wie in wissenschaftlichen Werken, nicht gefodert werden kann: so ist es doch auch Pflicht des Redacteurs, offenbare Unrichtigkeiten nicht stehen zu lassen. So ist es z. B. falsch, wenn S. 47 behauptet wird: Joh. Faust, der an Erfindung der Buchdruckerkunst Antheil hat, habe zu dem Mährchen von D. Faust Veranlassung gegeben. Aus mehreren historischen Zeugnissen, besonders aus einem Briefe des Abts Tritheim von 1507, gehet hervor, dass der berüchtigte Abenteurer eine andere Person sey, als jener Faust. Er lebte später, zog in der ersten Hälfte des 16 Jahrh. in Deutschland umher, blendete durch allerhand Windbeuteleyen und magische Künste den Pöbel, und verschwand gegen 1560. Was aber von seinen Zauberkünsten erzählt wird, ist schon Jahrhunderte früher als Tradition niedergeschrieben worden. Z—d.

Leipzig, b. Crusius: *Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand* von *M. K. T. Thieme*, Rector der Schule zu Löbau. Fünfte Auflage. 1803. 182 S. 8. (6 Gr.) *Thieme's* erste Nahrung ward bald nach ihrer ersten Erscheinung, wie sie es verdiente, als ein brauchbares Lese- und Lehr-Buch zu den ersten Denkübungen und zur Erlernung nützlicher Sachkenntnisse bey dem Privatunterrichte, und in der Folge auch in öffentlichen deutschen Schulen, ja selbst durch Übersetzungen im Auslande benutzt. In der dritten Auflage, welche im J. 1794 erschien, arbeitete der sel. *Th.* nicht nur den ersten Theil ganz um; sondern er nahm auch andere beträchtliche Verbesserungen mit diesem Buche vor. Bey der 4ten Ausgabe, welche 5 Jahre nachher nöthig wurde, erhielt nur der Abschnitt über Recht und Pflicht, mit Rücksicht auf *Kants* Moralphilosophie, eine Veränderung. Die vor uns liegende 5te Ausgabe ist mit der vierten ganz gleichlautend, und wird auch in dieser Gestalt seine Nützlichkeit behaupten. Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MAY 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin und Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen, bis zum 14 October des Jahres 1806.* Vom Verfasser des neuen Leviathan u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass in den Seestädten und in einigen anderen Plätzen der Handel eine andere und bessere Gestalt gehabt habe, als in Berlin, giebt der Vf. selbst zu. Wahrscheinlich würde aber dieses ganze Capitel eine andere Gestalt erhalten haben, wenn der Vf. von dem Zustande des Handels und der Fabriken in diesen Städten, und in den preussischen Provinzen in Westphalen, die Farben seines Gemäldes hergenommen hätte. Danzigs und Hannovers Verlust hält der Vf. für nicht zu verschmerzen; Rec. wäre geneigt, diess umzukehren, und auf die Erwerbung dieser Besitzungen, besonders der letzten, anzuwenden. Es ist eine Thatsache, dass Preussen, dadurch, dass es sich von Frankreich getrennt, zu Grunde gegangen ist, es lässt sich daher dagegen nichts sagen; aber es ist doch auch Thatsache, dass Preussen sich nicht an England angeschlossen hatte, als es den vernichtenden Schlag erhielt. Will man die Ursache des Unglücks Preussens anderswo als darin suchen, dass es weder zu rechter Zeit Freund noch Feind zu seyn verstand: so muss man sie in dem Anschliessen an Russland suchen, an diesen Kolos, der eben so gut durch sein Gewicht erdrücken kann als Frankreich, aber noch lange nicht Leben genug hat, um so wie Frankreich helfen zu können.

Der Vf. eifert darüber, dass sich die Regierung der Schriftstellerey nicht mehr angenommen, und den Buchhandel nicht an sich gezogen habe. Beides ist aber begreiflich, wenn man die Producte der Schriftsteller, und sie selbst unparteyisch betrachtet. Den Vorwurf einer zu strengen Censur hätte Rec. nicht erwartet. *Ungleich* mochte vielleicht die Strenge seyn, aber die preussische Regierung liess den Schriftstellern doch mehr Freyheit als irgend eine von den grossen Regierungen des Continents. Ohne eigene Erfahrung lässt es sich aber kaum begreifen, was selbst verständige Schriftsteller für Begriffe von der Pressfreyheit haben, wie sie die Producte ihres Geistes ansehen, und was sie den Censoren manchmal zumuthen. Wie viel der Vf. den Regierungen zutraut, kann man daraus sehen, dass er der preussischen Regierung einen Vorwurf daraus macht, dass sie den Buchhandel Leipzigs nicht nach Halle gezogen habe. Als ob es so leicht wäre, einen Handelszweig an einen beliebigen Ort zu ziehen, als ihn zu verdrängen. Im Beschlusse des ersten Buchs macht der Vf. dem Kaufmanns-Stande noch den Vorwurf, er sey unpatriotisch gewesen, und sucht dieses dadurch zu beweisen, weil er verbotene; besonders englische Waaren eingeführt und zum Nachtheil der Fabriken verkauft habe. Ist dieser Grund von Gewicht: so muss man nicht nur allen Kaufleuten in der Welt, sondern einem grossen Theil der Individuen in allen Ländern, in Frankreich, England, Russland, keines ausgenommen, den Patriotismus absprechen. Das Contrebandiren hat aber ganz andere Ursachen, und dürfte zu ganz anderen Resultaten führen.

Im zweyten Buch wird zuerst das Militair beurtheilt. Wer die französische und preussische Armee gesehen hat, wird dem Vf. gern zugeben, dass Napoleon an der Spitze der preussischen Armee nicht so gut gefahren seyn würde, als an der Spitze seiner lebendigen Franzosen, und dass Friedrich Wilhelm der Dritte umgekehrt an der Spitze der französischen Armee nicht so unglücklich gewesen seyn würde, als an der Spitze seiner schwerfälligen Preussen. Aber die Tapferkeit des französischen Volks datirt sich, wie die Geschichte lehrt, nicht erst von der Revolution her, wie man nur zu oft irrig geglaubt hat.

Der preussischen Armee legt der Vf., als organisches Ganzes betrachtet, alle die Gebrechen bey, welche dem Staate selbst eigen waren. Die Idee der Erbunterthänigkeit ging eben so durch die Armeen als durch den ganzen Staat, der Soldat hatte folglich nur *Pflichten*, keine *Rechte*, der Officier hingegen nur *Rechte* und keine beschwerlichen *Pflichten*. Jene foderte keine Aussicht zur Bravour auf, diesen waren die glänzendsten Belohnungen vorgehalten. Strenge herrschte; Verdrossenheit und Langsamkeit war die Vergeltung, wodurch der Soldat das Dressiren schwer und lästig machte. Bey dem Landeskinde war die Liebe zur Heymath noch etwas — aber wenig — wirksam, den Ausländer — ein Drittel der Armee — konnte nichts fesseln, nicht der Sold, nicht die Kleidung, denn beide sicherten ihn nicht vorm Verhungern und Erfrieren. Mangel an Aussicht zum Weiterschreiten unterdrückte den Geist des Soldaten, Sicherheit der Aussichten des Officiers und angeborne Erhabenheit und Ehre unterdrückten bey diesen die innere Entwickelung und das Streben nach äch-

ter Ehre. Eine grelle, aber wahre Schilderung! Aufhebung des Adels und der Erbunterthänigkeit würde die Sache, meint der Vf., geändert haben. Aber auch ohne dieses würde viel haben geschehen können.

Die Exemtionen von der Militair-Conscription werden mit Recht getadelt. Der Staat muss entweder Niemanden zwingen, oder alle Classen mit *gleichen Aussichten*, einem *gleichen Zwange* unterwerfen. Wie thöricht, wie grausam, den Reichen, dem der Staat so viel ist, lässt man frey, und der Arme, dem der Staat nichts giebt als die Luft, die er athmet, und das Zuchthaus, wenn er bettelt, soll sein Leben hergeben! Wie inconsequent, der Soldatenstand soll der erste Stand seyn, und es ist eine Auszeichnung davon frey zu bleiben!

Auch an guten Ausbildungs-Anstalten habe es gefehlt. Wie billig tadelt der Vf. die unsinnige Einrichtung, nach welcher die Compagnie-Chefs ihre Compagnien als einen rentirenden Fonds betrachteten, wodurch natürlich aller bessere Sinn gegen den Staat verloren gehen *musste*, da das Interesse des Staats so oft mit dem des Capitains im geraden Widerspruch stand, und worin es eine Folge war, dass die Fähndriche und Lieutenants auf die Renten der künftigen Compagnie öffentlich Schulden machten, wie ein Majorats-Erbe auf sein Majorat. Es leidet jedoch keinen Zweifel, dass ohne Abschaffung des Adels und der Erbunterthänigkeit alles dieses hätte verbessert werden können, so wie es denn auch mit dem Druck der Theurung auf die Subaltern-Officiers, wenn solche, wie es seyn sollte, ledige Männer waren, nicht so arg seyn konnte, und durch bessere Vertheilung der Gagen leicht hätte abgeholfen werden können. Nicht um des täglichen Brodes willen, sondern aus innerer Erbärmlichkeit, ergaben sich daher die jungen Officiers dem Spiel, und dem sittenlosesten Wandel: diess hiessen die noblen Passionen. Ob übrigens der Adel den Krieg vorzüglich gewollt, und ob er ihn mit einer deutlichen Idee und darum gewollt, weil er seinen Untergang vor Augen gesehen, wenn die Contingenz mit England aufgegeben werden musste, möchten wir bezweifeln. So viel wir gesehen haben, und so viel aus Schriften mancher Art noch jetzt zu ersehen steht, wollten sehr viele Menschen im Preussischen und im nördlichen Deutschland aus allen Classen den Krieg, ohne eigentlich zu wissen warum? Von der einen Seite fühlte man sich im Preussischen über das, was im Jahr 1805-1806 geschehen war, und was Preussen thun musste, beschämt, von der anderen Seite hatte ein thörichter, schwindelnder Hochmuth die Menschen ergriffen, man wollte dem Nationalfeinde, den Österreichern zeigen, wie man es machen müsse, von den Franzosen nicht geschlagen zu werden, — und ward vernichtet. Man fühlte sich wie jener Invalide beschimpft, dass Napoleon die russische Infanterie die erste in Europa genannt hatte! — Wie kann man da, wo Leidenschaften sprechen, an Gründe denken!

Die Auszeichnungen waren Ehren-Medaillen für Gemeine und Unterofficiere, also Metalle; für die Officiere allein die bekannten verschiedenen Orden.

Dem Militair, dessen ganze Kraft nach aussen gerichtet war, folgt die Kirche, deren Kraft nach innen gerichtet ist. Der Vf. gesteht selbst, dass seine Ideen vielen auffallend, ja selbst anstössig seyn würden; sein Buch werde aber ohne Werth seyn, wenn er das oft Gesagte wiederholen wollte. Rec. zweifelt, dass irgend Jemand mit des Vfs. Ideen über Kirche übereinstimmen werde, ja viele dürften ihn gar nicht begreifen. Es würde uns zu weit führen, und wirklich auch von wenigem Nutzen seyn, diese Ideen, die nicht bloss paradox sind, darzustellen und zu bestreiten. Die Bestimmung der Kirche geht Ihm zu Folge dahin, *das politische System zu durchdringen*. Über die falschen Ansichten Friedrichs II von der Religion, über den Verfall derselben ist viel Wahres gesagt. Für ein falsches Mittel wird es erklärt, dass man die Kanzeln mit guten Rednern zu besetzen gesucht habe. *Bescheidenheit* ist ihm der Grundzug in dem Charakter eines protestantischen Geistlichen in politischer Hinsicht. Dann stellt er ein Ideal eines Geistlichen auf, und setzt hinzu: „Diess Ideal würde durch mich in Wirklichkeit getreten seyn, wenn das Schicksal nicht für gut gefunden hätte, mich zu einer Zeit, wo ich das Ganze der Gesellschaft weniger überschauete als gegenwärtig, aus einer Bahn zu entfernen, die meiner Neigung allzu sehr entsprach." Unsere Leser werden es von selbst fühlen, dass die *Bescheidenheit* — der Grundzug eines protestantischen Geistlichen — bey dem Vf. nicht in *Blödigkeit* und *Schüchternheit* ausgeartet ist.

Wir gehen zu einem interessantern Abschnitt, in welchem von Schulen und Universitäten gesprochen wird. Das Ganze ist durchaus nicht Schilderung des Universitäts- und Schul-Wesens im Preussischen, sondern es sind sehr allgemeine Bemerkungen über das gegenwärtige Schulwesen im Ganzen, und hauptsächlich Vorschläge zu Verbesserungen, oder eigentlicher zu Veränderungen. Der Vf. verkennt dabey den hohen Werth guter Unterrichtsanstalten und eines vollkommenen Unterrichtssystems im Mindesten nicht — wie wäre das auch möglich! — nur über die Art, wie der hohe Zweck, den diese Anstalten haben, zu erreichen sey, spricht er.

Lesen, Schreiben und Rechnen sollte jeder Mensch möglichst vollkommen in *den Elementarschulen* lernen. Sind diese Fertigkeiten erlangt, so findet der Übergang in *Bürgerschulen* Statt. Diese müssen *polytechnische Schulen* werden, worin alles, was Handwerk heisst, gelernt werden kann. Das Gleichartige, Verwandte, muss in einer Schule gelehrt werden. Dadurch würde der unselige Lehrburschenstand unnöthig oder vollkommener gemacht. In diesen Schulen müsste auch der Lehrling über alle gesellschaftlichen Verhältnisse aufgeklärt werden. Ihnen zur Seite müssten *Schulen für die bildenden Künste* und für *den Kaufmannsstand* stehen, auf welchen auch Geschichte, Geographie, Politik und moderne Sprachen gelehrt werden. Auf die *gelehrten Schulen* ge-

hört alles, was zur Grundlage der Studien auf den hohen Schulen dient. Nach diesem allerdings sehr vollständigen, und in vielen Stücken vortrefflichen Abriss will der Vf. das zusammenfassen, was er über das Schulwesen zu sagen hat, und wehe dem Schulmann, der ihm nicht beystimmt, denn diess kann nur daher rühren, „dass er über seine Bestimmung nicht nachgedacht hat, und mehr bewusstloses Werkzeug, als freyer Geist ist."

Die schlechte Beschaffenheit der Dorfschulen bringt der Vf. mit der Erbunterthänigkeit in die genaueste Beziehung, und hält übrigens die *Pestalozzi*'sche Methode für die beste, welche, wie er schon jetzt einsehe, die Welt aber vielleicht erst nach 50 Jahren einsehen werde, von allen Erfindungen des achtzehnten Jahrhunderts die allerumfassendste und grösste gewesen sey. Die Aufhebung des Erbunterthänigkeitsverhältnisses und Anlegung eines Seminariums nach der *Pestalozzi*'schen Methode scheinen ihm zwey Mittel, dem preussischen Staate schnell wieder aufzuhelfen. Werden Männer, die mit den Schwierigkeiten bekannt sind, auf welche man bey dem Unterricht der Dorfjugend so oft stösst, die es erfahren haben, wie nichts den Unterricht unterstützt, so vieles hingegen ihm geradezu entgegen arbeitet, von der besten Methode beym rohen Bauerknaben solche Wunder begreifen?

Die Elementarschulen waren, wie wohl meist allenthalben, im Preussischen höchst unvollkommen wegen ihrer Organisation, Methode und wegen der Gegenstände, welche in ihnen gelehrt wurden. Bürgerschulen — man fand sie nur in mittleren Städten — waren nicht, was sie seyn sollten, zu wenig praktisch. Schulen für bildende Künste waren nur ihrem ersten Anfange nach vorhanden. Militairschulen existirten nur für junge Leute vom Adel. — Bürgerliche Lehrer und adliche Directoren, schon dieses musste den Unterricht mangelhaft machen. Was zur physischen Erziehung, zur Bildung eines Soldaten im wahren Sinne des Wortes gehört, wurde ganz versäumt, nur auf eine gewisse Dressur für die Parade wurde hingearbeitet. Die Thorheit, kostbare adliche Cadettenhäuser, und noch unnützere Ritterakademieen zu haben, damit ja auch der Geist stiftsfähig bleibe, ist längst eingesehen. Wird diess aber helfen? Kaufmannsschulen waren bloss Privat-Entreprisen.

Über die gelehrten Schulen ist der Vf. weitläuftiger, und giebt manche beherzigenswerthe Lehren. Die Sache liegt uns am Herzen, wir wünschen, dass man den Zweck dieser Schulen nie verkenne. Dieser Zweck geht dahin, Gelehrte zu bilden — Männer, die ihren Beruf in der Bearbeitung höherer Wissenschaften finden, und entweder deren ganzes Gebiet umfassen, oder sich auf einen Theil dieses Gebietes einschränken. Der Vf. ist gegen den Gang, dass man mit dem Studium der alten classischen Schriftsteller anfängt, und dann zu den neuen übergeht; ja er scheint selbst an dem Werthe des Studiums der alten Sprachen zu zweifeln. Doch will er nicht in letzter Instanz entscheiden. In beiden Stücken hat er durchaus Unrecht, denn ohne Anmassung und ohne weiteren Beweis wagt Rec. dreist zu behaupten, dass mit der Vernachlässigung der alten Sprachen es bald um alle wahrhaft wissenschaftliche Bildung geschehen seyn wird. Sehr richtig ists dagegen, dass man auf den Schulen die Gegenstände des Unterrichts nicht zu sehr vervielfältigen dürfe, und sehr gut ists bemerkt, dass die jungen Leute klüger sind, als die Lehrer und Schulvorsteher. Die besten unter ihnen werfen sich mit ihren Meinungen auf den einen oder anderen Gegenstand, und sind rebellisch gegen alles, was man ihnen ausser demselben mit Gewalt aufdringen will. Nur aus diesen kann etwas werden, und, nach Rec. Beobachtungen, haben in der Folge ihres Lebens sich in ganz verschiedenen Fächern nur diejenigen ausgezeichnet, welche sich mit ganzer Seele auf das Studium der alten Sprachen und der alten Welt legten. Aus sehr vielen anderen, die auf neuere Sprachen und Literatur, auf Mathematik, auf historische, geographische und naturhistorische Studien verfielen, ist nichts oder etwas sehr verzärteltes geworden. Diess ist ein redender Beweis für den Werth des Studiums der alten Sprachen. Mit gleichem Rechte nennt der Vf. das moderne Bestreben, die Wissenschaften in den Sprachunterricht zu verflechten, eine Neuerung, welche über kurz oder lang wieder aufgegeben werden müsse. Gründliches tiefes Wissen, intensive Bildung, nicht vieles Wissen und extensive Bildung soll der Zweck des Schulunterrichts seyn. Die meisten berühmten Schulen, auch ausser den preussischen Staaten, können es sich daher zur Lehre dienen lassen, dass die Unterrichtsgegenstände vermindert werden müssen, wenn man nicht damit endigen will, ein Heer von Ignoranten zu bilden, deren leider ohnehin mit jedem Tage mehr werden. Als bestes Mittel gegen diese Übel empfiehlt der Vf. höchste Vorsicht bey der Anstellung der Rectoren, und dass man nicht sowohl dem Rufe der Gelehrsamkeit — der sich oft nur auf eine erbärmliche Büchermacherey gründet — als dem Bedürfnisse folgen muss, welches in dem zu besetzenden Posten liegt. Gern sagen wir mit dem Vf.: *Kein grösseres Kleinod für einen Staat, als ein vortrefflicher Schulrector.* Sein Geist erbt auf Generationen fort. „Eine Schule" — wenn sie ist, was eine Schule seyn soll, nicht bloss eine Anstalt, wo Lectionen gegeben werden — „ist ein kleiner Staat, und so wie in einem Reiche die Individualität des Monarchen beynahe beständig den Ausschlag giebt, so ist das auch immer der Fall in einer Schule" — Rec. setzt hinzu: noch weit mehr, theils weil der Schüler und Lehrer sich einander so nahe sind, theils weil die jungen Gemüther so bildsam und so anschmiegend sind — „die immer nur in so fern vortrefflich ist, als ihr Rector alles mit sich fortzureissen versteht, und keine Erbärmlichkeit empor kommen lässt."

So vortrefflich diese Gedanken über die gelehrten Schulen sind, so verkehrt — Rec. weiss kein

anderes Wort — sind des Vfs. Gedanken über die Universitäten. Hauptsächlich will er eine örtliche Vereinigung der Facultäten nicht gestatten, und meint, dass die Facultäten sich nicht sowohl gegenseitige Hülfe leisten, sondern einander vielmehr abstossen. Wenn es auch richtig ist, dass die Universitätsstädte etwas Studentenartiges annehmen: so ist das ein so grosses Übel nicht, die jungen Leute gehen nicht sowohl zur Vollendung ihrer Bildung für die Welt, als um der Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Bildung willen auf die Universitäten. Aber selbst die Weltbürgerlichkeit, welche der Student in einem gewissen Grade annimmt, ist ungleich besser, als eine steife Schulpedanterey und die ekelhafte, fade Süssigkeit junger Leute, die in der sogenannten guten Gesellschaft herumtreiben, ehe sie reif sind, und lässt weit leichter eine Correction, eine Fügung in bessere Formen zu. Ganz gegen die lehrreichsten Erfahrungen ist es aber, dass zwischen jungen Leuten, die sich verschiedenen Wissenschaften widmen, alle Berührungspuncte wegfielen, und dass es auf Kosten der Wissenschaften geschehen müsse, wenn Juristen, Theologen, Mediciner u. s. w. Freunde bleiben wollten. So unbegreiflich es daher dem Vf. scheint, dass auf diesen Punct, worin sich die Verderblichkeit der Universitäten in ihrer ganzen Stärke zeige, niemand vor ihm aufmerksam gemacht habe: so begreiflich ist es, weil die Sache ganz falsch ist. Denn abgesehen davon, dass im Ganzen die Studenten Eines Faches vorzüglich zusammen halten: so haben alle Wissenschaften, wenn sie liberal und nicht bloss mechanisch und einzig und allein nach dem Princip der Vertheilung der Arbeit getrieben werden, äusserst viel Gleichartiges und Gemeinschaftliches; unsere Universitäten erleichtern und befördern das Studium dieses Gemeinschaftlichen, was dem Menschen, als Menschen, als Bürger, als Haus- und Familien-Vater so höchst nützlich und unentbehrlich ist, auf eine vortreffliche Weise, und in den Hörsälen der Historiker, Philologen, Philosophen, Physiker, Cameralisten, Mathematiker, können daher Jünglinge von allen Facultäten hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung sammeln, zu einer Unterhaltung, die um so lehrreicher wird, weil ein jeder von den Kenntnissen seines besonderen Faches etwas zu dem Gemeinschaftlichen hinzuzuthun hat.

Die viel debattirte Frage, ob eine Universität in der Hauptstadt seyn dürfe, entscheidet der Vf. für die Hauptstadt. Dass die Zerstreuung der Hauptstadt der Ausbildung nicht schade, sucht er dadurch zu beweisen, dass in Wien u. Kopenhagen gewiss mehr Gelehrte gebildet werden, als in Göttingen, Jena und Halle. Rec. bemerkt, ohne die Wahrheit dieser Thatsache zu untersuchen, bloss: Einzelne eifrige Freunde der Wissenschaften werden den Reizen der Zerstreuung widerstehen; dagegen werden meist alle, welche nur studiren, weil es einmal so seyn muss — diese mit jedem Tage anwachsende Mehrzahl — verloren gehen, und die Lehrer selbst werden in einer Hauptstadt das nicht bleiben und werden, was sie in einer Mittelstadt sind und werden können. Das Glänzende wird bald dem Nützlichen weichen müssen, und Belletristerey wird an die Stelle des gründlichen ernsten Wissens treten.

Der Vf. will aber gar keine Universitäten. Institute für jede einzelne Facultät an verschiedenen, nach den Bedürfnissen einer jeden Wissenschaft gewählten Orten, sollen sie ersetzen. Auf solchen besonderen Schulen für jede einzelne Wissenschaft, glaubt der Vf., sey es *physisch* unmöglich, dass die Studenten sich unter einander verderben und an der Erfüllung ihrer Bestimmung hindern könnten, weil alle eine gemeinschaftliche Bestimmung hätten. Hierauf geht er die einzelnen Schulen durch, und bestimmt, was jeder eigenthümlich seyn solle. Es würde uns zu weit führen, wenn wir ihm folgen wollten. Nur die Überzeugung können wir nicht unterdrücken, dass mit der Realisirung eines Planes, wie ihn der Vf. entworfen hat, alle edlere, liberalere Geistesbildung bald verschwinden, und Einseitigkeit, Pedanterey, literarischer Eigendünkel und der elendeste Zunftgeist an deren Stelle treten würde. Lehrer und Schüler würden auf gleiche Weise leiden, weil es dem einen wie dem anderen an Hülfsmitteln und Gelegenheiten fehlen würde, durch Nachforschung, Nachfrage und Unterricht bey Männern von einem anderen Fache, seine Wissbegierde zu befriedigen, und Aufklärungen über Dinge zu erhalten, die nicht eigentlich zu seinem Fach gehören, aber doch für das Fortschreiten in demselben von der grössten Wichtigkeit sind. Wie würde, um nur eins zu erwähnen, das Studium der Geschichte vernachlässigt werden, wenn solches nicht ohne besonderen Zeit- und Kosten-Aufwand gleichsam nebenbey getrieben werden könnte, da sogar bey der jetzigen Einrichtung der König von Sachsen — eine allerdings merkwürdige Erscheinung — durch ein eigenes Gesetz das so anziehende und nützliche Studium der Geschichte hat *befehlen* müssen? Wie so mancher Landprediger, um nur Eine Classe von Gelehrten zu nennen, würde in Zukunft ein geist- und freudenloses Leben führen müssen, wenn dem Theologen — meistens Leute von beschränkten Mitteln — die Gelegenheit genommen wäre, ohne Kostenaufwand in den Hörsälen der Philosophen, Philologen, Historiker, oder Naturkundigen Schätze einzusammeln, die sie in den Stand setzten, erst als Hauslehrer sich mit der feineren Welt bekannt zu machen, und in der Folge sich selbst zu beschäftigen, ihren Kindern und den Kindern ihrer Gemeinde einen zweckmässigen Unterricht zu geben? Wie so mancher würde, zum grossen Nachtheil für die Wissenschaften und zu seinem eigenen Unglück, gar das Fach nicht finden, in welches er ganz eigentlich gehört, wenn es nicht einen Marktort gäbe, wo das sämmtliche Wissen zur freyen Wahl eines jeden ausgeboten wird? Wie trocken und geistlos würde am Ende das ganze gesellschaftliche Leben werden, wenn jeder nur auf sein Fach gebannt wäre?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

tels Ochsenfurt im Bisthum Würzburg. Ein schöner Beytrag zur Kirchenstatistik von Würzburg. Wird fortgesetzt. *Schulnachrichten aus dem Reichsritterschaftlichen in Franken, protestantischen Antheils.* Wenn alle Herren Ritter in Franken diesen Aufsatz lesen würden, könnte mancher unter ihnen in einen Beichtspiegel sehen, während andere des Lobes sich freuen dürften, das ihrer Fürsorge für eine so wichtige Angelegenheit ihrer Unterthanen, theils ausdrücklich vom Vf., theils stillschweigend, durch die Einrichtung ihrer Schulen selbst, und das eigene Bewufstseyn ertheilt wird. *Miscellen.* Gespräche eines katholischen fränkischen Pfarrers mit einem Bauer seiner Gemeinde, einige gebotene Veränderungen im äufseren Gottesdienste, und die Toleranz-Edicte betreffend. Musterhaft! — Nachricht aus Friesse von einem Spitale, das zuletzt in ein Frauenkloster verwandelt, und nun fäcularisirt worden. Ein Beytrag zur Geschichte der Klöster in Franken. *Intelligenzblatt.* Nachrichten über den Fortgang des neuen Gesangbuchs, und der während der bayrischen Regierung neu gestifteten Pfarreyen. — Sie sind meistens an Ortschaften errichtet worden, wo ehemals von den nun aufgehobenen Klöstern die Seelsorge versehen ward.

III Heft. *Abhandlungen.* A). *Unterricht, das Lesen mit der kürzesten, leichtesten und gründlichsten Methode aus unserem* (dem würzburgischen) *Schulbuche zu lehren,* vom Caplan *Fuchs.* Die Buchstaben werden mit Noten, das Lesen lernen mit dem Noten kennen lernen, das Lesen mit der Musik verglichen, und die Methode, welche beym Elementar-Unterrichte in der Musik gebraucht wird, zur Anwendung auch aufs Lesen lehren empfohlen. Ein richtig und schön raisonnirender Auffatz. Rec. freut sich, wenn man schon beym ersten Elementar-Unterricht in einer mechanischen Kenntnifs mit den Kindern raisonnirt, und dabey zugleich den Grund zu einer zunächst damit verwandten Wissenschaft legt, als beym Lesen zur Musik, beym Schreiben zur Geometrie, und zum Zeichnen, B) *Wie hat sich der Seelsorger gegen sogenannte Freygeister in seiner Gemeinde zu benehmen?* Ein gut durchdachter, und tief ins Detail gehender Beytrag zur speciellern Pastoral-Lehre; eigentlich zum Gebrauch für Landgeistliche, die es auch oft mit verschiedenen Arten von Freygeistern unter den Bauern zu thun haben. C) *Ob man aus hinlänglichen Gründen gegen den Druck so vieler Predigten eifere?* Der guten Predigten können wir nie zu viele haben, derselben Wahrheit läfst sich noch immer eine neue Ansicht abgewinnen, oder eine neue Wendung für den Gebrauch geben. Der schlechten Predigten haben wir freylich schon zu viele. Die Zahl der denkenden Prediger wird immer gröfser, die Methode zu predigen immer einfacher: so wird auch der Missbrauch, fremde Arbeit zu benutzen, und abgeborgte Gedanken vorzutragen, etwas seltener; und auf der anderen Seite giebt es noch immer Prediger, deren eigenem Denken durch das, was Andere schon gedacht haben, hie und da nachgeholfen werden muss: man lasse also immer neue Predigten drucken. Dies im Kurzen die Beantwortung. *Predigten, Katechisationen, Predigtentwürfe,* dürften, der vorhergehenden Abhandlung zufolge, wohl gedruckt werden.

Historische Nachrichten. Von der Pfarrey Nüdlingen, im Bisthume Würzburg, Landcapitel Münnerstadt. Hat für das gröfsere Publicum aufser Franken nichts besonders Merkwürdiges, aufser dafs sie von den Ortsnachbarn selbst, und zwar aus liegenden Gründen, und dem Fonds eines schon zuvor vorhandenen einfachen Mefsbeneficiums gestiftet, von dem jetzigen Pfarrer, Hn. *Rast,* durch Industrie verbessert, und in manchen Stücken zweckmäfsiger eingerichtet worden; was auch des Rec. öffentliches Lob verdient.

Mit diesem Hefte, welches den I Band beschliesst, erschien auch eine Vorrede des Vfs., worin er Entstehung, Fortgang und ferneren Plan dieses Magazins angiebt. Er war Lehrer der Rhetorik am Gymnasium, in der Folge der Homiletik an der Universität; hatte auch einige Jahre vor einer meistens aus gebildeten Zuhörern bestehenden Versammlung zu predigen: da kam er auf den Gedanken, seine Theorie der geistlichen Beredsamkeit in Abhandlungen, und die davon gemachte Anwendung in ausgearbeiteten Predigten dem Publicum mitzutheilen. So entstand schon vor einigen Jahren ein solches Magazin, an welches dieses sich anschliesst. Allmählich, was bey der Fortsetzung bestimmter Plan ist, erstreckte es sich über die ganze Pastoral-Theologie.

Der Herausgeber darf getrost fortfahren: Das Unternehmen wird vielen Nutzen stiften, und ihm Ehre bringen, wenn, woran nicht zu zweifeln, die Fortsetzung dem Anfange entspricht. E.

Leipzig, b. Voss: *Viertes Toilettengeschenk.* Ein Jahrbuch für Damen. 1808. 96 S. Querquart. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der Inhalt ist so mannichfaltig, als in den früheren Jahrbüchern. Für die *Bildung zum schöneren weiblichen Leben* ist zuerst durch einige interessante Fragmente aus der Lebensgeschichte der Damen im Morgenlande, dann durch einen etwas eintönigen Toilettensermon über das Thema: „des Weibes schönste Stelle ist der Heerd", gesorgt worden. Hierauf folgen Beyträge für die *Zeichen-* und *Tanz-Kunst.* Unter dem Artikel *Musik* macht die Übersicht von neuen und interessanten Compositionen für die musikalischen Leserinnen, unseres Bedünkens, das Hauptsächlichste [illegible]. Was *über den Geist der Tonkunst* S. 67 gesagt ist, dreht sich zu sehr in dem Kreise der Oberflächlichkeit herum. Auch der Anleitung zu *weiblichen Kunstbeschäftigungen* lassen kunstverständige Damen Gerechtigkeit widerfahren, besonders dem, was über *Strickerey* S. 75—79 bemerkt worden. Von der *häuslichen Ökonomie* ist diessmal nur wenig beygebracht, und den *Regeln zur Erhaltung* und *Vervollkommnung der weiblichen Schönheit* hätten aus den neuesten Schriften über diesen Theil der Kosmetik

von Kilian, Avenson u. a. leicht noch mehrere, zu vollkommener Befriedigung des schönen Geschlechts, hinzugefügt werden können. Wir wünschen übrigens dem Unternehmen um so mehr einen glücklichen Fortgang, da es den Leserinnen zur belehrenden Unterhaltung, und dem geschmackvollen Verleger zur Ehre gereicht. M. G.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Johnson, Robinson etc.: *The Poetical Works of John Milton, from the text of Dr. Newton: with a critical essay by J. Aikin. M. D.* Vol. I. XXXIX u. 257. S. 8. Vol. II. 245. S. Vol. III. 259 S. Vol. IV. 265 S. 8. 1801. Mit 24 Kupfern. (1 Guin. *in boards*, und 1½ Guin. schön gebunden.)

Bereits vor fünf Jahren wurde eine Kiste mit Büchern, die von England zur Anzeige in deutschen gelehrten Blättern abgesandt war, nach einem nordischen Hafen verschlagen, und in einem Magazine vergessen. Die Schicksale des Krieges sind Schuld, dass erst gegenwärtig ein Theil davon in unsere Hände kömmt. Bey weitem haben die meisten nicht Interesse genug, und sind zu sehr auf Local- und Personal-Gegenstände in Grossbritannien berechnet, deren Wichtigkeit sich längst überlebt hat. Höchstens dürften es einige vorzügliche Ausgaben von englischen und anderen Classikern seyn, die eine Ausnahme verdienen, und dahin rechnen wir denn die obige. Sind Friede und gegenseitiges Vertrauen und Verkehr der Völker in Europa erst wieder hergestellt: so wünschen und bitten wir, dass Gelehrte und Buchhändler in England, die, wie wir wissen, unsere Zeitung erhalten und lesen, fortfahren mögen, vorzügliche Werke, welche das Gebiet der Wissenschaften wahrhaft erweitern oder verschönern, zur öffentlichen Beurtheilung an das Institut der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung einzusenden.

Obige Ausgabe von *Milton* ist eigentlich ein Unternehmen der ersten Buchhändler in London, die Werke des grossen Dichters, der immer noch an der Ordnung des Tages bleibt, mit grosser Eleganz und in einem bequemen Format aus der berühmten Baldwinschen Presse hervorgehen zu lassen. Dieser Zweck ist in einem hohen Grade erreicht. Die scharfen und neuen Lettern, die Weisse und Schönheit des Papiers, die Schwärze und ganze Anordnung des Drucks, die Correctheit des Textes, zeichnen diese Ausgabe auf eine höchst ehrenvolle Weise aus. Die Kupfer sind äusserst fein und mit grosser Kunst von den ersten Kupferstechern in London, *Cooke*, *Staw*, *Thomson*, *Neagle*, *Smith* u. a. gearbeitet, obgleich hin und wieder verzeichnet.

Der erste und zweyte Band enthalten das *Paradise Lost*; nach der grossen und bekannten Ausgabe von *Newton*; jedoch ohne die Noten. In dem vorangeschickten *Essay on the poetry of Milton*, von Dr. *Aikin*, einem der elegantesten und verdientesten Schriftsteller der neueren Schule, finden wir nichts Neues; wohl aber sehr viel Treffendes und Wahres. Die chronologische Ordnung, welche darin befolgt ist, vergleicht den Dichter mit sich selbst in den verschiedenen Perioden seines Lebens, und entwickelt die allmähliche Entfaltung des unsterblichen Sängers so anschaulich, als voll Geschmack und Scharfsinn. Äusserst sparsam findet man hin und wieder eine kurz erklärende Note unter dem Text. *Groundsel* (*Groundsil*, *Grundsil*) ist von dem sassischen und niedersächsischen *Süll* (Schwelle) abzuleiten.

Der dritte Band nimmt das *Paradise Regain'd*, den *Samson Agonistes* und den *Comus* ein; und der vierte die vermischten Gedichte, so wie die sämmtlichen lateinischen.

Rec. kann diese Ausgabe nicht aus der Hand legen, ohne des sehr mässigen Preises zu erwähnen. Wo in Deutschland erhielte man für sechs Rthlr. vier solche Bände, mit solchen Kupfern, auf solchem Papier, mit solcher typographischen Schönheit und Eleganz ausgestattet? — Zehn würden unsere Buchhändler mindestens dafür fodern!! Und was wird endlich aus den ungeheuern oft so unverschämten Preisen unserer Verleger? — Der Gelehrte ohne Vermögen wird sich bald kein Buch mehr kaufen können! In England und Frankreich sind die Bücherpreise *im Ganzen gegenwärtig* unendlich billiger und niedriger. Vor einigen Jahren erhielt Rec. den Auftrag, nach beiden Ländern eine Sammlung deutscher und in Deutschland gedruckter Bücher zu senden. Wie erstaunten seine Freunde über die Rechnung, welche Schwierigkeit hatte er, zu beweisen, dass kein Irrthum vorgefallen sey! Ja, der Engländer gab sich die Mühe, über funfzig englische Bücher, sämmtlich schön gedruckt und auf schönem Papier, nebst ihren Preisen, in Masse und Qualität mit deutschen und ihren „*shameful prices*“ zu vergleichen, und — leider augenscheinlich genug! darzuthun, dass der Unterschied häufig ein Drittheil, oft die Hälfte betrug. Und dabey nun ein Disconto an Schönheit des Drucks und Papiers, der sehr zu unserer Beschämung sprach!! Lbg.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bohn: *Predigtentwürfe über die sonn- und fest-täglichen Evangelia und andere biblische Texte.* Von *Rudolph Jänisch*, Pastor an der Hauptkirche zu St. Catharinen und Scholarchen in Hamburg. 10ter Jahrg. 1806. 300 S. 8. (1 Thlr.) S. Recens. des 7ten Jahrg. 1805. No. 196.

Cassel, b. Griesbach: *Leichenpredigten*, grösstentheils bey besonderen Veranlassungen gehalten im Kirchspiele Waldkappel und Neukirchen von *Herrmann Fried. Rehm*, Metropolitan und erstem Prediger zu Neukirchen in Kurhessen. 4te Samml. 1804. 200 S. 8. (14 Gr.)

Berichtigung. In der Recension von *Soltau's* Übersetzung des Boccaccio S. 260 ist Z. 25 u. 26 die Stelle: „*Jemand zu berauben — — der zeugt von einem bösen Herzen*“ — ein Sprachfehler statt: *Jemand berauben* — “ wegzustreichen.

Monatsregister

vom

May 1808.

I. Verzeichniss der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des May.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

N e k r o l o g.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1808.

SPRACHE UND DICHTKUNST.

Göttingen, b. Dieterich: *G. A. Bürgers* Sonnette, in den letzten Ausgaben der Bürgerſchen Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

Kaum hatten *Weckherlin* und *Opiz* das Sonnet unter uns eingeführt, als *Joh. Riſt*, der ſelbſt die neue Manier verſuchte, in den Vorreden vor den *Deutſchen Muſen* und dem *Poetiſchen Luſtgarten* über ſtümpernde Reimſchmiede und Sonnetſchmiede zu klagen veranlaſst ward. Seit 18 Jahren, da *Bürger* ſeine Sonnette ausfertigte, betäubt uns von neuem ein noch immer zunehmendes Pinkepank, wobey mancher den Kopf ſchüttelt, indeſs ein anderer wie nach Sphärenmuſik aufhorcht. Wir wollen ſtracks vor die rechte Schmiede gehen, und erforſchen, was mit dem erneueten Sonnet uns geworden ſey. Gewannen wir eine durch zweckmäſsigen Verhalt einladende Form, worin ungezwängt der freudige Gedanke, wie in achilleïſcher Götterrüſtung, ſich regt, und, als höben ihn Fittige, einherſchwebt? Oder, wofern ſtatt eines freyen Gedankenſchwungs nur ein ſteifmodiſcher Schritt nach gemeſſener Klangweiſe beſchieden ward, gab wenigſtens der Sprache die gebotene Anſtrengung, wie dem Demoſthenes der Kieſel im Munde, einen geſchmeidigeren Vortrag und aushallende Vieltönigkeit?

Nicht *Bürger* eigentlich, ſondern ſein hinſchwebender Schatten, war Herſteller des verſchollenen Klinggedichts, welches unſere Alten und er ſelbſt mit den Franzoſen und Engländern *Sonnet*, in der Mehrheit Sonnette (vordem Sonnete), die Neueren hingegen nach dem Italieniſchen Sonetto, als dem angenommenen Urſprunge, *Sonett* nennen. Wie ſehr er vormals, in Begeiſterung der ewigen Muſenkunſt, ein erklärter Feind alles Modiſchen war, ſo geneigt ward er, bey verſiegender Kraft, dem Künſteln und dem Tande des Herkommens. Nachdem in Hagedorns aufblühender Zeit die Sonnetmode den Deutſchen, wie den Franzoſen und Engländern, alt und widerlich geworden war; beluſtigten ſich *Götz* (III, 43), der auch das Ringelgedicht wieder aufweckte, und *Schiebeler* und ein Ungenannter im D. Merkur 1776, den altfränkiſchen Klingelſchuh aus dem Staube hervorzuwühlen. Plötzlich kam unſerem Naturſänger die Neugier, wie wohl in der weiland galanten Schellentracht ein ehrbarer Groſsvatertanz nach alter Tabulatur ihm anſtehn möchte. Hätte doch *Bürger* vorausgeſehn, daſs nicht lauter Jünglinge, wie ſein geweiheter, ihm nachklingeln würden; ſondern ganz andere, an welchen das Sprichwort, zum Tanze gehört mehr denn ein paar rothe Schuhe, und, Krüppel will überall vorantanzen, ſich ſchauerlich bewährt hat!

Eine gegebene Form nachbilden, ehe das Wóher und Wozu uns einleuchtete, ehe die Anordnung als nothwendig und ſchön dem Verſtande und dem innigſten Gefühle ſich empfahl: iſt knechtiſche Nachäfferey. Wer den Hexameter oder den Senar in allen Regungen und Schwüngen, wer die vielfachen Tänze lyriſcher Versarten bey Alten und Neueren, oder den ſtolzen Gang der achtzeiligen Stanze, ſich aneignen will: der muſs in die Uranlage der rhythmiſchen Periode, in die Seele des lebendigen Kunſterzeugniſſes, gedrungen ſeyn; der muſs im Ganzen und im Einzelnen des Baues mit Leichtigkeit und Luſt ſchalten, und ſich ſagen können: Ich ſelbſt hätte ſo und nicht anders gebaut. Gehſt du ohne Licht und Wärme der erſten Erfindung an das Werk; ſo wirſt du, mit aller anſcheinenden Regelmäſsigkeit, einen geiſtloſen hölzernen Vers ſchaffen. Ob wohl dem Sonnet einer ſo hell auf den Grund ſehen mag, daſs, wäre es nicht erfunden, er ſelbſt es zu erfinden, und mit unwiderſtehlicher Lebenskraft zu beſeelen, ſich zutrauete? Geſtrebt habe ich, wie irgend ein anderer, nach dem Inneren der Verskunſt, und in allen mir verſtändlichen Völkerzungen die allgültigen Elemente der rhythmiſchen Zeichenſprache bis zu den Urquellen des Menſchengefühls verfolgt; man ſchmeichelt mir, daſs einige Verſuche, den Naturlaut wohlgemeſſener Harmonie aus dem Herzen zu ſprechen, nicht völlig mislungen ſeyn. Warum aber, und zu welchem Zwecke, das Sonnet gerade zweymal vier Zeilen mit zwey Reimen von beſtimmter Verſchränkung, und gerade zweymal drey mit zwey oder drey willkührlich gehäuften und verſchränkten, an einander gefügt verlange: das blieb bey der leiſeſten Aufmerkſamkeit meinen Sinnen ſo unvernehmlich, wie die myſtiſche Zahl jenes Thiers in der Offenbarung.

Das Wort *Sonnet* ſtammt von *Son*, welches im Provenzaliſchen, auch im Altfranzöſiſchen und Italieniſchen, Geſang bedeutete; wie *ſonner* und *ſonare*, ſingen, und in Melodie ſetzen. Noch *Ronſard* ſagte:

> *Et lors Jodelle heureuſement ſonna*
> *D'une voix humble et d'une voix hardie*
> *La Comédie avec la Tragédie.*

Auf gleiche Art wurden bey uns Ton und tönen ge-

brau h:. In dem altdeutschen *Boccaz* heisst es: *Dise wort Minutzo in sein geigen tönet;* und: *Es seind noch nit drei tag, die wort in den ton getönt wurden* (*che le parole si fecero e'l suono*). Demnach war *Sonnet* oder *Sonetto* ein kleiner Gesang, ein Liedchen zum Singen, gleich dem Niedersächsischen *Döneken*, *Döntje*, und dem Holländischen *Deuntje:* welches Wort, wie das Französische *Chanson*, auch für Posse genommen wird. Eine Bedeutung, die leicht unsere Sonnette sich zuziehen könnten. Weil die *Sonnette* oder *Tönchen*, der provenzalischen Truvaduren, die bey festlicher Lustbarkeit, bald einzeln, bald im Wettsange (*tenson*), zur alten Leyer oder Viole getönt wurden, meist witzelnde Liebesliedchen im Geiste der galanten Hofritterschaft waren; so nennt sie der Lehrdichter *Lafresnaie*, welchen *Richelet* anführt:

Les Sonnets amoureux des tançons Provençales.

Die Anstrengung der Wettsänger, wie in sinnreichen Gedanken, so in schwierigen Tonweisen, einander zu überkünsteln, erzeugte wohl mancherley Formen des Sonnets: wovon eine der künstlichsten, mit alter Lieblingsmelodie, Nachahmer fand, und endlich ohne Gesang, als überlieferte Kunstaufgabe, fortwucherte. An der provenzalischen Herkunft der jetzt herschenden Sonnetform läfst kein Zweifel das von Nostradamus erhaltene Gedicht des *Amalrichi*: S. Anm. zu *Sulzer*. Merkwürdig scheint mir die Erzählung eines Freundes, dafs ein junger Katalonier ihm alte Volkslieder gesungen habe, die zum Theil eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Sonnette gehabt: vermutlich Nachklänge aus der benachbarten Provence, die seit dem limosinischen Zeitalter von den gesangliebenden Berghirten gepflegt worden sind.

In Frankreich hatte schon um den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts die neue Gesangform so viel Beyfall gefunden, dafs der Graf Tibaut von Champagne, der unter Ludewig dem Heiligen schrieb, des Sonnets, als einer gewöhnlichen Dichtart, in diesem Verse gedenkt:

En maint Sonnet et mainte Recordée.

Worin nicht ein Lied überhaupt, sondern eine besonders gangbare Form desselben zu verstehen ist, wie in einem anderen Verse des alten Romans *de la Rose* aus dem Gegensatze sich ergieht:

Lais d'amour et Sonnets courtois.

Nach Italien ward die üblichste Sonnetform in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von *Guidone d'Arezzo*, dem angeblichen Erfinder, gebracht, und spielte durch viel erkünstelte Abarten umher; bis sie im vierzehnten Jahrhundert von *Petrarka*, der unter anderen Reimkünsten der Zeit sogar die Sestinen nicht verschmähete, gesetzliche Stetigkeit und eine mehr als modische Dauer empfing. Frankreich ward des Modegereims bald überdrüssig; erst im sechszehnten Jahrhundert kam das Sonnet aus Italien zurück, und sank zu einem Reimspiele der Höflinge, *Sonnet en bout-rimés* oder *en blanc*, welches mit Spott und Geringschätzung endigte. Ununterbrochenes Gedeihn fand das Sonnet in Italiens vollönender und reimreicher Sprache, und desto üppigeres, da dort zu einem fehllosen Sonnette, zwar auch Tugenden der Poesie und des Ausdrucks, aber vorzüglich wohlklingende Laute in gefälliger Abwechselung verlangt werden. Für welche Anmafsung des Klangs einigen sogar *Petrarka's* verdreheter Vers zeugen mufs:

Voi ch' ascoltate in rime sparse il suono.

Bettinelli erzählt, er habe den Ursachen, warum ein gewisses Sonnet ihn so aufserordentlich vergnüge, mit Bedacht nachgeforscht, und endlich entdeckt, dafs es von der glücklichen Mischung der Vocale und der Consonanten herrühre.

Allerdings scheint eine Versart, die viermal zwey Reime, und wieder dreymal zwey andere klingeln läfst, nicht höhere Ansprüche zu machen, als auf Klang. Daher denn, nachdem des Wortes *Sonnet* ursprüngliche Bedeutung veraltet war, der Gedanke, es bedeute ein Klanggedicht, natürlich genug aufkam. *Opiz* nächst *Weckherlin*, von welchem ein Sonnet die Jahrszahl 1616 führt, der älteste unserer namhaften Sonnetdichter, sagt 1624 in seiner Prosodie, oder dem Buche von der deutschen Poeterey: „Woher das Sonnet bey den Franzosen seinen Nah„men habe, wie es denn auch die Italiener so nen„nen, weiss ich anders nichts zu sagen, als dieweil „*sonner* klingen und wiederschallen, und *Sonnette* „eine Klingel oder Schelle heifst, difs Gedicht viel„leicht von wegen seiner hin und wieder geschrenk„ten Reime, die fast einen andern Laut, als die ge„meinen, von sich geben, also sey getauffet worden. „Und bestetigen mich in dieser Meinung etzliche Hol„länder, die dergleichen Carmina auff ihre Sprache „*Klinggedichte* heissen: welches Wort auch bey uns „kan auffgebracht werden; wiewol es mir nicht „gefallen wil."

Diesen so hingeworfenen Vorschlag genehmigte *Opizens* Freund, *Weckherlin*, in der zweyten Ausgabe seiner Gedichte 1641, wo er ein fremdes *Kling-Gedichte* mit der Jahrzahl 1638, und von sich selbst „*Etliche Sonnet oder Kling-gesang*" ausstellete. Nunmehr konnte auch der jugendliche *Filip Zesen* dem lockenden Silbertone der reinen Deutschheit nicht widerstehn. Er, der im deutschen Helicon die Opizische Dolmetschung *Klinggetichte* den Erklärungen *So nett*, so hübsch, und *Son net*, hübscher Klang, vorzog: hatte gleichwohl selbst in des Helicons zweyter Ausgabe von 1641, durchaus den Nahmen *Sonnet* behalten. Aber *Weckherlins* Vorgang gab dem noch schüchternen Sprachreiniger einen so gewaltigen Schwung, dafs er seine dem ersten Theile angehängte Erörterung des Streitigen in den *Sonneten*, welche den 19 Aprils 1641 an der Stirne trägt, schon am 19 des „*Wonnemohndes*" 1641, da ihm *Weckherlin* Wonne gebracht hatte, zu einem reindeutschen Anhange des dritten Theiles umänderte, und nicht allein den Sonneten die *Klinggedichte*, sondern allem Fremdlautenden, wie Vers, Exempel, Poetie, Fantasie, sogar in *Opizens* Worten, ein ächtes Kind der „holdsäligen" Muttersprache, oder dafür einen Wech-

selbalg, unterschob. Feyert hinfort, andächtige Verehrer des Klinggedichts, und die ihr uns Deutschklingendes für klingendes Deutsch einprediget, feyert einmütig den Tag eurer aufblühenden Herlichkeit, den neunzehnten des Wonnemohndes, und im ein- und vierzigsten Jahre jedes Jahrhunderts, so lange das Gekling anhält, ein Jubelfest!

Nicht ohne Einfluss blieb des Sonnets neue Erklärung und Verdeutschung, obgleich den Namen des *Klinggedichts* jeder bessere Nachfolger von *Opiz* und *Flemming* mied. Hätte man nach wahrhaftem Wohlklange, nach harmonischer Fügung der sämtlichen Sprachlaute gestrebt; so hätten wir durch das Sonnetspiel wenigstens Milderung der germanischen Rauhigkeit und ein gestimmteres Ohr gewonnen. Aber in *Opizens* Sinne ward blofs ein Klingen und Wiederschallen der Versendungen, ein Schellengeklingel hin und wieder geschränkter Reime, bezweckt; und dieses Geklingels, meinte man, könne das Klinggedicht nimmer zu viel haben. Schon *Flemming* erzwang durch häufigeres Zusammenschlagen ein Geläut, wie:

Dein Todt hat meinen Todt, du Todes Todt, getödtet;

und:

Die Thränen hier sind meiner Flammen Ammen.

Auch *A. Gryphius* gab, als Nebengebimmel die alte kalte Welt, und: mein Wissen und Gewissen. Vor allen wollte *Zesen* dem Klinggedichte durch das, was er Klingen und Springen nennt, volle Genüge thun, und klingelte mitunter so:

Ihr Wälder und Felder, —
Muss klagen, Leid-tragen, und zagen forthin.

Sogar ward *Enoch Hanmann*, in den Anmerkungen zu *Opizens* Prosodie 1645, durch das Beyspiel vortrefflicher Poeten, wie er sagt, zu einem Klinggedichte erhitzt, welches in jedem Verse zweymal Fall mit noch allerley all klingen läfst. Nach solchen Vorgängern erklärt der Grammatiker *Schottel* 1663 in seiner Verskunst den Wiederklang der Reime für das Wesentliche: „Es entsteht", heifst es, „das „*Klinggedicht*, oder die Klingreime, so ein Klinggedicht oder Sonnet vorstellen, aus sonderlicher Verschrenkung und gegenklingender Reimung der „Reimschlüsse." Welchem die folgenden Anweiser zur Verskunst gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts beypflichteten; bis die letzten Nachhalle des Sonnets bey nennenswürdigen, wie *Caniz*, *Amthor* und *Richey*, vor den geistreichen Melodieen *Hallers* und *Hagedorns* überall verstummten, und endlich selbst *Gottsched*, in der kritischen Dichtkunst, gegen das unnütze Spiel „dieses gezwungenen Schellenklanges" seine weit hörbare Stimme erhob.

Seltsam, dafs *Bürger*, da er das verschollene Klinggedicht uns wieder zu empfehlen unternahm, gegen *Boileau's* schneidendes Wort, *Poët.* II, 83:

— — — qu'un jour ce Dieu bizarre,
Voulant pousser à bout tous les Rimeurs François,
Inventa du Sonnet les rigoureuses loix:

d. i. den Reimern zur Qual habe der launische Apollo sich mit Erfindung des Sonnets einen Spafs gemacht, eigentlich nichts einwendete. Ihn scheint es kaum zu beunruhigen, ob die krause Reimsatzung aus fein empfindender Kunst, oder aus frostig rechnendem Künsteln herstamme, und ob der Erfolg ein harmonisches Glockenspiel, oder ein unverständliches Gebimmel sey. Das Ding, meint er, klinge doch hübsch genug, wenn nur bey gehöriger Ründung des Gedankens und des Ausdrucks, auch dafür, dafs die voll und wohl tönenden Reimwörter dem Inhalte wie unentbehrlich scheinen, gesorgt werde. Dann schlage das Sonnet mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz, und wirke durch das Hin und Herschweben seiner Rhythmen und Reime auf die Empfindung beynahe eben so, als wenn Jüngling und Jungfrau mit Grazie ein kleines Menuet tanzten. In dieser Stimmung, (worin jener Tanzmeister: Ah! was steckt alles im Menuet! ausrief), müsse er *Boileau's* Spruch für sehr wahr halten, dafs ein Sonnet ohne Fehl ein langes Gedicht werth sey. Hat *Bürger* den Spruch, den er gläubig nachspricht, auch wohl überdacht? Wenn *Boileau* das Sonnet eine *bisarre* Erfindung nennt, und, nachdem er die eigensinnige Kunstregel gelehrt, hinzufügt:

Un Sonnet sans défauts vaut seul un long Poëme.
Mais en vain mille Autheurs y pensent arriver;
Et cet heureux Phénix est encore à trouver:

wenn er am Ende die Form, als unfügsam für den hineingezwängten Sinn, mit dem Urtheil entläfst:

Pour enfermer son sens dans la borne prescrite,
La mesure est tousjours trop longue ou trop petite:

so kann er nichts anderes gemeint haben, als: Ein solcher Phönix von Sonnet, in welchem, trotz der bisarren Sonnetform, einem schönen Gedanken ein schöner Ausdruck sich genau anschlösse, würde nicht weniger Geist und Geschicklichkeit, wie ein langes Gedicht, bescheinigen; das Sonnet überhaupt tauge nicht, aber wohl dieses Sonnet; nicht der talmudische Jude im Allgemeinen, desto mehr dieser unvermauschelte, dieser redliche Israelit.

Nachdem einmal der Begriff des Sonnets, ein neues anmutiges Liedlein nach bekannter Melodey, aus dem Gedächtnisse verschwunden war; so schien endlich ein jeder Inhalt in jederley Ton, wenn nur ein nachdenklicher Schluss nicht fehlte, gleich bequem für die überlieferte Sonnetform. Wir finden italienische Sonnette für Hirten, Fischer und Seeleute, wir finden satyrische, polyphemische, pedantische, verliebte, heroische, sogar Sonnette als Briefe und Gespräche, kurz alle möglichen Sonnetspiele in dem *Sulzer*'schen Lehrbuch aufgezählt. Nicht unrecht also betrachteten unsere alten Poetiker dieses unsangbare Aftersonnet als ein künstliches Reimgebäude für einen beliebigen Stoff; nicht unrecht auch, wenn das künstliche Ding mit gesteigertem Witz ausging, erkannten *Gottsched* und *Eschenburg* eine Art Sinngedicht, einen steifförmlichen Bruder des lockeren Madrigals. Und so könnte auch der neuliche Rec. der *Haug*'schen *Anthologie*, obgleich er übrigens des Unrechts mehr, als er wollte, aufhäufte, wenigstens den Vorwurf übergangener Son-

nett-Epigramme zur Noth entschuldigen. Aber richtiger ahndete *Sulzer* die ursprüngliche Bestimmung, und erklärte das Sonnet für ein lyrisches Reimgedicht, in einer gezwungenen Form, gleich dem Bette des Prokrustes, worin der zu kurze Leib mit Gewalt ausgerückt, und der zu lange gestümmelt ward.

Unserem *Bürger* scheint das Sonnet, wie es jetzo ist, eine sehr bequeme Form, um allerley poetischen Stoff von kleinerem Umfange, womit man sonst nichts anzufangen wisse, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen: ein gleich passendes Kleid für Lyrisches und Didaktisches, ein schicklicher Rahm um kleine Gemälde, eine artige Einfassung zu allerley Bescherungen für Freunde und Freundinnen. Was das für poetischer Stoff seyn mag, mit welchem man, ohne geliehene, überall anwendbare Form, nichts anzufangen weiss! Ein poetischer Stoff, der nicht selbst, wie ein lebendiger Keim, seine natürliche Gestalt entwickelt; der, um gefällig zu seyn, in eine phantastische Modeform, wie dem tändelnden Kunstgärtner eine Gurke, sich zwängen oder ausdehnen muss! Kann eine künstliche Reimform etwas an sich ungefälliges an den Mann bringen; dann ist für die Reimschmiede gesorgt. Sie dürfen nur, was ihnen merkwürdig dünkt, Beschreibung, witzelnden Gegensatz, traumbildernde Scheinweisheit und Scheinheiligkeit, mönchische Legende und Psalmodie, ja, wenn sie wollen, Frachtbrief und Dintenrecept, in die Sonnetmache nehmen.

In der That, den gesammten Stoff der *Bürger'*schen Sonnette, etwa die komisch ernsthafte Schnurre an den jungen Aar ausgenommen, hätte früher der kraftvolle Lenorendichter schwerlich für poetischen angesehn. Man entkleide den Gedanken seines krausfaltigen Talars mit den Glöcklein am Saum, und betrachte, was hervorschlüpft. Ward ein glücklicher Stoff in eine glückliche Form von glücklicher Hand gefügt? oder findet das Sprichwort: Wie der Topf, so der Deckel! seine unerfreuliche Anwendung? Fragt euch selbst, ihr zahlreichen Freunde des Unvergleichlichen, denen noch jedes Lied seiner besseren Jahre hell im Gedächtniss schwebt, ob euch von jenen herausgepeinigten Klinggedichten mehr blieb, als eine dunkle Erinnerung! Auch das wäre schon viel, und ein Beweis, dass in der Stoppel die Ähre noch erkannt würde. Denn die meisten der nachfolgenden Sonnette, wo das Geformte, die Form und der Formende einander würdig sind, wurden sogleich, wann die Brut nur eben aus dem Ey piepte, von der schwarzgeflügelten Vergessenheit in des Undings Leere hinweggerafft; und *Boileau's* Phönix ist noch heute nicht ausgeflogen.

Offenbar ward von *Bürger* nicht für seinen poetischen Stoff eine angemessene Form gewählt, sondern für die herkömmliche Form ein Stoff, wie er sich fand, zugeschnitten. Leicht kann, wer vom Handwerk ist, ihm nachweisen: Hier hast du, wo der Gedanke überschwoll, ihn gestutzt, und hier, wo er nicht ausreichte, angeflickt. Da denn alles der Form zu Liebe geschehen ist; so möchte ich: die Liebe ist blind! meinem Freunde zurufen, und ihn mit einigen Fragen über die Form beunruhigen. Antwortete er brav; dann brächte ich der modernen Sonnetmuse zum Sühnopfer ein stattliches Klinggedicht, voll Hohns gegen den apollonischen Reigengesang. Haperte es irgendwo; dann hätte mein Freund die Wahl, entweder eine reuige Palinodie anzustimmen, oder das allerscheuseligste — nicht Klinggedicht — sondern Klappergereim von Fix oder Fax, zum Lobe des hildebrandischen Goldalters, auswendig zu lernen, und in härenem Gewande, unter Begleitung einer altdeutschen Nachtwächterschnurre, hervorzukrächzen.

Dem Tonsetzer böte das Sonnet zu einer leichtfasslichen Volksweise, wie die truvadurische gewesen sey muss, ein nicht unschickliches Verhältniss, wenn er die beiden Vierlinge mit wiederholter Melodie als ersten Theil, und den Sechsling als zweyten behandelte. Hierzu bedürften die Vierlinge nur gleichmässigen Gang; die Reime könnten, wie im französischen *Sonnet licencieux* und bey *Shakspeare*, verschieden seyn. Der Sechsling aber würde durchaus eine bestimmte, der vorigen zusagende Anordnung, und einen vernehmlichen Schluss fodern. Fühlt nun einer den Drang, nach dergleichen Modell, auch mit strenger Beobachtung viermaliger Reime, entweder ein altes Tönchen für den Gesang, oder ein neueres Klinggedicht für pathetisches Hersagen zu fertigen; immerhin! wir wollen, falls er das romantische Abentheuer glücklich besteht, seine Kraft und Lebendigkeit loben, wie *Boileau*. Aber auch dann, welches Recht hätte er, ein halsbrechendes Wagestück, das dem gewandtesten einmal glückt, zu einer Kunstregel zu erheben? welches Recht, eine so gebundene Reimsatzung von vierzehn Zeilen, für eine weit anwendbare Versart, gleich anderen rhythmischen Gebäuden, oder wohl gar für eine eigene, durch Klang bezaubernde Art von Poesie anzupreisen? Was wäre das anders, als wenn jemand, der ein Lied nach der Melodey: *Wachet auf! ruft uns die Stimme*, gemacht hätte, diese Versart zum allgemeinen Gebrauch empföhle, und vorzugsweise *Melodey* nännte? Und wie wenige Gedanken, über den langen und vielknorrichten Sonnetleisten gespannt, werden ihre natürliche Kraft entwickeln? *Haller* klagt, welche Mühe und Noth die zehnzeilige Strofe der Alpen ihm gekostet habe. Schon in der achtzeiligen Stanze merkt man den Zwang der dritten Reime sogar bey den reimreichen Italienern, nicht minder bey dem ernsthaften *Tasso*, als bey dem muthwilligen *Ariosto*, der sich gewöhnlich, wie im *bout-rimé*, durch einen Spass aushilft.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

München, b. Fleischmann: *Gemälde aus dem Nonnenleben.* Verfasst aus den Papieren der aufgehobenen bayerischen Klöster. 2te verbess. Aufl. M. K. 1808. VI u. 226 S. 8. (22 Gr.) (S. Recens. der ersten Aufl. 1808. No. 93.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JUNIUS, 1808.

SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *G. A. Bürgers* Sonnette, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es macht dem deutschen Gefühl Ehre, dass in unseren Sonnetten, zumal den älteren, eine geordnete Reimstellung vorherscht. Treuherziger Glaube an italienische Trefflichkeit vermochte nicht den Naturtrieb nach Ebenmass zu überwältigen. Bey *Petrarka*, dessen Sonnette der Italiener für die vollkommensten Muster hält, bemerkt *Fernow* in den zwey Vierlingen, ausser den harmonischen Verhältnissen der eingeschlossenen Reime: *abba*, *abba*; und der Wechselreime: *abab*, *abab*: auch diese misfälligen: *abab*, *baba*; und: *abab*, *baab*. In dem Doppeldreyling fand er bey *Petrarka* zwey symmetrische Reimfolgen: *aba*, *aba*; und: *abc*, *abc*; und, wenn drey Zweylinge gelten dürfen, noch Eine: *ab*, *ab*, *ab*: zugleich aber diese zerrütteten: *abb*, *baa*; *abc*, *bac*; *abc*, *bca*; *abc*, *cba*. Dazu fügten andere Italiener die schöneren Stellungen: *abb*, *abb*; und: *abb*, *acc*; dann diese den Absätzen des Sinns widersprechende Zweytheilung: *ab*, *ab*, *cc*: ja leider auch solchen Wirrwarr: *aba*, *abb*; *abc*, *cab*; *aba*, *cbc*. Die den schöneren gleiche Anordnung: *aab*, *ccb*; brauchte zuerst *Opiz*, als er in Heidelberg die Wolfsbrunnen besang; dann mit Vorliebe *Flemming* und *A. Gryphius*. Ungerne vermisse ich diesen Ordnungssinn im Sonnette des feinen *Boileau*, der, so nachdrücklich er strenges Gesetz, künstliche Anreihung, und verbannte Willkühr dem Sonnette befiehlt, dennoch seinem stolz schreitenden Achtlinge den fahrlässigen Sechsling: *aab*, *cbc*: nachschlottern lässt.

Aus so mancherley wesentlichen Abweichungen des Sonnets, die keiner gemeinsamen Melodie fähig sind, erhellt wohl genugsam, dass schon zu *Petrarka's* Zeit das alte truvadurische Lieblingstönchen verschollen war. Nur die gekünstelte Anlage des Baues, obgleich man den Zweck nicht wusste, nur der Leib nach entwichener Seele, begeisterte die Reimkünstler zum unsangbaren, aber wohlaussprechlichen Klinggedichte, mit beliebigen Veränderungen innerhalb des vorgemessenen Versumfangs. Der Italiener zwang in den dädalischen Nothstall seine vierzehn weiblichen Endekasillabi zusammen, der Franzose seine männlichen und weiblichen Alexandriner, der Engländer seine fünffüssigen männlichen Jambics; mit gleichem Rechte der Deutsche bald Alexandriner, bald fünffüssige Jamben und Trochäen, auch hüpfende Versarten; bald längere und kürzere jeder Art, männlich und weiblich durch einander gereimt. Ja, ich sehe nicht ein, warum man dem Italiener die Lust misgönnen will, sein vierzehnzeiliges Mass, wenn ers vermag, mit einem Schaltverse nach jedem Absatze gehäuft, zu liefern (*Sonetti coll' intercalare*); oder mehrere Sonnette kunstmässig in einen Kranz durch verschlungene Reime zu vereinigen (*Sonetti a corona*). Und warum, edle Kunstjünger, die ihr den südlichen Meistersängern so manche kurzweilige Fündlein ablauertet, warum thut ihr spröde gegen das lustige Schwanzsonnet (*Sonetto colla coda*), mit einem regsamen Zagel von einem oder etlichen Dreylingen? Macht euch daran! Wer über den Hund wegkömmt, der kömmt auch über den Schwanz!

Denn sagt, Kameraden: wozu dem Sonnette, das nicht mehr nach altem Tone zur Viole getönt werden soll, gerade die alte Zahl Vierzehn, nicht mehr, und nicht weniger? Etwa damit sich anwenden lasse das Wort von *Wernike*?

> Er schreibt ein klingelndes Sonnet,
> Wo um den Sinn der Reim in steter Irre geht,
> Bis nach der vierzehnten der Zeilen
> Die dreyzehn tummelich wie in ihr Wirtshaus eilen.

Wie? wenn wir den Achtling mit eingeschlossenen oder wechselnden Reimen einmal, durch Zufügung eines zweyzeiligen Schlusses, dem Gange der Ottava Rima annäherten? Wie? wenn einem Achtlinge in gewöhnlicher Reimstellung ein anderer Achtling folgte, der in der letzten Hälfte durch zwey gepaarte Reime, *aabb*, den Ausgang bezeichnete? Ein abstechender und bestimmter Schlussfall ist eine Hauptbedingung jedes harmonischen Versmasses, die weder hier, noch im vierzehnzeiligen Sonnette, verletzt werden dürfte. Selbst bey *Petrarka* fühlt ein gestimmtes Ohr sich unbehaglich, so oft hinter dem steif geregelten Achtlinge ein lockerer Sechsling, gleichsam müde des Zwangs, mit willkührlich gemischten Reimen einherschlendert: fast wie der virgilischen Schlange, die keck mit geblähetem Halse sich aufbäumte, nach lähmendem Schlage,

> — — der Zug des entfernteren Schwanzes
> Matt hinzuckt, und träge die äusserste Schwingung sich nachschleppt.

Endlich da *Bürger* sein Sonnet sich als ein anmutiges Menuet vorstellt; warum dürfen nicht, alle vierzehn Zeilen hindurch, zwey Reime, ein Männchen

und ein Weibchen, einander vorbeyschweben, um manierlich mit Bückling und Knix zu endigen? Nein wahrlich, kein wohlgeordnetes Menuet ist jenes rathlos hin und herschwebende Reimgeklingel, sondern eine umhertappende Blindekuh, die anfangs mit geletztem Vorschreiten den Gedanken sucht, und zuletzt ungestüm auf etwas witzhaftes mit dem Kopf anrennt.

Es bleibt, denken wir, bey *Boileaus* Ausspruch: Das heutige Sonnet ist eine grillenhafte Reimkünsteley, worin den Gedanken, ich will nicht sagen, für den Geniusflug zu kräftigen, sondern nur nicht zu verkrüppeln, auch der sinnvollste und gewandteste Metriker schwer findet. Und dieser undankbaren Mühseligkeit soll der Deutsche sich unterziehn, dem seine Ursprache, was allen romantischen Bastardinnen verboten ist, in den geisthebenden Künsten der mannigfaltigsten rhythmischen Bewegung Wettstreit mit den Griechen erlaubt? Er überlasse dem Italiener, für die weichliche Einförmigkeit seiner Wortfüsse durch Spiele des Klangs und des Reimgeklingels sich zu entschädigen.

Wenn gleichwohl einer die Mucke hat, von jenem edleren Wettstreite sich zum tändelnden Klingklangspiele zu demütigen; so unterwerfe er sich wenigstens den Bedingungen des Spiels, oder bleibe davon. Das italienische Klinggedicht erkennt, gleich der Oper und Kantate, nichts höheres, als Wohllaut des Ganzen und der einzelnen Silben, zumal der reimenden, so vieltönig und rein ihn die Sprache, nach *Bettinelli's* Ausdrucke, durch glückliche Mischung der Vokale und der Konsonanten, erreichen kann; damit, wie in einer Arie, schon die blosse Harmonie schönwallender, vom Accente gehobener Bewegungen uns einlulle mit Sirenengesang. Dem wetteifernden Deutschen liegt die Verpflichtung ob, die lieblichsten und mannigfaltigsten Laute unserer grossen Tonleiter, in des Accents und des griechisch geregelten Rhythmus fröhlichster Abwechselung, so anmutig zu verbinden, dass selbst die Musen dem geordneten Wohlklange das befremdende Reimgeklingel verzeihn würden. Nicht genug ist es, die äussere Sonnetform, und wie der Fremdling sie handhabe, zu beobachten; nicht genug, wenn jener melodisch pfeifend die Nachtigallen umher anlockt, ihm abzusehn, wie er den Mund stelle. Dadurch würde man der mechanischen Ente gleich, die mit leblosem Getriebe einige scheinbare Lebensverrichtungen hervorbringt. Wer ängstlich nur den Vortheilen des Italieners nachringt, nicht, durch eigene Vortheile ihn zu überwältigen, das freudige Vertrauen hegt: den hat seine folgsame Natur vielleicht dem Ritter der Dame Italia zum Schildknappen bestimmt, nimmermehr zum tapferen Vorkämpfer der teutonischen Sprachgöttin.

Ich weiss nicht, ob noch ein anderes Volk auf der Erde wohnt, das, wie das unsrige, die Tugenden seiner Sprache, und was mit der Sprache zusammenhängt, zu verkennen, ja herabzuwürdigen, und die Laute verfeinerter Ausländer mit uneingeschränkter Bewunderung zu erheben, und nachzulallen, von leichtsinnigen Obwaltern sich gewöhnen liess.

> O glückseliges Volk, wenn eigenes Gut du erkenntest!

deinen unkindlichen Söhnen, den eigentlich genannten Maulaffen, möchte ich den horazischen Unwillen entgegenschütten:

> Ihr nachahmende Heerd', ihr Lastvieh! o wie so oftmals
> Galle mir, oft ein Gelächter, erregt hat euer Getümmel!

hätten nur nicht unter den Schwarm selbst einige der Edleren sich gemengt. Auch mein Freund *Bürger* gesellte sich zu den vornehmen Verächtern der Muttersprache, denen sie einst durch *Klopstock* den milden Verweis ausfertigte:

> Ulfo, du dauerst dich, dass du mich schreibst. O wenn du mich kenntest,
> Nicht leid thäte dir das. Ulfo, du dauerst mich auch.

Damit das verdiente Ansehen solcher Misurtheiler, welche die Schuld des verfehlten Wohlklangs nicht eigener Sorglosigkeit, sondern dem Starrsinn der Sprache, zur Last legen, nicht unseren, bereits schwachen Gemeingeist, das letzte Pfand der Selbständigkeit, vollends austilge; so sey mir erlaubt, bey *Bürgers* Sonnetten die Erfordernisse des *Wohlklangs*, und wie weit unsere Sprache durch Reichthum und geschmeidige Bildsamkeit ihn begünstige, etwas umständlicher zu entwickeln.

Hat eine Sprache hinlänglichen Vorrath harmonischer Stoffe für alle Regungen der Seele, vermag sie Starkes sowohl als Sanftes mit kräftig gehobenem oder gefällig hinwallendem Tone auszudrücken; so verdient sie den Namen einer wohlklingenden. Wer Rede und Gesang zu ordnen weiss, der wird dem Instrumente sein Recht schaffen, wenn auch der Stümper noch so schnarrende Mistöne heraus arbeitet. Der Wohlklang fodert, dass mannigfaltige und nicht allzu ungleich vertheilte Laute, einfache und doppelte, von mannigfaltigen Konsonanten jedes Organs, einfachen und wohlverbundenen, in klar austönende Silben begrenzt werden, und weder entblösst einander angähnen, noch überhäuft in Rauhigkeit sich verstimmen. Vor beiderley Untugenden hatten die Griechen und Römer, die nach klassischer Vollkommenheit strebten, sich vorzusehn. Sie vermieden gähnende Wortformen, wie *οιοια* und *piior*, und, wo sie nicht konnten, wenigstens Anreihungen, wie *οικαι οιος* und *quia ea eousque*. Sie umgingen die rauhen *τετυφνται* und *discessisses*; sie milderten *τετυφαθε* in *τετυφθε*, *ζευγνυνται* in *ζευγνυσι* und *exsequi* in *exequi*; sie überliessen der rohen Natürlichkeit Stellungen, wie *φορμιγξ ψαλλεται*, oder *stirps stringitur*, da Quintilians Ohr schon *ars studiorum* anstössig fand. Kein Dichter, noch selbst ein Redner, hätte vor Griechen *Κυκλωψ στυγερος*, oder *αναξ στρατου*, oder *αναξ αφαξ εξ ελικας βους*, keiner hätte vor Römern *Ajax scrutatur*, oder *victrix trux sprevit*, ungestraft anstimmen dürfen; ausser wenn absichtlich rauhe und holprichte Sätze als Schulübung für fertige Aussprache genutzt wurden (Quint. I, 1, 37.). Sogar die italiänische Sprache, der ein-

nervten Römlingin verzärtelte Tochter, die ihrer griechiſch gebildeten Kraft und Milde vereinigenden Ahnin wohllautende Worte *Neptunus*, *ſanctus*, *adverſus*, *promptus*, *damnum*, *flumen*, *plus*, *clavis* unmündig lallend in *Nettuno*, *ſanto*, *avverſo*, *pronto*, *danno*, *fiume*, *più*, *chiave*, wie die Otahitin *Cook* in *Tuti*, verwandelte: ſogar dieſe bietet nicht nur unlieblich zerflieſsende Vokale, *i miei augelli*, *io che io ho udito*; ſondern auch rauhe Wörter, *chiacchiera* (*kjakkjera*), *Cicerone* (*Tſchitſcherone*), *dargli* (*darlji*), *ſquarcio* (*ſquartſcho*), *ſguazzare* (*ſgwatzare*), und rauhe Fügungen, *il giudice giace* (*il dſchudítſche dſchatſche*), *l'acqua acque guagiù* (*l'akqua akque guadſchu*), welche der feinere Darſteller nicht mit Dank annehmen wird.

Unſere Sprache (die gut geſprochene meinen wir) darf in Mannigfaltigkeit der Vokale, da ſie ihren *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, die bald voll (*da*, *fahn*), bald gebrochen (*ha! dann*) lauten, noch die Mittellaute *ä*, *ö*, *ü*, und die doppelten *ei* (*ai*), *au*, *eu* (*äu*), und einige *oi* und *ui* zufügt, ſich nahe an die griechiſche hinſtellen. Wenigſtens weit über die italieniſche, die auſser den fünf Hauptvokalen nur den einzigen Doppellaut *uo* hat: denn in *ua*, *ue*, *ui* vor g und *q* iſt *u* ein *w*, wie in unſerem *Quelle*; *i* vor *a*, *e*, *o*, *u* iſt ein halbes Jot, wie in *Lilje*; und *ai*, *au*, *eu* werden ſo wenig, als *ae*, *ao*, *eo*, in einen gemiſchten Laut verbunden. Mit der Vertheilung unſerer Laute können wir, was die vorſchallenden Längen und Mittelzeiten betrifft, zufrieden ſeyn, mehr als die Italiener, deren *u* kaum ein Zwölftheil der Vokalſumme empfängt; in den Kürzen verſtatteten wir dem *e* ein ungebührliches Übergewicht, wovon in der Folge die Rede ſeyn wird. Befremdend iſt, weil er von *Fernow* kommt, der Vorwurf: nächſt dem *e* herſche bey uns das *i*, deſſen Gebiet wenigſtens halb ſo weit reiche; *a* und *u* ſey jedes auf ein Achttheil des Ganzen beſchränkt, *o* noch beſchränkter, *ö* aber und *ü* kaum merklich; der Doppellaute, als ganz unmerklicher, wird gar nicht gedacht (*Ital. Sprachl.* S. 66. 67). Woher einem *Fernow* die ungeheuere Misrechnung, die ſchon durch den Anfang der Bibel, oder den erſten Pſalm, oder das Vaterunſer, oder auch durch die Laute ſeiner eigenen Anklage ſich widerlegt! Wahr iſt, daſs die rohe Zeit, die unſere viellautigen Kürzen in lauter *e* umſtimmte, die vielfachen Endvokale, und ſonſt nicht wenige verſchluckt, und manches Häuflein Konſonanten kleinlaut gemacht hat. Aus *Arzat* (*ot*, *et*) ward *Arzt*; aus *Obas*, *Obaſo* ward *Obes* und endlich *Obſt*; aus *ſelb*, *ſelbo* ward *ſelbas*, *ſelbſo*, bey Luther noch *ſelbs*, dann das unliebliche *ſelbſt*, welches Harthörige ſogar in *ſelbſtſtändig* dulden, obgleich *ſelb-ſtändig* von den ſchleſiſchen Dichtern zu *Klopſtock* und *Leſſing* überging. Worte mit anfangendem Vokal oder *h*, welche den rauhen Vorgängen ſänftigen, und manches endende *e* verflöſsen können, ſind in der Sprache genug: *Selbſt hab' ich.* Auch ſchlieſsen mit einem Vokal Silben in bedeutender Anzahl: *mu-ti-ge*; Worte mit anderm als *e* ein zu geringer: *da*, *geſchah*, *ſie*, *Vieh*, *ſo*, *froh*, *du*, *Kuh*, *bey*, *drey*, *Bau*, *treu*. Nicht leicht alſo können zu viel offene Laute ſich begegnen. Zwey ungleiche ſind angenehm: *die Aue*, *ja ihr*, *ſo edel*, *drey Altäre*; auch wenn ein Beywort, oder zuweilen ein Handlungswort mit endendem *e* einen Vokal trifft: *der ſchöne Adonis*, *die roſige Ino*, *weit zitterte Athos*, *der leiſe Odem*; oder auch zwey abſtechende: *der ſchnelle Oaxes*, *der tapfre Iaſon*; vollends wo Sinn oder Rhythmus ein wenig weilt: *ſie lächelte*, *ihr floht*; oder im Hexameter: *da donnerte aus dem Gewölk Zeus.* Sogar gleicher und ähnlicher Vokale Zuſammenkunft würde ich ohne Ängſtlichkeit zulaſſen: *die ihr*, *ſo oft*, *zu ungeſtüm*, *bey einander*, *der fromme Äneas*; aber ungern: *der edle Äetes*; obgleich die Griechen nicht nur zwey gleiche, ſondern auch drey in Einem Worte zuſammenſtellen: *ῥεεθρα*, *Δαϊ*, *βοος*, *Αιαι*, *ἀαατος*, *βεβααι*. Oft wenden dergleichen Anlaute maleriſch:

> Wenn ſie, Iö! austönt, und, Iö! antwortet der Hochwald.
> Myſtiſche Nachtunholde, du Leichhuhn, und du, o Uhu!

Homers: *Λααν ανω ωθεσκε*, *ihn von der Au aufwälzend*; und Virgils: *Ter ſunt conati imponere Pelio Oſſam*; wie auch: *et foemineo ululatu*: ſind jedem bekannt.

Konſonanten haben wir ſo vielfach, als die Griechen; den Abgang ihres ζ und ϑ, wovon jenes wie *ge* (*dſche*) im Italieniſchen, dieſes wie das engliſche *th* lautete, erſetzt unſer *j* und *w*. An guter Vertheilung kommen wir ihnen gleich, nur daſs unſer *n* bey Sorgloſen ſich öfter anhäuft. Das Verhältniſs zu den Vokalen iſt für uns ungünſtig; da die Griechen etwa 9 gegen 8, und wir 9 gegen 5 brauchen. Aber mehrere Konſonanten verbinden wir leicht, wie jene; oft leichter ſogar. Schon wenn zwey in Einer Silbe vor oder nach dem Vokale verbunden ſind, iſt einer gewöhnlich ein flüſſiger (*l m n r*), ein ſogenannter Halblaut, mit welchem der Vokal anlautet: *blind*; oder ein *s*, welches unverſtimmt, wie die ſanfthauchenden *f* und *ch* fortſchwebt, weshalb der Italiener *s* und *f* (unſer *ch* fehlt ihm) den Halblauten beyzählt: *ſpähſt*, *ſtets*; oder ein ebenfalls fortſchwebendes *ſch*, deſſen einfachem Laute die Bezeichnung nicht gemäſs iſt: *Schwan*, *haſcht*, *Wunſch*; oder auch einer der gedachten Lippen- und Kehlhauche: *Pfad*, *Luft*, *Macht*; ſeltener, und nur nach dem Vokal, paaren wir zwey ſtumme: *Haupt*, *erſchrakt*. Dabey wird eine den Sprachgliedern natürliche Folge beobachtet: z. B. kein *nr*, *tf*, *tk*, *tp*. Drey anfangende Konſonanten haben wir in dieſen wenigen Verbindungen: *Sprache*, *Splint*, *Strafe*, *Zwerg*, *Pfriem*, *Pflaume*; den letzten noch kaum, weil *pf* im Anfange wie *f* zu lauten beginnt; auf das einfache *ſch* kann nur ein flieſsender oder der ſanfteſte Lippenhauch *w* folgen: *ſchmahl*, *ſchwühl*; mit *ſk* gebildete, wie *Skribent*, *Sklave*, ſind Fremdlinge. Unſere wenigen Anfänge mit *s* überbietet der Italiener mit zehn: *sbr*, *scl*, *scr*, *sdr*, *sfl*, *sfr*, *sgr*, *spl*, *spr*, *str*; oder, da in *sguardo* und *squadra* das *u* wie *w* lautet, mit zwölf. Von drey endenden Konſonanten

fliefst wenigstens einer, oder fchwebt mit Gezifch oder Hauch: *Stolz*, *ganz*, *Sturz*, *einft*, *Forft*, *Vernunft* (wo *n* wie *m* lautet), *hilft*, *Glimpf*, *Dampf*, *links*, *Nachts*, *Knirps*, *Papft*, *Axt*, *zuletzt*; zwey ftumme treffen nur in dem eingebürgerten *Markt* zufammen. In einigen folgt auf das Zifchen noch ein *t*, als vierter Konfonant, *felbft*, *Arzt*, *Angft*, *jüngft*, wo *ng* wie das franzöfifche *n* in *on* lautet. Der Ausgänge mit drey Konfonanten haben wir wenige, mit vier nur einzelne; wenn wir die willkührlich zufammengezogenen, wie *herzt*, und die mit einfach gefprochenen Doppelbuchftaben, wie *hofft* und *tappft*, abrechnen: und diefe wenigen können wir durch den Anfang des folgenden Wortes leicht fänftigen. In der Mitte werden fie fchon durch den Bau der Sprache gefänftiget: *gan-ze*, *feuf-zen*, *äch-zen*, *vernünf-tig*, *funf-zig*, *Päp-fte*, *felb-ftifch*, *äng-ftigen*, *angft-haft*; auch wenn ein weicher Buchftab folgt: *dienftbar*, *ängftlich*. Wird doch oft in der Mitte, um Vokale oder Halblaute zu unterftützen, ein eingefchobenes *d* oder *t* vom Wohlklange fogar gefodert: *ανδρος* aus *ανρος*, *prodeft*, *ahnden*, *fchaudern*, *Gehöfde*, *Läufte*, *Kenntnifs*, *öffentlich*. Gleich bequem ift in herfchenden Zufammenfetzungen mit *ent* und *durch*, felbft vor drey Konfonanten, der Übergang: *entfprechen*, *entzweyen*, *durchftrahlt*. Willkührliche, wie *fechszweigig*, *fchwarzftreifig* verbieten wir uns; und überlaffen der alten *Kunftfprache*, wie der neueren, den *Dienftzwang*, den *Axtftiel*, die *Kunftftrafse*, und andere fo halsbrechende *Kunftftücke*.

Freylich, ohne Sorgfalt in Zufammenfetzung und Anreihung können wir rauh genug werden; aber wer nicht will, der mufs gerade nicht. Meint ihr denn, dem griechifchen Volke (des römifchen nicht zu gedenken) habe die lauterfte Honigrede, gleich den Mifchungen ihrer Klaffiker, von den Lippen geftrömt? und weder anfchwellendem Gezifch, noch anderen Mistönen fey Pindar, oft mit Verdrufs, ausgewichen? Auch der wohlredende Hellene hatte von ungefchlachten Vorfahren Ausgänge geerbt, wie *φαλαγξ*, *φλεψ*, *ἁλς*, *ἑλμινς*, *σαρξ*; und Eingänge fogar, wie *βδελλα*, *πτυξ*, *φθεγμα*, *δμως*, *δνοφερος*, *θλιψις*, *θνησκω*, *τλη*, *τμητηρ*, *κτεαρ*, *μνηστηρ*, *ξυστρις*, *πνυξ*, *πτυξ*, *σκληρος*, *σπλαγχνα*, *στλεγγις*, *στριγξ*, *Σφιγξ*, *σφραγις*, *χθων*, *χνους*, *χρη*, *ψευστης*: gegen welche die unfrigen fanft und wenig find. Auch er hatte Wörter, wie *ὑσπληγξ*, *ορφνη*, *γαστρισμος*, *πορθμος*, *ασθμα*, *εσθλος*, *πληκτρον*, *ἀρκτος*, *ορθρος*, *μαρψαι*, *αρξω*, *θελξιφρων*; und zufammengefetzte, wie *εκστρεφω*, *εκσφραγιζω*, *εκσχιζω*, *εκξυλοω*, *εκψυχω*, obgleich er *ἐξπτερυγος* in *ἐξαπτερυγος*, und felbft den *Hexmeter* in einen harmonifchen *Hexameter* verwandeln durfte. Aber auch ungemilderte Übellaute benutzt manchmal Homer zum Ausdrucke des Schrecklichen; z. B. die gehäuften Zifcher und Haucher mit abftofsenden Buchftaben in dem Sturmgemälde, Odyff. IX, 70:

— — — — — — *ιστια δε σφιν*
Τριχθα τε και τετραχθα διεσχισεν ις ανεμοιο.
— — — — — — Aber die Segel,
Dreyfach zerkracht und vierfach, zerrifs fie die Wut des Orkanes.

Oder die rauh fchmetternden und würgenden Töne in der Mordhöhle des Kyklopen, Odyff. IX, 289:

Συν δε δυω μαρψας, ὡστε σκυλακας προτι γαιη
Κοπτ'· εκ δ' εγκεφαλος χαμαδις ῥεε, δευε δε γαιαν.
Deren er zween anpackt, und wie Hündelein ftracks auf den Boden
Schlug; dafs Blut und Gehirn ausfpritzete, netzend den Boden.

Merkwürdig ift, dafs die griechifchen Priefter Gebetformeln in barbarifch lautenden Worten für kräftiger hielten, feindfelige Dämonen zu befänftigen und abzuwenden (*Clem. Alex. ftr. I. p.* 339. *V. p.* 570.) Als *Branchus* die Milefier von der Peft entfündigte, befprengte er mit Lorberzweigen das Volk, und fang vor:

Μελπετε, ω παιδες, Ἑκαεργον και Ἑκαεργαν!
Kinder, den treffenden Gott fingt laut, und die treffende Göttin!

Worauf das Volk die zerknirfchende Litaney anftimmte: *Bedü*, *Zaps*, *Chthon*, *Plektron*, *Sphinx*, *Knaxzbi*, *Chthüptäs*, *Phlegmos*, *Droops!* welche fymbolifche Formeln *εφεσια γραμματα* oder Bannrunen genannt wurden. Vielleicht fteckt auch in unferer neuen Myftiker maulzwängenden Verfen ein geheimer Pfiff: durch myftifche Mistöne entweder dem Satanas oder uns anderen wehe zu thun.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Ratibor*, b. Juhr: *Das rothe Feuermännchen aus den Geifter- und Ritter-Zeiten.* 1803. 218 S. 8. (14 Gr.) Bey der geringen Kenntnifs, die wir von den Zeiten der Geifter haben, können wir nicht umhin, diefe Schrift, als einen fchätzenswerthen Beytrag, uns in nähere Bekanntfchaft mit denfelben zu bringen, dem lefeluftigen Publicum zu empfehlen. Denn was auch hie und da von Geiftern und refp. Rittern verlautet haben mag, fo hat uns doch diefes Buch die Überzeugung gegeben, dafs es eitel Tand und Lüge gewefen, und nur hier die ächte Geifter- und Ritter-Wahrheit zu fuchen fey. Die fchauerliche Kraft, die hier ihr Wefen treibt, ift ihr unverkennbares Merkmal, fo wie das plan- und grundlofe Hin- und Herwirken. Dabey empfiehlt fich das Buch auch durch feinen gebildeten und gefchmackvollen Ausdruck. So heifst es z. B. S. 66: „Hans lachte, dafs ihm der Bauch fchotterte", und auf der folgenden Seite erzählt Kaspar folgendergeftalt: „Es war nach Sonnenuntergang, als ich an jenem Gehölz, welches die vorderfte Bergkette umfchliefst, ankam. Auf einmal hörte ich ein leifches Raufchen, wie das Raufchen in den Gipfeln der Bäume, das mich aber fo wenig beunruhigte, dafs ich meinen Rappen, welcher den Braten wohl riechen mochte, denn er wollte nur immer vorwärts, den Zügel anhielt, und recht luftig zu fingen anfing. Kaspar! rief eine Stimme, dafs es krachte .... Ich blickte überall herum, konnte aber auch nicht eine Gräte von einem Menfchen erfchauen .... u. f. w." Dafs keine Verfe eingeftreuet find, ift ein Mangel, dem der Vf. bey einer neuen Auflage, die gewifs nicht aufsenbleiben wird, leicht abhelfen kann. Dafs aber unfere Anzeige von einem fo wichtigen Werke fo fpät kommt, ift gefchehen, um das Andenken an daffelbe in dem Herzen der undankbaren Mitwelt, die auch das Befte in kurzer Zeit vergifst, nicht gänzlich erkalten zu laffen.

12 X 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS, 1808.

SPRACHE UND DICHTKUNST.

Göttingen, b. Dieterich: *G. A. Bürgers* Sonnette, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen Gedichte, 1789, 1796 und 1803.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dennoch vernehmen wir nicht, dass wegen jener zerstreueten Sprödigkeiten, die der Sorgfältige durch Fügung schmeidigte oder mied, irgend ein weichlautiger Perser, oder ein perselnder Grieche, die griechische Musensprache rauh und holpericht genannt habe. An dieser Ausländerey erkrankten zuerst die Deutschen, seitdem ihre Vornehmen bald spanisch, bald italienisch und französisch, wie die Hofluft wehete, sich geberdeten. Sogar unser *Fernow*, der scharfsinnige, ward in Bewunderung des Italienischen so weit entzückt, dass, wo wir oben Verweichlichung römischer Klänge ausmerkten, er selbst „harte und rauhe Mislaute gemildert, schroffe „Übergänge der Konsonanten geebnet, und Schla„cken ursprünglicher Rohheit ausgestossen" zu sehn glaubte. Wir müssen es daher wohl verschmerzen, wenn er alle Konsonantenverbindungen, die wir zwar mit dem Römer und dem Griechen, aber nicht mit dem Italiener gemein haben, schroff und holpericht nennt; und wenn er dabey die rauhen Hauch- und Gurgellaute des *h* und *ch* (die er zwölf Blätter vorher für „sanfte Kehllaute" erkannte), und zumal, was dem Italiener fast ganz fehlet, die vielfach endenden Konsonanten, als unübersteigliche Hindernisse des Wohllautes betrachtet. Eine Warnung, keinerley Buchstab, auch nicht das sanfte *ch*, anzuhäufen, wie: *ich mich nicht*, δεχϑ' εχϑρους, ψυχην εχ' αχος χαλεπον; und nie starre Endungen an starre Anfänge zu lehnen: diese könnte uns heilsam seyn; aber jene trostlose Verurtheilung, wozu die? Ein anderer Achtungswürdiger, im Eifer für ausonischen Wohllaut, tadelte das Wort *Freundschaft*, weil in der Mitte fünf straubichte Konsonanten hervorstarrten; er bedachte nicht, dass in *amicitia* (*amitschizia*) der selbige, nur einfacher geschriebene Laut ihm für untadelhaft gelten müsse, wie sehr er auch, wenn der Italiener ihn anhäuft, Tadel verdient. So in den Wind hätte schon *Bürger*, als er unserer Sprache die Fähigkeit zum Hexameter ableugnete, sie eine rasselnde, mit Konsonanten vor und hinter den Vokalen umpanzerte genannt: gerade in der Zeit, da diese seinem schöneren Gesange so einnehmende Laute darbot.

Die vollständigste Ehrenerklärung gab *Bürger* unserer altedlen Sprache, da er ihre Fähigkeit sogar zu dem harmonischen, auf lauter Wohlklang berechneten *Sonnet* anerkannte. Ein gutes deutsches Sonnet, sagt er, kann demjenigen, der nur einigermassen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freylich leider genug hat, auszuweichen verstehet, nicht viel schwerer seyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. O hätte mein Freund, als er diese Ehrenerklärung schrieb, noch die freudige, oft mutwillige Kraft aus der Zeit jener Anklage gehabt! dann hätte er, zum Beweise, dass ein sprachkundiger Deutscher auch Wettkämpfe des Wohlklangs und des Geklingels bestehn könne, ein paar phönixhafte Sonnette ausfliegen lassen, aber gewarnt vor der nichtigen Klingelform. Jetzo werden wir sehn, dieser Sonnetmeister, dem seit 1789 mancher Gesell das Wasser, kaum Einer den Wein reichte, habe die Bedingungen des Klangspiels kecker gewagt, als, nach dem Vermögen der Sprache und seiner selbst, redlich hinausgeführt.

Keinesweges verkennen wir, wo *Bürger* mit sichtbarem Fleisse das Mishällige vermied. Dennoch ist in der Angst des Reimschmiedens ihm manches entschlüpft, was schwerlich der Italiener für Lautenklang sich gefallen lässt. Schon in den Hebungen des Verses, die am merklichsten sogar Achtlosen ins Gehör schallen, vernehmen wir allerley durch sorglose Wortfügung verschuldete Mistöne. Z. B. anhaltendes Gepiep, ohne dass etwas spielendes gemalt werden soll: *Weil diese dir gebricht, dass Liebe dich —; der Wildniss, die mich sieht —*, wo die drey letzten Worte dazu ein Reimflicken sind; *ihm ein Bild von Himmelslieblichkeit, diesem will —*; und gleich wieder, *brünstig wird das neue Bild geküsst —; vom dritten Himmel lieh —*, wo vollends der Reim es hebt; und noch gehobener, *ihrer Mienen, der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen —*. Oft piept es mit Schlangenhauch: *Mich nicht, wie überall —; nicht ich mit ihr —; dein Blick sieh über dich —*; oft mit Schlangengezisch: *zieht, bis ins Nichts —*. Anderswo hört man das *ei* schreien: *Geist in Leib und Leib in Geist —*; oder des unmutigen Uhus Laut: *Blum' und Frucht, so die Natur —*. Wenn so was in anderen Gedichten mitunter vorkäme; wir würden es überhören, wie Homers: ἑταροι οἱ οἱ —, αυτος δ' αυτ' εξαυτις —, μελινου ουδου —, μητερ εμη δυσμητερ —. Aber das grosssprecherische Klinggedicht

mufs Wort halten. Zwifchen fo einförmigem Fortdröhnen werden wir oft plötzlich durch das rauhe Saufen des gehemmten Stofswindes erfchreckt: *Licht und Luft des Himmels zu —:* welches der heiteren Wonne fo widerwärtig ift, als wenn des Gefangvogels Fittig fchön und laut tönen foll, vielleicht *wie Dodona's Hainmetall erklang?* — nein! *wie das Erz, das zu Dodona klang —;* und, was noch weniger zur Melodie einer Gefangweihe ftimmt:

Dich zum Dienft des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth —;

da das Sanftere nahe lag:

Für den Dienft Apollons } dich zu krönen,
Für Apollons Altar }
Hielt ich meinen Lorber nicht zu werth.

War ein fo nachläffiger Arbeiter befugt, feine Sprache der Unbiegfamkeit anzuklagen?

Selbft die Reime, deren vorfchallender und oft wiederkehrender Laut am forgfältigften gewählt werden mufs, find in diefen auf Klang berechneten Sonnetten häufig ein Spiel des Zufalls. Von dem, was hierüber zu fagen ift, wollen wir jetzo nur verunglückte Hebungen ausmerken: wie gleich im erften Sonnet ein viermaliges *icht* uns ankeicht; wie im zweyten das winzige *i* fiebenmal piept und zirpt; wie eben fo oft im dritten das breite *ei* mit drey ö, wozu *Sehnen* gefügt wird, und drey lifpelnden *ift*, einherleyert; wie im fünften bey lauter dünntönigem *i* und *e* plötzlich ein *Scherz* mit *Schmerz* uns entgegen fchnarrt; wie im fechften fechsmal *au*, im achten fogar achtmal *u*, Grauen und Unruhe bringt. Was? In des Griechen und des Römers tonreichen Sprachen mufste die Kunft wählen und anordnen; felbft des verzärtelten Neuitalieners Klänge vielmehr, als Sprachtöne, find zu Kunftwerken des höheren Wohlklangs nicht alle, und nicht in jeder Verbindung, brauchbar: und wir, deren einft viellautige Sprache, nach langer Verwahrlofung, manches dumpf, manches verftimmt anfpricht, wir wollen, auch wenn wir ein reinharmonifches Klinggedicht ankündigen, nicht einmal gegen den Misklang wachfam feyn, fondern gleichmütig, was und wie es in unferen Reimnöthen fich darbeut, herausgreifen und durch einander ftellen?

Nicht aber den Hebungen allein, auch den gefenkten Silben gebührt Wohlklang, fo rein und mannigfaltig ihn die Sprache vermag. Diefes überall gültige Gefetz darf in einer Dichtform, die für ein eigentliches Klanggebäude fich giebt, die ftrengfte Beobachtung fodern. Rauhen Senkungen, deren Laut im Zufammenftofs widriger Konfonante ftockt, wird jeder an lebendigen Vortrag gewöhnte Profaiker fogar, ausweichen von felbft, und dem würgenden *Eilends fprang*, und *jetzt ftrebt*, das fern hallende *Hurtig fprang*, und *nun ftrebt*, fchon mit dunkelem Gefühle vorziehn. Einiger Aufmerkfamkeit bedarfs, den eintönigen Fall der Senkungen, wo gern das zudringliche *e* fich anhäuft, entweder zu mäfsigen, oder völlig zu übertönen. Denn ehrlich gefehn, müffen wir uns, um mit Befonnenheit entgegen zu wirken, die leidige Unart unferer jetzigen Buchfprache: dafs jenes *e*, bey beträchtlichem Antheil an den Längen, auch die natürlichen Kürzen, fowohl die Silben der Abftammung: *Seel-e, Zierde, Hüg-el, Ath-em, Gart-en, auſs-en, auſs-er, Säng-er, Vier-thel, Räth-fel, ein-zeln. hölz-ern, Jug-end:* und der Umwandelung: *Wald-e (es), Wäld-er (ern), fchön-em, fchön-er-e, wohn-eft (et, ete), ge-bau-et, fing-end:* als auch die meiften untrennbaren Vorfilben *be, ent (emp), er, ge, ver, zer,* famt dem Artikel *der (des, dem, den),* und dem Fürworte *es*, mit einförmigem Laute beherfcht; und dafs die gemeine Sprechart felbft diefen Laut in den Endungen faft bis zum Verftummen abfchwächt.

Zu fo fchläfriger Eintönigkeit bequemte fich Mana's gefangreiche Sprache, die noch unter den Franken im eilften Jahrhunderte mit der griechifchen an Reichthum voller Vokale wetteiferte! *Her fragoda* (oder — *de, di, te, ti*) *fine fcalca;* und *Sie warnotin* (*an, en, on*) *unfero wingardon ethela wardos:* welch ein Hall gegen das neue Hochdeutfch: *Er fragete* (*frag'te*) *feine Knechte;* und, *Sie warneten* (*warn'ten*) *unferer* (*unf'rer*) *Weingärten edele* (*ed'le*) *Wärter!* Wie melodifch: *Inkagan louffant fcono magadi,* vor dem jetzigen: *Entgegen laufen fchöne Mägde!* Man begreift wohl, dafs Eine und die felbige Stammfprache, die in Schwedens und Norwegens heiterer Bergluft klar aus freyer Bruft und offener Kehle hallt, in Dännemarks Nebeln und Englands, gleichfam verfchnupft und unluftig, mit gemächlichem Antönen fich behilft. Anders bey unferen Vorfahren. Ihnen ward der feyerliche Hochgefang gemeinfamer Anbetung, der entflammende Kriegschor voll Väterruhms, das von Taufenden erhorchte Wort der Volksräthe, durch fremdzüngige Priefter und Gefetzlehrer allmählich gedämpft, bis der aushallende Sprachlaut zum gelaffenen Sprechtone des trägften Vokals, fchon gegen die Zeit der Minnefänger, fich herabftimmte. Ja hätte man nicht Gottes Wort wieder öffentlich in edlerem Deutfch gefungen, und laut vorgelefen, und mit Begeifterung gepredigет; auch das mundfaule *e* wäre durch alltägliches Sprechen in einen dumpf fummenden Halbton, *leben* in *leb'n*, und, was mancher Neuere der Poefie aufdrang, *wollen* in *woll'n*, ausgeartet.

Unheilbar ift leider durch uralte Verjährung diefes Eintönige der kurzen Silben mit dem läftigen *e*, und nicht überall zu lindern die nach verfchlucktem *e* anftarrende Rauhigkeit. Längft verhallte bey uns das fangbare *Herza* und *Schmerza*, deffen altdeutfcher Klang nun in Italien einheimifch ift; und fchon ward der gefchwächte Nachhall *Herze* und *Schmerze* von dem neueften Gebrauche, der mehr des Gefprächs als der Rede achtet, für allzu weichlich erklärt. Wenn einft:

— — — *ther edili Franko,*
Wifero gethanko,
Wifera redinu,

der edle Franke, weifer Gedanken, weifer Reden, volltönig ausrief: *Duva, thu nifteles in fteinlochoron:*

wir dürfen nicht einmal sagen: *Taube, du nistelest in Steinlöcheren*, was bey *Luther*, und noch in einigen Rheingegenden, erlaubt ist; nein, *nistelst* und *Löchern* fand der muckende Sprachgebrauch seiner Mundfaulheit bequem, damit der schon klanglose Endigungsvokal noch mehr von nachschleppenden Konsonanten verdumpft würde. Aber was abzustellen unmöglich ist, das kann und soll der Meister durch geschickte Anstellung unter auflösenden und abstechenden Lauten zu Wohlklang stimmen, oder im schlimmsten Falle — zurückstellen. Er wird *nistelst*, mit jenem von Pindar verabscheuten Gezisch, gegen *bauest* oder *wohnest* austauschen; er wird vom zusammengezogenen *reizet* nicht *reizt Zwietracht*, sondern *reizt Hader*, bilden; und wenn *schneits* oder *frierts*, wie *du hörst*, gesagt werden kann, nicht darum mit *schmerzts* oder *du scherzst* das Ohr peinigen. Noch höre ich den Ton, womit *Klopstock* mir Jünglinge die Lehre gab: Wenn etwas nicht klingen will; es ist nicht deutsch! sage ich; und stets bietet sich besseres.

Wie zahlreich immer die mit *e* tönenden Kürzen sind; ihren eintönigen Fall zu mäßigen, findet der Achtsame weit weniger Schwierigkeit, als er vor dem Versuch annahm. Und wenn auch einige; so wäre ja, ihr zu entfliehn oder zu erliegen, unrühmlich für den sprachkundigen Verskünstler, zumal für den stolzen Ankündiger des Klinggedichts: der, eine aus vierzehn reimreichen Zeilen ihm zugemessene Form, in unserer reimarmen Sprache, mit jedes ungefähr passenden Stoffes reinstem und harmonischem Ausdrucke genau, ohne merklichen Zwang, zu füllen, sich anheischig macht. Schon sehr beschränkt wird die Rotte des kurzen *e* durch wohlklingende Zusammenziehungen: *kennt, kommt; wagt, gleicht, hascht, trabt, blühn, sehn, nahn, drohn, hörte, brennte (brannte), gehört, entflohn, entflöhst; Bachs, Rufs, Manns, Thaus, Mays, Dings, Stahls, Herrn, Graun, Knaul, Höhn, Tändeleyn, seltne, edle, adlich, schaurig, im, am, vom, zum, zur;* und durch Weglassung am Ende: *der Kyklop, Skyth, Fäak, Auson, die Au, Höh, Thür, das Weh, Bett, dem Glück, vom Baum, im Stroh, am Meer, mit Gott, zu Dank, nah, eh, früh, heut, fern, er sah, geh, thu, schau, vertrau*. Diese den angeführten Formen mit dem Bedinge des Wohlklangs verstattete Wegwerfung des endenden *e* ist im Verse, mit den obigen Ausnahmen, Gesetz, wenn ein Vokal folgt: *die Reb' umrankt*; manchmal auch, wenn ein *h*: *steig' herab*; — *dort strebt der Gedank' hin*; selbst bey eintretender Rauhigkeit, wenn sie dem Inhalt entspricht: *Schmettr' ihn hinab!* Aber die Verschmelzung des *e*, dem ein weicher Konsonant vorangeht, stört nicht, wie mancher sich einbildet, sondern erhöht den Wohlklang; indem der Konsonant in den folgenden Vokal sanft hinüberfließen, nicht wie ein endender geschärft werden muss: *Vom Bo-d'— aufstieg, die Ro-s'- im Haar*; nicht *Baat* oder *Roost*. Auch wo ein geschärftes Abstoßen weniger empfindlich wäre, will in gebildeter Aussprache der Konsonant fortschweben, wie: *Gesäng' anhebt*, so auch: *mit Gesang' einholt*; wie, *alle Land' erhält*, eben so, *im Mund' ist Honig, Gall' im Herzen*.

Mild' und Mannkraft hall' im Lied' harmonisch,
Singen hör' auch Hellas gern teutonisch.

Es ist für Wohlklang und Rhythmus ein bedeutender Vortheil, wenn die Sprache das selbige Wort in mehreren Gestalten: *giesset, giesst, geusst; nahete schon, nahte der Feind, er naht' und stand*: den vielfachen Bedürfnissen der Darstellung gewährt.

In den nachbleibenden Endungen wird die Eintönigkeit durch den Wechsel der anhaftenden Konsonanten gemäßiget: indem das *e*, wenn es nicht offen ist, wie in *Habe*, bald mit fliessenden Konsonanten, einzelnen und wohlverbundenen, austönt: *Handel, edel, Odem, unserem, Leben, Vater, wandeln, donnern;* bald in ein schwebendes *s*, für sich oder mit fliessenden, übergeht: *schönes, Mundes, Tadels, Odems, Segens, Bruders, Handelns, Zauderns;* bald allein oder mit gutem Gefolge, in ein kräftiges *t* oder ein *d*, dem manchmal noch ein *s* nachschweben darf, sich verliert: *Kummet, redet, zweifelt, lockert, Kummets, übest, schmeichelst, dauerst, Tugend, liebend, spöttelnd, wuchernd, Abends, vollends.* Wenn wir die von *eln* und *ern* stammenden samt *ts* und *nds* abrechnen, so sind die mehrsten dieser Ausgänge den Römern, die üblichsten *en, er, es* auch den Griechen eigen. Wie förderlich eine so reiche Abwechselung dem Wohlklange sey, dies zu empfinden, vergleiche man: *dem Jünglinge säumet der Abend*, mit: *den Jünglingen eilen entgegen*; oder: *den Schleuderer flammendes Donners*, mit: *der Schleuderer flammender Donner*. Und welcher Harthörige würde den vielfachen Endungen: *obsiegete mächtigen Völkern*, die Einförmigkeit selbst einer Vokalendung vorziehn: *besiegete mächtige Reiche?* auch wenn mit *a* (*besiegeta mächtiga Reicha*), oder mit *o* zu endigen erlaubt wäre? Noch wohlklingender allerdings wäre die Mischung von beiderley Mannigfaltigkeit: *besiegota mächtigo Völker*. Aber in dem stürmischen Mittelalter verdorreten uns die meisten der Vokalendungen, die wir in die Sprache der bezwungenen Römlinge verpflanzt hatten; diesen fast alle Konsonantendungen, wofür ihnen die manchmal verstattete Wegwerfung des Vokals nach einem fliessenden Konsonanten einen kümmerlichen Ersatz gewährt. Und bey so unmännlichem Gesinge ward ihnen nicht einmal Vieltönigkeit der Vokalausgänge, sondern ein ewiges Fortsummen mit *a, e, i, o*; höchst selten mit *u*; und fast immer in der weiblichen Bewegung des Trochäus! Gleichlautende Endungen nach einander, *diese schöne Blume, meinen schönen Garten*, verhüten wir leicht, schon durch Umbeugung, *dieser schönen Blume, meines schönen Gartens*; nicht so leicht der Italiener, dem seine Gleichlauter, *una bella donna, quelle donne dotte, questo nuovo libro, i chiari antichi esempi*, durch alle Umbeugungen nachfolgen.

Neben dieser so mannigfaltigen, und, wenn der Anordner das Seinige thut, durchaus gefälligen Tragung des *e*; sind unsere Kürzen doch auch von anderen Vokalen nicht ganz verlassen. Wir haben die

einsilbigen Artikel *ein*, *die*, *das*; wir haben das *so* des Nachsatzes, und *zu* vor dem Infinitiv: wenige zwar, aber von häufigem Gebrauch. An mehrlautigen Veränderungssilben sind uns noch übrig das endende *o* der nicht seltenen *jetzo* und *desto*, auch der nicht mit *dero* und *ihro* gesunkenen *nunmehro* und *hinfüro*; ferner das eingeschaltete *o* in *Karoling*, *Teutoburg*, das *i* in *Nachtigall*, *mannigfaltig*, *Bräutigam*, das *a* in den feyerlich gebrauchten *Cheruskawald*, *Hansaburg*. Auch häufige Abwechselung bieten uns Eigennamen und Benennungen, die der Sprache durch Erbrecht oder Einbürgerung angehören, theils in Endsilben, wie *Hulda*, *Minna*, *Edda*, *Bassa*, *Lava*, *Bárbar*, *Démant*, *Túrban*, *Siegmar*, *Altan*, *Immi*, *Betti*, *Rabbi*, *Derwisch*, *Iaspis*, *Tiberis*, *Kniebis*, *Orlog*, *Alkov*, *Kondor*, *Marmor*, *Kokos*, *Senator*, *Hugo*, *Juno*, *Apollon*, *Konsúl*, *Purpur*, *Peru*, *Indus*, *Bambus*, *Onyx*, wovon mehrere durch Schwebung sich der Mittelzeit annähern; theils in tonlosen Vorsilben, wie *Vasall*, *Palast*, *Altar*, *Spinat*, *Europa*, *Idee*, *Labyrinth*, *Diadem*, *Diamant*, *Pokal*, *Husar*, *August*, *Auson*. Wer auch hier, zumal im edleren Tone der Poesie, die kraftvollen Laute zum dröhnigen *e* abschwächt, wie *Asia* in *Asien*, *Marthe*, *Marmer*, *Purper*, und *Europa's* in *Europens*, oder sogar verbeisst, wie *Assen*, *Emilje*, *Adon*, *Tacit*, *Liv*: der verliert sich in die niedrige Sprechart eben so weit, als wer die heilige *Maria* zu einer *Marie*, den Apostel *Petrus* zu einem *Peter*, die holden *Grazien* zu *Grazjen*, und den ehrsamen *Senator* samt dem hochweisen *Edukator* zu einem *Senater* und *Edukater*, oder dem vollends verpöbelten *S'nater* und *Ed'kater* herabwürdiget.

Wenn dies alles die Eintönigkeit unserer gesenkten Kürzen nur mäsigen, nicht übertönen kann; so ist die Menge viellautiger Mittelzeiten und Längen, welche häufig, zu vielfachem Behufe der Wohlbewegung, statt der Kürzen gesenkt werden, von entscheidender Gegenwirkung. Man überdenke das Gewimmel der Einsilbler, die mit allen Vokalen fast alle wohllautend, vermöge ihres untergeordneten Begriffs, die Mitte zwischen Länge und Kürze halten, durch Fügung aber und Takt entweder lang oder kurz werden: Wörtlein, wie *ich*, *du*, *sie*, *wir*, *euch*, *was*, *man*, *mein*, *zwo*, *viel*, *all*, *voll*, *kein*, *halb*, *bin*, *sind*, *war*, *hat*, *ward*, *kann*, *soll*, *muss*, *mag*, *wie*, *als*, *da*, *dann*, *wann*, *so*, *wo*, *nun*, *nur*, *schon*, *kaum*, *wohl*, *zwar*, *an*, *auf*, *bey*, *bis*, *für*, *in*, *mit*, *ohn'*, *un*, *samt*, *um*, *von*, *vor*, *nach*, *zu*, *und*, *auch*, *ja*, *gar*, *dass*, *weil*, *ob* —; oder zusammengesetzte, wie: *etwa*, *etwas*, *warum*, *daher*, *davon*, *darauf*, *hieraus*, *dorthin*, *darob*, *durchaus*, *fortan*, *ringsum*, *seitab*, *zurück*, *also*, *allhier*, *sodann*, *sofort*, *annoch*, *dennoch*, *dieweil*, *obgleich* —. Man werfe dann einen Blick auf die unzählbaren Nennwörter mit veralteten Stammsilben, wie *Schönheit*, *Artigkeit*, *Heimat*, *Heiland*, *Arbeit*, *Kleinod*, *Armut*, *Leumund*, *Hirtin*, *König*, *Dickicht*, *Häring*, *Wohnung*, *Schmetterling*, *Küchlein*, *Säumniss*, *Drangsal*, *Botschaft*, *Reichthum*; und auf die eben so unzählbaren Beywörter und Nebenwörter, wie *fruchtbar*, *einfach*, *nahrhaft*, *sonnig*, *thöricht*, *lyrisch*, *traulich*, *jähling*, *rücklings*, *heillos*, *dreymal*, *wachsam*, *jenseit*, *abseits*, *klangvoll* —. Man rechne dazu den Reichthum an einsilbigen Längen, wie *Bahn*, *wohnt*, *grün*, *heut*; und an verbundenen in allen Wortfüssen, wie *Anmut*, *darbringt*, *blutroth*, *gleichfals*, *Fürsorge*, *mislautig*, *antwortete*, *Vormittag*, *unnachahmlich*, *unausforschliche*. Und hierbey erwäge man, dass in die Senkung des Verstaktes nicht die tieftonige Länge allein, sondern, nach bestimmten Regeln, oft auch die hochtonige, gestellt werden darf, z. B. im jambischen Verse: *Anmut und Würde* —, *Halt! rief er* —; ja, dass sogar eine kräftige Mittelzeit, durch den Takt gehoben, der vorstehenden Länge die Senkung aufdringt: *Reichthum mit Weisheit* —, *dankbar in That* —, *einsame Wildniss* —, *arbeite mutvoll* —, *Krieg ist mein Lied*. Wie weit zu den schwächeren Mittelzeiten sich diese Freyheit zu erstrecken scheine, ist in der Zeitmessung gesagt worden. Das äusserste möchte seyn, im Anfange des jambischen Verses, oder nach dem Abschnitte: *Hoffnung erhält*, *Hoffnungen nährt*; *fröhlich empor*, *fröhlicher Mut*; *heimisch an Laut*; *ewig*, *o Gott*; aber nicht mehr: *heimischer Laut*, *ewige Lust*. Eher noch eine schwere Kürze am Ende des Worts: *Orfeús hinab*, *Purpúr belohnt*; aber durchaus nicht: *edlér Genoss*; viel weniger noch, wenn die leichte Kürze von zwey Längen umgeben ist: *Edlér Mut*, *reine Liebe*; welcher Zwang an *Vatér unsér im Himmelreich*, und *Wend' ab deinén Zorn*, *lieber Gott*, aus dem versknittelnden Zeitalter uns erinnert.

Ehe wir Deutschen, durch den Bau fremder Sprachen irre gemacht, die Gesetze unserer Zeitmessung, und die mannigfaltigen Verhältnisse unserer Längen, Kürzen und Mittelzeiten, zu ergründen uns zutraueten, hörten wir oft von Deutschen die Behauptung, unsere schwankende Silbenzeit verstatte zur Noth wohl gereimte Jamben und Trochäen, nicht aber des Alterthums künstlichere Versarten. Nachdem wir mit unserer Zeitmessung zu einiger Stetigkeit gelangt sind, jetzo behauptet der deutsche *Fernow* (*Ital. Spr.* S. 758): „unsere Sprache sey in der Quantität ihrer Silben viel zu bestimmt, und durch diese Bestimmtheit zu ungeschmeidig, den leicht hinspielenden Tanz des Italienischen Hendekasillabus in Stanzen und Sonnetten ganz nachzubilden". Die arme Sprache! Wenn einer, den einförmigen Gang des Jambus zu beleben, aus ihrer rhythmischen Fülle mit Auswahl Spondeen und unvollkommen verlängte Mittelzeiten und Kürzen einmischt; so entschuldigt man ihn mit der unsicheren Zeitmessung, die der reinen Jamben zu wenige darbiete. Es fügt sich dann einer der gebotenen Einförmigkeit durch ein scharf abgemessenes Klipklap; so büsst sich für den entstehenden Überdruss die allzu genaue Zeitmessung, die dem Verse lauter vorspringende Hebungen ohne die sanft verschmelzende Grazie der Kunst aufnöthige. Zu des Wohlklangs Wettkampfe darf die melodische Hesparillis mit Fug ausfodern; erröthend und kühn wird Teutona in die Schranken gehn, im Vertrauen auf die richtende Hellenis. Aber auf Künste der rhythmischen Bewegung sich einzulassen, dessen bescheide sich die liebenswürdige Sängerin!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS, 1808.

SPRACHE UND DICHTKUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *G. A. Bürgers* Sonnette, in den letzten Ausgaben der Bürgerschen Gedichte. 1789, 1796 und 1803.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Jene Einmischung von Längen und gehobenen Mittelzeiten, wenn sie nach alten Erfahrungen der Griechen geregelt wird, gewährt unseren fünffüfsigen Jamben, den Mitwerbern der italienischen Endekasillabi, einen kraftvoll schwebenden Spondeengang. Der Grieche würde den Fünffüfsler, als einen in der Mitte verkürzten Trimeter, messen, und mit veränderlichen Abschnitten gliedern, in solcher Gestalt:

⏑ — ⏑ — ⏑, — ⏑ — (. .) ⏑ —,
⏑ — ⏑ —, ⏑ — ⏑ — (. .) ⏑ —.

Oder:

⏑ — ⏑ — ⏑, — (. .) ⏑ — ⏑ —,
⏑ — ⏑ —, ⏑ — (. .) ⏑ — ⏑ —.

Im ersten, dritten und vierten Takte dürfte der Spondeus Statt finden; dem zweyten und fünften gebührte durchaus ein Jambus. Hiernach wäre der erste Vers im *Tasso*:

Canto l'armi pietose, e'l Capitano:

so tadelhaft, als:

Kommst du, Freundin, o kommst du, mein Verlangen?

Und dieser von *Ariosto:*

Il scorrendo pe' boschi talor prese,

fehlete zwiefach gegen das Gesetz, wie:

Der sich mühsam durch Felsen thalab windet.

Wir können, sieht man, dem Italiener alle durch Ton und Verstakt gehobenen Längen, auch die verwerflichen, nachbilden. Zugleich aber mit dem kräftigen Andrange des Spondeus, giebt dem jambischen Verse Mannigfaltigkeit die schwächere Verlängung bald einsilbiger Mittelzeiten und Kürzen: *er schwang sich in den Äther —, die Waldung zu bewohnen —, anstaunend das Getümmel;* bald anapästisch anfangender oder daktylisch ausgehender: *bekränzt mit Anemonen —, hin schwand er unbemerkt —, Unsterblichkeit erstrebend —, voll göttlicher Begeisterung —, den Helikon ersteigen.* Mag also der Italiener auch Reihen tonloser Silben in den Kampf stellen, unverzagt halten wir ihm Stand. Wenn er aus dem *Tasso* die feurige Bewegung aufgiebt:

Scórge in Rináldo et ánimo guerriero,
E spirti di ripóso impatiénti:

wir antworten getrost:

Rasch vom Gebirg' her schwangen sich die Geyer,
Vom Blúte der Erschlágenen zu trinken.

Freylich mehrere Vokale in Eine Silbe zu verschmelzen, wie *S'armò d' Asia, e di Libia il popol misto:* diese Kunst verstehn wir so wenig, als die Griechen, und trösten uns.

Beiderley Unterbrechung des einförmigen Jambenschrittes wird noch reizender dadurch, dass bey so vielartigen Hebungen nicht allein der Vokallaut mehr Abwechselung empfängt, sondern zugleich der Sprachton oder Accent, der sonst die Hebungen des Verses zu schreyend macht. Wessen Ohr an die gesetzliche Freyheit griechischer Jamben, oder auch nur an des italienischen Endekasillabo fast ungebundene Beweglichkeit, gewöhnt ist; den beleidiget der stetige Gang durchaus gleichschreitender, gleichbetonter, und mit gleichem Vokal sich senkender Wortfüsse, wie:

Dem Haupt | der Berg' | entróllt | des Schnees | Gewált;

oder was noch widerlicher ist:

Déren | Augen | Haiden | máchen | blúhen.

Er verlangt mit dem Griechen ein viellautiges und vielfach betontes Steigen und Fallen abwechselnder Tanzwendungen in allen Wortfüssen, die der vorgeschriebene Vers aufnimt, und dieses, so viel möglich, dem sanften und dem stürmischen Schwunge des Gedankens angepasst. Ohne Nachsicht verlangt er es, weil er erfahren hat, dass unsere Sprachgöttin, sobald ein Gutartiger mit kindlichem Zutrauen bittet, hier wie überall, eine gern austheilende Mutter ist.

Wenn ein gefühlvoller Deutscher von Sprachkenntnifs und gebildeter Ausrede, bey richtig gehaltenem, aber nicht abgehämmerten Verstakte, die hochtonige Länge auch in der Senkung, die tieftonige Länge und Mittelzeit auch in der Hebung, nach Tonverhalt und örtlichem Nachdruck, vorzutragen, und gehobene Kürzen oder flüchtige Mittelzeiten mit geschwächtem Laut abzustofsen vermag; so sage er folgende Verse einem verständigen Italiener vor, und frage ihn ob sein Endekasillabo eines reicheren Klanges, einer schöneren und ausdrucksvolleren Bewegung, fähig sey:

Voll Kraft und Anmut schwebt die Teutonide.
Uns freut der Wohllaut, mehr noch die Bewegung.
Reichthum entfliegt, der Welt Hoheit verschwindet.
Einsam in Bergeinöden wohnt ein Seher.
Wohllaut, dich stört zu viel Klang, und zu wenig.
Eindrang des Meers unaufhaltsam Gewässer.
Kraftvoll, doch fein stets mächtig und enthaltsam.

Oder verbundene, zum Schluss einer Stanze:

Nah schäumt' ein Riff; der Kiel kracht' in die Sandung;
Sturm heult', und grauenvoll donnerte die Brandung. —
Ach! kinderlos wehklagt nun Filomele,
Tonreich, dass ringsum Wohllaut hallt und Seele. —
Das prallende Geklipp der Symplegaden
Stand, und hindurch glitt Argo sonder Schaden; —
Kundig der Abkunft, über Staub und Rohheit,

Strebt' er empor zu dem Olymp mit Hoheit. —
Dem leisen Anwehn kaum hörbares Klanges
Folg' ein Orkan viellautiges Gesanges.

Vielleicht wird hie und da der Italiener sich selbst in der Stille fragen, ob solche Fülle und Lebendigkeit von wohlklingender Bewegung in seiner Sprache zu erreichen sey, und laut darauf antworten, oder auch nicht. Wahrlich! wer unter so mannigfaltigen Vorräthen des Wohlklangs und der Wohlbewegung, wo jeder Ausdruck des Starken und des Sanften, des Feyerlichen und des Anmutigen, stets Nothdurft und Genüge, oft die fröhlichste Wahl findet, dennoch unsere Sprache der Ungeschmeidigkeit für geistige Darstellungen anklagen will, der muss billig zuvor gezeigt haben, dass er den Umfang ihrer Bildung und ihrer Bildsamkeit kenne, und zu gebrauchen wisse.

Bürger hat das einförmige *e* der Senkungen glücklich genug vermieden; in den wenigsten Versen lautet es vor, und selten so anhaltend, wie:

In den Zweigen einer Götterlaube.
Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!

Mit Verwunderung aber treffen wir unter den wenigen ein paar Beyspiele der schlimmsten Eintönigkeit, die auch durch wechselnde Endkonsonanten nicht gemäsiget wird: *auf allen deutschen Auen* —, *und meine ganze Habe* —, *meine Liebe, lange wie die Taube.* Zugleich beweisen die angeführten Beyspiele, dass *Bürger* gegen einförmige Bewegung zu nachsichtig war. Wie hier der Trochäus einherschlendert, so hüpft anderswo der Jambus:

Hier Geist | in Leib, | und Leib | in Geist | verschwebet.
Süss | in Schlaf | durch dich | gelullt | zu seyn.

Noch ermüdender wird dieses Einerley bey der Einförmigkeit des Abschnittes nach der zweyten Länge, den die jambischen Sonnette durchaus, die trochäischen zu häufig haben. Oft macht auch die vierte Länge einen Halt, dass zwey Doppeljamben nach einander gehört werden:

Nicht sehen hüpft, | dem Finken gleich | im Haine.

Welcher trotzige Doppelschritt sich in diesem Sonnette nicht weniger als zehnmal aufdrängt. Solch ein lästiges Triptrap unterbrechen zu sparsam flüchtige Längen gehobener Kürzen und Mittelzeiten, die *Bürger* zuletzt, wie aus den Misänderungen der Nachtfeyer erhellt, als lockere Abschweifungen vom straffen Versgange betrachtete. Abwechselnde Spondeen sind so selten und zufällig verstreut, dass sie nur nicht abgewiesen zu seyn scheinen. Völlig verschmäht ward die Hebung tieftoniger Längen und Mittelzeiten, weil der Volksdichter nur Verse, die auch der Unkundigste mit Leichtigkeit abhämmert, für volksmäsig hielt.

Wir sehn, dass der Hersteller des veralteten Klinggedichts eine durchgängig wohlklingende Vieltönigkeit entweder nicht abgezweckt oder verfehlt habe. Desto mehr hat er, wie die Vorrede rühmt, für die zwischendurch läutenden Pulse des *Reims* durch „äusserst richtig, voll und wohl tönende Reimwörter" gesorgt. Wir werden demnach unserer obigen Bemerkung noch einige Worte hinzufügen müssen.

Wird das Gesetz anerkannt, dass jedem Gedichte der reinste und mannigfaltigste Wohlklang im Ganzen und im Einzelnen zukomme; so haben die vorschallenden *Reime* gerechten Anspruch, wie alle Schlussfälle bis zur Prosa herab, mit der erlesensten Blüte der Harmonie zu prangen. Vorzüglich aber gebürt schöner und abstechender Klang den Reimen des Klinggedichts, deren einige sogar viermal mit einander hallen und wiederhallen. Unsere Sprache besitzt Jamben und Trochäen in so günstigem Verhältnisse, dass uns eine erfreuliche Abwechselung männlicher und weiblicher Reime zu Gebote steht. Wogegen der Italiener, gleich dem Spanier und dem Portugiesen, durch Armut an Jamben beynahe ganz auf weibliche Reime, wie der Engländer durch Seltenheit der Trochäen auf männliche, beschränkt wird, und der Franzose, weil seine reimenden Trochäen alle auf ein stummes *e* ausgehn, der verstatteten Mischung nicht froh werden kann. Diesen einheimischen Vorzug haben schon unsere ältesten Sonnetdichter gefühlt, und, ihn gegen auswärtigen Nothbehelf zu vertauschen, sich vor keinem Ansehen gedemütiget.

Erst neuerlich hat man uns zugemutet, in Sonnetten und achtzeiligen Stanzen einen so bedeutenden Vorzug, als die Verbindung starker und sanfter Reimendungen ist, freywillig zu verleugnen, und Eintönigkeit weichlicher Tonfälle dem Italiener, der hier in seinem Elemente sich schwingt, nachzukünsteln. Mit gleichem Fuge könnte man uns die Gebrechen der englischen und der französischen Reimweisen als nachahmungswürdige Tugenden, und den Füchsen die unendlichen Vortheile der Schwanzlosigkeit, einpredigen. Der Klügere, dem die Nachahmerheerde nachschwärmt, meinte wohl bloss dieses: wie mutiger Entschluss am kräftigsten in lauter männlichen Reimen trotzt, also scheine die schmelzende Empfindung, oder die spöttelnde Ironie, manchmal den sanftschwebenden Gang durchaus weiblicher Reime, mitunter auch wohl im Sonnette, zu verlangen. Dawider hätten wir so wenig, als wenn einmal ein zur Rechtlichkeit anfeuerndes, oder ein archilochisches Sonnet unvermischt männliche Reime mit männlichen durchflöchte. Mögen nur hier lauter mannhaft und voll aushallende in reichem Vokalwechsel, und dort lauter anmutige, mit den schönsten Blumen des viellautigen Wohlklangs geputzte Reimweibchen den festlichen Tanz aufführen!

Schon im täglichen Verkehr mit männlichen Reimen müssen die weiblichen, weil ihr schwebender Doppelklang vorzügliche Aufmerksamkeit erregt, durch ehrbaren Schmuck und reizende Mannigfaltigkeit sich auszeichnen. Wie viel mehr, wo sie allein sich darstellen zu allen verschiedenen Wendungen der sanftesten Harmonie! Man bringe uns nicht gemeine von der Heerstrase, wie *Triebe* zu *Liebe;* nicht zugleich struppige, wie *Schmerzen* im *Herzen*, oder *Fischchen* auf dem *Tischchen*. Man meide die Anreihung ähnlicher Laute in den Hebungen, dass nicht auf die Reimbande von *beten* eine von *lebet*, oder auf *Muse* ein *Dunkel* stosse; noch sorgfältiger eine Folge gleichlautiger Senkungen.

wovon das klanglose *e* und das summende *en* die zudringlichsten sind. Welch ein Ohr, das, ganze Strofen, ganze Sonnette hindurch, ununterbrochene Reime mit endendem *e* oder *en* aushalten kann! Wenn es doch Cynthius einmal zupfte, oder nach Befund rupfte! Ermunterte ein Franzose die Seinigen zur Nachahmung italienischer Reimweisen, indem er einem petrarkischen Sonnette mit den vieltönigen Reimen: *desio, volta, sciolta, mio, envio, ascolta, volta, restio; raccoglie, lui, trasporta, coglie, altrui, conforta*: ein *Sonnet en bouts-rimés* mit diesen auf lauter stumme *e* ausgehenden entgegenstellte: *genie, sagesse, cesse, manie, symetrie, finesse, paresse; monotonie; dance, esclaves, modele, stance, entraves, kyrielle*: — was meint ihr? er selbst müste ein Spötter seyn, oder er würde von dem bittersten Spotte seiner witzigen Landsleute gezüchtiget. Auch bey Petrarka, obgleich dessen *e* am Ende gediegener als das unsrige ist, wird kein Unbefangener es gut heissen, dass in mehreren Sonnetten acht Reime hinter einander, in einem sogar alle vierzehn, mit *e* ausgehn. Eben so wenig dass einmal vier *ora* mit vier *oro*, anderswo vier *esso* mit vier *osso*, und wiederum vier mislautige *accio* (attscho) mit vier nicht wohllautigen *ugge* (uddsche), sich umschlingen: wie wenn bey uns die unholden Reime: *klatschen, kutschet, rutschet, patschen, matschen, Budget, mutschet, quatschen*: den Achtling eines Sonnets bildeten.

Könnt ihr denn, hochherzige Verheisser italienischer Wohllaute, könnt ihr nicht über die gemeinste Eintönigkeit euch emporschwingen? Mit dem leichtfertigsten Reimgeschlepp, das, wie *lieben*, jedem aufdämmernden Gedanken durch *wir (lieben), sie, zu, das, dem, den, die, der*, sich anschmiegt, das dieser Leichtfertigkeit wegen kaum zu *bouts-rimés* einem Ehrliebenden geboten wird, mit solchem zumeist oder allein würdiget ihr eure auf Klanghexerey pochenden Sonnette zu durchklingeln? Lernt, Kindlein, was unsere Sprache, auch in Reimkünsten vermag! Dem allerdings herschenden Falle des *e* nehmen wir sein Lästiges durch gefällige Abwechselung unserer vielfachen und wohlklingenden Endungen, wie *Adel (s), Brodem (s), Streiter (s), gutes, liebet (st), Abend, rasselt, läutert.* Wir beschränken die Herschaft, wenn wir die volltönigen Reimwörter von mittelzeitiger Senkung nicht vernachlässigen: *rosig, mosig; endigt, bändigt; traulich, graulich; Wütrich, Dietrich; Käfich, träf ich; romantisch, levantisch; Nestling, Fröstling; thöricht, Kehricht; Liedlein, Mütlein; Wölfin, Elfin; Wildniss, Bildniss; Wohnung, Schonung; hörbar, ehrbar; nahrhaft, wahrhaft; biegsam, fügsam; Kindheit, Blindheit; Demant, Jemand; Heiland, weiland; Landschaft, Verwandschaft.* Auch so oft alte und ausländische Benennungen ungesucht einen harmonischen Reim darbieten, wie: *Flora, Aurora; Ida, Armida; Noah, Eloa; Wodan, Rhodan; Iris, Osiris; Maro, Faro; Sion, Kronion; Eros, Heros; Indus, Pindus; Nereus, Tereus*: warum sollten wir nicht, gleich dem feinhörenden Italiener, sie anzuwenden berechtiget seyn?

Sind dergleichen Reimwörter mit schwebender Mittelzeit oder Kürze so treffend gewählt, dass sie auch ausserhalb der Reimstelle für natürlich und nothwendig gölten; so giebt ihr reicherer Klang dem ernsthaften Inhalte sowohl, als dem launigen, etwas Prachtvolles und Heiteres, das jedem unverzogenen Naturgefühle sich einschmeichelt. Wem sind nicht aus altem Kirchenliedern die Reime: *Ach wie nichtig, ach wie flüchtig! — Schön und herlich, gross und ehrlich! — Hosianna! himmlisch Manna —*: und dabey seine Jugendempfindungen im Gedächtniss? Ein lebhafter Mann ohne Gelehrsamkeit erzählte einst einem Knaben von der ehemals berühmten hamburgischen Oper, und theilte ihm die Begeisterung mit, worin er die wohlklingenden Reime hersagte:

> Bel, unser Gott, ist gross und mächtig;
> Sein Antlitz leuchtet hell und prächtig:
> Doch gleicht ihm unser Belsazar.

Der Mann war mein Vater, der Knabe ich selbst: der bald nachher in Schulübungen mit wohlklingenden Reimen, zum Verdruss des auf fliessende Natürlichkeit haltenden Magisters, sich und den Mitschülern gütlich that, und später die Übertreibungen der Reimsucht in schwergekünstelten Reimen verspottete. Ein stärkerer Beweis, dass in unserer Sprache den Stoff dieser Vieltönigkeit mit angeborenem Gefühl auch das Volk ahnde und gebraucht wünsche, mögen die Sprichwörter seyn: wo nicht nur schwebende Trochäen mit leichter und schwererer Mittelzeit, wie *Witzling, Spitzling* bey Fischart, *einmal, keinmal, Holland, Tolland, wehrlos, ehrlos;* sondern sogar vollkommene Spondeen: *Saufbold, Raufbold, Ehstand, Wehstand, Landsmann, Schandsmann, Kalbfleisch, Halbfleisch;* oft in getrennten Worten, *Ein Mann, kein Mann;* oft nur mit ähnlichem Klange, *Hundert Jahr Unrecht ward nie kein Stund recht*, gereimt werden.

Warum denn nutzen wir nicht so reichhaltige Fundgruben der Vieltönigkeit und des Reims? Warum wollen wir, wie bey tantalischem Überfluss, unthätig über Mangel und Noth klagen? Selbst ja die üblichen *Demut* und *Wehmut* berechtigen uns, ähnliche Spondeen vom geschmeidigem Klange, wenn sie von selbst kommen, zu Bereicherung des Reims anzuwenden. In dem edelsten Tone fügt sich bequem ein anmutiges *Hainthal* zum schrecklichen *Gebeinthal*, ein *Seemann* zum weinumgrünten *Leman*, zum *Tiefsinn* sein Affe *Schiefsinn*, zur *Heirat* ein verständiger *Beyrath*, zum *Blachfeld* ein Fels, der *nachfällt*, zu brittischem *Steingut* das heilige *Gemeingut*, zum *Vorwand* und zur *Leinwand* etwas, das sich *empor* oder *hineinwand*. Und im scherzhaften wird neben dem höltyschen *Maylied* ein modernes *Dudeldeilied*, und am *Rheinfall* ein nutzbarer oder empfindsamer *Einfall*, sich eben so artig ausnehmen, wie dieser Schluss eines Sonnets:

> Für Geistesnahrung beut dies Buch ein dreymal
> Mit lauem Spühlicht aufgewärmtes Breymahl.

Ein zusammengesetzter Spondeus möchte vorzüglich der Belehrung und dem Spotte Gewicht geben; wie etwa:

Du lobst mir Grübels Schriften?
Mir dünkt, sein Buch bedarf Sinn.

Oder:

Schutzgottheit ist ihm mächtige Verwandschaft,
Die solch ein Amt ihm und dazu Verstand schafft.

Auch wohl mit verlängerter Mittelzeit:

Wie meinet wohl dein wahres Du das,
Rothköpfiger Zweyzüngler Judas?

Sogar eine Assonanz dieser Art kann dem entscheidenden Worte zur Verstärkung dienen:

Er witzelt mystischen Religionsgeist;
Doch; wie sein Witz, wird die Religion feist.

Und warum sollen wir nicht, wo Geringfügigkeit zu bezeichnen ist, zwey unwichtige Silben, nach italienischer Freyheit, in den Reim zwingen? wie:

Manch Spassgevögel wagt sich an die
Scherzlaune, trotz Wieland und Shandi:

da im Volkstone des Heldenbuchs ein ähnlicher Anklang auch mit Ernste bestand:

Wilt du, sie fahren mit dir;
Jeder mit hundert Rittern.

Oder warum nicht, nach dem Beyspiele des ariostischen *Fiordi-ligi*, die ersten Silben eines zusammengesetzten Wortes? wie:

Handhabest du Süddichtkunst; o Naturphi-
losophelein, dann sagt Kunst und Natur: Fi!

Kurz, was Quintilian von den Worten urtheilt; Alle Reime sind irgendwo die besten; und die an einer geschmückteren Stelle unedel scheinen, sind, wo die Sache sie fodert, der schickliche Ausdruck.

So lange *Bürger* er selbst war, wie sorgsam vor anderen gab er den Reimen Wohlklang und Mannigfaltigkeit! Seine Nachtfeyer, sein Lied an Agathe, seine Lenore haben einen gefälligen Vokalwechsel in den Reimlängen; in den Kürzen herscht zwar das *e*, aber mit veränderten Ausgängen *en, ens, er, em, el, et*, und wird doch zuweilen von anderen Vokalen durchtönt. Hier reimen *Prophezeyung, Erneuung, Wahrheit, Klarheit, ledig, gnädig*; hier zwey durch den Sinn verbundene Wörter *wachst du* (nach alter Schreibart *wachstu*) und *lachst du*; hier auch die Fremdlinge *Indus* und *Pindus*. Das ursprüngliche:

Sie war es, die den Äneas
Mit Lavinien verband.
Und die keusche Zone Rhea's
Löste sie durch Mavors Hand:

ward so von *Ramler* herabgestimmt:

Sie schlang um die Hand Äneens
Und Laviniens ihr Band —;

nachmals von dem verkümmerten Dichter noch mehr, weil er die nahe Verbesserung nicht wahrnahm:

Sie wars, die den Held Äneas
Mit Lavinia verband. —

Dies Trachten nach vollem und vielfachem Laute der Reimwörter wird in den Sonnetten, wo es unerlässliche Pflicht war, fast gänzlich vermisst. Fehler in den Reimlängen haben wir oben bemerkt. Die Kürzen fallen sämtlich mit *e*, dessen Einförmigkeit zwar meistens durch einigen Konsonantwechsel gebrochen wird. Aber auch das nur zufällig; da in einem Sonnet alle weiblichen Reime auf ein offenes *e*, und in zweyen alle auf *en* ausgehn. Die Anhäufung des *en* wird noch anstössiger, wo *Bürger* sogar die Abwechselung männlicher Reime der Ausländerey aufopferte, in dem greulichen *Au*-Sonnet: dessen Achtling vier *aus* mit vier *ein* paart, und, damit die weichliche Einförmigkeit ja nicht überhört werde, in trochäischer Verse weichlicher Bewegung.

So weit blieb *Bürger* von den Erfordernissen eines richtigen Sonnettes zurück. Und wenn er alles gethan hätte, was die Sonnetregel befiehlt; so müsste sein besserer Geist ihm sagen: Du unnützer Knecht, warum hast du unter ein so willkührliches Gesetz dich geschmiegt, und die freye Kunst des Gesanges entwürdiget?

Aber wenn ich der Anwendung des *Bürger*'schen Wortes: Er spricht vom Sonnet, wie der Fuchs von den Trauben, mich entziehn, und meinen Beweisen Gehör schaffen will; so muss ich schon selbst einmal den fesselnden Schellen mich hergeben. Wohlan! es gelte, dass, wie von Kunst nur der Künstler, von Kunstmacherey nur der Kunstmacher urtheilen dürfe. Hört denn, andächtige Kunstjüngerlein, was ihr noch nie hörtet, den Wunderklang meiner überkünstlichen

KLINGSONATE.

I. *Grave.*

Mit
Prall-
Hall
Sprüht
Süd-
Tral-
Lal-
Lied:
Kling-
Klang
Singt;
Sing-
Sang
Klingt.

II. *Scherzando.*

Aus Moos-
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor
Dringt, Chor,
Dein Bimmel-
Getümmel
Ins Ohr.
O höre
Mein kleines
Sonett.
Auf Ehre!
Klingt deines
So nett?

III. *Maestoso.*

Was singelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug' euch grade von Toskana
Geführt zur heimatlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto?
Auf, Klingler, hört von mir ein andres detto!
Klangvoll entsteigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Kampana,
Das summend wallt zum Elfenminuetto!
Mein Haupt, des Siegers! krönt mit Ros' und Lilie
Des Rhythmos und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, eures Larifari's!
Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilie!
Von schwülem Anhauch ward euch das Gemüt heiss,
Und fiebert, ach! in [illegible] Südschweiße!

Voss.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

1) Unter dem erdichteten Druckort Amsterdam u. Cölln, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* Mit Anmerkungen und Zusätzen. 1807. XII, 360 u. XX S. gr. 8. (1 Thlr.)

2) Ebendaselbst: *Neue Feuerbrände.* Marginalien zu der Schrift: Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. *Von demselben Verfasser.* I Band. I—III Heft. II B. IV—VI H. III B. VII—IX H. 1807. IV Band. X—XII Heft. 1808. Jeder Band mit einem Titelkupfer, jedes Heft mit dem besonderen Titel: *Neue Feuerbrände.* Herausgegeben von dem Vf. der vertrauten Briefe über etc. Ein Journal in zwanglosen Heften. I H. IV u. 124 S. — II H. IV u. 128 S. — III H. VIII u. 140 S. — IV H. IV u. 128 S. — V. H. IV u. 160 S. — VI H. VIII u. 136 S. — VII. H. XII u. 144 S. — VIII H. IV u. 140 S. — IX H. VIII u. 144 S. — X H. II u. 160 S. — XI H. VI u. 140 S. — XII H. VIII u. 132 S. 8. Broschirt und mit Kupferstichen auf dem Umschlage. Jedes Heft 16 Gr.

3) *Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden.* No. 1—30 nebst 8 Beylagen. 4. in gespaltenen Columnen 240 S. Pränumerationspreis auf 46 St. 1 Rthlr. Ladenpreis für jede No. von einem halben Bogen 1 Gr.

4) Ohne Druckort: *Löscheimer.* Herausgegeben von *H. v. L—n.* Ein Journal in zwanglosen Heften. I H. 116 S. II H. 123 S. 1807. III H. IV u. 124 S. 1808. 8. Broschirt und mit Kupferstichen auf dem Umschlage.

5) Hamburg u. Leipzig, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Lichtstrahlen.* Beyträge zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Eine Zeitschrift in freyen Heften, von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Militärpersonen, Civil-Beamten und Gelehrten. Erster Band. I. II. III. Mit einer Landkarte. 1807. I u. II H. VIII u. 384 S. 8. broschirt.

Auf Bücher von dem Inhalt wie No. 1, besonders wenn sie zur rechten Zeit erscheinen, darf das lesende Publicum nicht erst aufmerksam gemacht werden. Ehe die Kritik noch im Stande gewesen ist ihrer zu erwähnen, befinden sie sich bereits in Jedermanns Händen, sind von der Neugier verschlungen, oft auch schon vergessen, und es ist mehr die nothwendige Vollständigkeit eines kritischen Instituts, als das Bedürfniss der Leser, welche alsdann noch eine kurze Anzeige derselben erheischt.

Mit dem gegenwärtigen I Theil der *vertrauten Briefe* verhält es sich anders. Dieses Werk erhebt sich durch Ansichten, Ton und Gehalt so hoch über die Mehrzahl der durch die merkwürdigen Begebenheiten des Zeitraums veranlassten Schriften, dass es als ein historisches Document für die Nachwelt betrachtet zu werden verdient. Es hängt mit der in unseren Blättern bereits angezeigten Fortsetzung (1807. No. 216) nur locker zusammen; es macht vielmehr, wie auch der bey dem zweyten Bande hinzugefügte veränderte Titel andeutet, ein für sich bestehendes Ganzes aus, und muss daher auch als ein solches hier angesehen werden. Nicht der Form, aber dem Inhalt nach zerfällt es in zwey Hauptabtheilungen: eine statistisch-politische Übersicht der Ursachen des allmählichen Sinkens und endlichen Falls der preussischen Monarchie, und die Geschichte des Tages. Die Erste war gewiss schon längst vorbereitet, und erhielt bey ihrer Erscheinung nur eine auf den Zeitpunct berechnete Einkleidung, indem damit die Erzählung der neuesten Begebenheiten verbunden, oder vielmehr hinein geschoben wurde. Diese Form hat jedoch ihre grossen Unbequemlichkeiten. Bey der Eile, mit welcher die schnell auf einander folgenden Begebenheiten aufgefasst und erzählt werden mussten, wurde eine gehörige Prüfung derselben unmöglich; und wenn gleich der Vf., wie er in der Nachschrift sagt, nur das gab, was er nach seiner Überzeugung für Wahrheit hielt: so sieht man doch bald, dass der tiefe Schmerz über die Unfälle des Vaterlandes ihn oft zu falschen Urtheilen über das, was geschehen war, und über die handelnden Personen verleitete. Der bloss erzählende Theil seines Buches steht daher tief unter dem abhandelnden, und das Durcheinanderwerfen der Materien erschwert die Sichtung des reinen Korns von der Spreu. Da er jedoch viele seiner Behauptungen in der Folge selbst zurückgenommen oder berichtigt hat: so glaubt Rec. diese hier mit Stillschweigen übergehen, und nur bey dem, was dem Werke seinen wahren gediegenen Werth giebt, verweilen zu dürfen.

Es hebt mit einem Gemälde des preussischen Staates in der Periode seines höchsten Glanzes, in den letzten Jahren Friedrichs II, an, und giebt dann

gedrängte Überfichten der Regierungsgefchichte die-fes Monarchen und feiner beiden Nachfolger. Bey jeder derfelben fucht der Vf. ihre Grundfätze in der auswärtigen Politik und in der inneren Verwaltung, fo wie den Zuftand des Landes, der Armee und der Finanzen anfchaulich zu machen. Indem er aus der Regierungs-Methode felbft den Charakter des Regenten hervorhebt, entwirft er mit fcharfen Umriffen die Schilderungen der vornehmften auf die Staatsmafchine wirkenden Perfonen, und läfst ihren Einflufs auf den Geift und die Moralität der verfchiedenen Claffen der Staatsbürger in mehr oder weniger allgemeinen Sittengemälden fich ausfprechen. Die erften vier Briefe find Friedrich II gewidmet. Die Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäifchen Staaten war das höchfte Ziel der Politik feiner fpätern Jahre, und er fuchte diefes durch feine Diplomatik, durch fein ftehendes Heer und feine wohlgeordneten Finanzen zu erreichen. Herzberg, nach des Königs Anfichten gebildet, war derjenige, „der feinen Sentiments die Form gab, deffen Rath auch wohl gehört wurde", Dohm beforgte den publiciftifchen Antheil; die eigentliche Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten aber hatte Friedrich fich felbft vorbehalten (Bf. 2.). Die Armee war ihm (S. 22) ein Ganzes, deffen phyfifche Kraft allein für ihn Werth hatte; die moralifchen Eigenfchaften der Einzelnen galten ihm nichts. Der coërcitiven Gewalt der Difciplin überliefs er es, bey ihnen den Mangel des Willens zu erfetzen. Die mittleren Glieder aber, auf der einen Seite nur integrirende Theile des mechanifchen Kunftwerks, follten doch auf der anderen auch als denkende Wefen zur Anführung dienen; für fie mufste ein höheres Princip aufgeftellt werden, — die Ehre. Daher der Vorzug der Adlichen, Begünftigung des *point d'honneur*, der Verdienft-Orden u. f. w. Im Sinn des allgemeinen Princips mufste jeder Officier, als folcher, brav und gefchickt feyn; daher Beförderung nach dem Dienftalter, und weil diefes doch keine Feldherrn-Talente geben kann, Aushebung der beften Köpfe zu Adjutanten, die das in der That waren, was mancher General nur vorftellte. So wurde das Zutrauen zu den Anführern erhalten, welches, verbunden mit der ftrengen Difciplin und der Erfahrung, dafs der Sieger fich beffer befinde als der Befiegte, die preuffifchen Krieger, wo fie in Maffe auftraten, unüberwindlich machte. Das Finanzwefen theilte fich in vier Hauptzweige, *Domainen*, *Contributionen*, *Accife* und *Regalien*. Die Verwaltung der erften war fchon unter Friedrich Wilhelm I. eingerichtet, und wurde unter feinem Nachfolger nur vervollkommnet; bey den Steuern herrfchten fortdauernd noch die Mängel einer nicht gehörig gleichen Vertheilung, die Accife hingegen, die Friedrich einführte, weil die Vergröfserung der Armee eine vermehrte Einnahme nöthig machte, wurde nach den richtigften Grundfätzen organifirt. Der König hatte das Colbertfche Syftem angenommen. Er begünftigte die Fabriken, doch ohne den Ackerbau zu vernachläffigen. Die Juftiz machte er von dem Thron unabhängig, ging aber im Allgemeinen von dem Princip aus: Alles in höchfter Inftanz felbft zu leiten, dabey den Staat, wie ein Hausvater feine Familie, zu regieren, für feine Unterthanen fo, dafs ftets ihr Beftes erfolgen follte, zu denken und zu handeln, den menfchlichen Geift aber durch keinen Cenfur- oder Kirchen-Zwang in feinen Fortfchritten zu hemmen.

Rec. hat hier nur Refultate angeben können, die fcharffinnige Ausführung mufs in dem Buche felbft nachgelefen werden, wo der Vf. auch die Mängel diefes Syftems andeutet. Das Gleichgewicht der Staaten hält er allerdings für das einzige Ziel einer Macht, die durch ihre inneren Kräfte nicht auf die erfte Stufe geftellt worden ift, bemerkt aber dabey, dafs, fo lange keine Garantie gefunden fey, um diefem Princip Haltung zu geben, jeder Staat, fobald er es vermöge, dagegen handeln werde. — Die Grundfätze Friedrichs bey der Bildung des Heeres hält er der Stufe der Cultur, auf welcher die Nation vor fiebenzig Jahren ftand, angemeffen; fie hätten aber in der Folge dem Zeitalter mehr angepafst werden follen. Überhaupt hatte der König, ein Fremdling in der deutfchen Literatur, wohl nie die Fortfchritte der Geiftesbildung gehörig beobachtet, und er fchadete der Moralität durch den laut geäufserten Spott über alles, was dem Volke heilig war, den er fich bey jeder Gelegenheit erlaubte (S. 57). So lange Er lebte, wurden die Folgen diefer Schwachheit nicht merklich, aber das künftlich aufgeführte Gebäude feiner Staatsverwaltung konnte nur durch den Baumeifter felbft erhalten werden, weil er verfäumt hatte, ihm durch ein unter den Schutz eines aus allen Claffen der Staatsbürger gebildeten Senats geftelltes Fundamentalgefetz Feftigkeit und Dauer für mehr als Ein Menfchenalter zu verfichern (S. 343).

Zwölf Briefe handeln von der Regierung Friedrich Wilhelms II. Die Unterfuchung geht hier zur Erzählung über, und beide fchreiten mit einander fort. Ungeachtet der Beybehaltung der alten Formen und der Minifter und Feldherren des grofsen Vorgängers wird doch, durch den Mangel an Einheit des Willens, der Einflufs der Umgebungen bald merklich. — Erfte nützliche Einrichtungen. — Aufhebung der Regie und der Monopole. Allmählicher Übergang von dem Colbertfchen Syftem zu dem phyfiokratifchen. — Die Befitznehmung Polens, die dortige Infurrection und der Bafeler Friede, „drey Acte, bey welchen Preuffens Machthaber ihre Unkunde des wahren Staatsintereffe öffentlich documentirten (S. 71)." Der Vf. fucht diefe Behauptung durch eine tiefeindringende Unterfuchung bey den zwey erften Puncten zu beweifen, verliert fich aber bey dem dritten in eine weitläuftige Parallele zwifchen den damaligen republicanifchen und den deutfchen Heeren, aus welcher, fo manches Treffende fie auch enthält, doch zuletzt mehr die Nothwendigkeit als die Schädlichkeit des getadelten Friedens hervorgeht. Wenn auch der Sinn zu errathen

ist: so fehlt doch dem Raisonnement hier die nöthige Bündigkeit und Klarheit. — Vortheile der preussischen Herrschaft für Polen, das in der Idee verloren, in der Wirklichkeit aber gewonnen habe; Nachtheile hingegen, die für Preussen (doch wohl nur durch die scharf gerügten falschen Maßregeln?) daraus entstanden. Das Ganze ist gut durchgeführt, obwohl die Verschönerung der Städte (S. 87) nur von Posen gelten kann, und die Verbesserung der Justiz mit dem Tadel, dass die Gesetze nicht in die Landessprache übertragen wurden (S. 73), und dass es schien, als ob man bey der Anstellung preussischer Beamten in Polen dieses Land „zu einer Botanybay für alle solche Officianten hätte machen wollen, die längst hätten cassirt oder aufgehenkt werden sollen," (*ebend.*) in einem gar zu schreyenden Widerspruch steht. Verschwendung der in Südpreussen eingezogenen Güter. — Anekdoten aller Art. — Bey einigen derselben wird der Leser billig erst die Verantwortung der Beschuldigten abwarten, bey anderen liegt der Beweis dem Vf. ob; zum Beyspiel bey der Geschichte des Sehers in Pisa, der der Gräfin Lichtenau den Krieg widerrathen haben soll. Je charakteristischer solche Züge sind, desto weniger dürfen sie ohne Bürgschaft so bestimmt als Facta aufgestellt, auf keinen Fall aber in einem historischen Werke die gewiss nie laut gewordenen *Gedanken* einer handelnden Person angeführt werden (S. 103). In der Anmerkung B (S. IV) wird die Cur mit Lebensluft, welche der sterbende König brauchte, beschrieben; die Verwechslung des deutschen Namens *Klemann* mit dem französischen *Clemens* lässt aber dabey eine Verwechslung der Personen ziemlich wahrscheinlich vermuthen. — Charakterschilderungen. Bischofswerder; Wöllner; Riez; dessen Frau, die nachherige Gräfin Lichtenau; Fräulein Voss, nachher Gräfin Ingenheim; Gräfin Dehnhof. Diese Zeichnungen sind ohne Zorn und Übertreibung entworfen. — Preussens Zustand nach dem Tode Fr. Wilh. II. — Zwey und zwanzig Millionen Schulden an der Stelle des vorgefundenen Schatzes; eine Armee, nur im Nachruhm der Thaten Friedrichs glänzend, ohne den Geist, der sie ehemals belebte, und von ihren geachtetsten Anführern nur mit zwecklosen militärischen Spielereyen beschäftigt (S. 115); im Finanzfach keine Allgemeinheit, jedes Departement nach eigenen Grundsätzen handelnd; unter den Officianten die höchste Immoralität und keine Furcht vor höherer Ahndung; unnütz gehäufte Schreiberey in den Collegien; Verordnungen in Menge, ohne Nachdruck der ausübenden Gewalt. — Diess sind die finstern Seiten des Gemäldes; die helleren: eine menschlichere Behandlung der gemeinen Soldaten, Einrichtung der Scharfschützen und der leichten Bataillone, und Versorgung der Invaliden. — Das Accisfach bestand durch Struensee, der auch die Fabriken nicht sinken lässt.

Mit dem 17ten Briefe beginnt die Regierung des jetzigen Königs. — Seine Erziehung; — Seine ersten Umgebungen. Es ist erfreulich zu sehen, dass der Vf. hier keine dunkeln Schatten aufzutragen nöthig gehabt hat. — General Köckeritz; Cabinets-Rath Menken. — Einrichtung des Cabinets; Schulenburgs Versehen, es sich nicht gleich Anfangs untergeordnet zu haben, welches ihn zum wirklichen Premier-Minister gemacht haben würde. Es bildete nun, ohne den Namen zu haben, doch in der That einen Staatsrath, in welchem jene beiden Männer, nebst dem expedirenden Rath der auswärtigen Angelegenheiten, die drey Hauptfächer der Regierung lenken, und, dem Scheine nach den Ministern nachstehend, doch unter dem Schild des königlichen Ansehens diesen Befehle geben. — Nachtheile dieser Verfassung. — Mangel eines Präsidenten und Langsamkeit der collegialischen Einrichtung. — Antagonismus des Ministeriums. — Motivirte Verordnungen. — Juristischer Gang der Discussionen, wodurch am Ende die höchste impulsirende Instanz in ein blosses Dikasterium ausartet. — Störung in dem Gange der Staatsmaschine, die auf diese Weise, zwar auf einem anderen Wege, als unter der vorigen Regierung, aber doch immer mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen geht. — Gemälde des Luxus und der Sittenlosigkeit Berlins im Contrast mit dem reinsittlichen Charakter des Königs und seiner einfachen Lebensweise. Der Vf. taucht hier seinen Pinsel in die grellsten Farben, und sucht die Schilderung durch einzelne Züge noch hervorstechender zu machen. Er spricht so bestimmt und entscheidend, dass man ihm die Beweise seiner Angaben zutrauen, dass man zugeben muss, verzärtelnde Schonung sey bey einem solchen Grade der Verderbtheit nicht an ihrer Stelle. Dessen ungeachtet kann Rec. diese Art der Darstellung nicht billigen. Sie enthält des Einzelnen zu viel oder zu wenig. Wozu die Anfangsbuchstaben der Namen und die räthselhafte Hinweisung auf Familiengeschichten, die nur von Berlinern errathen werden, aber auch zu den traurigsten Missdeutungen Anlass geben können? Für die von der Hauptstadt entfernten Leser haben sie keine Bedeutung. Unmöglich kann aber der Vf. den Zweck gehabt haben, bloss für die Berliner eine ärgerliche Chronik hinzuwerfen, die lüsterne Neugier eines beschränkten Publicums zu reizen; er will warnen, bessern. Auf dem hier eingeschlagenen Wege kann er nur erbittern. — — Neutralitäts-System, welches, nach des Königs Meinung, keine Macht anzutasten wagen würde, wodurch aber Preussen, seine Gefahr nicht ahnend, nur das Bekenntniss seiner Schwäche ablegte. — Charakteristik der neuen Cabinets-Räthe Beym und Lombard; des Ministers Haugwitz. — Möglich geglaubter Bruch mit Russland im Jahr 1801. — Untersuchung, ob Russland des englischen Handelsverkehrs entbehren könne. Dieser Artikel erhält in den Noten am Ende des Buches eine Berichtigung, die jedoch den Leser auch nicht ganz befriedigen kann, weil noch immer Zweifel darin unbeantwortet gelassen werden. — Hardenberg. Hoym. Schulenburg.

Preussens Unthätigkeit bey der französischen Be-

setzung von Hannover. — Verworfenheit der in Südpreussen angestellten Beamten, die durch ihre schlechte Bezahlung nicht gerechtfertigt werden kann. Hier sind die Personen genannt, die Facta deutlich nachgewiesen. — Inconsequenz des Cabinets, durch Auflösung der Dienstpflichtigkeit den Erbadel allmählich untergraben zu wollen. Gründe für und wider den Adel, und Vorschläge, durch Errichtung eines Censoren-Amtes ihm seine ursprüngliche Würde wiederzugeben. Auch diesen Gegenstand behandelt der Vf. mit Scharfsinn, obgleich die flüchtige Bearbeitung sich durch Mangel an Vollständigkeit und nicht gehobene Widersprüche verräth. — Theurung am Schluss des Jahrs 1804, durch die reichen Grundeigenthümer, wo nicht veranlasst, doch vermehrt. — Untersuchung der Nachtheile des Ackersystems für einen Staat wie Preussen. — Stimmung des Hofes, der Hauptstadt und der verschiedenen Classen der Staatsbürger im Herbst 1805. — Die anglo-russische und die französische Partey; der König, zwischen beiden schwankend und noch immer an seinem System der Neutralität hangend, in der Mitte. — Das Ministerium, der Adel, die Gutsbesitzer, die Geistlichkeit, der Handelsstand, die Jugend des Militärs und die Alten des Civilstandes sind englisch, das Cabinet, die Kolonie, die älteren Officiere und die jüngeren Civilbeamten französisch gesinnt. Die Physiognomie jeder dieser einzelnen Gruppen wird mit wenigen scharfen Umrissen gezeichnet. Auch die auf die Nation wirkenden Schriftsteller haben Partey genommen und werden charakterisirt. — Die vornehmsten Personen des Hofes, des Cabinets und der Armee. Die Königin, Prinz Louis, Hardenberg, Schulenburg, Lombard, Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und viele andere. — Ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Erwartungen und die Gründe, wodurch sie bestimmt werden. — Darstellung der wahren Verhältnisse und daraus abgezogenes Urtheil des Vfs.

Auf die Schilderung des Prinzen Louis scheint der Contrast, in welchem er aufgestellt wird, einigen Einfluss gehabt zu haben. Der Vf. ist darüber angefochten worden, und hat sich verantwortet, ohne manche Vorwürfe, die mehr auf die früheren, als auf die späteren Jahre des Prinzen passen dürften, zu mildern. Louis war kein Muster strenger Sitten, aber Aussprüche, wie (S. 192. 193): „Moralität war nicht in ihm," „Sittlichkeit war ihm ein Gespött," verdiente er nicht. Hat er eines moralischen Menschen gespottet: so war die Person, nicht die Moralität der Gegenstand seiner Satyre. Er hatte ein sehr richtiges sittliches Gefühl, wenn gleich heftige Leidenschaften ihn oft hinrissen, denn in seiner kräftigen Natur war nichts schwach, also auch die Leidenschaft nicht. Er vermochte unendlich viel, und muthete sich daher auch mehr zu, als andere Menschen. Ihm war es leicht, aus dem Taumel des Sinnenrausches plötzlich zu besonnener Thätigkeit überzugehen; er suchte Beschäftigung, und die Unthätigkeit, in welcher seine Verhältnisse ihn hielten, wurde sein Unglück. Kein Wunder, dass er den Krieg wünschte, der ihm ein so weites Feld für jene eröffnen sollte. Enthusiastisch dabey für Preussens alten Waffenruhm eingenommen, lieh er talentvollen Männern sein Ohr, die ihm die Aussicht zeigten, Deutschlands Retter zu werden. — Das Stillschweigen, womit der Vf. die Umgebungen des Prinzen übergeht, ist ein redender Beweis, dass er die näheren Verhältnisse desselben nicht genau genug gekannt hat.

Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin, Entscheidung für den Krieg, und Napoleons Siege. — Die wiener Convention, nach des Vfs. Ansichten durch Zeitpunct und Umstände nothwendig geworden. — Unzufriedenheit und Erbitterung aller Parteyen und aller Stände, die sich bald in Sarkasmen, bald in ärgerlichen Auftritten ausspricht. — Besitznehmung Hannovers, Demonstrationskrieg mit Schweden und Federkrieg in den Zeitungen. — Verlorne Achtung der Regierung im Inneren wie im Auslande. — Umgeben von lauter Missvergnügten glaubt der König dem Nationalwillen nachzugeben, indem er im folgenden Jahre sich zum Kampf entschliesst. — Übelgewählter Moment, wo der Krieg nur noch ein den alten Formen dargebrachtes Opfer seyn kann. — Zustand der Armee. — Der Feldherr und die auf ihn folgenden Befehlshaber. — Uneinigkeit und Eifersucht. — Verblendung bey der drohenden Gefahr. — Zaudern; Unterhandlungen; der Marquis Lucchesini und der Kriegsrath zu Erfurt. — Der Operationsplan und der Feldzug. — Der Vf. schöpfte bey der Erzählung der militärischen Begebenheiten nur noch aus den ersten, sehr trüben Quellen, die man damals haben konnte; da er aber seine Angaben bereits selbst berichtigt und seine auf einzelne Aussagen gegründeten Urtheile zurückgenommen hat: so würde es unnöthig seyn, sie hier einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Wahr ist die Bemerkung, dass bey Jena und Auerstädt keine Armee, sondern nur eine Anzahl von Divisionen gefochten habe, unter denen kein Zusammenhang war. — Rückzug der vereinzelten Corps. Der Plan, sie an die Oder zu führen, wird mit Recht getadelt, so wie die Unbeholfenheit des langsamen Marsches, indem man sich nicht anders, als durch Ausdehnung in breite Cantonnirungen, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen wusste. — Gefecht bey Halle. Die Apologie des Herzogs von Würtemberg in der Minerva erklärt doch einiges, das bis dahin unbegreiflich schien. Die Equipage des Feldherrn wurde durch den Hn. von Montesquiou gerettet, dem sich die Bedeckung derselben zu Gefangenen ergab. —

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Ferstl.: *Gmeineri Xaverii*, Caes. et Caes. Reg. Prof. Hist. ecclesiast. P. O. *Theologia dogmatica in systema redacta, et methodo scientifica proposita.* II Tomi. Ed. III. aucta et emendata. 1807. 1 Th. 426 S. 2 Th. 480 S. 8. (4 Rthlr. 10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension
der
Vertrauten Briefe, Neuen Feuerbrände, Löscheimer und Lichtstrahlen.

Das Publicum der Hauptstadt kurz vor und nach diesen Begebenheiten. — Übergang von den stolzen Siegeshoffnungen zu der tiefsten Niedergeschlagenheit, von prahlhaftem Patriotismus zu kleinmüthiger Unterwürfigkeit, als die Franzosen einrücken. — Zwey Berichte über das Betragen der Berliner bey dieser Gelegenheit. — Einige naive Schilderungen, aber viel Wiederholung; mitunter gar zu müssige Anekdoten, politische Kannegiessereyen und witzig seyn sollende Verse, die selbst für Einwohner Berlins kaum ein momentanes Interesse haben konnten. Einen Theil dieser Dinge muss man zum dritten Mal in einer aus dem bekannten Vossischen Werke abgedruckten Stelle lesen, die uns sagen soll, was der preussische Staat nach der Schlacht von Jena hätte thun können, worin aber die Leser zugleich mit den Familienstreitigkeiten des Hn. von Voss mit dem Minister Schulenburg unterhalten werden. — Masregeln der Municipalität. — Unverantwortliche Vernachlässigung des Zeughauses. — Die Bürgergarde. — Musterhafte Policey des französischen Platzcommandanten, General Hulin. — Anstalten zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, zur Erhaltung des Credits der Staatspapiere, u. s. w.

Schlesien vom 20 October bis zum Ende des Jahres 1806. — Zustand der Vestungen. — Patriotismus des Volks. — Mittel zur Vertheidigung; Mangel an Verhaltungsbefehlen und einem Anführer. — Der (wie man jetzt weiss, von dem Vf. entworfene) Plan zu Bewaffnung eines regulären Corps und zu Organisirung des Landsturms wird dem Könige vorgelegt, und dabey nur um die nöthigen Vollmachten und um einen General gebeten; er bleibt aber unbeantwortet. — Prinz von Pless als General-Gouverneur, nachdem Glogau schon verloren war. Im 44sten Briefe endlich eine kurze Recapitulation des Ganzen nebst den Aussichten des Vfs. in die Zukunft, welche in der Anmerkung H näher bestimmt werden, sich aber doch nur zum Theil bestätigt haben. — Die angehängten Zusätze enthalten meistens nur Anekdoten oder Berichtigungen; die bedeutendsten sind: No. 5, wo der Vf. die Nachtheile der Requisitionen für Geldumlauf, Gewerbfleiss u. s. w. zeigt, und Mittel vorschlägt, sie durch gleichmässigere Vertheilung der Lasten weniger drückend zu machen; und No. 6, wo er die allmähliche Bildung des Charakters der Berliner aus dem Einfluss des Hofes und der von aussen auf sie einwirkenden Ursachen entwickelt.

Der Herausgeber der *Neuen Feuerbrände* (No. 2) weiset in einem Aufsatz am Schluss des dritten Heftes die Recensenten, denen die Tendenz dieses Journals nicht von selbst eingeleuchtet hatte, zurecht. Er erklärt sich bey dieser Gelegenheit über den Zweck der *Vertrauten Briefe* und dieser Zeitschrift, indem er sagt: „es sey Pflicht des Patrioten, die Mängel eines Staates, so lange er noch durch blendenden Schein den Nachbarn imponire, nicht aufzudecken; wenn er aber in Trümmer zerschlagen da liege, und nun nichts mehr zu verschweigen sey, dann werde es Zeit, dass eine Stimme in der Wüste erschalle, und den Gutgesinnten die Ursachen des erfolgten Unglücks zeige.“ Er hat dieses in beiden Werken zu thun sich bemüht, beide haben manche Vorzüge und manche Fehler mit einander gemein, aber dennoch können sie nicht einander gleich geschätzt werden. Wenn in den *V. Br.* das Bestreben, ohne Rücksicht auf den Schmerz der Operation zu retten und zu heilen, unter vielen Zusätzen von ungleichem Werth, doch stets vorherrschend bleibt: so scheint bey der Herausgabe der *N. Fbr.* die Speculation auf zahlreiche Käufer oft laut mitgesprochen zu haben. Je verschiedenartiger der Inhalt solcher Schriften ist, desto mehr erweitert sich der Kreis ihrer Leser, und bey der Schnelligkeit des Debits bleibt dem Herausgeber zu einer strengen Wahl der Aufsätze keine Zeit übrig. Daher denn die Menge der Wiederholungen, der aus den *V. Br.* wörtlich abgedruckten Stücke, die hier noch einmal verkauft werden, und der unverbürgten Anekdoten; daher die Derbheit des Vortrags oder der Bemerkungen, welche diese noch pikanter machen; daher die vielen müssigen, bloss eine Lücke ausfüllenden Aufsätze, die politischen, und besonders militärischen schiefen Urtheile, u. s. w.

Da das Publicum aber einmal nach solchen Schriften lüstern ist: so kann man es dem Herausg. nicht grade zum Vorwurf machen, dass er diese Stimmung benutzt, und loben muss man ihn, dass er neben dem Mittelmässigen, Oberflächlichen, selbst Schlechten, doch auch vieles Gute, Gediegene und Treffliche liefert. Proben von beiden werden wir in

dieser Anzeige beybringen. Da jedoch bey der Anzahl der bereits erschienenen Stücke die ausführliche Beurtheilung aller Aufsätze ein eigenes Buch erfodern würde: so wird Rec. die völlig unbedeutenden, oder aus anderen Werken abgedruckten, entweder ganz übergeben, oder nur kurz berühren, um für diejenigen, die sich durch ihren Inhalt auszeichnen, etwas mehr Raum zu gewinnen.

Der Herausg. zeigt sich hier, wie in den *V. Br.*, in seiner gröfsten Stärke, wenn er von dem Praktischen in den verschiedenen Fächern der Staatenkunde, der Staatsökonomie und der öffentlichen Verwaltung handelt. Keiner der dahin einschlagenden Aufsätze ist ohne Werth; Rec. wird sie daher zuerst anzeigen. *Hft. I. Grofs-Polens Besitznahme war der Untergang Preussens.* Die Vortheile der partiellen, und die Nachtheile der gänzlichen Theilung Polens für Preussen, kurz und gründlich entwickelt. — *Ist es wahr, dafs in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Art von Abgaben die Grundeigenthümer treffe?* Die Frage wird mit guten Gründen verneinend beantwortet, und obgleich der Gegenstand in dieser Abhandlung nicht erschöpft werden konnte, so gehört sie doch zu den sehr lesenswerthen. — *Preussens naher Verfall nach der Schlacht bey Auerstädt, geschrieben im October* 1806. In einer Anmerkung meint der Vf., dafs dieser Aufsatz auch später noch Interesse gewähren könne, und er irrt darin nicht. Die Staatsfehler, welche seit 1792, und besonders 1795, das Unglück des preussischen Staates vorbereitet haben, sind gründlich und mit Kenntnifs entwickelt; aber das Ganze war schon in den *V. Br.* Th. 1. Br. 8. 9. 28 enthalten, und ist hier, nur zuweilen anders gestellt, oft auch mit denselben Worten wieder abgedruckt. — Eben diesen Vorwurf verdienen *Hft. II* die *Blicke eines preussischen Patrioten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,* die meistens wörtlich aus den *V. Br.* abgedruckt sind. — *Bemerkungen über den preussischen Soldatenruhm.* Eigentlich mehr allgemeine Betrachtungen über den Geist der Zeiten und der Armeen. Nichts Neues, aber viel Gutes. — *Wie sollen sich Magistratspersonen kleiner Städte gegen Freund und Feind benehmen? Besonders in Schlesien?* Die Kleinmüthigkeit mancher Obrigkeiten, die alles preis gaben, wo sie durch Besonnenheit vieles retten konnten, wird mit Recht getadelt; der Vf. verliert aber die kleinen Städte bald aus den Augen, um über das, was in Schlesien hätte geschehen sollen, und über das, was man gethan hat, über den Pücklerschen Vertheidigungsplan, u. s. w. zu reden. — *Giebt es nicht auch Kriegsschäden im Frieden?* Schwierigkeiten einer gleichen Vertheilung der Kriegslasten, und Unbilligkeit vieler darüber erhobenen Beschwerden. Der Grundeigenthümer hat kein Recht, sich durch Einquartierung, Spanndienste etc. für verhältnifsmäfsig mehr gedrückt zu halten, als andere Stände. Er hat diese Lasten bey Acquisition seines Grundstücks als *onera realia* übernommen, und vorher, im Frieden, auch alle Vortheile, allen Gewinn seiner Lage genossen. Selbst im Kriege bleiben ihm durch die Erhöhung der Preise noch Mittel, sich zu entschädigen, und wo, trotz dem Kriege, die Preise gefallen sind, da dient dieser Umstand nur zum Beweise des vorhergegangenen Kornwuchers. Die nicht producirende Classe leidet durch Theurung eben so sehr, und ihr wird auf keiner Seite Ersatz dafür. Sie könnte, da sie auf Land- und Kreis-Tägen nicht repräsentirt wird, über den geheimen Krieg der speculirenden und distribuirenden Stände auch mitten im Frieden klagen. Daher die Überschrift. — *Hft. III. Der Zankapfel unter den Völkern,* oder: *Was schuf und unterhält den englisch-französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden?* Dieser Aufsatz ist (S. 52) „nicht für Leser geschrieben, die mit den Gründen des Krieges vertraut sind, sondern für den Theil der Menge, den man nur die Wirkung statt der Ursach zeigte." Zu diesem Zweck ist er ganz geeignet; er trägt bekannte Gegenstände in einem klaren Zusammenhange und einer einfachen, gemäfsigten Sprache vor. — *H. IV. Aphorismen über den Weltgeist der neueren Zeit. Parallele zwischen der Reformation und der französischen Revolution.* Gut; doch keine neuen Ansichten. — *Über die Bildung eines Staates mit Hinsicht auf das politische System Preussens, und Folgen desselben.* Ein sehr schmächtiges Gebäude auf einer sehr breiten Basis. Der Übergang von allgemeinen Theorieen auf den preussischen Staat, auf specielle Begebenheiten desselben und auf die Armee erfolgt so rasch, dafs man nicht einsieht, was der Eingang hat bedeuten sollen, und wie das Ganze am Ende zu einem Compliment für den Gen. Blücher sich zuspitzen konnte. Diefs seltsame Mifsverhältnifs abgerechnet, enthält der Aufsatz im Einzelnen viel Gutes. — *H. V.* Die aus *Häberlins* Staatsarchiv abgedruckten *drey Briefe des Ministers Herzberg an König Friedrich Wilhelm II vom Jahr 1794* dienen einem *Schreiben des M. Herzberg aus der Unterwelt an den K. v. Preussen nach dem Frieden zu Tilsit* zur Einführung. Der Vf. läfst darin den verewigten Staatsmann Vorschläge zu einer neuen Einrichtung der preussischen Monarchie thun, die allerdings praktisch zu seyn scheinen, doch aber schon in den *V. Br.* nicht mehr neu, sondern gröfstentheils aus *Bülows* und *Buchholzens* Schriften entlehnt waren. — *Der Frieden zu Tilsit. Auszug aus dem 3ten Bande der Vertr. Briefe.* — *Notizen aus Schlesien.* Plan eines neuen Creditsystems für diese Provinz durch Errichtung von Pfandbriefen auf die Güter. — *H. VI. Welche Veränderungen sind in der preussischen Staatsverfassung nothwendig?* Fortgesetzt im *IX H.* In dieser, durchaus gründlich gedachten und mit richtiger Ansicht der Dinge ausgeführten Abhandlung thut der Vf. Vorschläge, welche zwar zum Theil schon in den *V. Br.* enthalten sind, hier aber, näher zusammengestellt und zweckmäfsiger geordnet, eine leichtere Übersicht gewähren. Sie verbreiten sich über 1) *die politischen Verhältnisse der Staatsbürger.* Die adlichen Güter sollen besteuert, die Naturaldienste

in Geldabgaben verwandelt, die Justiciariate aufgehoben und Kreisgerichte eingeführt, der Ankauf von Gütern Jedermann frey gestellt werden. 2) *Die Organisation der Staatsverwaltungsbehörde.* Das Cabinet soll bloss auf Gnadensachen eingeschränkt, ein Staatsrath und unter demselben die nöthigen Departements, in jeder Provinz aber ein Landes- und ein Justiz-Collegium eingerichtet werden. 3) *Bildung, Wahl und Besoldung der Civilofficianten.* Ein besonders lesenswerther Abschnitt, der aber, so wie 4) *das Finanzwesen*, keinen Auszug leidet. Die Nachtheile der Beförderung blosser Juristen zu den mittleren Stellen der Staatsverwaltung werden einleuchtend dargethan, und gerechte Klagen über die schlechten Anstalten des Postwesens geführt. Gewiss sollte jeder Staat, seines eigenen Vortheils wegen, auf die freye und leichte Communication im Inneren ein besonderes Augenmerk richten, nie aber wird man den Plackereyen und Erpressungen der Postmeister steuern können, so lange die Wegebesserung in ganz Norddeutschland so unverantwortlich vernachlässigt bleibt. 5) *Landesculturwesen.* Der Vf. billigt die Verbote der Kornausfuhr, und will durch ein Ackergesetz das Maximum der Erwerbung von Grundstücken nach liberalen Grundsätzen bestimmt, zugleich aber auch, damit die Besitzungen nicht zu sehr zerstückelt werden, ein Minimum der Vertheilung festgesetzt haben. 6) *Volksculturwesen.* Bildungs- und Erziehungs-Anstalten, Cultus u. s. w. 7) *Policeywesen.* Eine Policeymiliz, wie in Frankreich und gegenwärtig auch schon im Königreich Westphalen, Leihhäuser für Arme, um dem Wucher zu steuern u. s. w. 8) *Justizwesen.* Rüge der durch die vielen Provincialrechte entstehenden Unbequemlichkeiten, und Vorschläge, sie mit dem allgemeinen Landrechte besser in Einklang zu setzen. 9) *Militärwesen.* Hauptsächlich über Werbung und Verpflegung, und über eine zu errichtende Landmiliz. — *Über die bürgerliche Verfassung der Juden, besonders in den preussischen Staaten.* Fortgesetzt H. IX. Der gründliche, in das Wesen der Sache eindringende und mit zweckmässigen Vorschlägen begleitete Bericht einer im Jahre 1789 vom König Fr. Wilhelm II. zu diesem Behuf angesetzten Commission.

H. VIII. *Unser Adel.* Dieser Aufsatz enthält Wahrheiten, aber man vermisst darin die ruhige Ansicht, die allein zu richtigen Resultaten führen kann. Der Vf. ist zu sehr leidenschaftlicher Gegner, um nicht oft einseitig zu urtheilen, und vielen seiner Vernunftschlüsse mangelt entweder die nothwendige, begründende Allgemeinheit des Vordersatzes, oder die richtige Verbindung desselben mit der Folgerung durch den Mittelsatz. Unter den Gründen, warum die Fürsten noch immer den Adel zu begünstigen geneigt sind, ist vergessen, dass jeder, der erbliche Vortheile geniesst, also auch der Erbfürst, aus natürlicher Consequenz den Erbrechten nicht abhold seyn kann. Wollte man aber auch alle vorausgeschickten Sätze des Vfs. annehmen: so würde doch daraus auf keine Weise erhellen, was er behauptet, dass nämlich der Untergang der preussischen Armee durch die adlichen Officiere hervorgebracht worden sey. Bey dem Geiste dieser Armee würden die bürgerlichen Officiere auch nicht weiter fortgeschritten seyn. Aber wahr ist es, dass die Einrichtung an sich den Schaden nach sich zog, dass nun der Unterofficier und Gemeine, der einer höheren Bildung fähig war, sich vernachlässigte und nicht mit Lust diente, weil er keine Aussicht hatte weiter zu kommen. Es war daher mehr die Menge, welche zurückblieb, als gerade das Officiercorps. — Eben so wahr ist es, was der Vf. von den Nachtheilen der Beförderung nach dem Dienstalter sagt; aber wie ist das im Frieden zu ändern? Wäre auch nie von Protection und Begünstigung die Rede, ist darum wohl jedes Subject, das sich durch Sittlichkeit und wissenschaftliche Bildung auszeichnet, auch zur Anführung im Felde geschickt? Nur der Krieg allein bildet Armeen und Befehlshaber. Die Geschichte aller Jahrhunderte und aller Staaten hat dieses bewiesen; eine lange Ruhe verdirbt die besten Heere, und je mehr Waffenruhm die Väter erworben hatten, desto tiefer fallen die im Frieden aufgewachsenen Söhne, weil sie in den alten Einrichtungen auch noch die alten Vorzüge aufbewahrt zu haben sich einbilden, und Verbesserungen nicht achten, die eine Armee von Neulingen folgsam annimmt. Hierin, und in nichts anderm, sind die Ursachen des Falls der Preussen zu suchen. Man täusche sich daher doch nicht länger mit allen den Mitteln, ein Heer kriegerisch zu machen, die jetzt so häufig vorgeschlagen werden! Es giebt dazu nur Ein Mittel, den Krieg. So wenig der Schüler, der auf einer Claviatur ohne Saiten alle Noten fertig greifen kann, für einen Musiker gelten darf, eben so wenig werden jemals Krieger im Frieden gebildet werden. Fingersetzung und Noten wird jener lernen, aber keine Töne; und gerade so weit bringt es auch in seinem Fach der fleissigste Soldat, der nie einen Feind gesehen hat. Ob ein Staat durch Krieg und Eroberungen glücklich werde, ist hier nicht die Frage; will er aber ein *kriegerischer* Staat bleiben: so muss er auf Eroberungen ausgehen, sobald er nicht mehr zur Vertheidigung zu fechten hat. — In einer Anmerkung (S. 13) wird versichert, dass bey Weimar, kaum 200 Schritte von der Stadt und also 3 Stunden vom Schlachtfelde, auf einen blossen blinden Lärmen alle Officiere eines preussischen Infanteriebataillons davon geritten wären, die Gemeinen aber noch 3 Stunden hindurch gefochten hätten. Solche Fabeln wurden allerdings von verlaufenen Soldaten erzählt, die dadurch Mitleid erregen, oder ihre eigene Flucht beschönigen wollten; aber von den Tausenden der Augenzeugen jener unglücklichen Tage hat sie nicht Einer bestätigt, und nur die Erbitterung des Castengeistes kann Schriftsteller, die sonst richtig urtheilen, verleitet haben, sie ohne Untersuchungen aufzunehmen und sogar Folgerungen darauf zu bauen. Warum wird das Bataillon nicht genannt, wenn an der Anekdote etwas Wahres ist? Weshalb verschlimmt

man die einzelnen Schuldigen, um den ganzen Stand zu beschimpfen? Wo es auf die Ehre einer ganzen Classe von Staatsbürgern ankömmt, da darf bey den Anklagen der Gegner mit Recht diplomatische Genauigkeit gefodert werden. — Gleich unverbürgt sind die übrigen Erzählungen in diesem Aufsatz, so wie die den Stabs- und Subaltern-Officieren (S. 15) vorgeworfenen Unterschleife, wodurch sie auf Kosten der Gemeinen sich bereichert haben sollen. Wer die Einrichtung der Armeen kennt, weiss, dass die Officiere, und besonders die Subalternen, gar keine Unterschleife machen *können*. Dass Betrügereyen genug bey den Commissariaten vorgefallen sind, ist leider nur zu gewiss; aber diese sollten doch dem Adel nicht zur Last gelegt werden, aus welchem bekanntlich nur sehr wenige Mitglieder bey der Verpflegung angestellt waren. Aber wo von dem Adel die Rede ist, da verliert der Vf. gleich die Besonnenheit, und wird oft bis zum Lächerlichen leichtgläubig. In den meisten übrigen Behauptungen hat er Recht, und viele seiner Vorschläge sind zweckmässig und verdienen Beherzigung.

Die Polen, und ihre Constitution vom Jahre 1807. Nach einem Eingange, in welchem der Charakter der Nation und Preussens Fehler bey der Organisation, der Gesetzgebung und Verwaltung dieses Landes, zwar nur flüchtig, aber mit Ruhe und Billigkeit geschildert werden, unterwirft der Vf. einige Hauptpuncte der neuen Constitution seiner Prüfung. Was er darüber sagt, beweiset seine Kenntniss des Landes und der Einwohner. Er zeigt unter andern, dass die gänzliche Abschaffung der Naturaldienste noch nicht anwendbar sey; die Constitution hebt sie aber auch nicht plötzlich und unbedingt auf. — Dass die Einkünfte der Krone bey weitem die festgesetzte Summe nicht erreichen, ist ebenfalls wahr; aber bey einer zu hoffenden zweckmässigen Verwaltung der Domainen ist die nöthige Erhöhung der Renten mit ziemlicher Gewissheit vorherzusehen, und dafür, dass dieses Geld im Lande bleibe, ist gesorgt. Unbillig wäre es doch auf der anderen Seite, wenn die alten Erbländer alle durch die neue Erwerbung verursachten Lasten tragen sollten. Ungeachtet dieser und einiger anderer kleinen Irrthümer haben die Erörterungen des Vfs. einen entschiedenen Werth und verdienen mit Aufmerksamkeit beachtet zu werden. Eine Liste der jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Staates unter der preussischen Regierung macht diesen Aufsatz noch nützlicher. — *Deutschlands Verfall.* Eigentlich nur über Hessen-Cassel, aus dem Buche: *Hessen vor dem* 1 *October* 1806, abgedruckt. — *Über die neuerlich geschehene Aufhebung des Adels im preussischen Staate.* Das Gesetz vom 12 October 1807 aus Memel, extrahirt und mit Anmerkungen begleitet, nach welchen der Vf. meint, dass die genommenen Massregeln noch nicht zum Zweck führen würden. — *H. IX. Friedrichs II Grundsätze über die Getraide-Ausfuhr und Kornsperre.* Im Eingange die eigenen Grundsätze des Vf., dann einige Cabinetsorder Friedrichs, welche seine grosse Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände beurkunden. — *H XI. Reminiscenzen aus Schlesien.* Über die Erbärmlichkeit vieler Berichterstatter, nebst Proben davon, und Klagen über die Lauheit der Staatsbürger, sobald von Aufopferungen die Rede war, z. B. bey den nicht erfüllten Foderungen des Grafen von Götzen zur Vertheidigung Schlesiens. Über Mangel an Patriotismus, der aber grösstentheils eine Folge des in Deutschland angenommenen Systems der Staatsverwaltung war. So lange alles nach blossen Formeln betrieben wird; so lange die höchsten Behörden fortfahren werden, über jede Kleinigkeit weitläuftige Berichte zu erfodern, diese nach dem Grundsatz: *Quilibet praesumitur malus*, zu moniren, über jede, nicht nach den eingeführten Weisen gemachte, Auslage, auch wenn ihr Nutzen für den Staat anerkannt wird, unangenehme Ausstellungen ergehen zu lassen, und das Betragen thätiger Männer nur nach Attestaten und Belegen zu beurtheilen; so lange mit einem Worte, die Regierungen der Rechtlichkeit der Einzelnen nichts zutrauen: so lange werden sie auch kein Vertrauen einflössen, und der Bürger wird Bedenken tragen sich aufzuopfern, wo er, auch bey dem glücklichsten Erfolg, keine Sicherheit, wohl aber endlose Plackereyen vor sich sieht. — *Die sibyllinischen Bücher, nebst Nutzanwendung, mit Rehbergs Dienerschaft und vorgeschlagener deutscher ständischen Verfassung, verglichen von einem Deutschen.* Verglichen sind diese Bücher nicht, sondern es ist nur von jedem etwas gesagt. Einige Declamationen des ersten, dessen Schätzbarkeit der Vf. übrigens anerkennt, werden mit Ruhe und gründlich geprüft; bey dem vortrefflichen Rehbergschen Werke aber meint er, dass nicht eine ständische, wie bisher, sondern eine allgemeine Nationalrepräsentation von Nöthen sey. — *Pechfackeln.* Anonym eingesandt. Der Vf. spricht hauptsächlich von der Bildung der Jugend auf Schulen und Universitäten. Die unbilligen Ausfälle auf die neuere Philosophie abgerechnet, die an den Übeln, welche er ihr zuschreibt, wohl sehr unschuldig seyn dürfte, enthalten seine Bemerkungen viel Wahres und Gegründetes. Er irrt aber, wenn er (S. 101) behauptet, die Franzosen gebrauchten keine statistischen Werke, wie die Hasselschen oder Hökischen Tabellen. Rec. war Zeuge, dass dieselben im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten wohl bekannt waren, und häufig zu Rathe gezogen wurden. Die Franzosen schätzen überhaupt die deutschen *Kenntnisse* höher, als er glaubt, und wissen sie zu benutzen; dass wir das nicht verstehen, dass wir mehr darnach streben, viel zu lernen, als unsere Combinationsgabe zu schärfen, ist aber nur allzuwahr. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Ferstl: *Gmeineri Xaverii* Caes. Reg. Directoris stud. Philos. nec non Hist. Eccles. Prof. P.O. *Institutiones Juris Ecclesiastici methodo scientifica adornatae.* Tomus Primus complectens Jus ecclesiasticum Publicum. Tom. II. Juris eccles. privat. sect. prim. et secund. de personis et rebus ecclesiasticis. Ed. IV. aucta et emendata. 1808. 1 Th. 428 S. 2 Th. 454 S. 8. (4 Rthlr. 20 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension
der
Neuen Feuerbrände, Löscheimer und Lichtstrahlen.

H. XII. *Schreiben an den Hn. Verfasser der Vertr. Br. und Verleger der Fbr.* Zehn aus den N. Fbr. herausgehobene Behauptungen werden hier geprüft, und manche mit vielem Scharfsinn widerlegt. Nur da, wo der Vf. auf die Grundeigenthümer kömmt, verräth sich der Zunftgeist. Bey dem Satze, dass nicht Geburt, sondern bloss das Verdienst beym Militär zu Beförderungen berechtigen solle, fragt er, wie dieser Zweck zu erreichen sey? und in der That wird auch schwerlich irgend ein Mittel oder eine Einrichtung die Beförderung der Untauglichen, in welchem Stande sie auch geboren seyn mögen, hindern, wenn der Staatschef nicht selbst zu wählen versteht. — Wenn es überall heisst, die Gesetze allein müssen regieren: so wird kein Vernünftiger gegen diesen unbestreitbaren Satz etwas einwenden, aber ohne eine kräftige Handhabung der ausübenden Gewalt wird er stets ein leerer Ton bleiben. Gegründet ist daher die Klage über die juristische Behandlung aller Gegenstände der Administration und der Policey, durch welche es möglich wird (S. 104), „bey recht abgefeimten Bübereyen seinen ehrlichen Namen gerichtlich festsetzen zu lassen, so dass am Ende nur der Schelm, nicht der ehrliche Mann, den Schutz der Gesetze geniesst." — Über die Aufhebung der Dienstpflichtigkeit; dass diese Massregel zum Besten der Unterthanen selbst nur mit grosser Behutsamkeit angewendet werden dürfe. — Einseitig aber ist die Behauptung, dass der Grundeigenthümer, und überhaupt die productive Classe der Staatsbürger die Lasten des Krieges allein trage. Der Vorwurf, dass das Getreide nach dem feindlichen Einfall im Preise gesunken ist, wird durch die Gründe des Vfs. nicht gehoben, denn er vergisst zu erklären, wie es zuging, dass bey den grossen Vorräthen, die man bey den Gutsbesitzern gefunden hat, die Theurung vor dem Kriege so hoch gestiegen seyn konnte. — Das nachfolgende Raisonnement stützt sich auf die eben so wenig haltbare Unterlage, dass der Landmann die Accise für die Vorräthe, welche er zur Stadt führt, tragen müsse; der Verkäufer macht bloss die Auslage, und der Käufer bezahlt sie. Durch solche, wie es scheint, absichtlich schief gestellte Sätze verscherzt der Vf. am Ende das Zutrauen wieder, welches er anfangs durch den festen, männlichen, und doch ruhigen Gang seiner Untersuchungen einflösste.

H. X. *Darstellung des Finanzwesens von Spanien.* Die Abgaben und die Schulden dieses Staats, und die Gründe, welche sein Emporkommen hindern, aus französischen Schriften gezogen. Gute Notizen; doch nichts erschöpfendes. — H. XII. *Darstellung des Finanzwesens von England, und über die Tendenz seiner Kriege.* Eine gründlich ausgeführte Abhandlung, in welcher der Vf. zuerst den Bestand der Nationalschuld in verschiedenen Zeitpuncten seit dem J. 1697 nach richtigen Quellen angiebt, und dann das System der englischen Staatsmänner bey dieser ungeheueren Schuldenlast mit den Grundsätzen der französischen Finanzminister unter den Bourbons in eine Parallele setzt. Nur die Zinsen, sagt er, sind in England eine Wirklichkeit; das Capital ist nur eine Idee, da der Staat es nie wieder bezahlt. Aber auch die Zinsen sind nur ein Abzug von dem Einkommen eines Theils der Nation, welcher einem anderen Theile derselben bezahlt wird, und wobey die Regierung im Grunde nur die Mittelsperson ist. Die Ein- und Ausfuhrzölle sind die Basis, auf welche das Creditsystem sich stützt, und alles Streben der Minister geht dahin, die Einnahme jährlich den Zinsen gleich zu erhalten. Es kann daher kein Deficit auf länger, als ein Jahr entstehen, aber England sieht sich zugleich genöthiget, durch einen beyspiellosen Krieg die einzige, dem Bedürfniss entsprechende Quelle, seinen Alleinhandel, zu behaupten. Der Tilgungsfonds, der, wenn die Staatspapiere sinken, sie durch Aufkauf wieder in die Höhe treibt, ist von der Schuld selbst ganz verschieden und unabhängig; auf besondere Taxen fundirt, dient er als Deckungscapital in dringenden Fällen und zur Sicherung der richtigen Zahlung der Interessen. Er hat nicht die Verminderung der Staatsschuld zum Zweck, wenn gleich daraus mehrmals Capitale getilgt worden sind, sondern er macht nebst der Staatsbank und den kleineren Banken den Stützpunct des Creditsystems, und ist gleichsam die Bedingung der Fortdauer desselben. Die französischen Financiers hatten immer nur die Verminderung des Capitals im Auge; sie betrachteten es als eine Wirklichkeit, und vermehrten es dadurch wider ihren Willen etc. Zuletzt wird noch der neue Finanzplan nach dem Budget von 1807 untersucht, nach welchem die Ausgaben für den Krieg bis zum J. 1816 gedeckt seyn sollen.

halten haben. Solche grundlose Anklagen können zu weiter nichts dienen, als den unseligen Antagonismus der Militär- und Civil-Gewalten im Staate, der so kräftig zu Deutschlands Ruin mitgewirkt hat, nur immer mehr zu erbittern. — In der Fortsetzung, *H. IX*, wirft der Vf. noch einen traurenden Blick auf Danzigs Ruinen, und einen anderen auf die Zukunft dieser vor Kurzem so blühenden Stadt, die, seiner Meinung nach, ohne den englischen Handel schwerlich wieder emporkommen wird. — *H. VIII. Relationen, Charakterzüge, Anekdoten u. s. w.* Nichts ist billiger, als dass, bey der beynahe zur Tagesordnung gewordenen Verunglimpfung der preussischen Armee, auch gegenseitig das Gute und Rühmliche, welches Preussen thaten, aus der Vergessenheit gezogen, und der Welt bekannt gemacht werde; aber nichts schadet einer guten Sache so sehr, als eine ungeschickte Vertheidigung. Wenn die Begebenheiten in einem schwülstigen, ewig lobpreisenden Tone, der dem Urtheile des Lesers gar nichts überläfst, vorgetragen werden; wenn die Erzählung durch, den handelnden Personen in den Mund gelegte, unnatürliche, heroisch- oder patriotisch-empfindsame Reden schon an sich innere Unwahrscheinlichkeit bekömmt, und dabey durch Anführung von Siegen, von denen die Zeitgeschichte nichts weiss (wie hier die *Schlacht* bey Morungen im Gegensatz der vorhergegangenen *Gefechte*), gegen die historische Wahrheit verstösst: dann sind die Beklagten in der That übel berathen. — Mit besserem Erfolg führt, *H. IX*, der Vf. der *Charakterzüge aus dem schlesischen Feldzuge im Jahr* 1807, *im Vergleich mit einigen Charakterzügen aus dem Alterthum*, die Sache seines Vaterlandes. Er erzählt ohne Ausschmückung und ohne Declamation, und was er sagt, trägt das Gepräge der Wahrheit. Auch die *Berichtigung*, *H. XI*, eines den Gen. Grawert betreffenden Irrthums zeichnet sich durch Vortrag und richtige Darstellung aus. *H. X. Schreiben aus dem schlesischen Gebirge, über einige, in einem Theile desselben vorgefallene Kriegsbegebenheiten.* Notizen über das Negroische Freycorps und andere Parteyen, die im schlesischen Gebirge ihr Wesen trieben, dem Feinde keinen Abbruch thaten, das Unglück der Einwohner aber noch vermehrten, indem sie die zusammengebrachten Contributionsgelder wegnahmen, ohne das Land schützen zu können, welches nun die Summen zweymal bezahlen musste. *H. X u. XI. Briefe eines Reisenden von Berlin nach Königsberg in Preussen, im Sept.* 1807, und ihre Fortsetzung *H. XII. Ausflug nach Eylau und Friedland.* Schills Betragen im Contrast mit den Unternehmungen der schlesischen Parteygänger. — Zustand des Blücherschen Corps in Pommern. — Elend der berührten ostpreussischen Districte. — *H. X. Mangelte es den preussischen Soldaten in den Tagen des 14 Octobers an Lebensmitteln? und weswegen? Historisch-kritisch beantwortet als Beytrag zur Geschichte des preussisch-französischen Feldzuges.* Eine gedrängte Übersicht des preussischen Feldverpflegungswesens, und Beleuchtung der Administration desselben in den Jahren 1805 und 1806. Der Vf. läfst die Leser tiefe Blicke in das innere Getriebe der nach unrichtigen Grundsätzen gebaueten Maschine thun, und zeigt, wie leicht es dem Eigennutz wird, sich durch Formen zu decken und hellsehende Mitarbeiter ausser Thätigkeit zu setzen, wo keine nahe Oberaufsicht, sondern blofs Rechnungsablegung an entfernte Behörden, zu fürchten ist. Merkwürdig ist die ausgedehnte Gewalt, welche den Divisions-Commissarien, unerfahrnen jungen Leuten ohne praktische und topographische Kenntnisse, eingeräumt wurde. Vom Feldherrn unabhängig, war nach ihrer Instruction die Vertheilung der Lieferungslasten auf die Bezirke ihrem *Savoir faire* überlassen; sie wurden mit drohenden Requisitionsformeln ausgerüstet, und zu ihrer Rechtfertigung waren blofs Atteslate der Obrigkeit erfoderlich, dafs sie nicht mehr empfangen hätten, als die Etatsquittungen des Militärs bewiesen. Über die Art der Beytreibung der Bedürfnisse aber, ob z. B. entfernte Gegenden, die die Fuhren scheueten, sich loskaufen konnten, und nun die näheren zum gröfsten Nachtheil der Operationen unverhältnifsmäfsig belastet wurden u. s. w., darüber gab es keine Controllen. Der ganze Aufsatz ist einer besonderen Aufmerksamkeit aller Regierungen werth; man hat ihn in mehreren öffentlichen Blättern bestritten, aber nicht widerlegt; und könnte selbst dargethan werden, dafs gar keine Missbräuche vorgefallen wären: so bliebe doch das hier entwickelte System an sich selbst immer höchst fehlerhaft. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Zwickau* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Die Rosaschleife oder das Ideal, und der Lehnhardtische Gesundheitstrank oder Liebeswerbung des M. St. Jakobsthürmers.* Zwey komische Heirathsgeschichten in Friedrich Laun's Manier, von *Karl Friedrich Döhnel.* 1804. 168 S. 8. (12 Gr.) Unter den witzigen Schriftstellern der neuesten Zeit sucht sich auch der Vf. dieses Buches eine bedeutende Stelle zu erfechten oder zu ertrotzen. Was die Qualität nicht thun kann, soll die Quantität thun. Ein verfehlter Witz tritt dem anderen auf die Ferse, ein alberner Einfall verdrängt den anderen, und das Bessere geht unter der Menge des Schlechten verloren. Hätte Hr. *D.* mit dem ganzen Werke vorgenommen, was er mit dem ersten Titel vorzunehmen für gut fand, er hätte weder sich, noch der Lesewelt einen Schaden zugefügt. Wir legen ein Pröbchen von Hn. *D's.* Witze zu eigner Ansicht bey. S. 64: „An der Thüre der Pfarrwohnung lehnte ein Product mit grofsem Cicero gedruckt, Melodie der Bengelschaft im ganzen Wesen, und mit einer Seele, die nur, wie die Einlassungen der schulgerechten Advocaten, einen Vordersatz und keinen Nachsatz zu haben schien — es war das menschliche Product, ein allezeit zum Predigen fertiger Kandidat des Predigamts (*sic*), der seine glanzlose Folie der lieben Sonne produzirte — Ich neigte mich für den theologischen Schweizer mit der Hellebarde des Glaubens, und ein dumm-freundliches Kopfnicken dankte mir." Statt der Anmerkungen, die der Setzer hinzugethan hat, hätten wir lieber gesehen, wenn er seine Schriften etwas enger gesetzt, und so einige Bogen Papier erspart hätte.

D. S.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension der **Neuen Feuerbrände, Löscheimer und Lichtstrahlen.**

Wodurch ist der Gemeingeist des Militärs in den preussischen Armeen gesunken? Mit der einem so ernsten Gegenstand angemessenen Würde, mit tiefer Kenntniss der wahren Beschaffenheit der Dinge, mit Ruhe, ohne Zorn und ohne Vorurtheil gegen irgend einen Stand, führt der Vf. seine Untersuchungen durch, und zeigt unter den Überschriften: *Preussens Lage nach dem Tilsiter Friedensschlusse, und durch welches Mittel kann der gesunkene Geist in der preussischen Armee wieder hergestellt werden? — Vorschläge zu einer Pflanzschule, gute Generale heranzuziehen u. s. w.*, und *Avancements-Ordnung der übrigen Officiersgrade*, wie dem Übel abzuhelfen und eine Armee in dieser Hinsicht zweckmäsig zu organisiren sey. Der Aufsatz selbst muss im Buche nachgelesen werden; er leidet keinen Auszug, denn es ist kein Wort darin zu viel gesagt. Nur einige Ideen, die mit den allgemein herrschenden Meinungen von dem Militär im Widerspruch stehen, wird Rec. herausheben. Man wirft z. B. den Subalternofficieren Unwissenheit vor, und leitet daraus zum Theil den Verfall der Armee her. „Ein nicht geringer Verderb", sagt dagegen der Vf., „für den Gemeingeist in der preuss. Armee war das Treiben, dem jungen Officier eine wissenschaftliche Cultur zu geben. — — Dieses, unter Fr. Wilh. II und auch unter der jetzigen Regierung zu weit getriebene Impulsiren hat einen grossen Antheil an der gänzlichen Auflösung der Subordination. Der Jüngere, welcher dadurch den Älteren übersah, wurde verleitet, nicht nur das mit Widerwillen zu thun, was ihm von Jenem befohlen wurde, sondern er fachte auch den Geist der Anarchie und der Widerspänstigkeit in dem ignoranten Theil seiner übrigen Cameraden an. Der Ältere, der dem jungen Officier im Stillen eine gewisse Geistesüberlegenheit einräumen musste, verlor das Zutrauen zu sich selbst, und mit ihm seine ganze Energie, — — und der Erfolg war, dass von nun an im Dienst nicht mehr befohlen, sondern complimentirt wurde." Dass der Vf. hier nur diejenige, überall schädliche Halbcultur vor Augen hat, die durch jenes Impulsiren befördert wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Unter den Verbesserungsvorschlägen heisst es: „Es habe der gebildete Bürger mit dem Adel einerley Rechte. — — Im Grunde seyd ihr (die anderen Stände) glücklicher. Ihr studirt, ihr widmet euch der Handlung, ihr ergebt euch den Künsten und Wissenschaften, ihr werdet Landwirthe. In einem oder dem anderen Fache gelangt ihr höchstens im dreyssigsten (?) Jahre zu Ämtern, wobey ihr grösstentheils eure eigenen Herren seyd. Der Officierstand ist diess während seiner ganzen Dienstzeit nicht." — Über die herabsetzende Behandlung des gemeinen Soldaten von dem Bürger sagt der Vf. viel Wahres. Der schädliche, durch fortwirkende gegenseitige Reaction sich stets verstärkende Antagonismus beider Stände kann nur durch ein allgemeines Conscriptionssystem aufgehoben werden. — Die Pflanzschule für Generale soll in einem Generalstab bestehen, zu welchem die Subjecte durch ein Comité gewählt werden. — Überdachte, und auf richtige Kenntniss des Militärs gegründete Vorschläge zu der Einrichtung der Beförderung. — — H. XII. *Relation von der Belagerung von Cosel.* Journal vom 20 Januar bis zum 18 April 1807. Die Fortsetzung soll folgen. — *Detaillirter Munitionsbestand von Glogau, als diese Vestung dem Feinde übergeben wurde.* Man erstaunt über den Reichthum der Vorräthe, und sieht daraus, wie wichtig auch in dieser Hinsicht die Erhaltung von Glogau für den preussischen Staat war.

Die Circularverordnung des Generals Grawert, zu Errichtung eines *Ehrenreinigungs-Tribunals für die Officiere der schlesischen Inspection*, H. X, hat den Aufsatz: *Über die Rechtfertigung der preussischen Armee, vom Redacteur der N. Fbr. H. XI*, veranlasst. Der Vf. lehnt zuvörderst den Vorwurf ab, dass er sich Mühe gegeben habe, die preussische Armee herabzuwürdigen, und ergreift diese Gelegenheit, seine Meinungen über den Geist des Officiercorps, und den Point d'honneur desselben aus einander zu setzen; aber es gelingt ihm auch hier noch nicht, diese Gegenstände mit Gelassenheit ins Auge zu fassen. Sein Ton ist heftig, bitter und absprechend, und seine Ansichten der Dinge sind einseitig. Wenn er z. B. S. 139, den Compagnie-Chefs die Benutzung ihrer Compagnien zum Verbrechen macht, und sie desshalb ohne weiteres „zum Strange verurtheilt:" so zeigt er, dass er die innere Einrichtung der preussisch. Armee gar nicht kennt. Nach dieser ging der Staat mit dem Capitän einen förmlichen Vertrag ein, kraft dessen dieser gegen eine bestimmte jährliche Summe die Compagnie, gewissermassen als Entrepreneur, in

dem ihm vorgeschriebenen Stande erhalten musste; und ob dieses geschehen sey, davon überzeugten sich höhere Behörden bey den Musterungen und Revüen. Nach diesem Vertrage waren aber auch dem Capitain seine Einkünfte ausdrücklich in der Benutzung der Compagnie angewiesen; seine Administration musste die zufälligen Schäden decken, und seine geringe Besoldung war auf die Vortheile, die er von der Compagnie zu ziehen hatte, berechnet. Die einander vielleicht aufwiegenden Vortheile und Mängel dieser Einrichtung können hier nicht untersucht werden; noch weniger ist die Partey derjenigen Compagnie-Inhaber zu nehmen, die sich unerlaubte Benutzungen zu Schulden kommen liessen: aber die Rechtmässigkeit der Benutzung an sich selbst wird aus dieser kurzen Darstellung erhellen. — Gleich unbillig sind die dem Militärstande gemachten Vorwürfe des Schuldenmachens, der Verführung, u. s. w. Der Vf. spricht von diesen Gegenständen, als ob sie zu den Privilegien der Officiere gehört hätten, als ob solche Vergehen nicht auch Personen aus anderen Ständen zur Last zu legen, und als ob keine Gesetze dagegen vorhanden gewesen wären. Hat es an der Ausübung dieser Gesetze gefehlt: so ist die Schuld wenigstens getheilt. — Ein guter Gedanke ist es aber, dass er dem Begriff der militärischen Ehre eine ausgedehntere und gesetzliche Bestimmung zu geben vorschlägt. Eben so wenig ist etwas dagegen einzuwenden, dass er verlangt, der Officier solle gehalten seyn, sich jedem Bürger, den er beleidigt habe, im Zweykampf zu stellen, nur bleibt die Frage, ob die Civilstände viel dabey gewinnen würden? — Gegen alle in den Capitulationen begriffenen Subaltern-Officiere übt er eine unerbittliche Strenge. Nur die, welche bey Lübeck sich ergaben, nimmt er aus, und versichert auf sein Wort, dass da die Nothwendigkeit am Tage gelegen habe; und doch liess man auch dort durch die ohne Untersuchung geglaubte Nachricht von der Übergabe des Forts Travemünde sich bestimmen. (S. *Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee*, S. 127, 128 u. 132.) So einseitig und schneidend sind seine Urtheile. Er fragt nicht: was ein Subalternofficier bey solchen Gelegenheiten über die Menge vermag, die durch die Capitulation sich von allem Gehorsam entbunden glaubt? nicht, wie viele verwundete Officiere in den Vestungen, besonders in Magdeburg, von dem, was vorging, kein Wort erfuhren? Er verdammt sie alle ohne Gnade, wenn sie nicht entweder sich durchschlugen, — allein? und auch die Verwundeten? auch die in den Vestungen, die man nicht herausliess? — oder einen Aufstand machten, — mit wem, wenn die Gemeinen nicht wollen? — und den capitulirenden General todt schlugen (!!), oder sich selbst entleibten. — Das Letzte ist denn freylich das Kürzeste. —

Um diese Anzeige zu vollenden, müssen auch noch diejenigen Aufsätze, die zu keiner der bisher aufgestellten beiden Classen gehören, hier kurz berührt werden. Eine bedeutende Anzahl derselben beschäftigt sich mit Schilderungen von Berlin und von Schlesien. So grosses Interesse aber auch die Gemälde jener Hauptstadt und einer Provinz gewähren würden, die stets ihren eigenthümlichen, durch Lage, Umstände und den Übergang von der österreichischen, unter die preussische Bothmässigkeit modificirten Charakter behauptet hat: so wenig Befriedigung findet man in den Zeichnungen, welche gegenwärtige Zeitschrift enthält. Einzelne Züge dienen freylich zur Begründung allgemeiner Urtheile, aber nicht bloss einseitige; und man wird es am Ende überdrüssig, immer nur mit unverbürgten Anekdoten, gehässig dargestellten Persönlichkeiten, und der ewigen Parallele zwischen den Zeiten Friedrichs und den jetzigen unterhalten zu werden. Vergebens sucht der Herausgeber diese finstere Eintönigkeit durch allgemeinere Carricaturgemälde zu erheitern. Die Satyre muss entweder poëtischen, oder moralischen Werth haben, ihr Zweck muss Verbesserung der Sitten oder Ergötzung des Gemüthes seyn; wo sie das eine wie das andere verfehlt, da verstumme sie lieber. Nach beiden scheint der Redacteur zu streben, aber auf die Art, wie er es anfängt, glückt ihm keines. Seine Geisel schlägt unaufhörlich nur auf Einen Punct; er lässt dem Gefallenen nicht Zeit sich aufzurichten, und der immer wieder getroffene Fleck muss am Ende taub und fühllos werden. Am allerwenigsten stehen ihm Laune und Ironie zu Gebot. Die letzte artet bey ihm in Derbheit aus, und wo er scherzen will, da fehlt das Salz, wie z. B. *H. VIII* bey der elenden Parodie des Reuterliedes aus Schillers Wallenstein. Die Aufsätze: *H. II. Erfahrungen, gesammelt bey einem Spaziergange in und um Berlin, im April* 1807. — *H. III. Diensttreue.* — *Interessante Kleinigkeiten.* — *H. IV. Eine Scene aus dem jetzigen Kriege.* *H. VIII. Relationen aus Berlin vom* 16 *Junius* 1807. — *H. IX. Monument des verstorbenen politischen Propheten, dem Schwerdtfeger Sauerbrey in Berlin. H. X. Scenen nach der Natur gezeichnet. Schauplatz, Berlin.* — *H. XI. Relationen aus Berlin,* und viele andere von gleichem Gehalt, so wie die allegorischen Kupferstiche nebst ihren Erklärungen, können als Belege dieses Urtheils dienen.

Nur ein Aufsatz: *H. XII. Das Verhältniss und Benehmen der Stadt Berlin im vergangenen Kriege,* zeichnet sich durch Mässigung und einen ruhigen Gang der Untersuchung aus. Der Vf. vertheidigt die Bewohner der Hauptstadt mit Glück gegen einige ihnen in den *N. Fbr.* gemachten Vorwürfe, bey anderen sucht er wenigstens die gar zu harten Urtheile zu mildern, indem er den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet. — Das berüchtigte *schwarze Register, oder General-Tableau sämmtlicher in Südpreussen u. s. w. in den Jahren* 1794 *bis* 1798 *als Gratial-Güter verschenkten, ehemals polnischen Kron- und geistlichen Güter, H. II* hat einen erbitterten Streit zwischen dem Vf., Hn. *v. Held,* und dem Herausgeber der *N. Fbr.* veranlasst, und zugleich den gerechten Unwillen des Publicums erregt. Im *III H. Erklärung des Vfs. der V. Br. etc., das schwarze Register*

im zweyten Heft der N. Fbr. betreffend, entschuldiget sich dieser durch die Versicherung, dass jene Schmähschrift ohne sein Vorwissen eingerückt worden sey. Da jedoch der Vf. der *V. Br.* auf jedem Heft der *N. Fbr.* sich als Herausgeber (nach den Worten des Titelblatts: *„von demselben Verfasser“*, hätte man glauben können, auch als Vf.) ankündigte, und besonders dadurch seiner Zeitschrift Käufer erwarb: so wäre das Publicum wohl berechtiget gewesen, eine grössere Sorgfalt bey der Redaction dieses Journals von ihm zu erwarten. Er widerlegt nun selbst einige Unwahrheiten des schwarzen Registers; im *V H.* füllt die *Rechtfertigung des Hn. v. Grevenitz*, in welcher die dem Publicum höchst gleichgültigen Acten des Scheidungsprocesses der Gurowskischen Eheleute abgedruckt sind, 54 Seiten aus, die Erklärungen und Gegenerklärungen der Buchhändler und anderer in die Sache verflochtenen Personen nicht gerechnet. *H. XII* endlich *auch ein Wort über den Kriegs- und Forst-Rath von Triebenfeld in Breslau*, ist noch eine lange Vertheidigung dieses Mannes wegen seines Antheils an dem Gurowskischen Handel eingerückt. Rec. hat alle diese Anschuldigungen und Widerlegungen, diese Enthüllungen unangenehmer Familienverhältnisse, diese schonungslosen Bezüchtigungen von Betrug und Lügen, welche der Herausg. durch ein wenig mehr Achtung gegen das Publicum hätte vermeiden können, mit höchst widerwärtiger Empfindung gelesen. Eine nähere Erörterung dieses unrühmlichen Streites wird man unseren Blättern gern erlassen. — Die dem *VII Heft* vorgedruckte *Antwort des Vfs. der V. Br. an den Vf. des vertrauten Schreibens* ist mit Bitterkeit, aber zugleich mit sichtbarer Überlegenheit über den Gegner geschrieben. Auch die Erklärung *über die Tendenz der V. Br. und der N. Fbr. H. III*, ist polemischen Inhalts, und hat es bald mit den Recensenten, bald mit den Tadlern des Herausg. zu thun. Die Ersten besonders kommen sehr übel weg, und werden mit trockenen Worten zur Ruhe verwiesen. Da indessen Urtheile über Schriften eben so wohl erlaubt sind, als Urtheile über Personen: so wird der Vf. es wohl mit dieser Äusserung so ernstlich nicht gemeint haben. Er versichert dabey, dass er nicht dulden werde, dass Jemanden in seinen Werken Unrecht geschehe, und wenn es ohne seine Schuld geschehen sey, so solle es berichtiget werden. Vom VI bis zum XI Heft ist auch ein stehender Artikel beygefügt, worin die Gegner der *N. Fbr.* eingeladen werden, ihre Widerlegungen in dieses Journal selbst einrücken, und nicht Anderen den Vortheil des Abdrucks zufliessen zu lassen. Eine in der That liberale Speculation! Da sie jedoch nur vom dem Verleger unterzeichnet ist: so lässt sich nicht entscheiden, in wie fern sie mit jener Weisung an die Recensenten in Beziehung zu setzen seyn dürfte.

Das *Intelligenzblatt* (No. 3) verhält sich zu den *Neuen Feuerbränden*, wie diese zu den *Vertrauten Briefen*. Es liefert im eigentlichen Verstande wieder Marginalien zu jener Zeitschrift, und den gewöhnlichen Notizen, welche der Titel erwarten liess, sind eigene Blätter als unentgeltliche Beylagen gewidmet. „Die Materialien zu den *N. Fbr.*“, heisst es in der Ankündigung, „haben sich so sehr gehäuft, dass sie *veralten* würden, wenn man sie dem Publicum nicht mittheilte. — — Es soll daher alles, was sich *nicht aufschieben lässt*, ferner Anekdoten u. s. w. in das *Int. Bl.* eingerückt werden, welches in zwanglosen Blättern wöchentlich so oft erscheinen wird, als der Reichthum an interessanten Aufsätzen es möglich macht.“ — Rec. hat in den vorliegenden 30 Blättern vergebens nach einem Aufsatz gesucht, dessen eilige Bekanntmachung so dringend nothwendig gewesen wäre. Die guten hätten ohne allen Nachtheil des Publicums für die *N. Fbr.* aufbewahrt, und die schlechten ungedruckt bleiben können. Wahrscheinlich waren es aber gerade diese letzten, deren *Veralten* der Herausg. fürchtete; und freylich dürften sie schwerlich noch Käufer finden, wenn etwa die Neugier des Publicums einmal eine andere Richtung bekommen sollte. Dahin gehören alle die angekündigten Anekdoten, kleinen Erzählungen, witzigen Einfälle, Carricaturen, politischen Neuigkeiten u. s. w., desgleichen die vielen Berichtigungen, Anklagen, Gegenbeschuldigungen, von denen der gebildete Leser sich mit Verdruss abwendet, und besonders die elenden Verse. Jedes Blatt enthält von diesen Dingen eine reichliche Gabe, zugleich aber auch einen Aufsatz von grösserem Umfang, und nur von diesen glaubt Rec. Notiz nehmen zu dürfen.

Vor allen zeichnen sich, No. 3. 4. 5. 6. 7, *die prüfenden Blicke auf das Herzogthum Warschau* durch Sachkenntniss, reife Überlegung und einen eindringenden Beobachtungsgeist eben so sehr, als durch die schonende Billigkeit der Urtheile und die Klarheit der Darstellung aus. Der Vf. beleuchtet sowohl das Gute, welches die preussische Regierung in Posen gestiftet hat, als auch die Fehler, welche sie bey der Organisation des Landes, bey der Gesetzgebung, der Administration der Finanzen und der Verwaltung der Justiz beging, und rügt sodann die Missgriffe der Regierungscommission nach der Trennung dieser Provinz von Preussen, wobey er jedoch auf den revolutionären Zustand, der manche harte Massregel unvermeidlich, manche gute unmöglich machte, nicht genug Rücksicht zu nehmen scheint. Er schildert endlich die gegenwärtigen Verhältnisse des Herzogthums, und zieht aus den durch frühere Erfahrungen begründeten Sätzen seine Folgerungen auf die Zukunft. Wenn er am Schlusse die Meinung äussert, dass die gegenwärtige Regierung dem Lande nur durch Sachsens Schatz und Credit aufhelfen könne: so scheint seine patriotische Hoffnung ihn über die wahren Verhältnisse Sachsens und seines auf die ständische Verfassung gegründeten Credits verblendet zu haben. Das Mitleid mit den brodlos gewordenen preussischen Officianten wird jeder Mann

von Gefühl theilen; aber ob die Regierung, die sie nicht mehr im Amte und ihre Stellen durch andere Subjecte besetzt fand, im Stande sey, ihnen zu helfen, ist eine andere Frage. Sie hat durch eine neuerliche Erklärung über die Möglichkeit der Anstellung derselben in dem neuorganisirten Staate alles gethan, was zu thun möglich war, und von dem eigenen Betragen jener bisher bedauernswürdigen, im tilsiter Tractat so ganz vergessenen, ehemaligen Staatsdiener wird hinfort die Verbesserung ihres Schicksals abhängen. — Unter der Überschrift: *Über den mit Unrecht verfolgten Erbadel. Von einem Patrioten. Gegen den im VIII. H. der N. Fbr. befindlichen Aufsatz: Unser Adel.* No. 26, 27, 28, 29 tritt ein Vertheidiger dieses jetzt so oft angeklagten Standes auf. Sein Ton ist bitter, er verwechselt häufig die gegenwärtige Verfassung des Adels mit dem ehemaligen Feudalsystem, und seinem Räsonnement gebricht die erschöpfende Vollständigkeit; aber es mangelt ihm keineswegs an Scharfsinn, und der Blick, den er auf die Kehrseite eines von den meisten Schriftstellern zu einseitig betrachteten Gegenstandes wirft, verdient nicht ganz aus der Acht gelassen zu werden. Bey der Untersuchung, ob die Aufhebung dieses Standes eine politisch kluge Massregel sey, meint er, es würde nicht eben nothwendig eine Aristokratie des Verdienstes, sondern vielmehr des Reichthums, an die Stelle des Erbadels treten, dessen Standesgeist bisher der allgemeinen mercantilischen Tendenz noch einigermassen das Gegengewicht gehalten habe. — Sollte aber nicht vielleicht jener Zustand seit den letzten Jahrzehenden, durch den Kornwucher und den immer zunehmenden Güterhandel, den der Vf. mit Recht als den wahren Ruin des Adels ansieht, bereits eingetreten seyn? — Seltsam ist es, dass der Redacteur in der Note S. 206, einen wirklich im VIII H. der N. Fbr. befindlichen, und auch in gegenwärtiger Recension angezeigten Aufsatz: Über die neuerliche Aufhebung des Adels im preussischen Staate, nicht zu kennen scheint. — In No. 8. *Statt aller Antwort an meine Verläumder: Meine Dienstlaufbahn, von Friedrich von Cölln, kön. preuss. Kriegs- und Domainenrathe,* giebt H. v. C. einen interessanten Abriss seines thätigen Lebenslaufs als Geschäftsmann; die Beylagen dazu findet man hinter dem XII H. der *N. Fbr.* abgedruckt. — Was die Int. Bl. sonst noch enthalten, ist von geringer Bedeutung. Zwar dehnt sich ein von dem Herausgeber sehr empfohlner, langer Aufsatz: *Gedanken über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich gewesen,* durch vier Blätter, No. 18, 19, 20, 21. Rec. hat aber nichts darin gefunden, als die wiederaufgewärmte alte Idee eines Amphiktyonen-Tribunals für ganz Europa, dessen Organisation bis auf den Fonds für die Schreibmaterialien mit schleppender Weitläuftigkeit entwickelt wird. — Noch giebt es in diesen Blättern eine Menge zum Theil ziemlich langer Kritiken und Antikritiken; sie zeichnen sich aber bloss durch ihren nichts weniger als humanen Ton und heftige persönliche Angriffe aus. Das Tadeln scheint ein einträglicher Erwerbszweig zu seyn, dessen Monopol jeder sich gern zueignen möchte; die Bitterkeit, mit welcher die Concurrenten einander anfeinden, ist daher weiter nicht befremdend. — Zu jedem Bande von 46 Nummern dieses Intelligenzblatts wird ein Kupferstich und ein allegorischer Umschlag versprochen. Vielleicht kömmt dann auch ein Titelblatt mit der bis jetzt vermissten Jahrszahl hinzu.

Bey gefährlichen Feuersbrünsten eilt jeder gute Bürger herbey, und sucht nach seinen besten Kräften zum Löschen oder Retten behülflich zu seyn. Es war daher zu erwarten, dass das nicht immer bloss reinigende, sondern auch hie und da verzehrende Feuer der *N. Fbr.* eine Menge Löschungsversuche nach sich ziehen würde, und Männer, die durch verständige Anstalten den noch haltbaren Theil des Gebäudes den Flammen zu entreissen streben, konnten mit Recht auf den Dank der Nation zählen. Wenn sie aber durch verkehrte Massregeln die Glut nur vermehren, oder gar sich einbilden das Feuer besprechen zu können: dann ist es nöthig sie zu bedeuten, dass sie der Unternehmung nicht gewachsen sind. Beides ist bisher noch mit allen den Löschungs-Anstalten, die sich als solche angekündigt haben, der Fall gewesen. Wassers enthalten die *Löscheimer, Wassereimer, Feuerschirme,* und wie alle die Institute heissen mögen, zwar genug; aber ihr Wasser löscht nicht, und von Zeit zu Zeit tragen sie auch im heiligen Eifer ein Gefäss mit Öl hinzu, und werfen es keck in die Flamme. Sie sind dabey an Geist und Gehalt einander so ähnlich, dass wir fürchten müssten, die Geduld unserer Leser zu ermüden, wenn wir alle diese Schriften ausführlich anzeigen wollten; wir begnügen uns daher mit der Beurtheilung der Ersten (No. 4 dem Titel nach aufgeführten), die recht gut als Repräsentantin der übrigen bis jetzt erschienenen gelten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. Cöln, b. Kaufmann: *Alexandrine, Gräfin von und zu F**, die Tochter einer Buhlerin.* Eine romantische Ausstellung mit kosmopolitisch-satyrisch-kritischen Farben gezeichnet vom *Verfasser der Henriette v. Detten* C. S. G. 1804. *Erster Theil.* 224 S. *Zweyter Theil.* 202 S. 8. (2 Thlr.) Man muss es dem Vf. wohl glauben, dass der Zweck dieses Buches sey Bekämpfung der Vorurtheile, Enthüllung der Übel dieser besten Welt. Denn „überhaupt weiss ja der Herausgeber oder Autor eines Buches doch immer am besten, warum er schreibt." Die Geschichte scheint nur das Vehikel zu seyn, von einem Puncte zum anderen zu kommen. Der Vf. ist kein unglücklicher Beobachter; er hat hie und da manchen scharfen Blick in die verborgenen Verhältnisse des Lebens gethan; seine Darstellung ist lebendig, seine Zusammenstellung dem Zweck entsprechend. Dass Rec. bisweilen eine andere Ansicht von den vorgetragenen Sachen hat, beweiset nur, dass sie mehrere Ansichten zulassen. Was über die Juden gesagt wird, ist nicht Alles neu, aber doch Vieles in ein neues Licht gestellt. Zu beklagen ist wohl bey diesem Buche, dass diejenigen, die es lesen sollten, kein Wohlgefallen daran finden werden, und dass diejenigen, die ein Wohlgefallen daran finden es zu lesen, weiter keinen grossen Nutzen daraus ziehen werden. S————r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension
der
Neuen Feuerbrände, Löscheimer und Lichtstrahlen.

In dem tönenden Eingange, wodurch die *Löscheimer* in das Publicum eingeführt werden, kündigt der Herausgeber unter den Überschriften: *Keine Feuerbrände*, und: *die vertrauten Briefe*, „den hehren, heiligen Entschluss" an, „das Herz des an seiner Nation verzweifelnden Deutschen zu heben zum Höhern, das ihm blieb, zu den unvergänglichen Kronen des Patriotismus." — Er will, schon etwas den Fittig senkend, „den Schädel des modernen Goliaths zum Ziel seines Steinwurfs machen." Er ruft, zu diesem deutschen Unternehmen sich zu stärken, die Manen Hermanns und — einen Franzosen an, den Vf. des Fragments aus dem Polybius, den er um Verzeihung bittet, dass er in seinem Namen dabey auftrete. — Der Goliath ist nun kein anderer, als der Herausgeber der *V. Br.* und der *N. Fbr.*, und dabey ein so unbedeutender Gegner, dass jener französische Bundsgenosse „ihn mit einem Streiche seines Bambus würde zu Boden schlagen können;" nur unser patriotischer Landsmann bedarf dazu so grosser Anstrengungen. Hätte er doch lieber die Manen Hermanns um Verzeihung gebeten!

Unsere Leser dürfen jedoch über diesen poetischen Eingang nicht erschrecken. Die *Löscheimer* kommen bald zur Besinnung, ihr hoher Flug senkt sich immer mehr zur Erde herab, und nichts prosaischers kann gefunden werden, als die vielen Poesieen, mit welchen sie uns unterhalten.

Zu bewundern ist ihr Reichthum an Mitteln. Denn nicht nur durch Beyspiele deutscher Tapferkeit und Vaterlandsliebe, sondern auch durch Berichte von der Belagerung Kopenhagens, durch abgedruckte Stammlisten der preussischen Armee, durch Anekdoten von Spaniern, von Kosaken, ja sogar von einem Hündchen in Gaeta verstehen sie „die brennenden Hayne der nordischen Götter zu löschen." — Ihr Bestreben, das in den *N. Fbr.* mit auffallender Erbitterung angegriffene preussische Officiercorps zu vertheidigen, verdient jedoch Achtung, und mit Vergnügen hat Rec. eine Menge von Zügen hier aufbewahrt gefunden, welche einzelnen Officieren zur Ehre gereichen, z. B. H. I. S. 5 die Anekdote von dem Bataillon Kraft, zu welcher die Officiere des einen Bataillons Sanitz bey Jena ein hier nicht angeführtes Gegenstück lieferten. — Dass unter diesen Erzählungen manche ganz unbedeutende mit unterlaufen, ist verzeihlich, da sie nur als Materialien zu Begründung eines allgemeinen Urtheils zu betrachten sind; aber ihrer eigenen Sache schaden die Berichterstatter durch den panegyrischen, oft prahlenden Ton, worin sie die Begebenheiten vortragen, und durch die offenbaren Unrichtigkeiten, die sie mit seltener Gewandtheit mitten im Strom der Rede hinzuwerfen wissen. Beym flüchtigen Durchlesen nimmt man dergleichen wohl auf Glauben an; aber das Betragen eines ausgezeichneten, auf den Ruf eines halben Jahrhunderts gestützten Officiercorps in einem so beyspiellos unglücklichen Feldzuge, ist Sache der Geschichte geworden. Die Nachwelt wird dereinst die Angaben der Vertheidiger, wie die der Ankläger prüfen, und dann werden willkührliche, in einer vornehm flüchtigen Manier hingeschleuderte Entstellungen solcher Nebenumstände, die den Referenten bekannt seyn mussten, oder absichtliche Verschweigungen dem aufmerksamen Forscher nicht entgehen, sondern nur seinen Glauben an das Wahre, welches diese Berichte enthalten, wankend machen. Es geschieht daher den ohnediess hart genug beurtheilten preussischen Officieren durch eine solche Vertheidigung ein schlechter Dienst; und wenn sie vielleicht in vorigen Zeiten zu nachsichtig gegen Lobredner waren, die sich rhetorische Missgriffe dieser Art zu Schulden kommen liessen: so haben sie gegenwärtig desto grössere Ursach, von ihren Sachwaltern eine einfache und ungeschmückte Darstellung der nackten Wahrheit mit Strenge zu fodern.

Unrichtig ist es aber, wenn die Stärke der verbündeten Armeen bey Jena und Auerstädt nur auf 75,000 Mann angegeben; wenn S. 15 unbedingt von einem zweymal so starken Feinde gesprochen wird, und wenn die Schlachten von Jena und Auerstädt immer als eine allgemeine Schlacht dargestellt werden. — Bey Jena waren die Franzosen allerdings, nachdem alle Colonnen sich versammelt hatten, dem hohenlohischen Corps weit überlegen; bey der mit jener aber in gar keiner Verbindung stehenden Schlacht von Auerstädt war das Corps d'armée des Marschall Davoust, das nur aus den drey Divisionen Gudin, Friand und Morand bestand, und beynahe alle seine Cavallerie an den Grossherzog von Berg abgegeben hatte, ungleich schwächer als die Preussen. Falsch ist ferner, wenn S. 48 gesagt wird: es

ist bekannt, dass in der französischen Armee die Officiere ihren Gefangenen das Geld abnehmen; welches man in anderen Armeen nicht thut. — Officiere, die von der Pique auf gedient haben, pflegen diese Sitte in allen Heeren beyzubehalten; als allgemeine Regel kann aber des Vfs. Behauptung nicht gelten. — Falsch ist, wenn S. 53 eine That des Husarenregiments Bila und des Bataillons Boguslawski bey Capellendorf angeführt wird; — diess Bataillon wurde auf der Schnecke gefangen, ehe es Capellendorf erreichen konnte (s. *Bericht eines Augenzeugen* S. 148); — wenn H. II. S. 5 erzählt wird, die Königin von Preussen habe oft die Truppen auf dem Bivouacq überrascht: bis zum 14 October hat die königliche Armee gar nicht bivouacquirt: wenn derselbe Aufsatz sie vertheidigen zu müssen glaubt, dass sie „den König in *die Schlacht begleitet* und *diesen blutigen Scenen beygewohnt* habe," oder wenn er sie *in der Schlacht* den Regimentern zurufen lässt: Kinder, fechtet brav! — Bekanntlich folgte diese Fürstin, zu deren Lobe keine Erdichtungen nöthig sind, ihrem Gemahl nicht nach Auerstädt, sondern kehrte, wegen der eintretenden Wahrscheinlichkeit einer Schlacht, am 13 October schon nach Weimar zurück. (S. *Operationsplan*, S. 159.)

Die Aufsätze: *Einige Worte über die Flucht nach der Schlacht* (den Schlachten) *bey Jena und Auerstädt*, — *Briefe eines Bürgers aus Magdeburg über die Belagerung und Übergabe dieser Vestung im J. 1806, H. I*, und: *Bemerkungen über das preussische Officiercorps, H. III*, dienen mehr als alles andere zur Entschuldigung der Subalternen; aber sie geben ein trauriges Gemälde von dem Geist der Gemeinen, und von der aufgelöseten Ordnung und Disciplin einer Armee, bey der, weil sie sich allein auf ihre Taktik stützte, doch auf diese beiden Eigenschaften alles ankam; der zweyte fügt noch eine empörende Schilderung von der Unbeholfenheit und Verwahrlosung der Befehlshaber hinzu. Hier scheint die Wahrheit auf der Seite der Berichterstatter zu seyn. Was soll man aber zu Aufsätzen sagen, wie: *H. I. Der Herzog von Braunschweig. — Verdient die preussische Armee im allgemeinen, dass man seit den letzten Ereignissen an ihrer Tapferkeit zweifle? — Aphorismen. — über den Herzog von Braunschweig. — Gespräch im Reich der Todten. — Die deutsche Oberhofmeisterin u. a. m.*, die offenbar der Parteygeist dictirt hat, und wo die *Löscheimer* ganz unbefangen auf die Seite der *Feuerbrände* treten? wo sie Öl ins Feuer giessen, statt des Wassers, und durch scheltende Worte gegen den Brandstifter die Flamme zu besprechen wähnen?

Unter den nicht bloss auf das Militär sich beziehenden Abhandlungen zeichnen sich, *H. III*, die *Bemerkungen zu dem 1sten Aufsatz im VIII H. der N. Fbr. Unser Adel*, und das *Fragment einer Standrede am Grabe des deutschen Reichskörpers* aus. Das letzte bestreitet den von manchen Schriftstellern behaupteten Satz, dass Redlichkeit mit der Staatskunst unvereinbar sey. Die neuesten unglücklichen Begebenheiten Deutschlands, sagt der Vf., berechtigen uns nicht, Gerechtigkeit und Wahrheit für blosse Schulbegriffe, und eine auf Egoismus gebaute Klugheit für ächte Staatskunst zu halten, weil die deutschen Politiker gerade dadurch, dass sie seit dem Anfange der französischen Revolution jene Grundsätze verliessen, und diese Maximen zur Richtschnur nahmen, die Unterjochung des Vaterlandes vorbereiteten. Sollten die Begriffe des Vfs. auch bey dem allgemeinen Zustande der Dinge nicht durchaus haltbar befunden werden: so enthalten sie doch viel Gutes, und sind mit Klarheit und Ruhe entwickelt; aber man muss sich wundern, dass sie bey der angekündigten Tendenz der *L. E.* hier eine Stelle finden konnten. — Die *Betrachtungen über die Kriegskunst bey den verschiednen* (bey verschiedenen) *Völkern, Hft. II und III*, sind meistens aus *Hoyers Magazin* und anderen militärischen Schriften entlehnt; wo diese Führer sie verlassen, vermisst man die gehörige Ordnung in den zusammengetragenen Notizen. — Das *Gespräch die Kriegskunst betreffend, H. II*, sagt nichts Neues, und ein anderes *zwischen Hn. C. und dem Schulzen M.* gehört zu den Steinwürfen, mit welchen der moderne Goliath im Eingange bedrohet wurde. — Am Schluss des *II H.* unter der Überschrift: *Vorwurf über zu viel Gedichte*, erklärt sich der Herausgeber über seine häufigen poetischen Anwandlungen. „Er begreift nicht, wie man diese tadeln könne. Die Dichtkunst sey ja die höchste Vollkommenheit der Rede, in welcher wir die todten Worte zu einer lebenden Melodie hervor gehen lassen. — — Aus ihrem Munde töne die höchste Philosophie, die *ergrübelteste* Weisheit, die kindlichste Einfalt gleich mild und angenehm. — — Warum, fährt er fort, soll ich euch Deutschen nicht von denen singen, deren Grabhügel die bebenden Ruinen unseres Ruhms stützen!" — Man würde ihn ja gern singen hören, wenn er nur *sänge*. Aber was in aller Welt können Gesang und Poesie wohl mit allen den Sonnetten, Episteln, Oden, Liedern u. s. w., welche die L. E. ausgiessen, gemein haben? Die Parodie, womit auch sie sich an Schillers Reuterliede versündigten, musste ihnen auf immer die Gunst der Musen verscherzen, und so entstanden denn Strophen, wie die folgende auf den Tod des Prinzen Louis, die, mit den übrigen so ziemlich von gleichem Werth, das Verdienst der Kürze vor ihnen voraus hat:

Wenn auch zu kühn, zu rasch er auf den Feind sich stürzte,
Sein Oheim war der grosse Friederich,
Wenn er das theure Leben auch zu zeitig kürzte,
Er starb doch schön und männiglich.

Die *Lichtstrahlen* (No. 5) haben mit jenen Löschungsanstalten nichts gemein, als die Tendenz, falsche und einseitige Urtheile über die preussische Verfassung zu berichtigen. Sie suchen weder die Mängel der Grundlage, noch die in den letzten Zeiten begangenen Fehler zu bemänteln; aber sie glauben, wie der Herausgeber im Vorbericht sagt, „dass

er Zeit sey, neben den Leidenschaften auch einmal die Vernunft sprechen zu lassen; zu zeigen, dass, wenn auch in dem alten Zustande der Dinge nicht alles so beschaffen war, wie es hätte seyn sollen, dennoch ein vollendeter Umsturz die Übel nur verschlimmern würde. — — Sie sind daher, was die Ansicht der Dinge anbetrifft, keine entschiedenen Antagonisten der *Feuerbrände*, aber sie wollen beleuchten, wo jene, die ihrer Natur nach Rauch und Dampf mit sich führen, die Gegenstände zu verdunkeln scheinen, und diess brachte einen der Mitarbeiter auf den Einfall, ihnen den freylich etwas sonderbaren Titel zu geben."

Es erregt ein günstiges Vorurtheil für die einzelnen Aufsätze, dass sie grösstentheils von Männern herrühren, die nicht nur durch gehaltreiche Schriften sich der Welt bereits als scharfsinnige Beobachter und als Denker gezeigt haben, sondern auch durch ihre Verhältnisse mehr als andere im Stande seyn müssen, über das innere Getriebe der nun zertrümmerten Maschine diejenigen Aufschlüsse zu geben, ohne welche das Urtheil des Publicums stets irre geleitet zu werden Gefahr läuft. Sollte auch Vorliebe für irgend ein früher entwickeltes System hier und da in den untersuchenden Abhandlungen durchschimmern; sollten auch die Berichtserstatter in dem Falle seyn, ihre eigene Sache zu führen: so kann doch das dem Interesse des Ganzen nicht schaden, weil es hier nicht darauf abgesehen ist, ein Urtheil in letzter Instanz aufzustellen, sondern nur die dazu vorhandenen Materialien zu sichten und durch neue, bisher nicht gekannte zu vermehren, und weil die Vff. sich entweder genannt oder doch kenntlich genug gemacht haben. Man hat daher hier nicht unbeglaubigte Anekdoten oder kurz absprechende Entscheidungen zu erwarten, sondern die individuellen Ansichten von Männern, welchen die Wahrheit bekannt seyn muss, und die durch ihren Charakter für die Ächtheit ihrer Angaben bürgen.

Die Aufsätze haben vorzüglich die in den neuesten Zeiten zur Sprache gekommenen Mängel der preussischen Staatsverfassung, die politischen Verhältnisse Europa's und die militärischen Erfolge des Feldzugs von 1806 zum Gegenstande; nur Einer, *H. I. No. II. Heinrich von Bülow*, der den Herausgebern anonym zugesandt wurde, seitdem aber auch schon in der Gallerie preussischer Charaktere abgedruckt worden ist, giebt uns die Geschichte eines Privatmannes, des berühmten Vfs. des *Geistes des neueren Kriegssystems*. Wir lernen diesen eben so genialischen als excentrischen Menschen hier in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens als ein trauriges Beyspiel der Verirrungen kennen, zu welchen Mangel an Selbstbeherrschung im Kampf mit dem Schicksal die herrlichsten Naturen hinreissen kann. — *H. II. No. IV. Preussens Fall, aus seinen natürlichen Ursachen entwickelt.* Die Stelle, welche dieser Staat unter den ersten Mächten Europens einnahm, stand nicht im Verhältniss mit seinen inneren Kräften; sie beruhete auf einer künstlichen Grundlage, die ohne den Geist ihres Baumeisters sich nicht erhalten konnte. Aus diesem Vordersatz werden die eingerissenen und fortschreitenden Mängel in allen Fächern abgeleitet. Hier ist jedoch nur erst von der Armee die Rede, die Abhandlung soll aber fortgesetzt werden. — *N. V* liefert *einige* dazu gehörende *Anekdoten*. — *H. I. N. V. Der Edelmann im preussischen Staate. Vom Vf. des Neuen Leviathan.* Diess Fragment gehört einem grösseren Werke, dem *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen* an, welches jetzt bereits erschienen ist. Rec. will daher hier der Kritik des Ganzen nicht vorgreifen, und begnügt sich, das Publicum auf ein Buch aufmerksam zu machen, von welchem dieser interessante Abschnitt die günstigsten Erwartungen erregt. — *H. I. No. VI. War der Civildienst im preuss. Staate besser organisirt, als das Militär; und sind die Officianten berechtiget, sich in ihrer Meinung von sich selbst weit über die Officiere hinaus zu setzen?* Die Frage wird verneint, und zugleich erwiesen, dass durch den eingeführten Geschäftsgang, bey welchem nur Routine einigen Werth hatte, alle Talente beschränkt und alle Regungen des Gemeingeistes getödtet werden mussten. — *H. II. No. III. Rückblick auf das Jahr 1794.* Im Feldzuge dieses Jahres wurde der Grund zu Preussens Unglück gelegt, weil man, anstatt den einmal angefangenen Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, durch die polnische Insurrection gehindert, der Eroberung der Niederlande und der Unterjochung Hollands unthätig zusah. — Die beiden Operationsplane, nach der Sambre zu marschiren und von dieser Seite in Frankreich einzudringen, oder, als diess Project aufgegeben wurde, noch bey Zeiten, nachdem man sich im May des wichtigen Postens von Kayserslautern bemächtiget hatte, durch kräftige Diversionen am Mittelrhein den Alliirten zu Hülfe zu kommen, werden aus einander gesetzt. Zuletzt zeigt der Vf., wie es zuging, dass die Erweiterung der östlichen Grenze Preussens eine gänzliche Entblössung der westlichen zur Folge hatte. Aber nicht allein in strategisch-politischer Hinsicht gereichte jene, durch die Ungewissheit, ob man an der Weichsel oder am Rhein seine Kräfte werde gebrauchen müssen, gebotene Unthätigkeit dem Staate zum Nachtheil, sondern auch durch ihre Wirkungen auf den Geist der Armee. Man überliess sich der Sicherheit und dem Wohlleben in bequemen Cantonirungen; man fing an, diesen Krieg als unnöthig, als einen blossen Scheinkampf zu betrachten, sich über nachtheilige Gefechte und verlorene Stellungen durch den Gedanken, dass es doch nicht ernstlich gemeint sey, und dass, sobald die Preussen ihre Kräfte anstrengen wollten, der Sieg ihnen nicht fehlen könne, zu trösten. So gattete sich Präsumtion mit Erschlaffung, und als man endlich, durch das Vordringen der Franzosen bey Trier geweckt, nach Westphalen marschirte, geschah diess mit einer solchen Vernachlässigung aller Vorsicht und Ordnung, dass die Armee schon damals hätte vernichtet werden müssen, wenn ein Anderer, als Pichegru, ihr Gegner gewesen wäre. — Die Verschwendung ungeheurer Summen

zur Unterhaltung der Truppen im Auslande war vielleicht noch der kleinste Nachtheil jenes übelberechneten Feldzuges.

H. I. N. 3, und H. II. N. II. *Vorlesungen über den dritten Coalitions-Krieg. Vom Professor Schummel in Breslau.* Diese, zunächst für ein Zeitungs-Collegium geschriebenen Aufsätze zeichnen sich durch einen richtigen politischen Blick und einen weltbürgerlichen Standpunct aus, der nur selten durch die Ansichten des Staatsbürgers beengt wird. In der *1ten, vom* 6 *Nov.* 1805, zeigt der Vf., dass England schon bey dem Abschluss des Friedens von Amiens einen neuen Krieg *wollte*, und warum es ihn *wollen musste.* Mangel, und Theurung der nöthigsten Bedürfnisse hatten die Minister gezwungen, zur Aussöhnung die Hand zu bieten, und die Ausbrüche der Freude des Volks bey Lauriston's Ankunft rechtfertigten im ersten Moment die Schritte der Regierung; aber kaum war der Friede geschlossen: so empfand man drückend die Folgen eines Systems, dem ewiger Krieg unentbehrlich ist. Die Inseln Ceylon und Trinidad, so wichtig ihr Besitz auch seyn mag, konnten doch keinen Ersatz gewähren für das, was England zurück gegeben hatte, für den Alleinhandel, den nur der Krieg möglich machte, für das Übergewicht in Westindien, welches Frankreich durch den Besitz von Domingo erlangen konnte; das Sinken des Zollertrags drohete mit einem Deficit, welches die Bezahlung der Zinsen der Nationalschuld gehemmt, und den Credit auf einmal zu Grunde gerichtet haben würde, und nur durch einen neuen Kampf konnte das Monopol verlängert werden. Der Friede von Amiens war daher in den Augen der Minister, und bald auch des Volks, nur ein Waffenstillstand, und durch Neckereyen aller Art sprach sich die öffentliche Stimmung aus. Maltha war nur ein Vorwand, Nothwendigkeit für England der Grund des Krieges. — *Vorl.* 2, *d.* 20 *Nov.* 1805. Besetzung von Hannover durch die Franzosen. — Dass Preussen diese geschehen liess, sucht der Vf. unter anderen auch durch die Pflichten des Königs, als Kurfürsten v. Brandenburg, gegen Kaiser und Reich zu rechtfertigen. Diese publicistische Ansicht wird nach der Besitznehmung der so genannten Entschädigungsländer so seltsam, dass man sie lieber für eine patriotische Beschränkung halten muss. — Englands Lage hatte es seit Menschenaltern gegen die eigene Erfahrung der Drangsale des Kriegs geschützt; Napoleons Anstalten zur Landung schreckten die Minister aus ihrer Sicherheit auf. Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung werden hier gegen die Mittel abgewogen, und der Vf. ist der Meinung, dass sie ausgeführt seyn würde, wenn Pitt nicht den Ausbruch des neuen Continental-Kriegs beschleunigt hätte. — Erkaufte er die Mächte dazu? Nein. Sie mussten also durch eigene Gründe bewogen werden. — *Vorl.* 3, *d.* 23 *Nov.* 1805. Bey Russlands Monarchen hält der Vf. diese Gründe zum Theil für persönlich. Beleidigte Eitelkeit über die angenommene Kaiserwürde, Verweigerung politischer Foderungen, und das Handelsinteresse des Staats neigten den Kaiser Alexander auf die Seite von England. — *Vorl.* 4, *d.* 30 *Nov.* 1805. Auf Österreich musste der Kaisertitel Napoleons noch weit schmerzlicher wirken, da der deutsche Kaiser sich als Nachfolger Carls des Grossen, als Titular-Oberhaupt der abendländischen Christenheit, betrachtete. Zwey Kaiser im Occident waren in *seinem* Sinn unmöglich; die Königskrönung in Italien schien die Absichten des französischen Monarchen noch mehr zu entwickeln, und Österreich musste entweder die Suprematie *seiner Kaiser*würde aufgeben, oder noch einmal dafür kämpfen. — Diess war die Stimmung, welche Pitt an beiden Höfen fand, die es ihm leicht machte, sie zum Kriege zu bewegen. Wodurch es ihm aber gelang, den Ausbruch desselben gerade in diesem, unstreitig für beide nicht glücklich gewählten, Moment zu bewirken, das hat der Vf. unerörtert gelassen. Alle vier Vorlesungen, deren Fortsetzung zu wünschen ist, enthalten übrigens einen reichen Schatz historischer Kenntnisse und reifer Urtheile.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Königsberg*, b. Nicolovius: *Spätlinge.* 1803. XVI u. 400 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Ebendas.: *Episteln, zu den Spätlingen gehörig.* 1804. 46 S. 8. (4 Gr.)

Spätlinge nennt der Vf. diese Gedichte, weil er sie nach seinem funfzigsten Jahre geschrieben hat; vielleicht ist der Titel auch nicht ganz unpassend, um die Gattung zu bezeichnen. Es sind Nachklänge aus den Zeiten, wo die *Göcking*'schen Episteln Aufsehn machten; und für den Ruhm des Dichters wäre besser gesorgt gewesen, wenn seine Gedichte in jene für die Aufnahme dieser Gattung günstigere Zeit gefallen wären. Doch ist dem ehrwürdigen Vf. nicht an Ruhm gelegen; er will Gemüther erquicken, und Liebe und Achtung wird ihm nach Lesung der Gedichte kein fühlendes Herz versagen. Was den Gedichten an poetischem Werth abgeht, wird durch das Interesse vergütet, welches wir an der Person des Dichters nehmen. Fast jede Seite athmet Treuherzigkeit, Güte, Milde, Patriotismus, Sinn für Häuslichkeit und Freyheit. Mit ruhigem Blick sieht der Dichter in die Vergangenheit seines Lebens, und eben so ruhig auf die wenigen Tage der Zukunft; in seinem Gemüthe spiegeln sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleich heiterer Gestalt ab. Rührend ist die Titelvignette durch ihre sinnbildliche Bedeutung, „eine treue Abbildung meiner Grabstätte unter selbst gepflanzten Pappeln, indem ich bestellt habe, dass der steinerne Sitz,

> Auf dem ich oft des Frühlings Blüthenfüllen,
> In meines Gartens Einsamkeit genoss,
> Einst decken soll die staubgeborne Hülle,
> Die in die Zukunft mir die Aussicht hier verschloss."

Sprache und Versification sind leicht und gefällig, wie Gleims und Götzens, oft etwas geschwätzig, aber nicht ermüdend. Rec. wünscht dem Werk viele Leser; jeder würde gewiss gern dem ehrwürdigen Vf. freundlich und dankbar die Hand drücken.

D. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Beschluss der Recension
der
Neuen Feuerbrände, Löscheimer und Lichtstrahlen.

Heft I. No. 1 und H. II. No. 1. *Aufschlüsse über den preussischen Feldzug im October* 1806. — Dieser im Ton der gereizten Empfindlichkeit geschriebene Aufsatz ist gegen eine in unseren Blättern von einem anderen Vf. erschienene Recension des Werkes: *Bericht eines Augenzeugen*, gerichtet. Er kann daher nur in so fern hier beurtheilt werden, als er wirklich neue Aufschlüsse enthält, und nur auf diese, nicht auf den Streit selbst, wird Rec. sich bey der Anzeige desselben einlassen. Dahin gehört z. B. die Nachricht von dem ausgedehnten Wirkungskreise des königlichen General-Adjutanten, der, als Secretär des Königs in militärischen Angelegenheiten, alles, was auf den Krieg Beziehung hat, anordnet, und dadurch gewissermassen die Functionen des Kriegsministers, des General-Quartiermeisters und des Strategen in sich vereinigt. Zwar wurden auch andere Männer mit den Titeln dieser Ämter ausgerüstet und über die Entwürfe zu Rathe gezogen; aber den höchsten Impuls in allen Staats- und Kriegs-Angelegenheiten gab allein das Cabinet, woraus indess der Nachtheil entstand, dass in den Berathschlagungen nicht immer die Gründe des Einzelnen, sondern auch oft die Meinungen der Mehrheit entschieden. (S. 31.) — Zeitverlust bey dem Geschäftsgang der während des kurzen Feldzugs so häufig gehaltenen Conferenzen. (S. 36 ff.) Rec. möchte dahin auch den Geist der kleinlichen Ausführlichkeit bey allen Instructionen und Meldungen rechnen. Er hörte oft Rapporte von Feldherren vorlesen, in welchen die Stellung und der Zweck jeder Vedette der Vorposten aufgezählt war, und die eine kostbare Zeit, die zweckmässiger zu Pferde und auf dem Terrain hätte angewendet werden können, am Schreibtisch und beym Dictiren verdorben hatten. — Schwierigkeit, Sachsen zu dem Entschluss zu bringen, seine Truppen in Bewegung zu setzen. (S. 44.) Diess ist allerdings wahr. Der Graf Götzen, der dieses betreiben sollte, glaubte schon in seiner Unterhandlung gescheitert zu seyn, und war im Unwillen von Dresden abgereiset; die schlesischen Regimenter rückten schon in die Lausitzen ein, als es dem Fürsten von Hohenlohe erst spät noch persönlich gelang, die Regierung zum Beytritt zu bewegen. — Operationsplane. Aus dem Entwurf, über den thüringer Wald zu gehen, und nachher aus dem Befehl, dass der General Tauentzien sich nach Dresden zurückziehen sollte, um diesen Ort zu decken, scheint eine fest gewordene Idee des Herzogs von Braunschweig hervorzuleuchten: die Umgehung des Feindes. Diese auszuführen wollte man sich, ohne Sicherung der Flanken, ohne gehörig consolidirte Basis, auf die linke Seite der Franzosen werfen; und als das jenseits des thüringer Waldes nicht mehr möglich war, sollte der Feind durch den Marsch des Tauentzienschen schwachen Corps nach Dresden, zu welchem es übrigens gar nicht kommen konnte, gelockt werden, seine linke Flanke selbst darzubieten. Wie wenig kannten die Strategen des Herzogs doch einen Gegner, dem Dresden, und Sachsen, und was bis zur Oder dahinter lag, gewiss genug war, sobald er die Hauptarmee von der Elbe abgeschnitten und geschlagen hatte! — Siegeshoffnungen, mit welchen der Gen. Tauentzien sich schmeichelte, nachdem er die Tirailleurs des feindlichen Vortrabs zurück gewiesen hatte. (S. 229.) Sie sind eben so merkwürdig als charakteristisch. So glaubte auch der Fürst Hohenlohe den Feind an allen Orten geschlagen zu haben, als dieser sich bey Vierzehnheiligen ein kurze Strecke zurückzog. — Gefecht von Saalfeld. Die ersten befriedigenden Nachrichten über das Ganze dieses Gefechts, und zugleich die beste Apologie des Prinzen Louis. — —

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die Anmerkung (S. 253 ff.), welche von der Verpflegung handelt. — Man wollte sich durch die alte Methode der Versorgung aus Magazinen nicht mehr binden lassen, und wagte es doch nicht, die neue, durch Requisitionen, in ihrem ganzen Umfange anzunehmen. „Es ist aber ein gefährliches Ding um erlernte Methoden, wenn sie nicht ganz im Geiste des Lehrers erlernt, und im Besitz seiner Mittel nachgeahmt werden können." Das war denn auch hier der Fall; man machte sich durch halbe Massregeln verhasst, ohne Vortheil daraus zu erndten, man verrieth den Willen, die Bundsgenossen nicht zu schonen, und zugleich den Mangel an Muth, ihn durchzusetzen. So musste z. B. der Fürst Hohenlohe zu Dresden bey der Parole einen königlichen Befehl bekannt machen, nach welchem in Sachsen Pferde für die preussische Armee ausgehoben werden sollten, und zu gleicher Zeit gab der Graf Götzen die Versicherung, dass dieser Befehl gewiss nicht in Erfüllung gehen werde. — In der umständlichen Entwicklung der eigentlichen

Verpflegungs-Maſsregeln findet man den einfachen und einzig möglichen Aufſchluſs über das Problem, wie es möglich war, daſs mitten in einem fruchtbaren Lande bey der hohenlohiſchen Armee, ſo bald ſie campirte, der plötzliche Mangel entſtehen konnte. Wenn die königliche ihn weniger empfand, ſo kam dieſs daher, daſs ihr am 10 October noch erſt neue Cantonnirungen angewieſen wurden.

S 266 ſpricht der Vf. von „einigen gefahrvollen und unerwarteten Äuſserungen" zweyer Officiere vom ſächſiſchen Generalſtab im hohenlohiſchen Hauptquartier, ohne zu ſagen, worin ſie beſtanden. Rec. kann dieſe Lücke ergänzen. Das ſächſiſche Corps unter den Befehlen des Fürſten v. Hohenlohe hatte ſeine eigene Verpflegung, die natürlich bey der Zerſplitterung der Truppen oft mit der preuſſiſchen in Colliſion kommen muſste. Durch die einträchtigen Bemühungen der Directoren beider Commiſſariate waren jedoch alle Verwirrungen glücklich vermieden worden, bis zu dem Moment, wo die, auf Veranlaſſung nicht ausgeführter gemeinſchaftlicher Operationen vorgeſchobnen, ſächſiſchen Magazine verloren gingen, und die Hauptarmee dem Seitencorps näher rückte. Jetzt trat zuerſt bey den Sachſen der Mangel ein. Die Truppen, welche bey Schlaiz und Saalfeld gefochten hatten, oder in die Stellung bey Mittelpölnitz gerückt waren, gehörten gröſstentheils zu dieſem Corps. Jene hatten ihr Brod verloren, dieſe es auf den Bivouacqs verzehrt; am 12ten befanden ſich die erſten ſeit 4 Tagen, die letzten ſeit einem Tage ohne Lebensmittel. Sie ſollten nun aus den preuſſiſchen Magazinen verpflegt werden, aber keine Anweiſung der Directoren, kein wiederholter Befehl des Fürſten v. Hohenlohe, ſelbſt nicht die mündliche königliche Verſicherung am 12ten konnte ihnen das ſo dringend nothwendige Bedürfniſs verſchaffen. Zwar wurde ihnen bald Zugemüſse, bald Brandtwein verſprochen, aber ihre Wagen kamen ſtets leer, oft unfreundlich abgewieſen, aus den Magazinen zurück, und, der immer dringender werdenden Reclamationen überdrüſſig, verwies der Fürſt ſie am Ende mit Unwillen auf eine von ihnen anzuſtellende Fouragirung in Dörfern, die längſt ausgezehrt, und am 13ten noch von der daſelbſt cantonnirenden Cavallerie der Hauptarmee belegt waren. Es entſtand dadurch eine höchſt bedenkliche Stimmung unter den gemeinen Soldaten, die ihre Bundsgenoſſen dieſen Mangel nicht in gleichem Verhältniſs theilen ſahen, und ſich ſagen muſsten, daſs Alle doch nur von den Vorräthen *ihres* Landes lebten. Zu gleicher Zeit konnte der commandirende ſächſiſche General ſich die Gefahr der Stellung der Armee, die ſich ruhig von der Elbe abſchneiden lieſs, und Dresden, ſo wie ganz Sachſen, Preis gab, nicht verhehlen; und da er ſehr richtig vorausſetzte, daſs man in der Reſidenz von dieſer Gefahr nichts ahnde: ſo hielt er es um ſo mehr für Pflicht, ſeinem Souverain von der wahren Lage der Dinge eine getreue Darſtellung zu geben. Ehe er aber den Courier abfertigte, beſchloſs er, noch einen Verſuch bey dem Fürſten v. Hohenlohe zu machen. Er ſchickte zu dieſem Ende ſeinen erſten Adjutanten und den Director des Commiſſariats in das Hauptquartier nach Capellendorf, um dem Fürſten die Umſtände noch einmal vorzuſtellen, und, wenn ſie kein Gehör fänden, und beſonders wegen des drückenden Brod- und Futter-Mangels fortdauernd auf die ganz zweckloſe Fouragirung verwieſen werden ſollten, beſtimmt zu erklären, daſs der ſächſiſche General dann an demſelben Tage noch mit ſeinem Corps ſich von den Preuſſen trennen, über Querfurth ſich gegen Leipzig oder nach der Elbe hinziehen, und dort die Befehle des Kurfürſten erwarten würde. Dieſes war, wie Rec. genau zu erfahren Gelegenheit hatte, der Inhalt jener Äuſserungen, welche der Fürſt erſt drohend, dann nachgebend beantwortete, und zugleich Befehl gab, daſs die Preuſſen von den dreytägigen Mund- und Futter-Portionen, welche ſie gefaſst hatten, eine eintägige an die Sachſen abgeben ſollten, deren in Apolda neu eingerichtete Beckereyen vor Abends kein Brod liefern konnten. —

Heft I. N. IV. Bemerkungen über die Schrift: „Operationsplan im Jahr 1806." — Das Werk ſelbſt iſt bereits in unſeren Blättern (1807. N. 243.) beurtheilt worden, Rec. ſchränkt ſich daher auch bey der Anzeige dieſer Bemerkungen nur auf die darin gegebenen neuen Anſichten ein. Merkwürdig, als Actenſtück zur Geſchichte der Capitulationen von Prenzlau und Lübeck, iſt der ſchon in dem vorigen Aufſatz (S. 273) abgedruckte Brief des Generals Blücher, worin er die Vereinigung mit dem Fürſten von Hohenlohe verweigert. Es iſt darüber in anderen Zeitſchriften viel geſtritten worden. So lange jedoch die Ächtheit des Briefes ſelbſt nicht geleugnet werden kann, dürfte die Anſicht der Vf. gegenwärtiger Bemerkungen die richtige bleiben. Überhaupt iſt das Schickſal des Blücherſchen Corps von den Zeitgenoſſen in einen zu grellen Contraſt mit den unglücklichen Begebenheiten der anderen Reſte des zerſtreuten Heeres geſtellt worden. Im gerechten Zorn über die Verzagtheit der ſchnell nach einander capitulirenden Veſtungscommandanten that es dem Herzen des Patrioten und des unbefangenen Zuſchauers wohl, bey dieſem langen und beſchwerlichen Zuge alles entwickelt zu ſehen, was Muth, unerſchütterliche Treue und Feſtigkeit des Charakters leiſten können, und man überſah dabey die Nachtheile, welche vielleicht die falſch aufgefaſste Idee eines excentriſchen Rückzuges, oder die vergebliche Hoffnung, unabhängig noch etwas Groſses auszuführen, für das Ganze nach ſich zog, ſo wie das Fehlerhafte eines Plans, der, auf eine falſche politiſche Speculation gegründet, zu denſelben Reſultaten, als die übrigen iſolirten Rückzüge, führen muſste. — Die Charakteriſtik des Herzogs von Braunſchweig (S. 155) hat Rec. mit Intereſſe geleſen. Der Vf. ſcheint kein Anhänger dieſes unglücklichen Fürſten, der allerdings die letzten Unfälle der preuſſiſchen Monarchie beförderte, zu ſeyn; er rügt die von ihm begangenen Fehler mit Strenge, und ſtellt

besonders die Charakterschwäche des Herzogs in ein trauriges Licht: aber er lässt auch seinen besseren Eigenschaften, seinem Talent als Feldherr auf dem Schlachtfelde, Gerechtigkeit widerfahren. Nur dadurch wird es erklärlich, wie ein solcher Mann sich das Zutrauen des Königs, seinen früheren Ruf in der Armee, und die Achtung Friedrichs II erwerben konnte. Die Behauptung, dass, wenn er allein commandirt hätte, und nicht gleich Anfangs tödtlich verwundet worden wäre, die Schlacht, trotz aller begangenen Fehler, doch wahrscheinlich noch würde gewonnen worden seyn, bestätigen selbst die Sieger. Wie hätten auch, wenn Einer das Ganze belebte, so manche Abtheilungen unthätig bleiben, und der mit Ordnung angetretene Rückzug so schnell in gänzliche Auflösung ausarten können? — „Wir „haben alle gefehlt, ruft der Vf. aus, Der mehr, „Jener weniger, und sind Alle unglücklich! Lasst „uns daher einander nicht hassen, nicht verfol„gen!" — — —

N . . . d.

NATURLEHRE.

Landshut, b. Weber: *Lehrbuch der Naturwissenschaft.* I Heft. Vom Wissen und von dem obersten Princip alles Wissens. Eine Propädeutik zur Naturwissenschaft. Von D. *Joh. Weber*, Prof. d. Physik in Dillingen. II Heft. Von der Materie (in empirischer Hinsicht). 1805. III Heft. Von dem Lichte (in empirischer Hinsicht). Erste Abhandlung. Von dem Magnete und dem Magnetismus. 1806. kl. 8. (2 Thlr.)

I Heft. „Zwischen den Extremen ist immer die Wahrheit in der Mitte", sagt der Vf. in der Vorrede zum I Heft. „*Sowohl die Erfahrung als die Vernunft* haben Ansprüche auf Gründung, Erweiterung und Vervollkommnung der Naturwissenschaft. Die *Erfahrung*, die nicht durch die Vernunft geleitet wird, greift auf Gerathewohl zu, und der blosse Empiriker ist nie orientirt. — Die *Vernunftansicht*, welche die Beobachtung und das Experiment verschmähet, wird bald in das Feenspiel der Phantasie verwickelt und die vorgebliche Naturconstruction verirret sich in Schwärmerey und Excentricität." So lobenswürdig dieses Streben zur Eintracht der Menschenkräfte im Verfolg des Wissens ist: so hätte doch berührt werden sollen, wie das eine von den aufgestellten Extremen niemals die Erfahrung gewesen ist oder seyn wird, das andere niemals die Vernunft. Wenigstens lassen sich mit diesen Worten ganz andere und tiefer gefasste Begriffe verbinden, welche indessen nicht im gewöhnlichen Umlauf sind. Alle bisherigen Schriften des Vfs. haben zur Genüge erwiesen, dass er unter allen Formen jedesmal dem Höchsten und Besten nachgefolgt und ein eifriger Lehrer ist: aber wie weit man zum Gedeihen der Wissenschaft selbst auf diesem Wege der *Mischung* gelangt, werden wir aus diesen Heften sehen. Zuerst also vom Wissen und dem obersten Princip alles Wissens als *Propädeutik* (so sollte doch ein Mann wie der Vf. nicht schreiben) zur Naturwissenschaft. Die Begriffe sind oft nicht klar. So heisst es S. 4: „das Philosophiren habe sich immer ausgesprochen als ein *Streben* der *Vernunft*, höchste *Einheit* in die *Totalität* menschlicher Erkenntniss zu bringen, und in einem *Absoluten* das *Universum* alles *Erkennbaren* seiner unbedingten *Wirklichkeit* und *Wahrheit* nach zu erfassen." Was heisst hier Vernunft und Einheit und Totalität (statt dessen *Umfang* hätte gesetzt werden können) und Absolutes u. s. w.? Es steht alles so räumlich neben einander. Nach einer etwas oberflächlichen, doch im Vortrag verbesserlichen, Übersicht der wesentlichen Entwickelungsstufen der Philosophie wird zur Bestimmung des Organes für die Ideen (wie sie hier heisst) — der Vernunft fortgeschritten, und insbesondere die Relativität der Verstandeserkenntniss dargethan. Aber man muss nie vergessen, dass diese Ansichten des Verstandes aus einer bestimmten Epoche der Schullehren herstammen, wo Verstand immer nur als ein Scheinwesen dargestellt wird. Freylich ist es gut, dass man, so lange nicht von Grund aus besser gesorgt wird, vor dem cursirenden Verstand die Jünglinge warne, und ihre Anschauungskraft am Ewigen und Unvergänglichen übe. Die Erfahrung aber zeigt, dass Sätze wie die 21 S. 24—27 ohne frühere Übung und Bildung des Sinnes und Verstandes einmal nicht empfunden, und dann nicht vernommen werden, sondern meistens nur ein Geschwirre und Schwindel im Kopf zurücklassen. Auch sehen wir nichts Gutes voraus in dem täglich zunehmenden nicht Geringschätzen, sondern Geringsetzen der Mathesis, wonach jedoch das erste unausbleiblich ist: es wird nämlich von dieser klaren, scharfen und ernsten Anschauung der Dinge hier ebenfalls als von einem bloss formellen Wissen geredet, das uns über das objective *ganze unwissend* lasse. Hätte der Vf. minder gesondert, vielmehr das aus einem Stamm quellende Leben genetisch betrachtet: so würden solche Abstracta nicht den Zusammenhang entstellen. Was S. 32 ff. von der bey vielen Menschen auch bewusstlosen Anschauung des Absoluten im Schönen und Guten und Edlen u. s. w. gesagt wird, ist wohlgerathen. Auch was von der Bedeutung des Realen, Idealen und Identischen in der Religion gesagt wird, ist verständlich, wenn es, wie nicht anders zu erwarten, so vorgetragen wird, dass die Zuhörer zu tiefem Ernst und eigner Reinigkeit gedrungen werden. Die Lehrsätze von dem Wesen des Absoluten sind billigerweise meistens annähernd, reinigend: hie und da bricht ein heiterer, weit leuchtender Strahl hervor, z. B. S. 51: „Die Schöpfung aus Nichts hat keinen wahren Sinn. *A quo, in quo, per quem omnia facta sunt — quoniam ex ipso sunt omnia: Paul.*" Nun die bekannte Ansicht von den Potenzen, von der Ideal- Real- und Identitäts-Philosophie, von Licht, Materie und Organismus, vom Menschen als dem Schluss der Schöpfung u. s. w. Der eigentliche Vernunftgebrauch sey das Wissen für die Geisterwelt wie für die Naturwelt. Die *Wissenschaft der Natur* sey die Wissenschaft vom absoluten Seyn und dessen Erscheinungs-

form. Diese letztere suche die Erfahrung als reine Facta auf; die Vernunft deute die Symbole, erkläre die Natur (jedoch ganz wieder im Sinn der oben gerügten Vermischung).

II Heft. Empirische Naturwissenschaft. *Von der Materie.* Die empirische Naturwissenschaft ist die W. von der Erscheinungsform der absoluten Realität oder des absoluten Seyns. S. 6, 7 recht würdig gesprochen von der Tiefe und Gewalt der Anschauung, besonders bey den sogenannten Hypothesen grosser und prophetischer Physiker. In drey Abtheilungen zerfällt die emp. Naturwissenschaft, in die Lehren nämlich: 1) *von der Materie*, 2) *vom Licht*, 3) *vom organischen Körper*. Materie soll das *Neben-* und *Ausserhalbeinander-Seyn*, das *Licht* das *Ineinander-Seyn* bedeuten. Hievon wird der ersten Messbarkeit und Dimensionen abgeleitet, so wie weiter das Gestaltlose und Gestaltete und deren Verhältnisse Zu- und Übergang in einander. Hierauf folgt Betrachtung der Gestalt — Krystallisation — dann die Lehre von der Trägheit der Materie und ihrem Bedürfniss eines Princips der Thätigkeit von aussen (was wir hier nicht erwartet hätten). Hieran werden dann die gemeinen Lehren von der Bewegung geknüpft und alles löset sich in das dynamische Schema von Expansion, Contraction und Limitation auf. Hieraus folgen die entsprechenden Begriffe von Positivität und Negativität, Theilbarkeit u. s. w. Über Cohärenz wird das Empirische, wie das Speculative angeführt, so auch über die anderen sogenannten Kräfte und Eigenschaften der Materie: Undurchdringlichkeit, Elasticität, Härte, Adhäsion, Porosität u. s. w. Dann wird von Masse und Schwere gehandelt, ohne dass wir etwas Besonderes auszuzeichnen hätten. Nur das müssen wir sagen: es ist für Anfänger, besonders vom mündlichen Vortrag unterstützt, alles klar genug. Die Andeutungen von dem planetarischen Verhältnisse der Erde, von den Umläufen der Gestirne und der allgemeinen Eintracht, welche dieses Heft schliessen, bedürfen vorzüglich genauer und besonderer Ausführung.

III Heft. Vom Licht. In der Vorrede eine männliche Erklärung gegen die Misskenntniss sowohl als allegorische und phantastische Misshandlung der Philosophie und Physik insbesondere. In der Idee der Natur sollen sich in dieser Abhandlung die magnetischen Erscheinungen zuerst ordnen. Ohne dieses Verfahren wird man in dem Wirrwarr von dergleichen Phänomenen niemals Eintracht erblicken, und doch ist bey einiger Ordnung gerade hier die Eintracht so auffallend. — Die Abhandlung vom Licht zerfällt in drey Lehren: 1) *vom Magnete und Magnetismus*, 2) *von der Elektricität*, 3) *vom chemischen Process*. Hier dann die erste unter diesen dreyen, wovon wir nichts anderes sagen können, als dass sie durchaus klar, reich an gesammelten Thatsachen, einfach und überhaupt wohlgerathen sey, zum Behuf eines gründlichen Studiums des Magnetismus von dessen leisen Regungen bis zur kosmischen Bedeutung desselben, und dass wir dieses Heft insbesondere, sowohl für den elementarischen Selbstunterricht, als für den Lehrvortrag, ganz geeignet finden. Es sind hin und wieder einige halb verstandene Begriffe und allzu geschiedene und abstrahirte Ansichten — das ist wahr; aber sie werden von der empirischen Kraft und Ordnung ganz zurückgedrängt und leicht übersehen. Eine lehrreiche Kupfertafel beschliesst das Ganze. — Wie sehr wäre zu wünschen, dass der Unterricht in der Physik, so wie es in diesem Heft schon einigermassen geschieht, überall mit der Erfahrung begonnen, und mit deren Drang und Anschwellen das Bedürfniss der Ordnung fühlbar würde, somit die Wissenschaft zuletzt der einzige Gegenstand des Verlangens wäre!

K. L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Nürnberg: Versuch einer Ansicht der vollendeten Lebenstage Georg Wolfgang Panzers,* der Theologie und Philosophie Doctors, Schaffers an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Sebald, des pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg Vorstehers, der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie zu Nürnberg und der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Mitglieds, seines Amts und seiner geführten Ehe Jubiläus, dargestellt im Namen des Blumensordens von dessen Sohne *Johann Friedrich Heinrich Panzer*, Pfarrer zu Eltersdorf und Tennenlohe, und des Ordens Mitglied. 1805. 28 S. 4. (4 Gr.) Man verzeihet es dem Sohne gern, wenn er die Farben zum Gemälde seines Vaters ein wenig zu stark aufträgt, oder wenn er im Gefühl seines Schmerzes um den erlittenen Verlust der Sprache bisweilen einmal Gewalt anthut; aber was zu viel ist, bleibt zu viel. Hier ist des Geschraubten, Affectirten und Hyperpegnesischen gar kein Ende. Man höre nur einmal den Anfang! „Sie wollen es, wollen es vereint, wollen es mit der Thräne im Auge, geweint dem Ihnen entrissenen Vorsteher, Sie, die Brüder unseres Bundes, dass ich, der Sohn des Vollendeten, hintrete in jene heiligen Hallen, wo Gerechtigkeit dem wahren Verdienste seinen Platz, wo Liebe und Dank ihm seinen künftigen Wohnort anweiset, um dort (wo? in seinem künftigen Wohnorte?) das Bild des Entschlafenen aufzustellen." In diesem Tone ist das Ganze abgefasst. Indessen sind doch in dieser kleinen Schrift hübsche Notizen über den um die Literatur so verdienten Mann, von denen wir einige herausheben wollen. Georg Wolfgang Panzer war den 16 März 1729 zu Sulzbach in der oberen Pfalz geboren. Sein Vater war kurfürstlich-pfalz-sulzbachischer wirklicher Hof- und Regierungs-Rath. Er studirte in Altdorf unter Schwarz, Dietelmair und Fromann. Im J. 1751 wurde er Pfarrer zu Ezelwang und blieb es bis 1760, wo er nach Nürnberg berufen wurde. Was über ihn als Religionslehrer gesagt wird, gereicht ihm sehr zum Ruhme, und zeigt von einem eben so edlen Herzen, als gereiften Verstande. Bey seinen überhäuften Berufsgeschäften verdient sein Fleiss (er arbeitete vom frühen Morgen an bis Mitternacht fast ununterbrochen) doppelte Bewunderung. Die vortreffliche Bibelsammlung, die aus einigen tausend Bänden bestand, kaufte ihm der Herzog von Würtemberg, Karl Eugen, ab. Die dadurch entstandene Lücke in seiner Bibliothek wurde mit den seltensten alten Drucken wieder ausgefüllt. Nebenher legte er auch eine Sammlung sowohl nürnbergischer als ausländischer Portraite an. Im J. 1784 wurde er Präsident der pegnesischen Blumengesellschaft, und gab dem fast erstorbenen Orden neues Leben. Auch manche gemeinnützige Anstalt, z. B. die Leih- und Unterstützungs-Casse für unbemittelte Professionisten, die Mädchen-Industrie-Schule u. s. f. ward durch ihn befördert. Bey aller Arbeit und Anstrengung blieb er doch immer heiter und gesund, und fühlte die Unbequemlichkeiten des Alters nur sehr wenig; auch suchte er selbst im Äusseren die Zeichen des Greisenalters von sich zu entfernen. Er starb den 11 Jul. 1805. — Zum Schlusse wollen wir noch einen Gedächtnissfehler des Redners berichtigen. Der Mann, mit dem Panzer über die Urschrift der augsburgischen Confession in Streit gerieth, hiess nicht *Veit Weber*, wie S. 17 steht, sondern *Georg Gottlieb Weber*, und war erst Stiftsprediger, hernach aber Hofdiaconus in Weimar.

E. D. d. M. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Magazin für biblische Interpretation*, angelegt von *Joh. Carl Heinrich von Zobel*, der Philos. Mag., der Theol. Baccal. und Prediger in Wiederau. *Ersten Bandes zweytes Stück.* 1806. Mit fortlaufender Seitenzahl 191 — 388. 8. (20 Gr.)

Rec. muss den Wunsch, womit er seine Anzeige des ersten Stücks (J. A. L. Z. 1806. No. 233) schloss, auch hier wiederholen. Dieses Stück enthält 8 Abhandlungen. 1) *Über Accommodationen im N. Testament und vorzüglich im Matthäus. Ein Fragment* vom verst. Prediger *J. Gottl. Crell* in Vippachedelhausen. Hr. Pfarr. *Slevogt* hat diesem Aufsatz eine kurze Vorrede vorgesetzt, und der Herausg. hat einige meistens literarische Bemerkungen beygefügt. Der Vf. giebt es zu, dass es wirkliche und sehr wohlgewählte Accommodationen in Matthäus, z. B. C. 15, 8. 9. gebe; aber von der Stelle C. 2 u. 4 glaubt er, dass man hier mit der Accommodationshypothese gar nicht auskomme, und dass Matthäus bey dieser Stelle andere wichtige Absichten gehabt habe. Er behauptet nämlich, dass einige Propheten manche Weissagungen ihren, oft auch nur ihren vertrauten, Schülern mündlich mitgetheilt, und, damit sie dem Gedächtniss behaltbarer und doch gegen Verfälschung gesichert seyn möchten, in bekannte Worte älterer prophetischer Schriften eingekleidet haben; und dass insonderheit Matthäus, mit dankwürdiger Sorgfalt, darauf bedacht gewesen sey, mehrere solche Weissagungen in seinem Evangelium aufzubewahren, und der Vergessenheit zu entziehen. Schon die Stelle Cap. 2, 23 führt ihn auf eine mündlich fortgepflanzte Weissagung hin, weil doch alle Versuche der Ausleger, sie aus irgend einem Propheten herauszukünsteln, verunglückt seyen. Auch die Erzählung von den Magiern bestätiget ihn darin. Er meint, alles, was hier bemerkt wird, die Frage der Magier und der Eindruck, den sie verursacht, lasse sich durchaus nicht denken, wenn nicht sichere, allgemein bekannte und geglaubte Weissagungen vorhanden gewesen wären, dass die Geburt des Messias durch eine gestirnähnliche Erscheinung bekannt gemacht werden sollte. Dass die Juden nachher von Jesu, zur Bestätigung seiner Messiaswürde, ein Zeichen vom Himmel fodern, ist ihm ebenfalls ein Beweis, dass eine solche mündlich fortgepflanzte Weissagung im Umlauf müsse gewesen seyn. Er sucht also die Spuren solcher prophetischen Überlieferungen auf, und findet nun 1) solche, wo die Juden auch da den wahren Sinn der Weissagungen, die mit ihren gewöhnlichen Vorstellungen in directem Widerspruch standen, und auf den sie selbst nicht kommen konnten, nicht nur kannten, sondern als entschieden annahmen. Der Vf. rechnet dahin die Stelle Ps. 110 u. 22, welche die Juden von dem Messias erklärten, desgleichen Jes. 58, und kann es sich nicht denken, wie die Juden auf diese Erklärung gekommen wären, wenn die Propheten sie nicht darüber näher belehrt hätten, und dieses durch mündliche Überlieferung wäre erhalten worden. 2) findet er Spuren, dass die Propheten auch eigene Weissagungen, die nicht aufgeschrieben, sondern durch mündliche Überlieferung erhalten wurden, ihren Schülern mitgetheilt haben; und unterscheidet diese wieder in solche, die sie mehreren Schülern, um davon auch bey anderen Gebrauch zu machen, mittheilten, und in solche, die sie als ein besonderes Geheimniss ihren vertrautesten Schülern bekannt machten, um sie nur den Eingeweihten mitzutheilen. Von der ersten Art soll die Stelle Joh. 7, 27 und von der letzten Matth. 2, 23 ein Beweis seyn. Die eine soll eine mündlich erhaltene Weissagung seyn, die auch unter dem Volk bekannt wurde; die andere aber eine Weissagung, die nur Eingeweihte wussten, weil die erstere nicht hätte erfüllt werden können, wenn die letztere bekannt geworden wäre. Eben eine solche mündlich erhaltene Weissagung soll nun auch Matth. 2, 18 aufbehalten seyn. Der Vf. sucht es zugleich wahrscheinlich zu machen, dass solche geheime Vorhersagungen absichtlich in bekannte Worte älterer Propheten seyen eingekleidet worden, um auf diese Weise das Geheimniss desto besser zu verstecken. In dem Verfolg kommt der Vf. auf die Accommodationslehre, die nach seiner Ansicht eine ganz andere und weit beschränktere Gestalt bekommt. Er unterscheidet die Accommodationen in verbale und reale, und untersucht nun, was davon in Matthäus vorkommt. Zu den Verbalaccommodationen rechnet er 1) die Allegationen, in welchen Matthäus eigentliche Weissagungen vom Messias auf Jesum deutet, Matth. 12, 17—21. 21, 4. 5. 27, 9. 27, 35. Auch will er C. 4, 14 noch hieher rechnen. 2) solche Stellen, in welchen, wie Matth. 2 in alttestamentliche Schriftworte geheime Weissagungen eingekleidet werden. Daher wird auch C. 13, 34. 35 gerechnet. Ein späterer Prophet soll in die Worte Ps. 78, 2 den Sinn gelegt haben, in welchem sie

Matthäus hier anführt. Auch Matth. 27, 9. 10 soll eine solche von Jeremias mündlich bekannt gemachte, aber von Zacharias nachher aufgezeichnete und in ein geheimnifsvolles Dunkel eingehüllte, Weissagung seyn. 3) Schriftstellen, die Matth. im Sinne der jüdischen Schule anführt und also wirkliche Accommodationen sind. Dahin soll die Stelle C. 8, 17, aber doch nur wahrscheinlich, können gerechnet werden. Von Realaccommodationen findet der Vf. in Matthäus keine Spur. Man siehet hieraus, dafs der Vf. seine eigene Ansicht hat, obgleich seine Behauptung nicht ganz neu ist, und auch schon ältere Gelehrte bisweilen an Weissagungen gedacht haben, die nicht in den alttestamentlichen Büchern aufgezeichnet seyen. Schwerlich wird man sich aber bey diesen Ansichten befriedigen können. Wer bedenkt, dafs die Behauptung von geheimen, blofs mündlich fortgepflanzten Weissagungen nicht eigentlich erwiesen ist, und dafs die Gründe, wodurch man sie bestätigen will, blofs gesucht sind; und dabey auch mit der Art bekannt ist, wie die Juden nach ihren hermeneutischen Grundsätzen Stellen des A. T. anzuwenden pflegten, der wird es viel natürlicher finden, in jenen Stellen blofs eine gewöhnliche Accommodation anzunehmen. Der Vf. wiederholt es zwar einigemal, dafs ein jüdischer Schriftausleger, als solcher, nie auf den Gedanken habe kommen können, jenen Stellen einen solchen Sinn unterlegen zu wollen, den ihnen Matthäus unterlegt, und dafs man also den jüdischen Lehrern eine Schrifterklärung aufdringe, die ihnen bey allen ihren Sonderbarkeiten nicht in den Sinn habe kommen können. Aber wer wird diefs auch thun wollen? Wenn man in jenen Stellen Matth. 2 und 13, 34, 35 eine Accommodation behauptet: so will man nicht sagen, dafs man unter den Juden zu Christi Zeiten jene aus den Propheten angeführten Stellen eben so verstanden und erklärt habe, sondern dafs Matthäus, ganz im Geist und nach dem unter den Juden herrschenden Grundsatz von einem vielfachen und geheimen Sinne der heil. Schrift, sie auf diese Weise gedeutet habe. Dafs die Gründe des Vfs., wodurch er die mündlich erhaltenen Weissagungen bestätigen will, gesucht sind, ist gar zu auffallend. Die Magier z. B. berufen sich nicht auf eine vorhandene Weissagung, sondern auf den Stern, den sie gesehen hatten. Sie schlossen nach ihren astrologischen Grundsätzen aus dem erschienenen Stern auf die Geburt des Messias, den man damals erwartete. Eben dieser allgemeinen Erwartung wegen macht auch die zuversichtliche Behauptung und Frage der Magier zu Jerusalem Aufsehen. Wo ist hier der geringste Wink von einer vorhandenen Weissagung von einer gestirnähnlichen Anzeige der Geburt des Messias? Eben so wenig kann man diese auch daraus schliefsen, dafs die Juden nachher ein Zeichen vom Himmel fodern. Wäre dieses der Grund ihrer Foderung gewesen: so hätte Jesus sie ja auf die Geschichte der Magier verweisen können. 2) *Über Evang. Marci IX, 50. und die Parallelstellen von C. F. Böhme*, Stiftspred. in Altenburg. Der Vf. bemerkt, dafs das Wort *Salz* bey Matthäus von Personen, bey Markus und Lukas aber von einer Sache gebraucht werde. Als persönliches Prädicat ist es die Würze des Menschengeschlechts, welches die Apostel positiv und negativ seyn sollten; als Sache ist es die Vernünftigkeit, durch welche allein wir auf unserer vernünftigen Mitwesen geistige Natur einzuwirken im Stande sind, aufgeklärte Denkungsart und Gesinnung. Der Vf. findet in der Stelle bey Markus mehr, als Rec. darin finden kann. 3) *Einige Bemerkungen über Apostelgesch. XVII, 24—28* von *E. A. C. Stevogt*, Pfarrer in Markvippach. Der Vf. nimmt σπερμολογος in dem Munde der spöttelnden Epikuräer in der Bedeutung planlos sprechender, unphilosophischer Mensch. Die Worte τον Ιησουν ευηγγελιζετο ist er geneigt für Glossem zu halten. 4) *Beytrag zur Erklärung Apostg. XVII. 24—28* von *Ebendemselben* enthält einige Bemerkungen über das Zweckmäfsige und Wohlgewählte in der Rede Pauli, wovon hier nur ein Fragment aufgezeichnet ist. Um verständlich zu seyn, ging Paulus von der Anschauung, der Kosmogonie aus. Δεισιδαιμονεστεροι sind überaus Religiöse, eifrig besorgte für die Götter und deren Dienst. Ein Hinneigen zum Spinozismus hat man mit Unrecht in den Worten des Apostels finden wollen. Paulus wollte eben die Unabhängigkeit Gottes vom äufseren Einwirken und Eingreifen in seine Regierung retten; hingegen alles Vorhandene, als von ihm erschaffen, erhalten, mithin abhängig vorstellen. 5) *Über Brief an die Epheser V, 11—14* von *J. F. G. Löser*, Pred. zu Rehfeld. Dieser gut abgefafste Aufsatz bestreitet die gewöhnliche Erklärung, nach welcher man diese Stelle als Ermunterung, Lasterhafte zu belehren und zu bessern, betrachtet. Nach der Bemerkung des Vfs. wäre die Gedankenfolge des Apostels vom 10. V. an diese: Lernet, welche Handlungen Gott gefallen (10); böse Handlungen suchet aber immer mehr zu hindern (11). Böse Handlungen sind nämlich die, die heimlich geschehen müssen, und von denen man nicht einmal füglich reden kann (12). Was aber nach der Religion geschieht, darf öffentlich geschehen, und alles was öffentlich geschehen darf, stimmt mit der Religion überein (13). Daher heifst es: Christus wird dir ein Licht seyn (14): so benutzt denn dieses Licht, damit ihr untadelhaft leben möget. 6) *Über den Paulinischen Ausdruck ἐν τοῖς ἐπουρανίοις* von *C. F. Böhme*, Stiftsprediger zu Altenburg. Der Vf. will diesen Ausdruck, der fünfmal in diesem Brief vorkommt und sonst dem Apostel nicht gewöhnlich ist, nicht elliptisch betrachtet wissen, sondern nimmt ihn als ein wahres Substantiv an und für sich, das Himmlische, das Religiöse, die Religion. Überall übersetzt er ihn: in Absicht auf das Himmlische, d. i. in Absicht auf die Religion. Seine Gründe sind eben nicht genugthuend. 7) *Einige Gedanken über das Studium der hebräischen Sprache; nebst einer metrischen Übersetzung des Lobgesangs 1 Sam. II, 1—10* von M. *H. W. Spitzner*. Mit Grund wird über die Vernachlässigung des hebräischen

Sprachstudiums geklagt, und zur Empfehlung desselben einiges gesagt. Die Übersetzung des Lobgesangs der Hanna ist frey, und läſst sich im Ganzen gut lesen. Bey V. 3, wo der Vf. der Leseart des Textes folgt und übersetzt: *und was er thut, faſst nicht der Menschen Geist*, stehet die Bemerkung, daſs das Kri לו habe, und dann seyen עללות Werke der Menschen. Der Sinn würde alsdann seyn: *Auch eure Thaten sind ihm wohl bekannt.* Aber würde dann עללות nicht besser von Handlungen Gottes verstanden werden? Rec. hätte mehrere Anmerkungen erwartet. 8) *Historisch-antiquarisch-grammatische Erläuterungen über die Geschichte von der Kreuzigung Jesu nach Matth. XXVI, 57 — XXVII, 54 und den Parallelstellen in den drey übrigen Evangelisten vom Herausgeber.* In diesem Aufsatze, der in dem folgenden Stück soll fortgesetzt werden, sucht der Vf. das, was man hie und da über die Geschichte der Kreuzigung zerstreut findet, zu einem Ganzen zu verbinden, und mehreres darüber Gesagte näher zu würdigen. Die Abhandlung ist im Ganzen recht lesenswerth. Bey der Beantwortung der Fragen: warum überlieferte der Hoherath Jesum dem Pilatus als römischem Landpfleger? und: wie konnte es ihm, als solchem, zukommen, ein Todesurtheil über Jesum zu sprechen und vollziehen zu lassen? ist das Vorzüglichste kurz und gut zusammengestellt. Überhaupt ist in den Anmerkungen eine gute Auswahl beobachtet. Die Benennung des Richtplatzes Golgatha leitet der Vf. von גלגלת *κρανιον* der Kopf, und metonym. das Leben, so daſs Golgatha also denjenigen Ort bezeichnete, an welchem Menschen ihr Leben verloren, oder hingerichtet wurden. T. D.

Erlangen, b. Palm: *Christlicher Religionsunterricht für die gebildete Jugend.* Von D. *Christoph Friedrich Ammon*, königl. Consistorialrathe, Lehrer der Theologie und erstem Universitätsprediger zu Erlangen. 1805. XVI u. 182 S. 8. (12 Gr.)

Die gegenwärtige Schrift verdient unter den Tausenden, die mit ihr den Titel *Religionsunterricht* gemein haben, eine besondere Auszeichnung; nicht deſswegen, weil ihr Vf. unter die Theologen vom ersten Range gehört, sondern weil sie innere Tugenden besitzt, die wir an den meisten Schriften dieser Art vermissen, und weil sie einem wirklichen Bedürfniſs abhilft. Rec. selbst hatte in früheren Jahren nicht nur Kindern aus höheren Ständen, sondern auch gebildeten Mädchen von 15—20 Jahren Religionsunterricht zu ertheilen, und er befand sich damals wegen eines schicklichen Leitfadens in nicht geringer Verlegenheit. Er überzeugte sich hier nur gar zu oft von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens. Es war ihm daher wie aus der Seele geschrieben, was Hr. *A.* S. V u. VI hierüber bemerkt, und was wir zur Beherzigung für Viele hier ausheben: „Landeskatechismen sollen das Volk durch das Gebiet der Sinnlichkeit und Einbildungskraft zur Religion des *Verstandes* und *Gefühls*; Lehrbücher, die sich der wissenschaftlichen Form annähern, sollen Gebildete zur Religion der *Vernunft* und des *Herzens* führen. Die ersteren stützen sich auf Ansehen, auf Symbole und auf eine gewisse Mystik in der Religionsgeschichte, die in der Weltgeschichte aus guten Gründen verschwinden muſs; und werden daher, wenn mich nicht Alles täuscht, in eben dem Verhältnisse unzweckmäſsig, als sie, scheu vor dem religiösen Anthropomorphismus, der Einbildungskraft den Nahrungsstoff des Verstandes durch reine Begriffe und nackte oder überschwebende Speculationen rauben. Bey der gebildeten Jugend treten hingegen ganz andere Bedürfnisse ein; ihr wird durch wissenschaftlichen Unterricht, durch Unterhaltungen und Gespräche, durch Lectüre und eigenes Denken ein Bild, ein Geheimniſs, ein Wunder nach dem anderen entrissen; ihr Glaube muſs daher auch auf ganz anderen Gründen ruhen, als auf Wundern und messianischen Weissagungen, wenn der Lehrer, bey allem Eifer, nicht den Saamen der Ungewiſsheit und Zweifelsucht in ihre zarten Seelen ausstreuen will. Die heiligen Gedanken Gottes auszubilden, zu beleben und die Gewiſsheit von seiner unendlichen Gröſse und Wirklichkeit *auſser unserem Gemüthe* fest zu gründen; die Welt, in der wir leben, als eine moralische Ordnung der Dinge darzustellen, in der wir zur Vergeistigung und sittlichen Annäherung an den Unendlichen erzogen und gebildet werden; die Religion nicht als Gottesdienst, oder als ein eitles Beschauen des Unendlichen, sondern als Denken und Handeln in Gott zu empfehlen; und für alle diese Endzwecke die Geschichte und Verdienste des groſsen Stifters unseres Glaubens zu benutzen — diese Foderungen sind es, welchen, nach meiner Überzeugung, der christliche Religionslehrer der Jugend aus den höheren Ständen Genüge leisten soll und kann, ohne durch das *Fortschreitende* der Methode dem Meinen und Fühlen seiner sinnlichen Mitchristen auch nur von ferne in den Weg zu treten."

Nach diesen richtigen Ansichten ist das gegenwärtige Lehrbuch entworfen und ausgearbeitet. Rec. bleibt zweifelhaft, ob er mehr der durch das Ganze sich gleichbleibenden Zweckmäſsigkeit der Methode, oder der Richtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Sätze, der durchaus edeln und dabey doch nicht unpopulären Sprache, oder endlich der gelungenen Auswahl biblischer Beweisstellen und passender Liederverse den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen soll. Prediger und Candidaten, denen gewöhnlich der Unterricht der gebildeten Jugend anvertraut ist, werden an diesem Lehrbuch einen trefflichen Leitfaden haben; vorzüglich aber empfehlen wir es den Vorstehern der Erziehungs-Institute, wo es, in den Händen eines geschickten Lehrers, ein sicheres Mittel zur Bildung und Belebung des sittlichen und religiösen Gefühls seyn wird. N.

Danzig, b. Goldstamm: *Über den Anthropomorphismus der Bibel in den Vorstellungen von Gott, dessen Erklärung und Gebrauch beym Volks-*

und Jugendunterrichte, von *Karl Friedrich Heinrich Klügling*. Eine Preisschrift nach dem Lateinischen von dem Verfasser bearbeitet. 1806. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Monographie der biblischen Dogmatik, welche von guten exegetischen Kenntnissen, richtiger Einsicht und vertrauter Bekanntschaft mit der theologischen Literatur zeugt, und von dem Vf., wenn er es nicht versäumt, noch tiefer in den Geist des hebräischen und christlichen Alterthums einzudringen, noch manches Gute zu erwarten berechtiget. Neue Aufschlüsse über die Denkart des Alterthums überhaupt, oder über die Individualität einzelner Schriftsteller desselben, darf man zwar hier nicht suchen; aber das Verdienst hat sich der Vf. erworben, seinen Gegenstand vollständiger abgehandelt zu haben, als es von den bisherigen Bearbeitern der biblischen Theologie geschehen ist. Die von ihm befolgten Grundsätze sind die gegenwärtig am meisten gangbaren, dieselben, deren Wiederhall man fast in allen exegetischen und dogmatischen Schriften vernimmt, und in deren Annahme man die sogenannte Liberalität der theologischen Denkart zu setzen gewohnt ist. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn Hr. *Klügling* von geläuterten Begriffen des reinen Christenthums, von Zeitvorstellungen, von mythischen Ansichten u. s. w. redet, und wir wollen mit ihm darüber nicht weiter rechten, da er hier nur im dritten oder zweyten Gliede repräsentirt, und da es einer Total-Kritik der gangbaren dogmatisch-exegetischen Grundsätze bedürfte.

Das Ganze der Schrift ist unter 4 Abschnitte zusammengefasst. I. Von den Anthropomorphismen der heil. Schrift. II. Von den Anthropopathieen der heil. Schrift, nach den drey Hauptvermögen der menschlichen Seele: a) von dem Vorstellungsvermögen; b) von dem Gefühlsvermögen; c) von dem Begehrungsvermögen. III. Von der Erklärung der anthropomorphischen und anthropopathischen Redensarten der Bibel. IV. Von dem Gebrauche der anthropomorphischen Redensarten der Bibel im Volks- und Jugend-Unterricht. Der letzte Abschnitt hat Rec. vorzüglich wohlgefallen. Über das Buch Hiob findet man S. 96 folgende Bemerkung: „Ich bin der Meinung, dass der Vf. des Buchs Hiob in oder nicht lange nach dem salomonischen Zeitalter gelebt, das Süjet seines Gedichtes aber aus dem patriarchalischen Zeitalter genommen, und daher dem Ganzen den antiquen Anstrich ertheilt habe. Die Idee von Kundschaftern, die auf Gottes Befehl die Erde durchreisen, erhielt sich noch lange nachher (Zachar. 1, 8 ff.), und vielleicht gab diese hiobsche Idee von jenem herumreisenden *Censor morum* und Anschwärzer der Menschen bey Gott die entferntere Veranlassung zu der jüdisch-christlichen 1 Petr. 5, 8." Ähnliche gute Bemerkungen hat der Vf. hin und wieder eingestreut, und dadurch seiner Schrift einen Vorzug mehr gegeben. — st. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Steinacker: *Die Lehre vom Abendmahle, für Christen, die sich bey der Lehre ihrer Kirche nicht beruhigen können.* Ein Dialog von einem Theologen. 1803. 72 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. dieser Schrift, der sich am Schluss der Vorrede „M. *Karl Gotthelf Opitz*, Prediger zu Magdeborn bey Leipzig" unterzeichnet, hätte „*für lutherische Christen*" schreiben sollen; so wäre der Titel dem Inhalt vollkommen angemessen. Denn nur der Lehrbegriff der lutherischen Kirche wird hier näher erörtert. Die Meinung des Vfs. ist S. 17—20 ausführlicher entwickelt und S. 20 in folgende lateinische Thesis concentrirt zu lesen: *Verba Christi: hoc est corpus meum; hic est sanguis meus — nec de mutatione panis et vini in corpus et sanguinem, ut ecclesia ante reformationem arbitrabatur, nec de exhibitione s. communione corporis et sanguinis una cum pane et vino, ut Lutherana docet, nec de significatione s. recordatione corporis et sanguinis, ut vult reformata; sed tantummode de decreto Christi, quomodo panis et calix accipi debeant, intelligenda esse, mihi videntur.*" Das Gleichniss von einem *Cassen-Billet*, dessen sich Hr. *O.* S. 20 ff. zur Erläuterung seiner Ansicht bedient, wollen wir, seiner Originalität wegen, mit den eigenen Worten des Vfs. hersetzen: „Vater. Hier siehst du ein Cassen-Billet von 50 Thlr. Nicht wahr, wenn du ein solches erhältst, so nimmst du es und denkest: der Fürst, der mein Landesherr ist, reicht — gleichviel, ob er es selbst, oder durch einen anderen thut — mir dasselbe und spricht: nimm es, *Das sind funfzig Thaler?* Sohn. Ja, das denke ich. V. Siehest du denn aber, dass das, was er dir reichet und zu nehmen befiehlt, wirklich 50 Thlr. sind, ob er gleich solches gesagt hat? S. Nein, das sehe ich nicht, sondern ein Blättchen Papier einer Hand breit, das an sich keinen Werth hat. V. Glaubst du nun, dass, weil der Fürst gesagt hat: *Das sind* 50 Thlr., dieses Papier in deiner Hand sich in 50 Thlr. verwandeln werde? S. Das glaube ich nicht. V. Aber vielleicht, dass mit diesem Papiere 50 Thlr. auf eine verborgene und unerklärliche Weise zugleich in deine Hände kommen werden? S. Nein, auch das nicht. V. Oder denkst du, dass dieses Papier, weil der Fürst gesagt hat: *Das sind* 50 Thlr., ein Zeichen von 50 Thlr. sey, und dich nur an die Summe von 50 Thlr. erinnern solle? S. Das stelle ich mir auch nicht vor. [Was würde aber der Vf. sagen, wenn der Sohn diese Frage mit: *allerdings!* beantworten sollte?] V. Was denn? S. Ich denke: der Fürst, mein Herr, hat um einer gewissen Absicht willen diesem Papiere eine solche Bestimmung gegeben, er hat es zu 50 Thlr. gemacht, und ihm diesen Werth beygelegt. V. Nimmst du es auch dafür an? S. Aus Gehorsam gegen meinen Herrn nehme ich dieses Papier nach der Bestimmung, die er demselben gegeben hat, und glaube, dass, weil er gesagt hat: das sind 50 Thlr., ich damit 50 Thlr. habe. V. Erfährst du auch, dass des Fürsten Wort Wahrheit ist? S. Ja, denn ich erhalte, vermittelst dieses Papiers, die Summe oder den Werth von 50 Thlr. V. Wie ist das möglich? S. Durch eine solche Einrichtung, welche der Fürst in seinem Lande gemacht hat, und welche er, vermöge seiner Macht und seines Ansehens machen konnte" u. s. w.

Der alte Spruch: *omne simile claudicat* möchte wohl auch hier in Erfüllung gehen, und Rec. möchte bezweifeln, ob jeder Leser in das Bekenntniss des dankbaren Sohnes S. 63: „Gesegnet sollen sie mir bleiben jene seligen Stunden, in denen ich in einer Sache, die mein Herz recht sehr interessirte, von Ihnen eine so *gründliche Belehrung* und so *feste Überzeugung zu meiner Beruhigung* erhielt!" — einstimmen werde. Dennoch ist die Schrift ein Beweis von guten Kenntnissen, von geschickter und fasslicher Darstellung und von reiner, herzlicher Wahrheitsliebe — Eigenschaften, die dem Vf. bey allen billigen Lesern zur Empfehlung gereichen müssen. St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JUNIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasché und Müller: *Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung des positiven Rechts von A. (lbrecht) Hummel.* 1 Theil. 1804. 220 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Der Vf., rühmlich bekannt durch seine *vollständige Encyklopädie der ganzen Rechtswissenschaft*, hat im vorliegenden Werke nur eine einzige Abhandlung geliefert. Sie führt die Überschrift: *Berichtigung der gewöhnlichen Theorie über die Arten Verbindlichkeiten aufzuheben, nach römischem und heutigem Recht;* welche auch als besonderer Titel dieses ersten Bandes selbigem vorgedruckt ist. Hr. H. gehört gewiss zu den talentvollen Männern, von welchen sich die Wissenschaft noch manche Bereicherung mit Recht versprechen kann. Aber rügen müssen wir zuvörderst den Ton, welchen er überall anstimmt. Wozu diese Heftigkeit, dieses vornehme Herabblicken auf Alles ausser sich? Mag es seyn, dass ein gründliches Studium der Rechtswissenschaft, das Schöpfen aus den Quellen, und das Prüfen derselben nicht Sache des gemeinen juristischen Haufens ist. Das war nie der Fall, und wird es nie seyn! Aber, dass gerade unser Zeitalter im Fache der Jurisprudenz so armselig wäre, als Hr. H. wähnt, ist nur eine Idee *seiner* Einbildungskraft, herbeygeführt durch eine etwas zu hohe Selbstschätzung seines eigenen Werths. Welche übertriebene Tiraden in einem eben nicht angenehmen Periodenbaue, welche unbescheidene Ausfälle finden sich S. 2 f. 10 f. 15. 30 ff. 75. 187 und 215.

Was den Inhalt des Werkes selbst anlangt, so darf man hier nicht eine genaue Erörterung der verschiedenen einzelnen Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, erwarten. Ihrer wird nur beyläufig im 5ten Abschnitte gedacht. Vielmehr beschäftigt sich der Vf. bloss mit der historischen Entwickelung des Ursprungs, und der allmählichen Ausbildung, dem Werthe und der heutigen Anwendung der gewöhnlichen Eintheilung der Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, *in modos tollendi obligationes ipso jure et ope exceptionis.* So ohngefähr würde auch der Titel der Abhandlung richtiger und genauer, als vom Vf. geschehen ist, ausgedrückt worden seyn. Denn wirklich war seine Abhandlung ursprünglich eine Concurrenz-Schrift zu jener, von der Juristenfacultät zu Göttingen im Jahr 1798 aufgegebenen Preisfrage, und Hr. H. giebt seine Empfindlichkeit S. 14 f. sehr deutlich zu erkennen, dass die Preisrichter, die Hnn. *Waldeck, Runde* und *Meister*, seine Arbeit ungekrönt gelassen haben. — In der Einleitung bemerkt er zuvörderst, dass man die vorher erwähnte Eintheilung in den gewöhnlichen Lehrbüchern überall an die Spitze derjenigen Eintheilungen gestellt finde, welche sich auf die Arten, Verbindlichkeiten wieder aufzuheben, überhaupt beziehen, dabey aber eine nur einigermassen befriedigende Erläuterung des Sinnes derselben, vergeblich suche. Dieses ist Wahrheit. Rec. hat ausser den von Hn. H. S. 217 ff. angeführten Schriftstellern viele andere nachgeschlagen, welche diese Eintheilung aufgenommen haben, ohne sich um deren eigentlichen Sinn zu bekümmern. Hieher gehören z. B. *Heineccius* in *element. jur. civ. sec. ord. Inst.* §. 995 (aus welchem der vom Vf. S. 220 angeführte §. aus den Waldeckschen Institutionen fast wörtlich geflossen ist,); ferner *Hofacker* in *princ. jur. civ. Rom. Germ. ed.* 2. *Tom. III.* §. 4099. *Schmalz* im *Handbuche des R. PR.* §. 619. und *Dabelow* in dem *Systeme des gesammten heutigen Civilrechts.* 1 Th. 2 Aufl. §. 566. Hr. H. rügt sodann die Untauglichkeit der Eintheilung *in modos toll. oblig. ipſ. jur. et op. exc.*, um sie als eine universelle Eintheilung der Arten, Verbindlichkeiten aufzuheben, zu gebrauchen, und erinnert, dass selbige gar nicht auf das Wesen und den Gehalt der Verbindlichkeiten selbst sich beziehe, sondern lediglich durch die bey dem alten römischen Processe vorkommenden Formalitäten herbeygeführt worden, also überhaupt nur auf *jura litigiosa* anwendbar sey. Nachdem in späteren Zeiten die Form des römischen Processes sich verändert, habe nothwendig auch die durch selbige motivirte Eintheilung alle Wirksamkeit verloren. Allein die Rechtslehrer hätten den Gesichtspunct verrückt, weil von ihnen jene *bloss formelle* Beziehung zu einer *dem Wesen der Obligationen* innewohnenden Verschiedenheit gemacht worden sey. Um sich nun hierbey etwas denken zu können, habe man diejenigen Fälle zu den *mod. toll. obl. ope exceptionis* gezogen, wo nicht vom Prätor den streitenden Parteyen, sondern vom Gesetze selbst einem Jeden überhaupt ein gewisses *beneficium juris* ertheilt worden ist, mit welchem der Beklagte sich schützen konnte, wenn er aus dem Geschäfte in Anspruch genommen worden war. Hierauf geht der Vf., um die vorgetragene Meinung historisch zu begründen, zum *Isten Abschnitte* über: *Kurze Übersicht der römischen Gerichtsverfassung und des Verfahrens vor Gericht, oder des Processes;* womit wir sogleich den *IIten: Nä-*

here Untersuchung über den Ursprung, den Grund und die Nothwendigkeit der Unterscheidung in mod. tollend. oblig. ipf. jur. und ope except. im älteren röm. Rechtssystem bis auf die Zeiten der juristischen Classiker verbinden. Das Wesentlichste der hier angestellten Untersuchungen ist folgendes: Die 12 Tafeln, schon an sich strenge, nahmen durch das immer mehr und mehr um sich greifende Formularwesen eine noch strengere Gestalt an. Alles beruhte auf dem hohlen Klange der Worte. Als späterhin die wissenschaftliche Cultur der Römer stieg, und ihre Sitten durch den Verkehr mit anderen Völkern sich milderten: übernahmen die Prätoren die Justizpflege, und suchten durch ihre Edicte das *jus civile strictum* zu mildern, und dem *juri gentium* näher zu bringen. Doch wurde ersteres durch diese Bemühungen nicht gänzlich aufgehoben oder verdrängt, sondern es entstanden zwey Arten des Rechts neben einander, das *jus civile* und das *jus honorarium*. Entspann sich jetzt ein Process über ein *negotium stricti juris*: so waren entweder die dabey vorkommenden Thatumstände so klar u. erwiesen, dass der Prätor mit seinen Decemvirn oder Centumvirn die Sache sofort entscheiden konnte, oder es bedurfte der Aufnahme eines Beweises über die von den Parteyen angezogenen Thatsachen. Im ersteren Falle sprach der Prätor die Sentenz alsbald, und konnte dabey, vermöge seiner oberstrichterlichen Gewalt, beliebig diejenigen Bestimmungen zur Anwendung bringen, welche aus dem *jure gentium* flossen, und die Strenge des *juris civilis* milderten. (Hier war aber noch kein vollständiger römischer Process, sondern blofs dessen erster Hauptheil, *actus in jure*, vorhanden, mit welchem sich der Process endigte.) Im letzteren Falle gab der Prätor zur Aufnehmung des Beweises einen *judicem pedaneum*. Die Formel, durch welche Letzterem die Untersuchung übertragen wurde, (*actio s. formula*) war die schon in den älteren Zeiten gewöhnliche, und also natürlich nach den Grundsätzen des strengen Rechts gebildet. In diesem zweyten Haupttheile des röm. Processes (*actus in judicio*) konnten die Grundsätze des nach dem *jur. gentium* gebildeten *juris honorar.* nicht weiter berücksichtiget werden, weil der *judex* bey seinem Auftrage streng stehen bleiben, und lediglich darauf sehen musste, ob das zur Untersuchung ausgesetzte zweifelhafte Factum erwiesen wurde, oder nicht. Wollte der Beklagte in einem solchen Falle, *ubi praetor dabat actionem*, der Billigkeit des prätorischen Rechts sich erfreuen, z. B. also *exceptionem quod metus causâ; doli etc.* vorschützen: so musste er den Prätor bitten, dass diese von Letzterem gestattete Milderung des strengen Rechts mit in die Formel aufgenommen werde, durch welche der Prätor dem Judex die Sache übertrug (*exceptiones contra actionem*). Hier nun trat der Fall ein, wo man im eigentlichen Sinne sagen konnte: *obligatio tollitur ope exceptionis*. In anderen Fällen, wo entweder Klägers Suchen schon an sich unstatthaft war, z. B. wenn aus der Stipulation eines Kindes geklagt wurde, oder wo selbiges wegen einer ihm entgegenstehenden Einrede, welche selbst das strenge Recht für eingreifend anerkannte, z. B. *ob solutionem, compensationem etc.*, abgewiesen wurde, sagte man: *actio ipso jure nulla est*, oder — *tollitur*, es sey nun, dass der Prätor, weil jene Thatsachen klar waren, sofort selbst entschied, oder zu deren weiterer Erörterung zuvörderst einen *judicem pedaneum* gab. Hierauf beziehen sich die Worte des Edicts: *causa cognita actionem dabo aut denegabo* und ähnliche Formeln. — Alles dieses gilt jedoch nur von den *judiciis stricti juris*. In den *judiciis bonae fidei* kam schon, *der Regel des Rechts nach*, alles auf die Absicht und die wahre Willensmeinung der Contrahenten an. Deshalb standen hier die Worte *ex bona fide* jedesmal in der Formel, durch welche der Prätor die Sache dem Judex übertrug, ohne dass es diessfalls einer besonderen Nachsuchung bey dem Prätor von Seiten des Beklagten, oder einer Exception im ächtrömischen Sinne des Wortes, bedurft hätte. — Dieses sind in gedrängter Kürze die Hauptideen, welche Hr. *H.* über seinen Gegenstand vorträgt, bey deren Relation wir uns jedoch nicht ganz streng an die von ihm beobachtete Ordnung gebunden haben. Der Vf. würde einen grofsen Theil des Raums haben ersparen können, wenn er diese beiden Abschnitte nebst dem folgenden und der Einleitung zu einem etwas strenger geordnetem Ganzen verarbeitet hätte. Wie es hier vorliegt, stöfst man häufig auf Wiederholungen, welche, der Deutlichkeit unbeschadet, leicht hätten vermieden werden können, z. B. S. 24 ff. und 81 ff. S. 50. 83 und 93, ingleichen S. 38. 67 und 98 bis S. 102. — Schon die Überschrift des folgenden III Abschnitts: *Über die verschiedenen Bedeutungen der Ausdrücke: ipso jure und ope exceptionis, den Einfluss der Distinction inter modos tollendi obligationem ipso jure und ope exceptionis nach dem römischen Rechtssystem und ihrer Wirkung in der Praxis*, wird den aufmerksamen Leser überzeugen, dass auch dieser Abschnitt, weil er das schon Vorausgeschickte betrachtet, nicht ohne Wiederholungen bleiben konnte. Der Vf. bemerkt hier zuvörderst im Allgemeinen, dass der Ausdruck *ipso jure*, seiner formalen Bedeutung nach, immer dasjenige bezeichne, was nach der Vorschrift des Gesetzes von selbst geschieht, *exceptio* hingegen, was als Abweichung von der Regel gilt oder besteht. Diesen Satz wendet er sodann auf das R. R. an, und zählt die verschiedenen Bedeutungen auf, in welchen, nach der diesem Rechte eigenthümlichen Entstehung und Ausbildung, der Ausdruck *ipso jure* vorkommen kann. Der nicht verfehlte Zweck dieser Darstellung ist: aus dem ganzen inneren Zusammenhange des R. R. zu erweisen, dass die Ausdrücke *ipso jure* und *ope exceptionis* alle Realität verloren, sobald die Bedingungen wegfielen, unter welchen sie waren erzeugt worden. Diese waren mit zwey Worten ein *jus strictum* und ein *jus honorarium*, als zwey von einander verschiedene Ganze, ferner der oben erwähnte Processgang. Jene beiden Rechtskörper wurden unter den Kaisern allmählich zu ei-

nem Ganzen vereinigt, dieser nahm eine andere Gestalt an. Es bedeutete desshalb späterhin der Ausdruck: *quod fit ipso jure*, häufig eben so viel, als *quod fit jure civili* im Gegensatze von dem *quod fit jure praetorio*. IV. *Bestimmung der Differenz zwischen ipso jure und ope exceptionis im System des R. R. vermittelst einer möglichst vollständigen Induction aus den noch vorhandenen Fragmenten der Schriften von r. Rechtsgelehrten und kaiserlichen Constitutionen, in welchen diese Ausdrücke gebraucht werden.* Der Vf. unternahm diese auch seinen Fleiss bezeugende Aneinanderreihung, welche gewiss jeder mit Vergnügen durchwandert, um darzuthun, dass, wie er sich ausdrückt, die Schriftsteller der Zeit, wo jene Eintheilung noch empirische Realität hatte, die einzelnen Fälle eben so construirt, beurtheilt und entschieden haben, wie dieses nach den Grundsätzen des Vfs. geschehen musste. V. *Einige Bemerkungen über die einzelnen Arten der Aufhebung einer obligatio mit Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem modus tollendi ipso jure und dem modus ope exceptionis.* S. 200. Der Vf. wendet das Gesagte auf die vorzüglichsten einzelnen Arten, entstandene Verbindlichkeiten wieder aufzuheben, an. Es war ihm nunmehr ein Leichtes, zu zeigen, dass Solution, Compensation, Acceptilation, Novation u. s. w. auch schon nach altrömischem Rechte *modi toll. oblig. ipso jure*, hingegen *vis*, *dolus*, *pactum de non petendo* u. s. w. *modi toll. ope except.* waren. VI. *Über die Anwendbarkeit der römischen Distinction inter modos toll. obligat. ips. jur. und ope except. im heutigen Rechte und ihren Nutzen in der Praxis.* Jene und dieser haben ganz aufgehört. Schon zu Justinians Zeiten war das Civil- und das prätorische Recht verschmolzen. Desshalb erwähnt der Titel der Institutionen *quib. mod. oblig. tollunt* (III, 30) dieser Eintheilung nicht mit einem Worte. Der Ausdruck *exceptio* hat eine ganz andere Bedeutung angenommen, und bezeichnet eine jede Einrede gegen die erhobene Klage. Es ist also *exceptio* kein **modus liberandi** *ab obligatione*, sondern ein **modus defendendi**. Fälschlich rechnen einige die *beneficia legis*, insonderheit *except. SC. Macedoniani* und *Vellejani* zu den *mod. toll. oblig. ope except.* Vielmehr ist der von einem Sohne eingegangene Darlehnscontract, die von einer Frau geleistete Bürgschaft *ipso jure* ungültig, es *entsteht* aus diesen Geschäften keine Verbindlichkeit, es kann also auch von keiner *Wiederaufhebung* derselben *per exceptionem SC. Maced. aut Vellej.* die Rede seyn. Erst dann, wann der Beklagte, aus einem solchen Geschäfte belangt, das *beneficium legis* nicht vorschützt, also auf selbiges stillschweigend Verzicht leistet, erwächst ihm *hieraus* eine Verbindlichkeit, wenn nicht der Richter sogar *ex officio* die Einrede berücksichtigen muss. Das muss aber der Richter nach Rec. Meinung jedesmal thun, sobald ein durch das *SC. Macedonian.* oder *Vellej.* für nichtig erklärtes Geschäft der Klage zum Grunde gelegt worden ist, ohne dass diese eine Replik enthält, wodurch das in der Regel ungültige Geschäft, in dem vorliegenden Falle als ein gültiges erscheint, z. B. *ob versionem in rem*, *ob renunciationem validam* u. s. w. Denn sowohl *L. 1. pr. D. de SC. Maced.* (XIV, 6), als *L. 2. §. 1 ad SC. Vellej.* (XVI, 1) verordnen ausdrücklich, jenes: *ne cui, qui filiofamilias mutuam pecuniam dedisset, etiam post mortem parentis ejus, cujus in potestate fuisset,* **actio petitioque** *daretur*; dieses: *ne eo nomine (ob intercessionem) ab his* **petitio neve** *in eas* **actio** *detur*. Anderer Meinung ist Hr. *H.* S. 207. Allein er scheint hier mit sich selbst (S. 205) in einigem Widerspruche zu stehen: wenigstens hätte er sich über diesen Gegenstand, wenn er ihn bey der Verwandtschaft der Materien einmal berühren wollte, etwas deutlicher erklären sollen. — Übrigens ist Rec. fest überzeugt, dass, wer dem Vf. gefolgt ist, die oft berührte Eintheilung nicht weiter an die Spitze der Arten, die Verbindlichkeiten aufzuheben, stellen, sondern ihrer bloss als einer antiquarischen gedenken wird. Auch ist, so viel Rec. weiss, über diesen Gegenstand keine andere Abhandlung vorhanden, welche sich in Hinsicht der gründlichen und vollständigen Darstellung mit dem Werke des Vfs. messen könnte. Die Wissenschaft hat also durch selbiges allerdings gewonnen. Für die Praxis hingegen ist die Sache ohne alle Bedeutung. Und selbst theoretisch betrachtet sind doch die vom Vf. aufgestellten Grundsätze nicht neu und unerhört. Er selbst führt S. 218 eine ziemliche Anzahl älterer Civilisten an, welche in der Hauptsache seiner Meinung sind. Neuere scheint Hr. *H.* keiner Berücksichtigung gewürdigt zu haben. Von ihnen nennt Rec. nur Hn. *Thibaut*, welcher schon in der ersten Ausgabe seines Systems des Pandectenrechts (vgl. Th. 1. §. 184 f. mit Th. 2. §. 1172 ff.) von der von Hn. *H.* so heftig angegriffenen Eintheilung sich gänzlich losgerissen hat. — Einige Druckfehler hätten angezeigt werden sollen. So wird Hr. *Hugo* S. 15. Note Z. 5. v. o. der gründlichste *Libelist* st. Civilist genannt; S. 130. Z. 17. v. o. steht *ipse jur.* st. *ipso jur.* und S. 141. Z. 4. von unten *genirt* sich der *tutor*, welcher sich *geriren* soll.

K. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Stralsund*, b. Struck: *Abhandlung von der Querel nach Massgabe der königl. Tribunals - Ordnung für die schwedisch - deutschen Staaten.* Von *Franz Philipp von Breitenstein*, Tribunals-Vicepräsidenten u. s. w. Mit einigen Zusätzen und einem Beytrag zur neueren Geschichte des königl. hohen Tribunals zu Greifswald (e). Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *E. F. Hagemeister*, Oberappellationsrathe. 1806. (ausser der Vorr.) XXXXV u. 80 S. 8.

Unter der Querel ist hier dasjenige Rechtsmittel zu verstehen, welches die Tribunalordnung des schwedisch - pommerschen höchsten Gerichts in solchen Fällen den Parteyen gestattet, „wo zwar die Summe oder *causa* nicht *appellabilis*, die beschwerten Theile aber *ob nullitatem vel enormem iniquitatem* sich bey ebengedachtem Obergerichte beklagen." Der Vf. bemerkt zuvörderst, dass in der ersten zu Wismar 1654 gedruckten Tribunalordnung dieses Rechtsmittels noch nicht gedacht

werde, sondern erst die Erinnerungen des bekannten *Mevius* den ebenerwähnten späteren Zusatz veranlasst haben. Die erste Idee zur Einführung der vorherbeschriebenen Querel hat der neueste Reichsabschied allerdings gegeben; indessen unterscheidet sie sich doch von derjenigen Querel, welche bey den höchsten Reichsgerichten bis zu deren Auflösung Statt fand, auf mancherley Weise. Nachdem §. 3 einiges über die Literatur des fraglichen Gegenstandes nachgewiesen, und §. 4 das hier näher geprüfte Rechtsmittel von anderen in der Tribunalordnung ebenfalls begründeten Arten der Querel unterschieden worden ist: geht der Vf. zu den mehreren Fällen über, in welchen es zur Anwendung kommen kann, und lehrt, was bey dem Gebrauche desselben zu beobachten sey. Die Worte *vel enormem iniquitatem* lassen freylich der richterlichen Willkühr ziemlichen Spielraum. Dagegen scheint durch diese Worte der sonst so schwierige Unterschied zwischen heilbarer und unheilbarer Nichtigkeit hier unwichtig zu werden. Doch hat der Vf. §. 6 auf eine kurze Erörterung desselben sich eingelassen, welche aber wenig befriedigend ist. In der Hauptsache geht die Meinung des Hn. *v. B.* über den eigentlichen Gebrauch der von ihm bearbeiteten Querel dahin, dass selbige auch wegen sogenannter *heilbaren* Nichtigkeiten Statt finde, und keine *laesio enormis* im *gemeinrechtlichen* Sinne des Worts erfoderlich sey, sondern es schon hinreiche, wenn eine offenbare sofort aus den bisher ergangenen Acten liquide Unrichtigkeit der gravirlichen Sentenz sich ergiebt. Sie hat, so lange der Oberrichter nicht eine besondere Inhibition erläst, was jedoch bisweilen zu geschehen pflegt, keine Suspensivkraft. In appellabeln Fällen kann sie der Kürze wegen entweder allein gebraucht, oder mit der Appellation cumulirt werden. Auch in Consistorial- Concurs- und Licent-Sachen können die Parteyen sich dieses Rechtsmittels bedienen. Zum Schlusse wird noch §. 33—39 ausführlich untersucht, in wie fern selbiges in stralsundischen Sachen Statt findet.

Die mit Sachkenntniss und Belesenheit geschriebene Abhandlung ist des Drucks nicht unwürdig. Der Herausg. hat sie mit mehreren erläuternden und berichtigenden Anmerkungen begleitet. In dem auf dem Titel mit erwähnten Beytrage erzählt Hr. *H.*, dass das am 17 May 1653 introducirte Oberappellationsgericht bis zum Jahr 1802 ununterbrochen seinen Sitz zu Wismar gehabt hatte. In diesem Jahr wurde es nach Stralsund, und im Jahr 1803 nach Greifswalde verlegt. Hinzugefügt ist ein Verzeichniss der Präsidenten, Vicepräsidenten, Räthe und Protonotarien dieses Tribunals seit dem Jahr 1736. Bis zu diesem Jahre finden sich die Namen der Männer, welche mit den ebenerwähnten Würden bekleidet waren, in *v. Balthasars* historischen Nachrichten von den Landesgerichten und Ordnungen in Pommern u. s. w. S. 257 ff. Endlich enthalten diese Blätter ausser der Vorrede des Herausgebers, in welcher einige wahre Worte über die Beschränkung der Appellation überhaupt gesagt werden, theils eine Ergänzung des *Mensel*'schen Lexicons, die *v. Balthasar*'schen Schriften betreffend, theils einige Nachrichten über das Leben und die Schriften des Hn. *v. Breitenstein*. Zwey von ihm zum Druck ausgearbeitete Manuscripte haben sich unter den Papieren des Verstorbenen gefunden. 1) Das schwedisch-pommersche Tertial-Recht mit 53 grösstentheils bisher ungedruckten Beylagen. 2) Eine Sammlung von theils ausführlicheren, theils kürzeren Rechtsfällen, welche bey dem königlichen Tribunale entschieden worden sind. Hr. *H.* scheint zur Herausgabe derselben geneigt zu seyn, wenn sich ein Verleger dazu fände, was freylich unter den gegenwärtigen Zeitumständen kaum zu hoffen ist.

K. W.

Berlin, b. Lange: *Zwey philosophisch-juristische Abhandlungen* von *Karl Schildener*, d. R. D. und Adj. der jurist. Fac. zu Greifswald. 1807. 67 S. 8. (6 Gr.) Unter einer philosophisch-juristischen Abhandlung kann man vernünftiger Weise nichts anderes verstehen, als eine Darstellung, in welcher die Idee der sittlichrechtlichen Organisation aufgestellt, und die Differenz oder Indifferenz zwischen dieser und dem bestimmten positiven Rechtsinstitut oder Rechtsverhältniss angegeben wird; so dass also die Idee den Massstab für die Beurtheilung des Empirischen oder Endlichen abgiebt. Ganz etwas anderes aber bezeichnet dieser Ausdruck in den vorliegenden 2 Abhandlungen. Die erste ist überschrieben: *Entwurf zum Schema eines Civilgesetzbuches für die schwedisch-deutschen Staaten.* Der Vf. giebt über ihre Entstehung folgenden Aufschluss: „Sie ist im J. 1803 für eine von Sr. kön. schwed. Maj. damals verordnete Gesetzcommission ausgearbeitet — und ist sie gleich für einen *solchen Zweck nicht schicklich*, so scheint sie doch zu einer Mittheilung, wie die jetzt beabsichtigte (nämlich um das Urtheil Sachverständiger darüber zu erfahren), nicht unpassend, *wenn ich auch meine Gedanken über diesen Gegenstand nun anders abfassen würde.*" — Dem Vf. ist also von höherer Hand erklärt worden, seine Arbeit sey unnütz? Wir hätten dem Vf. einen Freund gewünscht, der ihm gesagt hätte: die Abhandlung sey auch der Mittheilung ans gelehrte Publicum nicht werth. Denn sowohl die Begriffsentwickelungen, als die Schemata, sind von dem Gemeinsten und Allbekannten nur dadurch unterschieden, dass sie von der Wahrheit und Bestimmtheit des Ausdrucks noch entfernter und einseitiger sind als dieses. Die Beweise davon sind fast in jeder Zeile zu finden.

Die II Abh. ist überschrieben: *Ideen über die Grundsätze der Criminalgesetzgebung und einige damit zusammenhängende Gegenstände.* Aus einem Briefe. Auch diese Abh. enthält nichts, was der wahren Idee entspricht, sondern ist eine Mischung von alltäglichen Wahrnehmungen und den sonderbarsten Einfällen darüber, so dass man nicht zu strenge urtheilt, wenn man behauptet, diess Briefexcerpt habe die Zahl der Drucksachen, die schon bey ihrer Entstehung Maculatur sind, vermehrt. Hier den Eingang als Probe. „Die *verschwiegene* (?) Strenge der Anordnung . . . und die Kürze der Darstellung . . . . . haben nicht Ihren Beyfall! — Nun so erlauben sie mir, dass ich bey Mittheilung meiner Gedanken über Crim. Gesetzgeb. nichts anordne noch darstelle, als was vielleicht in einem Briefe erfoderlich ist. — übrigens diese Ideen sich selbst und ihrer eigenen Richtung überlasse."

S. 36 ff. spricht der Vf. vom Zweck (besser *Wesen*) des Criminalrechts und der Criminalgesetzgebung. — Wenn es nun keinem Zweifel unterworfen ist, dass das Criminalrecht die negative Seite der sittlichrechtlichen Organisation in der Lehre von Verbrechen, und die Aufhebung dieser Negation, oder die Restitution der sittlichrechtlichen Organisation durch Strafe darzustellen hat: so ist sogleich klar, dass eine wahre und vollständige Criminalgesetzgebung alle 3 Potenzen (Stufen) des Rechtsorganismus durchlaufen, die möglichen Negationen (Störungen) derselben, so wie die Negationen dieser Negationen, d. h. die Arten der Restitutionen des Rechtszustandes, durch Strafe genau zu bestimmen habe, und dass mit so allgemeinen Ausdrücken, als: *Beschränkung der Freyheit*, *Zwang* u. s. w. gar nichts gewonnen sey, weil dadurch die Quantität und Qualität der Strafe, worauf es vorzüglich ankömmt, ganz unberücksichtiget gelassen wird. Eben so wenig wird man denn auch von einem *natürlichen Strafrecht* sprechen können, das ohne positive Gesetze zur Anwendung kommen soll, weil es auch im Naturzustand gelte. Denn vernünftiger Weise kann man unter Naturzustand nur den der blossen Thierheit, oder den der Vernunft verstehen: in jenem ist denn überhaupt von keinem Recht die Rede; in diesem aber kann nur das als Recht gelten, was die Idee der sittlichrechtlichen Organisation fodert, die aber eben, weil der Zustand der Vernunft das Vorherrschende ist, ganz allgemein von allen Mitgliedern des Staats so genau schon gekannt wird, dass es keiner äusserlichen Bekanntmachung durch positive Gesetze mehr bedarf.

z — m.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte.* 1807. 24ter Bd. 3tes, 4tes St. in fortlauf. Seitenzahl 644 S. 8. (20 Gr.) S. Recens. der vorhergeh. Bde. 1807. No. 55.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 16 JUNIUS, 1808.

MEDICIN.

Kiel, in der akademischen Buchhandlung: *C. H. Pfaff*, Prof. d. Chemie in Kiel, *über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln und die verschiedenen Varietäten der beiden letzteren;* vorzüglich in chemischer und medicinisch-policeylicher Hinsicht; und Prof. *E. Viborg* zu Kopenhagen *von der Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln.* 1807. XIV u. 122 S. 8. (16 Gr.)

Der verdienstvolle Vf. entschuldiget sich in der Vorrede zu dieser Schrift, dass er durch sie die grosse Zahl der über Kartoffeln bereits geschriebenen Werke noch um eines vermehret habe. Allein da diese neue Schrift ihren wichtigen Gegenstand aus einem neuen Standpuncte betrachtet, und da sie wirklich bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse verschafft: so bedarf es dieser Entschuldigung um so weniger, weil die Kartoffel die tägliche Speise der grössten Hälfte aller Bewohner von Europa geworden ist, und es folglich weder dem Arzte noch dem Staatsmanne gleichgültig seyn kann, ob die mancherley Vorwürfe, welche man ihr macht, gegründet oder falsch seyen.

Man hat ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, ja sogar viele Policeyverordnungen darauf gestützt, dass die Kartoffeln, bevor sie einen gewissen Zeitpunct ihrer Ausbildung erreicht haben, zum Genusse untauglich, und der Gesundheit geradezu schädlich seyen. Man nannte sie alsdann *unreife* Kartoffeln, und dachte sich diesen Zustand etwa so, wie man sich die Beschaffenheit unreifer Baumfrüchte denkt, von welchen die Erfahrung lehrt, dass sie der Gesundheit gefährlich sind. Aus Besorgniss, dergleichen Kartoffeln möchten ebenfalls eine direct nachtheilige Speise werden, warneten nicht nur die Ärzte vor ihrem Genusse, sondern manche Policeybehörden verboten sogar ihren Verkauf. Allein es fehlte an zureichenden Merkmalen, woran man das Zeitigseyn der Kartoffel erkennen könnte. Das Verblühen, das Reifen der Samenkapseln, das Vertrocknen des Krautes, das leichtere oder schwerere Abschälen, das Mussig- oder Spröde-Werden, das Zerspringen beym Kochen, sind unsichere Merkmale, wie jeder, der selbst Kartoffeln zieht, mit Hn. *Pf.* gestehen muss. Eine Zeit festzusetzen, nach deren Ablauf man diese Frucht für reif erklären will, ist ganz unthunlich, weil nicht alle bey uns vorkommenden Spielarten derselben zu gleicher Zeit reif werden, und man es mit völliger Gewissheit keiner Kartoffel (wenn gleich der Pflanze) ansehen kann, ob sie zu den frühen oder späten Sorten gehöre. Daher kam es, dass alle Verordnungen dieserhalb nichts halfen. Nun haben sich auch einige Ärzte bestimmt dahin erklärt, die sogenannte unreife Kartoffel sey keine direct schädliche Nahrung, wodurch es noch schwerer würde, in dieser Angelegenheit zu einem festen Schlusse zu gelangen, und den Policeybeamten zu rathen; wesshalb auch beständige Verstösse gegen die etwa gegebenen Befehle entstanden. Hr. *Pf.*, durch seine öffentlichen Ämter sowohl, als durch eigends dessfalls an ihn ergangene Auffoderungen veranlasst, beschloss diesen streitigen Punct, so viel er konnte, aufzuklären, und so entstand diese Schrift.

Er bemühet sich vor allen Dingen 1) zu zeigen, dass die Kartoffel sich nie im Zustande der *Reife* oder der *Unreife* befinden könne, sondern dass man nur *junge* und *alte* Kartoffeln habe. Sie sey nicht die *Frucht* der Pflanze, welche sie hervorbringt, sondern, wie die Rüben, Carotten, Pastinacken u. s. w. ein Wurzelgebilde, welches sich von der Frucht gänzlich unterscheide. Es sey nun aber nie die Rede von *unreifen Carotten u. s. w.*, sondern wohl von *jungen;* und so müsse man auch die bisher mit dem Namen der unreifen Kartoffeln belegten, *junge* nennen. Niemand halte die jungen Carotten für eine schädliche Speise; wesshalb wolle man denn bey den Kartoffeln eine Ausnahme machen? Wir möchten dagegen einwenden, dass die Kartoffel sich von der Wurzel der Rübe u. s. w. nicht wenig unterscheide, indem sie ein Fortpflanzungsvermögen besitzt, welches der Rübe fehlt, und dass es, bis Versuche darüber entschieden haben, im Zweifel sey, ob dieses Fortpflanzungsvermögen sich schon in den kleinen Kartoffeln, vor der Erreichung ihrer möglichsten Vollkommenheit, in dem Grade vorfinde, in welchem wir es bey der vollkommenen Kartoffel finden. Ist dieses *nicht:* so liesse sich daraus eine Unvollkommenheit der jungen Kartoffeln ableiten, aus welcher deren direct nachtheiliger Einfluss für die Gesundheit zwar nicht unmittelbar hervorgeht, aber doch einigermassen wahrscheinlich gemacht werden könnte. Beyläufig bemerkt Rec. hier, dass er nicht abgeneigt ist, zu glauben, die mancherley Spielarten von Kartoffeln möchten *zum Theil* aus dieser Quelle entstanden seyn; 2) bemerkt Hr. *Pf.* mit Recht, dass nicht alle Speisen darum schädlich genannt werden können, weil sie unreif sind. Die Erbsen, die Bohnen, die Gurken u. s. w. sind im *unreifen* Zustande gerade der Gesundheit am dienlichsten; 3) zeigt er durch eine sorgsam und sehr genau angestellte chemische Zerlegung von 19 verschiedenen Kartoffelarten, unter welchen

ſich mehrere befinden, welche zu verſchiedenen Jahreszeiten, ſelbſt dann als man ſie geradezu für *unreif* erklärte, aufgegraben ſind, daſs der Unterſchied im Verhältniſſe der Beſtandtheile höchſt unbedeutend iſt, und daſs die Kartoffel in früherer Zeit nichts enthalte, was etwa durch das längere Verweilen in der Erde fortgeſchafft oder verändert werde, auch ſpäterhin keinen verbeſſernden Zuſatz bekomme. Wir wollen unſeren Leſern ein paar Fälle aus der dieſerhalb angehängten Tafel mittheilen. Frühreife runde weiſse Kartoffeln enthielten: im Anfange des Julius 80 Waſſer, 8 Stärkemehl, 7 Faſerſtoff; am Ende des Julius 78 Waſſer, 11,5 Stärkemehl, 6,84 Faſerſtoff; Mitte Auguſts 78 Waſſer, 12,33 Stärkemehl, 6,14 Faſerſtoff, 3,5 Schleim, 0,36 Eyweiſsſtoff; Ende Auguſts 76 Waſſer, 13 Stärkemehl, 6,5 Faſerſtoff, 2 Schleim, 0,28 Eyweiſsſtoff; 16 September 72 Waſſer, 17 Stärkemehl, 9 Faſerſtoff, 1,5 Schleim, 0,7 Eyweiſsſtoff. Violette Kartoffeln enthielten: 23 Aug. 80 Waſſer, 7 Stärkemehl, 9 Faſerſtoff, 4,6 Schleim, 0,74 Eyweiſsſtoff; 16 Sept. 80 Waſſer, 9 Stärkemehl, 8,6 Faſerſtoff, 5,1 Schleim; Anf. Oct. 74 Waſſer, 12,4 Stärkemehl, 8,8 Faſerſtoff, 3 Schleim, 1,8 Eyweiſsſtoff; 27 Oct. 75 Waſſer, 13,3 Stärkemehl, 8,2 Faſerſtoff, 2,5 Schleim, 1 Eyweiſsſtoff. Am beträchtlichſten ſind die Veränderungen im Gehalte an Waſſer, Stärkemehl und Faſerſtoff, und dieſe müſſen, bey einer Unterſuchung der Kartoffeln als Nahrungsmittel, gerade am meiſten in Anſchlag gebracht werden. Unſere Leſer werden die Abweichungen, welche hier Statt finden, ſich an beiden Beyſpielen ſelbſt bemerklich machen können; wir wollen nur das 4) von Hn. *Pf.* daraus gezogene Reſultat hinzufügen: Folglich ſind die unreifen (jungen) Kartoffeln der Geſundheit nur in ſo fern indirect nachtheilig, als ſie nicht die zureichende Menge Stärkemehl beſitzen, folglich Perſonen, welche *ausſchlieſslich* von ihnen leben müſſen, nicht hinlänglich ernähren. Ohne im mindeſten an der Richtigkeit der Zerlegungsmethode des Vfs. zweifeln zu wollen, und in der vollen Überzeugung, daſs ſeine Methode ſehr zweckmäſsig ſey, machen wir ihn nur darauf aufmerkſam, daſs die Erfahrung uns bey Medicamenten und Nahrungsmitteln vielfältig gelehrt hat, wie unſicher der Schluſs aus der chemiſchen Miſchung auf die organiſche Wirkung ſey, und wie leicht man ſich irren könne, wenn man dieſer Führerin allein folgt. Wir erinnern hier nur an die China und an die verſchiedenen Fleiſcharten. 5) Die chemiſche Zerlegung zeigt unſerem Vf., daſs in den Kartoffeln ſelbſt weder eine Schärfe noch etwas Narkotiſches enthalten ſey. Von dem erſten fand er eine Spur in dem Schleime unter der Schale einiger Kartoffelarten, welche ihren Urſprung einer darin befindlichen freyen Säure und dem Gerbeſtoffe (daher auch ihre Wirkung auf das Eiſen) verdankt. Von dem letzten konnte man etwas vermuthen in dem Schleime einer Kartoffelart, weil dieſer nach Schierlingsextract roch. Allein dieſes Mittel, die Gegenwart eines narkotiſchen Beſtandtheils zu entdecken, iſt höchſt ungewiſs, und daher dürfen wir es kaum beachten. Dagegen bemerkt aber Hr. *Pf.*, daſs einige junge Kartoffeln dem Waſſer, in welchem er ſie kochen lieſs, einen krautartigen Geſchmack und Geruch mittheilen. Wir hätten gewünſcht, daſs er das Kraut einer Zerlegung unterworfen, und auf etwas Narkotiſches geprüft haben möge, um die Abſurdität derer zu zeigen, die in den Kartoffeln, weil ſie Linné zu den *Solanis* zählte, und andere *Solana* giftig ſind, durchaus etwas Narkotiſches finden wollen; 6) endlich hat ſich Hr. *Pf.* durch den reichlichen Genuſs ſogenannter unreifer Kartoffeln davon überzeugt, daſs dieſe Früchte der Geſundheit nicht ſchädlich ſind.

Aus allem dieſem folgert er, daſs man keine Policeyverbote des Genuſſes junger Kartoffeln geben *dürfe*, weil er nicht ſchädlich ſey, und daſs man ſie nicht geben *könne*, weil es an zureichenden Merkmalen fehle, woran man die jungen Kartoffeln von den alten unterſcheide. Am Ende zeigt er, daſs es *kranke* Kartoffeln geben könne, welche der Geſundheit ſchädlich ſeyn müſſen, und daſs man dieſe allerdings zu vermeiden habe, ſo wie er noch einiges, nicht ganz zu der bisher verhandelten Materie gehörendes, über die Benutzung der gefrorenen Kartoffeln, und über die Erdäpfel (*Helianthus tuberoſus Linn.*) hinzufügt.

Hr. *Viborg*, von welchem der zweyte Theil der vor uns liegenden Schrift iſt, bemühet ſich zuvörderſt, die Kartoffel als ein überhaupt unſchädliches Nahrungsmittel zu ſchildern. Dann erzählt er Verſuche, welche er über die rothe Kartoffel (d. h. diejenige, welche *inwendig* roth gefärbt iſt,) angeſtellt hat, aus welchen ſich ergiebt, daſs ſie allerdings einen ſcharfen Beſtandtheil enthalte, welcher ſich aber nur in dem unter der Haut befindlichen Schleime aufhält, und ſich durch das Kochen im Waſſer und Waſſerdampf verflüchtigen läſſet. Er aſs mit einer groſsen Geſellſchaft von Zöglingen in der Thierarzneyſchule zu Kopenhagen eine reichliche Mahlzeit allein von dieſen Kartoffeln, und alle Perſonen, welche daran Theil genommen hatten, ohne Ausnahme nach Alter und Conſtitution, befanden ſich darnach vollkommen wohl. In Anſehung der jungen Kartoffeln ſtimmt ſein Urtheil mit dem des Hn. *Pfaff* überein, und Verſuche über ihren Genuſs, ebenfalls von einer gröſseren und gemiſchten Geſellſchaft angeſtellt, wo man nichts als dieſe Kartoffel aſs, zeigten ſie ebenfalls ganz unſchädlich.

Wir bemerken noch, daſs Hr. *V.* ganz unabhängig von Hn. *Pf.* gearbeitet hat, indem die Schrift des erſten ein in der königl. mediciniſchen Societät zu Kopenhagen vorgeleſener Aufſatz iſt, welchen Hr. *Pf.* von ihm zur Bekanntmachung erhielt.

Hr. *Pf.* war übrigens nicht damit zufrieden, eine vollſtändige *eigene* Arbeit über die in Frage geſtellten Puncte zu liefern, ſondern hat ſich auch ſehr bemühet, die verſchiedenen, bereits über dieſen Gegenſtand gelieferten Schriften zu benutzen, und macht durch dieſe reiche Literatur ſein Buch noch wichtiger. Druck und Papier ſind gut. Den Preis finden wir unverhältniſsmäſsig theuer. Aud.

Berlin, b. Schmidt: *Briefe eines Wundarztes über die wichtigſten Gegenſtände der chirurgiſchen Heil-*

kunde. Seinem ehemaligen Lehrlinge und itzigen Freunde (?), so wie allen Anfängern der Wundarzneykunst gewidmet, von *Gottlieb Maas*, mit einer Vorrede und Anmerkungen von *C. L. Mursinna*. 1806. 484 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Schon die Vorrede erweckte ein ungünstiges Vorurtheil wider diess Buch — und leider ist dasselbe durch die Lectüre der Schrift selbst nicht widerlegt worden. Die Briefe des Vfs. beschäftigen sich mit zweyerley, sehr verschiedenen Gegenständen; in der Einleitung zu jedem Briefe beurtheilt er ausser-chirurgische Gegenstände, im Briefe selbst das, was in die Chirurgie einschlägt. Hier fängt er mit den venerischen Krankheiten an, und geht dann auf die meisten anderen chirurgischen Vorfallenheiten und Übel, Kopfwunden, Brüche, Geschwüre u. s. w. über. Alle diese Sachen sind mit einer grossen Weitläuftigkeit abgehandelt, welcher aller Reiz des Vortrages abgehet. Die wenigen Körner des praktischen Brauchbaren sind mit einer wäsrichten, geschmacklosen Brühe theoretisches Räsonnements umgeben, welche das Ganze zu einer fast widrigen Speise macht. Wir wollen nur das Capitel von den Entzündungen nehmen. Der Vf. leitet die Erscheinungen bey denselben von zweyerley Ursachen her, einer mechanischen und einer chemischen. Durch jene, sie mag nun von aussen oder *von innen auf eine uns unbekannte Weise* wirken, werden Säfte von verschiedener Art in verschiedene Stellen getrieben, wo sie im gesunden Zustande nicht seyn dürfen. Wenn diese Säfte nicht durch die absorbirenden Gefässe früh genug wieder aufgenommen und fortgeschafft werden: so entsteht aus ihrer *Vermischung in fremde Räume eine Gährung*, durch solche die vermehrte Reizbarkeit des Nerven- und arteriösen Systems und die Verschliessung der einsaugenden Gefässe etc. Wir zweifeln mit Recht, ob durch diese Theorie die bisherigen eines *Röschlaub*, *Horn*, *Ficker* u. a. werden verdrängt werden. Dann theilt der Vf. die Enzündungen in drey Gattungen: 1) in die *wahre*, *Phlegmone*; 2) in die *falsche*, *Phlogosis*, und 3) in die *rosenartige*, *Erysipelas*. Die falsche, oder die *Phlogosis*, habe ihren Sitz in der Ober- und Fett-Haut, keine bestimmten Grenzen, verbreite sich immer über einen grossen Theil des Gliedes u. s. w. Bey der Heilung wird zuvörderst die Zertheilung empfohlen. Hiezu werde aber schlechterdings erfodert, dass man dieselbe früh genug und gehörig behandeln könne; denn haben, sagt der Vf., die Zufälle schon 48 Stunden gedauert: so sind gemeiniglich unsere Bemühungen fruchtlos. Unter den von dem Vf. empfohlenen Heilmitteln ist eine gewisse *Solutio mineralis*, welche er bey Hautgeschwüren und Geschwülsten sehr rühmt, und die aus salpetersaurem Quecksilber und salzsauem Eisen besteht, aber von Hn. *M.* sehr getadelt wird. Wirksam kann diese Mischung allerdings seyn, so wie der Vf. überhaupt ein guter Praktiker zu seyn scheint, wenn er sich nur nicht so weit in die Theorie, oder vollends gar in die Philosophie, Moral, Ästhetik u. s. w. verstiege! Der Herr Vorredner hätte sich ein Verdienst um den Vf. und das Publicum erworben, wenn er gerathen hätte, die ganze äussere Form des Werks zu ändern, die Briefform wegzulassen, die Einleitungen in jeden der Briefe durchzustreichen, von der Theorie so wenig als möglich beyzufügen, und nur die Erfahrungen, allenfalls unter dem Titel: *Beobachtungen*, ohne alle Verzierungen oder Verunzierungen zu geben. So hätte man das Gute, von welchem diese Schrift nicht gänzlich im praktischen Theile entblösst ist, nicht erst aus einem Wuste halbwahrer theoretischer Sätze und mannichfaltiger, hieher gar nicht gehöriger, Abschweifungen mühsam hervorsuchen dürfen. Fj.

Zwickau u. Leipzig, in der Verlagshandl.: *Kilian Liebesgeiger*, oder über die Frage: *Wie geht es zu, dass zwey Geschöpfe Einer Art, ein männliches und ein weibliches, ein Drittes von ihrer Art zeugen?* Ein historisch-physiologisches Lesebuch für alle Stände. 1806. 174 S. 8. (14 Gr.)

An diesem Büchelchen ist der Titel das Schlechteste. Er könnte dem Leser leicht ein Vorurtheil gegen die Abhandlung selbst beybringen. Der Inhalt betrifft das jetzt so oft abgehandelte und gerne gelesene Thema von der Zeugung. Der Vf. beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die Zeugung aus der comparativen Physiologie, Polypen, Bienen, Schnecken u. s. w. (Neuere Beobachtungen widersprechen jedoch der Behauptung, S. 7: dass der Elephant nach Art der Menschen sich begatte. Diese wollen, die Begattung desselben geschehe nach Art anderer Quadrupeden.) Auch mehrere richtige Bemerkungen über die Befruchtung der Pflanzen gehen vorher. Dann stellt der Vf. die meisten der bekannten Zeugungstheorieen auf, und giebt uns auch die seinige, bey welcher er annimmt, der Same gehe nicht in die Trompeten, sondern bleibe in der Mutterscheide, und werde daselbst durch die einsaugenden Gefässe eingesogen. Das mit diesem Samen angefüllte Blut gerathe, so zu reden, in ein Brausen, ströme nach den Eyerstöcken, reisse ein reifes Eylos u. s. w. Das Neue in dieser Zeugungstheorie ist aber noch vielen Zweifeln ausgesetzt. Erstlich gesteht der Vf. selbst, dass das System der Saugadern, zumal in diesen Theilen, noch in viele Dunkelheiten gehüllt sey. Alles, was er dafür anführt, sind nicht anatomische Beweise, sondern blos pathologische Demonstrationen, Räsonnements, die zwar Wahrscheinlichkeit, aber nicht Gewissheit geben. Zweytens ist die Effervescenz oder das Brausen des Blutes nichts als eine leere Hypothese. Alle die Zufälle, welche so oft die Schwangerschaft begleiten, sind Nervenreize, welche blos von der Affection des Nervensystems erklärt werden können, ohne dass man nöthig hätte, auf das Gefässsystem oder das Blut selbst Rücksicht zu nehmen. Drittens spielt der Uterus selbst bey dieser Theorie eine allzu untergeordnete Rolle. Wahr ist indessen, dass auch die bisher gebräuchlichen, von der obigen abweichenden Zeugungstheorieen noch nicht ganz genugthuend, vielmehr durch die Untersuchungen des Hn. *Oken* ungewisser als je gemacht worden sind. Ej.

BERLIN, b. Himburg: *Von der Erkenntniss und Heilung des Schlagflusses und der Lähmung* für Ärzte und gebildete Nichtärzte nach richtigen medicinischen Grundsätzen abgefasst von *J. L. Ottensee*, der Med. Doct. u. s. f. Mit einer Vorrede von Dr. *Joh. Fr. Fritze*, königl. preuss. geh. Rathe u. s. w. 1805. gr. 8. XXIV u. 278 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

So sehr auch Hr. GR. *Fritze* den Vf. vorliegender Schrift als einen richtig denkenden Kopf und als einen vorurtheilsfreyen Gelehrten rühmt: so kann doch Rec. die Schrift für nichts mehr erklären, als für einen sehr missrathenen Versuch, die Schlagflüsse und Lähmungen nach den Fundamentalgesetzen der Erregungstheorie darzustellen. Bey Bearbeitung derselben hat der Vf. vorzüglich *Bethke's* weitschweifige Compilation benutzt, das Meiste in eben der Ordnung, die dieser Schriftsteller beobachtete, vorgetragen, eben so, wie sein Vorgänger z. *B.* unter den Giften, als Ursachen der Schlagflüsse, auch mineralische Wasser erwähnt. Hr. *B.* handelte jedoch consequenter, als Hr. *O.* Jener zeigte sich überall als Humoralpatholog, dieser aber bald als solcher, bald als Anhänger der Erregungstheorie. Welche Seichtheit, Dunkelheit und Verwirrung der Begriffe, welcher Mangel an scharfem Beobachtungsgeiste bey dem Vf. herrschend, wie nachlässig sein Styl ist, davon nur einige Proben. Nach ihm ist eine wahre Lähmung aller (?) Nerven oder Gehirntheile die Ursache oder der Grund des Schlagflusses. (Der Vorredner hat jedoch eben so wenig zur Aufklärung des Wesens und Charakters dieser Krankheitsform beygetragen. Er sagt: „die Arten der Schlagflüsse kommen darin überein, dass sie an einer *Betäubung* aller Sinnen und *aller willkührlichen Bewegungen* erkannt werden, wobey es mehr als wahrscheinlich ist, dass die nächste Ursache derselben in einer besonderen Bedrückung der Werkstatt der Ideen im Gehirn bestehe.) S. 78, wo der Vf. von Personen spricht, die von Kohlendämpfen getödtet waren: „Man siehet, dass das Blut zu lange im Kopfe geblieben war, und nicht zurückgehen konnte; dadurch entstand nun leicht Druck aufs Gehirn, und die Gefässe dehnten sich mehr, als gewöhnlich, aus, manche kleinere platzten, u. es entstehen daher Ergiessungen im Gehirn." Auch bey Trunkenbolden scheint in den meisten Fällen (S. 87) die blosse Congestion nach dem Kopfe zu hinreichend zu seyn, eine Apoplexie hervorzubringen. Hingegen S. 83: „wenn man dem Blute oder dem Serum besonders Einfluss in dergleichen vorschreibt (*sic*): so ist diess blosse Muthmassung, und bezieht sich meistentheils auf Veränderungen, die man nach dem Tode an den verweseten Leichnamen vorgefunden hat, und die nichts beweisen." S. 85: „Kleinere Gaben des Opiums werden nicht selten bey schwächlichen Subjecten leicht tödtlich, weil sie den Magen (bloss den Magen?) stark afficiren." S. 125: „Ich selbst (der glückliche Mann!) habe die Gefahr einer Apoplexie (von langdauernder Hartleibigkeit) überstanden, und würde wirklich derselben haben nachgeben müssen, wenn ich (nicht) schnell auf die Entfernung gedacht hätte. Ich habe nämlich bey vieler Bewegung sehr viele Fleischspeisen, Ertoffeln, und besonders Braten mit gutem Wein, Kaffee, u. s. w. zwey Tage lang zu mir genommen. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, viel (vielleicht gar über Ausarbeitung dieses gelehrten Werkes?) beym Gehen und Fahren nachdenken zu müssen. Ich wurde verstopft und blieb es vier Tage, hatte heftige Kopfschmerzen, Congestionen nach dem Kopfe, zuweilen Unruhe, keinen, oder mit unangenehmen Träumen unterbrochenen Schlaf, bey jeder Bewegung wurden die Kopfschmerzen empfindlicher, der Unterleib war gespannt und hart, ich hatte wenig Lust zum Essen. Ich fürchtete einen verdorbenen Magen, und nahm guten Kaffee und Brandewein mit Gewürz, wonach ich mich schlimmer befand, und da es nicht besser werden wollte, entschloss ich mich, mehrere Gläser recht kaltes Wasser zu trinken, weil ich nicht gern etwas abzuführen einnehmen wollte; ich bekam zwey oder drey Stuhlgänge und mein Schmerz war verschwunden, ich befand mich recht wohl und (man erstaune!) bekam darauf keine Stuhlgänge mehr." Von der Prognostik sagt der Vf. S. 153. „Wer richtige Voraussagung zu machen gedenkt, muss durchaus genau alle Symptome, wie sie sich ausgebildet haben, und die Verbindung derselben mit dem Ursächlichen kennen, dann die Wirkung der Mittel mit erwägen, aber *nicht etwas von seiner Gabe;* wobey denn auch Idiosynkrasie und das Leiden gewisser Organe genau betrachtet werden muss, da es von grossem Einfluss ist." Bewundernswürdig sind vorzüglich des Vfs. therapeutische Kenntnisse. S. 173. „Bey allen sthenischen Schlagflüssen muss sich die Behandlung auf die Hebung des Ursächlichen beziehen. Die Hebung des Ursächlichen beruht aber auf die Wiederherstellung der Lebensthätigkeit: dieses geschieht aber nur durch Anwendung stärkender Mittel u. s. w. Kaffee könne bey sthenischen Schlagflüssen erlaubt werden. Für einen Patienten, der am sthenischen Schlagflusse leidet, sey es gar nicht zuträglich, wenn sich derselbe in einer kühlen Temperatur befinde. S. 207. „Bey sthenischen Schlagflüssen kann die Anwendung von den Vesikatoren nicht am rechten Orte seyn, sondern ist gewiss schädlich, wenn sie auch Säfte entziehen. Hingegen S. 215: „Die Vesikatoren haben bey dem Schlagflusse von jeher viel Aufsehen gemacht und verdienen in den meisten Fällen angewandt zu werden." Der Vf. wollte auch für gebildete Nichtärzte schreiben: wozu aber für diese eine schulgerechte Therapie? Warum setzte er nicht lieber für diese die Kennzeichen auseinander, wodurch ähnliche Krankheiten von der Apoplexie genau unterschieden werden? — Und warum so viele fehlerhafte griechische und lateinische Kunstwörter: z. B. artherische, Paralisis, Extravesat u. s. f. Der Zorn wirkt zwar, wie des Vf. S. 95 sagt, niemals wohlthätig. Sollte aber bey ihm eine solche Leidenschaft durch diese Recension rege gemacht werden: so wäre sie gewiss von wohlthätigen Folgen, wenn er dadurch bewogen würde, den Gedanken, ähnliche Bearbeitungen fernerhin zu liefern, aufzugeben.

— ea —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Demosthenes Staatsreden.* Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Friedrich Jakobs.* 1805. XXX u. 544 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wenn wir die Zahl und den Werth der gelehrten Bemühungen, welche man bis jetzt auf die köstlichen Denkmale griechischer Beredsamkeit verwendet hat, mit den geistvollen Beyträgen vergleichen, die der Aufhellung aller übrigen Theile des literarischen Alterthums gewidmet sind: so zeigt sich zuerst eine unverhältnissmäsige Vernachläfsigung jener den nationalen Charakter des vornehmsten Hellenenstammes, der Athener, am unmittelbarsten aussprechenden Kunstwerke, und wir dürfen davon einen untrüglichen Schluss auf die relative Unbekanntschaft des Zeitalters mit ihnen machen. Der Grund der Erscheinung kann nicht leicht verkannt werden. Von den uns erhaltenen Resten antiker Dichtungen fühlt sich noch immer ein Jeder, der nur den Blick zu erheben wagt von der Erdscholle, auf der er steht, unmittelbar angeregt, weil ihr Princip in der Natur des Menschen gegründet liegt, und von aussenher nur modificirt, äusserlich fremd umkleidet, nie für Generationen oder Jahrhunderte vernichtet werden kann. Dagegen ist in wissenschaftlichen Werken das Reale oder Historische, weil es kein eigenes inneres Leben hat, so unveränderlich ausdauernd wie die Mumie, wie aller Buchstabe, und macht für sich keine Ansprüche auf liebevollere Aneignung. Selbst der Gang, den die Alten bey philosophischen Speculationen einschlugen, läst sich wieder entwirren, da die Organe dieselben geblieben sind, so merklich sich auch die Standpuncte verschoben und mituntner verschroben haben.

Aber der Redekünstler, im wahren Sinn der Benennung, die so wenig an den Rhetor als an den Sophisten erinnern soll, hatte sich ein eigenes Reich gegründet, das gleichsam mitten inne schwebte, zwischen dem verrauschenden Moment und der ewigen Kunst, oder richtiger, das beide scheinbar unverträgliche Gegentheile in sich vereinigte. So wie nun die materielle Wirklichkeit der rechte Proserpinenapfel ist, der alles, was von ihm gekostet, der Vergänglichkeit weiht; so wie nur das Tod erleiden kann, was wahrhaft gelebt hatte: so muſste den gelungensten Werken der attischen Redner mit der Zeit ein Theil ihres hohen Reizes bey ihren eigenen Landesleuten abhanden kommen: so muſste das in einem ungleich höhern Grade bey uns Modernen der Fall werden, da wir nicht bloſs durch die Dauer der Zeit, die nicht undurchdringlich ist, sondern noch ungleich schärfer durch die vollkommenste Umwandlung aller äusseren Verhältnisse von jenen Resten untergegangenen herrlichen Lebens geschieden sind.

Hieraus entspringt eine doppelte Frage: ob es unseren höhern Zwecken *angemessen*, ob es sodann *möglich* ist, bey den auf uns gekommenen Hülfsmitteln für die Alterthumskunde, aus uns herausgehend, in jenes für uns durchaus verlorene Alter bis zur Anschauung des thätigsten Weltbürgerlebens einzudringen? Auf die letzte Frage, deren wir zuerst gedenken, weil auf ihr die Lösung der andern zum Theil beruht, erwiedern wir, daſs das bezweckte *Erreichen* allerdings nicht über das *Annähern* hinausgehen würde, dem jedoch kein Grenzpunct gesteckt werden kann, das vielmehr ein unendliches ist, und eben durch diesen Mangel eines positiven Zieles das Würdige der Untersuchung zum Voraus begründet. — Ob eine Vergleichung unserer Zeit mit jener, die der öffentlichen Beredsamkeit schönste Blüthen zu entwickeln vermochte, uns vielleicht das Studium der alten Meister in der Redekunst näher ans Herz legen; ob wir nicht in der Triebfeder, die des *Demosthenes* Kraft, Feuer, Unbestechlichkeit und Furchtlosigkeit entzündete, die Heilmittel entdecken würden, deren unser Jahrhundert bedarf; ob wir den schmachvollen Verfall des Zeitgeistes nicht in innigstem Verein mit der erloschenen Redekunst erblicken würden: wagen wir nicht zu entscheiden. *Wir* ahnden ohnehin nur, was Andere vielleicht deutlich wahrnehmen, und vertauschen darum unsern wissenschaftlichen Standpunct nicht mit einem staatsbürgerlichen. Aber was sind alle literarischen Bemühungen, wenn sie nicht am Ende doch auf das Reinmenschliche in uns zurückwirken, und so in weitern und immer weitern Kreisen allmählich den gröſsten Schauplatz zu umfassen streben? Wollten wir also die Reden des Demosthenes bloſs historischer Studien werth achten: so ginge grade das verloren, was sie zu Reden macht, ja es würde uns sogar im Wege stehn. Nicht weniger abzuweisen ist die entgegengesetzte, bloſs stylistische Würdigung, die — wie es scheint — Ursache des sonderbaren Phänomens ist, daſs bey einer gänzlichen Vernachläſsigung der griechischen Redner ihr verhältniſsmäſsig unbedeutender Schüler und Nachahmer Cicero in Aller Händen gefunden wird. Freylich macht es dieſs einsei-

tige Studium auch wieder begreiflich, dafs es eines *Wolf* bedurfte, um die *Marcellina* von ihrem usurpirten Ort zu verdrängen. — Wer fich nicht fcheut, irgend ein Kunftwerk nach einem Theil deffelben zu fchätzen, dürfte noch ganz als Schüler anzufehen, und mit blofs propädeutifchen Studien zu befchäftigen feyn. Denn wir möchten das Geiftesproduct, das, wenn ein Glied abgeriffen, nichts an Schönheit verliert, wie bey den glänzendften der *Schillerfchen* und *Wernerfchen* Tragödien der Fall ift, überhaupt auf unorganifche Weife entftanden nennen; fo wie umgekehrt jedes Bruchftück eines innerlich und wirklich Ganzen feinen höchften Werth nothwendig einbüfsen, und eben ein Bruchftück bleiben wird. Weil der Lefer des Demofthenes zur Erfüllung diefer gerechten Foderung gar manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, die bey der Lefung anderer hellenifcher Claffiker nicht eintreten: fo begreift es fich leicht, dafs fich fo Wenige an diefe Mühe wagten, und dafs auch die Gelehrten, die unferem Redner eine gröfsere Aufmerkfamkeit fchenkten, fich fogleich felbft einen befchränkten und einfeitigen Zweck vorfetzten, wie der Fall bey den drey bedeutendften Herausgebern, *Taylor*, *Reiske* und *Augen*, gewefen ift. Der einzige *Fried. Aug. Wolf* macht in feiner Bearbeitung der *Leptinea* eine ruhmwürdige Ausnahme, und deutet dadurch auf den einzig wahren Weg hin. Von den Überfetzern, unter denen hier nur die deutfchen in Erwägung kommen können, ift bisher nicht mehr geleiftet als von den Editoren. Da die Übertragungen einzelner Reden nicht berückfichtiget werden können, wo von einer vollftändigen Überficht des Ganzen gefprochen wird: fo kann hier nur von des wackeren *Reiske* Überfetzung die Rede feyn. Da aber ihr Urheber im Demofthenes fchwerlich viel mehr als den reinen Attiker und den gebildeten Sprachkünftler erkannte: fo folgt daraus, dafs feine Überfetzung in eine untergeordnete Claffe zu ftellen, und — nach *Novalis* Abtheilung f. deffen *Schriften* T. 2. *eine grammatifche* zu nennen ift. So hoch daher ihr Werth von Seiten der Richtigkeit angefchlagen werden mufs: fo wenig leiftet fie jedoch aller höheren Anfoderung, daher fie anjetzt kaum auf einen anderen Rang als auf den eines Wortcommentars Anfpruch machen darf. Manche nach ihm erfchienene Überfetzungen einzelner Reden, unter denen die von *Becker* bey weitem die vorzüglichfte ift, können hier nicht in Anfchlag kommen, und Hr. *Jakobs* mufs, auch der Zeit nach, der *erfte* Verdeutfcher des *Demofthenes* genannt werden.

Zwar befafst auch der vor uns liegende Band, der zu keinem zweyten Hoffnung machen zu wollen fcheint, nicht die gefammten Werke des Redners; doch machen die dreyzehn, zu einem beftimmten Zweck ausgewählten ein eigenes Ganzes aus, und geben für fich allein eine unabhängige, vollftändige Anficht. Die übertragenen Reden, deren fchon einige im *Attifchen Mufeum* mitgetheilt waren, find folgende: 1) Über die Symmorien. 2) Für die Megalopoliter. 3) Erfte Rede gegen den Philippos; früher im *Attifchen Mufeum* Band 3. Heft 3. S. 415-472. 4) Über die Freyheit der Rhodier. 5—7) Die drey olynthifchen Reden; zuerft abgedruckt im *Att. Mufeum* Bd. 4. Heft 2. S. 1—52; fo wie die gegen den *Philippos* ohne bedeutende Verfchiedenheit. 8) Über den Frieden. 9) Zweyte Rede gegen den Philippos. 10) Über Halonefos. 11) Über die Angelegenheiten des Cherfonefos. 12) Dritte Rede gegen den Philippos. 13) Brief des Philippos und Rede über ihn. Als unächt find unüberfetzt geblieben die vierte Philippica, die von *Lucchefini*, *Valkenaer* und *Fried. Aug. Wolf*, und die περὶ συντάξεως, die vom letzteren Kritiker verworfen worden. Von der Rede περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρος συνθηκῶν und dem Ἐπιτάφιος konnte die Rede nicht feyn. Die überfetzten Reden folgen in der chronologifchen Ordnung auf einander, die *Dionyfios von Halikarnaffos Epiftol. ad Ammae.* c. 4. T. 6. p. 725. *Reiske*, angiebt. Vorangeftellt ift jeder einzelnen eine zweckmäfsige hiftorifche Einleitung: angehängt finden fich reichhaltige, gröfstenheils den gefchichtlichen, geographifchen und archäologifchen Theil erläuternde Anmerkungen, unter denen jedoch einige philologifche und kritifche befonders auszuzeichnen find, als: *wegen der Symmor.* nr. 6, wo eine von *Toup. emendat. in Suid.* P. 3. p. 396. *Lips.* unglücklich emendirte Stelle des *Suidas* fcharffinnig verbeffert wird; ferner: *Erfte Olynth.* nr. 4., *Zweyte Olynth.* nr. 11., *über Halonefos* nr. 5.

Da Hr. *J.* uns einmal nicht alle Reden des Demofthenes geben wollte: fo müffen wir ihm doch dafür danken, dafs er gerade alle die ausgewählt hat, die *Reiske* fchon unter den Namen der *Staatsreden* zufammenfafste; wenn uns gleich die Benennung felbft nicht beftimmend genug erfcheint, da den *Staats*reden eigentlich die *Gerichts*reden entgegenftehen würden, und man alfo in einer Sammlung der erfteren auch die Reden gegen den *Leptines*, den *Midias*, den *Ariftokrates* u. a. eben fo gut wie die gegen den *Philippos* erwarten könnte. Der Unterfchied zwifchen den Reden der dritten Claffe nach *Reiske's* Abtheilung, in welche die drey ebengenannten gehören, und den hier von *J.* verdeutfchten ift, dafs jene die Beziehungen einzelner Bürger zu ihrem Mutterftaat, diefe aber das Verhältnifs Athens zu anderen Reichen darftellen. Diefer weitere Gefichtskreis enthält auch den Grund, warum gerade diefe Reden ein überwiegendes Intereffe für uns haben müffen. Während in den übrigen die perfönlichen Angelegenheiten Einzelner behandelt werden und ihr gar zu fpecieller Gegenftand unfere Theilnahme verringert: fo würden diefe fchon durch die Gröfse und Wichtigkeit ihres Zweckes allein unfere regfte Aufmerkfamkeit in Anfpruch nehmen; ein Gefühl, das auch beym Demofthenes obgewaltet haben mag. Denn wenn wir feine Reden über fpeciellere Staatsangelegenheiten mit denen über die allgemeine Lage des Ganzen vergleichen: fo zeigt fich zwar in jenen eben die Zweckmäfsigkeit, eben

die rhetorische Kunst und die classische Vollendung des Styls: aber der Anhauch höherer Begeisterung, den nur das Gefühl von der Würde des Gegenstandes zu geben vermag, mangelt ihnen nothwendig.

Wenn wir nun die vor uns liegende Übersetzung des *Demosthenes* für die vollendeteste erklären wollten, die in unserer Sprache überhaupt erreicht werden könnte: so liefen wir freylich Gefahr, denen parteyisch zu scheinen, die nicht im Stande sind, ein solches Urtheil selbst zu prüfen; ob *wir* gleich überzeugt sind, dass das Vortrefflichste in einem classischen Werk schon in uns vorgeahndet seyn muss, ehe wir fähig werden, es ausser uns wahrzunehmen; und dass ein solches uns um so vollendeter scheint, als es mehrere Saiten unserer Natur anschlägt. — Auch erscheint uns eines jeden Übersetzers Streben zu rein ideal, um einem Einzelnen das auf diese Art zweydeutige Lob der durchaus und für alle Zeiten gelösten Aufgabe beylegen zu mögen. Dass aber Hr. J. nicht nur alles geleistet hat, was das gegenwärtige Verhältniss unserer Sprache zur griechischen erlaubt; dass er auch dem Reich der Übersetzungskunst, namentlich der prosaischen, der ausser *Schleiermacher* noch kein Deutscher tieferes Studium gewidmet, festere und damit auch freyere Grenzen gezeichnet hat, dürften wir nicht mit beschränkenden oder bedingenden Worten aussprechen, ohne gegen ihn ungerecht zu seyn. — Von seiner philologischen Competenz zu einem so verwickelten und aus mancherley Gründen schwierigen Unternehmen kann gar die Rede nicht seyn. Aber erfreulich muss es uns seyn, uns nun auch durch ihn in das würdige Jahrhundert der *Marsilius Ficinus, Scaliger, Valla, Rhodomannus* und *Hugo Grotius* wieder versetzt zu sehen, wo die tiefsten und gelehrtesten Kenner der alten Sprachen die Zeit schön angewendet achteten, welche sie der Nachbildung ihrer Lieblingsbücher in einem anderen gebildeten Idiom widmeten. Aber gründliche Gelehrsamkeit und reiner, gebildeter Schönheitssinn allein reichen noch nicht hin, einer musterhaften Übers. das Daseyn zu geben: es wird ganz besonders noch etwas erfodert, was wir nicht anders als *Übersetzerglück* zu nennen wissen, was auch dem kenntnissreichsten und sonst scharfsinnigsten Schriftsteller, wie von einem bösen Gestirn, versagt seyn kann, eine Gabe, die vielleicht Niemanden in reicherem Maß zugetheilt ist, als dem älteren *Schlegel;* von der dagegen nicht leicht eine mit unleugbarem Talent und Fleiss durchgeführte Arbeit so total verlassen erscheint, wie die neueste Verdeutschung des *rasenden Orlando.* Eine Übers. kann auch ohne diese Mitgabe höchst verdienstlich und geistreich, sie kann im Ganzen ein treuer Reflex ihres Originals seyn: gleichwohl vermisst man stellenweise etwas, was so wenig durch Sprachkenntniss, als durch den angestrengtesten Fleiss gewonnen wird; was die allgemeine Übersicht zwar nicht stört, aber doch da, wo man seinen Mangel wahrnimmt, unangenehm auffällt. Die Gabe, von der wir reden, scheint eine auffallende Analogie mit dem Glück zu haben, welches den Wortkritiker begleiten muss, wenn er nicht in die verächtliche Sphäre frivoler *Möglichkeitskrämerey* versinken will, wie das in neueren Zeiten mehreren vorgeblichen Philologen gegangen ist. S. *Wolfs Darst. der Alterthumswiss.* S. 41, wo ein Individuum dieser Classe bis zur Porträtähnlichkeit geschildert wird. Vor so lächerlichen Hariolationen freylich, als sich manche zu Schulden kommen lassen, sichert eine würdige Ansicht der philologischen Studien, und eine gründliche Kenntniss der Sprache: doch bleibt das immer etwas negatives, und beide Dinge sind noch nicht hinreichend, eine *glückliche* Conjectur zu erzeugen. Eine solche scheint in der That das Werk einer eigenen Art von Begeisterung, und nicht ganz in der freyen Willkühr des Kritikers begründet zu seyn. Hr. J. hat sich gerade in diesem Theile philologischer Bearbeitung einen Ruhm erworben, um den vielleicht keiner seiner Zeitgenossen mit ihm wetteifern könnte. Seine beiden Schriften über den *Euripides*, seine Bemerkungen zu *Älianos Thiergeschichte*, und zum *Athenäos* söhnen den Ekel aus, mit dem manche Männchen uns gegen die Conjecturirerey überhaupt erfüllen könnten, und können selbst da, wo die Nothwendigkeit einer Verbesserung noch nicht entschieden seyn dürfte, unserer achtenden Bewunderung gewiss seyn, weil sie durchaus so sinnreich gedacht, als gründlich und besonnen ausgeführt sind.

Dieses höhere Finden nun, dieser natürlich gesunde, wie aus Instinct überall das Beste treffende und erkennende Genius giebt auch Hn. J's. Übersetzungen den eigenen, immer frischen Reiz, der nur aus der durchgängigen Vollendung des Einzelnen, aus dem oft wieder erregten Gefühl der zweckmässigsten Gewandtheit entspringt, die individueller, auf Eine Gattung von Kunstwerken zufällig gerichteter Stimmung entgegensteht. Wem kann man diese herrliche Klarheit, diese reine Absonderung seiner Subjectivität von dem darzustellenden Object in höherem Grade beylegen, als Hn. J., wenn man seine Übersetzungen aus der *griech. Anthologie* und die des *König Oidipus*, seinen *Hamilton* und seinen *Demosthenes* einander gegenüberstellt?

Wollten wir die vor uns liegende Arbeit specieller charakterisiren: so würden wir eine Darstellung des demosthenischen Geistes zu versuchen haben, die wir aber hier zu geben nicht befugt sind, wo nur von dem Verhältniss eines Werks zum gegenwärtigen Zustand unserer Literatur die Rede ist; und dieses glauben wir hinreichend angegeben zu haben.

Wäre es erlaubt, eine Übers. aus Einzelnheiten zu beurtheilen; liesse sich ihr Werth oder Unwerth nach einer gewissen Anzahl von Stellen beurtheilen, an denen ein noch angemessnerer Ausdruck Statt haben könnte: so zweifeln wir nicht, dass auch gegen die vortrefflichste aller Übers. gar manches werde eingewendet werden können; zumal da hier des Beurtheilers subjectives Gefühl so oft vorherrschend wird. Wenn die gebundene Rede dem Tadel ge-

wisse, freylich immer noch lose Schranken setzt: so sind dagegen in der Prosa kaum andere Grenzen denkbar, als die ein Jeder sich selber bezeichnen will. Wir sind überzeugt, dass Hn. J's. Arbeit hievon keine Ausnahme machen würde; aber wir finden es unzweckmäsig, an solchen kleinen Ausstellungen zu kleben, die das Urtheil über das Ganze nicht weiter modificiren, und niemanden interessiren können, als den Vf. selbst: wir aber sprechen nicht zu ihm, sondern zu seinen Lesern. Da sich im ganzen Buche nicht Eine Stelle finden dürfte, wo ein Missverstehen des Originals den Genuss des Lesenden stören, oder ihn irre machen könnte; auch der Text des *Demosthenes* so beschaffen ist, dass die Auswahl der Lesarten den Sinn der Stellen nirgends fast merklich verändern würde: so enthalten wir uns gänzlich, auf Eines oder das Andere hinzuweisen, was unserer Meinung nach besser oder anders hätte gewandt werden können, oder wo wir eine ältere von *Reiske* (dessen Text, wie billig, zum Grunde gelegt zu seyn scheint) mit Unrecht verworfene Lesart vorgezogen haben würden.

Dagegen schien es uns, als sey Hr. J. in der Verbindung der einzelnen Glieder zu einem Perioden mehr seinem eigenen Gefühl, als dem Vorgang seines griechischen Originals gefolgt, und als habe er dadurch seinen Sätzen etwas fest Geschlossenes und schön in sich Gerundetes gegeben, was dem *Demosthenes* fremd, und nur der Rede *wegen Halonesos* ganz angemessen ist. Denn schon die Griechen erkannten etwas Reissendes, Abgebrochenes, rasch vorwärts Strebendes als Charakter des Styls ihres ersten Redners an; was sich nie ganz verlieren konnte, wenn er seinen Vortrag auch, nachdem er ihn gehalten, in ruhigerer Stimmung niederschrieb. Es scheint diess nicht bloss Folge äusserer Bedingungen, sondern tief in des *Demosthenes* eigenstem Wesen so begründet gewesen zu seyn. Dem Griechen kamen hiebey freylich die absoluten Casus und die freyen, schlanken Participialconstructionen ungemein zu statten. Doch haben die letzteren auch bey uns aufgehört, Barbarismen zu seyn, und vielleicht hätte Hr. J., wie auch *Schleiermacher* gethan, öfteren Gebrauch von ihnen machen können, als geschehen ist. Seine Perioden würden allerdings an Zierlichkeit und gefälliger Leichtigkeit verloren, sich aber wohl der demosthenischen Art hie und da entschiedener angenähert haben.

Von geringerer Bedeutung ist eine stete Inconsequenz in Hn. J's. Schreibung der Eigennamen, besonders des Diphthongen AI in denselben. Denn wenn wir auch die Namen *Pagasae*, *Pherae* p. 288, *Lakedaemon* p. 319, *Plataeae* p. 316 u. a. nach *Hermann de emend. rat. graec. gramm.* p. 52 (wogegen *Matthiä's* Argumente für die andere Aussprache s. *ausf. gr. Gram.* p. 14 nicht zu genügen scheinen) richtig geschrieben finden: so lesen wir auch wieder häufig *Potidaia* p. 231, *Paionier* p. 288, *Peiraios* p. 466 statt *Piräeus*. Eben so p. 262 *Aristides*, und p. 264 *Mantineia*. Ganz unangemessen aber dem Genius der deutschen Aussprache scheint es, worin Hr. J. sich überall treu bleibt, Ἀθηναῖοι auch durch *Athenäer* wiederzugeben. Denn er müsste dann vor allen Dingen auch den Namen der Stadt *Athenae* schreiben, was aber nirgends geschehen ist. Und selbst so würden wir nicht im Stande seyn, das Wort richtig auszusprechen. Wegen der tonlosen Schlusssylbe im Deutschen würde der volle Ictus auf die Penultima fallen, und dadurch die Antepenultima wieder ihren Ton einbüssen, weil wir in unserer Sprache keine rein antispastischen Wörter haben. Und darum würden die *Athenäer* bey uns zum dritten Päon oder gar zum Ditrochäus werden.

Aber wir verweilen nicht länger bey diesen Kleinigkeiten, und verweisen lieber die Leser auf eine Stelle aus der trefflichen Vorrede (p. XI), in der Hr. *Jakobs* selbst den eigentlichen Zweck seiner Arbeit dargelegt hat.

P.

KURZE ANZEIGEN.

Literaturgeschichte. *Halle*, b. Hendel: *Tabellarische Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie von Werckherlin* (Weckherlin) *und M. Opitz, oder dem Beginnen* (vom Beginnen) *der neueren deutschen Poesie bis auf die neuesten Zeiten.* Nebst einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der italiänischen, spanischen, portugeisischen (portugiesischen), englischen und französischen Poesie. 1806. 4. (16 Gr.) Nicht weniger als drey Fehler im Titel — eine schlimme Vorbedeutung! und noch schlimmer, dass die Vorbedeutung nicht betrügt. Man könnte erwarten, dass wenigstens die Neugierde des Liebhabers, der etwa von äusserlichen Verhältnissen der neuesten Dichter seines Vaterlands und von ihren besten Werken kurze Notizen zu erhalten wünscht, einigermassen hier befriedigt würde; aber selbst diess Wenige wird nicht einmal geleistet. Denn Dichter wie Halem, Bürde, Gedicke, Starke, Seume, Müchler sind zwar aufgeführt, aber vergebens sucht man Hardenberg, Arnim, Falk, die Gebrüder Schlegel, Tiek, Kind, Kotzebue, Iffland, Jean Paul Friedrich Richter u. s. w. Der letztere fehlt wahrscheinlich, weil dem Compilator wohl nur derjenige für einen Dichter gilt, der sich in Versen vernehmen lässt. — Die Anordnung ist ganz mechanisch nach 6 Rubriken: Erst der Name, zunächst das Vaterland, dann das Geburtsjahr, welches die chronologische Folge der Dichter bestimmt, so dass z. B. Cronegk hinter Huber, Ramler und Lessing zu stehen kommt. Auf das Geburtsjahr folgt das Todesjahr, dann das bürgerliche Amt, und den Beschluss macht die Rubrik: Literatur, ist zu sagen: die Werke der Dichter, von denen die besten Ausgaben angeführt werden, welche, was den Freunden der Poesie eine angenehme Neuigkeit seyn wird, „durch das Industrie-Comptoir in Weimar oder auch durch den Buchhändler Besson in Leipzig sehr leicht" zu bekommen sind. Unter dem letzteren Artikel fügt zuweilen der Verfertiger der Tabellen charakterisirende Bemerkungen oder Winke hinzu, welche zu unterhaltend sind, als dass wir nicht ein paar Proben mittheilen sollten. Bey *Wieland*, der übrigens zu Osmannstadt bey Weimar lebt, steht folgende Weisung: „Er ist als Übersetzer des Lucian und als der erste Übersetzer des Shakspeare zu merken." *Sturz* wird ein „schöner Prosaiker" genannt, und von *Gottsched* heisst es: „Er hat mehrere Trauerspiele verfertigt, ist aber hier nur als lit. Person zu merken." Von Dante, Petrarca und Boccaccio wird versichert, sie hätten der italiänischen Literatur „*ihren vorzüglichen Anfang gegeben.*" Noch mehr über dieses Machwerk sagen, hiesse Zeit und Papier verschwenden. An Druckfehlern sucht es seines Gleichen.

C. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

BAYREUTH, b. Lübeks Erben: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie* von *Johann Arnold Kanne*. Zwey Bände. Mit einer Vorrede von *Jean Paul*. 1808. XXIV und 764 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.)

Wie ein Volk gegen das Ende seines Lebens seine Geschichtschreiber hat, welche die durchlaufene Bahn ideell resumirend das Bewufstseyn seines Wesens aussprechen, und wie überhaupt in der ausgesprochenen Geschichte eines Dinges seine Erkenntnifs, und wenn das Ding seine Geschichte selber auszusprechen vermag, das vollendete Schauen seiner selbst ist: so drängen auch die Perioden des Lebens einer Weltsphäre in ihren Menschenkindern Geschichte hervor, welche das Bewufstseyn der Menschheit ist, und das Leben des Geschlechts resumirt, wie ein nationaler Geschichtschreiber das Leben seiner Nation. Diese Geschichte heisst *Weltgeschichte*, und erscheint nothwendig am Ende von Geschichtperioden, und in ihr, als der einzigen Wissenschaft und dem wahren Selbstbewufstseyn des Geschlechts, laufen nothwendig alle Strahlen der Erkenntnifs zusammen, und jedes frühere Streben nach Wissenschaft geht in der allseitigen Klarheit ihres Schauens als einseitiges, halbdunkles, und von Irrthum (oder Relativität) umflochtenes unter.

Demnach müssen die Versuche, Weltgeschichte zu finden, zu dem Ideale der Weltgeschichte sich verhalten, wie die Zeit, in welche ein solcher Versuch fällt, zu dem Ende einer Geschichtperiode, und es ist klar, dafs Herodot, der mit seiner welthistorischen Tendenz am Ende der griechischen Periode stand, welche nur die Hälfte der dritten (oder griechisch-römischen) Weltperiode war, es weit weniger zum welthistorischen Bewufstseyn bringen konnte, als ein späterer Römer, oder ein in die Zeiten des culminirenden Roms fallender Grieche. Eben so geht hervor, dafs die fränkisch-deutsche, oder vierte Periode der Geschichte, in welcher selbst die Resumtion des Subjectiven orientalischer Wissenschaft und des Objectiven griechischer Kunst beides unter der Form eines reinen, weder für das eine, noch für das andere entschiedenen (christlichen) Monotheismus ist, die eigentliche Periode der zu bildenden Weltgeschichte sey, und dafs alles wissenschaftliche Bilden in ihr sich zum welthistorischen Bewufstseyn zusammendränge. Dafs in unserer Zeit die Männer der Wissenschaft einzeln theils das Objective des Katholicismus gepriesen, theils den Rigorismus des Protestantismus vertheidigt haben, ist nur einzelne Oscillation in dem zu Ende gehenden Leben der Periode; über ihr waltet durch achtzehn Jahrhunderte hin der Geist *christlicher Freyheit*, der immer, wenn die objective Tendenz überwiegend wurde, Protestanten erweckte, und dadurch dem Gemüthe die Möglichkeit sicherte, sich in Objectives und Subjectives zu senken, aus beidem aber auch sich wieder zu retten. Diese Freyheit des schauenden Gemüthes ist der eigenthümliche Charakter unserer Periode, und mit diesem steht sie der ersten, oder indischen gegenüber. Diese Eigenthümlichkeit foderte aber ein Vorherrschen des Katholicismus, und ein Protestiren des Protestantismus.

Selbst diese Spaltung des Christenthums hat demnach beygetragen, dem Geschlechte, das in diese Periode geworfen war, die Production einer Weltgeschichte möglich zu machen, als welche allein aus einem Gemüthe hervorgehen kann, das sich in die religiöse Freyheit gesetzt hat, und einer Nation angehört, deren Eigenthümlichkeit die geringste Eigenthümlichkeit ist. Wenn nun auch für diese Nation das Ende ihres politischen Lebens gekommen, und der Cyklus artistischer und wissenschaftlicher Bildungen von ihr so weit durchlaufen ist, dafs sie anfängt sich selbst von sich selbst zu erzählen, sich zu copiren, zu affectiren, und ihre Jugendeinfälle sorgfältig zusammen zu tragen: so ist wohl kein Zweifel, dafs für diese Nation auch chronologisch die Weltgeschichte nahe sey, mit welcher sie dann vollends den Kreis ihrer Bildungen schliefst, glücklich, wenn sich noch einmal ihre ideelle Kraft in wenigen Individuen zu diesem grofsen Werke zusammendrängt.

Die Möglichkeit dieses Werkes setzt aber nicht nur eine vorhandene Menge historischer Annalen und pragmatischer Bearbeitungen voraus, sondern fodert die weit gröfsere, selbst von ganzen Völkern und Zeiten nicht beachtete Vorbereitung einer *allgemeinen Philologie* oder Sprachkunde. Unsere Zeit und Nation hat nun zwar seit dem Aufleben der Wissenschaften in dem christlichen Italien Philologen des griechischen und lateinischen Alterthums hervorgebracht, und die heiligen Reste palästinischer Literatur haben auch Orientalisten geweckt; aber den Forschern des griechisch-römischen Alterthums hat die classische Gröfse seiner Werke, den Orientalisten die religiöse Majestät der Jehovah-Urkunden imponirt, und die Ansicht beider wurde von dem allumfassen-

widerfahren, die ihn felbst ehrenvoll in diesem Zeitalter auszeichnet. *Jean Paul* mufste eine Vorrede fchreiben, damit fich ein Verleger zu diesem Werke, das unter die reichsten und tiefsten der deutfchen Literatur zu rechnen ist, fände. Hr. *Kanne*, der alle Connexionen, durch welche fo oft ein gemeiner Kopf fich in der literarifchen Welt fchnell emporhebt, vermied und verfchmähte, hatte fich noch nicht fo viel Credit erworben, dafs ein Buchhändler fich an die Übernahme dieses mythologifchen Werks gewagt hätte, obgleich ein paar Jahre früher fchon der erste Theil einer, vieles Dunkle aufhellenden *Mythologie der Griechen und Römer* von ihm erschienen war. Aber auch von diesem fchwiegen die literarifchen Blätter. Man höre *Jean Paul* felbst: „Was ich jetzt endlich von dem Vf. felber zu fagen habe, das heifst *für* ihn, ist leider weniger für feine Zeitgenossen zu fagen. Dieser geistig-begüterte Zögling *Heyne's* und *Göttingen's*, und der neuen philofophifchen und poetifchen Umwälzung, der mit Philologie anfing und fortfuhr, darauf den gelehrten Gang durch drey witzige und humoristifche Flüge unterbrach; dieser junge Mann, der im alten Rom nach feinen Jahren noch kein Cenfor werden konnte, obwohl im künstlerifchen ein Recenfor — dieser Mann fchrieb gegenwärtiges Werk eine kurze Zeit darauf, als er eben aus Böhmen zurückgekommen war, wo er mehrere Monate freywillig dem Kaifer Franz gedient hatte, als — — gemeiner Soldat. Man faffe diefs rein, die Kräfte feines Kopfes riffen nie fein stilles, frommes, poetifches Herz zu einem anderen Schritte hin, als zu dem ans — Schreibpult. Die Erklärung liegt blofs im Folgenden, dafs nämlich das Verdienst in Deutfchland fich nie fo fehr belohne als — eigenhändig; fo stark find wir queckfilbernes Volk dem Queckfilber gleich, auf welchem alle Metalle, fogar die edeln, oben fchwimmen und glänzen, nur ausgenommen Gold" u. f. w.

Diefe Worte bezeichnen trefflich die Individualität des Vfs. und feines Buches, das, wie gefagt, nicht ein Werk construirender Wiffenfchaft, fondern combinirenden Witzes, aber keineswegs leichter Scherz, fondern tiefer Ernst in geistvollem Spiele ist. Die Zweige des ältesten Mythus fammelt der Vf. aus den Sprachen, die er auf das Westorientalifche und dieses häufig auf das Indifche zurückführt; nur Schade, dafs dem Vf. für die Sanskridfprache keine andere Quelle zu Gebot stand, als die Götternamen, die noch dazu durch englifche Schriftsteller öfters verdorben genug zu uns gekommen find. Eben fo konnte er von dem Westorientalifchen blofs das Ebräifche benutzen; auf das Arabifche, diefen fo reichen Zweig des westorientalifchen Sprachstammes, nahm er, wahrfcheinlich aus Mangel literarifcher Hülfsmittel, zu wenige Rückficht.

Das Buch zerfällt in zwey Abfchnitte, die auf dem Titel Bände genannt werden. Der erste, mit der Überfchrift: *Traditionen*, enthält die etymologifche Behandlung der Mythen der alten Welt, welche hier fämmtlich auf folgende erste Erkenntniffe des Menfchengefchlechts zurückgeführt werden: Jahr, Sonnenjahr, Mondjahr, Äquinoctialperiode, Canicularperiode, die Sonne im Löwen, im Stier, die Epakten und Embolismen, Sirius, die Plejaden, der Bär und der Drache. Überall wird der Beweis aus der Sprache geführt, und die Anficht, welche bereits früher alle Mythologie auf Kalender zurückzuführen verfuchte, erhält hiedurch ein fo furchtbares Gewicht, dafs auch *Jean Paul* in der Vorrede den Wunfch äufsert, der Vf. möchte im Ganzen Unrecht haben, denn das Gefühl verarme, wenn ihm das ganze Heldenbuch der urhistorifchen Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt werde. Allein Zeitrechnung war den frühen Menfchengefchlechtern etwas Heiliges und Grofses, und unfer profanes Wort *Kalender* entweiht die Sache gänzlich. Aufserdem ist oben gezeigt worden, dafs Zeitmythus erster Mythus war; er mufste alfo in der Sprache die kennbarsten Spuren zurücklaffen, und eine etymologifche Mythologie mufs in der Aufdeckung des ältesten Zeitmythus enden. Gerade die Zeitrechnung mit ihren Zahlen und Bildern konnte fich am leichtesten in der Sprache niederlegen und erhalten, denn das einzelne Wort fprach felbst Zahl und Bild aus, indefs Philofopheme und Poefieen nur durch Compofition von Worten ausgefprochen werden konnten. Daher ist nicht zu wundern, wenn felbst das einzelne Etymologifiren der alten Mythen auf Zeitrechnung geführt hat.

(*Der Befchlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Quedlinburg*, b. Ernst: *Freymüthige Unterfuchung des Landfchulwefens als Staatsfache*, von einem Freunde der Wahrheit. 1805. 139 S. 8. (8 Gr.)

2) *Berlin*, b. Maurer: *Auch Etwas über die gegenwärtige Lage der Landfchullehrer* und deren etwanige, ohne vielen Zufchufs des Landesherrn mögliche Verbefferung; mit beständiger Hinficht auf die Bernauifche Infpection. Von *Christ. Bened. Glörfeld*, kgl. Infp., Probst u. erstem Pred. in Bernau. 1805. VI u. 104 S. 8. (10 Gr.)

Beide Vf. treffen bey Schilderung der Schulmängel in vielen Puncten zufammen, ob fie gleich in der Angabe der zur Befeitigung diefer Mängel erfoderlichen Mittel von einander abweichen. Der Vf. von No. 1 verfucht eine Beantwortung der beiden Fragen: in wiefern der Staat die zur zweckmäfsigen Einrichtung der Landfchulen gethanen Verbefferungsvorfchläge angenommen, und was er künftig zu thun habe, um das Verbefferungswerk zu vollenden? Seine Unterfuchung betrifft den Staat und die Landfchulen im Allgemeinen; dagegen fchränkt fich der Vf. von No. 2 nur auf die Landfchullehrer feiner Infpection ein. Er weifet einige Fonds nach, aus welchen kleine Gehaltsverbefferungen genommen werden können; unter anderen nennt er auch die Begünstigung und Erleichterung des Seidenbaues für die Schullehrer. Der Vf. von No. 1 tritt S. 23 mit der unumwundenen Erklärung hervor: Nur durch thätige Unterstützung und Anwendung grofser Geldfummen zum Besten einer fo gemeinnützigen Sache, und nicht durch Befehle und Machtgebote, kann der grofse Zweck erreicht werden; er verwirft, jedoch ohne Beziehung auf No. 2, den Vorfchlag, die Schullehrer einen Theil ihres Gehalts vom Seidenbau ziehen zu laffen. Unter den Wünfchen, die er äufsert, verdient der Wunfch, dafs aller Unterricht frey und unentgeltlich ertheilt werde, fo wie unter den Vorfchlägen des Vfs. von No. 2 der zur Errichtung einer Schullehrerwittwencaffe, die meiste Beherzigung.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Bayreuth, b. Lübeks Erben: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie* von *Johann Arnold Kanne* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dass aber auf diese Weise „das ganze Heldenbuch urhistorischer Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt werde," ist nicht zu fürchten, wenn die etymologische Mythologie in ihrer Anwendung gezügelt wird, und eine andere Behandlung der Mythologie zugleich die aus dem etymologischen Mythus hervorgegangenen Philosopheme und Poeme geistvoll heraushebt. Der Mythus giebt die Wörter, aber die Sprache hat auch eine Syntax, und diese liegt gerade in jenen Philosophemen und Poemen der alten Welt, an denen die etymologisirende Mythologie ihre Gränze findet. Hr. *Kanne* nun, der für die etymologisirende Mythologie mit diesem Werke Bahn bricht, hat oft genug die Gränze überschritten, und in den Mythus gezogen, was sich zu demselben verhielt, wie Syntax zur Etymologie, ferner oft der äusseren Geschichte durch zu weit geführten Mythus ihr sicheres Gebiet entrissen, indem er z. B. die ganze Zeit der Richter unter den Ebräern dem Mythus giebt. Allein wenn ein so lebendiger Geist im seligen Genusse des Gefundenen schwelgend mit dem Funde selbst zu viel wagt: so wird die erkennende Kritik die Ausschweifung zwar bezeichnen, aber nicht bitter tadeln, noch weniger aber wegen der genialen Extravaganz für die Sache selbst etwas fürchten. Ist die Sache einmal im Gange, so wird sich auch die Gränze zwischen Mythus und Composition finden, wie sich die zwischen Etymologie und Syntax gefunden hat, und die Heroenzeit der Völker, obwohl von Göttern, also vom ersten Mythus ausgehend, (indem, wie *Wagner* gezeigt hat, und *Kanne* hier bestätigt, die Heroen überall die alten Götter selbst, nicht apotheosirte Menschen sind) wird von selbst in ihre historischen Rechte wieder eintreten.

Das einleitende Capitel dieses ersten Bandes von *K's.* Mythologie beginnt mit einem vollständigen Umfassen der ersten Ideen, welche das erste *alte Wort* geben, nämlich: Raum, Zeit, Zahl, Figur, Elemente, Glieder des menschlichen Leibes, Töne, Sterne, Gott; und trefflich ist die Bemerkung S. 22: „*Kant* fing sein System mit der transcendentalen Ästhetik an, und sagte nur von neuem, was die Kinderwelt von jeher gedacht hatte: Raum und Zeit sind Formen der Anschauung. Die Gottheit, will sie Materie und Inhalt werden, kann nicht anders als in ihnen erscheinen, wie die Idee in sie den Stoff hüllt. Sinnlich und unendlich zugleich sind sie die reinste Verkörperung der Gottheit, und diese ist nie etwas anderes, als die Zeit, die von Ewigkeit her bey ihr wohnt, und vom Himmel kommt." Die eben angezeigten ersten Ideen werden nun im ersten Buche etymologisch durchgeführt, und es resultirt: *dass sie mit ihren Worten den ältesten Sprach- und Mythen-Stamm ausmachen.* Rec. hat die Gründe schon angedeutet, aus welchen er sich des Details, so interessant auch eine Kritik desselben wäre, enthalten muss.

Das zweyte Buch hat die Überschrift: *Symbole*, und enthält unter anderen eine treffliche Auflösung der Zahlen, welche die indischen Zugs (Weltalter) bezeichnen, und die Grundlage aller astronomisch-mythischen Zahlen des Alterthums, z. B. der Chaldäer, Perser, Ägypter, enthalten. Mit dem glücklichsten Witze sind jene indischen Rechnungen, an denen sich Le Gentil, Bernier und andere vergeblich zerarbeiteten, auf die Berechnung des Sonnenjahres zu $360 + 5 + \frac{1}{4}$ Tag zurückgeführt, und es ist gezeigt, wie andere Zeitrechnungszahlen anderer Völker hieraus entsprangen. Eben so trefflich gelungen ist der Abschnitt: *das Alphabet als Hieroglyphe*, wo die mythische Entstehung des Uralphabetes und die Abstammung der anderen nicht mehr mythischen Alphabete gezeigt wird. Am wenigsten gelungen und fast durchaus gekünstelt ist aber die Erklärung des Mythus vom babylonischen Thurmbau, welche das Werk schliesst.

Von dem Vf. selbst weder klar geschaut noch weniger ausgesprochen, aber interessant ist das Verhältniss der beiden Theile seines Werkes zu einander. *Wie nämlich der erste den Mythus aus der Sprache eruirt, so stellt der zweyte Theil die Sprache aus dem Mythus wieder her*, und es integriren sich beide zu einem in seiner Anlage vollendeten Ganzen. Dass es auch in der Ausführung vollendet sey, ist von einem ersten Versuche, dem niemand vorgearbeitet hatte, nicht zu erwarten.

Rec. tritt nun zurück, nachdem er den Lesern die Idee des genialen Werkes und zugleich den Massstab seiner Beurtheilung gegeben, dann auch den Plan des Werkes gezeigt hat. Er muss es erwarten, dass das Werk und seine Recension dem Publicum etwas zu früh komme, und dass man, beschäftigt mit ganz anderen und viel angenehmeren Dingen vorerst beide bey Seite lege. *Jean Paul* indess, *Kanne's*

würdiger Lobredner, weifs und verfteht, dafs in dem Witze eines folchen Geiftes etwas mehr als Spafs fey; und Rec. hofft, dafs *Jean Paul* die in der Vorrede verrathene Beforgnifs, „dafs die geliebte Wahrheit, welcher *Kanne* nachjagt, fich in einen blofsen Lorbeer feines Kopfes verwandeln möchte," nach reifer Erwägung der Idee einer etymologifchen Mythologie aufgeben werde. Spricht er doch in folgenden trefflichen Worten die ganze Würde des Werkes aus: „Nur aber glaube kein Recenfent über ein Werk wie diefes, das fich mit einem fo reichen Gedränge von taufend beweifenden Etymologieen und Analogieen vertheidigt, den Sieg davon zu tragen, wenn er etwa in etwa 50 oder 100 zu irrigen und todten macht. Solche Wahrfcheinlichkeitsconglomerate (gleichfam Eiländer aus Korallen) werden wie philofophifche Syfteme nicht gliederweife aufgerieben und umgeworfen, fondern nur dadurch, dafs man ihnen geradezu ein neues frifches gegenüberftellt." — Werke eines folchen Talentes find immer, wiewohl fich felbft unbewufst, ein Syftem.

A — Z.

SPRACHKUNDE.

Mannheim u. Heidelberg, in der Schwan u. Götzifchen Buchhandl.: *Geift und Charakter der franzöfifchen Sprache und Literatur.* Ein Fragment. Nebft einigen *Überfetzungsverfuchen* aus dem Deutfchen ins Franzöfifche. Von *S. Michaëlis*, Lehrer der franzöfifchen Sprache und Literatur zu Heidelberg. 1808. VIII u. 165 S. 8.

Über den Grad der Vorzüge der verfchiedenen europäifchen Sprachen find die Stimmen fehr getheilt, und nicht leicht zu vereinigen; zumal da die Einfichten und Kenntniffe der meiften Beurtheiler diefes Fachs befchränkt find. Für den Umgang und das gefchäftige Leben räumt man gewöhnlich der franzöfifchen Sprache den Rang ein; in ihr drücken fich Hofleute und Diplomaten am liebften aus. Ihnen folgt die kalte feine Gefellfchaft aller Länder, der nördlichen mehr als der füdlichen. Wer fie auch nicht in ihrem Umfange kennt, und mit Geläufigkeit zu behandeln weifs, hat wenigftens franzöfifche Wörter, Redensarten und Wendungen abgefchöpft, und hilft fie gangbar machen. Wohl keine Sprache Europens, felbft die englifche nicht ausgenommen, ift von dem Vorwurfe rein, dafs fie Gallicismen aufnehme; jede vornehme Plauderey ift damit durchwebt und verbrämt. Man würde fich unter Leuten von diefem hohen Tone lächerlich machen, und für einen Pedanten gelten, wenn man bey ihnen der franzöfichen Sprache die Superiorität abftreiten und behaupten wollte, dafs fie mancher anderen die Palme laffen müffe. In keiner Sprache fpricht fichs leichter, fchreibt fichs artiger; in keiner ift mehr Einverftändnifs des Üblichen, mehr gefällige Glätte. Schweres will man nicht, Höheres ahndet man nicht. Wo ein ftreitiger Satz recht flach geftellt wird, da behält derjenige Recht, der ihn am fanfteften mit den Lippen berührt. Das Conventionelle gilt nirgendwo mehr, als da, wo man auf die Findung der Wahrheit fchon Verzicht gethan hat. *Prémontval*, den unfer Vf. in der Vorrede anführt, legt über feine Mutterfprache folgendes Bekenntnifs ab: „Ihr Vorzug befteht in einer gewiffen Gleichung mittelmäfsiger Eigenfchaften. Nicht fo fanft, als die italiänifche; nicht fo majeftätifch als die fpanifche; weniger gedrängt als die englifche; an Nachdruck weit unter der deutfchen; an Reichthum, an Überflufs faft unter jeder Sprache Europens; — hat fie doch, bey ihrer Armuth, Mittel, Nachdruck, Kürze, Majeftät und Anmuth genug, um ein fehr fchätzbares Werkzeug der menfchlichen Gedanken zu feyn. Infonderheit aber beftimmen ihren Werth die fie auszeichnende Klarheit und Politeffe." Diefes Urtheil charakterifirt fie völlig.

Was in der vorliegenden kurzen Abhandlung über den Geift und Charakter der franzöfifchen Sprache gefagt worden, leidet nicht wohl einen Auszug; vielmehr ift fie felbft gewiffermafsen ein Auszug eines, wie wir wünfchen, recht ausführlichen, Werks über diefen Gegenftand, welches Hr. *M.* dem deutfchen Publicum liefern will. Einige Behauptungen können wir indeffen ausheben, ohne fie mit unferen Bemerkungen zu mifchen; da wir, im Ganzen, der Meinung des Vfs. find. Streng und grell ftehen freylich manche feiner Sätze da; er hat blofs das ftille Urtheil des Kenners laut werden laffen wollen, ohne Rückficht auf die Verwunderung und den Tadel unmündiger Nachplauderer, deren Anzahl nicht verftummen wird. Auch mufs man, bey feinem Ausfpruche über die weit höhere Vorzüglichkeit der deutfchen Sprache, mit in Anfchlag bringen, dafs diefe nicht allein nach dem Mafse deffen, was fie gegenwärtig ift und leiftet, fondern felbft nach ihren Keimen und Sproffen, nach dem, was fie werden kann und mufs, zu betrachten ift; wogegen die franzöfifche Sprache als ein gefchloffenes Ganzes, als ein ausgewachfener Baum, aber ohne neue Lebenskraft erfcheint. Doch zur Sache.

Man mufs unter einer *lebenden* und unter einer *lebendigen* Sprache unterfcheiden. Jene verhält fich zu diefer, wie das *organifche* Leben zum *geiftigen*. Das Organifche einer Sprache ift der Zerftörung ausgefetzt; doch lebt fie, wie z. B. die griechifche, fort, wenn fie höchft thätig zur Veredlung der Menfchheit gewirkt hat. Manchen verloren gegangenen Sprachen haben wir ohne Zweifel manches, uns unbewufst, zu danken; wir brauchen es, ohne unfere Wohlthäter zu kennen: jetzt aber wiffen wir nur von *gefchloffenen* und von *lebenden* Sprachen. Das Leben einer Sprache giebt fich kund in den Elementen, der Ausfprache, im Sylbenmafs, in der Mannichfaltigkeit der feftftehenden und wandelbaren, der beftimmenden und malenden Formen der Wörter, in der Biegfamkeit derfelben, in ihren Zufammenfetzungen, wie in der wechfelnden Ordnung ihrer Folge zum Ganzen der Rede. Die arabifche Sprache ift, bey allem ihrem Wortreichthum, arm, weil fie in Bezeichnung innerer Gefühle und

Abstractionen zu Metaphern ihre Zuflucht nehmen, und halben Unsinn reden muss. Die französische Sprache ist, bey ihrem überwiegend grossen Vorrath von abgeschlossenen Redensarten, arm; sie hat kein Wort für *Gemüth*, *Ahndung*, *Sehnsucht*, *Schwärmerey*, *Aufklärung u. dgl.* Voll geistigen Lebens ist hingegen die deutsche, die schon in ihren Elementen mit der glücklichsten Anlage zur Entwickelungs- und Bildungs-Fähigkeit ausgestattet ist. Eine geschlossene Sprache bey einem lebenden Volke ist eine Erscheinung, einzig in der Völkergeschichte. Das Material des französischen Sprachschatzes ist aus mehreren Sprachen zufällig und willkührlich zusammengerafft worden. Vorzüglich aus dem Nachlasse der Römer, aber auch aus dem der Griechen, der Celten, selbst aus dem Contingente der immer freygebigen Germanen ging ihr Gebilde hervor. Dass sie geschlossen wurde, war ein Werk der gebietenden Nothwendigkeit. Der ungezügelten Willkühr des Zusammenraffens musste ein Damm entgegengesetzt werden, und sie ward durch Gesetze gefesselt, deren Willkührliches nur die Einmüthigkeit der Gesetzgeber geltend machen konnte. Machtsprüche haben ihr den Weg zur Bereicherung und Vervollkommnung auf immer verschlossen. Eine mechanische Schöpfung, deren Gebilde einer haushälterischen Nüchternheit überliefert ward, deren Wesen nur die schön geglättete Aussenseite des Gefälligen ausdrückt; eine todte Mumie, zum Gebrauche der Lebendigen, ist diese Sprache ohne inneres Leben und bildende Kraft: dagegen die deutsche, ein geistiges Gewebe, ihr schaffend und wirkend gegenüber steht. Der Deutsche kann ausdrücken was er will; der Franzose muss sagen was er kann. Dabey beschränkt sich der Franzose, von einem gebildeten und sich fast nie vergessenden Zartsinne begleitet, in seinem engbegränzten Können, freywillig in eben dem Grade, wie der Deutsche in seinem weitgeschichteten Vermögen dieses ohne Zartsinn geltend macht. Die Franzosen können keine Übersetzungen haben; denn ihre Sprache enthält bloss Mittel zum Nachahmen. Der beste Übersetzer ist bey ihnen oft der am wenigsten treue.

Der Vf. ist so weit entfernt von der ungerechten Anmasung, die Mängel ihrer Sprache der französischen Nation zur Last zu legen, und als parteyischer Kritiker ihres Charakters aufzutreten, dass er vielmehr den Lobredner derselben macht, und die Deutschen zur Nachahmung ihres *leichten Sinnes* aufmuntert, welcher keinesweges mit dem ihr zur Ungebühr aufgebürdeten *Leichtsinn* verwechselt werden müsse. „Möchte“, so wünscht er, „der Zartsinn unserer Nachbaren für das Schickliche im Ausdruck sich in unserem geselligen Leben geltend machen, und in unserer ehrwürdigen Deutschheit das Derbe mildern; möchte der leichte Sinn derselben in unsere Gemüther übergehen, und uns nach ihrem Beyspiele fähig machen, alles, was die Zeiten bringen, und wie sie es bringen, freudig zu empfangen — oder muthig zu ertragen!“ — Es steht zu erwarten, was für ein Ton aus unseren neuen deutschen Hofhaltungen hervorgehen wird; denn nur vom Ton, nicht von moralischen Eigenschaften, hat wahrscheinlich der Vf. reden wollen. Zartsinn und leichter Muth sind nicht sowohl Quelltugenden, als Ergebnisse des Umgangs und der Behandlung. Ein leibeigener Frohnbauer würde übel damit fahren.

Um sich vor dem Vorwurfe zu schützen, als ob er über die französische Sprache ohne Kenntniss derselben zu urtheilen wagte (S. 37), hat Hr. *M.* einige *Übersetzungsversuche* beygefügt. Zur Beglaubigung seiner praktischen Kenntniss dieser Sprache können sie vollkommen dienen. Es fliesst ihm alles so leicht und flach hin, wie es sich für ein bloss nachahmendes, des Erschöpfens nicht fähiges Idiom schickt. Unzählige Male hat er sich zu Auslassungen und Abweichungen bequemt, dem Genius der Sprache zu gefallen. Es scheint, als wäre die Aufgabe gewesen, nicht wie viel das Französische, sondern wie wenig es leisten könne. Dass man aber dem Vf. darüber den Process nicht machen dürfe, sieht man deutlich, indem man die Übersetzung für sich durchliest, ohne in das Original zu blicken. Man wird völlig befriediget, und merkt die kahlen Stellen nicht. Ganz anders wird dem Leser, wenn er die Foderungen des Deutschen dabey legt; auf jeder Seite springt die Verschiedenheit in die Augen. Übersetzt sind: elf Pestalozzische Fabeln; der Maulwurf, eine Standrede aus *Anton Wall's Bagatellen*; und die Gebrüder *Schröder*, eine Erzählung von *A. Meissner*. Rec. will nur aus den ersten einige Zeilen zur Gegeneinanderstellung ausheben, um zu zeigen, wie Hr. *M.*, in ächtfranzösischem Geiste, die unüberwindlichen Schwierigkeiten — liegen liess, und den Kopf aus der Schlinge zog. S. 62 wird: „Ich will dich leiten, wo du links oder rechts gehen musst“, übersetzt: „*je te conduirai partout, où tu voudras aller.*“ — *Voudras* — musst! gerade das Gegentheil. S. 73 hat das Original: „Ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben in mich selbst zurücksauge.“ Die Übers.: „*je fournis bien plus de suc à mes feuilles que je n'en tire d'elles.*“ Wie schwach! S. 77 deutsch: „Einer macht Schaaren von Menschen wie eine Handvoll Fäden zur Kette des Gewebes, und bildet aus ihnen Blumen der Kunst, indem er die edelsten seines Geschlechts zu elenden Nadeln seines Webstuhls erniedriget, und sie mit seinem Fusstritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abschleift.“ Französisch: „*L'un emploie une multitude de ses semblables pour en former, soit la chaine, soit les aiguilles.*“ Man kann wohl kurz seyn, wenn man nichts sagt. Mehrmals hat doch der Übersetzer sein Original nicht erreichen wollen, z. B. S. 97: „In der grossen Stadt Gottes zweckt alles, was geschieht, am Ende auf etwas Gutes ab;“ — „*Une bonne action doit toujours avoir un bon résultat.*“ Von guten Handlungen ist hier gar nicht die Rede; auch aus dem Bösen soll zuletzt Gutes erfolgen: d. s. kann doch nicht gegen den Nationalgeist der Franzosen seyn.

In dem letzten Auffatze find der Auslaffungen gar zu viele; ganze Seiten fallen weg. Diefs kommt aber nicht auf Rechnung der franzöfifchen Sprache, die hier keinen fonderlichen Kampf zu beftehen hatte. Der Vf. hatte vielmehr die Sagacität, manches den Franzofen Unbekannte und Unintereffante zurück zu behalten. An *Meifsners* Erzählung liefse fich felbft im Deutfchen vieles verkürzen. Aber Überfetzung darf man eine folche Arbeit nicht nennen. Dvl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Lübben*, b. Daniel: *Orationem de Halonefo Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicat*, adjectis fub finem obfervationibus maximam partem criticis — *Benj. Gotthold Weiske*, Lycei Lubbenenfis Conrector (jetzt berufener Subrector zu Görlitz). 1808. 36 S. kl. 4. Mit diefer Schrift eröffnet ein junger Philolog, der Sohn des berühmten Herausgebers des *Xenophon* u. a., feine literarifche Laufbahn auf eine ausgezeichnete Weife, und — wie Art nicht von Art läfst — widmet er feine erfte fchriftftellerifche Thätigkeit der Vertheidigung eines oratorifchen Werkes, dem man fchon von alten Zeiten her den Namen eines grofsen Urhebers zu entziehen bemüht gewefen ift.

Nach einer kurzen hiftorifchen Einleitung S. 4, erweift er S. 5. 6 genügend, fowohl, dafs *Demofthenes* eine Rede wegen *Halonefos* gehalten habe, als auch, dafs die ihm beygelegte über diefen Gegenftand wirklich gehalten, und kein rhetorifches Exercitium fey: welches letztere aber auch von keinem Kritiker behauptet ift. Es bleibt nun nur übrig, diefe beiden Sätze in Beziehung auf einander zu fetzen, und darzuthun, dafs die auf uns gekommene Rede wegen *Halonefos* diejenige fey, welche *Demofthenes* gehalten hat.

Zuerft werden die älteren und neueren Auctoritäten aufgeführt, die fich gegen die Rede erklärt haben; namentlich *Libanios*, der die vorhandene, *von älterer Kritiker Urtheil unterftützt*, dem *Hegefippos* beylegt, (*argum. or. de Hal.* T. I. p. 75. 82. *Reiske.* ὑπώπτευσαν δὲ καὶ οἱ πρεσβύτεροι τὸν λόγον, ὡς οὐ τοῦ ῥήτορος· καὶ πεφωράκασί γέ τινες ὄντα Ἡγησίππου, καὶ ἀπὸ τῆς ἰδέας τῶν λόγων.) Ferner *Suidas*, das *Etymologicum magnum*, *Hieron. Wolf*, *Valerius* und *Faber*. Befremdend ift es uns, hier zwey vor allen anderen bedeutende Schiedsrichter, *Valkenaer diatr. de fragm. Eurip.* S. 253 und *Jakobs* in feiner Überf. S. 378, die beide die Rede dem *Demofthenes* beftimmt und mit Gründen abfprechen, gar nicht genannt zu finden. Auch *Tourreil* in der *préface hiftorique* zu feinen *Philippiques de Demofthene* S. 124 wäre hier aufzuführen gewefen. — Unentfchieden bleibt die Frage beym *Harpokration*, *Photios* und den neueren Herausg. des *Demofthenes*. Hierauf läfst Hr. *Weiske* die Vertheidiger der Rede folgen. Zuerft wird *Dionyfios von Halikarnaffos* genannt, auf welchen ein unmäfsiges Gewicht gelegt wird; was etwas parteyifch fcheinen kann, weil er der einzige unter den Alten ift, welcher des Streites gedenkt, und unfere Rede dem *Demofthenes* beftimmt zufchreibt. Es folgen auf ihn *Quinctilianus*, *Ariftides* und *Harpokration*. Von diefen legen indefs die zwey erften nur ein negatives Zeugnifs ab, indem fie unfere Rede fchlechthin unter des alten Redners Namen citiren. *Harpokration* aber hätte billig gar nicht genannt werden follen; denn da er unter Ἡγήσιππος, Ἐλάτεια und Ἀλέξανδρος des Urhebers unferer halonefifchen Rede *fehr zweifelhaft* gedenkt: fo war es unftreitig nur der Kürze halber, wenn er fie unter Βούχετα, Πανδοσία und Σύμβολα geradezu als demofthenifch, wofür fie gewöhnlich galt, allegirt. Das Zeugnifs des einzigen *Dionyfios*, den wir aber kein fo entfchiedenes Übergewicht über *Libanios* und die übrigen Auctoritäten zugeftehen möchten, ausgenommen, wäre demnach bis hieher nichts Genügendes für die auszuführende Behauptung beygebracht worden.

Hr. *W.* geht nun zu den inneren Gründen über, und nimmt das erfte Argument aus des *Demofthenes* mit mehreren Beyfpielen belegter Weife, fich in verfchiedenen Reden zu wiederholen, und Einen Gedanken einandermal faft mit denfelben Worten vorzutragen. So finden fich auch in der halonefifchen Rede Ideen, die in anderen, früher gehaltenen, unleugbar demofthenifchen beynah eben fo ausgedrückt zu lefen find. Aber die beiden angeführten Stellen haben eine hiftorifche Grundlage, und da *Hegefippos* ebenfalls der anti-makedonifchen Partey angehörte, und der Sache der Freyheit zugethan war, (*f. Ruhnken. hift. orat. Graec. p. LXXVIII fq.*): fo liegt in diefem genauen Zufammentreffen beider Redner nichts fo unerklärliches, dafs hieraus etwas Bedeutendes fo[lg]en könnte. *Leland* in feiner englifchen Überf. T. I. Vorr. S. 38 hat einen anderen Ausweg vorgezogen, der uns aber gewaltfam und ungerecht gegen unfere Rede fcheint.

Die wichtige Einwendung des *Libanios*, *Hegefippos*, nicht *Demofthenes*, habe den *Kallippos* angeklagt, als deffen Ankläger fich der Vf. der halonefifchen Rede nennt, wird als ein *error Libanii* kurz abgefertigt, welches Verfahren uns unkritifch fcheinen will, da doch fonft die hiftorifche Glaubwürdigkeit des *Libanios* nicht eben beftritten ift.

Von S. 17 an wendet fich endlich die Unterfuchung auf den Punct, der allerdings, beym Mangel an hiftorifchen Zeugniffen, der wichtigfte, aber auch — wie Hr. *W.* richtig bemerkt — der mifslichfte ift, auf den Geift, den Styl und die Sprache der beftrittenen Rede. Dafs des Demofthenes fonft leidenfchaftliches und ftürmifches Ingenium hier merklich *fimplicius et fedatius* erfcheint, wird nicht geleugnet. *Demofthene indigna* wollen wir die Rede damit gar nicht genannt haben; der Werth oder Unwerth derfelben foll keineswegs beftimmt werden: nur ift diefe Art *nicht demofthenifch*, was — wir wiederholen es — ohne tadelnden Nebenbegriff ausgefprochen feyn foll. Ob die Bemerkung: *cunctos fere fcriptores aliquando paululum a femet difcrepare, feu cafus, feu ratio ita tulerit*, und die fonft fchätzbaren Nachweifungen über die Sitte der Alten, die aus dem Stegreif gehaltenen Reden nachher zu Haufe niederzufchreiben, und fie dabey fleifsiger zu überarbeiten, diefs Phänomen hinlänglich erklären würden, ift die Frage.

Was fodann über einige dem *Demofthenes* eigenthümliche Ausdrücke, Redensarten und Wendungen bemerkt wird, ift theils unerwiefen, theils unrichtig. Unter die letztere Kategorie zählen wir befonders die Behauptung, die ironifche Anwendung der Partikel γέ, hauptfächlich wo ein fpottender oder verwundernder Gegenfatz gemacht werde, fey dem *Demofthenes* vorzüglich eigen, da fie doch bey allen Attikern häufig, und in dem Mafse häufiger vorkommt, als einem jeden die Urbanität des gebildeten Dialogs mehr zu Gebote ftand. Defshalb findet fie fich auch beym Ariftophanes und Xenophon noch weit öfter als beym Demofthenes: desgleichen beym Platon, von dem *Heindorf* zum *Gorgias* C. 50, T. 2. S. 70 und C. 55. S. 75 mehrere Stellen beybringt. Vgl. auch *Hoogev. de part.* S. 149. *Schütz.*

Wenn Hr. *W.* fchliefslich eine Stelle gegen den *Libanios* in Schutz nimmt: fo verrückt er den eigentlichen Punct der Streitfrage, da nicht *vom rhetorifchen Verdienft* der Rede, fondern *von ihrem Urheber* gefprochen werden foll, und fie ja vortrefflich feyn kann, ohne darum vom Demofthenes herzurühren. Da alfo der Hauptpunct, von dem auch die Zweifel der alten Grammatiker ausgingen, das dem Demofthenes durchaus Fremde im Periodenbau, faft gar nicht berührt ift, und Hr. *W.* uns darüber nur Vermuthungen und fchwankende Möglichkeiten vorträgt: fo begreift fichs, dafs er nicht fähig gewefen ift, unfere Meinung zu der feinigen hinüberzuziehen. Doch hindert das nicht, den Scharffinn und die Belefenheit, die diefe kleine Schrift zieren, mit aufrichtiger Achtung anzuerkennen, und nach einem folchen Anfang die fchönften Hoffnungen zu hegen.

Der kritifchen Bemerkungen über den Text der halonefifchen Rede, S. 27—35, befonders zu gedenken, verbietet uns der Raum: fie zeugen indefs durchgängig von Sprachkenntnifs und glücklicher Divinationsgabe, und erregen den Wunfch, Hn. *W.* — wozu er auch im Eingang feiner Schrift Hoffnung zu machen fcheint, — länger in diefem Gebiet der alten Literatur befchäftigt zu fehen. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 JUNIUS, 1808.

SPRACHKUNDE.

Strassburg, b. Levrault: *Notions élémentaires de Langue Allemande, pour les François qui ont fait des études;* par *M. Simon*, Professeur d' Allemand aux deux Lycées Impérial et Napoléon, de même qu'au Collège de Sainte-Barbe, à Paris. *Seconde Edition*, revue, corrigée, et tellement augmentée qu'elle peut tenir lieu aux commençans de toute autre-grammaire. 1807. 260 S. 8. (20 Gr.)

Es ist einem Deutschen, der seine kräftige Muttersprache liebt und ehrt, überaus erfreulich, wenn er unerwartet auf einen Ausländer trifft, der ihren Werth zu würdigen weiss, bey ihren Eigenheiten nicht anstösst, und sich durch keine Schwierigkeiten von ihrem Studium abschrecken lässt. Je seltener dieser Fall ist, desto angenehmer ist die Überraschung. Es finden sich zwar Ausländer genug, die mit der deutschen Sprache vertraut sind, die in derselben verfassten Schriften lesen, und ihre Geschäfte, mündlich und schriftlich, darin führen. Aber bey weitem die meisten sind mehr durch drückende Nothwendigkeit, als aus Neigung, zur Erlernung derselben gebracht worden. Diess gilt vorzüglich von unseren westlichen Nachbaren, die, in stolzem Vertrauen auf die Zulänglichkeit ihrer Sprache, sich ungern mit einer fremden befassen, und daher nie im Stande sind, unseren geistigen Fortschritten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen gern gestehen, dass zu den vielen Vorurtheilen, die der Franzose gegen den Deutschen hegt, manche politische und andere Ursachen mitgewirkt haben, die in diesem Blatte nicht namhaft gemacht werden können. Indessen sind wir auch der Meinung, dass die Achtung der, bey aller ihrer Eigenliebe, doch billigen französischen Nation für die Deutschen einen grossen Zuwachs erhalten würde, wenn sie unsere Schriften, wie wir die ihrigen, zu lesen, und daraus unsern Charakter, wie unsere Thätigkeit, zu beurtheilen vermöchte. Aber leider sind, zum Eintritte in das innere Heiligthum unserer Sprache, der Stufen viele, und diese sind mehrentheils uneben und holprig. Man kann von unserer Grammatik nicht behaupten, dass sie sich durch Einfachheit und Klarheit vor anderen unterscheide. Wir geben oft Regeln, die nur für wenige Fälle passen, und dann treten so manche Ausnahmen hervor, die wir beobachtet wissen wollen, ohne immer einen genügenden Grund dafür angeben zu können. Dem Fremden muss nothwendig unsere Sprachlehre buntscheckig, willkührlich und inconsequent vorkommen, seine Geduld ermüdet darüber, und er wagt sich gewöhnlich nur so tief in das Gebiet der Sprache, als er ohne Leitfaden zu dringen fähig ist. Er hilft sich auf diese Weise im Lesen und Sprechen durch, kann aber nie den Muth fassen, in einer Sprache zu schreiben, deren Regeln er bloss als lästige Gewohnheiten anerkennt, und sie schon darum schmäht, weil sie ihm nicht entgegenkommen.

In diese Classe gehört der Vf. der vorliegenden Anfangsgründe nicht. Weit entfernt von der Seichtigkeit seiner meisten Vorgänger, hat er ein ernsthaftes Studium aus der deutschen Sprache gemacht, und ist in seiner Kenntniss derselben weit vorgerückt. Er hat selten oder nie abgeschrieben, sondern aus dem Umfange seines Wissens die Regeln gezogen, nach welchen er nun Andere unterrichtet. Wie hoch er den Werth der deutschen Sprache anschlägt, zeigt das freylich nur wahre Motto auf dem Titelblatt an: „*L'Allemand et le Latin sont la clef de toutes les langues vivantes remarquables de l'Europe.*" Er hat gestrebt, die Erlernung und Anwendung der Regeln zu erleichtern, und ist an verschiedenen Stellen als Erfinder neuer, zum Theil ganz origineller Vorschriften, aufgetreten. Dabey ist er zwar in mancherley Irrthümer und unhaltbare Behauptungen verfallen; aber so wie er, strauchelt nur ein Mann von Kopf, und ein solcher wird sich gern zurechtweisen lassen, wenn man ihn auch rundweg widerlegt. Wir sehen eine genauere Kritik dieses Buchs für desto mehr als unsere Pflicht an, da der Vf. es nur für eine Vorarbeit erklärt, und ihr eine ausführliche Grammatik, und dann ein Wörterbuch, nach ganz neuen Grundsätzen bearbeitet, folgen lassen will. Wir hoffen, uns selbst um die Erlernung unserer Muttersprache in Frankreich ein wenig verdient zu machen, indem wir Hn. Prof. *Simon* die Verstösse in seinem System anzeigen, und ihm solche in seinen späteren Schriften über diesen Gegenstand zu corrigiren anrathen. Wir wollen zu diesem Zwecke sein Buch ganz durchgehen, und Theil für Theil mit unseren Anmerkungen begleiten; wobey wir uns indessen nicht bey jeder Kleinigkeit, die etwa noch einer Erinnerung bedürfte, aufhalten wollen.

Im ersten Capitel, welches von den Buchstaben handelt, stellt der Vf. S. 8 das *ie* unter den einfachen Vocalen (*voyelles simples*) auf. Ausser dass ihn der Augenschein widerlegt, streitet die Aussprache vieler Landschaften des südlichen Deutschlands dagegen.

In *gieng, fieng, lies, dienen,* wird das *e* zwar in Norddeutſchland nicht gehört, von Vielen auch nicht einmal mehr geſchrieben. In Süddeutſchland aber iſt es ganz vernehmbar, und in dem Namen *Wien*, welcher zweyſilbig ausgeſprochen wird, dehnt ſich ſogar die zweyte Sylbe hervor. Sehr wahrſcheinlich iſt das uns im Norden fremde *ie* von Mittag her in die Sprache gekommen; daher auch vor einiger Zeit manche haben *di, diſe, Nire, Libe*, ſtatt *die, dieſe, Niere, Liebe*, ſchreiben wollen, aber keinen Beyfall gefunden haben, weil man in Bayern und Öſterreich nicht darnach ausſprechen konnte. Die einfachen Laute, *ä*, ö und *ü* beweiſen hiegegen nichts. *Ä* ſcheint allerdings aus *a* und *e* zuſammengeſetzt, klingt aber ganz anders als *a* oder *e*. *Ie* hingegen lautet bey uns ganz wie *i*, und bey unſern ſüdlichen Landsleuten wie zwey abgeſonderte Vocale. *Aa* und *ee* wird man nicht unter die einfachen Vocale ſetzen wollen, obgleich *Schaafe* wie *Schafe, Seele* wie *Sele* lautet. — Nach S. 10 ſoll *hin* lang, wie *mir, dir, wir*, geſprochen werden. Dieſs iſt nichts weniger als allgemein. Man ſpricht meiſtens kurz, wie *hinn*, und reimt damit auf *Sinn, Beginn*, nicht auf *ſchien, Berlin*. — Wenn S. 11 behauptet wird, daſs die Ausſprache des deutſchen *ü* zwiſchen dem franzöſiſchen *i* und *u* ſich in der Mitte befinde (*ſa prononciation claſſique eſt entre u et i*), und daſs man ſich die wahre Ausſprache deſſelben von einem Sachſen ertheilen laſſen müſſe: ſo widerſpricht Rec. dieſer Vorſchrift durchaus. Die wenigſten Oberſachſen ſprechen dieſen Vocal recht aus; ja, in unſeren Zeiten beſtreben ſie ſich ſogar, die richtige Ausſprache den Niederſachſen nachzumachen. Das deutſche *ü* iſt gerade das franzöſiſche *u*, ohne Veränderung. „*Dans les autres provinces*, ſagt Hr. *S.*, *ü eſt confondu avec le ou i.*" Gerade das Gegentheil. — Was S. 12 vom deutſchen *y* behauptet wird, daſs es ſtatt eines doppelten *i* ſtehe, und *zweyer zwei-jer* ausgeſprochen werde, nach dem Analogon von dem franzöſ. *voyons* ſt. *voi-ions*, wäre in längſt vergangenen Zeiten wahr geweſen: heut zu Tage hört man dieſen Laut nur bey den Bauern in einigen Provinzen. *Zweyer* iſt eben das, was *Zweier*. — Wenn S. 14 gelehrt wird, *ein* (*un*) und *Ey* (*oeuf*) wie *ain* und *Ay* auszuſprechen: ſo kann damit den Franzoſen, die Deutſch lernen wollen, ſchwerlich gedient ſeyn. Sie müſſen die richtige Ausſprache allein durchs Gehör lernen. Daſs man im nördlichen Deutſchlande die Diphthongen *ei* und *ey* immer wie *ai* und *ay*, und alſo, nach des Vfs. Meinung, richtig ausſpreche, und im Süden ſie wie das franz. *éi*, wie z. B. in *plancheie*, tönen laſſe, iſt der Erfahrung zuwider. Die weichſte Ausſprache des *ei* und *ey* herrſcht an der Oſtſee, im Königreich Preuſſen, Liefland, auch in Ruſsland; doch haben auch die Bewohner Schwabens und manche Anwohner des Rheins eine faſt eben ſo weiche. *Weizen, Bleichert*, lauten da faſt wie *Weezen, Bleechert*. Noch provincieller, gleichwohl nicht ſelten in dem claſſiſchen Sachſen gehört, iſt die, vorzüglich brandenburgiſche Ausſprache der Endſylben *heit* und *keit*, wie *heet* und *keet*. — Die Ausſprache des deutſchen *eu* wird Hr. *S.* ſeinen Landsleuten ſchwerlich durch bloſse Schrift verdeutlichen; daſs es ungefähr wie *oei* in *oeil*, oder wie *eui* in *feuille*, laute, heiſst nichts geſagt. — Nach S. 16 ſollen die Niederſachſen das *g* ein wenig wie ein *i*, und alſo *gib* (*donne*) wie *jib* ausſprechen. Der Vf. hält dieſe Ausſprache für die beſte, und macht ſie zu der ſeinigen (*nous l'avons adoptée, en ſuivant l'exemple des hommes les plus diſtingués en Germanie*). Rec. flüchtet ihm nicht bey. Die Berliner ſind keine Niederſachſen, und ihre Ausſprache wird bey weitem nicht allgemein gut geheiſsen, ſondern häufig beſpöttelt. — S. 18. *Maj* (der Monat) ſchreibt man nie, ſondern *May* oder *Mai*. Was S. 19—21 über *ſ, s, ſſ* und *ſs* vorgetragen iſt, müſſen wir loben; es iſt wahrſcheinlich nirgendwo ausgeſchrieben. So auch, was der Vf. weiterhin über die Ausſprache und Anwendung des *ch* bemerkt, welches er nicht ſo hart, als ſeine Landsleute, findet. Nur iſt es S. 25 ein Irrthum, wenn *höchſt* und *nächſt* wie *hökſt* und *näkſt* auszuſprechen gelehrt wird. Das *ch* wird hier ſo deutlich gehört, als in *Buch* und *wachen*. — Daſs, nach S. 26, *Epheu* von einigen Deutſchen nicht *E-feu*, ſondern *Ep-heu* gegeben werde, weil es von *Ep* (*deſſus*) und *Heu* (*foin*) herkomme, hat Rec. nie erfahren, und erſucht Hn. *S.*, dieſer ſeltſamen Bemerkung in ſeiner ausführlichen Grammatik keinen Raum zu gönnen. — S. 28. „*Il eſt palpable que tz ne peut être placé qu'après une voyelle brève, et z dans toutes les autres hypothèſes.*" Vortrefflich! Und doch ſündigen viele deutſche Schriftſteller dagegen, die *Reitz, kreutzen*, ſt. *Reiz, kreuzen*, ſchreiben. Warum aber tiſcht Hr. *S.* eine bloſse Angewöhnung der Oberſachſen und mehrerer Oberdeutſchen als Regel auf, indem er S. 29 vorſchreibt, *Sclave, Skelett, Smaragd, ſprechen*, wie *Schklawe, Schkelett, Schmaragd, ſchprechen*, zu pronunciren? Seine Sprachmuſter, die Niederſachſen, werden ſie nicht billigen, und dem Gehör ſeiner Landsleute wird ſie noch weniger behagen. Wir warnen wenigſtens die Ausländer davor, an unſeren Mitdeutſchen iſt nichts mehr zu beſſern. Der Vf. nimmt ſelbſt gewiſſermaſsen ſeine Regel zurück; aber man ſieht doch nicht recht, wie man mit ihm daran iſt. Er hat ſich wohl vor *Gottſcheds* und *Adelungs* Manen gefürchtet.

Als Einleitung des zweyten Capitels, welches von den deutſchen Declinationen im Allgemeinen handelt, ſtehen lichthelle Begriffe über das Weſen dieſer Declinationen aufgeſtellt, welche ſehr von der römiſchen und griechiſchen Flexion der Nennwörter verſchieden ſind. Der beſtimmte Artikel wird hier als Baſis genommen, und nur vier Caſus anerkannt. Es wird befriedigend gezeigt, daſs die Abweichungen von der gemeinen Norm zwar unter Regeln gebracht werden können, aber keine beſondere Claſſification verdienen; daſs die Bequemlichkeit der Zunge, und die Nothwendigkeit, in oft vorkommenden Wörtern die Härte der Ausſprache zu mildern, dieſe Abweichungen erzeugt habe. Wir-

etzen hinzu, dafs hie und da auch Eigenfinn, Moesucht und Provincialgeift vorwalte. Wenn man . B. von *Harz*, *Scherz*, *Schurz*, die Genitiven *Har-es*, *Scherzes*, *Schurzes*, bildet: warum will man enn von *Herz* nicht den Genitiv *Herzes* gelten lasen, ftatt *Herzens* daraus zu machen; welches letzere fogar zweydeutig ift, und von dem in ein Noen verwandelten Infinitiv *herzen* abgeleitet fcheint? Demnach würde *des Herzens* durch *de l'embrassade*, nd nur *des Herzes* durch *du coeur* zu überfetzen eyn. Man wird vielleicht einwenden, dafs eine eihe mit *Herzens* zufammengefetzter Wörter alsann wegfallen und umgegoffen werden müfste. Ja och. Wird es fchwerer feyn, *Herzesergiessung*, ls *Herzensergiessung* zu fagen? Eben das gilt von em Gen. *Schmerzens* von *Schmerz*, welcher leicht llgemein in *Schmerzes* eingetaufcht werden könn:, um die Zweydeutigkeit zu vermeiden, und der egel ihr Recht anzuthun. — S. 54 formirt der f. *Chloens* von *Chloe*, dem Gebrauche gemäfs. Aber r formirt auch *Appiens* von *Appius*, welches dem ebrauche zuwider ift. Es würde der Genitiv von *ppia* oder *Appie* feyn. Rec. erinnert fich, dafs, s *Alxinger* feinen *Doolin von Mainz* herausgegeben, nd den Gen. feines Helden manchmal durch *Doolins* angedeutet hatte, alle Grammatiker damit unifrieden waren. *Lucretiens Carens* ift nicht der en. von *Lucretius Carus*, fondern von *Lucretia Ca-*. — Dafs die Adjectiven, die fich, als Adverien, auf *m* endigen, im Dativ ohne beftimmten Arkel nicht auf *m*, fondern, um der Wiederholung effelben Confonanten auszuweichen, auf *n* ausgeen müffen, meint der Vf. S. 63. Es foll alfo nicht efetzt werden: von *armem* Stande, fondern: von *men* Stande. Wir wiffen nicht, woher Hr. *S.* die Regel hat; Rec. hat fie als folche noch nicht anetroffen. Der fprechende Deutfche nimmt es eben cht genau damit; bey guten Schriftftellern aber ird man die Regel, nicht diese unnöthige Ausnahe, immer beobachtet finden. — S. 66 giebt der bey dem Pron. Femin. *fie*, zwey Genitiven, *ihrer* d *ihr*, an. Den letzten kennen wir nicht. Es heifst mer: Er hat *ihrer* fich erbarmt; nie: er hat *ihr* u. w. Diefer Irrthum kommt S. 67 wieder vor. Was eiter von dem Gebrauche der Anredewörter, *Du*, *r*, *Ihr*, *Sie*, erinnert wird, verhält fich nicht völ- fo; aber es ift auch fchwer, hierüber etwas zu ftimmen. Die Deutfchen wollen höflich feyn, darter mufs die Grammatik leiden. — Zu S. 81 ift bemerken, dafs nur die Süddeutfchen *fünfzig* und *nfzehn*, mit einem *ü* fchreiben und ausfprechen. Norddeutfchland, wohin bey anderen Gelegeniten das Auge des Vfs. gerichtet ift, fchreibt man t einem *u*, *funfzig* und *funfzehn*. Die meiften orddeutfchen fprechen auch *fufzehn* und *fufzig* aus, e felbft *Klopftock* (f. *Meffias* Altona 1780) zu fchrein gewagt hat. Wenn man diefes Zahlwort mit *ντε* und *quinque* vergleicht: fo follte man glauben, fs das *n* darin charakteriftifch wäre. Wenn man r das Saffifche (*fiev*), Holländifche (*vijf*) und glifche (*five*) zum Grunde legt: fo verliert das *n*

feine Stelle. Die Dänen haben fich mit ihrem *fem* zwifchen beiden durchgefchlichen. *Klopftock* fchreibt auch *dreizig* ftatt des regelwidrigen *dreyfsig*. — S. 84. Das Wörtchen *mal* oder *mahl* ift bey den Hunderttaufenden nicht unumgänglich. Man kann fiebenhunderttaufend und fieben*mal*hunderttaufend fagen. Dafs die franz. Billionen, Trillionen fo fehr von den Deutfchen verfchieden find, fo dafs eine franz. Quintillion bey uns nur eine Trillion ausmacht, lernt Rec. auf S. 85. Es wäre gut für beide Nationen, zumal gegenwärtig, einen gleichen Zählungsfufs zu veranftalten. — *Vier*, nach S. 87, in *viere* zu verwandeln, und dann zu decliniren, macht unnütze Mühe. Rec. fällt hiebey zwar die Redensart: mit *Vieren* fahren, ein; aber fie ift wohl zu einzig, um ein befonderes Schema zu verlangen. Auch fagt man: mit *Sechsen* fahren, mit allen *Fünfen* wonach greifen. — *Nichts*, S. 91, ift nicht aus *nicht etwas* contrahirt. Am Ende diefes Capitels preifet fich unfer Vf. glücklich, einige Lichtftrahlen in die Düfterkeit der deutfchen Grammatik, in Rückficht der Declinationen, geworfen zu haben, aus welcher fich nicht nur die Ausländer, fondern felbft unterrichtete Deutfche nicht hätten finden können. Diefs ift nicht fo zu verftehen, als ob der Vf. die unterrichteten Deutfchen anders und beffer unterrichtet hätte. Wir Deutfche wiffen aus der Übung und Vergleichung mit fremden Sprachen die unfrige zu gut, als dafs wir uns oft aus der Grammatik Raths erholen dürften. In diefer wuchert derweile das Unkraut des Schlendrians fort, und wird mit mehr Erfolg von einem Ausländer, als von Einheimifchen, gegätet.

Das dritte Capitel umfafst die Umftandswörter (*mots de circonstance*), Adverbien und Präpofitionen. Der Comparativ von *gesund* wird S. 96 durch *gefünder* bezeichnet: man findet eben fo häufig *gefunder*; welches letztere wir vorziehen. S. 99 fteht eine irrige Vorfchrift über die Ausfprache von *höchft* und *nächft* wiederholt, die wir bereits oben getadelt haben. Der Superlativ *baldigft* hat allerdings einen Pofitiv, der Comparativ ift fchon feltener. Doch gilt diefs nur von dem Adjectiv, von welchem hier eigentlich die Rede nicht ift. — Wenn Hr. *S.* nach der Analogie von *des Nachts*, wofür doch *Nachts* oder *bey Nacht* beffer gefagt ift, *des Wochs* bildet, und die Redensart aufftellt: Er befucht mich dreymal des Wochs: fo verftöfst er durchaus gegen den Gebrauch. Man fpricht nie fo. — Unter den Präpofitionen S. 104 ff. fehlen einige, z. B. gleich vornan, *befage*. *Bey*, S. 107, hat, aufser dem Dativ, auch noch den Accufativ. Gottfched und Adelung geben zwar nur den Dativ an. Die Neuern aber folgen der Autorität Luthers, Matth. 26, V. 58: „Und er fatzte fich bey die Knechte." — *Darein*, *worein*, S. 117, find, nach Rec. Bedünken, obfolete Formen für *darin* und *worin*; und zeigen eben nicht an, dafs hier die Präpofition *in* den Accufativ regiere, wie der Vf. will. Die Conjunctionen rechnet er mit zu den Adverbien, worüber wir nicht mit ihm hadern mögen.

Bey dem vierten Capitel, das die deutfchen Verben und ihre Conjugation in fich begreift, ift man-

eberley zu erinnern. Diess scheint uns um so nothwendiger, da sich der Vf. bey diesem Capitel ein wenig bläht, und uns leere Hypothesen für Axiome verkaufen will. Wir haben ihm schon unseren Beyfall bezeigt für sein redliches Bestreben, die Erleichterung der Lehrmethode zu befördern. Auch da, wo er irrt, ist dieses Bestreben unverkennbar. Aber selten ist das Leichte dem Gründlichen hold. Wir dürfen uns keine Bedingungen in die Sprachlehre einschieben lassen, wovon unsere Vorfahren nichts gewusst haben, und gegen welche der Gebrauch streitet. — Jeder weiss, dass der Infinitiv der deutschen Verben sich auf *n* endigt. Man setzt vor dieses *n* gewöhnlich ein *e*, doch bloss zur Milderung der Aussprache, nicht als dem Wort unentbehrlich. In *seyn*, *thun* u. a. wäre das *e* sogar fehlerhaft, indem es zwey Sylben veranlassen würde, wo man an einer genug hat. Aber auch bey vielen anderen Infinitiven ist es gleichgültig, ob man das *e* schreibt und hören lässt oder nicht. *Sehn*, *drehn*, *ziehn*, *baun*, *drohn*, *scheun*, sind so gut, als *sehen*, *drehen* u. s. w. Das wissen die Versemänner wohl, und bedienen sich dieser Freyheit nach Bequemlichkeit. Einige, denen ein zartes Gewissen schlägt, bedienen sich noch des Apostrophs vor dem *n*, wodurch dem abwesenden *e* mehr Ehre widerfährt, als ihm zukommt. Es ist sehr oft ein dienender Buchstab, der kaum ausgesprochen wird. In den niedersächsischen Dialekten wenigstens ist es ganz gleich, ob man *lebn*, *trinkn*, *reitn*, oder *leben*, *trinken*, *reiten* schreibt. Dieses spricht man wie jenes aus. Das *n* ist also zur Charakteristik des deutschen Infinitivs hinlänglich. Ohne Zweifel ist dieser Consonant nicht von jeher im Besitze dieser Bezeichnung gewesen, wie wir aus den mit der unsrigen verwandten Sprachen sehen, in welchen der Infinitiv keine bestimmte Endung hat. Der Engländer, um den seinigen anzuzeigen, setzt das Wörtchen *to*, der Däne *at* vor das nackte Verbum; wodurch aber nicht sowohl ein Infinitiv, als ein Supinum gebildet wird. Doch davon an einem anderen Orte. Es ist bey uns der Deutlichkeit sehr beförderlich, dass wir das *n* als unveränderliche Endung des Infinitivs angenommen haben; mit dem *e* mildern wir widerspenstige Sylben. Hieraus wird sonnenklar, warum man nicht *handln*, noch *handelen*, noch *handlen*, sondern *handeln* schreiben müsse, ob man gleich *ich handle*, nicht *handl*, noch *handel*, noch *handele* schreibt. Diese ganz einfache Ansicht der Sache scheint Hn. Prof. *Simon* nicht befriedigt zu haben. Er weiss sich in die Versetzung des *e* nicht zu finden, weil er sich vorgesetzt hatte, einen Theil des conjugirten Verbums auszumitteln, worin sich bloss die Stammbuchstaben desselben, ohne allen Zusatz, zeigten. Wenn man alle Präfixa und Suffixa wegstreift: so bleibt das unvermischte Stammwort übrig. Dieses ist z. B. bey dem Verbum *loben* die Sylbe *lob*, welche aber, als Theil des Verbums, nichts bedeutet, und höchstens einen nicht weich ausgesprochenen Imperativ vorstellen kann. Gefunden! ruft Hr. *S.*, der Imperativ ist die Wurzel der deutschen Verben. Man setzt hinten oder vorn einige Buchstaben hinzu, so hat man alle Tempora und Modos. Ihm wird eingewandt, *lob* sey doch noch nicht der rechte Imperativ, man müsse *lobe* sagen. Statt das arme *e* als Nothhelfer zuzulassen, behauptet er, es habe hier nichts zu thun, *lob* sey der einzig wahre Imperativ; *lobe* sey freylich auch da, aber ganz etwas anderes, nämlich ein — *Invitativ*. Wenn die Deutschen sich befehlshaberisch ausdrücken, so gebrauchen sie den Imperativ *lob*; wenn sie aber sanft und liebreich anreden, so werde der Invitativ *lobe* angewandt. Er ist seiner Sache so gewiss, dass er keinen Zweifel, keine Apologie anhängt. Rec. fürchtet den Unglauben seiner grammatikalischen Leser; er setzt desshalb die Worte des Vfs. selbst her. S. 123. „*En ajoutant l'e mi-muet adoucissant à cette personne* (er nennt den Imperativ die zweyte Person des Singulars), *on en fait disparoître le ton impérieux, et elle devient une invitation douce, amicale et honnête. On peut alors le nommer l'invitatif. Les Grammairiens ont oublié d'en parler jusqu'ici; cependant il est généralement usité dans l'idiome des Germains, et on l'a confondu avec l'impératif, dont il est très-distingué.*" Rec. unterdrückt hiebey eine starke Regung von Spott gegen einen anmassenden Ausländer von Verdienst, und will nicht einmal darüber declamiren. Lieber will er Hn. *S.* auf das Wort eines guten Deutschen versichern, dass die Sache sich nicht im mindesten so verhalte, wie Hr. *S.* meint. Wir und unsere Vorfahren sind seit mehreren Jahrhunderten gewohnt, den Imperativ der regelmässigen Verben, d. i. solcher, deren Particip. Pass. sich auf *t* endigt, mit einem angehängten *e* zu bilden; wogegen man den Imperativ der unregelmässigen Verben, d. i. solcher, deren Partic. Pass. sich auf *n* endigt, ohne dieses *e* lässt. Also *lobe*, *handle*, *warte*, *rudre*; aber *trink*, *lies*, *halt*, *zieh*. Vielleicht hat sich Hr. *S.* durch sein Gehör verleiten lassen, etwas für allgemein anzunehmen, was in besonderen Fällen zutreffen kann. *Trink doch*, klingt heroischer, als *trinke doch*. Es kommt aber auch hiebey alles auf den Ton an. Um Hn. *S.* nicht den Gebrauch allein, sondern auch die Regel entgegenzusetzen, wollen wir ihm nur das Verbum *nehmen* vorhalten. Nach seinem Verfahren, den Imperativ durch Abschneidung des *en*, und den Invitativ durch Weglassung des *n* zu schaffen, würde dieser *nehme*, jener *nehm* heissen. Nun aber heisst er nicht *nehm*, sondern *nimm*. Da nun der Vf. den Imperativ immer bey jeder Conjugation zum Grunde legt, und gleich das Präsens durch Hinzufügung eines *e* davon herleitet: so musste er, seiner Vorschrift gemäss, so setzen: Präs. Sing. 1 *ich nimme*, 2 *du nimmest*, *nimmst*, 3 *er nimmet*, *nimmt*, Pl. 1 *wir nimmen*, 2 *ihr nimmet*, 3 *sie nimmen*. Von *lies* müsste kommen *ich liese* u. s. w. Jetzt wird man die Unfüglichkeit der Hypothese von einem Radical-Imperativ und ganz neuen Invitativ deutlich sehen, und Hr. *S.* sie lieber nicht in seine ausführliche Grammatik aufnehmen. Dass übrigens die vom Rec. angeführte deutsche Art, den Imperativ bey regelmässigen und unregelmässigen Verben anders zu behandeln, ihre Modificationen leide, versteht sich von selbst.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JUNIUS, 1808.

SPRACHKUNDE.

STRASSBURG, b. Levrault: *Notions élémentaires de Langue Allemande, pour les François qui ont fait des études; par M. Simon* cet.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was weiter in diesem Capitel von den Hülfsverben, der Bildung der zusammengesetzten Zeiten, über die Verba reciproca, impersonalia und composita vorkommt, unterliegt höchstselten einer unwichtigen Gegenbemerkung, die auch meistens eine Antwort finden würde. Den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern ist im fünften Capitel ein eigener Abschnitt gewidmet. Die Irregularia sind nicht in besondere Classen gebracht, weil der Regeln und Ausnahmen zu viele geworden seyn würden, sondern von S. 181 an ein alphabetisches Verzeichniss derselben gegeben. Wir setzen unsere Berichtigungen wieder fort. — Ob das Imperf. des V. *backen* durch ein gedehntes oder scharfes *u* (*buk* oder *buck*) gebildet werden solle, darüber sind die Ohren der Deutschen nicht einig. Rec. findet in seiner Ausgabe der lutherischen Bibel, 1 Mos. 19, V. 3: „Er *buck* ungesäurte Kuchen." *Befehlen* kann nicht von *fehlen* abgeleitet werden. Das Imperf. *begonnte* von *beginnen*, ist wohl ganz abgeschafft, und hat nie viel getaugt. Das Part. Pass. *begonnt* ist nie gebraucht worden. Die vom Vf. angeführten Schriftsteller, die von *bellen* solche Ungeheuer, wie *du billst*, *er billt*, *ich boll*, *gebollen*, geknetet haben, sind jeder Erwähnung unwürdig. Das V. *bellen* ist regelmässig. Von *bersten* macht man nicht *er birstet*, sondern *er birst*, lieber noch *berstet*. Unter *braten* wird zwar *du brätst*, *er brät*, *ich briet*, angeführt, aber die Meinung geäussert, dass diess Verbum öfter regelmässig gebildet werde, wozu Rec. nicht einstimmen kann. Auch ist *es däuchtet*, *es däuchtete*, *gedäuchtet*, nicht so richtig als *es däucht* oder *daucht*, *es dänchte*, *gedaucht*. Sogar *däuchten* ist schwerlich ein wahrer Infinitiv. Das Part. *gedungen* ist richtig, aber man sagt doch nicht gern, *ich dung*, noch weniger *ich dang*. *Dingte* lässt sich von *gedungen* nicht ableiten. Es hat uns Niemand *gedinget*, schreibt Luther Matth. 20, V. 7. Man wählt keines, und zweifelt immer. *Drasch*, von *dreschen*, dürfte dem *drosch* vorzuziehen seyn. Wo *bleichen* als Activ steht, muss es immer nach der Regel gehen; wo man es aber, etwa in Versen, als Neutrum, statt *erbleichen*, gebraucht, da hat es *geblichen*, *blich* u. s. w. Wenn *erschallen* das Partic. *erschollen* bildet, kann es kein Activ seyn; man kann also nicht schreiben, *ich hab erschollen*, noch weniger, *du erschillst*, *er erschillt*. *Gegessen* kommt nicht von einem alten Verb *gessen*. Es sollte *geessen* heissen. Da sich hier die beiden *e* stossen, und die Aussprache unbequem machen: so zogen es die Alten zusammen, und sagten *gessen*. Ihre überweisen Kinder setzten noch eine Sylbe davor, und machten den Barbarism *gegessen* allgemein, wobey es bis zur Revision sein Bewenden hat. *Du gierst*, *er giert*, von *gähren*, gehört dahin, wo *du billst*, *ich boll*, Platz findet. Von *geschehen* scheint der Vf. keinen vollständigen Begriff gehabt zu haben; sonst hätte er nicht sagen können, dass es *fast* nur in der dritten Person gebraucht würde (*il ne se dit guère qu'aux troisièmes personnes*). *Ich geschehe*, *du geschiehst*, sind Worte ohne Sinn. Statt des Subjunctivs *gewänne*, schreibt man lieber *gewönne*. *Gleiten* für *patiner* ist nicht das rechte; dafür hat man *glitschen*, Andere *schleifen*. Ob *geglommen* oder *geglimmt* classischer sey, kann Rec. nicht sicher bestimmen, Hr. *S.* gewiss auch nicht. Dieser hält *geglimmt*, Rec. *geglommen* dafür. Das unserer Sprache ganz eigene, bekannte Verbum *gönnen*, welches S. 191 so übersetzt wird: *Voir avec plaisir qu'un autre possède quelque chose ou qu'un certain événement (heureux ou malheureux) arrive à un autre*, ist ganz regelmässig; die beygefügten *gannte* und *gegonnt* existiren nicht. Wenn bey *hauen* beygebracht wird, dass die alte Wurzel dieses Verbums ein *w* gehabt hätte, wie noch im Englischen *to hew*, und im Holländischen *howen* zu sehen, und daher das *b* in *ich hieb* ff. entstanden wäre: so ist diess zwar völlig wahr, gilt aber von allen Wörtern in *au* und *eu*, wofür man vordem *aw* und *ew* hatte. Wir merken hier noch an, dass einige unserer guten Schriftsteller, vorzüglich Niedersachsen, statt *ich*, *er hieb*, *wir*, *sie hieben*, — ich, er *haute*, wir, sie *hauten*, schreiben; welches nicht gebilligt werden muss. *Heben* werde auch regelmässig gebraucht, meint der Vf. irrthümlich. Man sagt nie: *ich hebte*, ich habe *gehebt*. Aber *keifen* wird oft regelmässig conjugirt. Man findet: ich *kiff*, und ich *keifte*. Das Verb. *klingen* ist nie ein Activ; in diesem Falle heisst es *klingeln*. *Laden* wird auf gleiche Weise flectirt, es mag *charger* oder *inviter* bedeuten. Von *lesen* soll *ich lies* als Provincialism gesagt werden; Rec. kennt die Landschaft nicht, wo diess der Fall wäre. Aber gesetzt, man spräche so in irgend einem Winkel Deutschlands: so eignen sich doch dergleichen rohe Abweichungen nicht zur Kundnehmung in der Sprachlehre. Man hört auch:

Handbücher dieser Art in ihrer Mutterfprache verweifen müffen. Was in diefem Buche vorgetragen wird, ift, nach der eigenen Angabe des Vfs., aus *Noels Dictionnaire de la fable*, aus Demouftier und, — hinterdrein! — aus Ovid entlehnt. Eine faubere Zufammenftellung! Zum Studium der Mythologie weifs er feine Zöglinge trefflich aufzumuntern. „Die Göttergefchichte, fagt er, ift zwar ein Gewebe feltfamer Hirngefpinnfte, ein Haufe Thatfachen ohne Wahrfcheinlichkeit; aber es ift nützlich, fie zu kennen, um die beften Schriftfteller des Alterthums und felbft neuere Dichter zu verftehen." Gerade wie jener Privatlehrer, der feine Schüler dadurch zur Übung in dem ihnen widrigen Latein zu reizen meinte, dafs er ihnen verfprach, fie würden damit einft auf dem Gymnafium beffer fortkommen. Von welchem Volke überhaupt die erklärten Mythen hergerührt haben, zu welchen Zeiten fie im Schwange gewefen, wie fie fich, nach Befchaffenheit der Nationen und ihrer Fortbildung, verändert haben; davon auch keine Sylbe. Eben fo wenig von dem tiefen Sinne, und den fo oft in reizende Fabeln gehüllten Wahrheiten einer poetifchen Vorwelt. Der Stufengang der Götterverehrung wird folgendermafsen angegeben: „Zuerft beteten die Alten die Gestirne an; folglich ift unter den Göttern der ältefte der Himmel. Darauf weihten fie ihren Dienft den Heroen, wie Jupiter und Bacchus; dann den Tugenden, unter dem Namen Minerva; hiernächft den fchönen Künften und ihren Erfindern, unter dem Namen Apollo's und der Mufen; endlich den Thieren, Pflanzen und Gartenfrüchten." Weife Leute, die Alten! Erft beten fie den Himmel, und zuletzt Bohnen und Erbfen an. Eine treffliche Vorbereitung auf die Lefung der Schriftfteller des Alterthums und der neueren Dichter! — Die deutfchen Anmerkungen find, in Betreff des Wortverftandes, nicht zu verachten, doch oft weitfchweifig. Wenn fie fich aber zu Sachbegriffen verfteigen, kann man fie nicht immer billigen. So wird Ägypten das Fabelland der Alten, die Wiege der früheften Menfchenwelt genannt, Paktolus foll ein lydifcher Flufs feyn, der hier (?) dem Mydas (Midas) die läftige Eigenfchaft des Goldmachens wieder abnahm. — Der Kupfertafeln find drey, und zwölf Gottheiten darauf abgebildet. Venus fieht wie eine Zigeunerin, Amor wie ein Gaffenbube aus.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Ulm*, b. Stettin: *Franzöfisches Lefe- und Überfetzungs-Buch für den deutfchen Bürgerftand zum Selbftunterrichte, und zum Gebrauche in deutfchen Bürgerfchulen, nebft einer Tabelle.* Herausgegeben von M. *Johannes Lang*, Pfarrer zu Schnaitheim im Königr. Würtemberg. 1808. 280 S. gr. 8. (14 Gr.) Sammlungen diefer Art können faft auf kein anderes Verdienft Anfpruch machen, als auf die gute Wahl, Anordnung und den Gefchmack ihrer Herausgeber. Von diefer Seite macht fich Hr. *L.* hier eben nicht bemerkbar. Dafs er unter anderen recht zwecklos wählen könne, zeigt fich durch die Aufnahme des *Voyageur*, eines Luftfpiels in zwey Aufzügen von der Fr. v. *Genlis*. Die Hauptperfon des Stücks, der Reifende, ift ein junger franzöfifcher Geck, aus Eitelkeit, Dünkel und Unbefonnenheit zufammengefetzt, der immer belehrt, wo er lernen follte, eine verwirrte Kunftfprache redet, die Niemand verfteht, bey aller feiner vermeinten Klugkeit grobe Sottifen begeht, und am Ende durch feine Thorheit des ihn erwartenden Glücks in den Armen eines liebenswürdigen Mädchens verluftig wird. Was kann der deutfche Bürgerftand für Unterricht und Vergnügen einer Caricatur abgewinnen, deren Exiftenz ihm kaum möglich fcheint, deren gleichen ihm nie vorgekommen ift, und fchwerlich im jetzigen Frankreich zu finden feyn dürfte? Der Bürgerftand liebt das Verftändliche und Solide; was er lefen foll, mufs nicht über feinen Horizont gehen. Ihm fehlen die Begriffe zu Ausdrücken, wie z. B. S. 94: „*C'eft en Suiffe, en Angleterre, qu'il faut chercher des êtres penfans, des têtes bien organifées, des idées d'une profondeur! Nous avons de la grace, un vernis agréable, et une grande fraîcheur de coloris; nous connoiffons l'art des nuances; mais ils ont fur nous l'avantage d'une raifon géométrique et méthodique; et nous ne fommes pas en mefure de pouvoir comparer notre logique à la leur.*" Zu Deutfch von dem Vf. hölzern genug überfetzt: „Wir Franzofen haben Grazie, einen gefälligen Firnifs, und ein fehr frifches Colorit: wir verftehen uns auf die Kunft der Schattirungen; fie aber thun es uns in einer geometrifchen und methodifchen Vernunft zuvor; und unfere Logik kann fich mit der ihrigen nicht meffen." — Die meiften der angehängten Briefe find von Hofdamen des fiebzehnten Jahrhunderts. Der Ton der damaligen Artigkeit, des damaligen Scherzes, fpricht bey dem Bürgerftande nicht an. Auch mögen ihm Virgils Eklogen, von Domergue in franzöfifche Alexandriner überfetzt, feltfame Erfcheinungen feyn. Die Ausfprache mufs fchlechterdings durchs Ohr gelernt werden; alle Behelfe, Charaktere fürs Auge zu finden, find vergeblich. Die Ausfprache von *ayons* drückt der Vf. durch *ei-on*, von *puiffe* durch *pwifs'*, von *injufte* durch *einfchüfst*, von *trompeufe* durch *tronpöhs'* aus. Es ift unausftehlich.

Cch.

Ohne Druckort: *Der franzöfifche Dollmetfcher, oder Noth- und Hülfs-Büchlein für Deutfche, welche der franzöfifchen Sprache nicht mächtig find, und fich doch gern verftändlich machen wollen.* 1807. 27 S. 8. (2 Gr.) Gefpräche, Fragen und Antworten, die Wochentage, Elemente, Monate, Jahrzeiten, Wetter, der Menfch, feine äufseren und inneren Theile, feine Verrichtungen und Krankheiten, Kleidung, allerley Thiere, Fifche, Obftbäume, Würden und Stände, Geftirne, Gewäffer, Gott, Fefttage, Künftler und Handwerker, Zahlen, das Vater unfer, der englifche Grufs, der chriftliche Glaube, die zehn Gebote, die fünf Gebote der Kirche, Gebete vor und nach dem Effen, Morgen- und Abendgebete, Briefe; von allem ein Weniges. Dem deutfchen Texte fteht das Franzöfifche gegenüber, aber nicht wie es gefchrieben wird, fondern wie der Vf. es ausfpricht. Wunderns halber rücken wir einen Perioden aus den Briefen ein. *Tu le Mond pangs komm moa: kar de kong wu konnü ong nè pö ke deter fcharme de wo Maniere e de wot Efpri.* Diefs lautet in dem zierlichen Original fo: „Jedermann denkt wie ich; dann fo bald man Sie nur kennt, fo kann man nicht anders als von Ihrem belebten Wefen und von Ihrem Verftand gerührt werden." — Noth ift freylich da; aber welche Hülfe!

Cch.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Lucina.* Eine Zeitfchrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. Herausg. von *D. Elias v. Siebold*, prakt. Arzte u. Geburtshelfer, Medicinalrathe und ord. Lehrer d. Medicin u. Entbindungskunde an d. Univerf. zu Würzburg etc. 4 Bds. 3 St. 1808. In fortlauf. Seitenzahl. 316 S. 8. (16 Gr.) S. Recenf. der beiden erften Stücke. 1807. No. 231.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig, b. Nicolai: *Bemerkungen, veranlaſst durch des Hn. Hofraths Rehberg Beurtheilung der kön. preuſſ. Staatsverwaltung und Staatsdienerſchaft*, von *Friedrich von Bülow*, kön. preuſſ. geh. Regierungs-Rathe zu Berlin. 1808. 266 S. 8. (22 Gr.)

Was ſo ſelten der Fall iſt, läſst ſich von dieſer Schrift ſagen: Ein Mann, welcher mit den Gegenſtänden, über die er ſchreibt und urtheilt, vollkommen bekannt iſt, tritt hier auf, um mit Ruhe, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit einen wichtigen Zweig der preuſſiſchen Staatsverwaltung gegen die Angriffe eines Schriftſtellers zu vertheidigen, welcher, gelind geſprochen, keine der vorgenannten Eigenſchaften beſitzend, oder in Ausübung bringend, ſich unter die Zahl der Kämpfer gemiſcht hat, welche den preuſſiſchen Staat — den Unglücklichen — herabzuſetzen bemüht geweſen ſind. Zwar hat ſich Hr. *Rehberg* über die preuſſiſche Juſtizverfaſſung nicht beſonders herausgelaſſen, noch weniger die hannöveriſche Juſtizverfaſſung mit derſelben vergleichen wollen; inzwiſchen hat er doch dadurch, daſs er, ohne irgend eine Ausnahme zu machen, ein hartes Verdammungsurtheil über alle Verwaltungszweige und über alle Gattungen von Staatsbeamten im Allgemeinen ausgeſprochen hat, auch über dieſen wichtigen Zweig den Stab gebrochen, und zu einer Vertheidigung deſſelben berechtiget.

Der Vf. führt dieſe Vertheidigung ganz mit der Würde, womit die gute Sache vertheidiget werden will und vertheidiget werden muſs. Die Vergleichung zweyer verſchiedener Verfaſſungen giebt dabey dem Ganzen nicht nur mehr Leben, ſondern macht das Ganze um ſo intereſſanter, weil das, was ſich von der hannöveriſchen Juſtizverfaſſung ſagen läſst, in einem noch weit höheren Grade auf alle deutſchen Juſtizverfaſſungen paſst, welche nicht im Geiſt der preuſſiſchen umgebildet worden ſind. Denn wer vermag es zu leugnen, daſs das Juſtizweſen, beſonders der Proceſsgang in den meiſten Ländern unſeres deutſchen Vaterlandes, auf eine in der That kaum begreifliche Weiſe, mit den mannichfaltigſten Gebrechen behaftet iſt, und, ungeachtet aller Verſuche und Plane, damit behaftet bleiben wird, ſo lange Bequemlichkeit und Schlaffheit, dem Schlendrian huldigend, in den Berathungen über dieſen Gegenſtand den Vorſitz führen.

Um etwas Vollſtändiges zu liefern, ſtellt der Vf. drey Fragen auf: I. Welche Fortſchritte machte die Geſetzgebung mit dem Geiſte der Zeit? II. Was für Mittel wendet der Staat an, um die zur Juſtizverwaltung erfoderliche Dienerſchaft anzuziehen, völlig zu bilden, zu prüfen, in einer pflichtmäſsigen Geſchäftsverwaltung zu erhalten, und verhältniſsmäſsig zu belohnen? III. In welchem Maſse findet eine unparteyiſche und wohlfeile Rechtspflege Statt, und wie wird dadurch der Wohlſtand, das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Unterthanen befördert?

Mit unleugbarem, von ganz Europa anerkanntem Rechte kann Preuſſen der Ruhm beygelegt werden, unter allen Staaten am früheſten, am anhaltendſten und am ernſthafteſten bemüht geweſen zu ſeyn, eine beſſere, dem Zeitalter angemeſſene, mit der beſtehenden Verfaſſung übereinſtimmende — ſie nicht umwerfende — Geſetzgebung zu etabliren. Der Vf. ſtellt auf eine ſehr lehrreiche Weiſe alles zuſammen, was ſeit Friedrichs des Groſsen Zeiten in dieſer Hinſicht verſucht, und wirklich zu Stande gebracht iſt, und entwickelt den Geiſt der Geſetzgebung, beſonders des Proceſſes ſehr gut. Dieſes Proceſſes, welcher den Richter zu etwas Edlerem macht, als bloſs zu einer Maſchine, welche, je nachdem ſie von den Advocaten geleitet und gerichtet wird, operirt und zuſchlägt, welche ihn, ſo viel als möglich iſt, der unnatürlichen Pflicht überhebt, mit ſehenden Augen blind und mit blutendem Herzen ungerecht ſeyn zu müſſen, welche dem Richter mehr Rechtlichkeit, Eifer und Unparteylichkeit, als dem Advocaten, zutrauet, und daher mehr jenen als dieſen zum Leiter des Proceſſes macht.

Auch über die Criminaleinrichtungen ſagt der Vf. viel Wahres, doch wird bey ſehr vielen Puncten, die hiezu gehören, ſowohl was den Proceſs, beſonders den Beweis betrifft, als bey den Strafanſtalten ſelbſt, die Schwäche der menſchlichen Natur und die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Anſtalten auch bey dem ſorgfältigſten Streben nach Vollkommenheit ſtets nur zu ſichtbar bleiben.

Von dem wirklich erfreulichen Bilde, welches der preuſſiſche Staat in dieſer Hinſicht gewährt, ſticht das hannöveriſche ſehr traurig ab, und doch hat der Vf. durchaus nichts übertrieben, und keine ungerechte Foderung gemacht. Er verlangt z. B. kein allgemeines Civilgeſetzbuch, aber freylich kann er ein ſo höchſt unſicheres Recht, ein ſo buntſcheckiges

Wesen nicht billigen, als da entstehen muss, wo keine der unzähligen Controversen gesetzlich entschieden ist, wo in 8 Landes-Justiz-Collegien und 3 Consistorien nach 6 verschiedenen Gerichts- und 3 verschiedenen Kirchenordnungen, von welchen die jüngste vom Jahr 1686 ist, verfahren wird; wo Concurs-Hypotheken- und Verwandschafts-Verordnungen ganz fehlen, und wo in Criminalsachen die Carolina mit allem, was die Juristen in selbige hinein und aus selbiger herausgebracht haben, zum Grunde der Entscheidungen gelegt wird. Doch muss Rec. zugleich zur Ehrenrettung und zur Schande des Hannöverischen gestehen, dass die Gesetzgebung die *partie honteuse* in der Verwaltung dieses einst so glücklichen Landes war.

Da die besten Gesetze nur dann Nutzen haben, wenn sie gehörig angewandt werden: so kommt natürlich sehr viel auf die Staatsdiener an. Wie im Preussischen durch Prüfungen der Schüler und abgehenden Studenten, der zuerst als Auscultanten, dann als Referendarien angestellten jungen Männer für tüchtige Subjecte gesorgt werde; wie diese letzteren in den Collegien beschäftiget, und wie sie, je nachdem sie Fähigkeiten — und Gönner — haben, zu Justizcommissarien, Stadtrichtern, Beamten, oder zu Räthen vorrücken, wird bey der Beantwortung der zweyten Frage sehr vollständig berichtet. Wer es einmal zum Assessor in einem Collegio gebracht hat, ist keinem weiteren Examen unterworfen.

Zur Lehre, Warnung und Züchtigung dienet die Einsendung der jährlichen Instruationsverzeichnisse, der vierteljährlichen Referententabellen und der jährlichen Conduitenlisten. Der Vf. verkennt keinesweges die Bedenklichkeiten, die sich besonders gegen die letzteren finden; aber er glaubt doch, dass die Sorgfalt, mit welcher man bey der Wahl der Präsidenten (?) zu Werke gehe, denen bey weitem nicht die Allmacht zustehe, die man ihnen im Auslande aus Unkunde der Dinge beylege, die Sache weniger gefährlich mache, und dass das Gute dieser Einrichtung das Böse weit überwiege. Rec. mag diesem nicht widersprechen, wenn auch bloss desshalb nicht, weil, wo etwas dergleichen vorhanden ist, der Präsident doch auf eine natürliche Weise und Pflichten halber veranlasst wird, mit den Mitgliedern seines Collegiums, wenn es Noth thut, ein ernsthaftes, väterliches Wort zu sprechen, und weil dadurch mancher Mann, der sich im Stillen auszeichnet, und den nicht das von den Ahnherren vorschriftsmässig ererbte Verdienst und Rang, oder der von den glücklichen Vorfahren zusammengebrachte Reichthum ohnehin nach Gebühr hervorzieht, vor die Augen des Monarchen gebracht werden kann. Gross ist in jedem Jahr die Zahl derer, welche auf den Grund der Conduitenlisten avanciren, oder sonstige Belohnungen erhalten.

Auch werden die irrigen Begriffe, welche man im Auslande manchmal über die Besoldungen hat, berichtigt, und diese sind allerdings besser, als in den meisten andern deutschen Ländern. Denn wo haben die Präsidenten in der Regel 3000, und die Räthe 8—1200 Rthlr., ohne die besonderen Zulagen und den Ertrag von Neben-Departements zu rechnen? Und wo kommen junge Leute so bald zur Besoldung, wenn sie sich auszeichnen, als im Preussischen? Auch für die Wittwen ist gut gesorgt, ohne dass sie sich einkaufen müssen.

Über die bekannten Cabinets-Ordren vom Jahr 1797 und 1800, woraus so oft der Stoff zu Angriffen auf die preussische Dienerschaft hergenommen worden ist, wird mit vieler Ruhe und Billigkeit gesprochen. Die beste Einrichtung behält ihre Mängel, und unter einen grossen Haufen mischen sich immer einige Räudige, besonders in Zeiten wie die letztern waren, wo die Zahl der Dienerschaft schnell vermehrt, und wo Mancher mit der neuen Acquisition übernommen werden musste, der die Zahl der guten Diener nicht gerade vermehrte.

Im Hannöverischen, bemerkt dagegen der Vf., nimmt man keine Notiz davon, ob der Jüngling von der Schule gut oder schlecht vorbereitet auf die Universität gehe, und fodert auch beym Abgange von der Universität nichts weiter als gute Zeugnisse und Zeugnisse eines dreyjährigen Aufenthalts. Diess scheint eine grosse Gleichgültigkeit des Staats zu verrathen. Rec. kann es jedoch nicht über sich gewinnen, diese anscheinende Gleichgültigkeit zu tadeln. Denn es sind nicht nur alle Prüfungen der Fähigkeiten und der Reife sehr oft Spiegelfechtereyen, die den Armen und Geringen leicht drücken, und bey dem Grossen und Vornehmen durchaus nichts sagen wollen; sondern die Erziehung und Vorbereitung zum bürgerlichen Leben, dünkt ihm, ist eine blosse Familien-Angelegenheit, in welche sich der Staat, ohne die allergrösste Noth, gar nicht mischen muss. Die Erfahrung rechtfertigt auch die Liberalität, die bey dieser Verfahrungsart zum Grunde liegt. Denn Rec. glaubt gewiss zu wenig zu sagen, wenn er behauptet, dass die Justizbeamten, Advocaten, Landprediger, Ärzte und alle anderen Classen von Literatis im Hannöverischen einer Vergleichung mit ihren Standesgenossen in jedem andern Lande, wo man es am Examiniren, Controlliren u. s. w. nicht mangeln lässt, ganz ruhig sich unterziehen können. Man sorge für gute Unterrichts-Anstalten, und sehe bey der Beförderung junger Leute vorzüglich auf Kenntnisse und gutes Betragen, so wird sicherlich die Sorgsamkeit der Familienväter dasjenige zehnfach ersetzen, was von Seiten des Staats abgeht.

Einer von den Wegen, auf welchen die jungen Juristen zuerst ihr Geschäftsleben betreten, ist die Advocatur. Die Advocaten werden beym Ober-Appellationsgericht zu Celle examinirt, und aus ihnen werden, ohne weitere Prüfungen meistentheils die Mitglieder der Stadträthe, die Gerichtshalter, Procuratoren und Secretäre in den Collegien genommen. Die Advocaten selbst stehen unter keiner Controlle und Aufsicht, weder in Ansehung ihres Betragens, noch ihrer Ansätze, noch ihres Wohnorts. Auch dieses scheint alles ungünstig; und doch muss

der Vf. — welcher doch Hannover nicht eigentlich loben will — den Advocaten im Hannöverischen ein Lob beylegen, welches wohl nur in wenigen Ländern diesem Stande wird beygelegt werden können. Er schiebt dieses auf den unter den Hannoveranern vaterländischen Geist der Rechtlichkeit, auf welchen er sich so oft beruft. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, woher dieser vorzügliche Geist der Rechtlichkeit unter den Hannoveranern kömmt. Dass er in einem sehr hohen Grade unter ihnen ist, ist eine Thatsache, die von Freund und Feind anerkannt wird, und einem Jeden mächtig auffällt, welcher aus einer anderen deutschen Provinz in das Hannöverische, oder aus dem Hannöverischen in eine andere Provinz versetzt wird. Die Zahl der vorzüglich edlen, und der eigentlich verdorbenen Menschen, wird sich, wenn nicht besondere Umstände eintreten, allenthalben ziemlich gleich seyn; allein der Mittelschlag, die bey weitem grosse Mehrzahl, steht im Hannöverischen um viele Stufen höher, ist um mehrere Grade wahrer und edler, als in den anderen deutschen Provinzen. Woher kömmt das?

Die eigentlichen Justizbeamten und Mitglieder der Landes-Collegien werden gewöhnlich Auditoren. Die Besetzung der Justiz-Ämter hängt mit den Justiz-Collegien ganz und gar nicht zusammen, sondern lediglich von der Domainen-Kammer ab. Seltsam, und doch ersetzt auch hier der gute Geist, was in der Einrichtung fehlerhaft ist. — Bey der Anstellung in Justiz-Collegien entscheidet Protection. — Gewiss zu sehr, denn nur Leute von Familie — gleichviel übrigens ob bürgerlich oder adelich — werden hier und *quasi ex praedestinatione*, angestellt. Das Staatsministerium hat dabey die Vorschläge, aber das Justiz-Collegium hat die Fähigkeiten zu prüfen, und darüber zu berichten. — Dieser Bericht sollte wohl im Ganzen strenger seyn. — Auditoren haben kein Recht zur Beförderung, und ihr Accefs muss von zwey Jahren zu zwey Jahren erneuert werden. Wenn sie Räthe werden, müssen sie von dem Ober-Appellationsgericht zu Celle examinirt werden. Selten, bemerkt der Vf., werden Candidaten zurückgewiesen. Rec. wäre geneigt hinzuzusetzen, leider! — Wenn ein Mitglied eines Justiz-Collegiums in das O. A. Gericht befördert werden will: so wird wieder eine wissenschaftliche — zu förmliche — Prüfung angestellt. Aber ehe noch zu dieser Prüfung der Kenntnisse geschritten wird, stellt das höchste Gericht, vermöge eines eigenen Rechtes, eine Untersuchung an, ob der Präsentatus, vermöge seiner Verhältnisse, seines Rufes, seines Lebenswandels, und seiner sonstigen persönlichen Eigenschaften zu der Stelle qualificirt sey. Fällt die Mehrheit gegen ihn aus: so wird solches, ohne dass es nöthig ist, die Gründe dieses Urtheils anzugeben, angezeigt, und es muss ein Anderer präsentirt werden. Es ist dieses eine vortreffliche Einrichtung, und für die Erhaltung des guten Rufes des Collegiums höchst wirksam. Die Mitglieder sind jetzt doppelt dabey interessirt, Keinen, der die Stimme des Publicums gegen sich hat, zuzulassen. Denn sie haben nicht nur als Collegen Antheil an der Schande, die ein schlechtes Subject dem Collegium zuzieht, sondern es kömmt auch noch ganz eigentlich auf eines Jeden Rechnung, wenn sich ein Räudiger einschleicht. Konnte man ihn doch abhalten! Ein höchstes Justiz-Collegium kann aber nicht tadellos genug seyn, es ist ja letzter Depositarius und höchster Garant alles Privateigenthums und der heiligsten Rechte sämmtlicher Staatsbürger.

Die Controllen über den Fleiss und sittlichen Wandel sind unvollkommen; doch müssen monatlich Criminaltabellen, und jährlich Civildesignationen beym Ministerium eingereicht werden. — Im Ganzen, bemerkt der Vf. nicht unrichtig, lege man auf die Auszeichnung durch Fleiss und Geschicklichkeit zu wenig, und auf das Dienstalter zu viel Gewicht. Doch hat Rec. beobachtet, dass im Hannöverischen das Publicum weit mehr als irgendwo sich für die Verdienste seiner ausgezeichneten Männer interessirt, und ihnen bey jeder Gelegenheit eine Achtung zollet, welche man anderswo nur zu oft dem Reichthum, oder einem anderen zufälligen, weit weniger reellen Vorzuge zu geben pflegt. Hierin liegt denn auch der Grund, dass nicht leicht ein wirklich verdienstvoller Mann, er mag stehen wo er will, ohne eine seinen Verdiensten entsprechende Anstellung bleibt.

Die Besoldungen der Mitglieder in den Justizcollegien sind nicht besonders. Nur die Mitglieder des O. A. Gerichts haben eine einigermaſsen ausreichende, doch nicht zu reichliche Besoldung. Der Präsident hat 3367 Thlr., die Räthe erhalten, so viel Rec. weiss, 1600 Thlr. nach dem 18 Gulden Fuſse, also etwas über 1800 Thlr. Conv. Geld. Ein Übel ist es, dass in den anderen Collegien ein Theil der Besoldung aus den Sporteln besteht, und dass die jungen Leute oft viele Jahre umsonst dienen müssen. Diess hält manchen ausgezeichneten jungen Mann, der kein hinlängliches Vermögen besitzt, von dieser Carriere ab, und ruinirt andere nicht selten für ihre ganze Lebenszeit. Die allgemeine eigenthümliche Rechtlichkeit, sagt der Vf., habe bis jetzt die üblen Folgen dieser Kargheit verhütet. Zu fürchten sey aber, dass mit dem jetzt verringerten Wohlstande auch die alte Rechtlichkeit verloren gehen werde, wenn nicht die Staatsverwaltung dafür sorge, die Besoldungen den Bedürfnissen angemessener zu machen.

Bey Beantwortung der dritten Frage bemerkt der Vf., dass Beschleunigung der Rechtspflege ein Hauptaugenmerk der preussischen Justizform gewesen sey. Kein Process befindet sich in der Regel länger als ein Jahr in der Instruction zum ersten Erkenntnifs. Ein Process, der bey einem Untergerichte zuerst anhängig gewesen, ist in 1½ Jahre durch alle Instanzen entschieden. Spruchsachen dürfen in der Regel nur 4 Wochen beym Referenten liegen. Allen Urtheilen müssen Gründe beygefügt werden — diess ist billig und verhütet Seichtig eit und ein geistloses Rathen. In der dritten Instanz werden immer Correferenten bestellt. Tragen diese auf ei-

Reformatoria an: so werden die Acten noch einem Referenten und Correferenten zugestellt, die beide eine schriftliche Re- und Correlation zu machen haben, und nach einer so vollständigen Prüfung entscheidet die Mehrheit. Das geheime Obertribunal ist angewiesen, die bey der Entscheidung der vor dasselbe gelangenden Rechtssachen bemerkten Mängel und Fehler der vorigen Instanzen zu rügen und dem Justizdepartement anzuzeigen. Dieses Recht, welches jeder höchste Justizhof haben muss, oder sich selbst nimmt, ist der vorzüglichste Grund, warum man in manchen deutschen Provinzen, welche lange das *privilegium de non appellando* hatten, mit der Errichtung eines Obergerichtes nicht zu Stande kam, und warum man lieber auswärtige Facultisten, welche über die Sünden der Gerichte nur seufzen, aber nicht Beschwerde führen dürfen, zu letzten Richtern haben will, als ein Collegium, welchem eine Art von oberaufsehender Gewalt zusteht.

Die Untergerichte eines jeden Obergerichts sind unter die Mitglieder der letzteren so vertheilt, dass ein jeder Rath über eine gewisse Anzahl derselben eine besondere Aufsicht führt, die Beschwerden und Mängel prüft und beachtet, Revisionen und Visitationen vornimmt. Die Gerichtskosten sind nicht zu hoch und nicht zu gering. — Einzelne Expeditionen scheinen etwas hoch; wenn man aber erwägt, wie viele unnütze Expeditionen im Preussischen wegfallen: so ist im Ganzen der Kostenbetrag gar nicht mit dem in anderen Ländern zu vergleichen.

Zweckmäfsige Verordnungen über die Art der Errichtung der Testamente und Verträge, beugen vielen Processen vor. Mehr noch die Hypothekenbücher, eine bekannte, vortreffliche, der Nachahmung höchst würdige Einrichtung. Übrigens muss der Staat bey allen diesen Vorbeugungsmitteln sehr vorsichtig seyn, damit er nicht, aus zu grosser Sorgfalt, ein mögliches künftiges Übel zu verhüten, andere, wenn gleich an und für sich, und einzeln genommen geringere, aber wegen der Gewissheit, mit welcher sie eintreten, in der That drückendere Übel den Unterthanen auflege. Eine Klippe, welche weder im Preussischen noch in anderen Staaten, wo man die bürgerliche Freyheit und den natürlichen Gang der Dinge desswegen, weil er manchmal mit Gefahren verbunden ist und zu Thorheiten führt, zu sehr einschränken und leiten will, nicht immer vermieden worden ist.

Das Criminalwesen ist gleichfalls durch mannichfaltige tief eingreifende Einrichtungen gegen die meisten Missbräuche gesichert. Hiebey darf man jedoch an das nicht denken, was aus *von Arnim's* Schrift zu ersehen ist. Die Kammern haben zwar auch Justizsachen, allein in jeder Kammer ist eine eigene Kammer-Justiz-Deputation, und die Appellationen gehen an das Ober-Revisions-Collegium oder die Ober-Revisions-Deputation, in welcher nur einer oder zwey aus dem Finanzfache sitzen, deren übrige Mitglieder hingegen Räthe oder Chefs anderer Justiz-Collegien sind. — In gleicher Masse hat von allen anderen Specialgerichten die Appellation an die Justizbehörden Statt, welche sämmtlich unter der Oberaufsicht des Grosskanzlers, als Chefs der Justiz, stehen.

Bey jedem Justizcollegio finden sich besondere Salarien-Cassen, in welche die Sporteln und andere fixirte Zuschüsse fliessen. Auch ist für das ganze Justizwesen eine General-Justiz-Salarien-Casse vorhanden, welche gewisse bestimmte Fonds hat, und aus welcher alles, was das Justizwesen angeht, bezahlt wird. Diese vielen vortrefflichen Einrichtungen machten, dass man allenthalben das Wohlthätige der preussischen Justizverfassung anerkannte, und wenn hie und da noch etwas sich fand, was einigen Tadel verdiente, so war dieses nur eine Folge der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, und es entging dieses der höchsten Staatsbehörde keineswegs; sie fuhr daher auch mit stets regem Eifer fort, die Rathschläge und Urtheile sachkundiger Männer im In- und Auslande zu vernehmen, und befolgt sie gern. Wer vermag dieses zu leugnen, und welcher Staat kann sich eines gleichen Eifers, einer gleichen Liberalität, verbunden mit hoher Schonung alles dessen, was er seinen Bürgern einmal garantirt hatte, rühmen!

Sehr unvortheilhaft zeigt sich dagegen dasjenige, was im Hann. über alles dieses sich findet. Es ist zwar möglich, dass, wenn alles nach der Ordnung geht, ein Process in etwas mehr als 2 Jahren durch alle Instanzen entschieden seyn kann. Allein es setzt dieses, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, einen so ordentlichen, prompten Gang, eine so gänzliche Abwesenheit aller Zwischenauftritte voraus, welche höchst selten und fast nie Statt findet. Die Parteyen, ihre Anwälde und die Richter müssen nicht nur ihre Pflicht im höchsten Grade thun, sondern es muss kein Interlocut nöthig seyn. Der Vf. thut daher gewiss nicht Unrecht, wenn er annimmt, dass ohne das Beweisverfahren zu rechnen und ohne auf die Rechtsmittel Rücksicht zu nehmen, welche gegen jedes Interlocut, und gegen jeden etwas bedeutenden Vorschritt des Richters frey stehen, gewöhnlich zur Beendigung eines Processes durch alle Instanzen 4 Jahre nöthig sind. — Und doch sind im Hannöverischen lange nicht alle die Übel vorhanden, welche den Process, wo er nach sächsischen Formen geführt wird, drücken. Denn um nur eins zu erwähnen, es wird doch nach beendigtem erstem Verfahren der *status controversiae* durch Heraushebung dessen, was noch zu beweisen ist, festgesetzt, während man — *horrendum dictu* — hier durch eine barbarische, durchaus unbestimmte Formel die Advocaten einladet und nöthigt, auf gut Glück, und *in futurum incertum usum*, für Beweis und Gegenbeweis Materialien und Beweismittel herbeyzuschaffen, und einen Streit über Artikel zu eröffnen, von dem sich mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussehen lässt, dass er keinen anderen Erfolg haben kann, als den Process zu verwirren, ihn um einige Jahre zu verlängern, und die endliche Arbeit des Referenten zu verzehnfachen. Wer je das geistlose und geisttödtende Werk, einen solchen Stall des Augias reinigen zu müssen, gehabt hat, wird es begreiflich finden, wie hier ein Process zehn Jahre dauern muss, der selbst im Hannöverischen in der halben Zeit geendigt wird.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig, b. Nicolai: *Bemerkungen, veranlasst durch des Herrn Hofraths Rehberg Beurtheilung der königlich preussischen Staatsverwaltung und Staatsdienerschaft*, von *Friedrich von Bülow*, kön. preuss. geh. Regier.-Rathe z. Berlin.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

An Anordnungen, fährt der Vf., zu dem wir zurückkehren, fort, wodurch der Oberrichter in den Stand gesetzt wird, die Saumseligkeiten des Unterrichters, auch dann, wenn keine Klage darüber entsteht, gewahr zu werden, fehlt es ganz. Übrigens lässt der jederzeit gerechte Vf. der Gründlichkeit der Justiz-Collegien und ihrem Eifer, die Justiz nach Kräften zu fördern, alle ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Allerdings ersetzt hier der Geist vortrefflich, was dem Buchstaben abgeht, und es zeigt sich hiebey sehr auffallend, dass, was auch der Welt unkundige Sophisten sagen mögen, nicht die Personen ein Wiederschein von den Dingen, sondern die Dinge ein Wiederschein von den Personen sind. Dass dasselbe von allen Untergerichten, besonders den Patrimonial-Gerichten — diesen schändenden Auswüchsen und Hindernissen einer guten Justizverfassung — nicht gesagt werden kann, versteht sich von selbst, und ein Fehler ist es gleichfalls, dass es nicht gesetzlich ist, jedem Erkenntnisse die Gründe beyzufügen.

Die Acten-Verschickung, welche in allen Instanzen, ausser bey dem O. A. Gericht, frey steht, ist gleichfalls kein Mittel, die Justiz-Pflege zu beschleunigen und zu veredeln. Doch ist man schon lange so vernünftig gewesen, das Verschicken der Acten in der Regel zu untersagen, und den Richtern zur Pflicht zu machen, wenigstens das erste Urtheil selbst abzufassen. Diese Angelegenheit ist jetzt aufs Neue an der Tagesordnung, Rec. erlaubt sich daher einige, aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpfte Bemerkungen darüber. Mit der von den Fürsten Deutschlands erlangten Souveränetät steht zwar, wie einige behaupten wollen, diese Einrichtung in durchaus keinem Widerspruch. Das Spruch-Collegium übt ja ganz und gar keine Art der eigenen Gewalt aus, sondern handelt bloss in Auftrag, auf Ersuchen des verschickenden Gerichts. Aber als Regel betrachtet, steht diese Sitte, welche sich aus Zeiten herschreibt, wo ein ganz anderes Justizwesen Statt fand, mit einer vernünftigen Justizverfassung, wie sie jetzt seyn kann, und seyn soll, im geradesten Widerspruch. Es wird dadurch nicht nur die Justizpflege ganz nothwendig verzögert und kostbarer gemacht, sondern der ganze Geist der Justizleute wird, wenn diese Sitte Regel ist, verdorben, oder wenigstens an seiner Veredlung gehindert. Hat der Richter nichts weiter zu thun, als den Process zu instruiren, und nimmt ihm ein Anderer die Mühe der Entscheidung — das eigentliche *officium nobile judicis* — ab: so wird er gar leicht bequem, gleichgültig gegen die Sache, die er zu bearbeiten hat, und noch gleichgültiger gegen die Wissenschaft, aus welcher er die Materialien für die Entscheidung herzunehmen hat, und er wird, mehr als man glaubt, ganz von seinem eigentlichen Beruf abgeführt, und auf einen ganz anderen Platz im Staate gestellt, als ihm zukömmt. Diess ist von den allernachtheiligsten Folgen für die Betreibung aller übrigen Geschäfte, in welchen sich der Rath auswärtiger *unparteyischer* Rechtsgelehrten — so im Gegensatz gegen den einheimischen zu sprechen, schämt man sich nicht — nicht einholen lässt. Die schönste Gelegenheit den Geist zu üben, den Charakter zu veredlen, und durch unparteyisches Abwägen der Gründe für und wider eine Sache jenen lebhaften Sinn für Wahrheit und Recht, die schönste Zierde des Beamten, zu wecken und zu stärken, geht ja ganz verloren. Das Recht selbst, objective genommen, wird dadurch höchst unsicher und ungleich, besonders in allen den Fällen, wo es auf etwas Provincielles und Örtliches ankömmt, wovon der auswärtige Referent, welcher vielleicht so eben einen ganz ähnlichen Fall nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen hat entscheiden müssen, auch wenn man ihm eine halbe Bibliothek von Statuten, Landes-Ordnungen u. s. w. mitschickt, unmöglich vollständig unterrichtet seyn kann. Und selbst die einheimischen Auctoritäten wissen am Ende nichts Gründliches und Vollständiges von ihren einheimischen Satzungen und Einrichtungen, von deren Entstehung und eigentlichen Gründen, weil sie sich in die Verfassung einzustudiren gar nicht nöthig haben. Diess ist dem Rec. sehr oft vorgekommen, wenn er sich bey Beamten und Gerichtshaltern in Provinzen, wo alles verschickt wird, über die Rechte der Bauern hat belehren lassen wollen. Das Eingreifen fremder, von keinem Diensteifer und von keinem lebendigen Interesse für ihren Wirkungskreis belebter Hände, das Einstreuen heterogener, oft paradoxer, mit anderen Einrichtungen des Staats gar nicht verträglicher Ideen — dieses ist besonders in Sachen, die ins Criminal- und Policey-Wesen einschlagen, der Fall — wird von der einen Seite befördert, und von der anderen Seite wird dadurch die Fortdauer einer Menge von schiefen Einrichtungen, höchst nachtheiligen Gewohnheiten möglich gemacht, welche nicht lange fortdauern würden, wenn die Richter — die gewöhnlich doch auf die Gesetzgebung einigen Ein-

flufs haben, — alles felbft thun müfsten, und nicht das Wichtigste auf Koften der Parteyen durch Andere thun laffen könnten, und wenn fie nicht mehr im Stande wären, die Sünden, welche fie eigentlich begangen oder doch veranlafst haben, auf Andere zu fchieben. Kurz diefe unfelige Sitte bringt die Juftizbeamten, ja felbft ganze Collegia zu dem Verfall, dafs fie fich — Gott weifs aus welchen Gründen — nicht zutrauen, felbft fprechen zu können, und dafs das Publicum in der Aufhebung diefer Barbarey eine Gefahr für gründliche, unparteyifche und prompte Juftizpflege fieht! Und was hat man von den Spruchcollegien zu erwarten? Sind etwa die aus der Güte ihrer Arbeit entfpringenden Vortheile überwiegend? Unfer Vf., welcher ein Kenner ift, fagt: „praktifche Juriften wiffen es, wie gehaltlos die mehrften Facultätserkenntniffe find, und gewöhnlich fuchen nur folche Parteyen um die koftbare Actenverfendung nach, welche die Verweitläuftigung des Proceffes wünfchen, oder denen daran gelegen ift, von nicht ganz kundigen Referenten ein günftiges Erkenntnifs in einer fchlimmen Sache zu erhalten", und Rec. fetzt hinzu: vernünftige Facultiften fühlen die Wahrheit diefes Urtheils felbft am lebhafteften, und können ihr Erftaunen und ihren Unwillen oft nicht unterdrücken, dafs auswärtige Juftizmänner von ihnen Entfcheidungen verlangen, welche von Auswärtigen, der Vernunft und dem Wefen der Sache nach, mit Gründlichkeit und Vollftändigkeit entweder gar nicht gegeben werden können, oder doch ein Studium erfodern, welches mit der Sache, die zu entfcheiden ift, und mit ihren anderweitigen Gefchäften gar nicht vereinbarlich ift. Und eine folche Einrichtung follte der Staat beybehalten oder fogar zur Regel machen! Dagegen giebt es Ausnahmen-Fälle, in welchen das Verfchicken der Acten gut, und für alle Theile ehrenvoll und beruhigend feyn kann. Findet die Actenverfchickung nur in diefen Fällen Statt, und werden folglich die wenigen guten Facultäten nicht mit Acten überhäuft: fo werden auch die Urtheile beffer ausfallen und prompter eingehen. Denn die Facultiften werden nun mehr Studium und Zeit darauf verwenden können, die befferen Gelehrten, welche jetzt an den Actenarbeiten entweder gar keinen oder nur höchft geringen Antheil nehmen, werden fich geneigter zeigen, diefe intereffanteren Sachen zu übernehmen, als jene fabrikmäfsigen Handarbeiten, welche nicht felten nichts anderes find, als höchft undankbare Bemühungen, den Unrath hinwegzufchaffen, den forglofe Richter und fordide Advocaten in die Acten gebracht haben.

Wir kehren zu unferem Vf. zurück. Die Sporteln find im Hann. nicht zu hoch, aber es ift fehlerhaft, dafs fie ungleich und nicht gehörig beftimmt find. Den gerechteften Tadel verdient die grofse Mangelhaftigkeit des Hypothekenwefens. Ein eigenes Studium wird erfodert, die Rechte der verfchiedenen Hypotheken — über welche ohnehin die Juriften nichts weniger als einig find — vollftändig zu kennen. Dem Gläubiger ift es aber in vielen Fällen ganz unmöglich, für feine Sicherheit vollkommen zu forgen, wenn der Schuldner unredlich und betrügerifch handeln will. Denn eine vor einem Notar und zwey Zeugen beftellte Hypothek ift in der Regel einer gerichtlichen gleich, und nur das Alter entfcheidet unter ihnen in Collifionsfällen, und auch ein anderer Richter als der *judex rei fitae* kann eine öffentliche Hypothek beftellen. Welche Verkehrtheit! An einer Concursordnung fehlt es ganz; diefes und die Lehnbarkeit der mehreften Güter wirkt auf den Credit fehr nachtheilig. Das Sequeftrationswefen, welches nirgends einen erfreulichen Anblick gewährt, wird nach feiner ganzen Scheufslichkeit gefchildert.

Ein grofses Gebrechen ift es — gewifs eins der allergröfsten — dafs das proceffualifche Verfahren und die Cognition der höheren Juftizbehörden durch Gefetz und Verfaffung in vielen Fällen ausgefchloffen ift. Befonders ift diefes ein Übel in allen Sachen, in welchen die Finanzbehörden zu entfcheiden haben.

Eigene Criminalbehörden find nicht vorhanden. Das Verfahren in Criminalfachen, befonders was die Rechtsmittel gegen Criminalurtheile betrifft, hat mancherley Mängel. Gegen ein Straferkenntnifs, fobald auf das Verbrechen eine beftimmte Strafe fteht, findet keine Appellation Statt. Wie unbegreiflich fchwankend! Auch kann eine weitere Vertheidigung von wenigem Erfolg feyn, weil bey vielen Landescollegien in diefem Falle keine Actenverfchickung Statt findet, fondern die Sache in demfelben Collegio nur noch einmal erwogen wird. Diefs ift in der Regel ganz etwas Unnützes. Denn abgefehen davon, dafs ein Collegium fich nicht gern ein *dementi* giebt, und daher nicht fehr geneigt ift, einer befferen Überzeugung, wenn folche auch vorhanden feyn follte, nachzugeben: fo ift es an fich fchwer zu begreifen, wie eine wichtige Sache, welche von einem einfichtsvollen Referenten gewiffenhaft und ausführlich vorgetragen, und von dem Collegio ernftlich erwogen und reiflich geprüft worden ift, bey einem nochmaligen Vortrage anders follte angefehen werden können, wenn nicht neue factifche Momente zum Vorfchein kommen, oder wenn nicht etwa bey der erften Deliberation ein grofser Diffenfus Statt gefunden und nicht etwa nur eine kleine Mehrheit gleichfam zufällig entfchieden hat. Ift diefes letzte aber der Fall: fo dürfte es doch felbft der Majorität, wenn fie mehr von Eifer für Wahrheit und Recht als für ihre Meinung befeelt ift, lieb feyn, ein Straferkenntnifs vor die Augen eines anderen Collegiums zu bringen. Auffallend bleibt es daher in mehrfacher Hinficht, dafs man die für die theuerften Güter des Menfchen, für Leben, Ehre und Freyheit fo wichtigen Criminal-Sachen von Einem Collegio abhängig macht, während man die Civil-Sachen wenigftens vor die Augen dreyer Richter bringt. — Eigene Fonds find im Hannöverifchen für die Juftizcollegien nicht vorhanden, und man ift auch gegen das Juftizwefen nie fehr freygebig gewefen. Diefes gilt von den mehrften deutfchen Ländern. Wie fchlecht ftehen nicht allenthalben die Mitglieder der Juftizcollegien gegen die Mitglieder anderer Collegien, z. B. der Kammern! und was man fonft von *Mofes* fagte, kann man jetzt von *Juftinian* fagen!

Nach diefer Schilderung überläfst es Hr. *v. Bülow* dem Publico zu beurtheilen, ob die preuffifche oder die hannöverifche Juftizverfaffung den Vorzug verdiene, und ob die harten Urtheile, welche Hr. *Rehberg* über

Preussens Verfassung im Allgemeinen ausgesprochen, auch auf die Justiz anwendbar seyen, und erwartet es von Anderen, andere Theile der Verfassung gegen Hn. *Rehbergs* Aussprüche zu vertheidigen. Rec. ist überzeugt, dass kein kundiger Leser über sein Urtheil zweifelhaft seyn wird; doch muss er bemerken, dass alle, nach festen Principien und vorher entworfenen Planen gemachten Einrichtungen sich jederzeit auf dem Papiere besser ausnehmen, als die Einrichtungen, welche mehr das Werk des Zufalles, der Zeit und der allmähligen Ausbildung sind, dass hingegen diese letzten in der Wirklichkeit, und für die Bedürfnisse und Zwecke, für welche sie vorhanden sind, nicht selten weit mehr leisten, als sie dem blossen Ansehen nach zu versprechen scheinen.

Zuletzt sucht er Preussens Staatsverwaltungs-System gegen mehrere Vorwürfe des Hn. *Rehberg* und Anderer zu vertheidigen, und fügt einige Bemerkungen über die Ursachen bey, warum alle Stände benachbarter Provinzen sich so abgeneigt gegen die preussische Herrschaft zeigten. Er hebt besonders diejenigen Ursachen heraus, welche in den Völkern selbst liegen. Vielleicht könnte man ihre Anzahl noch durch solche vermehren, welche mehr von dem preussischen Staate selbst hergenommen sind; doch wir überlassen dieses an sich undankbare Geschäft gern Anderen. PN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Europens monarchische und republikanische Staaten*, nach ihrer Grösse, Macht und wechselseitigen Verhältnissen in statistisch-politischen Gemälden dargestellt. Von *J. F. Ockhart*, kurpfälzischem Hofkammerrath. 1 Lieferung. 1804. VIII S. u. 14 Tabellen. 2 Lief. 1804. VI S. u. 18 Tabellen. 3 Lief. 1805. VIII S. u. 21 Tabellen. gr. Fol. (7 Thlr.)

Das eigenthümliche Verdienst dieser Arbeit besteht darin, dass der Vf. die statistischen Data anziehender zu machen suchte, indem er sie mit politischem Räsonnement durchwebte. Schon die Anordnung des Ganzen und die Stellung und Verbindung der Theile zwecken auf einen Überblick ab, der dem Staatsmann die Resultate der Geschichte versinnlicht, und ihm wie von selbst die Momente andeutet, denen er jetzt vor anderen seine Aufmerksamkeit zu widmen hat.

So enthält die erste Lieferung I) eine statistisch-politische Übersicht der europäischen Staaten und deren wechselseitiger Verhältnisse in 7 Tabellen auf gegenüberstehenden Seiten: 1) Statistischer Blick über Europa und dessen Verhältnisse zu den übrigen Erdtheilen; 2) über Europens politische Massen überhaupt; 3) allgemeine Übersicht der europäischen Staaten nach ihrer Grösse, Macht und politischem Einfluss. Der Vf. stellt hier Land, Volksmenge, Landmacht, Seemacht und Einkünfte neben einander. Die letzteren sind in Grossbritannien am stärksten, 300 Mill. Fl., da selbst Frankreich nur 230 Mill. gegeben werden; 4) allgemeine Entwickelung des europäischen politischen Systems, und 5) über das von den europäischen Staaten bisher befolgte System des Gleichgewichts; 6) Europa's Staaten nach ihrer Grösse und Macht in Beziehung auf ein fest zu gründendes Föderativsystem. Der Vf. denkt sich die Staatskräfte des europäischen Continents, mit Ausnahme der europäischen Türkey, in vier grosse Vereine vertheilt: den *nordischen* von Russland, Schweden, Dänemark; den *grossen deutschen* von Preussen, den deutschen Fürstenstaaten und Österreich; den der *Republiken*, durch Frankreichs Obermacht bereits wirklich geschlossen; den *südwestlichen* von Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien, Sardinien, Hetrurien, dem Kirchenstaat und Maltha. Von diesen würden die drey ersten einander ziemlich das Gleichgewicht halten: der vierte, zumal an Streitkräften, bedeutlich schwächer seyn. Ihnen allen gegenüber stünde nun das insularische England allein, zwar nur mit 15 Millionen Menschen, aber mit bedeutenden Streitkräften, und an Einkünften zumal auch dem mächtigsten der Vereine gleich. 7) Das monarchische und republikanische Europa in seiner Grösse und Macht neben einander verglichen. II) Die statistische Würdigung der drey nordischen Reiche, Russland, Schweden und Dänemark, gleichfalls in 7 Tabellen: 8) allgemeine Entwickelung der vormaligen Verhältnisse der nordischen Staaten gegen einander; 9) über die jüngsten politischen Verhältnisse der Mächte des Nordens; 10) statistische Übersicht des im Norden gebietenden russischen Staats; 11) Russlands Landarmee und Seemacht; 12) Russlands Handel und Einkünfte; 13) Übersicht des schwedischen Staats, und 14) statistische Würdigung von Dänemark, beide nach Landmasse, Volksmenge, Landmacht, Seemacht, Einkünften und Handel.

Die zweyte Lieferung befasst drey Abtheilungen: I) Deutschland überhaupt in 12 Tabellen: 15) Allgemeine Übersicht der ehemaligen Verhältnisse Deutschlands zu dem übrigen Europa; 16) politisch-statistische Blicke über das älteste Deutschland; 17) über Europens Umwandlung durch die Deutschen und die von denselben gebildete grosse Monarchie; 18) Deutschland als ein eigenes für sich bestehendes Reich unter weniger beschränkten Monarchen in seiner höchsten Grösse; 19) Deutschland im Streite mit sich selbst; 20) Deutschland in seinen verschiedenen politisch-publicistischen Umwandlungen; 21) das unter seinem Oberhaupt verbundene ständische Deutschland vor dem lüneviller Frieden; 22) Deutschlands Reichsstände seit dem lüneviller Frieden; 23) statistische Übersicht der deutschen Kurfürsten-Staaten; 24) statistische Würdigung der vorzüglichsten deutschen Fürsten-Staaten — immer ein nicht angemessener Ausdruck. Die grössten, reichsten, mächtigsten Staaten können die *wichtigsten* seyn, im Verhältniss zu dem Ganzen, aber nicht gerade die vorzüglichsten. 25) Deutschland in seiner jetzigen Grösse, Macht und übrigen politischen Verhältnissen überhaupt; 26) allgemeine statistische Übersicht der sämmtlichen deutschen Staaten. II) Der österreichische Staat in drey Tabellen: 27) Österreichs Monarchie seit deren Entstehen, in der Entwicklung ihrer machtvollen Grösse; 28) statistische Übersicht der österreichischen Staaten in ihrem dermaligen Zustande; 29) über die vormaligen und jüngsten Verhältnisse der österreichischen Monarchie. III) Königlich preussischer Staat: 30) der preussisch-brandenburgische Staat in seinem stufenweisen Emporsteigen; 31) Preussens Monarchie in ihrer jetzigen Grösse und machtvollen Stärke — als obes auch eine *nicht* machtvolle Stärke

gäbe; 32) politische Verhältnisse der preussischen Monarchie zu den übrigen Staaten Europens.

In der dritten Lieferung giebt zuerst No. 33 eine Übersicht von Europens Seemächten und Littoralstaaten überhaupt: dann folgt II) das brittische Reich in 9 Tabellen: 34) England in seiner früheren politischen Entwickelung; 35) das brittische Reich in seinem jüngeren politischen Zustande seit dem Ende des 15 Jahrhunderts; 36) der brittische Staat in der jetzigen Grösse und Bevölkerung seiner europäischen Besitzungen; 37) das brittische Reich in seinen Besitzungen ausserhalb Europa; 38) allgemeine Übersicht des brittischen Handels; 39) über den vormaligen und jetzigen Finanzzustand des brittischen Reichs; 40) brittische Kriegsmacht zu Lande; 41) brittische Kriegsmacht zur See, die im J. 1804 auf 800 Kriegsfahrzeuge gerechnet war, unter denen 196 Linienschiffe waren, da alle anderen europäischen Nationen zusammen, mit Ausschluss der Türken, nur 239 hatten; 42) das brittische Reich in seinen Verhältnissen zu den übrigen Staaten Europens. III) Französischer Staat in 8 Tabellen: 43) politisch-statistische Blicke über das vormalige Frankreich unter den verschiedenen Dynastieen seiner Könige; 44) allgemeine Übersicht der Umwandlungen des französischen Staats und der stufenweisen Consolidirung seiner Ländermassen; 45) Grösse und Bevölkerung des jetzigen französischen Reichs unter einem Kaiser; auf 30,460 franz. Quadratmeilen wohnen 34,899,373 Menschen — eine Anlage zur Macht, welche die von allen anderen selbstständigen Staaten Europens, selbst die von Britannien, übersteigt; 46) der kaiserlich-französische Staat in seinen Colonial- und Handels-Verhältnissen; 47) über den vormaligen und jetzigen Finanzzustand des französ. Reichs; 48) Entstehen und Ausbildung der französischen Kriegsmacht zu Lande; 49) Frankreich in seiner vormaligen und jetzigen Macht zur See; 50) über die Verhältnisse des französischen Kaiserthums zu den übrigen europäischen Staaten. IV) Auf No. 51 statistische Würdigung der batavischen Republik. V) Auf No. 52 allgemeine Übersicht der helvetischen Republik, deren Bevölkerung hier wohl richtiger, als sonst irgendwo, auf 1,590,000 Menschen gesetzt wird auf 750 Q. Meilen, und der Republik Wallis von 90 bis 92 Q. M. und 100000 Menschen. VI) Auf No. 53 statistischer Überblick der Freystaaten Italiens, der italiän. Republik von 784 Q. M. u. 3,795,000 Einwohn., und der Republik. Genua, Lucca u. St. Marino von nicht gar 2 Q. M. und 7500 Einwohnern.

Noch soll eine vierte Lieferung folgen, welche Blicke über die westlichen und südlichen Staaten auf der pyrenäischen und italischen Halbinsel geben soll, so wie eine Übersicht der politisch-isolirten Staaten, welche auf das allgemeine System der Staaten von Europa keinen besonders wichtigen Einfluss haben. Mit dieser Lieferung sollten zugleich die nöthigen Supplemente über die jüngsten Umwandlungen der europäischen Staaten erscheinen, um so diese darstellenden Zeichnungen auch von dieser Seite über den ephemeren Gebrauch zu erheben, welchem sonst statistische Werke so leicht ausgesetzt sind, wenn sie, ausser dem Gepräge der Neuheit, sonst weiter keinen Gehalt haben. — So sehr sich auch die Lage aller Staaten gegen einander verändert hat, seitdem der Vf., noch vor wenig Jahren, sein System nach dem lüneviller Frieden formte: so bleiben dennoch die hier aufgestellten Ansichten immer lehrreich. Sie gewähren eine lebhafte, anziehende Beschauung historischer Resultate; führen, selbst durch d. Vergleichung mit dem nachherigen, so nahen, Wechsel der Dinge auf höchst wichtige politische Schlüsse. Freylich vermag noch jetzt wohl kein Sterblicher voraus zu sehen, wie sich die allgemeine Staatenumwälzung des Tages endigen wird; aber die grosse Lehre geht doch anschaulicher als je, aus der Vergleichung eines statistischen Tableaus des laufenden Jahres mit dem des Jahres 1805 hervor, dass in der inneren Organisation fast aller Staaten eine Schwäche, man möchte sagen, ein Keim der Auflösung liege, wodurch die Streitkraft so gelähmt wird, dass sie, bey der allgemeinen Verfeinerung und Verweichlichung der Menschen, einem lebhaften Angriff nicht mehr zu widerstehen vermag. Die Folgen liegen zu Tage: möchten sie nur nicht vorsetzlich verschleyert werden. In dieser Rücksicht dürfte man noch hie und da den Winken, die der Vf. giebt, eine vielseitigere Ausdehnung wünschen, vorzüglich, um durch Andeutungen erkannter Gebrechen oder Vorzüge der Staatsverwaltung auf Würdigung der Ursachen der Verschiedenheit der Macht zu führen. Welche ganz andere Rolle würde Spanien spielen, wenn nicht diess von der Natur so reichlich ausgestattete, von einem trefflichen Volk bewohnte Land durch eine unbegreiflich schlechte Finanz- und Industrie-Verfassung niedergedrückt würde? Wer hat bisher es noch entwickelt, wie ungemein viel zu der staunenswürdigen Macht Frankreichs die durchaus veränderte Organisation der inneren Verwaltung beygetragen hat, welche die constituirende Versammlung auf richtige Grundsätze bauete, vielleicht ohne die heilsamen Wirkungen ganz vorauszusehen, die aber Napoleon weislich auffasste und vervollkommnete, indem er sie eben jenen Grundsätzen der Einfachheit, der Allgemeinheit und Kraft möglichst nahe führte? Gerade solche Bemerkungen sind es, die der praktische Staatsmann bey Schriftstellern seines Faches am liebsten findet, weil sie ihn Belehrung für die Welt hoffen lassen, deren sie in unseren Tagen sicher mehr als je bedarf, wenn wir nicht auf der Bahn der Cultur wieder zurück geworfen werden sollen.

Die Data des Vfs. sind im Ganzen mit vieler Sorgfalt und Beurtheilung gesammelt und aufgestellt. Aber hie und da finden sich auch Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, die wohl zu vermeiden waren. Um nur ein Beyspiel auszuheben, was soll man zu der Bemerkung sagen: „die Data über den dänischen Handel sind nicht ganz sicher nach den Zoll-Listen, wegen der Defraudation des Zolles." Wo in aller Welt sind sie es denn sonst? Giebt es etwa irgend einen Zoll in der Welt, der nicht defraudirt werde?

Dass der Vf. die tabellarische Form als die vorzüglichste Art der Darstellung, auch für seinen Zweck, gewählt hat, möchte schwerlich allgemein Beyfall finden. Tabellen eignen sich wirklich nur zur Zusammenstellung von Zahlen, oder ganz kurz ausgedrückten Begriffen, um dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen. Wo es auf Abwägung schon bekannter Resultate, auf Räsonnement ankömmt, ist diese Form mehr hinderlich als vortheilhaft.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Müller: *Mungo Parks*, Wundarzts und Reisenden im Dienst der afrikanischen Gesellschaft, *neueste und letzte Reise ins Innere von Afrika, nebst dem Tode dieses merkwürdigen Reisenden*, aus seinem Tagebuche und den Relationen seiner übrig gebliebenen Gefährten niedergelegt bey der afrikanischen Gesellschaft zu London. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von *Harry Wilkins*. Vollständige Übersetzung. 1807. XVI u. 384 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Sehr oft haben die Verfasser geographischer Bücher sich der Sünde schuldig gemacht, dass sie ihre Vorgänger wörtlich abgeschrieben haben. Schwerlich hat aber Jemand die Unverschämtheit so weit getrieben, als der Vf. des gegenwärtigen Machwerks, der das an dem Reisenden *Brown*, und an dem Geographen *Bruns* verübte Plagium unter dem Namen der letzten Reise von dem berühmten *Mungo Park*, und als eine Übersetzung aus dem Englischen, das er einem gewissen *Harry Wilkins* andichtet, herausgegeben hat. Da das Verfahren von ganz sonderbarer Art, und, wie wir zur Ehre der Bücherschreiber hoffen, beyspiellos ist: so verlohnet es die Mühe, dem vorgeblichen Übersetzer die Larve abzureissen, und ihn als einen schändlichen Betrüger der Verachtung des Publicums Preis zu geben. In der Vorerinnerung behauptet er, das letzte Tagebuch dieses merkwürdigen Reisenden, das bey dem Untergange seines Verfassers glücklicher Weise erhalten wurde, möglichst getreu übersetzt, den Styl gedrängt, die einzelnen Bemerkungen der Reisegefährten, die im Original getrennt waren, gehörigen Orts eingerückt, Bemerkungen anderer Reisenden sowohl als seine eigenen in der Naturgeschichte und Sternkunde eingeschaltet, biographische Bemerkungen über den Reisenden in den Text gezogen, die 36 Zeichnungen ohne die grosse Karte vom Laufe des schwarzen Flusses, welche die englische Prachtausgabe zieren, weggelassen, und überhaupt die Reisebeschreibung für den deutschen Leser auf eine zweckmäsige Art bearbeitet zu haben. Dass von allem diesem nicht das Mindeste wahr sey, kein englisches Original, kein Tagebuch *Mungo Parks*, keine Bemerkungen seiner Reisegefährten existiren, sondern das Ganze eine sehr plumpe Erdichtung, und das Werk eines elenden Scribenten sey, wird diese Recension auf eine einleuchtende Art zeigen. In der Einleitung erzählt der vorgebliche Park, dass er nach gefasstem Entschluss, eine neue Reise zu machen, sich mehrere Reisegefährten, die die afrikanische Gesellschaft mit Instructionen und Instrumenten versehen, gewählt, eine militärische Bedeckung von 25 Mann Soldaten mit gehöriger Munition erhalten, und sich 1805 an Bord eines Kriegsschiffes Endeavour begeben habe. Das Schiff sey durch Sturm nach Brasilien verschlagen, habe sich daselbst mit verschiedenem Proviant versehen, er selbst habe zwölf Maulesel für seine Leute gekauft, und sey glücklich in dem Hafen von Zilli im Lande der Fulahs abgesetzt worden. Ohne uns bey der Unwahrscheinlichkeit, dass ein Schiff, welches im Lande der Fulahs landen sollte, bis nach Brasilien getrieben worden, und ehe es die weitere Fahrt nach Ostindien fortgesetzt, nach jenem Lande zurückgekehrt sey, aufzuhalten, fragen wir: wo und in welcher Gegend des Landes der Fulahs liegt *Zilli?* Uns ist ein solcher Hafen unbekannt. Und wie kommt es, dass keiner von den Gefährten, deren jeder sein bestimmtes Fach gehabt haben soll, mit den Instrumenten, die sie mitgenommen, die Lage genauer bestimmt hat? Am Schluss der Einleitung wird der Anfang der Reise erwähnt. Wer erwartet nicht, zu hören, was sich darauf zugetragen hat? Aber das 1 Capitel enthält *medicinische Bemerkungen über Afrika*, S. 6—41. Es ist wörtlich abgeschrieben aus *Brown's Reisen in Afrika*, im 1 Bd. der *Sprengelschen* Bibliothek von Reisebeschreibungen, S. 384-414, nur dass, wo Brown von sich in der ersten Person spricht, hier von ihm in der dritten geredet wird. Wie der Vf., der an der Westküste gelandet seyn soll, plötzlich den Leser in Gegenden an der entgegengesetzten Küste führen kann, wissen wir uns nicht zu erklären. Das Abschreiben gefällt ihm so wohl, dass er im 2 Capit.: *Bemerkungen über Dar-Fur und die umliegenden Länder*, S. 42—53, damit fortfährt; jedoch ist er aufrichtig genug, zu gestehen, dass er Verschiedenes aus Brown anführen will. In der Sprengelschen Bibliothek lieset man dieses Cap. S. 357—367. Das dritte Capit. *Reise nach Dar-Fur. Vornehmste Ortschaften. Einwohner.* S. 54—63 fängt mit einem Excerpt aus Brown in der Biblioth. S. 258 an, das aber schon auf der nächsten Seite aufhört. Von der Stadt Kobbe in Dar-Fur springt der Vf. in die nubische Wüste, und von S. 55 an bis zu Ende des Buchs ist alles aus *Bruns Erdbeschreibung von Afrika* abgeschrieben, diejenigen Stellen ausgenommen, wo etwas von den Abenteuern des Mungo Park erzählt d. i. erlogen wird. Mit Ausnahme des ge-

dachten Brownschen Excerpts steht der Rest dieses Capitels in *Bruns Erdbeschreib.* 2 *Th.* S. 17—23. Das 4 Capit. *Reise nach Nubien*, S. 64—85. lieset man bey Bruns S. 23—41. Es beginnt: *Von Gherri reisten wir.* Was Bruns als Nachrichten, die Poncet oder Bruce, oder ein anderer Reisender meldet, anführt, erscheint hier als Beobachtung Park's. Das geschieht auch im fünften Capitel: *Reise nach Habesch*, S. 86-204, welches aus Bruns S. 69—232 abgeschrieben ist. Zuweilen werden ganze Seiten des Brunsischen Textes ausgelassen, z. B. S. 78. 79. 92. 93. 96—100, wo dem Vf. die Aufzählung der abyssinischen Producte zu lang geschienen hat. Auch hielt er, was Br. von der Justiz und der Kriegsmacht der Abyssinier sagt, S. 154—163, für überflüssig und nicht des Abschreibens werth. Ein gleiches Urtheil fällte er über die Nachricht, die Juden betreffend, S. 176. 177. Die Änderungen und Zusätze sind abgeschmackt und unbedeutend. Die Rebhüner-Pasteten als Lieblingsgericht der Franzosen bey Bruns S. 137, werden in *roast beef* der Engländer S. 124 verändert. Br. S. 128 hatte gesagt, dass Honigwein *in Deutschland* Meth genannt werde. Der Vf. glaubte vielleicht ihn mit einer Verbesserung zu beschenken, wenn er dafür *in Norden* setzte. Besser hätte er den Namen *Meet* oder *Meed* geschrieben. Man schlage nach *Frisch's Wörterb.* S. 654, woraus auch das Unstatthafte jener Verbesserung einleuchten wird. Zu der von den Jesuiten durch fremde Handwerker erbauten Brücke, deren Br. S. 82 erwähnt, und die gar nicht unwahrscheinlich ist, weil die Ungeschicklichkeit der Einwohner in Handwerken und Künsten sattsam erwiesen ist, und die Jesuiten jene ins Land gerufen hatten, um sich ihrer bey dem Bau der Kirchen, womit sie, wie allenthalben, so auch in Habesch imponiren wollten, zu bedienen, setzt der erzählend eingeführte M. P. hinzu S. 99: *Ich habe sie nicht gesehen, und zweifle dass sie jemals existirte, wie so viele jesuitische Vorgeben aus fernen Landen.* Ein Zusatz findet sich S. 161, wo von einem magischen Gebetbuch die Rede ist: *Ich habe weder von einem noch vom anderen gehört.* Nach *Teufel* rückt der Vf. noch ein: *dieser alte Tausendkünstler.* Wie sich doch das von ihm zum Grunde gelegte Original unter seinen Händen verschönert!

In dem 6 Cap.: *Reise in das Königreich Adel und nach der Ostküste von Afrika südlich von Habesch* S. 205—279 wird zu Anfang Bruns 3 Th. S. 10—19 abgeschrieben. Wie unwissend der Vf. ist, wenn er sich zu eigenen Bemerkungen versteigt, davon hier ein Pröbchen. Bruns S. 11 beschreibt den blühenden Zustand Zeyla's vor seiner Zerstörung durch die Portugiesen 1517; ob und wie der Ort nachher hergestellt sey, könne er nicht mit Gewissheit sagen. Der Vf. fährt nach der Abschrift von jenem Zustande fort S. 207: *Allein jetzt ist von alle dem keine Spur mehr vorhanden und mit der veränderten Schiffahrt hat sich auch aller Handel und Leben von hier weggewendet.* Die Schiffahrt um Afrika nach Ostindien, die der Vf. in Gedanken hatte, hat auf den Handel Zeyla's nicht nothwendig Einfluss haben müssen. Dieser konnte mit den benachbarten Ländern noch immer bestehen, wenn gleich die Europäer auf einem neuen Wege mit Ostindien handelten. S. 214 wird nach dem, was Br. S. 19 gesagt hatte, dem M. P. ein Abenteuer untergeschoben, das er und seine Gefährten in einem Gefechte mit den Negern in der Nähe von Magadoxo bestanden. Der Vf. kehrt aber S. 215 zum Abschreiben zurück. Indessen hat ihn der erste Versuch im Lügen so dreist gemacht, dass er noch auf dieser Seite eine lange Geschichte von dem ferneren Eindringen M. P's. in das Innere von Afrika beginnt, die erst S. 235 geendiget wird. M. P. erzählt von sich, dass er jetzt seinen Vorsatz, das Innere von Afrika näher kennen zu lernen, habe ausführen wollen, dass die Hitze so unerträglich gewesen, dass seine Soldaten haben umkehren wollen, sie seyen aber durch sein Zureden, (ein höchst erbärmliches Galimathias von Gemeinplätzen seynsollender Philosophie,) bewögen worden, ihm zu folgen. Er setzt seine Reise weiter nördlich fort, und nach einem 14tägigen Marsche durch schreckliche öde Wüsten befindet er sich in — Senegambien. S. 235. Nun gehet es wieder an ein Abschreiben. Durch eine solche grobe Erdichtung knüpfet der Vf. seine Abschrift aus Br. Erdbeschr. 3 Th. an die aus desselben Vfs. 4 Th. Denn was er von Senegambien sagt im 6 Cap. S. 235—279 und von diesem Lande und von Guinea im 7 Cap. S. 280—382, stehet mit geringer Veränderung in Br. 4 Th. S. 214—374. Da wo er seine Urschrift zu verbessern wagt, fällt er in grobe Irrthümer. Br. sprach von Orkanen, *Tornadoes* S. 216. Das heisst so viel, dass die Orkane *Tornadoes* genannt werden. Der Vf. rückt und ein S. 237 und wird dadurch lächerlich. Das pöbelhafte Wort für *betrügen*, das S. 270. Z. 9 vorkommt, ist nicht aus Br. abgeschrieben, der sich des anständigeren Wortes bedient hat. S. 247. Br. hoffte, dass die Ansiedler auf der Insel Bulam nicht vertilgt wären. S. 299. Sein Abschreiber behauptet, dass dieses nicht geschehen sey. S. 315. Lücken hat er auch gelassen; die von Br. angeführten Ortschaften S. 273. 274. 275 fehlen bey dem Vf., der sie S. 291 hätte einrücken können. Unter den weggelassenen sind englische und französische Forts, die man sonst in den Geographieen Afrika's nicht mit Stillschweigen zu übergehen pflegt. Das Erweitern und Hinzusetzen ist des Vfs. Sache gewöhnlich nicht, die falschen biographischen Nachrichten von M. P. ausgenommen. Es fällt daher auf, dass er von den Producten Senegambiens mehr beybringt S. 255 u. f., als er bey Br. vorfand S. 231 ff. Wenn man S. 277 lieset, dass die neuesten Nachrichten von dem französischen Handel nach Senegal bis 1802 und die erste Hälfte des Jahres 1803 gehen: so erwartet man Nachrichten von diesen Jahren, und doch findet man keine späteren als von 1789 und 1792. Sehr listig hat der Vf. die Jahre 1802 und 1803, wo Br., dessen Buch schon 1796 gedruckt war, 1789 und 1792 hat S. 253, gesetzt. Er hätte aber dafür sorgen sollen, Nachrichten von den

nach der Herausgabe des Brunf. Buches verflossenen Jahren aufzutreiben.

Das 8 Cap. 378—384 fängt mit einer Reise an, die M. P. von Christiansburg, einem dänischen Fort auf der Goldküste, ins Innere gemacht haben will. Hier hat der Betrüger dem Schotten M. P. eine Reise zugeschrieben, die eigentlich der Däne Isert gemacht hat nach Br. S. 379. M. P. wollte noch weiter reisen, als der von Br. S. 375 angeführte König der Assianther. Die Begleiter murreten, und konnten durch keine Gründe, die er ihnen vorhielt, aus der Stelle gebracht werden. Er machte sich daher voll Zorn über diese Weigerung allein auf den Weg. Zwey Tage nachher erfuhren die Zurückgebliebenen, dass er erschlagen sey. Seine Leiche wurde schon den Tag darauf gefunden und im Sande verscharrt. Nachdem seine Begleiter ihm den letzten Liebesdienst erwiesen hatten, kehrten sie nach England zurück. Hiemit endiget sich dieses Buch, welches wir ohne Bedenken als eine der ärgsten und schändlichsten Betrügereyen, womit die Welt von den Bücherschreibern je hintergangen ist, brandmarken. Über des verkappten Damberger's Reisen waren die Stimmen eine Zeitlang getheilt. Aber über diese kann und wird nur Eine seyn, 1) dass sie erdichtet, 2) so wie sie hier vor Augen liegt, nicht das Product eines englischen sondern deutschen Scriblers sey. Die Übereinstimmung mit dem verdeutschten Brown und dem deutschen Bruns, die wir durch das ganze Buch nachgewiesen haben, muss einen jeden unbefangenen Leser überzeugen, dass dem Vf. nicht ein englisches Werk, das aus Brown und Bruns hätte compilirt seyn können, sondern jene deutschen Schriften zur Übung seiner Feder im Abschreiben haben herhalten müssen. Noch mehr wird dieses dadurch bestätiget, dass die Druckfehler in dem Brunsischen Werke, sowohl die von dem Vf. am Ende des sechsten Theils bemerkten, als die nicht corrigirten, deren übrigens nicht viele sind, von dem Vf. der letzten Reise M. P. beybehalten sind. Von den Habessinern sagt Bruns Th. 2. S. 119, dass sie *gutgeformte, keine* (denn so hat er selbst den Druckfehler *kleine* corrigirt) *plattgedrückte Nasen haben.* Der Vf., *qui nasum non habet*, schreibt *kleine* S. 113. Wer nicht beym Lesen einschläft, wird S. 182. Z. 4 *zu* in *den* ändern. Aber nicht so der Vf., der die Mittel, die zu Sprach- und Geschicht-Forschern an die Hand zu geben sind, in der Abschrift stehen lässt. Ein mittelmässiger Kenner der Geographie von Afrika wird nicht den Senegal unterm 25° 55' nördl. Breite ins Meer fallen lassen. Den unglücklichen Druckfehler 25 statt 15 hat unser Vf. fortgepflanzt S. 247. Die *Schindeldächer* beym Vf. S. 277 hatte Br. schon im Nachtrag in *Strohdächer* verwandelt. Der Vf. verbleibt aber bey der ersten falschen Angabe. Es war ihm zu weitläuftig aus dem Nachtrag zur Br. Erdbeschreibung die Verbesserungen in sein Exemplar einzutragen, ehe er sich an das Abschreiben machte.

Könnte aber auch der Vf. nicht des unverschämten Plagiums, das er unter einer offenbaren Unwahrheit verstecken wollte, bezüchtiget werden, so haben doch die groben Druckfehler das Buch so verunstaltet, dass es zum geographischen Studium ganz unbrauchbar geworden. Man hört oft Klagen über die Nachlässigkeit der Drucker oder der zu Correctoren gedungenen Männer. Nicht leicht wird man ein Buch vorzeigen können, worin so grobe und so viele Fehler, am meisten in den Eigennamen der Örter, die in einem geographischen Buche mit vorzüglicher Genauigkeit angegeben seyn sollten, vorkommen, als in diesem. Nur einige zum Beweise, dass wir nichts übertreiben. S. 297. Z. 1. 2. *Die nach Afrika geführten Waaren bestehen in Kurit oder einer Schneppenart vom Geschlecht der Ciptea.* Die unterstrichenen Wörter sollen heissen *Kauris*; *Schneckenart*, *Cyprea*. S. 45. Z. 8. *Meyur der über Sennaar herrscht.* Damit man hieraus nicht *Major* oder etwas dem ähnliches mache, so bemerke man, dass in dem abgeschriebenen Texte *Mecque* stehet, dieses ist aber für *Mek* gesetzt, und *Mek* stehet für *Melek* oder *Melech König.* S. 51 Z. 9 v. u. *Kommurifs* statt: *Komm und iss.* S. 100 Z. 2. *Dem ganzen* statt: *den Gränzen.* Z. 4. *Akbara, Assaboras* st. *Atbora, Astaboras.* S. 141 Z. 2. Vor *vom Leibe* ist ausgelassen *nach der Trennung.* S. 144 Z. 18. 19 sind die Wörter *zum Andenken* versetzt und müssen vor *der Taufe* stehen. S. 188 Z. 16. *Xerbanna* st. *Ferbanna.* S. 317 Z. 11. *Kap Merga* st. *K. Verga.* S. 346 Z. 2 v. u. *Lago di Monte* st. *Capo de Monte.*

B—dt.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, b. Gredy und Breuning: *Das Absolute* von *Georg Friedrich Einsiedel*, Stadtgerichtsassessor zu Erlangen. 1807. 8. (16 Gr.)

Ursprünglich zu eigener Übung in Festhaltung vorerst des Gedankens ans Absolute, zur Lösung und Beseitigung der Widersprüche und endlich zur Reinigung des Gemüths für die Einkehr des Göttlichen bestimmt, wurde unter der Arbeit diese vorliegende Schrift dem Vf. auch eine menschenfreundliche Angelegenheit. Denn er hat sehr richtig gefühlt, dass, was ihm Noth gethan, so vielen anderen noch fast gänzlich mangelt. Der Anstrich des Erhabenen, die prunkvollen Worte und der ganze Hoffart der Philosophen müssen sämmtlich in ihrer Blösse erscheinen, auf dass klar werde, es sey wenig von dieser im Gewand der Kraft verborgenen Ohnmacht zu hoffen. Um dieses auszuführen, dazu wird zuerst die innerliche Sammlung der Seele und Stärkung aus Gott erfodert — das ganze Leben muss erst selbst durchdrungen und erfüllt seyn vom Unvergänglichen und der innere Mensch muss erschlossen werden dem göttlichen Geist und heiligen Licht. Wie man in dialektischer und hie und da skeptischer Form hiezu sich vorbereiten könne, zeigt diese Schrift: sie kann keinem Denker unwillkommen seyn, wenn gleich der Vf. vielleicht durch die Härte des dialektischen Kampfes selbst zum Frieden und zur Versöhnung geneigt, den Zeitpunct desselben allzu nahe

erblicken möchte, nicht eingedenk des Kampfes gegen alles Falsche, der jetzt erst recht beginnen kann, da das Beste und Edelste — Religion und Philosophie — so arg wie niemals missbraucht wird, welcher Missbrauch sich gerade hier am schwersten rächen wird. Wir nehmen mit Dank diese redliche Arbeit des Vfs. an, und wünschen, dass es ihm — nicht gefallen (denn diess wäre niedrig von ihm gedacht), sondern dass es ihm gelingen möge, mit Kraft und Gesundheit, wenn auch nicht der endliche Vermittler, doch um so gewisser ein Held für die gute Sache zu werden.

Der Inhalt der Schrift wird vom Vf. selbst folgendermassen angegeben: „I. Nichtseyn ist nicht. Das Ermangeln des Nichtseyns giebt nicht ab den Grund des Seyns. — Möglichkeit (nicht die gemeine, sondern die göttliche) des Seyns muss die Möglichkeit des Seyns constituiren — Möglichkeit des Seyns ist schon an sich Seyn, als solche. — Nur Seyn vermag zu seyn. — Ausser dem, was ist, giebt es nicht höhere Potenz. — Alles Seyn ist sich darin gleich, dass es ist. — Das Seyn ist schlechthin das, was es ist. — II. Das Seyn ist sich absolut. — Seyn ist gleich dem All. — Das Seyn ist ewig. — Alles Seyende ist das, was es ist. — Was ist der Mensch? — Alles, was in und mittelst der Reflexion zu Stande kommt, ist Reflexion. — Was ist in der Reflexion Universum — Mittel und Zweck des Seyns — Schöpfung — Kraft — Leben und Tod? — Es giebt eine Fortdauer nach dem Tod.“ — Der Begriff des Seyns ist dem Vf. ein ewiger, unzerstörbar lebendiger; daher ist ihm auch so klar geworden, wie die Antwort: *das Seyn ist was es ist* (wie jenes heilige Wort Gottes: *Ich bin der ich bin*) eine vollkommen befriedigende sey auf die Frage: Was ist das Seyn? Wie ferner an der vollständigen (wir möchten sagen) Menschwerdung der Identität (oder wie ihr es nennen wollt) alles gelegen ist und ohne diese alles Thun ein blindes Treiben ist und gerade um diesen einzigen ewigen Punct entweder nie zu viel oder nie zu wenig Worte gesprochen werden können, wie endlich ein jeder, den jene Antwort nicht befriedigt, noch ganz in der Verwilderung begriffen, nur durch Reinigung aller Subjectivität und Ertödtung des Selbstischen dahin gelangen kann, wo Seligkeit wohnt. — Nachdem der Vf. dargelegt, wie sich alles Seyn im Menschen fasse, und einige Blicke auf die Negation des Seyns aus Reflexionsgründen geworfen hat, bricht er in den gerechten Unwillen aus: „Doch wer wollte sich noch ferner abgeben mit Versuchen, wie man wohl Gott lästern könne im Negiren allgemeiner und eigener Existenz! Weiter, als es Sophisterey bisher gebracht hat, wird man kaum kommen Allein, ihr Ärmlichen, die ihr euch gross dünktet in *eurem* Skepticismus, ihr konntet bloss Seyn leugnen; vernichten, aufheben konntet ihr es nicht, und eine Menschheit, die da glauben konnte, es sey kein Seyn, weil Seyn zu bezweifeln, weil es zu leugnen sey, die nicht einsah, dass schon absolut Seyn dazu gehört, um sich nur zu fragen: ob man sey? sie ist nicht würdig ihrer Reflexionskraft, sie konnte nicht mehr thun, als sie gethan hat, um von Gott abzufallen, wenn sie es vermöchte.“ Eben dieses Unvermögen, wünschten wir, möge jeder in dieser Schrift erkennen lernen — den Abgrund der Falschheit und Eitelkeit des Teufels. — Der Abschnitt *über das Universum* scheint uns im Fortgang der Schrift der Punct der grösten Klarheit und des Selbstverständnisses zu seyn; besonders ist die Coincidenz der wahren Erkenntniss mit dem göttlichen Wesen scharf gefasst und dabey in ruhiger Begeisterung dargelegt. Fast eben so die mit der Lehre vom Seyn innigst verschlungene von dessen Anfang, Mittel und Ende, vom Übergang des Seyns u. s. w. Erhebend und tröstlich ist die Darstellung des Todes als einer anderen Art und Weise des Lebens, so wie überhaupt die leeren Vorstellungen vom Nichtseyn des Todes und vom Scheinleben der Dinge hier ihre gerechte Rüge, weniger polemisch als thetisch erhalten. Eben so würdig ist des Vfs. Ansicht der Unsterblichkeit.

K. I. W.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖN. KÜNSTE. Ohne Verlagsangabe: *Falsche Freundschaft und Aberglaube.* Ein Schauspiel in 5 Aufzüg. v. *Heyum.* 1807. 109 S. 8. Nachdem der Vf. zehn Jahre in entfernten Ländern sein Glück gesucht, und in den letzten Jahren entweder durch Gemüthskrankheit oder (?) Verfolgung in eine der schrecklichsten, peinhaftesten Lagen gebracht wurde, die ihn ausser Stand setzte, seinen Berufsgeschäften vorstehen zu können: so kam er auf den Gedanken, ein Geschäft vorzunehmen, wodurch er in der Einsamkeit doch nützlich seyn könnte, d. h. er verfertigte diess Schauspiel. Möchte er doch seine Absicht an sich selbst erreicht haben! Denn welchen Nutzen das Publicum aus seiner Arbeit nehmen könne, kann Rec. wenigstens nicht absehen. Ausser diesem werden wohl Wenige seyn, die es lesen, und es zum Ansehen zu geben, dazu wird sich vollends Niemand verstehen. Unter den handelnden Personen sind auch neun Friseurs mit wohlgefüllten Puderbeuteln. Vom Aberglauben, der auf dem Titel steht, wird am Ende des Stücks nur so viel *zum Anfange* — die Hauptsache soll morgen, d. h. niemals, kommen — gesagt, dass man ihn als ein Übel aller Übel betrachten könne; und die Freundschaft wird S. 106, ihrer Gefährlichkeit wegen, mit zwey Gräben verglichen, die beide gleich breit, beide nicht wohl zu überspringen sind, davon aber der eine mit Wasser angefüllt, der andere leer ist. Das Stück beginnt mit Gesang. Nettchen scheuert die Stube und singt:

> Wir Mägde, wir Knechte
> sind immer geplagt;
> uns sind Tage wie Nächte,
> werden selten gefragt;
> und bekommen wir mit unter
> nur *ein* freundlichen Blick,
> gleich sind wir wieder munter,
> und hoffen auf Glück;
> doch trifft sichs indessen,
> dass bey aller Unruh,
> kaum bekommen wir zu essen,
> wohl noch Schläge dazu!

Das arme Nettchen!

Ir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1808.

KIRCHENGESCHICHTE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Der königlich sächsische Kirchenstaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abrifs der sächsischen Kirchenverfassung sowohl, als auch zur näheren Erkenntnifs der Reformation Lutheri. Bearbeitet von *Christian Gotthelf Fix.* Zweyter Theil. 234 S. Dritter Theil. 211 S. Mit einer Tabelle. 1807. gr. 8. (Beide Theile 2 Thlr.)

Rec. befindet sich, wenn er von dem ersten zum zweyten Theil übergehet, beynahe in eben der Lage, als ob er, wie durch einen Zauberschlag, aus einer bekannten in eine ihm unbekannte Gegend versetzt würde, wo er allenthalben um sich her nichts, als fremde Gestalten und Gegenstände erblickt, keinen gebahnten Pfad vor sich siehet, und nicht weifs, auf welchem Wege er sich in die verlassene Gegend zurückfinden soll. Er glaubte aus dem Stifte Meissen in die Stifter Merseburg, Naumburg und Zeiz überzugehen, wohin der Vf. nach S. VI der Vorrede zum 1 Th. seine Leser im zweyten Th. zu führen versprochen hatte; sah sich aber bald in entferntere deutsche Provinzen, selbst nach Italien und in andere Länder versetzt, wo er nicht, wie er erwartete, mit Bischöfen und Mönchen zusammentraf, sondern Könige und Fürsten mit ihren zum Krieg gerüsteten Heeren vor sich erblickte. Ohne, der Aufschrift des Werks gemäfs, auf kirchliche Verfassung Rücksicht zu nehmen, trägt der Vf. durchaus politische Geschichte vor, beschreibt die Thaten der Beherrscher Deutschlands und Sachsens, die Schicksale ihrer Familien, die von ihnen in Deutschland und Italien geführten Kriege u. s. w.; unterhält S. 13 f. seine Leser mit K. Heinrichs Liebesgeschichte, S. 179—187 mit den fabelhaften Abenteuern Ludwig des Springers, S. 205 f. mit Ludwig des Eisernen Härte gegen den thüringischen Adel, verbreitet sich ausführlich über die Bedeutung des Namens Buzici bey Ditmar S. 8, über die Strafe des Hundetragens im Mittelalter S. 206, und über andere in jenen früheren Zeiten übliche Gebräuche. Rec. wird sich nicht irren, wenn er glaubt, dafs der Vf. diese Geschichtserzählung schon längst in einer ganz anderen Absicht ausgearbeitet, und jetzt mit dieser entbehrlichen Zugabe seinen Kirchenstaat ausgestattet habe. Er will sich also, da er in seinen Erwartungen sich getäuscht siehet, bey der Beurtheilung nicht aufhalten, und nur so viel im Allgemeinen bemerken, dafs zuerst die Geschichte der Sachsen, dann von S. 109 der Thüringer erzählt, und zuletzt S. 222—234 die Eintheilung der wendischen Besitzungen in Gauen, worüber sich Schöttgen in seiner Geographie der Sorbenwenden ausführlicher verbreitet, angegeben wird. Irrig ist es, wenn in einer Anmerkung zu S. 31 gesagt wird: Die Stadt Rochlitz, welche Bischof Gero zu Merseburg als Präbende besessen habe, sey der Kirche zu Merseburg geschenkt worden. Man kennet keinen Bischof dieses Namens zu Merseburg. Zu Magdeburg war späterhin ein Erzbischof Gero, von dem aber hier nicht die Rede ist. *Rochlitz*, die Stadt, ist mit dem Vorwerke *Roegliz* verwechselt, wie man aus Ditmars Chronik, S. 225 *ed. Mader.*, siehet, vgl. *Ludwig. Reliqu. Mst.* IV, 358. — Nach S. 109 sind Herzog Rudolphs III zu Sachsen Söhne von einem Thurme erschlagen worden. Dieses traurige Schicksal traf sie allerdings, aber nicht, wie hier angegeben ist, zu Lochau, sondern auf dem Schlosse zu Schweinitz. Über den Kampf bey Runiberg S. 121 verdient *Jo. Gottlob Böhme, de Runibergo, ubi victus a Francis est Hermenfridus, Thuringor. ultimus rex. Lips.* 1773. 4. gelesen zu werden. — Wenn Rec. die Schreibart näher beleuchtet: so möchte er fast glauben, dafs dieser zweyte Theil das Werk eines anderen Vfs. sey. Die Ungleichheit im Styl ist unverkennbar, und auffallend der öftere Gebrauch niederer, oder komischer, aus der Volkssprache entlehnter Ausdrücke, von welchen im ersten und dritten Th. keine Spur zu finden ist: z. B. S. 18 etwas haarklein offenbaren. S. 42 ein kernguter Mann gottseligen Andenkens. S. 111 die alten Thüringer waren kernfest — — und trugen entsetzlich lange Bärte. S. 118 sich Tage lang herumkeifen. Ebendas. ein neuer Schurkenstreich. S. 126 eine grofse Schlappe erleiden. S. 129 einem schrecklich mitspielen. S. 144 wurmen. S. 147 Saus und Braus. S. 155 faule Schurken. S. 172 dem Kaiser das Handwerk derb legen; sein Müthgen kühlen. S. 177 die alten deutschen Degenknöpfe (Ritter). S. 181 das treulose Weib, die böse Sieben. S. 197 ein x für ein u machen u. s. w. Dahin gehören auch die gemeinen Sprichwörter: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; ein Narre macht viele Narren etc. — Unverständlich ist S. 232 die Ortsbestimmung: Marzan bey *Prizerbe*, wahrscheinlich soll es heifsen: bey *Wittenberg*. — Mit dieser Anzeige verbindet Rec. den Wunsch, dafs der Vf. den zweyten Theil entweder zurücknehmen, oder, wenn ihm dieser Vorschlag nicht gefallen sollte, unter einem anderen, dem In-

halt angemessenern Titel, z. B. *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Sachsen und Thüringer*, als ein besonderes Werk ausgeben möchte.

Der *dritte Theil* stehet mit dem ersten in der genauesten Verbindung, enthält die Fortsetzung, und ist mit grösserem Fleiss, als der erste Theil bearbeitet. S. 1—30 handelt *von dem Sprengel des Bisthums Merseburg*. Da der Vf. die Bischöfe zu Meissen beschrieben hatte, so erwartete man hier die Reihe der Bischöfe zu Merseburg, mit einer Anzeige, was sie in frühern Zeiten von Boso an, für die Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven, und späterhin zur Verbesserung der Kirchendisciplin und Liturgie geleistet haben. Allein der Vf. bemerkt nur die letztern, unter welchen die Reformation zu Stande kam, und beruft sich auf die europäische Staatsgeographie, wo die Bischöfe von der Stiftung an verzeichnet sind. Hier giebt er offenbar zu erkennen, dass er von den vorzüglichsten Quellen keinen Gebrauch machte; sonst würde er, statt der aus vielen Büchern zusammengeschriebenen Staatsgeographie, das aus archivalischen Nachrichten geschöpfte *Chronicon Episcopor. Merseburg.* in *Ludwig. Reliqu. Mst. IV*, 329—588 genannt haben, das zwar in den Anmerk. zu S. 2 und 4 angeführt, aber, wie sich bey einer nähern Untersuchung ergiebt, nicht benutzt worden ist. Da er weiter unten die naumburgzeizischen Bischöfe der Reihe nach angiebt: so ist wohl Mangel an Hülfsmitteln die Hauptursache, dass die merseburgischen nicht auch beschrieben wurden. Was in der Einleitung von der Reformation im Stifte Merseburg, von Errichtung des Consistorii, und von den Schicksalen des Stifts bis auf die neueren Zeiten S. 7—20 gesagt wird, gehöret eigentlich nicht in einen Kirchenstaat *vor* der Reformation. Die Eintheilung des Stifts in Diöcesen S. 20—29, stimmt mit der noch jetzt bestehenden Eintheilung beynahe ganz überein. Die Kirchörter sind grösstentheils in der Ordnung, wie sie nach dem jetzt gewöhnlichen Missivenlaufe auf einander folgen, angegeben; die leipziger Diöces in dem Umfange bis 1756, da die delitscher und mansfeldischen Schriftsassen davon abgesondert wurden. Dass diese Einrichtung in den frühern Zeiten des merseburgischen Bisthums bestanden haben, und seit der Stiftung 969 beynahe 600 Jahre hindurch keiner Veränderung unterworfen gewesen seyn sollte, ist sehr zu bezweifeln. Schon unter dem zweyten Bischof *Giseler* ging eine bekannte grosse Veränderung vor. Der merseburgische Sprengel ward damals ganz aufgelöset. Giseler, der das Erzbisthum Magdeburg übernommen hatte, behielt selbst 9 ansehnliche Burgwarten und Städte, von welchen 1015 nur 4 an das Stift Merseburg zurückgegeben wurden. Unter andern blieb Eilenburg von der Zeit an bey Magdeburg bis zur Reformation. Gleichwohl zählt der Vf. S. 24 diese Stadt zum merseburg. Sprengel. Eine Kirche des heil. Franciscus gab es nie in Leipzig, so wenig, als eine des heil. Dominicus, aber Mönche nach beider Ordensregel, deren Kirchen ganz anderen Heiligen gewidmet waren. Die ehemals in Leipzig vorhandene Katharinenkirche hat der Vf. nicht bemerkt. Unter den angegebenen Kirchorten sind einige durch Druckfehler entstellet. S. 28. N. 14 ist für Nöteriz, *Stötteritz*, und N. 35 für Numsdorf, *Stumsdorf* zu lesen. — Von S. 31—93 wird der *Sprengel des Bisthums Naumburg-Zeiz* beschrieben. Nach einer kurzen Einleitung über den Umfang des Sprengels etc. folgt S. 39—51 die Reihe der Bischöfe, meist nach Sagittar. Der fünfte Bischof Caludus starb in Geschäften seiner Kirche zu Rom 1045. Bey dessen Nachfolgern: Burchard Busso, und Eberhard Happo, müssen die Namen getrennet werden: Burchard, oder Busso, Eberhard, oder Eppo. Bischof *Walram* S. 41 war einer der freymüthigsten Vertheidiger der Rechte des Kaisers wider die Anmassungen des Papstes. Seine noch vorhandenen, in *Frehers, Schards, Eccards u. a.* Sammlungen abgedruckten Schriften hätten bemerkt werden sollen, besonders die von Ulrich von Hutten zuerst herausgegebene: *De unitate ecclesiae conservanda*, in welcher der Vf., nach *Adelungs* Urtheil (*Director. der südsächs. Geschichte.* S. 70), viel Gelehrsamkeit gezeigt hat. — Die tödtliche Verwundung des Bischofs Dietrich I, vor dem Hauptaltare in der Klosterkirche zu Bosau, ist genauer und richtiger, als von Sagittar, beschrieben; doch war der Name des Mörders, eines durch des Bischofs Bemühungen zum Christenthum übergegangenen Slaven, nicht Bruno, sondern Benno, welchen, nach Paul Langens Chronik (*ap. Menk. S. R. G. II*, 17), da er sich durch die Flucht unsichtbar gemacht hatte, der Teufel hinweggeführet haben soll!! — Der nachmalige Erzbischof *Wichmann* zu Magdeburg kommt in den noch vorhandenen Urkunden nie unter den S. 44 angegebenen Namen *Wittmann* vor. Alte, unlesbare Handschriften haben zu dieser Verunstaltung des alten deutschen Namens Wichmann Veranlassung gegeben. — Bischof Dietrich II war Anfangs Pleban in Torgau, nach einer von ihm ausgestellten Urkunde in Kreysigs Beyträgen VI, 85. — *Peter von Haugwitz* war, nach des Vfs. Angabe S. 49, aus der Familie von Schleinitz. Diese neue Entdeckung fand er in Kreysigs angeführtem Werke II, 168, wo allerdings ein *Peter von Slynicz* Bischof zu Nuenburg genannt wird. Offenbar liegt aber hier eine falsche Lesart aus einer undeutlich geschriebenen Handschrift zum Grunde. Paul Lange, der mehr Glauben verdienet, führet ihn (Menk. II, 44) unter der Benennung auf: *Petrus ex stirpe et domo nobilium de Haugwitz*, und seine Angabe wird durch das Grabmal in der Stiftskirche zu Zeiz bestätigt. — *Dietrich von Burgsdorf* (nicht Boxdorf) war Anfangs Ordinarius der Juristenfacultät in Leipzig, und hat sich um die Verbesserung des Sachsenspiegels verdient gemacht. Von *Julius Pflug*, dem gelehrtesten der naumburg. Bischöfe, ist S. 51 zu wenig gesagt. Statt des *Panegyr. gentis Pflug.* von Hillig, der als Lobschrift auf einen Hieron. Sigm. Pflug gar nicht hieher gehöret, hätte auf verschiedene Schriften des verdienten Hn. Rect. *Müller* in Zeiz verwiesen werden sollen. — Von S. 52—71 behandelt der Vf. die Geschichte der Reformation und der Verfassung des

stifts bis auf die neuesten Zeiten, was eigentlich nicht in seinem Plane liegt. S. 72—93 folgen die Kirchorte des naumburg. Sprengels. Diesen Abschnitt beschliesst der Vf. mit der Bemerkung, dass die geistl. Güter bey ihrer Einziehung nach der Reformation nicht zweckmäsig angewendet worden wären, und beruft sich auf Stellen in Luthers Schriften, zum Beweis, dass der Reformator selbst über die Verwendung dieser Güter ein missfälliges Urtheil gesprochen habe; allein aus diesen Stellen ergiebt sich nur so viel, dass man nach der Reformation weniger auf Kirchen und Geistliche verwandte, als in früheren Zeiten, wo man Freygebigkeit gegen Kirchen und Klöster für ein Erwerbmittel des Himmels ansahe. Zweckmäfsiger konnten, nach Rec. Dafürhalten, die zum Theil sehr reichlich dotirten Klöster nicht angewendet werden, als zur Erhöhung des Fonds der Universitäten, zur Stiftung der Fürstenschulen, zur Vermehrung des Gehalts der Prediger und zur Unterstützung studirender Jünglinge durch Stipendien. Dass diess in Sachsen unter Moriz und August geschahe, ist bekannt genug, wenn man auch nicht leugnen kann, dass einige Klostergüter an verschiedene Räthe und Günstlinge dieser Fürsten unter den Preis abgelassen wurden. — Der vierte Abschnit S. 07 ff. handelt *von den Stiftern und Klöstern*. Das Collegiatstift zu Wittenberg ward, nach S. 112, nicht 1300, sondern 1353 von Herzog Rudolph I zu Sachsen errichtet, und von Kurf. Friedrich dem Weisen erneuert. Was S. 95 von einem Protectorat der wittenb. Stiftskirche gesagt wird, ist aus *Schamel. Beschreib. des Morizklosters vor Naumburg* S. 29 f. wörtlich entlehnt. — Von S. 135 werden die ehemaligen sächs. Klöster aufgezählt, überhaupt 153. Unverkennbar ist hier der Fleiss des Vfs. Doch hätte Rec. eine ausführlichere Darstellung gewünscht. Im Mittelalter waren, vor Errichtung der Universitäten, die Mönchsklöster die einzigen literar. Institute, in welchen die Überreste gelehrter Kenntnisse, bey der damals allenthalben überhand nehmenden Barbarey, einen ruhigen und ungestörten Zufluchtsort fanden. Die Mönche waren, sey es auch um ihres Vortheils willen, sehr geschäftig, Urkunden aufzubewahren, nützliche Werke durch Abschriften zu vervielfältigen, Büchersammlungen anzulegen, und zeichneten sich in gewissen Künsten durch nicht gemeine Fertigkeit aus. Schon in dieser einzigen Hinsicht ist die Kenntniss der klösterlichen Anstalten des Mittelalters dem Freunde der Literatur und Kunst nicht gleichgültig. Die zahlreichen Klosterbeschreibungen von *Schamelius, Leuckfeld* u. a. sind nicht in aller Händen, und den meisten Lesern, wegen der veralteten weitschweifigen Schreibart, ungeniessbar. Sie verdienten daher, wie *Schlözer* von einer ähnlichen Arbeit sagt, ausgebrannt, und mit Absonderung der Schlacken in eine neuere gefälligere Form umgegossen zu werden. Mehrere angesehene Klöster zu Dresden, Leipzig (mit Ausnahme des Thomasklosters), Wittenberg, Hain, Pirna, Torgau, Weissenfels, kennt man nur aus einzelnen histor. Bruchstücken. Hätte nun der Vf. die merkwürdigsten Umstände aus dem vorhandenen Klostergeschichten ausgehoben, und die weniger bekannten Klöster durch Aufsuchung der dazu erfoderlichen Urkunden genauer beschrieben: so würde er eine sehr verdienstliche Arbeit unternommen und ein in dieser Art noch nicht vorhandenes Werk geliefert haben. An Raum konnte es ihm nicht fehlen, wenn es ihm nur gefallen hätte, den nach dem Urtheil aller verständigen Leser überflüssigen 2 Th. bey Seite zu legen. Indessen verdient schon die mit vielem Fleiss zusammengeordnete Darstellung allen Dank, und gewährt mit der beygefügten Tabelle eine sehr anschauende Übersicht. Zum Behuf einer weiteren Bearbeitung dieses Entwurfs theilt Rec. dem Vf. folgende Bemerkungen mit: S. 136. *Lichtenburg*, ein königl. Schloss (nicht Dorf). Das hiesige Antoniterkloster soll, nach der gewöhnl. Meinung, Herzog Bernhard zu Sachsen (st. 1211) gestiftet haben. Wahrscheinlich kam es aber erst 1312 zu Stande; wenigstens findet man diese Jahrzahl auf dem ältesten Klostersiegel. Die beiden letzten Präceptoren, wie sich die Aufseher dieser Klöster nannten, Goswin von Orsog und Wolfg. Reisenpusch, waren kurfürstl. Räthe und Kanzler der Universität Wittenberg. — S. 140. *St. Afra*, Augustiner-(nicht Benedictiner-) Kloster, gestiftet vom Bischof Dietrich (nicht Thierei). S. 141. Das Kloster zu *Niemeck* ward vom Markgraf Conrad wegen geringer Einkünfte mit dem *petersberg*. Kloster vereiniget. Dieses ehemals sehr ber. Kloster, dem wir das schätzbare *Chronicon Montis sereni* verdanken, ingl. die Klöster zu Halle und das zum Neuen Werke vor Halle, hätten, wenn sie auch nicht mehr, wie ehemals, unter Sachsen stehen, mit eben dem Rechte bemerkt zu werden verdient, als die vom dem Vf. angezeigten Klöster zu Frankenhausen, Gerbstädt, Sittichenbach, Ilmenau, Kelbra, Heringen. — Schweinitz und Eilenburg hatten keine Klöster. Am letzteren Orte war ein Terminirhaus der leipziger Dominicaner. Der pirnische Mönch Lindner, Vf. des bek. Onomastikon, und Joh. Lange, wahrscheinlich mit dem Geschichtschreiber Paul Lange im Kloster Bosau verwechselt, können mit keinem Rechte den Conventualen des leipz. Predigerklosters beygezählt werden. Dagegen waren die hier nicht bemerkten *Joh. Cuno*, ein freymüthiger Eiferer wider den damals herrschenden Aberglauben, *Georg Orter*, zugl. Prof. Theol., Bestreiter eines päpstl. Ablassbriefes, und *Marcus von Weyda*, Vf. einer Auslegung des Vater unser (*Panzer Annal. der ält. deutsch. Lit.* S. 257), würdige Mitglieder dieses Convents. Dass der berüchtigte Ablasskrämer Tezel diesem Kloster zugehört, ist allgemein bekannt. — Das von des Grafen Friedrichs zu Bren (nicht Markgrafens zu Meissen) Wittwe gestiftete Kloster ward von Canonissinnen, nach der Regel des heil. Augustin, und das zu Frankenhausen von Cistertienserinnen bewohnt. Beide zählt der Vf. irrig zum Benedictinerorden. Von letzterem Kloster hat der ehemalige Stadtsyndicus Jo. Frid. Müldener eine ausführliche Geschichte Leipz. 1747. 4. herausgegeben. — S. 171. *Zscheiplitz*,

diplomatisch richtiger: *Schipplitz* (nicht Schrylitz), zuvor (nicht nachher) Weissenburg genannt, wenn anders der unzuverlässige Brotuf diesen Namen nicht erdichtet hat. Schamelius Beschreib. des Kl. Oldisleben, wo S. 11 u. 74 des Kl. Schipplitz gedacht wird, ist nur einmal aufgelegt. Naumb. 1730. 4. Der Zusatz: Vierte Auflage, ist also zu tilgen. — Der Cistertienserorden ist 1098 (nicht 1298) gestiftet worden. Eines der berühmtesten Klöster dieses Ordens war *Altenzelle*. Hier liess der gelehrte Abt Martin von Lochau bey angehender Reformation die Mönche in der griechischen, und von Anton Margarita selbst in der hebräischen Sprache unterrichten. — S. 176. Das Bernhardinercollegium zu Leipzig war kein Kloster, sondern ein gemeinschaftl. Seminarium des Cistert. Ordens in Sachsen, wo die aufgenommenen Ordensbrüder in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet wurden. S. *Fragm. zur Gesch. der Stadt Leipz.* S. 63—73. Die S. 181 angef. Schrift über die gegenwärtige Beschaffenheit der Schulpforte ist vom Hofr. Böttiger in Dresden. Unter den bemerkten ber. Zöglingen dieser Erziehungsanstalt vermisst Rec. Joh. Adolph Schlegel, Prof. Schneider in Frankfurt a. d. Oder, Hofr. Eichstädt in Jena, Fichte u. a. Fischer gehöret nicht in dieses Verzeichniss. — S. 191. Eine mit Urkunden belegte handschriftl. Gesch. des Kl. heil. Kreuz bey Meissen von dem als Geschichtforscher rühmlich bek. P. Ursinus wird in der königl. Bibl. zu Dresden aufbewahret. Diplomatische Annalen des Kl. zum güldenen Stern bey Mühlberg s. in Kreysigs Beytr. I, 107—174. Diplomat. Gesch. des Kl. Marienthron zu Nimtschen in Hasche Magaz. der sächs. Gesch. VI, 66 ff. u. VII. Dass der Klosterstürmer Leonhard Kopp, der Kathar. von Bora mit 8 Nonnen aus Nimtschen entführte, und 1525 mit 16 Gehülfen die Franciscanermönche zu Torgau prügelte und aus dem Kloster warf, das Pfarramt zu Röcknitz (nicht Regenitz) Torg. Inspect. erhalten haben soll, ist ungegründet. Dieses Amt erhielt 1534 der bisher. Beichtvater der Nonnen zu Nimtschen, M. Joh. Pezenstein, der ehemals Luthern nach Worms begleitet hatte. — S. 193. *Zinna*, in den Urkunden Cynna, stehet mit Unrecht unter den Nonnenklöstern. Es war ein bekanntes Mönchskloster in der Mark Brandenburg, nahe an der sächs. Grenze bey Jüterbogk. Durch die Ähnlichkeit der Namen getäuscht, verlegt es der Vf. in das Dorf Zinna im Amte Torgau (nicht Schweinitz). — Weissenfels hatte ein Terminirhaus der leipz. Dominicaner, das hier in ein Franciscanerkloster verwandelt wird. Von den wittenberg. Klöstern s. Hasche am angef. O. V, 416 ff. — Unter den zum Beleg zahlreich angeführten Schriften vermisst Rec. zuweilen die nöthige Auswahl. *Brotuf* schrieb ohne Kritik und verdient nicht ohne nähere Prüfung Glauben; Schulmeister *Vulpius* ist ein seichter Compilator. Von Ditmars Chronik S. 3 hätten die Ausgaben des Originals (und nicht Ursinus deutsche Übersetzung allein), besonders die neueste und vollständigste von *Wagner* Nürnb. 1807. 4. angeführt werden sollen. *Braun de Numburg. fabricae magistris* steht S. 37 überflüssig, denn hier ist die Rede nicht von naumburg. Bischöfen, sondern von Stiftsbaumeistern. *Thorschmids Antiquar. eccles.* Leipz. 1732 (nicht 1763) enthält keine Beschreibung vom wittenberg. Stifte. S. 112. Statt Fabers unbedeutenden Memorabil. Witt. von 1 Bog. hätte dessen ausführl. Gesch. der Stiftskirche. Wittenb. 1730. 8. 19 Bog. bemerkt werden sollen. S. 135 fehlt das Citat: Entwurf eines Klosterlexici von Joh. Mart. Schamelius. Eisenach 1733. 4, und S. 140 N. 5: Müllers Geschichte der Landschule zu Meissen. — Ausser den oben angezeigten Druckfehlern sind noch folgende zu verbessern: S. 40 Z. 9 st. Leubler, *Leuber*. S. 85 not. st. 1729, 1529. S. 93 not. st. teutschen Annal. *deutscher Ausgabe*. S. 148 Z. 18. st. 1516, 1716. S. 166 Z. 11. st. Straucha, *Staucha*. S. 171 Z. 10 st. Gentschii, *Groitschii*.

F. K.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, in der Realschulbuchhandlung: *Amtsreden bey verschiedenen wichtigen Veranlassungen.* Von *Friedrich Samuel Gottfried Sack*, k. pr. erstem Hofpr. u. s. w. 1804. 508 S. gr. 8. (2 Thlr.) Huldigungs-Gedächtnisspredigten auf hohe und angesehene Personen, Predigten bey verschiedenen wichtigen Veranlassungen, Confirmations- und Trau-Reden, zwey Einführungsreden und ein Anhang an seine Kinder, enthält diese Sammlung. Die mehresten dieser Reden sind schon einzeln gedruckt, theils aber nicht in den Buchhandel gekommen, theils vergriffen. Alle verdienten es, dem gebildeten Publicum von neuem in die Hände gegeben zu werden. Bey einem Manne, wie Hr. S., wäre es sehr überflüssig, mehr als das Daseyn dieser Sammlung anzuzeigen. Auf ihn, der in der Vorrede so richtig und genau die Regeln, die der Casualredner beachten, die Klippen, die er vermeiden muss, vorzeichnet, und in den Reden selbst ein so schönes Muster von Casualreden liefert, die auch längst schon als ein solches allgemein anerkannt sind, auf ihn und auf seine feine, delicate Auflösung oft sehr schwieriger Aufgaben, auf seine, zwar nicht stürmisch hinreissende, doch männliche und edle Beredsamkeit, auf seinen ruhigen, festen Gang, auf seine, wenn auch nicht durch die allerneuesten theologisch-philosophischen Gläser, aber mit sehr richtigem und geübtem Blick aufgefassten christlichen Ansichten, und auf so manches andere Treffliche in seinen Arbeiten, darf das Publicum von uns nicht erst aufmerksam gemacht werden. Nur erlaubt sich Rec., die in dieser Sammlung S. 285 befindliche Homilie allen denen zum Studium zu empfehlen, die sich unter Homilie wer weiss was für ein heterogenes Gemisch denken; und für den Anhang, der herrliche Ermahnungen an seine Kinder, bey dem Jubelfeste ihres Grossvaters, des ehrwürdigen *Spalding*, in einer herzlich beredten Sprache enthält, hier dem edlen Manne öffentlich Dank zu sagen.

I. I.

Magdeburg, b. Keil: *Zwey Predigten über Erleichterung und Verhütung der Armuth in unserer Stadt.* Am 13 und 14 Sonntage nach dem Trinitatisfeste gehalten von *F. B. Westermeier*, zweytem Pred. zu St. Ulrich und Lavin. 1805. 48 S. 8. (Der Preis, zum Besten der Armen, 4 Gr.) Der Vf. redet für eine gute Sache, und Rec. darf ihm das Zeugniss geben, dass er mit Einsicht und andringender Wärme für sie spricht. Rec. war selbst einst Zeuge jenes (S. 13 erwähnten) jährlichen grossen Umgangs der magdeburgischen Armen durch die Strassen der Stadt, und seinem Gefühle ist diese unaussprechlich rührende Scene noch sehr gegenwärtig. Er möchte nicht ein Einwohner Magdeburgs seyn, wenn es theils erst solcher Scenen darin bedarf, um die Herzen zu erweichen, und dann so starker Erinnerungen, als sie in diesen Predigten gegeben werden, um die Hände der Begüterten zum Ausspenden der Wohlthaten zu öffnen.

N. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Herhan: *Fables et Poésies diverses*, par *Fumars*, Professeur de Belles-Lettres à l'Université de Copenhague. 1807. I Vol. 276 S. 8.

Was Herder von seinen lieblichen Blättern der Vorzeit sagt: „sie stehen als kindliche Fremdlinge da, und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweiset, dass man nämlich in ihre Denkart eingehe, und sie nur nach ihren eigenen Gesetzen richte", — das erwarten, nach Rec. Ansicht, auch diese neuen Fabeln des vor anderthalb Jahren zu Copenhagen verstorbenen Prof. *Fumars*, welche als eine der schönsten Erscheinungen der neuesten französischen Literatur zu betrachten sind.

Lessings Scharfsinn, welcher die *Theorie der Fabel* mit der ihm überall eigenthümlichen Lebendigkeit und Vielseitigkeit beleuchtete, und zu den Grundsätzen zurück zu führen suchte, die in dem Vielseitigen das Eine begründen, aus dem die Wesenheit des Gegenstandes, als Ziel des Forschens, hervortreten muss, — Lessing, nach diesem Verdienste strebend, und dasselbe erreichend, hat bey der Musterung der Fabeldichter, zu welcher ihn seine Theorie führte, eine kritische Strenge bis zur Unbilligkeit gegen die französischen Fabeldichter, insonderheit gegen den *unübertrefflichen La Fontaine* geübt. Diese Unübertrefflichkeit beschränkt sich freylich nur auf seine Landsleute, welche ihn schwerlich je werden ganz erreichen können, und nur insofern auf uns, als wir ihn überhaupt als unnachahmbar betrachten müssen, indem die Eigenthümlichkeit des *ächten* französischen Geistes nur in französischer Form aufgefasst und ausgedrückt werden kann. Dieser Geist verflüchtigt in jeder Nachbildung. — Allein es ist nicht wahr, dass der vorherrschende Witz, dass die Lustigkeit, die den Franzosen über Alles geht, la Fontaine's Fabeln charakterisiren; — vielmehr ist's die *kindliche Naivetät*, verbunden mit einer gleichenlosen Scharfsichtigkeit, die Mängel und die Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft, wie die Fehler und Schwachheiten in den Individuen, durch ein ihnen gegenüber gestelltes Leben in der Fabelwelt, zur Anschauung zu bringen, was in seinen lieblichen Dichtungen auf eine unübertreffbare Weise geschehen ist. Lustig, witzig, ja sogar mitunter scharfsinnig, sind fast alle französischen Fabeldichter: ihr Vortrag weicht, wie der la Fontainesche, von dem Muster der Alten ab, deren vornehmster Schmuck ist, gar keinen Schmuck zu haben, wie Lessing sehr richtig bemerkt. Dass aber die Alten den Franzosen so selten zum Muster dienen, darüber verdienen sie keinesweges die Vorwürfe, mit denen man unter uns so freygebig gegen sie ist.

La Fontaine gestand, dass seine Sprache ihm das grösste Hinderniss gewesen sey, Phädrus zierliche Präcision und ausserordentliche Kürze zu erreichen. Der der französischen Sprache eigenthümliche Phrasen-Reichthum, welcher keinesweges aus einem Wortüberfluss, sondern, wie eine gründliche Kenntniss derselben, und die Geschichte ihrer Bildung beweisen, in der Wortarmuth ihren Grund hat, bildet vielleicht das grösste Hinderniss im Nachstreben der ewigen Muster, welche uns das classische Alterthum hinterlassen. Dieser Reichthum in der Armuth führte aber, nach Rec. Ansicht, la Fontaine, wenn nicht zu einer höheren Ausbildung der Dichtungsart, doch zu einer Behandlungsweise derselben, durch die ihr Gebiet insofern erweitert worden, als sie dem Fabeldichter, dessen Ziel Belehrung ist, neue Mittel zur Erreichung seiner Absicht darbietet. Die einfachen Sitten des Alterthums konnte der Fabeldichter jener Zeit in einfachen Bildern versinnlichen; er konnte und musste jeden überflüssigen Schmuck als zwecklos zu seiner Absicht verschmähen. Nicht also verhält es sich mit den verwickelten, und nur allzu oft durch ein Conflict von naturwidrigen Kleinlichkeiten sich aussprechenden Verhältnissen des geselligen Daseyns in der modernen Welt. Diese in dem Bilde und in der Handlungsweise, z. B. eines Kaninchens, einer Henne, einer Mücke darzustellen, — diese schwierige Aufgabe hat la Fontaine auf eine ihm eigenthümliche, und gewiss sehr glückliche Weise gelöst. Indem er nämlich seine Thiere handelnd aufführt, und so in ihre Sphäre die des menschlichen Thuns, insonderheit das seiner Zeitgenossen und Landsleute überträgt, tritt er gleichsam selbst mit ein in den Kreis der Handelnden. Der treuherzige Ton in seiner Erzählung, als wäre sie ihm geschichtliche Thatsache; die Naivetät, mit welcher er ihre Wirklichkeit gar nicht zu bezweifeln scheint, indem er immer durch eine Reihe kleiner Einzelnheiten, die er beyzubringen weiss, die gewissenhafteste Genauigkeit des Geschichtschreibers, oder vielmehr des Augenzeugens der Begebenheit zu beobachten scheint; seine gefühlvolle Theilnahme, welche er beweist, an den Glücks- oder Unglücks-Fällen seiner Fabelgeschöpfe: — alles diess giebt seiner Manier einen Reiz, der nur mit Aufopferung der

gewöhnlich und gemein ist: so erregt es doch einiges Interesse, welches dem vorigen durchaus fehlte; man will hier wenigstens wissen, wie sich das Ding entwickelt, wenn gleich die Verflechtung keine grosse Entwickelung nöthig macht.

Das dritte Drama ist in dieselbe Zeit gesetzt, und recht gut gemeint. Melpomene tritt als Prologus auf, und erklärt die Tendenz dieser historischen Tragödie. Wir wollen etwas aus diesem Prolog mittheilen, um den Lesern wenigstens Eine Probe sowohl von der Sprache und dem Versbau des Hn. *W.*, als auch davon zu geben, wie er fremde Ideen benutzt: der Prolog des Wallenstein ist bekannt. Also beginnt Melpomene in ihrer Wolke:

Wann nur nach Thaten streng die Weltgeschichte
Den Stab gebrochen — tret' ich später auf:
Damit das Herz, das fühlende, nicht richte
Sich in dem Urtheil nach dem ehr'nen Lauf
Der Kalten, die die Thaten nur allein
Beurtheilt; doch dem Herzen näher seyn
Soll durch der Künste rosiges Gewebe
Der Held des Stücks; es bricht die Urtheilsstäbe
Nach mildrer Einsicht. Nachsichtsvoll erwägt
Es jeden Drang, den oft der Busen trägt
Zur Schnellkraft guter oder böser Triebe —
Zum Hochgefühl — zur Kälte — heisser Liebe —
Oder zum Leichtsinn u. s. w.
Drum: Menschlichkeit und Nachsicht zu verbreiten,
Ward mir der Ruf: im ernsten Trauerspiel
Zu zeigen, wie mit Götterseligkeiten
Gespielt wird in dem taumelnden Gewühl
Des bunten Lebens! — daher diese Scenen;
Nehmt so sie auf, mein Dank sind Eure Thränen.

Hr. *W.* sagt in der Vorrede: wenn diese Tragödie das Glück hätte, nicht ganz ungünstig aufgenommen zu werden, so solle ihr die Fortsetzung von König Christierns fernerem Leben in einer zweyten Tragödie folgen. Über die Aufnahme wird wohl der Verleger die Stimmen sammeln; sollte Hr. *W.* sie selbst einholen wollen, so würde Rec. ihm die seinige nicht geben, sondern ihm wohlmeinend rathen, lieber einem anderen Geschäfte, als dem Tragödienschreiben, nachzugehen.

Rec. kann nicht leugnen, dass er bey dem Lustspiele No. 4 einiges Vergnügen empfunden habe. Es hat doch immer etwas Erfreuliches, alte Bekannte wieder zu finden; und die Menschen dieses Lustspiels tragen alle solche Gesichter, dass er sie mehr als einmal gesehen zu haben glaubt. Das Stück ist vaterländisch, d. h. es sind vaterländische Bösewichter, die darin entlarvt werden. Eine alte, scheinheilige, abergläubische, boshafte Haushälterin stiftet Lärm und Unheil zwischen einem guten, schwachen Alten, ihrem Herrn, und seinem braven, lebhaften Sohn, und sucht dessen Heirath mit einem armen Mädchen zu verhindern, weil sie dadurch um ihre Herrschaft kommen würde. Dazu sind nun ein paar dumme oder nichtswürdige Kerls auf der einen Seite nöthig; auf der anderen aber ein gerader, biederer, polternder Onkel, ein ehrlicher Pastor u. s. w., damit die Sache ein gutes Ende gewinnen könne. Der Gang, wie dieses Ende, versteht sich von selbst. Voraus ist noch eine Anweisung über die Hauptpersonen geschickt, um die Schauspieler gehörig zu instruiren. Z. B. „*Samuel* (Tappzu, ein Bedienter) muss in seiner ganzen natürlichen Dummheit vorgetragen werden; nur das, was dadurch zum Lachen reizen kann, bitte ich ergebenst den Schauspieler, der ihn giebt, nicht ausser Acht zu lassen; sich aber vor gemachtem künstlichem Zusatze komischer Laune zu hüten, 40 Jahr alt. *Buchsalze: steifer* Pedant, mit gestochenem Krep, *steifen* Locken, Haarbeutel, *Chapeau bas*, und Stock mit langen Quasten, *steifer* geschmackloser Anzug. Beschränkter Kopf u. s. w. — Die Handlung und Darstellung des Ganzen, bemerkt der Vf. zuletzt, muss rasch seyn, wenn sie Wirkung hervorbringen soll."

K. et A.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Paris*, b. Rougeron: *Menodor und Laura, eine Novelle aus der Zeit der Belagerung von Damascus.* Von *G. B. Depping.* 1806. 54 S. 8. (9 Gr.) Aus dem zwölften Bande der Geschichte des orientalischen Kaiserthums von *Lebeau* schöpfte der Vf. den Stoff zu dieser Novelle, und verwandte, wie er sagt, einige müssige Stunden an die Bearbeitung, die er selbst nur für einen historischen Versuch angesehen wissen will. Nun ist aber ein historischer Versuch keine Novelle; daher auch das vorliegende Schriftchen ein übelgerathenes Mittelding zwischen beiden vorstellt. Den wahrhaft tragischen Stoff hätte ein wahrer Dichter ganz anders behandelt, und eine ganz andere Rührung bewirkt, als uns, bey unserem besten Willen gerührt zu werden, hier zu Theil wird. Um von der historischen Seite Werth zu gewinnen, dazu schicken sich die willkürlichen Zusätze, die schlecht berechneten Ausschmückungen und das Blasenwerfen der ganzen Schreibart des Vfs. fast noch weniger. Der Zeitpunct der von ihm erzählten Begebenheit fällt in das Jahr 634, und er erwähnt darin schon der *Türken*, die er ohne allen Unterschied mit den Saracenen verwechselt. An einer Stelle, S. 18, verspricht Menodor seiner geliebten Laura, sie in ein Kloster nach *Antiochus* zu bringen. Nur grobe Unwissenheit konnte Antiochien so nennen. Im Schildern ist der Vf. meistens unglücklich; seine rednerischen Wendungen und kunstmässigen Perioden sind nicht selten schadhaft. Statt Morgen schreibt er immer *der morgige Tag.* Ihm wäre zu rathen, es bey diesem Versuche bewenden zu lassen.

Cht.

Gotha, b. Ettinger: *Der Oheim und sein Neffe.* 1804. Zwey Theile. v. 366 u. 382 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) Die Zeiten der Kreuzzüge haben den Stoff zu diesem Roman gegeben. Bey manchen Nachlässigkeiten im Ausdruck und manchen Verstössen gegen die deutsche Sprachlehre lässt er sich doch — ohne Anstrengung lesen. Der Vf. gewinnt seine Leser bald durch eine gewisse Gutmüthigkeit; und wenn man auch die Auflösung des Knotens schon von weitem kommen sieht: so ist man doch mit der Auflösung selbst nicht unzufrieden. Es paart sich, wer sich paaren kann; was übrig bleibt, wird anderweit versorgt. Zum Schlusse wird eine Peitsche aufgehangen, zur Erinnerung, dass man keinem Nothleidenden, besonders aber keinem armen Kinde hart begegnen solle: denn man wisse ja nicht, was aus einem Bettelknaben noch alles in der Welt werden könne. — Übrigens wünschen wir, dass die fünffache Verwechselung des Accusativs mit dem Dativ, die sich in den letzten neun Zeilen vorfindet, dem Setzer und nicht dem Vf. zur Last fallen möge! Nur kömmt sie noch sonst zu häufig in dem ganzen Buche vor.

Sp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JUNIUS, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Ioannis Alberti Fabricii*, Theol. D. et Prof. Publ. Hamburg. *Bibliotheca Graeca*, sive Notitia scriptorum veterum Graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant, tum plerorumque e Mss. ac deperditis ab auctore recognita. *Editio nova variorum curis emendatior atque auctior*, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consil. Aul. et P. P. O. in Univers. liter. Erlang. Accedunt *Christophori Augusti Heumanni* Supplementa inedita. *Volumen Decimum.* 1807. XIV u. 776 S. gr. 4. (5 Rthlr. 12 Gr.)

Gewifs wird fich jeder Freund der griechifchen Literatur mit dem Rec. freuen, dafs durch den raftlofen Eifer des Hn. Hofr. *Harlefs* mit der Ausgabe diefes 10 Bandes, welchen die Zeitumftände etwas verfpätet zu haben fcheinen, diefes wichtige Literaturwerk feinem Ende näher gebracht, und zugleich die Hoffnung aufs neue geftärkt worden ift, dafs es bey allen literarifchen und politifchen Hinderniffen in wenigen Jahren völlig und glücklich beendigt feyn werde: ἐλπὶς γάρ ἐστι γηροτρόφος. Diefes *Vol.* beginnt mit den beiden aus dem *V Vol.* der älteren Ausgabe bis hieher aufgefparten Abhandlungen *Leonis Allatii de Nilis ac Pfellis*, welche der Herausgeber, um fie den Bedürfniffen der *Bibl. Gr.* und den veränderten Umftänden der Zeit und der Literatur gemäfser einzurichten, theils abgekürzt, theils aber auch, befonders wo das Verzeichnifs der Schriften mit ihren Ausgaben und der Mff. mangelhaft war, berichtigt und ergänzt hat. Die übrigen Rubriken enthalten die Schriftfteller des *IX Vol.* der älteren Ausgabe von Cap. 29—39 *de Maximo Alexandro Sophifta*, von welchem das *IX Vol.* der neuen Ausg. fchon das meifte verhandelt hat, und das 40 Cap. *de Suida*, welches, um alle griechifchen Lexikographen und Grammatiker zufammenzuftellen, fchon in das *VI Vol.* aufgenommen worden war. Man findet alfo die Gefchichte und Literatur des *Palladius* mit den übrigen *Palladiis*, des *Heraclides Cyprius*, des *Ioh. Moschus Eucrates*, und aller derer, welche die *Vitas* der Mönche, der Kirchenväter und der Heiligen, wie auch die Hagiologieen, Martyrologieen und Mönologieen der orientalifchen Kirchen bearbeitet haben, dann *Symeon. Metaphraft.*, *Theodori Mopfuefteni*, *Theodori Abucarae*, *Theod. Balfamonis*, *Theod. Gazae*, *Theod. Meliteniotae*, *Theod. Metochitae*, *Theod. Raithuenfis*, *Theod. Studitae*, *Philonis Carpathii*, *Ifidori Pelufiotae*, *Antiochi*, *Ptolemaidis Epifcopi*, *Severiani*, *Theodoti Ancyrani*, mit den übrigen *Theodotis*, *Antipatri Boftrenfis*, nebft anderen *Antipatris*, *Candidi Ifauri*, *Symeonis Stylitae*, *Ioannis Hierofol.* *Neftorii*, *Eutychis*, *Diofcuri*, *Anaftafii Sinaitae* mit den übrigen *Anaftafiis*, *Severi Antiocheni*, *Olympiodori Alexandr.* mit den übrigen *Olympiodoris*, *Zachariae fcholaft.*, *Ioan. Philoponi* und *Photii*, von welchem aber der *Index alphabeticus fcriptorum*, und der Abfchnitt *de reliquis Photii fcriptis editis et nondum editis* wegen Mangel des Raums, um diefes *Vol.* nicht unverhältnifsmäfsig zu vergröfsern, dem künftigen vorbehalten worden find. Alle diefe Rubriken hat Hr. *H.*, ohne fremde Unterftützung, wenn man die wenigen Beyträge der Hrn. *Sixt* in Altdorf, *Beck* in Leipzig, *Hardt* in München, und einige Ergänzungen and Berichtigungen von *Joh. Alb. Fabricius*, die dem Exemplar der fürftl. gothaifchen Bibliothek beygefchrieben find, ausnimmt, mit eben dem Fleifse und auf eben die fchon bey Anzeige der erften Bände (1806. Num. 226 ff.) befchriebene Art, wie in den vorausgegangenen *Voll.* bearbeitet. Sollte man auch feine literarifchen Wünfche nicht überall gleichmäfsig befriedigt finden, und wer vermag fie allein alle zu befriedigen? fo wird man doch aufrichtig bekennen müffen, dafs man dem Reftaurator diefer Bibl. weit mehrere Aufklärung und Belehrung zu verdanken habe, als allen anderen, die in neueren Zeiten ähnliche Verfuche wagten. Rec., der diefem Bekenntniffe von ganzem Herzen beyftimmt, ja es felbft darlegt, obgleich Hr. *H.* in feiner Vorrede daran zu zweifeln fcheint, wird jetzt nichts von den vielen Homonomyien fagen, die in diefem *Vol.* theils berichtiget, theils vermehrt find, da er feine Wünfche darüber fchon in der vorhergehenden Anzeige geäufsert hat, nichts von den einzelnen Berichtigungen, Verbefferungen und Ergänzungen, die vielleicht noch mehr berichtiget, verbeffert, ergänzt oder auch wohl vermindert werden konnten, auch nichts von einzelnen Wiederholungen und Verfetzungen, die jeder leicht auffinden und verbeffern kann: ihm foll bey der Anzeige diefes *Vol.* nur eine einzige Rubrik befchäftigen, die ganz neu umgearbeitet zu werden verdient hätte, und von welcher er glaubt, dafs die neuen and neueften Hülfsmittel dabey nicht fo benutzt worden find, als fie hätten benutzt werden follen und können. So viel auch *Fabricius* bey der Bearbeitung der XXten Rubrik des 39 Capitels, welche *Vitas, martyria, et encomia Sanctorum graece fcripta* behandelt, mit Hülfe der *Acto-*

rum SS Lipomanni. *Surii*. *Bollandi*, *Baronii*. *Combefisii* und befonders *Lambecii de Bibl. Caes. Vindobon.* gethan hat: fo verftatteten ihm doch feine Zeiten nicht mehreres, noch viel weniger das zu thun, was die unfrigen nicht nur zu erlauben, fondern auch zu verlangen fcheinen. Die Hülfsmittel, fowohl die gedruckten, als die handfchriftlichen, haben fich vermehrt; einige liegen zerftreut und vereinzelt in vielen Schriften herum, die freylich nicht ohne Mühe zufammen getragen und geordnet werden können; andere aber finden fich vereiniget beyfammen, welche man, wenn man nur will, mit leichterer Mühe verbrauchen, und da, wo fie hingehören, eintragen und vertheilen kann. Hr. H. kannte bey diefer Rubrik die Hülfsquellen, er fchöpfte auch bisweilen aus denfelben, aber nur nicht bey allen Artikeln, und nicht mit der ihm fonft eigenen Sorgfalt und Vollftändigkeit. Hätte er nur die beiden neueften Verzeichniffe fo wohl der königl. münchner Bibliothek, welches *Ignat. Hardt* erft den aretinifchen Beyträgen zur Gefchichte und Literatur einverleibt, und hernach 1806 in einem Bande vereinigt, bekannt gemacht hat, als befonders der moskauer Bibliotheken, welches von *Matthäi* Leipz. 1805. 8. herausgegeben, und er auch felbft S. 185 gerühmt hat, gehörig benutzt: fo würde diefe Rubrik an Vollftändigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit fo vieles gewonnen haben, dafs fie die übrigen alle leicht übertroffen haben würde. Auch würde er gewifs noch genauer, als *Hardt*, der ihn bey der Umarbeitung diefes Artikels unterftützte, angegeben haben, welche *Vitae Sanctorum* fchon abgedruckt, oder nur noch in Handfchriften bekannt, und, wo diefe aufzufinden find; er würde zu einigen *Vitis* und *Elogiis SS.* eine Handfchrift mit ihrem Verfaffer zu fetzen gefunden haben, welche *Fabricius* nicht dazu gefetzt hatte; er würde veranlafst worden feyn, nicht nur die Zahl ganz verfchiedener *Vitarum*, fondern auch der Heiligen zu vermehren, die eine nicht geringere Glorie umftrahlt, wie die übrigen von *Fabricius* oder auch von ihm felbft gerühmten; er würde da, wo nur ein lateinifches Exemplar der *Vitae* genannt wird, auch das griechifche haben bekannt machen können; er würde den Anfang einiger *Vitarum* welcher bisweilen von *Fabric.* weggelaffen worden ift, wie bey den übrigen, der Gleichförmigkeit wegen, nachgeholt, und da, wo er verftümmelt angegeben ift, berichtiget und von Fehlern gereiniget, er würde einige, die gar keine Heiligen find, aus der Reihe derfelben vertilgt, einigen Artikeln, die nicht an ihrem Orte ftehen, denfelben angewiefen, er würde ferner die Heiligen, welche Unbekanntfchaft verdoppelt und unter verfchiedenen Charakteren, ob fie gleich nur eine Perfon find, aufgeführt hat, in eine Perfon zufammengefchmolzen, er würde durch den Druck verunftaltete oder verfälfchte Namen von Heiligen, mit Hülfe der Handfchriften, verbeffert haben; er würde auch Handfchriften von *Vitis*, welche in den angeführten verftümmelt gefunden werden, haben bekannt machen können, welche fie ganz und unverftümmelt enthalten, als S. 230: *Alia in eundem*, *C. Mosq.* 163, 14; er würde fich vielleicht auch davor verwahrt haben, einen und eben denfelben Artikel an verfchiedenen Orten verdoppelt aufzuführen; er würde auch mancher *Vita*, die verfchiedenen Verfaffern zugeeignet wird, ihren rechtmäfsigen Verfaffer gegeben, oder zum wenigften doch zu geben verfucht; auch würde er endlich mehr für Einheit geforgt haben, wenn er die Artik. und die *Vitas*, welche mehrere Heilige vereinigen, auch einzeln in die alphabetifche Ordnung, wie es in der älteren Ausgabe beobachtet worden ift, geftellt, und was bey dem allgemeinen Art. bemerkt worden war, nicht, wie bisweilen gefchehen ift, bey den einzelnen *Vitis* wiederholt haben. Doch diefes foll nicht blofs gefagt feyn, um Hn. *H.* und anderen die Belege dazu auffuchen zu laffen; Rec. will diefe, obgleich unangenehme, wohl auch undankbare, Mühe felbft übernehmen, und durch Beweife, die fich faft auf allen Seiten diefes Abfchn. aufdringen, das, was er gebeffert und umgeändert wünfchte, zu beftätigen fuchen. Er wird fich aber am meiften an *Matthaei Notit. Codd. Mosq.*, weniger aber an die Handfchriften der münchn. königl. Bibl. halten, weil diefe fchon ein anderer Rec. in einem anderen kritifchen Blatte da aufgeführt hat, wo fie Hr. *H.* zu benutzen verabfäumt hatte, aufser etwa da, wo fie jener nicht ausgezeichnet hat, oder wo fie zu neuen Bemerkungen und Berichtigungen Anlafs geben.

Neue und noch unbekannte Handfchriften von *Vitis SS.*, welche die *Bibl. Gr.* mit ihren Verfaffern nebft den Anfangsworten derfelben angiebt, finden fich auch in den mosk. Bibliotheken S. 186. *Abercii Cod.* 181, 47. S. 187. *Abramii* C. 132, 34. 181, 53. ἀδελφοὶ C. 175, 11. S. 188. *Acepsimae*, C. 169, 3. 170, 1. 171, 3. 179, 30. ἐλύττα C. 141, 18. 174, 2. ἐν ἔτει; C. 163; 7. welcher ἑβδόμου f. ἑβδόμῳ lieft. *Acyndini Pegas.* C. 141, 17. 169, 2. 171, 2. 177, 9. 179, 29. S. 191. *Alexii*, ἐγένετο — ἐν (τῇ) ῥώμῃ C. 280, 19. S. 192. *Alypii* C. 173, 11. 177, 16. *Amphilochii* C. 169, 16, 173. 4. 177, 14. u. 8, f. S. 193. *Ananiae*. *De eodem*, C. 176, 1. 179, 15. 181, 28. Hier fehlt vor δυσσεβοῦς der Art. τοῦ. Λουκιανὸς — C. 132. 17. *Anastasiae viduae* C. 155, 8. 158, 8. κατὰ τοὺς καιροὺς C. 175, 10. *Anastasiae — virginis* C. 132, 33. 179, 25. 181, 52: Hier mufs nach διττὰς ἡμῖν gefetzt werden ὁ λόγος. *Anastas. Persae* C. 168, 14. S. 194. *Andr. apost.* C. 171, 29. 172, 8. 173, 14. 177, 27 u. 8, f. Siehe auch *Matthaei* und *Matthiae*. S. 195. πᾶσι μὲν τοῖς — C. 177, 28. *Andreae in Crisi* (τοῦ ἐν τῇ κρίσει) C. 177, 2. 181, 42. *Andr. ducis* C. 163, 32. S. 196. *Anthimi* C. 178, 3. 180, 3. 181, 3. S. 197. *Anton. monachi* C. 156, 9. 158, 23. 168, 10. Hier ift f. ἀνεστήσασθε zu lefen: ἐνεστήσ. S. 198. *Anysiae temp. tyranni*. Der mosk. *Cod.* giebt *Philotheum* als Verfaffer an. In *SS. Apost.* C. 177, 20: vor ἐκκλησίας fetze τῆς. S. 199. *Arch. Mich.* ὁ τῶν ἀΰλων — C. 202, 1. (Der Verfaffer *Pantaleon* heifst im Griechif. immer Παντόλεων). *De arch. Mich. miraculo* C. 132, 4. 141, 4. 178, 5. 180, 5. 181, 7. S. 200. *Arethae* C. 132, 30. 181, 49. *Arsenii* C. 261, 1. *Artemii* C. 132, 27. 141, 14.

179, 21. S. 201. *Athanaſ. Alex. aliud auctore*, C. 156, 10. 168, 11. 215, 2, wo zu leſen iſt: ἀλλοὶ μὲν ἄλλα τῶν μακ. S. 202. *Babylas* C. 132, 3. 178, 4. 180, 4. 181, 4. *Bacchii ian.* C. 162, 22. S. 203. *Brachiſii* (*Barachiſii*). *Barbarae* Μαξιμιανῷ C. 179, 9. 202, 11. S. 204. *Barthol. ap.* C. 177, 25. S. 205. *Baſil. epiſc.* (*archiepiſcopi*) *Amaſ.* C. 163, 15. S. 207. *In Bethl. puer.* πάλιν — C. 351, 34, wo *Baſilius epiſc.* als Verfaſſer angegeben iſt. *Bonif. mart.* Nach C. *Monac.* 132 fehlt τὰ nach καὶ. S. 208. *Calliſtrati* C. 178. 22. 180, 20. S. 209. *Carpi* C. 177, 6. 181, 38. *Caſtaldi*, oder wie die Handſchriften leſen, *Cauſtuli*. *Catharinae* C. 26, 5. 169, 8. 173, 6 u. 8. f. S. 210. *Charitinae* C. 132. 20. 181. 32. *Charitonis* C. 132. 15. 178, 23. 180, 21. Anſtatt πολλοὶ leſen die *Codd.* πολλά. *Chryſoſt. In Jo. Chryſ.* ἀγαπητοὶ — *Theodori* fehlt *Homilia*, C. 162, 29. 280, 3. S. 211. *Vita et res Chryſ.* καὶ πάντων — κατὰ (τὸν) θεὸν, C. 132, 1. 169, 12. 170, 10. *Clem. Papae* C. 126, 7. S. 212. *De mirac. Clem.* — *Cotelerius* (Vol. 1. p. 815 ſqq.) Der Verfaſſer wird C. 26, 8 *Ephrem Cherſonis* genannt. *Clem. Ancyr. mart.* C. 168, 15. S. 213. *Cornel. cent.* C. 178, 12. 180, 12. 181, 14. S. 215. *Cypriani Ant.* C. 132, 18. 181, 29. S. 216. *Cyriaci anach.* C. 132, 37. 178, 24. 180, 22. *Cyri et Joan.* C. 163, 10. S. 217. *In Daniel.* — *tres pueros* (*Ananiam, Azariam et Miſaelem*) S. 218. *In defunctos* C. 327, 3. *Demetrii* εἶχε μέν — C. 132, 32. 141, 15. 179, 24. 181. 51. S. 219. Μαριανὸς C. 163, 5. πολλῶν ὄντων, C. 328, 11. S. 220. *Dionyſ. Areop.* πάλαι μὲν ἐν τόποις (τύποις) C. 132, 19. 179, 16. 181, 30. S. 222. *Ephr. Syri* C. 26, 13. S. 223. *Epimachi*, ἄρτι μέν, C. 182, 36. 179, 27. 181, 55. *Epiphanii*, ἐπιφ. γένος (γένους) C. 41, 1. *Eudoxii* C. 178, 6. 180, 6. 181, 8. S. 224. *Eulampii* ἄρτι — C. 132, 24. 177, 5. 181, 36. *Euphemiae* C. 178, 13. 179, 9. 180, 3. S. 225. *Dorothea etc.* C. 132, 9. 141, 6. *Euphroſyni* C. 162, 23. 351, 31. *Euphroſynes Alex.* C. 132, 14. 178. 20. 180. 18. S. 226. *Eupraxiae* C. 163, 19. *Euſtathii* C. 141, 7. 178, 17. 180, 14. S. 227. *Alia Euſtathii* C. 132, 11. 179, 10. *Euſtratii* C. 26, 10. 202, 13. S. 228. *Euthym. abb.* C. 168. 12. S. 229. *Georgii. Aliud ejus* C. 183, 12. 185, 14. 206, 6. *In not. qq. Andreae laud.* ἥλιος C. 163, 28. S. 230. *In Georg. mart.* C. 279, 6. *Alia in eund.* C. 163, 14, wo dieſe Rede unverſtümmelt gefunden wird. S. 232. *Gordii* C. 168, 1. *Greg. Agrig.* φαβερὸν — C. 162. 2. *Greg. magnae Arm.* C. 132, 16. 141, 10. 178, 25. 180, 23. 206, 10 u. 12 q. S. 233. *Greg. thaumat.* συγκαλεῖ — C. 163, 22. 168, 18. S. 235. *Hilarionis* C. 175. 6. ἐν παλαιστίνῃ C. 132, 28. 181, 46. S. 236. *Jac. Alphaei*, C. 177, 24. οὐχ οὕτω (οὕτως) C. 179. 22. 181, 48. *Jacob. mai.* C. 177, 22. *Jacob. Perſ.* C. 171. 27. 173. 12 u. 8 f. S. 238. *Jeſu nativit.* λαμπρὰ C. 271, 14, wo *Proclus*, *archiepiſc. Conſtantinop.* als Verfaſſer genannt wird. S. 241. πολλοὶ τ. μεγάλων τὴν παρθενίαν (παρθένον), C. 160. 9. 184. 2. 171, 26. S. 245. Πρὸς ὑψηλ. C. 183, 28. 206, 2. S. 246. *In Crucis Vener.* ἀγαλλιάσεως, C. 351, 39. S. 247. Ὁρῶ σήμερον C, 274, 4 nennt den Verfaſſer *Gregor. Tauromenius*, die *Codd. Monacc.* 250 u. 271. aber *Theophan. Cerameus.* Πάλιν ὑψοῦτας — C. 271, 4. *ap. Gretſ.* T. II. C. *Monac.* 271. S. 248. Σταυροῦ πανήγυριν, C. 179, 5. 271, 5. S. 249. Ἀ μὲν ἂν (τις) εἰκάσῃ τεκμήριον (τεκμήρια) C. 279, 4. 302, 18. *In Jeſu reſurrect.* ἀνέστη τῇ — *Chryſoſtomo tribuitur*, auch in *Cod. Monac.* 146. S. 252. Φαιδρὰ μὲν πάντα. C. 271, 59. πῶς ἐγὼ — ἐλάχιστος. C. 351, 38. S. 253. *In Chriſti imag.* C. 161, 11. Οὐδὲν οὗτος εὐφρ. C. 183, 9. 185, 3. S. 254. *Imag. Chriſti Berytenſ.* C. 202, 4. 280, 14. S. 255. *Joachim*: ὁ μέγας — C. 271, 2. S. 256. *In Joan. ap.* ὅτι μὴ — C. 141, 9. 178, 21. 180, 19. Ἐγένετο μετὰ τὸ ἀναλ. C. 160, 3. 163, 3. 179, 13; auch hier heiſst es συγγραφεῖσα παρὰ προχώρου, μαθητοῦ αὐτοῦ. Ferner: ὁ τὸν μέγαν τ. βροντῆς — C. 177, 21. S. 258. *Z. 6. Moſquae* C. 9, 12. 161, 12. 173, 14. S. 259. *In Joan. decollat.* C. 274, 31 καλῶς ἐφήρμοσεν, wo der Vf. *Gregor. Tauromenius*, nicht aber *Joann. Cerameus* genannt wird. S. 260. *In Capitis inuent.* μομαχοί — C. 202, 5. S. 261. *De tribus inventoribus* C. 160, 18, wo aber ἐφέστηκε für ὑφέστηκε geleſen wird. *Joann. Calyb.* C. 250, 5. 289, 20. S. 262. *Joann. Eleem.* C. 169, 12. 170, 9. 177, 13. 179, 33. S. 265. *Irenes mart.* C. 250, 7. S. 268. Λάζαρος τὸν παρόντα. C. 215, 7. 271, 37 und 8, 21, o) φέρε πάλιν (τοίνυν) C. 351, 24. χθὲς. C. 215, 8. S. 270. *Ejusd. martyr.* C. 177, 7. 181, 41. *Lucae*, εἰ καὶ — μνήμην (μνήμη) C. 179, 20. 181, 43. ὢ λαμπρότης — C. 171, 30. *Luciani* — Σαμόσατα C. 181, 40. S. 271. *Macarii eremitae* (*vel Romani*, um ihn von dem *Aegypt.* zu unterſcheiden) παρακαλοῦμεν (ἡμεῖς) C. 277, 29. 351, 29. 3, q. S. 272. φιλοσοφώτατον — C. 161, 9. 173, 18. S. 273. Μάμας ὁ μέγας — C. 178, 2. 180, 2. 181, 2. τῆς πανηγυρικῆς — im C. *Monac.* 140 wird dieſe Schrift dem *Gregorius, archiepiſ. Conſtantinop.* zugeeignet. S. 274. *Marci evang.* ὥσπερ — C. 177, 31. *Marci Athen.* C. 314, 2. 351, 28. S. 275. ἐπεχωρίαζε — C. 132, 31. 179, 28. 181, 50. *Marciani oecon.* (*magnae*) *eccleſiae* C. 156, 3. 158, 16. 168, 3. S. 277. ἀρχὴ μὲν — C. 179, 4. S. 278. ἐχρῆν ἀληθῶς C. 9, 10. 161, 10. ἐν ταῖς ἱστορίαις — C. 188, 16. S. 279. ἰδοὺ καὶ πάλιν C. 8. 27, o). Der Vf. iſt nicht genannt. καλῶς ἡμῖν — C. 171, 23. 172, 4, Φαιδρὸν τι τ. παρούσης C. 171, 22. 271, 7, wo der Vf. *Gregorius*, *Archiepiſc. Nicomediae* genannt wird. S. 280. βασιλικῶν μυς. C. 271, 31. Vor dieſen Worten muſs geſetzt werden: ἀδελφοί. Ferner Ἐπέστη σήμερον C. 215, 5. 271, 32. S. 281. πάλιν χαρᾶς — C. 184, 52. 202, 19. 215, 3. Σήμερον ἀγγελικῇ — C. 215, 4. 271, 33, wo *Gregor. Nyſſen.* bey andern aber *Greg. Neocaeſar.* der Vf. genannt wird. Τοὺς θείους — C. 215, 6. S. 283. ἐπὶ μέν. C. 271, 67. S. 284. τῆς ἁγίας (παναγίας) C. *Monac.* 276: ſteht auch in *Symeon. Metaphraſt. Vitis SS.* S. 285) *Ibid.* p. 528. ὅτι φησὶν (φησὶ) Πέτρος καὶ (Ιωάννης) C. 162, 19. *Narratio de miracul. auctor incertus* C. 206, 1; giebt *Symeon Metaphraſt.* als Vf. an. S. 286. *Mariae Aegypti* μυστήριον — C. 173. 10. 185, 15. 192, hier heiſst der Vf. auch *Sophronius*: ὁ λόγος οὗτος — C. 41, 5. 149, 17. 161, 3. S. 288. *Martiniani*, ὃν τρόπον — C. 183, 5. 185, 10. S. 289. *De martyrio et manifeſtatione reſurrectionis* (*et reſurrectione*) *Epheſi dorm.* C. 175, 5. 177, 3. Für καθαγένη muſs geleſen werden καθαρογένη;

welchen Fehler schon *Fabric.* aus dem *Lambecius* übergetragen hat. S. 290. Μαρτύρων μνήμης C. 173, 8; wo 40 Martyrer genannt werden. *In XLII Mart*; Φαιδρὰ — *Euodii* (*monachi*) C. 162, 5. 185, 12. Der Anfang heifst hier: Φαιδρὰ μὲν τῆς πανηγύρεως ἡ ὑπὸ θεοῖς. S. 291. *Vita Matronae* — τοὺς σώφρονας τὸν βίον (τῶν βίων) C. 169, 9. 170, 6. 171, 11; *Matthaei* — Ματθαίου C. 177, 29. *Maximi homol.* C. 206, 4 liest auch παντων für πάλαι. S. 292. *Epitome certam.* C. 149, 15. S. 293. *Meletii Codd. Monac.* 92 und 107 eignen es dem *Greg. Nyssen.* zu. *Menae* — *Eugraphii* (*Eugraphi*) μετὰ τὴν — C. 277, 15. τῆς τοῦ χριςοῦ C. 162, 25. *Menae mart.* C. 169, 11. 170, 8. 179, 32. ἐγένετο κατὰ (μετὰ) C. 162, 9. *Mercurii*: Δέκως — C. 173, 10. 8. f. S. 294. *Metrodorae* C. 178, 9. 180, 9. 181, 11. S. 296. *Nazarii* — *Celsi* (*Celsii*, Κελσίου) C. 181, 39 lieset auch ἄρτι für αὖθις. S. 297. *Nicetae Caes.* καὶ βασιλεὺς. Der *C. Monac.* giebt den Mönch *Theostérictus* als Vf. an. *Nicetae Gothi.* Vor νικητικοὺς fehlt ιε, C. 132, 8. 141, 5. 181, 15. S. 298. *Nicol. Myrobl.* σοφὸν. Verfasser ist *Symeon Metaphr.* im *C. Monac.* der *C. Mosq.* 202, 12 lieset ζωγράφων f. ζωγράφου. S. 299. *Narratio miraculi*, C. 162, 13 und *Cod. Monac.* 255 lesen τοῦ μεγάλου Κωνςαντι für Κωνςαντίνου. S. 301. *Paisii* C. 280, 4. Ἰωάννου, τοῦ κολαβοῦ; βίος τοῦ ὁσίου παισίου. S. 303. *Pancratii* C. 15. *Panteleemonis*, βασιλεύοντες — C. 162, 6. S. 305. *Patricii* C. 183, 9. 185, 3. S. 306. ἅπας μὲν ἐγκώμιων (νόμος καὶ) λόγος, C. 314, 7. Der Vf. heifst *Theodorus magister.* *Pauli homolog.* ἡνίκα — C. 169, 7. 170, 4. 171, 6. S. 307. *Pauli Thebani*, ἐν πολλοῖς, *Rosweid.* hatte dieses Leben in griech. Sprache, f. *Gudii Epp. p.* 278. καὶ ζωγράφοις μὲν (τῶν) ἀρχετ. C. 156, 1. 158, 21. 168, 7. *C. Monac.* 226, wo der Vf. *Symeon Metaphr.* genannt wird: *Pelagiae Antioch.* C. 132, 23. 181, 35. *In Pelag. mart.* τὸ γεγονὸς — C. 175, 2. καὶ τῶν τεχνῶν. C. 9, 4. 161, 4. 183, 14. 185, 21. ἐδόκει μοι λέγειν — C. 279, 5. 302, 79. wo der Vf. *Maximus Planudes* heifst. S. 311. τίς ὁ τερπνας — C. 177, 19. *Petri, arch. Alex.* C. 171, 26. 173, 9. 8. f. S. 313. *Philetaeri*, C. 162, 27. πολλῶν καὶ μεγάλων κακῶν φοιτησάντων κατὰ τοῦ γένους. *Philippi ap.* ὁ τοῦ θεοῦ — C. 170, 11. 172, 1. 179, 34. Ἀντλήσατε — C. 177, 26. *In Philogonium*: C. 202, 18. S. 314. *Photinae* C. 184, 47. *In not.* 22. ἱερὸς — C. 132, 12. 178, 18. 180, 15. S. 315. *Platon mart.* C. 169, 15. 173, 3. 8, f. S. 320. *In Sanctorum*, καὶ τὸ λόγοις — C. 326, 22. S. 321. *Sebastiani et Soc.* (*Marcellini*) *Zoës* — *Castalli* (*Castuli*) *septem dormientium* (*puerorum*). S. 320. *Silvestri*, αὐτίκα — C. 162, 31. S. 324. *Sergii* C. 132, 22. 141, 12. 175, 1. 179, 18. 181, 34. *Severiani milit.* C. 178, 8. 180, 8. 181, 10. S. 323. *Simeon. Iusti*, Φέρε — *C. Monac.* 32 und 202 heifst der Vf. *Timotheus, Presbyter Hierosol.* S. 324. *Simeoni Stylit.* ξένον — C. 179, 1. 180, 1. 6, 9. Συμεώνην τὸν πάνυ — C. 141, 3. 178, 1. 180, 1, aber C. 132, 2 und 181, 1 heifst er συμεὼν τοῦ ἐν τῇ μάνδρᾳ. S. 326. *Mart. Sophiae* C. 178, 15. 181, 17. *Sosontis* C. 178, 7. 180, 7. 181, 9 lesen alle ἡλικίας für βασιλείας. S. 328. *Stephani iun.* ἀγαθὸν — C. 162, 1. θεῖόν τι χρῆμα. C. 171, 28. 172, 7. 173, 13. 8, f. S. 329. *Susannae* C. 160, 22. κατὰ τὸν καιρὸν (τοὺς καιροὺς). *Tatianae* C. 162, 28 μαρτύριον τῆς ἁγίας Τατιανῆς παθούσης ἐν ῥώμῃ πρὸ μιᾶς Ἰανουαρίου· βασιλεύοντος μὲν πρὸ πάντων τῆς οἰκουμένης. S. 331. *Theclae mart.* C. 132, 13. 141, 8. 178, 19. 180, 16. ἱστορία μὲν. C. 180, 17. *Phot. Bibl.* C. 68. Ἀναβαίνοντος — C. 179, 12. *Theoctistes C. Monac.* 143. εἰκόνες καὶ πάλαι (στῆλαι). S. 332. ἐπαινεῖν μὲν C. 169, 10. 170, 7. 177, 12. *Theodorae Alex.* Ζήνων (μὲν) ἤδη — C. 132, 6. 177, 1. 178, 10. 180, 10. 181, 12. *Theod. Grapti.* C. 173, 6. S. 333. *Theod. Tyronis* (*Teronis*) C. 149, 16. 160, 19. 163, 11. λικινίω C. 183, 2. 185, 6. ὥσπερ φαίνει — C. 202, 10. S. 335. ὡς πολὺ τὸ πλῆθος C. 183, 7. 185, 1. *Nectarius* wird der Vf. genannt. S. 337. *Theodos. archimandr.* ἥδιςον — C. 156, 4. 158, 17. 168, 4. 215, 1. S. 338. *Theoph. Sigriani* — ὥσπερ — C. 160, 13. S. 339. *In Thom. apost.* C. 177, 23. S. 340. εὐλογητὸς ὁ θεὸς, *C. Monac.* 66. *Montefalc. T. VIII. p.* 207 glaubt, dafs diese Rede nicht von *Chrysostomus* verfasset sey. πάλαι μὲν τὰς C. 132, 21. 141, 11. 179, 17. 181, 33. *Periodi apogr.* C. 163, 4. lieset κατὰ τοὺς καιροὺς ἐκείνους ἦμεν πάντες: C. 289, 10, aber: κατ᾽ ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἦσαν. *Thyrsi, Leucii* (λευκίου) *Gallinici*, (*Callinici*, καλλινίκου) C. 133, 1. S. 341. *Timothei* C. 168, 13. S. 342. *Trophimi* C. 132, 10. 178, 16. 181, 18. *Throphimi et Thali* (*Thalli*) C. 184, 48. *Tryphonis* — τοῦ κυρίου — C. 183, 1. S. 349. *Vari* C. 132, 26. 181, 44. S. 344. *Xantipp.* C. 162, 21. *Zachariae* — μύςα — C. 181, 5. ὡς χρυσοῦν — C. 179, 3. 181, 6. Auch von diesem *elogio* wird *Cosmas Vestitor* als Vf. angegeben. *Zenobii* — αἶγαι πόλις (ἐςὶν) ἐπὶ — C. 132, 35. 179, 26 181, 54. S. 345. *Zenonis* — *Eudoxi* (*et Ammonis*) *Zosimi* — κατ᾽ ἐκεῖνον τῶν καιρῶν (τὸν καιρὸν) C. 351, 32 und C. 3, 9. κατ᾽ ἐκ. τὸν καιρὸν ἐν τῇ ἐρήμῳ (also nicht ἐκ τῆς ἐρήμου) ἦν. ἀνὴρ ὀνόματι Ζώσιμος.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Prag*, b. Widtmann: *Exhorten für Jünglinge auf besondere Kirchenzeiten und über Kirchenceremonien, auch für das erwachsene Volk brauchbar*; als Anhang zu den Exhorten für Kinder. Von *Al. Parizek*, d. Theol. D. u. s. w. 1804. 426 S. 7. (1 Thlr. 12 Gr.) Ein sehr nützliches und heilsames Buch für katholische Christen, einem grossen Theile nach auch für Protestanten geeignet. Von jeder Kirchenzeit giebt der Vf. Ursprug, Bedeutung und Zweck an, und benutzt sie zur Besserung und Veredlung seiner Zuhörer oder Leser. Durch eine solche Belehrung wird der Aberglauben, der sich an die Aussenseite des kirchlichen Cultus so leicht anhängt, und leider angehängt hat, am leichtesten untergraben. Der würdige Vf. erscheint auf allen Seiten als ein Mann von geläuterten und humanen Grundsätzen, und darf gewifs das Bewufstseyn im Busen tragen, durch seine Exhorten für das Reich Gottes gearbeitet zu haben; denn wenn man auch der katholischen Kirche weniger Kirchenzeiten und Ceremonien wünschen möchte, so erfüllt doch ein angestellter Lehrer, der hierin nichts abändern, weder wegnehmen noch zusetzen darf, seine Pflicht, wenn er Alles zur Erbauung und Besserung seiner Zuhörer gewissenhaft benutzt und anwendet.

g.

ne Logoth. C. *Mon.* 281, εἰς ἐγκόλπιον τοῦ Ἰωάννου ὃν εἶχεν ἐγκάρδιον ὁ Χριστὸς φίλον. S. 257. *Joan. Baptist.* C. *Mon.* 281, σιγῶσα φωνὴ καὶ βοῶσα καρδία, wie auch: ὡς ἐξ ἐρήμου τὸν προφήτην τὸν μέγαν. S. 258. *In Joan. concept.* C. *Mosq.* 163, 1, χαίρετε ἐν κυρίῳ μετὰ τῆς θείας, *auctore Theophane, Archiep. Caesar.* S. 260. *In capitis Joh. invent.* C. *Mosq.* 184, 23, πάλιν ἡμῖν ὁ ἱερὸς. S. 262. *Joan. Eleem.* C. *Mon.* 143, μόλις πότε τὸ κατὰ τὸν. S. 263. *Joan. Scholast.* C. *Mon.* 297, 1, πεπείραμαι κειροῦν ἐν βραχέσι; 2) τὸ μὲν τῆς ἐνεγκαμένη; 3) ἐλθόντος ποτὲ τοῦ ἀββᾶ. *Jobi* C. *Mosq.* 351, 26, ὁ ὑπομείνας εἰς τέλος. S. 264. *Irenaei*, C. *Mosq.* 184, 53, ἄρτι τῶν ἐπὶ τῇ κακίᾳ. S. 267. *Laurentii*, C. *Mosq.* 163, 20, εἰδωλικοῦ ποτὲ κλύδωνος. S. 268. *In Lazarum*, C. *Mosq.* 274, 42, πολλὴν πανδαισίαν ἡμῖν σήμερον, *auctore Gregorio Tauromenio. In divit. et Lazarum*, C. *Mosq.* 274, 9, πάλιν ἡ τοῦ θεοῦ ἐνυπόστατος, *auctore Gregorio Tauromenio.* S. 276. *Mariae* C. *Mosq.* 59, 1, 9, ἐμοὶ μὲν ἐπῄει πολλάκις, *auctore Theophane, Episc. Nicaeno.* S. 279. *In salut. ab angelo factam*, C. *Mon.* 281, εὐαγγελιστὰ χαρμονῆς. C. *Mos.* 302, 74, ἐμοὶ δὲ τῶν ζωγράφων, *auctore Nicephoro Gregora;* C. 202, 21, πολλοὶ τῶν μεγάλων ἀνθρώπων, *auctore Amphilochio:* C. 274, 23, σήμερον ἡ ἐκκλησία δαδουχεῖται, *auctore Gregorio Taurom.* C. 271, 30, ὅταν ἡ χειμέριος, *auctore Theodot.* S. 282. *In Mariae purific.* C. *Mosq.* 160, 6, πάλαι ἱκανῶς, ὡς οἷόν τε διὰ βραχέων, *auctore Methodio, Patar.* C. 160, 9, πολλοὶ τῶν μεγάλων ἀνθρώπων τὴν παρθένον, *auctore Amphilochio:* C. 160, 8, χαῖρε σφόδρα, *auctore Cyrillo, Homil.* 137 *Chrysost.* T. V. *In dormit. Mariae* C. *Mos.* 165, 14, ἥκω τήμερον, ὦ φίλοι, κατὰ δύναμιν ἀποδώσων: C. 271, 68, τίς ὁ συναθροισμὸς, *auctore Germano, archiep. Constantinop.* C. *Monac.* 226, ἐπειδὴ κατὰ τὸν καιρὸν, *auctore Simeone Logothet.* C. *Mon.* 281, τὴν ἔμψυχον βίβλον σε τοῦ ζῶντος λόγου. S. 285. *In depos. vestis*, C. *Mosq.* 160, 20, ἀλλὰ τῆς μὲν θείας ταφῆς. S. 286. *Mariae Aegypt.* C. *Mon.* 275, σε μὲν διεκώλυεν τῆς. S. 287. *Mariae postea — Marina:* C. *Mosq.* 184, 11, τὰ μὲν κατὰ τὴν μεγάλην. C. *Mon.* 23, συσταυρωθέντα σοὶ καὶ ὑποπεσόντα, *auctore Gregorio Nyss.* S. 288. *In omnes mart.* C. *Mos.* 172, 2, ἄρτι κωνσταντίνῳ τῷ μεγάλῳ τὸ κράτος ἐπήνθει. S. 291. *Matthaei*, C. *Mosq.* 289, 32. 351, 4, κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἦσαν οἱ ἀπόστολοι. *Maximi homol.* C. *Mosq.* 163, 21, ἡρακλείου τῶν σκήπτρων τῆς ῥωμαϊκῆς. S. 292. *Melchisedeci*, C. *Mosq.* 6, 9, μελχὶλ ὁ βασιλεὺς, *auctore Athanasio.* S. 293. *Menae* C. *Mos.* 162, 25, τῆς τοῦ Χριστοῦ χάριτος. S. 295. *In Mosen caligas solventem*, τὸ τῶν ποδῶν πέδιλον; *et a Deo vultum avertentem*, μωσῆς θεοῦ πρόσωπον, C. *Mon.* 281. S. 296. *Neophyti* C. *Mosq.* 160, 5. 168, 17, οὐ πολλὰ μόνον, ἀλλὰ καὶ τερπνά. S. 297. *Nicephori Antioch.* C. *Mos.* 183, 3, οὐδὲν ἔοικεν ἀγάπης: C. 184, 8. 185, 8. 250, 3, καθὼς ἀνάμεσα εἰς ὅλα τὰ ἄνθη. *Nicephori Constant.* C. *Mos.* 184, 10, καὶ πῶς ἄν τις ἡμᾶς. S. 298. *Nicolai Myr.* C. *Mosq.* 174, 3, ὄρθρος ἡμῖν φαεινότατος: C. 162, 11, καλὸν ἡμᾶς, ὦ θεῖκῶν ἀσμάτων προασπισταί: C. 202, 12, σοφόν τι χρῆμα ζωγράφων: C. 162, 13, ἐν τοῖς καιροῖς τοῦ μεγάλου: C. 26, 9. 162, 12, οἱ τῶν ἀρετῶν, *auctore Methodio Constant.* S. 300. *Olympiadis*, C. *Monac.* 318, ἀποπηδᾷ ταχέως ἀπὸ τῶν βλαβερῶν. *Onesimi* C. *Mosq.* 184, 14, τὰ κατὰ τὸν ἀπόστολον. *Onuphrii* C. *Mos.* 165, 8, τοῖς τῶν ἀνδρῶν ἀρίστοις τέ καὶ σπουδαίοις. S. 301. *Palladii* C. *Mon.* 255, οὗτος ὁ μακάριος ἐν ὄρει τινί. S. 303. *Pamphyli*, C. *Mos.* 184, 15, καὶ τί μνήμης μαρτύρων. *Panteleem.* C. *Mosq.* 174, 11, ἔστι μὲν οὐδὲν οὕτως. S. 304. *In Papiam —* C. *Mosq.* 174, 4, δέκιος ὁ δυσσεβής. *Parthenii*, C. *Mos.* 185, 5, τὰ κατὰ τὸν μέγαν. S. 305. *In SS. Patres*, C. *Mos.* 285, 14, κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν, *auctore Zosimo monacho. In Paulum* C. *Mos.* 177, 18, πᾶσα μὲν ἑορτή, *auctore Niceta, rhetore Paphlag. In vestigium Pauli inventum in monasterio immaculatae*, C. *Mosq.* 281, ἰχνηλατῶν μοι παῦλε. S. 306. *Paulli abb.* C. *Mos.* 184, 31, παύλου τοῦ ἁπλοῦ. S. 307. *Paulli Theb* C. *Mon.* 276, οὗτος ὁ μακάριος παῦλος ἦν ἐν τοῖς χρόνοις. S. 311. Τίς ὁ τερπνὸς, C. *Mosq.* 177, 17, ὡς ἡδεῖα τῆς ἡμέρας χάρις ist auch vom *Nicetas (rhetor) Paphlago.* S. 313. *Philetaeri* C. *Mosq.* 162, 27, πολλῶν καὶ μεγάλων κακῶν φοιτησάντων. *Philippi*, C. *Mosq.* 162, 10, φίλιππον τὶς ὀνομάσας. S. 314. *Photii*, C. *Mosq.* 160, 17, ὄφλημα μὲν εἶναι, τοῖς εὐσεβέσιν. *Photinae*, C. *Mosq.* 184, 47, μακαριστοὶ μὲν τῷ ὄντι: C. 289, 12: ἐν ταῖς ἡμέραις νέρωνος. *Pionii* C. *Mosq.* 184, 42, μεμνῆσθαι τῶν ὑπὲρ χριστοῦ. S. 315. *Polycarpi*, C. *Mosq.* 160. 11. 184, 22, ἡνίκα δέκιος ὁ δυσσεβής. S. 316. *Porphyrii, Gazae*, C. *Mosq.* 184, 25, γάζα πόλις ἐστὶ: C. 163, 34, τῆς τῶν ἁγίων προφητῶν προῤῥήσεως. *Probi —* C. *Mosq.* 162, 8, πολλαὶ πολλαχόθεν τοῖς σώζεσθαι: C. 175, 3, βασιλεύοντος διοκλητιανοῦ ἐν τῇ τῶν. C. 132, 25. 141, 13. 179, 19. 181, 37, διοκλητιανὸς τὴν αὐτοκράτορα. S. 317. *Procopii*, C. *Mosq.* 9, 5. 161, 5: διοκλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ τὴν βασίλειον. S. 320. *Sampsonis* C. *Mos.* 9, 3. 161, 3. 185, 20, ἅμα μὲν χάριτος ἔργον. S. 326. *Stephani* C. *Mon.* 281, λύπη ψυχικῆς ἐμπεσὼν καχεξίας. S. 328. *Stephani jun.* C. *Mon.* 281: *in reliquias Stephani jun.* χρυσὸς μετὰ πυρί. S. 329. *Tarasii* C. *Mosq.* 184, 24, ὁ μέγας καὶ περιφανής. *Tatianae, Romae martyrium passae XII Joann.* C. *Mosq.* 162, 28, βασιλεύοντος μὲν πρὸ πάντων τῆς οἰκουμένης. S. 330. *Taisiae* C. *Mon.* 318, ἀδελφοὶ τίμιοι, βούλομαι ἡμῖν. S. 331. *Theclae*, C. *Mosq.* 163, 2: Τῆς θέκλης ἡ μνήμη τῆς πρωτομάρτυρος γυναικῶν μὲν ὑπάρχει, *auctore Photio, Patr. Constantinop.* S. 332. *Theodorae Thess.* C. *Mosq.* 160, 15, πολλοὺς ψυχωφελεῖς καὶ θαυμαστοὺς. S. 333. *Theodori mart.* C. *Mosq.* 160, 19. C. *Monac.* 32 u. 107, ὑμεῖς, ὁ τοῦ χριστοῦ λαὸς. *Theodori Tyronis (Teronis)*, C. *Mosq.* 184, 7, λικίνιος ὁ βασιλεὺς. S. 338. *Theophan. Sigr.* C. *Mosq.* 160, 14, ἔμπρακτον κάλλος καὶ προαιρετικὴν εὐμορφίαν, *auctore Methodio Patriarch. Constant.* C. 184, 34, ὁ μέγας οὗτος καὶ σοφὸς. S. 339. *Theophili, Theodori — Bassi (Basoi)*, C. *Mosq.* 174, 7, ἐμοὶ δοκοῦσιν οἱ μάρτυρες εὐφημεῖν: C. 184, 33, φαιδραὶ μὲν εἰσιν. *In Thomam* C. *Mosq.* 163, 4, κατὰ τοὺς καιροὺς ἐκείνους ἦμεν πάντες: C. 289, 10, κατ'

ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἦσαν. S. 342. *Trophimi et Thali*, C. *Mosq*. 184. 48. διοκλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ. *Trophimi et Eucarpionis*, C. 184. 50. δεινὸν, ὅτι καὶ λίαν. *Tryphonis*, C. *Mos*. 184, 1. τρύφων ὁ θαυμάσιος.

Man wird nicht verkennen, dafs die neue Ausgabe der *Bibl. Gr*. mehrere Heilige mit ihren *vitis* und *elogiis* aus ihrer Dunkelheit, in welcher sie bis jetzt eingehüllt lagen, hervorzuziehen sich bemüht habe: aber vergessen hat sie doch auch einige, die hier einen Platz verdient hätten, als: *Abraam. Persa*, C. *Mosq*. 184. 3. ἄρτι τῆς περσικῆς. *Agapetus Episcop.* συανῶν, C. *Mosq*. 184. 17. οὐχ οὕτως οἶδέ τι τῶν ἄλλων. *Archippus et Apphias*, C. *Mos*. 184, 20 ἄρτι τοῦ μεγάλου κήρυκος. *Asclepiodotes* C. *Mosq*. 184, 18, μαξιμιανοῦ τοῦ τυράννου. *Basiliscus martyr*. C. *Mosq*. 163, 13. κατὰ τοὺς καιροὺς τῆς βασιλείας μαξιμιανοῦ: C. 184, 30, τοὺς μαρτυρικοὺς ἀγῶνας. *Basileus Cherson et Capito*, ἱερομάρτυρες καὶ ἐπίσκοποι, C. *Mosq*. 184. 34. ἡνίκα διοκλήτιανος ὁ δυσσεβὴς. *Duca et Callistus*, C. *Mosq*. 163, 26, μαρτύρων ἄθλοις θεὸς μὲν δοξάζεται, *auctoribus Michaele monacho et Syncello*. *Christophorus et socii*, C. *Mosq*. 163. 16, ἔτους τετάρτου τῆς βασιλείος δεκίου. *Cleonicus* u. *Eutropius*, C. *Mosq*. 163. 12, ὁ μακάριος θεόδωρος ὁ τήρων, C. 184. 30, τοὺς μαρτυρικοὺς ἀγῶνας. *Conon Isauricus*, C. *Mosq*. 184. 35, ὁ μέγας οὗτος. *Constantinus martyr*. C. *Mosq*. 174, 7, ἐμοὶ δοκοῦσιν οἱ μάρτυρες εὐφημεῖν: C. 184. 33, φαιδραὶ μὲν εἰσὶν. *Dometius* (wenn er nicht etwa eben derjenige ist, welcher in *Bibl. Gr. Domitius* heifst), C. *Mosq*. 184. 51. Ἰουλιανοῦ τοῦ δυσσεβοῦς. *Epicharis*, C. *Mosq*. 179, 14. ἐν τοῖς ὑπομνήμασι. *Eulogius* τοῦ λατόμου (welcher wohl unrichtig unter dem Namen *Latomus* S. 267 aufgeführt wird) C. *Mosq*. 162, 16: γέγονε κατὰ τὴν θηβαΐδα. *Eutymius Thessalon*. C. *Mosq*. 175, 8, ὁ τῆς ἀνθρωπίνης οὐσίας. *Euthymius, Patriarch. Constantinop*. C. *Mosq*. 302, 9, τί τοῦτο σύνταγμα ἱερὸν, *Aretha auctore*. *Gregentius*, C. *Mosq*. 347, 8, οὗτος ἧττον ἀπὸ τὴν χώραν τῶν μεδιολάνων. *Gregorius Sinaita*, C. *Mosq*. 280, 2, τὸ μὲν τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας, *auctore Callisto, archiep. Constant*. *Gregorius Papa Rom*. C. *Mosq*. 184. 41 ὁ μέγας οὗτος καὶ θαυμαστὸς, den auch schon *Lambec*. VIII. 425 unter die Heiligen aufgenommen hat. *Hierotheus, apost. Christi*, C. *Mosq*. 181, 31, *auctore Euthymio*. *Marcus, archiep. Arethusae et Cyrillus diaconus*, C. *Mosq*. 184. 56, Ἰουλιανοῦ τοῦ δυσσεβοῦς. *Mulier Cananaea*, C. *Monac*. 6, πολὺς ὁ χειμὼν, *auctore Philogonio*. *Martyres* ἐν νικοπόλει, C. *Mos*. 163, 18, λικινίου τὰ τῆς Ρομαίων βασιλείας. *Martyrium Patrum SS. in Sinai et Raithu* C. *Mosq*. 156, 6. 158. 69. 168, 6, ἁλώμενος ἐγὼ μετὰ τὴν ἔφοδον, *auctore Nilo monacho*. S. 294 heifst es: *Monachorum caedes in Sina et Raithu*, wo auch für μετὰ τ. ἔφοδον falsch gelesen wird κατὰ τ. ἐφ. *Martyrium mille et trium sanctorum martyrum in Nicomedia* C. *Mosq*. 184. 6, διοκλητιανοῦ τοῦ δυσσεβεστάτου. *Marutha, episcop*. σοφανιανῶν τῆς ἀρμενίας C. *Mosq*. 184, 27, χώρα τὶς ἐστι κατὰ ἀνατολὰς κειμένη. *Meletius*, ὁ ἐν τῷ ὄρει τῆς μυοπόλεως (*Joniae urbis*) ἀσκήσας, C. *Mosq*. 160, 1. καὶ τοῦτο σον, ὦ θεῖε ἄνθρωπε, *auctore Nicolao, Episcopo Methon*. *Meletius junior*, C. *Mosq*. 160, 2. ποῦ ποτέ εἰσιν οἱ τὸν καθ' ἡμᾶς αἰῶνα, *auctore Theodoro Prodromo*. *Menignus* C. *Mosq*. 184, 43, δεκίου τοῦ δυσσεβοῦς. *Nestor, Episc. Pergae Pamphil*. C. *Mosq*. 184. 26, νέστορα τὸν ἱερὸν. *Petrus Athonites*, C. *Mosq*. 175, 7, τὸ τοὺς τῶν ἁγίων βίους. *Phantinus* C. *Mosq*. 15, a, f. ὁ ἐν ἁγίοις πατὴρ ἡμῶν. *Onesiphorus et Porphyrius* C. *Mosq*. 163, 34, τῆς τῶν ἁγίων προφητῶν προρρήσεως. *Philetas et conjux Lydia, et liberi* C. *Mosq*. 184, 54 (fehlt der Anfang). *Placilla*, C. *Mon*. 107, ὁ πιστὸς καὶ φρόνιμος, *auctore Greg. Nysseno*. *Pulcheria*, C. *Mon*. 107, οὐκ οἶδα, ὅπως τῷ λόγῳ, *auctore Gregor. Nyss*.

Wenn der neue Editor die schon oft gerühmten Hülfsmittel sorgfältig benutzt hätte: so würde er, wo die ältere Ausgabe nur eine latein. Übersetzung der *Vitarum SS*. angiebt, auch das griechis. Original, und den Ort, wo es aufbewahrt wird, bisweilen haben bekannt machen können. So würde er S. 192 bey *Alypius Stylit*. für die latein. Anfangsworte: *Si multi saepe* das griechis. Original C. *Mosq*. 26, 6, und aus demselben εἰ πολλοὶ πολλάκις gesetzt haben. S. 208. b. *Callinici, Cilicis* für *cum simulacrorum* — aus dem C. *Mosq*. 9, 7. 167, 7, τῆς εἰδωλικῆς μανίας ἐπικρατούσης: S. 216. b. *Cyrus* für: *Cyrus ille clara stella* aus C. *Mosq*. 168, 22: κύρος ὁ περιφανὴς. S. 223. b. *Ephraimi* f. *Ephraim ille admirabilis* aus C. *Mosq*. 168, 21, ἐφραὶμ ὁ θαυμάσιος ἔφυμεν: bey *Eudocimi* den C. *Mosq*. 9, 8. 161, 8, mit den Anfangsworten: εὐδοκίμου τοῦ κατὰ θεὸν φερωνύμιος. S. 233. b. *Guriae* f. *quomodo vester animus* aus C. *Mosq*. 302, 7, πῶς ἡμῖν τὰ κατὰ ψυχὴν ἔχει. S. 234. b. *Hermyli* f. *impio imperante* aus C. *Mosq*. 158, 18. 168, 5, βασιλεύοντος λικιννίου τοῦ δυσσεβοῦς. S. 261, b. *Joan. Calyb*. f. *Res est sane* — aus C. *Mosq*. 156, 7. 158, 20. 168, 8, τυραννικόν τι χρῆμα τεκόντων στοργὴ. S. 264. b. *Jonae* f. *Saborius Persarum* aus C. *Mos*. 184, 55, Σαβώριος ὁ περσῶν. S. 266. Für *Persecutores quidem* aus C. *Mosq*. 9, 2. 161, 2. 183, 3. 185, 19, οἱ μὲν ἄλλοι διῶκται. S. 306, b. *Pauli et Julianae* f. *Aurelianus imper. etc*. aus C. *Mosq*. 184, 31. Αὐρελιανὸς ὁ βασιλεὺς δόγμα ἔθετο, s. S. 266. *Julianae*. S. 307. *Alia Pauli* f. *vixit beatus P*. aus C. *Monac*. οὗτος ὁ μακάριος παῦλος ἦν ἐν τοῖς χρόνοις. S. 310. f. *Non eos solum* — aus C. *Mosq*. 9, 4. 161, 4, καὶ τῶν τεχνῶν οὐ μόνον τοὺς ἐξ ἀρχῆς πατέρας. S. 315. b. *Pionii* f. *apostolus monet* — aus C. *Mosq*. 184, 42, μεμνῆσθαι τῶν ὑπὲρ Χριστοῦ. S. 320. b. *Sabini* f. *imperante — edictum* aus C. *Mosq*. 184. 38, διοκλητιανοῦ τυράννου. S. 325. b. *Sinait. monach*. f. *post incursionem* — aus C. *Mosq*. 156, 6, ἁλώμενος ἐγὼ μετὰ τὴν ἔφοδον τῶν βαρβάρων. Es finden sich sogar Stellen, wo zwar der neue Herausg. selbst Schriften und Mff. angiebt, welche den griech. Text enthalten, aber ohne den Anfang der *Vitarum* in der Originalsprache ausgezeichnet zu haben, als: S. 269. *Leontii: quo tempore Vespas*. S. 288. *Insipiens, rudis* S. 296 *Nerei: Nisi studia*; selbst dann nicht, wenn die *Vita* an einem anderen Orte der *Bibl. Gr*. in der Originalsprache schon aufgeführt worden war, wie S. 306. *Pauli et Jul*. vrgl. S. 266 *Julianae*.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke*.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Jo. Alberti Fabricii — Bibliotheca Graeca.* — Editio nova — curante *Gottl. Chr. Harles etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Derselbe Tadel trifft S. 310. *Non eos solum*, wovon einige Zeilen vorher ἅπας μὲν — das Original schon genannt worden war. S. 325. *Sinaitarum, cf. Monachorum.* S. 294. Und istes ja einmal beobachtet worden: so hat Hr. H. das vom *Fabr.* in latein. Sprache aufgeführte Leben wieder als ein besonderes Leben bisweilen in der Originalsprache angegeben, wie S. 287. *Marinae: Nihil aeque* — und 12 Zeilen hernach οὐδὲν οὕτως ἥδυνει. Überhaupt wäre zu wünschen gewesen, dass weise Sparsamkeit, um für die neuern Lebensbeschreibungen Raum zu gewinnen, überall, wo die griechis. Originale aufgeführt werden, die latein. Übersetzungen weggestrichen hätte, als: S. 198, *Tempore tyranni.* S. 211, *Epitome vitae.* S. 257, *Joan baptistam.* S. 259, *Iterum furit.* S. 275 *Marciani. Sunt quidem.* S. 277. *Oportebat revera.* S. 307. *Pauli Thebani.* S. 311, *In Petrum. Pauci hodierno.* S. 337, *Inter tempora ver* u. a. O. m.

Fabricius hat, welches auch alle älteren und neueren Biographen genau befolgen, jeder *Vita* den Anfang derselben, wenn er einen vorfand, beygesetzt; aber Hr. H. hat sich der Mühe, denselben beyzufügen, nur zuweilen unterzogen; warum nicht immer und nicht überall, wo er es doch konnte? warum nicht aus den münchner und moskauer Handschriften, die ihn sorgfältig angeben, und deren Verzeichnisse er benutzt hat? So konnte er z. B. S. 191 b. *Alexiani* aus dem *C. Mosq.* 250, 6, die Anfangsworte der *Vita*: εἰς τὰς ἡμέρας τῆς βασιλείας ὠνορίου auszeichnen. S. 193, b. *Encom. in Anastas.* aus *C. Mosq.* 26, 11, οὐχ οὕτω λαμπρὸς. S. 200, b. *Plura in archang.* aus *C. Monac.* 221, ὦ θεοῦ νοερὰ καὶ ἄυλα. S. 208, b. *in Caesarium* aus *C. Mon.* 120 und 154, οἴδαθέ με ἴσως. S. 223, b. *Eudocimi* aus *C. Mosq.* 9, 8. 161, 8, εὐδοκίμου τοῦ κατὰ θεὸν Φερωνύμως. S. 269, b. *Leonis thaum.* aus *C. Mosq.* 184, 19, λέων ὁ μέγας ἐν θαύμασι. S. 294, b. *Modesti* aus *C. Mosq.* 15, καὶ ὁ θαυμαστὸς μόδεστος. S. 309, b. *Palladii* aus *C. Monac* 255, οὗτος ὁ μακάριος ἐν ὄρει τινὶ. S. 304, b. *In Papiam* aus *C. Mosq.* 184. 4, δέκιος ὁ δυσσεβὴς. S. 314, b. *Photinae* aus *C. Mosq.* 184, 47, μακαριστοὶ μὲν τῷ ὄντι. S. 321, b. *Sebastianae* aus *C. Mosq.* 41, 7, ἐπὶ τῷ κατὰ Χριστιανῶν. S. 342, b. *Trophimi et Thalli* aus *C. Mosq.* 184, 84, διοκλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ, u. s. m.

Ob die neue Ausgabe der *Bibl. Graec.* in dieser Rubrik, welche *Sanctorum elogia et vitas* zu liefern verspricht, auch alle diejenigen Artikel, welche keine eigentlichen *Vitas SS.* bekannt machen, aus der älteren wieder hätte aufnehmen, oder wohl gar vermehren sollen, will Rec. dem Urtheile des Herausg. und anderer einsichtsvoller Gelehrten überlassen. So viel Rec. die Sache zu beurtheilen vermag, glaubt er, dass, um alle Artikel der Überschrift dieser Rubrik genauer anzupassen, folgende ohne Verlust, vielleicht sogar, um Raum für andere wichtigere zu gewinnen, der älteren Ausgabe hätten überlassen werden können. S. 213 *In S. coenam:* S. 218 *In dedicat. templi:* S. 230 *Adversus Calendarum superstitionem:* S. 237. *Ieiunia:* S. 296. *In Nicaen. Symbolum:* S. 301 *In Palmarum Dominic.:* S. 308. Die Homilieen *in Pentecost. festum:* S. 318. *In purpuram redd. In sacram Quintam:* S. 320. *In sacra lumina:* S. 321. *In sancta sanctorum:* S. 330. *In templi consecrat.*

Man wird auch bisweilen in der neueren Ausg. eine feste Ordnung einzelner Art. vermissen, und zu wünschen sich gedrungen fühlen, dass einige, welche schon die ältere Ausg. vereinzelt hatte, an Einem Orte zusammen getragen worden wären. *Martyria* und *Martyres*, welche ohne bestimmte Namen eingetragen sind, konnten sämtlich in den Artikel *Martyres*, um alle Wiederholungen zu vermeiden, zusammengefasst werden, als: S. 215 *Decem martyrum*, welcher Art. auch S. 289 wieder mit eben den Worten aufgeführt ist: S. 255 *Innocent martyrum:* S. 275. *Certamen decem:* S. 309. *Gesta in Perside:* S. 318. *In Rom. martyrem*, welcher Art. auch schon S. 289 angegeben war: S. 321. *Septem dormient. (puerorum):* S. 341. *In tres pueros.* So würde auch S. 294 der Art. *de apocalypsi* — *Michaelis* seine Stelle S. 199 und S. 255 *In corporeas* S. 196 bey *angelis* richtiger eingenommen haben. S. 304. *In S. Pascha* gehört zu *In Jesu pass.* S. 244: *In ἀκαθίστου festum* S. 188 zu dem Art. *Maria* πάλαι ἱκανῶς πολλοὶ τῶν μεγάλων, und S. 241, χαῖρε σφόδρα zu *Mariae purificat.* S. 282. Auch die alphabetische Ordnung ist bisweilen gestört worden, besonders wo neuere Zusätze hinzugekommen sind. So sollte S 195, *Andreas de Chio* vor *Andr. in Crisi:* S. 196, *Antonina* vor den *Antoniis:* S. 206, *Basil. Confess.* vor den übrigen *Basiliis* S. 205: S. 213, *In Constant. M.* — *patres Nicaenos* vor dem Art. *de Constantino patriarcha:* S. 215, *Cyprian Carthag.* vor dem *Cyprian Corinth.:* S. 226, *Eusignius* vor dem

Eustachius: S. 231, *Georg Amastrenus* vor den übrigen *Georgiis:* S. 264, *De Josepho sponso* vor *In Jes. et descript. Mariae*, gesetzt, aber S. 201, *Athanas. thaumat.* dem *Athanas. Tarsens.* nachgesetzt seyn. S. 233 sollte *Gregor. Acritensis* die erste Stelle unter den *Gregoriis* einnehmen, wo die Anmerkung: *Aliam a Niceta* — von dem Art. *Greg. theolog.* getrennt ist, welche noch überdiess entweder hätte ganz gestrichen, oder doch umgeändert werden sollen, da der erste Theil der Benedictiner Ausgabe schon 1779 herausgekommen ist. S. 234 u. 236 haben *Hermas* u. *Jacob. anachor.* auch nicht ihren ordentlichen Platz angewiesen bekommen. S. 263 sollte *Jo. Epirot.* schon S. 262 vor *Joan. Gothus*, und S. 267 *Juliani Gregorii* vor *Juliani monachi* S. 266 gesetzt seyn. Die *Macarii* S. 271 haben fast alle nicht die Stelle erhalten, die ihnen das Alphabet anweiset. S. 297. *Nicetae et Aquilinae Lyc.* würde richtiger *Nicet. Goth.* S. 300, *Orentii* aber *Orestae mart.* folgen. S. 305. *Patricia* sollte den Vorgang vor *Patriciis*, und S. 306 *Paulus abbas* vor *Paul. Corinth.* haben. S. 312 sind die verschiedenen *Petri* fast alle versetzt. S. 317 haben die Zusätze *Ptolemaei*, *Publii* und *Puellae* den *Protasius* aus seiner alten Stelle verdrängt. S. 323 u. 325 haben die neu hinzugekommenen *Simones* alle einen anderen Platz eingenommen, als den sie hätten einnehmen sollen. S. 335 hätte *Miraculum mart. Theodori* doch wohl schon S. 333 zu *Theodori mart.* und *Theodori Crateri* S. 332 vor *Theod. Grapti*, und S. 336 *Theod. Pergae* vor *Theod. praef. militum* S. 333 gesetzt werden sollen, welcher letztere auch bestimmter hätte unter den Namen *Theodorus Tero*, als *militum praefectus* nach *Theodor Syciota* aufgeführt werden können. S. 338. *Theonis* sollte erst nach *Theognidis* eingeschaltet seyn. Auch die S. 341 in der älteren Ausgabe noch nicht genannten *Timothei*, welche selbst nicht an ihrem Orte stehen, haben die alte Ordnung ganz gestört, und von dem *Timoth. apost.* das abgerissen, was ihm die ältere Ausg. zugegeben hatte. *Epitome vitae* sollte auch vor *Titi hegumeni* stehen.

Hr. *H.* würde auch sein Verdienst um diese Rubrik vermehrt haben, wenn er gewisse Heilige, die unter verschiedenen Charakteren und Namen, auch in verschiedenen Artikeln, ob sie gleich nur eine und ebendieselbe Person sind, aufgeführt werden, wieder in Einem Artikel vereiniget hätte. Diese Verbesserung wird zwar durch mannichfaltige Schwierigkeiten erschwert, da sie selbst die Handschriften nicht immer erleichtern; aber dennoch glaubt Rec., dass eine genaue und kritische Vergleichung verschiedener *Vitarum* und ihrer Handschriften, wenn auch nicht alle, doch einige hätte aus dem Wege räumen können. Folgende als ganz verschiedene und in verschiedenen Artikeln gerühmte Heilige können ohne Zweifel in Einen zusammengetragen werden. S 189. *Adrian. Nicomed.* und *Adrianus et XXIII socii:* S. 191 *Alexii* und *Alexii s. Alexiani*, vergleiche *Codd. Mosq.* 15. f. 250, 6. 184. 44. 289 19. S. 193. *Encom. in Anastas.* und *Anastasii Persae*. S. 194. *Anatolii*, *Eustachii* und *Anatolii*, *Patr. Constant.* S. *Eustachii*. S. 196. *Anthusae* und *St. Anthusae*. S. 198. *De Apolline* und *Apollinis*. S. 217. *Damasceni* und S. 261 *Joan. Damasceni*, welcher Art. dadurch verdoppelt ist. S. 217. *Joan. Calybet.* und S. 218 *Joan. propter Christum paup.* Sieh. *C. Mosq.* 156. 7. S. 275. *Marcian.* und *Marcian. Aegypt.* S 293. *Mena Hermog.* und *Mena*, *mart. Aegypt.* S. 294. *Monachorum caedes* und S. 315 *Sinaitarum monach.* S. 307. *Pelag. Antioch.* und S. 308 *Pelag. meretr. Antioch* S. 312. *Petrus Telonor.* und *Petrus publicanus*. S. 338 *Teophan. Confess.* und *Theoph. Sigrius*. Sieh. *C Mosq* 160. 13. 14.

Die neue Ausgabe würde auch Raum gewonnen haben, wenn sie nicht einige Art. fast ganz, oder doch die Erläuterungen bey einigen wiederholt, sondern allemal dahin verwiesen hätte, wo sie schon gegeben worden waren, als: S. 289 Πάλιν μαρτύρων und S. 318 *In Rom. martyrem.* S. 289. *De martyrio et manifestatione* und S. 321 *Septem dormientium*. S. 200. *Miracula Mich.* μεγάλαι — und gleich darauf καλλαὶ καὶ μεγάλαι, welches eines und dasselbe ist. S. 221. *Dosae* und S. 237 *Iae*. S. 306. Ἄπας μὲν und S. 310 ἄπας μὲν. S. 275. *Marciani Aeg.* und S. 296 *Nicandri*. S. 241. Χαῖρε σφόδρα und S. 251 χαῖρε σφ. S. 246. πρὸ τοῦ σωτηρίου und S. 247 πρὸ τ. σωτηρ. S. 218. *In dedicat templi* und S. 330 *In templi consecrat.* S. 215. *Decem mart.* und S. 289 *In decem mart.* S. 294. *Monachorum* und S. 325 *Sinait. monach.* und a. a. O.

Da zu *Fabricius* Zeiten der Mangel an kritischen Hülfsmitteln die Verfasser der verschiedenen *Vitarum* noch nicht allemal bestimmt anzugeben verstattet hatte: so konnte der neue Editor, da sie unsere Zeiten vermehrt haben, auch bey dieser Rubrik einige Schritte weiter gehen, und seine Vorgänger da, wo er von anderen verleitet sich auf Abwege verirret hatte, auf den rechten Weg, besonders mit Hülfe der Verzeichnisse der mosk. u. münch. Bibl. zurück führen. Beyspiele finden sich überall. Hätte Hr. *H.* aus den neueren Quellen immer tief genug geschöpft: so würde er gewiss auch viele verstümmelte Namen von Heiligen zu verbessern Veranlassung gefunden haben. Die neue Ausgabe würde nun richtiger S. 209 *Celsii* (κελσίου) für *Celsi* lesen; *Charalampi* (χαραλάμπου) f. *Charalampii*; S. 211 u. 321. *Claudiani* (κλαυδιανοῦ) f. *Claudii*; S. 255. *Indi* (ἰνδοῦ) f. *Indae*; S. 293. *Eugraphi* (εὐγράφου) f. *Eugraphii*; S. 300. *Oresti* (ὀρέστου) f. *Orestae*; S. 294. *Mich. Syncelli* (συγκέλλου) f. *Syngelli*; S. 320. *Sabelis* (σαβελ) f. *Sabelli*, wie auch schon S. 265 b. *Ismael* gelesen wird; S. 340. *Callinici* (καλλινίκου) f. *Gallinici*; S. 342. *Thalli* (θαλλοῦ) f. *Thali*. Vielleicht auch *Castuli* f. *Castelli*, *Basoi* f. *Bassi*. Sollte nicht S. 200 die heilige *Aritherina* in dem *Cod. Aug.* *Aecatharina* seyn? Um alle Heiligen, die in diesen Abschnitt mit ihren *Elogiis* und *Vitis* eingetragen sind, desto leichter auffinden zu können, hat *Fabric.* diejenigen, welche mit anderen zugleich in einer und ebenderselben *Vita* gerühmt werden, wieder abgesondert, und allein in ihre alphabetische Ordnung eingeschaltet, und auf

den Hauptartikel, ohne etwas weiter als den Namen zu setzen, verwiesen. Diese Sorgfalt vermisst man in der neueren Ausgabe, ob sie schon mit verschiedenen neuen Artikeln, und also auch mit noch unbekannten Heiligen vermehrt ist. So sucht man vergebens *Antigonus* und *Abundantius*, welche S. 191, bey *Alexandro* stehen: *Eunatha*, welche S. 197 bey *Antonini presb.* gefunden wird; *Aureus*, *Nascia* und *Emmelia*, welche S. 205 b. *Basilissa* und *Basilii* dazu gekommen sind; *Basilissa* in *Galatia*, welche S. 208 b. *Callinica* aufgeführt wird; *Mardarius*, welchen S. 227 der Art. *Eustratii* enthält; *Cyra*, welche S. 273 mit *Marana* vereiniget ist; *Rhema* und *Pina*, die S. 255 b. *Inna* stehen, und noch andere mehr, die mit anderen Heiligen vereiniget sind. H. i. k.

TECHNOLOGIE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Erläuterung höchst wichtiger Lehren der Technologie*, von *Karl Christian Langsdorf*, grossherzogl. badens. geheimem Hofrath, und Profess. der Mathem. zu Heidelberg u. s. w. *Erster Band.* Mit Kupfern. (Tab. I — XV.) 1807. 446 S. *Zweyter Band.* (Tab. XVI — XXIV.) 427 S. 8. (6 Rthlr.)

Der Vf. nimmt die Technologie in einem weiteren Sinne als gewöhnlich. „Sie beschäftigt sich", sagt er in der Vorrede zum ersten Bande, „mit materiellen Objecten, und zeigt in ihren mannichfaltigen Abschnitten, wie die mannichfaltigen Materien, welche die Natur uns darbietet, durch eine Reihe nach einander folgender Umformungen aus einem gegebenen Zustande in einen andern versetzt und dadurch zu irgend einem Gebrauche geschickt gemacht werden können." Desswegen rechnet er auch den Strassenbau, Brückenbau, Bergbau, die Brunnenanlagen u. d. gl. mit hieher. Er hat aber nicht etwa *alle* zu einem so grossen Gebiet gehörigen Theile in vorliegendem Werke abgehandelt, sondern nur *wenige*, und zwar solche, worin er die meiste Stärke besitzt. Diese Theile setzen Leser voraus, welche in der Mathematik schon Fortschritte gemacht haben.

Das 1 *Capit.* handelt von *Getreidemühlen*, und zwar bloss von Wassermühlen und Thiermühlen. Unter den Thiermühlen zeichnet der Vf. diejenige mit der Tretscheibe vor allen übrigen aus. Er beschreibt alle Theile der Getreidemühlen genau, und lehrt sehr gut die Bauart derselben. In theoretischer Hinsicht verweist er oft auf sein neu herausgegebenes Handbuch der Mechanik fester und flüssiger Körper (1807). — 2 *Capit.* Von den *Schneid-* oder *Sägemühlen* (sowohl von den Wasser- als Wind-Sägemühlen). Auch in diesem Capitel leuchtet überall das Auge des geübten Mechanikers hervor; alles ist hier trefflich dargestellt. — 3 *Capit.* Von den *Ölmühlen.* Zuerst geht der Vf. die vornehmsten Arten von Ölen durch, und zeigt die Eigenschaften derselben. Dann kömmt er an die Beschreibung der Stampf- und Quetsch-Ölmühlen. Unter die Quetschölmühlen rechnet er die holländischen Ölmühlen, und die von *Cancrin* angegebenen Walzquetschmühlen. Den letzteren eignet er mit Recht Vorzüge vor den holländischen zu. Er empfiehlt nun die Erwärmung des Saamens durch Dämpfe, vor dem Auspressen. Es ist allerdings wahr, dass die Auspressung durch Keile besser, als durch eine Presse geschieht. Hr. *L.* beschreibt indessen auch die wirklich sehr gute Ölpresse des Italiäners *Grandi*, und giebt zuletzt einige Vorsichtsregeln beym Schlagen und Aufbewahren des Öls an die Hand. — 4 *Capit.* Von den *Walkmühlen.* Nachdem der Vf. von den Eigenschaften der Walkererde und von der Art des Auswaschens der Tücher (mit Urin, mit Erde und Wasser, mit Urin, Wasser und Erde zugleich) geredet hat: so kömmt er auf das eigentliche Walken durch Walkmühlen mit Hämmern, und Walkmühlen mit Stampfern. Er zeigt, wie hiebey auf die verschiedenen Arten von Tüchern Rücksicht genommen werden muss. Er beschreibt nicht bloss die von Wasser getriebenen Walkmühlen, sondern auch die Ross-Walkmühlen, unter welchen er wieder die mit der Tretscheibe den übrigen vorzieht. — 5 *Capit.* Von den *Pulvermühlen.* Er handelt hier zu Anfange ziemlich ausführlich von dem Salpeter und dessen Bereitung, von dem Schwefel und der Zubereitung desselben, und von den Kohlen. Dann lässt er die Verfertigung des Schiesspulvers aus jenen Gemengtheilen selbst folgen. Er beschreibt Pulvermühlen mit Stampfern und mit Walzen, auch zwey von ihm selbst angegebene, sehr brauchbare, durch die Mühle in Activität gesetzte Vorrichtungen zum Körnen des Pulvers. Unter den beschriebenen Mitteln zum Trocknen des Schiesspulvers ist besonders die Trocknungsart des Engländers *Gerhardson* auf einer durch Wasserdämpfe erwärmten kupfernen Platte sehr empfehlungswerth. Auch die von *Belidor* erbaute Pulvermühle zu la Fère beschreibt Hr. *L.*, wobey er mitunter sehr gute Bemerkungen zu ihrer Verbesserung einstreut. Er beschliesst dieses Capitel mit nähern Untersuchungen über die Stampfwerke überhaupt. — 6 *Capit.* Von den *Papiermühlen.* Das Sortiren der Hadern macht den Anfang; hierauf folgt die Beschreibung des Lumpenschneidens und der Lumpenreinigungsmaschine. Von letzterer, die zugleich als Waschmaschine brauchbar ist, giebt der Vf. sehr zweckmässige Verbesserungen an. Er empfiehlt aber noch besonders eine Waschmaschine, wobey das Waschen durch Dämpfe von siedendem Wasser geschieht. Bey der Beschreibung des Stampfwerks und des Holländers fügt der Vf. immer auch eigene Bemerkungen hinzu. Von den sogenannten Wasserpressen aber sagt er kein Wort; auch gedenkt er nirgends der verschiedenen Lumpensurrogate, wovon einige gewiss seine Beachtung verdient hätten. Den Beschluss dieses Capitels macht die Beschreibung von *Bodoni's* Glättmaschine.

Zweyter Band. 7 *Capit.* Von den *Brennmaterialien.* Zuerst schickt der Vf. allgemeine Betrachtungen über das Verbrennen voraus, hernach redet er von dem Holze als Brennmaterial insbesondere.

Er führt die Refultate mehrerer interessanter Verfuche über die Brennbarkeit der verschiedenen Holzarten in Tabellen auf; auch zeigt er, wie die Berechnung des kubifchen Inhalts der Baumstämme vorgenommen werden muſs. Von dem fogenannten *Dendrometer* zur Meſſung der oberen Dicke der Bäume fagt er fehr wahr, dafs es ein entbehrliches Werkzeug fey, weil man dazu mit Hülfe einiger geometrischer Kenntniſſe jedes zum Höhenmeſſen dienliche Werkzeug anwenden könne. Hr. *L.* handelt ferner von dem Ausrotten der Erdstöcke oder Stubben, und von den vornehmsten dazu an den Tag gebrachten Hebezeugen. Dann fpricht er von den Holzkohlen, vorzüglich von dem Verkohlen des Holzes, und läſst darauf eine fehr bündige Abhandlung von dem Torfe folgen. Bey dieser Gelegenheit fchlägt er eine Preſsmaschine zum Preſſen des Torfs vor, wodurch dieser allerdings bedeutend verbeſſert werden könnte. Überall find die Erfahrungen von geſchickten Forstmännern benutzt worden — 8 *Capit.* Von den *Stubenöfen, Backöfen* und *Küchenheerden.* Nachdem Hr. *L.* die Regeln angegeben hat, worauf fich die Vollkommenheit aller Öfen und Heerde, und die richtige Art ihrer Benutzung gründet: fo zeigt er genau, wie der Bau ausgeführt werden muſs, damit er jenen Regeln ordentlich entfpreche. Dieſs Capit. gehört unter die vorzüglichsten des ganzen Werks. Befonders zeichnet fich ein vom Vf. angegebener Ofen aus. Nur von Sparheerden fagt er wenig; auch findet man, welches auffallend ist, nichts von *Rumford's* Verfuchen und Erfindungen erwähnt. Bey den Kaminen ist er wieder ausführlicher. Er rühmt hier unter anderen die Boswellſche Blasmaſchine zur Verhinderung des Rauchens. Auch *Lebon's* Thermolampe wird kurz befchrieben. Der Vf. hat Recht, wenn er fagt, dafs diefe Erfindung gleich vom Anfange an mehr Auffehen erregte, als fie verdiente. Den Backöfen find nur wenige Zeilen gewidmet. — 9 Cap. Von den *Kalkbrennereyen*, und Benutzung des gebrannten Kalks zum *Mörtel* und *Cement.* Hier lernt man, wie die Kalksteine gewonnen, benutzt, gebrannt und zum Mörtel zubereitet werden. Die vom Vf. herrührenden Verbeſſerungen der Kalköfen find bemerkenswerth. Auch zur Verfertigung guter Kitte giebt er Anleitung. — 10 Cap. Von den *Ziegelbrennereyen. Steindel's* Ziegelofen ist am ausführlichsten befchrieben worden. — 11 Cap. Von dem *Bergbau.* Hr. *L.* redet hier von der Entstehung und Befchaffenheit der Gebirge, der einzelnen Gebirgslagen, und der darin vorkommenden Mineralien, von den Mitteln fie zu gewinnen, und fie zur unmittelbaren Verarbeitung des Handwerkers oder des Künstlers gefchickt zu machen. Er erklärt mitunter auch mancherley bergmänniſche Kunstausdrücke. Die verschiedenen Instrumente der Bergleute find befchrieben und abgebildet. Von der Verzimmerung der Stollen und Strecken, fo wie von der Schachtverzimmerung und Schachtvermauerung handelt er ziemlich ausführlich. Auch den verfchiedenen Anstalten und Mafchinen gegen die böfen Wetter find einige Seiten gewidmet. — 12 Cap. Von den *Salzwerken.* Dieſes Cap. ist gegen die übrigen fehr kurz. Rec. wundert fich, dafs der Vf. kein Wort von den verfchiedenen Salzwerksmafchinen fpricht, vielleicht weil er über diefen Zweig der Technologie fchon fo viel gefchrieben hat. Aber er follte doch nicht vorausfetzen, dafs, wer diefe Technologie gebraucht, auch feine übrigen Werke befitze, um fich daraus Raths erholen zu können. — 13 Cap. Von *Anlegung der Brunnen* (nämlich der Ziehbrunnen, Schöpfbrunnen, Pumpbrunnen und Röhrbrunnen oder Springbrunnen). Diefes C. ist mit das ausführlichste im ganzen Werke. *Peſchel's* Vorrichtungen zum Bohren steinerner Röhren (wovon eine Abhandlung bey Voſs in Leipzig 1802 herausgekommen) fcheint Hr. *L.* nicht zu kennen. — 14 Cap. Vom *Straſsen- und Brücken-Bau.* Sehr concentrirt und brauchbar. — In einem *Anhange* werden noch einige Schriften über die abgehandelten Gegenstände genannt.

Durch diefes Werk haben allerdings, wie man fchon aus der Beurtheilung fieht, manche Zweige der Technologie einen fchönen Zuwachs erhalten, und Rec. wünfcht fehr, dafs der Vf. feine Unterfuchungen noch auf verfchiedene andere Zweige diefer Wiſſenfchaft verwenden möge.

...n..t.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Reichenbach*, b. Müller: *Die englifche Zitz- und Cattun-Druckerey*, oder: *Vollständige Anweifung die Cattune ganz auf englifche Art zu drucken, nebst der erfoderlichen Vorbereitung und Farbenrecepte.* Herausgegeben von *B. Sadebeck.* 1804. 74 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) So fehr auch der Herausgeb. diefer Bogen betheuert, dafs er nur defswegen zur Herausgabe derfelben veranlafst worden, um das Wohl feiner Mitmenfchen zu befördern, und er folches vor dem Richterstuhl feines Gewiſſens ohne Mühe darthun könne: fo muſs Rec. doch gestehen, darin nichts Befonderes gefunden zu haben. Man erhält nichts weiter, als die hinlänglich bekannte Behandlung der zum Druck bestimmten Zeuge vor dem Druck, fehr oberflächlich befchrieben, und einige Farbenrecepte ohne fonderlichen Werth.

X+Y.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Erlangen*, b. Palm: *Grundlinien einer Theorie des Staates (der Staats-Wiſſenfchafts-Lehre), des Geldes und der Staats-Wirthfchaft, wie auch der Erziehung und des Unterrichts*, von D. *J. Paul Harl*, Prof. der Philof. und Cameral-Wiſſenfchaft zu Erlangen. 1805. XVI u. 94 S. 8. (9 Gr.) Der Vf. erzählt in der Vorrede, wie er endlich zu dem deutlichen Bewuſstfeyn einer Staatswiſſenfchaft, welche er Staatswiſſenfchaftslehre nennen zu dürfen glaubt, gekommen fey, und die ersten Linien derfelben, und einer ihr vorangehenden Propädeutik entworfen habe. Durch die Umstände abgehalten, fchon jetzt eine ausführliche Behandlung der Propädeutik und Staatswiſſenfchaftslehre dem Druck zu überlaſſen, befchränkt er fich vorläufig auf eine kurze Einleitung und auf bloſse Grundriſſe oder Grundzüge. Aber der vorliegende erste Verfuch, der diefe enthalten foll, ist in der That fo unvollkommen, zum Theil fo unzufammenhängend, wie es fcheint, mit fichtbarer Eilfertigkeit gefertigt, dafs der Vf. fein System bestimmter vortragen muſs, ehe die Kritik es würdigen kann. Der angehängte Entwurf einer allgemeinen Erziehungs- und Unterrichts-Wiſſenfchaft ist ein bloſses Skelet; warum es hier stehe, darüber findet man keinen Auffchluſs.

R.

Jena, gedrukt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregister

vom

Junius 1808.

I. Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vörderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Junius.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gefellfchaften und Preife.

Univerfitäten u. and. öffentliche Lehranftalten.

Vermifchte Anzeigen und Nachrichten.



